<36628344620012

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Einunddreißigster Jahrgang

1858.

Stuttgart und Augsburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1858

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1858.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

U.

V.

W.

Y

Z.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 1. 1 Januar 1858.

Fortschritte in der Entzifferung der Keilschriften

Das „Ausland" hat von Zeit zu Zeit Nachrichten über die neuesten Fortschritte in der Entzifferung der Keilschriften gegeben, und mit Recht diesen Studien seine Aufmerksamkeit zugewendet; neben der Erfindung des elektrischen Telegraphen und der Entdeckung des Leverrier'schen Planeten gehört die Entzifferung der Keilschrift zu den größten Triumphen welche der menschliche Geist in diesem Jahrhundert aufzuweisen hat. Damit soll nicht gesagt seyn daß die frühern Jahrhunderte weniger geleistet haben; im Gegentheil, ohne die eminenten Geister welche in den frühern Epochen vorgearbeitet haben, würden wir jetzt nicht diese Triumphe feiern können. Benjamin Franklin mußte erst „dem Himmel den Blitzstrahl entreißen," wie sich Voltaire in dem stolzen Verse äußert, ehe Morse diesen Blitz dem Menschen dienstbar machte, und ihn nicht nur zwang seine Briefe zu schreiben, sondern sie auch zu befördern; Kepler und Newton mußten Laplace und Gauß vorarbeiten, und Laplace und Gauß ermöglichten Leverrier auf seiner Studierstube den in weiter weiter Ferne wandelnden „Neptun" zu entdecken, und an der Stelle die er ihm durch seinen Calcul anwies, durch Galle auffinden zu lassen. Aehnlich verhält es sich mit der Entzifferung der Keilschriften, und eine kurze geschichtliche Darstellung derselben dürfte daher nicht ohne Interesse seyn.

Die erste Erwähnung dieser Schrift finden wir in dem Vater der Geschichte. Herodot berichtet (Buch 4, Cap. 87): „Als Darius den Bosporus sah, ließ er an demselben zwei Säulen aus weißem Stein errichten, und in assyrischer und griechischer Schrift eine Aufzählung aller Völker welche er beherrschte darauf graben; von allen Völkern die er beherrschte, führte er Truppen, und ihre Anzahl betrug, ohne die Seetruppen, 700,000 mit den Reitern, außerdem 600 Schiffe. Später brachten die Byzantiner diese Säulen nach der Stadt, und verwendeten sie zu dem Altar der Diana Orthosia, mit Ausnahme eines einzigen Steines, welcher bei dem Tempel des Bacchus liegen gelassen wurde; er ist voller assyrischer Schriften. — Herodot hat diesen Stein also noch gesehen, was aus ihm und den übrigen Steinen, aus welchen die beiden Säulen bestanden, geworden ist, weiß niemand zu sagen. Einer der Gelehrten welche sich in den letzten Jahren mit der Entzifferung dieser Denkmäler befaßten, Isidor Löwenstern, reiste im Jahre 1854 nach Konstantinopel um sie aufzusuchen; aber nach einem Aufenthalt von zwei Jahren in der türkischen Hauptstadt starb er, ohne seinen Zweck erreicht zu haben.

Fast zweitausend Jahre nach Darius, im Jahr 1621, wurden diese geheimnißvollen Schriftzüge von einem Europäer zum erstenmal copirt und in Europa bekannt gemacht. Pietro della Valle copirte fünf Zeichen, und schickte seine Copie in einem Brief aus Schiraz vom 21 Oct. 1621 an seinen Freund Mario Schipano; in den verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen seiner Briefe sind diese 5 Zeichen abgedruckt, aber sie sind nicht ein Wort, sondern hin und wieder aus einer großen Tafel ausgewählt; es sind ku, â, ya, ch in den Worttheilen. Von einer Entzifferung konnte selbstverständlich keine Rede seyn; aber merkwürdigerweise hatte der scharfsinnige Italiener aus diesen wenigen Zeichen ganz richtig geschlossen daß die Schrift von der Linken zur Rechten gelesen werden müsse wie die europäischen Schriftarten, und nicht von der Rechten zur Linken, wie das Hebräische, Arabische, Syrische und die davon abgeleiteten Schriftarten. Der Grund den er für seine Vermuthung angibt, nämlich die Richtung der horizontalen Keile und des Worttheiles, ist für jeden Kenner morgenländischer Sprachen so einfach und so einleuchtend, daß man sich nur darüber verwundern muß daß selbst Orientalisten in vergleichungsweise viel späterer Zeit (noch im Anfang des jetzigen Jahrhunderts) ihre Entzifferungsversuche auf entgegengesetzter Basis vornahmen.

Im Jahr 1674 kam Chardin nach Persepolis, dessen Monumente er abzeichnete und in seiner Reisebeschreibung veröffentlichte. Von den Inschriften copirte er diejenige welche am häufigsten vorkommt, und welche bis jetzt den Erklärern die meiste Mühe macht, die sogenannte Fenster-Inschrift; sie ist wie fast alle andern in drei Sprachen, von denen jede ihre eigenen Charaktere hat; alle drei Schriftarten aber stimmen darin überein daß sie nur aus zwei Elementen bestehen, dem Keil und dem Winkelhaken. Chardins Abschrift ist nicht ganz genau, aber doch so daß der Kenner der Sprachen sich zurecht findet. Es ist die erste vollständige Inschrift welche in Europa bekannt wurde.

Im Jahr 1683 kam Kämpfer nach Persepolis; in den von ihm herausgegebenen Amoenitates Exoticae (Lemgo 1712) ist die eben erwähnte Fenster-Inschrift S. 347, und zwar wiederum vollständig in drei Sprachen, wiedergegeben, zwar nicht ganz deutlich,

aber doch viel correcter als bei Chardin; seine Copie der zweiten Schriftgattung ist die correcteste von allen Copien welche von dieser Inschrift gemacht worden sind.

Im Jahre 1704 kam der Maler Cornelius Le Bruyn nach Persepolis; er hat 10 Inschriften geliefert, nämlich die drei Texte der Fenster-Inschrift, zwei längere Inschriften, jede in ihren drei Schriftgattungen, und endlich eine zehnte, welche aber nichts weiter als ein unbrauchbares Gemisch aller drei Schriftgattungen ist; seine andern 9 Inschriften sind ebenfalls sehr undeutlich, nur die Fenster-Inschrift ist besser ausgefallen, schöner, aber nicht so correct wie bei Kämpfer, aber dennoch auffallenderweise in manchen Punkten correcter als die neuesten Copien.

Alle diese Copien aber konnten zu weiter nichts dienen als um eine Idee von den Charakteren zu geben; zu einer Entzifferung konnten sie durchaus nicht gebraucht werden. Das Verdienst correcte und deutliche Abschriften, und zwar in hinreichender Menge, gegeben zu haben, gebührt Carsten Niebuhr. Er besuchte Persepolis im Jahre 1765, und er hat uns 11 Copien geliefert, wovon 5 der ersten, 3 der zweiten und 3 der dritten Schriftgattung angehören. Verschiedene Gelehrte machten sich nun an die Entzifferung, namentlich hat sich O. G. Tychsen (Professor in Bützow, später in Rostock) viele Mühe gegeben, aber umsonst. Dabei kamen denn auch verschiedene Curiosa zum Vorschein; ein gewisser Witte behauptete (Versuch über die Bildung der Schriftsprache, Rostock 1799), die Keilschrift sey keine Schrift, sondern nur Zierathen und Blumen. Professor A. A. H. Lichtenstein in Hamburg schrieb ein Tentamen Palaeographiae Assyrio-Persicae (Helmstädt 1803), worin er behauptet die Keilschrift sey nichts weiter als ein verkapptes Arabisch; er deckte die Kappe ab, und las richtig ganz schönes und correctes Arabisch heraus, und zwar, wie sich von selbst versteht, von der Rechten zur Linken, obgleich schon der alte Pietro della Valle und Niebuhr (letzterer aus sehr triftigen Gründen) bewiesen hatten daß man die Schrift von der Linken zur Rechten lesen müsse. Klaproth in seinem „Asiatischen Magazin“ (Weimar 1802) Bd. I. p. 542 glaubt, „wenn man es dahin bringen könnte diese Charaktere zu entziffern, woran er aber sehr zweifelt, ja es für unbedingt unmöglich hält, würde es wohl einerlei seyn ob die Elemente derselben keilförmig oder schlank wären.“ Graf Caylus bewies in einem Mémoire sur les Ruines de Persépolis (im 29sten Bande der Akademie der Inschriften p. 118), „daß die vorhandenen Ruinen nicht von dem Palaste der persischen Könige herrühren, den Alexander verbrannt hat, daß man schwerlich diese Gebäude den Persern vor Cyrus oder diesem König oder seinen Nachfolgern zuschreiben könne (p. 141): gleiche Schwierigkeit finde er in Bezug auf die Partherkönige (p. 144): er nehme keinen Anstand zu beweisen daß man sie nicht der Dynastie der Sassaniden zuschreiben könne, welche auf die Parther folgte; die Gründe welche gegen diese streiten, gelten mit noch mehr Stärke gegen jene. Niemand, fügt er hinzu, werde versucht seyn die Ehre dieser Prachtwerke den Mohammedanern zuzuschreiben (p. 147).“ „Die logische Schlußfolge aus diesem Memoire ist also daß die Ruinen von Persepolis nicht existiren,“ bemerkt A. de Longperrier ganz richtig.

Wir sehen also daß zu Anfang dieses Jahrhunderts die Orientalisten von Profession für die Entzifferung der Keilschriften theils gar nichts thaten, theils Albernheiten trieben, während die Archäologen es sich zur Aufgabe machten die Bedeutung, ja selbst die Existenz der persischen Alterthümer wegzuläugnen. Es war also hohe Zeit daß etwas ernstliches geschah.

Drei Monate nachdem Klaproth die Entzifferung der Keilschriften für unbedingt unmöglich erklärt hatte, und noch ehe Lichtenstein mit seinen arabischen Grillen hervorgetreten war, war die Entzifferung gelungen, und damit die erste Periode ihrer Geschichte zum Abschluß gebracht. Es ist beschämend für die Geschichte der orientalischen Studien, daß diese Entzifferung durch einen Mann gemacht wurde der seiner eigenen Erklärung gemäß von orientalischen Sprachen nichts verstand, und der überdieß ein Schulamt hatte, also ein Amt welches ihm wahrlich wenig Mußestunden ließ; jedermann weiß daß ich den alten ehrwürdigen G. F. Grotefend meine, welcher im September 1802 der Göttinger Akademie der Wissenschaften seine ersten Entzifferungsversuche vorlegte: und welche Versuche! Von 38 Zeichen, aus denen die erste Schriftgattung besteht, hatte er über ein Duzend ganz richtig bestimmt, und zwar ohne alle Kenntniß morgenländischer Sprachen und ohne irgend eine andere Hülfe als das ganz unbrauchbare Zend-Glossar in Anquetil du Perron! Aber was ihm an eigentlichen Hülfsmitteln abgieng, das ersetzte er durch einen streng methodischen Geist, durch eine mathematische Analyse und durch glückliche Combination. Man hat später die Verdienste des wackern Alten zu verkleinern gesucht, man hat es Zufall genannt, man hat nicht verfehlt ihm vorzurechnen wie viele Zeichen er falsch bestimmt hatte, und schließlich erfolgte eine vornehme Ignorirung aller seiner außerordentlichen Leistungen, ja wohl gar noch etwas schlimmeres. Wir können es jetzt aufrichtig bekennen, im Grunde steckte der Neid dahinter; Grotefend gehörte nicht zur Zunft, und die Zunft hatte wenige Tage vor dem September 1802 die Unmöglichkeit der Entzifferung prophezeit!

Grotefend hatte zunächst den Worttheiler entdeckt: ein sehr wichtiges Element; er hatte ferner den Ausdruck für „König“ erkannt, welcher sich häufig wiederholte, und zwar zuweilen doppelt, d. h. im zweiten Worte, mit einem Zusatz den er als Flexionsendung erkannte, mit Einem Worte, er hatte den persischen Monarchentitel „König der Könige“ gefunden. Endlich fand er daß die Inschriften zwei verschiedenen Königen angehörten, von denen der eine der Sohn des andern war, während des letztern Vater nicht den Königstitel hatte. Es kam also darauf an aus den bekannten Daten der persischen Geschichte eine Reihe von drei Namen zu finden welche diese Bedingungen erfüllten, und welche sich zugleich ungezwungen in die für sie vorhandenen Gruppen einfügen ließen. Grotefend versuchte es mit Hystaspes, Darius und Xerxes, und siehe da! der Versuch gelang, der Schleier welcher das zweitausendjährige Geheimniß bedeckte, war zerrissen. Für den übrigen Inhalt der Inschriften, der außer wenigen Eigennamen nur allerlei Wortformen lieferte, mußte Anquetil du Perrons Glossar aushelfen; ist es da ein Wunder daß Grotefend fehlerhafte Dechiffrirungen machte? Statt ihm dieses vorzurücken, hätten die Orientalisten weit besser gethan selbst an die Arbeit zu gehen; aber seit wann existirt denn Burnoufs Commentaire sur le Yaçna und H. Brockhaus' Ausgabe der Zendschriften mit Glossar?

Während die Orientalisten von Profession, die eigentlichen

Zunftgenossen, fast ein Vierteljahrhundert Grotefends glänzende Entdeckung vornehm ignorirten, und sich mit Afrasiab und Rustem, und Dschemschid und Zal beschäftigten, arbeitete Grotefend rüstig und unermüdet weiter, und ein anderer, ebenfalls nicht zur Zunft gehöriger, A. L. Heeren, gab 1815 im Anhang zu seinen Ideen über die Politik und den Verkehr der alten Völker — Grotefends dießfallsige Arbeiten heraus. Aber noch länger als ein Jahrzehnt vergieng, bis endlich von Island ein neuer Anstoß kam: Rask verbesserte 1826 in Grotefends Alphabet zwei Zeichen, und stellte damit die richtige Endung des Genitiv Pluralis her. Noch sechs Jahre später, im J. 1832, kurz vor seinem Tode, lieferte Saint Martin in Paris zwei bis drei wirkliche Verbesserungen; aber seine übrigen Correcturen waren ganz verfehlt, und da er selbst Rasks wichtige Emendationen über den Haufen warf, so wurde durch ihn kein Fortschritt hervorgerufen. Nur Grotefend war unablässig bemüht seine Entdeckung weiter zu verfolgen, und er hatte das Glück in einer der von Niebuhr copirten Inschriften ein Länderverzeichniß zu finden, freilich noch sehr unvollkommen und lückenhaft.

Das Jahr 1836 brachte wieder einen erheblichen Fortschritt; in diesem Jahre veröffentlichten Burnouf und Lassen ihre Arbeiten; beide waren des Sanskrit und des Zend vollkommen mächtig, und sie waren also hinlänglich ausgerüstet um einen Abschluß herbeizuführen oder wenigstens anzubahnen; überdieß waren in der Zwischenzeit auch m'‑ Inschriften und bessere Copien der schon früher bekannten Inschriften, namentlich durch Rich und Sir Robert Ker Porter geliefert, und ein junger Däne, Westergaard, hatte im Jahre 1843 in Persepolis eine Revision sämmtlicher Copien vorgenommen, neue Abschriften hinzugefügt, und das ganze Material, so weit es die erste Schriftgattung umfaßte, dem Prof. Lassen zur Benutzung übergeben. Lassen hat darauf eine Revision seiner frühern Arbeiten vorgenommen, und in seiner Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes herausgegeben. Zu diesen Arbeiten Lassens muß man eine kleine Schrift von A. Holtzmann vergleichen, unter dem Titel: Beiträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften, Karlsruhe 1845, welche recht häßliche Nachtseiten aufdeckt, die hier bisher unberührt bleiben.

Ehe ich die zweite Periode meiner historischen Darstellung schließe, muß ich zweier Gelehrten gedenken, welche leider eines frühen Todes verstarben und damit eine Menge schöner Hoffnungen zerstörten, Jacquet und Beer, welche 1837 und 1838 einige sehr wichtige Verbesserungen zu Lassens Alphabet gegeben haben.

Die Resultate der bisherigen Arbeiten lassen sich in der Kürze wie folgt zusammenfassen: 1) die Sprache der Keilinschriften erster Gattung ist persisch, von dem heutigen Persischen nicht mehr verschieden als Lateinisch und Italienisch, Gothisch und jetziges Hochdeutsch, eine Sprache welche mit dem Sanskrit und Zend die meiste Aehnlichkeit hat; 2) die Berichte der Griechen, namentlich Herodots, über die altpersische Geschichte erhalten ihre schönste Bestätigung; 3) die neupersischen Berichte, namentlich Firdusi's in seinem Schahnameh, welche man im vorigen Jahrhundert für die richtige persische Geschichte hielt, und welche nicht nur specifische Orientalisten, wie Sir William Jones, Richardson, Wahl u. s. w., sondern selbst gediegene Historiker, wie Schlözer und Malcolm, den Griechen entgegensetzten, sind unwiderruflich dem Gebiet der romantischen Poesie verfallen, und haben so wenig mit der wahren Geschichte zu thun wie Wielands Oberon oder die Tausend und eine Nacht.

Neues, positives Material für die altpersische Geschichte aber lieferte diese Inschrift nur sehr wenig, das sollte erst später kommen.

Noch gehört zur zweiten Periode der Versuch des obgenannten Westergaard, die Keilschrift zweiter Gattung zu entziffern; schon längst hatte man erkannt daß die zweite Gattung einem nicht-arischen Sprachstamm, aller Wahrscheinlichkeit nach einem turanischen, d. h. alttatarischen Sprachstamm, angehöre; da man jedoch wegen der beschränkten Zahl der Inschriften, hauptsächlich aber der Natur des Alphabets wegen, welches aus mehr als 100 Zeichen besteht, nichts erhebliches dechiffriren konnte, so mußte man erst eine größere Anzahl Eigennamen zur Disposition haben. Um mindestens einen mundgerechten Ausdruck zu haben, nannte man die zweite Gattung „medisch;" jedoch scheinen alle Gelehrten welche diese Benennung anwandten, den Vorbehalt gemacht zu haben bei späterer Entzifferung diesen Namen mit einem richtigern zu vertauschen. Westergaard brachte aus Persien eine Inschrift mit einem Völkerverzeichniß mit, und mit diesem Zuwachs von Eigennamen ausgerüstet, konnte er einen ersten Entzifferungsversuch machen. Aber es zeigte sich daß selbst dieser bedeutende Zuwachs nicht genügte; vieles bestimmte er, wie sich später zeigte, ganz falsch, vieles ließ er ganz liegen; aber das was er entzifferte, genügte um zu beweisen: 1) daß die Benennung „medisch" aufzugeben, oder höchstens als conventionell beizubehalten ist; 2) daß die Sprache in ihrem grammatischen Bau, selbst ganz unabhängig von dem Lautwerth der Schriftzeichen, sich den tatarischen und ugrischen Sprachen genau anschließe.

Inzwischen bereitete sich schon die dritte Periode vor. War die zweite von einem Schulmeister eröffnet, so übernahm die Führung in der dritten ein Soldat, H. C. Rawlinson, ein Engländer in persischen Diensten. Im Jahr 1835 copirte er die Inschriften von Hamadan, und abgeschlossen von der literarischen Welt, in den Gebirgen Kurdistans in Kirmanschah, fast ohne alle Hülfsmittel, entzifferte er von neuem die Keilschrift; Grotefends und St. Martins Arbeiten kannte er nur vom Hörensagen, Lassens Arbeiten waren noch nicht erschienen, und ganz auf dieselbe Weise wie Grotefend gelangte er zur Entzifferung der Namen Hystaspes, Darius und Xerxes. Bald darauf copirte er einen großen Theil der Inschrift von Bihistun, und diese bot ihm Gelegenheit dar an einem ausgedehnten Text zu arbeiten. Mitten unter Berufs- und Amtspflichten, entfernt von allen Hülfsmitteln, bald in Bagdad, bald in Teheran, bald in Medien und Kurdistan thätig, studierte er fleißig Sanskrit, Zend und Pehlwi; und schon war er 1839 im Begriff seine Arbeiten der asiatischen Gesellschaft in London einzusenden, als seine Vorgesetzten, die ostindische Compagnie, ihn nach Afghanistan schickten, wo er unter Kriegslärm und Aufruhr bis 1843 blieb und an seine Keilschriften nicht denken konnte

Erst nach seiner Rückkehr nach Bagdad konnte er seine Lieblingsstudien wieder vornehmen; dazu bedurfte er einer vollständigen Copie, und also einer zweiten Reise nach Bihistun. Aber so leicht wie dem Antiquar in Europa war es ihm nicht gemacht, er mußte erst den Zimmermann und Architekten spielen um das zur Copirung erforderliche Gerüst herzurichten; dann mußte er unter den

glühenden Strahlen der Sonne tagelang auf diesem Gerüste herumklettern und die anstrengende Arbeit des Copirens vernehmen. Kaum war diese Arbeit beendigt, als man in ihn drängte seine Copie zu veröffentlichen; aber dazu konnte er sich nicht entschließen ehe er selbst sie gründlich durchgearbeitet hatte, vielleicht mochte er eine Ahnung haben von dem was später über ihn ergehen sollte.

Endlich im Jahr 1846 im 10ten Bande der Zeitschrift der asiatischen Gesellschaft von London erschien die Inschrift mit Uebersetzung, Commentar und Wörterbuch (letzteres noch nicht beendigt). Hatte man früher Grotefends Arbeiten mit einer unbegreiflichen Gleichgültigkeit aufgenommen, so gieng man jetzt fast ins entgegengesetzte Extrem über. In dem wissenschaftlichen Jahresbericht, welchen die deutsche morgenländische Gesellschaft für das Jahr 1849 in ihrer Zeitschrift (Bd. IV.) veröffentlichte, heißt es S. 79: „Wir kommen zu dem glänzendsten und folgenreichsten Siege, den europäische Wissenschaft in neuester Zeit über die neidischen Mächte der Vergessenheit errungen hat. Welches Hochgefühl durchdringt uns, wenn wir uns vergegenwärtigen wie zuerst ein Lichtblick von Grotefends Divinationsgabe das geheimnißvolle Dunkel der altpersischen Keilschrift an zwei Punkten durchbricht, wie dann der angestrengteste Scharfsinn der edelsten Nationen unsers Welttheils, mannichfach schwankend und irrend, aber am Ende doch erfolgreich um die Wette ringt den gelüfteten Schleier mehr und mehr zu heben, wie einer dieser mystischen Charaktere nach dem andern in immer schärferer Begränzung als Zeichen eines bestimmten Lautes, die von ihnen dargestellte Sprache immer deutlicher als die westliche Schwester der Sanskrita hervortritt, wie diese jene deuten lehrt, wie endlich, nachdem die Entzifferung der früher gewonnenen persischen Keilinschriften den Weg gebahnt, die Königin aller, die Felsenurkunde von Bihistun ihren triumphirenden Einzug hält, von einem und demselben Mann dem rohen Gestein entrissen, entziffert, übersetzt und sprachlich wie geschichtlich erläutert, in gleichem Maß eine Verherrlichung der Großthaten des Perserkönigs Darius I, der Wahrheitstreue des Griechen Herodot, der Geisteskraft und Ausdauer des Engländers Rawlinson!"

Rawlinson selbst verwahrte sich gegen solche Ueberschwänglichkeiten; er war weit entfernt zu glauben ein fehlerfreies Meisterstück geliefert zu haben, er erklärt ausdrücklich: „Es fällt mir nicht ein meine Uebersetzungen für fehlerfrei zu halten; diejenigen welche glauben in dem gegenwärtigen Aufsatz die Keilinschriften mit eben so vieler Gewißheit und Klarheit übersetzt und erläutert zu sehen, wie die alten Inschriften von Griechenland und Rom, werden sich kläglich täuschen." Rawlinson arbeitete und studierte inzwischen rüstig fort, und eine Menge Irrthümer in seiner ersten Arbeit hat er in seinen folgenden Aufsätzen verbessert; später nahm er sogar noch eine Revision der Copie an Ort und Stelle vor, und lieferte nicht unerhebliche Nachträge und Verbesserungen zum Text.

Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war und die Ernüchterung unter den Zunftgenossen allgemein wurde, zeigte sich auch schon die Reaction. Benfey in Göttingen wartete nicht einmal die ersten nothwendigen Berichtigungen Rawlinsons ab, und veröffentlichte im J. 1847 eine neue Uebersetzung der Inschrift mit Analyse und Wörterbuch. Der Göttinger Professor ist, wie jedermann weiß, einer der ersten Kenner des Sanskrit; aber um die in Rede stehenden Urkunden zu erläutern genügt das nicht, und seine Arbeit trägt mannichfache Spuren der Uebereilung an sich. Im J. 1852 gab J. Oppert aus Hamburg, Professor am Lyceum in Reims, im Journal der asiatischen Gesellschaft von Paris eine ähnliche Arbeit heraus; sechs Jahre waren seit der ersten Veröffentlichung Rawlinsons verflossen, und innerhalb dieser Zeit hatte er, wie oben erwähnt, vielfache Nachträge und Verbesserungen zu seiner ersten Arbeit geliefert; aber ohne alle diese vielfachen Beweise eines gewissenhaften Forschungsgeistes auch nur einer Notiz zu würdigen, hielt sich Oppert bloß an die erste ursprüngliche Arbeit, und kritisirte sie nach Herzenslust. Ein solches Verfahren näher zu bezeichnen ist unnöthig. Rawlinson selbst protestirte alles Ernstes dagegen, aber umsonst; der ruhige, gründliche Forscher behält gegen den kecken Schreier Unrecht, und nachdem Oppert den Reigen eröffnet hatte, fanden sich bald Nachbeter in Menge. Ich habe so eben eine Stelle aus dem 4ten Bande der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft citirt; der eilfte Band enthält ein paar Stellen welche ganz anders lauten. In dem wissenschaftlichen Jahresbericht für 1856 macht Gosche, ein junger Gelehrter, welcher schon einige Jahre früher die nagelneue Entdeckung von der Verwandtschaft des Armenischen mit den arischen Sprachen machte (was man beiläufig schon seit ungefähr hundert Jahren weiß), noch folgende Entdeckung (S. 308): „Rawlinson lernen wir nach und nach mehr als einen etwas divinatorisch-phantasirenden Erklärer kennen," und S. 310: „Wir bedürfen einige solide Erfolge in höchstem Grade, solange Colonel Rawlinson dieses Gebiet zu beherrschen scheint, dem eine gefügige Gelehrsamkeit und ein glänzender Scharfsinn jedes Spiel einer phantastischen Combination zu unterstützen pflegen; den großen Kreis der Laien beherrscht zum besten Theil sein hoher Name," wobei das Monthly Review und das „Ausland" citirt werden, wahrscheinlich als Laien, die sich von Rawlinsons hohem Namen beherrschen lassen, zu welchem Kreise aber (nämlich zu dem des profanum vulgus) Dr. Richard Gosche nicht gehören will. Also, Hr. Oberst Rawlinson, den Hut abgenommen und anbetend im Staube niedergekniet vor Hrn. Dr. Richard Gosche, und ein aufrichtiges Sündenbekenntniß gesprochen! Auch Prof. Fleischer, der jene Stelle im 4ten Bande schrieb, wird wohl neben Oberst Rawlinson niederzuknien haben, seine grauen Haare werden ihn nicht schützen; hat er zu der Präconisirung des Obersten beigetragen und so die Zunft aufgewiegelt, so muß er sie auch wieder „abwiegeln," wie der Berliner sagt.

Nachdem ich das Historische in Betreff der ersten Schriftgattung dargestellt habe, bleibt mir noch übrig über die Leistungen auf dem Felde der übrigen Schriftgattungen zu berichten.

Die zweite Schriftgattung, bis dahin die medische genannt, war, wie schon vorhin erwähnt, von Westergaard in Angriff genommen worden. Seine Arbeit wurde mit Staunen aufgenommen, es zeigte sich eine Sprache welche im Grunde mit keiner einzigen bekannten Sprache Aehnlichkeit hatte. Hincks in Irland und Saulcy in Paris machten sich auch darüber her; Hincks gab manche schätzbare Verbesserung, Saulcy's Arbeiten haben sich in der Folge als ganz verfehlt ausgewiesen. Am gründlichsten hat Holtzmann die Sache behandelt; mit dem spärlichen Material welches ihm zu Gebote stand, hat er durch scharfsinnige Combinationen und bedächtiges Fortschreiten außerordentliches geleistet, er selbst aber fühlte und gestand es offen ein daß die bekannten Texte bei weitem nicht

ausreichten um das letzte Wort zu sprechen, und er äußerte daher den gewiß gerechten Wunsch daß Rawlinson auch die medische Uebersetzung der großen Inschrift von Bihistun veröffentlichen möchte. Einstweilen war Holtzmann zu dem Resultat gekommen daß der nichtarische Charakter der Sprache keineswegs sicher sey, im Gegentheil hatte er manche Erscheinung als dem arischen Sprachgebiet angehörig nachgewiesen.

Rawlinson war inzwischen in ein anderes Fahrwasser gerathen, Botta und Layard hatten die alten Prachtruinen von Ninive aufgedeckt, und ein immenses Material zur altassyrischen Geschichte in einer bedeutenden Anzahl Keilinschriften geliefert. Diese Schriftgattung war der dritten altpersischen Schriftgattung, der sogenannten babylonischen sehr ähnlich, und Rawlinson, welcher bis dahin schon fleißig an dem medischen und babylonischen Texte von Bihistun gearbeitet hatte, machte Versuche mit den Keilinschriften von Ninive; sie fielen als erste Versuche sehr befriedigend aus, eine Menge Wendungen, die ihm aus Bihistun geläufig waren, fand er hier wieder, und er eilte daher von Bagdad nach London (1849), theils um das dort befindliche Material von assyrischen Alterthümern an Ort und Stelle zu studieren, theils um die dazu erforderlichen semitischen Sprachkenntnisse zu vervollständigen. Die Aussicht auf glänzende Resultate von der Entzifferung der assyrischen Keilschriften hatte ihn verleckt von seinem bisherigen ruhigen, ausharrenden und geduldigen Verfahren abzugehen und sich zu überstürzen, doch lassen wir dieß einstweilen noch bei Seite, wir werden wieder darauf zurückkommen.

Von den drei Schriftgattungen ist die erste die einfachste und leichteste, sie enthält etwas mehr als drei Dutzend Zeichen, und war daher mit Recht zuerst vorgenommen; nächstdem folgt die zweite mit etwas mehr als hundert Zeichen; die dritte Gattung ist jedenfalls die verwickeltste und enthält eine bis jetzt noch gar nicht bestimmte Anzahl von Zeichen, jedenfalls mehrere Hunderte. Es ergibt sich hieraus ganz logisch der Gang den die Entzifferungen zu befolgen haben; die „medische“ Schriftgattung hätte an die Reihe kommen sollen, aber, wie gesagt, Rawlinson verlor die Geduld noch einige Zeit mit dieser Gattung sich zu beschäftigen, von welcher voraussichtlich nur philologische, dagegen gar keine oder doch nur geringe historisch-ethnographische Ausbeute zu erwarten war; vielleicht war er auch durch die Ungeduld des Publicums in England gedrängt, man sah im brittischen Museum die Denkmäler, und man wollte sie auch ausgelegt haben; ohne irgendwelche zu einer solchen Auslegung erforderliche Kenntnisse oder Vorbedingungen erfüllen zu können, hatten sich Moriz Stern in Göttingen und Isidor Löwenstern in Paris darüber hergemacht und Dinge zum Vorschein gebracht, worüber man jetzt lieber schweigt. Daß Rawlinson solches Vorgehen ungeeignet fand, begreift sich; statt aber zur Geduld und Ausdauer zu ermahnen, verlor er selbst die Geduld, übergab die medischen Texte dem Secretär der asiatischen Gesellschaft von London, Hrn. E. Norris, und überließ diesem die Arbeit.

Norris gieng unverzüglich daran, und hat im 15ten Bande des Journals dieser Gesellschaft ein Meisterstück geliefert, er hat die Lücken des Originals mit vielem Geschick ausgefüllt, den ganzen Text in europäische Zeichen umgeschrieben, übersetzt, erläutert und mit Grammatik und Wörterbuch versehen. Aus seinen Forschungen geht unzweifelhaft hervor daß die Sprache der zweiten Schriftgattung in ihrem Bau und in ihrem lexikalischen Theil eine große Verwandtschaft mit den Sprachen des tatarischen und des ugrischen (finnischen) Stammes habe, und da Norris selbst nach seinem eigenen Geständniß eine ausreichende Kenntniß dieser Sprachen abgieng, so half er sich, so gut er konnte, mit den Grammatiken welche ihm zu Gebote standen. Norris war jedoch weit entfernt seine Arbeit für vollkommen auszugeben, er gesteht am Schlusse ein daß er vieles unerledigt lassen mußte, und spricht den Wunsch aus daß ein mit besseren Sprachkenntnissen ausgerüsteter Gelehrter die Arbeit einer Revision unterwerfe. Ein solches Verfahren macht ihm alle Ehre, und ein Billigdenkender wird die begangenen Fehler zwar erkennen und anzeigen, aber Norris kein Verbrechen daraus machen, im Gegentheil, das was er für diese Inschriften durch Kritik des Textes, durch Abtheilung in Wörter und Sätze, durch Erklärung, Analyse und Vergleichung mit dem eigentlichen Original, dem persepolitanischen Texte, geleistet hat, mit Dank anerkennen.

Zu dieser Revision und gründlichen Durcharbeitung war gewiß Holtzmann am ersten befähigt; durch seine Vorarbeiten und durch seine Kritiken der Arbeiten Westergaards hatte er dem gelehrten Publicum seine Befähigung und sein methodisches, ruhiges Fortschreiten hinlänglich documentirt. Aber was geschah? Statt die durch die Bekanntmachung der großen Inschrift constatirten früheren Fehlgriffe einzusehen, was ihm gewiß niemand verübelt haben würde; statt durch sein Beispiel und durch verständigen Rath vor Uebereilung und Ueberstürzung zu warnen, übernahm er die Rolle des grämlichen Alten, der seine früheren Ansichten starr fest hielt und die sicher ermittelten Ergebnisse neuerer Forschungen gar nicht gelten lassen wollte; die Pflicht der Wahrheitsliebe nöthigt uns zu gestehen daß auch Grotefend in den letzten Jahren seines Lebens nicht ganz frei von diesem Verfahren geblieben ist. Angesichts des augenscheinlichen turanischen Charakters der sogenannten „medischen“ Sprache hielt Holtzmann seine frühere Ansicht von ihrem arischen Charakter fest, griff hie und da aus den Texten ein einzelnes Wort oder eine isolirte Form heraus, welche scheinbar diese Ansicht bestätigte, kurz schlug ein Verfahren ein, vermittelst dessen man eben so gut beweisen kann daß das Chinesische nur ein Dialekt vom Holländischen ist. Das Richtige wäre gewesen den ganzen Text vorzunehmen, und von Anfang bis zu Ende seine Ansichten an demselben zu prüfen und zu belegen: hic Rhodus, hic salta; das that aber Holtzmann nicht, sondern begnügte sich, wie gesagt, mit einzelnen abgerissenen Fetzen und mit einigen geistreichen Witzen über die mordwinische und tscheremissische Gelehrsamkeit des Hrn. Norris. Für die Befriedigung der Eigenliebe ist dieß gewiß hinreichend, aber die Wissenschaft wird durch solche Kreuz- und Quersprünge um keinen Schritt weiter gefördert.

So steht noch jetzt die Sache der zweiten Schriftgattung, in einem früheren Bande der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft hat Dr. Blau in Konstantinopel eine Revision dieser Keilinschriften versprochen, es ist mir aber nicht bekannt geworden, ob Blau seitdem seine Arbeit beendigt und veröffentlicht hat. Die zweite Schriftgattung steht also noch verwaist da.

Folglich würde man mir entgegnen, sind die babylonisch-assyrischen Keilinschriften noch viel mehr verwaist, da die medischen oder scythischen die Brücke zu ihrer Entzifferung bilden? O nein, hier herrscht reges Leben: Moriz Stern, Isidor Löwenstern, Julius

Oppert, Edw. Hincks, F. Saulcy, F. Talbot, Grotefend, und wer weiß noch wie viele andere haben es sich zur Aufgabe gesetzt, neben Rawlinson diese Denkmäler zu erläutern und die Palme zu erringen. Ehe wir aber zu einer Darlegung der Leistungen dieser Männer übergehen, möge es gestattet seyn eine kleine Bemerkung zu machen. Der Quintaner findet es langweilig im Zumpt sich mit mensa und homo, mit amo und doceo, mit hortor und loquor abzuplagen, er möchte lieber Homer und Aeschylus lesen, was gewiß weit interessanter ist, sein Lehrer wird ihm darin beipflichten und seinen edlen Eifer aufmuntern, ihm aber zugleich den väterlichen Rath ertheilen, noch einstweilen den Zumpt zu studieren, Eutrop und Cornelius Nepos zu lesen, auch gelegentlich den Buttmann zur Hand zu nehmen und sich in Quarta, Tertia und Secunda durch die Lectüre von Aesop, von Xenophon u. s. w. auf den Genuß vorzubereiten, den ihm Homer und Aeschylus gewähren werden. Wollte unser Quintaner diesen bewährten Rath nicht befolgen, und auf eigene Hand den Homer vornehmen, so weiß jeder was dabei herauskommt. Nun, bei der Entzifferung der Keilschriften waren wir alle mehr oder weniger auf dem Standpunkt des Quintaners; einige hundert Vocabeln und einige Flexionsformen bilden unsern Vorrath von Kenntnissen, und Männer welche von dem Ernst der Wissenschaft durchdrungen sind, werden keinen Anstand nehmen zu bekennen daß sie alle mehr oder minder Quintaner sind. Der Professor, das ist König Darius I, Sohn des Hystaspes, seine Collaboratoren sind seine Söhne und Enkel, Xerxes, Artaxerxes, auch sein Vorfahr Cyrus; diese Leute geben die Pensa auf mit doppelter Interlinearübersetzung, an anderweitigen Hülfsmitteln fehlt es nicht, der natürliche Gang des Cursus ist vom Persepolitanischen zum Medischen, vom Medischen zum Babylonischen, und man hat die Denkmäler von Bihistun, Persepolis, Nakschi Rusten, Hamadan, Van u. s. w. in den drei Sprachen gewissenhaft und gründlich durchstudiert, so möge man seine Kräfte an Ninive versuchen; der Cursus dauert auf diese Weise wohl einige Jahrzehnte, aber was schadet es? Die Welt hat so viele Jahrtausende bestanden ohne daß wir den Inhalt der Reichsarchive von Ninive kannten, sie wird auch wohl ohne diese Kunde noch einige Jahrzehnte existiren können.

Aber so dachten nicht die Erklärer der Keilschriften. Grotefend behielt seine mathematische Methode bei, beschränkte sich auf kleine Stücke und auf den Anfang der Bihistun-Inschrift, aber seine mangelhafte Sprachkenntniß ließ ihn im Stich. Moritz Stern war schneller fertig; er erklärte alles, nichts blieb undeutlich, und Professor Benfey gab am Schlusse sein Fetwa ab, daß Hr. Stern seine Sache sehr gut gemacht habe. Jetzt spricht kein Mensch mehr davon, denn der seitdem veröffentlichte babylonische Text von Bihistun hat fast alles umgestoßen. Mit ihm gleichzeitig gieng ein anderer Stern aus dem Morgenlande auf, Isidor Löwenstern, dessen Kreuz- und Quersprünge aber weit eher dem excentrischen Laufe eines Kometen gleichen; von Resultaten die er erzielt hätte ist wenig oder nichts bekannt geworden, seine Hauptstärke bestand in der Verkleinerung der Verdienste Rawlinsons. Saulcy hat im Journal asiatique de Paris seine Studien veröffentlicht; ich bezweifle ob es irgend einem Menschen noch jetzt einfällt sie zu berücksichtigen.

Solche Erfahrungen erregten unter besonnenen Leuten ein bedenkliches Kopfschütteln. Holtzmann erhob seine warnende Stimme und ermahnte noch einmal dringend den methodischen Cursus inne zu halten und sich vor Ueberstürzungen zu hüten; sein Ruf verhallte wie die Stimme des Predigers in der Wüste; der Schwindel hatte alle ergriffen, und selbst Rawlinson sah sich gezwungen dem Strome zu folgen; die von ihm im 14ten Bande des englisch-asiatischen Gesellschafts-Journals begonnene Bearbeitung des babylonischen Textes von Bihistun mußte er aufgeben noch ehe er den dritten Theil derselben beendigt hatte; er mußte die Archive von Ninive erklären.

Die bedeutendsten Talente sind unstreitig Oppert und Hincks; ohne ungerecht zu seyn kann man nicht läugnen daß Oppert vor allen befähigt ist das große Werk wenn auch nicht ganz zu beendigen, doch wenigstens tüchtig zu fördern und den Ausbau weiter zu führen. Aber Oppert weiß dieß auch und möchte auch daß andere es wissen, und daß die ganze Welt sich in dem Bekenntnisse vereinige: es ist kein anderer Gott als Gott, und Oppert ist der größte und einzige Kenner der Keilschrift. Der Prophet, der diese neue Lehre verkündigt, hat sich auch schon gefunden. Hr. Dr. Richard Gosche sagt in seinem eben citirten Jahresbericht (S. 307): „aus der Einsicht des im Manuscript rasch vorschreitenden systematischen Werkes von Oppert habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß wir hier ein Talent wie Jacquet und Beer vor uns haben, und daß nach der Veröffentlichung der zusammenhängenden Darstellung alle Zweifel der Vorsichtigen und der Nebenbuhler sich werden legen müssen." Amen, Gott gebe seinen Segen dazu. Oppert selbst hat ebenfalls auf das Erscheinen seines Werkes das Publicum allseitig vorbereitet. Seine erste Schrift vom Jahre 1852 hatte ihn etwas mit Rawlinson in Conflict gebracht; darauf wurde er von der französischen Regierung nach Bagdad geschickt, um mit Fresnel und Place babylonische Alterthümer zu studieren. Hier kam er mit Rawlinson zusammen, und da dieser in Bagdad neben seiner wissenschaftlichen Stellung und seinem militärischen Rang noch einen einflußreichen diplomatischen Posten bekleidet, so war darauf Rücksicht zu nehmen; Opperts Briefe aus Bagdad und Babylon lassen Rawlinson volle Gerechtigkeit widerfahren, und selbst da, wo die beiden Gelehrten nicht einerlei Meinung sind, wird die Sache in einer Weise besprochen, wie sie unter anständigen und gebildeten Leuten seit Jahrtausenden üblich ist. Seit seiner Rückkehr von Babylon aber hat sich das Blatt gewendet: Rawlinson ist nur ein Divinator, der sich große Willkürlichkeiten erlaubt; seine Erklärungen sind nicht zu halten, und er ist daher selbst genöthigt seine assyrischen Könige jedes Jahr umzutaufen, was er (Oppert) nicht nöthig hat. Nun, Rawlinson gibt wenigstens einen Beweis daß er fleißig studiert und durchaus nicht geneigt ist eine früher ausgesprochene Ansicht festzuhalten, sobald er sie als irrig anerkannt hat; ein solches Streben ist meiner Ansicht nach ehrenwerth, und verdient gewiß nicht mit Witzen bespöttelt zu werden. Es ist gewiß sehr schön, und die gelehrte Welt wird sich gewiß herzlich freuen, wenn Hr. Oppert nicht genöthigt ist seine assyrischen Könige umzutaufen, wogegen die Majestäten selbst, wenn sie noch am Leben wären, Protest einlegen würden; es dürfte aber auch gar nicht unpassend seyn, wenn Hr. Dr. Oppert das Sakrament der Beschneidung an den wohlerworbenen Verdiensten Rawlinsons etwas weniger verschwenderisch ausübte.

Inzwischen hat Oppert in verschiedenen kleinern Aufsätzen schon Proben von den Resultaten seiner Forschungen gegeben; im

Ganzen liefern sie den Beweis daß er tüchtig gearbeitet hat, und daß er sein weites Feld vollkommen beherrscht; in den Details bleiben dem Kenner freilich noch allerlei Bedenklichkeiten und Zweifel; aber da sich aus diesen einzelnen Bruchstücken nicht entnehmen läßt welchen Gang seine Arbeit genommen hat, so ist ein rasches Urtheil nicht zulässig; solche Dinge wollen im Zusammenhang und mit angestrengter Aufmerksamkeit geprüft seyn.

Ein ganz eigenthümliches Talent ist Dr. Edward Hincks; er läßt sich nicht in die Karten schauen, er gibt seine Resultate bekannt ohne zu sagen wie er dazu gelangt ist; man sieht sie, man staunt sie an, man prüft sie, und sie lassen wenig oder gar nichts gegen sich einwenden; es liegt etwas Orakelmäßiges in seinen Aufsätzen, aber er ist nichts weniger als Charlatan.

Die Arbeiten von Talbot, Longherier u. s. w. sind weniger bedeutend, und wir können hier unsere Uebersicht schließen. Im allgemeinen aber möchte es sich herausstellen daß man wohl wieder einige Schritte rückwärts thun muß; die Basis eines jeden gedeihlichen Fortschritts ist das Studium der dreisprachigen Inschriften aus den Zeiten der Achämeniden, besonders des Denkmals von Bihistun; sind wir damit im Reinen, so können wir weiter gehen; aber wer vermöchte das auch nur von dem persepolitanischen Text zu sagen? Der medische ist kaum in Angriff genommen und darauf bei Seite gelegt; der babylonische Text ist kaum veröffentlicht, von einer gründlichen, erschöpfenden Behandlung desselben ist noch nichts zum Vorschein gekommen, und doch bildet der babylonische Text von Bihistun die einzige Möglichkeit zum Verständniß der assyrischen Reichsarchive zu gelangen.

Es gibt noch einige andere Arten von Keilinschriften, z. B. die von Van, welche mit der Inschrift von Malatia und der von Cypern übereinstimmen, aber deren Verständniß noch nicht einmal bis zum Alphabet gelangt ist. Hincks hat es versucht sich darüber herzumachen, aber er hat nur weniges herausgebracht. Die Inschriften von Elymais sind noch nicht einmal veröffentlicht.

Der Bregenzerwald und das Walserthal.

Vor all den freundlichen Städten und Flecken, deren Thürme und Burgen die Ufer des weitgestreckten Bodensees umsäumen, zieht Bregenz, dicht am Fuße des Gebirges gelegen, den Wanderer an, dem es die Eingangspforten bildet zu dem „Walde," wo ein allemanischer Stamm mitten unter andern verschiedenartigen Völkern sich erhalten hat. Die enge Schlucht der Schwarzach führt in das Ländchen hinein, das, von Alters her den Bauern zu eigen, nirgend Spuren verwitterter Herrensitze aufzuweisen hat.

Eine neue Straßenanlage windet sich in raschem Ansteigen zwischen dichtbewaldeten Abhängen empor, an denen sich vielgestaltige Laubhölzer mit dunkeln Tannen und zierlichen Lärchen mischen, über zerklüftetem, wirr durcheinander geworfenem Gestein und dem brausenden Gebirgswasser, das in unzähligen Stürzen dem Rheinthale zueilt. Im Zurückschauen bietet die Bergspalte herrliche Ausblicke auf den blauen See und die grünen Appenzeller-Hügel, welche wie in einen Rahmen gefaßt, in blauem Duft gegen das breite Flußthal vorgeschoben sind. Vom Dorf Schwarzach, am Eingang der Schlucht bis hinauf nach Alberschwendi, trifft man nur vereinzelte Wohnstätten, Säge- und Schleifsteinmühlen, deren ächzendes Geräusch oft allein ihr Daseyn unter überhängendem Gestein verkündet. Da, beim Biegen um die letzte Waldecke, liegt plötzlich ein Hochthal vor dem Wanderer, das, eine weite Alpenweide, mit zerstreuten Gehöften, von einem Kranze kegelförmiger Berge eingefaßt wird.

Die Straße zieht sich hier in den vordern Wald gegen das Bayerland hinaus, und ein schmaler Seitenast, nur für Gebirgsfuhrwerk tauglich, windet sich an die Bregenzerache, um „das Egg" in den innern eigentlichen „Wald" hinein. Fußgänger schlagen den Weg über die Lorenna ein, um die vielen Krümmungen abzuschneiden. Diese Einsattelung des Gebirges ist leicht zu überschreiten, und bietet auf ihrem Scheitel einen weiten Ueberblick der schneebedeckten Rücken und Spitzen der Bergzüge, welche die Ach einfassen. Auf der Alpenweide oben begrüßt den Pflanzenkundigen die Flora höherer Bergregionen in der zierlichen Gestalt der bärtigen Glockenblume, des Fettkrauts, metallblauer Genzianen und anderer lieblichen Bergeskinder. Von dem steilen Kamme abwärts geht es durch Nadelwald, in welchem eine wunderthätige Quelle sprudelt. St. Ilga (Attile) übt an diesem Borne ihre Heilkraft auf die Augen aus, wie ein Votivbild, das aller künstlerischen Ansprüche entbehrt, verkündet, welches, an eine mächtige Tanne geheftet, die drei heiligen Glaubensboten Merbod, Ido und Ilga in der Landestracht darstellt. Nach der Volkssage waren diese drei Geschwister, Sprößlinge des austrasischen Königsgeschlechtes, in den Wald gedrungen, um das Christenthum zu verkünden, Gotteshäuser zu bauen. Die sehr alte Kirche in Alberschwendi soll von ihnen gegründet seyn, und sie selbst waren von den wilden Heiden an dieser Stätte erschlagen worden. Ein ausgehöhlter Baumstamm faßt das köstliche Wasser auf, wie es unmittelbar aus der Bergwand quillt und, von Moos und hohem Farrenkraut umsäumt, dem Wanderer erwünschte Labung bietet.

In einen Thalwinkel gedrängt liegt das Dorf Schwarzenberg, und zieht sich mit seinen räumigen Holzhäusern, deren Bauart lebhaft an den Schwarzwald erinnert, an den Bergen empor. Der Heuernte wegen war es still um die Gehöfte; alles war draußen geschäftig das duftige Gras an den hölzernen Gestellen aufzuhängen, an denen es leichter trocknet als auf dem quellenreichen Boden des Thalgrundes, der häufig mit Obstbäumen besetzt ist, und zu welchem der Wald tief herabreicht an den steilen Hängen.

Freundliche Gasthäuser, die nur durch größern Umfang und das bemalte Schild sich auszeichnen, gruppiren sich um die Kirche, in welcher ein Bild der Angelika Kaufmann hängt und ihr ein Denkmal errichtet ist, da ihr Vater aus diesem Dorfe abstammte, das noch mehrere Gemälde aus ihrer Jugendzeit bewahrt. Die Bregenzerwäldler zeigten von jeher Anlagen zur Kunst, und wenn auch nicht gerade große Meister aus diesem Volke hervorgegangen

sind, so waren doch manche darunter die sich in fernen Hauptstädten einen Namen gemacht haben und ihren Landsleuten zur Ehre gereichen, die in ihrer Abgeschiedenheit von dem großen Weltverkehr sich gerne ihrer erinnern, und sie rühmend nennen.

Auffallend ist die Tracht der Frauen, mehr in ihrem Schnitt als in den Farben; ein dunkelblauer, wollener Rock mit Scharlachbesatz an dem Saume fällt von dem schwarzsammetnen gesteppten Mieder in reichen Falten auf die Schuhe herab; darüber wird statt der Schürze die Juppe, ein schwarzleinenes, glänzend gesteiftes feingefaltetes langes Oberkleid getragen, das ärmellos, bis an den bunten Miederbesatz über die halbe Brust reicht, und von einem schwarzen Ledergurt, von dem an stählerner Kette eine Scheere niederhängt, über den Hüften zusammengehalten wird; den Hals umschließt züchtig das schwarze Koller, mit künstlicher Knopfarbeit und goldenen Namenszügen verziert. Ueber den weißen Hemdärmeln tragen Frauen und Mädchen häßliche farbige Gigets von gedrucktem Baumwollzeug, während in früherer Zeit der Tschopen, eine kaum spannenlange dicht anliegende Jacke von schwarzer Leinwand mit eben solchen Aermeln, die sich an die Juppe anschloß, getragen wurde. Die meist vollen dunkeln Haare sind in Zöpfe geflochten und in einem Kranz um die Schläfen gelegt, über die sich der trichterförmige Kopfschmuck, eine schwarzwollene filzartig gestrickte Mütze, stülpt. Aeltere Frauen tragen zum Kirchgang oder bei Unwetter den nordischen Krispins ähnliche wollene Mäntelchen. Zur Festtracht der Mädchen und Bräute gehört die Schapel (altfranzösisch: chapel), eine Krone von Flittergold, die auf einem Sammetreif befestigt ist, wie man sie in Dorfkirchen häufig an den Marienbildern findet. Das dunkle Gewand läßt den meist hohen Gestalten, mit ernsten, fast wehmüthigen Gesichtern, ausnehmend wohl, und leiht ihnen einen nonnenhaften Anstrich, zu welchem ihre einfachen Gebärden und die wohlklingenden Stimmen, womit sie ihre weiche singende Sprache, mit den vielen Anklängen an das Mittelhochdeutsch der Nibelungen betonen, ganz wohl passen. Die Redeweise der Männer ist rauher, dem ungeübten Ohr verständlicher, da sie häufiger nach außen verkehren; auch zeigen sie sich aufgeweckter, munterer, den Appenzellern in raschem Worte ähnlich. Der Einfluß welchen die jüngere Geistlichkeit, die meist aus den Seminarien in Tirol hervorgeht, während ehedem das Bisthum Konstanz diesen Gegenden ihre Seelsorger gab, über die Frauen ausübt, scheint zu dieser Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Charakters besonders beizutragen, und das Leben dieser Gebirgsleute in seinen fröhlichen Aeußerungen bei Spiel und Tanz immer mehr zu beschränken.

Die Tracht der Männer ist die in diesen Theilen von Süddeutschland gewöhnliche schwarze Lederhose, runde reichbeknöpfte Jacke und breitgekrämpter Hut, dessen niedriger Kopf mit einem schwarzen Bande umschnallt ist. Die Leute dort müssen viel darauf halten in fremder Gemeinde nicht im Werktagskleid zu erscheinen. Unser Führer und Träger aus Alberschwendi wollte uns in seiner Maurerschürze durchaus nicht über Schwarzenberg hinausgeleiten, da es sich nicht zieme im „Altagshäs" in ein entferntes Dorf, wo man nicht so gekannt ist, zu gehen. Auch eine Frau, die von der Wiese weg, wo sie beim Heumachen beschäftigt war, unsere fahrende Habe nach Mellau fördern sollte, übergab diese vor dem Dorfe ein Paar Kindern, welche sich weiter oben im Thale umhertrieben, doch nicht ohne ihnen zuvor die wirren Haare zurechtgestrichen und die Schürze vorgebunden zu haben.

Reinlichkeit und Ordnungsliebe scheinen vorstechendere Züge in dem Wesen dieses Gebirgsvölkchens zu seyn, das sich meist von Alpenwirthschaft und Holzhandel nährt. Für Getreidefelder und Kartoffeläcker bietet die schmale Thalsohle neben den duftigen Matten keinen Raum, und auf den Kämmen der prächtig bewaldeten Kalkberge ziehen sich nun wie grüne Oasen die fetten Alptriften am Saume des Schnees und der Felsen hin. Von dem großen Schwarm der Touristen sind diese glückseligen Inseln der Sommerfrische bis jetzt nicht entdeckt worden, und wenn auch je zuweilen die Bewohner der Städte und Städtchen des Tieflandes einige Wochen ländlicher Erholung hier genießen, so übt dieß Verweilen bürgerlicher einfacher Menschen keinen Einfluß auf das bäuerliche Leben, dem sie sich in jeder Weise anpassen müssen.

Während Höhenzüge und Weideplätze meist romanische Namen tragen, wie Lorenna, Loisa, Canisfluh, Didamskopf, Schadona-Alp, sind die Benennungen der Ortschaften alle deutsch, und enden auf Au, wie Bezau, Bizau, Mellau, Hirschau, Schnepfau. Von Mellau aufwärts wird das Thal wilder, welches bei dem Hauptorte Bezau, das unter Obstbäumen versteckt liegt, seine größte Breite hat; die Abhänge werden kahler, Lawinenstürzen ausgesetzt, die Häuser der Dörfer rücken näher zusammen, und die Einwohner beschäftigen sich neben ihrer Alpenwirthschaft viel mit Weißstickerei für Schweizer Fabrikherren. Bei Au, einem der malerischsten Punkte, wo ein mächtiger Bergstock sich vorschiebt und dem Thal eine südlichere Richtung gibt, zweigt sich dieses westlich gegen den Argengipfel ab, von dessen Saumpfad aus die alte Kirche auf ihrem Felshügel, von dem weitgestreckten Dorfe umgeben, ein liebliches Landschaftsbild darstellt, dessen Hintergrund ferne Schneekuppen abschließen. Dieser wenig betretene Weg führt aus dem Walde nach dem großen Walserthal hinüber, zuerst an den Alpen der Schwarzenberger vorbei, die, an der Mittagseite der Canisfluh gelegen, nur von dieser Seite zugänglich sind und alljährlich am St. Kilianstage festlich bezogen werden. Eine feierliche Procession mit Kreuz und Fahnen zieht der Heerde auf dem weiten Wege, 8 bis 9 Stunden, voran; der Priester weiht die Weide gegen alles Böse, was ihr von Menschen oder den dunkeln Naturkräften, die sich in den Elbputzen verkörpern, angethan werden könnte; der Segen des Himmels soll sie bewahren vor dem Ausdorren, dem Verkommen des Viehs, und wo dieser aus der Hand des Seelsorgers nicht kräftig genug wirkt, wird der „Kapuziner" von Bludenz herbeigeholt, der die Unholde besser zu bannen verstehen muß.

Die muldenartige Einsenkung, an deren nördlichem Abhang der Pfad hinansteigt, zieht sich bis zum Mittagsspitz empor, und bildet schönes Weideland, auf dem besonders die edeln Manttern, Phellandrium Mutellina wuchern. Nur da und dort wird es von Waldstrecken unterbrochen, welche die Tobel einfassen; in dem beträchtlichsten derselben, dem Arventobel, stürzt ein prächtiger Wildbach aus einem Schneefeld nieder. In einer geräumigen Sennhütte fanden wir bei einem freundlichen Mädchen aus Au treffliche Milch, Butter und Gsyg, ein dem Walde eigenthümliches Erzeugniß, das aus eingekochter Molke besteht, einen süßlichen Geschmack hat und wie Käse zur Butter gegessen wird.

An dem südlichen Abhange breitet sich das Dörfchen Damils

aus, dessen graue schindelgepanzerte Häuschen von Walsern bewohnt werden, jenem räthselhaften Volk, das die meisten Wohnsitze mit romanischen Namen sowohl in diesen Gegenden als drüben in Vorarlberg, Tirol und nach Bayern zu sich zugeeignet hat. Während manche Gelehrte über seine Abstammung noch nicht im Reinen sind und darüber streiten ob man es den germanisirten Romanen oder einem alten burgundischen Stamm beizählen soll, halten sich die Leute dort völlig ihres Ursprungs gewiß, und rühmen sich ihrer wallisischen Herkunft. Wie aber eine solche massenhafte und vergleichungsweise späte Auswanderung — Urkunden der Klöster St. Gallen und Pfäfers aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert erwähnen der Walser zuerst als freie Leute — stattfinden konnte und welche Ursachen selbe hervorgerufen haben, darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen, die vielleicht durch die neuesten Naturereignisse, welche die Visptháler getroffen, den Einbrüchen der Saracenen, welche deutliche Spuren längern Verweilens in Wallis zurückgelassen haben, glaubhaft werden könnten. Albert Schott, der liebenswürdige, deutschem Wesen zu früh entrissene Forscher, hat zuerst auf die Verwandtschaft der Walser mit den Deutschen am Monte Rosa hingewiesen. Wie dort haben sie sich zumeist in solchen Gebirgsgegenden angesiedelt, wo von Alters her Bergbau getrieben wurde, so im bündnerischen Lugnetz, Davos, am Wallensee, im Silberthal des Montafun ꝛc.

Auf der Alpe Tesina, an deren südlicher Einsenkung ein Sommerdörfchen mit einer Capelle steht, führt der Weg steil abwärts nach dem großen Walserthale, das vom Rothhorn sich zwischen bedeutend höhern wild zerrissenen Bergen niederzieht und von der Lüs durchströmt wird. Zuoberst in diesem Thale, das von dem höchsten Gebirgsstocke, dem Tannberg, ausläuft, von dem sich der Arlberg abzweigt, liegt das Bad Rothenbrunnen, ein eisenhaltiger Säuerling, in ziemlicher Entfernung davon Buchboden, Fontanella, Sontag, Plans, und auf dem nördlichen Abhange Marnel und Ragoll.

Die uns begegnenden Walser schüttelten verwundert die Köpfe über unsre „Spazierenlaufen" in ihren wilden Bergen, und meinten das müßte eine absonderliche Lustreise seyn, so zwischen Steinen und Lawinenschnee umherzustolpern und nichts vor sich zu sehen als noch höhere Gebirge mit weiten Eisfeldern, welche sie wie am Monte Rosa hin „Glatschert" nennen. In der Herberge zu Sontag, das tief unter Fontanella an dem Flusse liegt, hat sich eine Wälderfamilie aus der Au angesiedelt, deren Haupt, ein verständiger älterer Mann, mit dem schlauen gemessenen Wesen seiner Landsleute, uns manchen Aufschluß gab über Bewirthschaftung der Alpen, der kleinen Grundstücke und Waldstrecken, welche er von seinen sorgloseren, minder haushälterischen Nachbarn erworben hat. Die Mutter, eine alte stille Frau, mischte sich wenig in das Gespräch, während die drei Töchter, hübsche kräftige Gestalten, das Haus versorgten. Die älteste, Anne Marie, ein verständiges Mädchen, bedient die Gäste, steht dem Kramladen vor, der in einer obern Kammer der geräumigen Behausung alles enthält was die einfachen Bedürfnisse der Gebirgsleute fordern, sogar fertige Kleidungsstücke für Männer, welche die Mädchen zusammenschneiden wenn die Arbeiten in Küche und Bäckerei, die Besorgung des kleinen Wurzgartens ihnen Zeit dazu gewähren. Der älteste Sohn fährt mit seinem Gebirgswägelchen und dem tüchtigen Zweigespann allmorgendlich ins Land hinaus, zuweilen bis Bludenz und Feldkirch um Mehl, Salz und andere Lebensmittel und Bedürfnisse herbeizuschaffen, sogar Eier müssen draußen zu hohen Preisen aufgekauft werden, denn in dem ganzen Thale gibt es weder Hühner noch anderes gackerndes und schnatterndes Geflügel. Nur der einsame Auerhahn, das Birkhuhn, Schneehühner gewähren manchmal den selten Fleischgenießenden einen würzigen Braten. Obgleich Gemsen häufig sind in diesen Bergen, steht ihre Jagd dennoch nicht in großem Ansehen, und die Wälder meinen, es sey nur ein Zeitvertreib für unnützes müßiges Volk. Die Aufsicht über das Melkvieh führt der jüngere Sohn, der einige Tage zuvor mit den Sennern auf die Alp gefahren war.

Allenthalben in dem großen Anwesen, dem weitläuftigen Hause, das mehrere Gaststuben mit zahlreichen Betten enthält, deren Unterlage statt aus Federn oder Wolle, aus getrocknetem Laube besteht, war die beste Ordnung und Reinlichkeit zu schauen, und reiche Habe an Leinenzeug, Kleidungsstücken, Schmucksachen ꝛc. in den fein gebohnten Nußbaumschränken verwahrt.

Bei dieser vielfachen Geschäftigkeit finden die Leute aber auch noch Muße sich über mancherlei zu belehren, was außer ihrem engen Gesichtskreise liegt, und besitzen das meiste und neueste was über das Land vor dem Arlberg und hinter dem Walde geschrieben worden ist. In einer Sammlung von Volkssagen aus Vorarlberg waren merkwürdige Anklänge an die Legenden aus Wallis enthalten.

Die nahgelegene Mühle bot Gelegenheit ein Walserhaus in seiner innern Einrichtung zu sehen, wo in der getäfelten Stube die Hausmutter, am Spinnrocken lustig ein Pfeifchen schmauchend, die Eintretenden freundlichst begrüßte, ihre Töchter herbeirief, gesunde derbe Mädchen, und Stube um Stube, Kammer um Kammer den Besuchenden aufschloß. Die Einrichtung glich so ziemlich der in den ärmern Häusern im Walde, und nur die glänzende Sauberkeit fehlte welche alles rein und neu erhält. Statt der gebohnten Schränke sieht man bei den Walsern meist große buntbemalte Truhen und Laden, zur Aufbewahrung von Kleidungsstücken und Leinenzeug. Jedes Kind hat seine eigene Lade, in welcher alles hübsch geordnet und gesondert ist und ein besonderer Staat mit geweihten Wachsstöcken getrieben wird, deren die Müllerin wohl an die dreißig Pfund von allen Größen und Gestaltungen, vergoldet und bemalt in ihren geräumigen Truhen aufbewahrte. Die Töchter hatten dagegen geschliffene Kelchgläser und Flaschen mit „Bränntes" unter ihrem Geschmeide stehen, woraus die jungen Bursche bei der „Stubet" bewirthet werden, ein alter Gebrauch, der von der Geistlichkeit mit besonderer Strenge verpönt wird.

In den Schlafstuben mit den großen Bettstellen sind Querstangen an der Diele befestigt, an welchen die Pracht- und Erbstücke des Haushalts, bunte Tischdecken, Bettüberzüge mit alterthümlichem Spitzenbesatz, Taufzeug ꝛc. aufgehängt werden — eine Sitte, die an den fernen Norden, an Schweden und Norwegen erinnert. Während des Besehens dieser Schätze hatte die älteste Tochter ihre Festtracht angelegt, den rothen weitfaltigen Wollenrock, der von dem winzigen Mieder, das knapp bis unter die Arme reicht, auf die scharlachnen Strümpfe mit den rundausgeschnittenen Schnallenschuhen niederfällt; die weite bunt bedruckte Schürze vom gleichem Stoffe wie die bauschigen Aermel. Der Besatz an dem sammetnen Koller und Mieder glänzt von Gold und farbiger Seide, und wird meist

von den Mädchen selber verfertigt; der Tschopen, von etwas dunklerer Farbe als der Rock, wird hier noch allgemein getragen, und die Breite der kugeligen Gestalt nicht wenig dadurch vermehrt. Auch die schwarze Filzmütze, ähnlich der der Wälderin, hat etwas aufgedunsenes plumpes, das sich sogar auf die Schapel erstreckt. Die Gewohnheit das Gewand über der Brust zu gürten, theilen die Walserinnen mit den Frauen und Mädchen der deutschen Gemeinden in Piemont, wie Hirzel-Escher in seinen Alpenwanderungen und Albert Schott anführen. Wuchs und Gesichtsbildung ist bei den Walsern gedrungener als bei den schlankern hochgewachsenen Wäldern, dagegen liegt in ihrem Charakter ein Grundzug von Frohsinn und Leichtmüthigkeit, der sich auch in ihrer einfachen rauhen Redeweise ausspricht, welche auffallend mit der Sprache ihres Stammlandes verwandt ist. Als das Haus von oben bis unten besehen war, griff eines der Mädchen nach einer Mundharmonika, blies einige lustige Tanzweisen darauf und Schwestern und Brüder führten ihren kunstvollen Reigen aus, der unter dem Namen der sieben Sprünge ehedem auch in Schwaben getanzt wurde.

St. Fedor oder Theodul (?) wie er in Wallis genannt wird, ist der Patron sämmtlicher Kirchen der Walserdörfer, deren einige noch aus alter Zeit stammen, während andere, wie das Gotteshaus in Sontag, vielfach durch Lawinenstürze beschädigt, umgebaut worden sind. Eine Regennacht, welche die Gebirge mit Nebeln umhüllte, verwehrte die Wanderung über das hochgelegene Tagoll und zwang uns die mühselige Fahrt mit dem Bergwägelchen des Aeltesten zu versuchen, welche zwar rasch weiter förderte, aber äußerst mühsam und beschwerlich ist, der Anlage und Beschaffenheit des Weges halber, welcher in der übrigen Welt kaum für einen Fußpfad gelten würde, von dem er sich dadurch unterscheidet daß er allen Einschnitten des Terrains, das von Wildbächen (Tobeln) durchrissen ist, folgt, und um Brückenanlagen zu vermeiden, möglichst hoch hinaufsteigt, wo selbe in ihrer geringsten Breite auf ein paar Baumstämmen überschritten werden können.

Als der Regen nachließ und die Nebel sich hoben, lag das breite Illthal mit zahlreichen Dörfern und Flecken im Sonnenschein vor uns, hoch darüber der Rhätikon in seiner Gebirgsherrlichkeit, mit seinen blauen Firnen und dem Mantel von dunkeln Wäldern, die an seinen Abhängen ihn umhüllen.

Sobald St. Herold vorüber, eine klösterliche Stiftung eines sächsischen Herzogsohnes, die an Einsiedeln vergabt wurde, Thüringen, mit seinen Fabrikanlagen erreicht wird, sieht man sich plötzlich der Bergeinsamkeit entrückt, und ein vergleichsweise ebener und bequemer Fahrweg mündet bald in die große Straße ein welche nach Bludenz führt, das in weitem Gelände, von Obstgärten und Weinlauben umgeben, von gewaltigen Felsmassen eingefaßt, eine reiche Ansicht darbietet.

Einige Worte über die Aale.

(Aus Chambers's Journal.)

Die alten angelsächsischen Stämme waren leidenschaftliche Liebhaber der Aale. Verwilligungen und Freibriefe wurden oft durch Zahlungen in Aalen geregelt. Viertausend Aale waren ein jährliches Geschenk der Mönche von Ramsay an die von Peterborough. In einem Freibrief wird angeführt daß zwanzig Fischer dem Kloster sechzigtausend Aale geliefert haben. Innerhalb der Gränzen der zu religiösen Anstalten gehörigen Ländereien geschieht öfters der Aalteiche Erwähnung. Die Gallier waren große Aalverzehrer, und unter ihren Nachkommen wurden viele Landpachtungen abgeschlossen, wobei ausgemacht ward daß die Rentenzahlung und die Abtragung festgesetzter öffentlicher Staats-Steuern in Aalen geschehen solle. In einem der Capitularien Karls des Großen finden sich ähnliche Andeutungen ebenfalls. In England gibt es mehrere Orte deren Name von der Menge der Aale hergeleitet wird die sie früher erzeugten. Elmere, am Severn-Flusse, und Ellesmere, am Mersey, waren der Erzeugung dieser Fische wegen berühmt. Auch die Stadt Ely zeichnete sich hierin aus. Fuller macht in seinen Worthies of Cambridgeshire folgende Bemerkung: „Als die Priester dieses Theils des Landes, trotz aller Bemühungen des Papstes und der Mönche, ihre Frauen behalten wollten, wurden Weiber und Kinder auf wunderbare Weise in Aale verwandelt; woher der Ort den Namen Ely erhalten hat. Ich betrachte dieß als eine Lüge."

Eude, der berühmte Koch Ludwigs XVI, war in ganz Europa bekannt ob seiner Geschicklichkeit in der Zubereitung der Aale. Er sagt in seinem Buch über die Kochkunst: „Man nehme einen oder zwei lebendige Aale, und werfe sie ins Feuer; wenn sie sich auf allen Seiten winden und drehen, so ergreife man sie mittelst einer Quehle und ziehe ihnen vom Kopf bis zum Schwanz die Haut ab. Diese Methode ist entschieden die beste, da man ihnen dadurch alles Oel, welches ungenießbar ist, entziehen kann. Anmerkung. Mehrere Herren haben mir erstaunlicher Weise Grausamkeit zum Vorwurf gemacht, weil ich in meinem Werk empfehle man solle die Aale lebendig brennen. Da meine Kenntnisse in der Kochkunst einzig und allein die Befriedigung ihres Geschmacks, so wie die Erhaltung ihres Lebens zum Zweck haben, so halte ich es für meine Pflicht mein Augenmerk vorzugsweise auf das zu richten was beiden Zwecken frommt. Die blaue Haut und das Oel, welche zurückbleiben wenn man die Aale häutet, sind in hohem Grad unverdaulich. Wenn irgend eine Dame oder ein Herr den Versuch mit beidem machen, so werden sie finden daß die gebrannten Aale weit gesünder sind; allein es bleibt dennoch ihrer Wahl überlassen ob sie brennen oder häuten wollen." Der Verbrauch der Aale, als Nahrungsmittel, ist durch ganz Europa ungemein groß. In London beläuft sich die Zahl der hauptsächlich aus Holland eingeführten auf ungefähr zehn Millionen jährlich, und man trifft den Fisch auf den kostspieligsten sowohl als auf den frugalsten Tafeln — er ist ein Nahrungsmittel für den Londoner Alderman wie für den Gamin in den Straßen.

Die alten wie die neuern Aerzte haben mit dem Aal, wie mit den meisten andern Fischen, heilkünstlerische Versuche in großem Umfang angestellt. Hippokrates empfiehlt den Aal allen seinen Patien-

ten, besonders aber den von der Lungensucht befallenen. Galen sagt, er sey für schwächliche Leute unverdaulich. Rhases und Magninus behaupten dieses Fleisch sey Personen welche vom Fieber genesen verderblich, und Franciscus Bosuetus verbietet, wenn er auf rheumatische Leiden zu sprechen kommt, das Aalfleisch, aus dem allgemeinen Grund, weil Fische, wenn sie instehenden Teichen und Seen leben, stets eine schlechte Brühe und Nahrung geben. Ein anderer der alten ärztlichen Schriftsteller sagt, er habe gefunden daß das Oel des Aals höchst nützlich sey, wenn man es als eine erweichende Salbe gebrauche um die Nerven bei „heißen Rheumatismen" zu beruhigen. Die Galle des Fisches gebrauchte er als Liniment für entzündete Augen, und die Knochen des Kopfs wurden zu Pulver gemahlen und bei Nasenblutungen wirksam befunden. Noch bis zur Stunde ist es in Nordengland fast allgemeiner Brauch junger Damen sich ein Stück Aalhaut um ihre Fußknöchel zu binden, um Krämpfe und Schmerzen abzuhalten.

Der Aal ist auch ein Gegenstand der Wahrsagerei bei Träumen gewesen. Wenn eine junge Frau von Aalen träumte, so hatte sie unzuverlässige Liebhaber zu erwarten. Von Fischen im allgemeinen träumen, ist ein Zeichen von Kummer; wenn man aber einen Aal fängt und ihn behalten kann, so ist dieß ein Zeichen daß man einen gutgesinnten und standhaften Freund gewinnt. Ein mittelalterlicher Traumschriftsteller behauptet, von Aalen zu träumen bedeute eine zahlreiche Kinderfamilie; träume man davon, man habe sie gekocht, so sey dieß ein Zeichen daß einem die Kinder viel Trübsal machen werden. Folgende Stelle findet sich in einem den Titel „wahre Traumauslegung" führenden, im Jahr 1614 zu Bologna gedruckten Werke: Einer der spanischen Könige träumte drei Nächte nacheinander daß ein Aal aus seinem Mund hervorkreuche, und alle seine Kräfte anstrenge um einen kleinen ganz in der Nähe fließenden Fluß zu erreichen. Der König nahm sein Schwert und suchte ihn zu verhindern in das Wasser zu gelangen: allein er entwischte ihm, gelangte in das Wasser, und schwamm am entgegengesetzten Ufer hinauf. Hierauf begab er sich in eine Klippe in einem Felsen. Dieß war eine Oertlichkeit welche der Monarch sehr genau kannte. Er rief einige seiner Diener zusammen, erzählte ihnen die Träume welche er gehabt, und dann machten sie sich allesammt auf den Weg um die Höhlung in dem Felsen zu besuchen, wo sie einen sehr werthvollen Schatz an Gold und Edelgestein entdeckten."

Die Gefräßigkeit des Aals hat zu vielen Erörterungen unter Naturforschern und Anglern Anlaß gegeben. Sie ist ohne allen Zweifel groß. Wir selbst sahen wie diese Fische einander gierig verschlangen. Es gibt kaum etwas was ihrer räuberischen Freßlust zu zart, nur weniges was ihnen zu schmutzig ist. Man fand den Fisch oft mit einer halb verfaulten Wasserratte in seinem Maul, und neulich haben die Zeitungen gemeldet daß in Wimpson, Hampshire, den Enten auf einem dortigen Pachtgut von einigen großen Aalen, die man in einem von jenem Geflügel häufig besuchten Teiche fand, abgebissen worden seyen. Die merkwürdigsten Angaben über die Gefräßigkeit dieses Geschöpfs aber finden wir in einem Werk, genannt „die Wunder der Natur und Kunst," das im Jahr 1780 zu Berwick upon Tweed herauskam. Etwa um die Mitte des letzten Jahrhunderts litten die Pächter um Yeovil in hohem Grade durch den Verlust großer Massen Heus. Man konnte sich dieß nicht erklären, und setzte eine Belohnung auf die Entdeckung der Schuldigen. Mehrere Soldaten, welche damals in Yeovil einquartiert waren, hielten Wache, und zu ihrer großen Ueberraschung fanden sie daß mitten in der Nacht ein gewaltiger Aal aus dem Fluß herauskam und mit Gier Heu zu fressen anfieng! Er wurde getödtet und gebraten. Das Fett das man aus seinem Leibe gewann, füllte mehrere Fässer und Kufen! Dieses Werk wurde von dem Verfasser ausdrücklich als ein „nützliches und werthvolles (?) Buch für junge Leute" bezeichnet.

Der Aal ist in den meisten Ländern Europa's ein fruchtbares Thema für den Unterricht in den Legenden gewesen. Der Gegenstand ist indeß zu umfangreich als daß wir ihn mehr als bloß berühren können. Die Sage von dem Lambton-Aal ist fast allgemein bekannt, und wird in den verschiedenen Geschichten der Grafschaft Durham ausführlich erzählt. Das Märchen ist im wesentlichen folgenden Inhalts: der Erbe der Lambtons verfiel in den ersten Zeiten des Mittelalters in die gottlose Gewohnheit an einem Sonntag zu angeln. An einem dieser heiligen Tage fieng er im Flusse Wear einen kleinen Aal, der nicht viel dicker war als ein gewöhnlicher Faden, und den er in einen Brunnen warf. Im Verlauf der Zeit wurde dieser junge Erbe der Lambtons in die Kriege gegen die Moslim während des ersten, von Peter dem Einsiedler organisirten Kreuzzugs gerufen, in denen sich der junge Krieger durch viele kühne und muthige Thaten rühmlich hervorthat. Bei der Rückkehr in sein Vaterland erfuhr er zu seinem großen Erstaunen daß der kleine Aal, den er gleichgültig in den Brunnen geworfen hatte, zu einer furchtbaren Größe herangewachsen war und die größte Grausamkeit und Raublust an den Tag lege. Man bat ihn er möge zu dem Ungeheuer hinausreiten. Es wickelte sich häufig neunmal um einen großen Thurm herum, die Einwohner mußten ihm als Steuer täglich die Milch von neun Kühen liefern, und wenn ihm diese nicht augenblicklich zugestanden wurde, so verschlang er Mensch und Vieh. Bevor indeß der tapfere Ritter in einen persönlichen Kampf mit diesem ungeheuren Aal sich einließ, zog er eine berühmte Hexe in der Nachbarschaft zu Rathe. Sie rieth ihm er solle ein Panzerhemd anziehen das außen mit einer Menge Rasiermesser versehen sey. So ausgerüstet schritt er zum Angriff, und stieß auf den gewaltigen Fisch in der Nähe eines hohen Felsens an den Ufern des Wear. Der Aal wickelte sich alsbald um ihn, aber das Panzerhemd mit den Rasiermessern erwies sich dem riesenhaften Aal mehr als gewachsen, er wurde durch die volle Ausübung seiner eigenen Kraft bald in Stücke zerschnitten. Die Legende hat jedoch noch einen Zusatz: die Hexe hatte dem Grafen v. Lambton ihre Hülfe nur unter der Bedingung versprochen daß er das erste lebende Wesen tödte welchem er nach seinem Siege begegne. Um die Möglichkeit eines Menschenmords zu vermeiden, gab er seinem Vater den Auftrag, er solle, sobald er als Zeichen seines Siegs drei Stöße seines Hifthorns höre, seinen Lieblingswindhund loslassen, den er alsbald opfern werde. Als man das Hifthorn vernahm, wurde der alte Vater von solcher Freude erfüllt, daß er den Auftrag seines Sohnes gänzlich vergaß, ihm entgegen eilte und sich in die Arme des Siegers stürzte. Anstatt einen Vatermord zu verüben, begab sich der Erbe wieder zu der alten Hexe, die über die Mißachtung ihrer Befehle in große Wuth gerieth. Als Strafe dafür prophezeite sie ihm daß sieben — andere sagen neun — Ge-

nerationen hindurch kein Erbe der Lambtons in seinem Bett sterben werde — eine Prophezeiung die, den Localgeschichtschreibern zufolge, buchstäblich in Erfüllung gegangen seyn soll.

Das Lotteriespiel in Frankreich.

Die ersten Anfänge des Lotteriespiels finden sich bekanntlich bei den Saturnalien der Römer. Die Kaiser benutzten es als ein Mittel um ihre Freigebigkeit zu zeigen; jeder der zu ihren Festen geladen war, erhielt ein Billet zum Geschenk, auf welches er einen Preis gewinnen konnte. Heliogabal erfand spaßhafte Lotterien, in welchen ein vom Glück bevorzugter vielleicht eine kostbare Vase, einen Schmuckgegenstand oder einige Sklaven gewann, während auf das Loos eines andern ein alter Topf, ein zerrissenes Kleid oder einige Fliegen fielen.

Diese Lotteriespiele wichen der fortschreitenden Civilisation, und man findet sie erst im 15ten Jahrhundert in Italien wieder. In Venedig suchte man nämlich durch Lotterien die Mittel zur Fortsetzung des Krieges gegen die Türken zu gewinnen, und in Genua wurden die Senatoren der Republik durch das Loos gewählt.

Die Franzosen wurden zuerst durch die Feldzüge Franz I in Italien mit dem Lotteriespiele bekannt, und als diese Feldzüge die Cassen erschöpft hatten, machte man dem bedrängten König den Vorschlag eine Lotterie zu veranstalten, deren Vortheile dem Staat zu gute kommen sollten. Dieser Vorschlag wurde ausgeführt und im Jahre 1539 durch ein königliches Patent autorisirt. Das Parlament protestirte zwar gegen die Einführung der Glücksspiele, welche, wie es meinte, den Ruin des Volks herbeiführen müßten, aber es konnte dennoch nicht verhindern daß bald eine Menge verschiedener Lotterien ins Leben traten, die man damals, wegen der unverhältnißmäßig großen Anzahl der weißen Billets (Nieten) Blanque nannte. 1656 erhielt der Italiener Tenti die Erlaubniß in Paris eine Blanque zu etabliren, deren Einkommen dazu verwendet werden sollte den Pont Royal, die Brücke welche den Louvre mit dem Faubourg St. Germain verbindet, aus Stein zu erbauen. Das Parlament sah sich gezwungen seine Einwilligung zu diesem Unternehmen zu ertheilen, fügte jedoch die Clausel bei daß diese Erlaubniß kein Recht auf künftige ähnliche Unternehmungen in sich schließe.

Louis XIV, welcher anfänglich die Lotterien unterdrückte, erließ 1700 einen Beschluß, dessen Einleitung mit folgendem Passus beginnt: „Se. Majestät hat die Bemerkung gemacht daß ein großer Theil des Volks geneigt ist sein Glück im Lotto zu versuchen und hat — erfüllt von dem Wunsche seinen Unterthanen ein angenehmes und bequemes Mittel zu bieten durch das sie sich ein hinreichendes Einkommen für die Zeit ihres Lebens sichern, ja selbst sich und ihren Familien Reichthümer erwirken können — beschlossen im Stadthause zu Paris eine königliche Lotterie mit einem Fonds von 10 Millionen Livres zu gründen."

Diesem königlichen Vorgange folgten bald andere Behörden. Man organisirte Glücksspiele zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken. Die Militärschule, das Hôpital de la Pitié, die Kuppel des Pantheon, die Kirchen St. Roche, St. Louis, St. Nicolas &c. sind mit Fonds erbaut oder vollendet welche durch Lotterien aufgebracht wurden. Es herrschte damals eine Art Spielfieber. Jeder wollte in die Lotterie setzen, jeder wo möglich Unternehmer einer Lotterie seyn. Um sich einen Begriff von dieser Spielwuth machen zu können, muß man die Memoiren von Casanova lesen. Man findet Einzelheiten darin welche an den Wahnsinn der Straße Quincampois erinnern. Selbst Leute aus den ältesten und besten Familien Frankreichs betheiligten sich ohne Schen an den Speculationen, durch welche sich die Lotterieunternehmer bereicherten.

Endlich entschloß sich auch der Staat auf die herrschende Mode zu speculiren. Ein Erlaß vom 30 Junius 1776 unterdrückte die bestehenden Glücksspiele, und ersetzte sie durch eine königliche Lotterie, welche dem Staate jährlich eine Summe von 10—12 Millionen Livres einbrachte.

Im November 1793 verlangten Thuriot und Chaumette vom Convent ein Verbot des Lottospiels: „dieser Pest, welche der Despotismus erfunden hat um das Volk durch einen Köder zu beschwichtigen, der seine Leiden nur verschlimmert." Das Verbot wurde am 25 November im Jahre II proclamirt. Aber die Gewohnheit war stärker als das Gesetz, und an die Stelle der frühern vom Staate geleiteten und überwachten Institution traten eine Menge geheime Glücksspiele, so daß sich das Gouvernement genöthigt sah am 9 Vendémiaire im Jahre IV eine National-Lotterie zu gründen und alle andern sowie die fremden Lotteriespiele zu verbieten. Man errichtete fünf Lottobänke, zu Paris, Lyon, Bordeaux, Straßburg und Brüssel. Die letztere wurde nach Lille verlegt, als Belgien aufhörte zu Frankreich zu gehören. Die Zahl der Lotto-Bureaux wurde für Paris auf 150, in den Departements auf 400, später auf 900 festgesetzt. Die Ziehungen fanden monatlich 3mal in Gegenwart des Polizeipräfecten statt, und bei jeder Ziehung wurden fünf Loose gezogen. Man bediente sich dazu blinder oder anderer armen Kinder, welchen man die Augen verband.

Das Minimum des Einsatzes betrug 2 Fr., welche man indessen in verschiedener Weise placiren konnte, indem man entweder einfach eine Anzahl Nummern besetzte, oder die Ordnung bestimmte in welcher sie herauskommen sollten. Ein Estrato oder unbestimmter Auszug, wenn eine der fünf gezogenen Nummern auf das Loos fiel, gewann den Einsatz 15mal, bei einer Wette oder bestimmtem Auszug, wenn eine bestimmte Nummer fiel, 75mal; eine einfache Ambe gewann den Einsatz 270, eine bestimmte Ambe 5000, die Terne 15,800 und die Quaterne 75,000mal.

Man ersieht aus diesen Zahlen daß die den Spielern gebotenen Gewinne bedeutend waren, aber die Chancen welche diese hatten, standen dennoch nicht im Vergleich zu den Vortheilen die sich die Administration vorbehielt. Nach den Berechnungen von Laplace hätten, wenn die Vortheile gleichmäßig vertheilt gewesen wären, der einfache Estrato den Einsatz 18mal, die Terne 11,848mal und die Quaterne 511,038mal gewinnen müssen. Diese Berechnung be-

weist daß das Lottospiel dem Staat eine sehr bedeutende Revenüe verschaffte. Vom Jahre VI bis 1833 beliefen sich die Einsätze jährlich im Durchschnitt auf 54,679,256 Fr., die Gewinne auf 39,533,284 Fr. Der Reinertrag welcher dem Staatsschatz zu gute kam, betrug nach Abzug der Verwaltungskosten 10,420,106 Fr. jährlich.

Am 21 April 1832 erhielt das Finanzministerium Befehl die Aufhebung der Lottobänke, welche am 1 Januar 1836 erfolgen sollte, nach und nach vorzubereiten. An dem bestimmten Termin wurden sämmtliche Lotto-Bureaux geschlossen, und am 21 Mai 1836 erschien ein Gesetz welches alle Arten von Lotterien verbot, mit Ausnahme der Verloosungen von Waaren welche man zu wohlthätigen Zwecken oder zur Aufmunterung der Künste veranstaltet. Dieser Bestimmung verdanken eine Menge von Lotterien, welche angeblich zu wohlthätigen Zwecken unternommen sind, ihre Entstehung, denn kein Gesetz der Welt ist im Stande die Neigung im Menschen, sein Glück im Spiel zu versuchen, zu zerstören. Die verschiedenen Lotterien machen fortwährend gute Geschäfte, und wollte man sie in Frankreich mit Strenge unterdrücken, so würde dadurch nichts erreicht werden als daß das Geld der immer hoffnungsvollen Spieler nach Deutschland wanderte. (Journal pour Tous.)

Die Färbereien der Chinesen.

Die lebhaften Farben der Chinesen erregten vielfach die Aufmerksamkeit. Die Art wie sie ihre Farben gewinnen, wird nur sehr mangelhaft beschrieben. Biot theilt (Journal Asiatique Serie II. 5) die Bereitung des Zinnober mit. Die Fabrication ist sehr roh, und er vermuthete daher schon daß die Schönheit der chinesischen Farben mehr von der ursprünglichen Vortrefflichkeit der Stoffe als ihrer Sorgfalt in der Bereitung dieser abhänge; und dieß hat Hedde bestätigt, welcher Proben und Nachrichten über ihre Färbestoffe und auch Abbildungen der Geräthschaften und die einer Färberei mitgebracht hat. Wir wollen über diese zunächst einiges daraus mittheilen, da es über das Fabrikwesen in China einigen Aufschluß gibt. Das Mobiliar einer Seidenfärberei kostet an 800 Tael, à 2 Thlr. Die Vorräthe kosten an 600 Dollars, ohne den Citronensaft, wovon man auf einmal für 300 Doll., à 2½ fl. kauft. Zwei Meister erhalten jährlich 100 Tael, und 4 Arbeiter jeder 50 T., außer Logie und Kost, was zusammen auf 180 Tael angeschlagen wird. Das Fabrikgebäude kostet 120 T., und enthält drei große Gemächer, eines nach der Straße in der Vorstadt von Canton hinausgehend diente als Magazin und zum Zusammenlegen und Einwickeln der Zeuge; das zweite mit den Indigokufen für den Färbe-Apparat, das dritte ist die eigentliche Färberei. Der große Kessel aus japanischem Kupfer, 1 Pikul schwer, kostet 100 Tael, hält aber auch 100 Jahre und faßt 100 Eimer, à 40 Kattis, während einer von gleicher Größe aus gelbem Kupfer nur 20 Tael kostet, aber auch nur 20—25 Jahre dauert. Die Presse, um die Farbe aus dem Hong-hoa zu erhalten, ist aus Holz; die Mangel aus Granit, 8 Pikul (121 Zollpfund) schwer, kostet nur 12 Dollars, mit allem Zugehör 27. Den Citronensaft (Soen-schui) bezieht man aus Tschang-tsching im Departement von Canton, den Katti ($1/100$ Pikul) zu 1 Mace ($1/10$ Tael); Alaun (Pe-fan), der als Beize angewandt wird, kostet der Pikul ½—2 Dollars; der Muschelkalk, die Indigokufen zu montiren, der Pikul 6 Mace; Vitriol (Tsing-fan) dient zum Schwarz- und Graufärben; Pottasche (Kien-scha) mit Fett und Oel zu viererlei Seifen, das Zeug zu waschen. Zum Graufärben dienen verschiedene Stoffe, einer ist nach Inigo de Azaola das Product von Terminalia augustifolia; Blau färbt man mit den Blättern des Lan (Polygonum tinctorium), mit Tien-tsching (nach Fortune Isatis indigotica), seltener mit dem Indigo des Landes (Tien-tsching) (Indigofera tinctoria) oder mit fremdem Indigo (Yang-tsching), der aus Java und Manilla eingeführt wird, auch mit Berliner Blau (Yang-lien). Man führte es früher aus der Fremde ein; es hat aber ein intelligenter Chinese, der in London die Fabriken besucht hat, bei Canton schon eine Fabrik vom Berlinerblau angelegt. Welche Substanz ihr Wei-hoa ist, womit sie hell- und dunkelgelb färben, darüber ist man nicht einig. Nach Bridgemann ist es die Esche; Medhurst übersetzt es Anagyris foetida, andere meinen es sey Senna; de Guignes gibt es mit den Missionären für eine unächte Akazie aus; nach Williams ist es die Blume der Cassia sophora; Henons Versuche (Annales de la société d'Agriculture de Lyon 1847 Nov.) haben aber gezeigt daß es die Blüthenknospe der Sophora japonica ist. Noch färbt man gelb mit der Gelbwurzel (Hoang-tang), die aus Kuang-si kommt, und nach de Azaola [1] das Menispermum soma der Philippinen ist. Dann färbt man gelb mit der Rinde einer Art Cypresse aus derselben Provinz, Hoang-pei-pi und dem Pulver einer Wurzel. Ein bläuliches Schwarz gewinnt man durch ein oder zwei Bäder der Isatis indigotica und einem von Keu-hoa, einer Art Juglans in N. China; das schöne Schwarz nur mit dieser; als Beize dient bei jedem Bade Lo-fan oder Alaun. Man findet diese Pflanze überall an der Küste von Tsche-kiang und Kiang-su. (Abbildungen S. im Journal of Horticulture of London 1846). Dann färbt man schwarz, aber weniger schön, mit den Blättern und Samen einer Art Salicine (Hoa-kuo), mit Galläpfeln (Ko-tsu), auch mit den Blättern des Yen-kau. Die Seide nimmt beim Färben 20 Proc., beim Schwarzfärben mit Reisöl (Mi-yeu) aber 50 Procent mehr an Gewicht an. Schöne Nüancen von Rosen-, Kirschen- und Ponceau-Roth gewinnen die Chinesen und Japanen aus einer Art Carthamus tinctorius (Hong-hoa). Man säet ganze Felder davon, sammelt die Blüthen, die man zu Pulver zerstößt, daraus Tafeln bildend. Er kommt besonders aus Tsong-hong-fu in Sse-tschuen, auch aus Yun-nan in baumwollenen Säcken von je drei Kattis, mehrere Sorten kosten in Canton der Pikul 100 bis 150 Tael. Nach Haußmann kommt dieses Hong-fu oder Fa-co, wie er es nennt, zur Ausfuhr zu theuer; er meint die Chinesen

[1] Flora de Filipinas von F. Manuel Blanco, letzte Ausgabe, durchgesehen und verbessert von Inigo de Azaola.

würden sich unseres Krapp bedienen, wenn man ihnen den Gebrauch zeigte.

Hedde beschreibt seine Zubereitung ganz ausführlich. Dann färbt man Roth, Carmoisin- und Amaranth-Roth mit Cochenille vom Coccus cacti, der aus Java eingeführt wird. Das Kilogramm oder 2 Pfund kosteten 1848 da 2 fl. 72 C.; die aus Europa und Amerika in Canton der Pikul 100—150 Dollars. Hedde beschreibt die Zubereitung. Violett, Lila rc. gewinnen die Chinesen aus Mischungen von Blau und Roth und direct aus der Rinde eines Baumes in Kiang-si (Hong-schu-pi), dann aus dem Pulver eines Samens aus Ho-nan (Kuan-fan) und der Rinde des Manglebaum (Mangrove-bark), die sie von den Philippinen beziehen. Nach dem Blau sind Violett und Pensée bei den Chinesen am meisten in der Mode. Grün — die Favoritfarbe der Frauen, wie Blau im Süden und Violett im Norden die der Männer — wissen die Chinesen aus keiner Substanz direct zu ziehen. Bei der Seidenfärberei wenden sie nur vegetabile Substanzen an, wie z. B. die Isatis indogotica das Blau und die Wei-hoa das Gelb liefern. Braun, die Farbe der arbeitenden Classe, gewinnt man aus verschiedenen Substanzen, besonders der Caesalpinia sappan (Su-mu, portug. Sibucao), das man aus Siam, Cochinchina und besonders aus Manilla erhält, in Canton den Pikul zu 2 Tael 6 Mace; dann ein Rothbraun aus dem Safte der Nauclea gambir [1] und einem Knollengewächse, beide Schu-lang genannt. Hedde gibt die Namen und Preise der verschiedenen Farben in Canton. Es sind in Frankreich Versuche mit ihnen, namentlich wegen der Dauerhaftigkeit der chinesischen gefärbten Seidenzeuge, gemacht worden. Es hat sich ergeben daß die Arten von Schwarz (gros noirs und noir souple), die man für eine Lyoner Erfindung hielt, den Chinesen wohl bekannt sind, ob sie aber das Campesche-Schwarz (noir au Campèche) und das au Prussiate kennen, ist ungewiß. Ihre Galläpfel sind noch reicher an Gerbestoff als die von Aleppo, welche für die besten gelten. Stationär, wie sie sind, ist ihr Schwarz noch trüb und röthlich, wie damals als das Färben mit Galläpfeln zuerst nach Griechenland, Italien und später nach Frankreich kam. Ihr Schwarzblau verschießt sehr. Die Chinesen haben noch nicht das Färben von Seidenstoffen versucht, die den gewöhnlichen Proceduren widerstehen. Das Resultat der Versuche der Franzosen mit den chinesischen Seidenzeugen und Farben war daß China kein besonderes Recept besitze das die Chemie nicht leicht würdigen könnte, aber daß es reichere und billigere Färbestoffe habe als Frankreich.

[1] Haußmann nennt noch mehrere braune Farben, aber nur mit den chinesischen Namen.

Das alte Olympia.

Wenn der Reisende, der von Arkadien aus die Ebene von Olympia besucht, einige Stunden die arkadische Gränze überschritten hat, erweitert sich das Thal an der rechten Seite des Alpheios. Ein ziemlich steiler, fast ganz frei sich erhebender Hügel springt von den zurücktretenden Höhen in die kleine Ebene vor, einige hundert Schritte unterhalb des Hügels fließt in tiefem, zum Theil ausgemauertem Bette ein Bach (der Kladros) von den gegen Norden liegenden Gebirgen dem Alpheios zu. Zwischen jenem Hügel und diesem Flusse liegen in der Ebene unter Erderhöhungen und Gestrüpp die Grundmauern und mächtigen Säulenfragmente eines dorischen Tempels. Man sieht sie erst in unmittelbarster Nähe. Es ist — der Tempel von Olympia, aber weder die noch übrigen Reste des Tempels, noch weniger die ganze Ebene von Olympia haben etwas Großartiges. Olympia war nie eine Stadt, nicht einmal eine selbständige Ortschaft, es war nur ein Heiligthum des Zeus und der Festplatz zu den ihm geweihten Spielen, den Olympischen, mit den nöthigen, zahlreichen heiligen und profanen Gebäuden und Vorrichtungen. In der erwähnten Ebene dehnte sich der eingefriedigte, heilige Bezirk, der Hain des Zeus, die Altis aus, und hier war der große Altar und der prachtvolle Tempel des olympischen Zeus, mit dem von Phidias aus Gold und Elfenbein gefertigten Kolossalbilde des Zeus selbst, der eigentliche Mittelpunkt der Heiligthümer. Außerdem standen dort zahllose andere Heiligthümer, Hallen, Altäre und Bildsäulen, und außerhalb des heiligen Bezirkes lagen die Rennbahn für Pferde (Hippodrom) und die Laufbahn für Menschen (Stadium), das Gymnasium, eine Menge anderer profaner Gebäude, Herbergen, Werkstätten und Wohnungen für das zahlreiche Tempelpersonal. Von der Pracht, namentlich in Ansehung der Bildsäulen, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man liest daß noch zur Zeit des Plinius, nachdem bereits großartige Plünderungen, die größte durch den Kaiser Nero, stattgefunden hatten, im heiligen Bezirke dreitausend Statuen vorhanden waren. Aber von aller jener alten Pracht und Herrlichkeit sind nur geringe Spuren noch übrig. Von dem Zeustempel sieht man nur noch die untern Theile, welche man theilweise schon früher aufgegraben hatte um Quader davon zu nehmen, und welche dann im Jahre 1829 von den Franzosen so weit bloßgelegt worden waren daß sich die Construction des Gebäudes im wesentlichen mit einiger Sicherheit erkennen läßt; noch verhindern die sie umgebenden Schutthaufen einen Gesammtüberblick des Ganzen und einen großen Eindruck; den Mosaikboden des Vorhofes des Tempels, des Pronaos, bedeckt Erde, und erst bei genauerer Betrachtung überzeugt man sich von den großartigen Verhältnissen. Von den Bildwerken hat man einen Theil der Giebelfelder (Metopen) gefunden, der in Paris im Louvre aufgestellt ist, aber von den Statuen der Giebelfelder fast nichts. Die Tempel wurden zu Ende des 4ten Jahrhunderts durch den christlichen Fanatismus des Alarich und seiner Gothen in Trümmerhaufen verwandelt, und der Zeuskoloß soll in byzantinischer Zeit nach Konstantinopel gebracht worden, dort aber bei einem Brande zu Grunde gegangen seyn.

Sonst sind nur unbedeutende Ruinen, zum Theil aus späterer Zeit über dem Boden sichtbar, so wie die Quadern, womit das

Bett des Kladros ausgemauert ist. Auch im Bette dieses Flusses selbst liegen zahlreiche Werksteine und Architekturstücke. Einige vor wenigen Jahren aufgefundene Inschriften sind später verschleppt worden. Auf eine andere lebendige Erinnerung an das alte Olympia und an die erste Einrichtung des Kampfplatzes macht einer der neuesten Reisenden in Griechenland, der auch die Ebene von Olympia besucht hat, und dessen Schilderung man auch nach der Monographie von Ernst Curtius (Olympia, 1852) mit Interesse lesen wird, Prof. Vischer in Basel in seinen „Erinnerungen und Eindrücken aus Griechenland," 1857, S. 470 f. aufmerksam. Herakles nämlich, der bevorzugte Sohn des Zeus, der nach der Sage die olympischen Spiele gestiftet, hatte zugleich einen wilden Oelbaum aus dem Lande der Hyperboreer nach Olympia verpflanzt, mit dessen Zweigen, einem Kranze von jenem heiligen Oelbaume, nebst einem Palmzweige, der Sieger in dem Olympien bekränzt ward, und er hatte auch die Rennbahn mit wilden Oelbäumen umgeben. Dieser Baum wächst noch gegenwärtig in großen Massen im Thale des Alpheios, und wie Vischer bemerkt, gerade oberhalb Olympia in solcher Schönheit und Stärke, wie er sich nicht erinnert, ihn sonst gesehen zu haben. Im übrigen beschreibt Vischer den Gegensatz zwischen der heutigen Einöde und der alten Tempelstadt und Tempelpracht traurig genug. Weit und breit ist keine menschliche Wohnung sichtbar, nur da und dort ein Stück Landes bebaut; Gebüsch, Wald und Weide bedecken den Boden, einige Schafe und zahlreiche träge Schildkröten, die im Tempel des Zeus umherkrochen, schienen die einzigen Bewohner Olympia's zu seyn.

Die sehr tiefe Lage der zwischen dem Kladros und Alpheios liegenden, von Höhen umschlossenen Ebene erzeugt eine feuchte, dunstige Luft, in welcher unzählige Mücken den Aufenthalt fast unerträglich machen. Indeß bürgt, wie Vischer weiter bemerkt, gerade die Beschaffenheit des Orts dafür, daß die Erde hier noch reiche Schätze verschließe. Der Alpheios hat einen sehr unregelmäßigen Lauf, verändert oft sein Bett und überfluthet bei großem Wasser das Thal, dessen alte Sohle jetzt hoch mit aufgeschwemmtem Lande überdeckt ist. Häufig schon hat der Fluß sehr werthvolle Gegenstände, z. B. eherne Helme, fast unversehrt aus dem Boden hervorgespült. Trotz aller Plünderungen und Zerstörungen muß hier, nach der Meinung des Basler Professors, welche auch andere vor ihm und nach ihm getheilt haben, bei dem ungeheuren Reichthum der in Olympia aufgehäuften Schätze manches Kunstwerk, manche alte Urkunde auf Stein und Erz geblieben, und mit den Grundmauern der Gebäude nach und nach unter die schützende Decke der Erdoberfläche gesunken seyn. Das Erdreich ist hier in doppelter und dreifacher Manneshöhe aufgeschwemmt. Nirgends in Griechenland würden daher planmäßig betriebene Ausgrabungen eine solche wissenschaftliche und künstlerische Ausbeute versprechen, wie in Olympia. Bekanntlich hatte schon Winckelmann dieß ausgesprochen, und er hatte große Hoffnungen auf ein solches Unternehmen gesetzt, das ihn in den letzten Jahren seines Lebens als ein Lieblingsgedanke beschäftigte; auch hat es seither, abgesehen von den beschränkten Arbeiten und nicht sehr umfangreichen Ausgrabungen der Franzosen, die gleichwohl zu einer verhältnißmäßig reichen Ausbeute geführt haben, an dießfallsigen Plänen keineswegs gefehlt. Fürst Pückler-Muskau hatte der griechischen Regierung Vorschläge in dieser Hinsicht gemacht; er wollte das ganze Terrain übernehmen, und hatte dann die Absicht jährlich eine bedeutende Summe für Ausgrabungen zu verwenden, und von dem was sich vorfinden würde, ein Museum an Ort und Stelle zu errichten. Vischer spricht sein Bedauern aus daß dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen sey, denn er meint daß der Fürst dort leicht den reizendsten Park angelegt haben würde, und, meint er, „wo wären die jetzt unter dem Schlamm begrabenen Schätze besser aufbewahrt, als auf dem Boden Olympia's selbst!" Prof. Roß in Halle, der frühere Professor der Archäologie an der Universität in Athen und Conservator der Alterthümer daselbst, forderte im Mai 1853 durch einen öffentlichen Aufruf zu einer Subscription behufs einer Ausgrabung in Olympia auf. Allein der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht, denn es giengen nur 262 Thlr. 10 Sgr. ein, und da diese kleine Summe zum Beginn einer Ausgrabung in Olympia nicht ausreichte, so ward dafür eine Ausgrabung des Tempels der Hera (Heräon) unweit Argos unternommen (man sehe „Ausgrabung beim Tempel der Hera unweit Argos; ein Brief von Professor A. Rizo Rangabé in Athen an Prof. Roß, Halle 1855"). Vischer erklärt offen daß er dieß Mißlingen der beabsichtigten Ausgrabung nicht bedauere; „denn," sagt er, „bei dem Zustande der Sammlungen in Athen, bei dem Mangel an Raum und an einer zweckmäßigen Beaufsichtigung bleiben die Schätze vorerst besser unter dem Boden." Aber er setzt hinzu: „hoffen wir daß unsere Zeit, die ja mit Millionen spielt, wo es sich um (materiellen) Gewinn handelt, noch so viel Sinn für die geistigen Güter und für die Erweiterung des menschlichen Wissens habe, daß sie die mäßigen Mittel zur Hebung dieser Schätze und zu ihrer würdigen Aufstellung im Lande selbst finde. Denn in Griechenland müssen sie billigerweise bleiben. Aegypten und Assyrien haben kaum geahnte Reichthümer dem staunenden Blicke gespendet und der alten Geschichte eine neue Grundlage gegegeben. Es wäre traurig, wenn in dem leicht zugänglichen Griechenland nicht ähnliches möglich wäre. Oder will man das nöthige Geld vielleicht nur dann geben, wenn man die etwaige Ausbeute in die eigenen Museen schleppen kann?"

Die arischen Hindus in den wedischen Zeiten.

Ueber den von Prof. Müller herausgegebenen und von Prof. H. H. Wilson ins Englische übersetzten Rig Weda Sanhita sagt das Athenäum vom 26 Dec. unter anderm: Der Rig-Weda ist eine Sammlung gewöhnlich nicht sehr umfangreicher religiöser Gedichte, Gesänge und Hymnen, die an einige der zur Zeit seiner Abfassung verehrten Gottheiten gerichtet sind. Nicht uninteressant aber ist dabei daß diese Gottheiten andere sind als diejenigen welche nun seit Jahrhunderten in Hindustan Verehrung genießen. So ist uns bekannt

daß die Anbetung Durga's, und damit auch Schiwa's, ihres Gemahls, im ersten oder zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung im äußersten Süden der Halbinsel eingeführt wurde; weder Schiwa aber noch Durga sind, unter keinerlei Form, je im Rig-Weda genannt; eben so wenig geschieht des Krischna und des Lingam Erwähnung, und Brahma und Wischnu werden nicht in der Eigenschaft aufgeführt, in welcher sie in der Mythologie erscheinen. Die Gottheiten der Wedas sind die personificirten Elemente, besonders aber Agni, oder das Feuer, von welchem die Sonne nur als ein Typus betrachtet wird, und daher Anspruch auf Huldigung hat. Die Gottheit welche die Verehrung des Weda mit Agni theilt, ist Indra, der Gott des Dunstkreises, der Jupiter tonans der römischen Mythologie, der Beherrscher des Blitzes, der Regensender. Diesen beiden untergeordnet sind eine Menge kleinere Gottheiten, alle aber auflösbar in Personificationen der Elemente: so die Maruts, oder Winde; die Uschas, oder die Morgenröthe, das Tagen; die Aswins, die Tagesherolde; Varuna, oder Uranus, die Veste des Himmels; die Adityas, oder die Manifestationen der Sonne in den verschiedenen Monaten des Jahrs, und ähnliche Geschöpfe religiöser Einbildungskraft, deren keines von den jetzigen Hindus mehr verehrt wird.

Die Hymnen welche an diese Personificationen gerichtet werden, sind dem größten Theile nach Lobgesänge, und preisen die Macht und Güte der Gottheiten, oder aber sind es Bittgebete um Ertheilung der Glücksgüter dieser Erde — um Nahrung, Vieh, Pferde, Nachkommenschaft, Reichthümer. Auch Andeutungen einer Hoffnung auf einen glückseligen Zustand nach dem Tode finden sich darin, allein es sind ihrer nur wenige und einigermaßen vage. Was aber sehr merkwürdig ist, man findet darin, bis jetzt wenigstens, keine Spur einer Metempsychose, einer Lehre die doch schon sehr früh Eingang in Indien gefunden haben muß, da sie der Grundstein aller philosophischen Systeme ist, deren einige ohne allen Zweifel tief ins Alterthum hinaufreichen. Man stößt beim Lesen dieser Gedichte auf eine Menge interessanter Einzelheiten, welche auf den gesellschaftlichen Zustand der Hindus in fernen, möglicherweise um 1500 bis 2000 Jahre vor Christi Geburt hinaufreichenden Zeitläuften großes Licht werfen, und auch nicht mit einem Wort der Kastenunterschiede gedenken. Von einigen dunklen Ausdrücken läßt sich annehmen daß sie sich auf Brahmanen und Kschatriyas beziehen, was aber keineswegs erwiesen ist. Es geht sogar aufs klarste daraus hervor daß die Brahmanen den Ruf der Heiligkeit, welcher ihnen in den Gesetzen Menu's beigelegt wird, durchaus nicht genossen. Indeß muß bemerkt werden daß wir derartige Andeutungen, so wie eine Schilderung der Kasten-Abtheilungen im letzten Buche des Rig-Weda finden, welches, der Classification seines Inhalts gemäß, den Namen die „Zehnte Maudala" führt. Es bildet einen wichtigen und interessanten Abschnitt, und deutet auf ein ziemlich hohes Alterthum; allein der ganze Inhalt, so wie der Styl seiner Sprache zeigen daß es um mindestens fünf oder sechs Jahrhunderte jünger ist als die übrigen Bücher, und daß es einer ganz andern Phase des Hinduthums angehört. Ja es ist in vielen Beziehungen die Schilderung einer ganz andern Art von Volksreligion als die jetzige, und die Wedas selbst kann man vielleicht in ruhigern Zeiten dazu verwenden um die Hindus zu überzeugen, der Oberbau welchen neuere Jahrhunderte aufgeführt, ruhe auf keinem alten oder substantiellen Grunde.

Wir müssen zwei bemerkenswerthe Stellen hervorheben, in denen wir die Wahrnehmung machen daß der Genuß des Kuhfleisches in dem wedischen Zeitalter nicht nur kein Verbrechen, sondern ebenso erlaubt war wie jede andere Speise. Die erste Stelle findet sich im dritten Aschtaka, sechsten Adhyaya, und lautet folgendermaßen: „Insofern als er die Thore der Wolke geöffnet und die schnellen Läufe der Wasser mit (Neben-) Strömen versehen hat, findet der Fromme, wenn er der Nahrung halber seine Zuflucht zu Indra nimmt, sie in dem Aufenthaltsorte des Gaura und Gavaya."

Die zweite Stelle findet sich in der vierten Aschtaka, siebenten Adhyaya, von welcher wir folgende zwei Sätze anführen: 1) Trinke Indra, von diesem unserm süßen, erheiternden, belebenden, himmlischen, fruchtgewährenden Soma, der empfohlen ist von den Weisen, und ein Recht hat auf Lob und Vorbereitung: ertheile dem der dich verherrlicht, Göttlicher (Indra), Speise, deren hauptsächlichste das Vieh ist. 2) Entschlossen (zu entdecken) das in den Bergen verborgene Vieh, vereint mit den andächtigen Beobachtern (celebrators) reiner gottesdienstlicher Gebräuche (den Angirasas), und belebt durch (ihr) wahrhaftiges (Lob), zerbrach dieser (Indra) den unzerbrechlichen Fels von Vala, und überwältigte den Panis mit Vorwürfen."

Von Rom über Frosinone nach Neapel. Mai 1857.

(Von Anna Löhn.)

Wer Rom verläßt, ist traurig, auch wenn er es mit dem Garten Gottes, mit Neapel, vertauschen soll — er ist doch traurig. Wir hatten uns vorgenommen den Weg dahin in anderer Weise zu machen als gewöhnlich geschieht; durch die pontinischen Sümpfe zurück, und über Frosinone und Ceprano ins Regno hinein.

Etwas belastet von der besagten Traurigkeit Rom verlassen zu müssen, fand ich mich mit meinem Reisebegleiter gegen 6 Uhr Nachmittags auf Piazza Madama ein, wo sich das Bureau der Diligencen befindet. Obgleich wir uns im Wonnemonat befanden, war der Himmel doch trübe und erzeigte uns endlich gar die Ehre über unser Scheiden von der alten Königin der Städte zu weinen.

Die Post nach Frosinone ist eine kleine unbedeutende. Da sie selten sehr frequentirt wird, so gibt der Unternehmer nur einen viersitzigen Wagen und zwei Pferde.

Großer Skandal wegen der Plätze; zwei Preti erklärten ihre Sitze schon vor acht Tagen genommen zu haben, und bestanden auf dem Recht der Anciennetät. Mit mir, der einzigen mitfahrenden Dame, hatten sie gar kein Mitleid, und um ihnen, der ägyptischen Plage bei allen öffentlichen Fahrgelegenheiten in Italien zu entgehen, überließ ich meinen Rücksitz im Innern des Wagens meinem Reisegefährten, und nahm den noch übrigen beim Conducteur ein.

Beim Colosseum vorüber, am Lateran vorbei, durch Porta St. Giovanni hinaus in die frühlingsduftige Campagna.

Es regnete immer heftiger; der Conducteur war die Güte selbst gegen mich. Er sorgte für meine Bequemlichkeit, für Wärmemittel und Schutz gegen den Regen mit förmlicher Aufopferung. Bei uns wäre er als eine auffallende Schönheit geehrt worden, dort, in dem schönheitgesättigten Lande, fiel er nur einer schönheithungrigen Deutschen auf. Die Preti drinn im Kasten trugen um den Hals an silbernen Ketten sehr große Crucifixe, die sie vorn quer in die Kutten steckten. Der Dicke von ihnen hatte meinen Reisegefährten fast umarmt, als er sich als keinen Inglese zu erkennen gegeben hatte. Unter Inglese verstehen sie Protestanten. Der Dünne war sehr schweigsam gewesen. Es war derselbe, der im Posthof zu Rom so eifrig erklärt hatte, er könne darum nicht rückwärts fahren, weil er so eben eine bedeutende Dosis Chinin zu sich genommen habe. Inwiefern dieß hiebei ein Hinderniß seyn sollte, konnte niemand erfahren.

Die abgedankten Cardinalspferde — denn solche hatten wir vor der Kutsche — trabten gut. Das Rasseln des Wagens und das Traben der Pferde auf der gepflasterten Landstraße scholl einsam und schauerlich durch die öde nächtliche Campagna. Irrlichter hüpften am Wege hin.

Die Preti beteten laut, und mein Reisegefährte hob den Communicationsdeckel zwischen dem Innern der Kutsche und dem Coupé des Conducteurs empor und sagte deutsch zu mir: Ich bete mit.

Wir kamen am Stammschloß der Familie Colonna vorüber, ein altes, einsames trotziges Gebäude. Mein Conducteur war lernbegierig, er wollte viel von Deutschland wissen, und wie gewöhnlich, kam er gleich auf die Religion. Die Katholiken halten mehr auf ihre Religion, die Protestanten sind viel gleichgültiger gegen ihren Glauben. Sie sind die Kühlen, die Fische unter den Bekennern Christi; ich sagte meinem Wißbegierigen, wir würden sehr mit Unrecht von den Italienern für Nichtchristen gehalten, wir glaubten an Christum wie sie.

Die Nacht war stürmisch und kalt, die Poststationen unwohnlich und unheimlich. Wir konnten bei keiner einzigen aussteigen und uns erquicken; ich saß in Heu und Stroh, nicht bis über die Ohren, aber bis über die Kniee.

Gendarmen kamen hin und wieder an unsern Wagen herangeritten, und fragten ob uns nichts verdächtiges erschienen sey. Das alte Präneste schickte uns seinen Lichtschein weit durch die Nacht daher.

Ich schlief ein wenig, wenigstens schloß ich die Augen, da mir der Anblick der höhlenreichen Umgebung der Straße, wo viel Puzzolanerde gegraben wird, sehr unheimlich und drohend erschien. Beim Schein der Wagenlaternen sah man die schwarzen Oeffnungen deutlich, die Räubern zu günstigen Schlupfwinkeln dienen können. Der Conducteur versicherte aber, es sey ihm nur erst ein einzigesmal etwas unangenehmes auf diesem Wege begegnet, obgleich er die Diligence schon mehrere Jahre führe.

Die Sonne gieng schön auf, und Frosinone lag auf hohem Felsen vor uns. Ein romantisches Felsennest.

In den nassen Wiesen, von Hecken umgeben, wateten die häßlichen Büffel mit den abwärtsgebogenen Hörnern und boshaften tückischen Augen und zottigen Haaren. Sie stinken sehr, auch das Fleisch der Geschlachteten ist übelriechend und wird nur von den Juden genossen.

Ein herrlicher Anblick war das nebelumschleierte Gebirge; oft ragten die Spitzen der höchsten Berge über den Nebelschichten wieder empor.

In großen Windungen die steile Straße nach Frosinone empor. Sechs Pferde Vorspann. An den steilen Abhängen weideten schöne langhaarige Ziegen, meist weiß. Sie kleben oft nur am Berg. Man begreift nicht wie sie sich halten können, und doch stehen sie fest genug um den herabwinkenden Strauch mit dem Kopf zu erreichen, und ihn seines Blätterschmucks zerrend und reißend zu berauben. Oft stehen sie aufrecht auf den Hinterbeinen um sich höher zu heben, und die Vorderfüße schweben in der Luft. Es sind graciöse Seiltänzernaturen. Und schöne Glocken tragen sie am Halse, meist von richtigem Glockenmetall und groß wie eine kleine Meßkanne bei uns.

In Frosinone läßt der Papst eine große Caserne bauen.

Hier hört die Post auf, und wir mußten uns um ein eigenes Fuhrwerk bemühen.

Nach Einnahme eines miserablen Kaffees in einer Locanda, die nicht viel besser als eine Scheune war, giengen wir suchen und fanden bald ein vierrädriges Carretino mit einem Pferd. Es wurde bis Ceprano gedungen.

Das Wetter war schön, und es flog sich ganz leicht und angenehm in dem offenen Wäglein durch die schöne wohlbebaute, ich möchte gar sagen, zierlich angebaute Gegend dahin. Wir sahen viel Schafe. Unser Kutscher war ein ächter Knoblauchesser; er duftete über und über nach dieser edlen Pflanze. Im übrigen war er nicht häßlich, aber äußerst schweigsam. Noch ein ächter Römer. Bald sollten wir den Unterschied zwischen den Bewohnern des Kirchenstaats und denen des Regno näher kennen lernen.

Die Straße auf der wir fuhren, war kostbar, so weiß, kalkig, reinlich daß man hätte Lust bekommen mögen ein Tischtuch darauf zu breiten, wie auf einen saubern Tisch. Ein Bettelkind, nur im Hemd, lief mit unserm Wagen wohl eine Viertelstunde um die Wette, um eine zweite Gabe zu erhalten. Das kleine Geschöpf konnte höchstens vier Jahre alt seyn und hielt die Anstrengung ohne Unterbrechung so lange aus.

Die Menschen welche die Castelli, bei uns Flecken, hier angelegt und gebaut haben, hatten auch etwas von der Ziegennatur angenommen, von der sie Nutznießer in jeder Beziehung waren. Sie klebten ihre Dörfer oder Städtchen auch so an die Felsen, was aber daher kommt, weil die Ortschaften sich früher stets um eine schützende Burg bildeten.

Ceprano liegt an einem reißenden Bergwasser, welches vom letzten Regen so angeschwollen war daß seine übermüthigen Fluthen trübe erschienen und höchst unordentlich von all dem Gras, Zweigen, Steinen, die sie mit fortgerissen hatten.

Es war Sonntags und viele Kirchgänger drängten sich um unser Fuhrwerk. Wir fuhren erst zur Locanda, um uns dort nach einem Bekannten meines Reisegefährten zu erkundigen, der in Ceprano lebte. Wir wurden in eine ganz winzige enge Via gewiesen. Ein Troß Buben begleitete uns; aber, weh, der Freund war verreist und wir waren eben im Begriff wieder umzukehren, als uns auch schon der Wirth von der Locanda entgegenkam, der unserm Wäglein gefolgt war und sich erbot für alles zu sorgen was wir bedürfen würden.

Ein Mittagsmahl; mit viel Schafkäse und Zwiebel versetzt, war weniger einladend als theuer. Wir mietheten ein anderes Carretino und verließen Ceprano, um gleich oder wenigstens kurze Zeit nachher das Königreich Neapel zu betreten.

Leider thürmten sich jetzt wieder drohende Wolken auf, und in dem köstlichen Eichenwalde durch den wir fuhren, begann ein quasi Sturm zu brausen. Hatte man uns schon in Ceprano wegen unsrer Pässe gequält und molestirt und geprellt, so war dieß doch kein Vergleich mit der Folter, welche die neapolitanischen Mauth- und Paßbeamten gegen uns im Schild führten.

Unser elendes Pferd, das eher ein Freund des Stillstands als des Fortschritts war, brachte uns endlich an das kleine Gränzwachthäuschen, wo unsre Pässe von zwei Invaliden der neapolitanischen Armee zuerst besichtigt wurden. Es hatte inzwischen angefangen fürchterlich zu regnen und wir kamen bei dem Wachtposten schon mit völlig durchweichtem seidenen Regenschirme an; das ganze offene Wäglein schwamm, und es blieb uns nichts weiter übrig als bei den Invaliden augenblickliches Quartier zu suchen.

Ihre Hütte hatte nur zwei Fensteröffnungen, die mit Läden geschlossen waren; das Tageslicht drang durch die offene Thüre ein. Ein Bett stand im engen unordentlichen Raume, und auf einem sehr niedrigen Herde glommen einige Kohlen. Alte Kleidungsstücke, einige Muttergottes- und Heiligenbilder, und ein elender Spiegel waren die Bekleidung der Wände. Zwei Gebetbücher, ein gebundenes Ausgabebuch und ein Band von Metastasio bildeten die Bibliothek desjenigen der Invaliden, der sich chefartig gebärdete und lesen und schreiben konnte; der andere assistirte dem erstern nur durch Kopfnicken.

Beide hatten übrigens feingeschnittene Züge und blitzende listige dunkle Augen. Ihr Dialekt war schon neapolitanisch und daher oft schwer zu verstehen für uns.

Sie nahmen uns freundlich auf und boten mir eine Citrone zum Verspeisen an; weiter hatten sie nichts genießbares da.

Wir kamen zu einer ernsten Verhandlung, aus welcher ein Romanschreiber einen sechsbändigen Roman hätte spinnen können. Vor dem Chef des Wachtpostens stand ein ziemlich zerlumpter Bauer aus Ceprano, also noch ein Römer. Stumm und dumm stand er da auf seinen großen gelben Wachstuchschirm gestemmt, die man in Italien gegen die Platzregen mit großem Vortheil anwendet, die aber nur von den niederen Volksclassen getragen werden. Sein schwarzer spitzer Filzhut saß ihm etwas schief auf dem Kopf, der schon graue Haare unter der übrigen dunklen Haarwildniß zeigte; die ziemlich zerlumpte Jacke hieng ihm über die Schulter. An den Füßen trug er Cioccien, d. h. ein viereckig Stück Leder, das vorn an der großen Fußzehe und an der Ferse mit Löchern versehen ist, durch welche dünne Riemen oder Bindfäden gezogen werden, die um Fuß und Bein geschlungen das Leder, die Sandale und die Lappen festhalten, welche diese Bauern um die Waden wickeln. Es ist eine entstellende unschöne Tracht; sie heißen davon Ciociaren. Ein Vortheil nur ist dabei, der Träger braucht keinen Schuster und Strumpfwirker. Das Gesicht des unappetitlichen Menschen zeigte Stumpfsinn und Dummheit. Er ließ die große Unterlippe herabhängen und glotzte mit seinen schwarzen Augen den Invaliden an, der nach neapolitanischer Art ein großes Geschwätz und Mienenspiel entwickelte über einen Brief, den der Bauer von Ceprano gebracht hatte.

Wir wurden in das Geheimniß gezogen. In Ceprano, im Kirchenstaat, hielt sich seit einigen Tagen ein Fremdling auf, der die neapolitanische Gränze überschreiten wollte und doch — o Wahnsinn! keinen Paß hatte. Er schrieb täglich Briefe an den Syndicus in Arce, der erste Ort im Regno über der Gränze, aber der Wachtposten hatte keine Lust die Briefe, die er öffnete, wie es seine Pflicht war, an den Syndicus gelangen zu lassen. Wer war der Mensch? Was wollte er im Regno? Ohne Paß ins Regno gelangen wollen, das konnte nur ein Tollhäusler oder ein äußerst gefährliches Subject unternehmen wollen. Der Brief war sehr schlecht geschrieben und enthielt die Bitte um eine einzige Unterredung mit dem Syndicus von Arce. Der Chef des Wachtpostens nahm einmal über das andere das einzelne Brillenglas und hielt es vor das rechte Auge, während er das linke zudrückte, und las den Brief wiederholt. Warum drückte der Unbarmherzige nicht ein Auge über die ganze Angelegenheit zu? Da lag nun die Clemenza di Tito vom Poeta Cesareo und ich blätterte darin vor langer Weile, aber in das Herz des Wachtmeisters giengen die wohl oft gelesenen Verse nicht über und bewegten ihn nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Bayard Taylors nordeuropäischen Wanderungen.

Schönheit nordischer Winterlandschaften. Ich habe nie etwas schöneres gesehen als das Schauspiel welches wir hier zum erstenmal genossen, das sich aber später fast täglich wiederholte — die Beleuchtung der Wälder und Schneefelder in

den fast horizontalen orangegelben Sonnenstrahlen, denn selbst um die Mittagszeit stand die Sonne nicht mehr als acht Grade über dem Horizont. Nur die Wipfel der Bäume wurden berührt: still und fest wie Eisen und bedeckt mit funkelnden Eiskrystallen, verwandelten ihre Stämme dem Auge sich in glänzendes Gold und ihr Blätterwerk in glühendes Orangebraun. Die zarten, mit Eis überzogenen Purpurreiser der Birke glitzerten wie Topas- und Amethyst-Wände, und die Flächen jungfräulichen Schnees, der sich nach der Sonne hin erstreckte, strahlten in dem schönsten Saffrangelb. Nichts gleicht einem solchen Schauspiel im Süden — nichts ist so überschwänglich reich, blendend und herrlich. Italienische Morgen- und Abenddämmerungen können diejenigen nicht übertreffen die wir hier jeden Tag sahen, da sie nicht, wie erstere, rasch in die Aschenfarbe der Düsterheit übergehen, sondern Stunde um Stunde mit kaum merklicher Glanzesabnahme verweilen.

*

An der Schwelle Lapplands. Erwärmt und behaglich gestärkt durch ein üppiges Mahl, stiegen wir, inmitten des traurigen arktischen Zwielichts, in der freudigsten und zufriedensten Gemüthsstimmung, den Hügel hinan nach dem Hause des Zimmermanns. War dieß wirklich Lappland? Standen wir in der That schon im dunklen Herzen des Polarwinters? Ja, es war nicht daran zu zweifeln. Die Einbildungskraft konnte sich kaum ein trostloseres Gemälde vorstellen als das auf welchem unsere Blicke hafteten — die Ebene düstern Schnees, hinter welcher nur schwer unterscheidbar die schwarzen Hütten des Dorfes standen, die verkommenen Wälder und bleichen Hügel, welche Nacht und die rauhen Schneewolken halb verdunkelt hatten, und weiterhin die in Pelz gehüllte Gestalt eines schweigend neben seinem Rennthier daherschreitenden Menschen. Doch selbst hier, wo sich der Mensch aus purem Trotz gegen die Mutter Natur angesiedelt zu haben scheint, fanden wir Bequemlichkeit, Gastlichkeit und Leutseligkeit. Wir traten in des Zimmermanns Haus, zündeten unsere Kerzen und Pfeifen an, und setzten uns nieder, um geruhig des ungewöhnlichen Gefühls eines Obdachs und einer Behausung zu genießen. Das Gebäude war aus viereckigen Föhrenblöcken aufgebaut, und die Ritzen sorgfältig mit schwarzem Moos verstopft, wodurch es warm und massiv wurde. Unser Zimmer enthielt einen Webstuhl, zwei Tische, zwei Betten mit Leinen von wollüstiger Weichheit und Reinlichkeit, einen eisernen Ofen (den ersten welchen wir in Schweden gesehen hatten), und, außer einem Teppich auf dem Fußboden, den gewöhnlichen Waschapparat. Was konnte man mehr wünschen? Der Zimmermann, Hr. Knoblock, sprach etwas deutsch; sein Sohn Ludwig, Hrn. Wolley's Diener, sorgte ebenfalls für unsere Bedürfnisse, und die Tochter, ein hübsches blühendes Mädchen von etwa neunzehn Jahren, brachte uns Kaffee ehe wir das Bett verließen, und hielt unser Feuer in Ordnung. Wahrlich, Lappland war ein wahres Sybaris im Vergleich mit dem was ich erwartet hatte. Hr. Wolley bot uns, in der Gestalt eines Dampfbads, noch einen weitern Luxusgegenstand an, da Hr. Forström eines jener Badehäuser besaß die man in Finnland allgemein antrifft. Es war ein kleines hölzernes Gebäude ohne Fenster. Ein finnisches Dienstmädchen, die sich eine Zeitlang damit beschäftigt hatte es in Bereitschaft zu setzen, öffnete uns die Thüre. Das Innere war sehr heiß und feucht, wie eine morgenländische Badhalle. In der Mitte befand sich ein Haufen heißer mit Birkenästen bedeckter Steine, deren Laub einen angenehmen Geruch verbreitete, und eine große Wasserkufe. Der Boden war mit Stroh bestreut, und unter dem Dach war eine quer durch das Gebäude sich erstreckende Plattform. Diese selbst war mit weichem Heu bedeckt, und man stieg, um die volle Wirkung des Dampfes zu bekommen, mittelst einer Leiter hinauf. Einige Stühle und eine Bank für unsere Kleider vervollständigten die innere Ausstattung. In einer Ecke befand sich auch ein Krug mit Wasser, der, um letzteres kühl zu erhalten, mit einem kleinen Haufen Schnee umgeben war. Das Dienstmädchen kam nach uns herein, und Hr. Wolley, der ruhig fortfuhr sich zu entkleiden, sagte uns das Mädchen sey der Badmeister, und werde die gewöhnlichen Reibungen und Knetungen an uns vornehmen. Dieß ist, wie es scheint, allgemeiner Brauch in Finnland, und abermals ein Beispiel von den keine Verlegenheiten kennenden Gewohnheiten der Leute in diesem Theil der Welt. Die ärmeren Familien gehen mitsammen in ihre Badgemächer, Vater, Mutter und Kinder, und wechseln in Reibung und Knetung des Rückens mit einander ab. Es wäre lächerlich und zugleich eine Beleidigung des ehrlichen, einfachen, tugendhaften Mädchens gewesen, wenn wir unter solchen Umständen einiges Bedenken getragen hätten. Wir entkleideten uns also ebenfalls in aller Ruhe. Als wir endlich, wie unsere ersten Eltern im Paradies, „nackt und nicht verschämt" dastanden, überreichte sie uns einige Bunde Birkenzweige mit noch daran befindlichen Blättern, deren Gebrauch durch das Laub auf Sculpturwerken angedeutet ward. Wir stiegen auf die Plattform und legten uns auf unsern Rücken nieder, worauf sie die Temperatur dadurch erhöhte daß sie Wasser auf die heißen Steine goß, bis die Hitze ziemlich drückend war und wir reichlich zu schwitzen begannen. Dann nahm sie einen Bund Birkenzweige, die in heißes Wasser getaucht worden, und schlug uns tüchtig von Kopf bis zu Fuß. Als wir durch und durch gesotten und schlaff waren, stiegen wir auf den Boden hinab, setzten uns auf die Stühle, und wurden so vollständig eingeseift als die Schicklichkeit es erlaubte. Das Mädchen war ein bewundernswerther Bademeister, und hatte ihre Gewandtheit durch lange Uebung in diesem Geschäfte erlangt. Endlich übergoß sie uns mit heißem Wasser und trocknete uns mit warmen Tüchern ab. Die Finnen gehen häufig heraus und wälzen sich während des Badeprocesses im Schnee. Ich selbst wagte mich so weit heraus, daß ich mich einige Minuten in die freie Luft stellte. Das Quecksilber stand auf Null, und die Wirkung der Kälte auf meine erhitzte Haut war köstlich erfrischend.

*

Finnische Anstandsbegriffe. Ein finnisches Weib äußerte das größte Erstaunen und Entsetzen, als sie von Hrn. Wolley hörte, es sey in England etwas sehr gewöhnliches daß Mann und Frau einander küßten. „Wenn mein Mann so etwas versuchen sollte, sagte sie, würde ich ihn dergestalt um die Ohren schlagen, daß er's eine Woche lang spürte."

Die Ersteigung des Morne Garou auf St. Vincent.

(Von Dr. Karl Rohrbach.)

(Schluß.)

Schon im Jun. 1811 versuchten die Gase es bei den Azoren; die Rinde hob sich zwar — es entstand die Insel Sabrina, indem sich der 150′ tiefe Meeresgrund 300′ hoch über das Niveau erhob — aber sie war zu dick, zu undurchdringlich, und die Maulwürfe da unten mußten weiter wühlen. Die Reise gieng unter den Antillen hin — alles erzitterte — unter dem Süden von Nordamerika und Centralamerika durch nach Venezuela — alles umsonst! die Rinde war nicht zu durchbrechen, nirgends fand sich ein Abzugscanal, durch den die Dämpfe hätten hinaustreten können. Sie wälzten sich glühend, tobend und zerstörend unter der harten schweren Decke hin, hoben sie hier und da, und wehe den Sterblichen, die gerade dort weilten! das arme Caracas hatte am 26 März 1812 einen schlimmen Gründonnerstag, als 10,000 Menschen, am Morgen noch fröhlich und heiter, am Abend unter seinen Trümmern schliefen, um keinen Sonnenaufgang mehr zu sehen. Von da gieng der Weg der Unterirdischen über Trinidad, bis ihre Quartiermacher Montag am 27 April Mittags 12 Uhr nach St. Vincent kamen, den schönen Schacht des Morne Garou fanden, und mit einem donnernden Glückauf! ans Tageslicht stiegen. Am 28sten und 29sten folgte die Avantgarde, bis endlich am Donnerstag 30 April das Hauptheer hervorbrach mit einem solchen Gebrüll daß es weit über Caracas hinaus bis an den Maracaibo-See zu hören war, also in einer Entfernung von 150 deutschen Meilen. Es war eine tolle Walpurgisnacht welche da gefeiert wurde; um 4 Uhr Nachmittags wurde der Donner betäubend, aber noch immer waren keine Flammen sichtbar, noch immer fühlte man keine Erderschütterung trotz des schon dreitägigen Lärms und des dicken schwefeligen Dampfes der den ganzen Berg mit seiner Umgebung umhüllte, und trotz der Aschenschauer welche die Bäume entlaubt hatten, den Boden dick überlagerten und die Vögel niederwarfen. Da brach bei Sonnenuntergang um 6 Uhr Abends, also mit dem Beginn der Walpurgisnacht die Flamme aus, und der Berg hielt die Festfackel hoch hinauf über Rauch und Finsterniß. Furchtbar brannte die Feuersäule, und Blitze und Donnerschläge überholten sich gegenseitig. Eine Stunde später änderte sich die Scene abermals: nun folgte die gefährlichste Periode. Die Lava brach über den Rand des Kraters und strömte gegen NW. den Berg hinab, bald durch entgegenstehende hügelige Erhebungen am Abhang stockend, bald, nachdem neue Ströme nachgeflossen kamen, diese überfluthend, Felsen und Wälder verschlingend und mitreißend. Glühende Bälle, wie riesenhafte Leuchtkugeln flogen aus dem Schlunde vertical auf und fielen oft wieder in ihn zurück, so schien es. Es waren die nächtlichen Signale, die der Berg den umliegenden Inseln gab, und wohin ihr Schein nicht drang, dahin drang seine Stimme. Viele dieser Feuerbälle fielen in die Wälder am Bergabhang und setzten sie in Flammen. Gegen Mitternacht erreichte der Lavastrom die See, und noch nicht zwei Stunden später brach ein neuer Vorrath der flüssigen Gluth über den Ostrand und strömte dort hinab. Gleich darauf, als habe ihn der Kraftaufwand und Verlust an Stoff, wie Blutverlust einen Kranken, erschöpft, fieng der Boden zu zittern an, und nun folgte bis zum nächsten Mittag eine fortwährende Wellenbewegung ohne eigentliche heftige Stöße. Zugleich fiel ein Hagel von kleinern und größern Steinen zwei Stunden lang, dann folgte Asche bis gegen 6 Uhr Morgens. Der erste Mai brach an. Nach 8 Uhr erst wurde die Sonne wirksam, also zwei Stunden nach ihrem Aufgang. Von dem Berg und seiner Umgebung konnte man dreist sagen, dies irae, dies illa solvet saeclum in favilla. Denn alles war begraben unter Asche und die Arbeit eines Jahrhunderts verschwunden unter Staub. Zwei Flüsse, der Rabacca und Wallibou-River, waren ausgetrocknet, und ihre Betten mit Lava gefüllt, woher der Name Dry-River für, soviel ich weiß, den erstern entstand nun aber nicht mehr gilt, da er wieder Wasser hat.

Diese Mainacht mit ihren großartigen Festlichkeiten klang hinüber bis Barbadoes. 20 deutsche Meilen ostwärts von St. Vincent. Der Donner erweckte im Gouverneur die Besorgniß, es finde in der Nähe eine Seeschlacht statt. Er ließ die Besatzung unter die Waffen treten, man wachte die ganze Nacht hindurch, und harrte gespannt des neuen Morgens. Aber als die Uhren es anzeigten, suchte das Auge draußen vergeblich das erwartete Licht. Furchtbares Dunkel rundum, nur im Osten ein heller Schein, der aber auch bald verschwand. Die stockdichte Finsterniß, die nun herrschte und noch unheimlicher wurde dadurch daß man es draußen rascheln und rauschen hörte wie von fallenden Hagelschauern, wurde erst nach vier Stunden gegen 11 Uhr Morgens von einem schwachen Schimmer durchbrochen. Endlich konnte man die Gegenstände in den Zimmern auch ohne Lampen wieder erkennen, was zuvor unmöglich war; um Mittag war alles vorüber und der Himmel heiter wie sonst, aber welche Freude, die Insel, bisher fast ein nacktes Korallenriff, hatte durch die Asche ein Geschenk erhalten, nach dem sie längst schmachtete, und dessen sie sich seitdem täglich neu erfreut: eine fruchtbare Schicht guten Bodens von 8—10 Zoll Dicke. Gern verschmerzte man dafür den augenblicklichen Schaden, welchen die Maibescherung angerichtet hatte. So ist dem einen zum Segen was dem andern zum Unheil wird!

Uebrigens ist diese auf Barbadoes niedergefallene Asche der Wissenschaft nach zwei Richtungen hin wichtig geworden: sie ist 1) ein Beweis daß in den obern Regionen der Luft ein Gegenstrom nach Osten hin stattfindet; und 2) da man bis zu 18,000′ Höhe die Gebirge erstiegen hat und diesen Strom noch nicht empfindet, daß die Kraft des Vulcans so groß gewesen seyn muß, die Asche über die genannte Höhe hinauszutreiben.

Als die Bewohner von St. Vincent einige Zeit nach dem Ausbruch furchtsam den Berg erstiegen, fanden sie den alten Krater, wie er jetzt ist: der Auswurfskegel in seiner Tiefe war völlig verschwunden; er und die beiden kleinen Teiche waren von einem ungeheuren See verschlungen; dazu fand sich auf der Nordseite des Berges ein neuer Krater, fast so hoch wie der alte, und in seiner Tiefe ein kleiner Hügel.

Zu diesem hin wandte ich nun die Schritte, indem ich auf dem Ostrande des Berges entlang gieng und so den Vulcan halb umkreiste, um ihn zu messen.

Da rollten, vom Winde aus dem Ocean heraufgehoben, schwere Wolken den Abhang herauf — ich war ganz eingehüllt und konnte den Knaben, sechs Schritte vor mir, nicht mehr sehen; ½ Minute später war das Auge frei, und nun sah ich den ganzen Ball hinabrollen in den Krater — wundervoll! drunten wallte und tobte die Masse wohl drei Minuten — der Kessel schien eine kochende Flüssigkeit zu enthalten — bis ein neuer Windstoß heftig hinabstürmte, sie wie unwillig auf die Schultern hob, und an der andern Seite rasch hinaufrollte. Ein seltsames Schauspiel! Dank dem Tage, der so viel an mir vorüberführte.

Ich kam endlich an den neuen Krater, der dicht am alten liegt, so daß nur der Weg die Gränze zwischen beiden macht.

Sein innerer Abhang wie der Hügel im Grunde waren dicht bewachsen, aber beide von lange nicht so regelmäßiger Gestalt, wie der größere, den ich zuvor gesehen. Auch hier fand sich Wasser rund um den Fuß des Auswurfskegels, so daß dieser mitten aus einem See aufragte. Ich erfuhr aber daß dieser im Sommer völlig austrockne, und schon jetzt weit niedriger stehe als vor Weihnachten. Es ist also nur angesammeltes Regenwasser und hat keine Nahrung im Grunde des Kraters. Gern wäre ich hinabgestiegen, aber neue Klagen meines Führers über die entsetzliche Kälte, die an meinem eigenen Gefühl ein lebhaftes Echo fanden, wurden Veranlassung den Weg abwärts einzuschlagen, und so nahm ich, nachdem ich noch einmal das Panorama nach allen Seiten genossen und das Echo durch zwei Schüsse aus meinem achtläufigen Revolver geweckt, Abschied von der Höhe und gab dem harrenden Knaben das Zeichen zum Hinabsteigen. Sein schwarzes Gesicht strahlte vor Freude, und kaum hatte er mir den Mulo vorgeführt und ich saß im Sattel, als er auch schon mit fliegenden Schritten, mehr schwebend als kletternd, über das Geröll hinabeilte.

Der Weg führte am neuen Krater östlich vorüber, so daß er links lag, über dürre, dem steten scharfen Wind ausgesetzte Flächen, dann über Lavaströme und Geröll immer steil hinab. Einige Orchideen, die hier wuchsen, waren die Vorboten des wieder beginnenden Pflanzenwuchses. Ich ließ sie durch den Knaben mitnehmen, um sie später einzulegen, weil der heftige Wind es oben unmöglich machte. In den Rinnen war der Boden feucht, und bald kleideten sich alle Steine in die herrlichsten Gewänder aus Moos und andern Kryptogamen. Nun kam ich in ein altes Flußbett, in welchem hinab der Mulo lange Zeit seinen Weg suchen mußte. Ich ließ ihm ganz seinen Willen, und konnte indessen meine Aufmerksamkeit ungetheilt auf meine Umgebung richten, die sie in reichem Maß verdient. Bald traten zu den früher genannten mehr und mehr höhere Pflanzen hinzu, darunter eine Melastoma mit breiteren Blättern, fast dem Rhod. ferrug. ähnlich. Der Neger eilte mir gar zu sehr, und so konnte ich vieles nicht erlangen was ich gern gehabt hätte. Mehr denn 20mal hatte ich ihn ganz aus dem Gesicht verloren, und mußte ihn zurückrufen, und als dieß nicht mehr gieng, durch Pistolenschüsse an mich erinnern. Er kam dann zurück, aber immer noch klappernd vor Frost, obgleich wir von Minute zu Minute in wärmere Luftschichten traten. Mein Mulo hatte alle fünf Minuten den Sattel auf dem Nacken trotz aller Kraft und Vorsicht beim Aufschnallen, und trotzdem daß ich mich möglichst weit zurückbeugte, während er hinabkletterte. Ich hatte also oft genug das Vergnügen abzusitzen und den Sattel zurückzuschnallen, und wieder aufzusteigen, um in kürzester Frist dasselbe zu wiederholen. Diese Annehmlichkeit und der neue Umstand daß kaum eine Stunde unter dem Gipfel der Weg höchst gefährlich wurde, indem er auf lauter kleineren und größeren Lavastücken, die auf einem eben solchen Boden dichtgesäet waren, hinführte, und diese, durch die Nässe noch schlüpfriger gemacht, dem Huf des Thieres zugleich schmerzhaft und unzuverlässig waren, nöthigten mich abzusteigen und das Thier am Zügel nachzuführen, indem ich diesen in den linken Arm hieng.

Endlich hörte das Gestein auf; ein rother feiner Thon bildete überall den Grund. Alsobald änderte sich die ganze Scene. Es zeigten sich wieder Schaaren von Begonien, und mit ihnen Agaven, Cacteen, besonders Opuntia, Bromelien und hohe Farnsträucher. Dann begann der Wald wieder und verschloß mir die entzückende Aussicht auf die Windward-Küste der Insel, die vom Gipfel an bis jetzt stets offen vor mir gelegen hatte. Wenn ein stärkerer Athemzug des nimmer ruhenden Ostwindes mein Gesicht traf, so vernahm ich ein dumpfes Rollen, wie wenn schwere eiserne Kugeln auf einem hölzernen Boden hin- und herbewegt würden. Es war die Brandung, deren weiße lange Kämme ich auf der Spitze des Berges sehen konnte, so hoch heben sie sich empor.

Abermals gieng es unter Baumfarn hin welche oft 30′ Höhe hatten, und brüderlich den Raum theilten mit Musa (verschiedener Arten), Bambusa, Heliconia, Maranta (die hier wild wächst und von hier in die Thäler hinabgeholt und dort, der Arrowroot wegen, gepflanzt wird) und vielen Aroideen; diese letztern nahmen freilich auch oft ein größeres Gebiet ganz allein ein, so deckte z. B. Colocasia mit ihren lang- und dickgestielten, pfeilförmigen, 2—3′ hohen Blättern oft einen Flächenraum von 1000 Quadratmeilen. Vielleicht mochte früher oder später der Mensch sie dazu gebracht haben, obgleich ich nirgends eine Umzäunung oder sonst Spuren von Menschenhand gewahren konnte.

Immer dunkler und dichter wurde der Wald; jemehr sich der Pfad in die Tiefe wand, und immer gefährlicher dieser. An Reiten war lange nicht mehr zu denken. Vorzugsweise war es die Feuchtigkeit welche das Gehen so schwierig machte, und mir wurde dadurch der große Unterschied zwischen dem Ost- und Westabhang der Insel recht deutlich. Der nasse Seewind haucht den erstern unaufhörlich an, indessen der westliche davon gar nichts weiß. Denn hat der Wind erst die Bergspitzen überschritten, so senkt er sich nicht wieder völlig herab.

Der Knabe folgte jetzt, weil ich des Zurückrufens müde war, und hatte beide Hände voll blühender Pflanzen, von deren Untersuchung ich mir am Abend noch großen Genuß versprach. Doch es sollte ganz anders kommen. Ich sollte am Schluß des Tages froh seyn noch zu leben. Mehrmals hatte ich dem Schwarzen schon bedeutet nicht allzunah hinter dem Thier zu gehen, damit ihn dieses nicht beim öfteren Springen, wozu es gezwungen war, beschädigen könne. Aber lehre einer einen Afrikaner! Da helfen meist nur fühlbare Weisungen. Der Unvorsichtige war immer wieder dicht auf der Ferse des Mulo. Ich stand plötzlich auf einer 5′ hohen Klippe, hielt das Thier zurück, machte den Zügel los, stemmte die rechte Hand auf den Rand, und sprang hinab. Nun ermunterte ich den Mulo nachzukommen, und er gehorchte endlich. Dabei schleuderte aber sein einer Hinterhuf den wieder dicht dahinter stehenden Neger weit zurück auf den Boden. Ein lautes Jammergeschrei! Dann stand er, wie an allen Gliedern zerbrochen, langsam stückweise auf: meine Blüthen? Waren nach allen Richtungen zerstreut, und nur einige wenige fanden sich in dem dichten Gebüsch wieder. Ich mußte zufrieden seyn daß der Bube mit einer leichten Quetschung an der Hüfte davongekommen war.

Eine Viertelstunde später wurde es plötzlich licht, und als ich aus dem Wald hinaustrat, stand ich am Ufer eines Lavastromes, wahrscheinlich ein Seitenarm jenes Hauptstromes von 1812, der gegen Osten gegangen war. Ungeheure Felsblöcke von porphyrartigem Gefüge ragten überall empor, meistens schwarz an Grundmasse, mit eingesetzten sehr kleinen weißen Krystallen. Hier und da war die Grundmasse auch dunkel carmesin. Mitten durch dieses Steinfeld, das nicht über 30 Schritt breit war, schlängelte sich mit lautem Plätschern eine Wasserader hinab: der bewegte Bach auf der erstarrten, einst alles verzehrenden Gluth! Deutliche Spuren der Zerstörung zeigten daß der scherzende kleine Fluß vor kurzem noch sehr mächtig gewesen seyn mußte. Der Mulo ließ sich die gute Gelegenheit nicht entgehen seine Lippen wenigstens zu kühlen; doch trank er nicht, obgleich ich das Wasser völlig rein und wohlschmeckend fand. Die Ausdauer eines solchen

Thiers ist bewundernswerth, und obgleich die Natur es ursprünglich gar nicht erschaffen, sondern menschlicher Wille es erzeugen läßt, so ist es wie für solche Gegenden gemacht. Tagelang ohne Speise und Trank den ermüdendsten Anstrengungen preisgegeben, bewährt es sich, in Gebirgsgegenden besonders, weit besser als das Pferd. Denn seine kleinen Hufe sind sehr stark und ihre Spur bildet fast eine gerade Linie; daher kann es auf dem schmalsten Pfade fortschreiten. Ich habe später oft Gelegenheit gehabt auf ein und demselben Weg Pferd und Mulo gehen zu sehen, und immer gewann dieser den Preis. Nur eins macht ihn unzuverläßig: seine Tücke und zeitweilige Störrigkeit! Das Licht will seinen Schatten!

Jenseits des Lavastroms stieg der Pfad eine Weile empor, doch nicht auf lange. Bald senkte er sich wieder und durchschnitt ein ebensolches Rohrfeld wie am Morgen. Dann wand er sich durch einen fast undurchdringlichen Wald hindurch, wo man in der einen kurzen Stunde mehr denn 20mal in Gefahr war sich an den herabhängenden Schlingpflanzen zu stranguliren, oder an dornigen und stacheligen Zweigen das Gesicht zu zerreißen. Denn der Knabe hieb zwar hie und da weg, aber nur unten. In der Höhe meines Kopfes, da ich den Mulo seit dem Uebergang über den Bach wieder bestiegen hatte, mußte ich selbst für freien Raum sorgen. Ich wäre lieber gegangen, aber es war unmöglich. Ein Europäer hält das Gehen in den Tropen sonderbarerweise nicht lange aus. Ich wollte es anfangs nicht glauben, bis ich durch öftere Versuche die Wahrheit dieser Behauptung erfahren hatte.

Aus dem Walde heraus traten wir auf eine Wiese, wo neben Asclepias curassavica auch einige Compositeen vorkamen, und hinter ihr in eine Brodbaumpflanzung, also in menschenbewohnte Gegenden ein. Es erregt ein eignes Gefühl, nach kürzerer oder längerer Einsamkeit in der Natur plötzlich die Spuren von Menschenarbeit, Beweise für das Daseyn von Wesen unseresgleichen, zu finden. Nachdem wir noch ein kleines Wäldchen, worin hier und dort Bananenfelder lagen, hinter uns gelassen hatten, standen wir plötzlich am Rande einer weiten Terrasse, der letzten Stufe des Hochlandes über dem Meer. Unmittelbar vor unsern Füßen breitete sich meilenweit das Küstenland aus, die Karibee-Country, wie der nordöstliche Theil der Insel, am Meer entlang, genannt wird. Eine reiche gesegnete Gegend! Wenn der unbetretene dunkle Wald uns heilig dünkt und auf das Gefühl ernste und große Eindrücke macht, so regt dagegen der Anblick einer reich bewachsenen sonnenbeglänzten Ebene zu Heiterkeit und frohem Lebensgenuß an. Denn was wir sehen, ist unser, ist unser Reichthum, und das macht uns froh. Im Wald steht jedes für sich; im Feld alles für einen, und dieser eine ist der Mensch. So war es mir zu Muthe als plötzlich das köstliche Land sich vor mir entrollte. So weit das Auge reichte, wogten die grünen Zuckerfelder, trugen Palmenbrodbäume und Pisangs ihre heilsamen Früchte. Rundum Segen, Frieden und Freude! Ja! das tobende Meer erhöhte noch dieß Gefühl, denn seine langen Silbermauern von 10—12′ Höhe, deren Brausen ich trotz der Entfernung von ½ Meile hören konnte, rückten vergeblich gegen das sichere, obgleich dort flache Ufer an. Sie kamen und giengen, wie Menschenleben.

Auf einem schmalen Weg, der aber, je weiter nach unten, desto breiter wurde, kamen wir von dieser letzten Höhe, eigentlich Hochebene, herab in den flachen Küstenstrich, und ich hatte bald Gelegenheit einen von den letzten Repräsentanten jenes fast ausgerotteten Völkerstammes, der Kariben, zu sehen. In diesem Nordostwinkel der Insel hat ein kleines Häuflein dieser vormaligen Herren des Eilands, überhaupt aller kleinen westindischen Inseln, eine enge Zufluchtsstätte gefunden, als die letzten Ueberreste ihrer Brüder im Jahr 1796, weil sie das Jahr zuvor im Bündniß mit den französischen Pflanzern einen Aufstand gegen die brittische Herrschaft unternommen hatten, von St. Vincent nach der Insel Roatan in der Honduras-Bay gebracht wurden.

In dem kleinen Dorf, das ich bald betrat, wohnten noch einzelne karibische Familien, und ich erfuhr von den Pflanzern daß sie jeden Umgang und also auch jede Verheirathung mit Negern oder Mulatten verschmähen, und zwar aus Stolz. Ich sah außer zwei Männern, die im Feld arbeiteten, auch vor einer der Hütten eine Frau mit zwei Kindern, deren eines sie säugte, indessen das andere sich bemühte eine Brodnuß [1] zu schälen, die zuvor in heißer Asche — der Feuerrest glimmte dicht neben ihr — geröstet war.

Die Frau war, abgesehen von dem Schmutz, fast schön zu nennen, wenigstens im nahen Vergleich zu den Negern: Augen groß und schwarz, das Haar glatt, glänzend und lang — ein entscheidendes Merkmal gegenüber der Negerin — die Brust nicht hängend, wie es bei den Schwarzen so häßlich auffällt, und die Glieder im Ganzen zierlich; die Männer waren sehr muskulös, und zeichneten sich ebenfalls vortheilhaft aus gegen die Neger. Die Jochbeine treten etwas hervor, und die Stirn war an der oberen Kante, wo der Haarwuchs beginnt, etwas abgeplattet, als fehle dort ein Stück. Sonst zeigte der Kopf nichts auffallendes für die erste Betrachtung.

Der Freund Mac-Kenzie's war leider nicht zu Hause, und so konnte mein Brief nichts nützen. Was thun? Unter freiem Himmel übernachten? Und wo Nahrung hernehmen für drei lebendige Wesen? denn der Neger und der Mulo wollten doch auch bedacht seyn! Da fiel mir zum Glück ein daß ich ja nach diesem Theil der Insel eine Einladung hatte von Hrn. Thorne, mit dem ich von Barbadoes bis St. Vincent gereist war, und welcher hier das große Tourama-Estate besaß. Das kam mir jetzt recht gelegen. Ich nannte meinem Neger kaum den Namen als er nordwärts deutete, und den rechten Zeigefinger quer über die Mitte des linken legte mit den Worten: half an hour! der Weg dahin schien mir nur eine leichte Zugabe zu den überwundenen Anstrengungen, und doch ließ er mir ein Andenken an meiner Hand zurück, das lebenslang währt.

Ich war nämlich kaum aus dem Dorf heraus und durch einige Zuckerpflanzungen geritten, als der Weg an dem Saum eines kleinen Gehölzes in 3′ hohem Grase hingieng. Mein Knabe war voran. Da knackte es plötzlich links im Walde und rauschte; das Gras theilte sich, und eben wandte ich mich, da der Mulo die Ohren steif aufrichtete, dorthin und faßte, wie von der Ahnung eines Unfalls getrieben, den Zügel fester, als gleichzeitig meine Augen einen bunten braun und schwarz gefleckten Kopf über das Gras sich heben sahen und an der Bewegung desselben ein springendes Thier erkannten, ob aber Hund oder Panther, war nicht zu entscheiden, und in demselben Augenblick meine linke Hand den Zügel sich entrissen fühlte. Der Mulo riß nämlich so plötzlich und heftig mit dem Kopf nach vorn daß er den Goldfinger der linken Hand aus dem untersten Gelenke rückwärts brach und so den Zügel frei bekam. Im nächsten Moment aber sprang er,

[1] In Westindien wachsen zwei Arten des Brodbaumes; die eine mit ganzen Blättern hat Früchte, deren Fleisch sammt den unentwickelten Samen genossen wird; die andere mit sehr tief gelappten Blättern hat ebenso große Früchte, die 6—8 Nüsse, wie Maronen, enthalten

wie vom Sturmwind erfaßt, den Abhang zur Rechten hinab, schleuderte mich aus dem Sattel hoch in die Luft, und schleifte mich noch eine Weile nach. Zum Glück war es im Gras und nicht sehr weit, da der Fuß sich schnell aus dem Bügel losmachte. Aber — mein Goldfinger war als ich stürzte, beim Schließen der Hand nicht mit in die Faust gegangen, sondern locker heraushängend, am obern Gelenk durch den Sturz auf die linke Seite auch noch gebrochen; ein Hufschlag ins Gesicht, und ein andrer auf die Brust hatten zum Glück nichts geschadet, sondern der erstere nur die Haut weggeschrammt.

Ich raffte mich schnell auf, bog den Goldfinger mit der rechten Hand zwischen die übrigen Finger — und eilte dem Mulo nach. Von dem im Gras springenden Hund (denn Panther gibt es auf den kleinen westindischen Inseln nicht) war keine Spur mehr vorhanden. Der Neger fieng den Mulo wieder ein, ich saß auf und war nach kurzem im Hause meines Freundes. Der Empfang war sehr herzlich. Ich hielt die Hand eine Zeitlang in lauwarmes Wasser, um die Geschwulst zu mildern. Sie heilte in den nächsten Wochen und Monden wieder, aber das Nagelgelenk blieb außer dem Bereich der Willensnerven, und der Finger im Ganzen etwas gekrümmt und schwach. Das war ein schlimmer Schattenstrich in dem sonst so lichten Freudenbilde dieses Tages, der für mich reich ist an den schönsten Erinnerungen. Der Tag will seine Nacht und die Freude ihren Schmerz: das ist des Lebens unabänderliches Gesetz.

Miscellen.

Ein Insect welches Wasser niederschlägt. Ehe ich Golungo Alto verließ, erzählt Livingstone in seinen „Missionsreisen in Südafrika," hatte ich Gelegenheit ein merkwürdiges Insect zu beobachten, welches auf Bäumen der Feigenfamilie (Ficus) wohnt, und von welchem ich mehr als zwanzig Arten hier gefunden habe. Sieben oder acht dieser Thierchen sammeln sich um einen Platz auf einem der kleineren Aeste, und unterhalten dort ein ununterbrochenes Niederschlagen einer klaren Flüssigkeit, welche, wenn sie auf den Boden herabträufelt, unten eine kleine Pfütze bildet. Wird Abends ein Gefäß unter diesen Insecten aufgestellt, so enthält es andern Morgens drei oder vier Pinten Flüssigkeit. Die Eingebornen sagen daß, wenn ein Tropfen davon in die Augen falle, er eine Entzündung dieser Organe verursache. Auf die Frage woher diese Flüssigkeit rühre, antworten die Leute, das Insect sauge sie aus dem Baume, und unsere eigenen Naturforscher geben dieselbe Antwort. Ich habe nie eine Oeffnung gesehen, und es ist kaum möglich daß der Baum so viel Flüssigkeit geben kann. Ein ähnliches, aber viel kleineres Gleichflügler-Insect von der Sippe der Cercopidæ ist in England als froghopper (Schaumcicade, Aphrophora spumaria) bekannt wenn es ausgewachsen und mit Flügeln versehen ist; allein so lange es sich noch im Larvenzustande befindet, nennt man es „Kukuk-Speichel," nach der Masse Schaum in welche es sich einhüllt. Der Umlauf des Safts in den Pflanzen unsers Klima's, besonders der Graminaceæ, ist nicht schnell genug um viel Feuchtigkeit abgeben zu können. Die afrikanische Art ist fünf- oder sechsmal so groß als die englische. Bei den Feigenbaumästen macht sich die Stelle an der sich diese Insecten sammeln, bald durch eine Anzahl beginnender Wurzeln kenntlich, von der Art wie sie hervorgetrieben werden wenn man, um einen andern Baum zum Aufschießen zu bringen, einen Einschnitt in den Boden macht. Ich glaube daß sowohl die englischen als die afrikanischen Insecten zu einer und derselben Familie gehören, und sich nur durch ihre Größe von einander unterscheiden, und daß sie den größten Theil der Feuchtigkeit aus der Luft gewinnen. Ich überlasse es den Naturforschern, zu erklären auf welche Art diese kleinen Geschöpfe bei Nacht wie bei Tag eine ihnen beliebige Menge Wasser niederschlagen, und dabei unabhängiger sind als Ihrer Maj. Dampfschiffe mit ihrem Apparat zur Condensirung des Dampfes, denn ohne Steinkohlen nützen ihnen ihre reichen Seewasservorräthe nichts. Ich stellte folgenden Versuch an. Als ich eine Colonie dieser Insecten fand welche sich auf einem Aste des Ricinus communis, oder der Castor-Oelpflanze, sehr emsig mit Wasserniederschlagung beschäftigte, so entblößte ich den Baum auf der Seite der Insecten in einer Länge von etwa 20 Zoll seiner Rinde, und kratzte auch die innere Rinde ab, um so alle aufsteigenden Gefäße zu zerstören. Ich machte ferner eine Oeffnung in die Seite des Astes, welche bis in die Mitte hineinreichte, und schnitt dann das Mark und die innern Gefäße aus. Die Niederschlagung gieng vor sich im Verhältniß von einem Tropfen in je 67 Secunden, oder ungefähr 2 Unzen $5^1/_2$ Drachmen in 24 Stunden. Am nächsten Morgen hatte sich die Niederschlagung der Flüssigkeit auf einen Tropfen in je 5 Secunden, oder 12 Tropfen in der Minute, d. h. auf 1 Pinte (16 Unzen) in je 24 Stunden, vermehrt, und war somit durch den Versuch, dem vermeintlichen Hereinströmen der Säfte durch den Ast aus dem Baum Einhalt zu thun, nicht im geringsten berührt worden. Ich schnitt sodann den Ast so weit durch daß er im Verlauf des Tages brach; allein immer noch ergab sich ein Verhältniß von einem Tropfen in je 5 Secunden, während eine andere Colonie auf einem Ast desselben Baums einen Tropfen in je nur 17 Secunden, oder im Verhältniß von ungefähr 10 Unzen $4^1/_5$ Drachmen in 24 Stunden lieferte. Ich schnitt endlich den Ast ab; allein dieß war zu viel für ihre Geduld, denn augenblicklich zogen sie ab, wie sich denn die Insecten stets von einem dürren Ast oder einem todten Thier entfernen, was die Indianer, wenn sie sich auf einem kurz zuvor getödteten Bären niedersetzen, bald erfahren. Das Vorhandenseyn größerer Feuchtigkeit in der Luft erhöhte die Kraft dieser Wasserträufler: die größte Thätigkeit entwickelten sie Morgens, zu einer Zeit in welcher die Luft und alles andere mit Thau geschwängert war.

Die Pawnee-Rothhäute. Aus Omaha City wird der „Neuen Zeit" folgende Schilderung der Pawnees gegeben: Dieser Nation gebührt jedenfalls der erste Platz in der Beschreibung eines Landes, das sie noch mit uns bewohnen, und hier muß ich wohl die erste Illusion zerstören, wenn ich sage daß sie den von Cooper beschriebenen durchaus nicht ähnlich sind; sie sind eben ein herabgekommenes Geschlecht, das jetzt mehr einer vagabundirenden Bettlerbande als einem Kriegervolk gleicht. Recht lustige Bettler sind meine Freunde aus dem Stamm der Pawnees, die, wenn sie sonst nichts erhalten können bloß ein Stück Brod verlangen,

haben sie aber erst dieses, mit allerlei Gesticulationen und Mißtönen ihr Verlangen nach Speck, Molasses, Thee oder Kaffee ausdrücken. Ich hatte anfangs viel Mühe mit ihnen, und war immer versucht ihnen auf türkisch begreiflich zu machen, daß ich unmöglich gegen so viele und häufig erscheinende Gesellen gastfrei seyn könne; da die Kerle aber weder türkisch noch deutsch, weder englisch noch französisch verstehen wollten — und ich habe ein Paar von ihnen sehr im Verdacht daß sie französische Halfbreeds seyen — so blieb mir nichts übrig als meine Sprachkenntnisse mit einem indianischen Worte zu bereichern. Dieß eine Wort heißt Pockojee, zu deutsch, pack dich, und wirkt wie ein Talisman. Sehen sie einmal daß auf diese Art die diplomatischen Verbindungen abgebrochen sind, und daß sie nichts bekommen, so kümmern sie sich nicht weiter um das Wohl- oder Uebelbefinden des weißen Settlers; auch jetzt ziehen sie noch zu zweien, und in Banden von sechs bis zwanzig an meiner Farm vorüber, aber sie gehen eben nur vorüber, ohne mich eines Händedruckes und des how do you do, mit dem sie anfangs so freigebig waren, zu würdigen. In ihrer äußeren Erscheinung gleichen die Pawnees sehr den Zigeunern in Ungarn und der Wallachei, und Rothhaut mag recht romantisch klingen, aber man könnte sie mit ebenso gutem Recht Gelb- oder Blauhäute nennen, denn sie beschmieren sich mit allen diesen Farben, oft mit allen zugleich; hat sie aber der Regen ordentlich abgewaschen, andere Waschungen habe ich sie noch nicht vornehmen sehen, so ist ihre Farbe nichts anders als die der Zigeuner oder Araber. Haben sie kriegerischen Putz angethan, so sehen sie ungefähr so aus, wie sie gewöhnlich abgebildet sind; aber ihre tägliche Uniform ist sehr einfach: im Winter eine Buffalohaut mit dem Haar einwärts, im Frühjahr und Herbst auswärts; im Sommer wird auch dieses Kleidungsstück als überflüssig zur Bagage gelegt welche die Weiber auf dem Rücken nachtragen, und die Herren der Schöpfung gehen dann, ungefähr wie Adam unmittelbar nach dem Sündenfall, mit einer kleinen ledernen Schürze oder Suspensorium einher. Auf dem Kopf tragen sie gewöhnlich nichts, die Füße sind mit Mocassins bekleidet. Höchst komisch nehmen sie sich aber aus, wenn sie sich zu civilisiren anfangen. Ein alter Frack mit nur einem Flügel, oder eine Weste auf dem nackten Leibe, oder ein hoher Hut ohne irgendein anderes Kleidungsstück, manchmal ein Beinkleid, aber kein Hemd, ein anderesmal wieder das Gegentheil, ist ungefähr die Erscheinung solcher auf Bildung Anspruch machender Neulinge der Civilisation. Von ihren Fähigkeiten weiß ich nur zu sagen daß sie zur Zeit als es hier noch Dimes und Halfdimes [1] gab, mit Bogen und Pfeil recht gut darnach schießen konnten, ohne gerade zu häufig zu treffen; wenn aber ihrer zehn oder zwanzig zwei- oder dreimal geschossen hatten, so trafen sie auch wohl und gewannen den Preis; nur fürchte ich daß sie auch dieses Kunststück verlernen werden, wenn diese seit dem Eintritt der Geldkrisis leider wie alle anderen gänzlich verschwundenen Münzen nicht bald wieder in den Privatbesitz erwachsener und unerwachsener Straßenjungen gerathen.

•

Aussage eines Gesandten von Dar Fur über Dr. Vogels Schicksal. Von Dr. Bilharz, Professor der Anatomie in Cairo, unter dem Datum vom 4 October bringen Petermanns geogr. Mitth. Nachrichten über Dr. Vogel die genau übereinstimmen mit dem Bericht des brittischen Consuls in Cairo, welcher in der letzten Sitzung der geogr. Gesellschaft am 11 Dec. verlesen wurde: „Dieser Tage hatte ich Gelegenheit den Gesandten des Sultans von Dar Fur, Seid Mohammed el Schingiti, zu sprechen, welcher mit Briefen und Geschenken an den Vicekönig von Aegypten vor etwa zwei Monaten hier ankam und mit großen Ehren aufgenommen ward. Er ist aus dem Senegal-Lande gebürtig, ein schöner, großer Mann von kaukasischer Gesichtsbildung, heller Farbe, angenehmen Manieren, gewandt in der elegantesten arabischen Ausdrucksweise, höchst intelligent, entzückt von den Wundern europäischer Civilisation, welche er in Aegypten zu Gesichte bekam. Aus unserer vielfach interessanten Unterredung hebe ich den Theil hervor, welcher Sie und das Publicum am meisten interessiren dürfte, nämlich die Mittheilungen welche er mir über das Schicksal unseres kühnen Landsmannes Vogel gab. Leider stehen dieselben mit den frühern traurigen Nachrichten im Einklang. Auf meine Frage ob er nichts von den englischen Reisenden gehört habe welche sich seit einigen Jahren um den Tsad herum aufhalten, antwortete er mir, es seyen deren drei gewesen: Abd el Kerim, [1] Abd el Samad [2] und Abd el Wahed. [3] Ihre europäischen Namen kenne er nicht. Dieselben hätten das Land in verschiedenen Richtungen durchzogen. Abd el Kerim sey nach Timbuctu gegangen. Dort herrschten zwei Parteien: die Sudanesen und die Araber, letztere hätten ihn unterstützt, erstere hätten ihn nicht in die Stadt und später nicht wieder herauslassen wollen. Endlich sey es ihm durch die Hülfe eines mächtigen Schech gelungen wieder nach Kuka zurückzukehren, worauf er über Tripolis in seine Heimath zurückgekehrt sey. Abd el Kerim habe die Länder um den Tsad beschrieben und auch Karten gezeichnet, so daß dieselben den Europäern jetzt ganz bekannt seyen. Abd el Samad sey nach Adamaua gegangen; was aus ihm geworden sey, wisse er nicht. Abd el Wahed sey nach Bagermi, Fittri und Wadai gekommen. In Wadai herrsche der Sultan Scherif, ein alter Mann, der gerade zu jener Zeit von einem Schlagfluß getroffen worden sey, wodurch er halbseitig gelähmt und blind geworden. Dieß Ereigniß habe Unordnung im Lande und Streit zwischen seinen Söhnen zur Folge gehabt. In der Nähe von Wara sey ein isolirter Berg, dessen Gipfel nur der König betreten dürfe; Abd el Wahed sey in die Nähe dieses Berges gekommen, habe denselben mit Fernröhren besehen und dessen Fuß von verschiedenen Seiten zu umgehen gesucht; darauf sey er getödtet worden. Auf meine Frage ob der Sultan ihn habe tödten lassen, sagte er: das Gefolge des Sultans. Auf dem Gipfel des Berges befänden sich Hütten, welche der Sultan allein betreten dürfe, über deren Bestimmung und Inhalt er mir aber nichts näheres angeben konnte oder wollte. Wadai befinde sich in keinerlei Abhängigkeit von Dar Fur. Ich bemerkte ihm daß ich gehört habe, Abd el Wahed sey getödtet worden, weil die Güter einiger Wadai-Kaufleute in Bengasi auf Anregung des englischen Consuls mit Beschlag belegt worden seyen. Er bestritt es, und behauptete daß dieß in Folge der Nachricht, daß dem Reisenden ein Unfall zugestoßen, geschehen sey. Dieß ist was ich von ihm in Erfahrung bringen konnte."

---

[1] Münzen.

---

[1] Barth.
[2] Overweg.
[3] Vogel.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 2.

8 Januar 1858.

Zwei Duelle zwischen Kriegsschiffen.

(Aus der Revue Britannique.)

In einem Krieg unter Seemächten geschieht es häufig daß erbitterte Kämpfe zwischen zwei an Kraft fast gleichen Schiffen stattfinden; selten aber ist es daß diese Kämpfe sich kraft gegenseitiger Uebereinkunft und in Folge einer — von dem Capitän des einen der Schiffe regelrecht abgesandten und von dem Capitän des andern angenommenen — Herausforderung entspinnen. Ein solches Gefecht ist ganz anderer Art als die zufälligen Zusammentreffen, und man kann ihm mit Recht den Namen eines See-Duells beilegen. Wir haben zwei solcher Gefechte erzählen hören; zwei englische Capitäne haben diese Duelle vorgeschlagen, der eine einem französischen, der andere einem amerikanischen Kriegsfahrzeug.

Gegen Ende des Monats Julius 1793 kreuzte die englische Fregatte „Boston," von 32 Kanonen, Capitän Courtenay, in den Gewässern von New-York, und lauerte dort auf die französische Fregatte „Embuscade" unter Capitän Bompart — ein Schiff das ebenfalls zweiunddreißig Kanonen führte, dem brittischen Handel ungeheure Verluste zugefügt und etliche zwanzig Handelsschiffe weggenommen hatte. Der französische Capitän hielt die englische Fregatte irrthümlich für ein Kriegsfahrzeug seiner Nation, und sandte, in Folge dieses Mißverständnisses, ein mit seinem ersten Lieutenant und zwölf Marinesoldaten bemanntes Boot an dieselbe ab. Dieser Officier, mißtrauischer oder vorsichtiger als sein Vorgesetzter, befragte einen amerikanischen Lootsen ehe er sich dem in Sicht befindlichen Schiff näherte; allein der Amerikaner, getäuscht durch eine Kriegslist des Capitäns Courtenay, der, als das Lootsenboot in Hörweite war, mit seinen Officieren französisch zu sprechen anfieng, gab ihm die Versicherung es sey wohl eine französische Fregatte. Sonach näherte sich das Boot der „Embuscade" voll Vertrauen dem „Boston," und man erräth daher leicht daß Boot und Mannschaft in die Hände ihrer Feinde fielen. Capitän Courtenay sagte hierauf dem Lieutenant, der sein Gefangener geworden, es sey sein lebhaftester Wunsch sich mit der „Embuscade" in einen Kampf einzulassen, und er möchte ihren Capitän gern veranlassen einige Kanonenlagen mit ihm zu wechseln. Der französische Officier erwiederte, die „Embuscade" werde die Herausforderung gewiß annehmen, wenn man ihm erlaube dem Capitän Bompart durch das Lootsenboot ein Schreiben übersenden zu dürfen. Der englische Capitän willigte alsbald in dieses Begehren, und beauftragte überdieß den Lootsen dem Befehlshaber des feindlichen Fahrzeugs eine keinen Zweifel zulassende mündliche Herausforderung zu überbringen. Der Amerikaner trug aber Bedenken sich dieses Auftrags persönlich zu entledigen, sondern brachte die formellen Herausforderungsworte zu Papier, und heftete eine Abschrift davon in einem New-Yorker Kaffeehaus an. Capitän Bompart wurde sonach von allem in Kenntniß gesetzt, beeilte sich das Cartell anzunehmen, und traf augenblicklich alle Anstalten zum Kampf. Am 31 Julius, 5 Uhr Morgens, standen die beiden Schiffe einander gegenüber, und das Treffen begann. Um 6 Uhr wurden der englische Capitän und der Befehlshaber seiner Marinesoldaten durch eine und dieselbe Kanonenkugel getödtet; einige Minuten später begaben sich die beiden Lieutenants der Fregatte, schwer verwundet, in das Zwischendeck hinab; einer von ihnen kam, sobald seine Wunde verbunden war, wieder herauf, und setzte, obschon halb todt, den Kampf kräftig fort. Lagen folgten auf Lagen mit unerhörter Schnelligkeit und Wuth. Nach zweistündiger Schlacht war die Fregatte „Boston" von Kartätschen dergestalt durchlöchert, daß es ein Glück für sie war einen günstigen Wind benützen und das offene Meer gewinnen zu können, während die „Embuscade," welche nicht viel weniger schlimm zugerichtet war, sich genöthigt sah auf die Verfolgung zu verzichten. Der Kampf hatte daher kein anderes Resultat als daß beiderseits eine unbestreitbare Tapferkeit entfaltet wurde. Der „Boston" hatte nur 200 Mann Besatzung, und sein Verlust belief sich auf zehn Getödtete und vierundzwanzig Verwundete; die „Embuscade," deren Mannschaft volle dreihundert Köpfe zählte, hatte fünfzig Getödtete oder Verwundete. Das französische Schiff war fast außer Stande zu manövriren, das englische Schiff aber hatte das Duell zuerst aufgegeben, und überdieß seinen Capitän verloren. König Georg III bewilligte jedem der Kinder des Capitäns Courtenay eine Pension von 50 Pfd. St. (600 fl.), der Wittwe eine solche von 100 Pfd. St. (1200 fl.). Wir wissen nicht was die französische Republik für den Capitän Bompart that.

Das andere Duell zwischen zwei Fregatten, in Folge einer förmlichen Herausforderung, bildet eine der berühmtesten Kriegsthaten dieser Art. Im Anfang des Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und England, im Jahr 1812, nahmen die Ameri-

kaner nacheinander die englischen Fregatten „Guerrière," „Macedonienne" und „Java" weg. Jede von ihnen war durch amerikanische Kriegsfahrzeuge vom Rang und Namen einer Fregatte, in Wirklichkeit aber von wahren Linienschiffen oder, wie die Matrosen sagten, von maskirten „Vierundsechzigern" gekapert worden. Die englischen Fahrzeuge hatten tapfer gekämpft, und sich erst nach fürchterlichem Menschenverlust und fast völliger Zerstörung des Takelwerks ergeben. Wir brauchen nicht zu sagen daß eine solche Vertheidigung gegen einen an Kraft so überlegenen Feind mindestens eben so ehrenvoll war als der Sieg; allein diese Kämpfe hatten einen außerordentlichen Wiederhall in England und in Amerika. Das Publicum beider Länder wollte die Ungleichheit dieser Kämpfe nicht gelten lassen, und sah, irre geführt durch die Benennung der Schiffe, nur eins, daß nämlich drei englische Fregatten Schlag auf Schlag von drei amerikanischen Fregatten weggenommen worden waren. Von allen Seiten sagte man, das alte Prästigium der Ueberlegenheit der Engländer zur See sey auf immer vernichtet, und die junge Flotte der Vereinigten Staaten trage den Sieg davon über die Veteranen Großbritanniens. Unter den Fregattencapitänen von erprobter Tapferkeit und Fähigkeit, welche von Begierde brannten den Ruhm ihres Vaterlands zu rächen, legte keiner eine größere Kampfeslust an den Tag als Capitän Broke, der den „Shannon", eine vollkommen ausgerüstete Fregatte, befehligte und dessen „Mariners" ihrer Mannszucht halber berühmt waren. Im Monat April kreuzte er, in Gesellschaft der Fregatte „Tenedos," Capt. Parker, vor Boston, und überwachte die Bewegungen der in diesem Hafen vereinigten amerikanischen Fregatten. Zweien der letztern, dem „Congreß" und dem „Präsident," war es gelungen, ohne verfolgt zu werden, das hohe Meer zu erreichen; allein es blieben noch zwei übrig, die „Constitution" und die „Chesapeake." Erstere war in Ausbesserung begriffen, letztere stand auf dem Punkt ins Meer zu gehen. Capitän Broke schickte den „Tenedos" ab um anderswo zu kreuzen, damit die Amerikaner, bei dem Kampf auf den er sann, sich nicht beklagen könnten er habe ihnen nicht die schönste Partie gelassen. Hierauf ließ er den Capitän Lawrence, von der „Chesapeake," mehrmals mündlich zu einem bewaffneten Zusammentreffen, Fregatte gegen Fregatte, auffordern. Endlich übersandte er ihm ein Herausforderungsschreiben, dessen Abschrift uns vorliegt, das aber zu lang ist um hier seinem ganzen Umfang nach angeführt werden zu können. Nachdem er in diesem Schreiben den Capitän Lawrence zu einem Kampf um die Ehre ihrer gegenseitigen Flagge aufgefordert, gab er ihm einen genauen Etat der Bewaffnung und Bemannung seines Schiffs, und bezeichnete ihm einen bestimmten Ort für den Kampf; wenn der angegebene Ort dem amerikanischen Capitän nicht zusage, so erbiete der Engländer sich mit der „Chesapeake" gemeinschaftlich unter Parlamentärflaggen bis zu einem Orte zu segeln welchen Capitän Lawrence für günstig zum Kampfe und vor jeder Unterbrechung von Seiten der englischen Kreuzer geschützt halte. Er schloß seine ritterliche Herausforderung folgendermaßen: „Seyen Sie überzeugt, mein Herr, daß meine Vorschläge ganz zu Ihrem Vortheil sind, denn Sie können mit der „Chesapeake" allein den Hafen verlassen, ohne die drohende Gefahr zu laufen von den überlegenen Streitkräften der englischen Geschwader welche in diesem Augenblick das Meer behaupten, und gegen deren zahlreiche Schiffe all Ihre Tapferkeit und all Ihre Anstrengungen vergebliche Mühe wären, zermalmt zu werden. Glauben Sie nicht, mein Herr, daß mein Wunsch nach einem Zusammentreffen mit der „Chesapeake" aus persönlicher Eitelkeit stamme, noch daß ich auf Ihren persönlichen Ehrgeiz bezüglich der Annahme meiner Aufforderung rechne; wir haben beide edlere Beweggründe: es wird nur ein Lob für Sie seyn, wenn ich sage daß das Ergebniß unsers Zusammentreffens wohl der wichtigste Dienst ist welchen ich meinem Vaterland zu leisten habe; auch zweifle ich nicht daß Sie selbst, im gleichen Vertrauen auf Ihren Erfolg, der Ansicht sind es seyen wiederholte Siege in Kämpfen mit gleichen Streitkräften nöthig, um Ihr Vaterland über die Verluste eines Handels zu trösten welchen seine Marine nicht schützen kann. Haben Sie die Güte mich mit einer baldigen Antwort zu beehren; wir leiden Mangel an Lebensmitteln und Wasser, und können nicht sehr lange hier bleiben." Man hat selten einen außerordentlichern und männlichern Brief geschrieben. Er wurde am 1 Jun. dem Capitän Slocum, einem gefangenen Amerikaner der ausgewechselt werden sollte, anvertraut, und der „Shannon" legte vor Boston bei um das Ergebniß seiner Aufforderung abzuwarten. Am selbigen Tage noch, um Mittag, feuerte die „Chesapeake" einen Kanonenschuß ab, als Signal, und zog ihre Segel auf. Sie zeigte sich endlich kampfbereit, zwar nicht in Folge des Briefs, mit dessen Uebermachung sich Slocum nicht sehr beeilt hatte, sondern in Folge der frühern mündlichen Herausforderungen. Sie war begleitet von einer Menge von Lustbooten, voller Amerikaner, die aus der Ferne den Kampf mit ansehen wollten, und welche alle auf den Sieg ihres Kämpen rechneten. Sie hielten ihren Triumph für so gesichert, daß man in Boston ein Bankett vorbereitet hatte, um die Officiere der „Chesapeake," wenn sie mit der englischen Fregatte als gute Prise in den Hafen zurückkehrten, zu bewirthen.

Ein einziges Wort über die Vertheidigungsfähigkeit jedes der kämpfenden Schiffe. Die „Chesapeake" trug 25 Lagekanonen, und verschoß bei jeder Salve 590 Pfund Eisen; ihr Gehalt belief sich auf 1125 Tonnen; ihre Bemannung, aus Elite-Leuten gebildet, bestand aus 381 Seeleuten und 5 Schiffsjungen. Der Shannon zählte auch 25 Kanonen, und verschoß 538 Pfund Metall mit jeder Lage. Seine Bemannung bestand aus 300 Köpfen, die Schiffsjungen mit inbegriffen, welche in starkem Verhältniß vorhanden waren, ferner aus 30 Matrosen und Passagieren, die Capitän Broke aus den von ihm wiedergecaperten Schiffen gezogen hatte; der Gehalt der Fregatte betrug nur 1066 Tonnen. Sonach bildeten der Tonnengehalt, das Gewicht der Geschosse und die Anzahl der Bemannung einen wesentlichen Vortheil zu Gunsten der „Chesapeake." Alles in allem genommen aber waren beide Rivalen im Stande einander würdig zu bekämpfen.

Nach einigen Präliminar-Manövern stießen die Fregatten ungefähr 6 Stunden von Boston aufeinander. Der „Shannon" eröffnete ein schreckliches Feuer, und da beide Schiffe dicht aneinander gerathen waren, so sprang Capitän Broke im Gefolge von nur 20 seiner Leute, zur Enterung an Bord der „Chesapeake," 11 Minuten nach Beginn des Kampfes; vier Minuten später war er vollständig Herr dieses Schiffes. Zwischen dem Augenblick des ersten Kanonenschusses und dem Moment in welchem die amerikanische Flagge herabgezogen und durch die Flagge Englands ersetzt wurde, ver-

flossen im ganzen nur fünfzehn Minuten! Inmitten seines Sieges selbst wurde Capitän Broke von drei Amerikanern welche, nachdem sie sich ergeben, ihre Waffen wieder ergriffen hatten, verrätherischerweise angefallen und grausam verwundet. Der unglückliche Capitän Lawrence hatte eine Wunde erhalten welcher er unterlag: er war ein tapferer Officier, und sein Tod wurde von dem edelmüthigen Sieger aufrichtig bedauert. Zahlreiche Thaten persönlichen Heldenmuths zeichneten dieses Zusammentreffen aus, und so kurz es auch dauerte, so kann man sich aus der Zahl der Todten doch einen Begriff machen von dem Muth und dem Ungestüm der Gegner. Der „Shannon" hatte 24 Todte und 59 Verwundete. Nach dem amtlichen amerikanischen Bericht betrug die Zahl der Getödteten der „Chesapeake" 47, die der Verwundeten 99. So schaudererregende Verluste, 71 Todte und 158 Verwundete am Bord zweier Fregatten, nach einem nur 15 Minuten dauernden Kampfe, sind vielleicht die schrecklichsten welche die Jahrbücher der Marine zu verzeichnen hatten. Man fand auf der „Chesapeake" 360 Paar Handfesseln, für die Bemannung des „Shannon" bestimmt, und es läßt sich daher leicht die Freude im Gesichte dieser Matrosen ermessen, als sie diese selben Handfesseln der Mannschaft der „Chesapeake" anlegten. Der „Shannon" führte seine Prise nach Halifax, wo Cap. Lawrence mit allen militärischen Ehren beerdigt wurde; es befand sich damals in diesem Hafen nicht Ein Officier der es sich nicht zur Pflicht gemacht hätte den Sarg dieses Tapfern zu begleiten. Capitän Broke erhielt von seinem Lande die Belohnungen welche er verdiente, und ward überdieß zum Baronett erhoben. Zwei seiner Lieutenants erhielten Schiffscommandos, und zwei seiner Midshipmen, die sich besonders ausgezeichnet hatten, wurden zu Lieutenants ernannt.

Hirtenleben in Buenos-Ayres.

(Schluß.)

Da diese Hirten 4, 10, ja zuweilen 20 Stunden von einander entfernt wohnen, trifft man nur wenige Kirchen oder Capellen in diesen Wildnissen an. Sie gehen selten oder nie zur Messe. Nicht selten taufen sie ihre Kinder selbst, verschieben diese Ceremonie auch wohl bis zur Verheirathung, wo sie verlangt wird. Wenn sie einmal zum Gottesdienste gehen, hören sie die Messe gewöhnlich zu Pferde außerhalb der Kirche, deren Thüren zu diesem Zwecke weit geöffnet werden. Alle wünschen in geweihter Erde zu ruhen, und Verwandte und Freunde versäumen nie, den Todten diesen Liebesdienst zu erweisen. Einige aber die allzu weit von einer Kirche wohnen, lassen ihre Leichen im Felde faulen, wo sie dieselben, ohne sie zu begraben, mit Steinen und Baumzweigen bedecken, und erst später die letzten Ueberreste, die Gebeine, zu dem Pfarrer tragen, damit er denselben ein Begräbniß in geweihter Erde gebe. Andere zerstückeln die Todten und schneiden das Fleisch von den Knochen, welche sie alsdann dem Pfarrer bringen nachdem sie das Fleisch begraben haben. Wenn die Kirche nicht allzuweit entfernt ist, kleiden sie den Todten, als ob er lebte, setzen ihn auf ein Pferd mit den Füßen in die Steigbügel, stützen ihn mit über das Kreuz gelegten Stäben und bringen so den Leichnam in die Pfarrkirche.

In Krankheiten haben sie kein anderes Hülfsmittel als sich an einen christlichen Indianer oder eine Indianerin, oder auch an einen kundigen Hirten zu wenden, der ihnen ein inneres Mittel oder ein Pflaster nach Gutdünken verordnet. Wenn ein Kranker im Hause ist, pflegen sie auch wohl die Vorübergehenden um ein Heilmittel anzusprechen, und was ihnen verordnet wird, gebrauchen sie gläubig auf der Stelle.

Die Hirten haben in ihren Hütten gewöhnlich keinen andern Hausrath als ein Gefäß zum Wasser holen, ein Trinkhorn, hölzerne Bratspieße und eine Chokoladenkanne oder ein kleines kupfernes Geschirr zum Sieden des Paraguaythees. Wenn sie etwa für Kranke Fleischbrühe kochen wollen und kein anderes Gefäß haben, schneiden sie kleine Stücke Fleisch in ein mit Wasser gefülltes Ochsenhorn, welches sie dann ringsum mit Feuer umgeben. Nur wenige haben einen Kochtopf, einen Napf, ein paar Stühle oder eine Bank, ein Bett, d. h. ein Lager von vier Stäben gemacht, welche auf eingerammte Pfähle befestigt und mit Rindshäuten bedeckt sind. Gewöhnlich aber schlafen sie auf über den Boden ausgebreiteten Ochsenhäuten. Ihr Sitz ist der Schädel eines Pferdes oder einer Kuh. Sie essen weder Gemüse noch Salat, sie wundern sich über die Europäer welche solches Pferdefutter essen und Oel brauchen, wogegen sie, entgegengesetzt den Bewohnern des Mutterlandes, einen Abscheu haben. Sie leben fast ausschließlich von Rindfleisch, das sie ohne Salz verzehren. Nach der Mahlzeit wischen sie den Mund mit dem Messerrücken, und die Finger an den Beinen oder den Gamaschen ab. Die Hirten trinken nur nach dem Essen. Ihre Wohnungen sind im weiten Umkreise mit den Knochen und Ueberresten von Kühen bedeckt welche faulend die Luft verpesten, denn die Hirten essen nur die Rippenstücke, das Stück zwischen den Schenkeln und das Fleisch vom Bauche, was bei uns in Europa den geringsten Werth hat; alles andere werfen sie weg. Diese Abfälle locken eine Menge von Raubvögeln herbei welche durch ihr Geschrei lästig werden. Außerdem erzeugt die Fäulniß viele Fliegen und andere lästige Insecten.

Die Oberhirten haben gleich den Heerdenbesitzern und allen denen welche etwas wohlhabend sind, ein Wams, eine Weste mit silbernen Hängknöpfchen, weiße kurze Beinkleider, einen Sombrero, lederne Gamaschen und einen Poncho, ein Stück wollenen oder baumwollenen Zeuges, das etwa 2½ Ellen breit und 3½ Ellen lang ist, und durch welches der Kopf gesteckt wird. Die Taglöhner haben weder Weste, noch Jacke, noch Beinkleider. Sie gürten mit einem Stricke ein grobes Stück wollenes Zeug — Chiripa — um die Hüfte. Viele haben nicht einmal ein Hemd, aber alle einen Hut, Sombrero — eine Art kurzer Unterhosen, einen Poncho, und kleine Stiefeln die von der Beinhaut eines Füllens oder Kalbes gemacht sind, deren Biegung das Fersenstück des Stiefels bildet. Andere bedienen sich zu dieser Fußbekleidung auch des Felles der wilden Katze. Da sie keine Barbiere haben, tragen sie zumeist sehr lange

Bärte, wovon sie den zu großen Ueberfluß von Zeit zu Zeit mit dem gewöhnlichen Messer abschneiden.

Die Weiber gehen barfuß und sind sehr unreinlich. Ihre Kleidung besteht in einem Hemde, das um die Hüfte mit einem Gürtel befestigt wird, und keine Aermel hat. Oft haben sie nur ein einziges Hemd. Wenn sie es waschen wollen, gehen sie ans Wasser, ziehen es aus, und wenn es von der Sonne getrocknet ist, klopfen sie es vielleicht zwischen zwei Steinen, ziehen es an und gehen nach Hause.[1] Von Nähen oder Spinnen haben sie nur schwache Begriffe. Ihre Beschäftigung besteht darin, von Zeit zu Zeit die Hütte auszufegen, Feuer anzumachen um Fleisch zu rösten, und Wasser zum Paraguaythee zu kochen. Die Weiber der Oberhirten und der wohlhabenderen Leute sind etwas besser gekleidet und besitzen auch wohl die zum Wechseln nothwendige Wäsche.

Die gewöhnlichen Landleute besitzen zumeist nur einen einzigen Anzug, und legen denselben wenn sie unterwegs vom Regen überfallen werden, unter die Thierhaut welche den Sattel bedeckt. In welchem Aufzuge sie dann erscheinen, läßt kaum eine Beschreibung zu. Aber sie machen sich nichts daraus wenn sie so selbst naß werden, denn ihre Haut, sagen sie — würde schnell wieder trocken, nicht aber ihre Kleidung. Wenn sie bei Regenwetter etwas kochen müssen, breiten zwei einen Poncho wagerecht aus und der dritte macht Feuer darunter an.

Ist ein Kind acht Tage alt, so nimmt es der Vater oder ein Bruder auf den Arm und reitet mit ihm über die Weide, bis es anfängt zu weinen, dann bringen sie es der Mutter zurück, die es an die Brust legt. Diese Spazierritte werden so oft wiederholt, bis das Kind im Stande ist selbst alte ruhige Pferde zu besteigen. So wird der Knabe erzogen, und da er nie eine Glocke schlagen hört, da ihm nie und über nichts Maß und Regel vorgeschrieben wird, und sein Auge nur Seen, Flüsse, Einöden und herumstreifende fast nackte Menschen sieht, welche wilde Thiere und Stiere verfolgen, so gewöhnt er sich an dieselbe Lebensweise und an unbeschränkte Freiheit. Er liebt nicht den Umgang mit fremden Menschen, und Vaterlandsliebe ist ihm ein unbekanntes Gefühl. Er bleibt ohne allen Unterricht, er weiß nichts von Schamhaftigkeit, von Anstand, von den Gemächlichkeiten des Lebens. Er kennt keinen Gehorsam und hat von der christlichen Religion nur dunkle, fast gar keine Begriffe. Von Jugend auf gewohnt Thiere zu morden, hält er es für natürlich ebenso mit den Menschen zu verfahren, oft ohne einen besondern Beweggrund, aber immer mit kaltem Blute, ohne Zorn, denn diese Gemüthsbewegung ist unbekannt in jenen Einöden, wo es keine Gelegenheit gibt sie aufzureizen. Nur in zahlreichen Gesellschaften, zumal beim Spiel wird diese leidenschaftliche Bewegung erzeugt und genährt.

Im allgemeinen sind diese Hirten, besonders die Abkömmlinge von Spaniern und Indianern sehr kräftig und Krankheiten wenig unterworfen. Wenn sie einmal krank werden, klagen sie nicht, selbst nicht bei den heftigsten Schmerzen. Das Leben achten sie wenig, und dem Tode sehen sie gleichgültig entgegen. Sie gehen kaltblütig zum Richtplatze, und wo einer den tödtlichen Dolchstoß empfängt, wird er keinen Klaglaut hören lassen, höchstens die Worte sagen: „dieser Mensch ist mit mir fertig geworden." Wenn sie in den letzten Augenblicken, schon halb ohne Besinnung noch einige Worte sprechen, so nennen sie gewöhnlich ihr Lieblingspferd, nicht um die Trennung zu beklagen, sondern um dessen gute Eigenschaften zu rühmen.

Man hat selten ein Beispiel daß jemand als Vermittler in Streitigkeiten sich aufgeworfen, oder daß man einen Schuldigen ergriffen oder verhaftet hätte. Sie halten es für ehrlos einen Verbrecher anzuzeigen oder zu ergreifen, wie groß auch seine Schuld seyn mag, und darum verhehlen oder begünstigen sie ihn, so sehr sie können.

Sie haben großen Widerwillen dagegen, sich jemanden, wer es auch sey, im Hause als Gesinde zu verdingen, aber selbst die Nachkommen der Spanier verdingen sich ohne Schwierigkeit, um mit Negern, farbigen Leuten und Indianern die Heerden zu hüten, selbst wenn der Oberhirt diesen Menschenclassen angehörte. Fortwährend gewohnt nichts zu thun als was ihnen gefällt, fassen sie nie Zuneigung weder für den Boden der sie nährt, noch für ihren Herrn, obgleich sie dieser gut behandelt und bezahlt. Sie verlassen ihn, wenn es ihnen einfällt, oft ohne Abschied von ihm zu nehmen, und sagen höchstens beim Scheiden: ich gehe weil ich Euch lange genug gedient habe. Vergebens sind des Herrn Bitten, Versprechungen erhöhten Lohnes oder Vorwürfe. Sie wiederholen dieselbe Antwort, und lassen sich nicht zurückhalten.

Diese Hirten aber sind sehr gastfrei, geben dem bei ihnen einsprechenden Wanderer Nahrung und Obdach ohne zu fragen woher und wohin, selbst wenn er längere Zeit bei ihnen verweilen würde. Dieß ist eine um so auffallendere bei den Nomadenstämmen des Orients jedoch ebenfalls vorkommende Erscheinung, da sie in den Einöden, fast ohne allen Verkehr aufgewachsen, die Freundschaft nicht kennen und daher Hang zum Mißtrauen und zur Hinterlist haben.

Bei den Kartenspielen, die sie leidenschaftlich lieben, sitzen sie wie gewöhnlich auf den Fersen oder auf dem Schädel eines Stiers, und halten des Pferdes Zügel unter den Beinen, besorgt es möchte entlaufen. Oft stecken sie beim Beginn der Partie ihren Dolch oder ihr Messer neben sich in die Erde, bereit jeden Mitspieler zu tödten den sie auf einem Betrug ertappen, denn sie sind darin nicht ungeschickt, und suchen nicht den Ruhm der Redlichkeit im Spiele. Sie wagen in einem Augenblick mit der größten Kaltblütigkeit alles was sie besitzen. Ist das Geld verspielt, so geht es um das Hemd, wenn noch etwas daran ist, und der Gewinnende gibt gewöhnlich dem Verlierenden das seinige, wenn es nichts mehr werth ist, denn niemand hat mehr als eins dieser kostbaren Bekleidungsstücke im Besitz. Es ereignet sich nicht selten daß bei Hochzeiten die Brautleute Wäsche borgen, welche sie nach der Rückkehr aus der Kirche den Darleihenden unter „muchos gracias" zurückgeben. Dann legt sich das junge Ehepaar nieder auf die ausgebreitete Rindshaut und hat oft weder Haus noch Hausgeräth.

Manche Heerdenbesitzer oder auch die Oberhirten verkaufen — wie das auch in Australien der Fall ist, wo das Leben der Hirten, was die Isolirtheit, „das Leben im Busche" betrifft, viel ähnliches mit dem südamerikanischen Hirtenleben hat — einige Kleinigkeiten, besonders Branntwein. Ihre Wohnungen werden dann pulperias,

[1] Geschieht sehr häufig auch in Irland von den Frauen der ärmeren Classen, welche zugleich eine Reinigung des Körpers am Sonnabend damit verbinden.

Schenken, genannt, und sind zu Zeiten die Versammlungsplätze aller Landbewohner, die gar nichts aufs Geld halten, welches sie am liebsten mit Spielen und Trinken durchbringen. Sie laden jeden in der Gesellschaft zum Trinken ein, und lassen ein großes Gefäß mit Branntwein unter den Anwesenden herumgehen. Dieß wird so lange wiederholt bis ihnen kein Heller mehr übrig ist, und sehr beleidigt fühlen sich diejenigen deren Einladung zum Trinken ausgeschlagen wird. Zum Zeitvertreib gibt es in der Zwischenzeit, wo der Becher ruht, in jeder Schenke eine Guitarre, und wer sie zu spielen versteht, wird von den übrigen Gästen frei gehalten. Fast alle diese Tonkünstler singen stets nur peruanische Gesänge, die eintönigsten und klagendsten von der Welt, die immer nur Geschichten unglücklicher Liebenden der Einöde klagen, nie fröhliche oder scherzhafte Gegenstände behandeln.

Die Hirten haben einen natürlichen Hang, Kühe und allerlei Kleinigkeiten zu stehlen, vergreifen sich aber äußerst selten an Gegenständen von Werth. Sie tödten gern wilde Thiere oder Rinder, ohne daß Bedürfniß sie dazu treibt. Alle Geschäfte welche sie nicht zu Pferde oder im Galopp betreiben können, sind ihnen zuwider. Sie können fast gar nicht zu Fuß gehen, und nur ungern entschließen sie sich dazu, wäre es auch nur über die Straße zum Nachbar zu gehen, wenn sich ein solcher neben ihm angesiedelt hat. Mag eine Unterhaltung, wo sie zusammen, auch mehrere Stunden dauern, so bleiben sie zu Pferde. Auch auf den Fischfang gehen sie zu Pferde aus, und reiten bis mitten in das Wasser um das Netz auszuwerfen und zurückzuziehen. Wollen sie Wasser aus einem Brunnen schöpfen, so binden sie das Seil an ihr Pferd, welches das Wasser heraufziehen muß. Brauchen sie Mörtel, und wäre es nur so viel als sie in einem Hute halten können, so lassen sie denselben, indem sie hin- und herreiten, von ihrem Pferde kneten, ohne abzusteigen. Kurz alles was sie vornehmen thun, sie zu Pferde.

Ununterbrochene Uebung von Kindheit an macht sie zu eben so kühnen als geschickten Reitern. Sie sitzen so fest als ob sie mit dem Pferde verwachsen wären, und rennen unaufhörlich ohne zu ermüden. In Europa würde man den Anstand bei ihnen vermissen, denn ihre Steigbügel sind kurz geschnallt, sie drücken die Knie wenig an, und strecken die Beine aus, ohne die Fußspitze nach des Pferdes Ohr zu richten. Aber nie kommen sie in Gefahr einen Augenblick aus dem Gleichgewicht zu kommen, und ihr Körper verliert weder im Trab noch in Carrière, noch bei den Sprüngen oder Ausschlagen des Pferdes seine Haltung, obgleich ihre Steigbügel nur kleine hölzerne Dreiecke sind, worin nur die Spitze der großen Zehe Platz hat. Die meisten besteigen das erste beste Füllen, selbst ein ungebändigtes, welches sie eben erst eingefangen haben, und es gewährt ein mit Grausen gepaartes Vergnügen sie wie der Blitz davonstäuben zu sehen.

Mit dem am Gurt befestigten Lasso wissen sie in einer Entfernung von 15 Klaftern jedes Thier, selbst den wildesten Stier, aufzuhalten und zu bezwingen. Sie werfen die Schlinge um den Hals oder um die Füße des flüchtigen Thieres, und verfehlen nie den Fuß auf welchen sie es abgesehen haben. Die Schlinge ist ein aus vier, fast daumdicken Riemen von Rindshaut geflochtener Strick, an dessen Ende ein eiserner Ring befestigt ist, damit er fortrolle. Wenn sie im Galopp stürzen, bleiben die meisten aufrecht stehen neben ihrem Pferde ohne sich Schaden zu thun, und behalten die Zügel in der Hand um dessen Entrinnen zu verhüten. Manche lassen zu ihrer Uebung eine Schlinge um die Beine ihres galoppirenden Pferdes werfen, und wenn es nach tausend Sprüngen gestürzt ist, bleiben sie auf den Beinen stehen, bereit sich im nächsten Augenblick wieder in den Sattel zu schwingen. Der Wurfkugeln bedienen sie sich wie die Pampas-Indianer.

Es ist unglaublich wie genau sie ihre Pferde und überhaupt die Thiere kennen. Man übergebe einem Hirten zweihundert Pferde mit dem Bedeuten daß er dafür zu stehen habe, und er wird sie, selbst wenn sie in der Entfernung einer Viertelstunde weiden, einige Augenblicke aufmerksam betrachten; mehr braucht es nicht um alle zu erkennen und nicht ein einziges zu verlieren.

Nicht minder bewunderungswürdig ist es, wie richtig diejenigen welche die Kundigen genannt werden, auf den ersten Blick die bequemste Furth durch einen Fluß entdecken, den man in der Entfernung von einer Stunde und weiter entdeckt, und den sie vielleicht zum erstenmal sehen. Sie treffen ohne Umweg stets auf der von ihnen bezeichneten Stelle ein, obgleich man weder Bäume noch andere Merkzeichen antrifft und fortwährend durch offenes Land reist. Sie wissen bei Nacht so gut wie bei Tage zu finden, ohne etwas vom Compaß zu wissen, wohl aber geben sie etwas auf den Lauf der Gestirne.

Fast alle diese Menschen sind Diebe. Sie stehlen sogar Weiber. Sie führen diese in das Innere einsamer Wälder, wo sie ihnen kleine Hütten bauen, den Wohnungen der Indianer so ziemlich ähnlich, und sie mit dem Fleische der wilden Kühe ernähren, welche es in der Umgegend gibt. Wenn die Familie ganz ohne Kleider oder ein anderes dringendes Bedürfniß vorhanden ist, geht der Mann allein fort und stiehlt Pferde auf den spanischen Weiden, um sie über der brasilianischen Gränze zu verkaufen. Während der Kämpfe in den Freistaaten wurden mehrere dieser Räuber entdeckt und verhaftet und die geraubten Weiber wieder gefunden. Aber nur selten waren sie geneigt sich von denen zu trennen welche die Freiheit wieder erlangten. Eine dieser Frauen, eine junge ganz hübsche Spanierin, die, in ihrer frühesten Jugend geraubt, zehn Jahre unter diesen Leuten gelebt hatte, ließ sich nur ungern in das elterliche Haus zurückführen. Nach ihrer Erzählung war sie von einem gewissen Cuenca entführt worden, der als Räuber einen hohen Namen erworben, von einem andern aber getödtet wurde; dieser wurde von einem dritten erschlagen, welchem ein vierter, ihr letzter Mann ein gleiches Schicksal bereitete. Nie sprach Dolores den Namen Cuenca ohne Thränen aus; nach ihrer Meinung war er der erste aller Menschen gewesen, dessen Geburt seiner Mutter das Leben gekostet, damit er der einzige in der Welt wäre.[1]

Außer den Hirten wohnen in den Ebenen noch gar viele

[1] Aehnliches, wenn gleich unter andern Verhältnissen, vernahm ich zur Zeit des spanischen Befreiungskrieges aus dem Munde eines in den catalanischen Sierren zum Tode getroffenen Guerilla-Anführers. „Stieb — sagte er leise, indem er schmeichelnd zum letztenmal die Linke über das nachtschwarze Haar der sich über ihn hinbeugenden Geliebten gleiten ließ, und mit dem Aufgebot der letzten Lebenskraft ihr den Dolch in das klopfende Herz senkte. Dein Duft, meine Rosa, war wie im Leben allzu süß, als daß ich ihn nach meinem Tode einem Lebenden gönnen möchte." Die altspanische Romantik herrscht drüben wie hüben; nur zu beklagen daß der Boden dem sie entsprungen ist, aus Mangel an Pflege wie in Europa, so jenseits des Oceans allmählich in rohe Wildniß zurückfällt.

Menschen in buntgemischten Racen, die weder arbeiten noch dienen wollen, in welcher Eigenschaft und um welchen Preis es auch sein mag. Fragt man diese oft halb nackten, halbwilden Gesellen, ob sie in Dienst treten wollen, um das gezähmte Vieh auf einem Gehöft oder ländliche Arbeiten zu übernehmen, so pflegen sie mit der größten Gemüthsruhe zu antworten: ich suche selbst jemand mir zu dienen, habt Ihr nicht etwa Lust dazu? Und fragt man sie ob sie auch so viel haben um dafür zu bezahlen, so sagen sie lachend, „nicht einen Quarto, aber ich wollte nur sehen ob ihr nicht etwa geneigt wäret mir ohne Zahlung zu dienen."

*

Es ist also begreiflich, wenn es bei solchen Zuständen einem deutschen Landwirth bei den aus der Heimath mit hinübergebrachten Begriffen von Fleiß und Ordnung wenigstens in den nächsten 25 Jahren nur in den seltensten Fällen gelingen wird, durch Anlegung einer Farm in Buenos-Ayres etwas vor sich zu bringen.

Drei Jahre, die man in Buenos-Ayres als Landwirth zu immer neuen Anfängen vergeudet, sind hinreichend eine Wüstung von 300 Morgen in Deutschland, mit den Mitteln wie ich sie mit hinübernahm, in guten, tragbaren Zustand zu versetzen. Man baue nicht zu viel und nicht zu früh auf den Ertrag einer tropischen Natur. Es gibt der unabsehbaren, fast ungenutzten Haiden und Brüche in Deutschland noch genug, die verhältnißmäßig vertheilt und vernünftig bewirthschaftet, nicht allein die Auswanderung vermindern, sondern auch die bessern Arbeitskräfte nebst einem bedeutenden Capitalwerth dem Vaterlande erhalten würden.

So unser Freund, der jetzt in der Nähe von Schneidemühl, gerade nicht in der schönsten Gegend von Deutschland, ein Gut mit Erfolg bewirthschaftet, und stimmen wir ihm ohne Widerrede bei, wenn er jedem, der seiner Neigung als Landbauer sein ungewisses Glück jenseits des Oceans zu versuchen nicht widerstehen kann, wohlmeinend räth zur Anlage einer Farm irgendwo anders hinzugehen als nach — Buenos-Ayres, wo der Handel mit Talg, mit Hörnern und mit Häuten vorläufig noch allein ein gewinnbringendes Geschäft ist, das auch manchem Deutschen in der Hauptstadt schon ein günstiges Loos bereitet hat.

Die Polarfahrt der „Königin Hortense."

Se. kaiserl. Hoheit Prinz Napoleon Bonaparte, den die Lorbeeren der Franklinsucher nicht schlafen ließen, empfand den Beruf zu arktischen Entdeckungen. Da westlich von Grönland ziemlich alle erreichbaren Räume durchstöbert waren, so wollte man sich auf der Ostseite halten, und setzte sich das bescheidene Ziel, die Insel Jan Mayen zu erreichen, die unter 71° n. Br. liegt. Diese Aufgabe erschien um so mäßiger, als Parry in jener Richtung über Spitzbergen hinaus bis 82° 30′ vorgedrungen war, und nach ihm verschiedene Grönlandsfahrer wenigstens den 82sten Breitenkreis erreicht hatten. Damit die Thaten des erlauchten Entdeckers nicht dem Dunkel der Vergessenheit verfielen, wurde ein Feuilletonist, Charles Edmond, angeworben, welcher uns jetzt mit einer „Reise in das Polar-Meer am Bord der Corvette „Königin Hortense" beschenkt hat. Damit unsere Erwartungen nicht getäuscht werden, unterrichtet man uns frühzeitig über einige Unbegreiflichkeiten, die man beging. Erstens fand man nur nach langem Suchen zwei englische Fahrzeuge, welche sich gewinnen ließen mit Kohlenfracht für den Schraubendampfer Hortense vorauszugehen, wovon aber das eine durch einen Eisberg beschädigt wurde. Zweitens hatte man keine Zeit gehabt das Schiff selbst mit dem bei arktischen Fahrten üblichen Apparat gegen Zusammenstoß mit Eismassen zu sichern. Drittens fehlte es der Mannschaft an der nöthigen arktischen Toilette und an Vorräthen im Fall einer Katastrophe. Viertens verabschiedete sich kurz vor der Abreise die alte Mannschaft, und man mußte sich mit Neulingen begnügen. Fünftens war die Hortense, begleitet vom Aviso Cocyte, erst am 16 Junius 1856 reisefertig. Diese Dinge hätten ausgereicht um ergraute Seefahrer zu einer Vertagung des Versuches zu bewegen, allein Se. kaiserl. Hoheit ließ sich nicht so leicht abschrecken. In Schottland nahm man einen arktischen Piloten (ice-master) an Bord, und kreuzte nach Reikiawik auf Island über, welches am 30 Junius erreicht wurde. Unterwegs ward eine Jagd auf einen Haifisch angestellt. Se. kaiserl. Hoheit befand sich selbst an Bord des Harpunirbootes, der Hai wurde mit zwei Kugeln beglückt, hatte aber die Unart die Harpune zu zerbrechen und sich zu empfehlen. Die Gelehrten der Expedition besuchten die Geyser, und haben uns mit einer angeblich neuen Geyser-Theorie beglückt. Sie stellen sich vor, daß die Röhre dieses intermittirenden Springbrunnens gebogen sey wie ein liegendes S, was sehr leicht möglich seyn könne, indem man sich nur zwei senkrechte Spalten zu denken brauche, welche durch eine schiefe Querspalte in Verbindung ständen. Sie behaupten nun, es steige Dampf nach dem aufwärts gebogenen Sinus empor, verdichte sich zu Wasser, und sammle sich dann in dem abwärts gebogenen Sinus, dessen Mündung die sichtbare Geyseröffnung bilde. Ist nun der linke Bogen des liegenden S mit Wasser gefüllt, so hebt der Dampf die Wassersäule bis zur Mündung empor, wo sie sanft überfließt. Vermuthlich — denn die Beschreibung ist nicht recht klar — wird durch diese Bewegung Wasserdampf wieder condensirt, so daß der Druck nachläßt und die Säule nun wieder sinkt, bis sie, von neuen Stößen gehoben, immer höher aus dem Geysermund heraussprudelt. Durch diese Entleerungen wird die Wassersäule allmählich so kurz und leicht, daß jeder neue Dampfstoß sie höher hebt, bis zuletzt die ganze Säule aus der Röhre herausgeblasen wird, und durch Zutritt von Luft die Wände der Röhre wieder erkalten, damit der Niederschlag der Wasserdämpfe neu beginnen kann.

Beim Geyser begegnete man Lord Dufferin, einem Enkel Sheridan's, der seines großen Vermögens als Mitglied des Royal Yacht-Club mit Spazierfahrten in seiner Yacht Foam sich zu entledigen sucht. Seiner kühnen Fahrt bis nach Spitzbergen verdanken

wir die „Briefe unter hohen Breiten.“ [1] Minder glücklich als er, erreichte Se. kaiserliche Hoheit die vom Friesen Jan Mayen 1611 entdeckte und nach dem Entdecker benannte Insel nicht, angeblich wegen der Eisbarriere des Packeises. Um uns für dieses Mißlingen zu entschädigen, beschenkt man uns mit der kühnen Hypothese von einer rapid zunehmenden Erkaltung des Polarkreises, welchen das Eis mehr und mehr einhülle, so daß dem kaiserlichen Prinzen nicht mehr gelingen konnte, was vor zweihundert Jahren Jan Mayen noch leistete. Diese fortschreitende Erkaltung sollen uns die Kohlenlager und die halb verwitterten Wälder in den arktischen Inseln glaubhaft machen, welche dem frühern milden Klima angehören würden. Man gibt dabei zu verstehen, daß die seculäre Erhebung gewisser europäischer Küsten eine Ablenkung (!) des Golfstromes und dadurch die Erniedrigung der arktischen Temperaturen bewirkt hätte. Um den Unsinn fett zu machen, behauptet unsere Chronik daß alle Völkerwanderungen von höheren in niedere Breiten stattgefunden hätten. Dieser Punkt ist mindestens zweifelhaft, da es eben so viele Beispiele des Gegentheils gibt. Die arischen Völker z. B., bevor sie sich zu ihren Wanderungen trennten, giengen theils südlich, wie die Hindu, theils nördlich, wie die europäischen Geschwister, z. B. wie die Letten, wenn man nicht, wie wohl auch geschehen ist, die Ostseeprovinzen als den gemeinsamen Ursitz der arischen Familie annehmen will. Die Araber, als sie nach Spanien kamen, bewegten sich jedenfalls nördlich, eben so die römischen Colonien beim Einfall in Gallien und Britannien, endlich die Normannen bei ihrer Ansiedelung auf Island und Grönland, auf welcher ersten Insel sie vorher schon Iren trafen. Und um gerade bei dem arktischen Amerika zu bleiben, ist es recht wohl bekannt daß die in den Sagas so genannten Skrälinger, d. h. Eskimostämme, im Jahre 1000 n. Chr. noch in den nördlichen Unionsstaaten saßen und erst allmählich nach den arktischen Küsten zogen. Kurz es gibt für die Völkerwanderungen kein allgemeines Gesetz, sondern sie ziehen nach allen Richtungen und in jedem Sinne.

Da Hr. Charles Edmond am Bord der Hortense nicht in der Lage ist über eigene Entdeckungen zu berichten, so entschädigt er uns mit einem historischen Abriß der normännischen Weinlandsfahrer, d. h. der ersten Entdecker von Amerika. Die Corvette gieng nach ihrem mißglückten Besuch der Mayen-Insel in die Davisstraße zur Besichtigung der dänischen Niederlassungen und der Herrnhuter Missionen unter den Eskimos. Bei dieser Fahrt glaubte man „der Wissenschaft einen Dienst zu leisten,“ indem gegen schwimmende Eisberge einige Kanonenkugeln abgefeuert wurden, welche natürlich abprallten und nichts hinterließen als einen Stern von Eissplittern an dem Punkte wo sie getroffen hatte. Die Weltweisen der Expedition stellten ihre ethnographischen Beobachtungen bei den Eskimos an, und versichern uns daß diese Menschen wirklich keine Schwänze haben, wie einige schlechte Musikanten behauptet hatten. Nachdem man der Wissenschaft auch diesen Dienst geleistet hatte, versichert man uns daß die Eskimokinder vier Jahre an der Brust der Mutter trinken, ehe man passende Nahrung für sie finde, und daß wenn vor Ablauf dieser Zeit ein neuer Sprößling hinterdrein kommt, der ältere Säugling verschmachten muß. Diese Bereicherung der Wissenschaft durch das Grauenhafte kommt leider um ein Jahr zu spät, denn Kane, der zwei Jahre 10 Grad weiter gegen Norden unter den Eskimos lebte, versichert uns staunend, daß er Kinder die noch nicht sprechen konnten, mit ungeheurer Gefräßigkeit große Fett- und Fleischklumpen vom Wallroß verzehren sah.

Reden ist Silber, und Schweigen ist Gold, sagt das arabische Sprüchwort, und es behält Recht für die Fälle mißrathener arktischer Spazierfahrten, und besonders wenn das Silber nur vom Gepräge des Herrn Charles Edmond ist.

[1] S. Ausland 1857 S. 763.

Die Stellung und die Zustände der indochinesischen Reiche.

Länder innerhalb zweier großen Cultursysteme ermangeln einer selbständigen Bildung, einer selbständigen Geschichte; die Einflüsse der mächtigen Nachbarn gestatten kein besonderes Leben. Selbst der Name jener weitgestreckten Gauen welche auf drei Seiten vom Meer und im Norden von Alpen umgeben sind, die theils zum Mittelreich, theils zu Hindostan gehören, steht schwankend da in der Weltgeschichte. Sie werden bald Hinterindien, bald Halbinsel jenseits des Ganges genannt, bald auch, eben der zwiefachen Einwirkung wegen, indochinesische Länder, und ihre Bewohner indochinesische Völkerschaften. Dasselbe gilt von einzelnen Marken und Städten; sie heißen nicht selten verschieden von den benachbarten Provinzen des Mittelreiches, zu Junnan und Kuangsi, in Siam und Birma, zu Kambodscha und Annam.

Die Halbinsel zwischen den Meerbusen von Bengalen und Tongking ist durch sechs Meridianketten in eben so viele Längenthäler gespalten, jedes von einem Strome durchflossen, welche die staatlichen Verhältnisse und geschichtlichen Ereignisse bestimmen. Nach dieser natürlichen Beschaffenheit zerfällt sie bald in sechs, bald auch in weniger Reiche; es hat sich bald in diesem, bald in jenem Thale dieser und jener Stamm, diese und jene Familie zur Herrschaft emporgeschwungen. Man findet jedoch in den meisten Jahrhunderten, vermöge dreier Hauptrinnsale der gleichwie die Cultur außerhalb Landes entspringenden Flüsse, des Irawadi, des Menam und Makhaum oder Mekon, drei große Reiche: Annam, Schan und Pegu, oder unter andern Namen, Kotschin-China, Siam und Birma. Alle diese Reiche sind bereits jetzt von der meergebietenden europäischen Macht umgeben. Sie beherrscht im Süden die Gestadelandschaften der malayischen Halbinsel, dann Tenasserim, Ye, Tawoi, Pegu und Arakan; im Norden die Gebirgsgauen Kaschar, Manipur und Asam, wo eine Anzahl Stämme gegen die herrschsüchtigen civilisirten Völker im Süden und Westen Schutz

gesucht und gefunden haben. Schnell naht die Zeit heran wo die Britten auch über das Innere der vielfach gegliederten Halbinsel eine unmittelbare Herrschaft erringen werden und müssen. Und sie wird die Eroberer, die einsichtsvoll Herrschenden, reichlich lohnen. Enthält die Halbinsel doch die begabtesten Länder des asiatischen Festlandes! Hier herrscht große mannichfaltige Fruchtbarkeit des Bodens und ein überschwänglicher Reichthum an den verschiedensten mineralogischen Stoffen. Ueberdieß gewähren die schönen und wasserreichen Flüsse einen ungehinderten Binnenhandel nach allen Richtungen; die Anzahl und Vortrefflichkeit der Häfen bietet Gelegenheit für jeglichen Weltverkehr nach Indien und China, nach Australien und Afrika.

Der zweite Krieg gegen Birma gieng, wenigstens von englischer Seite, durch die Besitzergreifung von Pegu (20 Dec. 1852) zu Ende. Der Theil Pegu's zwischen den Flüssen Saluen und Sitang ward zur Statthalterschaft Tenasserim geschlagen, und für diese wurden bald hernach (6 September 1853) treffliche Verwaltungsnormen erlassen. Die Macht des Statthalters ist bedeutend erweitert, er kann selbst Beamte anstellen und entlassen, was den Commissären in andern Ländern nicht gestattet wird. Das übrige Land erhielt einen eigenen Statthalter in der Person des Capitän Phayre, eines talentvollen, zur Regierung einer neuen Eroberung vollkommen geeigneten Mannes, welcher die birmanische Sprache trefflich spricht und schreibt. Die Erträgnisse der ganzen Provinz Pegu wurden bereits im Jahre 1856 auf 270,000 Pf. St. angegeben. Die Absteckung der neuen Gränzlinie zwischen dem angloindischen Reich und dem noch übrigen Birma, mittelst eines ringsherumlaufenden Pfahlwerkes, ward bald hernach vorgenommen. Das Land ward aber immer noch durch Guerillasbanden und Räuberthum beunruhigt; je weiter vom Meer aufwärts, desto größer die Unsicherheit. Schon allein aus diesem Grunde wurden Straßen nothwendig, damit man allenthalben zukommen und die Banden aus ihren Schlupfwinkeln verjagen könne, wobei die Talain oder Peguaner und die zur chinesischen Race gehörigen Karin gute Dienste leisten. Eine große Menge bekehrter Karin, schreibt der Statthalter Phayre (28 Dec. 1852), kam unter Aufführung zweier amerikanischer Sendboten herbei, und erklärte tausend Männer ihres Volkes ständen bereit gegen die räuberischen Häuptlinge zu ziehen, wenn wir ihnen Waffen geben wollten Es sind wackere Leute, auf die man sich verlassen könne.[1] Man erkennt hier deutlich die enge Verbindung zwischen dem Christenthum und der Ausbreitung der englischen Herrschaft in Asien. Die Besitznahme von Pegu ist auch in politischer und strategischer Beziehung von großer Wichtigkeit. Alle Gesandtschaften von Awa müssen durch englisches Gebiet ziehen; die Birmanen sind gänzlich vom Meer abgeschlossen und keine England feindliche Flotte kann auf der Ostseite des bengalischen Meerbusens eine Zuflucht finden.

Die Umgegend des Irawadi befindet sich noch immer in einem wilden Naturzustande; dichte Waldungen von herrlichen Tekbäumen ziehen sich längs der Ufer hin und weiter ins Land hinein. Der angeschwemmte Boden ist fruchtbar in hohem Grade. Pegu kann leicht, wie ehemals geschehen, große Massen ernähren. Gleicht es doch Bengalen an Fruchtbarkeit und übertrifft es sonst in jeder Beziehung. Sein vielfaches Wasser konnte bis jetzt in gewisser Beziehung die Stelle der Straßen vertreten. Die Engländer haben innerhalb der letzten Jahre eine das ganze Land durchschneidende Landstraße gebaut, von Prome beginnend, längs der Ufer des Flusses nach der Gränzfestung Meaday. Selbst über die Yomah-Kette wurde eine Straße gezogen, um so die neuen Besitzungen mit Bengalen in unmittelbare Verbindung zu bringen. Bereits im Frühjahre 1855 konnte das Arakan-Bataillon mit allem Gepäck diese Straße passiren. Rangun erhebt sich schnell zu einer großen Stadt, sie zählt bereits 35,000 Einwohner, und wird in Zukunft mit Calcutta wetteifern. In dem neuen Hafenplatz Dalhousie, an der Mündung des Basseinflusses, mitten unter den Mango-Waldungen angelegt, sind während des Rechnungsjahres 1855—1856, 270,000 Pf. St. für Zollabgaben eingegangen.

Die Laos bewohnen alle die zahlreichen Gebirgsländer und Alpenthäler, welche sich wie ein Gürtel von dem Meerbusen Tongking nach Asam, an den Rändern der Reiche Birma, Siam, Annam und China hinziehen. Sie nennen sich selbst Lowas, woraus die europäische Benennung Laos, am liebsten jedoch, gleichwie die stammverwandten Siamesen, Thai, die Herrlichen. Bei den Birmanen hießen sie Schan, woraus der Name Siam entstanden, und bei den Chinesen Lolos. Die Laos stehen unter einheimischen erblichen Fürsten, welche selbst die Oberherrlichkeit dieses und jenes benachbarten Staates anerkennen. Ihre Anzahl wird von dem Amerikaner Malcolm, welcher zu Awa vielfach mit den Schanfürsten verkehrte, auf wenigstens drei Millionen geschätzt, wobei die Laos in Siam, Annam und China, wo sie weit hinein nach Junnan und Kuangsi wohnen, nicht mitgerechnet sind. Sie werden als arbeitsame, unternehmende Leute geschildert, in deren Händen vorzüglich der bedeutende Zwischenhandel liegt zwischen dem Mittelreich und den indochinesischen Völkern. Zu dem Ende besuchen sie Awa, Rangun, Bankok und andere Handelsplätze.

Die Laos kamen während des ersten englisch-birmanischen Krieges in feindliche Berührung mit den Britten. Von dem birmanischen Lehensherrn aufgeboten, erschien ihr Heerbann, angeführt von seinen Fürsten und Grafen, und in Begleitung dreier begeisterter Frauen, welchen die Laos vorzüglich vertrauen, auf dem Walplatze. Bei Prome (Nov. 1825) haben sie eine große Niederlage erlitten; zwei der Prophetinnen wurden verwundet, eine ist in englischer Gefangenschaft gestorben. Die Flüchtlinge haben zum großen Theil in den zahlreichen Moor- und Sumpfgegenden jener Länder durch die Hand der Birmanen selbst ihren Untergang gefunden. Auch nach dem Frieden zu Yandabo wurden die Laos hart gedrückt; sie mußten große Summen zu den Birma auferlegten Kriegssteuern bezahlen. Seit der Zeit sannen und sinnen die Laos auf Rache gegen ihre harten Gebieter. Sie erfreuten sich der Niederlagen ihrer Feinde während des letzten englisch-birmanischen Krieges; sie rüsteten, um beim erwarteten Zusammensturz des Reiches die nordöstlichen Marken an sich zu reißen. Zahlreiche Heerhaufen, wie die übertreibende Sage lautet, mit Hunderten von Elephanten ausgerüstet, hätten sich zu der Zeit (1854) an den Ufern des Irawadi, unfern von Bhanmo oder Pamo (24° 10′ n. Br. u. 96° 45′ ö. L. von Gr.) versammelt, in der Absicht um gegen die Hauptstadt Awa vorzudringen.

[1] Papers II. S. 168.

Damals hatten bereits zwischen den Engländern und den Laos Unterhandlungen stattgefunden. Wären die Angloindier gegen Awa vorgedrungen, so würden die Laos, gleichwie die Peguaner, ihre Verbündeten gewesen seyn. Man hat es nicht für nothwendig erachtet. Durch die Besitznahme von Pegu und dem Mündungsgebiete des Irawadi sind die Engländer mittelbar die Beherrscher von Birma und seiner sämmtlichen Hülfsquellen. Wird ihnen die Schifffahrt auf dem Irawadi längere Zeit abgesperrt, so müssen die Birmanen allen Bedingungen sich fügen, welche die Beherrscher Ranguns ihnen aufzulegen belieben. Deßhalb wird auch ein förmlicher Friedens- und Freundschafts-Vertrag mit Awa für überflüssig gehalten. Der birmanische Hof und das birmanische Volk, sagt der Oberstatthalter Lord Dalhousie in seiner Denkschrift über die Regierung des angloindischen Reiches (Januar 1848 — März 1856), beide zusammen haben jetzt unsere Macht kennen gelernt und fürchten sie; ihr Hochmuth ist gebrochen, sie fühlen unsere Ueberlegenheit. Dieß ist eine sicherere Bürgschaft für den Frieden als alle Verträge, als alle schriftlichen Bedingungen, zu welchen wir die Birmanen zwingen möchten.

Die ersten Verträge welche Siam mit England (1826) und mit den Vereinigten Staaten (1832) eingegangen hat, änderten nichts in der abgeschlossenen Stellung; auch sind sie ihrem Geiste nach niemals zum Vollzug gekommen. Ganz anders der neue englische Vertrag (18 April 1855 und 13 Mai 1856), und der ihm völlig gleichlautende der Nordamerikaner (Julius 1856). Siam ist dadurch ein offenes Land geworden, wo Fremde nicht bloß Handel treiben, sondern sich niederlassen und beinahe so frei wie in ihrer Heimath sich bewegen können. Dieß wird, dieß muß in wenigen Jahren eine völlige Umgestaltung des Landes zur Folge haben. Bald werden sich hier viele Angelsachsen niederlassen, denn der Boden ist fruchtbar im hohen Grade und kaum zur Hälfte angebaut. Auf einem Flächenraum, wenigstens eben so groß wie der des deutschen Bundes, leben kaum zwölf Millionen Seelen.

Im Beginn des folgenden Jahres ist der Consul zurückgekehrt, wo dann (5 April 1856) die Ratificationen zu Bangkok ausgewechselt wurden. Das englische Ministerium wünschte bei einigen Artikeln des Vertrags eine bestimmtere Fassung und bei andern eine größere Ausdehnung der Befugnisse, wozu die nothwendigen Vollmachten Hrn. Parkes ertheilt wurden. Dieser gewandte Mann wußte die siamesische Regierung zu bewegen eine neue Convention mit Großbritannien einzugehen, wodurch, wenn nicht alles, doch das wichtigste gewährt wurde was Lord Clarendon gewünscht hatte. Diese Convention wurde am 13 Mai 1856 abgeschlossen, das ist am 9ten Tage des Monats Wisach, im Jahre 1218 der siamesischen astronomischen Aera, und im sechsten der Regierung ihrer gegenwärtigen Majestäten von Siam. Das bürgerliche Jahr der Siamesen beginnt am 4 April, und ihr religiöses Jahr, vom vorgeblichen Tode Buddha's, am 5 Mai.

Schon in den letzten Jahren, seit dem Regierungsantritt der beiden einsichtsvollen Könige, hat ein großer Fortschritt stattgefunden. Die Ausfuhr des Zuckers betrug im J. 1855 über 200, und allein während des ersten Monats 1856 an 100 Picul. Sie wird sich in großem Maßstabe steigern, wenn die bereits herbeigebrachten amerikanischen Maschinen zur Bereitung und Reinigung desselben im Gange sind. Eben so stark ist die Ausfuhr von Reis. Tekholz, welches oberhalb des Menam, innerhalb der Gränzen der Laos in zahlreichen Urwaldungen vorkommt, wird später ebenfalls ein bedeutender Handelsartikel werden.

Der Schiffbau, und zwar in europäischer Weise, wird zu Bangkok eifrig betrieben; jetzt schon besuchen siamesische Fahrzeuge Singapor, China und Indien. Sie werden wohl bald unter der Leitung englischer Capitäne, deren einige in die Dienste der Regierung und siamesischer Rheder getreten sind, nach europäischen Häfen fahren. Einheimische Dschonken werden in Siam bald zu den Seltenheiten gehören. [1]

Der große Herrscher des Mittelreiches, welcher aus den Trümmern der Lehensreiche den chinesischen Administrativ- und Einheitsstaat begründete — er nannte sich der glänzende König und Herrscher des ersten Geschlechtes der Tsin — bediente sich der südlichen Lande, von den Hindus, den Malayen und Europäern Kotschin China, das westliche China genannt, zu Strafcolonien. Eine Masse Unzufriedener, Rebellen und Verbrecher wurden nach Jue, d. h. in die jenseitigen, mit dem Schwert eroberten Marken, gesandt, und diese selbst nach ihrer geographischen Lage in Jue des Ostens, des Westens und Südens eingetheilt. Heutzutag werden noch Kuangtang und Kuangsi, Namen die erst im 14ten Jahrhundert aufkamen, unter der Benennung die beiden Jue zusammengefaßt, und die angränzenden Lande heißen unter andern auch Juenan, oder Jue im Süden, wovon die einheimische Benennung Vietnan. Die östliche Abtheilung der Halbinsel und ihre einzelnen Marken erhielten im Laufe der Jahrhunderte von den Fremden wie von den Einheimischen verschiedene Namen, wie Tongking, östliche Residenz, Kotschinchina, Tsiampa und Kambodscha. Sie standen anfänglich unter chinesischen Statthaltern, zerfielen dann in mehrere selbständige Fürstenthümer, und wurden endlich zu einem Reiche vereinigt. Man faßt jetzt wohl alle Länder, welche auf zwei Seiten vom Meer, im Westen und Nordwesten von China und Siam umgeben sind, unter der Benennung Nyannan oder Annam, d. h. beruhigter Süden, zusammen. Kaotsong, der dritte Herrscher der Tangdynastie, hat dem Lande diesen Namen gegeben.

Die Könige Annams, welche von dem Hofe zu Peking ihre Belehnung erhalten, suchten sich in den letzten Jahren von den fremden christlichen Völkern völlig abzuschließen. Alle Versuche der Engländer, der Franzosen und Amerikaner, mit Annam in irgend eine gesetzliche Verbindung zu treten, wurden streng zurückgewiesen. Die Ereignisse in China mochten den Fürsten zur furchtbaren Warnung dienen. König Minh-Menh (1820—1841) erstrebte eine Erneuerung der Landesreligion, um sein Volk gegen das Einschleichen der Missionäre zu bewahren. Ein Zehntafelgesetz wurde verkündet, welches so geläuterte Vorschriften der Moral und Menschlichkeit enthält wie sie nur jemals unsere Philosophen erdacht haben. Sein Sohn und Nachfolger, Juen Fusiuen — Juen ist der Familienname der herrschenden Dynastie — gab seiner Regierungsperiode die Ehrenbenennung Thieutri, und erscheint von nun an selbst unter diesem Namen in der Geschichte. Das kaiserliche Decret, mit welchem der König von Peking aus in seinem Leben

[1] Ueber die große Zukunft des siamesischen Handelsverkehrs hat Hr. Bell einen Bericht an den Statthalter von Hongkong, Dr. Bowring, eingesandt, welcher (Oct. 1856) von dem englischen Handelsministerium veröffentlicht wurde.

bestätigt wurde, ist vom 12 April 1842; die Belehnung selbst ward zwei Monate später vor dem Oberrichter des benachbarten Kreises Kuang-si in Hue, Kotschinchinas Hauptstadt, mit großem Pomp vollzogen. Thieutri suchte die Religion und die Gesetze des Reichs zu erhalten und der Wirksamkeit der römisch-katholischen Missionäre zu steuern. Der Franzose Lefebvre, ein apostolischer Vicar, ward festgenommen und nach Singapor gebracht. Da erschien Capitän Lapierre mit einer Schiffsabtheilung in der Bucht von Turan (1847), um die Regierung, welche ihre Gesetze in milder Weise vollzog, wegen Mißhandlung zur Rechenschaft zu ziehen. Man gewährte ihm die verlangten Nahrungsmittel, Wasser, Holz und was sonst der Capitän noch fordern mochte. Auf Unterhandlungen ließen sich indessen die Annamesen nicht ein; auch sollten die Schiffe nach drei Tagen absegeln, sonst würden sie als Feinde behandelt werden. Lapierre fügte sich nicht, und der schwache König wollte sich — so wird wenigstens von den Franzosen berichtet — mit Gewalt Gehorsam verschaffen. Das Schlachten begann (15 April 1847); die Franzosen vernichteten vier Schiffe, tödteten 1200 Mann, und fuhren von dannen. Dieß war das erste bedeutende feindselige Zusammentreffen zwischen Kotschinchina und einem westlichen Volke. Ein Genosse dieses muthwilligen Mordens wagte zu berichten: man habe allenthalben im Lande den Muth der Franzosen während des Kampfes gepriesen, sowie ihre Menschlichkeit nach dem Siege. Im Gegentheil, der König nahm sich das Unglück seines Volkes so zu Herzen, daß er einige Monate nach dieser Gräuelthat (4 Nov. 1847) starb. Der Sohn und Nachfolger, welcher seiner Regierungsperiode den Titel Tuduk, Tugendhafte Nachkommenschaft, beilegt, hielt es für Pflicht die Ermordung seiner Landsleute und den Tod des Vaters an den Christen zu rächen. Schnell nach einander ergiengen mehrere Bekanntmachungen gegen die „westliche Lehre, welche die Verehrung der Geister und Ahnen abschaffen und das gräuelhafte Gottessen einführen wolle." Die einheimischen Christen mußten abschwören oder verloren ihr Leben unter den größten Peinigungen. Die europäischen Missionäre wurden ans Kreuz geschlagen, und jeder Verkehr mit dem christlichen Ausland ward unbedingt verboten. Hingegen steht Tuduk in den freundschaftlichsten Beziehungen zu dem Hofe von Peking. Die Chinesen, welche jetzt die höchsten Regierungsstellen in Annam einnehmen, sind es vorzüglich welche die strengen Maßregeln und die gänzliche Abschließung anrathen.

Nun erhoben sich Thronstreitigkeiten. Tuduk muß seine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite richten. Der König von Kotschin-China ist der zweite Sohn des Thieutri; er hatte sich gewaltsamerweise des Reiches bemächtigt. Der Erstgeborne, Hoangpao, welcher gleich nach dem Tode des Vaters den Titel Anphong angenommen hatte, versuchte es (1855) mittelst Hülfe aus der Fremde, von Siam und China, zu seinem Rechte zu gelangen. Die Verschworenen wurden verrathen und ihr Haupt, Hoangpao, verurtheilt, wie die altchinesische Formel lautet, in 10,000 Stücke zerhackt zu werden. Tuduk begnadigte den Bruder zu einem einfachen Tode; Hoangpao wurde vergiftet (August 1855). Der König, von dieser Sorge befreit, gieng mit großem Eifer an die Ausrottung des Christenthums, oder, wie es in einem seiner Erlasse (18 Sept. 1855) heißt, „der zudringlichen Ketzerei der westlichen Barbaren." In der That, dieses Ausschreiben der Regierung von Hue ist eine denkwürdige Schrift in dogmatischer wie in geschichtlicher Beziehung. Die Annamesen suchen die christliche Religion mit Vernunftgründen zu widerlegen und ihre Lehrsätze mit einer wahren Fluth von Hohn und Spott zu übergießen. Dann werden die Edicte der früheren Könige Annams gegen das Christenthum aufgeführt, die des Gialong (1802—1820), Minh-Menh (1820—1841), Thieutri (1841—1847) und die frühern des herrschenden Tuduk. „Wer dem Christenthum nicht innerhalb einer bestimmten Zeit absagt, der wird als Staatsverräther hingerichtet. Jeder Sendbote wird enthauptet, der Kopf soll drei Tage lang ausgesteckt und der Körper ins Meer geworfen werden. Wer zur Entdeckung eines Missionärs führt, erhält eine bedeutende Summe, über 1200 Gulden unseres Geldes. Die Kirchen und die Wohnungen der Geistlichen sollen verbrannt und ihre unterirdischen Schlupfwinkel verschüttet werden. Die Welt möge erfahren daß wir Annamesen die gute alte Ordnung erhalten, und wo sie gefährdet, wieder herstellen können."

Wir wollen aus den Berichten der römisch-katholischen Missionäre, welchen wir diese Mittheilungen verdanken, noch einige denkwürdige Thatsachen hervorheben.

Auf dem fruchtbaren Boden Annams, wo man nicht selten und mit geringer Arbeit dreimal erntet im Jahre, lebt eine äußerst zahlreiche Bevölkerung, ungefähr dreimal so dicht wie in Frankreich, im Durchschnitt über 3900 Seelen auf der Geviertlieue. Das mögen diejenigen, schreibt ein Missionär (Annales de la Foi Nr. 165 S. 87) bezweifeln welche das Land nicht gesehen haben. Ich aber, welcher Annam von einem Ende zum andern bereiste, finde diese Angabe nicht übertrieben, im Gegentheil, mir scheint daß sie hinter der Wahrheit zurückbleibt. Ist doch Annam mit Ortschaften wie übersäet, die so nahe an einander liegen daß man sich gegenseitig zurufen kann. Nach der unter Minh-Menh gedruckten Geographie von Annam enthält die eine Abtheilung des Reiches Tongking nicht weniger als 10,260 Ortschaften, worin nach einer ziemlich genauen Schätzung 18 Millionen Einwohner leben mögen. Die nordwestlichen Theile dieses Landes enthalten unfern der chinesischen Gränze eine Menge edler Metalle und mehrere Mineralquellen. Ich habe hier mitten im Winter ein Bächlein heißen Wassers gefunden. Die Goldgruben, deren vor kurzem mehrere neue und sehr ergiebige entdeckt wurden, gehören den Chinesen und werden von ihnen bearbeitet.

Im Verlaufe des vorigen Jahres sandte die Regierung von Hongkong einen Dampfer nach Annam mit Herrn Wade als Agenten am Bord. Die Fahrt nach der Hauptstadt Hue wurde verweigert. Herr Wade, erklärten die Behörden in eben so artiger als bestimmter Weise, müsse nach Turon gehen, in diesem Hafenorte allein sey den Fremden der Zutritt gestattet. Der Gesandte kam unverrichteter Dinge nach Hongkong zurück, wo man es für geeignet hielt vorderhand alle weiteren Versuche aufzugeben. Wie so viele andere vor ihm, hat auch Herr Wade das Land herrlich und fruchtbar gefunden in hohem Grade. Die Willkürherrschaft drückt aber dermaßen auf die Bevölkerung daß sie jeder Thatkraft ermangelt. Armuth, Faulheit und Schmutz werden hier in einem Grade gefunden wie kaum in irgend einem andern Lande.

Der Fürst unterhält, wie Despoten zu thun pflegen, eine große Anzahl Truppen, und die bürgerlichen Beamten sind äußerst zahl-

reich. Die Seemacht von Kotschinchina verdient kaum den Namen. Die Regierung besitzt bloß eine Anzahl größerer Dschonken und einen Dampfer, um den Handelsverkehr mit Singapor und Siam zu unterhalten.

Trotz dieser Vorsicht, dieser strengen Abschließung wird sich auch Annam seinem Schicksale nicht entziehen können. Die zudringlichen Nachbarn in Singapor und Hongkong werden das Land aus seiner Vereinsamung herausreißen und bei allem Widerstreben in die Weltbewegung ziehen. Ein Versuch hiezu ist bereits unternommen und glücklich ausgeführt worden.

Kambodscha, vor Jahrhunderten ein selbständiges, blühendes Fürstenthum der Halbinsel, konnte sich gegen die mächtigen Nachbarstaaten nicht behaupten, es ward bald Kotschin-China, bald Siam zinspflichtig, und zahlt wohl auch zu gleicher Zeit allen zweien seinen Tribut. Der letzte männliche Sprosse einer langen Reihe von Königen starb im Beginne des Jahres 1836 und hinterließ eine einzige Tochter, welche auf Befehl des Minh-Menh einen Beamten seines Hofes heirathen mußte. Annam verlieh zwar seinem Diener den königlichen Titel, gebietet aber zu Kambodscha, wie in jeder andern Provinz des Reiches. Zu gleicher Zeit wurde der westliche Theil des Landes von den Siamesen in Besitz genommen. Beide Staaten suchten nun das Fürstenthum auszubeuten. Jeder Widerstand ward furchtbar gezüchtigt; die Siamesen haben selbst die Fruchtbäume umgehauen und verbrannt. Die unterdrückten und verarmten Bewohner, sowie ihre scheinbaren Gebieter sehnten sich Bundesgenossen herbei welche ihnen zur Erlösung, zur Selbständigkeit verhelfen könnten. Ihre Blicke wendeten sich nach Singapor, wo die Wünsche der Engländer freundlich entgegenkamen. Ein gewisser Monteiro erschien (1850) als Gesandter des sogenannten Königs von Kambodscha zu Singapor, und mit den einflußreichsten Kaufherren des Weltstapelplatzes wurden Unterhandlungen angeknüpft. Mehrere Schiffe fuhren nach Kambodscha und kehrten mit reichen Ladungen zurück. Englische Agenten giengen von dem Hafen Kambat (10° 30′ nördl. Breite und 104° 16′ 40″ Länge) längs eines schönen von Tek- und Palmwäldern überwachsenen Flachlandes zur königlichen Residenz Udong — ein verfallener Ort mit ungefähr 10,000 Einwohnern, 200 englische Meilen von Kambat entfernt. Sie fanden allenthalben einen herrlichem fruchtbaren Boden mit einer sehr geringen, arbeitsscheuen und feigen Bevölkerung. Junge Leute aus Kambodscha werden nach Pulo Pinang und Singapor gesandt, wo sie in westlicher Weise erzogen und zum Christenthum bekehrt werden. Christliche Sendboten, römische Katholiken und Protestanten verschiedener Richtung, kommen nach Udong und setzen sich fest im Lande. Der Fürst hat, zur Aufnahme der Fremden, eine bessere Behausung errichten lassen und einige Europäer in seine Dienste genommen. Siam und Annam wurden aufmerksam. Auf ihr Anfragen ward ihnen die Antwort, die Fremden, der Fürst und seine Unterthanen suchten bloß vortheilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten. Unter diesem Vorwande sind die westlichen Völker von jeher in Asien aufgetreten, und in dieser Weise werden sie auch die wenigen noch selbständigen Lande des Erdtheils an sich reißen.

Schilderungen der Loyalitäts-Inseln (Uea).

Von Henri de Coux' unübertrefflichen und anziehenden Mittheilungen über die pacifische Inselwelt und ihre trolligen Bewohner sind wieder zwei Fortsetzungen [1] erschienen, die uns nach Uëa oder Uvea führen, wie die Franzosen schreiben. Dieses bedeutende Eiland gehört zu den Loyalitäts-Inseln, die Neu-Caledonien gegen Osten wie Vorposten umgeben. Uëa ist der einheimische Name, während eine Zeitlang diese Insel auch Wallis-Insel hieß. Dorthin sollte die „Sultane," das Schiff auf welchem der Verf. diente, den Bischof von Enos und einen jungen Priester P. Durand bringen, der von seiner Jugend auf von einer solchen Robinsons-Mission geträumt hatte. Leider erfüllte sich sein Wunsch sehr spät, denn man schickte ihn früher nach Sydney, während er einen glücklichen Collegen nach den Salomons-Inseln abgehen sah. Endlich aber wurden seine Bitten erhört und er im Gefolge des Bischofs von Enos nach Uëa der „katholischen Insel" versetzt. Die Einfahrt in das Korallenriff war höchst gefährlich, auch lag, unheimlich wie die bleichenden Knochen auf den Karawanenpfaden der Wüste, der Rumpf eines Schiffes auf dem Kamm der Korallen. An Bord erschien aber bald mit einem Nachen eine Person, die in erträglichem Englisch eine Art gedruckte Hafenordnung in drei Sprachen und ein Attestat als Lootse vorlegte, sonst aber durch silberne Anker als Ohrringe seinen nautischen Beruf legitimirte. Man hätte den Mann für einen wetterbraunen brittischen Matrosen halten können, doch war es nur Tangaola, ein Mann aus Uëa, der in seiner Jugend Menschenfleisch gespeist und seine Insel nie aus dem Gesicht verloren hatte. Dennoch brachte er das Schiff mit Gewandtheit durch den schmalen Schlund des Korallenriffes nach der Insel, die ihr Daseyn nicht, wie die meisten Geschwister der Südsee, einem einzigen, sondern einer Mehrzahl kleiner Vulcane verdankt, deren Kraterwände, längst mit Wald bekleidet, wenig von ihrem ehemaligen Schöpfungstriebe noch errathen lassen. Kaum innerhalb des Korallenringes wurde das Schiff von Piroguen umschwärmt und die katholischen Kinder Uëa's, schön gewachsen wie griechische Sculpturen, kriegerischer und selbstbewußter als die Samoaner, bewillkommneten die Fremdlinge mit gutem Herzen und besseren Lungen. Die Insel selbst wurde 1816 von zwei Holländern Vanshouten und Lemaire besucht. Auf einer älteren französischen Karte, die der Verfasser besaß, fand er bei Uëa von einem französischen Seehelden mit Bleistift nur die Legende: die Frauen sind hier schön und die Männer nachsichtig. 1830 versuchten Wesleyanische Heidenbekehrer ihr Glück bei den Uëanern, wichen aber vor der Widerspänstigkeit der Eingebornen. Etliche Jahre später landeten zwei französische Priester, der eine bei Uëa, der andere auf Futuna, wo er bald als Glaubenszeuge von den Heiden sich umbringen ließ. Sein Gefährte auf Uëa war glücklicher, er bezähmte die Wilden, eroberte die Insel für die katholische Religion und kehrte, nachdem er in Rom Titel und Investitur eines Bischofs von Enos erlangt hatte, nach dem Schauplatz seiner Thaten zurück. Und bereits stand auf Uëa eine christliche Basilika, die etwa 2000 Gläubige fassen konnte, freilich keine Arbeit aus Stein, wohl aber ein luftiges Säulenhaus, welches mit einheimischen Matten geschlossen war. Da die Insulaner

[1] S. die frühern, Ausland 1856. S. 1009. 2101. 2005.

geschickt in Holzschnitzereien sind, so fehlte es der Kanzel und dem Beichtstuhl nicht an künstlerischem Schmuck, wozu Korallen und Perlmutterschalen ein treffliches Material lieferten. Der Bischof selbst hielt die Predigt in der Landessprache, welche der Verfasser — des Tahitischen mächtig — halb und halb verstand, da alle localen Sprachverschiedenheiten Polynesiens nur in gewissen Alterationen bestehen. Die Nuance von Uëa zeigt den größten Reichthum an Consonanten, da sie gleichzeitig das k und t, l und r, f und h besitzt, während auf den andern Inseln der eine Buchstabe seinen Bruder gewöhnlich ausschließt. Nach der Messe erhielt die Schiffsmannschaft der „Sultane" eine Einladung Sr. katholischen Majestät von Uëa zu einem Kawa in der Residenz oder dem Paa St. Joseph, wie die Festung seit Beginn der christlichen Aera hieß, die, obgleich in der Friedenszeit ohne Nutzen, doch noch gut erhalten war.

Als man das Thor passirt hatte, erregte ein Anschlagzettel an einem langen Gebäude die allgemeine Aufmerksamkeit. Er verkündigte den Eingang zur Tapaoraa, zur — Druckerei, oder dem „Ort wo man stempelt," wie der Ausdruck übersetzt lautet. Es gab dort ein paar tausend Lettern aus Blei und Holz, kleine Vorräthe von Papier, eine sehr altväterische Presse; das Handwerk gieng auch langsam genug, die Drucke waren keine Meisterwerke, doch erfüllten sie die Dienste der Mission. Die Kawa, zu der man geladen wurde, ist ein Getränk, welches aus der Wurzel einer 6 Fuß hohen Staude (Piper methysticum) dadurch bereitet wird, daß man die Wurzel, vorher zerkaut, im Wasser der Gährung aussetzt. Das Getränk ist ein wenig berauschend und gleicht im Geschmack dem Absinth, wie er in französischen Kaffeehäusern so vielfach consumirt wird. Der Genuß mit Maß ist auf der Insel, wo es an Wein fehlt, nicht unzuträglich, und deßhalb haben die Missionäre die Kawa geduldet. Die damalige Kawa, welche Se. Maj. gab, war ein feierliches Hoffest. Mehr als fünfzig Personen wurden in den „Thronsaal" zugelassen. Auf einer runden Bank saßen ein Dutzend hübscher Mädchen mit frischen Zähnen, welche die Kawa-Wurzel kauten und den Brei dann in ein großes Becken, aus Holz reich mit Sculpturen versehen, auswarfen. Das Becken war mit Wasser gefüllt, welches die Damen mit ihren braunen Händen in beständiger Bewegung erhielten, so daß bald ein champagnerartiger Schaum die Oberfläche krönte. Sobald die Schaumbildung aufhörte und der Schaum selbst über die Ränder gespritzt worden war, kam eine klare, grüne Flüssigkeit zum Vorschein, und der Punsch war fertig. Der königliche Mundschenk schöpfte jetzt mit einer geschnitzten Tasse und begann hierauf ein Recitativ zu singen auf das Wohlseyn des Gastes, dem der Trank zugedacht war. Dieß wiederholte sich bei jedem Trinker, und da es 50 Personen waren, so verflossen Stunden über diesem „Gelag," und die Porcellanglocke der Mission konnte bereits 12 Uhr schlagen. Da flüsterte einer der Priester: „Jetzt singe man den letzten Trinkspruch." Eine freudige Bewegung durchlief die Gäste. Allein Se. Majestät verzog die Miene noch huldreicher, und betrachtete seine Gäste noch zärtlicher: „Ich wünsche den Fremdlingen, sprach er, besondere Ehre zu erzeigen, damit sie meine Freude über ihre Ankunft wahrnehmen, man trage daher einen zweiten Gang Kawa auf." Jetzt brach aber unter den Seeleuten buchstäblich ein Aufstand aus, und Monseigneur konnte die Unart der Matrosen nur damit entschuldigen, daß sie sich für die Verdoppelung der königlichen Gnade allzu beschämt fühlten. Der König, wie sich bei dem spätern Mittagsmahl ergab, verschlang wahrhaft königliche Portionen, die ihm, nach seiner Feistigkeit zu schließen, vortrefflich bekamen. Er steht sich seit der Bekehrung seiner Unterthanen viel besser als früher, denn er kann seine Würde in Ruhe genießen, während vordem die Insel von einem Dutzend kleiner Barone oder Häuptlinge beständig in Fehde gesetzt wurde, während man sich jetzt gewöhnt hat das Recht der Geburt auf den Thron friedlich anzuerkennen.

Nach Tisch erhielt der Verfasser als Führer auf einem Spaziergang den P. Mathieu zum Begleiter, der als Ortspfarrer und wegen seiner Corpulenz eine besondere Verehrung auf der Insel genoß, denn wie in Afrika, ist auch in Polynesien Fett und Fleisch das Wahrzeichen von Race, wie sich aus dem Leibesumfang der Häuptlinge allgemein schließen läßt; auch hält man einen dicken Bauch (opu-rahi) für das Diplom des Verstandes und der Gelehrsamkeit. Allein der gute Pfarrer hatte doch noch größere Verdienste. Er war der Erbauer der Kathedrale. Er hatte auch durch unterirdische Röhren zum großen Erstaunen der Eingebornen eine entfernte Quelle mitten in das Paa St. Joseph geführt, der Festung selbst statt der alten Mauern Erdwerke gegeben, und diese mit dornigen Gewächsen bewaffnet, auch ein lebendiges Pfahlwerk außerhalb um die Schanze gepflanzt. „Sie werden bemerken, sagte er dem Verfasser, daß das Paa eine Quadratform hat, also der Vertheidigung weniger günstig ist; namentlich die Nordseite ist leicht zu nehmen und läßt sich aus der Nähe beherrschen. Deßhalb habe ich meine Pfarrkinder bewogen dort ein Vorwerk anzulegen, und es an das Hauptwerk durch einen bedeckten Weg zu befestigen. Ich hoffe daß dieser Fleiß nutzlos seyn wird und die Kämpfe nie wieder beginnen; aber man muß alles correct thun, und da die guten Leute durchaus ein Fort besitzen wollen, so soll es wenigstens einer regelrechten Vertheidigung dienen." Die Worte dieses polynesischen Vauban im geistlichen Kleide verfehlten nicht den Verfasser in Verwunderung zu setzen, sie erklärten sich aber einfach dadurch daß der Pfarrer seinen Bart abgeschnitten und sein Avancement in der Armee aufgegeben hatte, ehe er seinen neuen Stand erwählte. Im übrigen war er trotz aller Cadettenreminiscenzen und seiner Wohlbeleibtheit, wo es darauf ankam, Missionär und Priester mit allem Feuer.

Mit einem andern Missionär, dem P. Sylvestre und dem Tahitier Tuanaa, der ihn von Samoa nach Uëa begleitet hatte, befand sich der Verfasser auf einem Morgenausflug, bewaffnet mit Jagdgeräthschaften. „Die Stunde vor Sonnenaufgang, erzählt er uns, hat in den Aequinoctialländern ihre eigenen Reize; es werden dann unnennbare Laute hörbar, die sich nicht beschreiben lassen, sie schweben in der Luft, auf dem Meere, in den Wipfeln, am Strande und ich weiß nicht wo; die Natur erhält gleichsam die Anzeige vom Anbruch eines neuen jugendfrischen Morgens mit seinem Gefolge von Gesang, Lärm, Licht, von Ueberfülle und Lebenslust, von Freude und Hoffnung ohne Ursache." Die Dämmerung spielte bereits ins blaue, als man einen dichtbewachsenen Abhang aufwärts stieg und das Dunkel eines Lorbeerwaldes erreichte, ehe noch die ersten glühenden Lichter der aufgehenden Sonne die freie Landschaft trafen. Um einen Pfad zu erkennen, bedurfte es der scharfen Sinne eines Wilden, diese aber fehlten nicht dem Tahitier Tuanaa, der,

seiner Superiorität sich bewußt, mit einer gewissen Geringschätzung bemerkte: die weißen Leute verstehen nichts von den Zeichen der Erde. Nachdenkende Männer finden ihren Pfad, wenn sie auf jenes zarte Pflänzchen mit gelben Blumen achten. Wenn ein Fuß darüber gegangen ist, treibt es nie Blüthen, wo also die Pflanze ohne Blüthen sich findet, da ist der Pfad der Menschen. Ein anderesmal warf sich der Tahitier mit dem Ohr auf die Erde und verkündigte das Nahen eines Menschentrupps, unter denen sich „wenigstens ein Europäer befinde," denn er hatte den Tritt eines beschuhten Fußes aus dem Marsch der barfüßigen Ankömmlinge deutlich unterschieden. Der gute Tahitier hatte versprochen seine Begleiter nach einem von ihm entdeckten See zu führen. Als man den Rand eines mit Pflanzenwuchs verhüllten Kraters erreichte, wies er triumphirend abwärts. Es war nur eine morastige Ebene, wo zwischen Bambus, Zuckerschilf und wilden Taros etliche Lachen blinkten, auf denen einige hundert Enten schnatterten und herumschwärmten. Der Jagdtrieb erwachte beim Verfasser so stark, daß er, seine Begleiter vergessend, der Beute kriechend und schleichend sich zu nähern suchte. Bald hallte der alte Krater, zum erstenmale vielleicht, vom Knalle einer Büchse wieder, und mit entsetzlichem Geschrei erhob sich die gefiederte Welt aus diesem für sie verlornem Paradiese. Tuanaa holte zwei der getroffenen Thiere herbei mit den vorwurfsvollen Worten: „Da! Jetzt ist es mit den Enten vorbei! Der Schuß wird sie alle verscheucht haben. In Tahiti jagt man auf klügere Weise: man verkleidet sich, und zwar als Baum." Der Polynesier wurde, da sich noch immer einige Enten zeigten, zur Uebung seiner Künste aufgefordert, und begann damit aus Rohr und Zweigen sich eine Maske zu verfertigen, die bald seinen Körper gänzlich verhüllte. In dieser Verkleidung und bewaffnet mit einem Steine stellte er sich auf, wachsam wie ein Kranich. Er näherte sich einem zärtlichen Entenpaare bis auf zwanzig Schritt, und blieb dann unbeweglich, ob die Beute sich nicht in Schußweite begeben würde; allein nachdem das Spiel eine Zeitlang gedauert hatte, flog das Wild auf, um auf einer entfernteren Lache sein Tagewerk fortzusetzen. Der Jäger schlich sich jetzt in die Nähe einer einzelnen Ente, und spielte seine Maske als Baum so meisterhaft daß der Vogel bis auf zehn Schritt sich näherte. Jetzt flog, wie aus der Pistole, das Geschoß auf das Wild und — die Ente flog davon. Der beschämte Tahitier suchte sein Mißgeschick durch einen Krebsfang wieder vergessen zu machen. Auch bei dieser Art von Sport ist Geduld die Hauptwaffe, denn man bedient sich dazu nur einer Ruthe, an deren Spitze eine leicht bewegliche Schlinge sich befindet, mit der man den Krebs im Wasser so lange verfolgt, bis er endlich in den verhängnißvollen Ring schlüpft. Fügte man zu den Producten der Jagd noch einige saftige Tarowurzeln und den Kohl der jungen Cocossprößlinge hinzu, so hatte man das reichste Frühstück beisammen, wie es nur die gastfreie Natur Polynesiens dem Menschen zum Genuß aufträgt. Während man tafelte, entspann sich eine naturwissenschaftliche Controverse. Der Missionär behauptete daß man große erwachsene Krebse immer nur im Innern der Inseln, in Teichen, die keine Verbindung mit dem Meer, oder in den Gewässern oberhalb starker Cascaden antreffe, während Myriaden kleiner Krebse, aber unerwachsen, an den Mündungen in der Nähe des Meeres sich aufhalten. Nachdem man sich den Kopf zerbrochen, ob und auf welche Art es möglich sey daß diese Thiere große Reisen zu Land und bergauf zurücklegen könnten, fiel man auf den Gedanken bei dem Kinde der Natur, dem Tahitier, in zoologischen Nöthen um Belehrung anzufragen. Nachdem ihm der Fall vorgetragen worden, begehrte er ernsthaft daß man ihm noch einmal das Verhältniß klar mache, dann besann er sich einen Augenblick und brach mit der classischen Antwort heraus: „das ist mir ganz einerlei!"

Die Spaziergänger besuchten hierauf die Musterpflanzungen welche die Missionäre an geschützten Stellen im Innern hatten anlegen lassen. Die Eingebornen bewohnen nämlich nur den Ufersaum und waren entweder nie auf den Gedanken gekommen das Innere anzubauen oder hatten eine Abneigung dagegen Taevao, das heißt Leute welche die See nicht sehen, zu werden, womit sich nach ihren Vorstellungen ein Herabsinken in der Cultur verknüpft. Die Pflanzungen der Missionäre sind deßhalb eine große sociale Revolution in wohlthätigem Sinn, denn oft genug ist es geschehen daß in einer einzigen Nacht ein Sturm auf der einen Seite der Insel sämmtliche Cocospalmen und Brodfruchtbäume umwarf welche drei Viertel der nothwendigen Nahrung bilden, so daß dann leicht die größte Hungersnoth entstand, besonders wenn die Katastrophe in eine Zeit fiel, wo der Fischfang wenig einträglich seyn konnte. Es geschehen dann Dinge, die man nicht in der scheinbar friedlichen Inselwelt möglich halten würde.

Etliche hundert Meilen über dem Winde von Uëa liegt die Suwaroff-Gruppe, acht niedrige Cocosinseln, getrennt durch schmale Fahrwasser, wo jeder Fußbreit fruchtbaren Bodens Gegenstand kleiner Fehden wird, und der grausame Sieger seine Feinde gewöhnlich damit straft daß er alle Cocospalmen, die einzigen oder hauptsächlichsten Nahrmütter der Menschen, umhaut. Die Einführung von Feuerrohren war indessen von günstigen Folgen gewesen. Ein Häuptling hatte sich durch ihren Besitz allmählich sämmtliche Inseln unterworfen, und seitdem wurde das allgemeine Wohl nicht durch locale Fehden mehr gestört. Da fiel in einer Nacht — eine seltene Erscheinung in der Passatzone — ein grimmiger Westwind die Inseln an, die aufsteigende Brandung schwemmte das fruchtbare Erdreich hinweg, die Cocoswäldchen lagen geknickt am Boden, und als am Morgen die Sonne in alter Heiterkeit strahlte, wurde es klar daß nach diesen Verheerungen der Archipel nicht mehr seine tausend Bewohner füttern könne, und daß ein grimmiger Kampf um die Reste der Nahrung und des nährenden Erdreichs zwischen Starken und Schwachen ausbrechen müsse. Der Häuptling, umgeben von seinen Prätorianern, hielt ein lit de justice. Ein inspirirter Zauberer verkündigte als unwiderrufliches Fetwa daß zwei Stämme die Inseln verlassen müßten. Mehr als zweihundert Personen schifften sich auf diesen grausamen Befehl ein, und da die Piroguen die Auswanderer nicht zu fassen vermochten, mußte ein Theil auf rasch gezimmerten Flößen Platz finden. Ihr Loos war sicherlich sehr düster; es lagen wohl genug Inseln unter dem Winde, allein unbewohnt waren nur die unfruchtbaren, während auf den fruchtbaren die Auswanderer entweder als Eroberer landen, oder sich selbst erschlagen, verspeist oder mindestens zur Sklaverei verurtheilt sehen mußten. Am meisten fürchtete man sich vor dem anthropophagen Uëa, dem man sich täglich mehr näherte. Eine Pirogue nach der andern wurde in der Nacht von Wind und Wellen abgetrennt, und als sich die Flotte völlig zertheilt hatte, sahen sich die Leute auf einem Floße völlig verlassen im Ocean. Acht Tage

hatten sie in dieser Noth zugebracht. Wasser fiengen sie nur in ihren Mattensegeln bei dem starken Thaufall während der Nacht. Der Hunger hatte sie genöthigt einen gestorbenen Gefährten zu verzehren, während verfolgende Haifische sie beständig ängstigten und hin und wieder einen der Unglücklichen wegfischten. Endlich wurde in einer Nacht die Brandung eines nahen Gestades hörbar und bald darauf das Floß gegen eine Korallenbank geschleudert und zertrümmert. Von allen Auswanderern vermochten sich aus dem Schiffbruch nur acht Männer, zwei Frauen und, seltsam genug, ein ganz kleines Kind zu erretten. Als aber der Morgen kam und die Leute inne wurden daß sie auf das verrufene, ungastliche Uëa gerathen seyen, hielten sie sich völlig verloren, auch warfen sie sich, sobald sie etliche Männer nahen sahen, zu Boden, auf das Schlimmste in Geduld gefaßt. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie sich zärtlich aufgenommen und gütig verpflegt sahen, denn die Insel stand bereits unter dem menschenfreundlichen Regiment der Missionäre, die den Schiffbrüchigen einen Zipfel fruchtbaren Landes anwiesen, den sie drei Monate bereits bebauten, als der Verfasser sie antraf und von ihnen den Bericht über ihre trübselige Odyssee empfieng.

Endlich wurde noch ein anderes Dorf besucht, welches der Schwester des Königs, der Prinzessin Amalie gehört, wie sie nach der Taufe genannt wurde. Sie wird uns als eine hübsche, junge Person geschildert, und ihrem christlichen Eifer ist die gelungene Bekehrung der Insel zu verdanken, da sie in der blutigen Heidenzeit die europäischen Apostel in ihren fürstlichen Schutz nahm, und dem Bischof von Enos selbst mehr als einmal vor blutgierigen Verfolgern das Leben rettete. Sie erschien, umgeben von ihren Hoffräulein, die freilich nicht mehr das lustige, nymphenhafte Hofleben führen wie das Gefolge der weiblichen Häuptlinge auf den östlichen Inseln, sondern die sich nach Ablegung ihrer mythologischen Sitten und Lebensart in züchtige, nonnenhafte braune Schwestern verwandelt haben. Unter diese dunkle Heerde hatte sich auch ein weißes Schaf verirrt, eine „Mademoiselle," eine Französin aus Frankreich, das einzige weibliche Mitglied der Mission, vom Bischof jedoch mehr geduldet als zurückgehalten, denn der weibliche Apostel hatte alle Schlangenklugheit des schönern Geschlechts angewendet, um sich auf die katholische Insel einzuschmuggeln. Sie hatte, nicht ohne Vermögen, in Lyon ein erbauliches Leben in milden Werken zugebracht. Als sie aber das fünfzigste Lebensjahr erreichte, hielt sie es nicht länger in der alten Welt aus, sondern schiffte sich, ausgerüstet mit allerhand Geräthen, um nützlich auftreten zu können, nach den französischen Missionen der Südsee ein, und landete eines schönen Morgens auf Uëa, wo sie nun bereits zwei Jahre thätig war, ohne nur zwanzig Worte von der Landessprache zu verstehen, sey es daß diese ungewöhnlichen Zungenlaute irgend einen Heidengraus für sie verbargen, oder weil es sie verdroß daß die braunen Damen der Insel so dreist waren, ihr lyonesisches Französisch nicht zu verstehen. Uebrigens glich die alte Jungfer im Gefolge der Uëanerinnen, wie Tuanaa bemerkte, der Henne welche Enten ausgebrütet hat. Die Französin suchte ihre Civilisationsrolle dadurch zu erfüllen, daß sie Baumwollenzeug zu Kleidern zuschnitt und diese von ihren Zöglingen nähen ließ. Die europäische Mode behagte, wie alles Fremdartige, den Eingebornen schlecht, obgleich deren Tracht nichts weniger als malerisch ist. Die Gewänder der Uëanerinnen haben weder das reine Weiß, noch die Weite, noch den anmuthigen Faltenwurf wie die Maulbeerrindenstoffe in Samoa, sondern sie sind aus mehr oder minder groben Matten verfertigt, welche alle Reize der Gestalt und der Bewegung verhüllen. Außerdem färben sich durch einen nicht näher bekannten Proceß Männer und Frauen mit ungelöschtem Kalk die Haare roth, und wickeln sie dann zu einer ungeheuren Kugel zusammen. Nur die Kinder tragen das Haupt geschoren, und die Zahl dieser Geschöpfe soll sich seit einigen Jahren, seitdem die Mission der Insel Frieden gegeben hat, mit wunderbarer Geschwindigkeit vermehren; eine merkwürdige Thatsache, insofern man anderwärts in Polynesien gewöhnlich nach Berührung mit der europäischen Cultur eine Abnahme der Bevölkerung wahrgenommen hat.

Lackno, die Hauptstadt und die übrigen bedeutenden Städte Audhs.

Lackno, eigentlich Lakschmanawati, von der Lakschmi genannt, nach Lassen aber Lakonavati, d. i. mit glücklichen Zeichen begabt (der alte Name der Landes-Hauptstadt war schon Kosala, von Kusala d. i. glücklich), liegt 26° 52′ Br., 81° L., 365′ hoch, am rechten Ufer des Gumti, der bis mehrere Meilen oberhalb schiffbar, nach Lumsden aber nur schmal, nach Butter voll gelben Lehms und todter Leichen ist. Die Stadt erstreckt sich vier englische Meilen längs dem Ufer, der mittlere Theil gilt für die alte Stadt vom Lakschmana, Rama's Bruder, gegründet. Heber und von Orlich rechnen 300,000 Einwohner, aber die Muhammedaner scheuen jede Volkszählung als eine Gottlosigkeit und sichern Vorboten von Pest oder Hungersnoth. Unter den Einwohnern waren viele Muhammedaner und nicht wenige Christen, Europäer und Halfcasts, im Dienste des Königs oder Händler. Alle, auch die Ladenbesitzer, gehen immer mit Schild und Schwert bewaffnet. Trotzdem hatte der brittische Resident beim Palaste zu Hebers Zeit nur eine Compagnie Truppen, 1849 aber enthielt das brittische Cantonnement, 3—4 engl. M. im N. W. der Stadt, mehrere Regimenter. Der erste Eingang in die Hauptstadt geht durch gemeine Lehmhäuser mit Schlammmauern und Strohdächern, zum Theil nur Buden aus Matten mit Palmblättern gedeckt, aber mit einer zahlreichen Bevölkerung. Die schmutzigen Straßen, die 10—12 Fuß unter dem Niveau der Läden liegen, sind so eng daß ein Elephant kaum durchkam, man sieht Bettler in jedem Winkel, ernste Männer in Palankinen, ihre Rosenkränze betend, Vornehme auf ihren Elephanten, das Gefolge mit Speeren, Schilden und Luntenflinten bewaffnet. Weiterhin werden die Häuser besser, die Straßen aber bleiben gleich eng und kothig. Bei zierlichen Moscheen und einigen großen Häu-

fern, wie die Eingebornen in Calcutta sie haben, vorbei, gelangt man in eine hübsche Straße mit Gebäuden im maurischen Style. Der Luxusbauten sind mancherlei, Salt und Daniels geben einige Ansichten von ihnen. Der königliche Palast im O. hat sechs Haupthöfe. Ein hohes Portal führt in den ersten für die Equipagen; in einer großen Halle war Morgens und Abends Militärmusik. Der zweite Hof mit Gärten und kleinen kühlen Gemächern, mit tröpfelndem Wasser, einem großen Brunnen, Arkaden zum Schlafen in freier Luft, mit Marmorböden, war für den Hofstaat. Diesem Hofe parallel im O. ist eine gewölbte Terrasse von Quadern mit einer großen Halle, von doppelten Arkaden umgeben, mit 4 Kuppeln in den Ecken und einer fünf Schuh hohen in der Mitte mit vergoldetem Silber gedeckt. Am Ende der Terrasse sind 2 Flügel, vor dem Gebäude der schönste Blumengarten, mit Laubgängen, Springbrunnen u. s. w., in der Mitte eine kleine Moschee. Im Norden davon ist ein anderer Raum mit Gebäuden für die Verwaltungsbehörden; im W. sind die Palastbauten des Harems, drei Schlösser ohne Fenster nach außen; am Flusse, durch die Straßen geschieden, der Blumengarten und Weinberge mit Mauern umgeben, und einem Sommerpalaste mit glattem Dache. Am N. W. Ende ist eine gemauerte Brücke, im S. O. eine Schiffbrücke; eine eiserne Kettenbrücke wurde erst 1846 aufgehängt, nachdem sie 1816 schon stückweise eingesandt war. Der König nahm Anstand ein Project seines Vorgängers auszuführen. Die alte Veste auf einem Hügel soll Aurungzeb zerstört und dafür eine Moschee gebaut haben. Im S. O. davon baute Saadut-Ali (1798 — 1814) eine neue. Weiter im S. O. ist eine 1 engl. Meile lange Straße, die Heber mit der High Street in Oxford vergleicht, der chinesische Markt genannt (Chinka Bazar), an jeder Seite mit einem hübschen Thorwege. Zwischen dieser Straße und dem rechten Ufer des Gumti ist die Residenz. Das N. W. Quartier der Stadt, von Asof ed Dowlah (1775 — 1797) erbaut, schmückt das glänzende Mausoleum, das Imambarah 1780—1784 gebaut hat und das von Salt abgebildet ist. Es hat in der Mitte einen gewölbten Raum, 167′ lang, 52′ breit, mit einem achteckigen Zimmer an jedem Ende, hinten offene Bogengänge, vorne eine gewölbte Veranda. Die Moschee und die dazu gehörenden Thorwege zeigen nach Heber u. L. Valentia eine schöne, leichte, elegante und phantastische Architektur. Sie geht auf die breite Straße Hasanabad aus, die von S. O. nach N. W., dem Flusse parallel, läuft. Nicht weit davon ist eine große Moschee von Saadat Ali angefangen, aber nicht vollendet.

Links vom Flusse war die Menagerie; 3—4 engl. Meilen im S. O. von der Stadt ist Constantia, ein phantastisches Gebäude, mit erhabener Arbeit in Stuck verziert, enorme Löwen mit Lampen statt Augen, Mandarinen und Damen mit wackelnden Köpfen und allen Göttern und Göttinnen der Mythologie, mit einem Aufwande von 150,000 Pf. St. von einem excentrischen Franzosen Claude Martin, der vom gemeinen Soldaten zum englischen General sich aufschwang, erbaut. Seine Leiche ruht in einem Sarkophage. Nützlicher ist La Martinière, die er mit einem Theile seines Vermögens stiftete. Drei engl. Meilen von der Stadt ist der kleine Sommerpalast, „die Herzensfreude" genannt. Noch sieht man zwei englische Landhäuser des Königs, das Haus des Ministers, einige stattliche Chans. Ein Observatorium hatte Major Wilcox 1842 angelegt, die Assistenten waren meist Eingeborne. 1846 gab es ein Hospital, ein Dispensary, auch eine Kirche. In der 2ten Provinz Pachhamrat liegt die alte Hauptstadt Audh 80 M. von Lackno (26° 47′ Br. u. 82° 11′ L.), nach Butter jetzt nur mit 8000 Einw., darunter 500 Muhammedanern, am rechten Ufer der Ghogra, die hier nach Buchanan breiter ist als der Ganges bei Tschunar, und bis zur Mündung schiffbar. Die Stadt ist 1 engl. Meile lang; die Häuser sind meist aus Schlamm mit Strohdächern; eine englische Meile vom Flusse ist das Hanuman Fort (Gurh) mit 50,000 R. Einkünften, die an 500 Hindu-Bettelmönche unter einem Abte (Malik) vertheilt werden, von Schudscha ed Daulah gestiftet; kein Muhammedaner darf die Mauern betreten. Die Backsteinhäuser erstrecken sich nach Buchanan noch über 1 englische Meile in der Länge und 1½ in der Breite, obwohl schon viele zum neuen Bau von Feisabad verwandt wurden. Von alten Tempeln ist aber keine Spur mehr; nur in der Moschee, die Baber erbaut hat, sieht man 14 Säulen, 5—6′ hoch, von guter Arbeit, aus einem alten Hindutempel. Ein viereckiger Steinkoffer, 5 Ellen lang, 4 breit, wird als Ramas Wiege verehrt. Es soll hier das alte Ayodha gelegen haben, das nach dem Ramajana von Menu gebaut (?), 12 Boganas (48 engl. M) im Umfang hatte, mit regelmäßigen, gut bewässerten Straßen, mit schönen Gärten, Palästen, voll Kaufläden u. s. w. Nach einigen hätte es schon 2000 v. Chr. bestanden. Saadat Ali verlegte die Residenz nach dem nahen Feisabad, d. i. der Stadt der Fülle oder des Glückes, auch Bangla genannt (26° 47′ Br. u. 82° 10′ L.), und baute da 1730 einen Palast und Garten im persischen Styl. Seine Nachfolger verschönerten es, bis 1775 die Residenz nach Lackno verlegt wurde, in Folge dessen die Reichen meist dorthin zogen, so daß nur die Armen zurückblieben. Doch rechnet Butter (Topography of Oudh) noch 100,000 Einwohner, deren Anzahl bei fortwährendem Druck sich aber immer mehr minderte. Bhadarsa (26° 38′ Br. u. 82° 8′ L.) mit 5000 Einw., darunter 2000 Muham., an der O. Tonse, besitzt eine milde Stiftung von Nabob Asof ed Daulah mit 15,000 R. jährlicher Einkünfte, unter einem Nachkommen der Fatima. Die Almosen werden ohne Unterschied an Muhamedaner und Hindu vertheilt. Die Stadt hat Fabriken von Tuch, Waffen und Metallgeschirr. Rampur (26° 36′ Br. 82° 12′ L.) nach Butter mit 1000 Einw., incl. 300 Muhammedanern, hat Zuckerfabriken. In der dritten Provinz Aldeman liegt der gleichnamige Ort (26° 27′ Br. u. 82° 55′ L.) mit 400 Einw., davon 300 Muhammedaner, und Akbarpur mit 1000 Einw., zwei Drittel Muhammedanern, meist Webern; es sind eigentlich nur Dörfer.

Pergamentpapier.

Wir sind, sagt ein Berichterstatter in Chambers's Journal, heutigen Tags an so wunderbare Dinge gewöhnt, daß wir sie in regelmäßiger Aufeinanderfolge von Monat zu Monat zu erwarten scheinen; dennoch aber erregt es unsere Bewunderung, wenn wir hören daß ein sehr wohlfeiles und einfaches Verfahren dem Papier die Zähigkeit und Haltbarkeit geben wird welche man bisher im Pergament allein suchte. Wir haben für diese Behauptung einen Gewährsmann, dem wir in solchen Dingen volles Vertrauen schenken müssen. Es bedarf dazu nichts anderes als daß man in einer etwas weiten, aber nicht tiefen Schüssel ein Bad zubereitet, bestehend aus verdünnter Schwefelsäure, im Verhältniß von zwei Theilen Säure auf einen Theil weiches Wasser. Das Papier wird rasch durch diese Flüssigkeit gezogen, und dann sofort in frischem Wasser gewaschen um die überflüssige Säure zu entfernen. Ist das so behandelte Papier trocken, so nennt man es Pergamentpapier; wenn aber die Wissenschaft einen Ausdruck von uns annehmen will, so könnte das Verfahren „Membranisation" genannt werden. Wie es scheint, erleiden unter dem Einfluß der Säure die Fibern des Papiers eine Art von Contraction, so daß sie fest aneinander halten, und nach irgend einem neuen Cohäsionsprincip in einander verwachsen; wir glauben indeß nicht daß eine chemische Veränderung stattfindet. Man behauptet, ein Ring derartigen Papiers könne wirklich ein größeres Gewicht erhalten als ein gleich großer Ring dünnen Pergaments. Wenn dem so ist, so leuchtet ein daß bei gerichtlichen Documenten, so wie bei Büchern und andern einer rauhen Behandlung ausgesetzten Papieren eine große Ersparniß eintreten kann; denn das Membranisationsverfahren ist so einfach, und das dazu gebrauchte Material so wohlfeil, daß, wenn der Proceß in großem Maßstab in den Papiermühlen vorgenommen wird, die Extrakosten auf ein Minimum herabsinken. Vielleicht ließe sich bei der eben jetzt in Anregung gebrachten Frage bezüglich wohlfeiler Ausgaben von Werken der Litteratur Nutzen daraus ziehen. Gegenwärtig kostet eine Calico-Decke für einen Octavband einen Shilling; eine pergamentpapierene käme wahrscheinlich nur auf die Hälfte dieses Preises zu stehen. Da wir uns gerade mit diesem Gegenstand beschäftigen, so wollen wir noch einen Augenblick bei gewissen andern Arten, Veränderungen im Papier hervorzubringen, verweilen; sie können in mancherlei Weise nützlich seyn, und sind, mindestens vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus, interessant.

Wenn man ein wenig gute Seife in weichem Wasser siedet bis eine ölige Flüssigkeit entsteht, und irgendeine Art Papier mittelst einer Bürste zweimal überstreicht, es dann trocknet und hernach wieder mit einer starken Alaunauflösung überzieht, so wird das so zubereitete Papier in Leder verwandelt, ohne daß es das Aussehen von Papier verliert. Mittelst dieses Verfahrens haben wir selbst Löschpapier wasserdicht gemacht. Dasselbe kann geschehen durch Anwendung einer albuminösen Substanz, z. B. des Eiweißes, welche der Alaun ebenfalls in Leder verwandeln wird. Andere Ideen derselben Art gähren in jenen geschäftigen Köpfen welche zur Beförderung des materiellen Comforts der menschlichen Gesellschaft innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts so viel gethan haben. Es ist daher sehr leicht möglich daß wir in diesem wie in vielen andern Dingen erst an der Schwelle von Verbesserungen stehen, für die sich bis jetzt noch keine Gränze absehen läßt.

Arabische Höflichkeit.

(Nach einer in der Revue Africaine enthaltenen Abhandlung des Generals Daumas.)

Das Wort Salamlek, das wir den Arabern entnommen, genügt, um zu zeigen welchen Werth die Moslims auf Höflichkeitsformeln legen, und wie sehr sie diese landläufige Münze eines feinen Benehmens schätzen, das, nach dem Wort eines französischen Edelmanns, wenig kostet und viel einträgt. Und in der That weiß niemand besser als ein Araber seine Anrede mit jenen sprachlichen Liebkosungen zu umgeben welche den Zutritt erleichtern und einen freundlichen und günstigen Empfang vorbereiten; niemand weiß sich besser in die Forderungen der gesellschaftlichen Stellung, welche die Menschen einnehmen, zu schicken, indem er jeden nach seinem Range behandelt. Man gibt euch das was man euch schuldig ist, nichts mehr und nichts weniger. Alles ist abgemessen, alles gewissermaßen in Regeln gebracht, und bildet den Gegenstand einer herkömmlichen Theorie, deren Lehren von den Vätern sorgfältig wiederholt, von den Kindern mit der Aufmerksamkeit ausgeübt werden die sie ehrfurchtsvoll allen Weisheitslehren ihrer Vorfahren schenken. Die Unwissenheit welche selbst in Afrika allgemein über die von den Moslims befolgten Höflichkeitsgrundsätze herrscht, bringt die Europäer allzu oft in Gefahr sich gegen die vom Gebrauch vorgezeichneten Regeln zu verfehlen; man versetzt sich den Eingebornen gegenüber in einen Zustand der Untergeordnetheit, den diese sich recht gut zu Nutzen zu machen wissen. So haben wir vielfach von Franzosen die Benennung Sidi dem geringfügigsten Kaid, ja einfachen Mechasni (Reitern) beilegen hören. Wir sind ohne Zweifel den Arabern das Beispiel der Höflichkeit schuldig, und müssen ihnen dieses Beispiel geben, weil die Civilisationsstufe auf welcher wir stehen eine höhere ist, und weil wir das herrschende Volk sind; ihnen aber mehr einräumen, als sich geziemt, ist unnöthig.

Der Araber gibt das Prädicat Sidi nur den Regierungsbeamten (Chalifas, Aghas, Kaids), den Vorständen der Rechtspflege und des Cultus (Muftis, Kadis, Imams, Adels), dem kirchlichen Adel (Marabut), und Personen die durch Vermögen oder Geburt eine hervorragende Stellung einnehmen. Den Titel Si (zusammengezogen aus Sidi) erhalten nur die muselmännischen Schriftgelehrten (tolbas). In eine umständlichere Anführung der unendbaren Litaneien von Höflichkeitsformen einzugehen, halten wir, da sie stets die gleichen sind, für unnütz; wir bemerken nur daß zwei in gleichem Rang stehende Araber sich beim Begegnen, bis zur Mittagsstunde, folgendermaßen anreden: „Guten Tag. Möge dein Tag glücklich seyn!“ Von Mittag an: „Guten Abend! Möge dein Abend glücklich seyn!“ Zu jeder Stunde: „Sey willkommen! — Wie geht deine Zeit? Wie befindest du dich? Sind die Kinder wohl?“

Es gibt eine minder markirte, minder bekannte Schattirung, welche man anfangs, solange man mit den arabischen Gebräuchen noch nicht vollkommen vertraut ist, nicht begreift: ich meine den Umweg auf welchem sich die Araber über das Befinden der Frau dessen erkundigen mit dem sie sprechen. Sie zu nennen, wenn sie z. B. gestorben wäre, hieße sich einer großen Unschicklichkeit schuldig machen; auch thut sich das Interesse das man ihr bezeugen will, durch indirecte Bezeichnungen, durch Anspielungen kund. Wie befinden sich die Kinder Adams? Wie steht's im Zelt? Wie geht's deiner Familie? Wie geht's deinen Leuten? Wie geht's der Großmutter? Jede allzu klare Bezeichnung würde Eifersucht erregen; „er hat also meine Frau gesehen, er kennt sie also, daß er sich über sie beunruhigt fühlt?“

In Gegenwart von Greisen oder Vorgesetzten muß man sich überdieß hüten nicht nur zügellose Worte auszusprechen und scherzhafte Anspielungen zu machen, sondern man muß auch alle Unterhaltung über die Frauen vermeiden, ja man darf dieses Wort nicht einmal über die Lippen bringen.

Wenn man einen Israeliten, ein Mitglied jener von den Anhängern des Islam so lange und so hart geknechteten und verfolgten Bevölkerung, einen „Gesteinigten,“ um den arabischen Ausdruck zu gebrauchen, anredet, so sagt man, falls man ihm erlaubt das Wort zu ergreifen und gnädig gegen ihn seyn will, zu ihm: „Gott lasse dich leben!“ — „Gott sey dir hülfreich!“ Und dieses einfache Wort, diese einem Juden bewilligte exceptionelle Höflichkeit, wäre eine Beleidigung bei einem Muselman. Die amtliche Etikette ist streng, und jedes Zeichen derselben wird gewissenhaft vermerkt. Der Untergebene grüßt seinen Vorgesetzten dadurch daß er ihm die Hand küßt wenn er ihm zu Fuß begegnet, und das Knie wenn sich derselbe zu Pferd befindet. Die Marabuts und Tolbas, die Männer der Religion, unter welchem Titel sie ihr auch angehören, wissen den Stolz welchen sie im Grunde ihres Herzens für die Heiligkeit ihres Charakters tragen, den Stolz ihrer Kaste, mit ihrer frommen Demuth zu versöhnen. Sie bewegen lebhaft die Hand zurück, entziehen sie aber dem Kusse erst dann wenn der einfache Gläubige sich in die Stellung versetzt hat den Kuß zu geben. Sie gewähren eine achtungsvolle Umarmung, und lassen sich mit den Lippen Kopf und Schulter berühren. Es ist dieß eine Liebkosung die nicht viel gemein hat mit dem Hochmuth der Begrüßungen welche die Mächtigen dieser Welt fordern.

Wenn ein zu Pferd befindlicher Untergebener auf seinem Weg einen besonders angesehenen Mann wahrnimmt, so steigt er schon von ferne ab, um dessen Kniee zu umarmen. Zwei Gleichgestellte umarmen sich stehend, oder berühren sich, wenn sie keine Freunde sind, leicht die rechte Hand, und jeder küßt sich dann den Zeigefinger. Wenn ein Häuptling vorüber geht, erhebt sich jedermann und grüßt ihn mit gekreuzten Armen. Dieß war das Achtungszeichen welches man dem Emir Abdel Kader bewilligte. Außerdem erheben bei wichtigen Gelegenheiten, z. B. bei einem Siegeseinzug, bei der Rückkehr aus einem glücklichen und langen Feldzug, bei dem was wir eine öffentliche Feierlichkeit nennen würden, die Frauen und Mädchen ein Freudengeschrei in durchdringendem Ton, das eines gewissen Zaubers nicht ermangelt.

Vor dem Essen betet man; die hiebei übliche Formel lautet: „Im Namen Gottes, o mein Gott, segne das was du uns zu essen gibst, und bring' es wieder hervor, wenn es genossen ist.“ Zum Essen und Trinken muß man sich der rechten, nicht der linken Hand bedienen, denn der Teufel ißt und trinkt mit der linken Hand. Ein wohlerzogener Mann trinkt nicht stehend, er muß sitzen. Man darf nur Einmal trinken, und zwar am Schlusse der Mahlzeit. Das Getränk ist nicht gemacht um die

Eßlust zu erhöhen, zu unterhalten oder neu zu beleben. Sobald man Durst fühlt, ist man gesättigt; man trinkt, und das Mahl hat ein Ende. Bei Tische darf man sich keines Messers bedienen. Man wäscht sich die Hände vor dem Essen, sowie nach demselben; man spült sich den Mund sorgfältig aus, wenn man nicht für einen schlecht erzogenen Menschen gelten will. Der Prophet hat befohlen die Speise nicht zu blasen. Es ist ein Beweis sehr schlechter Lebensart einander beim Essen zu beobachten. Würde der Herr des Zeltes sein Augenmerk auf die Langsamkeit oder Schnelligkeit richten mit welcher seine Gäste essen, so würde er sich eine Unschicklichkeit zu Schulden kommen lassen welche lebhafte Erwiederungen und Spöttereien nach sich zöge. „Wenn man die Erbitterung sieht mit welcher du diesen Schöpsen zerreißest und verschwinden lässest, so sollte man meinen, er habe dir bei seinen Lebzeiten Hörnerstöße gegeben," sagte zu einem heruntergekommenen armen Teufel von vornehmer Abstammung ein mächtiger Häuptling welcher ihn bewirthete.

Ein Mann der das hat was wir Anstand nennen, der sorgfältig ist in seiner Kleidung, der sich streng an die Regeln der guten Gesellschaft hält — und bei den Arabern ist die gute Gesellschaft diejenige welche es sich zur Ehre rechnet bis ins Kleinste hinein fromm zu seyn — schneidet seinen Knebelbart auf der Oberlippe ab und läßt nur die Ecken stehen; ebenso achtet er darauf daß er sich beim Essen die Kleider nicht beschmutze; er läßt sich allwöchentlich einmal seine Haare rasiren, läßt sorgfältig seinen Bart herrichten, der spitzig zugeschnitten ist, und versäumt nie sich die Nägel zu schneiden; wollte er sie mit den Zähnen abbeißen, so wäre dieß ein Beweis des allerschlechtesten Tons. Man darf eine Fackel nie ausblasen, sondern muß sie mit dem durch eine rasche Handbewegung hervorgebrachten Winde auslöschen. Den arabischen Sitten gemäß kann man stehend jenes natürliche Bedürfniß nicht befriedigen das unsere europäische Toleranz uns in dieser Stellung zu verrichten erlaubt. Ein Araber tritt in eine Gesellschaft, grüßt, spricht wenn die Reihe an ihn kommt, und geht fort ohne ein Wort zu sagen. Er nimmt nur dann Abschied wenn er im Begriff steht eine Reise anzutreten. Die einzigen von dieser Sitte abweichenden Araber sind die mit uns bekannt gewordenen, die sich unter uns die Gewohnheit zu eigen gemacht haben nach einem Besuch oder einem Zusammentreffen Abschied zu nehmen; allein man darf denjenigen der dieß unterläßt nicht für unhöflich halten. Wenn ein Araber eine Reise antritt, und wichtige Dinge vergessen hat, so erinnere man ihn nicht daran: er würde glauben, man wolle ihm Unglück bringen. Ueberhaupt treibt man die Höflichkeit sehr weit: man bleibt nicht bei den Worten stehen, man weiß durch Handlungen zu schmeicheln. An einem Pferdewettrennen nahmen einmal ein Kaid und ein mächtiger Agha Theil; der Kaid bot alles auf um besiegt zu werden, und es gelang ihm. Wer die Eigenliebe eines Arabers für den Ruf seines Pferdes kennt, wird die Größe dieses Opfers zu würdigen wissen. Nach beendigtem Wettrennen sagte der Agha zum Kaid: „Dein Pferd ist vortrefflich, du hast es zurückgehalten, es ist nicht anders möglich." „Ah, erlauchter Herr, erwiederte mit gutmüthiger Miene der Kaid, in meinem Lande hat das Pferd eines Kaid nie den Sieg über das eines Agha davon getragen."

Unter Arabern werden diese Artigkeiten mit derselben Münze, d. h. mit Worten bezahlt; wenn sie aber an uns Christen gerichtet sind, so hat dieß nicht viel auf sich; wir können durch dieselben sogar leicht in eine Schlinge gerathen, und sollten sie daher stets als eine Warnung betrachten und mißtrauisch seyn. Wir brauchen uns darum nicht an die argwöhnische Intoleranz dieses Volks zu erinnern, das, nachdem es uns vergeblich mit den Waffen in der Hand bekämpft, nun das Wort zu Hülfe nimmt. Ist es nicht eine Gott angenehme Sache einen Christen mit allen Waffen welche Gott gibt zu bekämpfen? Wie wird es erst werden wenn das Interesse sich dreinmischt und der Frömmigkeit zu Hülfe kommt? Es gibt wohl einige Ausnahmen, allein sie sind selten, und am besten ist es stets auf seiner Hut zu bleiben. Ihr müßt euch sogar gegen jene Anspielungen verwahren welche sich eure gewöhnlichen Begleiter, eure vermeintlich besten Freunde erlauben: sie benützen eure Unerfahrenheit in Sprache und Gebräuchen, und lassen keine Gelegenheit vorübergehen, bei irgendeinem doppelsinnigen, nur von den euch Umgebenden verstandenen Wort, auf eure Kosten zu lachen. Ja es kann geschehen daß ihr eine ziemlich grobe Beleidigung für eine Artigkeit haltet.

Trotz der Neigung der Araber zu Complimenten und Schmeicheleien aller Art und bei jeder Gelegenheit, wäre es sehr ungeschickt beim Eintritt in ein Zelt einen Reiter, ein Kind, ein Pferd zu loben, auch wenn es bloß mit den Worten geschähe: „Oh welch schönes Pferd, welch schönes Kind, welch bewundernswerther Reiter," wenn man nicht alsbald hinzusetzte: „Gott bewahre sie vor jedem Unglück! Gott verlängere sein Daseyn!" Man würde als ein Neidischer betrachtet werden, der Angst und Unglück in die Familie zu bringen, einen Zauber zu werfen, den bösen Blick hineinzuschleudern suche. Hütet euch ferner daß ihr vor einem freigebigen Edelmann sein Pferd oder seine Waffen lobt; er würde sich für verpflichtet halten sie euch anzubieten.

Ein Araber unternimmt nichts, und wäre es auch das Geringfügigste, ohne zuvor die Worte auszusprechen: „Im Namen Gottes!" Diese beständige Rückkehr zu Gott gibt, wenn ich mich nicht täusche, den banalsten Redensarten eines arabischen Gesprächs einen rührenden Ton, einen durchdrungenen Accent, der noch merkwürdiger ist bei gewissen feierlichen Umständen. So sind, wenn man jemand anredet der durch den eben erst erfolgten Tod eines Mannes in Trauer versetzt worden, die gewöhnlichen Redensarten diese: „Erweitere dein Inneres, wir müssen alle sterben, Gott allein ist ewig. — Der Tod ist eine Steuer welche auf alle Köpfe gelegt ist, wir müssen sie bezahlen; es herrscht dabei weder Gunst noch Ungerechtigkeit. — Wenn Gott den Tod nicht erfunden hätte, so würden wir uns alle bald selbst aufzehren. — Von dem Tag an in welcher er im Leibe seiner Mutter empfangen wurde, war sein Tod bei Gott verzeichnet. — Er hatte seine Zeit geendigt."

Die Beileidbezeugungen über den Tod einer Frau lauten: „Festige deine Seele, Gott ersetzt die Verluste. — Wir sind nur Töpferwaare, und der Töpfer thut was er will. — Es stand bei Gott geschrieben, es war all das was sie zu leben hatte. — Danke Gott, sie hat dir schon erwachsene Kinder hinterlassen."

Einen Verwundeten sucht man durch Redensarten folgender Art zu trösten: „Du bist sehr glücklich: Gott gewährt dir eine Wunde in dem heiligen Kriege: er hat dich gezeichnet um dich nicht zu vergessen." — Einem Kranken sagt man: „Betrübe dich nicht, die Tage der Krankheit sind bei Gott gezählt. — Wie geht's dir? Die Krankheit ist Gold: es wird nichts zu sagen haben, Gott wird dich heilen. — Muth! festige deine Seele, deine Farbe ist gut: so's Gott gefällt, wirst du bald genesen." In dem Beileid welches man einem Cameraden bezeugt der die Bastonnade erhalten, läuft es nicht ohne einige Spötterei ab, und man mischt unvermerkt einiges Scherzhafte in die an ihn gerichteten Worte; so sagt man ihm z. B.: „Geduld, der Knüttel ist für die Männer gemacht, und nicht für die Weiber. — Sey eingedenk daß die Männer für den Knüttel, für die Liebe, für das Elend,

für den Verdruß, für jede Art Zufall geschaffen sind. Was liegt daran?"

Wie ich schon Anfangs gesagt: die Regeln der Höflichkeit, der Etikette, sind unveränderlich festgestellt; der Coder der gesellschaftlichen Beziehungen ist allen bekannt, dem letzten Bauer wie dem berühmtesten unter den Dschuad; daraus ergibt sich jene ächte Würde der Manieren die den Arabern niemand abspricht; es folgt daraus ferner ein allgemeines Gleichmaß der Urbanität, das fast niemand überschreitet, unter das aber auch nur wenige herabsinken.

Während es bei uns gut oder schlecht erzogene Leute, Männer von gutem oder schlechtem Tone gibt, sind die Araber in dieser Hinsicht alle gleich: jeder von ihnen behauptet seinen Rang; jeder beobachtet jene Achtung seiner selbst welche durch das Sprüchwort empfohlen ist: „Spielet nicht mit den Hunden, sie könnten sich eure Vettern nennen." Dieses Würdevolle in den Manieren ist nicht bloß äußerlich: es stammt noch aus einer andern Quelle als aus den Lehren die man ihnen eingeflößt hat. Wenn ihr die Zuversicht seht mit der ein Araber der niedrigsten Classe, der untersten Stellung auftritt, den Kopf in der Höhe und die Augen fest auf den gerichtet mit welchem er spricht, und wäre dieser ein Sultan, Pascha, Chalifa, so könnt ihr überzeugt seyn daß in dieser Haltung keine persönliche Eitelkeit mitunter läuft; es ist gewissermaßen jener legitime Stolz des Mannes welcher an Gott glaubt und ihn über uns weiß in gleicher Entfernung von dem Mächtigen wie von dem Schwachen, und die Ceder wie den Ysop mit gleichem Auge betrachtend. Diese Zuversicht ist merkwürdig bei unsern Versammlungen. Bei diesen ist ein einzelner Araber nie eingeschüchtert; nie begeht er aus Verlegenheit eine linkische Handlung; nie beunruhigt oder erniedrigt ihn seine Stellung als Besiegter, als Abhängiger. Man sieht ihm im Gegentheil an daß er mit einem gewissen Gefühl der Verachtung auf uns herabblickt, und sich als Anhänger des Propheten weit über den Anbeter eines Holzstückes erhaben dünkt. Außer diesem dem Gläubigen innewohnenden Stolz aber beseelt ihn noch eine andere, vorherrschend philosophische und religiöse Gesinnung. Er mißkennt wahrlich weder den Glanz des Reichthums, noch die Größe der Macht, noch die Annehmlichkeiten des Luxus und der Pracht; allein wenn er in die Paläste unserer Könige tritt, die vor seinen Augen ausgebreiteten Wunder betrachtet, und vor jenen mit allem Blendwerk umgebenen Menschen erscheint, so sagt er sich zuerst: „Gott der über alles im Himmel und auf Erden verfügt, könnte auch mich mit allen seinen Gunstbezeugungen überhäufen. Ich würde Gott gepriesen haben; ich muß ihn noch preisen, denn mir ist das beste Theil geworden. Sie haben ihr Paradies auf dieser Erde, welche eine Herberge ist in die der Mensch eintritt, und aus der er in einigen Stunden wieder verschwindet. Mich erwartet das Paradies nach dem Tode, und das Paradies ist die Ewigkeit."

Zum Unglück für sie knüpft sich an diesen festen, unbesieglichen, stets gegenwärtigen Glauben kein Gedanke der Solidarität. Sie haben den Glauben, nicht die Liebe. Sie sind, Vornehme wie Geringe, arge Egoisten, und zwar trotz ihrer souveränen Achtung und ihrer Verehrung für das Alter und für die Familie; denn bekanntlich darf der Sohn in Gegenwart seines Vaters weder sich setzen, noch rauchen, noch sprechen, ebensowenig der jüngere in Gegenwart des ältern Bruders. Zwei Ursachen haben diesen den Muselmanen so verderblichen Egoismus herbeigeführt. Die erste ist die Ueberzeugung daß der hienieden Unglückliche ein von Gott Enterbter sey; damit setzt man sich, wenn man auch nicht glaubt man habe das Unglück verdient, außer Stand sich durch sich selbst oder durch seines Gleichen daraus emporzuraffen. Alle Anstrengungen um dem Arm des Unglücks seinen Druck zu benehmen, sind eitle Versuche gegen Gott. Ein zu lebhaftes Mitleiden ist ein Verbrechen gegen Gottes Willen. Die Anarchie ist diesem Fatalismus zu Hülfe gekommen. Jeder war in Gefahr, jeder mußte an sich selbst denken. Dieser moralische Zustand wird anschaulich durch ein in allen von uns beherrschten Ländern verbreitetes Sprüchwort: „Die Pest ist ins Land gekommen. — O mein Gott, mach' daß sie meinen Stamm verschone!" — „Die Pest ist in deinen Stamm gekommen. — O mein Gott, mach' daß sie meinen Duar verschone!" — „Die Pest ist in deinen Duar gekommen. — O mein Gott, mach' daß sie mein Zelt verschone!" — „Die Pest ist in deinem Zelte. — O mein Gott, mach' daß sie meinen Kopf verschone!" Dieses Sprüchwort bedarf keiner Commentare. Es ist ein naives und vollständiges Bekenntniß — es ist das Naturgefühl welches den Sieg über die Umstände davongetragen. Man bekommt überhaupt unter den Zelten der Araber eine Menge Sprüchwörter zu hören; sie enthalten hier, wie bei uns, die Weisheitslehren der Völker. Wir können dem Wunsche nicht widerstehen hier einige derselben anzuführen; sie werden, während sie uns gleichzeitig einen Spiegel vorhalten, den Charakter des arabischen Volks besser beleuchten als dieß alle Schilderungen zu thun vermögen.

Erkundige dich nach dem Nachbar ehe du dich nach dem Haus erkundigst, und nach deinem Reisegefährten ehe du nach dem Wege fragst. — Das Hinaufsteigen um zu einem Freunde zu gehen, ist ein Hinabsteigen. — Der Feind wird nie ein Freund, und die Kleie wird nie Mehl. — Die Frau flieht vor dem weißen Bart, wie das Schaf vor dem Schakal. — Wenn du einen Schakal schwitzen siehst, so sag': der Windhund ist ihm auf den Fersen. — Wenn du jemanden begegnest der auf einem Esel reitet, so sag' zu ihm: „Erlauchter Herr, wie schön ist dein Pferd." — Man lernt rasiren am Kopf der Waisen. — Die Worte des Freundes machen weinen, die Worte des Feindes machen lachen. — Wer das Gute oder das Böse vergißt, ist kein echter Mann. — Wenn der Sprechende thöricht ist, muß der Hörende weise seyn. — Wenn der Hund Geld hat, sagt man zu ihm: „Erlauchter Hr. Hund."

Ich könnte noch eine Menge derartiger Beispiele anführen; da ich jedoch nur einen Fingerzeig geben wollte, so breche ich hier ab.

Der Marmor in Griechenland.

Der Gebrauch des Marmors, der bis zu den fernsten Zeiten des Alterthums und der ältesten Civilisation zurückreicht, ist auch gegenwärtig noch in Griechenland so allgemein verbreitet, und der Nutzen den er der Sculptur und Architektur, sowie in anderen Beziehungen gewährt, wird so allgemein anerkannt und empfunden, selbst in den Ländern wo die Civilisation noch in einem geringen Grade sich zu entwickeln begonnen hat, daß die Völker, auf deren Boden ein so geschätztes Material sich findet, mit Recht

solchen Besitz für einen seltenen Vorzug ihres Landes achten und auf alle mögliche Weise durch eine verständige Nutzung desselben den möglichgrößten Vortheil zu erlangen bestrebt sind.

So war es im alten Griechenland. Jene berühmten Denkmäler der Kunst, die, selbst verstümmelt und halb in Trümmer verfallen, das Talent und die künstlerische Schöpferkraft der alten Griechen verewigt haben, waren durchgängig von Marmor, der aus den reichhaltigen Marmorbrüchen des Landes, und zwar für Bildsäulen auf den Inseln Paros und Zenos, sowie im Pentelikon und Hymettos für die Sculptur im allgemeinen und für die ornamentale Baukunst gewonnen wurde.

Der weiße Marmor war zu allen Zeiten für die Bildsäulen ein sehr gesuchter Handelsartikel, und nur die weißen Marmorarten zweiter Classe waren es in zweiter Linie für die Werke der Baukunst. Der Gebrauch des farbigen Marmors ist ein sehr beschränkter geblieben; sein Verhältniß ist wie 1 zu 100, gegenüber den beiden anderen Gattungen eine Wahrheit, die durch die öffentlichen Denkmäler Athens, namentlich durch den Palast des Königs bestätigt wird, wo das Verhältniß nicht einmal wie 1 zu 1000 ist.

Die beiden letzteren Gattungen werden in mehreren Ländern Europa's angetroffen. Aber Griechenland ist in dieser Hinsicht von der Natur besonders begünstigt. Man findet davon in mehreren Theilen des Königreichs, und von allen Arten. Nach dem Ausspruch eines gelehrten französischen Naturforschers, Gaudry, ist der Boden desselben zum größeren Theile daraus gebildet. In Wahrheit könnte z. B. Lakonien für sich allein Muster davon in allen Gattungen darbieten: abgesehen von den weißen Marmorarten der zweiten Classe hat man dort grauen, blauen, weißlichen, ferner rosso antico von Gythium, verde antico in Ueberfluß gefunden. Besonders über den letzteren hat sich der genannte Franzose in einem wissenschaftlichen Berichte an die französische Regierung ausführlicher ausgesprochen. Und wirft man noch außerdem auch nur einen flüchtigen Blick auf andere Punkte des Landes, so würde er unmittelbar auf den schwarzen Marmor von Mantinea, der sich in reichlichem Maß daselbst findet, ferner auf den blauen, grauen und weißlichen Marmor des Hymettos und Lykabettos, endlich auf den im Alterthum so berühmten grünen Marmor fallen, welchen man auf der Insel Syra, auf dem Pentelikon und dem laurischen Gebirge antrifft.

Es ergibt sich aus vorstehender, die Sache jedoch keineswegs erschöpfender Nomenclatur, die nur mittelst genauer Forschungen und Untersuchungen sich würde vervollständigen lassen, wie mannichfaltig und groß der Marmorreichthum in Griechenland ist; aber wenigstens die hier gegebenen Mittheilungen sind aus authentischen Quellen geschöpft worden. Wie mannichfaltig indeß und reichlich auch alle diese farbigen Marmorarten in Griechenland sind, so gewähren sie nur ein untergeordnetes Interesse in Bezug auf die Bildhauerkunst und auf die Architektur, da sie bloß zu Nebenbestimmungen und zu Nebenzwecken der Kunst sich verwenden lassen. Demnach bleiben nur die weißen Marmorgattungen für die besondere Beachtung übrig, und sie verdienen vorzugsweise Berücksichtigung. Die weißen Marmorarten der zweiten Classe sind, mehr oder weniger schön, an mehreren Punkten Europa's zu finden; allein besonders sind es Griechenland und Italien, die reichlich damit versorgt sind. Was dagegen die weißen Marmorarten der ersten Classe anlangt, die vornehmlich zu Bildsäulen verarbeitet werden — Statuenmarmor — so werden diese heutzutage nur auf der Insel Paros und in Carrara angetroffen.

Diese Gattung von Marmor, der edelste Statuenmarmor des Alterthums, wird mit dem Namen Λυχνίτης (Lychnites) bezeichnet, und er erhielt diesen Namen im Alterthum, wie dieß z. B. Plinius nach dem Vorgang des Varro bemerkt, wahrscheinlich um deßwillen weil er in den unterirdischen Gängen beim Schein der Lampen gewonnen ward, was in den andern Marmorbrüchen auf Paros und in den penteliischen, die zu Tage ausgehen, nicht der Fall ist. Allein jene Steinbrüche selbst wo dieser statuarische Marmor gebrochen wurde, und welche auf Paros in dem Berg Marpessa beim Kloster des hl. Minas sich finden, werden seit fast 2000 Jahren in Folge des gänzlichen Verfalls der schönen Künste in Griechenland nicht mehr ausgebeutet. Schon als vor einiger Zeit davon die Rede war, den zum Grabdenkmal für den Kaiser Napoleon erforderlichen Marmor aus jenen Brüchen zu gewinnen, hatte die französische Regierung die Meinung geäußert daß die Erneuerung ihrer Ausbeutung schon um deßwillen unmöglich sey weil einige schöne Marmorreste, die man dort sehen konnte, in einer Tiefe von mehr als 40 Meter unter dem Erdboden lagen und beim Lampenlicht heraufgeholt werden müßten. [1]

Es leuchtet von selbst ein daß, nachdem diese parischen Marmorbrüche verlassen worden waren, man lediglich zu dem Statuenmarmor von Carrara seine Zuflucht nahm, das in dessen Folge eine Art Monopol in Ansehung dieses Gegenstandes ausübte.

Indeß unternahm es im Jahr 1840 der in Deutschland gebildete griechische Architekt Kleanthes, der die Ueberzeugung hatte daß jene Marmorbrüche des Lychnites auf der Insel Paros keineswegs in dem Grad erschöpft seyn könnten, wie bisher allgemein angenommen worden war, daß sie vielmehr noch reichlichen Statuenmarmor enthalten müßten, und daß daher ihre Ausbeutung in allen Beziehungen von Vortheil seyn würde, in Verbindung mit zwei anderen Capitalisten, die alten Marmorgänge auf der Insel Paros in der Nähe von St. Minas zu pachten. Dieser erste Versuch mißlang jedoch, mögen nun die Ursachen dieses Mißlingens in der für eine so gigantische Unternehmung unverhältnißmäßigen und unzureichenden Beschaffenheit der Hülfsmittel, oder in den Schwierigkeiten gelegen haben mit denen die Sache namentlich insofern zu kämpfen hatte, als damals der Eingangszoll für den Marmor in Frankreich, das wie noch gegenwärtig, so auch schon früher der hauptsächliche Markt dafür war, ein außerordentlich hoher war.

Der genannte Kleanthes ließ sich indeß durch diese erste fehlgeschlagene Unternehmung von weiteren Versuchen nicht abhalten. Mit lobenswerthem Eifer und mit Beharrlichkeit setzte er auf eigene Kosten seine Nachforschungen auf allen Punkten der Insel Paros fort, und in der That gelang es ihm auch endlich, in der Nähe von St. Minas, nicht weit von den alten Marmorbrüchen einen Statuenmarmor zu entdecken, welcher durch seine Beschaffenheit nicht nur den von Carrara, sondern auch selbst den berühmten

[1] Ludw. Roß, der die Insel Paros im Jahre 1835 besuchte, fand auf dem Weg nach dem Kloster des hl. Minas ungeheure, offen zu Tage ausgehende Marmorbrüche, wo jedoch nur eine grobkörnigere Art des Steins zu Baumaterialien und allenfalls zu kolossalen Bildwerken gebrochen ward. In einer Schlucht des eigentlichen Marmorberges Marpessa sah R. die Brüche oder vielmehr Stollen, aus denen man den feinsten Marmor zu Büsten und Statuen gewann. Der ganze Berg, wie die gesammte Insel ist weißer Marmor; aber die Ader oder der Gang des Marmors von der besten Qualität war nicht überall gleich mächtig. Der ganze Stollen, der durchgängig eine schiefe Lage hat, ist an manchen Stellen so krumm, eng und niedrig daß man kaum begreift, mit Hülfe welcher Vorrichtungen die Alten ansehnlich große Blöcke durch diese gewundenen Gänge herausschaffen konnten. Der Marmor selbst ist von unübertroffener Güte und die beste Qualität fast transparent. Roß, „Inselreisen," I. S. 49 f.

Lychnites der Alten übertrifft. Die von dem genannten Griechen gewonnenen Ergebnisse seiner Untersuchungen wurden von dem Franzosen Bastard, Schiffslieutenant der kaiserlichen Marine, bestätigt, welcher auf seiner künstlerischen Rundreise von dem ausgezeichneten griechischen Bildhauer, Kossos, begleitet ward, und sich, unter Beitritt des letzteren, in einem an die französische Regierung erstatteten Bericht ebenso über die vorzügliche Beschaffenheit des von dem Griechen Kleanthes entdeckten Marmors, als über die großen Vortheile aussprach, die durch dessen Ausbeutung gewonnen werden würden. Inzwischen hatte nun auch die griechische Regierung durch wiederholte Vorstellungen bei der französischen Regierung eine nicht unbeträchtliche Herabsetzung des bisherigen hohen Eingangszolls in Frankreich erlangt, und nachdem anderweite Untersuchungen an Ort und Stelle zugleich darüber den erforderlichen Nachweis geliefert hatten daß der gedachte Marmor auch in großen Blöcken vorhanden sey, trat im Mai 1857 eine „Gesellschaft zur Ausbeutung des Marmors auf der Insel Paros“ zusammen. Sie hat den bestimmten Zweck, diesen Marmor auf einem Flächenraum von tausend Kubik-Meter in den Gängen zu brechen, fortzuschaffen und zu verkaufen, und das Gesammtcapital der Gesellschaft besteht in 120,000 Drachmen, welche auf 600 Actien, jede zu 200 Drachmen, vertheilt sind. Die Lieferung, wofür der Grieche Kleanthes einzustehen und die er bis zu einem von ihm im Hafen der Insel erbauten Molo zu leisten hat, muß längstens in zwei Jahren erfolgen. Ein Fünftel der tausend Kubik-Meter muß Marmor der ersten, das übrige Marmor der zweiten Sorte seyn, und nach den Contractbestimmungen müssen die Marmorblöcke der ersten Art, deren wesentliche innere und äußere Eigenschaften gleichfalls im voraus festgesetzt worden sind, zu Statuen, Büsten und Basreliefs, dagegen die der zweiten zu untergeordneten Sculpturarbeiten und zu architektonischen Ornamenten geeignet seyn und sich verarbeiten lassen.

Die Resultate des Unternehmens müssen nun abgewartet werden. Allerdings läßt sich nicht verkennen daß, insofern aus dem commerciellen Gesichtspunkte ein hauptsächlicher Unterschied zwischen rohem und behauenem Marmor gemacht werden muß, Griechenland in Betreff der Bearbeitung des Marmors noch zur Zeit nicht mit Carrara in Concurrenz treten kann, indem es in Griechenland an den erforderlichen Einrichtungen und an den nöthigen Maschinen zum Behauen des Marmors fehlt. Wird aber erst diesen Mängeln gebührend abgeholfen; wird die ganze Angelegenheit systematisch behandelt und betrieben, so kann es schon jetzt als nicht unwahrscheinlich angesehen werden daß mit der Zeit ein anderes Verhältniß sich herausstellen werde. An dem Reichthum des griechischen Bodens liegt es auch in dieser Beziehung nicht; es kommt nur darauf an daß man, wie anderwärts, so auch hier die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte betrachte, die vorhandenen technischen und sonstigen Mängel beseitige, und der rechte industrielle Geist, namentlich der Geist der Association, in Verbindung mit den erforderlichen Geldmitteln, an die Spitze sich stelle. So wird auch von dieser Seite die Zukunft Griechenlands immer günstiger sich gestalten, und dadurch werden das Land und Volk zugleich die Hülfsmittel gewinnen, auch auf andern Gebieten die wahre Cultur und Civilisation sich anzueignen. Der rege Handelsgeist und der Patriotismus des griechischen Volks bietet dafür schon gegenwärtig die sichersten Bürgschaften dar.

Von Rom über Frosinone nach Neapel. Mai 1857.

(Von Anna Löhn.)

(Fortsetzung.)

Endlich wurde resolvirt. Der Bauer mußte den Brief an das bodenlos verdächtige Individuum zurücktragen, mit der Weisung: ohne Paß kein Schritt über die Gränze, keine Unterhaltung mit dem Syndicus. Wir baten den Bauer uns gegen Geld und gute Worte seinen Schirm bis Germano zu borgen, der Kutscher sollte ihn zurückbringen. Er schwieg und schüttelte den Kopf. Die Invaliden stellten ihm seinen eignen Vortheil vor, unser Kutscher, der sich die ganze Zeit mit Singen in den höchsten Fisteltönen unterhalten hatte, versprach ihm den Schirm morgen zurückzubringen — nein! er antwortete, er könne dabei um seinen Schirm kommen. Da wurden die Männer ungeduldig, und mit kraftvoller Hand schleuderte unser Fuhrmann die „Bestia“ von Bauer hinaus in Sturm und Regen.

Andere Bauern kamen und flüchteten unter das kleine Vordach der Hütte, ein Junge in Lumpen lag unbeweglich auf der Steinbank, die sich dort befand.

Wir boten dem Knaben Geld, er solle uns aus dem nächsten Orte, vom Wirth in Ceprano meinetwegen, einen Schirm holen. Er blieb stumm und unbeweglich. Als ihm unser Zureden lästig zu werden schien, sprang er auf und rannte in den Wald. Die Bauern, die uns sämmtlich ihre Schirme verweigerten, thaten aus Furcht vor den Gendarmen ebenso, und wurden wie das liebe Vieh behandelt.

Auf so niedriger Stufe der Cultur steht das Landvolk. Scheu, mißtrauisch, unwissend, wie die Thiere des Waldes.

Endlich machten wir uns in allem Regen auf, alte Decken wurden über den Rücken genommen und mein florentinischer Strohhut in das Kutschkästlein hineingedemüthigt. Kaum ein Stück gefahren, mußten wir wieder anhalten, denn aus einem Casale kamen einige Soldaten heraus, und sagten uns wir müßten hier warten bis sie nach einem andern Beamten geschickt hätten, der bis Murato bei Arce mitfahren werde, wo die Dogana sey. Endlich kam der Ersehnte. Er setzte sich ohne weiteres hinten auf meinen Koffer, und unser Pferd besann sich nach mehreren Peitschenhieben daß es die Verpflichtung habe die Karre zu ziehen.

In Murato wurden wir wieder aufgehalten. Der höchst wichtige Mauthbeamte, der in einem halbverfallenen Gebäude wohnte, wollte das architektonische Bilderwerk des Padre Marco in Rom, das mein Gefährte nach Neapel mitnehmen sollte, nicht passiren lassen. Ein Carlin brach dem Werke Bahn. Mein deutschgeschriebenes Tagebuch, welches der gewissenhafte Mann durchblätterte, nahm er verkehrt in die Hand.

Inzwischen hatte der Regen aufgehört, und die Sonne brannte als hätte sie die löbliche Absicht uns in fünf Minuten zu trocknen.

Arce liegt hoch auf einem Berg. Eine Ruine krönt das Ganze. Den steilen Abhang herunter kamen Frauen mit den antiken zweigehenkelten, vasenähnlichen Kupfergefäßen auf dem Kopf. Die Gewohnheit alles auf dem Kopf zu tragen, gibt ihnen die aufrechte, stramme, majestätische Haltung, die von dem fortwährenden Balanciren bedingt wird. Kröpfe sieht man nie in Italien. Ein Beweis daß die dort gebräuchliche Art die Lasten auf dem Haupt zu tragen, welches wieder von der Musculatur des ganzen Körpers

gestemmt und straff gehalten wird, auch gesund seyn muß. Die schöne, balancirende stolze Haltung des Kopfes, das Einstemmen der Arme, gleichsam als Substruetionen, wie angenehm sticht beides ab gegen die kriechende, demüthige, erbärmliche Art und Weise wie man bei uns an Jochen die Wassereimer, in freier Hand die Wasserkannen, so daß sie den Tragenden fast zur Erde beugen, und alle andern Gegenstände von Gewicht fortbringt. Die Klage der Maler daß bei uns im Volk nie ein schöner, muskulöser, kräftiger Hals zu finden sey, mag ihren Grund wohl auch darin haben.

Die Frauen, wie sie so mit eingestemmten Armen den Berg heruntergezogen kamen (die Last auf dem Kopf bedingt auch einen gemessenen, sichern, anstandsvollen Gang mit gestreckten Knieen), sahen selbst aus wie zweigehenkelte Gefäße, edle Urnen und Amphoren. Der Fels, auf welchem Arce erbaut ist, liegt zu Tage. Er ist grau und von so eigenthümlicher Bildung, daß er fort und fort quellend erscheint. Man nennt ihn graugeschichteten Kalkstein. Auf seine rundlichen, gleichsam im Herabströmen plötzlich erstarrten Felsfluthen setzt nur die ähnlichgebildete und wie zu diesem Stein gehörende Oelbaumwurzel ihre krallenartigen Füße. Sie schlägt sie förmlich in den Stein und ihre verwitterten, zerlöcherten Wurzelknollen und Knorpel mögen allein das Geheimniß verstehen dem starren Fels das im Innern vielleicht quellende Naphtha zu entlocken.

Im Regno ist alles, jedes Fleckchen Erde bebaut; der Reichthum dieses Bodens und solche Benutzung mußte bewirken daß das Land keine Schulden hat.

Vor St. Germano, welches in einer der schönsten fruchtbarsten Gegenden liegt, begann ein förmlicher Park. Die immer noch von Nebelgruppen umlagerten kahlen Berghäupter, hie und da mit Castelli und Ruinen romantisch geziert, bildeten einen wirksamen Contrast mit den sich an die höhern Felsen schmiegenden, reizenden, üppigen, wohlbestellten Abhängen. Bis zu der entscheidenden Linie wo der kahle Stein seine Tyrannei begann, der grünen Fruchtbarkeit abhold, war Garten an Garten, doch ohne Mauern, ohne Hecken. Schön wie Gärten waren die Abhänge und frei wie Felder dabei.

Germano ist hübsch gebaut. Hoch oben auf einem ähnlichen grauen Felsensturze, wie bei Arce, thront die großartige mittelalterliche Burg Monte Casino. Der Anblick ist hinreißend. Wir wurden mit wahrem Jubelgeschrei in Germano empfangen. Sonntägliche Müßiggänger, die gern nebenbei etwas verdienen wollten, Buben ohne Zahl, alles kreischte, brüllte, jauchzte hinter unserm Wäglein her. Wir hatten auf diesem triumphatorischen Einzug in die Stadt nur immer zu hindern daß sie uns nicht schon im Fahren den Koffer herabrissen. Wir merkten daß wir Neapolitaner um uns hatten. Der eigentliche Süden begann.

Wenn wir die geräuschvolle Menge bestimmt und energisch abwiesen, zankte und lärmte sie allerdings sehr, aber bald besann sie sich, und war wieder freundlich und höflich wie zuvor.

Nicht mehr als vier Vetturini drängten sich in die Locanda, um uns des andern Tages nach Neapel oder vielmehr zur Eisenbahn nach Capua zu fahren. Der Kampf war groß, des Geschreis noch mehr. Einige Unterhändler kamen unberufenerweise auch herzu und nöthigten uns förmlich die angebotenen Dienste anzunehmen.

Da man als Fremdling bei der Ankunft in Capua jedes Rad des Wagens, auf dem man fährt, mit einem Scudo bezahlen muß, faßten wir den Beschluß auf einem zweirädrigen Carretino die Fahrt zu machen. Auch trieb uns dazu der romantische Wunsch, wenigstens einmal auf einer solchen ächt italienischen Maschine gerädert worden zu seyn; doch wir sollten mit der Romantik einen schweren Stand haben.

Nach einer kläglich durchwachten Nacht, von Ungeziefer aller Art geplagt, erschien mir der Morgen wahrhaft tröstend. Aber mit Staunen erblickte ich das zweirädrige Carretino; die Romantik machte einer ungemüthlichen prosaischen Wirklichkeit Platz.

Die rothangestrichene, mit zwei sehr hohen Rädern versehene Karre war überdacht von einem grauen Lappen, den vier Stangen hielten; das war gegen Sonnenschein und Regen. Ein elender Sitz, ein schwebender, war für uns in der Mitte angebracht worden. Aber mit dem allergrößten Staunen gewahrte ich die zahlreiche Reisegesellschaft die sich eingefunden hatte, um auf jedem Holz des Karrens, sitzend, schwebend, hängend die Fahrt mitzumachen.

Der Italiener denkt: besser schlecht gefahren, als zu Fuße gegangen.

Vor uns auf einem erbärmlichen Sitze saßen zwei Männer von stiller, schweigsamer Natur. Auf den beiden Stangen, die vom Wagen ausgehend die gabelartige Deichsel bilden, saß auf jeder Seite ein neapolitanischer Soldat, und ließ die Beine frei herunterhängen.

Den niedrigen noch freien Raum zwischen beiden Deichseln hatte der Kutscher inne, und befand sich so mit seinen Beinen ganz in der Nähe der Hinterbeine seiner Pferde.

Hinten an den Karren war mit Stricken eine Art Sitz, wie eine Schaukel der Kinder bei uns, angebunden, und dort drinnen saß eine Frau aus dem Volk und ein junger Mensch. Unter dem Wagen, zwischen den beiden Rädern, schwebte in einem Netz von alten Stricken mein Koffer, der noch heutiges Tages die Spuren jener Fahrt aufzuweisen hat.

So gieng es denn unter Geschrei, Singen, Rufen, Jauchzen zur Stadt hinaus; ich wartete immer ob sich nicht noch einige Individuen auf die Pferde selbst oder oben auf den grauen Baldachin setzen würden.

Vor Germano ergötzt der Anblick eines sehr wohl erhaltenen, wenn auch nicht allzu großen Amphitheaters aus der Kaiserzeit. Unweit davon stehen die Ruinen eines klosterähnlichen bedeutenden Gebäudes, aus dessen hohlen Fensteraugen im ersten Stock sich ein mächtiger Feigenbaum und ein üppigblühender Oleander schwangen.

In dieser Gegend hat der Unterjochungskrieg der andern Moden gegen die alten volksthümlichen Trachten noch nicht viel Terrain gewonnen.

Die meist kleinen, aber zierlich gebauten Frauen tragen noch immer den dunkeln Rock mit dem breiten Streifen am Saume, der eine abstechende Farbe hat; darüber legen sie um die Hüften ein anliegendes ebenfalls dunkelfarbiges Tuch, welches vorn ziemlich weit auseinander steht und Raum läßt für die bekannte italienische Schürze, die aus einem faltenlosen, quergestreiften, schmalen Stück Zeug besteht. Solche gestreifte Tücher, die oft selbst gewebt sind (wie die Leinwand immer, welche die Frauen aus dem Volk sehr sauber und fein arbeiten), tragen sie auch in viereckigen Paketen auf dem Kopf, zum Schutz gegen die Sonne.

Das andersfarbige Mieder ohne Heben ist auf dem Rücken und auf der Brust geschnürt. Das Hemd schließt sich in Falten oben am Hals und fällt in weiten Aermeln bis ans Handgelenk vor.

Die Frauen in diesen Berggegenden scheinen sehr reinlich zu seyn, denn nirgends in Italien hab' ich bis zum Aermsten, Zerlumptesten herab so weißes frisches Leinenzeug gesehen als hier. Ueberhaupt herrscht hier viel größere Rührigkeit und Thätigkeit. Wie ich schon sagte, ist jedes Fleckchen Erde schön und fleißig bebaut. Es ist ein ganz anderes kräftiger pulsirendes Leben als im Kirchenstaat, wo alles stagnirt. Daraus entspringen denn sogleich häusliche und bürgerliche Tugenden. An Bettlern ist hier — o Wunder! Mangel. Nur Krüppel betteln.

Die Frauen gehen spindelnd auf der Straße. Arbeiten sie im Feld, so steckt vorn im weichen Erdreich die Spindel und der Rocken an einem eigens deßwegen vorgerichteten Stabe. Auf dem Hin- und Zurückwege will die Fleißige keine Zeit vergeuden.

Der selbst gesponnene und mit eigenen Händen, wie bei den Alten, von der Hausfrau in Leinenzeug verwandelte Faden hängt bleichend im Sonnenschein, auf Hecken und Zäunen, und auf großen Steinen am Ufer von Bächen und Flüssen, in Neapel am Meer.

Freilich machen sie mit der Wäsche nicht so viel Umstände als bei uns. Sie waschen sie nur in kaltem Wasser, bleichen und trocknen sie, damit gut. Nur die Vornehmen lassen sie plätten. Das Rollen, welches die Wäsche so glatt und kalt macht, kennt man im Süden nicht. Und es würde auch nicht angewendet, sondern der Gesundheit sehr nachtheilig seyn. Die italienische Wäsche frottirt stets die Haut, und dieß ist bei der stärkern und öftern Hautausdünstung sehr vortheilhaft. Die kalte glatte Wäsche würde häufige Erkältungen nach sich ziehen.

Bei Velletri sah ich vier große antike Marmorbassins, eines von der Form eines Sarkophags, welche an einander gereiht waren, und zwar so daß das in das erste Bassin hereingeleitete Wasser von diesem in die andern überströmte. Frauen waren laut und geräuschvoll beschäftigt die Wäsche durch die vier Grade hindurch zur höchsten Weiße und Reinheit zu leiten.

Doch ich kehre in das Gebirge von St. Germano zurück. Kirchgängerinnen begegneten uns, die über das Hemd weiße Tücher in zierlichen Falten gesteckt trugen. Zwischen beiden Schulterblättern und auf den Achseln waren sie genadelt. Auch war der Kopf mit schneeweißen zusammengelegten Tüchern bedeckt, die am Rande Spitzen hatten, und die von den Trägerinnen so anmuthig auf dem Haupt balancirt werden.

Die Männer tragen alle den schwarzen spitzen Filzhut, der so oft zu einem formlosen Schemen herabsinkt und dennoch seine Dienste thut. Unter der dunkelfarbigen Jacke lugt meistentheils die grellrothe Weste hervor. Die Beinkleider von langhaarigem Ziegenfell, die man in Rom und der römischen Campagna, auch in den nächsten Gebirgen so häufig erblickt, und welche ganz klar die Entstehung der Faune und Satyrn der Alten darlegen, sieht man hier im Regno nirgends mehr. Die Männer tragen meist erdfahle oder lehmfarbige leinene Beinkleider bis an die Kniee, und um die Taille den unvermeidlichen shawlartigen bunten Gürtel geschlungen, besser gesagt, ein längliches Stück wollenes Zeug.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Zur Berichtigung über den Feldzug gegen Bali. In Ihrer geehrten Zeitschrift Nr. 5, vom 30 Januar d. J. bringen Sie einen anonymen Artikel — Notizen über die Insel Bali und — die Kriege daselbst 1846, 1848 und 1849. Wie jeder einsehen wird welcher diesen Aufsatz gelesen hat, kann es nicht meine Absicht seyn, ihn einer Besprechung oder auch nur die darin referirten Thatsachen einer näheren Erörterung zu unterwerfen. Es wird jedoch darin die Persönlichkeit des Generalmajors Frhrn. van der Wijck in einer Weise angegriffen, daß ich nicht umhin kann sein Andenken vor den Schmähungen, welche gegen ihn gerichtet werden, zu schützen. Ich fühle mich hiezu verpflichtet, da ich der Expedition welche General van der Wijck leitete, als Stabschef beiwohnte, und derselbe mir auch, wie ich mich rühmen kann, sein Vertrauen und seine Freundschaft zu Theil werden ließ. Der Vorwurf der Feigheit, welcher ihm gemacht ist, entbehrt jedes Grundes, und ist vollständig ungerechtfertigt. Wenn dem General van der Wijck irgendetwas zur Last gelegt werden könnte, so ist dieß wahrlich nicht Feigheit, sondern im Gegentheil der Vorwurf daß er sich durch seinen vielleicht zu vermessenen Muth hinreißen ließ einen sehr überlegenen Feind anzugreifen, daß er seine eigene Person zu sehr bloß stellte. Am allerwenigsten darf ihm aber das Mißlingen der Expedition als Schuld angerechnet werden. Ich bemerke hiebei daß die Ursachen welche dasselbe veranlaßt haben, sowie überhaupt die Feldzüge an anderen Orten und auch von mir in einer Broschüre näher erörtert sind. Das Andenken des Verblichenen (General van der Wijck ist im Jahr 1852 in Niederland gestorben) ist übrigens nicht nur in seinem Vaterlande selbst, sondern überhaupt in den militärischen Kreisen geehrt, und das Urtheil, welches über ihn im „Militaire Spectator," einer niederländischen Zeitschrift, gefällt wird, ist der Ausdruck der allgemeinen Achtung in welcher er noch heute steht. Dem Ausland gegenüber und dem weiteren Kreise Ihrer Leser, welche damit nicht bekannt seyn werden, halte ich es für meine Pflicht, das Urtheil zu berichtigen, welches in Ihrem weit verbreiteten Blaue über ihn gefällt wird, und ihn von einem völlig ungegründeten, so entehrenden Vorwurf zu reinigen. Padang, Aug. 1857. J. van Swieten, Generalmajor, Civil- und Militärgouverneur der Westküste von Sumatra.

•

Beschiffung des Amur-Stromes durch amerikanische Fahrzeuge. Das San Francisco Journal meldet daß im verflossenem Jahre der Chef des dortigen Hauses Esche und Comp. im Schooner „Oskar" 200 (wahrscheinlich englische) Meilen den Amur-Strom hinaufgefahren sey und in Nikolajewsk, dem neuen russischen Fort, ein Commissionsgeschäft errichtet habe. Er fand die Ufer des Flusses nur streckenweise cultivirt und an einzelnen Stellen im Sommer (?) den Boden noch drei Fuß tief gefroren, er rühmt dabei die Gefälligkeit der russischen Beamten, welche seine Unternehmung zu ermuntern schienen.

•

Zur Statistik der bengalischen Armee. Die reguläre bengalische Armee bestand vor der Meuterei aus 74 Reg. Infanterie, 10 Regimentern Cavallerie, 9 Bataillonen Fuß- und 3 Brigaden

reitender Artillerie. Jedes Regiment zählt 10 Compagnien, die in voller Stärke aus zwei eingebornen Officieren, dem Subhadar (Hauptmann) und dem Dschemadar (Lieutenant), 6 Havildars (Sergeanten), 6 Naiks (Corporalen) und 100 Sipahis bestehen, in Summa also 114 Mann. Jedes Regiment hatte oder sollte haben 25 europäische Officiere, die Reiterregimenter nur 22 Officiere. Der Sold des Sipahi bestand monatlich aus 7 Rupien (8 fl. 24 kr.), der sich nach 16jähriger Dienstzeit um eine, nach 20jähriger um 2 Rupien steigerte. Der Arbeitslohn beträgt in Bengalen durchschnittlich $2\frac{1}{2}$—3 Pence oder $3\frac{1}{8}$—$3\frac{3}{4}$ Rupie im Monat à 30 Arbeitstage. Von den 74 Infanterie-Regimentern hatten bis zum Fall von Delhi nur 29 gemeutert, und 15 waren aufgelöst oder entwaffnet worden. Dreißig Regimenter befinden sich noch unter den Waffen. Die Cavallerie ist entweder bei den Empörern oder entwaffnet. Wenn daher englische Zeitungen dem Heere der Rebellen eine Stärke von 100,000 Mann selbst nach den Verlusten noch geben, so genügt eine einfache Rechnung, wie unsinnig die Ziffer übertrieben worden ist, wenn man nicht zu den 100,000 Mann alles bewaffnete Gesindel rechnet, welches sich aus Plünderungslust den Sipahis angeschlossen hat.

*

Goyder's angebliche Entdeckungen in Südaustralien. Der Landvermesser Hr. Goyder gelangte im April vor. Jahres unter 29° 22′ südl. Br. an das Südufer des Torrens-Sees, und behauptet das Wasser süß gefunden zu haben. Er wollte auch allenthalben größere oder kleinere Bäche von süßem Geschmack, geschmückt mit Eukalypten und belebt von Wassergeflügel, angetroffen haben. Er stieß auf größere Wohnungen von Eingebornen, welche aber scheu entwichen. Nur zwei Frauen erwarteten die Fremdlinge und nannten angeblich die verschiedenen Landesnamen der topographischen Gegenstände. Allein alle diese guten Dinge welche uns eine bessere Meinung von dem verwahrlosten Continent beibringen könnten, hat nur die Einbildungskraft des Entdeckers verschuldet, denn am 14 Decbr. zeigte der Präsident Sir Roderick Murchison der brittischen geogr. Gesellschaft an daß Capitän Freeling, der Surveyor-General, von einer Untersuchung des üppigen, wohl bewässerten Prairienlandes heimgekehrt sey, nirgends jene Bäche, den Torrens-See aber wie früher als einen flachen Salz-See mit einem ungeheuren Schlammrande angetroffen habe.

*

Ueber schwarzen Diamant, von Descloiceaux. Bekanntlich gewinnt man seit mehreren Jahren in der Provinz Bahia in Brasilien eine Art von schwarzem Diamant, durch Steinschneider als Carbonate bezeichnet. Das Mineral dient, zu Pulver gestoßen, zum Schleifen harter Edelsteine und des Diamanten selbst, theils gebraucht man eckige Bruchstücke beim Bearbeiten für Zierathgegenstände bestimmter Granite, Porphyre ꝛc. Unter sehr vielen Exemplaren, welche der Verf. zu untersuchen Gelegenheit hatte, zeigten manche krystallinische Structur, und die Loupe ließ ein regelloses Haufwerk höchst kleiner, bräunlicher, halb durchsichtiger Octaeder erkennen, andere zeigten körnigen Bruch; die meisten aber waren dicht, und zuweilen so porös daß sie gewissen Bimssteinen sich vergleichen ließen. Die dichten Musterstücke, gewöhnlich von der Größe einer Haselnuß, haben im allgemeinen stumpfe Ecken; ihre Oberfläche ist harzglänzend, der Bruch matt; die Farbe schwankt zwischen bräunlichschwarz und grünlich- oder aschgrau. Nur bei zwei sehr kleinen Exemplaren waren denen des Diamants ähnliche Formen wahrzunehmen, Octaeder und Würfel, beide mit zugerundeten Kanten und rauhen Flächen. Bis jetzt weiß man nichts genaues über die Lagerstätte der schwarzen Diamanten; nur das ist bekannt daß derselbe in sandigen Gebilden der Provinz Bahia gefunden wird. Allem Anschein nach gehören die Gesteine, welche den Sand geliefert, zu den sehr alten; sie dürften den Gneißen und Syeniten von Grönland und Norwegen ähnlich seyn. Unter großen Mengen von schwarzem Diamant, welche Descloiceaux bei verschiedenen Pariser Handelsleuten durchsuchte, fanden sich als Begleiter am gewöhnlichsten: schwarze Turmaline, röthliche Zirkone und Granaten, braune Staurolithkrystalle, Rutil und ein schwarzes Mineral von geringer Härte, dem Ansehen nach in schiefen rhombischen Prismen krystallisirt — in denen ein jedoch höchst unvollkommener Versuch Eisen, Mangan und Tantalsäure nachgewiesen. Einen indirecten Beweis für das Alter der Felsarten, in welchen der schwarze Diamant seinen Sitz hat, gewährt der Umstand daß der Verf. in vier Musterstücken des sogenannten Carbonate, und zwar in der körnigen Abänderung, kleine Theilchen von Gold enthalten fand, sowohl in äußern Höhlungen als im Innern. Dieses Beisammenseyn scheint anzudeuten daß in gewissem Grad dem Diamant hinsichtlich des Goldes die nämliche geologische Rolle beschieden seyn könne, welche dem goldführenden Quarze in den Ablagerungen von Australien und Californien eigen. Faßt man die mineralogischen Merkmale vorzugsweise ins Auge, so scheint viele Analogie zu bestehen zwischen den diamantenführenden Lagerstätten von Bahia und den neuerdings in Guyana entdeckten goldhaltigen Ablagerungen. Im Sande, von dieser letzteren Colonie stammend, nahm der Verf. zahlreiche braune Staurolithkrystalle wahr, die meist zerbrochen waren, ferner Zirkon- und einzelne Granatkrystalle, Rutile und schwarze Körner (wahrscheinlich Titaneisen). Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie ꝛc. 1857.

*

Ueber die Keimfähigkeit von Weizensamen. Man hat wiederholt in alten ägyptischen Gräbern in den Händen von Mumien Weizenkörner gefunden, die angeblich manche tausend Jahre dort verschlossen lagen, und in Oel und Wasser gelegt Keime trieben und Aehren trugen. Eine Anzahl Botaniker, namentlich brittischer, betrachtet diese Versuche als einen süßen Betrug. Auf dem Continent ist man jedoch minder ungläubig. Der jüngere aber ebenso berühmte De Candolle erwähnt des blühenden ägyptischen Mumienweizens, den Hr. v. Prokesch mitgebracht; auch Schleiden, wenn wir nicht irren, erwähnt solcher gelungenen Experimente. Dagegen hat man kürzlich in England die Keimfähigkeit von Samen überhaupt auf eine sehr geringe Anzahl von Jahren zu begränzen gesucht (s. Ausland 1857. S. 930.) Indessen wiederholen sich doch immer und immer wieder die Versuche mit Mumienweizen. Hr. Guérin-Méneville berichtet in den Comptes rendus (1857. Nr. 9) von den Versuchen des Hrn. Drouillard, der fünf Körner Mumienweizen 1849 in Töpfen säete und das 1200. Korn erhielt. 1854 erhielt derselbe Beobachter von 700 Gramm solcher Körner den $61\frac{1}{2}$fältigen, und reihenweis gesteckt den 313fachen Ertrag. Endlich im Jahr 1855 trug der ägyptische Weizen das 556ste Korn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 3. 15 Januar 1858.

Ein venetianischer Gesandtschaftsbericht aus den Jahren 1617—1618.

Hr. Rawdon Brown, der vor zwei Jahren bereits einen venetianischen Botschafterbericht über den Hof Heinrichs VIII herausgegeben hat, entdeckte in der Bibliothek von St. Markus die Depeschen und ein Tagebuch über die Botschaft Piero Contarini's. Sie fanden sich in der Familienbibliothek der Contarini, welche nach Erlöschen dieses glorreichen Hauses im Jahre 1843 den öffentlichen Sammlungen zugefallen war. Der Zweck der diplomatischen Sendung an den brittischen Hof bestand darin, um Englands Vermittlung zu Gunsten der Republik anzuflehen, welche damals eine doppelte Aufgabe zu erfüllen hatte. Erstens sollten im Golfe von Quarnero die Uskoken, ein Piratenstamm, den Oesterreich begünstigte, unterdrückt werden, und dann galt es den Herzogen von Savoyen in der bestrittenen Erbfolge von Montferrat beizustehen, so daß Venedig zu gleicher Zeit mit beiden Zweigen des Hauses Habsburg, mit Oesterreich und Spanien, wenn nicht in offenen Krieg verwickelt, doch in feindselige Beziehungen gerathen war. Die Schicksale dieser Gesandtschaft gehören der politischen Geschichte Europa's an, für uns dagegen ist besonders interessant das Tagebuch, welches Orazio Busino, der Caplan des Botschafters, auf der Reise führte, und der uns die gesellige Physiognomie Europa's im Beginn des 17ten Jahrhunderts kurz vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges kennen lehrt. In unserer Zeit kann es wohl vorkommen daß ein Ambassadeur, begleitet oder nicht begleitet von seinem Kammerdiener, nach seiner Bestimmung abgeht, im Eisenbahnhof sich einsetzt und an dem Ziele in einen Fiaker springt. Allein damals reisten die Botschafter, wie Contarini, mit zwölf Personen, worunter ein Caplan, ein Courier, ein Haushofmeister und so und so viel untergeordnete Bediente sich befanden. Die Alpen wurden durch den Splügenpaß gekreuzt, und der Caplan bemerkt: die Miglien wurden jetzt zu Meilen, die Camere zu Stuben, die Kirchen zu „nackten traurigen Höhlen," die Religion zu Ketzerei. Der Splügenpaß war damals nur das trockene Steinbett eines Gebirgswassers, und senkte sich hinter dem Dorfe Splügen so steil hinab, daß der würdige Caplan die Einfahrt zur Hölle wahrzunehmen glaubte, besonders da das Thal schon von infernalischen Seelen, will sagen von Protestanten bewohnt wurde. In der That war der Religionshaß damals noch so kräftig, daß der Geistliche es rathsam fand sein Kleid abzulegen und seine Tonsur unter der Stahlhaube eines Reitermannes zu verbergen. In Basel gieng die Ambassade an Bord eines Rheinkahns. Es wird uns erzählt, daß die ehrsame Schifferzunft in Basel, als sie von der Ankunft eines Reisegefolges erfuhr, sich versammelte und darum würfelte, welchem Booteigenthümer die Beute zufallen sollte. Der glückliche Spieler hatte dann, von aller Concurrenz befreit, eine gränzenlose Machtbefugniß die Fremden zu prellen — wie ja Prellerei der tiefe Sinn jeder Zunftordnung von jeher war. Am Rhein stand damals noch die alte und neue Zeit bei Kräften. Bürger- und Ritterthum hatten sich gegenseitig noch nicht aufgezehrt, die Burgen waren noch keine kahlen Nester, die Ringmauern der Dörfer noch nicht eingebrochen, es schwärmten auf dem Strome lustige Barken und überall blinkten Waffen, während die Hügel bereits, wie heutigen Tages, den Labewein trugen. Die Venetianer waren entzückt, denn an jedem Schlosse wurde ihre Barke angehalten, nicht von weggebührheischenden Strauchrittern, sondern von deutschen Baronen, welche der glorreichen Republik Venedig ihr Compliment darzubringen wünschten. Nur bei Breisach, welches dem Erzherzog Maximilian gehörte, ließ ein grober Stadtvoigt die Barke zwei Nächte aus Diensteifer zurückhalten, obgleich der Caplan für diese schnöde Behandlung den Missethäter dadurch zu beschämen suchte, daß er ihm bewies der Name Contarini bedeute Comes Rheni, einen Rheingrafen.[1] Ueberall traf man an den Ufern die Werbetrommel und Soldaten auf dem Marsch oder der Parade, die Wetterzeichen für den drohenden Ausbruch des großen Krieges. Auf niederländischem Boden kostete das diplomatische Personal zum erstenmal Bier, so daß dieses prosaische Getränk damals wenigstens am goldenen deutschen Rhein noch nicht grassirte. Die Venetianer waren von dem Genusse nicht sehr entzückt. Eine Neuigkeit war ihnen auch das Tabakrauchen, woraus sich ergibt daß dieses narkotische Laster in Venedig noch unbekannt, in Deutschland sehr selten seyn mußte. In Holland rauchten selbst achtbare Frauen, aber heimlich und unter dem Vorwand von Gesundheitsrücksichten; in England hieß der Tabak „Königinnenkraut" (herba reginae), und welche Neuigkeit das Rauchen damals noch

[1] Richtiger wird der Name von Contadino abgeleitet.

war, folgt aus der genauen Beschreibung welche der Caplan von einer Pfeife gibt. In Holland bestieg man eine einheimische Barke, keine Gondel wie auf den Lagunen, sondern ein offenes Fahrzeug, wo sich Excellenz und Ehrwürden, überhaupt die vollzählige Ambassade in das faule Stroh strecken mußte, wie „Edelleute von Reggio" — so nennt nämlich noch heutigen Tages der Venetianer die Schweine, weil von Reggio nach Venedig ein bedeutender Borstenviehhandel betrieben wird. Die Aufmerksamkeit des Caplans erregen hierauf allenthalben die Windmühlen, welche nicht Korn mahlen, sondern Wasser ausschöpfen, so wie die zahlreichen Enten, Störche und Schwäne auf dem bleiernen Wasser der Canäle, die hin und wieder von Booten befahren wurden, die als Fracht „eine brennbare Erde trugen, die sie Torf nennen." In Amsterdam angekommen gesteht der Caplan, daß die Stadt an Umfang und Gunst der Lage Venedig sich vergleichen lasse, an Handelsbewegung aber es übertreffe. Der Sohn der erlöschenden Republik tröstet sich aber über die Jugendkraft des ersten damaligen Welthandelsplatzes mit der frommen Bemerkung, „daß ja die Kinder dieser Welt immer klüger gewesen seyen als die Kinder des Lichtes." Die niederländische Republik bot alles auf, um ihre adriatische Schwester in den Personen ihrer Botschafter zu ehren, und Contarini wurde von dem Magistrat von Dort zu einem großen Bankett verurtheilt. Die armen Venetianer sahen sich hier in der Klemme zwischen hartgesottenen Zechern, die an der Weinbank keinen Pardon gaben. Die Toaste auf die Signoria und auf die hochvermögende Republik folgten sich mit drohender Regelmäßigkeit, und das Schlachtfeld bedeckte sich bereits mit Cadavern. Da erschien zuletzt ein „gottloser Kelch" mit starkem Wein gefüllt, der herumkreisen sollte. Das Ungethüm näherte sich auch dem verzagten Caplan, der ersäuft oder lebendig verbrannt zu werden fürchtete, wenn er die sündhafte Fluth hinunterschwemmen sollte. Um den Wein zu schwächen, ergriff er in seiner Herzensangst einen Bierkrug und wollte den Wein mischen, als der Chor der Magistratspersonen in Gelächter ausbrach und ihm zurief: „Monsù vu gatté tutt" — denn die Unterhaltung wurde wie man sieht, französisch, oder so zu sagen französisch geführt. Die Ueberfahrt nach der Themse bei rauhem Wetter in einem überladenen Boot war für ängstliche und seekranke Seelen eine harte Prüfung. Gelandet und Quartier genommen wurde in der „Post" zu Gravesend, denn dort verweilten die Botschafter so lange, bis über ihren feierlichen Einzug nach London alles nöthige verabredet war. Die Prellerei in dem Gasthof überstieg alle christlichen Tarife, denn der Botschafter mußte jedes Couvert des Mittagmahles mit 2 Ducaten, nach damaligem englischen Gelde 10 Shilling oder nach heutiger Währung 10 fl. bezahlen, was nach ehemaligen Begriffen indessen das Dreifache bedeutete. Der Botschafter begab sich incognito nach London, um mit Hülfe des dort residirenden venetianischen „Legationssecretärs" Lionello eine Wohnung zu miethen. Er fand ein Haus, welches ihm ein reicher Londoner Patricier, Sir Paul Pindar, abtrat. Es lag auf der heutigen Bishopsgate Street Without. London hat seitdem einen andern Radius bekommen, und das Haus, welches jetzt vielleicht stundenweit von der Peripherie entfernt ist, lag damals „etwas zu sehr außerhalb," jedoch immer noch in einem fashionablen Quartier und in der Nähe der eleganten Theater, besonders derjenigen „welche die bestabgerichteten Hunde für Bären und Stiergefechte hielten." Um das Haus herum lag offenes Feld, wo eines Tages der Lord Mayor oder Bürgermeister über 6000 Mann Bürgerwehr Revue hielt, die bei ihrem Vorbeimarsch unter Contarini's Fenstern eine Salutsalve feuerten, und „Venedig immerdar!" riefen, weniger aus Begeisterung für den heiligen Markus, als um den verhaßten spanischen Botschafter zu ärgern, da ja die venetianische Mission ganz besonders gegen Spanien gerichtet war.

Wir haben keinen Beruf die politischen Schicksale der Gesandtschaft und die Beschreibung von Hoffesten und Persönlichkeiten zu verfolgen, und begnügen uns nur mit einzelnen Bemerkungen des Caplans über die Physiognomie und das Straßenleben Londons. Er erklärt die Metropole für eine edle Stadt, wohl versehen mit Kaufläden, von denen jeder, wie ein Wirthshaus, sein Schild führe. Er rühmt die vielen kostbaren Brunnen, namentlich im Mittelpunkte der Stadt, dagegen bemerkt er daß die „silberne Themse" so schmutzig schon vor 250 Jahren war, wie heutigen Tages. Der Fluß rieche so übel, daß selbst das Leinenzeug welches in seinem Wasser gewaschen worden, das Themseparfüm getreulich bewahre. Die Londoner Neustadt, das heißt der Theil auf dem linken, südlichen Ufer, stand bereits und zählte „einige gute Wohnungen." Beide Stadthälften verband eine prächtige Steinbrücke (London-Bridge) die zu beiden Seiten Reihen von Kaufbuden besaß, so daß der Fremde noch in einer Straße zu gehen glaubte wenn er sich über den Fluß bewegte.[1] Die Bauart der Häuser erregt das Mißbehagen des Venetianers. London war vor dem großen Brande eine hölzerne Stadt, doch stand damals schon ein Polizeiedict in Kraft, wonach jedes Haus „zur Hälfte wenigstens" aus Backsteinen aufgeführt werden sollte. Die spiralförmigen Treppen findet der Caplan ermüdend, die Zimmer „trübselig und schlecht verbunden." Den Fenstern mangelten die Laden, und die Flügel waren so klein daß man nicht hinausschauen konnte, weßhalb der Caplan einen Genueser citirt, welcher ausgerufen hatte: „O jämmerliche Fenster, die man bei Tag nicht öffnen, bei Nacht nicht schließen kann!" Für den Schmutz in den Straßen sucht sich der Caplan durch das Wortspiel zu entschädigen, die Stadt verdiene nicht den Namen Londra, sondern Lorda (die Unfläthige). Der Schmutz lieferte dem Pöbel zugleich ein stets vorräthiges Geschoß, welches sehr häufig gegen die Spanier gerichtet wurde, wo sie sich zeigten, denn diese Nation, bemerkt der Venetianer, ist die einzige welche es verschmäht andere als nationale Tracht anzulegen. So wurde eines Tages ein „armer Don" von dem intoleranten Proletariat mit Schmutz beworfen, während ein anderesmal ein unglücklicher Reitknecht der spanischen Gesandtschaft, der ein Kind überritten, dabei aber es mehr erschreckt als beschädigt hatte, vom Pöbel bis in das Haus der Botschaft verfolgt und dort nur mit Mühe vor der Wuth der Volksmassen gerettet ward. König Jacob schaute schon mit Besorgniß auf das „übergroßgewachsene" London, und hatte eine Anzahl Häuser ziemlich despotisch demoliren lassen. Ein anderesmal hörte der Caplan, wie der König dem Lord Mayor in Bezug auf die Stadtpolizei folgenden Wink ertheilte: „Gebt mir scharf Acht auf zwei Dinge, auf die großen und die kleinen Teufel. Unter den großen verstehe ich die Lastwagen, welche

[1] Die Brücke ist natürlich jetzt frei.

immer ungebührlich den Kutschen der Herrschaften auszuweichen sich weigern. Die kleinen Teufel sind die Lehrlinge, alias Ladenbuben, die zwei Tage im Jahr, am Fastendienstag und am ersten Mai, so auffäßig und muthwillig werden, daß sie, bis zu 3 oder 4000 zusammengerottet, menschliche Geschöpfe umbringen und Wohnungen niederreißen." Dafür schwelgte die Justiz noch in Bluturtheilen. Der Caplan sah einen 15jährigen Buben zum Galgen führen, der zum erstenmal, und zwar einen Sack mit Korinthen, gestohlen hatte. „Die außerordentlichen Hinrichtungen abgerechnet, setzt der Caplan hinzu, bringen sie Ende jeden Monats circa 25 Maleficianten auf einmal hinaus." Mitten in einer Zeit, wo die königlichen und aristokratischen Vorrechte in hoher Blüthe standen, überrascht uns ein Zug plebejischen Uebermuthes. Wenige Kutschen waren in den Straßen zu sehen; wo sie sich aber zeigten, kletterte der Mob an ihnen hinauf, und der Caplan sah einmal, daß als ein Kutscher die Zudringlichen abwehren wollte, er und seine Herrschaft mit einem Regen von Straßenkoth besudelt wurden, so empört war das „Volk" über jene aristokratische Intoleranz. Eines Tages begab sich die Gesandtschaft auch in das Theater, wo eine Tragödie aufgeführt wurde, die dem Caplan wenig gefiel, besonders weil er kein Wort Englisch verstand. Der Gesandte hatte dem geistlichen Herren einen kleinen Streich gespielt. Diese Theater, gesteht er uns nämlich verwundert, würden von vielen schönen und sittsamen Frauen besucht, die sich ohne Scheu unter die Männer setzen. Contarini hatte es so eingerichtet daß der Caplan in einen Schwarm junger, vielleicht minder sittsamer Mädchen gerieth. Zuletzt erschien noch eine in Atlaß, Sammet, Brocat und Musselin gekleidete Maske, welche an ihren Fingern Diamanten blicken ließ, und auf Französisch und Englisch die Tugend des wackern Mannes auf heiße Proben setzte, die er aber glücklich bestand, indem er alle Zudringlichkeiten unbeantwortet ließ, während der Gesandte und der Secretär, welche, wie es schien, mit einer sehr vornehmen Dame den Scherz verabredet hatten, über die Lage des Caplans in unermüdliche Heiterkeit geriethen.

Der Tyrische Purpur.

(Aus Chambers's Journal.)

Die Denkmäler der Griechen und anderer Völker des Alterthums zeigen daß Personen der höhern Classen, beiderlei Geschlechts, Kleider von eleganter Form trugen; allein wir erhalten dadurch so gut als keine Kunde von den Farben dieser Gewänder. Die Wahrheit ist indeß daß der Farbenreichthum der Alten ein sehr spärlicher war, und es auch blieb durch die ganze griechische und römische Geschichtsperiode hindurch, indem die Zahl der bekannten Farbstoffe gering war, und die Chemie als Wissenschaft noch in den Windeln lag. Die Aegyptier und Hindus wußten wahrscheinlich wie man mittelst eines und desselben Farbstoffs verschiedene Farben hervorbringen könne, indem sie, fast ganz nach Art unserer jetzigen Manchesterer Calico-Drucker, die Tinten durch chemische Reagentien änderten. Den Griechen und Römern aber war diese schöne Kunst unbekannt geblieben; sie gieng ganz und gar über ihre Hülfsquellen hinaus, und die Färbekunst machte erst nach der Entdeckung Amerika's und der Entwicklung der Chemie beträchtliche Fortschritte. Viele unserer schönsten Farbetinten werden jetzt durch die Verbindung zweier Agentien erzeugt, die zwar beide farblos sind, deren Resultate aber die jetzigen sogenannten „adjectivischen Farben" bilden. Es gibt vergleichsweise wenig Farbstoffe welche wirklich die Tinte in der sie zuletzt zu Tage treten, die unterscheidende Eigenschaft „substantivischer Farbstoffe" besitzen. Die Farbstoffe der Griechen und Römer waren alle substantivisch. Das rothe Gewand einer griechischen Dame wurde dadurch roth gefärbt daß man es in eine rothe Farbe tauchte, gerade so wie eine Dame unserer Zeit ihre Seide dadurch färbt daß sie sie in ein Nelkenschüsselchen taucht. Der in hohem Werth gestandene Tyrische Purpur erhielt seine Farbe auch unmittelbar dadurch daß man seine Fäden oder Bestandtheile in eine substantivische Farbe tauchte.

Fast jedermann weiß was unter Cochenille verstanden wird: es ist ein kleines Insect das auf dem Cactus opuntia in Mexico lebt, und daher den Färbern des alten Griechenlands und Roms unbekannt war. Sie hatten indeß einen Ersatz dafür in dem Kermes-Insect, das sich in Spanien findet und mit der Cochenille in allgemeinen Eigenthümlichkeiten sehr viel Aehnlichkeit besitzt, aber eine weniger glänzende Farbe liefert. Wenn Aspasia ein Scharlachgewand besaß, so wurde ihm die Farbe ursprünglich durch das Kermes-Insect mitgetheilt. Die schönsten unsern neuzeitigen Färbern bekannten Scharlache und Purpure bedingen den Gebrauch der Cochenille; sie erlangen ihre Farbenabwechselung durch verschiedene in Verbindung mit den Farbstoffen gebrauchte chemische Körper, denen man den Namen „Mordanten" gegeben hat, weil sie den Zweck haben die Farben einzubeizen oder dauernd zu fixiren. Selbst Cochenille ist, wenn man sie ohne einen Mordant gebraucht, eine sehr leidige Farbe, und der Kermes-Scharlach ist noch weniger schön wenn man ihn als eine substantivische Farbe braucht; allein die griechischen Färber kannten, wenigstens zur Zeit Aspasia's, den Gebrauch der Mordanten nicht, daher würde man auch Aspasia's Scharlachgewand an einem Ladenfenster von Ludgate-Hill nicht zur Schau ausgestellt haben.

Der schönste Farbstoff des Alterthums war der Tyrische Purpur, so genannt von dem Orte seiner Entdeckung und der Hauptmanufactur. Ich hätte vielleicht eher sagen sollen von dem Orte der angeblichen Entdeckung, denn die Berichte darüber sind nicht zuverlässig. Die alten Griechen waren ein viel zu eitles Volk, um zuzugeben daß irgendeine große Entdeckung ihren Ursprung nicht bei ihnen gehabt habe. Sie schrieben die Entdeckung des Tyrischen Purpurs dem Herakles, oder vielmehr einem dem Herakles gehörigen Hunde zu. Wie die Sage lautet, so lief dieser kleine Hund zufällig an der Tyrischen Seeküste herum, und kam mit einem ganz purpurfarbigen Maule zurück. Die Nymphe Tyras, eine Geliebte des Herakles, war über die Farbe so erfreut, daß sie ihrem Helden sagte er möge nicht mehr vor ihr Angesicht kommen bis er

ihr ein gleich der Farbe des Maules seines kleinen Hundes purpurgefärbtes Gewand zu bringen im Stande sey. Was würde ein verliebter Mann gethan haben wenn man ihn so beschwor? — wie viel mehr also ein Halbgott? Herakles versprach ihr zu willfahren wenn es in seiner Macht stünde. Er folgte den Fußstapfen des kleinen Hundes, um zu sehen wohin sie führten, und an was er gehen würde. Er gelangte mit dem Thier an die Meeresküste, wo es anfieng Schalthiere zweier besondern Arten zu fressen — das buccinum und die purpura. Herakles sammelte nun, wie die Sage weiter lautet, einige dieser Schalthiere, und gewann aus einem Behälter im Halse die berühmte Tyrische Purpurfarbe. Auf diese Weise verschafften sich sorgfältige Färber den Tyrischen Farbstoff fort und fort; einige indeß, weniger gewissenhaft als Herakles, zerstießen das Schalthier in einem Mörser und vermischten den ächten Farbstoff mit andern animalischen Säften.

Die vorstehende mythologische Erzählung von der Entdeckung des Tyrischen Purpurs verlegt diese Entdeckung in ein vorgeschichtliches Zeitalter, während historische Zeugnisse darzuthun scheinen daß die Entdeckung erst um das Jahr 500 vor Christi Geburt gemacht wurde. Lange nach der Entdeckung der Purpurfärbekunst konnte jedermann Gewänder von dieser Farbe tragen wenn er sie zu bezahlen vermochte: erst in der Aera des kaiserlichen Roms fieng man an die Pupurgewänder als ausschließlich kaiserlich zu betrachten. Einmal von den Cäsaren angenommen, beschränkte man aus Politik die Verfertigung derselben auf wenige Hände, bis zuletzt die Mitglieder einer einzigen Familie das ausschließliche Recht der Purpurfärberei erhielten. Endlich gerieth das Verfahren in so völlige Vergessenheit, daß niemand mehr wußte aus welcher Quelle man die kostbare Farbe gewonnen, oder wie man sie aufgetragen habe. Wann dieß geschah, ist nicht genau bekannt. Eine merkwürdige Thatsache bezeugt daß es nach dem eilften Jahrhundert geschehen seyn muß. Aus dieser Zeit nämlich ist eine von der Prinzessin Makrembolitissa, einer Tochter Constantins VIII., eigenhändig abgefaßte Urkunde vorhanden, in welcher man eine Beschreibung des die Purpurfarbe liefernden Schalthiers, die Art und Weise es zu fangen, die Farbe auszuziehen und anzuwenden findet, und die Prinzessin schildert dieß alles nach eigener persönlicher Beobachtung. Sey dem indeß wie ihm wolle, der Tyrische Purpur wurde, nachdem er gänzlich verloren gegangen, während der Regierung Karls II. in England, und bald hernach auch in Frankreich, wieder entdeckt; beide Entdeckungen aber stehen in keinerlei Verbindung mit der Schilderung der byzantinischen Prinzessin, deren Handschrift damals noch nicht zum Vorschein gekommen war. Im Jahr 1683 erfuhr Hr. William Cole, von Bristol, während eines Besuchs den er in Minehead abstattete, zufälligerweise von zwei daselbst wohnenden Damen daß in einem irischen Seehafen eine Frau lebe, welche sich ein ansehnliches Einkommen dadurch verschaffe daß sie Linnenzeuge mit einer sehr zarten Purpurfarbe zeichne. Der Geist philosophischer Untersuchung hatte sich um diese Zeit zu regen begonnen; die Bürgerkriege hatten ihr Ende erreicht, und die „Königliche Gesellschaft" war gegründet worden. Hr. Cole war einer der frühesten Mitarbeiter an den Philosophical Transactions, und eine Abhandlung über den Tyrischen Purpur bildete eine seiner ersten Mittheilungen an diese berühmte Zeitschrift. Da er sich persönlich mit denjenigen in Beziehung setzte welche den irischen Linnenmarkt besuchten, so war er bald im Stande einige wichtige Einzelheiten über die Purpurfarbe zu sammeln. Er glaubte sich endlich am Vorabend der Wiederentdeckung der ächten Farbe von Tyrus — dieses kostbaren Stoffs, nach welchem gar manche griechische Dame geseufzt, und für welchen jeder der griechischen Kaiser mehr als das hundertfache Gewicht an Gold gegeben haben würde. Bei Fortsetzung seiner Forschungen kam er endlich genau mit der einen Hälfte der Sache zum Ziel. Sowohl Plinius als Aristoteles hatten berichtet, man gewinne den Tyrischen Purpur aus gewissen Säften, die man verschiedenen Arten von Schalthieren entnehme; sie hatten überdieß gesagt daß die Farbe der Flüssigkeit ursprünglich nicht purpurn, sondern weiß sey, und daß die ersehnte Farbe erst dann zu Tage trete wenn man das mit dem Schalthiersaft getränkte Gewebe der Sonne ausgesetzt habe. Die Prinzessin Makrembolitissa hatte zwar einen umständlichern Bericht gegeben, allein das Manuscript dieser Dame war für Hrn. Cole nicht benützbar. Die einzigen Strahlen welche aus dem Alterthum auf seine Arbeiten fielen, waren die in den Schriften des Aristoteles und des Plinius enthaltenen Notizen. Von der irischen Leinwandzeichnerin selbst unmittelbare Kunde zu erhalten, darauf machte er sich keine Hoffnung. Diese gute Frau gewann Geld durch ihr Geheimniß; warum sollte sie es also bekannt machen? Hr. Cole gieng systematisch zu Werk; er war ein Naturforscher. Die irische Leinwandzeichnerin lebte an der Meeresküste; was war also wahrscheinlicher als daß sie mit dem Saft eines Schalthiers zeichne? Hr. Cole begann seine Arbeiten auf diese Vermuthung hin, und obgleich die Geschichte nichts näheres darüber sagt, so können wir uns doch leicht die Verheerung vorstellen welche er unter allen Arten von Schalthieren anrichtete. Endlich gelang es ihm, sage ich, gerade bis zur Hälfte. Er entdeckte das Purpur liefernde Buccinum, überließ aber die Entdeckung der Purpura Hrn. Duhamel im Jahr 1736.

Jetzt konnte kein Zweifel mehr obwalten über die Quelle des alten Tyrischen Purpurs. Nicht nur stimmten das Buccinum und die Purpura mit dem von Aristoteles und Plinius beschriebenen Schalthier überein, sondern die von diesen Naturforschern erwähnten anfänglichen Schatten wurden auch von Hrn. Cole bemerkt. Der Saft war bei der ersten Anwendung weiß; sodann nahm er mannichfache Schattirungen von Blau und Grün an, und wurde zuletzt purpurn, wenn die damit gezeichnete Leinwand der Sonne ausgesetzt ward — nicht anders. Wir haben also den Tyrischen Purpur jetzt an unsern eigenen Küsten, wo nicht vor unsern Thüren selbst. Wir haben sie, die ächte kaiserliche Farbe! Was mögen unsere Manchesterer und Glasgower, unser Spitalfieldser und Paisleyer wohl davon denken? Warum gebrauchen sie sie nicht? Warum sehen wir keine mit der ächten kaiserlichen Farbe gefärbten seidenen Kleider in den Ladenfenstern von Regent's Street und Ludgate Hill? Warum — weil Tyrischer Purpur jetzt als offenbar häßlich betrachtet würde! Nicht einmal ein Billingsgater Austernweib würde sich gegenwärtig gern in einem Kleide von ächt kaiserlicher Farbe sehen lassen wollen! Noch Augustus hat, wie die Geschichte erzählt, nicht weniger als 36 Pf. St. (432 fl. rhn.) für ein Pfund tyrischfarbiger Wolle gegeben — eine Thatsache die um so weniger außerordentlich ist, wenn wir bedenken daß je fünfzig Pfund Wolle nicht weniger als 200 Pfund Buccinum- und fast eben so viel Purpura-Saft erforderten; denn um die letzte Schattirung der Purpurschön-

heit zu Stande zu bringen, ist der Saft beider Arten von Schalthieren erforderlich. Die ungeheure Summe von 36 Pf. St. für Ein Pfund doppelgefärbter Wolle ist indeß mehr der Preis für eine Modewaare als für die innere Schönheit der Farbe selbst. Wie es scheint, ist dieß die einzige Purpurfarbe gewesen welche die Alten besaßen, und überdieß war sie eine substantivische Farbe — eine Farbe die weder chemische Geschicklichkeit noch eine besondere Gewandtheit der Behandlung erheischte; man tauchte das zu färbende Material nur in dieselbe, und damit war's genug.

Es mag bemerkenswerth scheinen daß die Griechen und Römer — die Herren der Welt, wie sie sich selbst nannten, und die in vielen Beziehungen diesen Namen allerdings verdienten — in der Kenntniß der Farbstoffe vielen auswärtigen Barbaren so sehr nachstanden. Die Chinesen scheinen schon in den frühesten geschichtlichen Zeiten ein umfangreiches Farbenrepertorium besessen zu haben. Die Hindus standen ihnen in dieser Hinsicht kaum nach, und die Aegyptier haben, wie es scheint, zur Zeit des Plinius den Calico-Druck gekannt — eine Kunst welche die Kenntniß einiger der schwierigsten Principien der Färberei bedingt. Sie tauchten einen weißen Zeug in Eine — nothwendigerweise einfärbige — Flüssigkeit, und brachten denselben heraus, permanent gefärbt mit einem mehr als einfärbigen Muster. So lautet das Zeugniß des Plinius, und es kann kein Zweifel obwalten daß es sich auf die Kunst des Calico-Drucks bezieht. Die Hindus zur Zeit Alexanders des Großen scheinen im Stande gewesen zu seyn den Indigo zu gebrauchen, während die alten Griechen und Römer diese Substanz stets nur als Malerfarbe anzuwenden wußten. Die alten Britten färbten ihre Felle mit Waid — einem Stoff von der Beschaffenheit des Indigo — obgleich die in ihr Land einbrechenden gesittigteren Feinde diese Kunst nicht kannten; ja die Römer waren nicht im Stande violett zu färben bis sie's von den Eingebornen Galliens lernten. In Gallien lernten die Römer auch die Seife kennen, nicht jene Seife welche die Gallier stets, die Römer eine lange Zeit hindurch als ein Reinigungsmittel gebrauchten, sondern die Haarpomade. Plinius erzählt uns daß die Römer zu seiner Zeit Krapp als Färbestoff gebrauchten; allein es ist keineswegs gewiß daß der Krapp des Plinius und unser Krapp identisch sind. Er sagt uns auch daß man zur Hervorbringung schwarzer Farben das Eisen benützt habe, er gibt aber über die Methode davon keinen umständlichen Bericht.

Wir haben gesehen daß die Kenntniß des Färbens mit Tyrischem Purpur in Konstantinopel bis wenigstens ins 11te Jahrhundert fortlebte; in Italien aber war sie wohl schon vor dem 4ten Jahrhundert ausgestorben; auch stoßen wir in diesem Lande auf neue Berichte erst im 14ten und im 15ten Jahrhundert. Die Färber wissen recht gut daß irgend ein Farbstoff nicht nothwendig für jede Art von Gewebe wirksam ist. Wenn eine Farbe sich gut ausnimmt bei Wollenzeugen, so folgt daraus noch nicht daß sie bei Leinwand, Baumwolle oder Seide ebenfalls eine gute Wirkung macht. Selbst Tyrischer Purpur, eine sehr leicht anzuwendende Farbe, wirkt am besten auf Wolle. Leinwand kann damit gefärbt werden, wie die Entdeckung der irischen Leinwandzeichnerin beweist; hätte sie aber auf Wollen- oder Seidenstoff gezeichnet, so würde dieß weit mehr Beifall gefunden haben. Die Färbekunst unter den Griechen war, vor der Zeit der Eroberungen Alexanders, auf Gewebe von Wollenstoff beschränkt; allein die Philosophen welche ihn nach Indien begleiteten, brachten einige der feineren Verfahrungsarten der Hindus zurück, und darunter gehörte auch eine verbesserte Färbmethode, oder vielmehr eine Erweiterung der Färbmethoden. Nearchus, der griechische Admiral welcher unter Alexander die Kriegsschiffe befehligte, hatte bekanntlich im rothen Meer und im persischen Meerbusen eine Flotte. Nearchus scheint heitere Farben geliebt zu haben, und er beschloß daher daß seine Schiffe hübsch anzuschauen seyn sollten. Ein Admiral der neuern Zeit hätte sein Takelwerk vielleicht mit verbrämten Flaggen bedeckt, dem Nearchus aber war ein originellerer Gedanke durch den Kopf gefahren. Von den Kenntnissen, die er in Asien bezüglich der Färbstoffe gewonnen hatte, Nutzen ziehend, ließ er die Sackleinwand seiner Schiffe färben.

Vom 4ten bis zum 15ten Jahrhundert besitzen wir nur wenige urkundliche Berichte über die Färberei, allein ich bin trotz alle dem nicht geneigt zu behaupten, oder gar zu glauben, daß jene dunklen Jahrhunderte in Sachen der Färbstoffe wirklich so dunkel waren wie man sagt. Die Ausübung einer Kunst ist etwas anderes als die Berichterstattung über die Ausübung derselben. Alles was der Geschichtschreiber bezüglich dieser Angelegenheit zu behaupten ein Recht hat, ist daß keine Urkunden über die Färberei, wie sie während des Haupttheils der dunklen Jahrhunderte existirte, vorhanden sind. Im 13ten und 14ten Jahrhundert fieng die Kunst an in Italien wieder aufzuleben, allein sie gewann erst dann wirklich neues Leben als die Entdeckung Amerika's unsere Färberei-Hülfsquellen mit der Cochenille und einem Heer von Farbhölzern vermehrt hatte. Erst aber als die Lampe der Chemie die westliche Welt zu erleuchten begann, war man im Stande die rohen Farbmaterialien mit vollem Nutzen zu verwenden.

Lepsius' Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien.

Lepsius leitete bekanntlich die wissenschaftliche Expedition 1842 bis 1845, welche Friedrich Wilhelm IV von Preußen, unter Befürwortung Alex. v. Humboldts und Bunsens, zur Erforschung der im Nilthal und den angränzenden Ländern erhaltenen Reste der altägyptischen und äthiopischen Civilisation aussandte. Diese großartige Unterstützung der Wissenschaft durch den König ist gewiß nicht genug zu loben, und jedermann wird es ehrend anerkennen, wenn Lepsius seinen Dank dafür ausspricht. Aber der Deutsche muß gleich übertreiben. Schon Spohn hatte sich lächerlich gemacht, als er zum Danke für die Unterstützung, die der König von Sachsen ihm angedeihen ließ, ihm (De lingua et literis veterum Aegyptiorum. Lips. 1825) ein Denkmal in demotischer Schrift setzte, die er selber nicht lesen kann! Auch Lepsius hat diese Thorheit (!) begangen, und neben dem Eingang in die Pyramide des Cheops

dem Könige zu seiner Geburtstagfeier nach Art der alten Stelen und Proskynemata eine hieroglyphische Inschrift eingegraben und mit Oelfarben ausgemalt zurückgelassen. Wir führen den bombastischen Unsinn nur an, weil die Inschrift die Namen seiner Mitarbeiter, die wir doch nennen müßten, mitenthält; sie lautet (Lepsius' Briefe aus Aegypten S. 30) also: „So sprechen die Diener des Königs, deß Name Sonne und Fels Preußens ist, Lepsius der Schreiber, Erbkam der Architekt, die Brüder Weidenbach die Maler, Frey der Maler, Franke der Former, Bononi der Bildhauer, Wild der Architekt; Heil dem Adler, Schirmer des Kreuzes, dem Könige, Sonne und Fels Preußens, dem Sohne der Sonne, die das Vaterland befreite, Friedrich Wilhelm IV, dem Philopator, dem Landesvater, dem Huldreichen, dem Lieblinge der Weisheit und der Geschichte, dem Hüter des Rheinstroms, den Deutschland erkoren, dem Lobspender allezeit. Möge gewähren dem Könige und seiner Gemahlin der Königin Elisabeth, der Lebensreichen, der Philometor, der Landesmutter, der Huldreichen, der höchste Gott ein immer frisches Leben auf Erden für lange und eine selige Wohnung im Himmel für ewig. Im Jahre unseres Heilandes 1842, im zehnten Monat, am 15ten Tage, am 47sten Geburtstage Sr. Majestät, auf der Pyramide des Königs Cheops; im 3ten Jahre, 5ten Monat, am 9ten Tage der Regierung Seiner Majestät; im J. 3164 vom Anfange der Sothisperiode unter dem Könige Menephthes." Es bedarf kaum der Bemerkung daß der Adler, der Doppeladler, das Kreuz, welche unter den Hieroglyphen paradiren, gar keine alten Hieroglyphen sind.

Wir halten uns nicht bei Lepsius' Reise [1] auf, er hat sie selber geschildert, nur die Hauptresultate seiner Forschungen kommen hier in Betracht.

Der erste Gegenstand seiner Forschungen waren die großen Pyramiden von Gizeh und dann der von Abusir, Sagara und Dahschur im S., welche ihn ausschließlich sechs Monate beschäftigten. Die französisch-toscanische Expedition unter Champollion und Rosellini war hier nur fast im Fluge vorübergegangen. Nur Oberst Vyse mit dem geschickten Architekten Perring hatten einen Theil 1837 erforscht, und Bunsen hat aus dem theuern Werk in seinem Buche: Aegyptens Weltstellung B. I die Hauptdata, die ein größeres Publicum interessiren können, ausgezogen. Lepsius hat aber auf dem westlichen wüsten Saume, der sich von der nördlichsten Pyramiden-Gruppe bei Roasch an den Ruinen der alten Residenz Memphis vorüber bis nach der Oasen-Halbinsel Faium erstreckt, die Reste von 67 Pyramiden gefunden, welche mit wenigen Ausnahmen nur für Könige bestimmt waren, und in der Nähe der Hauptgruppen an 130 Privatgräber, die zum Theil mit Darstellungen und Inschriften reich verziert sind, untersucht. Die meisten gehören den höchsten Beamten der damals blühenden Dynastien, 13 königlichen Prinzen und 7 Prinzessinnen an. Die Gräber sind theils im massiven Quaderbau aufgeführt, theils in den lebendigen Fels gehauen. Die Pyramide von Meidun löste Lepsius das Räthsel des Pyramidenbaus. Er hat es in seinem Aufsatze: „Ueber den Bau der Pyramiden" (Monatsbericht der Berliner Akademie 1843 S. 177—203) enthüllt. Der Bau gieng von einer kleinen Pyramide aus, die in Stufen von etwa 40' Höhe errichtet, und dann erst durch umgelegte Steinmäntel von 15—20' Breite nach allen Seiten zugleich vergrößert und erhöht wurde, bis man endlich die großen Stufen zu einer gemeinschaftlichen Seitenfläche ausfüllte und dem Ganzen die gewöhnliche Pyramidengestalt gab. Jeder König begann den Bau seiner Pyramide sobald er den Thron bestieg, und legte sie nur erst klein an, um sich ein vollständiges Grab zu sichern, wenn er auch nur wenige Jahre regierte. Währte seine Regierung länger, so vergrößerte er durch umgelegte Mäntel sie fortwährend; starb er während des Baues, so wurde nur noch der äußerste Mantel vollendet, so daß das Todtenmonument immer mit der Lebenslänge des Königs im Verhältnisse stand. Das Räthsel der Sphinxe vermochte Lepsius indeß noch nicht zu lösen. Nach Lepsius gehören die Pyramiden ihrer großen Masse nach in die 4te und 5te Manethonische Dynastie, also ins 4te Jahrtausend v. Chr. nach seiner Chronologie, und bilden also nicht nur die ältesten ägyptischen Kunstreste, sondern die geschichtlich nachweisbar ältesten des Menschengeschlechts. Die fünfte D. folgte nach Lepsius (Briefe p. 35) unmittelbar auf die 4te; Bunsen macht sie irrig noch zu einer Nebendynastie und auch für die 7te und 8te Dynastie, aus welcher wir noch gar keine Denkmalnamen kannten, sind mehrere Könige gewonnen. Nur aus den ersten drei Dynastien gibt es also bis jetzt keine Denkmäler.

Demnächst hat Lepsius über die Trümmer des Labyrinthes in Faium neues Licht verbreitet. Er schließt sich, was den Mörissee betrifft, ganz dem Architekten Linant an, und auch Bunsen, der erst (B. II. S. 209) dem letztern widersprach, und den Apappus Phiops der 6ten Dynastie zum Möris der Alten machte, ist später (B. IV. S. 7) im wesentlichen beiden beigetreten. Amenemha III, zu Ende der 12ten Dynastie, ist nach Lepsius der Erbauer der Pyramide und eines prachtvollen Tempels vor derselben, der später den Kern des Labyrinthes bildete. Lepsius gibt den genauen Grundplan desselben mit Durchschnitten und Ansichten. Der Mörissee ist aber nicht, wie man nach Jomard bis dahin allgemein annahm, der jetzige Birket el Kerun, überhaupt kein natürlicher See, aber auch kein gegrabener, sondern ein jetzt verschwundener künstlicher, der durch ungeheure Dammwälle auf der Höhe des Landes gebildet worden, um sein Gewässer während der dürren Jahreszeit einem Theil Aegyptens durch Zurückfließen in den Nil wieder zu geben. Mörissee nannten die Griechen ihn durch ein Mißverständniß; sie hörten vom See der Ueberschwemmung, Coptisch: Mere (Lepsius Chronologie I. 263), die ganze Provinz heißt noch Faium vom Coptischen Phiom, der See.

Von da gieng es Oberägypten zu, bei Kum-ahmar wurden 19 Felsengräber aus der 6ten Manethonischen Dynastie untersucht. Dieser Periode gehören auch die Gräbergruppen von Schech-Said, El-Harib, Wadi-Selin, wenige Tagereisen nach S. und noch weiterhin bei Oasr-e-Saiat an. Dieser ganze Theil von Mittelägypten muß seiner Zeit viele blühende Städte umfaßt haben. Die Gräber gehören zum Theil königlichen Verwandten. Auch die durch ihre Architektur und ihre mannichfaltigen Wandgemälde so merkwürdigen Felsengräber von Beni-Hassan, Berscheh und Siut in Mittelägypten sind noch aus dem alten Reiche, aber schon aus der 12ten D., aus der 13ten sind Denkmäler auf der Insel Argo.

---

[1] R. Lepsius' Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai. Berlin 1852 8°. Vgl. vorläufige Nachricht über die Expedition, ihr Ergebniß und ihre Publication. Berlin 1849 in 4°.

Das Alter der ägyptischen Denkmäler wird den größern Massen ihrer Reste nach um so jünger, je weiter man im Nilthale hinaufsteigt, und die Denkmäler widerlegen so die Meinung, die besonders Heeren verbreitete, und Röth in neuerer Zeit noch irrig festhielt, als ob von Oberägypten oder gar von Aethiopien die ganze altägyptische Cultur ausgegangen sey. Die Pyramiden Unterägyptens mit ihren Umgebungen zeigen uns die älteste Civilisation der 4ten und 5ten Dynastie, Mittelägypten die der 6ten und die hohe Blüthe der 12ten Dynastie, Theben erst den Reichthum des neuen Reichs. Mit Ausnahme von dem zu Dendara sind auch die Tempel der Ptolemäer und römischer Kaiser zu Erment, Esneh, Edfu, Kum-Ombo, Debod, Kalabscheh, Dendur, Dakkeh, sämmtlich in der S. Thebais oder in Unternubien; die südlichsten Denkmäler des Nilthales, die der Insel Meroë, aber die jüngsten von allen, zum größten Theile erst aus den nachchristlichen Jahrhunderten. Diese äthiopischen Länder drängte es daher vorzugsweise zu untersuchen. Die französisch-toscanische Expedition war nicht über Wadi-Halfa hinausgegangen, Wilkinson nur wenig höher hinauf bis Semneh. Die Pyramiden von Meroë bei Begeravie, die Tempelreste von Naga und Wadi-e-Sofra und die Ruinen von Soba wurden untersucht und hier einige Reste der alten Landessprache jener Gegenden in einer der coptischen ähnlichen Schrift gefunden. Bei Gebel Barkal war die nördliche, ältere und nach den Resten zu urtheilen auch bedeutendere Hauptstadt des Meroitischen Staates Napata. Die älteste Kunstepoche hier ergeben die Denkmäler als eine rein ägyptische. Sie geht in die Zeiten des großen Ramses zurück, der seine Macht nicht nur nach N. sondern auch nach S. am weitesten ausdehnte. Er errichtete hier bereits einen ansehnlichen Tempel. Die 2te Epoche beginnt mit dem Könige Tahraka (D. 25, 3), dem Thirsaka der Bibel und seinen Nachfolgern. Der Styl unter diesen einheimischen Königen ist nur das treue Abbild des Aegyptischen. Die 3te Epoche ist die der Könige von Meroë, deren Herrschaft sich bis nach Philä erstreckte und auch am Gebel Barkal durch zahlreiche Monumente sich bethätigte. Vrgl. Briefe S. 267.

Von der Nordgränze Dongolahs erstreckt sich ein fast ununterbrochenes Kataraktenland bis Wadi-Halfa. Bei Tombos sind Spuren ägyptischer Herrschaft der Pharaonen der 17ten und 18ten Dynastie. Bei Sesebi Tempelreste von Sethos I der 19ten D.; der große Tempel von Soleb ist von Amenophis III und IV erbaut. Die Tempelreste von Sedeinga und auf der Insel Saï sind aus der 18ten und 19ten Dynastie, der Tempel von Amara jener Insel gegenüber von den Königen von Meroë und Naga erbaut. Zu beiden Seiten des Nils bei Semneh, wo er nur 1150′ breit sich durch hohe Felsufer durchdrängt, liegen die Ruinen alter Tempel aus der 18ten Dynastie. Die gewaltigen Unterbauten namentlich die des Tempels von Kummeh am O. Ufer und die zerstreuten Felsen in der Nähe zeigen aber eine Menge Inschriften aus der 12ten und 13ten Dynastie. Die höchsten Nilschwellen, die hier eine Reihe von Jahren namentlich aus den Regierungen der Könige Amenemha III und Sebekhotep I angeben, zeigen daß der Nil vor etwa 4000 Jahren an 22—24′ höher zu steigen pflegte, als jetzt, wodurch für die obern und untern Länder ganz verschiedene Ueberschwemmungs- und Bodenverhältnisse herbeigeführt werden mußten. (Lepsius Briefe S. 259.)

Bei Wadi-Halfa aus dem Kataraktenlande herausgetreten untersuchte Lepsius die Ruinen von Ibrim (Primis), Anibe, Derr, Amada, Sebua, Dakkeh (Pselchis), Kuban (Contra Pselchis), Gerf-Hussen, Sabagura, Dendur, Kalabscheh (das alte Talmis), Debôt, dann monatelang die Denkmäler der Insel Philä und ihrer Umgebungen der Inseln Bigeh, Konosse, Sehêl, Elephantine und die Steinbrüche zwischen Philä und Assuan. Talmis war lange die Hauptstadt der Blemyer. Lepsius (Briefe S. 264) hält sie für einen Zweig der Meroitischen Aethiopier, der heutigen Bischari. Er hat von dieser Sprache eine Grammatik und ein Wörterverzeichniß mitgebracht. Er glaubt, das Volk, die alten Bewohner von Meroë, als ein sehr merkwürdiges Glied des kaukasischen Sprachstamms dadurch nachweisen zu können. Die demotisch-äthiopischen Inschriften scheinen ihm nur diesen zugeschrieben werden zu können. Auch in Philä entdeckte er eine ganze Kammer in einem der Pylone, die nur äthiopische Darstellungen und Inschriften enthält.

Ombos, die beiden Silsilis, Edfu, der Wüstentempel von Redesieh, El-Kab, Esneh, Tod und Erment wurden dann untersucht, vier Monate auf der Westseite von Theben unter den Felsgräbern von Kurnah und drei andere Monate auf Karnak verwandt. Der Reichthum an Monumenten unter und über der Erde ist aber in Theben so groß daß er lange noch nicht erschöpft ist. Alle Denkmäler da sind aber erst aus dem neuen Reiche, da erst unter diesem Theben die Hauptstadt wurde und vorher die Hyksos alles verheerten; nur aus der 11ten Dynastie fand er einige Reste. Er hat die genauesten architektonischen Pläne sämmtlicher Gebäude und anderer Localitäten, namentlich der Ammonstempel Ramses II, des Grabmals des Osymandyas nach Diodor aufnehmen lassen. Ein Abstecher nach der Halbinsel des Sinai, wo zahlreiche Inschriften gefunden wurden, ergab daß diese Halbinsel, hauptsächlich wegen der Kupferminen, die sich dort auf der Gränze des Urgebirges und des umgebenden Sandgebirges finden, schon in der 4ten Dynastie im 4ten Jahrtausend v. Chr. von den Aegyptern colonisirt wurde. Mehrere Felstafeln auf dem Wege von Wadi nach Machara stellen Könige jener ältesten Dynastien im Kampfe mit den semitischen Urbewohnern dar (vrgl. Briefe S. 336), und die Inschriften von Sarbut el Chadem gehen wenigstens bis zur 12ten Dynastie zurück. Die jüngste Stelle zeigt die Schilder des letzten Königs der 19ten Dynastie, der Ort scheint seitdem verlassen worden zu seyn. (S.) 337.) Auf dem Rückwege durch Unterägypten wurden noch einige dortige Denkmäler untersucht. Nur in San, dem alten Tanis, sind noch die Grundmauern eines Tempels von Ramses II und 12—14 kleine granitene Obelisken desselben ganz oder in Fragmenten. (S. 373.)

Die ganze Reise war vornehmlich zu historischen Zwecken unternommen, sie sollte die früheren Forschungen ergänzen. Es sind daher Lepsius' Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien nicht so interessant zum Anschauen als das große Napoleonische Werk die Description de l'Égypte, aber sie enthalten eine reiche Sammlung von Inschriften aus der ältesten Zeit, die, wenn man sie erst vollständig lesen kann, immerhin manchen Aufschluß über die älteste Weltgeschichte versprechen. Champollion hatte namentlich die Erforschung des ersten Pharaonenreichs von circa 3900—1700 v. Chr. nach Lepsius' Chronologie so gut wie ganz unergründet zurückgelassen und ebenso das ganze äthiopische Alterthum, da er nur bis zur 2ten Katarakte hinaufgieng. 400 große Zeichnungen aus den Pyra-

miden-Feldern von Memphis dienen nicht nur zur Begründung der Chronologie,[1] sondern veranschaulichen auch das blühende staatliche, häusliche und künstlerische Volksleben der Zeit. Auch die Thebäische Glanzzeit des neuen Reichs, ja selbst die Zeit der Ptolemäer und römischen Kaiser erhält ein neues Licht durch Lepsius' Forschungen. Er fand noch Hieroglyphen aus der Zeit des Kaisers Decius, da früher die letztern nur bis Caracalla reichten. Das Lexicon ist durch die Kenntniß einiger hundert Zeichen oder Gruppen vermehrt und die Grammatik vielfach berichtigt. Viele Papierabdrücke der wichtigsten Inschriften gewähren der philologischen Forschung eine sichere Grundlage, und die Auffindung zweier Bilinguen, nämlich hieroglyphisch und demotisch abgefaßter Decrete auf der Insel Philä, von welchen das eine das Decret der Inschrift von Rosette auf die Gemahlin des Epiphanes ausgedehnt enthält, gewähren der Hieroglyphen Entzifferung eine neue Stütze. Nach diesen Denkmälern vermochte Lepsius bereits die Reihe der ersten Götterordnung herzustellen und das merkwürdige Factum zu constatiren, wie Amenophis IV zu Ende der 18ten Dynastie eine vollständige Reformation aller weltlichen und geistlichen Institutionen Aegyptens durchzuführen suchte. Er baute sich eine eigene Residenz in Mittelägypten, im jetzigen Tel-el-Amarna, führte neue Aemter und Gebräuche ein, und beabsichtigte nichts geringeres als das ganze bisherige Religionssystem der Aegypter zu vernichten und an dessen Stelle den einzigen Cult der Sonne zu setzen. Alle Götternamen, mit Ausnahme des Sonnengottes Ra, wurden selbst in den Eigennamen auf allen zugänglichen Denkmälern ausgekratzt, und in allen unter seiner Regierung verfaßten Inschriften kein Gott außer der Sonne genannt; seine Herrschaft dauerte aber nur 12 Jahre.[2]

Die ägyptische Mythologie erhält jedenfalls durch diese Denkmäler eine große Bereicherung; wie weit sie uns in das Innere der altägyptischen Religion werden eindringen lassen, muß die Zukunft erst lehren. Die Epochen der ägyptischen Kunst treten jetzt erst in ihrem eigenthümlichen Charakter hervor. So konnte Lepsius schon drei verschiedene Canones der Proportionen des menschlichen Körpers, eine im ältesten Reiche, eine andere seit der zwölften Dynastie, eine dritte mit gänzlich veränderten Eintheilungsprincipien von Psammetich bis zur Römerzeit unterscheiden. Diese letzte ist die von Diodor Libr. I erwähnte. Die Architektur, Sculptur, Malerei- und die gesammte ägyptische Archäologie werden alle bereichert. Dem ägyptischen Styl fehlt es nicht an einem ausgebildeten, idealen Elemente. Die Darstellungen aus dem gemeinen Leben hat schon Wilkinson sehr vollständig bearbeitet. Hier werden sie mehr nur gesichtet. Auch die Geographie und Chorographie geht nicht leer aus. Wir erwähnten schon der merkwürdigen Thatsache daß nach dem ältesten Nilmesser bei Semneh, wenig oberhalb der zweiten Katarakte, der Wasserstand damals 22' höher war, und da er in der Thebais gleichzeitig 12—15' niedriger als jetzt war, hatte der Nil derzeit im Zwischenlande einen 35' stärkern Fall. Die bedeutende Senkung des Wassers seitdem machte die Nilufer in Nubien der Ueberschwemmung unzugänglich.

Lepsius hat bekanntlich eine Sammlung von ägyptischen und äthiopischen Originaldenkmälern mit fortgeschleppt, die jetzt das ägyptische Museum in Berlin zieren. Da er nicht alle Zeichnungen und Papierabdrücke, die mehr als 2000 große Platten erfordert hätten, publiciren konnte, so suchte er auf 900 Tafeln eine Auswahl zusammenzudrängen. Er hat den Stoff nicht geographisch, wie die Description de l'Égypte, geordnet, sondern chronologisch, wie Rosellini seine Monumenti storici; nur die Karten, topographischen Plane, malerischen Ansichten und architektonischen Aufnahmen mußten davon ausgenommen werden.

So ergibt sich die Eintheilung des Werkes von selbst. Die erste Abtheilung in zwei Bänden ist die geographisch-topographisch-architektonische; vom N. nach S. fortgehend, nicht wie die französischen Werke umgekehrt, folgt diese Eintheilung dem geschichtlichen Laufe. Das Allgemeinere geht dem Einzelnen, das Topographische dem Malerischen und der Architektur voran. Beide Bände sollen 145 Blätter enthalten. Es fehlen noch 7 Landkarten und 24 Blätter mit Ansichten. Die zweite Abtheilung, die geschichtlichen Denkmäler des alten und mittlern Reichs (Bd. III u. IV) enthält auf 153 Tafeln die Pyramiden, Grabdenkmäler, das Labyrinth, und überhaupt die Denkmäler der 4ten bis 13ten Dynastie, und ist bereits vollständig erschienen. Die dritte Abtheilung (Bd. V—VIII) gibt auf 304 Tafeln die geschichtlichen Denkmäler des neuen Reichs von D. 17—30 bis Alexander den Großen. Abtheilung 4 (Bd. IX) auf 90 Blättern die geschichtlichen Denkmäler der Ptolemäer und römischen Kaiser. Die fünfte Abtheilung (Bd. X) wird die äthiopischen Denkmäler von Sabako an enthalten; die sechste Abtheilung die hieratischen und demotischen Inschriften Aegyptens und Aethiopiens, die der Sinai-Halbinsel, endlich phönicische, griechische und römische Inschriften aus diesen Ländern. Bd. XI mit den hieratischen, demotischen und äthiopischen Inschriften auf 69 Blättern liegt uns bereits vor; Bd. XII mit den übrigen Inschriften wird noch erwartet. Die wenigen dem Verkaufe übergebenen Exemplare kosten den ursprünglichen Käufern 440 Thaler, spätern von jetzt an 660. Leider ist von dem Textwerk, in gr. 4°, nicht über 20 Bogen für jede Abtheilung, das umsonst nachgeliefert werden soll, noch nichts erschienen, und steht daher dieses große Werk, wie Lepsius Todtenbuch und anderes, bis jetzt ohne alle Erklärung da. Die Tafeln enthalten nicht einmal die nöthigsten Andeutungen. Lepsius verspricht (vorläufige Nachricht S. 33), außer der Beschreibung des Nilthales zur ersten Abtheilung, für die übrigen Abtheilungen auch keineswegs eine antiquarisch erschöpfende Behandlung der Darstellungen, noch eine vollständige Uebersetzung der Inschriften, weil eine solche noch nicht möglich ist, sondern nur die allgemeinen und gesichertsten Erläuterungen zu jeder Tafel. Der Druck ist überaus üppig, da man nach Franzosenart in Preußen bei solchen Gelegenheiten tief in den Staatsbeutel einzugreifen pflegt. Es sind Lithographien, die ägyptischen Darstellungen durch eine besondere Tonplatte vom weißen Grunde herausgehoben. Der Kalkstein ist durch einen gelblichen, der Sandstein durch einen mehr grauen, der Granit durch einen röthlichen Ton angezeigt; wo die Originalfarben hinreichend erhalten waren, sind sie durch Farbendruck möglichst treu wiedergegeben. Das große Format der Tafeln macht sie aber, wie Lepsius selber bemerkt, für den Gebrauch höchst unbequem, und die Ueppigkeit der Ausführung das

[1] Die Wiederherstellung der zwölften Dynastie in Lepsius: über die zwölfte ägyptische Königsdynastie. Berlin 1853. 4. hat Bunsens und Vicomte de Rougé's Beistimmung.

[2] S. Lepsius über den ersten ägyptischen Götterkreis und seine geschichtlich mythologische Entstehung. Berlin 1851. 4. S. 40.

Werk nur wenigen zugänglich. Wenn die Inschriften in ein Paar Quartbände zusammengedrängt worden wären, würde das Studium derselben sehr erleichtert worden seyn.

Die Handelskrisis und die brittische Bankgesetzgebung.

Es gibt eine Classe von Leuten, welche, obgleich nicht unempfindlich gegen die Verluste und Beschädigungen ihrer Landsleute und Mitmenschen, dennoch über die letzte Krisis frohlocken. Es sind dieß die wissenschaftlichen Beobachter, die den Erscheinungen in der Welt der Güter und der Werthe dasselbe Interesse abgewonnen haben, wie den Lehren der lebendigen und bewegten Natur. Und nie war eine Katastrophe „genußreicher" für den Sachverständigen als die eben überlebte, deren Erschütterungskreise über beide Ränder der atlantischen See sich erstreckten. Namentlich haben wir Erfahrungen in Bezug auf das Wesen der Bankgeschäfte gewonnen, die zu unschätzbaren Erkenntnissen in der Wissenschaft geführt haben.

England wird von Zeit zu Zeit, etwa von zehn zu zehn Jahren, von großen Erschütterungen des Credits heimgesucht, die man als Handelskrisis oder ein over-trading bezeichnet. Sie werden veranlaßt durch Jahre welche die Speculation sehr begünstigten, und den Importeuren und Exporteuren große Gewinne zuwarfen, indem fortwährend der Preis der großen Stapelartikel stieg. Diese günstige Conjunctur (auf deren ewige Dauer der Gewinnlustige rechnete) in vollem Grade auszubeuten, sucht jedermann seinen Credit aufs äußerste zu erschöpfen. Er kauft mit eigenem und fremdem Geld Handelsgüter, in der Hoffnung sie zu höherem Preise loszuschlagen. Das geht so lange bis nach der zoologischen Fabel, eine Feder zu den übrigen Lasten gefügt, den Rücken des Kamels bricht. Jeder will jetzt verkaufen, um seine Gläubiger mit dem Erlös zu befriedigen, da aber der Markt überladen, Geld rar und Käufer noch rarer sind, so ist der Absatz entweder gar nicht oder nur mit großem Verlust auszuführen. Wenn der Speculant nur ein halbes Jahr Zeit hätte, wenn er den Eintritt besserer Conjuncturen erwarten könnte, so wäre ihm geholfen. Geholfen wäre ihm auch, wenn seine Gläubiger ihm noch ein halb Jahr lang den Credit verlängerten. Allein seine Gläubiger sind zugleich die Schuldner anderer Darleiher, sie warten mit derselben Ungeduld auf ihr ausgeliehenes Geld, als ihre Gläubiger nach der Rückkehr ihrer Gelder sich sehnen. Jedes Capital welches flüssig wird, und das sonst wieder sogleich in den Handel zurückkehrte, flüchtet sich in die Sicherheit. So haben wir gesehen daß die Privatdepositen der Bank von England mit dem Steigen der Katastrophe anschwollen. Jeder wollte wenigstens etwas retten, wenigstens eine in jedem Augenblick verfügbare Reserve zur Verfügung haben.

Das Studium früherer mercantiler Leiden führte Sir Robert Peel auf den guten Wahn, daß sich die brittische Nation durch einen sinnvollen arithmetischen Apparat vor der Wiederkehr solcher Handelskrämpfe schützen ließe. Die Bank von England, der Allerweltsgläubiger, sollte unter die Vormundschaft eines sich selbst regulirenden Princips gestellt werden. Dieß war die Bankacte von 1844. Man hatte bisher geglaubt daß die Bank von England durch ihre Notenemissionen sehr beträchtlich auf die Preise der Handelsgüter einwirken könne. Es galt die Lehre, daß durch eine fühlbare Emission von Banknoten das Geld im Lande — also Gold und Banknoten — eine Entwerthung erleiden, mithin alle übrigen Handelsartikel im Preise steigen müßten. Nahte nun eine Handelskrisis, so wurde sie durch den Credit welchen die Bank gewährte, auf doppelte Art gefährlicher. Je länger die Bank borgte, desto länger wurde die Krisis zwar verzögert, desto furchtbarer mußte aber auch die Explosion seyn. Je mehr die Bank borgte, desto mehr kamen auch Banknoten in Umlauf, desto tiefer sank der Werth des Geldes, desto länger blieben die Preise der Speculationsartikel hoch, desto länger behielt die Speculation den Athem, desto tiefer aber mußte dann der Sturz erfolgen.

Gestützt auf diese theils richtigen, theils irrthümlichen Erkenntnisse ersann Sir Robert Peel seinen Apparat. Wenn er die Bank frühzeitig vor der Annäherung einer Krisis zwang ihren Credit einzuschränken, so entzog er der Speculation das Mittel sich allzu tief zu engagiren, er verhinderte — wenn seine Theorie richtig gewesen wäre — eine übertriebene Ausgabe von Banknoten, und in Folge dieser ein künstliches Heraufschrauben in den Preisen der Speculationsartikel. Er suchte nun seinen Zweck auf eine sehr einfache Weise zu erreichen. Das Capital der Bank betrug 14,500,000 Pf. St.,[1] für den gleichen Werth wurde ihr verstattet Banknoten ohne irgend eine baare Reserve auszugeben. Allein für jedes Pfund über diese Summe mußte Gold im Werth von einem Pfund in den Kellern der Bank liegen. Man konnte mit Hülfe dieses Gesetzes immer das Minimum des Bullion oder der Metallvorräthe der Bank berechnen, sobald man die Ziffer des Notenumlaufs kannte. Betrug dieser 20 Mill., so mußten mindestens $5\frac{1}{2}$ Mill., betrug er 25 Mill., so mußten mindestens $10\frac{1}{2}$ Mill. edler Metalle in den Händen der Bank sich befinden. Damit nun das Gesetz kein todter Buchstabe bleibe, so theilte Sir Robert Peel die Bank in zwei Körper mit verschiedenen Functionen. Der eine davon hieß der Zweig der Notenausgabe (issuing department). Dieses Geschöpf hatte nichts zu thun als Gold gegen Banknoten, Banknoten gegen Gold auszuwechseln. Die Bilanz dieser Schatzkammer stand immer auf dem Pari des Gesetzes. Immer betrug die Summe der Banknoten, welche sie über 14,500,000 Pf. St. ausgegeben hatte, genau so viel als die Summe der vorräthigen Metalle. Sie gab keine 10 Pf. in Gold aus den Koffern, wenn nicht 10 Pf. in Banknoten zurückkehrten, keine 10 Pf. in Banknoten, außer gegen 10 Pf. in Gold. Alles was mensch-

[1] Es sind hier des leichtern Verständnisses wegen die Ziffern abgerundet worden, auch betrug zu Sir Robert Peels Zeiten die Gränze der unbedeckten Circulation nur 14 Mill., statt wie jetzt 14,475,000 Pf. St.

liche Vorsicht nur erdenken konnte, schien hier erreicht. Es mochten noch so viel Banknoten ausgegeben seyn, immer hatte die Bank Baarmittel in Genüge, um sie auszulösen, so lange nicht das Publicum begehrte auch von dem Minimum des Banknotenumlaufs (von den $14\frac{1}{2}$ Mill. Pf. St.) Noten in Gold verwandelt zu sehen; ein Fall der nie eingetreten ist und nie eintreten kann, weil der tägliche Verkehr einen weit größern Umlauf als $14\frac{1}{2}$ Mill. Banknoten nicht entbehren kann. Sir Robert Peel durfte sich daher einbilden daß er auf ewige Zeiten eine Suspension der Umwechselung von Noten in Metall verhindert habe, so lange sein Gesetz in Kraft blieb. Eine solche Katastrophe, wie sie durch den Leichtsinn von Bankdirectoren hätte herbeigeführt werden können, schien auf immer abgewendet; das Gesetz, ein unerbittlicher arithmetischer Apparat, hatte der menschlichen Willkür jeden Spielraum entzogen. So schien es wenigstens.

Es war im Grunde nur ein guter Wahn. Nehmen wir das erste beste unbefangene Bülletin zur Hand. Im Januar 1851, in tiefster Ruhe bei einem Discont von $2\frac{3}{4}$ bis 3 Proc., hatte die Bank von England:

	Passiva		Activa
Banknoten	20.80 Mill.	Baar Geld	14.61 Mill.
Depositen	17.63 „	Wechsel	12.86 „
		Lombard	14.17 „
	38.43 „		41.64 „

Nach dem Peel'schen Gesetz hätte die Bank bei $14\frac{1}{2}$ Mill. baar Geld 29 Mill. Banknoten in Umlauf setzen dürfen, also $8\frac{1}{5}$ Mill. mehr als sich wirklich im Umlauf befanden. Setzen wir den Fall, eine unvorhergesehene Katastrophe hätte einen panischen Schrecken verbreitet und es wären über 6 Mill. Banknoten gegen Gold eingewechselt, der Baarvorrath daher auf $8\frac{1}{2}$ Mill. verringert worden. Wären nun gleichzeitig die Gläubiger der Bank erschienen und hätten die Rückzahlung ihrer $17\frac{1}{2}$ Millionen Depositen begehrt, so hätten der Bank 9 Millionen gefehlt, um ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, und sie hätte in diesem Falle entweder ihre Wechsel und Pfänder verkaufen oder, wenn das nicht ausführbar war, die Rückzahlung der Depositen einstellen, d. h. sich insolvent erklären müssen. Der Fall wäre im Januar 1851 absurd gewesen, denn eine Katastrophe tritt nicht über Nacht ein, die Bank behält immer noch Zeit, wenn sie sich beim Herannahen einer Krisis in günstiger Lage befand, ihre Wechsel verfallen zu lassen, die Discontirung frischer Papiere einzustellen oder zu beschränken, und auf diese Art Schritt zu halten mit dem Schwinden ihres baaren Geldes. Der hypothetische und absurde Fall soll hier nur den Nachdenkenden auf ein historisches Ereigniß vorbereiten, und soll zu der Erkenntniß führen daß der gesetzliche Apparat Sir Robert Peels durchaus nicht die Solvenz der Bank von England sicherte, sondern diese immer noch von dem vorsichtigen und gewissenhaften Betragen der Bankdirectoren abhängig machte. Das Stammcapital der Bank ist bekanntlich nicht in baarem Zustande vorhanden, sondern vier Fünftel ($11\frac{1}{2}$ Mill.) davon der Regierung geliehen. Der Baarvorrath zur Umwechslung gegen Banknoten ist geliehenes Geld, sind Depositen welche mit oder ohne Kündigung zurückgezogen werden können. Mit diesem Gelde operiren die Bankdirectoren, kaufen sie Wechsel und gewähren sie Darlehen. Es kann daher geschehen daß sich die Bilanz des Notendepartements in größter Ordnung befindet und dennoch die Bank am Rande der Insolvenz steht. Die Gläubiger der Bank bestehen nämlich aus zwei Arten: zuerst aus dem Publicum welches die Banknoten in der Tasche trägt. Für dieses hat Sir Robert Peel vortrefflich gesorgt, denn er zwang die Bank für jede Banknote über $14\frac{1}{2}$ Millionen stets baar Geld zur Umwechslung bereit zu halten. Die zweite Art von Gläubigern sind die Depositoren, mit deren Geld die Banknoten eingewechselt werden. Sie sind völlig schutzlos oder nur abhängig von der vorsichtigen oder muthwilligen Operation der Bankdirectoren. Daß große Krisen nicht durch einen vom Gesetz beschränkten Umfang der Notencirculation abgewendet werden können, beweist am klarsten die Hamburger Katastrophe, insofern dieser Handelsstaat einen rein metallischen Geldumlauf besitzt, also gar nicht durch übertriebene Notenausgabe in Verlegenheiten gerathen konnte. Eine gleiche Illustration gewährt uns die Zahlungseinstellung der New-Yorker Banken. Diese Institute stehen noch unter einer viel strengeren Gesetzgebung in Bezug auf ihre Notenausgaben, als die Bank von England. Sie müssen für jede Summe ihres Umlaufes einen gleich hohen Betrag von Staatspapieren deponiren und außerdem den achten Theil des Umlaufes in baarem Gelde in der Casse haben, so daß unter öffentlicher Controle für je 100 Dollars Banknoten 112 Dollars Deckung vorhanden sind. Der Stand dieser Banken war folgendermaßen:

	Jun. 1852. Doll.	Jun. 1856. Doll.	Sept. 1857. Doll.
Capital . . .	59,705,000	92,334,000	107,507,000
Notenumlauf . .	29,940,000	30,705,000	27,122,000
Depositen . . .	65,634,000	96,267,000	84,529,000
Discont und Anlehen	127,245,000	174,141,000	170,846,000
Baar Geld . .	13,304,000	18,510,000	14,321,000

Hier gibt es für jeden, namentlich für die unglückseligen Theoretiker genug zu lernen. Vor allen Dingen mögen jene gedankenlosen Bankphilosophen studieren welche immer und immer wieder mit ihrem Recept kommen: eine Bank befinde sich in heilem Zustande, wenn ihr Baarvorrath den dritten Theil ihres Notenumlaufes betrage. Die Werthrelation zwischen Noten und baar Geld lehrt uns gar nichts, und kann auch kein Vertrauen gewähren. Die New-Yorker Banken hatten beim Ausbruch der Krisis mehr als die Hälfte ihres Notenumlaufes durch baares Geld gedeckt und mußten dennoch ihre Zahlungen einstellen. Ebenso gedankenlos ist eine in Deutschland in Curs gesetzte Theorie, nach welcher der Umfang der Notenausgabe in ein Zahlenverhältniß zum Bankcapital gebracht werden soll. Im Junius 1852 konnten die New-Yorker Banken ohne Gefahr ihren Notenumlauf über die Hälfte ihres Capitals ausdehnen. Im September 1857, wo der Notenumlauf nur das Viertel ihres Capitals betrug, brach die Krisis aus. Immer und immer wird die Sicherheit einer Bank nur davon abhängen, ob die Directoren mit Vorsicht discontiren. Es kann dann geschehen daß gerade durch gesetzliche Vorkehrungen das Uebel herbeigezogen wird.

Am Beginn des October 1847 stand der Discont in England $5\frac{1}{2}$ Proc., am 25. desselben Monats 8 Proc. Das erste Bulletin am Beginn des Monats lautete $20\frac{1}{2}$ Mill. Banknotenumlauf, $8\frac{1}{2}$ Mill. Baarvorrath, 15 Mill. Depositen, $30\frac{9}{10}$ Mill. Lombard und Wechselportefeuille. Die Bank hätte damals noch 2 Millionen

Banknoten mehr ausgeben können, dennoch sah sie sich genöthigt seit dem 14 October jeden Vorschuß auf Staatspapiere zu verweigern, den Discont auf 8 Proc. zu erhöhen und sich von der Regierung ermächtigen zu lassen, baares Geld aus der Abtheilung der Notenausgabe in die Bankabtheilung herüberzuziehen gegen das Peel'sche Gesetz. Es lag hier der Fall vor daß sie ohne diese Ermächtigung die Rückzahlung von Depositen hätte verweigern müssen, obgleich der Banknotenumlauf von 20 Mill. etwas kleiner war als der normale Umfang der vorherigen Jahre. Mit Recht und mit Glück wurde das Gesetz Sir Robert Peels umgangen. Hätte man gezögert und wäre die Bank genöthigt worden die Zahlungen an ihre Depositengläubiger einzustellen, so wäre die Folge gewesen daß wahrscheinlich auch die Banknotenbesitzer, ängstlich gemacht, die Umwechslung begehrt und die Katastrophe verschlimmert hätten. Hier liegt das mangelhafte des berühmten Gesetzes. Es trennt, was immer ein Ganzes bleiben sollte, es sorgt für die einen Gläubiger der Bank auf Kosten der andern, und es enthebt die Directoren zum Theil der Verantwortlichkeit. Wenn sie nur immer ihre Metallvorräthe in dem vorgeschriebenen Gleichgewichte halten, so erfüllen sie das Gesetz welches ihnen keinen Zwang in Bezug auf ihre Bankgeschäfte auferlegt. In der Praxis gestaltet sich nämlich das Verfahren folgendermaßen. Das Bureau der Notenausgabe gibt dem Bankdepartement so viel Noten über 14½ Mill. als dieses ihm an baarem Gelde aushändigt, und dieses baare Geld stammt von den Depositen und den Depositargläubigern der Bank. Es wird also das Bankdepartement immer einen größern oder geringeren Vorrath von Noten und baar Geld noch in Händen haben, der unbeschäftigt in der Casse liegt. Gesetzt der Notenumlauf steht auf 20 Mill., so wird das Notendepartement 5½ Mill. baar Geld besitzen. Waren nun 15½ Mill. in Depositen vorhanden und 5½ Mill. davon in dem Notendepartement zurückgelegt werden, so hatte das Bankdepartement 30 Mill. (20 Mill. Banknoten, 10 Mill. Depositen) in den Händen um Wechsel zu discontiren und Vorschüsse gegen Staatspapiere zu leisten. Wenn das Bankdepartement aber nur 24 Mill. davon verwendete, so blieben in seinen Händen noch sechs Mill. Dieß nennt man die Reserve des Bankdepartements, und sie findet sich auf jedem Bulletin unter den Activen dieses Zweiges aufgeführt. Der hohe oder der niedrige Stand dieser Reserve ist die entscheidende Ziffer in jedem Bankausweis, und es fällt niemand in England ein zu fragen, steht das Baargeld zum Banknotenumlauf 1:2, 1:3 oder 1:4 denn die Bank kann sich am Rande einer Katastrophe befinden mit der Hälfte des Notenumlaufes als Baarvorrath und in völliger Windstille bei ¼ Baardeckung ihres Notenconto. Solange die Bank noch 4—6 Mill. Bankreserve besitzt, ist sie wenigstens auf 6—8 Wochen noch Meister ihres Schicksals. Die Höhe der Reserve ist die eigentliche Deckung für die Depositengläubiger, denn für die Banknotengläubiger sorgt das Peel'sche Gesetz. Nun beruhte bisher die Politik der Bankdirectoren darauf, die Höhe der Reserve in einem arithmetischen Gleichgewicht mit den Depositen zu halten. In Zeiten wo Ueberfluß an Capital ist, steht die Reserve zu den Depositen wie 1:2, wenn der Markt knapper wird, wie 1:3 und bei großer Kargheit wie 1:4. Man wird jetzt ein Verständniß der letzten Krisis gewinnen durch folgende Zifferreihen.

	Bankreserve. Pf. St.	Depositen. Pf. St.	Discont. Proc.
19 September	6,108,000	17,047,000	
26 „	6,014,000	17,654,000	
3 October	4,606,000	18,245,000	
10 „	4,024,000	18,169,000	6
17 „	3,217,000	15,965,000	7
24 „	3,485,000	16,124,000	8
31 „	2,258,275	16,649,000	8
4 November	2,155,000	16,781,000	9
11 „	957,000	17,249,000	10

Am 18 November 1857 wurde die Bankacte suspendirt, insofern 2 Mill. Baargeld aus dem Notendepartement als Reserve in das Bankdepartement übergiengen. Im Grunde war die Verletzung des Gesetzes nur zeitweilig und nur imaginär, denn beim Bankausweis am 25 November betrug die Bankreserve etwas mehr als 2 Mill., so daß die gesetzlich erforderliche Deckung für den Notenumlauf immer vorhanden war. Rapid wie die Krisis kam, ist sie auch gegangen, denn am Schluß des Jahres (23 December) stand die Reserve des Bankdepartements (im Sinne des Peel'schen Gesetzes) bereits wieder auf 5,426,670 Pf. St. Fragt jemand woher es kam daß sich die Situation so rasch veränderte, so ist die einfache Antwort, weil sich vom 10 October bis zum 18 Nov. der Credit, welchen Wechselschuldner verlangten, von 22,⁹ auf 30,³ Mill. erhob, so daß dieses Begehren, da sich die Depositen auf ziemlich gleicher Höhe hielten, nur befriedigt werden konnte, indem die Bank ihren Baarschatz von 10 auf 6½ Mill., und ihre Vorschüsse gegen Staatspapiere von 10½ auf 6½ Millionen verminderte.

Man sollte nun meinen daß das Peelsche Gesetz gegenüber seinen Anfechtungen längst nicht mehr haltbar geworden sey. Leute, die sonst nie mit einander übereinstimmen, die Geschäftswelt und die Gelehrten, verurtheilen den Apparat des großen Staatsmannes. Jeder bankerotte Speculant in Großbritannien schreibt sein Unglück nicht seiner eigenen Leidenschaft und Gewinnsucht zu, sondern schiebt die Schuld auf die Bank und die Bankgesetze. Hätte die Bank, der große Borger, ihm den Credit nur noch drei Monate prolongirt, so wäre die Krisis überstanden, und unser vom Unheil betroffener Freund gerettet gewesen. In ruhigen Zeiten bedarf es keiner Peels-Acte, um die arithmetische Symmetrie zwischen Notenumlauf und Baarvorrath herzustellen, denn sie entsteht von selbst, in bedrohten Momenten aber, in der Zeit wo alle Welt des Credits am meisten bedarf und wo die Bank durch eine kühne Erweiterung ihres Notenumlaufs helfen könnte, ist sie genöthigt spröde zu werden, den Zinsfuß zu erhöhen, und wenn das nicht hilft, keine Pfänder mehr anzunehmen, und wenn auch das noch nicht ausreicht, den Disconto zu verweigern, während sie noch Millionen baar Geld in ihren Kellern liegen hat, und der Notenumlauf so klein ist daß ein Andrang an die Cassen zur Auswechselung gar nicht zu befürchten wäre. So spricht der Geschäftsmann. Die Gelehrten dagegen tadeln die Willkür welche jedenfalls darin liegt den Umfang des ungedeckten Notenumlaufs auf 14½ Mill. festzusetzen; die ungerechte Bevorzugung der Notengläubiger vor den Depositengläubigern; den Irrthum Sir Robert Peels, daß durch eine jederzeit in Gold umsetzbare Note jemals

der Werth des Geldes (Gold und Noten) eine Entwerthung erleiden könne; die beständigen Schwankungen in der Höhe des Disconto, den die Bank von England zu verändern genöthigt ist; das muthwillige Heraufbeschwören von Krisen, und von Besorgniß vor Krisen durch die Erhöhung des Disconto; die Mangelhaftigkeit eines Gesetzes, welches seit 14 Jahren zweimal, wenn auch nicht verletzt, doch zeitweilig außer Kraft gesetzt werden mußte.

Und dennoch werden wir sehen daß in der nächsten Session das Peel'sche Gesetz siegreich gegen seine Angreifer bestehen wird. Noch hat der menschliche Scharfsinn keine Formel erfunden, nach welcher sich eine so mächtige Maschine, wie die Bank von England, verständig und untadelhaft lenken ließe. Alles was man ersinnen mag, wird Mängel zeigen, wie denn keine Ziffer und kein Element, und eben so wenig die Relation zwischen zwei Elementen in einem Bankbulletin einen treuen Spiegel von dem Zustande des Geldmarktes gewährt, sondern nur alle zusammen und alle gegen einander abgewogen werden wollen. Das Peel'sche Gesetz gewährt sicherlich große Wohlthaten; hat es große Krisen nicht abgewendet und kann es sie nie abwenden, weil diese dem nationalen Naturell, dem verwegenen Geiste irgend eines Handelsstandes [1] entspringen, so beginnt es doch frühzeitig ihnen entgegen zu arbeiten; die Katastrophe reift schneller, sie hat nicht Zeit weit um sich zu greifen, und die Heilung stellt sich unmittelbar ein. So wie nämlich die Bankreserve zu schwinden beginnt oder dünner wird, muß die Bank ihren Discont erhöhen. Eine Erhöhung des Disconto schüchtert die Speculation ein, sie verbietet eine Reihe von Unternehmungen, die überhaupt nur bei niedrigem Zinsfuß ausgeführt werden können. Der Handelsstand ist gewarnt, um zeitig genug an eine Abwickelung der Geschäfte zu denken, und nicht eher neue zu unternehmen, als bis die Rimessen für das embarkirte Capital zurückkehren. Es ist wahr, im Jahre 1856 hat die Bank den Zinsfuß sehr hoch gesetzt und ihn 1857 auch hoch erhalten, ohne daß die Krisis abgewendet worden wäre, allein um wie viel größer wäre die Niederlage gewesen wenn der Discont statt auf 5 und 6, auf 3 und 4 Procent gestanden wäre? Es ist ganz richtig daß beim Ausbruch der Krisis die Bank manches verlorne Kind noch hätte retten können, wenn sie drei Monate noch länger geborgt, wenn sie die Goldbarren in ihren Kellern losgelassen hätte, allein weit wahrscheinlicher ist es daß, hätte sie drei Monate länger geborgt, die Krisis drei Monate später und um eben so viel Millionen heftiger gewesen wäre als sie mehr geborgt haben würde, denn der Speculant gelangt nicht eher zur Besinnung als bis das ominöse: le jeu est fait erschallt. Er würde die drei Monate Frist nicht zur rechtzeitigen Umkehr, sondern zur Fortsetzung seiner Nachtwandeleien benutzt haben; denn es ist eine alte Erfahrung daß der Spieler nicht eher zur Besinnung kommt, als bis es längst zu spät ist. Der Mensch liebt es der ersten Ursache das Uebel zuzuschreiben, und nicht nachzudenken ob diese Ursache nicht die Wirkung eines andern bewegenden Elementes ist. Der hohe Discont setzt ihn in Verlegenheit und er beginnt daher gegen die Peelsacte zu polemisiren, aber er bedenkt nicht daß die Höhe des Disconto nur eine Folge von dem geringen Angebot des Capitals war, und daß hohe Preise das einzige Heilmittel gegen Dürftigkeit der Märkte sind. Es ist richtig daß das Peel'sche Gesetz die Notengläubiger auf Kosten der Depositengläubiger begünstigt, den erstern den unerschütterlichen Schutz seines Ziffernapparates gewährt, die andern auf die Umsicht und Behutsamkeit der Directoren verweist. Allein in diesem Punkte dachte Sir Robert als Staatsmann, und dachte viel richtiger als seine Kritiker. Hält man sich streng an sein Gesetz, so kann eine Insolvenz der Bank nur in dem Sinne eintreten daß die Rückzahlung der Depositen zeitweilig eingestellt wird, während die Noten beständig in Gold umsetzbar bleiben. Eine Insolvenz des Notendepartements wäre ein nationales Unglück, eine Insolvenz des Bankzweigs würde nur die Capitalisten und den Handelsstand treffen. Sir Robert Peel unterschied zwischen der Banknote und irgend einem andern gebräuchlichen Zahlungsmittel. Seine theoretischen Gegner, unter andern der redselige Tooke, haben ihn mit Unrecht eines Irrthums geziehen, sie wollten den Unterschied nicht gelten lassen und traten mit dem Axiom auf: wenn Banknoten Papiergeld sind, dann sind Wechsel und andere Formen von Uebertragungen einer Geldforderung auch Papiergeld.

Es bedarf weniger Worte um Sir Robert Peel zu rechtfertigen. Eine Banknote, mag nach den Gesetzen nun ihre Annahme frei stehen oder mag sie verweigert werden dürfen, ist für Handel und Wandel bestimmt, es kann sie jeder annehmen und ausgeben, wer ihren Werth nach der Physiognomie kennt oder die aufgedruckte Werthanzeige zu lesen vermag. So lange die Bankcassen gegen die Noten baar Geld auswechseln, hat die Banknote immer einen festen Werth. Wer die Banknote ausgegeben hat, ist dem Empfänger nicht mehr verbindlich. Ganz anders beim Wechsel. Der Werth eines Wechsels läßt sich nicht von jedermann bestimmen, es kann ihn nur jemand annehmen welcher mit der Natur dieses Zahlungsmittels scientifisch vertraut ist. Wer mit einem Wechsel zahlt, haftet dem Empfänger bis der Wechsel gezahlt ist. Der Werth der Banknote beruht auf den gesetzlichen Vorkehrungen, die zu ihrer Einlösung getroffen sind, der Werth eines Wechsels nur auf dem Credit der Leute durch deren Hände er gegangen ist. Mit einem Worte, die Banknote ist ein populäres, der Wechsel ein mercantiles Zahlungsmittel. Man kann darüber streiten ob die Banknote Papiergeld sey, je nach dem Begriffe welchen man dem letztern Ausdruck beilegt, es wird aber niemand einfallen den Wechsel Papiergeld zu nennen. So wird denn die Peel'sche Bill zwar nicht mehr für ein Meisterstück menschlichen Scharfsinnes ausgegeben, aber dennoch als ein gutes Schutzmittel des öffentlichen Credits betrachtet werden, dessen Wohlthaten immerhin beträchtlicher sind als seine Nachtheile.

[1] Man denke an Hamburg und Bremen. Dort zeigte sich ganz klar, daß der beste Schutz gegen große Erschütterungen des Credits im Blute der Speculanten liegt.

Delhi und die Timuriden.

(Quarterly Review.)

Für den Engländer ist Calcutta die Hauptstadt Indiens, für den Eingebornen dagegen ist diese moderne „Stadt der Paläste“ ein bloßes kürbißartiges Wachsthum des Handels und des Angriffs. Alle seine Gedanken von königlicher Herrschaft und Regierung haben für ihn ihren Vereinigungspunkt in den stolzen Besten Delhi's, bei dessen Mauern es annoch Pfeiler gibt mit lesbaren Inschriften aus dem Jahr 325 vor Christi Geburt, und mit andern in unbekannten Charakteren welche über das Gedächtniß oder die Sehweite des Menschen hinausreichen. Es ist die Stadt nicht Eines Glaubens oder Einer Dynastie. Buddhistische, brahmanische und musulmanische Denkmäler stehen gruppenweise unversehrt, oder verfallen neben einander; Hindu, Afghane, Radschpute, Tatar, Mongole, Perser, Mahratte und Rohilla — jeder hat hier seine historische Genossenschaft. Auf acht Meilen südlich von der jetzigen Stadt, auf einer unfruchtbaren Ebene, längs den Ufern eines brackischen und unschiffbaren Flusses, liegen, wie die Eingebornen glauben, die Ruinen von fünftausend Jahren. [1] Grundmauern und Bruchstücke von Thoren, Karawansereien, Moscheen, Mausoleen, in rothem Sandstein und weißem Marmor, alte Forts von Schahs verschiedener Dynastien und Glaubensbekenntnisse, geblendeten, verstümmelten, vergifteten, ermordeten und entthronten — „welche bauten wie Riesen und ihre Arbeit lieferten wie Juweliere“ — finden sich in buntem Untereinander mit den Gräbern und Gärten ihrer Lieblingsweiber und Töchter, und diese Ruinen waren in den heitern Tagen des modernen Delhi das Ziel von Ausflügen und Pic-nics der brittischen Residenten. Die Mauern der jetzigen Stadt haben sieben (engl.) Meilen im Umfang, und hier wohnte im Palast seiner Vorfahren, mit einem monatlichen Gnadengehalt von 80,000 Rupien abseiten der brittischen Regierung, Bahader Schah, der Repräsentant der großen Mogul-Dynastie, welche einstmals die ganze Halbinsel mit souveräner Macht beherrschte. Hindu und Musulman betrachteten ihn immer noch als die eigentliche Quelle der Ehre und des Titels, und bis noch vor ein paar Jahren erhielten ihre Prinzen die feierliche und gesetzliche Investitur von ihm. Von seinem Vorfahr empfieng der Eroberer Clive selber die Vollmacht zur Ausübung seiner Autorität in Bengalen, und bis zum Jahr 1827 erwarb England keine neue Provinz ohne ein Gesuch um die nominelle Sanction und den amtlichen Firman an diesen Herrscher gestellt zu haben. Selbst noch in diesem Jahr näherte sich der Repräsentant des Generalgouverneurs dem Großmogul mit gefalteten Händen, und Fremde wurden ihm wie einem König vorgestellt, und schätzten sich glücklich das Killut oder Ehrenkleid, mit dem er sie gewöhnlich entließ, von ihm zu erhalten. Er empfieng keine Briefe, sondern nur Bittschriften, und erwiederte nie einen Gruß. Der Zustand der Stadt und des Palastes, in denen Schmutz und Luxus sich die Hände reichten, fand sein treffendes Sinnbild in der Beschaffenheit des königlichen Hofes. Die weiten Marmorhallen giengen einem raschen Verfall entgegen. Krähen und Weihen und unreine Vögel nisteten inmitten der Mosaiken und auf den Boden stürzenden Sculpturen, und Schlingpflanzen zerrissen die Mauern oder verdeckten die eingeschnitzten Koransprüche. Im öffentlichen Audienzsaal befindet sich noch der Himmel des Pfauenthrons, der, auf 6 Mill. Pfund Sterling angeschlagen, gerade den zehnten Theil des Schatzes bildete welchen Nadir Schah nach Persien abführte, als er, in diesem selben Gemach, den Turban mit dem besiegten Kaiser Mohammed Schah wechselte, und durch diesen Wechsel den Koh-i-Nur erlangte, welchen Mohammed bis zu jener Zeit getragen hatte. In diesem verfallenen Paradies morgenländischen Sensualismus schwelgte das Haus Timurlenks noch immer in ungezügelter Schlechtigkeit. Die königliche Familie, bestehend aus vielen Hunderten müßiger, liederlicher, schamloser Menschen, die zu stolz oder zu verweichlicht für den Kriegsdienst waren, lebte in gänzlicher Abhängigkeit von den Gnadengehalten des Königs. Zu ihrer Belustigung versammelten sich aus ganz Indien die wundervollsten Gaukler, die gewandtesten Vogelzähmer und Schlangenbeschwörer, die bezauberndsten Tänzerinnen, die geschicktesten persischen Musikanten. Längs des Karnießes an der Außenseite des Dewani-Kaß, oder Privataudienz-Zimmers, ziehen sich, in Goldbuchstaben auf weißem Marmor, die von Moore verewigten Worte hin: „Wenn es ein Elysium auf Erden gibt, ist es dieß, ist es dieß!“ Der Sybaritismus dieser zügellosen Stadt, ihre malerischen und merkwürdigen Gebäude, ihre modernen Häuser in den Vorstädten mit ihren köstlichen Gärten und Orangenhainen und kühlen Verandahs, ihrem müßigen und üppigen Leben, haben manchen jungen Schreiber oder Fähndrich verführt, welcher die Gewalt über Tausende, nur nicht über sich selbst hatte. Er schwelgte hier in dem orientalischen Prunk eines großen Gefolges und grober Ueppigkeit. Die Elephanten mit bemalten Ohren und silbernen Fußringen und kostbaren Haudas, trottend durch die engen Gassen voll überhängender, mit Jalousien verschlossener Balcone, erinnerten an jene Jugendträume morgenländischen Prunks und Geheimnisses, wovon wir anderwärts so wenig gefunden hatten. Die Juweliere und Goldschmiede, die Gürtelverfertiger, die Musivarbeiter und Shawlwirker entfalteten hier ihre reichsten Waaren, und lieferten die schönsten Geschenke in jene Familienschätze welche so manche englische Behausung zieren, und die so mancher Sohn und Bruder freudig in die Heimath gesandt, so manche Mutter und Schwester voll Entzücken empfangen haben.

Allein obgleich die Bevölkerung von 152,000 Seelen sich auf Mohammedaner und Hindus gleich vertheilte, so hatte doch der Moslim hier die Zügel der obersten Gewalt in den Händen. Ihm waren die Namen Mahmud von Ghasni, Timurlenk, Baber, Akbar, Aurengseb bekannte heimische Worte. Durch die sieben Landthore der Stadt waren die Heere ausgezogen welche den Hindu der musulmanischen Herrschaft unterworfen hatten, und durch sie hatten sich die Rosse und Früchte von Kabul, das Rüstzeug von Audh, die Shawls von Kaschmir, die Tribute Hunderter von Fürsten zur Verherrlichung des Großmoguls herein ergossen. Die Prachtgebäude Schah Dschehans verkündigten den Gipfelpunkt ihrer

[1] Bischof Hebers Schilderung der Stadt und sein merkwürdiger Empfang bei dem alten Kaiser dürften jetzt mit neuem Interesse wieder gelesen werden. Das Buch liefert einen Beweis von der Hochachtung der brittischen Regierung für das königliche Geschlecht. Hr. Elliot, damals Resident, bemerkte gegen den Bischof: „er könne nicht die geringste Aussicht wahrnehmen daß, wenn unser Reich im Osten gehe zu Ende, der König von Delhi auch nur für einen Augenblick einen Theil seiner Macht wieder gewinnen werde;“ auch keiner der einheimischen Prinzen werde es der Mühe werth halten den Kaisernamen zu tragen.

Größe, und selbst in der Altersschwäche und im Verfall des Mogulreiches hatte die Wissenschaft noch ein umfangreiches Observatorium errichtet. Hier war ihre heiligste, obgleich durch brittische Restauration entweihte Moschee — hier ihr großer Mullah, hier ihre verehrtesten Derwische. In dieses Treibhaus eines unduldsamen moslimitischen Fanatismus drängten sich aus ganz Indien die Ascetiker, die Frömmler, der niedrigste Auswurf eines abergläubigen Vagabundenthums. Hier gab es nur wenige Zeichen brittischer Herrschaft, mit Ausnahme der restaurirten Dschumma Mesdschid und des wiederhergestellten Aquäducts, dessen erste Wasserstrahlen die dankbaren Bewohner im Jahr 1820 mit Rosengewinden und Kleinodiengeschenken begrüßten; allein die Thätigkeit einer wachsenden Bevölkerung und eines zunehmenden Handels, stätige Begleiter angelsächsischer Besitzergreifungen, ward sichtbar in den reichen Banken, den italienischen Landhäusern und dem verdoppelten Werthe des Grundeigenthums. Delhi besonders war das große Zeughaus der indischen Artillerie, das, einigen Berichten zufolge, 640 Stück schweres Geschütz, 480 Stück Feldkanonen und die entsprechende Munition enthielt. Dieß war die Stadt welche plötzlich der Herd moslemitischen Fanatismus und der Mittelpunkt brittischer Vertheidigung geworden, und in welcher, bei der Stimmung des bengalischen Heers am 10 Mai, auch nicht ein brittischer Soldat zum Schutze derselben gelassen wurde.

Weitere Nachrichten über den Issyk-Kul.

Es war im Herbst 1856 daß Hr. Semenow — der erste Europäer — den Salzsee Issyk-Kul erreichte. Noch sind umfänglichere Mittheilungen über das Ergebniß seiner Forschungen nicht bekannt geworden, sondern nur zwei neuere Briefe in russischen Zeitungen. Aber gerade diese geben der That des kühnen Entdeckers einen großen Werth. Rußland rückt gerade in jenem Winkel Centralasiens dem chinesischen Reich immer näher auf den Leib, und vom Issyk-Kul führen die Pässe unmittelbar nach dem fruchtbaren Ost-Turkistan. Am 27 August 1856 traf Semenow in der Stadt Almaty oder, wie die Russen sagen, im Fort Wjernoje, im Süden des Balchasch-Sees und im Quellengebiete des Ili ein. Das Städtchen liegt unter gleicher Breite wie Pisa und Florenz an einem linken Seitengewässer des Stromes Ili, am Fuß der grandiosen Alpenkette des Kungi-Tau, und war zu Ehren des Krönungstages des Kaisers hell illuminirt. Am äußersten Ende des großen Reiches wurde der wichtige Tag mit größter Lebhaftigkeit begangen, wozu die warme Sommernacht das ihrige beitrug, denn unter dem wolkenlosen Himmel des gesegneten Südens trug nur ein leichter Wind aus den Bergschluchten Erfrischung und den Gewürzduft der reifen wilden Aepfel herab, denen die Stadt Almaty ihren Namen verdankt. Zwischen dieser Stadt und dem See liegt der in ewigem Schnee starrende Kamm des Kungi-Tau, der sich nach Ost und West zu niedrigen Jochen herabsenkt. Die östlichen Theile des Gebirges bewohnen Kirgisen, die der russischen Botmäßigkeit gehorchen. Dort kreuzte in Begleitung von zehn Kosaken Semenow den Kungi-Tau, und stieg in das Thal des Tub hinab, der sich am Ostende des Issyk-Kul ergießt. Dieses Thal spaltet die prächtigen Gebirgszüge des Kungi-Tau vom Mussart, in deren Gabel der Issyk-Kul-See wie „zwischen Montblanc und Monte Rosa" eingebettet liegt, und die beide Fortsetzungen oder Zweige des Tian-Schan oder Himmelsgebirgs sind, deren Gipfel ein ewigweißer und breiter Schleier bis zur Schneelinie einhüllt. Dort war Semenow nur 50 Werst (7 deutsche Meilen) von dem Gebirgspasse Dschanka entfernt, der in das warme Kaschgarien nach den großen chinesischen, durch ihre Trauben und Granatäpfel berühmten Garnisonsstädten Usch-Turpan und Aksu führt, wovon das erste nur 200 Werst gegen Süden lag. So nahe stehen die Russen schon den reichen Ostprovinzen des himmlischen Reiches, wo die chinesische Herrschaft nur ein Schatten ist!

Am 16 September nach Almaty zurückgekehrt, führte Semenow seine zweite Reise aus, indem er das westliche Ende des Sees von dort erreichte. Als er den Kungi-Tau in diesem Theil gekreuzt hatte, stieß er auf den Tschu, den man früher für einen Ausfluß des Issyk Kul hielt, von dem See aber noch durch einen schmalen, wenig nach Osten geneigten Isthmus getrennt wird. Unterhalb liegen am Tschu die Chokander-Festungen Tokmak und Pischpek. Die westlichen Gegenden des Issyk-Kul wurden von Stein- oder schwarzen Kirgisen (Buruten) bewohnt, die mit den Russen zwar in Fehde lebten, den Reisenden jedoch nicht belästigten. Bei beiden Besuchen fand Semenow nach dem Siedepunkte des Wassers den salzigen Issyk-Kul 3600 Fuß Höhe über dem Meer, während das Fort Wjernoje nur 1900 Fuß absolute Erhebung besitzt. Den Rückweg wählte Semenow dießmal, indem er in gerader Linie den Kungi-Tau nach dem Fort überschritt. Er mußte zwei Joche kreuzen, die beide im Schnee lagen, und der Weg schien sehr beschwerlich.

Diese schönen Entdeckungen, welche uns über die Hydrographie und Gebirgskunde Centralasiens so vortreffliche Aufklärungen gewähren, möchten gar bald auch politische Folgen haben, denn wer das regsame Vordringen der Russen bis zu dem Fuß der großen Gebirge, welche das nordasiatische Tiefland von den großen südlichen Reichen abgränzen, aufmerksam verfolgt hat, der wird nicht zweifeln daß in kurzer Zeit die Russen sich der nahen Pässe nach Ost-Turkestan bemächtigt haben werden, und es wäre Schade wenn sie es nicht thäten.

Die großen agrarischen Veränderungen in Irland.

Die grüne gesegnete Insel, welche noch vor kurzem von celtischem Schmutz und Elend starrte, wird bald eines der fettesten und gesegnetsten Länder Europa's heißen. Ihre Bevölkerung hat sich bekanntlich wunderbar verändert. Sie betrug:

1805	5,395,456	Köpfe
1811	5,937,856	"
1821	6,801,827	"
1831	7,734,365	"
1841	8,175,124	"
1851	6,552,385	"
1855	6,077,283	"

Drei furchtbare Mächte, der Hunger, das Fieber und die Auswanderung, haben das Gefäß geleert, und von diesen Ursachen wirkten Nummer Eins und Drei ausschließlich gegen die irische Bevölkerung, während sie das sächsische Element unberührt ließen, welches im Gegentheil durch Einwanderung gewann. Die celtische Sprache ist daher bereits auf der Insel im Verklingen. Im Jahre 1851 sprachen nur 23⅓ Proc. der Bevölkerung noch irisch, und darunter nur 4,^{88} Proc. irisch ohne des Englischen mächtig zu seyn. In den östlichen Provinzen Leicester und Ulster, wo nur 3,^{54} und 6,^{78} Proc. noch irisch sprachen, hat das Englische beinahe vollständig die einheimische Sprache verdrängt; in Munster, wo noch 43,^{91} Proc. des Irischen mächtig sind, ist es schon der Mehrheit sicher, in Connaught allein hat das celtisch sprechende Element — 50,^{77} Proc. — eine schwächliche Majorität. So standen die Dinge 1851. Seitdem hat die irische Exodus nach dem andern Rande des atlantischen Thales bis zum letzten Jahr ununterbrochen ihren Fortgang gehabt,[1] und für den Rest ist kein Bleibens mehr, er wird noch vor Ende eines Menschenalters völlig verdrängt seyn oder in dem sächsischen Element sich aufgelöst haben.

Diesen großen ethnographischen Proceß begleitet ein nicht minder merkwürdiger sittlicher und ökonomischer. Vor dem J. 1845 beherbergte das Land eine Bevölkerung, die so verwahrlost schien wie irgend ein halbwilder Volksstamm. Sie bewohnte elende Hütten, die einen einzigen Hausraum darstellten, wo Menschen und Vieh sich gegenseitig die Luft verpesteten, mit einer Lagerstätte die jedem Geschlecht und jedem Alter gemeinsam war. Fenster hatten die Hütten wohl gehabt, allein seitdem die Scheiben eingestoßen waren, hatte man sie verstopft, so daß Licht und Luft in die vom Rauch geschwärzte Höhle nur durch die stets offene Thüre eindringen konnten. Seife, Kamm und Spiegel, die drei Instrumente der Reinlichkeit, waren in diesem dumpfen Reich unerhörter Luxus. Der Arbeitslohn stand durchschnittlich auf 8 Pence oder 24 kr., dreimal niedriger als in England. In Folge dessen konnte das irische Bauernproletariat sich nur mit Kartoffeln nähren. Durch die frühere herzlose und beschränkte Politik Großbritanniens war die Insel fast jeder Industrie systematisch beraubt, und die Bevölkerung zur schlimmsten Art von Ackerbau, zur Zwergwirthschaft, verdammt worden. Die herrschenden Westwinde bringen vom atlantischen Meer reichliche Regenwolken. Wenn man eine Regenkarte des brittischen Reiches betrachtet, so wird man gewahren daß das Volumen der Niederschläge von West nach Ost abnimmt. Irland empfängt die volle Ladung der feuchten Luft, die durch fortgesetzte Entleerungen in ihrem östlichen Vordringen allmählich trocken wird. Auf diesem meteorologischen Umstand beruht der Ackerbau in Großbritannien; alle westlichen und nassen Grafschaften treiben vorzugsweise Viehzucht, alle östlichen Grafschaften vorzugsweise Körnerbau. Irland sollte daher rechtmäßigerweise hauptsächlich Viehzucht treiben, besonders da es dem größten Fleischmarkt Europa's — London — so außerordentlich nahe liegt. Weil aber in Irland kein Fleisch gezogen wurde, war England genöthigt aus Schleswig und Holstein seinen Bedarf zu beziehen. Viehzucht wird aber nur auf solchen Gebieten betrieben werden wo größere Bodenflächen zu Einer Wirthschaft vereinigt sind. Irland, mit einer übermäßigen Bevölkerung rein auf den Ackerbau angewiesen, konnte seine Menschen nur auf die Art ernähren welche die größte Masse von Lebensmitteln, aber auf die unvortheilhafteste Weise liefert: durch die Zwergwirthschaft und den Kartoffelbau. Da kam der große Zuchtmeister der Natur im Jahre 1845, die Kartoffelseuche, und von diesem Augenblick an besserten sich die Zustände. In den Jahren 1846—1849 starben nicht weniger als 17,500 Menschen den Hungertod. Der Hunger hat aber einen Bruder, der ihm nachfolgt und der sein Geschäft besser versteht, nämlich der Typhus. Das Fieber ist nicht so aristokratisch gesinnt wie der Hunger, es ist ein Anhänger der Gleichheit und Brüderlichkeit, es rafft Arme und Reiche hinweg, so daß nach kurzer Zeit durch Hunger, Pestilenz und Auswanderung 1½ Mill. Köpfe in Irland vermißt wurden. Um nun den Hungernden einige Unterstützung zu gewähren, beschloß man die Bevölkerung mit öffentlichen Arbeiten, namentlich mit Straßenbau, zu beschäftigen, indem man von dem richtigen Grundsatz ausgieng: lieber unnütze Werke ausführen zu lassen als Almosen an müßige Hände zu zahlen. Nicht weniger als 734,000 Familienväter, die also eine Bevölkerung von 3 Millionen, mehr als das Drittel sämmtlicher Bewohner, vertraten, wurden 1847 auf öffentliche Kosten ernährt.

So schlimm mußten die Dinge werden, ehe sie sich bessern konnten; denn ehe sich der Mensch einer schmerzhaften Cur unterwirft, schleppt er lieber sein Elend eine weite Strecke in das Jahrhundert hinein. Es ist ganz sicher daß der jetzige blühende Zustand der Insel der celtischen Auswanderung und der sächsischen Einwanderung verdankt wird. Allein bevor der jedenfalls dankbare Boden der Insel in frische und rüstige Hände übergehen konnte, bedurfte es einer völligen Revolution der agrarischen Verfassung. In England besteht die ackerbautreibende Bevölkerung aus drei Classen: aus den Eigenthümern welche ihre Grundstücke verpachten, aus den Pächtern und aus den Tagelöhnern welche von den Pächtern für bestimmte Arbeiten gedungen werden. Einen Bauernstand, das heißt Grundeigenthümer welche selbst ihr Feld bestellen, gibt es nicht, oder sie gehören zu den Ausnahmen, ebenso wenig gibt es ein Bauerngesinde, Knechte und Mägde, die jahraus jahrein auf dasselbe Grundstück sich verdingen. In Irland sind die Verhältnisse verwickelter. Unter dem Herrn des Grundes, der gewöhnlich gar nicht in Irland lebte, stand der Lehensmann, der factische Herr des Landes, welcher alle Laster der Landaristokratie cultivirte, ohne die Vorzüge dieser Classe zu besitzen. Er war es nicht welcher das

[1] Im Jahre 1856 wanderten nur 29,791 Personen aus, allein 1857 abermals wieder 72,186.

Feld baute, sondern er verpachtete es an einen Zwischenpächter, meistens Speculanten und Leute aus der Stadt, die lange Pachtcontracte schlossen, wiederum nicht um den Acker zu bauen, sondern um das Gut parcellirt an den eigentlichen Pächter abzutreten. Was bei uns die Güterschlächter sind, das verdarben in Irland diese Mittelsleute. Ohne Industrie und ohne Trieb zur Industrie war die überzählige Bevölkerung rein auf den Feldbau angewiesen. Es fanden sich daher bei den Auctionen der Pachten mehr Bewerber als Parcellen, und in Folge dessen war der Pachtschilling enorm hoch, wie überall wo Zwergwirthschaft herrscht. Der Pacht wurde nicht über ein Jahr verlängert, weil der Zwischenpächter das Proletariat zur Zahlung des Pachtschillings nur durch das Schreckmittel einer Verjagung von Feld und Hütte bewegen konnte. An Ameliorationen, an einen systematisch oder gar scienitisch betriebenen Ackerbau war nicht zu denken. Der letzte Pächter, der sein eigener Knecht und sein eigener Gaul war, befand sich schlimmer als ein Leibeigener. Die Wurzel des Uebels lag aber darin daß die Eigenthümer gar nie oder nur sehr schwer zu einer Veräußerung ihrer Habe schreiten konnten. Das Gesetz legte selbst dem Erben eines bankerotten Landbesitzes allerlei Schlingen, weil man ehemals befürchtete daß durch einen erleichterten Besitzwechsel protestantisches Grundeigenthum in katholische Hände übergehen könnte. Dafür genoß der Herr des Grundes eine unbegränzte Freiheit seinen Besitz mit Schulden zu überladen. Dieß geschah denn auch mit der größten Gewissenhaftigkeit, und die Hypotheken übertrafen, wie wir bald sehen werden, bei weitem den innern und wahren Werth des Pfandes. Allein auch die Hypothekengläubiger gelangten nur sehr schwer zu ihrem Eigenthum. Ehe ein Concurs zur Reife kam, war ein langwieriges Verfahren nöthig und inzwischen trat eine gefräßige Verwaltung durch Sequestratoren ein. Das Pfand konnte nicht eher unter den Hammer gebracht werden, als bis alle Pfandansprüche ermittelt waren. Der Käufer in der Auction war aber auch seines Erwerbs nicht sicher, denn durch ein späteres höheres Angebot konnte ein jüngerer Pfandgläubiger den Kaufact wieder umstoßen. Jeder solche Concurs schleppte sich Jahre lang hinaus, und bei dem kostspieligen Rechtsgang brittischer Gerichte war es in den meisten Fällen nicht räthlich die Hülfe der Justiz zu begehren. Da wurde die Encumbered Estates Act erlassen, und diesem agrarischen Gesetze verdankt Irland jetzt seine heitere und gesunde Physiognomie. Das Gesetz gewährte nichts als ein beschleunigtes Concursverfahren. Es stand jetzt sowohl dem Schuldner als den Pfandgläubigern frei auf einen Verkauf des belasteten Grundbesitzes zu dringen. Es wurde dann ohne weiteres das Land unter den Hammer gebracht, und der Käufer in der Auction gelangte zu einem unanfechtbaren Eigenthum, während aus dem Erlös des Pfandes die Gläubiger befriedigt wurden. In welcher Ausdehnung nun das irische Special-Concursgericht den Stand der Dinge geändert hat, mag man aus folgenden Ziffern wahrnehmen. Von der Oberfläche des Landes wurden nur 14 Mill. Acres bebaut, 6 Mill. lagen öde, und blieben den Schnepfen und Wildenten überlassen, obgleich nur der dritte Theil dieser Wildniß der Cultur wirklich nicht zugänglich gewesen wäre und jährlich der Hunger die Bevölkerung verkleinerte. Die 14 Mill. fruchtbaren Landes zerfielen in 691,200 Pachtantheile, und es gab nur 48,600 Wirthschaften die eine größere Fläche befaßen als 30 Acres. Vom 25 October 1849 bis 25 Mai 1857 wurden 4109 Anträge auf Verkauf verschuldeter Güter, darunter 1195 von den Eigenthümern selbst eingereicht 3,500,000 Acres mit einer Rente 1,230,000 Pf. St. wurden bereits verkauft, und über 600,000 Acres mit 220,000 Pf. St. Rente schwebt noch das Verfahren. Auf dem verkauften Lande ruhten 36 Mill. Pf. St. Hypothekarschulden oder das 24fache der Jahresrente. Der Erlös betrug nur 20,194,201 Pf. St., wovon 18 Mill. bereits unter die Gläubiger ausgetheilt worden sind. Das Land ist in 11,123 Loose (also durchschnittlich über 30 Acres) an 7216 Käufer, darunter 6902 Irländer abgetreten worden. So ist denn ein Viertel der fruchtbaren Fläche der Insel in neue Hände übergegangen. Freilich war dieser summarische Besitzwechsel mit großen Leiden verbunden, manche Familie ist verarmt, mancher Wohlstand vernichtet, mancher Gläubiger um sein Vermögen gebracht worden. Allein dieses individuelle Unglück wiegt wenig gegen die Herstellung der allgemeinen Wohlfahrt. Man weiß jetzt doch wer Eigenthümer ist, man kann jetzt wieder frei über die fruchtbare Erde verfügen, während bei den Gütern, denen die Gant drohte, kein Pächter einen vortheilhaften Contract erreichen konnte, und das Land daher in die Hände der schlimmsten Sorte von Ackerbauern fiel. Anfangs sank natürlich der Werth des Bodens, allein zwei Jahre später nach den großen Verkäufen hob er sich höher als er jemals gestanden war. Es wurden Drainirungen in großem Maßstab vorgenommen und bis zum J. 1856 eine Fläche von 120,000 Acres entwässert, so daß die Rente um 40,000 Pf. St. stieg.

Die Einöden, die im J. 1841 noch auf 6¼ Mill. Acres sich ausdehnten, hatten sich im Jahre 1855 schon auf 4,890,000 Acres vermindert. Die Zahl der Parcellen über 30 Acres betrug nur 7 Proc. im J. 1841 und 26 Proc. im J. 1855, wo ihnen bereits drei Viertel der Bodenfläche gehörte, so daß die Zwergwirthschaft auf ein Minimum eingeengt worden war. In Folge dessen nahm die Viehzucht zu, so daß sich der Werth des Viehs von 1841—1855 von 19⅖ auf 33½ Mill. steigerte. Der Wohlstand offenbarte sich in dem Ertrag der Accise, welche von 1850 bis 1856 sich von 1,400,000 Pf. St. auf 2,600,000 Pf. St. hob. Im J. 1851 hatten sich gegen zehn Jahre früher die Häuser ersten Ranges um 10,084, die Häuser zweiten Ranges um 54,574, die Hütten mit 2 und 4 Gemächern um 8415 vermehrt, dafür aber die Schlammhöhlen um 355,689 abgenommen. Die Einwohner welche unter solchem Obdach lebten, hatten sich von 43,5 auf 21,8 Proc., die Zahl der Tagelöhner von 67,9 auf 49,0 Procent vermindert. Das Proletariat, welches in den Hungerjahren zu Hunderttausenden der öffentlichen Wohlthätigkeit verfiel, ist nach und nach verschwunden. Das Uebel erreichte 1849 seinen Gipfel, wo 2,142,766 Personen 2,177,651 Pf. St. Almosen empfiengen, während 1856 die Zahl schon auf 47,677 Personen gesunken war, und die Armensteuer nur 1 Sh. 2½ Pence auf jedes Pfund directe Steuer betrug. Mit dem Wohlstande haben die Verbrechen sich vermindert, denn in den Jahren 1852, 1853, 1854 und 1855 verringerten sich die Straferkenntnisse in folgender Scala: 10,454, 8714, 7051, 5220, und die Todesurtheile: 22, 15, 6, 5, überhaupt aber wurden nur 19 solcher Urtheile vollstreckt. Von 1845—1851 hat die Tonnenzahl der ein- und auslaufenden Schiffe sich vermehrt: in Belfast von 154,402 auf 226,414, in Dublin von 105,105

auf 123,182, in Cork von 115,658 auf 149, in Waterford von 66,547 auf 69,237, in Sligo von 9353 auf 13,112.

Die Resultate bestehen also in folgendem: die Zwergwirthschaft hat aufgehört, die Bodenrente ist zwar dadurch gesunken, der Ertrag des Landwirths dafür gestiegen. Es sind, was früher nicht möglich war und selbst in den gesündern Landestheilen des Ostens nicht stattfand, rationelle Culturmethoden, namentlich der Fruchtwechsel, eingeführt worden. Die Viehzucht, der einträglichste Zweig der Landwirthschaft, hat an Umfang gewonnen, öde Flächen sind ihrem wüsten Zustand entrissen worden, das ländliche Handlangerproletariat, theils durch Pestilenz gelichtet, theils über das Meer geflüchtet, ist beinahe verschwunden, Industrie im Keimen begriffen, der Arbeitslohn im Steigen, die Bevölkerung unter einem gesündern Obdach, der Wohlstand und die Verbrauchsfähigkeit gewachsen, das Verbrechen vermindert, überhaupt aber die Insel so völlig verändert, daß das neue Irland das alte nicht wieder erkennen würde.

Die chinesischen Porcellan-Gefäße in ägyptischen Gräbern.

In unsern Tagen, wo jede Wissenschaft, nach der Tiefe wie nach der Breite, so große Erweiterung erfährt, wird sich kaum der tüchtigste Fachgelehrte vor Irrthümern bewahren können, wenn er das Wagniß besteht aus fremden Gebieten Thatsachen herbeizuziehen, um diese oder jene Ansicht, diese oder jene Behauptung damit zu stützen. Einer der berühmtesten Naturforscher unsres Vaterlandes ist mit Recht ein großer Bewunderer des Landbaues in China. „Von den Chinesen solle man lernen wie man den Boden Jahrtausende lang benutzen, und immer und immer unter Fruchtbarkeit erhalten könne." Zur Stütze dieser Ansicht vom hohen Alterthume des chinesischen Staates und seines Agricultursystems werden auch die chinesischen Gefäße angeführt, welche vor längerer Zeit in den ägyptischen Gräbern aufgefunden wurden. „Ihr Alter," wird hinzugefügt, „reiche hinauf in die Zeiten der Erzväter, des Abraham und Isaak." Dem ist nicht so; diese früher gangbare Meinung ist längst widerlegt. Diese und alle andern Annahmen eines Zusammenhanges des alten China's mit dem alten Aegypten entbehren jeder geschichtlichen Grundlage.

Deguignes, der Verfasser der Geschichte der Hunnen, unstreitig der größte Kenner der chinesischen Sprache in Europa, kam in einer unglücklichen Stunde auf den Gedanken daß die Chinesen eine Colonie der Aegyptier seyen. Von diesem Moment an schien er nur einzig und allein für diesen Gedanken oder besser Einfall zu leben. Alle die mannichfachen, während seines langen, arbeitsamen Lebens erworbenen Kenntnisse wurden dazu angewendet um dieß Unerweisliche zu erweisen. Bevor dieser Einfall seinen klaren Sinn trübte, war Deguignes der ruhigste, der wahrheitsliebendste, der besonnenste, von aller Systemsucht entfernte Forscher. Er hatte zwar auch früher neue, unhaltbare Meinungen aufgestellt, wie daß die tungusischen Jeousen des nordwestlichen Asiens, von ihm Geougen genannt, die Avaren des Abendlandes wären; er hatte die von andern Gelehrten ausgesprochenen Behauptungen verfochten, wie die von Gaubil und Visdelou aufgestellte, daß die Hiongnu des Ostens die Hunnen seyen des Westens; niemals suchte er aber deßhalb irgendeine Thatsache zu verdrehen, oder gar gegen besseres Wissen ganze Perioden der Geschichte falsch darzustellen. Leider kann man dieß seinen Arbeiten seit dem Jahr 1758, wo er zuerst mit dieser neuen unerhörten Behauptung hervorgetreten ist, daß nämlich die Chinesen eine verhältnißmäßig ziemlich späte Colonie Aegyptens, daß die chinesischen Charaktere Monogramme ägyptischer und phönicischer Buchstaben, und daß endlich die ersten sogenannten Kaiser China's die alten Könige Thebens seyen, nicht mehr nachrühmen. Die Weltgeschichte sollte sich nun nach Hrn. Deguignes umgestalten. Die Chinesen mußten viel jünger seyn als sie in der That sind; erst im Jahr 841 oder noch später beginne ihre beglaubigte Geschichte, während doch Deguignes selbst, in seiner Geschichte der Hunnen, einen chronologischen Abriß der chinesischen Geschichte seit dem 22sten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung mittheilt. Sollte doch das älteste geographische Document der Weltgeschichte, die „Beschreibung des chinesischen Reiches zu den Zeiten der Yu" (Yu-kong) sich nicht auf China beziehen, sondern auf Aegypten! Und so ward alles aufgeboten, um die in ihrer äußerlichen Gestalt, in Sprache und Schrift, in Religion und Staatsverfassung ganz eigenthümlichen, von den Aegyptiern durchaus verschiedenen Chinesen in eine ägyptische Colonie zu verwandeln. Die Chinesen kannten niemals eine göttliche Offenbarung, sie kannten niemals die Beschneidung — dieß allein hätte Deguignes von seinem Irrthum zurückbringen sollen.

Die gelehrte Welt hat der Hypothese des französischen Sinologen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sie ganz vergessen. Siehe, da werden mehrere chinesische Porcellanvasen in Aegypten gefunden; selbst in alten ägyptischen Gräbern, die seit den Tagen der Pharaonen nicht geöffnet wurden, so erzählte man nämlich, sollten dergleichen nach der Aussage unverdächtiger Zeugen gefunden worden seyn. Nun tauchte mit einemmal die alte verschollene Meinung des französischen Akademikers wieder auf. Man beschrieb diese Vasen in das kleinste Detail, ließ eine derselben abbilden, und glaubte daß die in Aegypten gefundenen chinesischen Porcellangeschirre Stoff zu endlosen Untersuchungen darbieten möchten.

Dem ist aber keineswegs so. Es wird zuvörderst bestimmt widersprochen daß diese porcellanenen Riechfläschchen in alten Gräbern, die wenigstens bis zu den Zeiten Psammetichs hinaufreichen, gefunden worden seyen. Ein reisender Engländer kaufte sie zu Koptos von einem Fellah. Wäre dieß aber auch nicht mit Sicherheit hergestellt, so könnten wir doch sowohl aus dem Inhalt der Inschrift die sich auf einer dieser Vasen befindet, als auch aus der Form der Schrift selbst in welcher die Inschrift geschrieben ist, die Unmöglichkeit dieses hohen Alterthums der Gefäße nachweisen. Die Charaktere sind nämlich in der Tsao- oder Grasschrift, welche von dreien Gelehrten, Tschang-tschi, Tu-su und Tschui-suen zu den Zeiten der Han-Dynastie erdacht wurde, und erst unter den Tzin, im 3ten und 4ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in allgemeinen Gebrauch gekommen sind. Die Gefäße können also über diese Zeit nicht hinaufreichen. Aber auch der Inhalt dieser Inschriften spricht gegen sehr hohes Alterthum.

Bekannte Stellen der heiligen Schriften, liebliche und sinnreiche Sätze der Dichter und Geschichtschreiber werden in China, wie in allen civilisirten Ländern der Erde, zu Inschriften an öffentlichen Gebäuden, an Thüren und Wänden, an Hausgeräthen und Gefäßen verwendet. Der Kundige wird deßhalb mit leichter Mühe solche Inschriften verstehen und ihre Quellen, woraus sie geschöpft sind, nachweisen können. Der protestantische Missionär Medhurst, ein großer Kenner der chinesischen Litteratur, erhielt zu Canton ein Facsimile der Inschrift, welche sich auf einem der in Aegypten gefundenen Porcellangefäße befindet, und erkannte alsbald daß ein Theil derselben aus einem von Su-tong-po verbesserten oder richtiger verdorbenen Distichon eines berühmten Staatsmannes, Gelehrten und Dichters zu den Zeiten der großen Song-Dynastie, bestünde. Wang-ngan-schi, so hieß dieser in vielfacher Beziehung ausgezeichnete Mann, war eine Zeitlang allgewaltiger Minister unter dem Kaiser Schin-tsong (regierte von 1067 bis 1085). Er suchte durch weise Anordnungen dem gemeinen Wesen aufzuhelfen, und so der Hab- und Herrschsucht der Großen entgegenzuarbeiten. Deßhalb zerfiel er mit den meisten Gelehrten und einflußreichen Männern seiner Zeit, ward durch ihre Intriguen abgesetzt und starb in der Verbannung. Die Geschichte der Song wurde von seinen Feinden, den orthodoxen Gelehrten, geschrieben, und sie haben alles aufgeboten um das Andenken dieses trefflichen Staatsmannes bei der Nachwelt anzuschwärzen. Aber die Thatsachen, welche sie selbst von Wang berichten, sprechen deutlich für diesen verfolgten Neuerer.

Unter den vermischten Gedichten des Wang-ngan-schi befindet sich nun ein Distichon, worin von dem Vogel Ming-jue und dem Wurme Wang-kiuen es heißt:

Ming jue song kien kiao,
Wang kiuen hoa sin schui.

Ming-jue singt zwischen den Tannen,
Wang-kiuen schläft im Herz der Blume.

Su-tong-po, ein Litterator und Kritiker, der einige Jahrzehnte nach Wang-ngan-schi blühte, wußte nicht daß Ming-jue (leuchtender Mond) und Wang-kiuen (königlicher Hund) eigene Namen sind; er faßte die Worte dem Sinn nach auf, und konnte demnach natürlich nicht begreifen wie „der leuchtende Mond zwischen den Tannen singen und der königliche Hund im Herzen der Blume schlafen könne.“ Su-tong-po war von seinen Kenntnissen und seiner Einsicht so sehr überzeugt daß er sicher glaubte, etwas was er nicht verstünde, könnte überhaupt keinen Sinn haben. Der Kritiker half nun auf seine Weise dem Dichter nach, und schrieb bloß mit Veränderung zweier Charaktere, die, so dachte er, höchst wahrscheinlich von einem Abschreiber oder Holzschneider — der stereotype Holzdruck war ja schon seit einem Jahrhundert allgemein im Gebrauch — herrühren möchten.

Ming jue song *tschong* kiao
Wang kiao hoa *jin* schui.

Der leuchtende Mond s c h e i n t zwischen den Tannen,
Der königliche Hund schläft im S c h a t t e n der Blume.

Nachdem der Kritiker diese sinnreichen Emendationen vorgenommen hatte, bereiste er die südlichen Provinzen des Reiches, und erfuhr zu seinem Verdruß daß es hier Vögel gebe, die Ming-jue, und Würmer, die Wang-kiuen heißen. Su-tong-po war redlich genug zu gestehen daß er sich geirrt habe; doch war sein Irrthum nicht mehr gut zu machen. Schon hatte ein Porcellanfabrikant das so emendirte Distichon auf Riech- und Tabakflaschen eingebrannt, die auf der großen Handelsstraße zwischen Indien, dem rothen Meere und Cairo bereits ihren Weg nach Aegypten gefunden hatten. Denn wir lesen auf dem einen in Koptos angekauften Gefäße nicht, wie der Dichter schrieb:

Ming jue song *kien* kiao,
Ming-jue s i n g t zwischen den Tannen,

sondern wie der Kritiker in seiner vermeintlichen Weisheit es verbesserte:

Ming jue song *tschong* kiao.
Der leuchtende Mond s c h e i n t zwischen den Tannen.

Es ist wohl möglich daß sich selbst in Europa, noch aus den Zeiten des Mittelalters her, namentlich in Venedig, Genua und Florenz, Gefäße dieser Art mit denselben Inschriften vorfinden. Die Araber, welche seit den Zeiten des 8ten Jahrhunderts einen bedeutenden Handel mit China trieben — in Canton war schon im 9ten Jahrhundert eine sehr zahlreiche muselmännische Gemeinde — haben neben andern chinesischen Waaren auch viel Porcellan nach Aegypten gebracht, was der sogenannte nubische Geograph, Edrisi, der im 12ten Jahrhundert blühte, ausdrücklich bemerkt. Es traf sich hie und da auch daß die Chinesen selbst sowohl Porcellan als andere natürliche und künstliche Erzeugnisse ihres Landes bis hin nach Aegypten verführten. Dieß geschah namentlich nach einer Nachricht des Makrizi im Jahr 1431. In diesem Jahr kamen mehrere Dschonken von China nach den Küsten Indiens um Handel zu treiben; zwei derselben, welche Porcellan, Seide, Moschus und andere kostbare Gegenstände führten, segelten nach Aden oder Adana, dem berühmten Emporium an der Südwestküste Arabiens. Da sie aber hier wegen der vielfachen Wirren die damals in der Landschaft Yemen stattfanden, ihre Waaren nicht verkaufen konnten, so wendete sich der Befehlshaber der chinesischen Schiffe an den Emir von Mecca und an den Hafenaufseher von Dschiddah, um Erlaubniß bittend dorthin segeln zu dürfen. Der Sultan von Aegypten gab alsbald den Befehl daß die Chinesen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen werden sollen. Man hoffte, es würden in Zukunft mehrere Schiffe des Mittelreiches nach Dschiddah kommen, wodurch dann die Hafenzölle eine bedeutende Vermehrung erfahren könnten.

Das Porcellan ward durch diese vielfachen Verbindungen im 15ten Jahrhundert in Aegypten so häufig daß die Gebieter dieses

Landes nicht selten porcellane Gefäße den europäischen Fürsten zum Geschenk machten. So sandte ein Sultan an den berühmten Mediceer Lorenzo unter andern Geschenken auch so schöne porcellane Gefäße, wie man deren in Italien früher nicht gesehen hatte. Diese Gesandtschaft des ägyptischen Sultans malte Andrea del Sarto. Man nannte aber diese seltenen Geschirre Porcellan, weil man nicht wußte daß sie aus einer Art Ton beständen, sondern glaubte, sie würden aus Schalen der Conchylien welche man in Italien Porcelletas nannte, verfertigt. Eine Stelle in der Reisebeschreibung des Marco Polo soll diesen Irrthum veranlaßt haben. Nach andern Angaben nannte man diese Geschirre deßhalb Porcellan, weil man wähnte, sie erhielten ihren Glanz durch die Conchylienschalen, oder auch weil sie wie diese glänzen. Es ist dieß aber dieselbe Gattung der Conchylien, die in Italien Porcelletas genannt wird, welche in Indien, namentlich auf den Maldiven, ehemals auch in China, als Scheidemünze diente; sie heißt in Indien Kori und in China Pei. In Europa ward sie deßhalb Porcellana oder Porcelleta genannt, weil sie gekrümmt ist, gleichwie der Rücken eines jungen Schweines (Porcella).

Die Chinesen nennen das Porcellan Tsseki, d. h. Thon- oder Steingeschirre — der Charakter Tsse wird bald mit dem Zeichen Thon, bald mit Stein zur Seite geschrieben — und berichten daß man in ihrem Lande seit den Zeiten der Han-Dynastie Porcellan verfertigt habe. Doch scheint dem nicht so zu seyn, denn der älteste Lexikograph China's, Hiu-schin, der zu den Zeiten dieser Dynastie sein Werk verfaßte, unterscheidet noch nicht zwischen Porcellan und Thongeschirren überhaupt. Der Name Tsseki erscheint erst zu den Zeiten der Tang-Dynastie, und mit dem Namen bekommen wir zugleich auch Kunde von der Sache selbst. Der erste Brenn- und Schmelzofen war zu Nan-tschang, nicht Tschang-nan, wie Morrison und Medhurst schreiben, in der Provinz Kiang-si errichtet, und von hier aus ward zur Zeit des zweiten Kaisers der Tang-Dynastie gegen das Jahr 650 unserer Zeitrechnung das erste Porcellan als Abgabe an den Hof gesandt. Damit kein Unterschleif stattfände, waren hier immer zwei kaiserliche Beamte anwesend, welche die Aufsicht hatten und die Arbeiten controlirten. In dem trefflichen Berichte über das chinesische Porcellan des französischen Jesuiten P. d'Entrecolles, der am 2 Julius 1741 im 79sten Jahre seines Alters zu Peking gestorben ist, heißt es irrthümlicherweise, es wären bereits im Jahr 442 Porcellangeschirre an den Hof gesandt worden — ein Versehen, das seitdem unzähligemal wiederholt wurde. Die berühmtesten Porcellanmanufacturen befinden sich heutigen Tages zu King-te Tschin, oder in dem Orte „glänzender Tugend," 30 chinesische Li, d. i. zwei starke Stunden in südwestlicher Richtung von der Stadt dritten Ranges Feouleang entfernt, welche zum zweiten Bezirke Jao Tscheou des Kreises Kiang-si gehört. Dieser Flecken ward während der Regierung des Tschin Tsong (reg. 997—1022), östlich des lieblichen Sees Poiang, in den Jahren 1004—1008 angelegt. In Korea wird, nach chinesischen Angaben, beinahe ebenso gutes Porcellan fabricirt als in King-te Tschin. King-te Tschin hatte zu den Zeiten des P. d'Entrecolles eine Bevölkerung von einer Million Seelen, die großentheils bei den Manufacturen beschäftigt sind; denn man kann sich leicht denken, welch eine Masse Porcellan daselbst fabricirt werden muß, indem von hier aus der größte Theil des Reiches und die meisten Länder und Inseln Asiens mit Geschirren versehen werden.

Es gibt Alterthumsforscher, welche annehmen daß die murrhinischen Gefäße der Alten aus chinesischem Porcellan bestanden; andere glauben daß die ächten aus anderem Stoff waren; nur die falschen murrhinischen Gefäße, welche von dem Verfasser des Periplus des erythräischen Meeres erwähnt werden, seyen von Porcellan gewesen. Ehe man aber hierüber überhaupt eine Untersuchung anstellt und Meinungen ausspricht, müßte man erst nachweisen daß die Erfindung des Porcellans bei den Chinesen wirklich so hoch hinauf reiche was, wie wir gesehen haben, sowohl nach P. d'Entrecolles als nach unsern chinesischen Quellen nicht der Fall ist. Marco Polo ist der erste Europäer, welcher nicht bloß das chinesische Porcellan erwähnt, sondern auch die Art und Weise wie es zu seiner Zeit fabricirt wurde, genau beschreibt. Die Orientalen, sowie heutigen Tages noch die Russen, nennen es Fakfuri oder Forfor, nach dem Titel des Beherrschers des Mittelreiches, welcher eine wörtliche Uebersetzung ist des chinesischen Tien-tse, und Himmelssohn bedeutet. In Europa hat man bereits in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zu Florenz unter dem Großherzog Franz von Toscana das Geheimniß gefunden, ziemlich gutes Porcellan zu machen.

Der Asphalt-See in Trinidad.

(Von Dr. Karl Rohrbach.)

Trinidad! Ein Regen von Farben und Düften, von Tagesglanz und Zauber der Nacht strömt aus diesem Namen über meine Erinnerung herein! Doch für heute aus allen Wundern, die dieß kleine Eiland birgt, aus dem dunkelsten Fleck, den schwarzen Punkt in dieser leuchtenden Sonne, den Pech-See, wie er bei den Einwohnern heißt.

Trinidad ist die größte unter den kleinen Antillen und schließt ihre Reihe im Süden ab. Sie liegt zwischen 63° und 64° westl. Länge, und 10° und 11° nördl. Br., und ist etwa 100 Quadratmeilen groß, könnte aber statt 50,000 Einwohner leicht die zehnfache Zahl und darüber ernähren. Denn die Fruchtbarkeit des Bodens ist außerordentlich groß.

Ihren Namen erhielt die Insel am 31 Jul. 1498 von Columbus, als er auf seiner dritten Reise ihr nahe kam und zuerst drei höchste Spitzen ihrer Berge erblickte, woher das Land seinen Namen empfieng.

Während das Eiland im Norden, Osten und Süden vom atlantischen Ocean bespült wird, senken sich seine westlichen Küsten in den Golf von Paria, der aber halb und halb ein Flußbusen, also ein Haff ist. Wenn nicht die Bewohner dieses wundervollen Golfs Seethiere wären, so könnte man die eine Hälfte des Jahres durch die Farbe des Wassers leicht veranlaßt werden ihn entschieden für keinen Meerbusen zu halten. Auch noch im Anfang des Januar enthält der südliche Theil desselben nicht blaues, sondern gelbes Wasser. Außer vielen bedeutenden Küstenflüssen, die von den Bergen von Cumana und dem Hochland von Guanipa (Provinz Barcelona) herabkommen und ihm zufließen, und deren jeder etwa 20—30 Meilen lang ist, münden in ihn die drei westlichen Arme des Orinoco, nämlich der Caño Pedernales und der doppelte Caño Manamao, und wälzen während der Regenzeit, Junius bis December, eine solche Menge von Schlamm hinein

daß der ganze Busen, sonst vom reinsten durchsichtigsten Dunkelblau, ein rothgelbes Ansehen hat, und selbst dem Antillenmeer nördlich von dem Drachenschlund (boca del drago) einen großen Antheil davon zukommen läßt. Aber auch jener Schlamm, welchen die östlichen Mündungen des Orinoco dem offenen Meere zuführen, wird durch die ungeheure Strömung zwischen der Südseite der Insel und dem Festlande durch die Schlangen-Einfahrt hindurch großentheils in die Bay gebracht. Im Lauf des Januar klärt sich das Wasser jedoch von Tag zu Tag, und am Ende derselben hat es seine ursprüngliche Farbe wieder.

Aus der Insel gehen nur kleine Flüßchen in den Golf, darunter zwei von einiger Bedeutung für den Handel, das eine bei der Hauptstadt Port of Spain, das andere bei der zunächst wichtigsten Stadt der Insel, Naparima. Wenn man aber die Westufer des Golfs befährt, also die an der Festlandseite, so kommt man in jeder Stunde an anderen neuen Flußmündungen vorbei, denn das ganze Land südlich von Trinidad ist überzogen mit einem Netz von Flußarmen, den Caños der Spanier oder Creeks der Engländer, die alle unter einander in Verbindung stehen, so daß man von dem westlichsten Ende des Golfs von Paria bis zu der östlichsten Mündung des Orinoco, eine Entfernung von nahezu 50 deutschen Meilen, auf einem Kahn das Land durchreisen kann, parallel mit der Küste in irgendeiner Entfernung von derselben, indem man immer aus einem Fluß in den andern übergeht — eine Erscheinung, die ich später in Guiana in noch größerem Maßstab zu beobachten Gelegenheit hatte.

Angesichts der südamerikanischen Küste, besonders im Drachenschlund, wo das nordwestlichste Ende von Trinidad mit dem nordöstlichsten Ende von Venezuela durch eine Reihe kleiner Inseln verbunden ist, so daß nur schmale Durchfahrten bleiben, die den Schiffen mancherlei Gefahr bieten, kann man nicht umhin, den Gedanken zu fassen, die Insel sey einst mit dem Festlande verbunden gewesen und erst durch die Gewalt der Strömung, die hier in der Stunde etwas über eine deutsche Meile zurücklegt, losgerissen worden. Dafür spricht außerdem daß Form und Bestandtheile der östlichen Berge von Venezuela genau dieselben sind wie auf den Inseln und in der Bergkette, welche die ganze Nordküste von Trinidad entlang zieht. Diese ist also nur eine Fortsetzung von jenen, und der Stoß der Strömung hat den Wall durchbrochen. Der gelbe Talkschiefer, die Kalkschichten und verwandtes Gestein vermochten nicht den gewaltigen Andrang auszuhalten. Nur einzelne Trümmer der alten Mauer sind in der Breiche als Inseln stehen geblieben: Chagachagare, Monos und einige kleinere im Westen.

Es gibt außer der Sage der Urbewohner von Trinidad — von denen noch ein kleiner Ueberrest in den Ansiedlungen Arima und Savana Grande jetzt unangefochten lebt, nachdem ihre Voreltern unter der Peitsche der Spanier elend hingeopfert sind — welche erzählt, die Insel gehöre zum Lande drüben und man habe früher trocknen Fußes hinübergehen können, noch einen anderen Grund dafür, an dem einstmaligen Zusammenhang des Eilands mit dem Continent nicht zu zweifeln. Dieser besteht in der oft wiederholten Beobachtung daß Erdbeben, welche Venezuela erschüttern, sich stets bis Trinidad fortpflanzen, aber nicht immer zu den übrigen kleinen Antillen, dagegen Erschütterungen in diesen oft nicht nach Trinidad gelangen, sondern nur bis Granada. Daraus geht wenigstens dieß unzweifelhaft hervor daß die unterirdischen Mächte Trinidad als zum Festlande gehörig und als abgesondert von den übrigen kleinen Antillen ansehen. In der plutonischen Lehranstalt da unten wird also unsre Insel in den geographischen Handbüchern nicht mit zu den kleinern Antillen gerechnet. Sollten wir Irdischen nicht von den Unterirdischen lernen? haben doch jene jedenfalls mehr Studium der Quellen und längere Erfahrung voraus, ja sind sie doch vielleicht sogar die ungenannten Autoren. Wenigstens behaupten sie noch immerfort einen bedeutenden Einfluß auf das vom Lande losgerissene Stück, wovon der Asphaltquell im Osten der Insel, die heißen Quellen von Point à Pierre, die Schlamm-Vulcane im SW. und der Asphalt-See bei dem Cap la Brea Zeugniß geben.

Um diesen letztern zu besuchen, begab ich mich eines Morgens an Bord des kleinen Dampfers, welcher täglich von Port of Spain die Westküste entlang nach Süden fährt und denselben Abend zurückkehrt. Er hält im Vorüberfahren an den wichtigsten Küstenpunkten an, so bei Couva, Naparima, la Brea ꝛc. Südlich von Naparima sah ich bereits vom Schiff aus große Asphaltmassen vom Strande herab ins Meer fließen — so schien es — doch waren sie erstarrt, aber die Oberfläche zeigte deutlich daß dieß während der Bewegung geschehen war. Sie standen aber äußerlich in gar keiner Verbindung mit dem Asphalt-See, den ich erst später sehen sollte, sondern waren ausgeworfen von einem besondern Schlund dicht an der Küste, der sonst, wie man mir erzählte, vom Meer überwogt worden sey, jetzt aber sammt seiner Umgebung sich aus dem Wasser erhoben habe. Vielleicht mochten auch wohl die immer neu auftauchenden Asphaltlagen, deren eine die andere überzog, diese allmähliche Erhebung über das Niveau des Golfs veranlaßt haben. Denn die ganze Umgebung war ein großes Asphaltfeld ohne jeden Pflanzenwuchs, etwa 10—12′ über der Meeresfläche erhoben.

Bei La Brea hielt der kleine „Lord Harris“ (nach dem damaligen Gouverneur der Insel, der eben, zu Anfang 1853 abberufen wurde, so benannt) seine Schaufelräder abermals an, und ein kleines schmales Boot, von zwei Negern geführt, nahm mich mit noch fünf andern Passagieren in seine gebrechlichen Planken auf. Es war durch die acht Personen ganz angefüllt und gieng tief im Wasser. Die Landung konnte nur mit Mühe bewerkstelligt werden, da auch hier das Ufer ganz mit Asphalt überdeckt war, der mit sehr geringer Neigung in das Wasser sich weit hinein erstreckte. Dazu kam daß die See etwas unruhig wurde, denn im SW. zogen Wolken herauf, obwohl die Regenzeit vorüber war. Es fand sich glücklicherweise eine Einsenkung zwischen zwei solcher großen Asphaltschollen, in welche das kleine Fahrzeug eingelenkt und so dem Strande ziemlich nahe gebracht wurde. Doch drohte das Boot in jedem Augenblick umzuschlagen, und wenn auch das Ufer nahe und das Wasser hier flach war, so wollten sich doch die beiden Creolinnen, die zur Gesellschaft gehörten, nicht beruhigen lassen, sondern zitterten sehr und wurden unter ihrer gelben Haut so blaß als möglich.

Der Weg vom Landungsplatz bis zum Asphalt-See betrug ungefähr eine Viertelstunde. Er führte anfangs durch Rohrfelder, dann durch Palmengebüsch zum Theil aus Schößlingen der Oreodoxa, zum Theil der Mauritia bestehend, alle etwa 10—12′ hoch. Dann folgte eine Lichtung, in welcher einige Häuser standen. Der dichte weiße Qualm belehrte mich bald durch seinen Geruch daß er von irgendeiner Bearbeitung des Asphalts herrühre; doch verschob ich die Erkundigungen darüber bis zur Rückkehr. Von nun an hörte der gelbe und rothe Thon am Boden auf, und ließ dem Asphalt den Vorzug mit Füßen getreten zu werden. Schwarz wie Steinkohle war der Weg und hatte neben dem Vortheil trockner und fester zu seyn die Schattenseite der Farbe, welche die

Strahlen der Sonne so eifrig eingesogen hatte und so freigebig an die Schuhsohlen vertheilte daß man kaum auftreten konnte.

Bald bog der Weg, der von der Lichtung aus abermals durch ein Gebüsch von Palmen, Mimosen und Scitamineen, unter denen besonders eine Helobia sehr häufig war, sich hinzog, zur Linken; das Buschwerk wurde lichter und ich stand plötzlich vor einer ungeheuren Ebene, größer als eine Quadratstunde. Schwarz war die Erdoberfläche und todt, überall mit tausend und aber tausend Silberfäden des Wassers, die hier und dort sich kreuzten in den Knoten größerer Bassins.

Das war also der Asphalt-See; ich wagte mich trotz der Widerreden der drei Eingebornen, die uns von allerlei Gefahren sprachen, vorwärts, denn was sollte ich anders thun, wenn ich den Ort kennen lernen wollte?

Die weite schwarze Ebene war in einem herrlichen grünen Rahmen eingefaßt. Da wo ich stand und in dieselbe eingetreten war, fand sich die einzige Unterbrechung der Einhegung, welche überall sonst durch dichte Waldung gebildet wurde. Ueber den Laubbäumen, fast um die Hälfte höher, erhoben sich gegen das leuchtende Firmament die zierlichen Kronen schlanker Palmen. Die Aussicht, innerhalb des weiten Circus ganz frei, war durch seine Einfassung völlig beschränkt; nur im Norden schwebten einige blaue Linien über dem Waldrand hin, die Umrisse ferner Berge. Ich hatte den See von der Südseite betreten, und so war es natürlich daß ich nach Norden hin den freiesten Blick hatte.

Ich habe noch heute eine lebhafte Erinnerung von dem zurückschreckenden Eindruck, den die schwarze Wüste besonders durch die Farbe auf mich machte, zu dessen Würdigung es nothwendig ist zu erwähnen wie sehr das Auge in den Tropen an Farbenpracht gewöhnt wird; da macht denn also ein schwarzes starres Feld einen um so tieferen Eindruck auf das erschreckte Auge.

Auf dieser entsetzlich blickenden Fläche bot sich aber hier und dort eine kleine Unterbrechung durch größere oder kleinere Gruppen von Büschen und Gräsern. Selbst Palmen von ansehnlicher Höhe standen hin und wieder, doch nicht nach der Mitte hin. Je näher zur Mitte, desto seltener wurden diese Zeugen des Lebens auf dem Gebiet des Todes. Solcher Gegensatz drängte wenigstens mir sich augenblicklich auf. Die schwarze harte Masse war ein rechtes Sinnbild des Todes. Das Buschwerk bestand meistens aus Acazien und verwandten Arten, untermengt mit Palmen. Hier sah ich zum erstenmal die Mauritia, die ich später an den Mündungen des Orinoco und Essequibo in größerer Menge und älteren Exemplaren wiederfinden sollte. Als äußere Einfassung jeder Gruppe dienten gewöhnlich junge Palmenschößlinge, eine schönblühende Helobia, wilde Bromelien, Agaven, Asclepias curassavica, und einige Rohr- und Grasarten. Manche enthielten schon ansehnliche Bäume, mochten also wohl schon vier bis fünf Jahre unverändert stehen, was in den Tropen hinreicht aus einem Samenkorn einen 20′ hohen Baum zu entwickeln. Im Ganzen aber waren die meisten dieser Ansiedlungen nicht über ein Jahr alt. Sie waren völlig unregelmäßig vertheilt, in Zwischenräumen von 40—200′, und manche bestanden auch aus nicht mehr als einigen hartblättrigen Grashälmchen.

Zwischen diesen zerstreuten und an Größe so sehr verschiedenen Pflanzengruppen hindurch schlängelten sich unzählige Rinnen und Bächlein, die dann und wann sich zu kleinen Becken vereinigten und erweiterten. An ein ununterbrochenes Fortschreiten war also nicht zu denken. Ich war noch nicht zehn Schritte gegangen, als ich an einem solchen kleinen Wässerchen stand, das aber leicht übersprungen war bei einer Breite von nur 2′, fünf Schritte weiter ein eben solches und nach etwa 25 Schritten ein neues, aber 4′ breites. Ich sah nun mehr und mehr daß der ganze See eigentlich in eine Unzahl von kleinen Asphalt-Inseln zerfiel, und der letzte Sprung belehrte mich bei dem härteren Aufsetzen des Fußes nach dem Sprung daß die Asphaltmasse, die ich betrat, keineswegs fest, sondern daß diese Inseln schwimmende seyen. Das Ufer, das ich betrat, wich nämlich ein wenig unter dem Fuß zurück und ich erschrak zuerst, da ich nicht wissen konnte, wie weit es sänke. Aber es hob sich wieder, indem ich weiter gieng, und von nun an, da es bei der nächsten Ueberschreitung ebenso ergieng, gewöhnte ich mich daran, wie auf lauter Flößen oder auf schwimmenden Eisschollen bei einem Eisgang vorwärts zu schreiten.

(Schluß folgt.)

Von Rom über Frosinone nach Neapel. Mai 1857.

(Von Anna Löhn.)

(Schluß.)

Die Fahrt auf dem rothen zweirädrigen Karren war sehr erschütternd und stoßreich; desto schöner und fruchtbarer die Gegend. Welche Benutzung des Erdreichs! Maulbeerbäume, von denen die süßen Beeren gegessen werden, die Blätter den Seidenwurm nähren, dienen dem Weinstock zur Stütze, der hier seine ganze Poesie entfaltet. Unter den reichsten und doch ganz natürlichen Festons, die sich von Baum zu Baum schlingen, glaubt man jeden Augenblick die Bacchantinnen und Mänaden mit den weinlaubbekränzten Häuptern und den Thyrsusstäben in der Hand, hervorhüpfen zu sehen. Aber nein, das könnten sie nicht, denn der Fußboden, der die Wurzeln der Weinstöcke und Maulbeerbäume birgt, trägt noch andere Frucht, köstlichen hohen Weizen, grano siciliano, wie sie es nennen; das Korn aus der alten Kornkammer Italiens. Es wächst so üppig zwischen den Bäumen und Reben daß es erstern oft bis an die Schultern reicht, ich meine, bis dahin wo der Stamm sich in Aeste und Zweige theilt. Unser Kutscher sang fortwährend eintönige, unschöne Volksmelodien, und noch dazu in den langausgehaltenen höchsten, unerquicklichsten Fisteltönen. Es war ein junger Kerl und ächt lebhafter geräuschvoller Südländer. Einmal drohte die eine Deichsel des Wagens auseinanderzugehen. Alles half. Aber wie halfen sie? Singend. Sie thun alles singend. Und wenn nicht gesungen wurde, ermuthigten sie die Pferde zu rascherem Vorwärtsschreiten mit dem heißer ausgestoßenen: Ach! Ach!

Die zwei neapolitanischen Soldaten waren zierlichgebaute hübsche Menschen mit feinen Gesichtern. Sie kehrten nach Caserta zurück, wo sich der König gerade aufhielt. Plötzlich brachten sie Noten zum Vorschein und gaben sich als Regimentsmusiker zu erkennen. Sie bliesen die Posaune. In Rom, sagten sie, hätten sie neue Musikstücke eingekauft. Es waren freundliche, harmlose Menschen, die sich, wie meist alle Italiener, sehr cavaliermäßig zu gebärden wußten. Natürlich waren sie nicht in Uniform.

Das einzige soldatische Abzeichen trugen sie in einer rothen wollenen Rosette, die auf der einen Seite der Mütze angenadelt war; der eine von ihnen sang recht hübsche Verse, zahllose, auf eine einfache, oft wiederholte Melodie. Er brachte auch nur selten die so beliebten Fisteltöne an; der andere corrigirte fortwährend seinen Text. Einmal geriethen sie in einen ernstlichen Zwist, ob es Lacrime oder anders im Text hieße. Diese Südländer sind stets und gebärden sich stets als wären sie von niemand beobachtet.

Das gibt ihnen die anmuthige Freiheit des Benehmens, da sie von Natur keine Anlage zur Gemeinheit haben.

Daß der Italiener sehr viel auf seine schönen Haupt- und Barthaare hält, sah man auch an ihnen. Ihr Teint war der ächt südliche bronzeartige, ihre Zähne tadellos und klein wie Perlen. Wenn es einen Berg herabgieng, natürlich ohne Hemmschuh, dachte man, die ganze zweirädrige Maschine solle aus dem Leim gehen. Sie hüpfte und sprang über die Steine, und wir auf den Sitzen sprangen mit, und der Fuhrmann schrie und jauchzte den Pferden zu, die neapolitanischen Soldaten sangen animirter, die Schellen und Klingeln der Pferde lärmten, und der Schmutz des vom Regen aufgeweichten Erdbodens tanzte und spritzte um uns herum daß wir die Augen schließen mußten.

In der Locanda, die einsam am Wege lag und wo Mittag gemacht wurde, warf ich einen Blick auf meinen unter dem Wagen in der Schwebe hängenden Koffer. Er sah weiß aus vom Schmutz, und oberhalb hatten sie ihn so nah an den Wagen geschnürt daß ein dort befindlicher Nagel die eine Leiste des Koffers fast durchgerieben hatte; ich fieng an fürchterlich zu schelten. Anfangs blieb der Kutscher gleichgültig. Da ich aber von Abzug am accordirten Fuhrlohn zu sprechen begann, entschloß er sich abzuhelfen. Erst wollten sie nur etwas Gras zwischen den Koffer und den Wagen stopfen. Allein ich drang darauf, sie mußten ihn niedriger hängen.

In der Locanda stand eine Wiege von ursprünglichster Form, eine Art ausgehöhlter Baumstamm, und darin lag ein braunes schwarzäugiges Kind. Die Wiege wiegte nicht, sie holperte und stolperte nur, wenn sie in Bewegung gesetzt wurde. Es war höchst lächerlich. Der Raum in der Locanda, wo wir auf langen Bänken sitzend aßen und tranken, hatte eine gewölbeartige Decke, die schwarz angestrichen war und worin sich weiße Kalksterne befanden. Sie prellten uns abscheulich in dieser Kneipe. Ich kam dazu als der Wirth gegen die übrigen uns verächtlich „Francesi" nannte. Als ich ihn widerlegte, erschrak er gar heftig, denn er mochte gemeint haben, ich verstünde ihn nicht. Alle gafften mich groß an und schwiegen.

Die Gegend wurde immer reizender. Eichenwälder, Oelbaumpflanzungen, viel schöne wilde Rosen am Wege, herrliche andere Blumen — es war eine Lust dieß alles bei Sonnenschein zu betrachten. Das Wetter hatte sich ganz aufgeklärt, und über unserm zerlumpten Himmel am Wagen war ein andrer ausgespannt, so göttlich blau, so wolkenlos, wie es nur der italienische Himmel seyn kann.

Es war heiß, aber von der rechten Seite her wehten schon kühle Seewinde, die uns das nahe tyrrhenische Meer sandte.

Endlich erblickten wir die Krümmungen des herrlichen Volturno bei Capua und traten in die jetzt unbedeutende Stadt ein. Von dem Luxus und der Ueppigkeit des bereits vor Roms Erbauung gegründeten Vulturnum, wo einst Hannibals Heer sich in Genüssen entnervte, ist wenig oder nichts mehr zu spüren. Die Ruinen des antiken Capua liegen nach Caserta zu. Unter ihnen ist das zur Römerzeit als Gladiatorenschule benutzte Amphitheater theilweise sehr gut erhalten und sehenswerth. Es ist von Ziegeln und mit Marmor bekleidet. Von der obersten Reihe welche früher mit Statuen gekrönt war, hat man eine liebliche Aussicht bis nach dem Vesuv hin und über die ganze göttliche Campagna Felice.

Unser Karren sollte uns bis zur Eisenbahn fahren und ich wollte darin sitzen bleiben, allein man that mir nicht den Willen. Wir mußten aussteigen, und da man in einer elenden schmutzigen Locanda schon ausspannte, wären wir, sitzenbleibend, ohnehin mit dem pferdelosen Kasten hinüber geschlagen. Paßvisitationen, Trinkgelder, Betteleien ohne Ende! Wir kamen zu spät zum Zug. Er war eben fort und wir mußten bis zu einem spätern, bis halb 5 Uhr des Nachmittags warten.

Mein Reisegefährte gieng die Pässe wieder abzuholen, und ich befand mich allein auf dem Eisenbahnhof, wo einige möbellose Wartzimmer waren, nur mit gepolsterten Bänken an den Wänden versehen und auch das nur im Wartesaal der ersten Classe.

Eine große Anzahl neapolitanischer Soldaten, die mit dem nächsten Zuge nach Caserta fahren sollten, sammelte sich um mich und sahen mir zu, wie ich meine von Straßenschmutz besudelten Wärmemittel als Mantel und Shwal und Capuze mit einer Bürste säuberte. Sie sprachen unter einander ihre Verwunderung über meine Reinlichkeit aus; das mochte ihnen bei ihren Frauenzimmern noch nie vorgekommen seyn. Wie ich immer zu thun pflegte, ließ ich mich in ein Gespräch mit ihnen ein. Sie hielten mich für eine Französin, da bei ihnen alle Fremden nur Francesi und Inglesi auftreten können. Ich fieng an von Deutschland zu erzählen, das sie nur sehr dunkel auf irgendeinem Winkel der Erde zu ahnen schienen.

Sie fragten mich gleich ob es dort kalt wäre oder wärmer, wie bei ihnen? Als ich von unserm Winter erzählte, schauderten sie zusammen und ich dachte an Dante, der in seinem neunten Höllenkreise die größte Strafe (für den Italiener) Kälte und Erfrieren eintreten läßt. Nun begann ich aber von unsern Schulen zu reden, und als sie erfuhren daß bei uns jedes Kind in der Stadt und auf dem Land in die Schule gehen muß, und die Eltern und Erzieher im andern Falle in Strafe verfallen, da wollte des Staunens gar kein Ende werden. Sie wiederholten unter einander meine Worte mit den lebhaftesten Gebärden und weitgeöffneten Augen.

Ich sagte: Wenn ich bei uns einen Schulbuben frage, wo liegt Neapel? so weiß er es zu sagen. Wenn ich hier aber einen Erwachsenen frage: Wo liegt Germania, so weiß er es nicht.

Sie lachten überlaut und nickten sich unter einander betroffen und getroffen zu; ich machte ihnen großes Vergnügen.

Als ich von Bestrafung der Bettelei bei uns sprach und daß man sofort Anzeige bei der Polizei machen könne, wenn man von einem Lastträger oder Kutscher u. dgl. Leuten geprellt werde, da erreichte ihr Staunen den höchsten Grad und sie riefen einmal über das andere: Dev'essere un bel paese, bellissimo!

Sehr ergötzte es mich zu sehen, wie sich diese Helden, die das Leben gar lieb haben, weil sie in einem herrlichen, glücklichen Lande wohnen, vor den Franzosen fürchteten. Sie fragten mich nämlich gleich als ich sagte ich käme von Rom, ob dort noch die Francesi wären. Und da ich es mir zum Vergnügen machte ihre Anzahl wie den Sand am Meer zu schildern, da war es ein Götterspaß ihre langen Gesichter, den unverkennbaren Ausdruck der Furcht in ihrem ganzen Wesen zu bemerken. Ich mußte im-

mer wieder erzählen was ich von den Francesi gesehen und wie ich sie gefunden hatte.

Das ganze Völkchen machte mir den Eindruck harmloser, lebensfroher, neugieriger, aber gut beobachtender, nur allzufeiger und fauler Menschenseelen.

Nun wollte ich mich aber bei ihnen unterrichten; ich fragte wo der sonderbare Putz am Pferdegeschirr herstamme, den ich überall im Neapolitanischen unterwegs bemerkt hatte. Vor die zweirädigen Karren sind nämlich gewöhnlich drei Pferde gespannt und das mittelste davon trägt auf dem Rücken eine Art Kummt, welches aber nur zum Putz dient und mit gelbem Blech beschlagen ist. Oben auf diesem Kummt sind oft Klingeln und Zierathen von rothen Läppchen, Roßhaarbüscheln und Federn angebracht, und darüber thront vielleicht noch ein kleiner Adler von gelbem Blech mit ausgespannten Flügeln oder, was ich am öftesten sah, ein Halbmond. Ich glaube daher daß dieser Pferdeschmuck saracenischen Ursprungs ist. Neben dem mittelsten Höcker befinden sich nun noch zwei niedrigere, auch mit gelbem Blech beschlagen, durch welche die Zügel hindurchgeleitet sind. Und hinter dem in der Mitte befindlichen ist gewöhnlich eine kleine Tonne von gelbem Blech angebracht, auf deren beiden Seiten das Bild des Papstes, der Mutter Gottes, oder sonst eines Heiligen, eingedrückt ist.

Die Pferde haben sämmtlich Schellen und Klingeln im Neapolitanischen. Je mehr Lärm und Geräusch, desto besser. Die Geschirre sind durchgängig mit gelben Nägeln beschlagen, schon in Rom. Aber in Neapel putzen sie die Pferde noch possierlicher auf. Es muß ja alles bunt seyn, wie der Himmel, die Erde, die Felder, Gärten, das Meer, die Gebirge in wechselndem reichsten Farbenschmucke strahlen und als glänzende Vorbilder diesem glücklichen Menschengeschlechte leuchten.

Vorn an den Schläfen haben die Pferde, selbst der Vornehmsten, Blumenbüschel, Pfauenfedern, Hahnenfedern, Bänder, die im Wind flattern. An den Schwänzen deßgleichen. Auch der Kutscher verschmäht es nicht sich aufzuputzen. Sehr anmuthig sieht ein solcher zweirädriger Karren aus, wenn er mit seinen drei Pferden auf der Landstraße dahergeschlichen kommt. In der Wahl und Stellung der Pferde ist gewöhnlich Symmetrie. Das größte geht in der Mitte und trägt den dreihöckerigen Putz. Auf dem beladenen Karren, der vielleicht Tag und Nacht unterwegs gewesen ist, liegt der Fuhrmann in phantastischer Stellung und schläft, denn er muß den Tag zum Ausruhen benutzen, des Nachts gilt es auf der Hut seyn. Oft liegt noch ein Knabe, den er vielleicht aus Barmherzigkeit aufsteigen ließ, auf dem Bauch hin über die Waaren gestreckt daneben, bisweilen auch ein Hund, der keine Lust zum Bellen zeigt. So kommen sie am Morgen gezogen, alle schläfrig von durchwachter Nacht und es der heißen Sonne überlassend den Nachtthau von ihren dürftigen Kleidern zu trocknen. Kommen wir an ihnen vorübergerasselt, die meist in Gesellschaft fahren, der größern Sicherheit wegen, so blinzt der eine oder andere Fuhrmann in den Morgen hinein, aber das Ausweichen überläßt er ruhig seinen Thieren. Oft findet man einen schönen weißen Stier, ein Pferd und einen Esel zusammengespannt. Sie vertragen sich ganz gut und ziehen ruhig ihres Wegs. Die Stiere haben eiserne Ringe in der Nase, die mit den sie regierenden Stricken in Verbindung stehen.

Ich wollte mich also bei den Soldaten in Capua über manches befragen, so auch über den Zweck der kummtartigen Höcker bei den Pferden, der kleinen Blechtonne dahinter, und woher dieß alles stammen möge. Einer, der wohl Corporal war und den die übrigen bei jeder meiner Fragen, wie eine Heerde Schafe den Leithammel, ansahen, bemühte sich anfangs mir etwas zu sagen, aber es war Unsinn und dummes Geschwätz; und ärgerlich über diese Unkenntniß in jeder Beziehung, selbst dessen was ihnen so nahe lag, brach ich das Gespräch ab.

Man kann in Italien nicht in dritter Classe auf der Eisenbahn fahren; diese Wagen sind dort wie die bei uns für das Vieh bestimmten. Die zweite Classe ist wie die dritte bei uns, nur daß einige elende Kissen über die Holzbänke gedeckt sind. Im übrigen fahren sie come i diavoli, und es ist zu verwundern daß man nicht öfter von Unglücksfällen hört.

Von Caserta an, wo der Anblick des angeblich noch einmal so großen königlichen Schlosses als das Berliner ist, ergötzt, wird der Garten, der uns rings umgibt, immer köstlicher. Der Wein baut rings Ehrenpforten von Platane zu Platane; Maulbeerbäume, Lorbeerbäume, Oelbäume, herrlich belaubte Ulmen, alles bestrebt sich dem König im Pflanzenreich, der hier seine Reben üppigwuchernd emporrankt, zur Stütze zu dienen. Ueber Mauern ragen die dunkeln Citronen- und Orangenbäume empor, und lassen ihre goldenen Aepfel herabwinken. Die Gärten sind mit hohem Cactus und Aloë eingefaßt. Alte Mauern selbst bekleiden sich schön. Da sprießt das fettblättrige Mesembrianthemum, dessen rothe Blüthen das Auge blenden. Steckt man ein solches fettes Blatt in die Lava oder in Erde, so überkriecht in kurzer Zeit die Pflanze, die man bei uns sorgfältig in Töpfen zieht, die ganze Nachbarschaft. Unter den Festons der Weinreben, nicht gedämmt von den stützenden, dichtbelaubten Bäumen, breiten sich köstliche Felder blaublühenden Flachses von halber Manneshöhe, rothstrahlende Kleefelder einer Art Esparsette oder auch die zierlichen Anpflanzungen des saftiggrünen Hanfes aus. Oft rankt sich an Bäumen die kleine rothe Bouquetrose empor, dort bildet sie strahlende selbständige Büsche, an denen man von Blumen kaum ein Blatt entdecken kann. Nichts kann schöner aussehen als ein solch blaues Flachsfeld, das einem herabgefallenen Stück Himmel gleicht, und dazwischen Rosenbüsche, wie ich sie eben beschrieb, die dunkelschattigen Bäume umarmen. Ach und das alles verträgt sich so gut über- und nebeneinander!

Die Luft ist mit Düften geschwängert, ganze Wolken Rosen und Orangenduftes dringen abwechselnd in den dahineilenden Wagen herein und berauschen uns süß. Aber wer ist jener erhabene zweigipflige Berg, der auf seinen Schultern den dunkelblauen Himmel zu tragen scheint? Wer ist der König mit der stolzen dunkeln Schleppe von niedrigern Bergen und Höhenzügen hinter sich her? Eine Rauchschlange windet sich aus dem höhern Gipfel empor. Der Seewind zwingt sie zu den wunderbarsten Windungen. Er ist es: der Vesuv! Kaum haben wir ihn erblickt und starren nur zu ihm empor, da öffnet sich auf der andern Seite der Garten mit den Weinreben-Ehrenpforten, die uns schon ganz feierlich gestimmt und vorbereitet haben auf das königliche Schauspiel. Hinweg vom Vesuv und den feingeschwungenen Linien seiner Bergschleppe, rechts geschaut! Da taucht das Häusermeer Neapels mit Kuppeln und Thürmen empor, und dahinter — ach! dort erglänzt das Meer im Abendsonnenschein und umarmt seine lächelnde Braut: Neapel!

Miscellen.

Ausfuhr von Gold und Silber nach dem Osten. Es betrug die Ausfuhr nach dem Morgenland aus brittischen Häfen:

	Gold.	Silber.
1851 . .	102,280 Pfd. St.	1,716,100 Pfd. St.
1852 . .	921,739 „	2,630,238 „
1853 . .	880,202 „	4,710,565 „
1854 . .	1,174,299 „	3,132,008 „
1855 . .	948,272 „	6,409,889 „
1856 . .	404,749 „	12,118,985 „
1854 . .	269,275 „	16,795,232 „
Zusammen	4,700,816 „	47,513,112 „

Von Mittelmeerhäfen:

1853 . .	93,528 Pfd. St.	848,362 Pfd. St.
1854 . .	48,456 „	1,451,014 „
1855 . .	243,239 „	1,524,240 „
1856 . .	64,039 „	1,989,916 „
1857 . .	259,986 „	3,350,689 „
	719,248 „	9,164,221 „

Zusammen in den sieben Jahren an Gold und Silber 62,097,397 Pfd. St. oder 864 Mill. fl., an Silber allein 56,677,333 Pfd. St. oder 670 Mill. fl., im letzten Jahr allein über 20 Mill. Pfd. St. oder 240 Mill. fl. (Economist).

*

Das angebliche Grab des Hippokrates. Ein athenienfisches Journal behauptet daß man beim Dorf Arnaoulti in der Nähe von Pharsalia das Grab des großen Arztes entdeckt habe. Die Inschrift, wird uns versichert, lasse keinen Zweifel über die Person des Beerdigten übrig. Das Denkmal enthielt außerdem einen goldenen Ring in Form einer Schlange, das Sinnbild der Heilkunde, außerdem ein Kettchen und einen Reif von dem gleichen Metall. Sämmtliche Antiquitäten sind von den Findern dem Statthalter Thessaliens Hourni Pascha ausgeliefert worden, der sie nach Konstantinopel bringen ließ. Bei den vielen Fälschungen von Antiquitäten, worin die Levantiner von jeher große Virtuosen waren, muß man aber erst eine wissenschaftliche Bestätigung erwarten.

*

Bevölkerung Australiens. Nach amtlichen Ermittlungen betrug die Bevölkerung sämmtlicher australischer Colonien am 1 Julius 1857 1,043,000 Köpfe, nämlich Victoria 414,000, Neu-Süd-Wales 300,000, Südaustralien 105,000, Tasmania 80,000, Westaustralien 14,000, Neu-Seeland 130,000.

*

Wissenschaftliche Expedition nach Neu-Guinea. Die niederländische Statthalterschaft in Indien hat beschlossen, eine wissenschaftliche Expedition nach Neu-Guinea abgehen zu lassen, bestehend aus einem Ingenieur-, einem Infanteriecapitän, einem Schiffslieutenant, einem Naturforscher und einem Maler. Ihre Untersuchungen haben den Zweck, die Art zu erforschen wie die Insel, welche 13,000 Quadratmeilen Fläche einnimmt, also dreimal größer als Java und zweimal größer ist als Sumatra, am besten sich besiedeln lasse, da sie nur 50 Köpfe Bevölkerung auf eine Quadratmeile zählt. Die Expedition bricht im Frühjahr 1858 von den Molukken auf.

*

Höhe verschiedener Gebäude über dem Erdboden.

Die höchste Pyramide in Aegypten	146	Metres.
Straßburger Münster	142	„
Stephansthurm in Wien	138	„
Kuppel von St. Peter in Rom	132	„
St. Michaelsthurm in Hamburg	130	„
Kathedrale in Antwerpen	120	„
St. Paulskirche in London	110	„
Mailänder Dom	109	„
Spitze des Pantheon in Paris	79	„
Das Geländer am Thurm von Notre-Dame . .	66	„
Vendôme Säule	43	„
Mastenspitze eines französischen Kriegsschiffes von 120 Kanonen vom Kiel gerechnet . . .	73	„

(Annuaire du Bur. des Longitudes 1848).

*

Anwendung der Photographie zum Zeugdruck. Das zweifach-chromsaure Kali ist außerordentlich empfindlich für das Licht. Wenn man ein mit diesem Salz getränktes Gewebe in einem geschlossenen Zimmer den Sonnenstrahlen aussetzt, welche durch die Spalten der Sommerläden einfallen können, so werden die vom Licht berührten Stellen sich in einer eigenthümlichen Farbe färben. Nach diesem Princip hat man Muster auf den Geweben angebracht, wozu man folgendermaßen verfährt. Man legt ein Papier oder dünnes Metallblech, worin das Muster ausgeschnitten ist, auf das Gewebe, welches vorher in dem zweifach-chromsauren Kali eingeweicht worden ist; beide werden in einem Rahmen auf einander gepreßt, worauf man das ausgeschnittene Papier oder Blech dem Einfluß der Sonne aussetzt, oder vielmehr dem Einfluß des zerstreuten Lichtes, welches in diesem Fall besser ist. Nach kurzer Zeit färbt sich das Gewebe in sehr merklicher Weise überall wo das Licht durchgedrungen ist, und man sieht auf demselben die genaue Copie des Musters. Dieses Muster wird durch eine blaßrothe Farbe gebildet, welche ganz ächt ist. Diese blaßrothe Farbe vermag sich als Mordant mit dem Krapp, dem Blauholz 2c. zu verbinden. Behandelt man nämlich das mit dem Lichtbild versehene Gewebe in einem Bad dieser Farbstoffe, so ändert das Muster seine Farbe, indem es sich diese Pigmente aneignet. Man kann den entgegengesetzten Effect erzielen, indem man anders verfährt. Man bringe ein Farnkrautblatt auf einer Glastafel an, und spanne hinter letzterer ein gleich großes Gewebe aus. Was wird geschehen? Alle dem Licht ausgesetzten Theile des Gewebes werden sich färben, während die durch das Farnkrautblatt gegen das Licht verwahrten Theile weiß bleiben werden wie vorher; man erhält folglich ein weißes Farnkrautblatt auf einem blaßrothen Grunde. Nach diesen Verfahrungsarten hat man in England wahrhaft bewunderswürdige Sachen gemacht. (Polyt. Journ.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 4. 22 Januar 1858.

Ueber Krankheitsformen in den Tropenländern.

(Von einem deutschen Arzt in Brasilien.)

Einleitung.

Sie sind, werther College, nicht der erste der mich um Rath fragt, ob und wie er in Brasilien sein Glück machen könne. Doch haben Sie gut gethan erst zu fragen, und nicht auf Ihre Kenntnisse allein vertrauend hieher zu kommen, wie es schon so vielen ergangen ist, die so sehr sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, und nur weil ihnen die Mittel fehlen oder aus Ehrgefühl nicht nach Europa zurückkehren. An Aerzten ist kein Mangel, alle Nationen sind hier vertreten, und die beiden medicinischen Schulen, die nicht so schlecht bestellt sind als man sich in Deutschland meistens vorstellt, liefern jährlich 30 bis 40 Doctoren der Medicin. Um zu leben wird wohl kein Arzt nach Brasilien gehen, jeder will sich eine sorgenfreie, unabhängige Stellung verschaffen; um dieß zu erreichen, muß sich ein Arzt durch Glück in seinen Curen auszeichnen, welches nicht so leicht ist wie Sie sich einbilden. Ich rede nämlich nicht von der Praxis bei den deutschen Familien die gerade in einer Stadt sind, sondern von der brasilischen und respective portugiesischen Bevölkerung; denn die erstern können in Bahia einen, und in Rio de Janeiro höchstens zwei Aerzte beschäftigen, weil sie wenige oder gar keine Sklaven besitzen. Und gerade die Krankheiten der Sklaven geben am meisten zu thun, und nach dem Geschick und dem Glück das der Arzt in der Behandlung derselben hat, wird er taxirt. Es herrscht hierin der gröbste Materialismus; denn nur der Sklave hat einen reellen Werth, 2000 Thaler im Durchschnitt, und wenn er nicht arbeiten kann, so ist er eine doppelte Last für den Eigenthümer. Werden Sie nun zu einem Kaffeehändler, der gewöhnlich über 100 Sklaven besitzt, oder auf eine Kaffee- oder Zuckerplantage gerufen, wo gegen 2 bis 300 Sklaven sind, so übergibt man Ihnen 10 bis 20 Kranke, woran schon andere Aerzte ihr Glück versucht haben.

Sie haben nun eine Schwarze mit Gebärmuttervorfall, 2 bis 3 Subjecte im zweiten oder dritten Stadium der Geophagie, 4, auch mitunter mehr, die wegen der Cravos oder Framboisie an den Fußsohlen nicht gehen können, Kinder an Atrophie leidend, Fußgeschwüre aller Art, die man der vielen heterogensten schon angewandten Mittel halber gar nicht erkennen kann; auch ein paar Wechselfieberkranke, welche schon Unzen Chinin genommen haben, deren Milz schon auf dem Schambein aufsteht, von den mit Elephantiasis Behafteten gar nicht zu reden. Und nun mögen Sie sich zurecht finden; und während Sie mit diesen Kranken beschäftigt sind, kommen täglich ein oder mehrere mit acuten Krankheiten, Tetanus, Dysenterie, acutem Rheumatismus u. s. w., und nun erst noch eine Choleraepidemie dazu! Ohne Arznei dürfen Sie keinen Kranken lassen, denn der Herr der Sklaven begnügt sich nicht mit der ganz genau gestellten Diagnose und einer traurigen Prognose. Bei der (geld-) aristokratischen Kundschaft wird es Ihnen auch sauer werden sich zurechtfinden, denn der größere Theil der Krankheiten sind chronische Uebel, und hier, wo es keine Heilquellen gibt, nützen Ihnen Ihre balneologischen Kenntnisse nichts, und künstliche Wasser werden kaum gebraucht, da in tropischen Ländern diese Ueberschwemmungen dem Magen nicht zusagen; und gerade durch die Heilung der chronischen Uebel empfiehlt sich hier der Arzt am meisten, und macht sich schnell bekannt. Sie können also aus dem Gesagten ersehen, daß Sie trotz der Fertigkeit im Percutiren und Auscultiren, und des Herrn Eberhardt Richters Grundriß der Heilkunst im Kopfe, doch mehr zu wissen brauchen als daß man im Tetanus Opium gibt, wobei aber natürlich die Kranken sterben, daß man die Diarrhöe bei der Atrophie der Kinder mit Kalkwasser stopft, wonach sich die so traurigen Convulsionen einstellen, daß man das Wechselfieber mit Chinin coupirt, so lange der Kranke nicht an das Mittel gewohnt ist, und er dann kachektisch zu Grunde geht, und im gelben Fieber Salpeter als harntreibend gibt, wie Sie solches alles im oben erwähnten Grundrisse finden, der doch die neuesten Entdeckungen enthält, wie Titel und Vorrede sagen. Wenn es Ihnen nun nicht gelingt die Mehrzahl Ihrer Kranken auf die Beine zu bringen, so hilft der Herr des Hauses mit empirischen Mitteln nach, die ihm ein Gevatter angerathen hat, und da die reichhaltige brasilische Flora viele dergleichen liefert, so werden mitunter die Kranken, die Sie für unheilbar nur palliativ behandelten, dennoch gesund, und Sie verlieren den Credit. Auch dürfen Sie die in Spitälern so gebräuchlichen Expectativcuren in der Praxis nicht ausführen wollen, denn dieß ist ganz gegen das Interesse des Arztes, indem in den wohlhabenden Familien mit einem

Jahresgehalt der Arzt bezahlt wird, ob er viel oder wenig Besuche macht. Mit Hydropathie richten Sie auch nichts aus, und die wahre reine Homöopathie, die der jetzt tonangebenden Nihilopathie gleichzusetzen ist, kann nicht mit der hier viel gebräuchlichen Pseudohomöopathie sich messen, wo diejenigen Mittel gegeben werden die in sehr kleiner Dosis bedeutende Wirkung äußern, wie z. B. die Fowler'sche Arsenikfolution, Strychnin in Kügelchen, auch Veratrin u. s. w. Auch haben Sie Concurrenten, die, obschon mit weniger positiven Kenntnissen ausgerüstet, dem deutschen Arzt die Stellung erschweren; besonders sind dieß die italienischen Aerzte, die mit der Handhabung des Brechweinsteins und auch andern Resten des ungerechterweise ganz vergessenen Rasorianismus vertraut sind, in der Chirurgie die Franzosen, denen man ihr Geschick zum Operiren und Verbinden nicht absprechen kann; auch die Engländer mit wenig wissenschaftlicher Bildung, aber mit praktischem Sinn, der die ganze Nation auszeichnet, bewältigen durch ihre für hypertrophirte Naturen berechneten Gaben von energischen Mitteln manche Krankheit, die der deutsche Arzt für unbezwinglich hält.

Ich bin nicht gesonnen ein neues Heilsystem aufzustellen, doch will ich Ihnen meine Ansichten über die Bildung oder Entwicklung der Krankheiten im Organismus mittheilen, und wenn ich keine Recepte gebe, doch mehr oder weniger andeuten wie ich selbe bezwungen habe. Ich behaupte deßwegen nicht daß ich mehr wußte als andere wissen als ich meine praktische Laufbahn anfieng. Doch ich erkannte bald daß ich mit dem Erlernten nicht ausreichte, und so mußte ich ein Vorurtheil um das andere ablegen. Im Anfang war ich dem Aderlasse besonders geneigt, und später erkannte ich daß er nie direct zur Heilung einer Krankheit beiträgt, sondern bei einer rasch vorwärts schreitenden gefährlichen Krankheit nur den lethalen Ausgang aufzuhalten vermag, damit man noch Zeit hat Medicamente zu geben und ihren Effect abzuwarten, und dieses kann man durch größere Dosen von Brechweinstein, anhaltend gegeben, erzwingen. Das Chinin gab ich nur vier Kranken gleich im Anfang meiner Praxis, und dann nie mehr. Im Anfang operirte ich die hier endemische Hydrocele, jetzt heile ich sie ohne chirurgische Hülfe, ebenso die Krankheiten des Thränensacks und Thräneneanals. Ebenso war ich der in Europa aufgekommenen Mode gefolgt, in Pneumonien und den Entzündungen der übrigen Respirationsorgane den Brechweinstein zu geben, verließ aber auch dieses Mittel bald und gab das Infusum von der einheimischen Brechwurzel und Digitalis, welches noch zweckmäßiger ist um Vereiterungen in edlen Organen vorzubeugen. Dann habe ich auch alle Einreibungen und Pflaster, überhaupt alle äußerlichen Mittel abgeschafft, denen ich früher so sehr zugethan war. Nur die Lavements, die hier eine wahre Nothwendigkeit sind, habe ich beibehalten, im Gegentheil, ihre Anwendung in Frequenz und Composition sehr ausgedehnt, weil im tropischen Klima eine so große Trägheit der dicken Gedärme stattfindet, weßwegen auch hier unter den Hausmitteln die Klystiere mit Cayennepfeffer und andern reizenden Substanzen eine große Rolle spielen.

Humoralphysiologie.

Die ganze Heilkunst wird nach wie vor 40 Jahren auf die Lehre von der Function der Nerven gegründet, obschon nach den ungeheuren Fortschritten welche die Zoochemie in den letzten 15 Jahren gemacht hat, man zur Einsicht gelangt seyn sollte daß das Erkranken des Organismus doch nur im Blute seine Ursache hat, und die Nervenkrankheiten selbst nur aus einer Alteration der Blutmasse entstehen; und wenn man behauptet daß Chloroform anästhetisch auf die Nerven wirkt, und Morphium dieselben betäubt, der Wein in mäßiger Gabe sie stärkt, das Strychnin tetanische Contractionen hervorruft, so will dieses nichts anderes heißen, als daß Blut, mit diesem oder jenem Ingrediens geschwängert, der Nervenernährung nicht zuträglich ist, und solche also eine anormale Function äußern. So ist es im Tetanus, im Typhus, und selbst Ischias und Tic-douloureux sind Blutkrankheiten, die nur die Nerven incommodiren, wie ich später Ihnen unter den chronischen Krankheiten auseinandersetzen werde. Damit will ich aber dem Nervensystem nicht seinen Einfluß auf Vermehrung oder Verminderung der Blutströmung absprechen, wie bei Schrecken nach dem Herzen und den Lungen, bei Scham nach dem Gesichte, und bei Kummer nach Leber und Pankreas, woraus die Abdominalleiden entstehen, die so viele Menschen ins Grab bringen. Auch die Congestionen sind bei heterogener Blutmasse durch den Einfluß der Nerven erregt. Ich weiß wohl daß Sie gleich bei Durchlesung dieser Zeilen denken, das ist Humoralpathologie, und für den heutigen Standpunkt der Physiologie gar nicht mehr brauchbar. Ich habe aber gefunden daß es gerade ein Fehler der Physiologen ist, sich mit der Beschaffenheit des Blutes und dem Einflusse desselben auf die Nerven nicht zu beschäftigen. Daß die Lehrer der Physiologie von ihren Studien alle Nosologie ausschließen, kann nur durch den geringen pecuniären Ertrag der Praxis in Deutschland entschuldigt werden, und dieser Fehler wird dem Arzte recht fühlbar am Krankenbette, wo ihm dann die ganze Embryologie, die alles erklären soll, nichts hilft. Ueberhaupt habe ich aus den Handbüchern der neuesten Zeit ersehen daß die Physiologie so gelehrt wird als wenn alle Mediciner Professoren der Physiologie werden sollten. Schämen Sie sich nicht, wenden Sie sich der Humoralpathologie oder wie ich sage Humoralphysiologie zu, dann werden Sie als Praktiker Glück und an ihrem Berufe eine Freude haben; denn es kann nichts traurigeres geben, als immer die Unzulänglichkeit dessen zu erkennen was man gelernt hat, und zwei Drittheile der Krankheiten für unheilbar erklären zu müssen.

Unter Humoralpathologie verstehen die meisten klinischen Lehrer meistens nur das System alles durch Stuhlgang befördernde Mittel heilen zu wollen, und von diesem Gesichtspunkte aus haben sie auch recht solche zu verachten. Allein alle den Stoffwechsel bethätigende Behandlung verpönen zu wollen, ist eben so lächerlich, indem diese Kliniker selbst immer in Widerspruch mit sich selbst verfallen; denn alle Mineralwasser, die ganze hydropathische Methode, die Hungercuren, die monatelang in Eiterung erhaltenen Blasenpflaster, die Fontanellen und Mezen, Tabakschnupfen bei Augenleiden wirken doch nur durch vermehrten Stoffwechsel.

Alle nur erdenklichen Mittel werden angewendet und täglich nach neuen gehascht, die als Specifica für diese und jene Krankheit gelten sollen, von denen die wirksameren doch nur die eine oder die andere Secretion befördern, solche aber welche die Schleimabsonderung im Darmcanale vermehren oder die in der Leber anormal verhaltenen stickstoffigen und dadurch zugleich zurückgehaltenen stickstofffreien Gallenbestandtheile zur Entleerung ins Duodenum bringen,

sind verpönt! Bei einer Gehirnhautentzündung hält man es für zweckmäßiger dem Kranken ein großes Blasenpflaster und 4 Senfpflaster zur Derivation zu appliciren als den über 600 Quadratlinien Oberfläche darbietenden Darmcanal zur kritischen Ableitung zu benützen, was viel schneller erreicht wird als die Wirkung der Epispastica. Unter kritischer Schleimabsonderung im Darmcanal verstehe ich aber nicht daß man nur mit Ricinusöl die verhaltenen Contenta der Gedärme zu Tage fördert, oder durch Bittersalz, welches nur exosmotisch wirkt, oder durch Wienertränkchen, außer etwas Gallenausleerung auch nur seröse Stuhlausleerungen zuwege bringt, währenddem die Diurese und Diaphorese vermindert werden, wie man in den Colonialländern zu beobachten Gelegenheit hat, wo häufig, wenn der Arzt die Krankheit eines Schwarzen nicht schnell bezwingt, der Herr desselben durch Anwendung einer drastischen Tinctur aus Sennesblättern, Jalapa, Scammoneum und Turbith, unter dem Namen Leroy bekannt bewältigen will, und dann der Schwarze aufhört zu transpiriren, und durch das sich wie Mehl abschilfernde Epithelium aschgrau wird, und gewöhnlich in Folge von Desorganisation der Darmschleimhaut kachektisch zu Grunde geht.

Diese Humoralpathologie, die man Humoralbarbarität nennen muß, ist natürlich zu verpönen.

Wenn ich aber eine ehemals sogenannte kritische Schleimabsonderung auf der Darmschleimhaut oder Gallen- und Schleimabscheidung aus der Leber erziele, so muß ich jedenfalls diese Organe etwas reizen oder eine mäßige Congestion dahin erregen, damit aber nicht die Haut oder Nierenfunction beeinträchtigen, und Sorge tragen daß wenn diese vermehrten Absonderungen längere Zeit anhalten sollen, durch den verursachten Reiz keine an Desorganisation gränzenden Veränderungen in diesen Organen sich bilden; und dieses geschieht indem ich dem Reizmittel ein Narcoticum beisetze welches calmirend oder moderirend wirkt, wie man ein Beispiel am Tabak hat, welcher durch seine natürliche und meist noch künstlich vermehrte Schärfe die Nasenschleimhaut zur Secretion anregt, und selbst wenn sie schon in einem gereizten Zustande wie beim Schnupfen sich befindet, dieselbe nicht überreizt und jahrelang ohne Nachtheil vertragen wird, indem das narcotische Princip den Reiz moderirt. Würde jemand irgend ein anderes nicht narcotisches Pulver z. B. Kaffee längere Zeit schnupfen wollen, so wird durch den Reiz oder die Congestion eine seröse Secretion sich einstellen, später die Schleimhaut vertrocknen und endlich degeneriren machen.

Ich weiß aber auch recht wohl daß eine Zusammensetzung verschiedener Arzneikörper z. B. eine Infusion von Flieder, Sennesblättern, Bilsenkraut und Weinstein, oder Pulver von Calomel, Jalapa, Brechwurzel und Belladonna und andere ähnliche Verbindungen als Polypharmakomanie verrufen sind; allein da sie am Krankenbette ganz herrliche Dienste leisten und man schnell zum Zwecke kömmt, so gibt man sie doch, wenn nur die Kranken damit zufrieden sind, denn dieß ist maßgebend.

Bei der Verbindung der Narcotica mit den kathartischen Mitteln erhält man auch immer Nebenwirkungen, die meistens ganz erwünscht sind, indem jedes derselben eine gewisse Affinität zu einem ganzen System oder einzelnen Organen hat; so wirkt der Fingerhut auf das arterielle System, die Belladonna auf das Nervensystem und die Nieren, das Bilsenkraut auf die Respirationsorgane, der Schirling auf das Drüsensystem, der Giftlattig auf Leber und Pancreas, der Eisenhut auf die serösen Membranen und die Haut u. s. w., so zwar daß sie mir bei verschiedenen Krankheiten als Conductoren der Wirkung der ganzen Arznei auf ein gewisses Organ dienen, um nämlich den Krankheitsstoff von irgend einem Organe auf die Darmschleimhaut und selbst auf die Leber, das letztere besonders bei Milzleiden, abzuleiten.

Um Ihnen dieß deutlich und anschaulich zu machen, will ich eine der gewöhnlichsten Krankheiten aufführen wie sie hier jedem Arzte täglich zur Behandlung geboten wird.

Ein Sklave arbeitet den ganzen Tag im Regen und legt sich mit der nassen Kleidung auf seine Matte zum Schlaf, und wird nach einigen Tagen leichten Fiebers, das er nicht beachtet, vom Muscularrheumatismus befallen, und jetzt erst klagt er daß er nicht arbeiten kann. Der Eigenthümer weiß bald daß es eine Verkältung ist, wie man sich ausdrückt, und durch warme schweißtreibende Ptisanen in enormen Portionen bringt er den Kranken zum reichlichen Schwitzen; allein die Schmerzen bleiben dieselben, wenn auch das Fieber vorüber ist, weil die längere Zeit im Körper zurückgehaltenen Schweißstoffe schon eine neue Umsetzung erlitten und sich in Schleim umgebildet haben, aus dem Blute als heterogener Stoff auf die Muskelscheiden niedergeschlagen wurden und nun die Action der Muskeln hindern.

Dieser Niederschlag gefährdet das Leben nicht, wird endlich wieder verflüssigt in die Blutmasse aufgenommen oder von den Capillargefäßen aufgesaugt und nun als nochmals umgesetzter Stoff hauptsächlich durch die Nieren und Leber spontan eliminirt. Also wären hier eine palliative schmerzlindernde Einreibung und ein expectatives Verfahren oder der so gelehrte Nihilismus ganz an ihrem Platze. Allein der Eigenthümer des Sklaven will kein todtes zehrendes Capital und ruft den Arzt, der um seinen Kunden zu befriedigen, der Natur vorgreifen muß. Er muß eine forcirte Congestion nach der Darmschleimhaut erregen, damit durch vermehrte Absonderung das Blut zur Aufsaugung des Präcipitats geeignet wird und denselben durch die Schleimhaut eliminire; setzt er noch ein narcotisches Acre zu, so wird die Verflüssigung des Präcipitats schneller vor sich gehen und einen Theil auf die Nieren und auf die Leber ableiten — und so wird der Kranke in acht Tagen hergestellt, wozu die Natur allein Monate gebraucht hätte.

Blutbereitung.

Wenn es auch manchen anmaßlich erscheint daß ich bei 30jähriger Abgeschiedenheit von allem directen wissenschaftlichen Verkehr meine Meinung über einen der wichtigsten Gegenstände in der ganzen Physiologie ausspreche, so kann ich zur Rechtfertigung nur sagen daß ich jahrelange Versuche, wie sie in Europa der Kosten wegen nicht gemacht werden, darüber angestellt habe; und da ich nicht einen großen Ruf als Gelehrter beanspruche, so beschränke ich mich bloß darauf die Resultate meiner Beobachtungen mitzutheilen, trotz der traurigen Erfahrungen [1] die ich schon gemacht habe.

---

[1] Ich wollte schon 1855 den Eintritt der atmosphärischen Luft in die Arterien, worüber auch schon Dr. Paulo Candido, Professor der medicinischen Physik, die schönsten Versuche angestellt hatte, und eine Aehnlichkeit

Wenn Harvey's Entdeckung des circulirenden Blutes in den Arterien so lange bezweifelt wurde, so wird es auch mit der zwischen Hippokrates und Harvey's Meinung in der Mitte liegenden Behauptung der Fall seyn, daß nämlich Luft und Blut zugleich und so zu sagen zu einem Körper vermischt, und zwar als Schaum in dem arteriellen System sich fortbewegen. Zum Beweise werde ich nur einige Krankheitsbilder aufführen, deren bisher so räthselhafte Symptome ihre vollständige Erklärung dadurch finden, besonders Cholera und Geophagie. Doch zur Hauptsache.

Blutbereitung nenne ich denjenigen Proceß im Organismus, wobei das venöse Blut in den Lungen durch Zutritt der atmosphärischen Luft mit dem aus der Leber kommenden Zuckerstoff und von der Milz abgegebenen Ferment in denjenigen Zustand versetzt wird den man Gährung nennt, wobei aber durch die mit dem Herzblut dazu gekommene Lymphe das ganze Blut, in eine gährende schäumende Masse umgeändert, in das arterielle System übergeht, und Wärme, Luft und Reproductionsstoff über alle Theile des Organismus verbreitet.

Gährung aber ist derjenige Umbildungsproceß dem alle tropfbar flüssigen Körper nach den physikalischen Gesetzen unterworfen sind, wenn Glykose, Ferment und atmosphärische Luft unter geregelten Wärmeverhältnissen mit einander in Berührung kommen, wobei sich dann Kohlensäure entbindet, Wärme und spontane Bewegung (bei der Gährung des Zuckerrohrsafts in großem Maßstabe habe ich rhythmische stoßweise Bewegung beobachtet) sich entwickeln, Zellenbildung und Rückbildung derselben stattfindet, Stickstoff entweicht und etwas Milchsäure sich bildet, welches alles bei der Blutbereitung auch eintrifft. Sind in dem Gährungsmenstruum Eiweißstoffe enthalten, so bildet sich nach Verhältniß Schaum wie bei der Blutbereitung auch. Der Hauptunterschied aber zwischen beiden Processen liegt nur darin daß bei der Blutbereitung zugleich Stoffe mit umgesetzt werden die zur Reproduction dienen. Der Einwurf daß Thiere ohne Milz nothdürftig fortvegetiren können, beweist nichts, indem man auch in andern Fällen sieht daß die Natur bei dem Mangel eines Organs doch nur Recurs findet die Lebensfunctionen fortzusetzen, und bei Mangel an Ferment wegen Mangel oder gestörter Function der Milz kann der mit der Lymphe in das Blut gelangte Proteinstoff die Stelle des Ferments natürlich nur unvollkommen ersetzen, wie man bei Desorganisationen der Milz nach öftern Wechselfiebern beobachten kann. Das interessanteste aber bei dem Vergleich der weingeistigen Gährung mit dem Blutbereitungsprocesse für die Heilkunde sind die bei der Gährung oft durch unbekannte Einflüsse, oft durch vermehrte Wärme, oft auch durch atmosphärische Einflüsse, besonders einige Tage anhaltend tiefen Barometerstand entstandenen Abnormitäten, die sich aber theilweise auch durch Zusatz von in Verwesung begriffener animalischer und vegetabilischer Ingredienzien künstlich hervorbringen lassen, und von einem Gefühle auf das andere zunächststehende wie contagiös sich fortpflanzen, wie bei der Schnelleissigfabrication die Aldehydbildung sich schnell den andern regelmäßig arbeitenden Bottichen mittheilt. Die gewöhnlichste Unregelmäßigkeit ist die sogenannte Mannitbildung, wo im Anfange mit ganz normaler nur etwas beschleunigter Gährung bei bedeutender Milchsäurebildung sich alle Hefe verzehrt, und eine Schleimmasse sich bildet welche später auch Prozionsäure zu erkennen gibt. Setzt man bei Anfang der Mannitbildung der Flüssigkeit zersetzte Proteinstoffe z. B. faulen Käse zu, so ist der Buttersäuregeruch nicht zu verkennen.

Ueber die Function der Milz habe ich noch zu erinnern daß dieselbe mit der der Leber einige Analogie hat, die Milz gibt nämlich indirect an den Magen Milch- und Essigsäure ab, wie die Leber die Galle direct in das Duodenum, wo dann alle noch zur Verdauung benützt werden; und wenn also die Milz in ihren Functionen durch Krankheit behindert ist, so gehen diese Säuren mit dem Ferment in die Leber und von da in die Blutmasse über, wo die Blutbereitung eben so gestört wird, wie die Gährung durch Zusatz dieser Säure, wodurch sich wieder andere Blutkrankheiten erklären lassen.

(Fortsetzung folgt.)

zwischen Gährungs- und Blutbereitungsproceß beweisen, und schickte einen Aufsatz darüber nebst einer Beschreibung der Epidemien von Rio de Janeiro in den letzten 30 Jahren an Professor Richter in Dresden zur Publication, und dieser hatte den vielen bücherschreibenden deutschen Professoren eigenen Mangel an Delicatesse dieselben ohne Antwort auf die Post zurückzugeben, wo sie natürlich lange liegen blieben. Als Beispiel wie voreilig einige deutsche Professoren über die Erfahrungen anderer Deutschen abzuurtheilen pflegen, diene folgendes: Vor 22 Jahren glaubte Dr. Schüch d. ä. in dem hiesigen Granit ein silberähnliches Metall entdeckt zu haben, ich schickte Proben des Granits und Metalls an einen Professor der Mineralogie und zu gleicher Zeit Chemiker. Er antwortete man möchte ihn mit solchen Verrücktheiten verschonen. Dr. Schüch starb bald darauf, und schon seit 2 Jahren wird dieser Granit mit Vortheil auf Aluminiumgewinn bearbeitet.

Der Jahrmarkt zu Tantah.

(*Journal pour tous.*)

In den ersten Tagen des Aprils findet alljährlich zu Tantah in Unter-Aegypten einer der berühmtesten Märkte des Orients statt. Eingeborne und Fremde strömen dazu massenhaft herbei, und die Zahl der Besucher beläuft sich oft auf mehr als 500,000, ungerechnet die 4000 Mann Soldaten, welche der Pascha zur Aufrechthaltung der Ordnung regelmäßig sendet. Der Pascha selbst erscheint jedesmal mit seinem ganzen Hofstaate, nicht, wie man oft fälschlich erzählt hat, um in der Abgeschiedenheit und Stille seines Palastes zu beten und sich frommen Betrachtungen hinzugeben, sondern um wie andere gewöhnliche Sterbliche an den Lustbarkeiten des Marktes theilzunehmen. Die Amüsements dieser Tage sind auch in der That besonderer Art, und es läßt sich ihnen eine starke Anziehungskraft keineswegs absprechen. Jeder Zwang ist abgeschüttelt, selbst die Gesetze scheinen für diese Zeit keine Geltung zu haben, und die strengsten Regeln erleiden eine Ausnahme. Sogar den Frauen des Harems ist es an diesen festlichen Tagen, das einzigemal im Jahre, gestattet ohne Begleitung auszugehen, und obwohl man weder für die Decenz noch für die Tugend derjenigen

bürgen kann die von dieser Erlaubniß Gebrauch machen, so ist ihre Zahl doch, wie wir uns überzeugten, sehr bedeutend.

Wir hatten sowohl in Alexandrien wie in Cairo mit Begeisterung von dem Feste in Tantah sprechen hören, und es war für uns Fremde ein glücklicher Zufall zu nennen, daß wir uns gerade zu der Zeit, in die es fällt, in Aegypten befanden, denn wir durften hoffen dabei die günstigste Gelegenheit zum Studium orientalischer Sitten zu finden. Unser Entschluß war also bald gefaßt. Die Reisevorbereitungen, die im Orient etwas umständlicher sind als in Europa — denn jeder führt sein Haus, sein Bett und seine Nahrung mit sich, wurden sogleich getroffen. Wir versahen uns mit einem Zelt und mit Provision für drei Tage, setzten uns als dieß geschehen war auf die Eisenbahn, und hatten Tantah in 2 Stunden erreicht. Unsere erste Sorge war es natürlich einen hübschen Platz zu suchen, wo wir unser Zelt aufschlagen könnten. Wir wählten ein kleines Gehölz von Sycomoren, ungefähr eine englische Meile vom Markte entfernt, zum Lagerplatz und giengen dann um uns die Stadt ein wenig anzusehen, während unsere arabischen Diener beschäftigt waren unser Zelt aufzustellen und das Mittagessen zu bereiten.

Tantah liegt etwa 15 Lieues von Cairo entfernt. Die Gegend unterscheidet sich in keiner Weise von dem einförmigen Charakter des Landes überhaupt. Ueberall grüne, fruchtbare Ebenen, die von Canälen durchschnitten und bewässert sind, dazwischen von Zeit zu Zeit ein Palmenhain als angenehmer Ruhepunkt für das Auge — und mit diesem Bilde wechselt in ganz Aegypten nur die Wüste.

In Tantah selbst habe ich nichts bemerkenswerthes gesehen, als einen sehr schönen Bazar, wie ihn Cairo und Alexandrien nicht aufzuweisen vermögen, und eine Moschee, welche durch ihre Masse imponirt und durch ihre Eigenthümlichkeit entzückt. Sie ist ganz aus Granit erbaut. Unter dem mächtigen Portal befindet sich ein Brunnen zum Händewaschen, und von da ab gelangt man in einen großen Saal, in dessen Hintergrunde eine Nische den Gläubigen anzeigt, in welcher Richtung sie Mecca zu suchen haben. Rechts befindet sich eine Art Kanzel und davor das Pult, auf welchem der Koran ruht. Drei Reihen prächtiger Marmorsäulen stützen die Decke des ungeheuern Raumes, und köstliche, graziöse Arabesken, die sich ohne alle Symmetrie und Ordnung in einander verschlingen, bedecken die Wände. Die Moschee scheint ohne festen Plan, nur nach den augenblicklichen Eingebungen der Laune erbaut und ausgeschmückt zu seyn, aber sie ist in ihrer Originalität eben so großartig als schön. Das Palais des Pascha gleicht äußerlich einer Scheune, innerlich ist es mit blendender Pracht decorirt.

Die Stadt Tantah ist ziemlich groß und ziemlich bevölkert, aber sie verschwindet zur Zeit des Marktes vollständig hinter einem Walde von etwa 30,000 Zelten, die sie von allen Seiten einschließen und eine zwei bis drei englische Meilen breite Umfriedigung bilden. Die Zelte besitzen alle Größen und Gestalten, und gewähren mit ihren brennenden Farben und den leichten, schlanken Spitzen, die sich in der weichen Luft wiegen, ein prächtiges Bild, welches außerdem durch die Costüme und Farben fast aller Völkerschaften des Orient und Occident, die durch die bunten Zeltgassen strömen, einen unbeschreiblichen Reiz erhält. Der Fellah mit dem trägen Gange, der servilen, gemeinen Physiognomie, dem weiten, weißen, schwarzen oder blauen Rock, der Kopte und Armenier mit dem nicht weniger indolenten Wesen, aber ernstem, würdigem Gesicht unter dem breiten, schwarzen Turban; der Türke im reichen Costüm und mit stolzem Anstand, der Grieche, der Chinese, der Neger repräsentiren das Morgenland, während Europa durch Franzosen, Engländer, Deutsche, Russen u. s. w. vertreten ist. Man hört fast alle Sprachen der Welt auf diesem kleinen Stück Erde.

Es gelang uns nur mit Mühe zwischen den Zelten zu passiren, denn die Zwischenräume oder Gassen sind außerordentlich eng, und werden zum Ueberfluß jeden Augenblick durch Pferde, Kamele, Esel und deren Führer versperrt; aber Dank den Peitschen der Soldaten des Vicekönigs, durch welche jeder der die Ordnung stört, auf fühlbare Weise zurechtgewiesen wird, kann man sich ganz ohne Gefahr in diesen lebendigen Knäuel von Menschen und Thieren mischen. Wir selbst waren, um die Bemühungen der Soldaten zu unterstützen, mit tüchtigen Knuten versehen, d. h. nicht etwa daß wir die Absicht hatten zuzuschlagen, aber wir wußten daß der Anblick unsrer Peitschen genügen würde, uns die Fellahs, deren Schmutz sprüchwörtlich geworden ist, vom Leibe zu halten. Die Hitze war indessen so groß daß wir, nachdem wir den Marktplatz gesehen und ein arabisches Kaffeehaus besucht hatten, unsere Promenade aufgaben und beschlossen, unser Zelt vor Einbruch der Nacht nicht wieder zu verlassen.

Kaum ist die Sonne untergegangen, so werden die Geschäfte eingestellt, um dem Vergnügen Platz zu machen, und nun wird das Schauspiel wirklich zauberhaft. Um 8 Uhr sind alle Zelte illuminirt, die Frauen fangen an auszugehen, und in den Cafés beginnt Gesang und Musik. Die Sängerinnen in diesen Kaffeehäusern und Zelten sind fast sämmtlich Negerinnen mit dicken Lippen, krausem Haar und breiter Nase. Diese armen, häßlichen Creaturen, die sich hier um ein Stück Brod zur Schau stellen, flößen zugleich Ekel und Bedauern ein. Eine Stunde später beginnt das Amüsement der höhern Classen. Um 9 Uhr öffnen sich nämlich die mysteriösen Wohnungen der Bayaderen, deren wollüstiger Tanz die enthusiastische Menge nur dieß einemal im Jahre öffentlich ergötzt. Ich gestehe daß wir selbst dem Schauplatz mit großen Erwartungen zueilten, aber gleich der erste Eindruck welchen wir beim Eintritt in den Saal empfiengen, war eine Enttäuschung. Statt des orientalischen Luxus, den wir erwartet hatten, erblickten wir beinahe nackte Mauern, und von seidenen und goldenen Draperien war eben so wenig die Rede wie von schwellenden Divans, deren Stelle hölzerne Bänke, mit schlechtem Damast bedeckt, einnahmen, und vielleicht war diese Täuschung schuld, daß wir die Leistungen der Tänzerinnen kälter beurtheilten als sie verdienten. Der spanische Tanz scheint mir, als Kunst betrachtet, weit über den der Bayaderen zu stehen, der in der That nichts ist als eine ziemlich indecente pantomimische Darstellung. Der berühmteste dieser Tänze ist „die Wespe." Die Bayadere gibt sich das Ansehen als sey sie von einer Wespe gestochen, und entledigt sich, während sie sich nach dem Takte einer unsichtbaren Musik bewegt, nach und nach ihrer Kleidungsstücke, wobei sie mit klagendem Tone ruft: die Wespe, die Wespe! Dabei wirft sie die einzelnen Theile ihrer Kleidung den entzückten Zuschauern zu, dem einen ihre Schärpe, andern den Schleier, den Gürtel, die Tunika u. s. w. Endlich nach einer letzten Anstrengung findet sie die Wespe, tödtet sie und legt nun,

immer singend und tanzend, die Kleidungsstücke wieder an, die sie vorher von sich geworfen hat.

Dieser Tanz ist in der That außerordentlich graziös, und treibt den Enthusiasmus der Orientalen bis zum Delirium. Sie werfen das Gold mit vollen Händen in den Schooß der bezaubernden Sylphide. Wir unserstheils wählten ein junges, reizendes Mädchen, um uns „die Wespe" vortanzen zu lassen, und gaben ihr drei Guineen für die Stunde, die sie uns widmete. Sie hatte die Nacht vorher mit einigen ihrer Colleginnen im Palais des Pascha bis zum frühen Morgen getanzt, und ihre Grazie und ihr Talent war mit 75 Guineen bezahlt worden, aber das arme Kind war sehr ermüdet, und vielleicht gab gerade die Müdigkeit ihrem Tanze einen Reiz mehr; die träge Weichheit ihrer Bewegungen war entzückend.

Nachdem wir drei Tage an allen diesen, für uns ganz neuen Amüsements theilgenommen hatten, kehrten wir, um einige Kenntnisse reicher, um einige Illusionen ärmer, nach Cairo zurück. Wir hatten uns vergebens nach jenem märchenhaften Ideal weiblicher Schönheit umgesehen, das uns unsere Phantasie hinter dem Schleier und den Mauern des Harems erblicken läßt — wir mußten eingestehen, daß uns unsere Einbildungskraft weit über die Wirklichkeit hinausgetragen hatte.

Ueber eine neue Wirkung des Lichtes, von Hrn. Niepce aus Saint-Victor.

(Aus dem Cosmos, Revue Encyclopédique.)

„Nachdem ein Körper vom Licht getroffen oder der Belichtung ausgesetzt worden ist, behält er dann in der Dunkelheit noch einen Eindruck dieses Lichtes?"

Dieses Problem habe ich mittelst der Photographie zu lösen gesucht. Die Phosphorescenz und die Fluorescenz der Körper sind bekannt; die Versuche welche ich nun beschreiben will, sind aber, meines Wissens, vor mir niemals gemacht worden.

Man setzt einen Kupferstich, welcher mehrere Tage in der Dunkelheit gehalten wurde, und dessen eine Hälfte man dann mit einem undurchsichtigen Schirm bedeckt hat, den directen Sonnenstrahlen aus, wenigstens eine Viertelstunde lang; hierauf bringt man diesen Kupferstich auf einem sehr empfindlichen photographischen Papier an; nachdem er mit demselben 24 Stunden lang in der Dunkelheit in Berührung war, erhält man in Schwarz eine Copie der Lichter desjenigen Theils des Kupferstichs, welcher während der früheren Belichtung von dem Schirm nicht bedeckt war.

Wenn ein Kupferstich mehrere Tage in der tiefsten Dunkelheit geblieben ist, und man ihn dann auf dem empfindlichen Papier anbringt ohne ihn dem Licht auszusetzen, so reproducirt er sich nicht.

Manche Kupferstiche reproduciren sich, nachdem sie dem Licht ausgesetzt worden sind, besser als andere, was von der Beschaffenheit des Papiers abhängt; aber alle Papiere, selbst das Berzelius'sche Filtrirpapier, sie mögen mit Lichtbildern oder anderen Bildern versehen seyn oder nicht, reproduciren sich mehr oder weniger, nachdem man sie vorher dem Licht exponirt hat.

Das Holz, das Elfenbein, die Goldschlägerhaut, das Pergament, selbst die lebende Haut reproduciren sich unter denselben Umständen vollkommen; aber die Metalle, das Glas, das Email reproduciren sich nicht.

Wenn man einen Kupferstich sehr lange den Sonnenstrahlen ausgesetzt läßt, so wird er sich mit Licht sättigen, wenn ich mich so ausdrücken darf. In diesem Falle wird er auf das empfindliche Papier die größte Wirkung hervorbringen, vorausgesetzt daß man ihn lange genug, nämlich zwei oder drei Tage, mit demselben in Berührung läßt. Ich habe auf diese Weise so intensive Copien erhalten, daß sie zu der Hoffnung berechtigen, man werde (indem man sehr empfindliches Papier anwendet, wie das mit Jodsilber präparirte, oder statt desselben eine Schicht von trocknem Collodium oder von Albumin, und indem man das Bild mit Gallussäure oder Pyrogallussäure entwickelt) hinreichend kräftige Copien erzielen, um davon eine zweite Copie machen zu können; dieß wäre ein neues Verfahren zum Reproduciren der Kupferstiche.

Ich nehme die Reihe meiner Versuche wieder auf. Wenn man zwischen den Kupferstich und das empfindliche Papier eine Glastafel einschaltet, so machen die Lichter des Kupferstichs auf dem empfindlichen Papier keinen Abdruck mehr. Dasselbe ist der Fall, wenn man eine Glimmer- oder Bergkrystallplatte, oder eine mit Uranoxyd gefärbte gelbe Glastafel einschaltet.

Ein Kupferstich welcher mit einer Collodium- oder Leimschicht überzogen ist, reproducirt sich; ist er aber mit Gemäldefirniß oder Gummi überzogen, so reproducirt er sich nicht.

Ein Kupferstich welcher in drei Millimeter Entfernung vom empfindlichen Papier angebracht ist, reproducirt sich sehr gut; und wenn er eine Zeichnung in groben Strichen darstellt, reproducirt er sich noch bei einem Centimeter Entfernung. Die erzeugte Copie ist daher nicht das Resultat einer Contactwirkung oder einer chemischen Wirkung.

Ein in mehreren Farben colorirter Kupferstich reproducirt sich sehr ungleich, d. h. die Farben erzeugen ihr Bild mit verschiedener Intensität, je nach ihrer chemischen Natur. Einige hinterlassen einen sehr sichtbaren Eindruck, während andere das empfindliche Papier kaum oder gar nicht färben. — Die fette Buchdruckerschwärze, sowie die mit Galläpfelabsud und Eisenvitriol bereitete gewöhnliche Schreibtinte, geben kein Bild; dagegen geben gewisse englische Schwärzen sehr scharfe Bilder.

Verglaste Schriftzüge auf glasirter oder emaillirter Porzellanplatte bilden sich auf dem empfindlichen Papier ab, ohne daß das Porzellan selbst eine Spur seiner Gegenwart hinterläßt; aber ein nicht glasirtes oder emaillirtes Porzellan, wie das Biscuit oder die Kaolinmasse, erzeugt einen schwachen Abdruck.

Wenn man einen Kupferstich, nachdem man ihn eine Stunde lang dem Licht ausgesetzt hat, auf einen weißen Pappdeckel legt, welcher einige Tage in der Dunkelheit geblieben ist; wenn man dann, nachdem der Kupferstich wenigstens 24 Stunden mit dem

Pappdeckel in Berührung geblieben ist, den Pappdeckel seinerseits mit einem Blatt empfindlichen Papiers in Contact bringt, so wird man, nach 24 Stunden dieses neuen Contacts, eine Copie des Kupferstichs haben, welche zwar etwas weniger sichtbar ist, als wenn der Kupferstich direct auf dem empfindlichen Papier angebracht worden wäre, jedoch noch deutlich ist. — Wenn ein mit weißen Flecken besäetes Täfelchen von schwarzem Marmor dem Licht ausgesetzt und hernach auf dem empfindlichen Papier angebracht wird, so drucken sich nur die weißen Theile des Marmors auf dem Papier ab. Unter denselben Umständen hinterläßt ein Täfelchen von weißer Kreide auch einen Abdruck, während ein Täfelchen von Holzkohle keine merkliche Wirkung hervorbringt.

Wenn man eine Feder, welche schwarz und weiß ist, der Sonne ausgesetzt und hernach in der Dunkelheit auf einem empfindlichen Papier angebracht hat, so drucken ebenfalls nur die Lichter ihr Bild ab.

Eine Papageifeder, roth, grün, blau und schwarz, lieferte fast gar keinen Abdruck, wie wenn die ganze Feder schwarz gewesen wäre. Gewisse Farben hatten jedoch Spuren einer sehr schwachen Wirkung hinterlassen.

Man verschafft sich ein Rohr von Weißblech oder überhaupt einer undurchsichtigen Substanz, welches an einem seiner Enden geschlossen und dessen Inneres mit weißem Papier oder Pappdeckel überzogen ist; dasselbe setzt man, die Oeffnung vorwärts, den directen Sonnenstrahlen beiläufig eine Stunde lang aus; nach der Belichtung bringt man jene Oeffnung auf einem empfindlichen Papier an: so wird man nach 24 Stunden finden daß der Umkreis des Rohrs dessen Bild gezeichnet hat. Noch mehr, wenn man einen Kupferstich auf chinesischem Papier, zwischen dem Rohr und dem empfindlichen Papier einschaltet, so wird er selbst reproducirt.

Wenn man das Rohr, sobald man aufhörte es dem Licht auszusetzen, hermetisch schließt, so wird es unbestimmte Zeit lang das Strahlungsvermögen behalten, welches ihm die Belichtung ertheilt hat; denn wenn man von demselben den Deckel abnimmt, welcher es verschloß, so wird es einen Abdruck erzeugen.

Ich habe mit den in der camera obscura hergestellten leuchtenden Bildern die Versuche wiederholt, welche ich anfangs am directen Licht gemacht hatte. Man nimmt einen weißen Pappdeckel aus der Dunkelheit, um ihn beiläufig drei Stunden lang in die camera obscura zu stellen, wo er ein von der Sonne lebhaft beleuchtetes Bild auffängt; man bringt hernach den Pappdeckel auf einem Blatt empfindlichen Papiers an, und erhält nach 24stündigem Contact eine ziemlich sichtbare Copie des ursprünglichen Bildes der camera obscura.

Es ist eine lange Exposition erforderlich, um ein bemerkbares Resultat zu erhalten, und dieß ist ohne Zweifel der Grund weßhalb ich nichts erhielt, als ich bloß anderthalb Stunden lang das Bild des Sonnenspectrums auf einem Blatt weißen Pappdeckels auffieng; ich bin jetzt vollkommen überzeugt, daß eine mehrstündige Exposition mit einem Blatt sehr absorbirenden Papiers oder Pappdeckels einen Abdruck des Spectrums geben würde.

Ich habe nun noch von den Versuchen zu sprechen, welche ich mit fluorescirenden und phosphorescirenden Körpern anstellte.

Wenn man eine Zeichnung, welche auf einem Blatt weißen Papiers mit einer Auflösung von schwefelsaurem Chinin (einem vorzugsweise fluorescirenden Körper) gemacht wurde, der Sonne exponirt und sie dann auf empfindlichem Papier anbringt, so reproducirt sie sich in viel intensiverem Schwarz als das weiße Papier, welches den Grund der Zeichnung bildet. Eine zwischen die Zeichnung und das Papier gelegte Glastafel verhindert jeden Abdruck. Eine gelbe Glastafel, mit Uranoxyd gefärbt, bringt dieselbe Wirkung hervor.

Wenn die mit schwefelsaurem Chinin gemachte Zeichnung dem Licht nicht exponirt worden ist, so entsteht nichts auf dem empfindlichen Papier.

Eine mit Phosphor auf einem Blatt weißen Papiers gemachte leuchtende Zeichnung wird, ohne vorher dem Licht ausgesetzt worden zu seyn, auf dem empfindlichen Papier sehr rasch einen Abdruck erzeugen; schaltet man aber eine Glastafel ein, so hört jede Wirkung auf.

Dieselben Resultate liefert Flußspath, welcher durch Erwärmen phosphorescirend gemacht worden ist.

Die Seidenmanufactur in China.

Durch die Seidenmanufactur zeichnet China sich besonders aus. Wir kennen sie näher durch I. Hedde. Die Seidenzeuge der Chinesen zeichnen sich überhaupt durch Farbenglanz aus. Ihr Damast, Taffet, Krepp übertrifft unsern, ihre Gaze kommt an Mannichfaltigkeit und Schönheit unserm gleich, nur ihr Sammet steht dem europäischen weit nach. Wer es aber kann, trägt in China nicht nur seidene Gewänder und Hosen, sondern auch Stiefeln, Schuhe und Mütze von Seide. Der Verbrauch von Seidenzeug im Lande muß unermeßlich seyn. Die Zucht der Seidenwürmer ist so eine rechte Arbeit für den geduldigen Chinesen. Die beste Seide wird in Tsche-kiang und Kiang-su 27—32° n. Br. gewonnen, die Hauptmanufacturen sind in Nan-king, Hang-tschen und Su-tscheu. In Canton sind aber auch an 17,000 Seidenweber. Die Webstühle von mannichfaltiger Form unterscheiden sich wenig von den europäischen vor der Vervollkommnung durch Jacquard. Die Fabriken in Canton enthalten selten über 6 bis 8 Stühle; reiche Manufacturisten haben aber mehrere Werkstätten. Die Arbeiten werden bald nach dem Stücke, bald fest bezahlt, immer sehr gering, denn ein geschickter Arbeiter verdient nur 30—50 Fr. (8—13½ Thlr.) monatlich, bei 14—16 Stunden Arbeit des Tages. Nach Hedde ist die Arbeit in den Städten 25 Procent wohlfeiler als in Frankreich, auf dem Lande aber wohl noch mehr. Alles wird mit der Hand gewoben, ohne Maschine. Nach der russischen Handelszeitung 1855 kommen von der gesammten Seidenproduction der Erde, die zu ¼ Milliarden Silberrubel (à 1 Thlr. 2 Sgr. 3⁸⁶ Pf. preuß.) gerechnet wird, auf: China 106,000 Mill., Ostindien 30

Mill., Japan 20 Mill., Rußland, Persien, Afghanistan und die große Bucharei 11 Mill., Klein-Asien, Türkei, mit Aegypten 5 Mill., Italien 40 Mill., Frankreich 30 Mill., zusammen 250 Mill.

Die chinesischen Arbeiter sind selbst die Fabrikanten, d. h. sie kaufen selbst die rohe Seide, lassen sie nach Bedürfniß ziehen, färben, abhaspeln und anzetteln. Sie haben ein Comptoir mit Schubläden, worin die fabricirte Waare aufbewahrt wird; daneben sieht man Stäbe zum Zusammenlegen der Zeuge, und auf dem Comptoirtische das Handelsbuch mit der Rechenmaschine. Von allen dazu gehörigen Werkzeugen hat Hedde Abbildungen und Muster mitgebracht; die im du Halde sollen sehr fehlerhaft seyn. Ihre Kämme (Heu) sind alle aus Rohr, was sich dazu sehr gut eignet. Die Zänglein und Scheeren aus Eisen, so auch der Polirer. Zum Appretiren der starken Atlasse braucht man Büffelleim. Die Fäden des Sammets aufzuschneiden, dient ein Messer. Wir können die Webstühle für die verschiedenen Zeuge und auch das Verfahren beim Weben hier nicht weiter im Detail beschreiben. Ihr Aufzug bietet Vortheile für den Posamentirstuhl. Sie haben auch einen doppelten Webstuhl, um zwei Stücke von gleicher Länge von zwei verschiedenen Arbeitern auf einmal fertigen zu lassen. Sie weben Foulards, Gaze, Taffete; ihre grünen Zeuge zeichnen sich durch Solidität der Farben aus. Auch Schnupftücher fabriciren sie — obwohl sie die Nase zu reinigen ursprünglich nur Papier brauchten — und Gros de Naples, dergleichen die französische Fabrik nichts ähnliches hat. Die Kette besteht aus gezwirnter Seide, der Einschlag ist mi grenade; es ist weder ein Krepp, noch ein Moire, noch ein Glacé, wie denn überhaupt auch viele andere chinesische Gewebe von den gewöhnlichen vielfach verschieden sind. Eine andere Art Gros de Naples (Hoa-tschen) gleicht der europäischen mehr. Dann fabriciren sie Serge, und besonders blauen Atlaß. Sehr reich ist ein blauer Atlaß, der auf beiden Seiten recht ist. Alle Seidenzeuge aus einer chinesischen Fabrik tragen immer den Namen des Fabrikorts und den der Fabricanten in chinesischen Charakteren. In der Bibliothek der Handelskammer von Lyon will man durch Drovetti aus den Gräbern Oberägyptens alten Damast (?) von chinesischer Fabrication haben, in dem die Mumien gekleidet waren. Diese Proben wären dann über 3000 Jahre alt, was wohl etwas sehr zweifelhaft ist. Der Krepp wird wie in Frankreich gefertigt; die japanischen sind davon verschieden. Die Gaze unterscheiden sich durch ihre Leichtigkeit und Nettigkeit von der französischen. Hedde meint, daß von glatten Geweben nur französische Sammetbänder in China einen Markt fänden, indem da die französischen Maschinen, der Handarbeit der Chinesen gegenüber, den Preis des Stoffes compensirten. Dann fabriciren sie verschiedene Arten Sammet (Sanspareil deux corps, grüne und ponceau). Eigen ist ihr façonnirtes oder glattes Goldzeug (Hoa und Su-pien-kin) nicht nur mit Golddrath aus Europa (Yang-kin), sondern auch mit einem sehr dünnen, metallischen Papier gemacht, das in Su-tschen verfertigt wird und die Vergoldung vollkommen nachahmt. Es wird mit einem gewöhnlichen Messer geschnitten und dann vorsichtig in glatten Streifen mit ihrer gewöhnlichen Geduld verwebt oder in Faden mit schmalen Streifen umzogen, eben so das Silberpapier.

Man hat es in Lyon nachzuahmen versucht. Man weiß nicht ob sie die Zeichnungen auf einem schwarzen Sammet (sanspareil), den sie zu Mützen brauchen, mittelst eines unbekannten chinesischen Processes mit einer Papier- oder Pergamentplatte aufdrucken oder mit einem Pinsel auftragen. Man hat im Conservatoire des arts et métiers in Lyon große gestickte Teppiche chinesischer Fabrication und Tableaux auf Taffet, Relief-Seide (Ke-sze) genannt, den Gobelins ähnlich, die der Stadt Su-tschen eigen, und nach der chinesischen Encyclopädie unter den Sung (960—1278) in Tsing-tschen in Tschi-li erfunden worden sind. Der Himmel ist lebhaft Ponceau, mit azurnen und rothen Wolken, eine Gottheit auf einem geflügelten Greif, dessen Schwanz lange Argusfedern zieren, erscheint in den Lüften, zwei Diener zur Seite, jeder mit einem Fächer; mitten im Gehölze erhebt sich auf Felsen ein Tempel; den Vorhof nehmen Halbgötter, Könige, Wachen ein; Pilger nahen auf Fußpfaden; junge Mädchen fahren in einem ausgehöhlten Baumstamme auf dem Wasser, Blumen und Früchte zu bringen. Das Detail ist mit dem Pinsel ausgeführt. Vielerlei Sachen außer den Kleidern werden aus Seide gemacht, Tabaksbeutel, Fächer, Etuis, Güriel, Shawls u. s. w.

Im Sticken sind die Chinesen sehr geübt. Berühmt sind die Sticknadeln von Ning-po, die nicht theurer kommen als unsere, obwohl sie eine nach der andern mit der Hand, das Auge mit einem Instrumente, das sie den Teufel nennen, gemacht werden. Die schönsten Stickereien werden von Männern gefertigt, die gewöhnlichen von Frauen. Man begreift den billigen Preis nicht; ein Mètre, der 80 gestickte Bänder enthält, deren jedes einen Tag Arbeit erfordern muß, erhält man für weniger als 20 Francs. Lay kaufte ein zierliches Buch mit 1 bis 300 Stickmuster zum Gebrauche der Armen, „die hinter dem grünen Fenster sitzen" für einen Pfennig.

Beim Bedrucken der Seidenzeuge zu Ning-po trägt man die Farbe mit dem Pinsel auf die Form auf, breitet dann das Zeug darüber und schlägt mit einem hölzernen Klotz darauf; die Platte liegt auf einem Tische. In Su-tschen druckt man mit mehreren Farben, die Platten aus Broussonetia papyrifera (Ko) werden nach der Form der Zeichnung zugeschnitten. In Tung-yung, in Tsche-kiang, wird besonders gut gedruckt. Die mannichfaltigen Drucke der Japaner zeigen daß sie in der Chemie weiter sind als die Chinesen. In Tu-tschen werden einfache Foulardstaschentücher (Hoa-yang-kin) verfertigt, in Canton nach Indien und Amerika aus-, und nachdem sie bedruckt sind, nach Nord-China wieder eingeführt. In Canton fertigt man auch gestickte Shawls bloß für Süd-Amerika, wo beide Geschlechter sie tragen; ein prächtiger Shawl mit Scharlachgrund, zu einem Kleidungsstücke eines peruvianischen Generals bestimmt, wurde mit 200 Dollars (500 fl.) bezahlt; ein gestickter Feuerschirm aus Atlaß mit einer Chinesin nebst einem Kinde, ihrem Hunde, einem Rosen- und Mandelbaum, einer Liane, Affen, einer Schlange, einem Sperlinge und Libellen mit 50 Dollars (125 fl.). Hedde sah Stickereien von Hähnen, Bengalis ꝛc. aus Su-tschen aus dem 17ten Jahrhundert, die man in Frankreich nicht nachahmen konnte.

Von überraschender Wirkung sind ihre Gemälde mit Figuren en relief auf einem Grunde von Carmoisin-Atlaß; man hilft mit dem Pinsel nach. Ganze Scenen werden in Seide dargestellt, z. B. Schüler, denen verboten ist ans Wasser zu gehen; einer thut es doch und fällt in ein großes Wasserfaß, die andern Jungen laufen davon, einer hat die Geistesgegenwart, zerschlägt das

Faß und befreit so den Cameraden, wobei dann die Moral nicht fehlt. Sonnenschirme aus Seide werden besonders nach Süd-Amerika ausgeführt; europäische Regenschirme für Europäer in Macao für einen halben Dollar (1¼ fl.) gefertigt.

Die phantastischsten Dessins, Blumen, Bäume, Vögel, Insecten von den bizarsten Formen und den glänzendsten Farben zeigt die chinesische Bandmanufactur. Von diesem Artikel ist der stärkste Verbrauch dort wie bei uns. In Nan-king, Su-tscheu und Hang-tscheu sind die bedeutendsten Fabriken davon. Ein schwarzes gallonirtes Band, Su-yang-tai, das man in Canton für die Fremden fabricirt und stark ausführt, können die Franzosen zu dem Preise, den Mètre zu 52—62 Centimes (4—5 Sgr.) nicht liefern, sie müssen wenigstens 40—50 Proc. mehr nehmen, wenn sie nicht die Stoffe billiger erhalten. Blumen und weißes faconnirtes Taffetband, meint Hedde, könnten die Franzosen wegen des Uebergewichts, das der Posamentir-Stuhl vor der Handarbeit in China gewährt, einführen. Die Bandfabricanten sind in der Westvorstadt von Canton, in der Straße Tau-kai-lung. Eine Bude hat 6 Webestühle, 2 und 2 verbunden, 4 Arbeiter arbeiten zusammen. Sie führen alle möglichen Bestellungen aus. Man hat auch gedruckte und gemalte Bänder dort (Jiu-hoa).

Dr. Barths Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

1. Die Wüste.

Am 24 März 1850 traten die Reisenden der innerafrikanischen Mission Richardson, Barth und Overweg, ihren Weg von Tripoli nach dem Sudan oder den transsaharischen Negerländern an. Es haben sich namentlich durch Unschicklichkeiten der Kartenzeichner die Vorstellungen befestigt, als sey der ungeheure Gürtel vom 33sten bis 16° n. Breite in Afrika mit einem völlig öden, leer gebrannten Sandmeer bedeckt, voller Durst und Hitze, aus dem nur einzelne Oasen als Vegetationsinseln auftauchen. Solche Vorstellungen nun hätten die Reisen von Denham und Clapperton, die zuerst durch die Sahara bis zum Tsad-See vordrangen, und Richardson's ältere Reise bis nach Ghat (Rhat) berichtigen sollen, allein sie werden erst schwinden, wenn die Ergebnisse der neuen afrikanischen Entdeckungen zu geläufigen Anschauungen geführt haben werden. An Vegetation fehlt es nirgends, selbst nicht in der wasserlosen Hammada, der Wüste in der Wüste. Diese dürre Tafelfläche in der Sahara beginnt unter 30° 40′ und endigt unter 28° 30′ n. Br. Bevor die Expedition die nördliche Schwelle dieses Tafellandes von 1000—1500 Fuß Erhebung erstieg, kam man beständig durch bewohntes und bebautes Land, und konnte man jeden Abend an einem Brunnen lagern. War auch der Boden nicht kräftig bewachsen, so kreuzte man doch Palmenhaine oder Krautstreifen, so daß, wenn auch nur staffelförmig, überall Vegetation angetroffen wurde. Das Gebiet von Tripoli, der seichte Küstensaum bis zur Stufe der Hammada, muß ehemals eine glückliche Cultur getragen haben. Reich sind die architektonischen Kunstüberreste von Bauten römischen und arabischen Ursprungs. In der Nähe von Misda (31° 40′) waren die Reste früherer Belebung besonders zahlreich, auch stieß Barth dort auf die noch ziemlich wohlerhaltenen Trümmer einer Kirche im romanischen Baustyl, 43 Fuß ins Gevierte, die einem Kloster angehört und mindestens noch in der Zeit des 12ten Jahrhunderts bewohnt gewesen seyn muß. Und noch einmal auf der Schwelle der Hammada unter 30° 40′ n. Br. sollte Barth die Trümmer eines römischen Castells entdecken, wo eine Inschrift mit dem Namen des Marcus Aurelius Severus die Zeit der Erbauung in die Jahre 232—235 zu begränzen erlaubte.

Am 18 April bestieg man die nördliche, wasserlose, glühende Hammada, die auf sieben Tagereisen durchschritten werden muß, bis man den ersten Brunnen wieder erreicht. Zu Barths größter Verwunderung entdeckte er schon am ersten Tage eine Einsenkung, die mit frischem Grün bedeckt war. In der Folge fand sich daß die Hammada in ihrer ganzen Ausdehnung von Stellen frischen, wenn auch spärlichen Krautwuchses belebt wird, ein wichtiger Umstand in Bezug auf die Ausdauer der Kamele. Ja sogar einige kränkliche Palmen schmückten die Oede, und beim Nachtlager konnte man sich mit Trüffeln erquicken. Man reiste am Tage, weil das kühle und regnerische Wetter es erlaubte. Am 21sten langte man an der frischesten und größten Einsenkung, an dem Wadi el Alga an, und am 24sten erreichte man nach Herabsteigen von der Hammada den Brunnen el Hassi, den einzigen auf der durchglühten Hochfläche, der zugleich ihre südliche Gränze bildet. Er liegt noch 696 Fuß über dem Meere, und vermag der zahlreichsten Kafla oder Karawane in einer Stunde hinreichend Wasser zu geben, welches, beständig aufsteigend, nie eine Verminderung wahrnehmen läßt. Nachdem man noch am 25 April eine steinige Oede durchschritten hatte, näherte man sich der fruchtbaren Oase Ederi.

Dr. Barth war ursprünglich der Expedition als Philolog beigegeben. Ihm fiel ganz besonders der archäologische, linguistische und ethnographische Theil der wissenschaftlichen Ausbeute zu. Er hat sich dieser Aufgabe mit Meisterschaft entledigt, denn Barth ist nicht bloß ein kühner, großer und glücklicher Entdecker, sondern zugleich ein gelehrter Orientalist ersten Ranges. Deßhalb hat er auch für seine, für die gelehrte Welt besser gesorgt als für das Laienpublicum. Er bringt aus Afrika ein ziemlich vollständiges historisches Material heim, welches dem unbekannten Negerlande eine Geschichte von mehr als acht Jahrhunderten gewährt, und zwar in vollkommenem Zusammenhang, während wir früher nur dürftige, schwer verständliche und vielfach mißverstandene Fragmente besaßen. Das Werk hat dadurch einen Umfang von fünf Bänden gewonnen. Da hätte nun freilich sehr viel gekürzt werden können und werden sollen. Wir müssen alle kleinen und irrelevanten Erlebnisse der Reise mit ertragen, die Unarten oder Unfähigkeiten der Dienerschaft plagen auch uns, wir erhalten die genaueste Auskunft wo sie herstammten, in welchen Verhältnissen sie sich befanden und

welche kleinen Begegnisse auch ihnen auf der Reise widerfuhren. Dagegen vermissen wir die eigentlichen Schilderungen über den Charakter der Gegenden, den uns nur hie und da ein Schlagwort etwas lebendig macht. Als Entschädigung werden uns dafür die Skizzen aus des Reisenden Tagebuch geboten, eine Beigabe von außerordentlichem Werth, die uns aber nur zum Theil das lebendige Wort zu ersetzen vermag. Das deutsche Publicum ist durch die Naturgemälde Alex. v. Humboldts, die allen spätern Reisenden als Muster vorgeschwebt haben, sehr verwöhnt worden in Bezug auf Länderschilderungen. Es begehrt in großen kräftigen Zügen durch die für Naturbeschreibungen so biegsame deutsche Sprache die fremde Welt rasch zu erfassen, nicht bloß die Gegenstände selbst, sondern Licht und Schatten, Farbe, Bewegung, Geräusch, kurz alles Zubehör der belebten Natur. Barth ist ein getreuer Beobachter, der seine wissenschaftliche Ruhe nicht unterbrechen läßt. Er zählt uns auf Schritt für Schritt was er gesehen hat, immer belehrend, immer gelassen, allein wir erhalten äußerst selten einen Gesammteindruck. Wir schalten deßhalb hier eine Stelle über das Leben in der Wüste ein, die der ehemalige Chef der Expedition, Richardson, über dessen Leitung Dr. Barth sich übrigens nicht sehr befriedigt äußert, uns hinterlassen hat. „Der Marsch am 1 Mai war vielleicht der peinlichste während der ganzen Reise. Die Kafla bewegte sich volle 14 Stunden auf einem weichen Sande, bei einem glühenden Winde, der mit großer Heftigkeit wehte. Die Karawane bot einen der seltsamsten Anblicke den man sich denken kann. Menschen und Kamele waren da und dort auf dem Platze zerstreut und schleppten sich träge weiter, ohne daß ein Fortrücken wahrnehmbar gewesen wäre. Kein Laut war hörbar. Niemand hatte Kraft genug zu sprechen, geschweige zu singen, die Tritte so zahlreicher Wesen störten kein Echo auf in der gränzenlosen sandigen Einöde. Wolken rothgelben, blendenden Staubes umhüllten uns mit ihren Wirbeln, die bei jedem Schritt aufstiegen. Da und dort breiteten sich große schwarze Flecke eines in der Geburt erstickten Pflanzenwuchses aus. Jeder Gegenstand, vergrößert durch die umlagernden Dunstmassen, verändert sich und wechselt vor unsern Augen. Die Hitze und das Schaukeln auf dem Kamel erzeugt einen leisen Schwindel, und die uns umgebende Natur scheint auf einem dichten Nebel zu schwimmen, wie etwa die in Träumen an uns vorüberziehenden Landschaften. Das ist der Wüstenrausch, den man erleben muß, um eine klare Vorstellung davon zu besitzen." Auch Dr. Barth klagt um diese Zeit zum erstenmal über die afrikanische Sonne. „Der Sand war so glühend heiß daß es kaum möglich war langsam zu gehen, so merklich brannte er durch die Schuhe. Ein Thermometer welches in den Sand gegraben wurde, stieg ohne Verzug auf 45° C." Doch fehlte es nicht an Wasser, und bald befand man sich wieder im Grünen des Wadi Gharbi, dessen weibliche Bewohnerschaft berüchtigt ist durch die Gefälligkeiten welche sie durchziehenden Pilgerkarawanen zu leisten pflegt. Dort in der Nähe entdeckte Barth auf einem Ausflug eine römische Grabkammer von der Höhe eines Stockes und etwa 7 Fuß ins Gevierte. Das Denkmal liegt unter 26° 20′ n. Br. und ist bis jetzt die südlichste Urkunde über die Anwesenheit römischer Cultur. Das große Volk hatte also die Hammada nicht nur überschritten, sondern muß auch nach Fesan vorgedrungen seyn, da sich die Grabkammer dicht an der Schwelle dieser großen Oase befindet.

Am 6 Mai wurde das ansehnliche Mursuk, die Hauptstadt von Fesan, erreicht, wo die Reisenden bei Hrn. Gagliuffi, dem britischen Vice-Consul, abstiegen. Nach Barths Skizze hat die Stadt einen äußerst stattlichen Charakter, allein der Reisende klagt über verzehrende Hitze und über faule ungesunde Luft, da alle reinigenden Bewegungen fehlen. Es war der Plan der Expedition auf der westlichen Straße durch das Gebirgsland Aïr oder Asben nach dem Sudan vorzudringen. Das Land Aïr, welches verschiedene Stämme, Mischlinge aus Berber und Negerblut bewohnen, befindet sich in einem anarchischen Zustande. Der mächtigste Häuptling des Kel owi Stammes ist Annur, bei dem die Reisenden später guten Empfang fanden. Zwischen Fesan und Aïr aber liegt wiederum die Wüste oder Einöde, durchstreift von räuberischen Tuarek. Eine mittlere Station ist die Stadt Rhat oder Ghat, von Richardson früher besucht. Es handelte sich jetzt in Mursuk darum ein sicheres Geleite gegen die Anfälle von Freibeutern und fanatischen Bewohnern sich zu verschaffen. Richardson unterhandelte deßhalb mit einigen Asgar- (Tuarek) Häuptlingen, welche indessen nicht fest versprachen die Reisenden bis zu Annur zu bringen, auch nicht zu einem schriftlichen Vertrage zu bewegen waren. Gleichwohl vertraute man sich ihnen an. Auf dem Marsche nach Rhat kam man an der sogenannten Geisterburg, einer phantastisch geformten Gebirgswand vorüber, welche der religiöse Aberglaube mit allerlei unheimlichen Wesen bevölkert hatte. Barth beschloß gleichwohl einen der Gipfel zu besteigen. Das Unternehmen wäre sehr leicht ausführbar gewesen, wenn die Führer der Karawane nicht verweigert hätten ihn mit einem Kamel zu versehen, unter dem Vorwande daß diese Thiere den Weg nicht zurückzulegen vermöchten. So brach denn Barth mit einigen Lebensmitteln und einem Wasserschlauch versehen am 15 Julius Morgens allein auf. Er richtete anfangs seine Schritte nach dem mittleren Theile des Kammes, weil dort ein Sattel das Aufsteigen zu erleichtern versprach. Bei größerer Annäherung erkannte er aber daß gerade dieser Theil bei der Hufeisenform des Gebirges der abgelegenste sey. Er bog daher östlich ein und befand sich bald am Rande einer tiefen Schlucht. Das Herab- und Hinaufklettern erschöpfte den Rest seiner Kräfte. Es war 10 Uhr Vormittags, die Sonne brannte mit Allmacht, Barth war aber nicht im Stande seine trockene Nahrung zu verzehren und der Wasservorrath drohte mit der Neige. Um Mittag leerte er ihn mit einem vollen Zuge. An weiteres Steigen war nicht mehr zu denken, sondern es galt jetzt daß der Wanderer die Kafla wieder erreiche, die verabredetermaßen bei dem nächsten Brunnen ihn erwarten sollte. Er folgte jetzt der Schlucht in der Hoffnung daß sie die Richtung seines Zieles einschlagen werde. Ein Pistolenschuß, den er nach einiger Zeit abfeuerte, blieb unbeantwortet. Im Fortbewegen kam Barth über Sandhügel, bis sich endlich im Thale Pflanzenwuchs zeigte und er zu unbeschreiblicher Freude einige Hütten gewahrte, die sich an Ethelbäume lehnten. Allein das Obdach war völlig verlassen und nirgends ein Tropfen Wasser zu finden. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Mit großen Anstrengungen schleppte sich der Erschöpfte an einen mächtigen blätterlosen Ethelbaum, um die Nacht dort zuzubringen. Hätte er ein Feuer anzünden können, so wäre dieß den Gefährten ein sicheres Signal zur Rettung gewesen, allein dazu fehlten ihm die Kräfte, während er südwestlich im Thale das Lagerfeuer der Kafla wahrnehmen

konnte. Wiederholte Pistolenschüsse blieben unbeantwortet, aber auch den erquickenden Schlaf verscheuchte die Aufregung. So kam der Morgen und kam die schreckliche Sonne wieder. Um Mittag verschwand der letzte Schatten des Ethelbaumes und der Durst wurde immer unerträglicher. Da drang plötzlich der Schrei eines Kamels an das Ohr des Verschmachteten, und bald erschien ein Mann der Kafla, welche überall den Gefährten suchte. Mehrtägige Schwäche war die Folge des Abenteuers, doch konnte sich Barth in Rhat, der zweiten großen Station der Reisenden, die am 18 Julius erreicht wurde, völlig erholen.

Barth belehrt uns hier daß der gebräuchliche Name der nomadischen Berberstämme welche die Wüste bewohnen, Tuarek, aus dem Arabischen stamme und die Uebergetretenen bedeute, weil diese Völker Christen waren, bevor sie sich zum Islam bekehrten, und noch heutigen Tages unzweideutige Reste ihres ehemaligen Glaubens sich erhalten haben.[1] Der gemeinsame Stammvater der Berbern ist nicht Ber, denn dieses Wort bedeutet „Mensch," sondern Mazigh. Die Stämme aber, die wir Tuarek nennen, nennen sich Imoscharh, die Imorscharh oder Tuareks von Rhat aber werden Asgar, Hogar, oder Hagara genannt. Ein anderer Stamm, den wir kennen lernen müssen, wird Tinylkum, das heißt die Leute von Ylkum genannt. Er wird zwar als minder edel betrachtet als die Asgar, steht aber durch seine ascetischen Sitten in hohem Ansehen, und dieser Heiligenschein setzt ihn in den Stand den gefährlichen Verkehr zwischen dem Sudan und Fesan zu unterhalten. Rhat selbst, ein kleines Städtchen von 250 Feuerstellen, war schon durch Richardsons frühern Aufenthalt näher bekannt. Ohne längern Aufenthalt brach man von dort auf und betrat jene Strecke der Wüste, wo sich die meisten Gefahren lagerten, die keineswegs physischer Natur, sondern theils von dem Freibeuterwesen der Tuarek, theils von dem Fanatismus der Einwohner drohten. Am 29 Julius hatten die Reisenden den höchsten Punkt der Wüste und überhaupt auf ihrer afrikanischen Reise erreicht, der 4000 Fuß Erhebung über dem Meere besaß und vielleicht der gesündeste Wohnplatz für Menschen seyn würde, wenn nicht der Pflanzenwuchs auf wenige Klüfte und Thäler beschränkt gewesen wäre. Zwei Stunden lang stieg man in einem, um zahllose Felsenvorsprünge sich windenden Paß in das Thal hinab. Zunächst erreichte man nun eine völlig entblößte Kiesfläche, die nur von der entfernten Kette des Marian durchbrochen wird. Allein schon nach 5 Meilen wurde zwischen Sandhügeln wieder Vegetation begrüßt, belebt durch Schmetterlinge und Libellen. Am 9 August näherte man sich, nachdem man eine dürftig bewachsene Ebene durchschritten, neuen Gebirgen und Pässen mit labenden Thälern. Die Befürchtungen vor Verfolgung von Tuarekhorden trieben die Reisenden zu beschleunigten Märschen. Endlich war der Brunnen Asiu 21° 00′ gewonnen. Richardson glaubte jetzt den Gefahren entgangen zu seyn, weil man sich bereits auf dem Gebiet der Kel-owi, das heißt der Tuarekstämme des Gebirgslandes Aïr oder Asben befand. Allein er irrte vollständig. Die Reisenden hatten sich mit ihrer Escorte einer Karawane angeschlossen die von Mursuk zunächst nach Aïr gieng. Sie bestand aus zwei verschiedenen Elementen, aus Kel-owis und Tinylkum. Der angesehenste Mann in der Karawane war Muhammed Boro, einer der reichsten Kaufleute der Residenz von Aïr, Agades, der von einer Wallfahrt zurückkehrte. Vorher hatte er in Agades eine der höchsten Reichswürden und einträglichsten Stellen bekleidet, er war nämlich der Herr der Weißen (Araber) gewesen. Barth ist der Ansicht daß wenn man sich von Anfang an in die Arme dieses Mannes geworfen und sein Wohlwollen durch reichliche Geschenke gewonnen hätte, er die christlichen Reisenden ohne Fährlichkeiten nach Aïr gebracht hätte. So aber stellte man auf den Rath des Consuls in Mursuk, Hrn. Gagliuffi, das Gelingen auf die zweifelhaften Asgar-Häuptlinge, die ihr halbes Versprechen nicht erfüllten, und vernachlässigte auf eine schnöde Weise Muhammed Boro, der zwar nicht bös gesinnt, aber aus Zorn über die Kränkung die übrigen Bestandtheile der Karawane gegen die Christen aufbrachte oder wenigstens ihre Theilnahme für diese entfremdete. Später, aber zu spät, entschloß sich Richardson den einflußreichen Mann durch ein Geschenk zu versöhnen, aber das Geschehene ließ sich doch damit nicht völlig gut machen.

Am 18 August erscholl zum erstenmal der Ruf: der Feind ist da! Ein Nachzügler hatte drei Kamelreiter (Meheri) vom Tuarekstamm gesehen, die man als Vorhut einer Räuberbande betrachtete. Da die Gefahr der Karawane gemeinsam drohte, so befand sich alles auf dem Qui vive! Man begegnete bald darauf einer Tebu-Karawane, die mit Sklaven nach dem Norden zog, und (wie man später erfuhr) von den Tuarek geplündert und theilweise erschlagen wurde. Am Abend erschienen die drei Meheri, welche gesehen worden waren, und ließen sich am Lagerplatze der Karawane nieder. Jedermann kannte sie als Räuber, jeder betrachtete ihr Erscheinen als unheilvoll, aber keiner wagte sie abzuwehren, aus dem einfachen Grund, weil eine Karawane ohne eigentlichen Befehlshaber nur aus locker verbundenen, oft im Stillen feindseligen Elementen zusammengesetzt ist. Die Räuber greifen nicht mit Gewalt zu. Sie nisten sich an, spioniren, hetzen und kehren auch bisweilen zu ihren Gefährten zurück, die gewöhnlich in der Nähe lagern, bis endlich die Uneinigkeit in der Karawane offene Gewalt erlaubt. Am 20 August Morgens wurde die Lage der Christen sehr drohend, da die Muhammedaner, zu einem feierlichen Gebet aufgefordert, den Europäern entfremdet gegenüber standen. Am Fuße eines kleinen Felsens angekommen, begannen die Schwarzen einen Waffentanz, als plötzlich einer von ihnen auf Barth lossprang und einen Tribut forderte, so daß der Reisende an sein Pistol griff. Es war aber nichts schlimmes gemeint, denn nach altem Landesbrauch wird den Sklaven, wenn die Karawanen jenen Felsen erreichen, alle Ausgelassenheit verstattet, auch dürfen sie von ihren Gebietern einen kleinen Tribut heischen. Am nächsten Tage wurde die Lage der Christen noch bedenklicher. Die unheimlichen Tuarekbegleiter machten der Karawane kein Hehl mehr daß es ihre Absicht sey die drei Christen zu erschlagen und zu berauben. Am nämlichen Tage wagte es sogar einer der Kel-owi Hand an Barth zu legen, der aber den feigen Gesellen rasch wegscheuchte. Bereits näherten sich die Reisenden dem Gebirgslande, oder wie Barth es nennt, dem Alpenlande Aïr oder Asben, und betraten Thäler die in frischer, tropischer Ueppigkeit prangten und mit fremdartigen Blumen geschmückt waren. Am 22 August wurde das erste Dorf Ta-rha-djit in einem reich bewachsenen Thale berührt. Die Bewohner sind ein sehr erniedrigter und feiger Stamm,

[1] S. Ausland 1856. S. 2003.

der sich eine verächtliche Behandlung gefallen läßt, auch boten sie der Karawane etliche Frauen feil, welche die von Afrikanern besonders geschätzte Schönheit, nämlich Ueberfülle des Sitzfleisches, im Superlativ besaßen. Am 23 August 10 Uhr Nachts erfolgte der erste Angriff auf die Karawane, der auf Anstiften einiger freibeuterischer Asgar-Tuarek von den benachbarten Bewohnern ausgeführt wurde, nachdem die Tinylkum der Karawane unvorsichtig genug von ihrem Pulver am Tage den Feinden Vorräthe überlassen hatten. Es näherte sich ein kleiner Trupp Kamelreiter, die sich aber zerstreuten als die Karawane sie mit einer schlecht gezielten Gewehrsalve begrüßte. Am folgenden Tage verlangten die Freibeuter die Auslieferung der Christen, die ihnen jedoch abgeschlagen wurde. Am 24 August Abends erschienen, dießmal fünf an der Zahl, die beutelustigen Kamelreiter und Begleiter in der Wüste und wurden zum Lager zugelassen, obgleich die Christen darauf bestanden sie zu verscheuchen. Sie hatten sich um Mitternacht weggeschlichen, zeigten sich aber auf einer Felsenanhöhe am Morgen, und forderten gebieterisch die Häupter der Karawane zu einer Berathung. Muhammed Boro mit dem Säbel in der Faust stürmte voran, nur wenige Muthige der Karawane schlossen sich ihm an. „Was unsere Gegner am meisten beunruhigte, erzählt Barth, waren die Bajonette an unsern Flinten, da ihnen diese die Warnung gaben daß nicht unser Feuer allein auszuhalten seyn würde, sondern daß sie dann noch eine andere furchtbare Waffe, mindestens so wirksam als ihre eigenen Speere zu bewältigen hätten. Es war ein Augenblick hoher Aufregung. Wir drei Reisenden standen dicht beisammen zum Kampfe bereit; Overweg und ich hatten uns das Wort gegeben abwechselnd zu feuern, um uns nicht bloßzustellen." Wie sich nun die Scene entwickelte, verschweigt uns Barth, denn indem er auf Richardsons Schilderung den Leser verweist, fährt er fort: „Endlich schien alles abgemacht. Außer ihrer reichen Beute ward die Raubhorde auch noch wohl beköstigt."

Am 27 August erneuerte sich eine ähnliche Scene als man in das Gebiet der Merabetin oder Anisslimen eintrat, welche den Häuptling Annur in Tintelluſt, den spätern Beschützer der Reisenden, nicht anerkennen. Nach Sonnenuntergang sammelte sich eine große Menge um das Lager, welche drohend den Tod oder den Uebertritt der Christen zum Islam begehrte. Es war mehr als zweifelhaft ob die Gefährten in der Karawane die Andersgläubigen gegen die fanatischen Räuber schützen würden, allein der Knoten löste sich sehr einfach, indem die Christen den Merabetin genau so viel für den Transit zahlten, als sie der Kelowi-Escorte für ihren beinahe nutzlosen Schutz entrichtet hatten. Unter solchen Fährlichkeiten kamen die Reisenden nicht zum Genusse des entzückenden Berglandes und seiner reichen Thäler, wo übrigens Lebensmittel wider Erwarten nicht feil waren. Ungemach bereitete ihnen auch ein tropischer Regenguß, welcher ein Thal von einer halben Meile Breite in 24 Stunden in einen reißenden Strom verwandelte. Kaum diesen Beschwerden entgangen, zeigte sich ein Trupp Reiter, welcher auf die Karawane losrückte. Schon gefaßt auf neue Raubscenen ergab sich zur größten Freude unsrer Landsleute, daß die Bewaffneten von Annur, dem Häuptling von Tintelluſt der Karawane zur Bedeckung entgegengeschickt worden waren, und unter ihrem Schutz erreichte man am 4 September endlich dieses herrliche, von malerischen Gebirgsketten eingeschlossene Thal.

Aïr ist, wie uns Barth belehrt, ein moderner Name für das „Alpenland der Wüste," der von den berberischen Eroberern eingeführt worden ist, während die schwarzen Ureinwohner ihre Heimath Asben nennen. Im weitern Sinne nennt man die Tuarek-Stämme, welche etwa um 1740 das Land eroberten, Kel-owi, und Barth vermuthet daß sie von Nordwesten kamen. Durch Vermischung mit dem schwarzen Blute hat der physische Adel der Kelowi-Tuarek etwas verloren, auch verdankt man dieser Erniedrigung die wichtige Institution des Neffenerbrechtes, welche sich bei so verschiedenen Völkern, bei malabarischen Kasten, bei manchen Ureinwohnern in Amerika und bei den Negern im Sudan, nicht aber bei den reinen, hochgearteten Berberstämmen findet. Diese haben in Aïr ihre edle, hohe Gestalt, ihre helle Hautfarbe eingebüßt und die Haussa-Sprache erlernt, während sie von den adeligen Berberstämmen, wegen aller dieser Verluste, geringer geschätzt werden. Bei dem Häuptlinge von Tintelluſt, Annur, fanden die Reisenden sichere, wenn auch anfangs kühle Aufnahme, denn der schlaue Dynast wollte sich durch größere Wärme gegen die ungläubigen Eindringlinge nicht vor den fanatischen Bewohnern des Landes compromittiren, doch versprach er ihnen völlige Sicherheit in Begleitung einer Karawane, wenn sie nach dem nahen Sudan aufbrechen würden. Die Reisenden schwelgten in der Naturschönheit des Thales, dessen Pflanzenwuchs überall malerisch üppige Verwilderung zeigte. Mit Genuß beobachteten sie von Tag zu Tag das schnelle Wachsthum der kleinen frischen Blätter und jungen Sprößlinge, das sichtbare Dichterwerden des Laubwerkes. Die Mimosen namentlich zeigten nicht mehr das kahle, leichte Blätterdach wie in der Wüste, sondern schlossen sich zu grünen Massen zusammen, und Barth maß den Schatten eines solchen Baumes, der um Mittag 70 Fuß Ausdehnung besaß. „Die ganze Natur athmete neues Leben, und die Thierwelt entwickelte ihre geselligen Eigenschaften in der ganzen Kraft neu erwachender Triebe. Die dichtkronigen Bäume schwirrten von dem fröhlichen Gezwitscher der Ammern und Finken und dem Gegirr der Turtel-, und der kleinen ägyptischen Taube, während der Wiedehopf in fröhlichen Sprüngen auf dem Boden umherspielte; Affen stiegen, so oft sie unbemerkt zu seyn glaubten, von den Berhöhen des Tunan in die kleine Einsenkung hinter unserm Gezelte hinunter, um einen Trunk Wasser zu erhalten; Hyänen und Schakale ließen sich regelmäßig auf ihren nächtlichen Wanderungen rund um unser Lager hören, während dann und wann der ferne Ruf eines Löwen wiederhallte."

Diese idyllischen Freuden unterbrach in der Nacht zum 17 Sept. ein frecher Diebstahl, der gegen die Zelte der Reisenden ausgeführt wurde, wobei aber der Dieb nur werthlose Habe erwischte.

Am 4 Oct. brach Barth allein nach Agades oder Egedesh, dem Sitze des Schatten-Souveräns von Aïr auf. Diese Stadt, welche einst so wichtig war wie Timbuktu, liegt südsüdöstlich von Tintelluſt 17° 00' n. Br. u. 8° 5' östl. L. v. Green. Der Weg dorthin führt durch köstliche, tropische Gebirgsthäler zunächst an dem Städtchen Assodi vorüber, von dessen 1000, jetzt in Trümmern liegenden Häusern nur noch 80 bewohnt seyn sollen. Die Reize der Gegenden verminderten sich nicht. Die Thäler waren mit Laubwerk angefüllt, bisweilen auch mit Gras in frischer Herrlichkeit bedeckt, welches einen europäischen Rasen bildete, und wo man

friedlichen Schaf- und Rinderheerden begegnete. Am 7 Oct. wurde der tropische Pflanzenwuchs so massenhaft, daß er den Kamelen nur einen engen, niedrigen Durchgang verstattete. Solche prächtige Scenen wurden wieder durch düstere Thäler unterbrochen, die mit Basaltstücken besäet schauerliche Einöden aufschlossen. Bald aber betrat man ein centralafrikanisches Paradies, das Thal Auderas mit seinen Fächerpalmenhainen und luftigen Berggipfeln. Im nächsten Thale Budde erreichten die Mimosen die höchste bisher gesehene Ueppigkeit, und die Schlingpflanzen woben zwischen ihnen ein undurchdringliches Dickicht. Sehr belästigt fühlte sich der Reisende durch die klettenähnliche Samenkapsel des Karengia (Pennisetum distichum), die sich an alle Kleidungsstücke hieng und deren verwundende Stacheln aus der Haut mit einer kleinen Zange gezogen werden müssen, die selbst dem halbwilden Eingebornen niemals fehlt. Es versöhnt uns aber mit diesem Marterwerkzeug der Pflanzenwelt, daß der Samen dieser Pflanze eine leichte, wohlschmeckende Speise liefert, von der sich eine große Anzahl Tuareks von Bornu bis Timbuktu ernährt. Nachdem man noch mehrere kleine, wie immer mit Pflanzenwuchs angefüllte Bodeneinsenkungen durchschritten, betrat man die kleine Hammada oder Wüste, auf welcher Agades liegt, die aber durchaus nicht kahl und einförmig, sondern mit Graswuchs und Mimosen stellenweis geschmückt war. Agades selbst wurde Nachts am 9 Oct. erreicht.

Die Stadt machte auf Barth den Eindruck einer verfallenen Größe. Ueberall Schutt, Trümmer und Zeichen von Entvölkerung. Barth erhielt von dem Souverän Sultan Abdel Kadiri eine Audienz in dem öden und ärmlichen Palast. Der Fürst nahm huldreich die Geschenke in Empfang und äußerte dafür seinen Unwillen, als sich Barth über die Unbilden beschwerte welche der brittischen Expedition von den räuberischen Unterthanen des Sultans zugefügt worden seyen. Der Monarch bezeigte sein aufrichtiges Wohlwollen unserm Landsmann, der ihn für einen gutmüthigen Mann aber schwachen Fürsten hält. Die Stadt liegt auf einer so völlig horizontalen Fläche daß die platten Dächer der Häuser eine große Ebene bilden, nur unterbrochen durch den Thurm der Messaladje. In Agades hört man drei Sprachen: das Temaschirht der Tuarek, das Haussa und die Sonrhay-Sprache, d. h. die Sprache jenes westlichen großen Negerreiches am mittleren Niger, zu welchem einstmals auch Timbuktu gehörte. Bei diesem Reichthum an Sprachgewirr darf es uns nicht auffallen daß es in Agades ein eigenes Quartier der Terdjeman oder der Dolmetscherzunft gibt. Wenige Tage nach Ankunft unseres Landsmannes erhielt der Sultan feierlich die Investitur, wobei er den ihm von Barth geschenkten blauen Bernus trug. Der Fremdling aber, der sich als Christ nicht unter das Volk mischen durfte, konnte nur aus der Ferne die Procession anschauen. Bald nachher brach von der Stadt die große jährliche Salzkarawane nach Bilma, angeblich von 10,000 Kamelen auf, und als auch der Sultan mit 500 Kriegern auf eine Razzia gegen räuberische Stämme der Wüste auszog, wurde die Stadt noch öder als sie gewesen war. Diese Ferien benutzten fünf oder sechs Frauen, um am nächsten Tage dem Franken einen Besuch abzustatten und ihn freimüthig einzuladen sich mit ihnen zu belustigen, da ja bei der Abwesenheit des Sultans die Zurückhaltung nicht mehr nöthig sey. Obgleich zwei davon sehr hübsch waren, so war doch Barth sich zu gut aller seiner Pflichten bewußt, um der weiblichen Liberalität nicht zu widerstehen. Die Stadt Agades ist wohl früher der Lautähnlichkeit wegen mit dem alten Audaghost verwechselt worden, allein Agades oder Egedesh war zu Leo Africanus Zeiten eine „neue" Stadt und ist nach Marmols Angaben erst 1460 n. Chr. erbaut worden. Im J. 1515 eroberte sie der größte der Sonrhay-Kaiser Hadsch Muhammed Askia der Ischia des Leo Africanus. Wir können uns daraus erklären, warum in Agades und in der Nachbarschaft die Sonrhay-Sprache geredet wird. Von Berberblut ist noch viel in der Stadtbevölkerung, vorzugsweise beim weiblichen Theile wahrzunehmen. Zur Zeit ihrer Blüthe mochte die Stadt wohl 50,000 Einwohner besessen haben, auch konnte sie dem Sonrhay Eroberer 150,000 Ducaten Tribut entrichten. Noch bis vor 60 Jahren scheint der Ort wohlhabend gewesen zu seyn, damals aber fanden zahlreiche Uebersiedlungen nach den nächsten großen Städten des Sudan, Tessaua, Katsena, Kano statt. Barth glaubt die Ursache dieses Verfalles in der Zerstörung der großen Stadt Gao oder Gogo des Sonrhay-Reiches suchen zu müssen, welche die westlichen Tuarek im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zerstörten. Seitdem hörten die Handelsverbindungen mit diesem mercantilen Brennpunkte auf, auch wurde nicht mehr das Gold des Nigerlandes von Gago nach Agades gebracht, so daß, weil es an edlen Metallen fehlt, gegenwärtig Kleider, Baumwollenwaaren, vor allem aber Negerkorn das Tauschmittel in Agades vertreten müssen. Barth schätzt die Zahl der Wohnhäuser gegenwärtig auf 6—700, die Bevölkerung auf 6—7000 Köpfe, und die bewaffnete Macht des Platzes auf 600 Mann. Diese numerischen Verhältnisse kommen der Wahrheit gewiß sehr nahe, wenn weiter angeführt wird daß in den sechs Schulen der Stadt 250—300 Knaben bemittelter Eltern von 7—10 Jahren unterrichtet werden. Der gegenwärtige Handel der Stadt besteht hauptsächlich in Getreidespeculationen. Sonst „arbeiten" die Leute von Agades nur mit dem Gelde der reichen Kaufleute von Ghadames, und der geringe Gewinn der ihnen zufällt, reicht eben hin, sich gut zu nähren und zu kleiden, was sie allerdings sehr lieben.

Der Raub des Kirat.

(Aus dem turkmanischen Epos des Kuroglu.)

Es sind in diesen Blättern schon früher Proben aus den von Aler. Chodzko veröffentlichten Gesängen der Turkmanen mitgetheilt und über den Ursprung dieser modernen Volksdichtungen ausführliche Berichte gegeben worden. [1] Es bedarf außerdem kei-

[1] Ausland 1857 Nr. 18. Die Entführung der Prinzessin Nigara. Nr. 30. Mittheilungen über die Volksgesänge der Turkmanen.

ner trockenen Belehrung, wie innig wir uns mit fremden Völkern vertraut machen, wenn uns ihre Mythologie, ihre Märchen, Sagen, ihre Dichtungen zugänglich werden. Das Zeitalter und die Welt Homers lebt nach dreitausend Jahren noch greifbar vor unsern Sinnen, und wir sind bekannter mit ihr als mit der Geschichte unseres eigenen Volkes vor 1000, oder wenigstens vor 1500 Jahren. Die turkmanischen Gesänge versöhnen uns auch vielfach mit dem Volke welches sie hervorgebracht. Wie die Natur, ihre Zwecke verfolgend, eine Menge Geschöpfe zur Plage der andern erschuf, so finden wir zu denselben Verrichtungen auch gewisse Menschenstämme verurtheilt. Die raubgierigen, grausamen Turkmanen gehören jedenfalls zu den Quälgeistern Mittelasiens, wo sie, an den Rändern des iranischen Tafellandes angesiedelt, friedliche Landbevölkerungen heimsuchen und rasch in die unwirthliche Steppe zurückflüchten. Es gibt aber eine gewisse Stufe der menschlichen Entwicklung, wo die Gewalt uns minder sträflich erscheint, und auf welche die Rechtsbegriffe und sittliche Empfindsamkeit der Culturvölker, die eine lange Erziehung hinter sich haben, nicht recht passen wollen. In ähnlicher Weise gestatten wir unserer akademischen Jugend burschikos zu seyn, ja wir haben eine Schwäche für ein gewisses gesellschaftliches Auftreten der Studenten, welches sonst bei jedem Erwachsenen für Unart oder Mangel an Erziehung angesehen werden würde. Der Sohn der Musen theilt die Männerwelt in zwei große Kategorien, in Studenten und in Philister; der Sohn der Natur, der Beduine, der Araber wie der Türke, theilt die Welt ein in Reiter und in Ackerbauer, in Räuber und in Beraubte, in Leute die ihr Handwerk adelt, und die es erniedrigt. Die Volksgesänge der Turkmanen, die diesen so weit ausgestreuten Stämmen gemeinsam sind, lassen uns zur Genüge wahrnehmen daß die Masse dieser berittenen Banditen vollkommen die Poesie ihres regellosen Lebens zu genießen versteht. Immer sind ihre Opfer (die Völker welche in einer geregelten Gesellschaft leben) im Gedicht einfältig, engherzig, feig, unadelig, und stets behält der Räuber noch unsere Sympathie. Was General Ferrier von den Turkmanen sagt, bestätigt das Epos vollkommen. Der turkische Beduine ist gleichgültig gegen alle höhern Güter der Menschen, gleichgültig gegen seine Familie, gegen die eheliche Treue seiner Frau, nur nicht gleichgültig gegen den Stammbaum und gegen die Leistungen seines Rosses. Die Kuroglu-Sagen enthalten nicht sowohl die Verherrlichung des Räubers als seines Gaules. Auf dem Rücken des Kirat ist Kuroglu erst mehr als ein gemeiner Sterblicher. Ohne dieses Thier ist er ein Simson mit geschornen Locken. Es liegt darin das naive Geständniß der räuberischen Nation, daß auf der Schnelligkeit ihrer Pferde, die jede Verfolgung vereiteln, ihre ganze Furchtbarkeit beruht. Und am besten eröffnet sich der Sinn des ganzen Epos in dem Gesange vom Raube des Kirat, des Wunderrosses Kuroglu's.

In Anatolien saß der Hirtenstamm der Haniß auf fruchtbaren Weiden, und zählte 30,000 Familien unter seinem Häuptling Hassan Pascha, einem leidenschaftlichen Pferdeliebhaber. Er konnte einst bei einem Besuche seines Marstalls gegen seinen Wesir rühmen, daß kein Monarch der Erde gleiche lebendige Schätze besitze, als ihm der Minister den Genuß mit der Erinnerung an Kirat verdarb, welches Roß ohne Gleichen dem Räuberkönig Kuroglu auf dem Schlosse Tschemli Bil gehöre. Hassan Pascha, glühend vor Verlangen, befahl im Stamm durch Herolde zu verkündigen daß er mit jedem, Bettler oder Beg, die Hälfte seiner Macht und seiner Reichthümer theilen und ihn zwischen seinen sieben Tochtern wählen lassen wolle, wer ihm den berühmten Kirat verschaffe. Niemand hatte Lust zu dem Wagestück, bis auf einen Küchenjungen, Namens Hamza, ohne Haare und Augenbrauen und von Pocken zerfetzt. Diesen armen Schelm plagte Liebe zu der jüngsten der sieben Prinzessinnen, und er ließ sich vor den Pascha führen, der ihm das öffentliche Versprechen mit dem höchsten Eide, mit einem Kuß auf den Koran, erneuerte. Hamza begab sich nach dem Schlosse Tschemli Bil, trat bei Kuroglu's Stallmeister, Daly Mehter, ein, und suchte sein Mitleid unter Thränen zu erwecken, indem er vorgab daß er keinen Herrn und kein Brod finden könne, weil niemand einen kahlköpfigen Diener nehmen wolle. Der Stallmeister brauchte einen Stallknecht, und nahm den gefährlichen Tropf auf, dem er alte Kleider schenkte, weil es ihm überhaupt daran fehlte. Hamza vergalt durch eifrigen Dienst sehr bald das Mitleid des Stallmeisters, allein das Unternehmen welches ihn nach Tschemli Bil geführt hatte, schien ihm bald unausführbar, denn der edle Kirat war mit einer Kette am Fuß befestigt, zu der Kuroglu den Schlüssel beständig am Leib trug. Neben Kirat stand Dürrat im Stalle, ein Roß von ungewöhnlicher Preiswürdigkeit, welches Ayvas, Kuroglu's Page, zu reiten pflegte. Es war ebenfalls angekettet, aber den Schlüssel zum Schloß trug Daly-Mehter, der Stallmeister des Räuberfürsten. Eines Tages trat Kuroglu in den Stall und fand seinen Stallmeister eingeschlafen, während ein fremder kahlkopfiger Bursche Kirat zu striegeln im Begriff war. Kirat bog seinen Rücken zur Curve unter Hamza's mächtiger Hand. Kuroglu zitterte. Das kann, dachte er bei sich, kein gewöhnlicher Mensch seyn, unter dem Kirat sich so zusammenreckt. Ist das eine Art ein Pferd zu striegeln, glatzköpfiger Hund! schnaubte er Hamza an. Der Stallknecht, welcher Kuroglu nicht kannte, ergriff einen Hammer, und eingedenk der Vorschriften seines Herrn, keinen Fremden in den Stall schleichen zu lassen, rief er ihm zu: „Pack dich, Landstreicher!“ Mittlerweile war Daly Mehter erwacht, und grüßte ehrerbietig den Herrn, der sich nach dem fremden Gesicht erkundigte. Kuroglu war zufrieden daß der geschickte und fleißige Stallknecht sein Brod essen solle, aber er warnte den Stallmeister eindringlich vor dem Burschen, der ganz das Aussehen eines Roßdiebes habe. Ehe er fortgieng, wiederholte er seine Warnung vor Hamza, der kaum seine Unschicklichkeit gegen Kuroglu inne geworden war, als er seinen Hammer fallen gelassen und sich furchtsam verkrochen hatte. Hamza hatte eingesehen daß es ihm nicht gelingen werde Kirat zu stehlen, er änderte daher seine Absichten, und richtete seine Gedanken auf Dürrat. Hassan Pascha, tröstete er sich, hat weder Kirat noch Dürrat gesehen, er wird mir seine Tochter geben und kann sie mir nicht nehmen, auch wenn später der Betrug aufkommen sollte. Er bereitete also das Sattelzeug für eine nächtliche Flucht vor, und erwartete seinen Herrn, der wie gewöhnlich des süßen Weines voll von Kuroglu's Tafel zum Nachtlager schwankte. Der Kahle machte unter künstlichen Thränen seinem Herrn Vorwürfe, daß er ihm nie einen Schluck Wein zum Kosten mitbringe. Was ist das überhaupt für ein Ding? setzte er hinzu, schmeckt der Wein sauer oder süß? Der gutmüthige Daly Mehter kehrte zu dem fürstlichen Keller zurück und brachte einen Krug.

Bevor ich trinke, bat der Stallknecht, mußt du mir erst zeigen wie man das hinunterschluckt. Der betrunkene Stallmeister gab eine kräftige Probe mit dem Becher, worauf Hamza nachfolgte, aber unvermerkt den Wein nicht an die Lippen führte, sondern ihn rücklings über die Schultern goß. Der Stallmeister hatte sich starr getrunken, und Hamza Muße zu seinem Streiche. Er zog seine Lumpen aus und Daly Mehters Kleider an, den er dafür mit seiner Livree beglückte. Er nahm dann aus des Stallmeisters Tasche den Schlüssel, löste Dürrat und jagte in der Richtung des Stammes Hauiß in die Nacht hinaus „wie eine Sternschnuppe."

Kuroglu kam am andern Morgen früh in den Stall und vermißte sogleich Dürrat. Augenblicklich kam er auf den Gedanken, daß der Kahle ihn gestohlen habe. Seine Stimme weckte den Stallmeister, der sich kläglich in Hamza's Lumpen erhob und den Herrn tröstete, daß der Stallknecht das Roß wahrscheinlich zur Tränke geführt habe. Kuroglu sah besser was vorgefallen war, er befahl Kirat sogleich zu satteln, ergriff seine Waffen und stürmte davon. Er ritt zuerst den höchsten Berg hinauf, von wo er mit seinem scharfen Auge den Flüchtling bald entdeckte. „Elender, rief er ihm zu, wohin willst du fliehen? Und würdest du Stambul erreichen, du entgiengst dort nicht meinem Griffe." Man muß nämlich wissen daß Kuroglu, wenn er in Zorn gerieth, seine Stimme meilenweit hörbar machen konnte. Hamza vernahm zitternd den Furchtbaren und schaute sich nach Rettung um. In der Ferne lag ein Dorf, und der Flüchtling dachte: wenn ich es gewinne, bin ich vielleicht gerettet. Allein von dem Dorfe trennte ihn noch ein beträchtliches Thal. Dieses sprengte der Verfolgte hinauf. Tiefer im Grunde lag eine Mühle, deren Rad stille stand, denn der Müller war hinweggegangen. Am Fuße der Mühle band Hamza Dürrat an und gieng in das Gebäude. Er fand dort die Kutte des Müllers, die er rasch überwarf, zugleich aber bestäubte er sich vom Scheitel abwärts mit Mehl. Jedermann weiß aus Erfahrung daß ein Reiter, der im Galopp ein Dutzend Meilen zurückgelegt hat, in den ersten Augenblicken wie durch einen Schleier sieht. Kuroglu, der an die Mühle sprengte, erkannte daher wohl Dürrat, nicht aber Hamza, der in des Müllers Kleidern den Verfolger erwartete. Zitternd vor Wuth sprang Kuroglu aus dem Sattel, und fragte den Müller wo der Reiter des Dürrat sich versteckt habe. „Er hat sich aus Furcht dort unter das Rad der Mühle verkrochen." Kuroglu warf dem falschen Müller Kirats Zügel zu und stürzte mit gezücktem Dolche in die Mühle. Hamza erkannte rasch den Fehler und sprang in den Sattel Kirats, den er zuerst in Galopp setzte, um dann wieder mit ihm zur Mühle zurückzukehren, denn was war jetzt Kuroglu ohne Kirat? Die Verzweiflung des Räubers über den Verlust seines Rosses war gränzenlos, aber vergeblich bat er Hamza alle Schätze gegen die Rückgabe seines Kleinodes. Der Kahle erzählte ihm seine Liebesgeschichte und die Beweggründe seiner That. Kuroglu begann jetzt einen wehklagenden Gesang, denn der Räuber ist zugleich ein Poet ersten Ranges und verstand Hamza so tief zu rühren daß dieser ihm versprach, ihm Kirat im Laufe von sechs Monaten wieder zu geben, wenn er sich als Sänger verkleidet in das Lager der Haniß schleichen würde.

Mit diesem Versprechen kehrte Kuroglu heim nach Tschemli Bil, wo er sich sechs Monate im Harem verbarg. Nach Ablauf der Frist verkleidete er sich als Rhapsod und wanderte zu den Zelten der Haniß, wo er seine Gesänge zum Preise Kirats vernehmen ließ. Der Pascha ließ ihn in sein Zelt rufen, um sich des Sängers zu erfreuen, und bald sah Kuroglu Hamza eintreten. Der kahle Roßknecht war aber mittlerweile Beg und Eidam des Pascha's geworden, neben dem er nach vornehm lässigem Gruße Platz nahm. Kuroglu staunte über die Veränderung, bat aber durch eine beredsame Gebärde Hamza ihn nicht zu verrathen, worauf der Beg ihm auf gleiche Art erwiederte: Fürchte nichts. Als nun Kuroglu seinen Lobgesang geendet hatte, kam dem Pascha der Gedanke, den Sänger zu fragen ob er auch ein guter Reiter sey. Kirat nämlich hatte, seitdem er in des Pascha's Besitz war, keinen Reiter mehr geduldet. Kuroglu wehklagte aus Verstellung, daß man ihn auf ein bösartiges Pferd nöthigen wolle, welches ihn tödten und seine Kinder zu Waisen verwandeln werde. Der Pascha versprach ihm 200 Toman für das Wagniß, die im Falle einer Katastrophe den Seinigen zukommen sollten. Sechs Männer waren nöthig um den widerspänstigen Kirat herbeizuziehen. Der verschlagene Hamza aber, der an alles dachte, befestigte wie von ungefähr eine Streitaxt und ein Schwert am Sattel. Kuroglu stieg nicht eher auf als bis er seine Börse mit 200 Toman erhalten. Als ihm Hamza die Zügel gab, flüsterte er ihm zu: Krieger halten ihr Wort, mein Versprechen vor sechs Monaten ist jetzt erfüllt. Kuroglu erwiederte ebenso leise: Für deine Großmuth will ich den letzten Bissen Brod mit dir theilen. Der falsche Rhapsod saß jetzt im Sattel und Kirat gieng in heroischem Schritt unter dem gewöhnten Reiter, der das Schwert sich umgürtete und die Keule schwang. Anfangs hatte der Pascha Freude über die Bändigung Kirats, als aber Kuroglu durch zweideutige Lieder ihn zu höhnen begann, rief er ihm beständig nach: Steig ab Poet, steig ab Poet! Endlich gab sich Kuroglu zu erkennen, und der aufgebrachte Pascha befahl seinen Leuten den Räuber zu fassen. Allein der Turkman auf dem Kirat war der Kriegsgott in eigener Person, er hieb in Stücken was sich ihm nahte, und Hassan Pascha floh zuletzt vor Entsetzen. Kuroglu aber hatte im Sinn, Hamza Beg großartig zu belohnen, er ereilte den Pascha und spaltete ihm den Schädel. Als hierauf der Beg zum Zeichen der Unterwerfung seinen Turban zu Kirats Füßen legte, rief ihm der Räuber zu: Hamza, ich habe den Pascha nur getödtet um dich zum Oberhaupt des Stammes zu erheben. So wurde der Beg ein Pascha, Kuroglu aber kehrte mit seinem bessern Ich, mit Kirat nach Tschemli Bil zurück.

Die ehemaligen ungarischen Landtage.

Aus Freih. v. Andlaws Erinnerungsblättern aus den Papieren eines Diplomaten.

Ich habe nur einigen Sitzungen des ungarischen Landtags in Preßburg beigewohnt. Wer diese Versammlungen sich etwa wie deutsche Kammern vorstellt, täuscht sich; sie haben vielmehr eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem früher so bekannten polnischen Reichstage. Doch werde ich eine kleine Skizze versuchen.

Wir traten in das, von einer lebhaften Menschenmenge umlagerte Landhaus, worin sich auf Gängen und Treppen große Bewegung kundgibt. Die Sitzung selbst ist eine sogenannte gemischte, das heißt aus beiden Tafeln zusammengesetzte. Eine kleine, in schwindelnder Höhe errichtete Tribüne nimmt uns nebst einer geringen Zahl der neugierig sich Hinzudrängenden auf. Da die Versammlung in dem Locale der Magnaten stattfand, so saßen diese, wie gewöhnlich, an einem langen Tische — daher der Name: Tafel, — jeder nach seinem Range, während die Abgeordneten in bunter Mischung, außerhalb dieser Tafel auf Stühlen und Bänken sitzend, oft auch nur stehend, an den Verhandlungen Theil nahmen. Der Anblick einer solchen Versammlung hat etwas Ueberraschendes, Ehrfurchtgebietendes. Oben am Tische sitzt der Erzherzog Palatin, neben ihm die vier Reichsbarone, dann in langer Reihe die Magnaten in ihren herrlichen Costümen, ferner die Cardinäle, Erzpriester, Bischöfe; um sie drängt sich die stets aufgeregte Menge der Comitatsdeputirten, gleichfalls in ungarischer, doch schwarzer Tracht, denen sich die zahlreichen Abgeordneten des niederen Adels, der Geistlichkeit und Städte anschließen. Mit Ausnahme des Clerus sind diese alle nach ungarischer Sitte bewaffnet, Säbel- und Sporengeklirre sehr häufig, was der legislativen Versammlung einen besondern Charakter verleiht. Ebenso eigenthümlich sind die Verhandlungen, welche bald in lateinischer, bald in ungarischer Sprache geführt werden; ja selbst deutsche Improvisationen sind nicht selten, denn manche Redner sind der Geschäftssprache nicht ganz kundig, oder können in ihrem Eifer die magyarischen Worte und Ausdrücke nicht gleich finden, welche oft ganz moderne Ideen wiedergeben sollen. Der Palatin präsidirt mit Würde, doch erhebt sich oft ein betäubender Lärm, und was man bei uns gemeinhin Geschäftsordnung nennt, wird da, wo die Abgeordneten nicht einmal bestimmte Plätze haben, nicht immer strenge gehandhabt. Die Stimmung schien sehr gedrückt, es gab heftige Ausfälle gegen die Regierung; man konnte zu keinem Resultate kommen; es war bekannt daß der Landtag vertagt werden sollte, nur wußte man noch nicht, in welcher Weise. Man berathschlagte, unterhandelte von beiden Seiten. Die königliche Rede sollte nichts bitteres, keine Vorwürfe enthalten, während man sich in Preßburg jeder mißbilligenden Aeußerung begeben würde. Endlich hieß es daß der Kaiser sich entschlossen habe, den Landtag persönlich zu schließen, daß er in Schloßhof übernachten und den andern Tag in Preßburg eintreffen werde.

Den 18 August 1817 hielt der Monarch seinen feierlichen Einzug, umgeben von einem ganzen Heere von Magnaten in ihrer reichen malerischen Tracht, die herrlichsten Pferde tummelnd. Das Volk mischte sich jubelnd unter die Begrüßenden, keinem andern Widerstande, als jenem der sogenannten Staberlherren weichend.

Da das Preßburger Schloß im Jahre 1809 ein Raub der Flammen geworden, so brachte der Kaiser nie mehr die Nacht in jener Stadt zu, und gönnte sich nur einige Stunden der Erholung im Landhause. Unterdessen war der Krönungssaal mit Menschen angefüllt, die Hitze, das Gedränge unerträglich.

Gegen 5 Uhr Abends begann der Zug. Voran ein Bischof mit dem Kreuze, dann die Deputationen der ungarischen Stände und die Staatsbeamten, endlich der Kaiser-König mit dem Prinzen des Hauses und dem Gefolge. Ein dreimaliges donnerndes Lebehoch, mit vivat rex! und Éllien! vermischt, empfieng den Kaiser. Er trug das ungarische Kleid und bestieg den Thron. Mit fester, deutlicher Stimme verlas er die lateinische Rede. Mit großer Aufmerksamkeit und ängstlicher Spannung hörte man auf jedes Wort, ob es keinen Tadel enthalte, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß in diesem Falle die Magnaten der Opposition den Saal in Masse verlassen würden.

Alles gieng glücklich vorüber! Der Kanzler verlas hierauf die Entlassungs-Formel. Nach abermaliger Begrüßung zog sich der Kaiser zurück, und nach einer Stunde war der Hof wieder auf dem Wege nach Wien.

Politische Zustände von Chokand.

In den Jahren 1841—42 erfolgte von russischer Seite eine vorläufige Recognoscirung des Aral-Sees, im Jahr 1846 eine genauere astronomische Vermessung. General Abrutschew erbaute im nächsten Jahre 1847 das Fort Raim oder Aralsk, etwas oberhalb der Mündung am Syr Darja. Im Jahr 1852 befestigten die Russen auf einer Insel im See vor der Mündung des Syr das Fort Koß Aralsk und befuhren den See mit Dampfbooten. Herren des Sees, erstreckten die Russen längs der beiden großen Ströme des centralasiatischen Kraterlandes — des Syr und des Amu (Orus) aufwärts ihre Eroberungen. Im Jahr 1853 erschienen sie unter General Perowsky in der Oase von Chiwa. Der erschreckte Monarch Ali-Kuli-Chan unterwarf sich, brach aber nach Abzug der Russen seine Gelöbnisse, so daß Perowsky 1854 im Februar angeblich mit 17,000 Mann ihm einen zweiten Besuch vor den Mauern Chiwa's abstattete. Dießmal erkannte der Chan den weißen, d. h. den freien Czaren als seinen Oberherrn an, und daß die Russen Meister des untern Amulaufes geblieben sind, beweist mehr als alles daß man ernstlich in Petersburg an eine künstliche Wasserverbindung des Aral-Sees mit dem kaspischen Meere denkt, indem man den Orus (Amu) in sein altes Bett lenken will, damit er wieder in das kaspische Meer und nicht mehr in den Aral-See mündet. Gleichzeitig mit dem ersten Feldzuge gegen Chiwa war eine russische Heersäule im April 1853 von Orenburg über die Steppe nach dem Aral-See aufgebrochen und hatte am 21 Junius Fort Aralsk erreicht. Sie rückte von dort den Syr aufwärts und eroberte die Stadt Ak Mesdschit, wo sie das Fort Perowsky erbaute. Am 26 December 1853 erschien Jar Chan, der damalige und wahrscheinlich noch gegenwärtige Beherrscher Ferghana's oder Chokands, um den Russen das ihm weggenommene Eigenthum zu entreißen, wurde aber übel zugerichtet wieder heimgeschickt.

Der orientalische Krieg hat das weitere Vorrücken der Russen unterbrochen, allein jetzt wo sie die Steppen einmal durchschritten und festen Fuß an den großen Stromläufen gefaßt haben, werden die asiatischen Eroberungen mit großem Nachdruck fortgesetzt werden. Es ist daher höchst werthvoll für uns, eine Uebersicht über die Geschichte der bedrohten centralasiatischen Reiche, zunächst über Chokand zu gewinnen, die uns durch Weljaminow-Sernow in Ermans Archiv übersetzt geboten wird. Zum Verständniß des folgenden aber bedarf es nur noch der Erinnerung daß alle Staaten Turans von einer zweifachen Bevölkerung bewohnt werden. Die größere Masse der Bevölkerung sind die iranischen Tadschik oder Sarten, ein entartetes und gesunkenes Culturvolk, welches im 16ten Jahrhundert von den usbekischen Raubstämmen unterworfen wurde.

Im Jahr 1840 herrschte in Chokand Muhammed Ali oder Madali Chan, wie das Volk sagt. Seine Mißregierung brütete eine Verschwörung unter dem damals wieder herrschenden Stamm der Sarten aus. Allein da die Empörer nicht ohne fremde Hülfe den Monarchen vom Thron zu stoßen wagten, so wandten sie sich an den Erbfeind des Reiches, den Emir von Buchara Nasr Ullah Bahadur Chan, dessen Porträt wir durch Baron v. Bode besitzen. Der Emir bezweifelte anfangs die Aufrichtigkeit des Antrages und ließ sich zweimal bitten, bis er am 17 April 1842 mit 18,000 Mann in der Nähe der Residenz Chokand sein Lager aufschlug und dem Chan die Bedingungen stellte sich zu unterwerfen, im Kirchengebet seinen (des Emirs) Namen nennen und in Chokand Münzen auf Nasr Ullahs Namen prägen zu lassen, die beiden großen Merkmale der Souveränität nach morgenländischem Staatsrecht. Der überraschte Muhammed Ali floh, sah sich aber auf der Flucht von den Seinigen verlassen, die, von der Verschwörung angesteckt, dem neuen Eroberer nicht nur huldigten, sondern ihm auch ihren alten Gebieter verriethen, der bald nachher hingerichtet wurde. Die Verschwornen fanden jedoch sehr zeitig daß sie den Bösen nur mit einem Schlimmeren vertauscht hatten. Der Emir machte sich seinen neuen Unterthanen zuerst dadurch bekannt daß er seinen Soldaten die Hauptstadt vier Stunden zur Plünderung überließ. Er setzte dann seine Statthalter in die Städte und ergriff 250 Würdenträger, um sie bei seinem Aufbruch als Geiseln in seinen Staat zu schleppen. So geschah es daß drei Monate nach seinem Abzug im Sommer 1842 die Chokanzen gegen den Druck ihrer bucharischen Statthalter sich empörten. Allein auch dießmal vertrauten sie nicht auf ihre eigenen Kräfte, sondern riefen die Kyptschaken-Nomaden von der Steppe zu Hülfe, die unter Anführung Schir Ali's die Truppen des Emirs in Chokand überfielen, sie niedermetzelten und ihr Oberhaupt zum Chan von Chokand ausriefen. Nasr Ullah hatte kaum von diesem Aufstand erfahren so erschien er mit seinen 250 Geiseln und 20,000 Mann im Herbst 1842 vor der Stadt und verlangte ihre Uebergabe. Unter den Geiseln befand sich auch ein geringer Kyptschaken-Häuptling, Musulman oder Muhammed Kuly mit dem Beinamen Tschulak, der Krüppel oder der Lahme, der zu einer hohen Rolle beschieden war. Er überredete den Emir, ihn frei nach der Stadt gehen zu lassen um die Bewohner für die Unterwerfung zu stimmen. Nasr Ullah entließ ihn, allein in Chokand begann der Lahme, untreu seinem Wort, die Einwohner zum höchsten Widerstand zu begeistern und sie zur Verstärkung ihrer Schanzen zu ermuntern. Muhammed Kuly suchte den Emir durch ein absichtlich gefälschtes Schreiben zu beunruhigen, welches er den feindlichen Vorposten in die Hände spielte. Das Schreiben war an imaginäre Verschwörer im Lager Nasr Ullahs gerichtet, welche an ihr Gelöbniß gemahnt wurden den Emir umzubringen. Der Zufall wollte es daß der Brief gleichzeitig aufgefangen wurde als ein Courier aus dem Erbstaat eintraf, welcher die Nachricht brachte daß der Chan von Chiwa siegreich und verwüstend in die Bucharei eingebrochen sey. So wurde Nasr Ullah zum schleunigen Rückzug in seinen Staat genöthigt.

Die Befreier Chokands, die Kyptschaken, belohnten sich jetzt mit den Reichswürden, indem sie alle Sarten aus den Aemtern vertrieben. So keimte denn die Saat neuer Umwälzungen. Auch dießmal kam sie aus dem politischen Wetterwinkel vom Süden. Murad Beg, ein politischer Flüchtling aus der ehemaligen gestürzten Dynastie, erschien von Nasr Ullah mit Truppen unterstützt im Sommer 1845 vor Chokand, und überraschte diese Stadt so vollständig daß es ihm gelang bis zur fürstlichen Burg vorzudringen und Schir Ali zu erschlagen. Sieben Tage herrschte dieser neue König, der den Chokanzen schon dadurch verhaßt wurde daß er sich als Vasall des Emir von Buchara ausrufen ließ. Muhammed Kuly, der Lahme, organisirte den nationalen Widerstand, nahm an der Spitze der streitbaren Kyptschaken den Thronräuber in der Burg gefangen und ließ ihn hinrichten. Hierauf befahl er den Sohn des erschlagenen Schir Ali, den

13jährigen Muhammed Chudajar als Chan von Chokand auszurufen mit dem löblichen Vorsatz, selbst als Vormund des Knaben zu regieren, den er bald darauf zu seinem Schwiegersohn machte.

Fünf Jahre herrschte der Dictator als im Jahr 1851 neue Unruhen reiften, zunächst aus Eifersucht der andern Statthalter vom Kyptschakenstamm. Damals gelang es noch dem Lahmen seine Widersacher, die bereits in Waffen standen, zur Unterwerfung zu nöthigen, allein im Jahr 1852 brach der Groll zwischen dem Reichsverweser und dem Präfecten von Taschkend Nar Muhammed in offene Feindseligkeiten aus. Der Lahme belagerte im März jenes Jahres Taschkend; da er aber zum Rückzug sich genöthigt sah, so wuchs die Zahl seiner Widersacher. Im Junius wurde zwar der Heereszug gegen Taschkend erneuert, allein die Belagerung wollte auch dießmal nicht gedeihen. Endlich stellte sich der Reichsverweser und die mißvergnügten Würdenträger zur Feldschlacht auf. Allein ehe es zum Treffen kam, gieng der junge Chan, welcher des Vormundes und Schwiegervaters längst überdrüßig war, mit seinem Gefolge aus dem Lager des Reichsverwesers zu der Opposition über, und dieser Schritt versetzte die Truppen des Reichsverwesers in Flucht, der bei den schwarzen Kirgisen (Buruten) ein Asyl zu suchen gezwungen war. Die Staatsumwälzung war von den Kyptschaken-Würdenträgern ausgegangen, die aber sämmtlich so unfähig sich bewiesen daß zwei Monate nach ihrem Siege eine populäre Verschwörung ausbrach, die mit dem Sturz der Kyptschaken und der grausamen Hinrichtung aller derer endigte welche sich nicht durch die Flucht retteten. Auch der ehemalige Befreier des Landes Muhammed Kuly gerieth im Anfang des Jahres 1853 in Gefangenschaft und wurde, nach Chokand abgeführt, dort mit großem Geräusch enthauptet. Im April erschienen die Russen!

Was sich aus diesen historischen Notizen ergibt, ist sehr leicht zu fassen. Die letzte Revolution, die mit einer Vertilgung der Kyptschaken endigte, brachte die Sarten wieder zu Amt und Würden. Dieses verderbte Volk ist offenbar nicht fähig seine eigene Unabhängigkeit gegen so streitsüchtige Fürsten, wie der Emir von Buchara war, zu behaupten. Es conspirirt gegen die eigene Dynastie, ruft den Erbfeind ins Land und kann ihn nicht anders wieder los werden als durch die Hülfe von Steppenhirten. Diese werden ihm zuletzt lästig, und es beginnt eine systematische Schlächterei. Die Streitkräfte, welche bei diesen Feldzügen figuriren, werden auf etwa 20,000 Mann asiatischer Soldatenbanden angegeben, die fünf Bataillone europäischer Truppen mit Leichtigkeit auseinander jagen würden. An der Schwelle oder vielmehr über der Schwelle dieses Reiches haben die Russen die Festung Perowsky erbaut. An den Wällen vorüber fließt einer der zwei größten Ströme Turans, der bereits bis zu jenem Punkt mit Dampfschiffen befahren wurde. Wenige Märsche stromaufwärts, und die Russen stehen vor den volkreichen Städten des gesegneten und vielgepriesenen Ferghana's vor Taschkend, vor Chokand. Kann es ihnen bei den anarchischen Zuständen und bei der Empörungslust der Sarten noch lange an einem schicklichen Vorwand und an einer Partei im Lande selbst fehlen?

Romänische Märchen und Sagen aus Siebenbürgen.

[Deutsch von Franz Obert.]

31. Von der Kaisertochter, die einen Mann haben wollte.

Ein mächtiger Kaiser hatte einen Sohn und eine Tochter, die überaus schön war. Wenn sie lachte, so schien die Sonne; wenn sie weinte, so regnete es; wenn sie hustete, so erhob sich ein Sturmwind; und wenn sie sich kämmte, fiel von einer Seite ihres Hauptes Gold, von der andern Silber. Der Sohn aber war häßlich anzuschauen und unfähig des Vaters Nachfolger zu werden. Da sprach eines Tages die Schwester zu ihm: „Ziehe aus und suche mir einen Mann, der nach des Vaters Tod über das Reich herrschen möge, du bist es nicht im Stande." Der Bruder, der ein gutes Herz hatte, machte sich auf den Weg und gieng zu einem benachbarten König, der einen schönen und tapfern Sohn besaß. Diesem trug er die Schwester zur Frau an und schilderte sie der Wahrheit gemäß, also daß der Königssohn nach ihr Verlangen trug und sogleich Befehl gab die Prinzessin zu holen. Der Kaisersohn aber mußte zurückbleiben, und sollte, wenn sich die Wahrheit seiner Worte nicht bestätige, mit dem Tod bestraft werden. Die Diener des Königssohnes holten die Prinzessin ab, die ihnen gerne folgte. Unterwegs übernachteten sie in einem Dorf, wo viele Zigeuner wohnten. Die Kaisertochter schlief abseits in einer Kammer, mutterseelen allein, während die Diener in der Wirthsstube aßen und tranken. Gegen Mitternacht stieg eine Zigeunerin durch das Fenster in die Kammer, knebelte die Kaisertochter, stach ihr die Augen aus und schleppte sie hinter das Dorf in einen Graben. In das Bett aber legte sie ihre eigene Tochter; die zog am Morgen die Kleider der Prinzessin an, steckte die Ringe, die auf dem Tisch lagen, an ihre Finger und hieng das goldene Kreuzlein, welches sie bei den Ringen fand, um ihren Hals. Als nun die Knechte wach wurden, kamen sie in die Kammer, hoben die Zigeunerin in den Wagen und fuhren nach der Stadt. Daselbst sollte sie nun beweisen daß der Kaisersohn Wahrheit geredet, mußte lachen, aber die Sonne schien nicht, mußte weinen, aber es regnete nicht, mußte husten, aber es erhob sich kein Sturm, mußte sich kämmen, aber es fielen nur Läuse von ihrem Haupt. Da wurde der Kaisersohn in einen tiefen Kerker geworfen, bis ihm das Todesurtheil gesprochen wurde. Mittlerweile aber kam ein Löffelzigeuner an dem Graben vorbei, in welchem die Prinzessin lag. Der zog sie heraus und nahm sie zu sich. Daselbst kämmte sich die Prinzessin, bis so viel Gold und Silber von ihrem Haupt fiel daß der Zigeuner kein leeres Gefäß mehr im Hause hatte. Dann schickte sie ihn mit einem Klumpen Goldes nach dem Dorf, ihr ein paar Menschenaugen zu kaufen. Die alte Zigeunerin war sogleich bei der Hand und verkaufte ihm die Augen, die sie der Prinzessin ausgestochen hatte für die Hälfte des Goldes; die andere Hälfte behielt er für sich, kam zurück und übergab der Prinzessin die Augen. Die beschenkte ihn mit all dem übrigen Golde und eilte, da sie nun ihr Gesicht wieder hatte, nach der Stadt. Es war eben Nacht, als sie vor dem Königspalast anlangte und zu husten begann. Sogleich erhob sich ein so heftiger Sturm daß der Palast bebte und die Bewohner der Stadt wach wurden. Zitternd ließ der König den Kaisersohn aus dem Gefängniß holen und fragte ihn, ob er wisse wo seine Schwester sey und ob sie den Sturm veranlaßt habe. Der Kaisersohn gab zur Antwort: „Wohl hörte ich meine Schwester husten, aber gesehen habe ich sie nicht." In diesem Augenblick trat die Kaisertochter ein und rief: „Hier bin

ich und will mit Sturm die Stadt zerstören, weil ihr meinen Bruder mißhandeltet!" König und Königin sanken vor ihr nieder, auch der Königssohn eilte herbei sie zu besänftigen. Und es gelang ihm auch; denn er gefiel ihr so wohl daß sie seine Frau wurde. Die Zigeunerin aber wurde sammt ihrer Mutter an den Schweif eines Pferdes gebunden und geschleift.

32. Der Verschwender.

Ein reicher Kaufmann hatte nur einen Sohn, dem er täglich sehr viel Geld schenkte. Der Sohn aber verpraßte es und reichte nie damit aus, sondern machte obendrein noch Schulden. Darob gerieth der Vater eines Tages in Zorn, gab dem Sohn zwei Groschen und jagte ihn aus dem Hause. Da wußte sich nun der Jüngling nicht zu helfen; denn arbeiten hatte er nicht gelernt. Endlich fiel ihm ein zu seines Vaters Bruder zu gehen, der weit weg in einem Dorf als Pfarrer lebte. Dieser nahm ihn, weil er keine Kinder hatte, freundlich auf, behielt ihn bei sich und ließ es ihm an nichts fehlen. Dem Jüngling gefiel dieß wohl; er fuhr oder ritt täglich auf die Jagd und kümmerte sich um niemand. Eines Tages gerieth er in einen tiefen Wald, wo er noch nie gewesen, und hielt daselbst unter einer Eiche Mittagsruhe, in deren Nähe ein Brunnen war. Dahin kamen zwei Tauben geflogen, verwandelten sich in einen Jüngling und in eine Jungfrau, und badeten im Brunnen. Die Jungfrau war überaus schön und trug eine goldene Krone auf ihrem Haupt. Als sie gebadet hatten, verwandelten sie sich wieder in zwei Tauben und flogen davon. Daheim erzählte der Jüngling dem Pfarrer was er gesehen, und setzte hinzu: „Die Jungfrau muß meine Frau werden, noch ehe drei Tage vergehen!" „Viele haben diesen Wunsch gehabt," antwortete der Pfarrer, „aber keinem wurde sie zu Theil, darum mache dir keine Hoffnung." Der Jüngling ließ sich durch diese Worte nicht abschrecken, sondern gieng andern Morgens zum Brunnen, grub ein tiefes Loch neben denselben, warf Reisig darüber und schlüpfte hinein. Zur Mittagszeit kamen die Tauben wieder, verwandelten sich in einen Jüngling und in eine Jungfrau, und badeten im Brunnen. Er aber zog leise, daß sie's nicht merkte, die Kleider der Jungfrau in sein Versteck zusammt der Krone, die oben darauf lag. Als sie nun gebadet hatten und herausstiegen, vermißte die Jungfrau Kleider und Krone, und weinte bitterlich, die andere Taube aber flog davon. Da kroch der Jüngling hervor, bat die Jungfrau ihn zu lieben wie er sie liebe, und seine Frau zu werden. Sie aber wollte nicht einwilligen, wie er auch bat, mußte ihm aber zuletzt doch folgen. Der Pfarrer erstaunte als er die wunderschöne Jungfrau erblickte, und traute sie dem Jüngling an, ob sie gleich nicht einwilligte. Der Jüngling aber hob ihre Krone in einem Schranke auf, den niemand öffnen konnte als er selbst, denn er wußte daß sie ihn verlassen werde, sobald die Krone in ihre Gewalt käme. Als sie ihm aber nach Jahr und Tag ein Knäblein gebar, und nach abermals einem Jahr ein Töchterlein, öffnete er den Schrank und verschloß ihn auch nicht wieder. Eines Tages merkte dieß die Frau als der Mann abwesend war, setzte die Krone auf, verwandelte sich in eine Taube und flog von dannen. Und niemand hat seit der Zeit etwas von ihr gehört.

Chinesische Diebe.

(Aus Fortune's Residence in China.)

Gegen 2 Uhr Morgens wurde ich, erzählt Hr. Fortune, durch den lauten Schrei eines meiner Diener aus dem Schlaf aufgeweckt, und muthmaßte sogleich einen Besuch von Dieben, denn ich hatte denselben Ton früher oft gehört. Wie bei dem Geschrei das man zur See vernimmt wenn ein Mann über Bord gefallen, so kann man sich auch bei diesem Allarm, wenn man ihn einmal gehört, nie täuschen. Ehe mir noch Zeit blieb zu fragen was geschehen sey, stürzten sich einer meiner Diener und zwei der Bootsleute in den Canal und verfolgten die Diebe. In der Meinung, wir hätten bloß einige Kochgeräthschaften oder sonstige nicht sehr werthvolle auf der Außenseite des Boots gelegene Gegenstände verloren, kümmerte ich mich nicht viel um die Sache, und fühlte große Lust mich wieder zum Schlafe niederzulegen. Allein mein Diener, der fast augenblicklich bei mir eintrat, rüttelte mich sehr unsanft aus dieser Schlummerlust auf. „Ich fürchte, sagte er beim Oeffnen meiner Thüre, die Diebe sind innerhalb des Boots gewesen, und haben einen Theil Ihres Eigenthums mit fortgenommen." „Unmögiich," entgegnete ich; „sie können nicht hier gewesen seyn." „Aber sehen Sie doch," erwiederte er, „ein Theil der Seite Ihres Boots unter dem Fenster ist ausgehoben worden." Indem ich mich nach dem von meinem Diener angedeuteten Platz wandte, konnte ich, obgleich es stockfinster war, sehen daß sich dort in der Seite des Boots, nicht mehr als drei Fuß von der Stelle wo mein Kopf gelegen, eine große Oeffnung befinde. Zu meiner Rechten und gerade unter dem Fenster pflegte die Truhe zu stehen in der ich gewöhnlich meine Papiere, mein Geld und andere Werthschaften aufbewahrte. Auf den ersten Verdacht hin daß ich das Opfer des Diebstahls sey, streckte ich im Dunkeln meine Hand aus, um zu fühlen ob die Truhe unversehrt sey. Anstatt daß meine Hand auf den Deckel derselben auffiel, gerieth ich damit auf den Boden des Boots, und nun erkannte ich daß die Truhe weg war. In demselben Augenblick kam mein Diener Tung-a mit einem Licht herein, und bestätigte was ich so eben im Dunkeln wahrgenommen. Die Diebe hatten ihre Sache gut gemacht — das Boot war leer. Meine Baarschaft, die sich auf mehr als hundert Schanghai-Dollars belief, meine Notizenhefte und andere Papiere — alles, alles war fort. Die Schurken hatten mir nicht einmal die Kleider gelassen welche ich ausgezogen als ich zu Bette gieng. Allein es war keine Zeit zu verlieren, und so sprang ich denn, um allem aufzubieten der Diebe habhaft zu werden oder wenigstens einen Theil meines Eigenthums zurückzubekommen, in den Canal, und schlug die Richtung nach dem Ufer ein. Die Fluth war aber unterdessen eingetreten, und statt nur etwa zwei Fuß Wasser zu finden — die Tiefe als wir zu Bette giengen — sank ich jetzt bis an den Hals ein, und fand die Strömung sehr reißend. Einige kräftige Bewegungen mit meinen Armen brachten mich indeß bald in das seichte Wasser und ans Ufer. Hier sah ich die Bootsleute wie toll hin und herlaufen, und mit einer Laterne die Gebüsche und die Indigofässer an den Ufern des Canals untersuchen; alles aber was sie fanden, bestand in einigen wenigen Manilla-Cigarren, welche die Diebe in ihrer Hast augenscheinlich hatten fallen lassen. Ein Nachtwächter mit seiner Laterne und zwei oder drei nächtliche Strolche, die den von uns gemachten Lärm hörten, kamen herbei, und fragten was es gebe. Auf die an sie gestellte Frage aber

ob sie irgendetwas von den Dieben gesehen, schüttelten sie ihre Köpfe, und sagten sie wüßten von nichts. Die Nacht war stockfinster, rings herum herrschte vollkommene Stille, und mit Ausnahme der paar eben erwähnten Nachtschwärmer schien die ganze Stadt in tiefen Schlaf versunken zu seyn. Wir waren daher vollkommen hülflos, und konnten nichts weiter thun. Ich kehrte in unbehaglicher Stimmung in mein Boot zurück. Von Nässe triefend, legte ich mich auf mein Lager nieder, die Lust zum Schlafe aber war mir vergangen. Der Verlust so vielen Geldes war mir zwar sehr empfindlich, doch machte mir diese Angelegenheit den mindesten Kummer. Der Verlust meiner Notizenhefte, Tagebücher, Zeichnungen und zahlreichen Memoranden, die ich während einer dreijährigen Reise gemacht, und die mir nicht wieder ersetzt werden konnten, war von weit größerer Bedeutung. Ich versuchte mit stoischer Ruhe die Sache zu überdenken, mir einzureden daß, da das Geschehene nun einmal nicht geändert werden könne, es unnütz sey mich darüber zu grämen; in einigen Jahren werde es weder für mich selbst noch für sonst jemand viel zu bedeuten haben ob ich beraubt worden oder nicht; doch all dieß Räsonniren wollte nichts helfen.

Und wahrlich, Hr. Fortune hätte, ohne Geld und ohne Kleider wie er war, und nur im Besitz des einzigen Hemdes das er auf dem Leibe trug, und welches so naß war wie das Wasser des Canals, mehr als ein Philosoph seyn müssen, wenn er sich seine Lage nicht einigermaßen zu Herzen genommen, und wenn er gemächlich der weitern Nachtruhe gepflogen hätte als wäre nichts geschehen. Allein oft kommen den Menschen die Umstände zu Hülfe wenn sie selber keinen Ausgang mehr sehen, und Hr. Fortune wurde aus dem schlimmsten Theil seiner Sorgen auf eine Weise befreit die eben so plötzlich kam, und ihn eben so überraschte wie die Räuberei selbst. Nachdem er etwa eine Stunde lang dagelegen und über seine traurige Lage gebrütet hatte, hörte man den Ufern des Canals Fußtritte nähern. „Wir waren ganz Aufmerksamkeit (erzählt Fortune weiter), und als wir zwei Gestalten gerade neben unserm Boot Halt machen sahen, stieg unsere Aufregung auf den höchsten Gipfel. „Lauda, Lauda!" — ein Wort das man stets an den Capitän des Boots richtet — rief eine derselben. Meine Leute sprangen augenblicklich auf, und fragten was der Besuch zu bedeuten habe. „Lauda," sagte dieselbe Stimme mit größter Kaltblütigkeit, und als ob es sich um ein ganz gewöhnliches Geschäft handle, „komm herüber, und nimm des weißen Teufels Truhen und Kleider in Empfang." Als meine Leute die gegenüber liegende Seite des Canals erreichten, waren die Diebe verschwunden, hatten aber meine Kisten am Ufer gelassen. Die Dollars waren alle fort, alles andere in der Truhe aber hatte man, obgleich es augenscheinliche Merkmale an sich trug daß die Diebe es einer Untersuchung unterzogen, sorgfältig zusammengepackt. Meine Notizenhefte, Bücher, Journale und alles andere für mich Werthvolle befand sich wieder in meinen Händen. Viele Dinge, z. B. Messer, Pinsel ꝛc., welche die Chinesen sehr hoch schätzen, waren unberührt geblieben und selbst das Vorhängschloß der Truhe hatte man sorgfältig hineingelegt. Derselbe Fall war es mit meinen Kleidern. Oberröcke, Westen, Beinkleider und selbst die Halsbinde, welche ich, als ich zu Bette gieng, auf den Tisch geworfen hatte — alles war wieder zurückgebracht worden, nur die Dollars nicht. Welch ein außerordentliches Volk sind doch die Chinesen, und wie schwer sind sie zu verstehen! Die Diebe keines andern Volks würden auf den Gedanken verfallen seyn das ihnen Unnütze zurückzubringen; was sie sich von der Beute nicht aneignen, vernichten sie oder werfen sie weg. Die chinesischen Diebe sind viel civilisirter; sie geben zurück was für sie keinen Werth hat."

Der Asphalt-See in Trinidad.

(Von Dr. Karl Rohrbach.)

(Schluß.)

Was mich zunächst interessirte, war die Frage ob das flüssige Medium, das diese schwarzen Schollen trug, Wasser oder Asphalt sey. Aus der nächsten Pflanzengruppe mußte ein Bambus so gut seyn sich den Einschnitten des Waidmessers zu neigen, und nachdem die Aeste und Zweige beseitigt waren, senkte er sich fast mit seiner ganzen Länge von 11′ in die nächste Wasserrinne ein, so daß nur 1½′ herausstanden, an einer andern Stelle fanden sich 7′ Tiefe, wieder an einer andern fast 12′. Die Temperatur des Wassers war nur 24° R. in der Tiefe, an der Oberfläche etwas höher, wozu wohl die erhitzten Asphaltmassen beigetragen haben mochten. Die Luft hatte — was mich nicht wenig wunderte — 29° R. bei 4′ Entfernung vom Boden, solange der Schatten der Büsche oder des Körpers das Thermometer deckte — es war Mittags 12 Uhr — aber die Lungen athmeten viel heißere Luft. Es war als tränke man heiße Dämpfe, die von kochendem Wasser aufsteigen. An Schatten war nicht zu denken, und die Ausstrahlung des schwarzen Bodens war mehr als drückend. Das Wasser war also kühler als die Luft, und hatte noch die Temperatur des Morgens, wo die Luft in der Stadt nämlich nur 22° R. gezeigt hatte. Je weiter ich mich aber von dem Rande des Kreises entfernte, desto schwankender wurde meine Grundlage, und eine ganz neue Erfahrung machte ich, als ich, um einige Notizen zu machen, stillstand, und da ich wieder fort wollte, mich nicht mehr bewegen konnte, denn meine Schuhsohlen hatten eine so innige Verbindung mit dem Boden eingegangen daß erst eine außergewöhnliche Kraftanstrengung nöthig war sie wieder zu befreien. Das gelang endlich, und machte mich aber nun vorsichtig nicht mehr fest aufzutreten oder lange an einem Platz zu stehen. Der Asphalt war nur an der Oberfläche hart, schon bei einem Zoll Tiefe, und oft sogar schon bei einigen Linien, war er zähe und weich.

Hier und dort entdeckte ich kleine Erhöhungen auf der Oberfläche, wie riesige Blasen, die beim Kochen sich bilden. Sie waren von verschiedener Größe; einige nur ½′ Durchmesser, andere 3—4′, und erschienen fast wie kleine Vulcane. Ein Stoß mit der Bambusstange zersplitterte gewöhnlich den Mantel, besonders an der Spitze leicht und im Innern fand sich bald heißes Wasser, bald Asche, bald flüssiger Asphalt. Wenn ich auf die unteren Theile einer solchen Blase langsam auftrat mit beiden Füßen, so flossen oben bei zunehmendem Druck die genannten Stoffe einzeln, oder auch vermischt heraus, am meisten flüssiger Asphalt.

Die wiederholten Untersuchungen des Grundes mittelst der Stange lehrten mich daß derselbe am Rande des Sees aus Thon,

in einiger Entfernung davon überall aus Asphalt bestand: tiefer nach der Mitte des Sees hin reichte die Stange gar nicht mehr aus ihn zu berühren, oder traf sie ihn, was dann schon oft bei 3—4′ geschah, so bestand er aus flüssigem Asphalt. In diesen konnte ich die Stange noch oft 5—6′ hinabdrücken, ohne festen Boden zu finden." Zudem wurden nun die Schollen zwar größer, aber sehr weich, so daß mir jetzt die Warnung der Creolen einfiel, ich müsse darin versinken. Ich sah mich um nach ihnen, sie waren längst gegangen, fortgetrieben, wie ich nachher erfuhr, von der Hitze. Die Wasserspalten dagegen wurden auch größer und zu wirklichen Bächen von 7—8′ Breite, die ich nicht mehr überspringen konnte oder durfte, wegen der Unsicherheit des jenseitigen Ufers. Die schwimmenden Massen waren so weich daß der Fuß auch bei dem leisesten Auftreten eine vollkommene Spur oder Tapfe hineindrückte, die sich wieder auszugleichen bestrebte, sobald er sich hob, aber deren Ränder sichtbar blieben. Wo ich auch mit der Spitze des Stocks hineinstieß, da quoll gleich der flüssige Asphalt heraus, und lehrte mich daß die harte Oberfläche hier sehr gefährlich dünn war. Ein Schnitt mit dem Messer zeigte 5—6‴ völlig harter Masse; ich trat daher vorsichtig wie in der Sandwüste und im Alpenschnee auf, nämlich immer mit der ganzen Fußsohle zugleich. Wäre irgendein Theil derselben früher an den Boden gelangt, so wäre er sicher eingesunken, hier in die warme flüssige Masse, wie dort in die Kieselkörner der Sahara oder in die Eiskrystalle der Alpenberge. Zudem war das Wasser hier wärmer als zuvor, der Boden aber unerträglich heiß. Nur wunderte es mich daß auch hier trotz der höhern Temperatur sich noch zahlreiche kleine Fische in dem Wasser vorfanden, die äußerst beweglich hin- und herschossen, sich in der Tiefe bargen, oft als kröchen sie unter den Schollen, dann wieder emporschossen und sich aus dem Wasser springend aufschnellten.

Die Pflanzengruppen waren nur noch äußerst selten, und indem ich mich umsah nach allen Seiten, schien es mir als höben sich die Ränder des schwarzen Kreises mehr und mehr, oder als senkte sich die Mitte des Sees. Mochte dieß nun eine Minute lang wirklich auch nur mit der einen Insel, die ich eben inne hatte, der Fall seyn — eine bloße Augentäuschung war es nicht, wie mir durch zwei in großer Entfernung hintereinander stehende Baumgruppen deutlich wurde. Es schien nämlich die vordere, welche am Seerand stand, sich zu heben gegen die hintere, welche außerhalb des Sees wuchs. Das machte mich stutzig, und hatte neben allen übrigen Annehmlichkeiten, die ich schon erwähnte, als heiße Luft, weicher klebriger Fußboden, Sonnenbrand 2c. — den Erfolg daß ich an den Rückweg dachte. Ich richtete meinen Schritt der Lücke zu, die ich nach dem Stand der Sonne bald in dem Rand des Sees wieder auffand — aber der Rückzug war nicht so schnell bewerkstelligt als es schien. Gar oft stand ich an größeren Becken oder Bächen, und konnte nicht weiter, mußte also umherspähen ob nicht zur Seite rechts oder links eine schmalere Stelle sich fände, und um an diese zu gelangen, erst einen langen Rückweg suchen, und auf Umschweifen jene Stelle erreichen. Um 100′ näher an den Rand zu kommen, mußte ich gewöhnlich 250′ durchschreiten wegen des öfteren Hin und Her. Es war ein Rennen mit Hindernissen! Als ich mich so nach und nach wieder dem Umkreise näher und auf festeren Asphalt-Inseln sah, nahm ich mir die Zeit die nöthigen Notizen zu machen, prüfte auch den Geschmack des Wassers, und fand es rein und wohlschmeckend. Es war Regenwasser, das noch übrig war von der nassen Jahrszeit, und, wie ich durch Erkundigungen später erfuhr, sich von Tag zu Tag verminderte. Ich war eben dabei mir von dieser freilich gar nicht malerischen Gegend auch eine Bleistiftskizze zu entwerfen, als plötzlich die Sonne verschwand und drei Minuten nachher ein gehöriger Schauer mich erinnerte daß die nasse Jahrszeit erst seit vier Wochen vorüber sey. Es dauerte fünf Minuten und war mir sogar angenehm, denn er gab ebenso lange Schatten.

Indessen ich zeichnete, drängten sich noch allerlei Fragen auf über die Naturerscheinung, die ich eben vor mir hatte. Woher das Wasser stammte, darüber war ich klar. Aber wie war die Dammerde, welche den Pflanzengruppen Nahrung gab, auf den Asphalt gekommen, da ich doch mit der Annäherung an die Mitte des Sees immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen war daß ich es hier nicht mit einer fertigen, abgeschlossenen Erscheinung, sondern mit einer bewegten, veränderlichen zu thun hatte. Diese Ansicht bestätigte sich durch einen späteren Besuch, wo ich den See an derselben Stelle betrat, und am Rande zwar alles unverändert wieder fand, sogar das wundervolle Plätzchen an einem Palmengebüsch, von wo ich den See skizzirt hatte; ich erkannte die einzelnen Pflanzen wieder — aber — und darin wurde mir meine Zeichnung sehr nützlich — gegen die Mitte hin hatte sich vieles verändert. Einige Gruppen von Buschwerk waren verschwunden, an ihrer Stelle waren Wasserpfützen oder Asphaltflächen. Einige der kleinen Seen waren verwandelt in Inseln und anderswo die schmalen Rinnen erweitert zu Bächen oder Seen. Im ganzen war die Wassermenge kaum vermindert trotz der heißen Tage. Mochten dazu die immer noch zuweilen vorüberziehenden Schauer und der in Trinidad sehr reichliche Thau der Nacht das ihrige beigetragen haben. Ich hatte es also entschieden mit einem thätigen Abzugsrohr des Erd-Innern zu thun, das fühlte ich auch schon bei dem ersten Besuch, indessen ich zeichnete. Woher nun die Dammerde? Es mußte dieselbe durch das Wasser vom Seerande dahingetragen worden seyn, und wenn dieß geschehen sollte, mußte der See früher oder von Zeit zu Zeit aufs neue vom Wasser überdeckt gewesen seyn, wenigstens so weit die Pflanzen reichten. Wenn aber das Wasser so weit gegangen war, warum nicht noch leichter bis zur Mitte hin, die, wie ich nun deutlich sah, wirklich tiefer lag als der Rand, so daß der ganze Asphalt-See eine weite sehr flache Schüssel bildete?

Doch schon ehe meine Zeichnung fertig war, hatte ich alle diese stillen Fragen ebenso beantwortet, und wurde durch spätere Auskunft von andern völlig darin bestätigt. Ich erfuhr nämlich daß im September und October, d. h. in der Mitte der Regenzeit, der See überall mit Wasser bedeckt sey, und dann ganz überschritten werden könne von solchen, die sich vor nassen Füßen oder vor einer Promenade in einige Zoll tiefem Wasser nicht scheuen. Der Asphalt ist dann überall so hart daß man ihn dreist betreten kann. Nur muß man wegen der Risse und Rinnen vorsichtiger seyn, weil sie nicht so deutlich hervortreten. Dieses Wasser verdampft auf der heißen Mitte am schnellsten, strömt aber von den Rändern hin zum Ersatz, bis endlich im Anfang Januar der größere Theil des Sees trocken ist. Zu dieser Zeit kann man binnen 14 Tagen auch noch trocknen Fußes bis zur Mitte gelangen, oder den See überschreiten. Dann aber vom Ende des Januar bis zum Junius und Julius ist dieß unmöglich, da er von Woche zu Woche von dem Centrum aus in immer größeren Kreisen flüssig wird, deren Radius zuletzt fast gleich dem halben der ganzen Asphaltfläche wird. Aller Pflanzenwuchs, der sich in den sechs Regenmonaten auf diesem beweglichen Mittelstück der Scheibe gebildet hat, verschwindet in der brodelnden Masse und nur der am Rande ist sicher vor ihr.

Nach allen diesen Momenten, indem ich sie mit einander vereinigte und verglich, gewann ich von dem See und seinem Wesen folgende Ueberzeugung: Er gleicht einem ungeheuren Schirmpilz, dessen schwarzer Stiel oder Schaft im Innern der Erde beginnt, und dessen gleichfarbiger Hut oder Schirm, concav gegen oben gekrümmt, wie bei sehr großer Reife, in einem gelben Thonbecken gebettet liegt und dasselbe ausfüllt. Die durch den flüssigen Schaft stets neu aufquellenden Stoffe verändern sein Aussehen sehr oft, besonders in der Mitte, und sorgen dafür daß das Becken, troß der jährlich in großen Mengen entführten Vorräthe, doch nicht abnimmt.

Der Asphalt des Sees ist die große horizontale schwarze Rauchwolke, freilich von sehr consistenter Art, welche aus dem weiten Schlot der Mitte ununterbrochen hervorquillt und denselben kreisförmig umlagert, wie den Vesuv seine berühmte Pinien-Wolke.

Zwei Erzählungen der Einwohner von Trinidad, davon die eine jedenfalls irrig ist, beweisen aber nichtsdestoweniger daß sie eine richtige Vorstellung von dem See haben. Einmal nämlich behaupten sie, der Boden des Sees sey gegen die Mitte hin unendlich oder unerforschlich tief, und das anderemal sagen sie, es seyen Pfähle, die man als Marken oder Zeichen an verschiedenen Stellen hier eingesteckt habe, verschwunden, und nach einiger Zeit bei Naparima (also nördlich vom See; es befindet sich dort der schon oben erwähnte asphaltauswerfende Schlund am Strande) wieder zum Vorschein gekommen. So fabelhaft dieß klingt, so beweist es doch daß die Eingebornen diesen Asphalt-See mit jenem Quell bei Naparima, einige Stunden nördlich, in unterirdische Verbindung denken, was ohne Zweifel richtig ist. Jener erscheint nur als ein kleines seitliches Abzugsrohr dieses Hauptschornsteins.

Der Seegrund besteht in der Mitte aus flüssigem Asphalt — doch der See hat also keinen Grund, sondern der Boden senkt sich trichterförmig tiefer und tiefer. Am Rande dagegen und bis ungefähr halb gegen den Mittelpunkt des Sees findet sich die Asphaltlage nur 4, 6, 10—14′ tief, und ruht auf gelbem Thon. In der nassen Jahrszeit schwimmen die vielfach zerklüfteten Massen hier auf dem Wasser, das sie von dem Thon abhebt; gegen die Mitte hin ruhen sie auf flüssigem Asphalt. Am Rande des Sees sind die Schollen erhärtet, oft durch und durch, und sind sie flüssig, so sind sie es nur in der trocknen Jahrszeit und zwar an der Oberfläche durch die senkrechten Strahlen der Sonne. Diese Auflösung geht oft bis zu einer Tiefe von 1—1¼ Zoll. Die übrige Masse bleibt hart. In der Mitte des Sees ist's dagegen umgekehrt. Hier ist in der nassen Jahrszeit gerade die Oberfläche erstarrt, und die tiefern Schichten bleiben flüssig; in der heißen dagegen lösen sich, da die Abkühlung durch das Wasser von außen aufhört, die Massen von unten her wieder langsam auf und von oben arbeitet die Sonne ihnen in die Hand. Dieß geschieht im Januar und Februar, so daß Anfang März die Mitte des Sees völlig unzugänglich ist; auch der Rand ist dann nicht mehr leicht zu beschreiten, weil man überall mit den Sohlen in Gefahr ist, kleben zu bleiben; April, Mai und Junius ist der ganze See unzugänglich, so weit der Boden nicht mit ununterbrochenem Pflanzenwuchs bedeckt ist, was nur am äußersten Rande vorkommt.

Die Entnehmung des Asphalts geschieht daher während der Regenzeit und gleich nach derselben, weil er da in Stücken ausgebrochen und fortgeschafft werden kann, und dieß Verfahren leichter ist als die flüssige Masse fortzuführen. Denn zu einer vollständigen Flüssigkeit, so daß er in Gefäßen zu schöpfen und zu transportiren wäre, kommt er an der Oberfläche doch nie, sondern bleibt mehr oder weniger zähe in einem sehr schwer zu behandelnden Zustande. Dieß ist selbst in der heißesten Jahrszeit der Fall. Könnte man in dieser die Mitte des Sees erreichen, dann hätte man vielleicht Gelegenheit, den Asphalt flüssig zu gewinnen.

Man hat vor vielen Jahren den Versuch gemacht, erfuhr ich auf meine betreffende Frage, den hier gewonnenen Asphalt nach England einzuführen. Das Unternehmen hat aber keinen guten Erfolg gehabt. Gewinnungs- und Verschiffungskosten rc. haben den Preis desselben in London so hoch gestellt daß der vom Continent Europa's dort hingebrachte billiger gewesen seyn soll. Seitdem hat man keinen wieder ausgeführt.

Dagegen hat ein Deutscher (wenigstens dem Namen und seiner eignen Aussage nach) dort dicht am See eine Fabrik gegründet, die seit einer Reihe von Jahren gut fortkommt. Es ist das oben erwähnte Haus, das ich bei meiner Rückkehr vom See besuchte und sammt seinen Einrichtungen genau in Augenschein nahm. Er gewinnt nämlich aus dem Asphalt ein Oel, das einen vorzüglichen Brennstoff liefert und dem jetzt bei uns so oft gebrauchten Photogen oder Steinkohlenöl zur Seite zu stellen ist. Dieß wird mit leichter Mühe gewonnen; das Material liegt vor der Thür und ersetzt sich von selbst wieder, und die See ist fünf Minuten entfernt, wo der Kauffahrer die Ladung aufnehmen kann. Das einzige woran es oft mangelt, sind die Arbeiter. Daran ist in Trinidad nirgends Ueberfluß, und die Engländer führen daher Kulis und Chinesen ein, doch immer ist dem Bedürfniß noch lange nicht genügt.

Für den Fabrikbesitzer am Asphalt-See aber kommt noch ein Umstand hinzu, der ihn hindert. Die Neger scheuen von vornherein jede Arbeit, am meisten aber eine ungewohnte. Nun sind sie wohl an den Anbau von Zucker, Cacao, Kaffee und Baumwolle in Trinidad gewöhnt, nicht aber an Asphaltkocherei — und daher scheuen sie sich dort Dienste zu nehmen.

Bei der Rückkehr zum Strande, auf welcher ich jene Oelfabrik besuchte, machte ich noch eine neue Bemerkung, die für das Wesen des Sees wichtig ist. Ich fand nämlich daß der Weg dahin viel kürzer seyn könnte, wenn er durch das Gehölz durchgebrochen würde. Der Pfad lief nämlich um den See herum, außerhalb des mit Pflanzen bekränzten Randes, und führte eine lange Strecke an diesem hin, so daß ich auf dem Rückweg rechts das Dickicht, und links das Meer nicht allzufern hatte. Daraus ergab sich daß der Westrand des Asphalt-Sees dicht ans Meer stoßen mußte, und als ich, um darüber ins Klare zu kommen, meine Beobachtungen vermehrte, fand ich daß der ganze Asphalt-See auf einer Landzunge lag, und dieselbe so vollständig einnahm daß, wenn man an seinem Ostrande einen Schnitt durch das Land machte, oder einen Graben anlegte, dieser eine kreisförmige Asphalt-Insel vom Lande abgetrennt hätte. Ich suchte ob sich nicht etwa eine natürliche Senkung vorfände, konnte aber nichts der Art entdecken, da das Terrain, wenigstens zu jener Zeit, Januar und Februar, sehr sumpfig und dicht mit 8—10′ hohem Schilf und Gestrüpp bewachsen war. Nur so viel konnte ich ermitteln daß der Rand des Thonbeckens, in welchem der See ruht, an seiner höchsten Stelle etwa 25—40′ über dem Meer erhoben ist, die Asphaltfläche selbst aber etwas tiefer liegt, nämlich nur 30′, und gegen die Mitte hin sich, wie schon oben bemerkt, noch ein wenig senkt, doch nicht über 3—4′. Der Asphalt füllt also das Becken nicht vollkommen bis zum Rande aus. (Die von Hrn. Montgomery Martin angegebene Höhe des See-Niveau's, 80′ über dem Meer,

ist daher um mehr als die Hälfte zu groß. Der Weg steigt nur die ersten fünf Minuten, dann geht er eben fort.)

Aus dieser abgeschlossenen Lage des Asphalt-Sees auf einer Landzunge, die er fast völlig einnimmt, kommt man wohl auf den Gedanken ob nicht die vulcanische Thätigkeit hier sowohl den Inhalt des Beckens als dieses selbst emporgehoben habe, so daß beide Producte eine Kraft sind. Daher suchte ich nach einer natürlichen Senkung am Ostrande des Sees, weil diese für die Isolirtheit beider ein triftiges Moment hätte abgeben können. Ist aber, bei der oben erwähnten Losreißung der Insel vom Festlande, und Ausfüllung des Golfs von Paria, diese Halb-Insel ein Ueberrest des um sie her abgespülten Landes, d. h. ist sie nicht von jüngerem Datum als die übrige Insel, so verdankt sie wenigstens — diese Erhaltung — wenn also nicht die Entstehung, dem in ihr eingebauten Asphaltschlot, ohne welchen sie bei ihrer niedrigen Höhe und dem weichen Material, woraus sie besteht, das dem Meeresstrom schwerlich widerstehen könnte, längst verschwunden wäre. So aber trotzen die Feuerfluthen den Wasserwegen und werden, solange der Trichter thätig bleibt, dem sie entströmen, nicht überwunden werden.

Miscellen.

Einfluß der Temperatur auf das Pflanzenwachsthum. C. Fraas in seinen „Grundzügen des landwirthschaftlichen Pflanzenbaues“ gibt folgende Beobachtungen über den Einfluß der Temperatur auf einige wichtige Pflanzen. Es erfrieren Bohnen bei + 1° R., Gurken und Kartoffeln bei — 0°; Myrten, Citronen und Orangen bei — 2 bis 4°; Lorbeeren bei — 5 bis — 7°; Cypressen und Feigen bei — 7 bis 9°, Pinien bei — 8 bis — 11; der Weinstock bei — 20 bis 21°; Mandeln, Pfirsiche, Aprikosen bei — 21 bis — 24°, Wallnuß und Kastanien bei — 24 bis 26°, Pflaumen und Kirschen bei — 25 bis — 26°; Aepfel und Birnen bei — 25 bis — 27°. Die Samen hören auf zu reifen bei hohen mittleren Temperaturen, z. B. der Aepfel bei + 22°, des Flachses bei + 23°, der Kartoffeln und des Weizens bei + 24°. Um Früchte zu tragen bedarf der Weizen eine mittlere Sommertemperatur von mindestens + 13° C., der Wein von + 18°, Baumwolle und Zucker von + 19°, der Oelbaum von + 23°, die Dattel von + 26°.

Artesische Brunnen in Algier. Fast überall wo sich Wasser im südlichen Algier findet, gelingt den Einwohnern der Gartenbau. Je nachdem ein Brunnen reich oder arm ist, wird er viel oder weniger Dattelpalmen zu ernähren vermögen, die Zahl dieser Bäume bedingt wiederum die Zahl der Hütten, die sich um einen solchen Brunnen lagern. Wo es keine Brunnen gibt oder Brunnen versiegen, wird die seßhafte Bevölkerung zum Hirtenleben genöthigt. Sie begibt sich in die Wüste und läßt die Krautstreifen von ihren Thieren abweiden. Jeder Brunnen ist daher ein Reichthum, er übt eine arithmetische Function auf die Ziffer der Bevölkerung und wirkt civilisirend, indem er Nomaden in Dattelpflanzer verwandelt. Eine kleine Bande französischer Truppen hat in diesem Sinn für das südliche Algerien am Saum der Sahara Wunder verrichtet. Im April 1856 wurde ein Bohrapparat in Philippe-Ville ausgeschifft und mit unsäglichen Schwierigkeiten bis zur Oase Wad Rir nach Tamerna geschafft. Anfangs Mai begannen die Arbeiten; am 19 Junius hatte man einem Strom Luft verschafft der 4100 Litres von 21° C. in jeder Minute lieferte und von den Eingebornen den Namen des Friedensbrunnens erhielt. Hierauf rückte der Apparat nach Tamelhat in der Oase Temacin. Die Arbeiten begannen im Dec. 1856, und nach 85 Metres Tiefe floß eine Quelle die 35 Liters Wasser, 21° C. warm in jeder Minute lieferte und der Segenbrunnen geheißen wurde. Ganz in der Nähe wurde ein reicherer Brunnen schon bei 58½ M. Tiefe erbohrt, der 120 Litres 22° warm in der Minute lieferte. Der Apparat bewegte sich jetzt wieder gegen Norden, 26 Kilometres über Tuggurt hinaus nach der Oase Sidi-Rasched. Dort hatte man kaum 40 M. Tiefe erreicht als das Wasser kam, und zwar bei 24° 4300 Litres in der Minute, ein vollständiger Strom, welcher den Namen des Dankesbrunnens empfieng und der bereits ersterbenden Oase Jugendfülle geben wird. Rührende Scenen folgten dem Erscheinen des Wassers. Auf die Nachricht daß es steige, waren die Einwohner in Menge herbeigeströmt und warfen sich auf das gesegnete Element. Mütter badeten ihre Kinder in dem Wasser, und der alte Scheich konnte als er die Fluth erblickte, welche der Oase, dem schon halb verlornen Erbstück seiner Väter, die alte Blüthe wiedergeben sollte, seine Aufregung nicht bewältigen, sondern warf sich auf die Kniee und dankte Gott wie seinen französischen Wohlthätern. Weiter rückte der Apparat gegen Norden. Zwischen Sidi-Rasched und El Mreir liegt die kleine Wüste Morran, wo es auf 32 Kilometer keinen Brunnen gibt. Mitte Wegs bei Um-Thiur wurde am 9 April 1857 die Arbeit begonnen und Tag wie Nacht fortgesetzt. Man erbohrte vier Quellen von 24° Wärme bei 105 Metres höchster Tiefe, die zusammen 100 Litres in der Minute liefern. Augenblicklich siedelte sich dort ein Theil eines Nomadenstammes, an, der 1200 Dattelpalmen an dem „Brunnen des Commandanten“ pflanzte. Der letzte Brunnen wurde bei Chegga 24 Kilom. nördlich vom Wad Itel, mitten in einer Wüste vom 4ten bis 26 Jun. erbohrt, wo man aus 40 M. Tiefe in der Minute 90 Litres Wasser von 22° 5 C. gewann. Ist es nöthig noch ferner auf die Wichtigkeit dieser Erfrischung glühender Oeden aufmerksam zu machen, da alle diese Brunnen, zu blühenden Niederlassungen aufgewachsen, dem Vordringen europäischer Cultur bis zum Rande der großen Wüste bequeme Staffeln bieten werden? (Nach den Nouv. Ann. des Voy.)

Pässe von Afghanistan nach Indien. Es gibt bekanntlich nur sehr wenige Pässe, die über die Salomokette vom Nordrande Irans in das tiefe Indusland herabführen. Sie haben alle für die Engländer als Vertheidiger Indiens, wie als asiatische Eroberer die höchste militärische Wichtigkeit. Am besten gekannt ist der berüchtigte Bholan-Paß. Ueber zwei andere, beinahe völlig unerforschte erhalten wir unvermuthet in der Arbeit eines brittischen Officiers über die Afghanenstämme vom untern Derabschat einige Notizen. Eine dieser Straßen, die nach Dera Ghazi Chan mündet, ist der Sanghar-Paß, der über die Hochebene Bori, durch das Alpenthal Pischin nach Kandahar führt. Der Paß wird zwar von dem Bosdarstamm besetzt gehalten, allein ihr etwaiger Wider-

stand ließe sich leicht bewältigen, wenn sie sich nicht vielmehr den Britten anschließen möchten, die auf dieser Straße von Multan in 12 Tagen Kandahar erreichen könnten. Auch dürfte man befestigte Stationen in den schwarzen Bergen anlegen, wo die Temperatur selbst in den heißesten Monaten nicht lästig wird. Ferner führt die Straße durch nahrungsreiche Gebiete, so daß sich Truppen nicht mit Mundvorräthen zu belästigen brauchten, auch sind Quellen guten Wassers überall vorhanden. Karawanen haben 3 Stunden nöthig bis sie durch die Defileen den Rand der schwarzen Berge und die Wasserscheide erreichen. Weiter gegen Westen schwillt zwar der Boden von neuem an, allein die Berge sind nicht sehr hoch und die Schwierigkeiten des Marsches sehr gering. Ueber den zweiten, besser bekannten Suchi-Serwar-Paß, der durch das Gebiet von Tall nach dem Thale Pischin führt, bemerkt unsre Quelle nur daß zu Akbars Zeiten auf dieser Straße Couriere von Kandahar Multan in sechs Tagen zu erreichen pflegten. Wasser in Fülle ist längs der Straße vorhanden, die nicht bloß für befrachtete Karawanen, sondern auch für Artillerie zugänglich ist, da sich schlimmsten Falles die bösen Stellen mit leichter Mühe verbessern ließen. (Journal of the Asiat. Soc. of Bengal.)

•

Die Bahama-Insel Providenz. Die Insel Neu-Providenz ist eines der Eilande des Archipels der Lukayen; sie liegt im nördlichen Theil der großen Bahama-Bank; ihre Länge beträgt ungefähr 40 Kilometer von Westen nach Osten, ihre Breite 20—25 Kilometer. Sie hat im Westen eine geräumige Rhede, welche die Engländer New-Anchorage nennen. Ihre Oberfläche ist nackt und steinig, allein man sieht auf der Nordküste einige fruchtbare und gut angebaute Landstriche; der Hafen Nassau, im Jahr 1787 zum Freihafen erklärt, ist der vornehmste bewohnte Ort der Insel. Eine der Hauptshülfsquellen dieses Eilandes besteht in dem Verkauf der Ladungen gestrandeter Schiffe. Derartige Unglücksfälle sind in diesen Gewässern sehr häufig, und ihre Anzahl wird auf mindestens zwanzig oder dreißig im Jahre geschätzt. Die Häuser von Nassau haben Goeletten mit dem Besuch der Inseln und Klippenstrecken, sowie mit der Rettung der Schiffe beauftragt, welche sich aus den Klippen, auf denen sie gestrandet, nicht mehr zurückziehen können. Die 10,000 Seelen welche die Bevölkerung von Neu-Providenz bilden, und von denen ungefähr 6000 in Nassau wohnen, leben großentheils von diesem Industriezweig. Er beschäftigt Goeletten mit ihren Bemannungen, Taglöhner für die Rettung, die Anslandietzung, die Einmagazinirung und den Verkauf. Auch brauchen die Versicherungsgesellschaften Vertreter, Verpacker, welche mit der Besorgung der Verkäufe beauftragt sind rc. Die Besatzung besteht aus 200 schwarzen Soldaten, die von englischen Officieren befehligt werden, und aus einer kleinen Anzahl Artilleristen. Die unregelmäßig gebaute Stadt ist gut unterhalten, und die trefflich gebauten Häuser besitzen jeglichen brittischen Comfort. Man kann sich hier leicht frische Lebensmittel verschaffen, und Wasser einnehmen für die Schiffsbemannungen. Man findet zuweilen sogar Steinkohlen, allein es gibt keine ständige Niederlage daselbst. Man ankert im Hafen auf einem weißen Sandgrund, wo man dessenungeachtet einen guten Ankerplatz hat. Man darf sich der Insel Neu-Providenz, besonders bei Nacht, nur mit größter Vorsicht nähern, denn sie liegt auf einer Bank, und der Leuchtthurm auf der Westspitze der Insel Hog, der den Eingang von Nassau bezeichnet, ist wegen seiner geringen Höhe nur auf sehr kleine Entfernung hin sichtbar.

•

Ein Abenteuer in Watertons Museum. Im dritten Bande seiner naturwissenschaftlichen Essays erzählt uns der berühmte Reisende, der, immer mit Thierstudien beschäftigt, in den tropischen Wäldern Amerika's so lange Zeit umherstreifte, von einer spannenden Scene die ihm in Yorkshire begegnete, wohin er sich nach seinen Wanderungen zurückzog, und wo er sein Landhaus mit den Spolien seiner gefährlichen Reisen, ausgestopften Thieren und fremden Waffen, anfüllte. Das gastliche Haus wurde fleißig von Fremden und Nachbarn besucht, denen der Reisende gern seine Schätze zeigte und durch lebendigen Vortrag erklärte. Eines Tages sprach auch eine Gesellschaft ein, und Waterton verweilte lange bei den Pfeilen und Bolzen, welche die Eingebornen Guyana's mit dem entsetzlichen Curare oder Wurali vergiften, und vom Bogen oder aus dem Blasrohr auf ihre Beute schießen. Das Gift wirkt bekanntlich mit so grauenhafter Sicherheit daß viele Stämme nur die Nägel ihrer Daumen vergiften, um damit die Haut des Feindes zu ritzen, der dem Tod nicht mehr entgeht, sobald der geringste Giftstoff mit dem Blut in Berühung kommt. Einer der Gäste wurde durch die Erzählung so überwältigt, daß er heimlich aus Neugierde einen Pfeil entwendete, ihn in die Tasche schob und sein Schnupftuch darüber deckte. Nach dem Gang durch das Museum hielt Waterton seine Gäste bei einem Frühstück zurück, und unterhielt sie so glücklich daß der Dieb seinen Raub vergaß, nach seinem Tuch in die Tasche griff und sich an der Spitze des Pfeiles stach. „Mein Gott! fuhr er entsetzt auf, ich bin vergiftet." Der Diebstahl war nicht mehr zu verheimlichen, und Waterton rieth so rasch wie möglich zu einem Wundarzt zu schicken, um noch rechtzeitig den Finger zu amputiren. Ein berittener Bote gieng ab, während der Missethäter in kaltem Schweiß seinen aufschwellenden Finger betrachtete, bis Waterton die Strafe für gebüßt hielt, und ihn trocken tröstete: er brauche keine Angst zu haben, denn er vergifte seine Pfeile immer erst dann wenn er von ihnen Gebrauch machen wolle.

•

Die Vertheuerung der Handelsgüter. In welchem merklichen Umfange seit etwa zehn Jahren die Preise aller Handelsartikel gestiegen sind, läßt sich aus nachfolgender Tabelle ermessen, die uns den Werth der Ein- und Ausfuhren Frankreichs in doppelter Scala, nach den sich gleichbleibenden officiellen und nach den durch Sachverständige festgestellten mittleren wirklichen Preisen, darstellt. Es betrug demzufolge der französische Waarenumsatz ausschließlich der edlen Metalle

	nach officiellen	nach wirkl. Werthen,	also mehr in Proc.	weniger in Proc.
1847	1867 Mill. Frcs.	1676 Mill. Frcs.	„	— 10
1848	1390 „	1164 „	„	— 16
1849	1812 „	1662 „	„	— 8
1850	1904 „	1859 „	„	— 2
1851	2020 „	1923 „	„	— 5
1852	2219 „	2246 „	1.0	
1853	2467 „	2730 „	11.0	
1854	2419 „	2708 „	11.8	
1855	2808 „	3152 „	12.2	
1856	3148 „	3882 „	23.0	

(Journ. des Économistes.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 5. 29 Januar 1858.

Prof. August de la Rive über Elektricität.

Der ehemalige Professor an der Akademie zu Genf, Aug. de la Rive, hat unter dem Titel „Eine Abhandlung über Elektricität in Theorie und Praxis" ein aus drei Bänden bestehendes Werk herausgegeben, das im Auftrag des Verfassers von Charles V. Walker, Mitglied des Instituts in London, aus dem Französischen ins Englische übersetzt worden ist. Edinburgh Review widmet dieser Arbeit eine umfassende Besprechung, der wir folgendes entnehmen:

Chemische Zersetzung, heißt es dort, ist die Quelle aus welcher die für telegraphische Zwecke erforderliche Elektricität jederzeit stammt. Der Grund hiefür liegt darin daß man findet, schon eine geringe chemische Veränderung mache eine sehr große Quantität elektrischen Einflusses frei. Prof. Faraday hat gezeigt daß der zur Zersetzung eines einzigen Wasserkörnchens erforderliche elektrische Strom auch ausreicht um einen Platina-Drath vom hundertsten Theil eines Zolls im Durchmesser $3\frac{3}{4}$ Minuten lang rothglühend zu erhalten. Wenn man aber dieselbe Hitze die gleiche Zeit hindurch mittelst der Entladungen der Leydener Flaschen, anstatt durch den ununterbrochenen Strom der Volta'schen Batterie, erhielte, so müßte man nothwendig $6\frac{1}{2}$ Millionen Entladungen, aus einer 8 Zoll hohen und $7\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haltenden Flasche, zu diesem Zweck verwenden. Dieß wäre daher die Quantität einer statischen Elektricität, welche erfordert wäre um die Zersetzung eines Wasserkörnchens zu bewirken! Hinwiederum aber ist die Quantität Elektricität, welche die Zersetzung eines Wasserkörnchens bewirkt, auch der Betrag welcher frei gemacht würde wenn sich eine hinlängliche Menge Sauerstoff und Wasserstoff verbände um ein Wasserkörnchen zu bilden, oder welcher freigemacht würde wenn Ein Wasserkörnchen durch einfache chemische Mittel sich zersetzte. Die vereinigten Forschungen der HH. Becquerel und Faraday haben die Thatsache festgestellt daß der Betrag statischer Elektricität, welche bei der Zersetzung eines Wasserkörnchens chemisch freigemacht wird, solcher Art ist daß sie ausreichen würde um eine isolirte leitende Fläche, z. B. eine Gewitterwolke von 35 Acres Flächenraum, mit hoher Spannung zu laden! Die Entladung einer solchen elektrischen Fläche, wenn sie plötzlich geschieht, wäre ein wahrer Blitzschlag von schrecklicher Heftigkeit und Kraft. In allen Volta'schen Säulen und Batterien, wie z. B. denjenigen die man zu telegraphischen Zwecken verwendet, wird die Fortpflanzung des elektrischen Einflusses durch den zwischen den Polen angebrachten Drath von den aufeinanderfolgenden Zersetzungen und Wiederzusammensetzungen der im Gleichgewicht erhaltenen Stellungen der verschiedenen Moleküle bewirkt. Jede dieser aufeinanderfolgenden Polarveränderungen ist von chemischer Zersetzung und Wiederzusammensetzung der Moleküle der Flüssigkeit begleitet, welche einen Theil des elektrischen Kreislaufs, innerhalb der Cellen der Batterie, bildet. Die chemische Veränderung ist wesentlich zur Aufrechthaltung der Continuität des elektrischen Stroms.

Auf diese Art also wird chemische Veränderung zu einer Quelle elektrischer Kraft gemacht, wenn ein unterhaltener Strom dieser Kraft für einen specifischen Zweck erforderlich ist. Es ist für die Entwicklung Volta'scher Elektricität unbedingt nothwendig daß ein inniges chemisches Verhältniß zwischen den Substanzen bestehe welche in der Absicht zur Hervorbringung derselben mit einander in Berührung gebracht werden: die eine muß im Stande seyn eine Verwandtschaftsverbindung einzugehen mit wenigstens einem der in der andern inbegriffenen Elemente. Hr. de la Rive behauptet daß die Kraft der sogenannten trockenen Volta'schen Säulen ganz allein von der zufälligen chemischen Wirkung auf die Feuchtigkeit herrühre welche sich in dem bei der Errichtung der Säule gebrauchten Papier, oder in der umgebenden Luft befinde. Er hält die Existenz einer sogenannten Elektrisation durch bloße Berührung, unabhängig von chemischem Einfluß, oder mechanischer Molecular-Störung, nicht für zulässig.

Wenn die Elektricität, welche durch die Zersetzung eines Wasserkörnchens oder irgendeine analoge Veränderung freigemacht wird, in einen ununterbrochenen Strom, wie man es nennt, übergegangen ist, so werden, breitet dieser sich drei oder vier Minuten lang aus, vergleichsweise nur geringe Wirkungen hervorgebracht. Bringt man einen etliche Zoll langen feinen Platinadrath in den Lauf des Stromes, so wird der Drath rothglühend, oder es wird ein zweites Wasserkörnchen zersetzt, oder die Fibern eines Froschmuskels werden zuckend erhalten, oder am Ende des unterbrochenen Draths ein schwacher Funken hervorgebracht. Wenn hingegen dasselbe Maß von Elektricität sich zwischen einer 35 Acres Flächenraum enthaltenden Gewitterwolke und der Erde plötzlich entladet, so ist das Ergebniß ein wahrhafter Blitzstrahl von furchtbarer

Kraft. Es ist äußerst merkwürdig daß dieser Unterschied in der sensiblen Stärke der elektrischen Entladung und des elektrischen Stroms obwaltet. Der Naturforscher handhabt in seinem Laboratorium die concentrirte Essenz des ungestümsten Gewittersturms stets mit Sicherheit, indem er sie unter seiner vollen Controle hält, und sie zischend durch seine Drähte sendet, oder sie nach Belieben von einem Gefäß ins andere versetzt, wie er es mit einer gleichen Masse Wassers thun würde. Diese auffallende Eigenthümlichkeit scheint im einen Fall ganz allein von der Concentrirung der Summe der Kraft in Einen Moment, im andern Fall aber von ihrer Zertheilung durch eine unermeßliche Anzahl aufeinanderfolgender Momente hindurch, herzurühren. Die plötzliche Entladung elektrischer Kraft, im Augenblick ehe sie sich in einem Zustand statischer Intensität befindet, wird von der Erzeugung eines lebhaft glänzenden Funkens begleitet. Wenn sich die plötzliche Entladung in eine Reihenfolge kleinerer Entladungen auflöst, so sieht man einen bürstenförmigen Lichtbündel (*brush* of light) durch den zwischen den entladenden Leitern liegenden Luftzwischenraum hindurchgehen. Der bürstenförmige Lichtbündel ist offenbar nichts anderes als ein Strom sehr kleiner Funken, Seite an Seite und in rascher Aufeinanderfolge dahinfließend. Wenn der Funkenstrom, durch Erhöhung der Spannkraft der elektrischen Quelle, oder durch Verminderung der Widerstandskraft der Luft mittelst Verdünnung, in noch schnelleren Fluß gebracht wird, so werden die getrennten Lichtpunkte ununterscheidbar, und der bürstenförmige Lichtbündel verwandelt sich in eine ungebrochene Gluth. Auf diese Weise kann man dem wirklichen Uebergang der plötzlichen Entladung in den verlängerten Strom folgen. Allein das Licht selbst welches solchergestalt die Entladung begleitet, der Funke — der Blitz, unecht oder echt — welcher Natur sind sie? Warum kommt diese Lichtwirkung zum Vorschein wenn das Gleichgewicht der Polaritäten materieller Atome plötzlich gestört oder wiederhergestellt wird?

Man kann den Charakter des elektrischen Lichtes am besten in der Erscheinung studieren, welche sich zeigt wenn man zwei zugespitzte Stücke Kohle auf die Enden der Dräthe einer kräftigen Volta'schen Batterie legt. Bringt man die Kohlenspitzen mit einander in Berührung, so werden sie weißglühend, und zieht man diese weißglühenden Kohlenspitzen dann allmählich in einige Entfernung von einander, so sieht man einen gebogenen Feuerbündel sich zwischen ihnen ausdehnen, der in der Mitte scheinbar aufgekrümmt ist, weil ein Strom erwärmter Luft dort aufsteigt. Auf die Erforschung der Natur dieses Lichtbogens gespannt, verfiel Professor Silliman auf den Gedanken seine Augen durch grünes Glas zu schützen, so daß er im Stande war fein getheilte Materie, die sich in demselben wie eine Art Staub nach dem negativen Punkte hindurchzog, zu unterscheiden; eine rasche Reihenfolge unbedeutender Detonationen wurde deutlich gehört; sie waren, wie es schien, dadurch veranlaßt daß die durch den Bogen getragenen Theilchen vom positiven Pol abgerissen wurden. Hr. Van Breda ersetzte die Holzkohlenspitzen durch ein Paar eiserner Kugeln, und fand daß, nachdem der Volta'sche Strom eine Zeitlang zwischen ihnen hindurch geschickt worden, die mit dem positiven Pol in Verbindung stehende Kugel an Gewicht um 4¾ Gran abgenommen hatte. Nach diesen und andern sorgfältig geleiteten Versuchen scheint es daß sich der Lichtbogen aus einer Kette geschmolzener weißglühender, zwischen den Polen hindurchziehender Stofftheilchen bildet. Die Weißglühe ist nicht das Ergebniß einer wirklichen Verbrennung dieser Theilchen, denn sie wird eben so gut aufrecht erhalten beim gänzlichen Mangel an Sauerstoff. Die Oberflächen-Moleküle der Steinkohle, oder des Metalls, welche die Begränzung des Pols bilden, werden von dem Rest der Masse durch die Kraft der elektrischen Spannung abgerissen, und dann in eine so rasche Schwingung geworfen, daß sie zum entgegengesetzten Pol hinüber gerathen, und in dem Lichtäther Wirkungen erzeugen welche in glänzendes Licht sich endigen. Der Funke der plötzlichen elektrischen Entladung ist eine Folge genau derselben Ursache. Er besteht aus stofflichen Theilchen welche von dem Endleiter abgerissen und durch die elektrische Spannung weißglühend gemacht werden. Sowohl in dem Funken der plötzlichen Entladung als in dem Bogen des Volta'schen Stroms wird das Licht erzeugt von dem elektrischen Zustand der sich durch eine Linie wägbarer Materie fortpflanzt — einer Materie, die zwar beständig vorwärts strömt, im Streme selbst aber keine Lücke wahrnehmen läßt. Die Stofftheilchen in dieser Linie werden, genau auf dieselbe Weise wie die Moleküle eines feinen Drathes, wenn dieser einen Theil der Volta'schen Kreisbewegung bildet, durch den Zustand rasch intermittirender Polarisationen, in welche sie geworfen werden, erhitzt. In dem Funken der plötzlichen Entladung ist die Wirkung eine so augenblickliche, daß sich, trotz der Thatsache daß zahlreiche andere Anzeichen einer sehr erhöhten Temperatur auf seinem Wege zurückbleiben, keine Spur strahlender Wärme entdecken läßt. Der Funke ist in der That so plötzlich, daß er keine Zeit hat explosive Mischungen, wie z. B. Schießpulver, loszufeuern, da er durch dieselben hindurchgeht, wenn seine Bewegung nicht in Folge des Dazwischentretens irgend einer unvollkommen leitenden Substanz, wie z. B. eines mit Wasser angefeuchteten Bandes, für einen kurzen Zwischenraum verzögert wird. Geschieht aber dieses Dazwischentreten, so erfolgt die Explosion augenblicklich.

Prof. Faraday ist der Ansicht daß die plötzliche Entladung einer elektrischen Spannung auf zwei ganz abgesonderten Wegen bewirkt werde, nämlich durch ein Bersten unter der Mitwirkung des elektrischen Aethers, und sodann in Folge der Verbindung oder Weiterbeförderung mittelst der Bewegung stofflicher Theilchen. Hr. de la Rive behauptet daß diese eigentlich eins und dasselbe seyen, und daß es selbst bei der sanftesten Entladung eine Weiterbeförderung feingetheilter stofflicher Theilchen gebe. Hr. Fusinieri hat dargethan daß elektrische Funken wenn sie aus einem ehernen Leiter hervorsprühten, stets Erz in einem Diffusionszustand und weißglühende Zink-Moleküle enthalten. Er hat auch gezeigt daß sie Silber- und Goldtheilchen bei sich führen, wenn sie aus den Oberflächen dieser Metalle hervorbrachen. Eine sehr auffallende Thatsache ist in Arago's Werk über „Meteorologische Forschungen," unter Berufung auf Fusinieri, angeführt, die nämlich daß, wenn man einer Goldkugel einen elektrischen Funken entlocke, und ihn durch eine dicke Silberplatte hindurchziehen lasse, nachher sich eine kreisförmige Ablagerung des Goldes auf beiden Oberflächen des Silbers finden werde, gleich als wenn die Goldatome von dem Funken absolut ganz durch das Silber hindurch geführt werden wären!

Es verdient bemerkt zu werden daß der Einfluß welchen der Magnet auf polarisirtes Licht ausübt, an sich selbst einfach eine

weitere Erläuterung der atom-störenden Fähigkeit der elektrischen Kraft ist. Die Polarisation des Lichtstrahls ist augenscheinlich eine Wirkung der Molekular-Ordnung des durchsichtigen Krystalls, durch welchen der Strahl gegangen ist. Diese Licht-polarisirende Ordnung der stofflichen Atome ist es welche durch die Nähe des Magnets gestört wird. Wenn die atomische Ursache der Polarisation vernichtet ist, hört die polarisirende Wirkung natürlicherweise auf, und der ausgelöschte Strahl erscheint wieder. Der Strahl welcher der magnetischen Kraft zu gehorchen scheint, gehorcht in Wirklichkeit dem atomischen Zustand des Krystalls, der selbst wieder unter der Botmäßigkeit des magnetischen Einflusses steht. Es ist nun bekannt daß nicht einmal jene harten und sogenannten edlen Metalle, Palladium, Gold und Platina, der atomzerstreuenden Kraft elektrischer Spannung ganz widerstehen können. Das Platina wird aus einem Volta'schen Pol langsam zerstreut in der Form eines schwarzen Pulvers, das bei näherer Untersuchung beweist daß es eine Anzahl aufeinanderfolgender Oxydationen und Reductionen erlitten hat. Hr. Despretz meint, er könne vermittelst des elektrischen Stroms selbst die Kohlenstoffatome zwingen jene eigenthümliche krystallinische Beschaffenheit anzunehmen welche Kohlenstoff in Diamant verwandelt. Er machte ein Bruchstück sehr reinen Kohlenstoffs zum positiven Pol einer Volta'schen Batterie, drückte diese mit Platinazangen, welche zum negativen Pol hergerichtet waren, und fand da wo Platina und Kohlenstoff miteinander in Berührung gekommen, winzig kleine glitzernde Theilchen, die alle Eigenthümlichkeiten eines glänzenden Edelsteins zeigten. Welch unschätzbarer Gehülfe wäre die Volta'sche Batterie für den Arbeitsapparat der Alchymisten früherer Zeiten gewesen!

Der Magnetismus beruht auf einer gewissen specifischen Ordnung der Atome einer materiellen Substanz. Allein bloße mechanische Operationen sind hin und wieder ausreichend um diese eigenthümliche atomische Ordnung in Körpern von einer hohen magnetischen Empfänglichkeit herbeizuführen. Ein plötzlicher Stoß oder eine fortgesetzte schwingende Bewegung macht häufig eine Eisenmasse magnetisch die es zuvor nicht war. Es ist daher hier wohl die Frage am Platz: wie können solche rein mechanische Operationen auf die Atome des empfänglichen Körpers jene zwingende Kraft ausüben, welche ausreicht sie in die gezwungene Ordnung der Magnetisation zu bringen? Glücklicherweise liefert uns ein sehr einfaches Experiment den Schlüssel zum Herzen dieses Geheimnisses.

Wenn man eine etwa eine Elle lange Stange weichen Eisens in solcher Neigung hält, daß sie nahezu nach dem Nordpol der Erde zeigt, so wird die Stange alsbald ein Magnet, der einen Nordpol an seinem niedrigeren Ende hat, und bleibt es ununterbrochen so lange die Stellung beibehalten wird. Die magnetische Eigenthümlichkeit thut sich plötzlich kund: wenn man einen Compaß in die Nähe der Stange bringt, so wird der Südpol der Compaßnadel nach dem gesenkten Ende derselben hingezogen. Hier nun ist das Resultat augenscheinlich eine Wirkung einfacher Induction. Die Stange wird magnetisirt durch die inductive Kraft der Erde. Die Erde selbst ist ein ungeheurer Magnet, und sucht beständig Molekular-Verrückungen in der Substanz aller auf ihrer Oberfläche liegenden Körper hervorzubringen, so daß deren elektrische Ströme parallel neben ihre eigenen, oder quer wenn sie diamagnetische sind, gestellt werden können. Die Fähigkeit der Erde die Nadel des Schiffscompasses zu leiten, ist bloß einer der Beweise ihres eigenen magnetischen Zustandes. Die weiche Eisenstange des Experiments verliert ihren inducirten Magnetismus sobald sie aus der Stellung zurückgezogen wird in der sie nach dem magnetischen Pol der Erde zeigt, weil ihre Moleküle, der ihnen innewohnenden Ordnung wegen, nicht die Fähigkeit besitzen die ihnen inductiv aufgedrungene Zwangsstellung beizubehalten.

Wenn man eine Stange harten Stahls in die im vorangehenden Abschnitt näher bezeichnete Stellung bringt, so wird sie durch die Erd-Induction nicht in einen Magnet verwandelt, weil die Moleküle des Stahls mehr atomische vis inertiae haben als die des weichen Eisens; sie erheischen die Ausübung irgend einer stärkeren Kraft als des polarisirenden Stoßes der Erde, um sie in eine magnetische Stellung zu bringen. Wenn indessen eine Reihenfolge scharfer Schläge, oder rascher Schwingungen, auf die Stange einwirkt, dann erlangt die Erde, mittelst dieser Hülfskraft, die Fähigkeit die Magnetisation des Stahls durchzusetzen. Wenn das natürliche Gleichgewicht einer atomischen Stellung durch die Anwendung einer großen mechanischen Kraft gewaltsam gestört wird, so werden die Atome der Stahlstange eine Zeitlang aus ihrer vis inertiae herausgerissen, und geben der inductiven Aufforderung der Erde nach. Dann kommt indeß dieselbe Hartnäckigkeit, die zuerst der Magnetisation entgegengesetzt wurde, ins Spiel, um die magnetische Kraft zu fesseln. Die Stahlstange bleibt, nachdem man sie aus der Stellung zurückgezogen in welche sie beim Magnetisiren gebracht ward, fortdauernd ein Magnet. Hierin also liegt die Erklärung warum Körper magnetisirt werden während sie unter dem Einfluß eines mechanischen Stoßes stehen. Ihre Moleküle befinden sich natürlich mehr oder weniger in der Lage wo die vis inertiae wirksam ist. Der mechanische Eindruck löst ihre Trägheit, und dann zwingt die polarisirende Fähigkeit der Erde sie zur Annahme der Stellungen von welchen die Magnetisation abhängt.

Diesen Beziehungen läßt sich eine sehr belangreiche Folgerung entnehmen. Wenn man eiserne Schiffe baut, und sie während des Baues, wie es nicht anders seyn kann, auf die Erdoberfläche legt, so erlangen sie nothwendigerweise magnetische Eigenthümlichkeiten. Einige Theile ihrer Metallmassen besitzen sicherlich jene träge Molekularbeschaffenheit welche bewirkt daß sie den Magnetismus zurückbehalten. Sodann verschafft das Hämmern und Nieten, dem das Schiff unterzogen werden muß, jenem ungeheuern Magnet unter ihm, der Erde, die Befähigung inductiv den magnetischen Zustand in diesen Massen festzustellen. Dieses Resultat beschränkt sich aber nicht bloß auf eiserne Schiffe. Alle sehr großen Schiffe haben so viel Eisen in ihrem Rippenwerk, daß sie in ihrer Structur Magnete enthalten wenn man sie zum Dienst auf den Wogen vom Stapel läßt.

Allein was muß geschehen wenn ein Schiff, welches in seiner eigenen Structur überall Magnete vertheilt hat, sein Seeleben antritt? Die Magnetnadeln, welche dem Pol der Erde treu seyn und die schwimmende Masse auf dem Meere leiten sollten, werden von ihrer Zuverlässigkeit abgelenkt, und nehmen unter der Verführung dieser näheren Magnete eine falsche Stellung an. Der Plan den man zur Neutralisirung dieser Quelle der Unsicherheit in der Verrichtung des Compasses bisher befolgte, ist dieser: Das Schiff wird, wie man dieß technisch nennt, „geschwenkt,“ sobald es, mit

seinen Compassen an Bord, seebereit ist. Sein Vordertheil wird in alle möglichen Richtungen gedreht, während man stets irgend einen Landgegenstand im Auge behält, um anzudeuten welches in diesem oder jenem Augenblick die wahre Stellung ist, und die Abweichung der Magnetnadel von ihrer eigentlichen Haltung in jeder Stellung wird angemerkt und notirt. Diese Notirung wird dann aufbewahrt, um als Anhaltspunkt bei künftigen Regelungen der Magnetnadelabweichungen zu dienen. Bei der Arbeit des Schiffs wird der Irrthum für jede Stellung in Rechnung gebracht, und so sucht der Seemann den richtigen Weg einzuschlagen gegenüber einem Führer der ihn auf irrige Pfade weist.

Diese Methode, die Schiffe zu schwenken um die Irrthümer ihrer Magnetnadeln genau kennen zu lernen, entsprach ihrem Zwecke so lange als man nur hölzerne Schiffe verwendete. Jetzt indessen, wo die größten Schiffe ganz aus Eisen gebaut werden, leistet sie leider nur sehr unerhebliche Dienste. Diese umfangreichen Bauten eilen ihrem Seeleben mit magnetischen Neigungen entgegen welche man genau kennen lernen und in Rechnung bringen kann. Aber ach, diese Neigungen sind, höchst auffallenderweise, eben so launenhaft wie die Winde und Wogen, welche ihre Spielgenossen seyn sollen. So oft nämlich das Schiff, wenn sein Vordertheil eine neue Windrichtung eingeschlagen hat, den Stoß schwerer Wogen erleidet, übt der große Erdmagnet darunter eine verschiedene Wirkung auf den magnetischen Inhalt des Schiffes, und die Pole der darin enthaltenen Magnete verändern ihre Stellung und bringen eine entsprechende Abweichungsveränderung in den Compaßnadeln hervor. Man findet daß selbst die lang anhaltende zitternde Bewegung welche durch das Arbeiten der Dampfmaschinerie bei einer vergleichsweise glatten See verursacht wird, diese Abweichungsänderung hervorbringt, wenn plötzlich eine neue Richtung eingeschlagen wird. Ja die bloße Vorbeifahrt an einer hervorragenden Landspitze der Küste, welche in Folge irgend einer eigenthümlichen Ordnung ihrer Bestandtheile in einem Zustand inducirten Magnetismus ist, kann die gleiche bedeutende Veränderung bewirken. Der Capitän eines der atlantischen Dampfer der Cunard-Linie erzählte dem Dr. Scoresby im Frühling des Jahrs 1848, er habe beim Umsegeln einer hervorragenden Landspitze im Südosten Irlands, auf der Rückfahrt von Amerika, stets bemerkt daß sich seine Compaßkarten „weit schwenkten," und zuweilen ganz herumgiengen. Capitän Moresby, der einsichtsvolle Befehlshaber des „Ripon," gibt an daß sich die Abweichung der Magnetnadel gemeiniglich um 4 oder 5 Grade ändere wenn er am Cap Bono, bei Tunis, vorbeikomme, und daß sie ihre normale Haltung erst nach einigen Stunden wieder annehme. Es ist wahrscheinlich manchmal der unmittelbare magnetische Einfluß eines der Hauptbestandtheile der Felsmassen der Küste, der die Magnetnadel ihre nüchterne irdische Treue vergessen läßt. Gewöhnlicher aber ist es der auf den retentiven Magnetismus wirkende Einfluß der Küste welcher die Störung veranlaßt. Daß es in diesem Fall so ist, geht klärlich daraus hervor daß nur die Magnetnadeln eiserner Schiffe der Verrückung unterworfen sind.

Zur Naturgeschichte des Hirsches.

(Aus Frasers Magazine.)

Die alten Jäger hegten für den Hirsch und selbst für das Reh eine so tiefe Achtung, daß sie, um deren verschiedene Wachsthumsgrade zu bezeichnen, besondere bis zur Stunde mehr oder minder im Gebrauch gebliebene Ausdrücke erfanden. So wird in England der Hirsch im ersten Jahre calf (Kalb) genannt. In diesem Zeitraum machen sich zwei leichte Stirnhöcker bemerklich, welche die Stelle andeuten aus der die Hörner hervorwachsen werden. Im zweiten Jahr durchbricht das Geweih die Haut mit welcher es bedeckt ist, und entwickelt sich in Spitzen; der Hirsch ist dann gemeinhin unter dem Namen Knobber bekannt, der alte Jäger aber nennt ihn Spitter. Im dritten Jahr wird das Thier ein brocket oder Spießer; die Spitzen zeigen sich ausgesprochener, und theilen sich gemeiniglich durch das Erscheinen der ersten Augensprosse entzwei. Wir sagen gemeiniglich, weil es zuweilen geschieht daß bei sehr kräftigen Exemplaren zwei, ja drei Gehörne zum Vorschein kommen. Im vierten Jahr entsteht die Nebensprosse (besantler), und der Hirsch ist dann ein Staggard. Im fünften Jahr erscheint die dritte Augensprosse, die königliche genannt, welche dem Thier den Namen stag verschafft. Im sechsten Jahr endlich entwickelt sich die über-königliche Augensprosse oder Krone, und der Hirsch wird von den Jägern zur Würde eines hart erhoben.

Dieß ist die Sprache von Cox und der alten Schule. Indeß sind der würdige Hr. Guillin und der geehrte George Turberville nicht ganz mit einander einverstanden über das Recht welches der stag haben kann um den Titel hart zu verdienen. Turberville, einer der verdienstvollsten Schriftsteller über die Falken, die Hunde und die Jagd im allgemeinen, behauptet, ein stag könne erst dann Anspruch auf den Namen hart machen, wenn er von einem König, einer Königin oder einem Fürsten getödtet oder wenigstens gejagt worden sey. Hr. Guillin betrachtet diese Meinung als einen Irrthum. Allein er ist mit jedermann darüber einverstanden daß, wenn es dem von einem König oder einer Königin gejagten Hirsch gelingt der ausgezeichneten Ehre zu entrinnen durch königliche Hände getödtet zu werden, er mit vollem Recht den Titel königlich erwirbt; daß, wenn er aus dem Wald oder von der Jagd überhaupt so weit wegflieht, daß man die Zeit seiner Rückkehr nicht mehr bestimmen kann, sofort eine Proclamation an die umliegenden Städte und Dorfschaften erlassen wird, worin jedem des Weges Kommenden untersagt ist ihn zu tödten oder auch nur zu verfolgen, und männiglich Befehl erhält ihn, wofern es dem Hirsch gutdünke, friedlich zurückkehren zu lassen. Das Thier wird dann zum königlichen Hirsch ausgerufen.

In Frankreich sind die Benennungen nicht ganz dieselben wie in England. Im ersten Jahr wird der Hirsch faon genannt; während der sechs ersten Monate des zweiten, wenn die Gehörne sich zum erstenmal, gerade und vereinzelt wie kleine Dolche oder Spieße (dagues), zu zeigen anfangen, erhält er den Namen daguet; während der sechs folgenden Monate nennt man ihn hère (Schmalthier); im dritten Jahr macht ihn das Emporwachsen der Meisteraugensprosse zu einem Hirsch ersten Kopfs oder brocard; im dritten und im vierten Jahre, welche sich durch die

Namen dritter und vierter Kopf unterscheiden, sieht man drei oder vier, manchmal fünf oder sechs Augensprossen sich entwickeln — eine Anzahl welche man als die Durchschnittszahl des vierten Geweihs betrachten kann. Nach dieser Zeit erhält das Männchen den Namen junger Hirsch. Fünf oder sechs Augensprossen oder Gehörne von furchtbarerer Kraft, aus einer dickern Stange hervorbrechend, bilden das fünfte Geweih; das Thier erhält dann den Namen cerf de dix cors jeunement; wenn es das Alter von sieben Jahren erreicht, verschafft ihm sein sechstes Geweih den Titel cerf de dix cors; später bekommt es den Namen vieux cerf, und endlich vieux grand cerf.

Man zählt die Enden (cors) nur nach gleichen Zahlen. Wenn der Hirsch vier Enden links und fünf rechts zeigt, so nennt man ihn Zehnender (de dix cors), darunter ein falsches links; wenn er deren nur vier rechts und sechs links hat, ist er ein Zwölfender (de douze cors), darunter ein doppeltes falsches Ende rechts.

Die Hirsche verlieren ihre Geweihe gewöhnlich gegen Ende Februars oder zu Anfang des Märzen; zu bemerken ist übrigens daß die alten in dieser Hinsicht frühzeitiger sind als die jungen. Man sagt dann sie seyen in der Mause. Der Massacre, der Trennungspunkt des alten Geweihs von dem Kopfe, ist anfangs einer ziemlich starken Blutung ausgesetzt; er bedeckt sich jedoch bald mit einem leichten Häutchen, welches die Sprossen bald durchbrechen. Einer der größten Physiologen beider Welttheile, John Hunter, lehrt uns daß ein Hauptprincip des thierischen Mechanismus darin bestehe daß jeder Theil bis zu einem gewissen Grade wächst, je nach der Thätigkeit wozu er bestimmt ist. „Sonach," sagt er, „sehen wir daß die Muskeln dick und groß werden wenn man sie übt, und daß die Gefäße sich vergrößern im Verhältniß zu dem was sie aufnehmen sollen." Und in der That dehnen sich zur Zeit des Wachsthums der Hörner die äußern Carotiden des Hirsches weit mehr aus als zu jeder andern Zeit. Diese Erscheinung ist die Folge eines Blutandrangs gegen den Kopf — eines Andrangs der durch die Erfordernisse einer so gewaltigen und so festen Secretion bedingt ist. Die Gefäße schwellen auf, und das entstehende gefäßreiche Horn dringt hervor unter dem Schutz eines dasselbe bedeckenden sammetartigen Ueberzugs. Die Raschheit seines Wachsthums ist so groß, daß die Geweihe eines Wapiti, die im zoologischen Garten von Regent's Park aufbewahrt sind, schon zehn Tage nach ihrem ersten Erscheinen mehrere Zoll lang waren, und man am vierzigsten Tage zwei Fuß leeren Raum zwischen den beiden Zweigen maß. „Nach der Mause, sagt Nikolas Cox, fangen die Hirsche, im März und April, zu boutonniren (sprossen) an. In dem Maaß als die Sonne an Kraft gewinnt, und die Jahreszeit der Ernten sich nähert, wächst ihr Geweih in jeder Richtung so schnell, daß es im Monat Junius seine Vollkommenheit für den ganzen übrigen Theil des Jahres erlangt hat."

Die Hörner sind anfangs nahezu cylinderförmig. Bald sieht man die „Enden" hervorkommen und reißend schnell groß werden, bis sie endlich ihre äußerste Länge erreichen, während dieser ganzen Zeit aber sind sie mit ihrer schützenden Decke versehen. Der Hirsch trägt dann das haarige Geweih (bois velu). Durch eine jener einfachen, aber bewundernswerthen Combinationen, womit die vorsehende Natur allein sich verschwenderisch zeigt, findet die letzte Operation an der Geweihwurzel (meule) statt, deren sehr rasche Bildung dem Auge nicht nur eine elegante und vollendete Arbeit vorführt, sondern im thierischen Mechanismus auch eine wichtige Rolle spielt. Die Knöpfchen (pierrures) oder knochigen Tuberkeln, aus denen die Wurzel besteht, drängen sich hervor. In dem Maß als sie sich verhärten und ausdehnen, bestimmt ihr Druck die Absorption des äußern Gefäßgewebes, und die Verstopfung der Blutgefäße. Hiedurch wird der Blutumlauf in kurzer Zeit gehemmt; die eben noch gefäßreiche und empfindliche Decke verliert ihre Lebenskraft, trocknet ein, fällt ab und läßt das Horn entblößt und unempfindlich.

Wenn so das Geweih seine ganze Höhe erreicht hat, kommt der alte Hirsch,[1] der sich während des Wachsthums seiner neuen Augensprossen in den Wald zurückgezogen hat um aller Berührung mit seines Gleichen auszuweichen und sich gegen die Mücken zu schützen, aus seinem Versteck hervor, um die letzte Operation, den Vorläufer des Kampfes, zu vollziehen. Fühlt er sein Geweih ganz fest, so beraubt er es der Decke welche ihm Schutz gewährt beim Anstoßen, reibt es an den Bäumen oder irgend einem andern Gegenstand, der hart genug ist um ihn von derselben zu befreien. Wir heißen das fegen (fréouer). Portées (die Höhe bis zu welcher der Hirsch mit seinem Geweih reicht) nennt man die Spuren dieser Operation, und aus der Entfernung vom Boden bis zu den portées schließen die Jäger auf das Alter und die Größe des Hirsches. Oft hängt die zerrissene Geweihdecke in langen Bändern an den Hörnern oder am Orte der portées. Endlich wird das Geweih sauber und gebräunt, wie die Wächter sagen, und die edle Zierde läßt an ihrer knorrigen Oberfläche erkennen daß die Riefen oder die Spuren der Blutgefäße ausgetrocknet sind, weil sie unnütz geworden.

Alljährlich tritt eine große Veränderung ein in der verhältnißmäßigen Länge, in der Richtung und in dem Grade der Krümmung der Augensprossen, welche, je nach dem Alter und der Lebenskraft des Hirsches, zahlreicher werden, sobald die Riefen und das Perlichte, oder die knorrigen Ungleichheiten welche sich an der Oberfläche der Geweihstange und der Augensprossen abzeichnen, markirter werden. Die Geweihwurzel zeichnet sich ebenfalls mehr ab, und die Erhöhungen des Sinus frontalis, von wo aus die Hörner sprossen erweitern sich mehr und mehr. An diesen Zeichen erkennt man, weit mehr als an der Zahl der Enden, mit Sicherheit einen alten Hirsch; denn nach dem siebenten Jahre hört ihre Anzahl auf, eine zuverlässige Regel zu seyn. Die Enden verdoppeln sich oft nach der Spitze des Geweihstammes hin, so daß sie eine Art Krone bilden, welche dem Exemplar das sie trägt den ehrwürdigen Namen gekrönter Hirsch verschafft. Allein die ältesten Geweihe tragen gewöhnlich nicht über zehn Enden; wir haben nur eins gesehen welches deren zwölf hatte; dieß war ein edler Kopf der Highlands, der dennoch zur vollständigsten Unbedeutenheit herabsänke, wenn man der Behauptung Glauben schenken dürfte daß noch jetzt in Moritzburg ein glänzendes Geweih aufbewahrt werde welches von einem Siebenzigender herrühre. Dieser Hirsch

[1] Wenn die alten Hirsche ihre Geweihe verloren haben, so ziehen sie sich alsbald an einen sichern Ort zurück, und verbergen sich sorgfältig an Stellen wo sie sich Wasser und stärkende Nahrung, Getreide oder Erbsen, verschaffen können. Die jungen Hirsche hingegen verstecken sich erst nachdem sie ihr drittes Geweih getragen haben. (Nicolas Cox.)

soll von der Hand des ersten Königs von Preußen getödtet und dem damaligen Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, August I, geschenkt worden seyn, zu einer Zeit wo Polen in Europa noch eine unabhängige Stellung behauptete und dem zweiköpfigen Adler der Nachfolger Peters des Großen noch nicht zur Beute geworden war.

Um auf das Normalgeweih des Hirsches zurückzukommen, so müssen wir wiederholt bemerken daß es nicht immer an jedem Horn eine gleiche Anzahl „Enden" hat. Diese Verschiedenheit führt denjenigen oft irre welcher, ohne in diese Geheimnisse vollkommen eingeweiht zu seyn, eine Schilderung desselben geben will. Die Geweihe sind in Wirklichkeit zahlreichen Wechseln unterworfen. Man muß eine Menge Zwischenfälle berücksichtigen, welche Störung in den Organismus bringen, und ernste Nachtheile verursachen. Dahin gehört die gewaltsame Verhinderung an der Fortpflanzung des Geschlechts, oder selbst jede die Schwächung dieser Fähigkeit bedingende Verletzung. Man behauptet ferner daß, wenn zur Zeit in welcher das Hirschgeweih seine volle Ausbildung erreicht hat, ein Unfall, freiwilliger oder unfreiwilliger Art, eintritt, das Thier dasselbe nicht mehr abwerfe. Ereigne sich ein solcher zur Zeit der Entblößung des Kopfes, so vertrockne die Quelle des Geweihs auf immer; finde er zu der Zeit statt in welcher die Secretion vor sich gehe, so stehe die Entwicklung der Hörner plötzlich still, und das Geweih bekomme ein zwerghaftes, verkrüppeltes und mangelhaft geformtes Ansehen. Man geht noch weiter. Man sagt daß eine Halbverstümmelung nur eine Halbwirkung hervorbringe, d. h. daß nur die eine der Seiten des Geweihs ihre gewöhnliche ornamentale Schönheit erlange.

Derartige Unfälle sind indeß nicht das einzige was dem unterscheidenden Merkmal des Männchens Eintrag thut. Es leidet unter jeder ernsten Störung des Organismus. So bekam ein Hirsch, der, vor der Einführung der Dampfschifffahrt auf dem atlantischen Ocean, unter den ungünstigen Umständen einer langen und beschwerlichen Fahrt aus Canada nach Europa gebracht wurde, nur ein armseliges, mit zwei kümmerlichen Enden versehenes Paar Geweihstangen, während dasselbe Thier später, nachdem es sich von seinen Strapazen erholt, ein prächtiges, ungemein großes Geweih erzeugte, gleich als habe die Natur ihm die frühere Verkümmerung in reichlichem Maß ersetzen wollen.

Will man sich die Mühe nehmen den Kopf eines im Augenblick der vollen Ausbildung seines Geweihs getödteten Hirsches zu zergliedern, oder nur zu studieren, so wird man sich überzeugen können daß die Hörner die Fortsetzung der äußern Schale des Hirnschädels sind, und daß der sammetartige Ueberzug welcher diese Hörner umgibt, ebenfalls an die Bedeckungen des Kopfes angewachsen ist. Will man sich auf leichtere Weise belehren, so begebe man sich nach Lincoln's-Inn-Fields, und untersuche dort, im Hunter'schen Museum, eine Abtheilung des Stirnknochens und der Basis eines fast vollständig ausgewachsenen und in den Physiological Series des Prof. Owen (der jetzt zum Glück für die Wissenschaft an der Spitze der naturhistorischen Abtheilung des brittischen Museums steht) genau beschriebenen Rothhirschgeweihs.

Ist der Hirsch einmal mit einer sichern Schutz- und Trutzwaffe versehen, so verläßt er sein Versteck und baut auf seine Kraft. Er ist dann ein herrliches Geschöpf. Er wandert den übrigen Theil des Sommers weidend herum, und stärkt sich durch die besten Aeßungen und die fettesten Kräuter, bis im September die Schilddrüse (glans thyroidaea) hervorragend zu werden beginnt. Getrieben durch den Sporn welcher alle Wesen der Erfüllung der göttlichen Ordnung entgegenführt, stößt der Hirsch nun jenen Ton aus den man mit dem Ausdruck röhren bezeichnet. Zwei Monate lang beherrscht ihn der Naturtrieb, er hat keinen andern Gedanken als die Fortpflanzung seines Geschlechts, und scheint von wahrer Wuth besessen. Er verliert seine natürliche Schüchternheit, und zeigt sich kampfbereit gegen alles was ihm in den Weg kommt, den Menschen selbst nicht ausgenommen, dessen Gegenwart er zu jeder andern Zeit fürchtet. „In dieser Zeit, sagt Cox, frißt er sehr wenig, nährt sich nur von dem was er findet,[1] besonders von rothen Schwämmen, und spürt überall den Hindinnen nach. Er ist dergestalt erhitzt, daß er, sobald er Wasser wahrnimmt, hinläuft und sich hineinstürzt." In dieser Zeit haben auch jene Kämpfe stattgefunden welche der unnachahmliche Pinsel Landseers uns mit so gefühlvoller und rührender Wahrheit, unter den Titeln Challenge, Night and Morning, dargestellt hat.

„Wenn der Hirsch hochgewachsen ist, sagt Cox, so sieht er sich nach allen Seiten um, und sucht sich zu überzeugen ob niemand in der Nähe ist um seine Liebesaugenblicke zu stören. Bei seinem Anblick wird der jüngere oder minder starke von Furcht befallen, und ergreift alsbald die Flucht; sind zwei Nebenbuhler aber so stark daß sie ihre Kräfte messen können, so steht eine Schlacht bevor; wie die Stiere werfen sie mit ihren Füßen gewaltsam die Erde hinter sich, und stoßen mit solcher Wuth aufeinander daß das Getöse ihrer Stöße auf mehr als eine halbe (engl.) Meile hörbar wird. Beide Kämpfer scheinen nur den einen Zweck zu haben: den Gegner niederzuwerfen. Ist dieß gelungen, so macht der Sieger sein Geweih frei und versetzt dem Feinde den Todesstoß. Die Hindin sieht diesem Zeitvertreib von ihrem Platz aus geruhig zu, weil sie sich als die dem Sieger gebührende Belohnung betrachtet."[2]

Die Jäger ziehen aus dieser kriegerischen Stimmung zuweilen Nutzen. Zu diesem Ende richtet man, ehe der Hirsch seine volle Kraft erlangt hat, ein kräftiges Exemplar zum Eindringen in die Burg desselben und zur Aufreizung zum Kampf ab, in den er sich auch ungesäumt einläßt. Der wilde Hirsch sucht die Verletzung seines Asyls mit solcher Hitze zu bestrafen, daß er die Annäherung des Jägers, der sich hinter ihn schleicht und ihm mit dem Hirschfänger verrätherisch die Kniekehle abschneidet, nicht bemerkt. Der gezähmte Hirsch soll eine barbarische Freude an den Tag legen,

---

[1] Als ob er sich zu andern Zeiten von dem nährte, was er nicht fände!

[2] Diese weibliche Gelassenheit kommt nicht bloß der Hindin zu; man findet sie auch bei der Löwin in einem noch grausamern Grade. „Es ist nicht selten, sagt Jules Gerard, daß man eine dieser „Damen" von drei oder vier Prätendenten begleitet antrifft, die sich so lange aufs äußerste bekämpfen bis die Löwin, gelangweilt darob daß es ihren Bewerbern nicht gelingt sich für sie zu erwürgen, sie zu einem alten großen Löwen führt . . . Ist der Platz einmal frei, so schüttelt das edle Thier geräuschvoll seine Mähne, und legt sich neben die Löwin nieder, welche, als erstes Unterpfand ihrer Liebe, mit träger Miene die im Kampf um ihren Besitz davon getragenen Wunden leckt." Weiterhin fügt er bei: „Im Anfang des Kampfes legte sich die Löwin auf den Bauch, und bezeugte bis ans Ende, mit der Spitze ihres Schweifes, das Vergnügen das sie beim Anblick der zwei Löwen empfand die sich um ihretwillen erwürgten."

wenn er sein Opfer fallen und blutend zu seinen Füßen verenden sieht.

Wie die Mause, tritt die Brunstzeit bei den alten Hirschen früher ein als bei den jungen. Ist sie eingetreten, dann wehe dem jungen Unbesonnenen der sich beikommen läßt die Domanialgränzen des stolzen Herrn dieser Orte zu überschreiten. Nach Verlauf von vier bis sechs Wochen aber werden alle wieder ruhig. Jeder gräbt dann aus Sehnsucht nach Ruhe ein Loch in die Erde, und richtet darin sein einsames Lager her. Nicolas Cox zeigt sich hier nicht sehr höflich gegen den Monarchen der Jagdparke. „Sie stinken wie die Ziegen, sagt er; ihr Gesicht wird schwarz: sie bleiben vereinzelt bis zur Regenzeit, wo sie zu ihren Fraßen zurückkehren, und wieder truppweise zu leben anfangen wie früher."

Unsere Welt hat nichts dauerndes, und auch der Hirsch ist, wie alles andere, diesem verhängnißvollen Gesetz unterworfen. Die physische Kraft, wenn sie in ihrer Blüthe nicht schon durch die Hunde, die Strapazen oder das Blei geschwächt worden, nimmt nachgerade ab. Die anfänglich so kräftige Leibesbeschaffenheit des Thiers wird gebrechlich; seine Zähne nützen sich ab, und zerreiben das Futter nicht mehr dessen der Körper bedarf; das Geweih bezeugt die Hinfälligkeit seines Trägers; mit der Abnahme der Körperkräfte schwindet auch der Muth, und bald wird der Hirsch, einstmals der unumschränkte Gebieter der Wälder, einer ihrer demüthigsten Bewohner. Wenn er seinen ehemaligen Ruhm lange überlebt, so wird sein Geweih ein armseliger Gegenstand. Man hat Hirsche gesehen deren Zähne bis auf das Zahnfleisch herunter abgenützt waren, und deren Geweihe, einst der Stolz und Schrecken der Heerde, kaum zur Höhe ihrer ersten Augensprossen reichten.

Nicolas Cox trägt seine Kenntnisse in der Naturgeschichte des Hirsches gern ein wenig zur Schau, und sagt daher seinen Lesern wie sie einen alten Hirsch an den Läufen (d. h. den Füßen), an den Eintritten (entrées), den Fußtappen, den Fährten, den Losungen und dem Gefege zu erkennen vermögen — Kenntnisse welche, selbst im Jahr der Gnade 1858, keineswegs zu verachten sind. Wir wollen hier nur von den Läufen und den Geweihen sprechen.

Soll man zuvörderst sich ein Urtheil bilden nach den Läufen, so untersuche man die Fußstapfen sorgfältig. Nie überschreitet beim Gang eines alten Hirsches der hintere Fuß den vordern, was bei einem jungen stets der Fall ist; wenn außerdem von zwei sonst ziemlich gleichen Fußstapfen die eine lang, die andere rund ist, so gehört die erstere einem ältern Thier an. In gebirgigen oder steinigen Ländern ist die Fußstapfe nie genau abgedrückt, weil der Hirsch mit dem hornigen Theil seiner Läufe auftritt. In ebenen Gegenden, mit weichem und sandigem Boden, stützt er sich auf die Hacken, welche durch das Gewicht des Körpers gedrückt, auseinandergetrieben und so größer und breiter werden. Es liegt hierin also ein Mittel das Alter des Hirsches zu schätzen.

Man erkennt den Hirsch ferner am Gefege. Je älter er ist, desto mehr beeilt er sich zu fegen, und desto mehr sucht auch das Thier die starken und hohen Bäume auf, welche fähig sind dem Drucke seines Kopfes Widerstand zu leisten. Die jüngern wählen hiezu schwächere und niedrigere Bäume. Das Gefege gibt ferner einen Fingerzeig auf das Versteck des Hirsches; denn ehe er sich dahin zurückzieht, fegt er stets zuvor.

Wenn die Hindin trächtig ist, trennt sie sich auf ungefähr acht Monate von dem Hirsch, bis sie sich ihrer Bürde entledigt hat. Sie wirft gewöhnlich nur Ein Junges, selten zwei, welches sie dann unter dichtem Gebüsch sorgfältig versteckt. Das Junge, auf den Seiten und dem Rücken fast stets weiß gefleckt, kommt gewöhnlich im Monat Mai zur Welt, wenn das Gras in vollem Safte steht, und die Mutter dadurch reichlichen Milchzufluß gewinnt.

Hrn. Cox zufolge spart die Hindin keine Sorge in der Erziehung ihrer Leibesfrucht, weil sie weiß daß diese die Bestimmung hat gejagt zu werden. Zeigt sich das Junge nicht sehr gelehrig, oder sucht es abseits zu gehen, so straft sie es mit ihren Vorderläufen so lange bis es unterwürfig wird, und bei ihr bleibt. Während des Sommers läßt sie es häufig hinaus, und gibt ihm Anweisung im Laufen, im Ueberspringen der Gebüsche, der Steine, der Gesträuche, so wie in der Vertheidigung gegen die Hunde.

Dieß ist die unaufhörliche Beschäftigung der aufmerksamen und schüchternen Mutter, wenn sie in ihrem Lager nicht von Wilddieben beobachtet worden ist, welche, die Einfangung eines gut genährten Jungen nicht verschmähend, sie zuweilen in der Ausübung ihrer interessanten Vormundschaft stören. Selborne-White schrieb an Pennant, er habe einmal einige dieser saubern Leute die Großthaten ihrer Jugend erzählen hören; so z. B. erwähnten sie daß sie eine trächtige Hindin verfolgt um ihr Lager kennen zu lernen und sich, wenn sie geworfen, des Jungen zu bemächtigen, dessen Klauen sie mit einem Messer beschnitten hätten um es am Entlaufen zu hindern, und bis zur geeigneten Tödtungszeit aufzubewahren; ferner erzählten sie, sie hätten nächtlicherweile einmal auf einen ihrer Nachbarn, den sie für einen Hirsch gehalten, mit Kugeln geschossen, und was dergleichen Bravourstückchen mehr sind. Einer von ihnen verlor bei einer solchen Gelegenheit sogar seinen Hund. Einige Bursche, sagte er, welche muthmaßten es sey ein frisch getödtetes Junge in einem dichten Farrengebüsche hinterlegt worden, begaben sich mit einem Leithunde dahin, in der Absicht sich des kleinen Thieres zu bemächtigen, als plötzlich die Hindin, mitten aus dem Gebüsch hervorstürzend, mit den vereinigten vier Läufen einen gewaltigen Sprung machte, auf den Rücken des Hundes herabfiel, und diesem an zwei Stellen das Kreuz zerbrach.

Die Hirsche, sagt man, leben sehr lange; Cox ist genauer; ihm zufolge erreichen sie, Männchen wie Hindinnen, gemeiniglich hundert Jahre und darüber. Wenn wir dagegen unsere eigene, mit der allgemeinen Meinung in Uebereinstimmung stehende Erfahrung ins Auge fassen, so dürfte die mittlere Lebenszeit eines Hirsches zwanzig bis dreißig Jahre betragen, ungerechnet natürlich diejenigen dieser Thiere deren Lebensprincip, wie bei andern, eine weit größere Widerstandskraft zeigt. Es ist anerkannt daß der Hirsch nach zehn Jahren nicht mehr jung ist, daß er anfängt abzunehmen, und daß die ersten Anzeichen seiner Hinfälligkeit sich an der Geweihstange kundthun, welche ihre Höhe und Rundung verliert, und wankend und schwach wird.

Ueber Krankheitsformen in den Tropenländern.

(Fortsetzung.)

Fieber und Entzündung.

Obschon in der neuern Zeit einige geistreiche, oft aber mehr spitzfindige Erklärungen der Fiebersymptome gegeben wurden, so schien mir doch keine hinreichend um dem Arzt am Krankenbett eine Anleitung zu geben die verschiedenen anormalen Lebenserscheinungen bei den Fiebern zu erklären, und darnach die Krankheit mit Mitteln zu bekämpfen deren Wirkung sich humoralphysiologisch erklären läßt, und nicht bloß ein empirisches Mittel anzuwenden, welches in den Grundelementen der Krankheit nichts und höchstens nur die Symptome verändert. Das Gesagte gilt nicht von Wechselfiebern allein, sondern ist auf alle Fieber anwendbar. Damit sey aber nicht behauptet daß nicht fernere Experimente und Beobachtungen, besonders an Kranken, bessere Aufklärung geben werden als ich sie erhalten konnte. Um mich aber für die Zukunft bei der Beschreibung der einzelnen Krankheiten zu verstehen, ist Ihnen die Kenntniß meiner Ansicht absolut vonnöthen.

Fieber ist das Bestreben des Organismus eine Blutreinigung einzuleiten, oder mit andern Worten, die Blutmasse von solchen Stoffen zu befreien die in Folge der erlittenen Umsetzung aus dem Organismus durch den Stoffwechsel schon eliminirt seyn sollten, um nicht durch längeres Verweilen in demselben fernere Umsetzung, die eigentlich schon Zersetzung, und in höherem Grade Verwesung wird, zu erleiden und auf die ganze Blutmasse solche Processe zu übertragen.

Ich ziehe hier nur solche Blutalterationen in Betracht, die 1) durch Unterdrückung irgend einer Secretion entstehen, wie beim rheumatischen Fieber, wo durch aufgehobene Transspiration der zur Ab- und Aussonderung geeignete Schweißstoff durch sein längeres Verweilen in der Blutmasse schon eine weitere Umbildung erleidet, oder 2) durch schon verdorbene und oxydirte, oder dem menschlichen Organismus nicht zusagende Nahrung, oder durch unvollkommene Assimilirung der Nahrungsmittel schon vorzeitig umgesetzte, oder zu solch vorzeitiger Umsetzung geneigte Stoffe in die Blutmasse gelangen, woraus dann die Dyskrasien entstehen, oder 3) durch Miasma oder Contagium enthaltende Luft, welche, mit der Blutmasse in Vermischung gerathen, eine anormale Blutbereitung einleitete, woraus die Epidemien entstehen, oder 4) in das Blut durch Auffaugung gelangtes Contagium, wie bei Syphilis.

Ich abstrahire hier von den reinen Vergiftungen durch mineralische oder vegetabilische Ingredientien, wo das Blut gerade nicht zersetzt, aber doch zur Ernährung der Nerven untauglich wird, so daß sie selten dadurch zur normalen Function geeignet sind.

Der Organismus bewerkstelligt die Blutreinigung durch vermehrten Blutandrang nach einem oder mehrern Organen zu gleicher Zeit, die Blutmasse oscillirt, kömmt in lebhaftere Bewegung, schwankt von der Peripherie nach dem Centrum und umgekehrt, und wobei mit der Strömung der Blutwelle vermehrte oder verminderte Wärme empfunden wird, bis sich die Congestion fixirt und die Capillargefäße durch das mit heterogenen Stoffen geschwängerte Plasma ausgedehnt werden und die Blutbewegung in ihnen steckt. Das congestionirte Organ erleidet eine Umbildung, und meiner Meinung nach bilden sich neue Capillargefäße, um den im Blute enthaltenen fremdartigen Stoff absondern zu können. Diese Fixirung der Congestion und die Umänderung der absondernden Membranen nennt man Entzündung. Erlauben Sie daß ich dieß durch ein Beispiel anschaulich mache, das mir beinahe täglich vorkömmt sowohl im acuten als chronischen Grade. Bei unterdrücktem, schon vorher anormal vermehrtem Fußschweiße bilden sich die bekannten Fiebererscheinungen aus, je nach dem Grade heftiger oder schleichender; durch die wiederholten Congestionen ändert sich die Trachealschleimhaut um, damit selbe mit dem normalen Schleimstoffe auch die Stoffe mit entleeren könne, natürlich in anderer Verbindung und Umsetzung, welche früher an den Füßen abgeschieden wurden. Wird dabei die früher bestandene Fußtransspiration wieder hergestellt, so ist die anormale Absonderung und sogenannte Entzündung in der Luftröhrenschleimhaut bei gehöriger sogenannter kritischer Schleimabsonderung bald verschwunden. Geschieht aber die Restituirung der Fußschweiße nicht, so wiederholen sich die Congestionen täglich, oder die Fieberparoxysmen erscheinen alle Tage, und eben so die Entzündung, und also die Umänderung auch, durch welch letztere endlich Desorganisation der Luftröhrenschleimhaut und endlich selbst der andern Gebilde entsteht.

Die sogenannte kritische Absonderung geht aber nicht immer vor sich, woran das congestionirte Organ oder die heterogenen abzuscheidenden Stoffe die Schuld haben können. Manchmal entsteht Niederschlag der erwähnten Stoffe in den Geweben des congestionirten Organs, wo sie dann, wenn sie alle albuminhaltig sind, durch die bedeutend vermehrte Wärme gerinnen, was auch bei schleimhaltigen Stoffen durch den Einfluß der organischen Säuren geschieht.

Dieß nennt man Verhärtung, wenn das ergossene Depositum durch neue Congestionen, die aber viel gelinder sind, und meistens durch ableitende Behandlung nicht aufgesaugt und an einem dienlichern Orte ab- und ausgeschieden wird, z. B. Hodenentzündung, Anschwellung und Verhärtung nach unterdrücktem Tripper.

Es kann aber auch der Fall eintreten daß das congestionirte Organ gewisse heterogene Stoffe kritisch zu eliminiren nicht geeignet ist; besonders wenn die zu eliminirenden Stoffe sehr kohlenstoffreich sind, so verzögert sich die Umbildung des congestionirten Organs, und der abzuscheidende Stoff erleidet bei der Durchschwitzung eine Zersetzung in Eiter, wobei aber die Durchschwitzungsmembran zerstört wird. Eine Art des M. B. diene als Beispiel hiezu. Durch die verminderte, und bei alten Leuten oft ganz unterdrückte Hautfunction entsteht Congestion nach den Nieren, und diese können auch lange Zeit die umgesetzten Schweißstoffe theilweise mit dem Urin ab- und aussondern; tritt aber eine Leberkrankheit dabei ein, so daß die Gallensecretion bedeutend dabei beeinträchtigt ist, so sind die Nieren nicht geeignet auch die vorwiegend kohlenstoffhaltigen Theile der Galle, die ihnen durch Congestion zugeführt werden, mit dem Urin kritisch zu eliminiren; die kohlenstoffigen Materien werden in Eiter zersetzt und schwitzen durch, wobei aber die die Harncanälchen auskleidende Membran zerstört wird.

Aus diesem allen geht hervor daß Entzündung die Folge des Fiebers ist, oder daß das Fieber das Bestreben, die Entzündung

aber der Act ist, heterogene im Blutplasma angehäufte Stoffe aus der Circulation zu eliminiren.

Epidemiologie.

In den ersten 15 Jahren meines Aufenthalts in Brasilien hätte ich nie geglaubt daß ich dem Entstehen der Epidemien so nachforschen würde als ich es jetzt seit 15 Jahren gethan habe, und doch ist dieses ein so weites Feld daß kein Menschenleben hinreichen wird um dieser Grundbedingung zur Heilung der epidemischen Krankheiten ganz auf die Spur zu kommen, und eben deßwegen soll es jedem denkenden Arzte verstattet seyn seine Beobachtungen und die daraus gezogenen Resultate bekannt zu machen, selbst wenn vielleicht frühere von andern angestellte Beobachtungen manches als irrig bezeichnen.

Die meisten Laien und viele Aerzte glauben noch heutigen Tags daß zu gewissen Zeiten in der atmosphärischen Luft ein Stoff enthalten sey, welcher eingeathmet das Blut eben so vergifte wie Arsenik der in dasselbe eingeführt wurde; deßwegen hat man auch vergeblich nach solchen Stoffen im Blute der an Epidemien Erkrankten oder Verstorbenen gesucht.

Meine Meinung, die ich selbst durch angestellte und lange Zeit unterhaltene Gährungsversuche mit Zusetzung von Zersetzungs- und Verwesungsstoffen bestätigt fand, ist folgende:

Die Epidemien entstehen durch Miasma welches, durch die Respiration in die Blutmasse geleitet, die Blutbereitung alterirt und gewöhnlich in dem von der Epidemie befallenen Körper ein auf andere Organismen übertragbares Contagium entwickelt. Die Miasmen alle scheinen Wasserstoffgase zu seyn, die als Zersetzungsproducte mit andern Stoffen verbunden aus der Erde, dem süßen Wasser oder dem Meere und seinen Ufern ausdünsten.

Die Epizootien, die den Epidemien vorhergehen, wo die kleineren oder dem Ausdünstungsherde näheren Thiere das krankhafterregende Agens zuerst durch die Respiration aufnehmen, wie auch die Beobachtung, daß Gewitter, Orkane und anhaltende Stürme den schon ausgebrochenen Epidemien keinen Einhalt thun, lassen diese Effluvien aus der Erde oder dem Meere vermuthen; ferner habe ich schon früher in der Epidemiologie von Rio de Janeiro [1] nachgewiesen daß das gesündeste Land der Welt, wo, Masern und zeitweise durch den Sklavenhandel von der Küste von Afrika eingeschleppte gemäßigte Blatternepidemien ausgenommen, man keinerlei andere Epidemie und den Scharlach nicht einmal dem Namen nach kannte, in den letzten 15 Jahren fünf neue bisher ungekannte Epidemien erlitt, wovon sich die eine bereits endemisch festgesetzt hat und im Sommer bei vermehrter Meeresausdünstung und rascherer Zersetzung der animalischen Seeproducte an den flachen Ufern, jedesmal als heftige Epidemie auftritt, und gerade seit dieser Zeit der Druck der Atmosphäre bedeutend und wie es scheint für immer abgenommen hat, so daß die Erde und das Meer zur stärkeren Ausdünstung geeignet wurden. Dabei ist aber auch noch zu bemerken daß je mehr der Barometer sinkt, desto mehr erhebt sich der Thermometer, so daß sich periodisch bei der Zusammenstellung die Spitzen beider so zu sagen berühren; nun ist doch augenscheinlich daß je höher der Thermometer steht die organischen und anorganischen Stoffe desto mehr Zersetzung erleiden, und je geringer der Druck der Atmosphäre ist, desto mehr sich die Zersetzungsgase erheben werden. Wenn man die Phase des Barometers und Thermometers zusammenstellt, und eben so die Sterbefälle nicht nur während einer zufällig herrschenden Epidemie, nicht nur der epidemischen sondern auch der sporadischen Krankheiten, so ist der Einfluß in die Augen fallend. Es ist allgemein bekannt daß die Cholera im Granitboden sich nicht oder kaum ausbreitet, im Alluvialboden aber, und da besonders in den muldenartigen Vertiefungen sich häufiger und heftiger entwickelt. In tropischen Ländern beobachtet man daß in den feuchten Niederungen die Wechselfieber, im Sommer, und je trockner derselbe ist, desto häufiger, in höher gelegenen Gegenden aber im Winter sich entwickeln, wo mit Sonnenuntergang die Kühle ebenso schnell eintritt als die Nacht, und die aufsteigenden Erdausdünstungen nur wenige Fuß über die Erde sich erheben.

Bei längere Zeit anhaltenden Regen, wo also die Erde nur absorbirt und unbedeutend ausdünstet, beobachtet man in den Epidemien eine Remission. Im tropischen Lande ist es so, vom gemäßigten Klima behaupte ich es nicht.

Huminausdünstungen, besonders wo starke Verwitterung von Felsen stattfindet, scheinen in nicht daran gewöhnten Organismen Krankheiten zu entwickeln die sich dann ansteckend erweisen oder ein Contagium erzeugen. So ist es hier allgemein bekannt daß wenn Hühner oder anderes Geflügel von dem einige Stunden entfernten Gebirge nach der Niederung gebracht werden, wo viel Verwitterung stattfindet, selbe, sey die Jahreszeit welche sie wolle, von der sogenannten Pest oder einer Blutzersetzung und Gasentwicklung in der Leber, so daß diese wie ein Schwamm anschwillt, befallen werden, schnell wegsterben und die schon vorhandenen oder schon acclimatisirten anstecken, so daß in 10—12 Tagen alles Geflügel in einer Gegend rundum ausstirbt. Glücklicherweise hat die Speculation schon ein Prophylacticum dagegen entdeckt; man gibt nämlich den Thieren wie sie vom Gebirge kommen, die Blätter vom abgebrühten grünen Thee (Tannin und Eisen) zu fressen und in das Trinkwasser etwas Kochsalz.

Nun fragt es sich aber wie wirken die Miasmen und Contagien auf die Blutbereitung? Meinen Beobachtungen zufolge ist der Proceß folgender. Alle eingeathmeten Gase, die von Zersetzung und Verwesung organischer und anorganischer Körper herrühren, besonders aber meiner Beobachtung zufolge die verschiedenen Wasserstoffgase, üben schon während des gährungsartigen Umänderungsprocesses von venösem in arterielles Blut einen Krankheit erzeugenden Einfluß aus, welcher aber erst durch das Contagium bei vielen Individuen zu einer bestimmten Art von Krankheit, zu einer Epidemie gestempelt wird. Was Contagium ist denke ich mir, ohne eine genaue Erklärung geben zu können. So z. B. werden Reisende im Innern Brasiliens von einem sogenannten Cameraden begleitet, und ehe sie noch an die Stelle kommen wo man nichts als die Spur von angezündetem Feuer sieht, weiß er schon, ob Botocuden oder entflohene Schwarze einige Tage vorher hier gehaust haben. Und dieses durch den eigenthümlichen Geruch der jeder Race eigen ist. Es mag auch von jedem für Fabel gehalten werden, allein als ich

[1] Veröffentlicht in den Münchner medicinischen Blättern 1857.

einen Schwarzen an Schlangenbiß behandelte, hatten sich die Schmerzen schon gelegt; als die Frau des Hauses kam um ihn zu trösten, fieng er von neuem an furchtbar über Schmerzen im ganzen Schenkel und Rücken zu klagen. Ein alter Mann sagte der Frau sie möge sich zurückziehen, denn sie sey menstruirt, und wenn sich eine menstruirte Person nähere, so exacerbirten die Schmerzen und der Gebissene könne draufgehen, denn es trete Corrupçao oder Blutverderbniß ein. Später beobachtete ich dieses Phänomen noch einmal. Es hatte sich bei dem Abgraben einer sehr bewohnten Straße in einer Vertiefung mit viel animalischen Stoffen geschwängerte Flüssigkeit angesammelt, die bei der tropischen Sonnenhitze schnell in Zersetzung und Verwesung übergieng. In allen naheliegenden Wohnungen erschienen viele verschiedene Krankheiten: einige Personen bekamen Wechselfieber, die zur Rose geneigten wurden von der Rose befallen, einige litten an gastrischem Fieber, und wieder andere bekamen Eruptionen auf der Haut, es fehlte hier das Contagium um bei allen eine und dieselbe Krankheit zu entwickeln. Die eingeathmeten Wasserstoffgase erzeugen in der Blutmasse eine verfrühte Umsetzung von Stoffen, die erst später bei der fernern normalen Umbildung von Bluttheilen stattfinden sollten, und bei diesem anormalen Umbildungsprocesse immer schon frühzeitiger der letzten Umbildung oder Zersetzung nahe gebracht werden. Besonders ist hier die Bildung von organischen Säuren und Zersetzung der Proteinstoffe in Schleim, ehe solche zur Ausscheidung gelangen, bemerkbar. Dadurch bildet sich aus Essigsäure Metacetonsäure, aus Milchsäure durch Zersetzung von Proteinstoffen Buttersäure, selbst Ameisensäure entwickelt sich durch die Zersetzung der organischen Stoffe, deren Producte als Ammoniak mit der Ameisensäure eine Verbindung eingehen und durch fernere Umbildung in Blausäure übergehen, und so wirken diese Zersetzungsproducte einestheils als corrosive, das anderemal als blutzersetzende Gifte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Maximaltarif Diocletians.

Unter den inschriftlichen Documenten, die aus dem Alterthum erhalten sind, ist eines der interessantesten und wichtigsten das sogenannte Preisedict Diocletians (de pretiis rerum venalium), ein Tarif mit Maximalpreisen für mehrere hundert Verkaufsgegenstände, Lebensmittel und Waaren, sowohl Rohstoffe als Fabricate, und Tagelöhne verschiedener Arbeiter. Der Werth dieser Urkunde für die Geschichte der Preise wird allerdings (abgesehen von ihrem fragmentarischen Zustand) dadurch bedeutend geschmälert daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist die Münzeinheit sicher zu bestimmen, in der die Preise angegeben sind. Indessen gibt die Vergleichung derselben unter einander immerhin willkommene Aufschlüsse über die relative Schätzung der Waaren und Arbeiten; sodann lassen uns die specificirten Angaben des Edicts manchen Blick in die Zustände des Handels, der Fabrication und des Handwerks jener Zeit werfen. Endlich ist es interessant diese Verfügung als das erste genau bekannte Beispiel jener legislatorischen Kurzsichtigkeit zu betrachten, die zur Beseitigung einer Theurung gerade die Maßregel ergreift welche die Noth bis zum unerträglichen steigert.

Eine lateinische Chronik gedenkt im Jahr 302 dieser Maßregel (unrichtig, denn sie fällt in das Jahr vorher) mit den naiven Worten: „In diesem Jahr verordneten die Kaiser Wohlfeilheit.“ Etwas ausführlicher erwähnt sie der unbekannte christliche Verfasser der Schrift, „über die Todesarten der Christenverfolger“: „Nachdem Diocletian durch mannichfache Unbilden eine ungeheure Theurung hervorgebracht hatte, versuchte er die Verkaufspreise durch ein Gesetz zu bestimmen. Damals wurde wegen geringfügiger und werthloser Dinge viel Blut vergossen (da nämlich auf Uebertretung des Maximums Todesstrafe gesetzt war), wegen der allgemeinen Angst kam die Waare nicht zum Vorschein, und die Theurung verschlimmerte sich um vieles, bis das Gesetz, nachdem es vielen den Untergang gebracht hatte, wieder aufgehoben werden mußte.“ Dieß ist die einzige Nachricht von den Folgen des Edicts, die man sich freilich nach der Analogie des vom Nationalconvent erlassenen Maximums vorstellen könnte. Schwerlich hat das Edict bis zur Thronentsagung Diocletians (1 Mai 305) Gültigkeit behalten, keinesfalls aber länger. „Nach ihm, sagt der neueste Herausgeber und Erklärer der Inschrift, Th. Mommsen, hat Julian für Antiochia noch einmal ein ähnliches Edict erlassen, aber auch dieser Versuch scheiterte nicht minder schnell und vollständig, indem nicht bloß was bisher theuer gewesen war nicht wohlfeil, sondern vielmehr was bisher wohlfeil gewesen theuer ward und alle Läden sich schlossen. Da ließ der Kaiser den Dingen ihren Lauf und schrieb eine Satire gegen die Unvernunft seiner Unterthanen.“

Der Erlaß des Edicts setzt eine verzweifelte Noth voraus; in der ausführlichen Motivirung erhalten wir darüber noch einige nähere Aufschlüsse. Nach Mommsen wäre das Gesetz nur in den von Diocletian selbst regierten Provinzen (dem Orient) publicirt worden, obwohl seine drei Mitregenten im Eingang mitgenannt sind. Dafür spricht daß die sämmtlichen Fabrikorte, die bei den Leinenwaaren namentlich angegeben sind (als Laodicea, Alexandria, Damascus ꝛc.) im Orient liegen, und daß die orientalischen Waaren überwiegen, von occidentalischen kommen nur italische Weine, und Schinken und Würste aus Unteritalien vor. Auch die angeführte Schrift über die Todesarten der Christenverfolger, welche die Maßregel dem Diocletian ausschließlich beilegt, ist in Kleinasien geschrieben. Endlich sind die sechs bis jetzt bekannten Fragmente des Edicts sämmtlich in Provinzen Diocletians gefunden. Davon sind vier Bruchstücke des lateinischen Originals. Eines, in Aegypten gefunden, befindet sich jetzt zu Aix in Frankreich, ein zweites (von 23′ 4″ Breite, 9′ Höhe) ist eingehauen an der Außenwand eines marmornen, vorn mit Säulen geschmückten Gebäudes, vermuthlich des Rathhauses von Stratonikea (Eski-Hissar) in Karien. Das dritte ist in Aezani (Tschaw-dur-hissar) in Phrygien, das vierte in Mylasa in Karien. Außerdem existiren noch zwei Fragmente einer griechischen Uebersetzung, das eine eingemauert in der Thür der

Kirche des Hagios Jannis in Gerouthrä (jetzt Gerasi) in Lakonien, das andere auf einem grüngestreiften Marmorblock in der Kirche Hag. Panteleimonos Paleochora in Karisto auf Euböa. In der Regel wurden kaiserliche Erlasse nur lateinisch ausgefertigt, doch an kleinen Orten, wie den beiden zuletzt genannten, wo es an Kunde des Lateinischen gänzlich gebrach, hat man, wie wir sehen, griechische Uebersetzungen gestattet. Inwiefern diese officiell waren, wissen wir nicht, jedenfalls enthalten sie lächerliche Mißverständnisse (aus Senatorenstiefeln sind z. B. Jägerstiefel gemacht, weil der Uebersetzer caligae venatorum statt senatorum las), und scheinen von einem des Griechischen nicht völlig kundigen Römer herzurühren.

Wir lassen nun den Eingang des Edicts in möglichst treuer Uebersetzung folgen, der die Motivirung in dem damals üblichen schwülstigen und pomphaften, oft bis zur Unverständlichkeit geschraubten Kanzleistyl enthält. Die vier regierenden Kaiser werden zu Anfang mit all ihren Beinamen und Titeln aufgeführt, welche vierzehn Druckzeilen füllen. Hierauf heißt es wie folgt:

Die Ehre des Reichs und die Würde und Majestät Roms erheischen daß die über unsern Staaten waltende Schicksalsmacht, der nächst den unsterblichen Göttern im Andenken an die von uns glücklich geführten Kriege der Dank gebührt, bei dem gegenwärtigen sichern und im Schooße des tiefsten Friedens ruhenden Zustand des Weltalls nun auch mit den Gütern des Friedens, um den mit vielem Schweiß gerungen worden ist, treulich ausgestattet und anmuthig geschmückt werde: indem Wir, die Wir mit Hülfe der göttlichen Gnade den räuberischen Einbrüchen der Barbarenstämme durch die Ausrottung der Nationen selbst Einhalt gethan haben, den für die Ewigkeit gesicherten Frieden nun auch vor den innern Schäden behüten. Denn wenn der Brandstoff der Habsucht, die, schrankenlos wüthend, ohne Rücksicht auf das menschliche Geschlecht, nicht in Jahren, Monaten oder Tagen, sondern in Stunden und selbst Minuten wächst und an Größe zunimmt, irgendwelche Zurückhaltung zügelte; oder wenn das Gemeinwohl diese Zügellosigkeit ihres Tobens ruhig zu ertragen vermöchte, durch die es vielmehr täglich auf das schlimmste verwundet wird, so hätte vielleicht Abwarten und Schweigen angemessen scheinen können, indem die allgemeine Geduld der Gemüther den abscheulichen Unfug und den bemitleidenswerthen Zustand erträglich gemacht hätte. Aber da die allgemeine Begierde der unbändigen Raserei keine Menschenliebe kennt, und bei den ruchlosen Räubern das Gebot der brennenden und in Flammen auflodernden Habsucht geachtet wird, von der Plünderung fremden Habs und Guts nicht aus freiem Willen, sondern nur gezwungen abzustehen, und weil alle, welche die äußerste Noth zur Wahrnehmung dieses elenden Zustandes getrieben hat, nicht länger die Augen verschließen können, so ziemt es Unserer Voraussicht, die Wir die Väter des menschlichen Geschlechts sind, diesen unerträglichen Zuständen durch ein Gesetz zu steuern, auf daß das lange gehoffte Heil, welches die Menschheit selbst nicht bewirken konnte, durch Maßregeln Unserer Vorsicht zum Besten aller verliehen werde.

Und zwar kommt die Fürsorge für diese Angelegenheit, wie die allgemeine Meinung anerkennt und das Zeugniß der Thatsachen laut bestätigt, fast schon zu spät, da Wir so lange die beschlossenen Maßregeln in der Hoffnung zurückgehalten haben, die der schwersten Vergehen überführte Menschheit werde sich, wie es nach den Satzungen der Natur zu erwarten war, von selbst bessern; indem Wir es viel zuträglicher erachteten, wenn die Spuren der unerträglichen Plünderung aus freien Stücken durch gemeinsame Erkenntniß eben derjenigen entfernt würden welche eine schwere Versündigung der grausamsten Unmenschlichkeit schuldig und zu Feinden aller gemacht, und die ihre geistige Verblendung täglich zu schlimmern Verbrechen und zum Frevel am Gemeinwohl getrieben hatte. Nunmehr aber ergreifen Wir unverzüglich die Maßregeln, die schon längst durch den Drang der Verhältnisse erheischt worden sind, und zwar sicher vor der Beschwerde daß der Eingriff Unserer Hülfe für unzeitig oder überflüssig, oder bei den Uebelgesinnten zu gering und unbedeutend erachtet werden könnte, welche Unser so viele Jahre hindurch beobachtetes Schweigen als Ermahnung zum Maßhalten hätten ansehen sollen, die sie aber nicht befolgt haben. Denn wer ist so abgestumpften Sinnes und dem Gefühl für die Menschheit so völlig entfremdet, daß er nicht wissen oder vielmehr selbst empfunden haben sollte, wie bei den verkäuflichen Dingen, die theils Gegenstände des Handels bilden, theils in dem täglichen Verkehr der Städte zum Umsatz kommen, die Zügellosigkeit der Preissteigerung so weit vorgeschritten ist daß die entfesselte Raubsucht weder durch die Fülle der Waare, noch durch den reichen Ertrag der Ernten gemäßigt wurde? Es ist bekannt daß jene Menschen die diese Art von Geschäften treiben, in fortwährender Angst auf Wind und Wetter achten, und in ihrer Schändlichkeit es nicht ertragen können daß durch die Gnade der Götter Aecker und Gefilde zur Hoffnung der künftigen Ernte befruchtet werden, da sie den Ueberfluß, der durch die Milde des Himmels hervorgebracht wird, für sich als einen Verlust an Vermögen ansehen. Die Rücksicht auf das Gemeinwohl, geliebte Unterthanen Unserer Provinzen, fordert, daß der Habsucht derer ein Ziel gesetzt werde die sich stets bemühen selbst göttliche Wohlthaten zu ihrem Gewinn zu benutzen, den allgemeinen Segen zu vermindern, und in unfruchtbaren Jahren mit der Aussaat Handel zu treiben, die, im Ueberfluß der größten Reichthümer prassend, von denen ganze Nationen gesättigt werden könnten, nach neuem Erwerb streben und blutsaugerische Zinsen eintreiben. Aber Wir müssen nunmehr die Gründe auseinandersetzen, die uns gedrängt haben eine zu lange festgehaltene Geduld fahren zu lassen, auf daß die Gerechtigkeit Unserer Maßregel erkannt werde (obwohl es schwer ist die auf dem ganzen Erdkreis wüthende Raubsucht durch besondere Ueberführung oder einzelne Thatsachen zu enthüllen), und die übermäßig habsüchtigen Menschen gezwungen seyen ihre eigene unbändige Begierde nach der Beschreibung und den Kennzeichen einzugestehen.

Es ist männiglich bekannt daß die dem Gemeinwohl nachstellende Frechheit überall, wo das Staatsinteresse verlangt daß unsere Armeen marschiren, nicht bloß in Flecken und Städten, sondern auf allen Heerstraßen durch den Schacher die Preise der Waaren nicht bloß um das vier- und achtfache, sondern so weit steigert daß die menschliche Sprache nicht hinreicht dieß Treiben zu schildern; daß zuweilen durch den Einzelverkauf einer einzigen Waare der Soldat seines Soldes und seiner Gratification beraubt wird; daß endlich die gesammte Beisteuer des ganzen Reichs zur Unterhaltung der Armeen zuletzt dem Gewinn dieser plündernden Speculanten zu gute kommt, so daß Unsere Soldaten den Lohn ihrer

Dienste den Räubern an der Gesammtheit als Tribut zu entrichten scheinen, damit diese Beutelschneider an ihnen und dem ganzen Staat so viel zusammenraffen können als ihnen gut dünkt. Durch alles dieses, was im obigen zusammengefaßt ist, haben Wir Uns mit Fug und Recht bewogen gefunden, da Uns schon die ganze Menschheit darum anzuflehen schien, zwar nicht die Preise der Waaren festzusetzen (was wir nicht für billig erachten, da einzelne Provinzen sich mitunter des Glücks einer erwünschten Wohlfeilheit und eines besondern Ueberflusses erfreuen), sondern für den Fall einer Theuerung (welche die Götter abwenden mögen) eine Gränze zu bestimmen, damit die Raubsucht, die bisher wie auf unbegränzter Fläche ins unendliche schweifte, nunmehr durch die Einfriedigung und Beschränkung Unseres Erlasses gehemmt und zurückgehalten werde. Wir verfügen also daß die Preise, welche der angehängte Tarif enthält, in Unserm ganzen Reich insofern eingehalten werden sollen daß niemand die Freiheit haben soll sie zu überschreiten. Dagegen wollen wir keineswegs an den Orten wo die Waare reichlich zuströmt, dem Segen der Wohlfeilheit Hindernisse bereiten, vielmehr haben Wir diese gerade im Auge, während Wir die obbemeldete Raubsucht unterdrücken wollen. Verkäufer und Käufer, welche die Häfen zu besuchen und fremde Provinzen zu bereisen pflegen, sollen, da auch ihnen wohl bewußt ist daß die durch den Drang der Theurung festgesetzten Preise nicht überschritten werden können, sich beim Einzelverkauf in allem nach den von Uns getroffenen Bestimmungen richten. Da nun auch bei Unsern Vorfahren die Gesetze in der Art erlassen worden sind, daß durch Furcht vor einer angedrohten Strafe die Frechheit im Zaum gehalten wurde (denn äußerst selten wird die menschliche Natur von selbst als gutthätig erfunden, und immer ist die Furcht die beste Lehrerin der Pflichten), so beschließen Wir daß wer sich gegen dieses Unser Gesetz aufzulehnen sich erkühnt, am Leben gestraft werde. Und niemand glaube daß dieß Härte sey, da es für jedermann leicht ist durch Gehorsam die Gefahr abzuwenden. Derselben Strafe aber soll verfallen wer aus Begierde zu kaufen der Habsucht des Verkäufers gegen das Gesetz Vorschub leistet. Endlich soll auch der nicht von Schuld frei erachtet werden, der nach dieser Maßregel nothwendige Waaren oder Lebensmittel, die er besitzt, bei sich zurückhält; denn noch schwerer muß die Strafe dessen seyn der den Mangel herbeiführt, als dessen der an dem Gesetze rüttelt. Wir ermahnen also Unsere treuen Unterthanen insgesammt, daß die zum öffentlichen Besten getroffene Einrichtung mit bereitwilligem Gehorsam und schuldiger Ehrfurcht beobachtet werde, besonders da Wir dadurch nicht bloß für einzelne Städte, Völker und Provinzen, sondern für die ganze Welt gesorgt haben. So wird man erkennen daß es nur äußerst wenige gewesen sind die zum allgemeinen Verderben gewüthet haben, deren Habgier weder die Länge der Zeit noch die Reichthümer denen sie nachjagten, sänftigen oder sättigen konnten."

Man wird sich nicht wundern in diesem Erlaß den Wahn zu finden daß die allgemeine Noth durch die Machinationen weniger Speculanten und Aufkäufer herbeigeführt ist. Auffallender ist die offenbare zögernde Scheu mit der Diocletian, obwohl im Besitz der unumschränktesten Gewalt die es je gegeben hat, zu dieser Maßregel geschritten ist. In den endlosen Wiederholungen derselben Motive, in der mehrmaligen Hinweisung auf die bisherige Langmuth der Regierung, in dem Bestreben die angeblichen Urheber der Theuerung möglichst schwarz zu malen, spricht sich deutlich das Bewußtseyn aus wie äußerst unpopulär das Gesetz seyn werde.

Die Preise des Tarifs sind angegeben in Denaren, aber nicht den gewöhnlichen römischen Silberdenaren, die lächerlich hohe, noch in Kupfereinern, die lächerlich niedrige Preise ergeben würden (z. B. vier gute Groschen als Maximum des Monatsgeldes für den Sprachunterricht). Nach Mommsen würde der Diocletianische Denar ungefähr einem guten Groschen gleich seyn. Bei dieser Berechnung ergeben sich immer noch sehr hohe Preise, wohl fünf- und sechsfache der gewöhnlichen, aber man muß bedenken daß dieß nicht Marktpreise seyn sollen, sondern höchste, nie zu überschreitende Preise im Fall einer Theuerung (was die Motivirung ausdrücklich sagt) und Münzentwerthung. Leider ist der Preis des Weizens, der den besten Maßstab geben würde, verloren; der Preis des ländlichen Taglohns ist außer Kost 25, der des Pfundes Schweinefleisch 12 Denar.

Der sehr sorgfältig disponirte Tarif ist durch die Fragmentirung der verschiedenen Exemplare nur bruchstückweise erhalten. Der erste Abschnitt enthält die Feldfrüchte, der zweite die Weine und andere Getränke. Die Weine sind in drei Classen getheilt: 1) sieben edle Sorten, z. B. Falerner, 2) überjähriger Wein, erste und zweite Sorte, 3) Landwein. Bier (cerevesia) ist halb so theuer als dieser letztere, eine andere Gattung (zythum) kostet sogar nur den vierten Theil. Außerdem wird abgekochter Most, Myrtenwein, Würzwein mit Pfeffer und Honig, Absinthwein, Rosenwein und andere versetzte Getränke angeführt. Dann folgen Zuthaten zu Speisen, als Oel, Honig, Brühe, Salz, Essig, dann Fleisch und Fettwaaren, unter den letztern ist Butter (buturum), wovon das Pfund im Preise (16 Denar) gleich ist dem Pfund Fleisch von einem saugenden Ferkel oder einem Wildschwein oder einer gemästeten Turteltaube oder einem Pfund besten italienischen Schweinpökelfleisches. Eine ungemästete Gans kostet 100, eine gemästete 200 Denar, dieselben Preise haben Fasanenhühner, während Fasanenhähne 125 und 250 Denar kosten. Der fünfte Abschnitt enthält Gartenproducte (Grünwaaren) nebst Eiern und Schnecken, Früchte mit Schafmilch und Käse. Diese Gegenstände wurden nach der Stückzahl verkauft, bei Grünwaaren und Obst ist öfter beste und zweite Sorte unterschieden.

Der interessanteste Abschnitt ist der siebente, der die Taglöhne enthält und uns die damals am meisten beschäftigten Handwerke und Künste, und das Verhältniß der Bezahlung für die einzelnen kennen lehrt. Bei den Arbeiten im Taglohn wird regelmäßig auch noch die Kost vom Arbeitgeber gegeben, dagegen nicht bei Monatssold (der für Unterricht in den meisten Gegenständen gezahlt zu werden pflegte), auch nicht bei der Stückarbeit, die bei Schuster, Schreiber, Walker und anderen Handwerkern den Maßstab der Bezahlung abgab. Zugleich sieht man hier welche Arbeiten im Hause des Arbeitgebers, welche in der Werkstatt des Arbeiters gethan wurden; z. B. arbeiteten Schneider und Näher für Kost und Taglohn, während dem Schuster seine fertige Arbeit abgekauft wurde; Papier kaufte man ebenfalls fertig, während man sich Pergament im eigenen Hause (aus selbstgewonnenen Fellen) bereiten ließ. Das Material wurde bei allen Arbeiten im Taglohn vom Arbeitgeber geliefert. Die Liste eröffnet der Feldarbeiter (mit 25 Denar, außer

Kost, für den Tag), dann folgen die beim Hausbau beschäftigten Arbeiter. Diese sind Steinmaurer, Zimmermann, Kalkbrenner, Marmorarbeiter, Mosaikarbeiter, Cementirer, Wandanstreicher, Bilder-(Fresco)maler. Alle diese erhalten Kost und Taglohn (der letzte dreimal so viel als die drei ersten), der Ziegelmacher dagegen Kost und Stücklohn, der übrigens in der Voraussetzung berechnet ist daß die Arbeit den ganzen Tag dauert. Stellmacher- und Schmiedearbeit beim Wagenbau werden so hoch bezahlt als Zimmer- und Maurerarbeit (50 Denar), deßgleichen Schiffbau für Flußschiffe, aber für Seeschiffe 60. Der Kutscher erhält so viel als der Feldarbeiter (25), die Treiber der Kamele, Esel und Saumthiere nur 20. Der Lohn des Thierarztes für Scheeren und Putzen der Füße, für Aderlassen und Säubern des Kopfes wird stückweise berechnet, ebenso der des Barbiers. Die Arbeit des Kupferschmieds und Erzgießers wurde pfundweis bezahlt, und zwar nicht bloß beim Guß von Barren, sondern auch für Kessel und Schalen, Erzbeschlag und selbst für den Guß von Bronzestatuen, für die letztern liefert der Thonmodelleur die Formen (Taglohn nebst Kost 75). Der Wasserträger und Gassenkehrer stehen dem Feldarbeiter gleich, deßgleichen der Messer- und Waffenschmied, wenn er gebrauchte Säbel schleift, neue Arbeit wird stückweise bezahlt. Für die Arbeit des Pergamentzurichters gibt eine Seite von einem Quadratfuß die Einheit, für die des Schreibers 100 Zeilen einer solchen Seite, wobei beste und schlechtere Schrift und die Urkundenschrift von der gewöhnlichen Bücherschrift unterschieden wird. Die Schneiderarbeit zerfällt in Anfertigung von Oberkleidern (hauptsächlich aus Tuch), als Röcke, Hosen, Kappen und Gamaschen, wobei das Zuschneiden; und Unterkleider oder Hemden (aus Leinwand oder Seide), wobei das Nähen die Hauptsache war. Während man diese Arbeiten im eigenen Hause machen ließ, kaufte man Pferdedecken fertig, die gewöhnlichen waren von Filz, schwarz oder weiß, drei Pfund schwer, die bessern gestickt. Bei der Stückarbeit des Wäschers und Walkers wird die Appretur und die Reinigung gebrauchter Kleider, außerdem die einzelnen Gegenstände unterschieden. Zu den Lehrern, die monatsweise bezahlt werden, sind auch gerechnet der Aufseher der Paläſtra (Turnschule) und der Pädagog, d. h. der Aufseher und Begleiter der Kinder, besonders beim Schulbesuch, beide erhalten für jeden einzelnen Knaben monatlich 50 Denar. Der Unterricht im Lesen und im Schreiben wird ebenso hoch bezahlt; der zunächst höher bezahlten sind die im Rechnen und in der Stenographie (75), in der Baukunst (100 Denar); der Lehrer in der lateinischen und griechischen Sprache erhält 200, der Lehrer der Beredsamkeit 250. Endlich ist hier noch das Honorar des Advocaten für Einbringen der Klage (250) und für den Termin (1000) normirt, und zum Schluß das Trinkgeld für den Bademeister und Kleiderbewahrer in Privatbädern (2 Denar die Person).

Nach den Arbeitslöhnen folgen die Preise der Häute, des Pelzwerks und Leders, darunter die Felle der meisten wilden Thiere (am theuersten das zubereitete Seehunds- und Leopardenfell, nächst dem zubereitetes Löwenfell); dann Schuhzeug (auch Leisten) und anderes Lederzeug, Haare, hierauf Bauholz. Der Tarif des letztern ist verstümmelt, das nächste erhaltene sind die Preise des gedrechselten Holzwerks (als Webergeräth, hölzerne Kämme und Messer), der hölzernen Pfähle und des Brennholzes (Karrenlasten, Kamel-, Maulthier- und Esellasten), des Holzwerks an Wagen und Ackergeräth: unter den Wagen verdient die zum Schlafen eingerichtete Kutsche (carruca dormitoria) Erwähnung. Von hier ab wird das Verzeichniß immer lückenhafter. Einer der folgenden Abschnitte handelt von den Preisen der Wollen- und Seidenwaaren, sowohl der fertigen als der Rohstoffe und Garne, auch den Löhnen für die Herrichtung des Stoffs und Weberei; das letzte bekannte ist der Tarif der Leinenfabricate. Erwähnenswerth sind unter den Wollenwaaren die Nervischen Mäntel, aus flandrischen Webereien stammend, namentlich aus dem noch jetzt durch seine Tuche berühmten Tournay; in Laodicea, in Phrygien, das auch sehr gute Wolle erzeugte, wurden sie nachgearbeitet. Der extravagante Kleiderluxus dieser Zeit ist bekannt; Goldstickerei und Goldbrocatweberei, Kleider aus Purpurseide und Purpurwolle kommen hier in den verschiedensten Sorten vor. Das Pfund weißer Rohseide galt ihr Gewicht in Gold, Purpurseide war fünfzehnmal so theuer. Bei den Leinenfabricaten werden unterschieden gestempelte, ungestempelte und geringste; Mommsen vermuthet daß die besten Flachssorten einer Gewerbesteuer unterworfen waren und dagegen die daraus gefertigte Leinwand mit einem Stempel versehen wurde, der also eine Bürgschaft für ihre Güte gab. In allen drei Classen werden wieder nach der Qualität drei Abstufungen gemacht, und bei den gestempelten in jeder Qualität fünf Flachssorten unterschieden, deren Gewebe in absteigender Ordnung rangirt, jedoch so daß regelmäßig das beste ungestempelte Fabricat noch im Werth steht unter den schlechtesten gestempelten. Die fünf besten Flachssorten sind von Skythopolis (nahe bei Damaskos), Tarsos in Kilikien, Byblos, Laodicea und Alexandria, dessen Leinen schon seit Jahrhunderten berühmt gewesen waren.

Dr. Barths Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

2. Der Benue und Adamaua.

Das Reich Adamaua im Süden Bornu's und des Tsad- oder Zade-Sumpfes an beiden Ufern des Benue sich ausbreitend, ist eine der jüngsten Eroberungen der Pullo, Fulbe, Fellata oder wie sie sonst heißen, deren Emir el Mumenin oder Chalif in Wornu zwar seinen Hof hält, von Sokoto aus aber das große Reich seiner Stämme regiert. Die ersten Nachrichten über Adamaua empfieng nach Richardsons Tod Dr. Barth in Kukaua von einem Araber, der, im Süden Marokko's ansässig, das Sudan bis Baghirmi bereist und von einem Hofe des Negerlandes zum andern sich weiter gebettelt hatte. Während sich Barth nun rüstete nach

dem völlig unbekannten Lande aufzubrechen, wollte es ein Glücksfall daß einige Botschafter des Fulbe-Statthalters von Adamaua, beim Sultan von Bornu eintrafen, um etliche Unterthanen des Statthalters zu reclamiren, die bei dem letzten Menschenraub bornuanischer Kriegsbanden als Sklaven entführt worden waren. Diesen Botschaftern wurde Barth anvertraut, und sie verbürgten sich für seine sichere Rückkehr. Am 29 Mai 1851 war alles zum Aufbruch für den andern Tag festgesetzt, als plötzlich Barth sehr spät die Nachricht erhielt, der Sultan gedenke ihm einen Kaschella oder Officier zur Begleitung nach Yola, der Hauptstadt Adamaua's, mitzugeben; eine Maßregel, die sich später als höchst nachtheilig erwies.

Wir erhalten zunächst einige Mittheilungen über ein wichtiges Element der Bevölkerung Bornu's, nämlich die Schua, welche 20,000 Reiter ins Feld stellen können, also etwa 200—250,000 Köpfe zählen werden. Es sind fremde Ansiedler, und zwar Araber, die, wie sich nachweisen läßt, mindestens vor dritthalb Jahrhunderten, und zwar von Nubien und Kordofan einwanderten, und deren zahlreiche Niederlassungen die Karawane bei ihrem südlichen Vordringen jetzt berührte. Die Reise gieng durch die Landschaft Udje, den schönsten District des Reiches Bornu mit Städten von 9 bis 10,000 Einwohnern. „Die ganze Ebene, bemerkt Barth, schien ein zusammenhängendes Kornfeld, aus welchem zahlreiche Dörfer sich erhoben, und welches hie und da von vereinzelten Kukas [1] (Affenbrodbäume) mit ihren ungeheuren Stämmen, Aesten und kleinem Laubwerk, vielen Sycomoren mit ihren dicken, dunkelgrünen Blättern, und von Baures, einer andern Art Ficus mit großen fleischigen Blättern von frischer grüner Farbe beschattet wurde."

Am 6 Junius betrat man die durch Raubzüge verödete Gränzlandschaft der Marghi, eines den Mussgu verwandten Volksstammes, dessen Hautfarbe seltsam genug ohne schattirende Uebergänge zwischen glänzendem Schwarz und leichter Kupfer- oder Rhabarberfarbe wechselte. Barth entzückte die Schönheit und Regelmäßigkeit der Gestalten wie der Gesichtszüge. Obgleich das Haar kraus war, so ließ sich doch nichts anderes vom Negertypus bemerken, außer daß die Lippen mäßig aufgeworfen waren, welche nebenbei die Frauen durch Einlegung einer dreieckig zugespitzten Metallplatte oder vielmehr eines Stiftes von 1 Zoll Länge in die Unterlippe noch mehr entstellten. Besonders zog Barth die Gruppe einer 22jährigen Frau an, die mit ihrem achtjährigen Knaben an ihrem Gehöft saß. „Des Knaben Gestalt, wie er in graziöser Stellung mit übergeschlagenem Fuße dastand, gab in schönem Ebenmaße den berühmtesten griechischen Bildsäulen nichts nach, während seine Gesichtszüge nicht einmal den kleinen Ansatz aufgeworfener Lippen zeigten, der an den erwachsenen Männern zu bemerken war. Besonders fiel mir auf daß seine Beine ganz gerade waren, und nicht eine Spur von der bei centralafrikanischen Völkern so allgemeinen Gebogenheit zeigten. Sein Haar war allerdings sehr kurz und gekräuselt, hatte jedoch nichts wollartiges an sich; seine Farbe, so wie auch die seiner Mutter und überhaupt der ganzen Familie war gelblichbraun, fast genau wie Rhabarber. Gewöhnlich fallen die Brüste der Frauen, gleich nachdem sie Mütter geworden, ganz schlaff wie Säcke auf den Leib herab, zuweilen bis an die Hüften reichend, und es ist besonders dieß was das weibliche Geschlecht in diesen Ländern so entstellt. Bei dieser Frau aber hatte die frische Gesundheit die Brüste in leidlich runden schwellenden Formen erhalten." Die Männer sind hoch gewachsen und schlank in ihrer Jugend, auch einige Frauen erreichen eine hohe Gestalt, und bilden dann mit ihren hängenden Brüsten und in ihrer gänzlichen Nacktheit einen wahren Gegenstand der Bestürzung, besonders wenn sie von röthlicher Farbe sind. In einem andern Gehöft traf Barth ein paar mannbare Mädchen, die jedoch einen Hüftenschurz trugen. Er schreibt diese Bekleidung dem Einflusse des Islam zu, obgleich es bei sehr vielen heidnischen Völkern Afrika's Sitte ist daß die Jungfrauen ihre Blöße bedecken, nach der Ehe aber die Bekleidung ablegen. Durch Wälder mit grünen Weidestreifen und an der Wandalakette mit schön gezacktem Kamme vorüber gieng die Karawane durch verschiedene Dörfer, vor denen kräftige Männer völlig bewaffnet mit ihrem Ackergeräth arbeiteten. „Als wir (bei einem solchen Dorfe) die erste Hüttengruppe erreichten, kamen wir plötzlich an eine Grube mit einer Regenpfütze, aus der ein hochgewachsenes und starkes Weib in vollkommener Nacktheit, wie sie der Schöpfer erschaffen, ihren Wasserkrug auf dem Kopf, hervortauchte. Der ungewohnte Anblick, zumal da sie von ganz reiner Rhabarberfarbe war, schreckte nicht allein mich sondern selbst mein Pferd, das, dem civilisirten Bornu, dem Lande der schwärzesten Race dieser Gegenden entsprungen, ganz scheu wurde." Allein man darf sich deßhalb den materiellen Zustand der Bewohner durchaus nicht niedrig vorstellen. Ihre Gehöfte enthielten 5 bis 6 saubere Hütten und im innern Raum ein Schattendach.

Am 8 Junius bekam Barth zur Linken den unter 10° 35′ s. Br. gelegenen Mendefi oder Mendif zu Gesicht, den man auf älteren Karten zu einem Gebirge vergrößert hat. Es ist aber nur ein völlig abgetrennter Kegel mit Doppelhorn, von 4000 Fuß Erhebung über der Ebene und kaum 5000 Fuß über dem Meere, während die früher gesehene Wandalakette durchschnittlich auf 1500 relativer oder 2500 Fuß absoluter Erhebung geschätzt wurde. Man hatte jetzt, ehe man das Reich Adamaua betrat, einen höchst unsichern Gränzsaum zu überschreiten, und obgleich die Karawane aus 5 Reitern und 25 Bewaffneten zu Fuß bestand, so beruhte ihre Stärke doch wesentlich nur auf Barths vier Flinten und vier Paar Pistolen. Allein unangefochten, wiewohl in beständiger Besorgniß, durchstrich man eine große Waldfläche und betrat am 10 Junius das freundliche Adamaua mit Aussichten auf seine wohlgestalteten Hügelketten, frischen Weidegründe und Heerden, oder sorgsam angebaute Kornflächen mit behaglichen Gehöften. Noch sind die Eroberer des Landes, die Fulbe, nur dünn unter den Ureinwohnern zerstreut, aber alle Bemerkungen über dieses begabte Volk erregen unsere Neugierde und gewinnen unsere Theilnahme. So lästig und unerträglich, bemerkt Barth, oft der herrschsüchtige Pullo der großen Städte sich zeigt, so liebenswürdig ist der einfache Hirt in der Waldung oder der neue Colonist in den kleinen Dorfschaften. Sehr entwickelte Zustände beobachtete Barth in Sfarau, einem Färberdorfe mit einer doppelten Bevölkerung: Bornuaner und Fulbe. Die Wohnungen bestehen wie überall in Innerafrika aus einem durch eine Mauer abgeschlossenen Hofraum, welcher eine Anzahl von Hütten enthält, die dem Mann als Aufenthalt und den Frauen zu Gemächern dienen. Im Innern stehen gewöhnlich ein oder zwei

[1] Daher der Name der Stadt Kukaua.

Lager zum Schlafen. Die eiförmigen Thüren haben nur zwei Fuß Höhe. Eine Querwand aber, welche von der Thür aus das Bett verdeckt, gibt dem Raume seine Heimlichkeit, und die mancherlei Geräthschaften an den Wänden dem Gemache viel wohnliches. Obgleich die Thonhütten nur durch die niedrige Thüre Licht empfangen, sind doch die inneren Wände mit Weiß und brauner Farbe sauber bemalt. Das freundliche, lebensfrische Wesen der schlanken Fulbe stach in der Nähe der bornuanischen Bewohner besonders günstig ab. Reinlichkeit ist eine Hauptzierde jenes erobernden Negervolkes, denn die Fellata oder Fulbe sind achtungswerth durch ihren Verbrauch von Seife und ihre stets schneeweiß gewaschenen Hemden.

Am 18 Junius näherte sich die Karawane der großen Wasserader des Benue, welcher Innerafrika mit dem atlantischen Meere in Verbindung setzt. Die Nähe des Stromes verriethen gewaltige Ameisenpyramiden, und in blauer Ferne erschien der hohe Bergrücken des Alantika, der 8000 Fuß die Ebene und etwa 9000 Fuß den Meeresspiegel überragt. Doch gesteht uns Barth daß der Anblick des stumpfgeformten, aus der Ebene aufsteigenden Alantika seine Erwartungen nicht befriedigte, während der Anblick des Benue sie weit übertraf. Der Reisende war nicht vorbereitet daß er den bedeutungsvollen Strom gerade an seinem Zusammenfluß mit dem Faro berühren sollte. Der Doppelstrom behielt die Richtung der Hauptader bei, nur daß er sich ein wenig nach Norden bog, um den Berg Bagele zur Linken zu lassen und hinter ihm für das sinnliche Auge sich zu verlieren. Während man nach den Fährleuten am andern Ufer schrie, nahm Barth ein Flußbad, welches Europäer in tropischen Ländern der Gesundheit wegen vermeiden sollten. Auf 40 bis 50 Schritt war der Fluß sehr seicht, dann wurde er plötzlich sehr tief und so reißend daß der Badende ihm nicht Widerstand leisten konnte. Barth erfuhr bei dieser Gelegenheit daß der Benue Gold führe, denn seine Begleiter ließen die Vermuthung laut werden, er habe wegen seines öfteren Untertauchens nach Gold gesucht. Näher untersuchen ließ sich der Umstand nicht, der von unabsehbaren Folgen werden müßte, denn geht der Benue oder seine Gewässer über Goldschutt, so werden Europäer bald die Begierde fühlen, auf der Stätte dieser Metallreichthümer Fuß zu fassen. An der Stelle, wo Barth den Benue kreuzte, war er 1200 Schritt breit und eilf Fuß tief, allein diese geringe Wassermasse war nur eine Folge der trockenen Jahreszeit. Einen Monat später schon überschwemmt der Fluß die angränzenden Flächen, und hohe Bäume ragen dann nur mit den Wipfeln über die Fluth. Barth glaubt daher daß das Niveau des Benue 50 Fuß an Höhe gewinne. Diese Angabe ist, obgleich überraschend, doch nicht unbescheiden, denn bei Idda sind Niveauverschiedenheiten des Niger von 57—60 Fuß im Laufe eines Jahres gemessen worden. Der Faro dagegen war nur 900 Schritt breit und 2 Fuß tief, aber um vieles reißender als der Benue, oder wenn man strenger sich ausdrücken wollte, die Benue, denn Benue bedeutet die Mutter der Gewässer. Die Karawane näherte sich dem Berge Bagele mit seinem in Wolkendunst gehüllten Haupte, und der schöne frische Weideboden belebte sich mit grasendem Vieh und lustigen Dörfern. Am 20 Junius hielt der Reisende seinen Einzug in der Hauptstadt Yola, und wartete in großer Spannung, mit welchen Gesinnungen ihn der Statthalter der Fulbe in Adamaua aufnehmen werde. Die Hauptstadt selbst ist ein offener Platz, der aus Hütten mit Lehmwänden und Strohdächern besteht, die wiederum den Mittelpunkt eines so geräumigen Hofplatzes bilden, daß dieser während der Regenzeit bestellt und in ein Kornfeld verwandelt wird. Am andern Morgen begab sich Barth mit seinen Geschenken zum Palast oder Lehmhause des Lamido oder Statthalters Muhammed Loël, des Allgewaltigen in Adamaua. Die Qual des Antichambrirens linderte sehr glücklich die Bekanntschaft mit einem Araber aus Mocha, welcher Bombay und Madras kannte, die ostafrikanische Küste von Mombas bis Sofala bereist, und den Nyassa-See gesehen hatte. Der Statthalter empfieng den Europäer in einer verhältnißmäßig stattlichen Halle, er selbst aber schien eine mittelmäßige Person, und Barth vermißte an ihm die Zierde der Fulbe, nämlich Sauberkeit in der Kleidung. Barth übergab seinen afrikanischen Empfehlungsbrief, der zwar bekrittelt wurde, aber doch keinen üblen Eindruck hervorbrachte. Alles schien günstig, als plötzlich Billama, der bornuanische, unserm Landsmann als Begleiter octroyirte Officier seine Schreiben übergab, welche Reclamationen von Seiten Bornu's in Bezug auf ein zu Adamaua gehöriges Gränzgebiet enthielten. Augenblicklich zog sich ein Gewitter zusammen, und wenn auch Barth keine Feindseligkeiten oder Belästigungen zu erfahren hatte, so mußte er doch auf Gefälligkeiten der Gebieter Adamaua's verzichten. Sie betrachteten ihn jetzt als einen Mann, der von ihren politischen Gegnern am Hofe von Bornu gesandt worden sey, und ließen ihn wissen daß er weit besser gethan hätte ohne Empfehlungen zu erscheinen, oder mit einem Briefe des Sultans von Stambul, ja selbst seiner eigenen (der brittischen) Regierung. Der Sultan von Adamaua — denn selbst die Statthalter führen diesen Titel — ließ dem Reisenden erklären, er selbst sey nur der Sklave seines Herrn in Sokoto, des Chalifen der Fulbe. Er (Barth) sey ein viel größerer Mann als er selbst, der Statthalter. Nie sey ein solcher Mann ins Land gekommen, und er bäte ihn daher wieder umzukehren und sich in Sokoto die Erlaubniß auszuwirken, Adamaua bereisen zu dürfen. Dabei blieb er trotz aller Gegenvorstellungen, und obgleich man Gelegenheit hatte, sich von den friedlichen Absichten des Reisenden zu überzeugen. Dieses Mißgeschick war es welches über die weiteren Unternehmungen der innerafrikanischen Mission entschied. Barth hatte bisher den kühnen Gedanken verfolgt, von Adamaua nach Südosten durch das völlig unbekannte äquatoriale Afrika nach der Mozambiqueseite des Festlandes zum indischen Ocean vorzudringen, die üble Laune Muhammed Loëls schob aber einen Riegel vor jedes Vordringen in diesem Sinne und Barth mußte sich zur Rückkehr entschließen. Yola, belehrt er uns, ist eine ganz neue Ansiedlung und führt den Namen nach einem Stadtviertel Kanos, während die frühere Hauptstadt zu Denhams Zeiten Gurin hieß. Obgleich die ostwestliche Achse der Stadt drei deutsche Meilen mißt, so ist es doch bei der oben beschriebenen Bauart der Häuser nicht zu verwundern, wenn die Gesammtbevölkerung nur auf 12000 Köpfe geschätzt wird. Die Stadt liegt in einer sumpfigen Ebene und wird im Norden von einem todten Arm des Benue berührt, der bei Hochwasser sogar einen Theil des flachen Stadtviertels überschwemmt. Außer Schmiedearbeiten entdeckte Barth keine örtlichen Gewerbserzeugnisse. Guten Absatz auf dem Markte finden bunte Tücher aus Kano, Glasperlen und Salz. Sklaverei herrscht in Adamaua in größtem Maßstabe, wie es in einem frisch eroberten Lande nicht

anders seyn kann. Es gibt Privatleute die über 1000 Sklaven besitzen. Dieses unfreie Gesinde wird zu einer förmlichen Plantagenwirthschaft verwendet, in eigenen Sklavendörfern angesiedelt und zum Ackerbau von besondern Aufsehern angetrieben. Die Hauptbrodfrüchte bestehen in Holcus sorghum und Erdeicheln (Arachis hypogaea), auch Baumwolle wird gebaut. Die Fleischproduction ist dagegen so gering daß eine Ziege oft so viel kostet als eine Sklavin. Adamaua ist im allgemeinen flach, denn es steigt von 8 — 900 Fuß Erhebung am mittleren Benue, weiter nach Süden nur bis 1500. Größere Gebirgsmassen mangeln gänzlich, denn der Alantika ist ein vereinsamtes Haupt und besitzt höchstens 50 Meilen im Umfang. Von der Thierwelt werden Elephanten, Rhinozerosse, Büffel, Löwen, Leoparden, Hyänen, Flußpferde, das afrikanische nach Dr. Vogel benannte Manati, und Papageien erwähnt.

Der Statthalter von Adamaua ist natürlich bei der großen Entfernung vom politischen Mittelpunkt des ungeheuren, aber locker verbundenen Fulbereiches beinahe souverän, und seine Sprödigkeit, Barth nicht ohne Erlaubniß des Hofes von Sokoto reisen zu lassen, war nur ein Vorwand. Unter ihm herrschen eine Anzahl von Häuptlingen oder Lehensleuten. Nach Barths Schätzungen mögen diese Barone der Fulbe etwa 3 bis 4000 Reiter und das Zehnfache an Fußvolk stellen können. Die Hauptwaffe der Fulbe ist der Bogen und Pfeil, während die Reiterei Speer, Schild und wo möglich ein gerades Schwert führt. Das erobernde Volk bekennt sich, wie man weiß zum Islam, während die unterworfenen Völkerschaften Adamauas Heiden waren. Barth ist überzeugt daß die Mehrzahl der Fulbe ihre Eroberungen als eine religiöse Pflicht und als ein gutes Werk ansehen, jedoch nicht in dem Sinn als ob sie die Unterworfenen für ihr Bekenntniß gewinnen wollten. Für die Civilisation ist die Eroberung nicht unwichtig. Es kommt dadurch Zusammenhang und Verkehr über große Räume des Continents. Die sittliche Erziehung der Eroberer erstreckt sich aber vorläufig nur darauf, daß sie ihre nackten Sklaven nöthigen die Blöße zu bedecken. Für das später auftretende Christenthum und für das Vordringen europäischer Civilisation ist jedoch das Wachsthum des Islam jedenfalls nachtheilig. Eine Religion welche Monogamie fordert, kann einer andern, die der Vielweiberei Weihe und gesetzliche Achtung gibt, in Afrika den Boden schwer oder gar nicht streitig machen, wie wir auch aus Livingstone's mißrathenen Bekehrungsversuchen bei den Makololo wahrgenommen haben. Die Fulbe waren vorzugsweise ein Hirtenvolk, und sind es auch nach der Eroberung geblieben. Das Hornvieh ist ihr Hauptreichthum, Schafzucht ist selten, den Sklaven aber bleibt der Ackerbau überlassen. Obgleich der Erwerb von Sklavinnen für die Eroberer leicht ist, so hat die verführerische Gelegenheit die patriarchalische Einfachheit der Sitte noch nicht verderbt, und besonders erfreulich ist es daß, obgleich die unterworfene Bevölkerung leidenschaftlich dem Genusse des Tabaks und der berauschenden Gia ergeben ist, die gebildeten Eroberer bisher sich beider Reizmittel enthalten haben. Die zahlreichsten der unterworfenen Stämme sind die Batta, welche durch physische Schönheit und Regelmäßigkeit des Wuchses den oben beschriebenen Marghi gleichen, nur daß bei ihnen der Reisende nicht die Kupferfarbe der Haut wahrnahm.

Am 25 Junius trat Barth seine Rückreise ziemlich auf dem nämlichen Wege an. Er lernte dabei, als er das Gebiet der Marghi überschritt, zwei merkwürdige Gebräuche dieses Volkes kennen, nämlich ihr eigenthümliches Gottesgericht, welches an den heiligen Granitfelsen von Kobschi zwischen Kläger und Beklagten durch ein Gefecht zwischen zwei Hähnen entschieden wird, und die Kenntniß und allgemeine Uebung der Pockenimpfung.

Das Nordcap und die Mitternachtssonne.

(Nach Bayard Taylors: Northern travels etc.)

Nachdem wir Hammerfest verlassen und ich am andern Morgen das Verdeck betrat, befanden wir uns in der schmalen Meerenge zwischen der Insel Magerö — deren nördlichste Spitze das Nord-Cap bildet — und dem Festlande. Zu beiden Seiten stiegen die Küsten — kalte, nackte Felsen — jäh aus dem Wasser in die Höhe, mit hie und da einem kleinen Flecken Moos und welkem Gras, während die Spalten vom Gipfel bis zur See hinab mit Schnee angefüllt waren. Kein Baum, kein Strauch, kein Zeichen einer menschlichen Wohnung war sichtbar; keines Fischers Segel zeigte sich auf den einsamen Gewässern, und nichts als das Schreien einiger, die Klippen umkreisenden Möven unterbrach die lautlose Stille. Nachdem die Meerenge sich erweitert hatte, erschien im Osten ein Boot welches nach Kjelvik zu trieb — einem Orte am südöstlichen Winkel der Insel gelegen, der uns aber durch ein dazwischentretendes Vorgebirge verborgen blieb. Es ist dieß die nämliche Stelle, welche v. Buch im Jahr 1807, gerade vor 50 Jahren besuchte, und die Beschreibung die er davon gab, würde noch heutigen Tages gleich treffend seyn. Hier wo der Scorbut die Hälfte der Bevölkerung dahinrafft, und Geistliche die aus dem südlichen Norwegen dahin kommen, binnen einem Jahr starben, wo keine Bäume wachsen, keine Vegetabilien zur Reife kommen, und das letzte schwache Leben der Natur von den Stürmen ausgepeitscht wird, die aus jedem Winkel des Eismeeres hervorbrachen — hier beharrt der Mensch noch, augenscheinlich allen Naturgesetzen zum Trotz, seine Wohnung aufzubauen. Eine Entschuldigung dafür indessen liegt für ihn in der wunderbaren Fürsorge der Vorsehung in Betreff seiner Nahrung und seines Feuermaterials. Das Meer und die Fjords wimmeln von Fischen, die nicht nur zur Fristung seiner Existenz dienen, sondern ihm auch Gewinn bringen, während der wunderbare Golfstrom, der 5000 (engl.) Meilen des atlantischen Oceans durcheilt um an diesem ultima Thule in einem letzten Kampfe mit dem Polarmeer zu verenden, ihm den Raub tropischer Wälder heranspült, mit dem er sein Feuer nährt. Denkt euch: auf dem Herd des arktischen Fischers brennen die Palmen Hayti's, das Mahagonyholz von Honduras, und die kostbaren Holzarten des Amazonenstromes und des Orinoco!

Im Frühjahr befinden sich im Durchschnitt 800 Fahrzeuge mit einer Bemannung von 5000 Fischern an der nördlichen Küste zwischen Nord-Cap und Vadsö, und der durchschnittliche Gewinn derselben beläuft sich selbst bei dem geringen Preis, den sie erhalten, auf 30 Pfd. St. für einen jeden, was im Ganzen ein Ergebniß von 150,000 Dollars ausmacht. Die norwegische Regierung hat erst seit den letzten Jahren angefangen, diesem entfernten Winkel der Halbinsel ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Die Communicationsmittel sind jetzt in Betracht der dünnen Bevölkerung während acht Monaten des Jahres in gutem Gang, und das Ergebniß ist (wie es einem seit langer Zeit dort Ansäßigen ohne Zweifel auffallen muß) ein Zuwachs an Thätigkeit und Gedeihen im Lande.

Beim Ausgang der Meerenge wendeten wir uns südlich in das große Porsanger-Fjord, welches beinahe 100 Meilen weit sich in das Innere Lapplands erstreckt und West-Finmarken von Ost-Finmarken trennt. Die Küsten desselben sind sehr einförmige Hügel, zur Hälfte mit Schnee bedeckt, einzelne Stellen ausgenommen auf welchen Gras und Moos wächst, jeder Vegetation bar. Sollten sie einst gleich dem Alten-Fjord bewaldet gewesen seyn, so sind die Bäume schon längst verschwunden und nichts kann, sowie es jetzt ist, trüber und verödeter aussehen. Der Wind, der allmählich eine dünne Schicht grauer Wolken, am kalten bleichen Himmel hinwegtrieb, blies heftig aus Osten und unser kleiner Dampfer, mit Klüver und Vordertop-Segel aufgesetzt, machte etwas größere Fortschritte. Gegen Abend — wenn es während des Sommers im Norden eine solche Zeit gibt — erreichten wir Kistrand, die hauptsächlichste Niederlassung des Fjords. Dieselbe enthält, außer einer kleinen, rothen Kirche, 8—9 Häuser, welche einer sanft anschwellenden, eine Meile in der Länge haltenden Anhöhe entlang zerstreut liegen. Gärten, Felder oder Kartoffelanbau war nirgends zu sehen. Ein aus dem vornehmsten Hause sich hinziehender Streifen Graslandes war gelb, von den darauf wachsenden Todtenblumen; die dahinter aufsteigende Anhöhe zeigte Flecken eines bräunlichgrünen Rasens, und über diesem trübseligen Anlauf zum Sommer streckte sich der kalte, graue, mit Schnee gerippte Rücken des Hügels dahin. Zwei Boote, mit Seelappen bemannt, deren gelbe und lange zottige Locken unter blauen, viereckigen Mützen im Winde flatterten, nahmen den einzigen Passagier und die Post in Empfang, und wir legten darauf nach der Mündung des Fjords um.

Dicht an der östlichen Küste entlang segelnd, vertauschten wir die furchtbare Eintönigkeit, an der wir vorübergeschifft waren, mit einer wildern und pittoreskern Scenerie. Vor uns auf stieg eine Mauer jäher, düstrer Klippen 5—600 Fuß hoch, hie und da scharfe Ritzen und Spalten klaffend zeigend, gerade als wären sie, nachdem die vorweltliche Feuersgluth vorüber, im Verkühlen auseinandergesprungen. Die Höhe dieser Klippen war die durchschnittliche Flachlinie des Landes, und wie ich fand, ist diese Eigenthümlichkeit auf die ganze nördliche Küste Finmarkens anwendbar, wodurch die Gestalten der Vorgebirge und Inseln sich von denen vom Alten und Hammerfest unterscheiden, welche letztere wiederum ganz verschieden von denen der Lofoden sind. „Wenn ich von Spitzbergen zurückkehre" — sagte ein Kaufmann aus Hammerfest zu mir — „brauche ich, sobald ich die Küste erblicke, weder auf Karte noch Compaß zu sehen; die Formation der Klippen sagt mir deutlich, wo ich mich befinde." Sie sind im allgemeinen den Kreidefelsen Englands ähnlich, besonders denen in der Nähe von Beachy Head, nur daß der Felsen hier aus Glimmerschiefer zu bestehen scheint, der in dünnen, senkrechten Schichten, von vielen gewaltigen Brüchen durchschnitten, gelagert ist.

Als wir uns dem Ende des Vorgebirgs naheten, welches das Porsangerfjord vom Laxfjord trennt, wurden die Felsen jäher abfallend und gewaltsam zerrissen. Ungeheure, von der Höhe herabgestürzte Massen faßten die Basis des Absturzes ein, der, in gähnende Wölbungen ausgehöhlt, Myriaden von Seemöven eine Heimath war. Der in das Meer hinausgerückte Felsen von Svärholtklub glich einer in Trümmer zerfallenen, massenhaften Festung. Ihre Wände von glattem Mauerwerk ruhten auf drei enormen Gewölben, deren Pfeiler von schräg abfallenden Haufen zersplitterter Felsenstücke gestützt waren. Die Wälle, ausgezackt an einigen Stellen, waren zerstoben an andern, und man konnte sich einbilden

an den Riffen und Narben des riesigen Bauwerkes die Spuren der Kugeln und Bomben zu sehen, die seinen Ruin herbeigeführt hatten. Tausende weißer Seemöven, die den nächtlichen Horst aufgesucht hatten, ruhten auf jeder Leiste und jedem Karnies des Felsens; aber schon waren Vorbereitungen getroffen ihren Schlummer zu stören. Die Kanone des Dampfers ward auf das größte der Gewölbe gerichtet und entladen. Die Festung erbebte von dem krachenden Wiederhalle; da erhob sich ein Schrei, wie von einer erstürmten Stadt — ein wilder, durchdringender, wahnwitziger, myriadenzüngiger Schrei, der noch immer in meinem Ohre forttönt. Mit dem Schrei kam ein schwirrendes Sausen, wie wenn der Sturm durch die Wälder zieht. Eine weiße Wolke brach hervor aus der Höhle Wölbung, gleich dem Rauch eines Gegenschusses, und nach Verlauf einer Secunde war die Luft erfüllt von Vögeln, dichter wie die fallenden Blätter des Herbstes und ertönte von einem einzigen gellenden Angstgeschrei. Ein zweiter Schuß, dem ein zweiter Schrei und eine unmittelbar darauf folgende Entladung der andern Höhlen folgte, verdunkelte beinahe den Himmel. Das Schwirren, Rauschen und Kreischen der Vögel die uns zu Häupten kreiseten, oder gleich dichten Schwärmen vom Wind gejagten Schneeflocken auf das Wasser herabfielen, war wahrhaft grauenerregend. Es konnten kaum weniger als 50,000 zugleich in der Luft gewesen seyn, während aber so viele sich an den Felsen anklammerten oder aus der Tiefe der Wölbungen gellend schrieen. Von einem solchen „indignation meeting“ war ich nie zuvor Zeuge gewesen; aber wie es bei vielen andern zuvor geschehen, von denen ich gehört, war die Zeit zum Handeln vorüber, ehe noch entschieden war was zu thun sey.

Es war 11 Uhr als wir Svärholt umschifften; der Felsen glühte im Schein feuriger Bronze und die kreisenden Wirbel zurückkehrender Vögel schimmerten golden in der nächtlichen Sonne, gleich zusammengetriebenen Buchenblättern im herbstlichen Winde. Fern im Norden, über dem klaren Horizont des arktischen Oceans lag die Sonne in einer Bettung safrangelben Lichtes. Ueber ihr schwebten ein paar Wolkenstreifen von blendender Orangenfärbung und noch höher am Himmel, da wo das Safrangelb sich durch zartes Rosenroth zum Blau umschmolz, hiengen leichte Duftgewinde, die in perl- und opalartigem Feuer roth und grau golden flimmerten. Die See war ein Gewebe von blasser Schieferfarbe, das vom Tanze des ewig schwankenden und flimmernden Wellengekräusels mit orange- und safrangelben Faden durchschossen ward. Die Luft wurde erfüllt und durchdrungen von der milden geheimnißvollen Gluth, und der Azur selbst des südlichen Himmels schien durch ein Netz goldnen Flores hindurchzuleuchten. Rings um uns lagen die Landspitzen, dieser tief eingezackten Küste — die Vorgebirge des Lar- und Prosangerfjords und der Insel Magerö — in verschiedenem Grad von uns entfernt, die Stirnen aller aber waren von überirdischer Glorie umstrahlt. Weit nach Nordosten zu lag das Nord-Kyn, die allernördlichste Spitze des europäischen Festlandes, matt und rosig schimmernd in den vollen Strahlen der Sonne, und gerade als unsre Uhren Mitternacht anzeigten, erschien das Nord-Cap im Westen — eine lange Linie purpurner Felsen, die in einer senkrechten Wand von 900 Fuß sich dem Polarmeer zuwenden. Mitten zwischen diesen beiden großartigen Landspitzen stand die Mitternachtssonne, im gedämpften Feuer auf uns scheinend und im prächtigen Farbenglanz einer Stunde, für die wir keinen Namen haben, da es weder Sonnennieder- noch Sonnenaufgang ist, sondern die in einander geschmolzene Herrlichkeit beider — und zu gleicher Zeit schien sie auch in der Gluth und Pracht des Mittags auf den Inseln des stillen Meeres.

Dieß war die Mitternachtssonne von der ich geträumt, wie ich sie zu sehen gehofft hatte!

Fünfzehn Minuten nach Mitternacht fand eine merkliche Vermehrung der Sonnenhöhe statt, und in weniger als einer halben Stunde war die ganze Färbung des Himmels verändert, das Gelb in Orange aufgeflammt und das Safran in das blasse Feuer der Morgenröthe übergeschmolzen. Aber es waren weder die Farben, noch derselbe Ton des Lichtes, wie wir es eine halbe Stunde vor Mitternacht gesehen hatten. Der Unterschied war so gering daß es kaum zu beschreiben ist, und doch war es der Unterschied zwischen Abend und Morgen. Die schwächste Umwandlung einer Farbe in die andere hatte den ganzen Ausdruck des Himmels und der Erde verändert, und in so unmerklicher und wunderbarer Weise daß ein neuer Tag bereits in unser Bewußtseyn getreten war. Unser Bild von den wilden Klippen von Svärholt, vor weniger als zwei Stunden erst gesehen, gehörte dem gestrigen Tage an, obschon wir in der ganzen Zwischenzeit im vollen Sonnenscheine auf dem Verdeck gestanden hatten. War das Bewußtseyn einer Nacht im momentanen Blinken der Augen durch unsre Seelen geschlüpft? oder war die alte Gewohnheit des Bewußtseyns so fest in unsre Naturen eingewurzelt, daß der Anblick eines Morgens ihnen ein genügender Beweis war für das Vorhandenseyn einer Nacht? Laßt diejenigen, die dazu fähig sind, dieses Räthsel lösen — ich fand meine Sinne gänzlich im Zwiespalt mit jenen geistigen Wahrnehmungen, mit denen sie harmoniren sollen. Das Auge sah nur einen endlosen Tag — der Verstand bezeichnete auf seinem Kalender die 24 Stunden, wie zuvor.

Vor 1 Uhr erreichten wir den Eingang des Kjöile-Fjords, welches in der antediluvianischen Zeit eine furchtbare Bergschlucht, wie die von Gondo auf der italienischen Seite des Simplon gewesen seyn muß. Die Ausmündung des Fjords ist ungefähr eine halbe Meile breit, während die Tiefe nicht mehr als eine und eine halbe Meile beträgt. Dasselbe ist ummauert von steilen Abstürzen, nackten Felsens von 300—500 Fuß Höhe; nur in der äußersten Tiefe der Bucht gehen diese Klippen in einen Steinhaufen über, auf dem einige verwegene Sterbliche 2—3 Hütten aufgebaut haben. Als wir uns der südlichen Landspitze näherten, deren Antlitz von dem reinsten Orangelicht berührt war, während die gähnenden Risse im tiefblauen Dunkel lagen, löste sich eine hohe Ruine mit zersplitterten Mauern und zerfallenden Thürmen von der Hauptmasse los und stand allein am Fuß des Absturzes. Dieß ist die „Finkirke“ oder „Lappenkirche,“ die allen nördlichen Küstenfahrern wohl bekannt ist. Zuerst gleicht sie einer hohen Kirche mit massivem viereckigen Thurme, dann aber treten die beiden Theile wieder aus einander und man hat ein, auf einem Fels nistendes, mittelalterliches Schloß mit seinem Wachtthurm — das Ebenbild unzähliger in Deutschland — und einer phantastischen gothischen Capelle an der jenseitigen Landzunge. Die senkrechten, oben in scharfe Spitzen abgenutzten Schichten, die, nach der Basis zu, sich allmählich erweitern und durch den Einfluß des Regens mit zahllosen eingekerbten Ornamenten und Hohlkehlen cannellirt sind, stellen die Aehnlichkeit — in der richtigen Einwirkung von Licht und Schatten gesehen — in wunderbarer Weise her. Der Glanz, in dem wir sie sahen, machte den Eindruck einer Verzauberung. Es war ein Farbenspiel, wie man es in den maurischen Hallen sieht, und ich schäme mich beinahe es zu sagen: wie sehr ich von einem Anblick hingerissen war, der seines Gleichen nicht an der ganzen norwegischen Küste hat, und von dem doch keiner von uns je zuvor gehört hatte.

Wir setzten einen einzigen Passagier — vermuthlich einen Regierungsbeamteten — auf dem Steinhaufen drüben ans Land, und liefen bei der nördlichen Landspitze aus, die uns nochmals mit der ihr eigenthümlichen Herrlichkeit entzückte. Die Farben waren hier ein Theil der Substanz des Felsens, und die Sonne that nichts als die Töne derselben zu erhöhen und harmonisch zu verbinden. Die gewaltigen vorspringenden Massen hatten einen blaßgelben, milden Glanz, gleich goldener Kreide; hinter ihnen befanden sich Klippen mit violetten Schatten, breite Schichten von sanftem Roth, deren Kanten mit Carmoisin betupft waren; dünnere Lager, welche senkrecht zur Höhe von 4—500 Fuß aufschossen und die herrliche Seewehr mit Linien von Bronze, Orange, Braun und Dunkelroth streiften, während große Risse und Spalten diese wunderbaren Fresken mit ihren ungeheuren Pinselstrichen von ungewissem Dunkel unterbrachen. Wohl habe ich der wundervollen Naturschauspiele viele gesehen in vielen Landen, aber eine Felsenmalerei, wie diese, erblickte ich noch nie. Ein Theil der Wirkung mochte in atmosphärischen Bedingungen liegen, die selbst im Norden selten seyn müssen; aber auch ohne diese Verschönerung meine ich, daß der Anblick dieser Küste jeden reichlich belohnen wird der seine Reise über Hammerfest hinaus erstreckt.

Wir zögerten auf dem Verdeck, da eine Spitze nach der andern irgendeine Veränderung in dem blendenden Diorama heraushob, und waren ungewiß welches das schönste sey, und ob nicht etwas noch erhebenderes uns aufbehalten wäre. Endlich aber trat das Nord-Kyn hervor, und um 3 Uhr wurde das Licht des Tages — weiß und farblos. Der Nordostwind blies heftig über den arktischen Ocean und wir waren befriedigt, und zugleich ermüdet genug um zu Bette zu gehen. Wir befanden uns am nördlichsten Punkte unserer Reise — ungefähr 71° 20′, welches weiter nördlich ist als ich je zuvor war, oder jemals wieder zu seyn wünsche.

Neumann über Japan.

(Aus v. Raumers Historischem Taschenbuch.)

Die im Laufe der Jahrhunderte zum Reich Japan vereinigten Länder führten zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen. Sie heißen, weil acht, der Bilder des Fohi wegen, eine heilige Zahl ist, bei Japanen und andern chinesisch gebildeten Völkern die acht Inseln, worunter Awasino Sima, die Schaum-Insel, die vorzüglichste; sie sey zuerst über dem Wasser geschwommen. Nach ihr heißt nicht selten ganz Japan Awasino Sima. Sinmu soll seine Herrschaft Akizu Sima, Insel der Wasserjungfer, genannt haben, weil es ihm bedünkte sie gleiche diesem Insect. Der Name Japan, Schipen, Nipon, Nifon — verschiedene Aussprache chinesischer Zeichen, die Sonnenaufgang bedeuten — ist endlich diesem asiatischen Ostreich geblieben. Im engern Sinn wird bloß seine größte Insel Nipon geheißen. Die beiden andern nach Nipon sind Kiusiu und Sikokf, d. h. neun Kreise und vier Reiche. Die erste heißt auch Saikokf, das Westland. Der kleinern Eilande und Felsen zählt man viele Hunderte, wovon gewöhnlich nur zwölf, ihrer Größe und Wichtigkeit willen, namentlich aufgeführt werden. Alle diese Länder werden jetzt noch wie bereits vor Jahrhunderten nach ihrer natürlichen Lage und staatlichen Verwaltung, gemäß der heiligen Zahl, in acht Kreise, und diese wiederum in 68 Gemarkungen abgetheilt: Kreis innerhalb der fünf Residenzen, so genannt weil die Einkünfte zum Unterhalt des kaiserlichen Hofes bestimmt sind — es ist das Kammergut der Dairi; Kreis des östlichen Meeres und jener der östlichen Berge; Kreis des nördlichen Landes, der nördlichen Berge und der südlichen Berge; Kreis des südlichen und jener des westlichen Meeres. Auswärtige Besitzungen sind Jeso, wo viele zum Chinesenthum noch nicht bekehrte Ainos wohnen, die südlichen Kurilen, Kunaschir, Tschikoton, Jutorop, Urup und der Süden Tarakais, bei den Japanen Groß-Jeso geheißen. Korea und Lutschu, von der Eitelkeit ebenfalls zum Reich gerechnet, sind in Wahrheit selbständige Länder; sie erkennen scheinbar bald chinesische, bald japanische Lehnsoberherrlichkeit.

Das Reich leidet seit wenigstens zwei Jahrhunderten an Uebervölkerung. Sein Umfang — 7400 geographische Quadratmeilen nach einheimischer Aufnahme — schien bereits zu Kämpfers Zeiten in keinem günstigen Verhältniß zu den Bewohnern. Dörfer reihen sich an Dörfer und bilden meilenlange Straßen. Die zahlreichen Städte gehören zu den bevölkertsten auf Erden; Mijako und Jedo mögen bloß hinter Peking und einigen chinesischen Städten zurückbleiben. Widerliche unnatürliche Laster, Kindermord und andere, werden vergebens gegen die Volkszunahme aufgeboten. Nur Auswanderung, die verboten ist, könnte helfen. Und so mögen jetzt in diesem gebirgigen Ostreich, wo ganze Strecken selbst dem japanischen Fleiß, japanischer Betriebsamkeit trotzen und unfruchtbar bleiben, wenigstens dreißig Millionen leben, mehr als 4500 auf der Quadratmeile. Haben einstens die Amerikaner diese gefangene unglückliche Menschenmasse vollkommen erlöst, so wird auch sie, wie in China geschieht, in Masse das Land verlassen, entfliehen nach dem Süden und Westen, nach Australien und Neuseeland, Californien und Oregon.

Das Land ist gesund, die Luft stärkend, der Himmel, vorzüglich im Winter, rein und unumwölkt. Die Sommerhitze wird durch benachbarte Meere und Sunde, durch zahlreiche Buchten und Golfe gemildert. Man erfreut sich des lieblichen Wechsels der Jahreszeiten; alles erinnert an die glücklichen gemäßigten Himmelsstriche. Kämpfer fand Hügel und Berge, Gebüsch und Heideplätze in solch erquicklichem Wechsel wie nur immer im lieben deutschen Vaterlande. Junius und Julius sind Regenmonate, doch fällt er nicht so regelmäßig und in Strömen herab wie innerhalb der Wendekreise. Gewaltige Donnerwetter sind eine gewöhnliche Erscheinung. Nicht selten trifft man eine Familie bis zum vierten Geschlecht am Leben, die friedlich neben einander wohnen und kleine Ortschaften bilden. Solch ein Dorf durchzog Kämpfer auf der Reise nach Mijako, dessen Einwohner sämmtlich einen noch lebenden Großeltervater als Erzeuger verehrten. Wohlgestaltete Leute, in Kleidern, Gebärden und Reden, vorzüglich die Frauen, artig und sittsam; die besterzogenen Europäer hätten sich nicht feiner benehmen können.

Der Boden Japans erfreut sich keiner großen Vorzüge. Es ist ein steiniges, unebenes, mageres Erdreich, das nur dem unermüdlichen Fleiß zahlreicher Bewohner seine Fruchtbarkeit ver-

dankt. Ein chinesisch-japanisches Werk aus dem zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, die umfassendste Darstellung aller Kenntnisse, alles Wissens der Völker des chinesischen Culturſystems, setzt das im Reich gewonnene Getreide auf 22,468,000 Hectoliter; nebst andern festländischen Erzeugnissen, bei aller japanischen Mäßigkeit, keineswegs zur nothdürftigen Nahrung ausreichend. Das Meer mit seinen zahlreichen Fischen, Muscheln und Seekräutern muß den Mangel ersetzen. Wallfische, früher in großer Menge um Japan — jetzt haben sie sich nordwärts zur Beringsstraße geflüchtet — dienen vorzüglich zur Sättigung der hungerigen Massen, am meisten eine sehr dicke Gattung, Siebi geheißen. Seinem kräftigen Fleisch verdanken Fischer und andere hart beschäftigte Arbeiter ihre Gesundheit. Jebis, Krebse und Krabben, wegen deren häufigen Vorkommens und Genusses die Ainos, wie gemeldet, Krebsbarbaren heißen, werden noch in großer Menge und vielen Gattungen gefunden und gegessen. Ebenso dienen allerlei Muscheln und Schnecken zur Speise: roh, getrocknet, eingesalzen, frisch gekocht und gebraten. Die Muscheln werden mittelst Taucherinnen — dieß sind gewöhnlich Fischerweiber — aus dem Meer hervorgeholt, vorzüglich eine Gattung mit zähem Fleisch angefüllt. Dieß geschmacklose Stück wird bei Gastmählern, auch den kostbarsten, zum Andenken aufgetragen; es sey die vorzüglichste Nahrung der Altvordern gewesen. Auch ist es höflicher Brauch unter geringen wie vornehmen Leuten, zu allen Geschenken, wären es auch die herrlichsten Stoffe, Geld und Früchte, einen Riemen solchen Muschelfleisches hinzuzulegen. Es dient nach der Volksmeinung in zwiefacher Weise: zur Erinnerung an die Vergangenheit und zum Glückszeichen für die Zukunft.

Japan besitzt großen Reichthum an verschiedenen Erzeugnissen. Kunde edler Metalle mögen die Inseln in Zukunft liefern, welche nicht hinter denen Californiens und Australiens zurückbleiben. Gold- und Silberadern ziehen sich von Jeso zur Lutschugruppe über die ganze östliche Inselwelt nach den indo-chinesischen Ländern; die Primärformationen des südöstlichen Asiens sind sämmtlich mehr oder weniger metallreich. Es werden aber die Minen aus mangelhafter Kenntniß des Bergwesens, aus Trägheit und falscher Staatsweisheit gar nicht oder wenig bearbeitet. An Sagen und bestimmten Nachrichten über diese verborgenen Schätze fehlt es keineswegs. Wissen doch die Japanen seit Jahrhunderten von einer Gold- und Silber-Insel — Kin und Jinsima — weit im Nordosten ihres Reichs, deren Lage nicht auf Karten verzeichnet und vor Fremden der Art verborgen gehalten wird, daß selbst Kämpfer nichts sicheres erfahren konnte. Spanier und Holländer unternahmen wiederholt Seefahrten zur Entdeckung jener glücklichen Inseln, auf welche die Regierung zu Madrid wegen päpstlicher Schenkung selbst rechtliche Ansprüche machte. Man wundere und beklage sich jetzt noch über sogenannte Christenverfolgungen in Japan und andern östlichen Reichen!

Bis zum Beginn des 8ten Jahrhunderts kannte man Gold nur aus der Fremde. Um die Zeit (701) wurde es auf Tschusima, einer Insel zwischen Japan und Korea, 16 deutsche Meilen vom Land entfernt, zum erstenmal gewonnen, und Dairi Monmu, dem Zweiundvierzigsten, von Sinmu als Geschenk dargebracht. Auch Kupfer — Japan liefert das feinste und geschmeidigste auf Erden — ward damals (708) zuerst aufgefunden und bearbeitet. Fünf Jahrzehnte später bringt man einem andern Dairi, aus dem Kreis Muts auf Nipon, Gold als Tribut dar, und wiederholt ihn jährlich bis auf den heutigen Tag. Siomu, so heißt dieser Dairi, freut sich dessen so sehr, daß er Boten sendet nach allen Tempeln, um den Göttern die frohe Botschaft zu verkünden, und Lieder besingen das glückliche Ereigniß.

In der Folge findet man, vermischt mit Erz und Sand, immer mehr edle Metalle, so daß nicht selten in einem Jahr sieben Millionen Unzen Gold und 80 Millionen Unzen Silber ausgemünzt werden können. Und doch entstand im Verlauf des 17ten Jahrhunderts, der starken Ausfuhr wegen, solch ein Mangel, daß es schon aus diesem Grund allein nothwendig gewesen wäre den Verkehr zu beschränken.

Auf Jeso sind zahlreiche Minen edler und unedler Metalle; nur wissen die Einwohner nicht sie zu bearbeiten. Ueberdieß liegt Goldsand massenhaft in Flüssen und am Meeresrand. Aus Furcht, die Russen möchten kommen und Jeso nehmen, lassen auch die Japanen allen diesen Reichthum unbenutzt und verheimlichen sein Daseyn. Der erste Europäer, P. Hieronymus d'Angelis, welcher (1618) Jeso besuchte, hat bereits eine Kunde dieser Schätze erhalten.

Im Nordwesten Nipons sind seit einigen Jahrhunderten Minen eröffnet, wovon die Regierung zwei Drittheile der Erträgnisse erhält; ein Drittel bleibt dem Eigenthümer. Das Pfund Erz liefert auf Sador, der reichen Insel zwischen den Landschaften Noto und Dewa zu Nipon, einen Goldwerth von vier bis acht Gulden. Die Kreise Surunga, ebenfalls auf Nipon, Satsuma und Bungo auf Kiusiu enthielten früher die ergiebigsten Minen; in Bungo ward vorzüglich Silber gewonnen. Von der jetzigen Beschaffenheit mangelt jede Kunde. Andere Gold- und Silberwerke sind eröffnet und wieder verlassen worden, weil sie zu wenig trugen, oder des Wassers wegen, das man nicht ableiten konnte. Goldsand führen beinahe alle Flüsse, und nicht selten, wenn die See zurücktritt, das Gestade. Auch an andern Mineralien trifft sich mannichfacher Reichthum: Schwefel, Eisen, Braunkohlen, Salz, Naphta; Ambra wird im benachbarten Meer und im Bauch der Wallfische in großen Stücken gefunden.

Herrliche Gewächse sind in Menge vorhanden, so auch Hausthiere; die zunehmende Bevölkerung hat das Wild immer mehr verdrängt und manche Gattung ausgerottet. Maulbeerbäume liefern für die Raupen Blätter in Fülle; doch ist gemeinhin das Seidengewebe grob und mangelhaft; die feinsten Stoffe weben Verbannte, abgesetzte Reichsfürsten und in Ungnade gefallene Hofleute auf Fatsisio. Diese Fatsisio Sima, d. h. die 80 Ellen hohe Insel, liegt im Süden Nipons, 30 deutsche Meilen davon entfernt. Es ist eine vulcanische Masse mit zähen klippigen Ufern, ohne Ankergrund. Die Schiffe welche den Gefangenen Nahrung bringen, werden mittelst Winden hinauf- und herabgelassen.

Die Rinde des vielfach geästeten Papierbaums dient nicht bloß zur Bereitung des Papiers, sie liefert auch Stoff für Lunten und Stricke, für Zeuge und Kleider. Nirgendwo auf Erden wird der Firnißbaum so vortrefflich gefunden wie auf Japan, und hier vorzüglich in der Landschaft Jamato, wo der Dairi Hof hält. Das Wort Firniß, richtiger Kruſi, ward von Japan über die Länder der Erde verbreitet und ist jetzt in allen gebildeten Sprachen eingebürgert. Der Baum gibt einen milchartigen Saft womit Geräthe und Tafelgeschirre, Tische und Schüsseln überzogen werden, vom Hause des gemeinsten Mannes bis zur Hofhaltung in Mijako und Jedo.

Am nützlichsten zeigt sich hier, wie in China, die Thee- und Baumwollstaude; jene gewährt tägliches Getränk, diese die gewöhnliche Kleidung. Beide brauchen wenig Raum im fruchtbaren

Boden; man pflegt sie am Saum der Aecker und anderer sonst nutzlosen Plätze; man bedient sich ihrer zu Zäunen und Hecken. Das Land, angebaut bis hinauf zu den höchsten Bergen, gewährt in den bessern Jahreszeiten einen wahrhaft bezaubernden Anblick.

Romänische Märchen und Sagen aus Siebenbürgen.

(Deutsch, von Franz Obert.)

33. Das Zaubermesser.

Einst kam Christus zu einem Hirten, der eine große Heerde Schafe hütete und bat um ein bischen Käse. Der Hirt weigerte sich die Bitte zu erfüllen und jagte Christum mit dem Knüttel weg. Bald darauf als der Hirt sich entfernt hatte, kam Christus wieder und fand nur einen jungen Knecht bei der Heerde. Den fragte er: „Worin besteht dein Lohn?" „In einem Schaf," antwortete der Knecht. „Nimm es und folge mir," sprach Christus. Der Knecht gehorchte, und sie giengen eine Strecke. Da sprach Christus: „Laß uns das Schaf schlachten, denn mich hungert sehr." Der Jüngling willigte ein, schlachtete das Schaf und briet vom Besten am Feuer, aßen und wurden satt. Da fragte Christus: „Was bin ich dir schuldig für dein Schaf?" „Nichts!" antwortete der Knecht; „Gott wird wohl ein anderes geben." Christus aber schenkte ihm ein Messer mit drei Klingen, und sprach: „So du dich jemals in Noth befindest, brauchst du nur das Messer aus der Tasche zu ziehen, und sogleich wird dir geholfen werden." Dazu ertheilte er ihm den Rath, nie einem Rothhaarigen zu dienen, es werde ihm sonst übel ergehen. Der Jüngling dankte, gieng seiner Wege und kam zuletzt in ein Land, dessen Bewohner alle rothhaarig waren. Und weil er nicht weiter wollte, trat er bei einem derselben in Dienste. Es traf sich aber daß der Kaiser, dem das Land gehörte, den Befehl ergehen ließ: alle Männer, jung und alt sollten sich unter die Waffen stellen und in den Krieg ziehen mit dem Kaiser. Da zog auch der Jüngling sammt seinem Herrn ins Feld. Wie sie nun vor dem Feind standen, bemerkte der Kaiser daß er seinen Ring nicht bei sich habe, der ihm schon oft den Sieg verschafft hatte und ließ bekannt machen: wer ihm den Ring binnen 24 Stunden von Hause holen werde, solle die Hälfte des Reiches und die Kaisertochter zur Frau haben. Da sprach der Jüngling zu seinem Herrn: „Ich will ihn holen, melde mich dem Kaiser." Der Herr ließ sich vor den Kaiser führen, erwähnte aber des Knechtes nicht, sondern erbot sich selbst, den Ring in der bestimmten Frist herbeizuschaffen. Der Kaiser freute sich über den Antrag und gab ihm sogleich einen Brief, der an seine Tochter gerichtet war. Diesen überbrachte der Herr seinem Knecht und sprach: „Eile, damit du die Frist nicht versäumest, gehe aber, wenn du zurückkommst, nicht selbst vor den Kaiser, sondern laß mich ihm den Ring übergeben, er könnte sonst im ersten Augenblick sein Versprechen bereuen, weil du nur ein Knecht bist." Der Jüngling widersprach nicht, zog sein Messer aus dem Sack, verwandelte sich in einen Hasen, und lief über Berge und Hügel davon als wenn ihn der Wind trüge, bis in des Kaisers Residenz, wo er wieder Menschengestalt annahm und den Brief der Kaisertochter übergab. Die gewann ihn so lieb daß sie ihm einen Ring von ihrem Finger schenkte, daran sie ihn erkenne, wenn er wieder käme um sie zur Frau zu nehmen. Ueberdieß händigte sie ihm auch den Ring des Kaisers ein, worauf er sich sogleich auf den Weg machte, und noch ehe 14 Stunden vergiengen, das Heer erreichte und seinem Herrn den Ring übergab. Dieser aber faßte ihn bei der Kehle und warf ihn in einen Brunnen, eilte dann vor den Kaiser und gab vor, den Ring selbst geholt zu haben. Als nun der Kaiser die Schlacht gewonnen hatte, zog er mit dem Heer heimwärts und stellte seiner Tochter den Mann vor, der ihm den Ring übergeben hatte. Die Tochter aber als sie ihn erblickte, wollte seine Frau nicht werden und behauptete, dieser sey es nicht, dem sie den Ring anvertraut habe. Mittlerweile stieg Christus vom Himmel herab, zog den Jüngling aus dem Brunnen und sagte: „Rieth ich dir nicht ab, einem Rothhaarigen zu dienen?" „Siehe, du hast es übel gehabt, aber fürchte nichts, die Kaisertochter soll dir werden, ziehe nur getrost nach der Stadt." Der Jüngling gehorchte. Als er in der Stadt ankam, sollte eben die Hochzeit stattfinden. Da verwandelte der Jüngling eine Klinge seines Messers in einen Fuchs, hieng demselben einen Korb an den Hals, in welchen er den Ring legte, den ihm die Kaisertochter geschenkt hatte, und schickte ihn in das Schloß. Wie nun die Prinzessin in dem Korb den Ring erblickte, rief sie aus: „Wo der Fuchs hingeht, ist mein Bräutigam!" Und hieß zwei Diener dem Fuchse folgen. Die brachten den Jüngling vor den Kaiser, der nun alles untersuchen ließ und zuletzt dem Jüngling die Prinzessin zur Frau gab.

34. Der alte Husar.

Ein Husar, der schon 30 Jahre gedient hatte, wollte sein Glück in der Welt versuchen und ein reicher Mann werden. Das konnte er als Soldat nicht; darum lief er davon, und weil er sich vor nichts fürchtete und immer auf Kirchhöfen übernachtete, konnte man ihn auch nicht wieder einfangen. So gelangte er in ein fremdes Land. Daselbst war die Kaisertochter seit einem Jahr verzaubert und lag in einem Sarg wie todt. Nachts aber um die zwölfte Stunde stand sie auf und fraß die Wachen, so daß ihr Vater, der Kaiser, zuletzt keine Soldaten übrig hatte. Da ließ er bekannt machen: „Wer den Sarg bewachen könne, ohne von der Prinzessin gefressen zu werden, solle sein Nachfolger seyn. Der Husar meldete sich sogleich, blieb aber nicht vor der Kirche stehen, in welcher sich der Sarg befand, sondern gieng hinein, und stellte sich an den Sarg. Gegen Mitternacht aber versteckte er sich unter den Gebeinen und Leichnamen der getödteten Wachen und hielt den Athem an, damit er nicht gehört werde. Es dauerte nicht lange, so stieg die Prinzessin aus dem Sarg, suchte nach der Wache, konnte sie aber nicht finden. Als es halb ein Uhr war, legte sie sich wieder in den Sarg und war ruhig. Da kroch der Husar hervor, gieng zum Kaiser und sagte ihm alles. Der sprach: „So du noch zwei Nächte hindurch Wache hältst, ist die Prinzessin entzaubert und soll deine Frau werden." Der Husar war's zufrieden, zog wieder auf die Wache und stellte sich an den Sarg. Gegen Mitternacht aber kroch er hinter den Altar und verhielt sich ruhig. Bald darauf kam die Prinzessin, suchte nach der Wache und fand sie nicht. Als es halb ein Uhr war, legte sie sich wieder

in den Sarg und schlief. Andern Morgens kam der Kaiser selbst vor die Kirche und bat den Husar, nur noch eine Nacht Wache zu stehen. Dieser stellte sich wieder an den Sarg. Gegen Mitternacht aber kroch er unter dessen Deckel, also daß ihn die Prinzessin nicht sah, als sie aus dem Sarg stieg und ihn vergebens suchte. Um halb ein Uhr aber rief sie: „Komm nun getrost hervor, ich bin entzaubert und thue dir nichts zu leide!" Der Husar that's, führte die Prinzessin zum Kaiser und erhielt sie zur Frau.

35. Die Schnitterin als Kaiserin.

Einst fuhr ein Kaisersohn übers Feld und hörte drei Schnitterinnen sagen: „Wenn mich der Kaisersohn zur Frau nähme," sagte die eine, „würde ich seinen ganzen Hof ernähren mit einem Laib Brod;" die zweite sprach, „wenn er mich nähme, würde ich seinen ganzen Hofstaat bekleiden mit einer Spule Garn;" die dritte sprach, „ich würde ihm zwei Knaben gebären mit goldenen Haaren." Dem Kaisersohn gefiel sogleich die dritte, die jüngste der drei Schwestern, er nahm aber auch die beiden andern mit und machte die älteste zur Köchin, die mittlere zur Wäscherin. Nicht lange darauf zog er in den Krieg und hinterließ den Befehl, die Kaisertochter solle wohl besorgt werden; denn sie war schwanger, und gebar zwei Knaben mit goldenen Haaren. Es war aber eine Zigeunerin am Hof; die schlich sich Nachts in der Kaiserin Schlafgemach, legte zwei junge Hunde an der Kaiserin Brust, während diese schlief, die gestohlenen Knaben aber begrub sie in einen Misthaufen. Es dauerte nicht lange, so kehrte der Kaiser aus dem Krieg zurück, und wie er die Hunde an der Gattin Brust erblickte, verstieß er dieselbe, ließ sie bis an den Hals einmauern und nahm die Zigeunerin zur Frau. Aus dem Misthaufen aber, wo die Knaben begraben lagen, wuchsen zwei goldene Tannenbäume, die dem Kaiser überaus wohl gefielen. Doch die Zigeunerin hörte nicht auf mit Bitten, er möge sie fällen lassen, bis er ihr gewährte und zwei Bettstätten daraus verfertigen ließ. Während der Nacht nun als der Kaiser schlief und die Zigeunerin wach war, sprach die eine Bettstatt zur andern: „drückt dich die Last?" „Nein!" erwiederte diese, „auf mir liegt der Vater." Die andere aber fuhr fort: „ich halte es nicht länger aus, denn auf mir liegt die Zigeunerin." Am andern Morgen drang die Zigeunerin darauf daß der Kaiser die Bettstätten verbrennen lasse, und als dieser eingewilligt hatte, gab sie zwei Dienerinnen den Befehl, dafür zu sorgen daß beim Verbrennen kein Fünkchen aus dem Ofen springe. Aber trotz aller Sorge sprangen doch zwei Fünkchen aus dem Ofen, und daraus wurden zwei Böcke mit goldener Wolle. Die waren dem Kaiser sehr werth, während sie die Zigeunerin nicht leiden mochte und mit Bitten nicht abließ daß der Kaiser sie möge schlachten lassen. Wie nun dieser zuletzt einwilligte, befahl sie zwei Knechten, dafür zu sorgen daß die Eingeweide der Böcke nicht zerrissen würden. Aber trotz aller Sorge rissen sie doch und wurden von den Knechten, damit niemand etwas erfahre, in den vorbeifließenden Bach geworfen. Daraus erstanden die zwei Knaben mit goldenen Haaren und saßen nackend auf einer Insel. Sie waren aber so schön daß die Sonne, als sie dieselben erblickte, sich versäumte und später untergieng als sonst. Da sprach die Mutter Gottes zur Sonne: „Wie kommt es daß du dich verspätetest, was werden die Tagelöhner dazu sagen?" Die Sonne gab zur Antwort: „ich sah zwei Knaben mit goldenen Haaren nackend auf einer Insel sitzen, die waren so schön daß ich mich bei ihrem Anblick versäumte." Da gab ihr die Mutter Gottes zwei Hemden, sie den Knaben zu bringen, damit sie ihre Blößen deckten. Als die Knaben die Hemden angezogen hatten, giengen sie geradeswegs zum Kaiser und baten um die Erlaubniß, ihm ein Märchen zu erzählen. Der Kaiser erlaubte es ihnen, wie auch die Zigeunerin sich gebärdete. Da begann der ältere Knabe: „einem Kaiser wurden zwei Knaben mit goldenen Haaren geboren. Eine Zigeunerin aber schlich sich Nachts in der Kaiserin Schlafgemach, stahl die Knaben und legte zwei junge Hunde an deren Stelle. Aus dem Misthaufen aber, in welchem sie die Knaben begrub, wuchsen zwei goldene Tannenbäume." Hier unterbrach ihn der Kaiser; denn er erkannte die beiden Knaben als die seinigen, ließ ihre Mutter sogleich in Freiheit setzen und nahm sie wieder zur Frau. Die Zigeunerin aber wurde geschleift.

Die Baumwollenfabrication in China.

Ueber die chinesische Baumwollen-Industrie gibt Haußmann [1] interessante Data; wir heben aus was von allgemeinem Interesse ist. Baumwollenzeug ist die allgemeine Kleidung der Mehrheit des Volkes, Seide die des Reichen. Man baut die krautartige und staudenartige Baumwolle (Gossypium herbaceum et religiosum) besonders in Kiang-nan, aber auch in Kiang-si, Kuang-tung, Tsche-kiang, Yun-nan, Schan-tung; die baumartige (Bombax pentandrum) dient nur zum Wattiren von Betten und zu Kleidern von Armen. Man reinigt sie zwischen einem größern hölzernen und einem kleinern eisernen Cylinder und schnellt dann die Unreinigkeit mit dem Bogen weg. Der Transport geschieht in groben Säcken. Die Baumwolle in China ist theurer als in Indien; in Schanghai kostete 1844 der Picul (an 121 Zollpfd.) 11—20 Piaster, in Tschu-san 15, in Kuang-tung Ende 1845 20—14 P., oder ein Kilogramm, resp. 1 Fr. bis 1 Fr. 10 C. (8—9 Sgr.), 1 Fr. 34—1 Fr. 80 C. (10¾—14½ Sgr.). Die von Canton ist schlecht, die von Schanghai schätzen die Eingebornen aber höher als die fremde. Man spinnt das Garn in Schanghai auf dem Spinnrad mit drei Spulen, in Canton auch in Strängen. Die Nummern 18—24 kosteten 1844 dort das Kilogr. (2 Pfd. Zollgewicht) 3 Fr. (24 Sgr.), die englischen in China nur 2 Fr. 0,6 C. (16 Sgr.). Vor dem Weben läßt man sie noch über zwei mit Reiswasser befeuchtete Cylinder laufen, um den Faden gleichartiger zu machen. In Schanghai, wo an 200,000 Weber, darunter viele Frauen, leben sollen, hat man lange Webstühle; die in Tschusan sind weit kürzer. Die Kämme, das Schiff und die andern Theile sind ziemlich wie bei unsern Handwebern. Fast jede Hütte hat 1—2 Webstühle und verarbeitet die in der Nähe gezogene Baumwolle in den Mußestunden, meist zu einem starken groben Zeuge. In der Stadt Canton gibt es keine Baumwollenweber, nur auf dem Lande. In N. China verdienen die ausschließlich mit dem Weben sich Beschäftigenden per Tag (?) 2 Mace (12 Sgr.), und diejenigen welche gut arbeiten und den Tag 8—9

[1] Documens sur le Commerce extérieur, Paris 1847. 8°. No. 385.

Metres liefern, wohl $2\frac{1}{2}$ Mace (15 Sgr.). Die starke Einfuhr von Baumwollenzeugen in China, hat man gemeint, würde die chinesische Baumwollen-Industrie ganz ruiniren; dieß ist aber nach Haußmann nicht der Fall gewesen. Das Weben ist eine gewohnte Nebenbeschäftigung, sie kaufen auch keine englische Chin-tses und Calicos; selbst die den ihrigen nachgemacht sind, nicht; die Baumwollen-Manufactur schien ihm vielmehr noch im Zunehmen. Wenn England zur Erzeugung seiner Fabrication von 137,739,000 Kilogr. (à 2 Zollpfd.) im Jahr 1833 724,000 Menschen brauchte, so setzt China wenigstens achtmal so viele Arme bei seiner Handweberei in Bewegung; und da England 1787, obwohl damals schon seine Baumwollen-Manufactur gegen die jetzige chinesische weit vorgeschritten war, doch die Hälfte jener Arbeiter brauchte, während es jetzt 14—15mal so viel producirt, müsse man, meint Haußmann, bei einer angenommenen chinesischen Production von 500,000 Ballen, wenigstens 5 Millionen chinesische Baumwollen-Weber annehmen. Hauptsitz dieser Manufactur ist Kiang-nan, aber auch Fo-kian, Yun-nan und Kuang-tung. Das ungebleichte Baumwollenzeug von Canton — vier Sorten weiße und fünf gelbe oder graue — war aber schlecht. Die Nan-kings von Schanghai — vier Sorten — kamen das Stück 1 Fr. 30 C. ($10\frac{2}{5}$ Sgr.) billiger als die von Canton. Der Mittelpreis in Schanghai war 2 Fr. 27 C. (18 Sgr.), bis 1 Fr. 11 C. (8—9 Sgr.) theurer als der entsprechende englische — bei 7 Metres, 30 Centimeter Länge, oder 0 Fr. 15 C. per Metr., der Cantoner aber kam das Stück von 6 Metr. 40 Centim. 1 Fr. 75 C. (14 Sgr.), oder um 27 Centim. (2 Sgr.) der Metre (3^{186} preuß. Fuß) theurer als dieses.

Die Fabrikanten in Canton bleichen das rohe Baumwollenzeug, das sie aus England und Amerika erhalten, indem sie es drei Tage in einem Bad von 100 Gewichttheilen Wasser, 33 Kalk und 3 Alaun thun. In Schanghai fand Haußmann bessere Anstalten, Kufen, unten durchbrochen; darunter metallne Kessel, auf einem mit Steinkohlen geheizten Herd, die einen halben Tag über 12 Stück aufnehmen. Dann wendet man zwei Tage Kalk an und legt sie 10 Tage über auf die Wiese. Das Bleichen kostet dort das Stück von 7 Metr. 30 Centim. — 75 Centimes; der Meter also 10 Centim. ($\frac{8}{10}$ Sgr. oder $2\frac{2}{5}$ kr.). Ihre Bleiche ist aber schlecht, und englisches gebleichtes Zeug wird weit vorgezogen.

Die gewöhnliche Farbe der Kleider ist blau; man trägt zweimal so viel dunkelblaues Baumwollenzeug als ungebleichtes und weißes. Der Gebrauch von Braun und Schwarz ist sehr beschränkt; nur in Fo-kian und Cochin-china trägt man schwarze Turbane. Man färbt blau in China mit Indigo, Berlinerblau und den Blättern der Pflanze Lan. Den Indigo hat man nur im flüssigen Zustande. Bei Ning-po baut man ihn, Canton erhält ihn meist aus Kuang-si, auch aus Manila, Java und Siam. Die Transportkosten von Kuang-si nach Canton kommen den Fabrikkosten in Java, um ihn trocken herzustellen, nicht gleich. Man färbt in Canton in großen Kufen kalt, von Zeit zu Zeit Indigo hinzufügend, 5—20mal das Zeug herausnehmend, es trocknend, und wiederhineinthuend, nachdem man die Farbe mehr oder minder dunkel haben will, immer bloß herumtastend. Nachdem das Zeug getrocknet, mangelt man es zwischen einem Holzcylinder und einem beweglichen Steine — der unten glatt ist und oben zwei Arme hat — auf den ein Mann sich stellt, der sich an der Mauer oder einem leichten Gerüste festhält und den Stein durch sein Balanciren über den Cylinder hin- und herlaufen läßt. Die Färber arbeiten von 4 Uhr Morgens bis zu sinkender Nacht — die aber dort früher eintritt als bei uns — für 6—10 P. oder 36—50 Fr. (9 Thlr. 18 Sgr. bis $13\frac{1}{3}$ Thlr.). Ein bis zwei Werkmeister erhalten 20 P. In einer Werkstatt sind selten über 8—10 Arbeiter; die große Industrie existirt in China nicht. Dieß macht die Waaren theuer. Die Chinesen färben viele Longcloths und Drills, die sie roh oder weiß von den Fremden gekauft haben.

Die Druck-Werkstätten der Indiennes in der Stadt Canton haben mitunter 50 Arbeiter; die Einwohner der Vorstädte lassen auch Drucker mit ihrem Geräthe kommen. Man druckt in Canton mittelst Tafeln mit vorspringender Zeichnung, die sorgfältig gemacht, aber sehr theuer sind. Die Formen sollen 10 Jahre dauern. Man sieht, es herrscht wenig Wechsel der Mode. Das Bepinseln und Bürsten der Druckplatte währt ziemlich lange. Wie die Chinesen alles anders machen als wir, drucken sie nicht diese auf das Zeug, sondern zwei Mann breiten das Zeug über die Druckplatte und thun dann geöltes Papier, auf das man noch Oel gießt und welches man dann noch fünf Minuten bürstet, darüber. Ein Arbeiter druckt in Canton 60 Schnupftücher von 36—38 Centimeters die Seite den Tag und verdient einen halben Piaster oder 2 Fr. 70 C. ($21\frac{3}{5}$ Sgr.). In Ningpo sind die Zeichnungen viel vollendeter; man feuchtet erst mit einem Pinsel die Relieftheile der Form an, schlägt mit einem hölzernen Klotz das daraufgelegte Zeug und fährt dann mit einem großen Pinsel voll Farbe über die nassen Stellen her, die sie allein annehmen. Die Druckereien sind sehr klein; vorne steht ein schmaler Tisch, hinten ist ein Zimmer mit tragbarer Kohlenpfanne zum Trocknen, mitunter ein Tisch zum Drucken, die Maschine zum Farbenreiben, noch weiter hinten ein elendes Laboratorium und die Küche. Der Drucker gewinnt in N. China, wie der Weber, den Tag 2 Mace (12 Sgr.). Die Farben welche die Chinesen auf einen Stoff drucken, sind immer definitiv; sie verstehen sie nicht durch eine zweite Färbung oder eine andere Operation zu modificiren, da sie gar keine Kenntniß von Beizen haben. Man bedruckt meist grobe Gewebe. In Schanghai hat man, außer der Art die in Ningpo vorkommt, noch eine andere Methode Kattun zu färben. Man legt nämlich auf das Zeug ein Papier, worauf das Muster ausgeschnitten ist, trägt dann mit der Bürste die Farbe auf das ganze Papier; aber nur die ausgeschnittenen Stellen nehmen sie natürlich an. Die Procedur ist die einfachste von der Welt. In Canton macht man kleine Taschentücher mit weißem Grunde, blauen Borduren und Dessins, das Dutzend zu $\frac{1}{2}$ Piaster; andere mit Blumen und Vögeln, die 35 Centimeters lang sind, kosten $\frac{1}{4}$ Piaster das Stück, sind aber abscheulich gearbeitet. Die Chinesen fabriciren auch Baumwollensammet. Um Emui und Schanghai fabricirt man auch gestreiften Kattun und solchen mit Carrés, wo der Faden von dem Weber schon gefärbt ist. Schon Marco Polo erwähnt diese Industrie in Fu-kian. Merkwürdig ist daß fremde gefärbte Garne in den fünf Häfen noch keinen Abgang fanden, und ebensowenig alle gestreiften Zeuge und die mit Carrés von den Engländern vergebens einzuführen versucht wurden. Auf den Lieu-kieu-Inseln werden sehr mannichfaltig gezeichnete Indiennes fabricirt mit verschiedenen Blumen und Carrés. In Schanghai sah Haußmann die einzigen passablen chinesischen Indiennes, die in Su-tscheu gefertigt waren; die Zeichnungen nett, wie europäische, die Farben brillant das Stück, 16 Metr. 45 C. lang, 60 C. breit — zu zwei Piaster 70 C. (14 Fr. 25 C.), weiße zu 2 P. (10 Fr. 86 C.); der Druck kostete also 3 Fr. 79 C., oder per Metr. — 23 Centimes. Die entsprechenden englischen waren 1845 11 Fr. 22 C. (etwa 3 Thlr.) das Stück, oder 44 C. ($3\frac{1}{2}$ Sgr.) per Metre billiger. Man macht in Su-tschen auch Schnupftücher auf weißem Grunde mit Blumen von drei Größen. Die Indiennes, die man

in Schang-hai fabricirt, sind weit schlechter. Man bedruckt oft schöne englische Long Cloths und die chinesische Industrie mußte also zu der fremden ihre Zuflucht nehmen; denn die englischen Indiennes waren — 44 C. (3½ Sgr.) per Metre, ihre Callicots 60 C. (4⅘ Sgr.) oder 20 Fr. 62 C. per Stück von 34 M. 50 C. — das englische Garn Nr. 18—30 1—2 Fr. (8—16 Sgr.) per Kilom. billiger als die chinesischen. Diese enormen Unterschiede erklären die ungeheure Einfuhr der fremden Baumwollenwaaren, eine Folge der billigern englischen Preise bei ihrer ökonomischen vervollkommneten Fabrication und der furchtbaren Concurrenz der Amerikaner, welchen die Engländer die Wage halten mußten. Sie hofften aber wohl vergebens die chinesische Industrie zu ersticken.

Miscellen.

Französisch-brasilianische Verhandlungen über die Gränzen von Guyana. In den Jahren 1855/56 sind zwischen Brasilien und Frankreich diplomatische Verhandlungen über Feststellung der beiderseitigen Gränzen gepflogen worden. Seit dem Jahr 1624 hatten die Franzosen Besitz von der Küste zwischen dem Oyapok und dem Essequibo genommen. Später (1666) trat man die westliche Hälfte dieser Küste den Niederländern ab. In dem portugiesischen Allianzvertrage (1703) mit Großbritannien und Holland wurde ausgemacht Frankreich zur Abtretung der Küste „zwischen dem Amazonenstrom und dem Rio Vicente Pinzon" zu vermögen, und wirklich wurde Frankreich im Utrechter Frieden (1713) genöthigt, Portugal diese Strecke „zwischen dem Amazonenstrom und dem Japoc oder Vicente Pinzon" auszuliefern. Eine wirkliche Gränzregulirung fand nicht statt. In den Napoleonischen Kriegen wurden Küstenstrecken von den Franzosen gewonnen und wieder verloren, 1817 provisorisch die Gränze auf 2° 24′ nördl. Br. mit der portugiesischen Regierung, die damals Brasilien noch besaß, festgesetzt. Klare Besitzverhältnisse wurden aber dadurch nicht gewonnen. Endlich nahm die brasilianische Regierung 1855 die Sache wieder auf, und vom 30 Aug. 1855 bis 1 Jul. 1856 wurden in Rio de Janeiro zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten Conferenzen geführt. Man gieng auf den Vertrag von Utrecht zurück, und es galt jetzt den Japoc oder Vicente Pinzon zu finden. Hier begannen die Schwierigkeiten, denn die Franzosen wollten nicht zugeben daß der Oyapoc synonym sey mit dem Vicente Pinzon, obgleich die alten Karten dieß bestätigen und das französische Wörterbuch von La Martinière (1722) den Vicente Pinzon ausdrücklich mit dem Yapoc identificirt, auch das Cap Orange darin als der Gränzpunkt der französischen Guyana angegeben wird. Man kam zu keinem Verständniß. Der brasilianische Hof gestand zu die Gränze unter 2° 35′ nördl. Br. bei der Mündung des Calcoene zu ziehen, der französische Minister dagegen begehrte die Küste bis zum Cabo do Norte, und die Mündung des Araguari unter 1° 45′. Damit schlossen die Verhandlungen. Der Streit besteht also nur über eine Küstenstrecke von 50′ Ausdehnung, die völlig unbewohnt und mit keinen sonderlichen Hafenplätzen ausgestattet ist. Unsre Karten aber, die bisher immer noch den Oyapoc als politische Gränze annahmen, müssen seit dieser Verhandlung doch einer bedeutenden Correction unterworfen werden. (Nouv. Ann. des Voy.)

*

Afrikanischer Baumwollenhandel. Die Times enthält die Zuschrift eines Kaufmanns in Manchester, der von Lagos (Golf v. Benin) Baumwolle importirt. Er benachrichtigt das Journal, daß sich eine Gesellschaft gebildet hat, die fünf Jahre lang je zweimal jährlich Schiffe den Niger aufwärts senden will um Baumwolle von Abbeokuta zu laden. Die Kosten des Productes sind folgende: Baumwolle in der Kapsel kostet in den afrikanischen Ursprungsländern ½ d. das Pfund. Man gewinnt aus je vier Pfund ein Pfund reine Baumwolle von gleicher Güte wie durchschnittlich die amerikanische. Die Kosten der Reinigung belaufen sich auf ¼ d. das Pfund, die Verpackung ½ d., Verladung an Bord ¼ d., Fracht nach England 1 d., Spesen in England ¼ d., zusammen also 4½ d. oder 13 kr. das Pfund Baumwolle, welches gegenwärtig in Liverpool mit 8¼ bis 8½ d. bezahlt wird.

*

Schifffahrt auf dem Balchasch-See und dem Ili. Im Jahr 1852 wurde auf Befehl des Gouverneurs von West-Sibirien eine Expedition zu Schiff vom Balchasch-See den Ili aufwärts geschickt und erreichte den Posten Iljisk am Fluß, den letzten auf dem Weg von dem russischen Fort Kopalsk nach dem Fort Wjernoje. Im Jahr 1854 rüstete ein russischer Kaufmann Kusnezow eine zweite Expedition aus, die zwar nicht höher hinauf gelangte, jedoch wichtige Erkundigungen einzog. An drei Stellen in der Nähe des Flusses findet sich Schiffbauholz. Der Fluß selbst hat eine Breite von 40—150 Saschen (280—600 Fuß) und ein Fahrwasser von 1¾ bis 7 Arschin (1½—6 Fuß). An der Mündung sind vier Barren, aber nur von 2 Saschen Breite. Die Schifffahrt kann von April bis November betrieben werden, denn vom 8 December bis 10 März ist der Fluß mit Eis bedeckt. Im Sommer steigt das Wasser um 2—4 Arschin. Der Balchasch-See friert zwei Wochen zeitiger ein und geht zwei Wochen später auf. Sein Wasser ist nicht, wie man geglaubt hat, salzig, sondern süß und trinkbar. Sind hier Hindernisse für die Schifffahrt vorhanden, so lassen sie sich doch leicht besiegen. Man hofft nämlich den Strom aufwärts bis zur chinesischen Stadt Kuldscha zu beschiffen. Im Jahr 1856 hat derselbe Hr. Kusnezow das erste im Balchaschhafen erbaute Schiff ausgerüstet, welches am 11 August Iljisk erreichte und im Herbst zurückkehren sollte. Bereits hatte man beabsichtigt bis Kuldscha hinaufzufahren, allein noch fehlte dazu die Erlaubniß der Regierung, was Kusnezow in einer Zuschrift an den „Wjestnik" tief bedauert, weil „dadurch die Einführung der Dampfschifffahrt auf dem Ili um ein Jahr verzögert werde." Im Trans-Ili-Lande gedeiht die neue Zuckerpflanze (Sorghum saccharatum) vorzüglich, auch versucht man Tabak, Waid, Saffran und die Kardendistel. Da die Fortschritte der Russen in Centralasien unsre größte Aufmerksamkeit verdienen, so wird das Erscheinen von Flußdampfern vor einer großen Gränzstadt des östlichen China's zu einem bedeutungsvollen Ereignisse auch für den fernen Beobachter werden. (Nach Ermans Archiv.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 6. 5 Februar 1858.

Prof. G. J. Mulder über „die Chemie des Weins."

(Aus dem Athenäum.)

Prof. Mulder, der Entdecker des Proteins und der Aufsteller des größten physiologischen Gesetzes unserer Zeit — des Gesetzes der Abhängigkeit des Thierreichs von dem Pflanzenreiche hinsichtlich der Erzeugung der Ernährungsstoffe — hat sich dieser Aufgabe nicht bloß ihres innern chemischen Interesses wegen, sondern auch um des Werthes willen zugewandt den er dem Wein als einem Getränk beilegt. „Obgleich ich, sagt er, in keinem Weinland wohne, so habe ich doch, während der Jahre welche ich mich der Wissenschaft widmete, Gelegenheit in Fülle gehabt diese Flüssigkeit zu untersuchen, sie stets dankerfüllt gekostet und sie sowohl für mich als für andere sehr hoch geschätzt."

Das Buch ist indeß, wie sein Name anzeigt, eine „Chemie des Weins," keine Geschichte des Weins. Und wahrlich, nach Hendersons trefflicher Geschichte der Weine bedürfen wir der letztern nicht; dagegen hat sich Dr. Bence Jones durch die Uebersetzung von Prof. Mulders Arbeit ins Englische ein wirkliches Verdienst erworben. Niemand konnte besser mit dem unbefriedigenden Zustand der Chemie der Weine bekannt seyn als Dr. Jones, der in neuester Zeit selbst einige mit ihrer Zusammensetzung in Verbindung stehende Geheimnisse zu lösen versucht hatte; mit wie geringem Erfolg aber dieß geschehen, davon liefert der diesem Bande beigegebene Anhang den Beweis. Wenden wir uns zu Dr. Bence Jones' Tabellen, so finden wir die Analysen einer Menge in England zum Verbrauch kommender Weine. Die populären Eigenschaften welche man an den Weinen kennt, sind ihre Stärke, ihre Süße und ihre Säure. Die Stärke hängt vom Alkohol, die Süße vom Zucker, und die Säure von der Weinsteinsäure ab. Nun gibt es zwei Arten Rheinweine (von den Engländern Hocks genannt) welche man in England gewöhnlich trinkt: den Steinberger, der sehr hoch im Preise steht, und den Geisenheimer, der billig zu haben ist. Man sollte nun meinen, die chemische Untersuchung der obgenannten Eigenschaften würde die Ursache der Verschiedenheit in der Schätzung dieser beiden Weine gezeigt haben; dem ist aber nicht so — hier folgt Dr. Jones' Analyse:

	Weinsteinsäure pr. Unze.	Zucker pr. Unze.	Alkohol Proc.
Steinberger 1846	5.3	0	13
Geisenheimer 1842	5.8	0	10

Der ganze hier sich zeigende Unterschied beträgt also 3 Proc. Alkohol. Es könnte hienach vielleicht scheinen, als rühre der Unterschied im Preis und in der Auswahl von den drei weiteren Proc. Alkohol her; dieß ist aber, wie man sich aus einer Vergleichung folgender französischen Weine, deren Preise beigefügt sind, überzeugen kann, nicht der Fall.

	Weinsteinsäure pr. Unze.	Zucker pr. Unze.	Alkohol Proc.
Claret, 60 Sh.	4.8	0	10.5
Macon (rother) 40 Sh.	5.5	0	10.5

Hienach möchte es scheinen als ob 1 Procent Säure den Preis des Weins gemindert habe; allein kurz darnach finden wir Sauterner zu 72 Sh., mit derselben Quantität Säure. Der gleiche Fall ist es mit andern Weinen. Von den meisten Weintrinkern kann man die Behauptung hören, sie kennten, wenn auch nicht gleich beim Trinken, doch wenigstens beim Aufstehen am nächsten Morgen, den Unterschied zwischen einem Champagner zu 48 Sh. und und dem „stets trockenen Sillery" zu 110 Sh. — allein wie steht's mit der chemischen Untersuchung des Stoffs?

	Weinsteinsäure pr. Unze.	Zucker pr. Unze.	Alkohol Proc.
Champagner (perlender) 48 Sh.	4.6	28	14.3
Moet's, erste Qualität, 1846, 80 Shilling . .	5.2	24	14.4
Moet's, stets trockener Sillery, 1842, 110 Shilling .	4.0	6	14,5

Der Verlust von 18 Gran Zucker per Unze im äußersten Fall ist der einzige Unterschied der sich zwischen dem Wein zu 48 Sh. und dem zu 110 Sh. findet. Mit unsern Xeres- und Portweinen ist's derselbe Fall. Der Preisunterschied ist manchmal ungeheuer, allein die Eigenschaften der Stärke, Süße und Säure differiren so wenig, daß sie kaum erwähnenswerth sind. Wir geben zur Erläuterung folgende Tabelle:

	Weinsteinsäure pr. Unze.	Zucker pr. Unze.	Alkohol Proc.
Sehr feiner Porter	3.6	34	23.2
Roussillon . .	5.0	30	20.7
Gold-Xeres . .	4.3	10	21.4
Amontillado . .	3.3	0	21.0

Man könnte vielleicht aus die Angaben den Schluß ziehen, der einzige Unterschied zwischen Portwein und Xeres bestehe in der im Portwein enthaltenen Zuckermenge. Wir geben diese Erläuterungen um zu zeigen daß der Grund der Weinverschiedenheit nicht sowohl in den Eigenschaften der Stärke, Süße und Säure liegt als vielmehr in andern Eigenschaften. Diese Tabellen Dr. Jones' sind indeß sehr interessant, da sie zeigen welche Weine die stärksten, welche die süßesten und welche die sauersten sind. Vom ärztlichen Gesichtspunkt aus ist dieß zuweilen von hohem Belang. Die Säure des Weins scheint sein beständigstes Ingrediens zu seyn, da sie nie unter drei Gran fällt, und selten sechs Gran per Unze übersteigt. Der Alkohol schwankt von 9 Procent in den schwächeren Moseler und Rheinweinen bis zu 24 Proc. in den stärkeren Port- und Xeresweinen. Am meisten aber schwankt der Zucker. In den Clarets, Burgunder-, Rhein- und Moselweinen findet sich keiner. In den Xeresweinen von 9 bis 12 Gran in einer Unze, in den Portweinen von 16 bis 30 Gran, in den Madeiraweinen 20 bis 60, und im Cyperwein nicht weniger als 100 Gran in einer Unze.

Obgleich Prof. Mulder das Ganze dieses Feldes ausführlich behandelt, und auf einige mit dem Zucker, dem Alkohol und der Weinsteinsäure in Verbindung stehende, höchst anziehende Thatsachen hingewiesen hat, so concentrirt sich das Hauptinteresse seines Buchs doch auf die in den Weinen enthaltenen, weniger bekannten Ingredientien. So werden außer der Weinsteinsäure noch viele andere Säuren gefunden, die aber alle unter diesem Namen liefen. Er führt ganz insbesondere an: Aepfelsäure, Citronensäure, Traubensäure, Ameisensäure, Milchsäure und Glucinsäure. Nächst der Weinsteinsäure aber ist am wichtigsten die Gerbsäure oder das Tannin. Es ist in reicher Fülle vorhanden in rothen Weinen, allein Mulder sagt, er habe es auch in allen weißen Weinen gefunden. Die „Kruste," welche von rothen Weinen niedergeschlagen wird, rührt hauptsächlich von dem Vorhandenseyn der Gerbsäure her, welche, wenn sie sich mit den Eiweißstoffen des Weins verbindet, eine unauflösliche Mischung bildet. „Die Erhaltung des Weins muß in großem Maß der Gerbsäure zugeschrieben werden, denn die Eiweißstoffe, welche im Wein stets mit Gerbsäure verbunden sind, werden solchergestalt an der Zersetzung verhindert, und die Hauptursache der Weinverderbniß ist dadurch beseitigt. Weine also welche für die Ausfuhr bestimmt sind, oder lange im Keller gelagert bleiben sollen, dürfen mittelst des Eiweißes oder Gelatins nicht zu vieler Gerbsäure beraubt werden."

Andere Stoffe von minderer Erheblichkeit sind die färbenden, fettigen und weißlichen Stoffe der Weine. Verschiedene Arten von Weinen enthalten auch sehr schwankende Verhältnisse unverbrennlicher Bestandtheile — Salzstoffe welche in Auflösung gehalten, oder durch Aufbewahrung niedergeschlagen werden. Von diesen sagt er:

„Die meisten derselben haben keine große Wirkung auf den Geschmack; Kali ist das wichtigste, da es einen Theil der Weinsteinsäure sättigt, und in einem Zustand der Auflösung bleibt. Weinsteinsalz und phosphorsaurer Kalk aber, benebst dem kleinen Betrag gemeiner und anderer Salze im Wein, haben keinen großen Einfluß auf ihren Geschmack, ihre Farbe oder ihren Geruch. Als auszeichnende Merkmale der Echtheit der Weine sind sie vom größten Werth. Wenn man sich daher zu überzeugen wünscht ob ein gewisser Wein verfälscht ist oder nicht, so richte man seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt, und vergleiche die Asche mit der eines echten Weins von derselben Art wie der in der Untersuchung befindliche."

Der wichtigste Theil dieses Buches aber ist der den riechenden Bestandtheilen der Weine gewidmete. Hierüber sagt Prof. Mulder: „Die sogenannten Fuselöle sind diejenigen welche über diesen Gegenstand das meiste Licht verbreitet haben, da sie ätherische Oele sind, eine Mischung mehrerer Flüssigkeiten, in denen die festen, fettige Säuren genannten Substanzen aufgelöst sind: diese Mischung kann man erhalten entweder durch Destillirung großer Quantitäten Weins (wie in Branntweinbrennereien), oder dadurch daß man die Traubenhäute, die mit dem Saft bereits gegohren haben, der Destillation unterwirft. Auf diese Weise erlangte man Substanzen die wirklich im Wein vorhanden sind, und zu ihm gehören, in solcher Fülle daß es möglich wurde die gemischten Körper zu trennen und ihre individuellen Bestandtheile gesondert zu analysiren. Das Resultat hat gezeigt daß man viele dieser Ingredientien künstlich nachmachen kann, und diejenigen welche sich mit der Weinverfälschung abgeben, haben daher die minder aromatischen Weine durch Hinzufügung irgend einer wohlriechenden Substanz zu verbessern gesucht."

Prof. Mulder theilt diese Substanzen in drei Classen: die erste umfaßt diejenigen welche allen Weinen gemein sind; die zweite diejenigen welche sich bei langaufbewahrten Weinen entwickeln, und die dritte diejenigen welche von den Oertlichkeiten abhängen auf denen die Trauben gewachsen sind. Von diesen Substanzen, welche das „Bouquet" der Weine bilden, hängt ihr wirklicher Werth ab. Wein wird einer bloßen Mischung von Spiritus und Wasser oder Bier vorgezogen, weil das Bouquet allen gemeinschaftlich ist. Alte Portweine, Xeres, Madeiraweine und Champagner entwickeln durch Alter ein Bouquet, das der Weinschmecker so hoch schätzt daß er für einen aufbewahrten Wein den doppelten oder dreifachen Preis zahlen wird, und daß man dieser Eigenthümlichkeit wegen Millionen Gallonen Weins in Europa auf dem Lager hält. Allein es gibt besondere Bouquets. Die Johannisberger Weine enthalten dieselben Quantitäten Säure, Zucker und Alkohol wie die in den benachbarten Thälern erzeugten, allein es fehlt diesen jenes Bouquet welches dem Johannisberger das Recht auf den höchsten Preis unter den Weinen gibt. Die in allen Weinen vorhandene Substanz, die ihnen den Weingeruch gibt, ist der Oenanthäther. Er wurde zuerst von Liebig und Pelouze beschrieben, und Mulder fand ihn im Kornwein. Er ist daher das Resultat der Gährung. Es ist eine stinkende ätherische Flüssigkeit und besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff.

Die Substanzen welche sich mit der Zeit in den Weinen entwickeln, scheinen sehr zahlreich zu seyn. Wie die letzte, nehmen sie alle den Charakter von Aethern an. Ihr Name ist Legion, und sie schließen eine Anzahl jener Substanzen in sich welche in Folge

der reißend schnellen Fortschritte in der organischen Chemie innerhalb der letzten wenigen Jahre entdeckt worden sind. Die Geschichte einer derselben mag als Beispiel für alle dienen: „Wir finden sehr gewöhnlich Essigäther in aromatischen alten Weinen. Der im Wein aufgelöste und in den Flaschen noch vorhandene Sauerstoff der Luft verwandelt den Alkohol, $C^4 H^6 O^2$, zuerst in Alrehyd $C^4 H^4 O^2$, (die zusammen im Wein vorhanden seyn mögen), und so, durch fortschreitende Oxydation dieses Aldehyd in $C^4 H^3 O^3$, HO, d. h. in Essigäther, der daher in jedem Wein gefunden wird. Er kann den Oenanthäther zersetzen, die Oenanthsäure absondern, und Essigäther bilden. Auf diese Weise ist die Bildung des Essigäthers, welche man stets bei alten, in Kellern aufbewahrten Weinen findet, erklärt; vielleicht ätherisirt die Essigsäure, unter Beihülfe der Weinsteinsäure, einen Theil des Alkohols. Man weiß sehr genau daß sich nach einiger Zeit Essigsäure in absolutem Alkohol bildet, in welchem sie früher nicht vorhanden war. Allein der Alkohol von dem wir hier sprechen, ist kein absoluter Alkohol, da er im Wein verdünnt wird. Eine Zersetzung des Oenanthäthers mittelst der Oenanthsäure im Wein scheint mir indeß nicht unwahrscheinlich, da die Verminderung des Oenanthäthers im Verhältniß zu der Bildung des Essig- und zusammengesetzten Aethers (von dem wir noch zu sprechen haben) im alten Wein stehen wird. Das Aroma nimmt zu, und der unangenehme Geruch nimmt ab."

Die folgenden Bemerkungen über die Ursache der Verbesserung bei Weinen durch Aufbewahrung werden dazu dienen die Richtung anzudeuten in welcher Prof. Mulder seine Forschungen so erfolgreich gemacht hat: „Niemand bilde sich ein daß, da frischer Wein nicht duftend ist, er auch keine wohlriechenden Substanzen enthalten könne, und daß alle wohlriechenden Ingredientien nothwendigerweise Erzeugnisse der Gährung seyn müssen. Wir haben bereits bemerkt daß der Saft vieler Trauben vor der Gährung wohlriechend ist, daß aber der junge Wein ungemein viel Oenanthäther enthält, der ihn schädlich macht; scheinbar verursacht auch junger Wein Eingenommenheit des Kopfes, man kann weniger davon ertragen, und allzu großer Genuß desselben erzeugt sehr unbehagliche Gefühle. Dieser stinkende Oenanthäther maskirt anfangs den Wohlgeruch der aromatischen Ingredientien. Erst wenn der Wein einige Zeit im Keller gelegen ist und andere wohlriechende Aether sich aus Oenanthäther erzeugt haben, erscheint das ursprüngliche Aroma des Traubensaftes wieder, da es nicht mehr maskirt ist, sondern sein Bouquet durch andere aromatische Ingredientien vermehrt hat. Diese Fundamentalthatsache, daß sich der stinkende Oenanthäther zuerst bildet, und jedes andere Aroma maskirt, ist nicht nur von ätherischen Oelen, welche im Traubensaft vorhanden sind, sondern auch von jenen wohlriechenden Aethern wahr, von denen wir oben gesprochen haben. Man findet diese zuweilen in den Fuselölen jüngerer, zuweilen in jenen schlechter Weine. Man findet sie schon sehr bald, wenn auch nicht in großen Quantitäten; allein sie können dem Wein ein Aroma erst dann mittheilen wenn der größte Theil des Oenanthäthers zersetzt ist. Von dem Oenanthäther nimmt man gemeiniglich an, er veranlasse den weinigen Geruch; die Wahrheit ist aber, er verderbt das Bouquet, und obgleich viele der aromatischen Ingredientien des gekellerten Weins aus ihm entstehen, so ist er doch, so lange er im Wein vorherrscht, keineswegs wohlriechend. Umfassende Kenntnisse in der Chemie genügen nicht zur Erklärung jedes einzelnen das Weinaroma betreffenden Umstands. Bekanntlich haben in der Pharmacie und Parfümerie frisch destillirte Wasser keinen angenehmen Geruch, besonders wenn sie aus frischen Pflanzen bereitet sind. Sie erlangen den sie auszeichnenden Wohlgeruch erst nach Verlauf einiger Zeit. Wir brauchen hier nicht die Bildung einer neuen Substanz, sondern eher die Zersetzung einer solchen, oder eine Verbindung zu suchen die einen minder angenehmen Geruch gewährt, so daß der ursprüngliche Geruch plötzlich verschwindet. Alle aus Pflanzen frisch destillirten Wasser haben anfänglich einen unangenehmen Geruch."

Skizzen aus Rom.

2. Fremdenwohnungen, Restaurationen und Cafés.

Der deutsche Ankömmling in Rom, der mit der Diligence von Florenz oder Civita Vecchia spät Abends durch die Thore der ewigen Stadt rollt und nach überstandener Schererei der Douane sein Haupt in dem ersten dem besten Hôtel niedergelegt hat, pflegt am andern Morgen voll hoher Befriedigung nun auch in Rom zu seyn, aber zugleich auch mit dem lebhaften Wunsch zu erwachen, daß sich recht bald eine bleibende Stätte für ihn ermitteln ließe. Sey es daß er nach Rom gekommen ist um Studien in den Stanzen zu machen, oder um Campagna-Bilder zu malen, oder um ein Manuscript auf der vaticanischen Bibliothek zu collationiren, oder um durch ein neues Buch über Rom einem tiefgefühlten Bedürfniß abzuhelfen, oder um zu ermitteln ob der Tempel des capitolinischen Jupiter auf der Nordwest- oder Südostspitze des Capitols gestanden habe — wie verschiedene Reisezwecke unsere Landsleute auch haben mögen, in einer Beziehung pflegt eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen ihnen zu herrschen: daß nämlich ihr Creditbrief bei Torlonia oder Kolb nicht sehr groß ist. Sie haben gehört daß die römischen Hôtels sehr theuer sind und wünschen sich daher möglichst kurze Zeit daselbst aufzuhalten. In der That ist der nordische Comfort, die Sauberkeit und Eleganz dieser Etablissements wie eine Treibhauspflanze zu betrachten, die, nur künstlich und mit großen Kosten auf einen ihr nicht zusagenden Boden versetzt, kümmerlich gedeiht und sehr hoch bezahlt wird.

Wer schon im Herbst in Rom eintrifft, wird nicht lange suchen dürfen um eine passende Wohnung zu leidlichem Preise zu finden, nach Januar jedoch ist dieses kaum mehr möglich. Die Haupterntezeit der Häuser- und Zimmervermiether beginnt mit dem Carneval und endet nach Ostern. Sie verfahren bei ihrem Geschäft ähnlich wie die Sibylle bei dem Verkauf ihrer Bücher an Tarqui-

nius. Der Preis ist immer derselbe, man mag ihre Wohnung für den ganzen oder für den halben Winter oder selbst für den letzten Monat verlangen. Nach Ostern, wo die Fluth der Fremden sich nach allen Weltgegenden verläuft (obwohl gerade dann die schönste Zeit für den Freund der Natur anbricht) sinken die Preise sehr. Der nordische Reisende, wenn er einigermaßen gut unterrichtet ist, pflegt im Winter nach einer Wohnung zu streben die mit Teppich und Ofen versehen und auf der Sonnenseite gelegen ist; das letztere gilt auch den Italienern für ein wesentliches Erforderniß. So sehr die Sonne auf der Straße gemieden wird („nur Engländer und Hunde gehen in der Sonne" sagen die Italiener), so sehr wird sie im Zimmer gesucht: dove non entra il sole, heißt das Sprüchwort, entra il medico (wo die Sonne nicht hineinkommt, kommt der Arzt hinein). Aber Teppich und Ofen sind Einrichtungen, die erst durch die Fremden nach Rom verpflanzt wurden und in specifisch römischen Wohnungen nicht zu finden sind. Der erstere gilt den an keinen Comfort des Zimmers gewöhnten Südländern trotz des kalten Ziegel- oder Estrichfußbodens für überflüssig, um so mehr da die Männer den großen Theil des Tages außer dem Hause zubringen und namentlich oft ein Kaffeehausleben führen. Die Ofenwärme hält man sogar für schädlich und behält lieber im Zimmer Hut und Mantel als daß man einheizt, allenfalls werden Kohlenbecken und Pfannen in die Zimmer gestellt, und die Frauen tragen auf der Straße und im Hause kleine mit Kohlen gefüllte Henkeltöpfchen als Wärmapparate am Handgelenk, denen sie den zärtlichen Namen il marito geben.

Das Ameublement einer römischen Miethswohnung beschränkt sich in der Regel auf das Nothwendigste, und ist meistens in einem Geschmack gearbeitet der in civilisirteren Ländern vor einem halben Jahrhundert modern war. Auch hierbei ist das Holz so viel als möglich gespart. Die Bettgestelle sind von Eisen, und die Stelle des Waschtisches vertritt ein zierlich geschwungener eiserner Dreifuß, der das Wassergefäß trägt. Prosaischen Gemüthern vermag freilich das antike Aussehen dieses Geräthes nur geringen Ersatz für die äußerst mangelhafte Bequemlichkeit zu bieten die es gewährt. Am meisten haben die römischen Lampen die antike Form bewahrt, wie bei den alten Candelabern erhebt sich auf einem runden Untersatz ein schlanker Stiel, der oberhalb die Form eines Gefäßes mit mehreren Schnauzen hat. Die Flammen bedürfen keine Cylinder, denn das Olivenöl erzeugt keinen Rauch. Wie im Alterthum hängt auch eine lange Nadel an einem Kettchen, womit man den herabgebrannten Docht in die Höhe stochert, das Ganze ist von Messing. Auch die Teppiche, die vor der innern Seite der Thür angebracht zu seyn pflegen, erinnern an die altrömische Sitte, sie sind durchaus nicht überflüssig, da Thüren sowie Fenster selten gut schließe

Es darf nicht verschwiegen werden daß auch manche von den Thieren, als deren Herr Mephistopheles in der bekannten Scene des Faust sich erklärt, in römischen Zimmern zu hausen pflegen. Wir wollen hier nur den Floh erwähnen, dessen Berechtigung in Schilderungen italienischer Zustände genannt zu werden uns durch Nikolai für immer festgestellt zu seyn scheint. Er nimmt, wie Meyer (Neapel und die Neapolitaner) bemerkt, in Italien eine ganz andere gesellschaftliche Stellung ein als in Deutschland, und bringt auch die Fremden, deren Anstandsbegriffe eine Ignorirung dieses Thieres verlangen, sehr bald zur unumwundensten Anerkennung seiner Existenz. Wie unwiderstehlich die Gewalt der Thatsachen in diesem Punkt auch auf die widerstrebendsten Gemüther wirkt, möge man darnach ermessen daß selbst Engländerinnen in Italien sich unbefangen über die Erfahrungen äußern, die sie in dieser Beziehung gemacht haben.

Es ist zehn gegen eins zu wetten daß der deutsche Ankömmling sein Frühstück in dem Café del Greco einnimmt, wenn er nicht gar zu weit von diesem berühmten Local wohnt, welches seit Jahren das Rendezvous der Deutschen ist. Wie alle römischen Cafés entbehrt es nicht nur aller Eleganz, sondern auch alles Comforts. Kleine, nicht sehr helle Zimmer mit geweißten Wänden, hart gepolsterte mit Haartuch überzogene Bänke, schwere kleine Tische mit Marmorplatten, so ist in der Regel das Innere dieser Etablissements. Vom Morgen bis zum Abend werden sie nicht leer, da die Italiener hier zur Conversation zusammenkommen. Man sagt, es gebe Habitués die sich seit Jahren täglich in dem Café treffen und sich nach hiesiger Sitte beim Vornamen nennen, ohne zu wissen wo sie wohnen oder wie sie heißen. Der Kaffee ist in der Regel gut und durch die starke Consumtion sehr billig, man trinkt ihn wie in Frankreich aus kleinen dicken Tassen, die Tasse nebst gestoßenem Zucker kostet 2 Bajoc (11 Pfennige). Die nivellirende Civilisation hat auch den englischen Toast nebst Butter eingeführt, aber der Thee hat keinen Eingang gefunden, und die Römer haben keinen Begriff davon daß man dieses Getränk genießen könne ohne krank zu seyn. Für die Gewohnheiten und Wünsche der Gäste haben die Kellner eine große Aufmerksamkeit und ein merkwürdiges Gedächtniß. Gewöhnlich bringen sie schon zum zweitenmale von selbst was man das erstemal verlangt hat. Jemand, dessen Aeußeres allerdings durch rothes Haar auffallend war, besuchte ein Café in dem er nur ein einzigesmal gewesen war, nach mehreren Wochen wieder. Kaum war er eingetreten, so rief der Kellner: Café con poco latte, due pani e butiro.

In den meisten Cafés ist die Augsburger Allgemeine zu finden, die gewöhnlich in möglichst viele Parcellen vertheilt von mehreren gleichzeitig studiert wird. Vor diesem Weltblatte, aus dem der ganze Süden, der ganze Orient und zum Theil die andern Welttheile ihre Vorstellungen über europäische Zustände mittelbar oder unmittelbar schöpfen, haben die Italiener einen großen Respect. Gelehrte und Künstler bemühen sich oft eifrig, ihre Unternehmungen in der Gazzetta d'Augusta lobend erwähnt zu sehen. Von der Censur wird die Augsburger Zeitung äußerst selten zurückbehalten, fast nur wegen theologischer Artikel, wie z. B. einmal wegen einer Anzeige von Bunsens Hippolyt. Die Inhaltslosigkeit der römischen Blätter ist bekannt. Das Diario di Roma ist vielleicht das inhaltloseste von allen. Die Scheu vor der Oeffentlichkeit geht so weit, daß nicht einmal die unschuldigsten Stadtneuigkeiten in dieß officielle Blatt Aufnahme finden, daher man über alle Vorgänge in Rom selbst fast ausschließlich auf mündliche Mittheilungen angewiesen ist. Wie natürlich, hat gerade dieser Mangel an authentischen Nachrichten die Folge daß sich über die geringfügigsten Dinge die abenteuerlichsten Vorstellungen verbreiten, die dann wie ein Lauffeuer von einem Café zum andern gehen.

Noch uneleganter als die römischen Cafés sind die Restaurationen. Halb oder ganz offene Thüren, Fußböden aus Ziegeln, hölzerne Bänke an den Wänden, einfache Stühle und lange Tische

mit Tischtüchern gedeckt, deren Weiß mehr als zweifelhaft ist: so ist das Innere dieser Locale, deren einziger Schmuck etwa ein Paar große Ochsenhörner sind, die nach dem hiesigen Aberglauben als Schutz gegen das böse Auge dienen sollen. Es ist kaum ein stärkerer Gegensatz denkbar als zwischen diesen kahlen, schmutzigen und uncomfortablen Räumen und den prachtvollen, mit Vergoldung, Blumenvasen und Wandspiegeln decorirten Sälen eines Restaurant im Palais Royal. Wenn man indessen im Stande ist sich der Sitte des Landes anzubequemen, so wird man sich in den antediluvianischen Kneipen Roms im Ganzen nicht übel befinden. Für den Habitués sorgen die Kellner mit väterlicher Zuneigung, und haben, was die Bezahlung betrifft, zu dem forestiere, namentlich dem Deutschen, ein wirklich unbegränztes Zutrauen. Da in Folge der trostlosen Finanzzustände in Rom nur Kupfer und Banknoten von 5 Scudi aufwärts circuliren, das Silber aber fast unsichtbar geworden ist, kommt man in Gefahr Correggio's Schicksal zu erleiden, wenn man so viel gewichtige Bajocconi bei sich führen will, als die Bezahlung der täglichen Bedürfnisse erfordert. In der Regel wird daher von regelmäßigen Besuchern einer Restauration der Betrag ihrer Mahlzeit täglich notirt, und die Zahlung geschieht erst am Ende des Monats. Man irrt sehr wenn man glaubt daß der Kellner sich gleichfalls die Summe notirt, die ihm der Fremde schuldet, um dessen Rechnung controliren zu können. Er hat gewöhnlich nur ganz ungefähre Vorstellungen davon, und da er fast niemals seinen Namen und Wohnort weiß, so ist er auch durchaus nicht im Stande seine Schuld zu reclamiren. Es kommt allerdings selten vor, aber es kommt doch vor daß dieser schöne Glaube an die Menschheit betrogen wird; aber selbst solche Erfahrungen haben nicht die Folge das unerschöpfliche Vertrauen der Kellner auf deutsche Treue wesentlich zu vermindern.

Die römische Küche hat (wenigstens in Osterien von der eben beschriebenen Art) noch in hohem Grad ihre nationale Eigenthümlichkeit bewahrt. Die beiden Nahrungsmittel, auf welche die Existenz des Volkes noch heute basirt ist, wie sie es schon in der ältesten Zeit war, sind Weizenbrod und Wein. Das erstere wird wie alles in Rom pfundweise verkauft, das Pfund ist noch das altrömische von 24 Loth, und die kleinen Schnellwagen (mit denen man sehr leicht betrogen werden kann) stimmen auch ganz mit den antiken überein. In Hungerjahren müssen Kastanien aushelfen, die aber auch nicht immer gerathen. Eben so unentbehrlich als das Brod ist dem Italiener der Wein. Die gewöhnlichen Landweine, sowohl herb als süß, sind, wiewohl meistens ganz vortrefflich, sehr leicht, und man kann daher ohne üble Folgen ziemlich viel davon trinken. Wenn nicht im Alterthum eine völlig andere Bereitung stattgefunden hat, ist die damals allgemein verbreitete Sitte, den Wein mit Wasser zu mischen, geradezu unbegreiflich. Die leichten Weine bedürfen dieser Mischung nicht, und die schweren und feurigen werden dadurch verdorben. Es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß die Italiener im Genuß des Weins mäßig seyen, und wenn Trunkenheit allerdings viel seltener als im Norden (obwohl keineswegs unerhört) ist, so liegt der Grund in der Gewöhnung an den Wein von frühester Jugend auf.

Zu den Sonntagsvergnügungen der Familien in mittlern Ständen gehört es, in einer Kutsche nach irgend einer Osterie in der Nähe der Stadt zu fahren; auch das andar in carrozza an und für sich gilt schon für einen Hochgenuß. An Ort und Stelle verweilt man nicht länger als nöthig ist um einige Foglietten zu vertilgen, und fährt dann wieder befriedigt nach Hause; an ein längeres Verweilen im Freien oder gar an Naturgenuß denkt dabei niemand, zuweilen läßt man sich den Wein nur an den Wagen bringen. Man kann denken, mit wie allgemeinem Schmerz die Verheerungen der Traubenkrankheit von der consumirenden Bevölkerung empfunden worden sind. In Toscana, wo einige kleine Eisenbahnlinien sind, glaubte das Volk daß der Dampf der Locomotive an der Traubenkrankheit Schuld sey, und mußte von der Geistlichkeit belehrt werden, daß der Grund ganz wo anders, nämlich in dem gotteslästerlichen Fluchen liege, wofür der Himmel diese Strafe gesandt habe. Im Kirchenstaat aber, der von der drei Meilen langen Eisenbahn von Rom nach Frascati von keiner profanen Locomotive befahren worden war, kann dieser Glaube schwerlich je existirt haben.

Es gibt zahlreiche Kneipen in Rom, wo man nichts erhält außer Wein, und oft sehr guten. Die dickbäuchigen Flaschen sind mit einem Strohgeflecht umwunden, und haben einen sehr langen, schmalen Hals, statt des Pfropfens wird gewöhnlich Oel daraufgegossen. Eine solche Flasche recht trinkbaren Orvietos z. B. kostet nicht mehr als etwa 5 Sgr. Es ist Sitte daß man die Speisen, die man etwa zum Wein genießen will, in diese Kneipen mitbringt. Späte Gelage macht übrigens die Polizei unmöglich, die mit unerbittlicher Strenge um 10 Uhr alle öffentlichen Locale schließt. Eine ächt römische cena (die beiläufig gesagt in die Mittagsstunde fällt, nicht wie die altrömische cena in die Zeit des französischen Diners, was die Italiener alla francese nennen), wird mit Speisen von Reis, Maccaroni in verschiedenen Gestalten oder Polenta eröffnet; das letztere ist nichts mehr und nichts weniger als eine Suppe von Maisgrütze, dann folgen Fritti (Gebackenes), welche äußerst fett sind; die Stelle der Butter vertritt durchweg das Schweinefett. Am Feste des heiligen Joseph findet in ganz Rom dem Heiligen zu Ehren eine ungeheure Consumtion von Fritti statt. Ueberall entstehen dann Buden, mit grünen Zweigen und Blumen aufs beste ausstaffirt, in denen die appetitlichsten Fritti in siedendem Fett herumschwimmen, und die stets von Verehrern des heiligen Joseph umdrängt werden. Unter den Gemüsen nehmen die Broccoli die erste Stelle ein, welche beinahe in eben so hohem Grade ein römisches, wie die Maccaroni ein neapolitanisches Nationalgericht sind. Man sieht sie auf allen Straßen in dampfenden Kesseln kochen. Es ist ein brauner, sehr feiner Blumenkohl, der aber im Kochen grün wird; er wird den ganzen Winter hindurch gezogen. Wenn Diocletian in Salona in seinen Kohlgärten eine Entschädigung für die abgelegte Kaiserwürde fand, so hat er wahrscheinlich Broccoli gebaut. Sie sollen Winckelmanns Leibessen gewesen seyn; wenigstens verdienen sie es.

Aus dem Thierreich essen die Römer so ziemlich alles was kreucht und fleugt, z. B. auch Stachelschweine, die man auf dem Fleischmarkt hinter dem Parthenon häufig hängen sehen kann. Selbst bei dem Gesange Philomelens denken sie weiter nichts, als daß sie einen guten Braten abgeben würden. Folgende Anekdote zeigt, wie verschiedene Empfindungen diesseits und jenseits der Alpen durch die Klage der Nachtigall hervorgerufen werden. Ein junger Deutscher hatte sich mit einer schönen Römerin verlobt. Das glück-

liche Paar gieng an einem Frühlingsmorgen in der Campagna spazieren, die Nachtigallen schlugen, und der entzückte Bräutigam fragte sein Mädchen, Ti piace, il rossignole? (Liebst du die Nachtigall?) Si, specialmente in umido (Ja, besonders als Ragout) antwortete sie unbefangen. Merkwürdigerweise ist gerade der Vogel aus der römischen Küche verbannt, dessen Urahninnen einst das Capitol gerettet haben. Den Grund weiß ich nicht anzugeben. Aber so viel ist gewiß daß Gänse fast nur von den Bewohnern des Ghetto gemästet und gegessen werden. Desto höher wird der Truthahn geschätzt; in der Adventszeit, wenn die Pifferari nach Rom kommen, um den Madonnenbildern Ständchen auf dem Dudelsack zu bringen, sieht man auch große Heerden dieser transatlantischen Fremdlinge erscheinen, welche von ihren Hütern mit zwei langen Rohrstäben zusammengehalten und vorwärts getrieben werden. Das Wildschwein ist auch jetzt nicht minder beliebt als im Alterthum, und in den römischen Gebirgen so wie den pontinischen Sümpfen sehr häufig. Die Jagd auf Säue ist eine Lieblingsunterhaltung in Rom, wo die Jagdpassion unter den mittlern und niedern Ständen sehr verbreitet ist. Uebrigens werden im ganzen dieselben Fleischarten wie in Deutschland gegessen, nur Ziegenbraten ist als charakteristisch für die römische Küche anzuführen. Von Geflügel werden am meisten Schnepfen und wilde Enten geschätzt, zahme aber eben so wenig als Gänse. Das Beefsteak, das die Franzosen Bifteck nennen, heißt in Italien Bistecca. Jede Nation läßt also einen andern von den beiden Consonanten aus, die ihnen verbunden unaussprechlich sind. Noch mehr als den Namen hat aber dieß Gericht bei der Verpflanzung auf den classischen Boden seine Natur verändert. Die dünnen, stark gebratenen Fleischscheiben sehen den gewaltigen, sanftblutenden Massen Altenglands äußerst unähnlich. Die Pasticcaria ist in ganz Italien auf einer ziemlich primitiven Stufe. Alle Kuchen und Gebäcke zeichnen sich durch ein Uebermaß von Fett aus, ganz besonders aber die Gnocchi (eine Art Klöße), die für nordische Mägen in der Regel unverdaulich sind. Eine Nachahmung des Plumpuddings, die unter dem Namen Plumbudino auf den Speisezetteln zu prangen pflegt, ist eine traurige Caricatur.

Ueber Krankheitsformen in den Tropenländern.

(Fortsetzung.)

Wechselfieber.

Wenn ein Arzt in eine Gegend kommt wo die Wechselfieber endemisch sind, oder gerade eine Epidemie von Sumpffieber herrscht, und er von der bisher, ich möchte beinahe sagen, als Eselsbrücke eingeführten Coupirungs- oder Abortivmethode abweicht und die Fieber als eine Blutverderbniß im geringern Grade behandelt, die Geheilten also keine Anschoppungen in den Unterleibsorganen behalten und auch keine Recidiven erleiden, so ist seine Stellung für immer gesichert. Wenn ich aber sage daß der Geheilte vor Recidiven gesichert sey, so verstehe ich darunter nicht daß, wenn er im Frühjahre geheilt wurde, er durch Einfluß des fortdauernden und zu gewissen Jahreszeiten exacerbirenden Miasma's nicht neuerdings vom Fieber befallen werden könne; wird aber auch dieses neue Fieber gründlich als Blutverderbniß geheilt, so wird der Geheilte später nicht mehr davon befallen, wenn auch die Epidemie des Sumpffiebers und die Verhältnisse die das Wechselfieber als endemische Krankheit in der Gegend unterhalten, fortbestehen. Wie sich der Organismus an das Miasma gewöhnt, weiß ich nicht zu erklären, doch steht es als Thatsache fest daß er sich daran gewöhnt. Wie wichtig die gründliche und rationelle Heilung der Wechsel- und Sumpffieber ist, kann man daraus ersehen daß Cholera, gelbes Fieber und Pest der Bevölkerung eines Landes keinen dauerhaften Widerstand leisten, aber die Wechselfieber immer gerade in den fruchtbarsten und mit Metallreichthum bevorzugten Ländern das Niederlassen der civilisirten Race nicht gestatten. Hier in Brasilien z. B. entwickelte sich nach 6monatlicher Trockne in der Niederung von der Provinz Rio de Janeiro ein Sumpffieber, welches die schon ziemlich dichte Bevölkerung auftrieb, und von der Stadt Macacu, wonach man das Fieber benannte, stehen nur noch die Granitpfeiler welche den Marktplatz begränzten. Diese Krankheit schadete Brasilien mehr als die beinahe 8jährige Gelbfieberepidemie.

Ich gebe meine Ansicht der Krankheit, wie sie sich mir bei der Behandlung darstellte, ohne irgend eine Opposition vielleicht viel gelehrteren und in der Sprache geübteren Männern vom Fach machen zu wollen; und nur weil ich meiner Behandlungsweise des Wechselfiebers verdanke in kurzer Zeit in günstige Verhältnisse als Arzt gekommen zu seyn, habe ich einige Worte der Beschreibung der Krankheit vorausgeschickt.

Durch den oft nur kurze Zeit dauernden Aufenthalt in einer mit Kohlenwasserstoffgas oder mit andern Verwesungsgasen auch anorganischer Stoffe geschwängerten Luft entsteht im Organismus schon während des Umbildungsprocesses des venösen Blutes in arterielles eine Störung, indem sich nämlich Ueberschuß an Milchsäure und frühzeitige Zersetzung von Proteinstoffen bildet; das Blut enthält daher Stoffe welche schon in der Circulation einen Grad der Umsetzung haben, den diese Stoffe erst bei der Abscheidung erreichen sollten, wobei sich aber schon eine Störung in der Urinbereitung wahrscheinlich aus Einfluß der überschüssigen Milchsäure zu erkennen gibt, indem man den Anfall des Fiebers vorhersagen kann, wenn man den sogenannten spastigen, ganz wässerigen, alles Harnstoffes baren Urin gesehen hat, was ich auch bei dem Erysipelas beobachtet habe.

Die Naturthätigkeit sucht eine Blutreinigung einzuleiten um diese Zersetzungsstoffe schnell zu eliminiren, und wählt dazu die Milz, die Intestinalschleimhaut und die Nieren, und man könnte fast sagen daß sie einen Anlauf dazu nimmt, indem sie durch eine heftige stürmische Congestion nach diesen Organen und weniger heftig nach der Leber eine kritische Ab- und Aussonderung durch diese Organe zu erreichen strebt.

Da nun durch die so bedeutend vorherrschende Strömung des Blutes nach dem Centrum die Hautnervenwärzchen des erwärmenden Blutes entbehren, so fühlt der Kranke je nach Verhältniß der Congestion mehr oder minder heftigen Frost, und eben wegen dieses Blutmangels ist auch alle ab- und aussondernde Thätigkeit der Haut unterdrückt, und werden also auch die zur Absonderung schon geeigneten Schweißstoffe im Blute zurückgehalten. Allein die Natur erreicht ihren Zweck nicht die heterogenen Stoffe durch Darmcanal und die Nieren zu eliminiren; denn einestheils ist die Congestion zu stürmisch und zu rasch, so daß die Durchschwitzungsorgane nicht Zeit haben sich zur Absonderung solch heterogener Stoffe vorzubereiten, und anderntheils werden diese Stoffe durch die Säuren, die durch den Mangel an Transpiration im Blute zurückgehalten wurden, zum Gerinnen mehr geeignet, und selbst die Absonderungsmembranen durch diese Säuren impermeabel gemacht, und so kann sich nur eine theilweise Ablagerung dieser Fieberstoffe im Parenchym der Darmschleimhäute und in der Milz bilden, oder nach chirurgischem Ausdrucke eine Verhärtung. Die Nieren erzeugen einen saturirteren aber doch nicht hinlänglich kritischen Urin. Da nun die Krise höchst unvollkommen ausgefallen, so sucht die Natur selbe durch die entgegengesetzte Strömung oder durch Congestion nach der Peripherie zu erreichen, und dadurch entsteht die oft brennende trockne Hitze der Haut, welcher auch nur ein theilweise kritischer Schweiß folgt, wodurch für einige Zeit das Gleichgewicht in der Circulation wieder hergestellt ist; doch bleibt das Blut noch mit vielen zur Absonderung schon überreifen Stoffen geschwängert, das Miasma fährt fort neue zu erzeugen, und ein Theil der niedergeschlagenen und coagulirten Stoffe wird durch Auffaugung neuerdings ins Blut aufgenommen, und so wiederholt die Natur des andern Tags, zur selben Stunde meistens, wegen einer eigenthümlichen Gewohnheit an eine gewisse Zeit, den Paroxysmus. Doch kommt es vor, besonders wenn der Kranke dem Einflusse des Miasma's sich entzogen hat, daß die öfters wiederholten kritischen Niederschläge in der Milz und Intestinalschleimhaut und die kritischen stark milchsauren Schweiße, die Paroxysmen ausbleiben machen. Allein die oft aus Diätfehlern oder Verkältungen entstandene Aufsaugung der niedergeschlagenen Stoffe macht das Fieber wieder erscheinen.

Die langwährende Wiederholung der Fieberanfälle schoppt endlich das Parenchym der Milz und der Intestinalschleimhaut so bedeutend an daß die Functionen beider darniederliegen; dadurch wird einestheils die Assimilation sehr gestört, und die Milz gibt die Milch- und Essigsäure nicht ab, und beide gehen mit dem Leberblute nach den Lungen, wo sie die Blutbereitung stören, und dadurch bildet sich endlich die Fieberkachexie aus.

Liebig sagt, er wisse recht gut wie und warum Chinin im Wechselfieber so vortheilhaft wirke, allein ich fand nirgends den Aufschluß. Meinen Beobachtungen zufolge ist die Wirkung des Chinins die den Niederschlag der heterogenen Stoffe in der Milz und von da auch in der Leber und der Darmschleimhaut zu begünstigen und zu consolidiren, wodurch das Blut reiner wird und der Paroxysmus ausbleibt. Werden aber diese Stoffe wieder erweicht und aufgesaugt, so daß sie wieder in die Circulation gelangen, so erscheinen die so sehr gefürchteten Recidive.

ist nur der annormale lebensgefährliche oder tödtliche Ausgang einer Krankheit, welche meistens durch einen kritischen Absonderungsproceß im Darmcanal überwunden wird, und nur dann eintritt wenn der von der Natur eingeleitete Heilungsproceß gestört wird.

Im Organismus erzeugen sich durch eingeathmetes Miasma und Beihülfe des an die scharfen Stuhlausleerungen eines an dieser Krankheit leidenden Individuums gebundenen Contagiums eigenthümliche Zersetzungsstoffe, welche durch Congestion nach den Peyerschen und Brunnerschen Drüsen — die einzigen Organe welche man bei Choleraleichen entzündet findet — abgeschieden und mit den Fäcalmassen entleert werden, wobei nur viele wirklich mephitische Blähungen wie sehr starker Reiz im Mastdarm und am After bemerkt werden; diese Ausleerungen verbreiten einen eigenthümlichen scharfen, metallartigen Geruch, welchen man hier in Rio de Janeiro, wo keine Abtritte sind, in den meisten Häusern wahrnehmen konnte. Die Personen welche diesen geringen Grad der Krankheit erleiden, glauben von ihr verschont geblieben zu seyn.

Oft aber ist dieser kritische Absonderungsproceß mit Reiz im ganzen Darmcanal, bedeutender Gasentwicklung, Leibschmerzen und flüssigen Stuhlgängen, Tenesmus und krankhafter Unbehaglichkeit begleitet; nach drei bis vier Tagen diätischen Verhaltens ist die krankhafte Absonderung beendigt, und man sagt der Kranke hatte die Cholerine.

Dieser Naturheilungsproceß, oder die kritische Ab- und Aussonderung können in ihrem Verlaufe gestört werden, oder die Abscheidungsmembranen durch die zu concentrirte Säure impermeabel, oder zur Absonderung untauglich gemacht werden. So entsteht durch das Verhalten der bis zum Absonderungsorgan angelangten, schon sehr umgesetzten Stoffe neue Zersetzung, und es entstehen Stoffe die den Verwesungsproceß charakterisiren; der abzusondernde Stoff, welcher meinen Erfahrungen zufolge ameisensaures Ammoniak ist, zersetzt sich langsam in Blausäure, welche, in das Pfortaderblut aufgenommen, zur Leber gelangt und eine mehr oder wenige complete Paralyse derselben erzeugt, wodurch also die typhöse Cholera entsteht.

Es kann aber auch das im Darmcanal schon abgesonderte Product der Cholerine von der Darmschleimhaut aufgesaugt werden, welches besonders durch Zurückhalten der Stuhlausleerungen in kürzester Zeit geschieht, wie man auf den großen Plantagen zu beobachten reichliche Gelegenheit hatte, wo bei den im Freien arbeitenden Schwarzen, deren oft 200 bis 300 an Cholerine litten, kein einziger Fall in Cholera umschlug, während die um die Herrschaft beschäftigten Sklaven, die sich nicht so leicht entfernen konnten, stark von der Cholera befallen wurden, und deren viele dahinstarben; dieses Wiederaufsaugen des natürlich neuerdings zersetzten Ausleerungsstoffes wirkt heftiger; es tritt totale Lähmung der Leber ein, und dieses ist die apoplektische Cholera, gerade als wenn man Blausäure in das Pfortaderblut injicirt, wo Leberlähmung entsteht, wie bei Injection derselben in die Drosselader Lähmung des Herzens und der Lungen erfolgt.

Durch die Lähmung der Leber hört die Erzeugung von Zucker und Galle in derselben auf, das venöse Blut geht also, ohne die Gallenstoffe abgegeben zu haben und ohne Zucker nach den Lungen,

wo es wegen dieses Mangels der Glykose trotz des Zutritts der atmosphärischen Luft den gährungsartigen Proceß nicht erleiden, und sich in jene schaumige Masse des Arterienblutes umbilden kann, welche Luft und Wärme über alle Gebilde des Organismus verbreitet, und also als venöses Blut in die Arterien übergeht, wo es auch bei den Leichenöffnungen gefunden wird. Aus eben dieser Ursache geht der Turgor vitalis plötzlich in cadaverösen Collapsus, die natürliche Wärme in Todtenkälte über.

Alle Unterleibsorgane stellen ihre Thätigkeit ein, zuerst die Nieren, wodurch die Blutzersetzung noch completer wird. Alle Schleimhäute stellen ihre Schleimabsonderung ein, daher im Gehörgang und der Euchstachischen Röhre das Ohrensausen und Schwerhörigkeit, im Respirationscanal die Aphonie, im Schlund und Magen der brennende Durst entstehen. Das Blut zersetzt sich in Cruor und Serum, welches letztere durch die Membranen durchsickert, den in den Drüschen und ihren Canälchen noch enthaltenen Schleim abspült, und durch die spastischen Contractionen des Darmcanals entleert wird, wie auch die Krämpfe in den Extremitäten Folge der rapiden Blutzersetzung sind, wie man sie bei schnelltödtenden Schlangenbissen zu beobachten Gelegenheit hat. Endlich macht die Lähmung des Herzens dem Leiden ein Ende.

Da dem Kranken während des Anfalls mit dem Blute keine Luft mehr in die Organe übergeführt wird, so daß er trotz der Respiration an Erstickungsbeängstigung leidet, indem ihm die eingeathmete Luft zu nichts dient, und auch beinahe gar keine Kohlensäure ausgeathmet wird, so widersteht der Cadaver längere Zeit der Fäulniß als der eines an anderer Krankheit Verstorbenen.

Die vorsichtige Beförderung der kritischen Darmsecretion kann der Cholera vorbeugen, bei der Cholera selbst können nur solche Mittel nützen welche die Leber reactiviren.

Vorfälle und Hernien.

Da in tropischen Ländern die Frauen sich bald nach ihrer Verheirathung das Regiment anmaßen und ziemlich herrisch werden, und der Mann in der Ehe frühzeitig einer gewissen Apathie anheimfällt, so ist es natürlich vor allem nöthig daß der Arzt, um sich seine Position zu sichern, die Leiden der Frauen sich besonders angelegen seyn läßt; es sind aber deren nicht so viele als in Europa, theils weil die Frauen im Hauswesen sich nur befehlend verhalten, auch viel leichter gebären und auch keine Sorgen haben.

Eine wahre Plage für das weibliche Geschlecht vom zartesten Kindes- bis zum Greisenalter sind die weißen Flüsse trotz der größten Reinlichkeit, die hier in Wäsche und Bädern beobachtet wird; und ich glaube daß die Häufigkeit dieses Uebels die Ursache ist, daß ich in 30 Jahren noch kein hysterisches Leiden zu beobachten Gelegenheit hatte, welches letztere ich auch zu den psorischen Krankheiten zähle. Deßwegen müssen auch die Wöchnerinnen hier viele Wochen lang eine Diät beobachten die man in Europa für fabelhaft hält, und woran eine sehr hochgestellte Dame nicht glauben wollte, und durch den Genuß eines Beefsteaks auch von der Krankheit befallen, und durch Application von metallischen Adstringentien steril wurde. Die radicale Heilung ist nur durch eine streng durchgeführte antidyskrasische Cur ohne Mineralien zu erreichen. Die verschiedenen Menstrualbeschwerden, die man besonders häufig bei ledigen Frauenzimmern findet, rühren von einer die Uterinhöhle auskleidenden schleimigen Pseudomembran her, wie ich sie später bei der Atrophie beschreiben werde, und die sehr oft die Ursache der Sterilität ist, wie ich erst jüngst bei einer gerichtlichen Leichenöffnung einer 28jährigen Frau sah, die von ihrem Sklaven ermordet worden war.

Ein sehr häufiges Uebel der Frauen ist der Gebärmuttervorfall, seltener die Knickung und Rückwärtsbeugung, welche alle drei dieselbe Ursache haben, die zweierlei seyn können. Bei der wohlhabenden Classe der Frauen sind die gute und reichliche Nahrung, wenige oder so zu sagen gar keine Bewegung bei ewigem Sitzen, und wie es in einem heißen Lande nicht anders seyn kann, bei aufregenden Gedanken die Ursache der Congestionen nach dem Uterus, wodurch dann Ablagerung von gerinnbaren Stoffen in dem Parenchym desselben stattfindet, wobei aber der Uterus nicht bedeutend an Volumen, jedoch im Verhältniß zu demselben sehr bedeutend an Gewicht zunimmt, wozu auch Leberobstruction, die den freien Rückfluß des Blutes verhindert, das ihrige beiträgt. Diese ungewöhnliche Schwere des Uterus, für welche die Bänder und Membranen nicht geeignet sind, macht ihn durch Dehnen derselben sich langsam senken, und indem selbe nachgeben, entsteht ganz schleichend ein Prolapsus, der natürlich bei einer stärkern Compression der Unterleibseingeweide zum Vorschein kommt, und nun ganz allein einem zufälligen Niesen oder sonst einer kleinen gar nicht außergewöhnlichen Anstrengung zugeschrieben wird. Die niedere Classe der Frauen, worunter man hier die Sklavinnen versteht, leidet so zu sagen aus entgegengesetzten Ursachen an dieser Krankheit; hier erzeugen nämlich vernachlässigte Metritis nach unterdrückter Menstruation durch Verkältung oder körperliche Züchtigung, oder durch Mangel an Pflege im Wochenbett, fortgeschleppt, nach längerer Zeit eine Verhärtung des Uterus, die auch zum Prolapsus Anlaß gibt. Ich habe einen Vorfall entstehen sehen nach einer durch metallische Adstringentien unterdrückten Metrorrhöe.

Da die Krankheit hier allgemein als unheilbar betrachtet wird, und man sich mit den mechanischen Retentionsmitteln behilft, so wurde ich nur in der letztern Zeit verschiedenemal zur Behandlung derselben gerufen, und jetzt habe ich viele solcher Fälle, so daß ich erst jetzt von der Häufigkeit des Uebels mich überzeugte.

Bei der radicale Heilung erzielenden Behandlung muß man zuerst sein Hauptaugenmerk auf die beinahe nie fehlende Leberanschoppung richten, und dann die resolvirend erweichenden und derivirenden Mittel anwenden. Narkotische Sitzbäder von Blättern frischen Tabaks, welcher hier das ganze Jahr auf allen Mauern wächst, beschleunigen die Cur; ohne etwas Mercur innerlich, aber nicht anhaltend, fortgegeben, bin ich noch nicht zum Ziele gelangt. Ein sehr gutes Zeichen einer schnellen Cur ist es, wenn sich bei der Behandlung Leukorrhöe des Uterus einstellt; um nicht alle Bewegung zu untersagen und den Uterus zu stützen, lasse ich Cautschukblasen von der Peripherie eines Gänse-Eies in die Scheide einbringen. Die Cur wird mit adstringirenden Bädern, wozu unsere Flora so reichliches Material bietet, beschlossen.

Ich halte es für zweckdienlich hier gleich von einem so ähnlichen unter der wohlhabenden Classe der Männer Brasiliens so sehr verbreiteten Uebel zu sprechen, es leidet nämlich weit über die Hälfte der Männer über 25 Jahre an demselben, und dieß sind

die eben so schleichend ohne notorische Ursache entstandenen Inguinalhernien. Dieselben entstehen durch langsame Infarctirung des Parenchyms der Gedärme, durch Verhaltung der Epithelialmassen wegen zu wenig Ballast enthaltender Nahrung und übermäßiger Bildung von Schleim, welcher durch organische Säuren coagulirt, und nun das Gewicht der Därme bedeutend vermehrt: das die Gedärme suspendirende Bauchfell wird gedehnt und gezerrt, weßwegen solche Personen längere Zeit vorher über Kreuzschmerzen klagen. Durch dieses Nachgeben des Bauchfells üben die Gedärme einen bedeutenden Druck auf den untern und vordern Theil der Bauchwand aus, das den Leistencanal verschließende Zellgewebe gibt endlich nach, und die Darmschlinge schlüpft durch. Es ist dieses der Vorgang bei der Bildung der Hernia senilis, die aber hier selbst bei Kindern vorkömmt.

Es ist leichter diesem Uebel durch eine zweckmäßige desobstruirende Cur vorzubeugen, als solches bereits entwickelt zu heilen; indessen schien auch hier nicht Beispiele von radicaler Heilung mit einem Pflaster, das die Indianer aus dem Wachse der Jatybiene, mit dem Safte von verschiedenen abstringirenden Rinden und Wurzeln zubereiten und nach einer langweiligen Vorcur anwenden. Indessen wird es tausendmal ohne Erfolg angewandt.

Besonders merkwürdig aber ist eine nicht sehr selten vorkommende Atrophie der Bauchdecken, wo dann die Gedärme an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit dicht unter der auch verdünnten Haut zum Vorschein kommen, weßwegen diese Personen eine straffe Leibbinde zu tragen genöthigt sind.

Ueber diese Atrophie werde ich bei den Krankheiten der Lymphgefäße noch besonders sprechen.

Geophagie oder Opilation.

Obschon in der neuesten Zeit eine Monographie über diese Krankheit, die hauptsächlich in den Tropenländern endemisch ist, erschien, so glaube ich doch, abstrahirend von aller Polemik, nur meine Beobachtungen mittheilen zu dürfen, um so mehr als diese Krankheit ein sehr triftiges Argument ist für den Eintritt der atmosphärischen Luft in das arterielle System. Sie hat nur sehr wenig gemein mit der Chlorose der Mädchen. Da wo viel Feuchtigkeit aus der Erde ausdünstet und Huminsäure in der Luft ist, wo die Tage sehr warm und die Nächte kühl sind, auch da wo Kohlenwasserstoff aus der Erde ausdünstet, entwickelt sich diese Krankheit am meisten, und befällt nur jugendliche Subjecte, besonders solche die in feuchten Niederungen arbeiten, auf der Erde schlafen, wodurch die Hautthätigkeit gänzlich unterdrückt wird, wo ältere Personen besonders an Wechselfiebern leiden. Schon die feuchte und mit Zersetzungsmiasmen geschwängerte Luft erzeugt Säure und Schleimbildung in der Blutmasse, und der zurückgehaltene Schweißstoff wird in Albuminate umgesetzt, wodurch das Blut im Anfang der Krankheit so mit heterogenen Stoffen geschwängert ist, daß es erschlaffend auf die Nieren einwirkt, deren Harncanälchen sich ausdehnen, so daß die Blutzellen mit dem Urin durchschlüpfen, wodurch dem Blut das Eisen entzogen wird. Der übermäßige Eiweißgehalt des Blutes erzeugt bei dem gährungsartigen Blutbildungsproceß durch die Mischung mit der atmosphärischen Luft eine so enorme Masse von Schaum, daß das Herz und die Arterien, welche schon wegen des Mangels des Eisens im Blute und der mangelhaften Ernährung in einem bedeutenden Erschlaffungszustande sich befinden, sehr ausgedehnt werden, so daß man das Klopfen derselben auch in einiger Entfernung sehen kann. Der Kranke sieht dabei wie geschwollen aus, während er nur aufgedunsen ist, gerade der entgegengesetzte Zustand von dem Collapsus cadavericus eines Cholerakranken, durch die vermehrte Luftmenge in allen Gebilden. Das Herz dehnt sich in kurzer Zeit so aus daß es die Lungen comprimirt, und der Kranke wegen Kurzathmigkeit nur mit Mühe sprechen kann; das Luftgeräusch ist in den großen Arterien so hörbar daß man es bis in die Cruralarterien verfolgen kann. Die Kranken können trotz der Schwäche und Hinfälligkeit nicht schlafen wegen des pulsirenden Geräusches, das sie im Hirn vernehmen; dabei ist Schwindel vorhanden durch den Druck, den die ausgedehnten Gefäße auf das Gehirn ausüben. Die Milz ist gleich im Anfang der Krankheit angeschoppt, später geschieht es auch mit der Leber, beim Druck aber sind sie beide schmerzlos.

Der Körper der Weißen wird schmutzigweiß, das Auge trüb ohne Glanz, die Schwarzen werden gelblichgrau, das Innere der Augenlieder, das Zahnfleisch, die Zunge und Rachen grauweiß. Die Zunge erscheint nur belegt, wenn die Kranken Erde, Kohle, Mörtel oder sonst unverdauliche Gegenstände gegessen haben, wozu sie einen leidenschaftlichen Appetit fühlen, und trotz aller Indifferenz und Hinfälligkeit, durch die raffinirteste Schlauheit sich solche Gegenstände zu verschaffen wissen, während sie alle regelmäßige Nahrung hartnäckig zurückweisen. Es schien mir dieß Instinct zu seyn daß der Körper nach Säure absorbirenden Erden verlangt; wegen der Erschlaffung aller Muskeln erfolgt Stuhlverhaltung. Manchmal entsteht M. B. schon frühzeitig und die Kranken bekommen Wassersucht. Am häufigsten stellen sich im Verlaufe der Krankheit seröse Ausschwitzungen in den Gehirnhöhlen ein. Auch glaube ich daß sie manchmal durch Herzparalyse zu Grunde gehen.

Läßt man einem solchen Kranken zur Ader, so erhält man ein braunes, oft schwärzliches, anscheinend sehr wässeriges Blut, welches seine Blutzellen wie Sand schnell zu Boden fallen läßt; darüber gerinnt das Wasser zu einer geleeartigen Masse, die endlich compact wird und sich zusammenzieht wie eine schmutziggraue Crusta pleuritica, das Serum aber ist grünlich gefärbt.

Bei siebenzig Leichenöffnungen erhielt man immer dieselben Resultate. Die Substanz des Herzens, oft kaum $^1/_2$''' dick, die Intestinalschleimhaut mit eiweißartigen Stoffen bis 3''' dick infarctirt, oftmals ganz verhärtet wie knorpelartig, weiße Flecken in der inneren Arterienhaut. In allen Cavitäten, im Pericardium, im Pleurasacke, im Unterleibe fand man Wassererguß, der immer mehr oder weniger weißlich ist, und oft wie Milch aussah und beim Erhitzen coagulirte. Das Nothwendigste zur Heilung dieser Krankheit ist die Diaphorese, die aber nur durch forcirte Bewegung zu erzwingen ist. Um die unverdaulichen Stoffe aus dem Darmcanal zu schaffen, kennt man hier nur ein Mittel, nämlich eine falsche Emulsion von Ricinusöl mit Sennesblätteraufguß, wo oft fabel-

hafte Massen von Erde und Sand abgehen. Dann kann erst das Eisen mit Aloe gegeben werden, man muß aber beim Gebrauch dieser Mittel den Kranken zum Genuß der Fleischspeisen zwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Barths Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika.

8. Kanem, das Mußgu-Land und Baghirmi.

Um Kanem, oder das Gebiet am Nordostrande des Tsad-Sumpfes zu besuchen, mußte sich Barth einem Kriegszuge der Uëlad Sliman anschließen, einer Raubhorde, die, aus arabischen Abenteurern zusammengelesen, unter bornuanischer Hoheit steht, kürzlich aber durch einen Kriegszug der Tuarek gezüchtigt und stark geschwächt worden war. Die militärische Expedition dauerte vom 11 Sept. bis 14 Nov. 1851. Die Landschaft, welche Barth betrat, war eine Sandebene, mit Bäumen mittleren Wuchses, meistens Mimosen geschmückt und bei günstiger Jahreszeit zum Anbau von Sorghum wohl geeignet. In den tiefen Bodeneinsenkungen findet sich Wasser genug für Pflanzungen, allein in Folge der politischen Verwahrlosung des Landes sind sie nur mit üppiger Waldwildniß ausgefüllt. Beim weiteren Vordringen gewann die Gegend an Schönheit, in dem sich Thal und Hügel in rascherer Abwechslung folgten. Am 19 October erreichte man angebautes Land und Palmenhaine, auch gab es Scharmützel mit den Worhda oder Eingebornen. Am 21 October kam es wirklich zu einem entscheidenden Gefecht, wobei Barth und Overweg jedoch als Zuschauer im Lager der Araber zurückblieben. Zehn Schüsse waren gefallen, als Overweg mit großer Aufregung seinem Begleiter ankündigte daß die Araber geschlagen seyen und davon galoppirte. Barths berittener Diener hatte bereits die Flucht ergriffen, und es blieb dem Reisenden nichts übrig, als sich gleichfalls auf das Pferd zu werfen und in westlicher Richtung davon zu sprengen. Es war die höchste Zeit, denn im Osten brach der Feind bereits ins Lager. Etliche Schüsse fielen hinter Barth, als er von neuem das Schlachtgeschrei der Araber vernahm, die mittlerweile ihre Schwadronen wieder gesammelt hatten und über den plündernden und zerstreuten Feind herfielen. So wurde das Lager gerettet, nachdem 4 der Araber und 34 Feinde auf dem Platz geblieben waren. Vor Sonnenuntergang mußte ein zweiter Angriff der Feinde abgewehrt werden, und die Räuber beschlossen jetzt auf den folgenden Morgen den Rückzug, den sie auch unbelästigt mit ihrer kümmerlichen Beute ausführen konnten.

Kaum nach Kukaua zurückgekehrt, schloß sich Barth einem anderen Raubzuge an, welchen die bornuanische Kriegsmacht nach dem Süden des Tsad-Sees in das Gebiet der heidnischen Mußgu ausführen sollte, und der vom 25 November 1851 bis 1 Febr. 1852 dauerte. Barth lernte auf dem Marsche die großen unbehülflichen, arabischen Steigbügel schätzen welche das ganze Bein gegen Verletzungen schützen, besonders wenn auf engen Defileen ein Gedränge entsteht. „Mit englischen Steigbügeln, davon ist Barth überzeugt, würde er auf seinen Reisen um beide Beine gekommen seyn." Der Heerzug umfaßte 20,000 Menschen, 10,000 Pferde und eben so viele Lastthiere. Der bunt gekleidete Haufe gewährte ein malerisches Bild. Die schwere Cavallerie unterlag beinahe der Last der dickwattirten Röcke, der Panzerhemden oder der Kettenpanzer und ihrer in der Sonne blitzenden Helme. Leichter gekleidet zog der Schua auf hagerem aber rüstigem Gaule einher mit einer Handvoll Wurfspeere. Die Sklaven des Hofhaltes prunkten selbstgefällig im Putz ihrer seidenen Hemden, während halbnackt das Kanembu-Fußvolk, mit Schild und Speer bewaffnet, sich nur mit einem halbzerrissenen Schurz und berberischer Kopftracht begnügte. Overweg nahm die Gelegenheit wahr, um dem befehligenden Wesir eines Abends in seinem Zelte eine begeisterte Rede gegen die Sklaverei und den Menschenraub zu halten. Der Wesir rechtfertigte die Nothwendigkeit des Sklavenhandels, weil sein Ertrag den afrikanischen Fürsten allein eine Rimesse verschaffe um europäische Feuerrohre zu kaufen. Die Sache ist zwar richtig, allein die Feuerrohre dienen wieder dazu um den Menschenraub in größerem Maßstab auszuführen und sich mit dem Ueberschuß außer den Flinten andern europäischen Luxus zu verschaffen. Auf dem Marsch wurde die große bornuanische Stadt Dikōa von 25,000 Einwohnern, am Yaloe oder am Komadugu (Fluß) von Alaö gelegen, berührt. Die beiden Ufer des Flusses, der in den Tsadsumpf mündet, waren damals dicht mit Pferden und Rindern bedeckt, die sich am reichen Grase labten, und kein schattiger Baum war zu finden unter dem sich nicht die Krieger des Raubzuges gelagert hätten. Ueberall war das Dickicht für Baumwollenfelder gelichtet, die aber durch aufschießendes Unkraut, ja selbst durch Gesträuche in einen verwahrlosten Zustand versetzt waren; doch zeugte die Fülle der Stauden wie viele Reichthümer der schlecht gepflegte Boden begraben enthält.

Der Zug bewegte sich jetzt durch die Gränzlandschaft der angesiedelten Schua (Araber). „Wehe den Gegenden selbst in Freundesland, ruft Barth aus, durch welche hier ein Heerzug seinen Weg nimmt! Wir passirten einige ausgedehnte Getreidefelder, die in voller Pracht standen, aber ihre reichsten Aehren fielen trotz des Geschreies der als Vogelscheuchen aufgestellten Sklaven den hungrigen Reitern zu ihrem und ihrer Thiere Unterhalt anheim."

Eine Wildniß schied das angebaute Schua-Land von dem Gebiete der Mußgu. Der erste Lagerplatz hatte einen ächt tropischen Charakter, er lag hart an einer von wildem Reis umgebenen Sumpflache, die weitkronige üppige Bäume einschlossen und wo die Elephantenspuren besonders zahlreich waren. Auch eine Giraffe wurde zu großer Verwunderung Barths gefangen, der vermuthet hatte, das scheue Thier halte sich nicht so nahe am Aequator (12° n. Br.) und nicht in dichter bewohnten Ländern, sondern am Rande der Wüste in den baumreichen Hochsteppen Afrika's auf. Am 18 Dec. wurde der Abend in des Wesirs Zelte durch die Rückkehr eines Botschafters des Mußgu-Fürsten Adischen verkürzt, der die Nachricht von der Unterwerfung dieses Fürsten überbrachte. Der

Sendling schilderte mit wenig Schonung die Sitten jenes, nur äußerlich zum Islam bekehrten Hofes. „Seine Majestät Adischen lege sich des Abends im vollständigsten Deshabillé vor den Augen seiner Leute zu seinen Sklavinnen, deren er 200 habe." Diese Angabe wurde von einem Dritten bestätigt, welcher als Gast bei Hofe gelebt und sich vergebens bemüht hatte den Fürsten von seinen patriarchalischen Gewohnheiten abzubringen; der Fürst, wird hinzugesetzt, gehe in seiner Gastfreundschaft so weit daß er fremden Besuchern bisweilen den Nießbrauch einer Sklavin überläßt und sich überhaupt nach Kräften verächtlich macht. Auch die bornuanischen Großen ließen sich auf dem Kriegszug von ihren Frauen begleiten, doch hatte der Wesir seine Auswahl bedeutend verkürzen müssen, denn es folgten ihm nur acht Damen, in weißem Bernus, streng verschleiert und von einem Eunuchen eifrig bewacht.

Am 23 Dec. wurde endlich das nördlichste Mußgudorf erreicht. Die Mußgu gehören zu der großen Familie der Massa-Stämme, zu denen auch die Bewohner von Marghi und die unterworfenen Batta in Adamaua gezählt werden. Sie sind Heiden, und ihr Fetisch soll eine lanzenartige Holzstange seyn, doch bemerkt Barth daß bei den Marghi die Stange nur einen sinnbildlichen Werth besitzt und die Verehrung der Oertlichkeit, den heiligen Hainen gilt. Die armen Mußgu sind von starken und menschenräuberischen Nachbarn umgeben. Vom Norden drohen ihnen die mit Schießgewehren und Reiterei reichlich versehenen Kanori Bornu's, im Westen und Süden die erobernden Fulbe des Adamaualandes, im Osten die frisch zum Islam bekehrten, fanatischen Bagrimma oder Bewohner Baghirmi's. Die Mußgu sind sorgsame Ackerleute, und Barth bewunderte ihre architektonische Geschicklichkeit nicht nur an den Ornamenten der bienenkorbartigen Thonhütten, sondern auch an den „schöngerundeten Grabgewölben," welche eine Urne trugen, die vermuthlich einen Theil der Gebeine verschloß. Näher lernte der Reisende die Leute kennen, als der übel beleumundete Fürst Adischen mit Gefolge im Lager erschien. Die Marghi sind, was Symmetrie der Glieder und die Gesichtszüge betrifft, jedenfalls schöner als der Geschwisterstamm der Mußgu. Niemand unter den Ankömmlingen trug Schmuck. Adischen hatte aus Rücksicht auf seine Gebieter eine Tobe angelegt. Nur einer seiner Begleiter trug ein Hemd, die übrigen begnügten sich mit Schürzen. Als Reiter üben die Mußgu den barbarischen Gebrauch eine breite Wunde auf dem Rücken ihrer kleinen kräftigen Pferde aufzuschneiden, damit sie an dem herabrieselnden Blute festkleben, weil ihnen Sattel, Bügel und Zaum fehlen, und sie das Pferd nur an der Halfter leiten. Bisweilen, wenn es gilt rascher zu reiten, ritzen sie sich selbst die Schenkel auf, um festern Sitz zu gewinnen. Es fehlt den Mußgu nicht an Muth, sie sind vielleicht damit reichlicher versehen als ihre Feinde aus Bornu, allein sie führen nicht Bogen und Pfeile, und ihre Waffen bestehen nur aus dem Speer und einem Handeisen für den Kampf im Gedränge. Zu einem erheblichen Gefechte kam es nirgends auf dem Raubzuge. Die Mußgu flüchteten sich vor der Heersäule, der, nicht eben zahlreich, nur Frauen und Gebrechliche als Beute in die Hände fielen. Dafür hinterließen die Helden abgezehrte Fluren, Brandstätten und Hungersnoth, welche allein der ungewöhnliche Fischreichthum der vielen, tiefen, schleichenden Flüsse, oder „Wiesenwasser," wie sie Barth nennt, mildern konnte. Der Wesir schickte dem Reisenden eine junge eingefangene Frau zu, um seine ethnographischen Studien zu vervollständigen; allein da sie eine röthliche Haut besaß und nicht milchkaffeefarbig war wie die Mußgu im allgemeinen, so vermuthet Barth daß sie eine Marghi gewesen seyn möchte, doch trug sie das Nationalzeichen der Mußgu-Frauen, nämlich den runden Knocheneinsatz in der Haut am Kinn. Sie war schön und hochgewachsen, die Brust voll und nur die Beine etwas eingebogen. Die Nationaltracht dieser Damen ist außerordentlich sparsam, denn sie besteht nur aus einem Bastseil, das als Gürtel zuerst um die Hüften gebunden und dann zwischen den Beinen durchgezogen wird. Der Raubzug kehrte unter 10° 5' s. Br. um, als man sich am Rande des Serbewel, des reichsten Seitengewässers des Schari befand, dessen anderes Ufer mit einem Delebpalmen-Haine geschmückt war. Der Wasserreichthum und die völlig ebene Gestaltung des Landes berechtigten Barth das Mußgugebiet das afrikanische Holland zu nennen. „Hier standen wir eine Zeitlang und schauten sehnsüchtig nach dem andern Ufer hinüber; es war eine höchst interessante, eigenthümliche Landschaft, überaus charakteristisch für die flachen Aequatorial-Länder Afrika's, von denen man früher eine so gänzlich falsche Vorstellung hatte. Anstatt des massenhaften Mondgebirges waren die wenigen Berghöhen, die wir gefunden, ganz vereinzelt; anstatt eines wüsten Hochlandes weite, unendlich fruchtbare Flachlande, kaum 1000 Fuß über dem Niveau des Meeres, von unzähligen breiten Wasserrinnen fast ohne alles Gefälle durchzogen. Nur nach Südwesten erblickte man in der Entfernung von etwa 16 Meilen die vereinzelte Felshöhe der Tuburi." Der Serbewel wurde auf dem Rückzug am 2 Januar 1852 noch einmal an einer Stelle berührt wo er 600 Schritt Breite besaß und sehr reißend war. Dort kam es zu einem eigenthümlichen Gefecht. Vier Mußgu, auf ihre Geschicklichkeit im Schwimmen vertrauend, hatten sich nicht auf das jenseitige Ufer geflüchtet, sondern erwarteten die Feinde im Wasser. Zuerst eröffneten die Pfeilschützen ihren Angriff, allein die Mußgu entgiengen durch geschicktes Untertauchen den zahlreichen Geschossen. Jetzt wurden etliche Kanembu in das Wasser geschickt, und es entspann sich ein Schwimmergefecht mit Schild und Speer. Der Kampf war außerordentlich anstrengend, weil die Leute sich zugleich über dem Wasser erhalten, den Speer werfen und mit dem Schilde den feindlichen Wurf pariren mußten. Drei der Mußgu erlagen der schimpflichen Uebermacht, der vierte aber erhielt sich siegreich, und die Kanembu gaben, nachdem sie zwei der ihrigen verloren hatten, den Kampf auf.

Von diesem Zuge heimgekehrt, brach Barth zu seiner Reise nach dem noch von keinem Europäer besuchten Reiche Baghirmi im Südosten des Tsad-Sumpfes auf, wenig gefaßt darauf daß dieser Ausflug vom 5 März bis zum 21 Aug. 1852 sich verlängern sollte. Nachdem er die Landschaft Logone durchzogen, und den Fluß von Logone, einen Seitenarm des Schari, überschritten hatte, erblickte er am 17 März durch die Lichtung der Bäume den Spiegel eines stattlichen Stromes, welcher in völliger Stille dahinfloß, nur belebt von zwei Flußpferden, die sich bei der Annäherung von Menschen in das Wasser verbargen. Es war der Schari, oder genauer — denn Schari heißt nichts als Fluß — der Schari der Kotoko. „Das Ufer auf dem ich des stillen, aber schönen Schauspiels genoß, ist mit dichter Waldung bestanden und gegen 15 Fuß hoch. Keine menschliche Wohnung war zu sehen, mit Ausnahme der kleinen

Dorfschaft A-ssu am jenseitigen Ufer. Die Spiegelglätte des Wassers wurde nur dann und wann durch das Aufspringen eines Fisches unterbrochen, kein Wasservogel, auch nicht ein einziges Boot war zu erblicken." Der Dorfschaft gegenüber rief man die Fährleute zu sich heran. Sie kamen auch, als sie aber Barth und seinen Begleiter wahrnahmen, erklärten sie geheimnißvoll sie dürften ohne Erlaubniß des Amtmanns von A-ssu die Fremdlinge nicht übersetzen, denn der Schari sey die Gränze des Reiches Baghirmi. Zum Verständniß der nachfolgenden Irrfahrten Barths müssen wir bemerken daß Hadschi Ahmed, also ein Pilger, auf der Durchreise in Logone gesehen hatte mit welchen Ehren unser Landsmann von dem dortigen „Sultan" beglückt worden war. Dieser Mann hatte, als er nach Baghirmi kam, die alberne Sage verbreitet, Barth sey ein großer Hexenmeister, und er werde nach seiner Ankunft im Reich eine große Erschütterung, einen politischen Umsturz bewirken. Das Märchen war nach dem Geschmack des Landes, und wurde um so rascher geglaubt, als man von einem Gaste des nachbarlichen Hofes von Bornu sich nichts gutes erwartete. Die Fährleute brachten auch bald als Antwort von dem Amtmann aus A-ssu die Nachricht zurück daß er Barth verbiete den Schari zu überschreiten und das Gebiet von Baghirmi zu betreten.

Barth erwartete daher den andern Morgen, zog den Fluß gegen Norden, und ließ sich dort mit seinem Begleiter von den Fährleuten nach dem kleinen Fischerdorf Mele übersetzen. Sie brachen nun ohne Aufenthalt landeinwärts auf, um die Hauptstadt Masseña zu erreichen, die etwa 15 Meilen entfernt war. Bald darauf gewahrten sie einen Reiter, der von dem Amtmann von A-ssu abgesendet worden, um den Collegen in Mele über die verdächtigen Fremden zu unterrichten, aber zu spät gekommen war. Man erreichte bald darauf das Rinnsal eines Gewässers, das mit einem üppigen Pflanzensaume geziert war. „Eine fast ununterbrochene Reihe von Dorfschaften besäumte diesen schmalen Streifen fruchtbaren Grüns, und hie und da sah man eine Gruppe von Leuten aus der dichten Belaubung hervorkommen, während zahlreiche Viehheerden über den morschigen Wiesengrund einherstreiften, und, mitunter nur mit dem Oberkörper aus dem Wasser ragend, die frischen, jungen Graßsprossen abweideten. Schöngefiederte Vögel von allerlei Gattung und Größe schweiften umher: hier rauschte der riesige Pelikan vom benachbarten Baume hernieder, dort stand der Marabu (Ciconia Marabu), einem alten Mann gleichsehend, mit dem Kopfe zwischen den Schultern; hier stolzierte der gewaltige blaugefiederte Debegami einher, indem er seiner Beute nachspürte, weiterhin der Plotus mit seinem schlangenartigen Halse; dort forschte der weiße Ibis begierig nach Futter, und dazwischen watschelten allerlei Enten, flogen und flatterten zahlreiche, kleine Vögel in größern und kleinen Schwärmen umher. Dann und wann brach ein Wildschwein aus dem Dickicht hervor, von einem zahlreichen Gefolge von Ferkeln begleitet, und rann eilends ins kühle Wasser." Die Reisenden waren nicht weit gekommen, als sie der Häuptling von Mele mit sieben Schua-Reitern einholte. Der Häuptling verständigte sich bald mit Grema, Barths berittenem Diener, und erklärte dann unserm Landsmann, er müsse nach Mele zurückkehren, bis sein Diener, nach der Hauptstadt vorausgeschickt, vom Reichsverweser die Erlaubniß zur Weiterreise für Barth erwirkt haben würde, während welcher Zeit man den Fremdling auf Gemeindekosten zu verpflegen gelobte. Grema kehrte erst am 25 März zurück, und brachte eine schwarz versiegelte Staatsdepesche. Der Sultan von Baghirmi befand sich auf einem Kriegszug von der Residenz abwesend, und in seinem Auftrag regierte in Masseña, ein Statthalter oder Wesir. Dieser befahl in der überbrachten Ordonnanz Barth sich stromaufwärts nach Bugoman zu begeben, und daselbst die weitern Befehle des Sultans abzuwarten. Diese Stadt, von etwa 8000 Einwohnern, wurde am 28 März erreicht; allein der dortige Präfect weigerte sich Barth aufzunehmen. Der Reisende, wie ein Ball hin- und hergeworfen, erklärte sich jetzt entschlossen nach Logone zurückzukehren, und dort zu warten bis die Erlaubniß des Sultans eintreffe Baghirmi zu besuchen. Seine Reisegefährten widersetzten sich aber diesem Anschlag, denn seit er den Schari überschritten habe, dürfe er nicht mehr das Land ohne Erlaubniß des Monarchen verlassen. Es blieb also nichts übrig, als abermals auf Masseña loszumarschiren.

Am 30 März endlich erreichte Barth ein Dorf Bakada, eine halbe Tagreise von der Residenz, wo ihm ein vielgereister Mekkapilger, der Hadschi Bu-Bakr Sfadik, freundlich und auf längere Zeit Obdach gönnte. Der Hadschi war dreimal in der allerheiligsten Stadt gewesen, und hatte europäische Schiffe im rothen Meer vor Dschidda liegen sehen. Dort zuerst konnte Barth in Muße seine Beobachtungen anstellen. Die Baghirmier übertreffen an stattlichem Wuchs, an Muskelkraft, an Muth und Thatkraft die Bornuaner. Aber noch weit größere Vorzüge besitzen ihre Frauen, welche sich vor den vierschrötigen Bornuanerinnen durch ebenmäßigen Gliederbau, regelmäßige Züge und angenehmen Gesichtsausdruck auszeichnen. Auch fehlen ihnen die weiten Nasenlöcher, während große, dunkle Augen nicht zu den ungewöhnlichen Schönheiten zählen, so daß die Körperreize der Baghirmierinnen mit Recht im Sudan hoch gepriesen werden. Statt Fett und Butter aufzulegen, zieren sie ihre hohe Gestalt durch eine helmbuschförmige Haarfrisur. Sonst besteht ihre Kleidung aus einem langen Gewand, welches um die Brust befestigt wird. Bis zum 16 April hatte Barth auf die Erlaubniß zum Einzug in die nahe Hauptstadt gewartet, als aber seine Boten nicht wiederkehrten, trat er ungeduldig seinen Rückweg zum Schari wieder an, und erreichte Mele am 18 April, in der Hoffnung am Morgen den Schari wieder an derselben Stelle wie das erstemal zu kreuzen. Als aber der Morgen kam, wurde sein Zelt umringt, und der stellvertretende Häuptling ließ den Reisenden in Fesseln legen. Aus dieser Lage befreite ihn erst am 23 April die Ankunft seines Freundes aus Bakada, des Mekkapilgers Bu Bakr, welcher von Masseña die Erlaubniß des Reichsverwesers brachte diese Stadt zu besuchen. Zum drittenmal machte sich also Barth auf den Weg, und erblickte endlich am 27 April sein mühseliges Reiseziel. Masseña liegt in einer vom frischesten Grün bekleideten Bodensenkung, und seine vielen zertrümmerten Lehmwohnungen entsprachen völlig dem Zustande des übrigen Landes, welches durch innere Bürgerkriege in Verfall gesunken war. Die Mauer, welche die ehemals größere Stadt umschlossen hatte, war eingezogen worden und in hinfälligem Zustande, allein auch ihr jetziger Umfang war noch zu groß für den Volksinhalt Masseña's. Der Statthalter, der sich Emir Edriß anreden ließ, war ein wohlwollender Mann, der Barth aufforderte geduldig in der ihm angewiesenen Thonwohnung die Rückkehr des Sultans abzu-

warten. Unter den vielen Besuchern die bei Barth einsprachen, befand sich ein Neger aus Bambara, den Handelsreisen nach Timbuktu geführt, der sich auch den Titel Hadschi durch eine Pilgerreise erworben, unter Ibrahim Pascha als Soldat gedient, Bagdad und Basra besucht hatte, und zuletzt von Medina als Diener der großen Moschee nach dem Sudan geschickt worden war, um dem Sultan von Baghirmi als Tempelgeschenk etliche Verschnittene zuzuführen. Aber weit interessanter als dieser Vielgewanderte war ein Fulbe-Neger, der Faki Ssambo, welcher das Licht beider Augen verloren hatte, und Barth gleich beim ersten Begegnen durch die Frage in Erstaunen setzte ob die Christen zu den Beni Israel gehörten? Sein Vater, ein Schriftsteller, der über Haussa geschrieben hatte, sendete seinen Sohn zur wissenschaftlichen Ausbildung nach Aegypten. Der Negerstudent war im Begriff von diesem Lande nach der Stadt Sebid im jemenischen Arabien zu ziehen, weil dort mit besonderer Vortrefflichkeit die logarithmische Mathematik gelehrt wurde, aber die Bürgerkriege in Arabien nöthigten ihn zur Umkehr nach dem Sudan! Mit diesem Manne konnte Barth über Platon und Aristoteles sprechen, welche der gelehrte Neger aus arabischen Uebersetzungen kannte. Als unser Landsmann einst vom Astrolabium sprach, horchte Ssambo in höchster Erregung auf, denn sein Vater hatte ein solches astronomisches Instrument besessen, und er selbst „war seit 20 Jahren keinem Menschen begegnet, welcher gewußt hätte was für ein Ding ein Astrolabium sey.“ Als höchste Kleinodien bewahrte er noch einige alte arabische Handschriften, die er freilich nur noch durch Betasten genießen konnte.

Außer der Langenweile verbitterte Barth den Aufenthalt der Mangel an Geld. Geld selbst, in unserm Sinne, ist freilich nicht in Umlauf, sondern Baumwollenstreifen vertreten die Scheidemünze, Hemden die gröberen Münzsorten. Barths geringe Baarschaft bestand nur aus Lyoner Ein-Sou-Spiegeln und Nähnadeln, wodurch er sich bald den Namen „Nadelprinz“ erwarb.

Die Stadt wird durch eine muldenförmige Einsenkung getrennt, die sich in der Regenzeit mit Wasser füllt, sonst aber mit frischem Grün sich bedeckt. Der Palast des Sultans, 50 oder 100 Jahre alt und halb verfallen mißt 2300—2400 Schritt ins Gevierte, und wird von dem Monarchen mit seinen 3—400 Frauen bewohnt, die innerhalb der Palastmauern, je nach ihrem Rang und ihren Leistungen schönere oder geringere Thonhütten besitzen. Halb und halb Staatsgefangener stand es Barth doch frei die Stadt zu durchstreichen. Auch wurde er zahlreich um ärztliche Hülfe angerufen, oft genug auch vom schönen Geschlecht, dessen Reize sogar die der Fulbefrauen übertreffen, und dessen Ruf nicht der günstigste seyn soll, auch sind Ehescheidungen und erotische Raufhändel sehr gewöhnliche Dinge in Masseña. Sonst unterbrachen nur einige Kämpfe gegen gefräßige, schwarze Ameisen, die ihre Näschereien im Hause wieder durch Nachstellung auf anderes Ungeziefer bezahlt machen, indem sie selbst Mäuse angreifen und deßhalb die „Auskehrer der Häuser“ genannt werden, Barths Stillleben. Endlich am 9 Julius kehrte der Sultan, nachdem er sein Heer entlassen, mit 7—800 Reitern in die Hauptstadt zurück. Den Zug führte der Statthalter an, und hinter ihm drein wurde eine Reliquie aus der Heidenzeit und Reminiscenz an den Fetisch der Marghi und Mußgu, ein langer Speer getragen. Der Sultan selbst, in gelbem Bernus, ritt einen mit gestreiftem Zeug eingehüllten Grauschimmel. Sechs Sklaven fächelten ihm mit Straußenfedern an langen Stangen Kühlung zu. Dann folgte die Hofdienerschaft, hinter ihnen Paukenschläger und Posaunenbläser auf Kamelen, und endlich zu Pferd 45 Damen des Harems in schwarzes Zeug vom Scheitel bis zum Fuß gehüllt. Der Sultan erzeigte Barth einige Aufmerksamkeiten, doch blieb der Fremde immer ein Gegenstand des Verdachtes, der sich bei der Ankunft von zahlreichen europäischen Briefschaften, die ein Bote ihm nach Baghirmi befördert hatte, noch erhöhte. Bei der Audienz, welche der Sultan, Namens Abd el Kader, dem Reisenden ertheilte, wurde diesem das Glück nicht zu Theil das Antlitz der Majestät zu schauen, denn der Monarch saß hinter einem Vorhang. Die Geschenke die Barth geben konnte, bestanden in einem rothen tripolitanischen Tuchkaftan für 9, und in einer silbernen Nürnberger Repetiruhr für 10 Thaler, denen später noch ein kleines Fernrohr hinzugefügt wurde. Der Sultan hatte aber eine andere Gabe, nämlich eine — Kanone erwartet, und ließ Barth ernsthaft fragen, ob er nicht solches Kriegsgeräth mitgebracht habe. Unser Landsmann hatte als einzige Gnade begehrt daß man ihm die Erlaubniß zur Rückkehr ertheile, aber der Monarch verweigerte sie unter dem Vorwand daß es unschicklich sey einen solchen hohen Gast mit leeren Händen heimzuschicken. Da aber weder der Sultan sich vergiftet noch verzaubert fühlte, wie er es von dem unheimlichen Fremdling befürchtet hatte, so schwanden bald alle Besorgnisse, und zuletzt wurde sogar der Verleumder, der Mekkapilger Ahmed, genöthigt Barth feierlich Abbitte zu leisten. Die Abreise verzögerte sich bis zum 6 August, und zwar erhielt Barth, da er das Geschenk einer schönen Sklavin hatte ablehnen müssen, vom Sultan als Gegengabe 40 Stück Hemden im Werthe von etwa 30 Thlr., die ihm sehr zu statten kamen, da, wie bereits bemerkt, Hemden baar Geld in Baghirmi sind.

Der damalige Monarch Baghirmi's Abd el Kader war der älteste Sohn seines Vorgängers Othman Bugoman, der Ende 1844 starb. Gleich nach dem Thronwechsel bedrängte der Sultan von Wadai seinen Nachbar mit einem Heere. Abd el Kader sah sich genöthigt die Hauptstadt zu verlassen und eine feste Stellung zu suchen, wo ihn der Sultan von Wadai nicht angreifen mochte, sondern mit dem Versprechen abzog, ihn unbelästigt zu lassen, solange er den von seinem Vater entrichteten Tribut an Wadai bezahlen werde. Der kriegerische Monarch hat sein Versprechen bis jetzt gehalten, während man sich den Hof von Bornu durch ein Jahresgeschenk in Sklaven und durch Verschwägerung gewogen erhielt. Jenes Jahresgeschenk hat jedoch nicht die Bedeutung eines Tributes, sondern wird zum Theil dem guten Willen der Baghirmier verdankt. Zwischen zwei mächtigen Nachbarn — Bornu und Wadai — eingeengt, im Norden vom Tsad-Sumpf begränzt, blieben nur die Heidenländer im Süden zur Erweiterung des Reiches Barghirmi offen, und dorthin hauptsächlich hat Abd el Kader die Waffen seines durch frühere Kriege zerrütteten Reiches getragen. Natürlich ist es vorzugsweise die Sklavenbeute welche den Raubzügen in die Heidengebiete Reiz und Ertrag gewährt. Das Reich hat eine große nordsüdliche Achse von etwa 240 und eine kleine ostwestliche Achse von 150 Meilen. Es ist eine große flache Ebene von etwa 950 Fuß absoluter Erhebung, so daß zwischen dem Tsad-Sumpf und dem Benuefluſſe keine Gebirge sich eindrängen. Wohl aber sollen gegen Südosten und im Süden, wo die Quellenländer des Schari

und Benue zu suchen sind, Gebirge sich bis zu den Luftschichten erheben wo Hagel und Schnee fällt. Die Hauptgetreidearten des Landes sind Negerhirse (Pennisetum) oder Sorghum. Sehr wenig Weizen, etwas Reis, Gemüse, Wassermelonen und Zwiebeln werden gebaut, und Baumwolle sowie Indigo gewonnen. Eisen muß eingeführt werden. Die Waffenmacht des Reiches schätzt Barth auf 10,000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter, sie ist also in Vergleich zu den Nachbarstaaten gering, denn Wadai soll 5—6000, Darfur 10,000 Mann Cavallerie zu stellen vermögen. Die Waffen der Baghirmier sind der Speer und das Handbeil. Der Gebrauch der Schilder, sowie der Bogen und Pfeile ist nichts weniger als allgemein, und nur die Reichen verschaffen sich ein Schwert. Die Haupteinnahme des Sultans besteht in den Sklaven welche die unterworfenen heidnischen Häuptlinge entrichten müssen. Von seinen Unterthanen fordert der Monarch knechtische Unterwerfung, dafür aber gönnt er ihnen vollkommene Redefreiheit in politischen Dingen.

Bilder aus Brasilien.

Brasilien lenkt besonders in der Neuzeit die Blicke jedes Freundes der Erdkunde auf sich, da man endlich daran denkt, sein geheimnißvolles Innere dem Auge der civilisirten Welt zugänglicher als bisher zu machen. Eine aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Expedition, die einen vorwiegend wissenschaftlichen Zweck verfolgt und aufs beste ausgerüstet werden soll, bricht in diesem Jahre zur theilweisen Erforschung des Innern auf, und da die Dauer derselben auf drei Jahre berechnet ist, so lassen sich in Bezug auf ihre Resultate die größten Erwartungen anknüpfen.

Ein Land, welches dem Flächeninhalt nach das Gesammtareal der Vereinigten Staaten übertrifft, und von welchem bis jetzt eigentlich nur die Küstenländer der Cultur übergeben worden sind, muß der wissenschaftlichen Forschung eine in nächster Zukunft nicht zu erschöpfende Quelle bieten, zumal wenn man bedenkt wie wenig bis jetzt zur Enthüllung seiner Binnengegenden gethan worden ist.

In einem vor kurzem erschienenen Werke, „Brazil and the Brazilians" finden wir eine höchst interessante Zusammenstellung unserer jetzigen geschichtlichen und geographischen Kenntnisse jenes Reiches, und theilen in folgendem einige besonders anziehende Stellen daraus mit. Bekanntere Schilderungen, wie z. B. über Rio de Janeiro, übergehen wir, und wählen lieber einige Skizzen von Orten, die bis jetzt eine geringere Aufmerksamkeit gefunden haben.

Von Maranham nach Para.

Schnell legten wir die 400 (engl.) Meilen zwischen Maranham und Para zurück, und erreichten mittelst Dampfschiffs die nordöstliche Ecke des brasilianischen Reichs, welche dort seine Gränzen nach dem Meere zu bildet. Wir befanden uns in einer Region, deren wundervolle Natur überall einen großartigen Charakter entfaltete. Die mächtigsten Ströme der Erde entspringen in den höchsten Gebirgslandschaften des westlichen Continents, und Tausende von Meilen fließen sie zwischen Wäldern dahin, deren Schönheit, Größe und Reichthum unvergleichlich ist. Hier entwickelt sich die Victoria Regia, die Riesin der Pflanzenwelt, auf schattig gelegenen Teichen, oder auch, von grünenden Inseln geschirmt, mitten in den rauschenden Stromfluthen. Millionen prächtig gefiederte Vögel, wundervoll glänzende Insecten, fremdartige Vierfüßler und Reptilien beleben diese fast noch unbekannten Gegenden. Vielleicht ist aber keiner der mit solchen Wundern begabten Theile unserer Erde minder schwierig zugänglich, und doch so wenig erforscht. Wir stehen indeß am Vorabend einer großen Epoche, und wenn es auch der jetzigen Generation noch nicht vergönnt seyn dürfte das Thal des Amazonenstroms wie das des Mississippi belebt zu sehen, so wird sie doch gewiß eine genaue Kenntniß seines ungeheuren Gebiets erlangen. Während der südliche Theil von Brasilien immer ein geeignetes Feld der Unternehmungen für die Europäer und Nordamerikaner bilden wird, können wir auch in die Worte des kühnen Amazonenthalsforschers Wallace keinen Zweifel setzen, wenn er sagt: „Dieß Thal ist in Hinsicht auf den Reichthum seiner Vegetation und die Fruchtbarkeit des Bodens mit keiner andern Gegend unsers Erdballs vergleichbar, und ist darum fähig einer größern Bevölkerung alle Lebensbedürfnisse zu gewähren als jedes andere an Flächeninhalt ihm gleichkommende Land."

Die Stadt Belem oder Para bildet gewöhnlich den Punkt, von welchem die Besucher des Amazonenthals ausgehen. Sie liegt an einem Flusse gleichen Namens, der übrigens nur eine Fortsetzung des Tokantin, und keine der Mündungen des Maranhon ist. Beim Herrschen gewisser Winde, und überhaupt bei der starken Strömung ist die Einfahrt in den Para-Fluß bisweilen schwierig und gefährlich. Die Stadt liegt 80 Meilen vom Ocean entfernt, und ist schon weit hinab vom Flusse aus sichtbar. Ihr Anblick von dieser Seite ist ein imposanter. Der durch eine plötzliche Biegung des Stroms gebildete Hafen kann die größten Schiffe aufnehmen. Das gegenüberliegende Flußufer wird durch die große Insel Marajo gebildet, die aber der vielen dazwischen liegenden Eilande halber nicht sichtbar ist. Im allgemeinen gleicht Para den übrigen brasilianischen Städten, deren Häuser weiße Mauern und rothe Ziegeldächer haben. In der ganzen Anlage ist aber eine gewisse Regelmäßigkeit und Geschmack nicht zu verkennen; es besitzt eine Anzahl öffentlicher Plätze, und zwar nicht breite, aber gut gepflasterte, oder wenigstens makadamisirte Straßen. Der Baustyl ist eigenthümlich, aber ganz dem Klima angepaßt. Eine große Veranda bildet den wesentlichsten Theil jeder Wohnung, die sich bisweilen um das ganze Gebäude herumzieht, während innerhalb eine ähnliche Vorrichtung wenigstens drei Seiten einnimmt. Ein Theil dieser innern Veranda, oder ein mit ihr zusammenhängendes Gemach dient als Speisezimmer, und ist fast unveränderlich luftig

und angenehm. Gitterfenster sind gebräuchlicher als Glasfenster, doch hat man in einigen Häusern beide, obgleich in der trockenen Jahreszeit stets erstere Vorzug finden. Statt der Betten bedient man sich allgemein der unter der Veranda angebrachten Hängematten. Beim Eintritt in die Stadt fällt dem Fremden vor allem die Bevölkerung auf. Die Portugiesen und Afrikaner reiner Abstammung weichen zwar von ihren Stammgenossen in andern Gegenden nicht ab, bilden hier aber die Minderzahl, während die indianische Race vorherrscht. Die Eingebornen Brasiliens trifft man sowohl in reinem Blute als in allen möglichen Vermischungen mit Weißen und Schwarzen an. In der Gesellschaft bekleiden sie jede Stellung, und man sieht sie als Kaufleute, Matrosen, Soldaten, Priester, aber auch als Sklaven.

Es ist Thatsache daß die Dampfschifffahrt in Südamerika zuerst in Brasilien Anklang fand, und Para genießt jetzt die Früchte dieser klugen Handlungsweise. Das großartige Kloster von S. Antonio birgt jetzt nur noch wenige Mönche, und unlängst ist ein großer Theil seiner weiten Räume an die Amazonen-Schifffahrts-Gesellschaft (eine brasilianische Verbindung) verkauft worden. Diese Compagnie ist gegenwärtig im Begriff auf jenem Grund und Boden große Arbeitsgebäude, Kohlenniederlagen, Werfte, kurz alles zur Dampfschifffahrt nöthige anzulegen. Das Zollhaus war früher ein großes, kirchliches Gebäude, und die Casernen des stehenden Heeres gehörten einst dem Orden der Carmeliter an. Eine Menge neuer Gebäude sind jetzt vom Zollhaus an bis zum Castell errichtet worden; auch steht jetzt ein großartiger Hafendamm da, wo früher keine künstlichen Erleichterungsmittel für die Schiffe existirten. Früher befanden sich die Straßen in einem traurigen Zustande, der aber seit dem Bestehen der regelmäßigen Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrome (1853) eine große Verbesserung erfahren hat.

Wenn man die Gränzen der Stadt überschreitet, kann man in wenig Minuten mitten im dichtesten Walde seyn, wo kein Zeichen die Nähe menschlicher Wohnungen verräth. Die angenehme Kühle in diesen schattigen Umgebungen ist immer sehr einladend, doch muß sich der Fremde hüten vom Wege abzukommen, da er sonst vielen Plagen und Schwierigkeiten unterworfen ist. Früher kam es häufig vor daß sich Menschen in jenem Pflanzengewirr verirrten und trotz der kurzen Entfernung von der Stadt den Weg dahin nicht wieder fanden. Es sollen einige auf diese Weise sogar ums Leben gekommen seyn.

Die Abend- und Morgenscenen welche man in Para genießen kann, sind von unbeschreiblicher Schönheit. Während der Nacht herrscht vollkommene Ruhe, bisweilen nur von einem balsamischen Lufthauch unterbrochen. Den höchsten Grad der Lieblichkeit erreicht aber die Scenerie bei Mondbeleuchtung. Das dunkle, üppige Grün der Bäume ist dann mit einem zauberischen Glanze übergossen, ein mit Worten kaum zu beschreibender Anblick, während die wiegenden Palmkronen das Licht in gleicher Pracht reflectiren. Dazu erfüllen die Blüthen der Fruchtbäume die Luft mit einem herrlichen Dufte, und die milde Nachtluft bildet einen erquickenden Gegensatz zu den heißen Strahlen der Mittagssonne. Trotz des starken Thaufalles während der Nacht ist die Atmosphäre selbst den schwächsten Constitutionen nicht nachtheilig, und das Klima dieser Gegenden dürfte vor allen andern als ein höchst gesundes, und besonders Brustleidenden sehr zuträgliches angesehen werden.

Der Morgen bietet kaum ein weniger anziehendes Bild. Ich gieng oft ins Freie, noch ehe die milden Strahlen des Mondes sich in dem hellern Glanze des Tagesgestirns verloren hatten, welches nach kurzer Dämmerung schnell am wolkenlosen Firmament emporsteigt. Der Brasilianer steht im allgemeinen früh auf, und es ist bemerkenswerth daß sich die Häuser der Fremden in der Regel zuletzt öffnen. Indeß gehen nur wenige ihrem Vergnügen nach, die meisten denen ich bei meinen Morgenspaziergängen begegnete, waren Neger und Indianer, die in zahlloser Menge beschäftigt waren in irdenen Gefäßen Wasser herbeizuschaffen. In der ganzen Stadt ist nicht ein ordentlicher Brunnen zu finden, und das ganze Trinkwasser wird aus einer auf der Ostseite der Stadt befindlichen Quelle geschöpft.

Die Stellung der Geistlichen zur Prosklavereipartei im Süden der amerikanischen Union.

(Aus dem National Antislavery Standard.)

Hr. Samuel Sawyer, der seinen theologischen Grad von dem New York Union Theological Seminary erhalten und in den letzten neun Jahren als Pfarrer der zweiten presbyterischen Kirche zu Rogersville, in Ost-Tennessee, gewirkt hatte, sah sich kürzlich gezwungen sein Amt niederzulegen — aus keinem andern Grunde als weil er sich eines Sklaven mit Namen Anthony angenommen, den sein Herr, Oberst Netherland, einer der Aeltesten seiner Kirche, auf grausame Weise hatte peitschen lassen. Hr. Sawyer brach sein Stillschweigen in dieser Sache erst dann, als er durch verleumderische, seinem Charakter als Geistlicher nachtheilige Gerüchte, die man in Umlauf gesetzt hatte, dazu getrieben wurde, und die ihn zu seiner eigenen Vertheidigung zwangen. Er veröffentlichte demgemäß eine umfassende Erklärung in einer Beilage zum Knoxville (Tennessee) Presbyterian Witneß, für deren Wahrheit sich die HH. Joseph Hoffmaster und J. M. Johnson, Aelteste der Rogersviller Kirche, verbürgten. Der Oberst Netherland, dessen Rohheit sich auf so auffallende Weise gezeigt hatte, ist zum Delegirten für die „Secession Convention" erwählt worden die von den Prosklaverei-Geistlichen der New School Presbyterian Church berufen wurde, und am 27 August (1857) in Richmond zusammentreten soll.

Wie es scheint, war ein Sklave, der früher den Kindern des Rev. F. A. Roß gehörte, in den Besitz des Obersten Netherland übergegangen, und von diesem im Jahr 1856 verkauft worden, um nach Mississippi gesandt zu werden. Der Neger wollte nicht „nach Süden hinab" gehen, sondern lief lieber in die Wälder weg, und blieb mehr als ein Jahr lang verborgen, bis er von einigen Jägern

aufgefunden und zurückgebracht wurde. Oberst Netherland übergab ihn dann gefesselt dem Negerhändler welcher ihn gekauft hatte, ihn aus der Kirche fortnahm, auf ein Feld führte, und ihm dort, in Gegenwart einer großen Zuschauermenge mehr als dreihundertunddreißig Streiche mit einem an ein Holzstück genagelten ledernen Riemen aufmessen ließ, wobei man den Sklaven in eine gebückte Stellung band, ihm alle seine Kleider auszog und eine Binde um seine Augen legte. Die Ursache warum der Händler ihn peitschen ließ, lag darin daß er erfahren wollte wer denselben beherbergt habe, und wahrscheinlich würde er ihn „bis Sonntag Nacht" geprügelt haben, wenn nicht schon die erste Geißelung eine große Aufregung veranlaßt hätte.

Allein dieß war noch nicht das schlimmste. Oberst Netherland besaß einen alten grauhaarigen Sklaven, von dem er in seiner Kindheit gepflegt worden; da er nun muthmaßte derselbe wisse über den Flüchtling, und wer ihn beherbergt, mehr als er sagen wolle, so übergab er ihn demselben Negerhändler, damit er ihn in eine benachbarte County nehme und dort nach Belieben prügeln lasse, bis er bekenne. Der Negerhändler brachte den alten Mann an einen Ort, genannt Bean's Station, in der nächsten County (Grainger), zog ihm dort an einem Sonntag Morgen, in einem Stall an der öffentlichen Straße, die Kleider aus, band ihn nackt an ein Brett, schnallte seine Füße an einen Pfosten, befestigte seinen Kopf an ein Band, und peitschte ihn dann, indem er ihn nach der in Mississippi üblichen Weise mit einer Zimmermannssäge schlug, welche große Blasen zieht und diese, die Haut entzwei schneidend, aufreißt. Er peitschte ihn an diesem Sonntag bis alle Nachbarn ihre Thüren schlossen — peitschte ihn bis die Nachbarn ihre Fenster zumachten und die Vorhänge vorzogen — peitschte ihn bis die Frauen, aufgebracht durch das unaufhörliche Schlagen und die um Gnade flehenden Jammerrufe des Negers, laut dagegen aufschrien — bis endlich ein Mann erklärte, er werde ihn, wenn er nicht innehalte, dem Gericht überantworten — bis der Besitzer des Wirthshauses, nachdem er schweigend der Ertheilung von mindestens dreihundert Hieben mit der Säge zugeschaut, auf den Wütherich zugieng, und ihm sagte, die Sache müsse nun ein Ende nehmen, er sey einer Anklage ausgesetzt wenn er solche Dinge auf seinem Grund und Boden dulde, und nicht gesonnen länger den ruhigen Zuschauer zu machen. Der Händler wurde über diese Einmischung sehr unwillig, und sagte dem Wirth, er habe einen Burschen abgeschickt um einen Bündel Peitschen zu holen, des Negers Rücken zu geißeln wenn das Fleisch durch die Säge zu sehr aufgehauen würde. Endlich aber, als er sah er könne in der Züchtigung nicht fortfahren, warf er den Neger in seinen Wagen, und begab sich nach Rutledge. Der Sklave verfiel in Folge der Schläge zweimal in Convulsionen; dessenungeachtet aber band ihn der Händler im Rutledge-Gefängniß während der Abwesenheit des Gefängnißwärters von neuem an, und schlug ihn mit drei Holzstücken eines Webstuhls über das rohe Fleisch so lange bis er müde war, und sagte ihm dann, er werde es am nächsten Tag abermals versuchen. Der Aufseher gab indeß nicht zu daß das Gefängniß zu solchen Zwecken mißbraucht werde, und sandte den Neger nach Verlauf einer Woche nach Hause — man hat nichts mehr von ihm gehört.

Hierüber entstand große Aufregung in Rogersville, und der Kirchenrath forderte den Obersten Netherland in milder Form auf vor ihm zu erscheinen, und zu beweisen daß er für den Frevel nicht verantwortlich sey. Er weigerte sich dessen, erklärte er habe ein Recht seine Neger zu schlagen, oder schlagen zu lassen, so viel er wolle; die Kirche habe nichts mit politischen Dingen zu thun, und schloß damit daß er Hrn. Sawyer für einen Abolitionisten erklärte, der fort müsse. Da Hr. Sawyer einsah daß Spaltung in der Kirche eintreten würde falls er bleibe, und seine Freunde zu sehr fürchteten Abolitionisten genannt zu werden wenn sie für ihn einständen, so gab er sein Amt an dieser Kirche mit ihrem rechtschaffensten Aeltesten auf, und entfernte sich. Gegen Netherland oder den Negerhändler wurde in keiner Weise eingeschritten; sie wurden vielmehr von den Prosklavereimännern der Nachbarschaft unterstützt, welche bei allen derartigen Fragen wie Ein Mann zusammenhalten, und erklären daß, wenn ein Sklavenbesitzer seinen Sklaven bis auf den Tod peitsche, dieß seine Sache sey, es handle sich um sein Geld, und dabei blieb es.

Die Riffpiraten.

Die Bergbewohner welche die Seeküste von Marocco zwischen Tanger und der algierischen Gränze bewohnen, gehören zur Berberrace, und beschäftigen sich mit Jagd und Seeräuberei. Diese ganze Partie der afrikanischen Küste ist bekannt unter dem Namen „das Riff," seine Bewohner sind die „Riffini oder Riffains," in Deutschland Riffpiraten genannt.

Europa wurde auf sie aufmerksam als das Gerücht von ihren kühnen Angriffen sich überall verbreitete. Ein Prinz wollte sie züchtigen, und mußte das Unternehmen beinahe mit seinem Leben bezahlen. Ich verließ Tanger um nach Frankreich zurückzukehren, und sah die Fregatte des Prinzen Adalbert von Preußen die Meerenge passiren und bei Gibraltar anlegen in Folge der unglücklichen Expedition gegen die Riffpiraten; der Prinz Adalbert in ritterlichem Ungestüm kannte nur zu wenig die Gefahren dieses abenteuerlichen Zugs. Er warf sich mit einer Handvoll wohlbewaffneter Leute in einige Barken und schiffte sich an deren Spitze, ohne einem Widerstand zu begegnen, aus. Die kleine Truppe gieng wohlgeordnet zum Angriff vor. Die Riffpiraten aber hinter Felsen und Strauchwerk verborgen, ließen sie ruhig herankommen, dann mit einemmal eröffneten sie gegen die Truppe ein Tirailleurfeuer, wogegen dieselbe sich gar nicht wehren konnte.

Endlich schnitten sie gar dem Prinzen den Rückzug ab, indem sie sich in Menge zwischen ihn und das Meer drängten. Jetzt begriff derselbe das Gefährliche seiner Lage, er machte Kehrt, brach sich mit einem kraftvollen und gelungenen Angriff Bahn durch die Menge der Heranstürmenden und gewann seine Fahrzeuge wieder, aber 30 seiner Leute waren auf dem Platz geblieben und er selbst war verwundet. Unter dem Feuer der Piraten entfernte er sich, die, glücklicherweise auf den Angriff nicht vorbereitet, ihn mit ihren Barken nicht verfolgen konnten. Neue Beschwerden über die Riffpiraten erhoben sich in Folge dieser Expedition, allein alle Handstreiche würden unter ähnlichen Voraussetzungen ebenso unglücklich ablaufen.

Daß die Riffpiraten selbst mächtig genug sind, oder so gute Bekannte auf dem Meer haben um die Seeräuberei in der Ausdehnung wie seiner Zeit die alten afrikanischen Corsaren zu betreiben, daran ist nicht zu denken. Es gibt keine maroccanische Marine, und es gab niemals eine solche der Riffpiraten. Man kann doch wohl diesen Namen nicht ein Paar hundert großen schlecht gebauten und schlecht getackelten Barkassen geben welche die offene See gar nicht halten können. Alles was sie mit solchen Mitteln unternehmen können, ist daß sie vom Wind an die Küste getriebene Handelsschiffe, die in Folge von Windstille die hohe See nicht wieder gewinnen können, entern. Sehen sie ein Schiff in solcher Lage, so kommen sie in Menge von ihren Dörfern herab, werfen sich in ihre Barken, deren jede 20—30 Mann faßt, und aus den unzähligen felsigen Schlupfhäfen, welche sie verbergen, heraus geht es nun mit Hülfe von Rudern, hie und da auch mit lumpigen Segeln auf die Beute los, von der sie wissen daß sie keinen Widerstand leisten kann. Sie umgeben das Schiff, klettern aufs Deck sehr häufig ohne einen Schuß zu thun, und unmittelbar darauf wird die Ladung über Bord geschafft, und in ihre Schlupfwinkel gebracht, wo eine ungeduldige Menge mit Beifallsgeschrei sie in Empfang nimmt.

Im Durchschnitt plündern die Riffpiraten auf diese Weise 5—6 Schiffe jedes Jahr. Der Schaden an verlornem Gut ist also unbeträchtlich. Selten thun die Räuber der Mannschaft etwas, außer sie müßten sich, um den Rücken für alle Fälle frei zu haben, Geiseln verschaffen wollen; diese Geiseln sind beinahe immer sicher vor grausamer Behandlung. Aber meist lassen die Räuber die Bemannung auf ihren geplünderten Schiffen auf den günstigen Augenblick harren, wo sie besseren Cours gewinnen können.

Directe Repressivmaßregeln innerhalb der sehr bescheidenen geographischen Gränze welche sie anzuwenden gestatten, sind offenbar erfolglos oder mindestens ganz ungenügend. Zum Beweis diene die Art und Weise in welcher der Corvettendampfer „Newton" im Jahr 1854 seine Aufgabe zu lösen suchte; dieses Schiff der kaiserlichen Marine, damals v. Hrn. v. Maissonneuve befehligt, segelte auf Kanonenschußweite dem ganzen Riff entlang, warf Bomben in die Dörfer, zerstörte eine beträchtliche Anzahl von Barken, gab mit einem Wort den Riffini eine ziemlich derbe Lection, so daß mehrere Häuptlinge an Bord kamen, um Frieden baten und Geiseln anboten. Man brachte einen Ochsen an Bord, der in Gegenwart des Commandanten als Bürgschaft für die feierlichen Versprechungen der Piraten geschlachtet wurde. Allein keine paar Monate vergiengen nach diesem Act der Unterwerfung, so wurden schon wieder zwei Fahrzeuge in denselben Strichen angegriffen und geplündert, wo der Newton unter dem Feuer seiner Batterien gekreuzt hatte.

Ein Mittel gibt es gegen sie, man muß die ganze Provinz Riff, soweit sie am Meer liegt, so oft irgendetwas vorkommt, die Strafe gemeinsam empfinden lassen. Die Riffpiraten sollen wissen daß sie solidarisch haften, indem man sie mit einer Strafe und Strafgewalt bedroht, die immer bereit ist sie zu treffen. Dieß Resultat kann unsrer Meinung nach allein eine eingeborne Armee herbeiführen. Man würde also dem Sultan bedeuten daß es seine Pflicht sey seine Unterthanen, mögen sie augenblicklich unterworfen oder nicht unterworfen seyn, im Zaum zu halten, und zwar mittelst der bewaffneten Macht, über die er gebiete. Er also soll gegenüber den auswärtigen Mächten für alle Fälle von Seeräuberei, die seiner Regierungsgewalt Hohn sprechen, verantwortlich seyn, jeder Fall würde sonst für ihn die Bezahlung empfindlicher Geldbußen herbeiführen. Er weiß gewiß Soldaten zu finden um den rebellischen Stämmen diese Steuer aufzulegen, und er konnte ebenso gewiß die Riffpiraten diese Auflage neuer Art zahlen machen. Sie würden bald erkennen daß die Seeräuberei ihnen keinen Nutzen abwirft und daß sie sogar mit Schaden arbeiten. Von da an würden die Häuptlinge von selbst den Stämmen die Sache verbieten, und dem Verbot würde gewiß nicht entgegengehandelt, da die Geldinteressen bei diesen Volksstämmen die Kraft moralischer Verpflichtungen haben.

Um zu wissen, welch ein mächtiger Hebel das Geld bei diesen Riffbewohnern ist, braucht man nur zu sehen was in Ceuta und ebenso in den andern „Presidios" von Spanien an dem Riff vor sich geht. Die Riffini bringen vor die spanische Citadelle Lebensmittel jeder Art, die zum Unterhalt der Garnison dienen. Bis zu einer gewissen Stunde gehen die Soldaten auf dem Markt umher mitten unter den Bergbewohnern, die mit ihnen über Früchte und Gemüse handeln; da geht es ganz friedlich und lustig, beinahe brüderlich zu. Noch nie kam ein Fall vor daß die Eingebornen das Vertrauen der unbewaffneten Soldaten sich zu Nutzen gemacht hätten. Aber mit dem Glockenschlag einer bestimmten Stunde hat der friedliche Verkehr ein Ende. Der Markt und der

Waffenstillstand hören zu gleicher Zeit auf. Die Spanier kehren in die Citadelle zurück und die Thore schließen sich hinter ihnen, die Riffpiraten stecken ihr Geld ein, holen ihre Gewehre aus den Büschen und eröffnen ein Tirailleurfeuer, das bis zur Marktstunde des nächsten Tags unermüdlich fortdauert. Läßt sich ein Spanier während dieses Zeitraums sehen, so ist er des Todes, kaum sieht ein Tschako über den Wall oder eine Schießscharte, so pfeifen 20 Kugeln um dieß ersehnte und erspähte Ziel. Hier ist der Platz wo die jungen Knaben vom Riff schießen lernen, die es sich zur Ehre rechnen, sobald sie ein Gewehr tragen können, Nächte lang im Hinterhalt zu liegen. Hier haben wir also einen Volksstamm, der seit christliche Festungen auf seinem Gebiet stehen, sich aus religiösen Beweggründen verpflichtet glaubt thatsächlichen Protest gegen diese Besetzung einzulegen. Unermüdlich wird da gegen die Mauern tiraillirt, in der Hoffnung, hie und da möchte doch eine verirrte Kugel einen Feind tödten; aber sowie ein Gewinn in Aussicht ist, hören sie jeden Tag mehrere Stunden lang auf die Beweise ihres seit Jahrhunderten datirenden Hasses zu geben. Der Platz den man belagert, wird mit Lebensmitteln versorgt, man greift erst wieder zum Gewehr und eilt in den Hinterhalt zurück, wenn der Schnappsack gefüllt und wohl verschlossen ist. Angesichts so charakteristischer Thatsachen läßt sich an dem Einfluß nicht zweifeln, den die bestimmte Aussicht auf Schadenersatz auf das Völkchen ausübt, wenn es nicht aufhört darauf bezügliche Maßregeln herbeizuführen. Legt man aber dem Sultan die Verpflichtung auf die Piraterie am Riff zu unterdrücken, so muß man darauf gerichtet seyn mit der Auflage Ernst zu machen und ihn im Nothfall mit Kanonen zur Vernunft zu bringen; dieß Mittel wäre aber, das weiß jedermann, gegen Städte wie Tanger, El-Arisch, Mogador, schlecht angewandt, solche Schläge haben dem Sultan niemals wehe gethan, er empfindet sie so wenig als eine Handvoll Kiesel, die man an die Mauern seines Palastes wirft. Die Zerstörung der Seestädte Marocco's hätte keinen andern Erfolg als daß dadurch der Seehandel mit diesem Küstenstrich zerstört würde. Marocco braucht aber den Verkehr mit andern Nationen gar nicht, bis zum Anfang dieses Jahrhunderts genügte es sich selbst vollständig. Man würde ihm sicher dadurch keinen Schaden thun wenn man diese alten Verhältnisse wieder herbeiführen würde, vielleicht würde man dadurch den heißesten Wünschen seiner Regierung entgegenkommen. Das was in einem solchen Fall noth thut, ist daß 20,000 unsrer Soldaten von Algier nach Tanger marschiren, die man dann unmittelbar auf Fez zu dirigiren hätte. Zu gleicher Zeit würde man zu Rabak und Sale, oder zu Dar-el-Beida (Casablanka), wenn man es für vortheilhafter hält die Truppen auf diesen Punkt ans Land zu setzen, 20,000 Mann ausschiffen und sich dieser Citadelle, die keinen ernsthaften Widerstand leisten kann, bemächtigen. Was würde sich dann wohl als Resultat dieser doppelten Operation ergeben? Die von Tanger ausgegangene Armee würde, ohne auf Widerstand zu stoßen, die 40 Meilen welche diese Stadt von Fez trennen, zurücklegen. Sie würde ohne einen Schuß zu thun in diese Hauptstadt einrücken, und niemand würde daran denken sie gegen die Tschenun, welche von Isly her noch in so gutem Andenken stehen, zu vertheidigen. Bei dem Zustand der Trennung, in welchem sich die Volksstämme der Politik Abd-er-Rhamans gemäß befinden, wäre jeder Plan der Eingebornen, Widerstand zu leisten, unmöglich, sogar dann wenn sie den Einfall voraus wüßten und dagegen zu kämpfen hätten, wie viel mehr also bei einem plötzlichen Ueberfall, welcher auch die kriegerischsten mit Schrecken erfüllen würde. Die Artillerie würde beim Zug durch die Ebenen, die ebenso ausgedehnt sind wie die der Beauce, beinahe überall gute Wege treffen; die wenigen Berge die zu übersteigen sind, bieten gar keine Schwierigkeiten dar im Vergleich mit den Uebergängen, die wir hundertmal in unserem Kabylien durchgesetzt haben. Die Verproviantirung würde niemand den Kopf zerbrechen; das Land hat alles im Ueberfluß, selbst dann, wenn wir die Verbindung mit der Flotte gar nicht hätten. Diese endlich würde zu Tanger eine viel sicherere Rhede als die von Gibraltar finden, wie ich oft bestimmt von denjenigen unserer Officiere versichern hörte, welche diese beiden Punkte an der Meerenge ganz genau kennen. (Revue Contemp.)

Das künstliche Ausbrüten der Eier in China und in Aegypten.

Geschickt sind die Chinesen im Ausbrüten der Eier. Milne[1] besuchte eine Anstalt der Art in Schanghai und beschreibt sie. Gewöhnlich findet das Ausbrüten derselben nur fünf Monate im Jahr vom Tsingming (Ende März) an statt. Man nimmt Gänse-, Enten- und Hühnereier. Hühnereier werden für die Kunden zu ½ Penny das Stück ausgebrütet und für die Firma zu 1 Farthing, Enteneier für einen Six-Pence jedes gekauft und nur für letztere; Gänse-Eier nur für Kunden zu 2 Pence und ½ Penny ausgebrütet. Wenn die Eier gebracht werden, untersucht man sie und schreibt mit Tinte den Namen des Eigenthümers darauf, so daß man weiß welche unfruchtbar waren und aus welchen Küchlein hervorgiengen. Um sich zu versichern ob die Schale einen Riß hat, nimmt man sie Stück für Stück, schlägt leise daran und beachtet den Ton den sie von sich geben. Eier, die zerbrochen sind oder Risse haben, wickelt man in ein gewöhnliches Papier oder thut sie in eine leere Schale. Nach diesen Vorbereitungen setzt man die Eier einer Ofenhitze von 100° F. aus. Die Anstalt, die Milne besuchte, hatte 26 Oefen, die außen breit, inwendig schmal, aus Schlamm mit Stroh gemischt gebaut und mit einer dicken Strohmatte bedeckt waren. Zum Heizen bedient man sich feiner Holzkohlen; und wie das Feuer angemacht ist, schließt man die Ofenthüren, um den Zug zu vermeiden. Oben auf den Ofen stellt man einen großen, dicken, bedeckten Korb, auf dessen Boden man die Eier legt. Die Hitze gleichmäßig zu vertheilen, werden die Eier den Tag fünfmal umgekehrt. Gänse-Eier müssen 6 Tage, Hühnereier 4, Enteneier nur 2 Tage auf dem Ofen bleiben, um sie zu erproben ob sie fruchtbar sind. Man hält sie zu dem Ende gegen ein starkes Licht, zu welchem Zweck in dem finstern, dunkeln Bruthause — wie es seyn muß — ein Loch, groß genug um ein Ei hineinzulegen, durch die Mauer geschlagen wird, und man erforscht nun mittelst des Sonnenscheins draußen das Ei; die keinen dunklen Fleck inwendig haben, gelten für unfruchtbar und werden den Eigenthümern zurückgegeben. Von 10 Hühnereiern sollen nur 4 auf diese künstliche Art auskommen, und doch brütete diese Anstalt im Jahr 700,000 Küchlein aus. Die Eier, die für gut

[1] Life in China, London 1857. 8°. S. 381 fgg.

gelten, thut man wieder in den Korb auf den Ofen und nach einer bestimmten Anzahl Tage auf Bretter, die mit Stroh, Baumwolle u. s. w. nett bedeckt sind. Mit großer Geschicklichkeit verrichteten die Arbeiter das, ohne sie zu verletzen. Hier werden sie mit baumwollenen Matrazen bedeckt, ohne Feuer darunter zu setzen; aber die Stube wird immer in einer gleichmäßigen Temperatur erhalten. Sie kommen fast zur bestimmten Stunde aus, die Gänse-Eier nach $32\frac{1}{2}$ Tagen — 16 Tage auf dem Ofen und $16\frac{1}{2}$ im Bett zugebracht — die Enteneier nach 28 Tagen — die halbe Zeit auf dem Ofen, die halbe im Bett — die Hühnereier nach 22 Tagen — 12 auf dem Ofen und 10 im Bett zugebracht. Es ist spaßhaft die kleinen Dinger in ihrer Schale pipen zu hören, oder zuzusehen wie sie diese aufpicken und verwundert das Köpfchen heraussteckten und sich die ihnen ganz neue Welt besehen, wie andere halbbefiedert lustig herumlaufen, noch andere ihren Hunger zu stillen ihre eigene Schale auffressen. Wie sie ausgekrochen sind, nehmen die Eigenthümer sie an sich oder verkaufen sie an die Geflügelhändler. Die so künstlich ausgebrüteten dürfen kein kaltes Wasser saufen, sonst sterben sie sofort; nicht so die von Hühnern ausgebrüteten, die daher vorgezogen werden. In der Provinz Canton gibt es viele solche Brutanstalten, da man dort viele Entenboote hat, wo die Enten aufgezogen werden. Anderswo werden auch Tauben und Rebhühner auf ähnliche Art ausgebrütet.

In Aegypten wird das Ausbrüten der Eier mittelst Brütöfen, Mahmal el farrug, d. i. die Hühnerfabrik, ebenfalls im Großen betrieben. Niebuhr, Norden, Thevenot, P. Sicard u. a. hatten das Verfahren schon beschrieben, genauer Rozier und Royer in der Description de l'Égypte. Aus jenem entlehnte Clot Bey seine Nachricht und neuerdings hat Demas diese Nachrichten noch vervollständigt. [1] Die Alten erwähnen diese künstliche Ausbrütung schon. Plinius (X, 76), ohne Aegypten zu nennen; Aristoteles (H. a. VI, 2) und Diodor (I, 16) nennen aber dieses ausdrücklich. Auf altägyptischen Denkmälern hat Wilkinson (Customs and Manners) nichts darauf bezügliches gefunden, und es ist uns auch nichts der Art sonst vorgekommen. Die Hühner brüten in der Regel in Aegypten nicht. In der heißen Jahreszeit namentlich gehen sie gleich von den Eiern. Dieß mag mit Anlaß gewesen seyn daß das künstliche Ausbrüten der Eier in Aegypten sich so ausgebreitet hat. Das Ausbrüten der Krokodil- und Straußeier durch die Sonne, meinen einige, habe die Aegypter mit darauf geführt. Plinius [2] beschreibt das Ausbrüten richtig, obwohl die Alten in eine detaillirtere Beschreibung nicht eingehen. Wenn man aus Diodor folgerte, man habe die Eier mit den Händen ausgebrütet, war dieses, wie Rozier bemerkt, nur in Folge einer falschen Uebersetzung des Wortes χειρουργοῦντες, was nichts ist als des Plinius homine versante, die Menschen machen sich dabei zu thun. Ebenso falsch ist die Behauptung Reaurs und de Pauw's (I, 202), man habe sie mittelst Mist ausgebrütet. Plinius sagt vielmehr ausdrücklich igne modico. Allerdings wandte man Mist an, und darauf geht das pudet dicere des Kaisers Hadrian, aber man brennt Mist bei dem bekannten Holzmangel in Aegypten. Im Delta ist besonders das Dorf Behermes wegen seiner Brutöfen berühmt. Ein arabisches Manuscript sagt, die Einwohner „erbten die Kunst von den Ungläubigen;" in Oberägypten betrieben die Christen im Flecken Beblau sie; als er zerstört wurde, zerstreuten die Einwohner sich und verbreiteten ihre Kunst. Was nun die Einrichtung der Brutöfen betrifft, so ist ein solches Etablissement ein Viereck, welches 4—30 Brutöfen in zwei parallelen Reihen durch einen schmalen Corridor, nach Demas 48′ lang, 5′ breit und gewölbt, oben mit kleinen runden Löchern, um Licht einzulassen, enthält. Vor dem Gebäude läuft ein anderer ähnlicher Corridor von 40′ Länge, ebenfalls gewölbt, hin, außerhalb mit 2—3 Gemächern von 15 □′ und 12′ Höhe, eins für die Aufseher, eins um den Dünger zuvor zu verkohlen, und eins die ausgebrüteten Küchlein aufzunehmen. Der Mahmal ist nach Rozier 9—10′, nach Royer 8′ lang und 6′ breit, und aus gebrannten oder an der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut. Auf halber Höhe ist er durch eine Backsteindecke in zwei Etagen getheilt, mit einem Loch groß genug daß ein Mann von einer Abtheilung in die andere gelangen kann. Jede hat eine Thür, die auf den Corridor in der Mitte ausgeht, und Oeffnungen in den Seitenwänden, welche alle Oefen in derselben Reihe unter sich in Verbindung setzen. Die untere Etage nimmt nun die Eier auf. Auf dem Boden der obern legt man in 2—4 wenig tiefen Rillen den vorher halb verbrannten Kameldünger mit gehacktem Stroh in Form von Erdklößen geknetet, die eine gelinde Hitze geben.

Die Eier werden zuvor untersucht ob sie fruchtbar sind, dann nach Zahl und Namen der Eigenthümer einregistrirt und in der untern Etage in jedem Ofen 3—4000 auf einer Lage Staub und gehacktem Stroh, immer drei auf einander, gelegt, oben dann die glühenden Kohlen hineingebracht und der Tag, wo dieß geschieht, angeschrieben. Man besetzt nicht gleich alle Oefen, sondern nur $\frac{1}{3}$ in gleichen Zwischenräumen. Erst nach 5 Tagen, wenn man das Feuer der ersten ausgehen läßt, füllt man die dazwischen liegenden Reihen mit einer zweiten Anzahl Eier, und wenn die ersten ausgebrütet sind, besetzt man die Oefen gleich mit einer dritten Reihe. Täglich wird das Feuer 3—4mal erneuert und Nachts verstärkt. Ein nackter Arbeiter kehrt die Eier den Tag 2—3mal um und legt die obern zu unterst und umgekehrt. Den 8ten Tag untersucht er sie beim Schein der Lampe und nimmt die hellen als unfruchtbar heraus, die genossen werden. Die Temperatur muß 32^0 R. im Mittel halten, wie bei der natürlichen Bebrütung, doch beurtheilen sie dieß nur nach dem Gefühl, da sie natürlich keine Thermometer haben. Nach Royer war die Temperatur die ersten 10 Tage $32—33^0$ R., die 10 letzten $28—29\frac{1}{2}$, wo das Feuer hineingethan wird $37—39^0$, 4 Stunden darauf $32—33\frac{1}{2}^0$ R., während die Lufttemperatur im Schatten in Cairo $13—16^0$, in der Sonne Mittags $29—33\frac{1}{2}^0$ war. Vor dem Ende der Operation läßt man das Feuer ausgehen und bringt die Eier in die Oberabtheilung. Den 20sten Tag kriechen schon einzelne Hühnchen aus; die meisten am 21sten, einige noch bis zum 25sten, das 5te Ei ist etwa unfruchtbar.

In Oberägypten (Sayd) beginnt man Ende Januars, in Cairo, und im Delta, wo es weniger heiß ist, erst Anfangs März das Brüten. [1] Der Inhaber des Etablissement miethet 2—3 Leute, die in der Sache geübt sind; dann bringen alle Bewohner der Dörfer ihm ihre Eier. Für 100 Eier erhalten sie 50 Junge. Da $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{5}$—$\frac{1}{3}$ sterii sind, muß er also $\frac{2}{3}$ abliefern; die übrigen sind sein Gewinn. Ein Ofen liefert wohl 4—6000 Junge. Rozier rechnete 200 Mahals in Aegypten und 24 Millionen Hühnchen,

---

[1] Description de l'Egypte. T. I. 202—216 der Ausgabe in Fol. oder T. XI. p. 401—419 in 8^0; Clot Bei II. p. 304—6 und Sinbaldo Demas As. Journ. of Beng. T. VIII. p. 38—48.

[2] Sed inventum est, ut ova in calido loco imposita paleis igne modico foverentur, homine versante pariter die ac nocte et statuto die illinc erumpere foetus.

[1] Die Fabrik geht nur 2—3 Monate oder nach Demas $3\frac{1}{2}$—4 Monate, später ist es zu heiß und überhaupt ist keine andere Zeit, in Aegypten wenigstens, dazu geeignet.

Demas 37½ Mill., P. Sicard früher gar 386 Etablissements und 100 Mill. Hühnchen, die so ausgebrütet würden.

Man füttert die Jungen mit etwas Mehl und zerbröckeltem Brod. Sie bleiben aber nur einen Tag in der vordern Kammer. Man verkaufte sie das 100 im Mittel für 80 Medins, etwas weniger als 3 Fr., zählte sie oft nicht, sondern mißt sie zu. Frauen ziehen immer 3—400 auf einmal 15—20 Tage über auf. Tags werden sie an einem trockenen sonnigen Orte mit zerstoßenem Reis, Korn, Hirse und Wasser gefüttert. Nachts in eine Art Backhaus gegen die Kälte und die Thiere geschützt, später helfen sie sich allein. Eier und Hühner sind durch diese künstliche Brütung in Aegypten natürlich reichlich und billig. Ein Ei kostet in Oberägypten nach Demas nur 1 Para (40 = 1 Piaster [1]), das beste Huhn 1 Piaster (10 = 1 Comp. Kup.). Die Regierung überläßt die Oefen an die Meistbietenden und hat davon also auch ein Einkommen. Um 27½ Mill. Eier jährlich zu erzielen, sagt Demas, bedurfte es 4 Monate über 2 Mill. Bruthühner. Das Vortheilhafte dieser künstlichen Brutanstalten leuchtet also ein. Man hat freilich eingewandt, Eier und Hühner arteten aus. Hühner und Eier sind allerdings in Aegypten kleiner als anderswo, aber dieses rührt von der Art her, nicht von der künstlichen Ausbrütung. Auch viele andere Thiere sind dort kleiner. Man wendet ja auch nur die natürliche Brüthitze an, und in Oberägypten brütet man die Eier von Truthühnern ebenso aus.

In Europa hat man verschiedentlich diese künstliche Ausbrütung nachzuahmen gesucht; aber im Ganzen in geringer Ausdehnung, obwohl der berühmte Reomur schon vor mehr als 100 Jahren ein zweibändiges Werk über die Kunst, Eier künstlich auszubrüten, schrieb.

Der materielle Zustand des Königreichs Griechenland.

Unter dem 4 Dec. 1857 hat der griechische Finanzminister, Kumunduros, einen officiellen Bericht an den König über den materiellen Zustand des Landes und über die Fortschritte erstattet die letzteres in dieser Hinsicht gemacht hat. [2] Derselbe ist zum Theil für Griechenland in hohem Grad erfreulich, aber er gewährt auch für das Ausland tiefere Blicke in die Entwicklungsfähigkeit des griechischen Landes und Volkes, und er ist unter allen Umständen nicht ohne großes Interesse.

Der Bericht selbst geht davon aus daß das griechische Land zu der Zeit als es im Jahr 1821 gegen die türkische Regierung sich erhob, und der Aufstand des Volks zu einem achtjährigen Kriege mit allen den verschiedenen Wechselfällen desselben nach und nach sich organisirte, in einem traurigen Zustande in materieller Hinsicht sich befunden habe, und daß, auch wenn während des Kampfes manche großherzige Bestrebungen auf die Begründung der politischen Zukunft des Landes gerichtet waren und bald nach dem Ausbruch des Freiheitskampfes die Grundsteine für diese Zukunft gelegt wurden, gleichwohl ein jeder Versuch und eine jede Bemühung zur Verbesserung des materiellen Zustandes Griechenlands so lange ein vergeblicher habe bleiben müssen, als der Krieg und die Sorge für den Krieg die Beschäftigung aller gewesen sey. Hatte früher die Knechtschaft die Entwicklung der Elemente gesellschaftlicher Cultur verhindert, so mußte das kriegerische Leben und der Kriegszustand während des Kampfes manches Bestreben hervorrufen, das der Industrie und der auf die Verbesserung des materiellen Zustandes gerichteten Thätigkeit feindlich entgegenwirkte. Der Uebergang zu friedlichen Werken einer geregelten Thätigkeit bedurfte selbst der Lebensluft des Friedens und ruhiger Zeiten. Ein solcher Uebergang trat ein unter der Präsidentschaft des Grafen J. Kapodistrias (1828—31), der, während selbst der Kampf noch hin- und wieder fortdauerte, doch namentlich für die Bodencultur des Landes einen kräftigen Anstoß gab. Ward auch nach dessen Tode alles das Gute was damals nicht ohne große Anstrengung begonnen und ins Werk gesetzt worden war, aufs neue bedroht und wieder in Frage gestellt, so beseitigte doch bald darauf die Ankunft des Königs Otto auf griechischem Boden (Jan. 1833), und die Begründung und Entwicklung der Monarchie alle dießfallsigen Gefahren; das gesammte Volk schaarte sich um den Thron, und in Folge der gesicherten öffentlichen Ordnung erstarkte auch das öffentliche Vertrauen. Gesetze wurden gegeben und neue Bürgschaften wurden gewonnen zur Entwicklung der natürlichen Vortheile des Landes, und wenn auch später zu manchen Zeiten verschiedene innere und äußere Ursachen die wohlthätige Wirksamkeit der Regierung mannichfach gelähmt und gehemmt haben, so hat doch die letztere, von der natürlichen Bildsamkeit und von dem Ordnungssinn des griechischen Volkes unterstützt, und unter dem einflußreichen Wohlwollen der Schutzmächte, die an dem Gedeihen Griechenlands innigen Theil nehmen, für die Belebung und Entwicklung der materiellen Interessen des Landes alles mögliche gethan, und die in der That wunderbaren Fortschritte, die der äußere Culturzustand desselben gemacht hat, legen dafür das gültigste Zeugniß ab.

Was zunächst die Einwohnerzahl des Landes anlangt, so hatte das Königreich Griechenland im Jahr 1834 eine Bevölkerung von 612,608 Menschen, [1] die gegenwärtig bis auf 1,045,232 angewachsen sind, und welche vorzugsweise Handel, Schifffahrt und Ackerbau treiben. In ähnlicher Weise, wenn auch in zweiter Linie, hat sich in Griechenland auch das Städtewesen wunderbar entwickelt. Obgleich das Land nur auf seine eigenen Hülfsmittel angewiesen war, vermochte es doch in kurzer Zeit die verwüsteten und zerstörten Ortschaften neu aufzubauen und neue Städte zu gründen. Athen, Piräeos, Amaliapolis, Sparta, Chalkis, Lamia, Missolonghi, Nawplion, Argos und Patras legen davon Zeugniß ab. Nach den genauesten Zählungen und Schätzungen, und nach dem was sich auf Grund bestimmter Mittheilungen ergibt, hatte Griechenland zur Zeit der Ankunft des Königs Otto (Jan. 1833) im Ganzen 94,927 Wohnhäuser mit einem Grundwerth von 97,810,269 Drachmen, [2] und gegenwärtig hat sich die Anzahl der ersteren auf 203,605, und der Betrag des letzteren auf 323,667,857 erhöht.

Griechenland ist kein Getreideland, und schon im Alterthum wurde Getreidebau nicht besonders betrieben. Innere und äußere

---

[1] Sechs bis sieben Kreuzer.

[2] Der fragliche Bericht liegt uns in der in Triest erscheinenden griechischen Zeitung Ἡ ἡμέρα, vom 8 Jan. 1858 vor.

[1] Ob hierin nicht ein Druckfehler in der griechischen Zeitung von Triest zu Grunde liege und die Angabe falsch sey, bleibe dahingestellt. Irren wir nicht ganz, so hatte Griechenland damals eine Bevölkerung von beinahe 800,000 Seelen, und 1837 bereits 804,863. D. E.

[2] Der Werth einer Drachme beträgt genau genommen 7 Sgr. 2 Pf., wird jedoch durchschnittlich in runder Summe zu 8 Sgr. berechnet. D. E.

Gründe ließen auch in neuerer Zeit ein anderes Verhältniß nicht aufkommen, und es kam vielmehr dabei nur darauf an, namentlich im Hinblick auf die fortwährend zunehmende Bevölkerung, den Bedürfnissen des Landes möglichst zu genügen. Zu einem Streben nach Concurrenz mit irgendeinem Nachbarlande konnte sich Griechenland durchaus nicht veranlaßt finden. Im J. 1853, das kein besonders fruchtbares Jahr war, betrug die Getreideeinfuhr, nach Abzug des Betrages der Ausfuhr, 700,000 Kilos; aber in der Regel beschränken sich die dießfallsigen Erzeugnisse des Landes lediglich auf das was es braucht.

Anlangend dagegen diejenigen Erzeugnisse des Königreichs, die den wirklichen Bodenreichthum desselben ausmachen und hauptsächlich Gegenstand der Ausfuhr sind, so kommt vor allen Dingen der Korinthenbau in Betracht. Vor dem Unabhängigkeitskrieg betrugen die jährlichen Erzeugnisse desselben kaum 10 Mill. Pfd.; und wenn aus der späteren Zeit, bis zum Jahr 1834, genaue allgemeine Nachrichten hierüber in den öffentlichen Registern fehlen, so weisen doch die Ausgangs-Steuerregister von Patras und Aiglon (im Norden des Peloponneses, wo besonders der Korinthen-Bau stattfindet) für das Jahr 1834 einen Steuerbetrag von 71,116 Drachmen nach, während derselbe im Jahr 1856 bis zu der Höhe von 342,122 Dr. anstieg. In andern Gegenden des Königreichs waren erst in neuerer Zeit Korinthenanpflanzungen gemacht worden, und demungeachtet betrug schon im J. 1851 die Gesammtausfuhr der Korinthen aus Griechenland 61,000,000 Pfd. Das Erzeugniß selbst hat sich seitdem noch um ein bedeutendes vermehrt; allein in Folge der auch in Griechenland aufgetretenen Traubenkrankheit ist es unmöglich die Ergebnisse selbst genau zu kennen. Indeß läßt sich annehmen daß, während es früher nur auf 20,000 Stremmen (Morgen) Landes Korinthenpflanzungen gab, gegenwärtig aber die Zahl der Stremmen auf 160,000 sich erhöht, die Production auf wenigstens 80,000,000 Pfd. sich beläuft. Denn auf jedes Stremma darf ein Ertrag von 500 Pfd. gerechnet werden.

Was den Weinbau betrifft, so waren vor dem Jahr 1821 25,000 Stremmen Landes mit Weinstöcken besetzt, die sich gegenwärtig bis zu 700,000 Stremmen erhöht haben.

Die Seidencultur anlangend, so gab es vor dem J. 1834 in Griechenland 380,000 Maulbeerbäume, gegenwärtig aber 1,500,000. Der Ertrag der Cocons, im J. 1840 650,000 Dr., ist neuerdings bis auf 5,523,000 Dr. angestiegen; und während hierbei der Grundzins, der Zehnt, im J. 1840 65,000 Dr. betrug, hat sich derselbe bereits bis zu 540,000 Dr. erhöht.

Die Feigen Messeniens lieferten im J. 1840 einen Ertrag von 41,564 Centner, im J. 1856 aber 92,000, welche von 260,000 Feigenbäumen gewonnen wurden, während es im J. 1834 deren nur 50,000 gab. Die Ausgangssteuer davon betrug im J. 1834 26,460 Dr., dagegen im J. 1856 114,688.

Die Zahl der Oelbäume im Königreich Griechenland beträgt gegenwärtig 7,400,000, von denen im laufenden Jahre eine öffentliche Abgabe von 1,009,000 Dr. an den Staatsschatz gezahlt ward, wogegen Griechenland im J. 1834 kaum 2,300,000 Oelbäume besaß, und die öffentliche Abgabe im J. 1840 nur auf 540,000 Dr. sich belief.

Die Zölle gewährten im J. 1834 eine Staatseinnahme von 2,109 385 Dr., und zwar 1,652,135 Dr. Eingangs- und 367,250 Drachmen Ausgangszoll. [1] Im Jahr 1856 betrugen dieselben 4,151,011 Dr., und für das laufende Jahr wird eine Erhöhung dieses Betrags bis zu 6,000,000 Dr. anzunehmen seyn.

Die Schifffahrt beschränkt sich größtentheils auf die Inseln, und diese waren durch innere und äußere Verhältnisse veranlaßt ihr mit ganzer Hingebung sich zu widmen. Vor dem Aufstand hatte Griechenland nur 449 Schiffe mit einem Gehalt von 52,000 Tonnen, die, das Eigenthum einzelner, fast durchgängig während des Kampfes zu den Zwecken des Kriegs geopfert wurden. Gegenwärtig zählt Griechenland 4339 Fahrzeuge zu 325,000 Tonnen, und 29,000 Matrosen. Diese wunderbare Entwicklung der griechischen Schifffahrt und Handelsmarine ist lediglich das Werk der Anstrengungen einzelner, die, ohne daß sie in dem kaum gegründeten Staate auf eine besondere und unmittelbare Unterstützung seitens der Regierung zu rechnen hatten, es hierbei mit mächtigen, reichen, die Märkte beherrschenden Nebenbuhlern aufnehmen mußten.

Die Viehzucht hat sich in Griechenland nicht in dem gleichen Verhältnisse entwickelt; denn sie bildet hier keinen Theil des Landbaues, und wenn dieser letztere Fortschritte macht, ist dieß bei jener um so weniger der Fall, je mehr diese für sich selbst an die Nahrung und an die Hülfsquellen gewiesen ist, welche die wilde uncultivirte Natur der Gebirge ihr darbietet. Im J. 1834 zählte Griechenland 4,322,503 Stück Vieh, dagegen im J. 1856 nur 5,297,885.

Was die Industrie in Griechenland anlangt, so kann dieselbe in Betreff ihrer Vervielfältigung und zufolge des Mißverhältnisses, in welchem diese letztere zu dem Umfang der sich ausdehnenden Bodencultur steht, sowie bei dem vorhandenen Mangel an Capitalien, keine großen Fortschritte nachweisen. Auch die Höhe des Tagelohns, der bis zu fünf Drachmen ansteigt, und der bedeutende Zinsfuß, welcher noch kürzlich 20 Proc. betrug, sind hier schwer zu beseitigende Hindernisse. Gleichwohl besitzt Griechenland bereits vier Seidenfabriken, zwei in Piräos, eine in Athen und eine in Kalamata, deren Erzeugnisse mit denen Europa's concurriren; ferner zwei Gerbereien in Hermupolis auf der Insel Syra, welche ihre Felle größtentheils nach Europa versendet; eine Baumwollenspinnerei und eine Zuckerfabrik in Patras, eine Fabrik von Thonwaaren in Athen, und eine Kammfabrik in Hermupolis. Außerdem existiren im ganzen Lande die verschiedensten Handwerke, die einen großen Reichthum für dasselbe ausmachen, und die derjenige nicht übersehen darf dem es darum zu thun ist ein genaues Bild des finanziellen Zustandes des Königreichs Griechenland zu gewinnen. Und alles dieß, das einen Werth von vielen Hundert Millionen Dr. repräsentirt, ist lediglich die Frucht der Einfachheit und außerordentlichen Thätigkeit des Volks, welches mit allen Schwierigkeiten und mit Mangel der verschiedensten Art zu kämpfen hatte; denn mit Ausnahme einiger Capitale, die vom Ausland kamen und welche zu Bauten in Athen, Patras und Hermupolis verwendet wurden, ist alles übrige das Erzeugniß der inneren Entwicklung des Landes und die Frucht der Ersparnisse der Bewohner. Der Grieche, der vor dem Freiheitskrieg in seinem eigenen Vaterlande ein Sklave und wie ein Fremder war, indem alles unbewegliche Grundeigenthum, mit Ausnahme des 50sten Theils, den türkischen Herrschern gehörte und nach dem Ausbruch des Kriegs der Regierung als Staatgut anheimfiel, sah sich gezwungen, mitten in den Schwierigkeiten und Verlegenheiten eines neuerrichteten Staates, nach einer vernichtenden Knechtschaft vieler Jahrhunderte und nach einem achtjährigen Vertilgungskriege, alles aus nichts zu erzeugen und zu schaffen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Nationalbank in Athen und auf ihre Thätigkeit, deren Resultate ebenfalls geeignet sind über die Fortschritte des Landes einiges Licht zu verbreiten, so

[1] Wir halten uns auch hier an die Triester Zeitung, obgleich ein Irrthum unterliegt, indem die Zahlen nicht zu einander stimmen. D. E. (Den fehlenden Rest bilden wahrscheinlich die Transitzölle. D. R.)

erreichten die Handelsgeschäfte derselben im J. 1843 die Höhe von 9,580,000 Dr., dagegen in der ersten Hälfte des laufenden Jahres (die Berechnung über die zweite Hälfte liegt noch nicht vor) einen Betrag von 15,910,000 Dr.

Wenn nun aber dessenungeachtet und troß der Fortschritte welche Griechenland in den angegebenen Beziehungen gemacht hat und die aus Vorstehendem sich ergeben, das Staatsbudget hiermit nicht im Verhältniß steht, so darf dieß nicht Wunder nehmen. Denn es muß hierbei in Betracht gezogen werden: 1) daß gegen 600,000 Stremmen Nationalgrundstücke in das Privateigenthum einzelner übergegangen sind, von denen nur drei Proc. Grundsteuer ihres Grundwerthes gezahlt wird, während im übrigen selbst durch die auffallendste Verbesserung des Grundes und Bodens an und für sich dem Staatsbudget kein Vortheil zufließt; 2) daß von den Erträgen neuer Baumwollenpflanzungen erst nach Verlauf von 10 Jahren Abgabe gegeben wird; 3) daß in letzter Zeit viele tausend Stremmen Nationalgüter mit einträglichen Feigen-, Oel- und Korinthenpflanzungen, sowie Mühlen u. dgl. verkauft worden sind, von denen gegenwärtig statt des früheren ganzen Ertrags, ebenfalls nur der jährliche Grundzins dem Staat zu gute kommt; 4) daß überhaupt ein jedes Abgabensystem, auch wie es in Griechenland eingeführt worden ist, den Erzeugnissen und Erträgen des Landes keineswegs Schritt für Schritt zu folgen vermag.

Gleichwohl haben die Staatseinnahmen des Königreichs, welche unter dem Präsidenten Kapodistrias auf die Zeit vom 10 Febr. 1828 bis 30 Sept. 1831 im Ganzen 18,319,084 Phönix (zwischen 4—5 Mill. Thaler), durchschnittlich aufs Jahr 5,013,023 Phönix, betrugen, im J. 1856 auf mehr als 20,000,000 Dr. sich belaufen, während die Einnahmen im J. 1852 nur 14,283,341 Dr. betrugen. Dieser bedeutende Unterschied nach einem Zeitraum von vier Jahren, in welchem eine neue Abgabe nicht eingeführt worden ist, vielmehr einige bereits bestandene Abgaben eine Minderung erfuhren, muß als der stärkste und deutlichste Beweis für Griechenlands Fortschritt angesehen werden. Noch deutlicher ergibt sich dieß aus einer Vergleichung einzelner Staatseinnahmen, wie sie in verschiedenen früheren Jahren stattgefunden haben. [1] So betrugen.

a) die Einnahmen aus Zöllen

im Jahr	1833	. . 2,019,385	Drachmen,
„ „	1836	. . 2,538,477	„
„ „	1843	. . 2,643,812	„
„ „	1856	. . 4,319,000	„

b) die Einkünfte aus Waldungen

im Jahr	1833	. . 17,000	Drachmen,
„ „	1836	. . 86,745	„
„ „	1843	. . 199,341	„
„ „	1856	. . 287,639	„

Allein die Vermehrung der Einnahmen, die Entwicklung des Staatslebens im allgemeinen erzeugt zugleich neue Bedürfnisse und neue Interessen, denen Rechnung getragen werden muß. Dieß gilt auch besonders von Griechenland. Die Vermehrung der Ausgaben erscheint demnach als die unausbleibliche Folge der Fortschritte des Volks und Landes. Diesen neuen Bedürfnissen hat man jedoch in Griechenland noch zur Zeit nicht abgeholfen; kaum ist der Anfang mit öffentlichen Werken gemacht worden; noch fehlt es uns an den zum Dienst des Staats unentbehrlichen

[1] Die nachstehend aufgeführten früheren Jahre zeichnen sich durch besonders einflußreiche Ereignisse aus. Im J. 1833 — Ankunft des Königs Otto in Griechenland, 1836 — dessen Thronbesteigung. 1843 — September-Aufstand. D. E.

Schiffen, und das Heer ist in einem ungenügenden Zustande. Dieß alles wirkt in hohem Grad nachtheilig auf die Finanzverwaltung selbst ein. Wir bedürfen guter Beamter, aber wir bezahlen den Angestellten die Gehalte wie sie ursprünglich festgesetzt worden sind, und mit denen sie nicht auskommen können. Im Dienst können wir sie nicht behalten, und andere tüchtige und würdige Männer können wir nicht heranziehen. Gesetze über die Civilpensionen und wegen der Gehaltserhöhungen sind daher vor allen Dingen eine dringende Nothwendigkeit, wenn der Dienst nicht ferner leiden soll; aber eine Million Drachmen würde hierbei kaum genügen. So hat troß der vermehrten Staatseinnahmen die Regierung den wesentlichsten Bedürfnissen des Staatsdienstes noch nicht Genüge leisten können, und wenn nun auch ein gleiches in Ansehung der Verbindlichkeiten Griechenlands gegen die Schutzmächte, sowie in Betreff der dem Vaterland gebrachten Opfer [1] der Fall ist, so darf gerade in dieser Beziehung nicht vergessen werden daß diese Verbindlichkeiten zu eng mit der Ehre und Würde Griechenlands zusammenhängen, als daß diesem selbst nicht daran gelegen seyn müßte diesen Verbindlichkeiten vor allem und vollständig zu genügen.

Die Verdienste der Asiaten um die Cultur.

(Quarterly Review.)

Wenn der Europäer zu wissen wünscht wie viel er den Asiaten verdankt, so hat er bloß einen Blick auf eine Stunde seines täglichen Lebens zu werfen. Die Uhr welche ihn Morgens aus seinem Bette ruft, war ebenso die Erfindung des Morgenlandes wie die Wasser- und Sonnenuhren. Das Gebet um sein tägliches Brod, das er von Kindesbeinen an hergesagt, erscholl zuerst von dem Abhang eines syrischen Berges herab. Die Linnen- und Baumwollenzeuge in die er sich kleidet, so fein sie auch seyn mögen, stehen weit hinter denen welche seit unvordenklicher Zeit auf den Webstühlen Indiens gemacht werden. Die Seide wurde zu seinem Nutzen von einigen christlichen Sendboten dem himmlischen Reich entwendet. Er könnte bessern Stahl, als den womit er sich rasirt, in der alten Stadt Damascus kaufen, wo er zuerst erfunden worden ist. Den Kaffee welchen er zum Frühstück erwartet, pflanzten zuerst die Araber, und die Eingebornen Ober-Indiens bereiteten den Zucker womit er seinen Kaffee versüßt. Jeder Schulknabe kennt die Bedeutung der Sanskrit-Worte Sacchara canda. Wenn sein Geschmack leicht ist und er Thee vorzieht, so mag er sich erinnern daß die betriebsamen Chinesen zuerst auf die Vorzüge dieses trefflichen Laubes hingewiesen haben. Sie lehrten ihn auch wie man die Ober- und Untertasse, in welcher man den Thee aufträgt, macht und gebraucht. Das Blech worauf man ihm sein Frühstück überbringt, wurde in Japan lackirt. Auch geht die Sage, gesäuertes Brod sey zuerst aus den Wassern des Ganges gemacht worden. Das Ei welches er bricht, ward von

[1] Dieß gilt besonders von der Insel Hydra und den Hydrioten, die während des Kampfes die bedeutendsten Opfer gebracht haben, in deren Folge sie verarmt sind. Eine dießfallsige Entschädigung ist Nationalpflicht! D. E.

einer Henne gelegt, deren Vorfahren von den Malakkanern im Hause gehalten wurden, oder die vielleicht gar — obgleich dieß die Sache nicht ändert — aus dem neuern Schanghai stammt. Wenn Obst und Eingemachtes auf seinem Tische sind, so möge er mit Dankgefühl sich ins Gedächtniß zurückrufen daß Persien ihm die Kirsche, den Pfirsich und die Pflaume gab. Wenn er in irgendeinem jener zarten Präparate den Geschmack des Alkohols entdeckt, so möge er sich erinnern daß diese Substanz zuerst von den Arabern destillirt wurde, die ihm das preiswürdige, wenn er es befolgt zu seinem Nutzen gereichende, Beispiel gegeben haben sich des Alkohol-Genusses zu enthalten. Wenn er über Kaffee und Alkohol spricht, so gebraucht er arabische Worte. Wir befriedigen unsern Sinn für persönlichen Schmuck in der Weise wie die Morgenländer es uns gelehrt haben, mit Perlen, Rubinen, Sapphiren und Diamanten. Mit öffentlichen Belustigungen ist es derselbe Fall. Die herrlichsten Feuerwerke sieht man immer noch in Indien und China, und was die Zeitvertreibe des Privatlebens betrifft, so hat Europa keine Erfindung aufzuweisen welche mit dem Schachspiel rivalisiren kann. Wir haben keine so großen Wasserbauten wie der chinesische Canal, keine so ausgedehnten Befestigungen wie die chinesische Mauer; wir haben keinen artesischen Brunnen der an Tiefe überhaupt nur einigen der ihrigen nahe kommt; wir verschaffen uns das Steinkohlengas noch nicht aus dem Innern der Erde; sie haben Bohrungen zu diesem Zwecke vorgenommen welche in eine Tiefe von mehr als 3000 Fuß hinunterreichen.

Das Amur-Land.

Die neuesten Nachrichten über das bisher herrenlose Gebiet, welches Rußland in aller Stille mit seinem Gränzpflug umzogen hat, brachte kürzlich ein Deutscher, Otto Esche, aus Nikolajewsk nach San Francisco zurück. In letzterer Stadt als Kaufmann ansässig, hatte er im Frühling 1857 den Plan zu einer Niederlassung am Amur entworfen, zu diesem Zweck einen Schooner gemiethet und befrachtet, und an der Spitze unternehmungslustiger Gefährten, wie sie sich in Californien stets zusammenfinden, seine kaufmännische Entdeckungsreise vor sieben Monaten angetreten.

Die kleine Expedition erreichte Castrie's-Bay im Tartar-Golf (49° 50′ nördl. Br.) am 14 Jul. und fand dort einen russischen Handelsposten. Von da aus drang sie westwärts ins Innere, wo uns auch die neuesten deutschen Karten noch im Stich lassen, nach dem ungefähr 20 engl. Meilen von der Küste entfernten See Kisi vor, welcher sich in derselben Richtung weitere 60 Meilen erstreckt. Der See, von reichbewaldeten Hügeln umgeben, ist so seicht daß er nur mit leichten Booten befahren werden kann. An der Westseite hängt er durch verschiedene Abflüsse mit dem Amur zusammen, welcher, in nordöstlicher Richtung von da abfließend, noch 250 Meilen von seiner Mündung entfernt ist. Je weiter nach dem Innern längs des Sees und seiner Arme, desto dichter werden die Waldungen, aus denen sich gutes Schiffsbauholz gewinnen ließe. Da wo See und Fluß sich treffen, ist die russische Militärstation Marienskyhafen und nahe dabei das Dorf Kisi. Die Umgegend und diese Partie des Amur-Thales ist anmuthig und zu Farmanlagen einladend. Die gerade Entfernung dieses Landstrichs vom Meer beträgt 80 Meilen, und das Klima ist hier bedeutend milder als an der Küste.

Der untere Stromlauf des Amur wird durch zahlreiche Inseln unterbrochen, oder vielmehr in viele Arme getheilt, die das Thal des Flusses wiederholt breit auseinanderdrängen. Die Schifffahrt ist daher schwierig, doch ist anzunehmen daß die besten Canäle des Fahrwassers noch der Auffindung harren. Ueberall bietet der Fluß eine Fülle verschiedener Arten von schmackhaften Fischen, vorzüglich Lachs. Außerdem fand man in großer Menge eine Art Seepferd, von den Russen Beluga genannt. Dieser eigenthümliche Fisch ist von Farbe schneeweiß, richtet sich wie ein Meerschwein im Wasser auf und erreicht bisweilen eine Länge von 20 Fuß. Zu gewissen Zeiten des Jahres scheint er stromaufwärts zu ziehen und wird dann von den Guillacks oder Eingebornen, denen er ihren Fett- und Thranbedarf liefert, mit Speeren erlegt.

Von Mariensky aus stromabwärts die Reise fortsetzend, fand man die meisten Strom-Inseln mit Weiden bewachsen, und an denselben deutliche Spuren daß der Amur zu Zeiten bis sechzehn Fuß über den damaligen Stand im Julius steigt. Die Scenerie des rechten Ufers, welches beträchtlich höher ist als das linke, erinnert an die Rheinufer, ist aber im einzelnen großartiger und imposanter. Die Partien oberhalb Mariensky wurden den Reisenden als ungleich wilder und erhabener geschildert. Man schätzt die Stromlänge des Amur auf über 2000 engl. Meilen. Ungefähr in der Mitte seines Laufes macht er einen gewaltigen Bogen nach Süden, und dort, unter dem 45sten Grade nördlicher Breite soll die Gegend einen fast tropischen Charakter haben. Korkeichen, Wein, Feigen, Apricosen und andere Südfrüchte wachsen dort wild. Am oberen Laufe des Flusses hat man bereits drei Kohlenlager entdeckt, wovon die Reisenden Proben mitbrachten.

Den Amur entlang, von Mariensky bis zur Mündung, zu beiden Seiten sind zahlreiche Dörfer der Guillacks, sowie verschiedene kleine russische Niederlassungen. Diese russischen Colonisten lichten die Wälder und treiben Ackerbau. Sie ziehen Gemüse, Roggen, Rüben, Kartoffeln und Buchweizen; bis jetzt jedoch nicht mehr, als sie für sich gebrauchen. Ins Land hinein gibt es Zobel, Hermeline, Füchse, Wölfe, Bären, Rennthiere, Hasen und Eichhörnchen, doch kein Jagdwild in der Nähe der Mündung des Flusses. Der Handel in diesen Gegenden ist noch ohne Bedeutung und beschränkt sich auf Versorgung der Einwohner mit Bedürfnissen vom Ausland. Die russische Regierung soll liberal gegen die Ansiedler verfahren und ihnen unter bequemen Bedingungen Ländereien in jeder Ausdehnung bewilligen.

Zu Nikolajewsk, dem Haupthafen des Landes und Sitz der russischen Regierung am Auslauf des Amur, brachte Esche seinen Plan in Ausführung, und kehrte, nach Begründung eines Geschäftshauses, auf einer dort gecharterten Brigg gegen Ende des Jahres nach San Francisco zurück, um nun eine regelmäßige Verbindung zwischen beiden Häfen ins Leben zu rufen. Ohne sanguinische Hoffnungen daran zu knüpfen, begrüßt das San Francisco Bulletin dieses Resultat doch als einen Fortschritt des sich neu bildenden Handels- und Völkerverkehrs am Bassin des stillen Oceans.

Miscellen.

Die deutschen Ansiedler in Texas. Man wird sich erinnern daß in den vierziger Jahren deutsche Prinzen und Edelleute in menschenfreundlicher Absicht unsern Auswanderern in Texas eine neue behagliche Heimath verschaffen wollten. Ohne Sachverständniß geleitet, geriethen sehr viele von den texanischen Auswanderern in Tod und Elend. Aus dem allgemeinen Schiffbruch aber rettete sich doch eine compacte Masse, und es entstanden die zwei großen Gemeinden Neu-Braunfels und Friedrichsburg. Diese Ansiedler haben seit dem Erscheinen von Olmsted's Werk über Texas die höchste Aufmerksamkeit in England wie in den Vereinigten Staaten auf sich gezogen, weil mit sehr dürftigen Ausnahmen kein Deutscher in Texas Sklaven hält. Für Olmsted selbst wurden diese Ansiedler ganz besonders interessant, als er sich Neu-Braunfels näherte und auf sauber gezogenen, tafelförmig abgetheilten Feldern Baumwolle wachsen sah, die einzige „Frei-Arbeits-Baumwolle" vielleicht in der gesammten Union. Die jährliche Erzeugung beträgt nur 500 Ballen, doch wird das Product wegen seiner sorgfältigen Behandlung um ein oder zwei Cents das Pfund besser bezahlt als Sklavenwolle. So gering auch die Quantität seyn mag, so beweist doch das Beispiel der Deutschen zwei wichtige Thatsachen, daß nämlich weiße Menschen in südlichen Ländern ohne Beschädigung der Gesundheit den Baumwollenbau betreiben können, und dieser mitten unter einer Sklavenbevölkerung die freie Arbeit reichlich belohnt. Olmsted's Erstaunen wuchs aber als er sich den Leuten näherte. Zwar sprachen sie das Englische nicht correct, sondern mit deutscher Satzbildung, aber überall um ihre Wohnungen herrschte größere Sauberkeit und Wohnlichkeit als auf den Plantagen. Unter unsern Landsleuten begegnete der Reisende einem ehemaligen Mitglied des Frankfurter Parlaments, ferner einem Freund von Goethe's Bettina und einem genauen Bekannten Alexander v. Humboldts. Er konnte von einem Mann in blauem Flanellhemd Tacitus citiren hören, und wohnte einem Clavierconcert bei, wo eine Sonate von Beethoven vorgetragen wurde, während die Zuhörer auf Tonnen sich Sitze suchen mußten. Er sah zinnerne Kaffeeschalen auf Untertassen von Meißner Porcellan und Madonnenbilder an Holzwänden. Er vernahm Redensarten wie diese: meine Frau hat diese Beinkleider verfertigt, und diese Strümpfe wuchsen auf jenem Feld, und er stieß auf Kisten die halb mit Classikern, halb mit süßen Kartoffeln angefüllt waren. Die Leute gestanden sämmtlich daß sie viel härter arbeiten müßten als in ihrer Heimath, sie waren aber zufrieden, weil mit jedem Jahr sich ihre materielle Lage bessern mußte.

*

Die Stellung der indischen Behörden in England zur Regierung in Indien. Zur Aufklärung über die administrative Gliederung des indischen Reiches bemerkt kürzlich der Economist sehr treffend: „Wie mag man behaupten daß die indische Regierung in England kein Zweig der Executive sey, nur eine berathende, keine gebietende Behörde? Der gröbste Irrthum lauert hinter einer solchen Vorstellung. Könnte ein Haus der Gemeinen auf einen Vertrauensposten Personen berufen, wie es vom Directorenhof und dem Aufsichtsamt (Board of Control) geschieht? Kann es neuen öffentlichen Aufwand bewilligen, wie der Hof? Könnte es einem Statthalter von Irland ohne Genehmigung der Regierung die Errichtung eines Telegraphen zugestehen, wie auf Lord Dalhousie's Vorschlag das Aufsichtsamt es that? Könnte es die Herabsetzung einer fünfprocentigen auf eine vierprocentige Anleihe ohne Theilnahme des Schatzkanzlers beschließen? Könnte es die Ausführung eines Eisenbahnsystems in einem Theil des brittischen Reiches befehlen? Könnte es Colonialbehörden errichten oder außer Thätigkeit setzen, wie es vom Directorenhof mit dem Rathe Bengalens und der Nordwestprovinzen geschah? Könnte es Truppen bewegen und über ihren Transport das Nöthige verordnen? Könnte es eine große Armee wieder aufrichten? Einen Generalstatthalter abberufen? Und doch hat alle diese Befugnisse unsere einheimische Doppelregierung ausgeübt, gar nicht zu erwähnen das Recht auf Krieg und Frieden, welches thatsächlich bei dem einen Zweige der Doppelregierung ruht. Gewiß ist es daß die meisten Maßregeln von den Behörden in Indien angeregt werden, allein die Regierung in Indien hat ihre Gewalten nur zu Lehen, die indischen Regenten sind nur die Träger brittischer Machtbefugniß, und die Kräfte mit denen sie herrschen, stammen von brittischen Ufern. Die unzähligen Regierungsacte also, welche die brittische Herrschaft in Indien zur Anerkennung bringen, sind Thaten der einheimischen Regierung, denn sie gibt den örtlichen Behörden in Indien ihre Vorschriften, gerade sowie die Regierung in Indien den Vasallenstaaten die ihrigen ertheilt."

*

Kaninchenhandel in Belgien. Es ist fast unglaublich, wie wichtig dieser Handel seit 6—7 Jahren für Flandern geworden ist. Wöchentlich werden 50,000, mithin jährlich mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen dieser Thierchen aus den Hauptzuchtgegenden Gent, Enkloo, Thielt, Ruysselnde enthäutet nach England geschickt, wo sie bei den Verzehrern fortwährend gute Aufnahme finden, während in Flandern bei dem Preis von $1\frac{1}{5}$—2 Franken für das Stück mancher sich den Genuß versagen muß. Die Zubereitung und das Färben der Felle beschäftigt in Gent mehr als 2000 Arbeiter; die Ausfuhr der Felle ist seit den wenigen Jahren, wo diese Industrie aufkam, sehr bedeutend geworden, namentlich nach Amerika, Frankreich, Rußland. (Preuß. Handelsarchiv 1857, Nr. 44.)

*

Das Blei durchbohrende Insecten. Daß das Blei von gewissen Insecten angegriffen wird, ist nicht eine neue, aber auch nicht allgemein bekannte Thatsache. In einer Sitzung des französischen Instituts zeigte Marschall Vaillant ein Paket Patronen vor, deren Kugeln von Insecten durchbohrt waren. Pouillet erinnerte dabei an jene bleierne Terrasse, welche nach Verlauf einer gewissen Zeit von einer Art Fliegen nach allen Richtungen durchfurcht war. Von Dumeril wurde vor etwa 50 Jahren schon eine Familie der Coleopteren (Hartflügler) bezeichnet, deren kräftige Kiefer das Blei leicht angreifen. Audoin zeigte im Jahr 1833 von einem Insect durchbohrte Bleiplatten; eben solche fanden sich im Hafen von Rochelle. Desmarets fertigte im Jahr 1844 ein Verzeichniß aller Insecten an, welche die Metalle zernagen. Zur selben Zeit fand Dubois in den Stereotyptafeln einer Druckerei nicht nur Löcher, sondern ganze Gänge, die sich nicht auf das Blei beschränkten, sondern sich auch durch die Legirung zogen. (Journal de Chimie médicale, November 1857, S. 688.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 7. 12 Februar 1858

Altdeutsche Bühne in Ungarn.

In der Nähe von Preßburg, auf der Insel Schütt, deren westliche Ecke eine deutsche Bevölkerung inne hat, liegt das Dörfchen Oberufer, welches der Familie Palffy gehört. Die Bewohner sollen gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts angeblich vom Bodensee eingewandert seyn, und gehörten ehemals ausschließlich, jetzt nur zum Theil der protestantischen Kirche an. Bei ihnen hat sich von Geschlecht zu Geschlecht ein kostbares Herkommen erhalten, an welchem ohne Unterschied beide Bekenntnisse theilnehmen. Wie in unserm Oberammergau von zehn zu zehn Jahren im Sommer vom Volke selbst die alten Passionsspiele aufgeführt werden, so gibt man in Oberufer zur Adventszeit eine Art von Trilogie, ein „Weihnachtsspiel," ein „Paradeisspiel," und zum Schluß eine Posse. Man beobachtet die löbliche Gewohnheit daß die Schauspieler ihre Rollen selbst abschreiben müssen, nach den Aufführungen aber das Geschriebene verbrannt wird. Nun hat sich trotz dieser beständigen Erneuerungen der Text in der Sprache des 16ten Jahrhunderts mit außerordentlicher Treue erhalten. Eingelegte Lieder, die sich darin finden, gehören Luther an, noch ältere Fragmente reichen hinauf in das 15te Jahrhundert, während im Paradeisspiel vollständige Dialoge aus Hans Sachs entlehnt sind. Hat sich nun das Wort unverletzt durch beinahe drei Jahrhunderte erhalten, so ist der Schluß erlaubt, daß auch die Bühneneinrichtung und die technischen Traditionen der Schauspieler von dem Volke festgehalten worden sind. In diesem Sinne bilden die Oberuferer Spiele eine unschätzbare Fossilie für die Geschichte der dramatischen Kunst, da wir hier in der Gegenwart noch das unverfälschte Bild der Bühne und der Schauspieler zu Hans Sachsens Zeit aus der andern Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vor uns haben. Das Verdienst auf diese Erscheinung uns aufmerksam gemacht, und die Herausgabe dieser dramatischen Volkspoesie mit Vergleich anderer noch vorhandener Dichtungen besorgt zu haben, ist das Verdienst eines deutsch-ungarischen Gelehrten, des Hrn. Karl Julius Schreer in Preßburg. [1]

Der Besitzer der Spiele, d. h. der Rollen, der Garderobe und des sonstigen Geräthes ist seit 1827 ein Bauer in Oberufer, dessen Vater schon Lehrmeister der dramatischen Kunst gewesen war, und der als Knabe den Engel Gabriel gespielt hatte. Nach der Erntezeit pflegen die Bauern zum Schauspieldirector zu kommen und zu sprechen: „Solltet doch schaun ob ihr nicht ein Spiel zusammen brächtet. Schaden könnt's den Burschen nicht, wenn sie sich einmal wieder ein bißchen in der heiligen Schrift befleißigen und füraus die heiligen Gesänge einübten. Was sie in der Schule gelernt haben, ist ohnedieß vergessen!" Hier erscheint also das Theater noch als das was es vor seiner Entfremdung in den Uranfängen war, nämlich als ein religiöses Bildungsmittel. Auch muß sich jeder der zur „Kompanie," das heißt zur Truppe tritt, außer dem disciplinarischen Gehorsam „für die heilige Zeit" geloben, zu keiner Dirne zu gehen und kein Schelmenlied zu singen, denn rein soll das Handwerk seyn, als hätten es die Tauben zusammengetragen. Nur an Sonn- und Feiertagen wird gegen Eintritt von 2 kr. — Kinder zahlen natürlich die Hälfte — im Orte selbst und auf den Nachbardörfern gespielt. Der Ertrag deckt nur den Aufwand, denn die Garderobe ist stets im besten Stande. Das Theatergeräth besteht nur aus zwei Meubeln, einem schönen mit Bändern und Aepfeln gezierten Wachholderbaum, dessen verbotene Früchte im Paradeisspiele die Achse der Handlung bilden, und der Stern, dem die drei Könige nach der Krippe folgen. Die Frauenrollen werden von Burschen aufgeführt. Da aber dieselben Schauspieler in den verschiedenen Stücken auftreten, so waltet die sittlich religiöse Vorschrift, daß nicht der frühere Bühnencharakter im nachfolgenden Stück durch eine triviale Rolle entweiht werde. Die Jungfrau Maria und die Eva wird von einer Person gespielt, dagegen muß die lockere Schneiderin in der Posse der Hauptmann des Herodes geben, denn dieser soll, so will es die Tradition, ein schöner Mann seyn. Adam wird von dem König Kaspar des Weihnachtsspieles dargestellt, doch legt er das Königscostüm ab, und erscheint in einem einfachen gelben Leibrock, mit Anspielung darauf, daß er aus Lehm geschaffen sey. Gott Vater im Paradeisspiel wird von dem „Altkönig" gegeben, der völlig sein Costüm als Rex Magorum, das Schwert an der Seite beibehält. Joseph erscheint als ein kleiner, gebückter Mann mit weißem Haar und Bart; er trägt eine Art über der Schulter und in der Hand ein kleines Strohhaus, worunter die Geburtsstätte des Herrn verstan-

[1] Deutsche Weinachtsspiele aus Ungarn. Wien 1858, mit Unterstützung der kaiserl. Akademie gedruckt.

den werden soll, und sieht sonst aus wie ein Dorfzimmermann. Die Truppe zieht unter vorgeschriebener Ordnung mit dem Paradeisbaum und dem heiligen Stern in das Dorf, während der Teufel, der sehr sorgfältig ganz schwarz, mit einem Schwanz aus Pelzwerk und Hörnern costümirt ist, mit der Pülln [1] in die Häuser bläst und das verehrliche Publicum zur Vorstellung einladet. Der Saal des Gasthauses bildet die Bühne, welche einfach dadurch geschaffen wird, daß die Zuschauer auf Bänken hufeisenförmig vertheilt sitzen und der von ihnen offen gelassene Raum die dramatische Darstellung trägt, denn Decorationen gibt es nicht, sondern nur ein Theil des Saales, durch einen Vorhang verschlossen, dient den Schauspielern als Ankleidezimmer und zum Rückzug von der Bühne. Die Handlung selbst begleitet das Auftreten der „Kompanie," welche die Dienste eines Chors leistet, und den Zuschauern erzählt was sich nicht darstellen läßt.

Beim Beginn des Christi-Geburts-Spieles entfernt sich nach kurzem Prolog die „Kompanie" und Maria bleibt zurück, welcher der Engel Gabriel die Schwangerschaft verkündigt. Der Chor belehrt uns nun, daß Joseph und Maria nach Bethlehem ziehen, um dort den römischen Census zu entrichten. Während Joseph und Maria im Zwiegespräch ihre Verlegenheit und Bekümmerniß äußern, womit sie die hohe Steuer bestreiten, und wo sie in Bethlehem Unterkunft finden sollen, nähern sie sich dem Reiseziel, das heißt Joseph spricht: „Schau an, die stadt tut sich fast nahn." Es erscheinen nach einander zwei Gastwirthe, welche das heilige Paar von ihrer Thür weisen. Der eine spricht sogar:

> Was hab ich mit euch und euerm weib zu schaffen
> wer weiß wo ihr seit her geloffen?
> Ich kann von anderm leut mer han
> als von dir, du loser bettelmann!
> Packt euch an' verzug von meiner tür,
> macht weiter mir kein unru hire.

Der Wirth Titus entschuldigt sich auch, daß er kein „Losament" (logement) geben kann, denn sein Hôtel ist überlaufen,

> Wellt ihr aber nemen 'en stall für gut
> so will ich euch schaffen guten Mut.

Die Scene verwandelt sich jetzt (natürlich immer auf Kosten der Phantasie) in die heilige Krippe, und Joseph wie Maria sitzen auf Schemeln in beiden Ecken des Hintergrundes. Da äußert die Jungfrau:

> Ach Joseph, die zeit ist schon vorhanden
> daß ich erlöst wird von fruchtes-banden.

Auf Mariens Bitten sucht nun Joseph den Wirth, der sogleich erscheint, zur Herausgabe eines Zimmers zu bewegen, und während der Wirth noch einmal versichert daß all sein Losament vergeben sey, wird das Kindlein geboren, das heißt Maria spricht:

> Wie mag die Welt so untreu sein!
> mit schand uns auszuschließen
> Daß wir im stall bleiben muessen.
> O Joseph mein!
> O Joseph mein!
> O Joseph bring ein büschlein heu
> Daß ich dem kind ein bettlein streu.

Wie fein nun hier das Volk empfindet, läßt sich daraus fühlen, daß nicht etwa ein Strohbalg der Einbildungskraft krückenhaft zu Hülfe kommt, sondern das Kindlein als vorhanden betrachtet wird. Der Herausgeber macht uns aufmerksam, daß ein Weihnachtsspiel von Edelpöck bei dieser Scene einen prächtigen Bühnenstreich einlegt, den aber wahrscheinlich Edelpöck nur aus einem alten classischen Weihnachtsspiel stahl. Nachdem nämlich Maria das Anbrechen der Niederkunft angezeigt hat, sucht Joseph ein Licht anzuzünden, das aber immer wieder unter komischen Reden erlischt. So wird die Aufmerksamkeit von der Gebärenden, die inzwischen bewegungslos mit gefalteten Händen sitzen bleibt, abgezogen, und als sich Joseph zu ihr wendet, ist das Kindlein schon da.

Während nun Joseph und Maria sitzen bleiben, hält der Chor oder die Kompanie wieder einen Umzug, und deutet uns an daß wir jetzt vor Jerusalem sind. Nachdem sie abgezogen, treten drei Hirten auf, die sich, naiv und unorientalisch, über Kälte und Schnee beklagen, und wovon der eine bedauert daß er seine Handschuh dem andern geliehen habe. Die Sprache der Hirten ist bei weitem minder feierlich als der andern Schauspieler, und eine ähnliche Nüancirung tritt auch später ein bei den jüdischen Unterthanen des Herodes, die einen scharf markirten Dialekt sprechen. Die Hirten beklagen sich über die neue Steuer des römischen Kaisers, bis der eine auf den Gedanken geräth,

> Ach wär dies alles bekant so bewant
> daß der messias wär bei der hand,
> alsdann wollten wir frohlocken und springen
> und Gott mit freuden das gratias singen.

Nun folgt eine wunderbar ergreifende Scene. Die Hirten legen sich schlafen und der Engel Gabriel tritt mit dem Gloria in excelsis auf, um den Schläfern die Geburt des Erlösers zu verkünden:

> laufet nach Bethlahem in den stall
> gruesset das kindelein allezumal,
> allezumal, allezumal!

Der Engel spricht dann das bekannte Lied: Vom Himmel hoch, da komm ich her. Die Hirten erheben sich. Es hat geglatteist, und dem einen ist der Bart hart gefroren. Der dritte — Stichl — der immer die Redensart wiederholt: „Ei alle Hundert und Tausend!" ist nicht zu ermuntern. Der eine ruft ihm zu: „Der Himmel kracht schon!" — Laß ihn nur krachen! — Der andere bemerkt: „Die Waldvögelein pipen schon" — Laß sie nur pipen! Endlich sind die drei auf den Beinen und erzählen ihre Träume, denn jeder hat dasselbe, aber doch anders geträumt:

> In einen stall gieng ich hinein,
> darin ein ochs und esalein
> an einem kripplein frasßn:
> o edler hort, o jungfrau zart
> die klärlich bei ihm sasßn!

der andere erzählt:

> In weihnachttagen in der still
> ein tiefer schlaf mich überfiel.
> mit freud ward ganz begossen,
> mein seel empfing viel sueßigkeit,
> vil honig und vil rosen.

Die Hirten brechen nun auf nach Bethlehem, und die Scene verwandelt sich ohne weiteres wieder in den Stall, denn Joseph und Maria sammt dem unsichtbaren Kindlein sind ja — die Traumbilder der Hirten — mittlerweile auf der Bühne geblieben. Das Neugeborne wird nun begrüßt:

[1] Kuhhorn.

Dein wangelein weiß, dein näselein zart,
wie sind sie dir so ganz erstarrt,
und deine lieben gülden' äugelein,
die mit bittern thränen begossen sein.
Da bring ich dir, o Jesulein, ein wenig woll
Daß dich dein mutter fein, drein legen so'l.

Am Schluß der Scene zieht die Kompanie wieder herum, und auf die leere Bühne treten die drei Könige, welche das Erscheinen des Sterns und ihren Aufbruch nach Bethlehem verkündigen. Dann erscheint der Hofhalt des Königs Herodes, bei dem die drei Monarchen Audienz begehren und ihm das Geheimniß von der Geburt des Messias verrathen. Herodes macht seinen politischen Besorgnissen in einem Monologe Luft, und als er nach einem Helfer schreit, tritt der Teufel ein.

Ein teufel läßt den andern nicht
ich will dir helfen zu der pflicht.

Der Teufel räth nun zu dem bethlehemitischen Staatsstreich, allein Herodes bebt vor dem heroischen Mittel:

O gesel um eins ist mir noch bang,
daß ich soll 133 erstechen lân.

Der Teufel aber ist gegen jede Halbheit:

wans d'ein teufel wilst sein, so mirks, so mirks
da must du d' wagen ein solchen zorn,
daß d' nit schonst selbst was ungeborn.

Wir sind schon wieder in der Krippe bei der Anbetung der drei Könige und werden in die höchste Spannung versetzt, als König Melchert erklärt, er wolle jetzt dem Herodes anzeigen, wo das Kindlein zu finden sey. Da tritt aber der Engel vor und gebietet den Magiern still aus dem Lande zu ziehen, während Joseph und Maria zur eiligen Flucht nach Aegyptenland getrieben werden. Sobald sie in Sicherheit sind, schickt sich Herodes an, seine Plane auszuführen. Er erläßt ein „scharfes Mandat" und beauftragt seine Militärbehörden nämlich den „Hauptmann" mit der Vollstreckung. Ein Israelit Namens Judas, der über den harten Paragraphen des Mandates jammert,

solln wir lassen ertöten unser' knäbelein?

wird vom Hauptmann, wegen seiner antigouvernementalen Gesinnung gefaßt:

Du boswicht, wilst du dem könig widerstrebn,
es sol dir kosten dein hab, gut und lebn.
Ists nicht besser daß die klein kinder sterben,
als daß wir allesambt mit inen verderben?

Herodes nach der Jakobinermaxime, daß Mitleiden die größte Grausamkeit (gegen die Gesellschaft) sey, spricht auch sogleich:

dieser mensch sol des todes schuldig sein,
nehmt in und steckt in ins gefängnis hinein.

Der Hauptmann empfängt nun zu seiner Detaschirung gegen die bethlehemitische Jugend 4000 Mann „mit ihrem besten Gewehr," Damit er der Bestechung nicht zugänglich sey, wird ihm eine Gagenerhöhung zugebilligt:

ich wil dir geben doppelte besold
ich wil dich zaln mit rotem gold;

was auch der Hauptmann mit großer Behendigkeit acceptirt:

Was königliche majestat
mir jetzo befohlen hat
hab ich mit freuden angehört.

Die Präventivmaßregel wird nun ausgeführt, der Hauptmann leistet das mögliche, die Knäblein unter zwei Jahren bluten,

aber den neugebornen könig han wir nicht funden
gesucht han wir aller end und ort
aber von dem könig nichts gehört.

Der Schreck lähmt den König, und er will nun selbst nach Bethlehem um anzubeten, allein der Engel fährt dazwischen:

Herodes, Herodes du grober tyran
was han dir die klein kindlein getan?

Der Engel ruft nun den Teufel herbei, damit er seinen Mann abhole. Herodes versucht zwar den Teufel zu bestechen, bald mit einem paar schwarzen Ochsen bald mit einem paar „schwarzer Rappen." Der Teufel aber läßt nicht mit sich feilschen: „Nix da, dich wil i han!" und König Herodes wird von der Bühne geschleift, sein Hauptmann aber stürzt sich reumüthig in sein Schwert.

Da das Paradeisspiel sich wenig von den gleichartigen Stücken unterscheidet, zum Theil auch aus Hans Sachs entlehnt ist, und wir bereits reichliche Proben der Oberuferer Poesie gegeben haben, so begnügen wir uns hier noch mit einigen Worten über das Fastnachtsspiel „Schuster und Schneider." Leider fehlt der Text, da die Handschrift in solchem verwahrlosten Zustand sich befindet daß eine correcte Herstellung zur Zeit nicht möglich war. Die beiden Handwerke werden zum Ergötzen des Publicums kräftig charakterisirt, die Verwicklung selbst aber ist sehr einfach. Der Schuster entschuldigt sich beim Auftreten vor dem Publicum daß er beinahe zu spät komme

Es hat mir heint nacht von einer geträumt
nicht anders als wann ich wär bei ir im bett daheimt.

Dieses schöne Traumgebilde ist nun die Schneiderin, mit der sich ein Liebeshandel anspinnt und die in ihrem Hause dem Schuster ein Stelldichein gibt. Dieß verrathen einige „Nachbauern" dem Schneider, der den Schuster in seinem Hause ertappt. Allein dieser hat Zeit und Witz genug, sich als Gespenst zu maskiren, indem er mit einem weißen Taschentuch das Gesicht bedeckt welches einfache Mittel dem Schneider und dem Publicum gegenüber vollkommen genügt, so daß der Rückzug glücklich von statten geht, der Schneider mit der Schneiderin sich versöhnt und seinen Zorn auf die „Nachbauern" wegen ihrer Angebereien entladet. Der Teufel ist dabei improvisirend immer thätig; er vertritt noch vollständig die Rolle des alten Hanswurst, treibt das ungebührliche Drängen der Zuschauer mit seiner Peitsche zurück, und scheint sich bei ihm gefürchtet zu machen, als wäre er mehr Teufel als alle übrigen. Endlich schließt der Epilog schlicht und bescheiden:

Wollts uns zum argen nit auslegen
sondern unserm unverstand die ursach gebn,
wenn wir etwas gefehlet hier
und nit gehalten die rechte zier.

Notizen über die astronomische Expedition nach dem Pic von Teneriffa.

1. Ein Teleskopständer zur See. Prof. Smyth stellte auf der Fahrt nach Teneriffa, welche er an Bord der Titania als Astronom mitmachte, und über die er unter dem Titel „Teneriffe, an Astronomer's Experiment; or, Specialities of a Residence above the Clouds" ein mit vielen Photographien ausgestattetes Werk herausgab, mit seinem Apparat, um durch rapide Rotation eine stätige Stellung für einen Telegraphen-Ständer zur See zu erlangen, Versuche an. Troughton hatte zur Erlangung eines guten künstlichen Horizonts zur See die Idee eines Kreisels angegeben, mit einer obern Quecksilberoberfläche; allein er konnte keine befriedigende Rotationssumme erhalten. Die neulichen Versuche zur Erweisung der Rotation der Erde haben wahrscheinlich auf das in folgendem Auszug aus Smyths Werk geschilderte Instrument geführt. Der einzige für die Errichtung des Instruments brauchbare Platz auf dem Verdeck war im äußersten Schiffsstern, mit einer Aussicht über das Quarterdeck, gerade da wo die meiste Auf- und Abbewegung, und zwar mit voller Wirkung des Rollens, eintritt. Dieß war indessen gut für die strengste Erprobung des neuen Princips — es galt, einen Beobachter, ohne daß er seine Hände brauchte, in den Stand zu setzen ein Teleskop, trotz der Wellen, beständig auf einen fernen Gegenstand gerichtet zu halten. Eine Art Beobachtungsloge war hergerichtet worden, welche, indem sie dem Beobachter gestattete Kopf und Hände hineinzuthun, und ihm eine freie Oeffnung für das Visiren bot, die Rauhheit der Winde abhielt. Allein das Wesen des Mittels zur Sicherung dieser so hochwichtigen Stätigkeit war ein Rad, welches einen Fuß im Durchmesser hatte, eilf Pfund wog, in Doppelringen hieng und balancirte, und durch zwei Reihen von Rädern, die auf jeder Seite seiner Achse wirkten, in rapide Umdrehung versetzt werden konnte. Der Capitän forderte die Matrosen auf diese Räder zu treiben. Zwei starke Männer an jedem Griff und das vielmalige Zusammenschlagen von Hunderten stählerner und eiserner Zähne in einer Secunde — da die Achsen sich mit einer in praktischer Mechanik fast nie dagewesenen Geschwindigkeit herumdrehten — brachten bald einen durchbohrenden Ton hervor, der jedermann veranlaßte zu sehen was es gebe. Man betrachtete das ganze Verfahren natürlicherweise als ein höchst unnautisches. Wenn die Räder außer Eingriff und die Doppelringe unverbunden waren, verschwamm der Ton plötzlich, obgleich der Revolver seine Kreisbewegung fortsetzte. Indem ich dann mit meinem Kopfe den kleinen scheinbaren Bewegungen des Ocularglases folgte, schaute ich hinein, und hatte die Freude zu finden daß der Horizont des Meers stätig im Gesichtsfeld blieb. Alles Rollen des Schiffes konnte nichts ausrichten gegen die Kraft des freien Revolver-Princips. Als ich die Balanz berichtigte und dann die Seelinie auf den Drath des Teleskops brachte, blieb sie wirklich ziemlich lange Zeit durchschnitten (bisected), und der Capitän, der erste und der zweite Mate, so wie viele von der Schiffsmannschaft, wurden eingeladen sie nacheinander in Augenschein zu nehmen. Sie überzeugten sich von der Richtigkeit des Thatbestandes, und gestanden bereitwillig die Nützlichkeit einer Sache zu welche zum erstenmal zur See in Ausführung gebracht worden war; ihre Vorurtheile ablegend, zeigten sie sich der wissenschaftlichen Neuerung freundlich gesinnt. Die Matrosen arbeiteten mit Begeisterung. So oft sich die treibende Handhabe in der Richtung zum Ziehen bewegte, befestigten sie ein Seil daran, und zogen, ihre Füße wider das Sparrwerk der Yacht stemmend, weg, wie nur Matrosen ziehen können. Sie zogen bis die Vervielfältigungsräder, mit ihren unzähligen schlagenden Zähnen, in ihrer Rotationsgeschwindigkeit abermals kreischten. Auf diese Weise erlangte man eine außerordentliche Festigkeit des Tisches. Berührte man ihn dann unvorsichtig, so leistete er Widerstand wie ein wildes Thier; drückte man aber vorsichtig auf die Doppelringe, so war der Tisch genauer gerichtet als durch eine Tangentenschraube. Die Wirkung verbesserte sich mit jeder Vermehrung der Geschwindigkeit zu welcher wir das Rad zu bringen vermochten, und bei jedem weiteren Versuch sahen wir es sich eine größere Anzahl Male in einer Secunde drehen. Verdrießlich darüber daß sie nicht im Stande waren die volle Geschwindigkeit auf einmal zu bekommen, und die mechanische Schwierigkeit nicht verstehend, ein eilfpfündiges Rad in einer Secunde zu hundertmaliger Umdrehung zu bringen — was in der That nur wenige Personen vermögen, oder, ohne es zu versuchen, kaum einen Begriff davon haben — boten die willigen Hände immer größere Kraft auf. Da aber ließ sich ein plötzliches Krachen vernehmen, und im Nu lagen die Leute flach auf dem Verdeck; die starken stählernen Treibachsen, deren jede einen Zoll im Durchmesser hatte, waren gebrochen. Sonach wurde die Beobachtung der Jupiterstrabanten, so wie besondere andere beabsichtigte Experimente auf eine künftige Reise verschoben.

2. Häusliches Leben 9000 Fuß über dem Meer. Es bot sich jetzt eine Gelegenheit dar welche alle unsere Leute in Stand setzte sich an guten Dingen zu erlaben, denn ein Hausirer war angekommen und hatte eine Maulthierladung von Früchten mitgebracht; köstliche Purpurfeigen, die bis zur vollen Reife am Baume hängen durften — eine Gerechtigkeit die man ihnen sonderbarerweise nicht oft widerfahren läßt — sie waren zuckersüß und vom feinsten Geschmack. Dann gab es die ausgesuchtesten purpurrothen und gelben Pflaumen, welche schöne eirunde Formen hatten und in solchen reizenden Gruppen und Bündeln wuchsen, daß eine Traube derselben — mit einigen grünen Blättern daran, wie man sie gewöhnlich bekommt — für einen Früchtenmaler von unschätzbarem Werth gewesen wären. Die Pflaumen kamen aus Chasna, die Feigen aus Grenadilla, einem weiter unten in einer wärmern Zone liegenden Dorfe. Dann von irgendwoher zwischenlnne kamen unermeßliche Körbe voll von der Frucht der stacheligen Birne. Die Spanier verschlangen sie ganz, d. h. den Theil welchen man verzehren kann, nämlich die kleine Quantität saftigen Fleisches in welches die Samen eingeschlossen sind. Und in der That hatte dieser Theil einen angenehmen Geschmack, und eine Beimischung von so lieblicher Säure, daß man damit auf die wirksamste Weise den Durst zu stillen vermochte; der brittische Matrose dagegen betrachtete sie mit äußerstem Ekel, und konnte nicht begreifen wie man so etwas essen möge. Birnen kamen von demselben Orte her, sie mußten aber gewöhnlich mit Zucker gesotten werden, so hart und unreif waren sie; selbst den Krähen machte es viele Mühe die ihnen gefallenden auszuwählen. Wenigstens hatten sie sich eines Morgens, ehe wir auf waren, unsers Fruchtkorbs bemächtigt, und ihre Schnäbel in jede Birne hineingetrieben, gerade wie ein Spécereihändler

sein langes Stahlinstrument in einen Gloucestershirer Käse hineintreiben würde. Trotzdem konnten wir das Obst unter allen unsern Vorräthen am leichtesten aufbewahren; Brod vielleicht am schwierigsten, denn in einem halben Tage wurde es so außerordentlich trocken und verzweifelt hart, daß man eiserner Zähne bedurft hätte um in dasselbe hineinzubeißen. Und das Fleisch? Nun, die Schwierigkeit der Aufbewahrung desselben, wenn man es einmal bekommen, war nicht so groß als das Bekommen um es aufzubewahren. Die mäßigen spanischen Bauern rühren nur selten selber Fleisch an, und ziehen es auch nicht für andere auf. Eines Morgens aber kam unser Dolmetscher mit freudestrahlenden Augen zu uns, denn er hatte in Chasna einen Grundbesitzer gefunden, der, wie er sagte, einen „Widder" habe; er sey geneigt diesen Widder zu schlachten, wenn wir die Hälfte davon nehmen würden; die andere Hälfte hoffe er bei den spanischen Invaliden und den Herren anzubringen welche der Kühle und der Heilquellen wegen in Chasna zusammenströmten. Die Hälfte des besagten Widders kam auch wirklich zur gehörigen Zeit bei uns an, war aber kaum ein wenig größer als ein halber Hase; an Geschmack dagegen war er glücklicherweise ein sehr vortreffliches Lamm.

3. Windstöße. Bei einer andern Gelegenheit erlebten wir ein merkwürdiges Beispiel dessen was der Wind, wenn er in besonders guter Laune ist, auszurichten vermag. Als ich innerhalb der Teleskopumzäunung an der Arbeit war, fühlte ich mich plötzlich mit einer Menge kleiner Kieselsteine beworfen, die über die Mauer herkamen. Aufspringend um zu sehen was dieß bedeute, ward ich durch eine Staubwolke und einen ungeregelten Windstoß, in dessen Mitte ein gewaltiger rasselnder Lärm herrschte, fast geblendet. Der Lärm wurde verursacht durch eines der letzten Dinge die wir vor unserer Abreise aus England gekauft hatten, und das nichts geringeres war als eines Tuchhändlers ganzer Ballen wohlfeilen blauen Baumwollzeugs. Gerade an diesem Morgen hatten wir die Kiste in welche das Material eingepackt worden, geöffnet, um einen Theil zu irgend einem Zweck zu benützen. Was that nun der Wind? Er packte das eine Ende des Zeugs, rollte das ganze Stück auf, und führte es aus dem umschlossenen Raum heraus. Sobald ich meine Augen öffnen konnte, ach, da stand unser vierzig Ellen langes Stück blauen Calico's aufrecht am Himmel, und wurde mit ungemeiner Heftigkeit nach einigen weißen Cirrus-Wolken hingetrieben. Es war in eine solche Höhe hinaufgelangt, daß es wie ein bloßes Stück Band aussah. Dreimal segelte es langsam in einem Kreise herum — begleitet von einigen Hüten, Mützen und andern kleinern Gegenständen, die neben ihm wie Schwalben aussahen — dann stieg es geruhig herab, und fiel ungefähr vierhundert Ellen südwestlich von unserer Stellung zu Boden.

4. Trockenheit. Beim Herausnehmen des Apparats zu diesen Versuchen fand man daß er von derselben heftigen Trockniß zu leiden habe, unter welcher die meisten unserer Instrumente, oder ihr Kisten, gelitten hatten, und welche zu Anfang des Monats August ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien. Ein Thermometer mit einem hölzernen Scalazeiger hatte sich in eine solche Curve gedreht oder umgebogen, daß nicht nur die Glasröhre brach, sondern auch der mittlere Theil auf eine beträchtliche Entfernung herausgeworfen wurde. Gefirnißte Mahagonykästchen hatten in ihren Deckeln Risse, in welche man einen Finger legen konnte, und als ich eine Kiste an beiden Henkeln sorgfältig aufknüpfte, bekam ich nur den Deckel und die Seiten in die Hände. Der Leim, welcher den Boden und alle Abtheilungen und Schubladen zusammenhielt, hatte seine Kraft gänzlich verloren, indem allzugroße, wie Feuchtigkeit wirkende, Trockenheit die Cohäsivkraft des thierischen Stoffs zerstörte. Hinwiederum war der Kork einer Flasche Canada-Balsams in solchem Grade eingeschrumpft, daß er die klebrige Flüssigkeit unter die mikroskopischen Gläser herausließ, und sie alle in einen abscheulichen Klumpen zusammenklebte. Noch schlimmer, die hölzerne Basis unsers Elektrometers hatte diesen, indem sie auf der Glasglocke einschrumpfte, zerbrochen, und endlich hatte sich der gutangestrichene Mahagonykasten des Magnetometers an seiner Spiegelglasdecke zusammengezogen und sie gewaltsam darin festgehalten. Glücklicherweise leistete das Glas, da es einen halben Zoll dick war, dem Drucke Widerstand, bis wir ihm mit Meißeln und Federmessern zu Hülfe kommen und es sicher aus den mörderischen Krallen des Holzes herausschneiden konnten. Diese kleinen Unfälle hatten aber doch ihren wissenschaftlichen Nutzen; denn unser Naßkugelthermometer gab nur das Maß der Trockenheit im Augenblick der Beobachtung, während die Wirkungen an unserm Gepäck die Rolle eines cumulativen Instruments spielten, und die Totalsumme der Trockniß für die ganze Zeit unsers Bergaufenthalts anzeigten.

5. Eine Cochenillefabrik. Wer hätte im Jahr 1835 gedacht daß die Jahre der Reben Teneriffa's gezählt seyen? War die Insel nicht seit drei Jahrhunderten ein weinerzeugendes Land gewesen, und was sollte hindern daß dem nicht immer so sey? sagten Naturforscher nicht-seculären Fortschritts. Als daher in jenem Jahr ein eingeborner Grundbesitzer das Insect und die für dasselbe geeigneten Cactus aus Honduras einführte, hielten ihn seine Freunde für einen Dummkopf, und das Landvolk zerstörte bei Nacht seine Pflanzungen, weil sie eine Neuerung seyen die man in einem Traubenlande nicht dulden dürfe. Die Regierung ließ ihm indeß ihre Unterstützung angedeihen, und so erhielten sich, obgleich hin und wieder auf Kosten einer agrarischen Störung, einige Cochenillen und Cactus in abgelegenen Theilen der Insel. Die Zeit vergieng, und die Rebenkrankheit brach über das Land herein. Die Frucht verwelkte, die Pflanzen starben ab, Hungersnoth starrte jedermann aus dem Gesicht. Orotava, sonst so häufig besucht von Amerikanern, um Bretter und Zimmerholz gegen Wein einzutauschen, ward von diesem berechnenden Volke bald völlig verlassen. Nun kam der Versuch, da „Cochenille" in verlassenen Weinbergen gedieh. Er gelang zum Erstaunen. Das Insect pflanzt sich reißend schnell fort, und seine Embryos gehen von Hand zu Hand. Eine wahre Wuth erfaßte in kurzem das Volk für die Cochenille, und hat sich noch nicht gelegt. Alles disponible Land, Gärten und Felder wurden in Cactus-Pflanzungen umgewandelt. Innerhalb sechs Monaten nach Einsetzung der Blätter kann das Ernten beginnen. So nutzbar hatte man nie zuvor das Land verwendet. Man fand, wie wir vernahmen, daß ein Acker des trockensten mit Cactus bepflanzten Bodens drei Centner, d. h. 300 Pfd., unter günstigen Umständen 500 Pfd. Cochenille liefere, zu einem Werth von 75 Pf. St. für den Pflanzer. Kein Wunder daher daß eine solche Begeisterung herrschte; die Männer legten Pflanzungen in großem Maßstab auf den Feldern an, wäh-

rend die Weiber, jedes mit einem kleinen Fleck oder einem Winkel in der Nähe des Hauses, sich aus dem schmalsten Landstückchen Nadelgeld sammelten. Sodann durchforschten abenteuerliche Personen Schluchten und Gebirgshalden; wo immer sie eine alte Cactuspflanze fanden, die in irgend einem ungestörten Winkel lange der Sonne und dem Winde getrotzt, da hefteten sie mit deren eigenen Dornen das Zeichen dieses kleinen Cochenille-Thieres daran, d. h. den Lumpen in welchem sich die jungen Insecten befanden. Diese winzigen Thierchen werden von ihrer Mutter in großer Menge erzeugt. Die wenigen Männchen unter ihnen bekommen die Gestalt einer Fliege, leben nur kurze Zeit, und sterben; sie hinterlassen das Weibchen, das dem Ansehen nach einer Wanze gleicht, nur daß es weiß ist, um seine nützliche und mühsame Lebensaufgabe, die Ausscheidung einer großen Menge Purpurflüssigkeit, zu erfüllen. Sind sie mit dieser gehörig geschwängert, so nimmt man sie von den Pflanzen ab, legt sie auf ein Brett und backt sie, um das trockene Präparat der Märkte herzustellen, in einem Ofen zu Tode. Die Cochenille gedeiht am besten im Süden Teneriffa's, wo die Pflanzer zwei Ernten im Jahre machen. Im Norden haben sie nur eine, und sind genöthigt jedes Jahr frische Insecten aus dem Süden zu kaufen, da diese die Strenge eines nördlichen Winters nicht überleben können. In früherer Zeit pflegten die Bewohner des Südens nach Norden zu kommen und ihre nördlichen Brüder um Almosen anzuflehen; denn obgleich sie Reben pflanzten, kam die Frucht in so trockenem Boden doch selten zur Reife. Jetzt ist der Süden der reichere Bezirk geworden, und dieß verdankt er der Cochenille und ihrer Kraft Farbe zu bereiten aus dem sonst nutzlosen Cactus — einer Pflanze die, wir müssen das zu ihrem Gunsten sagen, auf weit trockenerem Grund als der Weinstock wächst und selbst blüht. Unglücksfälle werden hin und wieder eintreten, so z. B. kann ein schwerer Regenschauer die Insecten von den glatten Cactusblättern wegspülen, wodurch ein großer Theil des Ertrags verloren geht. Auch sind die Thierchen, obschon sie eine hohe Temperatur und ziemlich trockene Luft lieben, doch äußerst empfindlich gegen die Sonnenstrahlen.

Ueber Krankheitsformen in den Tropenländern.

(Fortsetzung.)

Der Starrkrampf

ist in den tropischen Niederungen viel häufiger als im gemäßigten Klima, so daß man manchmal wahre Epidemien desselben beobachten kann, wo man oft über die Hälfte der Neugebornen daran sterben sieht; besonders ist dieß im Herbst bei warmen Tagen und kühlen Nächten der Fall, und wo dieser Wechsel der Atmosphäre sehr schnell vor sich geht, wie zwischen Tag und Nacht.

Zufolge der vielen Beobachtungen die ich anstellen konnte, habe ich die Ueberzeugung gewonnen daß immer zwei Motive coincidiren müssen, damit sich der Tetanus entwickeln kann, nämlich inneres oder äußerliches Wundseyn und Verkältung, indem durch letztere eine Zersetzung oder Verjauchung des Wundsecretes mehr der blutigen oder chocoladeartigen Flüssigkeit als des Eiters entsteht, und Aufsaugung dieses zersetzten Stoffes stattfindet, woraus Blutverderbniß, die ich Ichorämie nennen will, entsteht, und welche durch die alle Blutverderbniß begleitende Urämie bedeutend potenzirt wird. Ich könnte viele Hunderte von Fällen anführen, wo niemand eine Verletzung vermuthete, und doch selbe einmal als Darmgeschwüre, das andremal durch Verwundung des Harnleiters durch einen kleinen Stein, das andremal durch eine nicht verheilte Alveola nach ausgezogenem Zahn und andere kleinere innere Verletzungen existirten. Tausende von Tetanusfällen kommen jährlich vor durch das Ausziehen von Sandflöhen, wo nur eine stecknadelkopfgroße Verwundung existirt. Es bedarf manchmal nur Contusion oder Quetschung mit unbedeutendem Extravasate unter der unverletzten Haut, um durch Verkältung die Verjauchung und Aufsaugung des extravasirten Blutes und dadurch den Krampf zu entwickeln. Auch Wöchnerinnen, die eine schwere Geburt überstanden hatten, also irgend eine Verwundung am Muttermund oder einen unbedeutenden Riß am Mittelfleisch erlitten, werden häufig von der Krankheit befallen, wo sich dann auch die Blutzersetzung im Uterus zeigt. Diese Blutzersetzung, welche einen Theil des Rückenmarks und die daraus entspringenden Nerven zu ihrer normalen Function untauglich macht, tritt manchmal so plötzlich und in so hohem Grade ein, daß der Kranke schon in wenigen Stunden einen cadaverösen Geruch verbreitet.

Bei dieser Krankheit gibt sich kein Bestreben der Natur kund durch irgend ein Organ die Krise einzuleiten; deßwegen ist es Pflicht mit energischen Mitteln und schnell sich folgenden Gaben einzuschreiten. Vom Opium konnte ich nie Nutzen ziehen, weil es alle Se- und Excretionen unterdrückt, indem gerade nur durch die kräftige Anregung derselben, vor allen aber der Diurese und Diaphorese der Starrkrampf bezwungen werden kann; und während man den Darmcanal zur vermehrten Schleimabsonderung und zur darniederliegenden peristaltischen Bewegung anreizt, wozu sich scharfe reizende Klystiere nicht entbehren lassen, vergesse man nicht die Gallensecretion ganz besonders zu befördern. Ist der wunde Theil zugänglich, so befördere man die Eiterung. Die in den letzten Jahren angewendeten Chloroformbetäubungen dienen beim Trismus, um dem Kranken die Arznei und Nahrung beizubringen und ihm einige Ruhe zu verschaffen; Heilung sah ich davon nie.

Ohne mich rühmen zu wollen, muß ich gestehen daß ich den größern Theil der tetanischen Kranken heile, wo ich in den frühern Jahren nur 3 Procent durchbrachte. Bei 22 Leichenöffnungen, wo man die Rückenmarkshöhle öffnete, fand man 19mal Luftblasen zwischen der Piamater und dem Rückenmark, welche Luft auf Zersetzung schließen läßt, immer aber unter dem vierten Wirbelbein.

Gelbes Fieber.

Das gelbe Fieber ist eine durch Miasma und Contagium entstandene Blutverderbniß, die sich selbständig erzeugen oder auch zu

andern ganz verschiedenen Krankheiten hinzutreten kann, z. B. zu Verwundungen, zu Erysipelas, zu Scharlach rc. Bei keiner Krankheit gibt es so vielerlei Arten und Nüancen wie in dieser, weßwegen die Symptome so verschieden sind und die Diagnose so schwer zu stellen ist.

Viele haben diese Blutverderbniß in sich ohne es zu vermuthen, und fühlen nur die Unbehaglichkeit einer katarrhalischen Affection, und die Natur leitet gelinde durch die Schleimhäute die Krisis ein, ohne daß das Individum glaubt krank gewesen zu seyn, wie bei der leichten Art der Cholerine. Geht aber die Krise nicht vor sich, so geht das Blut mit und durch Urämie in vollkommene Zersetzung über mit Durchschwitzung von zersetztem Blute entweder im Magen oder in irgend einem andern Organ, am Zahnfleisch, an der Zunge, in der Nasen- oder Rachenhöhle, in der Niere, in der Blase, selbst im Gehirn, wie Dr. Peixoto gefunden hat, sehr oft im Uterus oder an Wunden.

Zur heißen Jahreszeit, in einer heftigen Epidemie, bezeichnet das Wort Typhus icterodes so ziemlich den Zustand des Kranken, wobei die Organismen sehr heftiges Contagium entwickeln, das sich in den Betten und Kleidungsstücken lange erhält; in der kühlen Jahreszeit aber gleicht die Krankheit einem intermittirenden Fieber, ohne besondere Betheiligung der Leber; die Kranken entwickeln wenig Contagium, und die Krankheit herrscht nur endemisch, aber dafür ist sie desto heimtückischer, denn plötzlich treten statt des erwarteten leichten Paroxysmus Blutzersetzung und das so fatale Brechen ein, und der Tod erfolgt bald.

Mit den ausgebrochenen Stoffen ist es wie mit den übrigen Symptomen, man kann sie in allen Färbungen von Rosenfarben bis zur Kienrußschwärze sehen. Bei der Untersuchung mit dem Mikroskop findet man in den Brechstoffen aufgeschlitzte, halb aufgelöste Blutkörner. Filtrirt man das Ausgebrochene und trocknet und verkohlt den Rückstand, so erhält man eine röthliche Asche, die Eisenoxyd enthält. Die filtrirte Flüssigkeit löst Krebsaugen vollkommen auf; daß diese Flüssigkeit corrosive organische Säure enthält, erkennt man auch daraus, daß mit dem Brechstoff beschmutztes Leinenzeug, wenn es von der Wäsche kommt, an den beschmutzten Stellen zerrissen ist, wie im Gelbfieberspital man alle Betttücher geflickt sieht.

Die Wöchnerinnen, welche sehr zur Aufnahme des Contagiums geeignet sind, sterben mit Effluvien des zersetzten Blutes aus dem Uterus, und die Leichenöffnungen liefern dieselben Resultate, wie die bei an Kindbettfieber Verstorbenen, und auch schon andere aufmerksame Aerzte haben sich dahin erklärt daß das Puerperalfieber der europäischen Gebärhäuser identisch mit dem gelben Fieber sey. Merkwürdig dabei ist daß man im Blut der am Puerperalfieber Verstorbenen sehr viel Milchsäure findet.

Auch beim gelben Fieber kommen häufig Fälle vor daß sich der heterogene Krankheitsstoff statt auszuscheiden im Parenchym des Magens oder Darmcanals niederschlägt, und dieselben infarctirt oder momentan verhärtet, wie es beim Wechselfieber manchmal spontan, meistens aber beim Gebrauch von Chinin geschieht: der Kranke glaubt sich gesund, verläßt den Ort wo das gelbe Fieber herrscht, wird aber plötzlich oft nach Monaten vom schwarzen Brechen oder von Ausleerungen mit zersetztem Blute befallen, gerade so wie Kranke von der Recidive eines Wechselfiebers, und stirbt schnell.

Das Miasma des gelben Fiebers ist Phosphorwasserstoffgas, welches in vielbeschifften Seehäfen mit sehr unbedeutend gehobenen Ufern der wärmern Zone durch Zersetzung unglaublicher Mengen von organischen Wesen, besonders haufenweise angeschwemmter Quallen, die so schnell der Zersetzung verfallen, entwickelt wird. Liebig und auch schon Magendie haben beobachtet daß faulende Fische, wie beinahe alle verwesenden Seethiere, Phosphorwasserstoffgas entwickeln. Auch kann man beim Einstoßen eines Stockes in den Meeresschlamm lange Zeit die aus demselben aufsteigenden phosphorescirenden Dünste, wie auch eine bedeutende Phosphorescenz des Meersandes im Umkreise von mehreren Fußen beim Auftreten vor den Gelbfieberepidemien wahrnehmen. Auch haben sich schon brasilische Aerzte dahin erklärt daß sie an den von der Epidemie am meisten heimgesuchten Küsten einen schwefelknoblauchartigen Geruch wahrgenommen hätten. Daß auch die Epidemie immer nur auf die Schiffe und das Ufer gebannt bleibt, sich trotz alles Contagiums nur eine halbe Stunde weit vom Ufer verbreitet, und da nur in Niederungen, weil das Phosphorwasserstoffgas bedeutend schwerer ist als die atmosphärische Luft, daß es an felsigen erhabenen Ufern auch sich nicht ausbreitet, sind alles Phänomene die auf Phosphorwasserstoffbildung als Ursache der Krankheit hindeuten.

Wenn man einem Hunde auch nur einen Tropfen Wasser von faulenden Fischen in die Cruralvene einspritzt, so unterliegt das Thier binnen 24 oder 48 Stunden einem typhusartigen Fieber, und man findet in den Gedärmen und im Magen die so charakteristischen Exsudate und Extravasate von schwarzem Blute.

Durch die Einathmung des Phosphorwasserstoffgases wird die Blutbereitung so alterirt daß sich überschüssige Säure und dabei die unvermeidliche frühzeitige Umsetzung der Proteinstoffe bildet, welche Umsetzung bald einen der Zersetzung nahe kommenden Grad erreicht, wodurch nun wieder der Oxydationsgrad der Säuren auch potenzirt wird; Milchsäure geht in Buttersäure, und Essigsäure in Metacetonsäure über, und gerade sind es Butter- und Metacetonsäure welche im gelben Fieber eine so bedeutende Rolle spielen; denn schon Schloßberger hat in seinen Versuchen mit Buttersäure gefunden daß solche im Magen das bekannte Exsudat und Extravasat erzeugt.

Bringt die Congestion nach der Magen- und Darmschleimhaut, welche in dieser Krankheit nicht stürmisch sondern gelind ist, die Ausscheidung der Säuren und Zersetzungsstoffe bei Zeiten, ehe die Zersetzung den Verwesungsgrad, die Säuren den Grad der corrosiven Säuren erreicht haben, zuwege, so geneset der Kranke; sonst tritt Verwesung des Blutes und Corrosion irgend eines Organs mit Extravasat und Exsudat ein.

Die Leichenöffnungen haben je nach den Epidemien zu verschiedenen Resultaten geführt, beim ächten Typhus icterodes findet man Magenduodenum und Leber immer sphacelös, die Nieren manchmal stark geröthet, manchmal auch dem Sphacelus nahe.

Wird sonst die Leichenöffnung mit Geschick und Aufmerksamkeit gemacht, so findet man immer ein Organ wo Blutextravasat oder Exsudat stattgefunden hat, und dann nur meistens die Zeichen der Blutzersetzung in den verschiedenen Organen.

Ich glaube meiner langen Erfahrung zufolge daß nur deßhalb diese Krankheit so viele Opfer fordert, weil ihre Symptome in den ersten Tagen so unbedeutend sind daß der davon Befallene sich noch ganz gesund glaubt, und selbst später, wenn schon Gefahr ist, nur leicht verkältet oder verschnupft seyn will. Bei Epidemien des gelben Fiebers scheint es oft daß eine Krankheit gar nichts mit der Epidemie gemein hat, und dennoch laborirt schon das Blut des Kranken an seiner Zersetzung; deßwegen ist es vor allem nöthig daß sich der Arzt ein oder wo möglich einige allgemeine Symptome wodurch sich das Fieber frühzeitig entdecken läßt, wählen und selbe scharf im Auge behalten muß.

Ich wählte mir dazu die Zunge, die mich mit ihrer Breite, weißlich angelaufen, wenigem Belege, halbfeucht mit rother Spitze und rothen Rändern immer den versteckten Feind entdecken ließ; im Anfange des zweiten Stadiums ist die nach den innern Winkeln zu etwas injiirte Conjunctiva das Merkmal daß Gefahr beim Verzuge ist.

Ueber Behandlung läßt sich wegen der Verschiedenheit der Epidemien nichts bestimmtes sagen. Im Typhus icterodes scheint Calomel, bei Zeiten gegeben, so daß es in die Circulation übergeht und Zeichen der Salivation sich kundgeben, der Blutzersetzung Einhalt zu thun; denn es ist bis jetzt noch kein Fall bekannt daß ein Kranker schon mit den Zeichen der Salivation am gelben Fieber gestorben wäre. Natürlich wird sich für die intermittirende Species des gelben Fiebers das Calomel nicht so gut eignen. Der Arzt thut am besten bei jeder Epidemie sich in dieselbe erst durch Beobachtung hineinzuarbeiten, und jedesmal das zu geben was der Charakter der Krankheit erfordert, aber immer schnell und kräftig, denn die Kranken rufen immer den Arzt spät, oft zu spät.

Atrophie.

Die häufigste Kinderkrankheit in den tropischen Ländern ist die Atrophie, viel seltener die hitzige Gehirnwassersucht. Aus der Entstehungsweise der erstern kann man erkennen daß das Klima nichts damit zu thun hat, sondern daß es die unverständige Liebe zu den Kindern ist, die durch ewiges Vollstopfen mit Nahrung und Süßigkeiten diese Krankheit erzeugt.

Die Atrophie der Kinder entsteht gewöhnlich nach dem Abgewöhnen derselben von der Brust, wo man ihre Sehnsucht nach derselben, die meistens mehr Durst als Hunger ist, durch dargereichte Nahrung oder Leckereien zu stillen sucht, welche der Magen und die Gedärme nicht vollständig assimiliren können; daher wird der ganze Darmcanal gereizt, es entsteht vermehrte Schleimabsonderung und folglich Diarrhöe und Mangel an Ernährung.

Durch diese Congestion nach den Gedärmen wird natürlich die Circulation und Absonderung in der Peripherie oder der Haut vermindert, wie man selbe in kurzer Zeit ganz atrophisch, faltig werden sieht; die Transpiration ist unterdrückt, und dadurch kommen die organischen Säuren, besonders Milchsäure, in den Darmcanal, wo sie den sich absondernden Schleim gerinnen machen, so daß sich eine ganze Haut von geronnenem Schleim auf der Darmschleimhaut bildet, die Verdauung beinahe total verhindert, so zwar daß das Genossene oft in einer halben Stunde nur mit etwas säuerlichem Geruche gerade so abgeht als wie es beigebracht wurde, weil die Nahrungsmittel mit der Schleimhaut gar nicht mehr in Berührung kommen. Zu gleicher Zeit verstopft aber diese Pseudomembran die Oeffnung der Schleimdrüsencanälchen, wodurch die Drüsen sich mit Schleim überfüllen, welcher ebenfalls coagulirt, sich verdickt und so die Abdominaltuberkeln erzeugt; natürlich tragen auch hier die Säuren das ihrige dazu bei.

Manchmal sterben die Kinder Hungers. Wenn sie schon etwas größer sind, so gehen die Tuberkeln in Vereiterung oder eigentlich in Verjauchung über, brechen nach dem Darmcanale zu auf und es bilden sich Höhlen mit etwas schwarzem Pigment. In diesem Falle sterben die Kinder an Pyämie.

Auch bei Erwachsenen habe ich diese Art von Tuberkelbildung im Unterleibe vielfach beobachtet. Nach längeren Leiden, welche die Kranken mit dem Worte Hämorrhoiden zu entschuldigen suchen, entsteht Diarrhöe, die endlich eben so sich gestaltet wie bei den Kindern, wo zuletzt keine Verdauung und keine Auffaugung in den Gedärmen mehr statfindet. Nun wird der Arzt consultirt. Man findet dann bedeutende Abdominalpulsationen, beinahe wirkliches Hüpfen der Arterien, und die Tuberkeln lassen sich sehr leicht erkennen. Bei mehreren älteren Personen entstand die Krankheit nach unterdrückten Fußschweißen.

Daß man dieser Pseudomembran bei Leichenöffnungen noch nicht erwähnt hat, rührt daher daß sie schon in den letzten Tagen und besonders nach dem Tode sich auflöst und verflüssigt, und man zu lange mit den Sectionen wartet. Die meisten Leichenöffnungen, die ich durch Güte des Dr. Peixoto in seinem einzig eingerichteten Spitale machte, habe ich alle an noch warmen Cadavern gemacht.

Im Anfange der Krankheit bei Kindern gibt man die so beliebte Magnesie, welche die organischen Säuren schlecht absorbirt, wo doch die phosphorsaure Kalkerde enthaltenden Krebsaugen viel vortheilhafter wirken, allein schon längst ganz in Vergessenheit gerathen sind. Der Reizzustand im Darmcanal kann aber nur durch Beisetzung von calmirenden Narcoticis, aber nur nicht von Opium, bezwungen werden.

Ist aber die Pseudomembran schon gebildet, so wirkt auch keine der gewöhnlichen Arzneien mehr, weil sie nicht mehr assimilirt werden.

Das einzige und infallibelste Mittel, selbst wenn schon ein marasmatischer Zustand vorhanden ist, um solche Kranke zu retten, ist der Brechweinstein.

Der Brechweinstein in Wasser aufgelöst durchdringt nämlich noch die Pseudomembran, wo er dann mit der Schleimhaut in Berührung kommt, und letztere zu seröser Absonderung anregt, dadurch ergießt sich Flüssigkeit zwischen die Schleimhaut und Pseudomembran, welche sich losstößt und durch die vermehrte peristaltische Bewegung der Gedärme, auch Folge des Brechweinsteins, in Fetzen und oft 6 bis 8 Zoll langen Stücken wie Nudelstücke entleert wird.

Der Brechweinstein muß in sehr wenig Flüssigkeit aufgelöst und so lange fortgegeben werden bis die ersten Stückchen der Schleimmembran ausgeleert werden. Wenn auch die Kinder noch so hinfällig sind, so sah ich sie die Cur überstehen, blieb aber selbst dabei und reichte die Arznei selbst. Dafür werden auch die Kinder wieder kräftiger in einigen Stunden, wenn sie einige Löffel nahr-

hafter Fleischbrühe genossen haben. Je geringer die Dosis Brechweinstein ist, desto mehr bricht der Kranke, und desto weniger erreicht man das Ziel der bandartigen Ausleerunge Die Tuberkeln schmelzen dann in wenigen Tagen bei Darreichung von Enula und Rheum.

Krankheiten der Lymphgefäße.

a) Epilepsie.

b) Tic douloureux

c) Erysipelas.

Die Krankheiten der Lymphgefäße, und die Störungen welche bei der Lymphbildung vor sich gehen, ist eine der noch am wenigsten erforschten Regionen in der Heilkunst.

Diese Classe von Krankheiten ist in Europa ziemlich häufig, doch treten selbe nicht so markirt auf wie in den Tropenländern, wo wirklich der größere Theil der Eingebornen an irgend einer Art derselben leidet, und ich habe viele Gründe, um zu vermuthen daß der größte Theil der chronischen Krankheiten mit den so merkwürdigen periodischen Paroxysmen von Störung der Lymphbereitung und Krankheit der Lymphgefäße herrührt, so besonders viele nervöse Uebel, wie z. B. die Epilepsie, welche ich für eine periodische Stockung der Lymphe in den krankhaft theils erweiterten, theils verengerten oder varikösen, von Arnold beschriebenen Lymphgefäßen im Gehirn halte, wodurch nicht nur mechanischer Druck auf die Gehirnmasse, sondern auch Störung durch zurückgehaltene Lymphe entsteht. Was mich auf diese Idee brachte, war die Coincidenz der Paroxysmen längere Zeit hindurch von den Anfällen der weißen Lymphgeschwulst eines Mädchens (Elephantiasis) und den Anfällen eines epileptischen Schwarzen. Auch bemerkt man daß in Tropenländern die epileptischen Subjecte frühzeitig an der Krankheit sterben, weil die Lymphgefäßkrankheiten schneller und heftiger verlaufen, und es daher die Kranken nicht zur Ausbildung des Blödsinnes bringen. Auch existirt kein Beispiel daß ein Subject mit auch nur dem Anfang von Elephantiasis, was doch der vierte Theil der Eingebornen ist, indem schon Kinder von acht Jahren daran leiden, ohne daß sie sich später fortbildet, je von Epilepsie befallen wurde, oder mit andern Worten, die Elephantiasis ist also ein Präservativ gegen Epilepsie.

Auch der Tic douloureux scheint eine solche periodische Verhaltung in den Lymphgefäßchen des Gesichtsnerven zu seyn, und durch seine periodische Anschwellung an der Stelle, wo er sich nicht ausdehnen kann, die schrecklichen Schmerzen zu erregen. Daß Mittel, welche die Stockungen der Lymphe heilen, auch nicht zu alte Epilepsie, und den Tic douloureux heilen können, habe ich erprobt.

Eine der häufigsten Lymphgefäßekrankheiten ist die der tiefer gelegenen Leberlymphgefäße, woraus, wenn sie sich verstopfen und theilweise varikös werden, wie Duchassaing sich ausdrückt, der Lymphstoff im Leberblut und dem Parenchym selbst zurückgehalten und die Gallenbereitung alterirt wird, wodurch also im Blut heterogene Stoffe sich ansammeln, welche die Natur durch einen Fieberparoxysmus oder Congestion nach irgend einem Theil des Organismus hinleitet, den heterogenen Stoff daselbst in das Zellengewebe niederschlägt, und nun Erysipelas genannt wird. Diese Geschwulst kann in Verhärtung übergehen oder sich wieder langsam aufsaugen, oder wenn diese niedergeschlagenen Stoffe stark kohlenstoffhaltig sind, in Eiter übergehen.

In den feuchten, besonders dem Meer nahe gelegenen Niederungen ist das Erysipelas endemisch. Es vertritt die Stelle der Flechten sehr oft, oder stellt sich ein wenn die Absonderung der Flechte gestört wird, z. B. durch einen Reiz, Stoß oder Kratzen, oder durch Contact mit wollenen Kleidungsstücken, oder durch Verkältung; so sind namentlich säugende Frauen furchtbar davon geplagt, weil sie während des Stillens an der Brustwarze einen leichten Flechtenausschlag haben, welcher beinahe jedesmal, wenn sie das Kind von der Brust nehmen, selbe verkältet und vertrocknet.

Meistens leiden solche Personen periodisch an Erysipelas, welche Erdgeschosse bewohnen, oder oft nur kurze Zeit bewohnt haben. In diesen Localen ist auch immer eine mit Feuchtigkeit und Humusgeruch geschwängerte Luft. Je üppiger solche Personen leben, desto kürzer sind die Zwischenräume von einem Anfall zum andern.

Gegen die häufige Wiederholung der Paroxysmen ist hier der Sambucus ebulus als Volksmittel sehr gebraucht. In Brasilien, wo er das ganze Jahr üppig grünt und blüht, ist er etwas narkotisch, macht Schwindel und Feuersehen; er erregt starkes Erbrechen und oft 3- bis 4tägige tüchtige Diarrhöe. Ich habe ihn bei mehrern Schwarzen als ultimum refugium, nebst Plummerschen Pillen, zweimal wöchentlich in starker Gabe mit Glück gegen Epilepsie gegeben.

Ich habe gegen die Wiederholung des Erysipelas mit Nutzen Seebäder angewendet.

Bei einem Quotidianerysipelas, welches kunstgerecht als larvirtes Wechselfieber mit Chinin unterdrückt wurde, bildete sich später Manie, und die junge Frau starb in kurzer Zeit, wahrscheinlich mit Exsudat im Gehirn, denn sie fieng an zu schielen vor dem Tode.

In manchen Jahren, besonders im heißen Sommer, sterben die meisten von Erysipelas befallenen Personen. Der Paroxysmus erscheint, die Congestion zeigt sich in dem gewöhnlich befallenen Theile, verschwindet rasch; es erfolgt Urämie und Blutzersetzung, und die Kranken sterben unter Typhoidsymptomen. Ich habe in 30 Jahren fünfmal solche Epidemien beobachtet.

Alle öfter an Erysipelas leidenden Personen haben die Leber stark angeschoppt.

Geht die erysipelate Geschwulst in Eiter über, so bleibt der Kranke von Repetition des Uebels verschont.

In den Leichen derjenigen welche an periodischen Erysipelas gelitten hatten, findet man die Leber hypertrophirt, die Vene sehr mit schwarzem Blut angefüllt, die untere Fläche der Leber graublau, und das Parenchym $1/2$ bis 1 Zoll tief mit strohgelben harten Körnern und Streifen durchzogen.

d) Spiloplazie.

Wenn die Unwegsamkeit in den oberflächlicher kleinern Lymphgefäßen der Leber, und also nur einfache Lymphverhaltung im Blut und dem äußern Theil des Parenchyms der Leber stattfindet, so wird die Gallenbereitung nicht gestört, und trotz der im Blut verhaltenen und umgesetzten Lymphstoffe bilden sich keine oder kaum wahrnehmbare Paroxysmen. Das Blut wird von diesen Proteinstoffen ganz saturirt, und ich vermuthe daß die Lymphgefäße sich

ganz verstopfen. Die Leber wird enorm hypertrophirt, ist aber auch beim stärksten Druck schmerzlos, dabei fühlen aber die Kranken bloß Schwere im ganzen Körper. Dieses ist die Spiloplarie nach Desjardins, oder Elephantiasis Graecorum, oder Morfea in Brasilien, eines der schrecklichsten Uebel das einen Menschen befallen kann.

Das Blut verdickt sich endlich so daß es in den Capillargefäßen zum Theil nicht mehr circuliren kann, in Folge der Stockung des Blutes in einzelnen Nerven entsteht sogenannte Muskelatrophie, es schwindet aber auch das Fett, das Zellengewebe, später tritt Gefühllosigkeit dieses Theils ein. Es bildet sich Niederschlag von gerinnbaren Proteinstoffen in dem Zellengewebe der Fetttheile an den Wangen, am Ohrläppchen, der Nase und endlich dem ganzen Gesichte, weßwegen dieser Krankheit der Name Hauttuberculose gegeben wurde. Schon frühzeitig hört alle Transpiration auf, die ganze Haut wird atrophisch, mit Ausnahme des Gesichts, der Hände und Füße, die letzteren besonders; die Finger und Zehen werden auch infarctirt, die Capillargefäße verstopfen sich in denselben und Füße und Hände fallen gliedweise ab. Läßt man einem solchen Unglücklichen zur Ader, so erhält man ein dickes schwarzes Blut, welches zu einem festen Kuchen gerinnt der mit weißlichgrauen und gelblichen albuminenthaltenden Schichten durchzogen, in starkem Essig aber leicht auflöslich ist. Der Tod scheint durch Paralyse des Gehirns zu erfolgen, indem das Blut in den Gefäßen desselben nicht mehr circuliren kann, wegen seines vielen Albumingehaltes.

e) Elephantiasis.
f) Milchharnen.
g) Kleisterharnen.
h) Lymphfluß.
i) Lympheranthem.

Die Unterdrückung oder vielleicht nur Störung an irgend einem Theile des Körpers, vielleicht mit Einfluß der den Erdgeschossen eigenthümlichen mit Humus und von andern Zersetzungsstoffen entwickelten Dünsten erzeugen eine Unwegsamkeit der Lymphgefäße, die nur von der Qualität der Lymphe selbst herrühren kann, denn gerade die Störung oder Unterdrückung solcher Schweiße welche die sauerstoffreichsten Säuren enthalten, erzeugt am häufigsten und im höchsten Grade diese periodische Unwegsamkeit und also Verhaltung und Ergießung der Lymphe in das respective Zellengewebe, das ist nämlich an den Füßen und am Hodensack, welche wirklich monstruös werden, wo bei den erstern Ameisen- bei dem letztern Capronsäure zurückgehalten wird.

Diese Unwegsamkeit, sagte ich, ist im Anfange periodisch, später wird sie constant, weil die Lymphgefäße später ganz degeneriren. Sie tritt wie Erysipelas mit einem gelinden aber mit dem Fortschreiten der Krankheit sich ganz verlierenden Paroxysmus auf, der davon befallene Theil schwillt ohne Röthe auf, nach einigen Tagen scheint die Anschwellung verschwunden, aber bei der genaueren Untersuchung findet sich doch daß sich etwas Lymphstoff ins Zellengewebe ergossen hat, und dieß wiederholt sich, bis die größte Deformität entstanden ist, wie Duchassaing es so erschöpfend beschrieben hat; und ich weiche nur hinsichtlich der Prognose von ihm ab, indem er die Krankheit für unheilbar erklärt, wo ich doch viele Fälle von radicaler Heilung aufzählen kann, natürlich durften die Lymphgefäße noch nicht ganz obliterirt oder die Haut schon desorganisirt seyn. Das Verfahren ist, die kritische d. h. die mit den competenten Säuren geschwängerte Transpiration wieder herzustellen, die coagulirte im Zellengewebe verhaltene Lymphe zu verflüssigen und dann auf den Darmcanal abzuleiten, natürlich unter Beobachtung aller diätetischen Regeln.

Es kann aber diese Unwegsamkeit der Lymphgefäße in den Nieren theils periodisch theils total stattfinden, und in diesem Falle wird die Lymphe, mit dem Harne gemischt, gerade in Form von Milch, selbst solche weiße Körnchen unter dem Mikroscop zeigend entleert, manchmal findet man in diesem Harne Epithelialhäute mit Blutgerinnsel von ein halb bis ein Drittel Zoll Länge. Diese Art der Lymphkrankheiten ist sehr verbreitet und selbst Kinder von 8 bis 9 Jahren werden von ihr heimgesucht. Auf ein männliches Subject kommen drei weibliche die an diesem Uebel leiden. Diese Kranken fühlen kein besonderes Unbehagen.

(Schluß folgt.)

Der vierte Band des Kosmos.

1. Gestalt, Schwere, innere Wärme und Magnetkraft der Erde.

Das scheidende Jahr brachte uns eine weitere Fortsetzung der großen Weltbeschreibung Alex. v. Humboldts. Die Vorrede zum ersten Bande wurde im November 1844 geschrieben, es liegen also 13 Jahre zwischen dem ersten Erscheinen und der letzten Veröffentlichung des wundersamen Werkes. Die Wissenschaften sind seitdem nicht still gestanden, sondern ihr Reich hat sich vergrößert und bevölkert. Im ersten Bande des Kosmos werden die Entfernungen im Weltraum nach den Abständen des Uranus von der Sonne gemessen. Seitdem besitzen wir eine noch größere Maßeinheit, einen höheren Längenwerth, eine mächtigere kosmische Elle, den Abstand des Neptun von der Sonne, - denn Neptun war noch nicht entdeckt, und die Uranusbahn schien die Gränze der planetarischen Bewegungen, als der Druck des Kosmos begann. Deßhalb spricht der Verfasser des Kosmos im Jahre 1844 noch von eilf Hauptplaneten des Sonnensystems, weil ihm Neptun fehlte und von dem kleinen planetarischen Leben zwischen Mars und Jupiter nur vier Körper erst bekannt waren, während eben die Zeitungen die Entdeckung des 51. der sogenannten Asteroiden verkündigen, so daß sich das Planetengefolge der Sonne seitdem um 48 Individuen vermehrt hat! Während die Wissenschaft so beträchtlich an Umfang zunahm, hat die geistige Kraft unsers deutschen Alexanders nicht gealtert. Was Humboldt

in einer mehr als 60jährigen Thätigkeit für das Naturwissen geleistet hat, wird im allgemeinen genügend anerkannt, aber minder ist man sich seiner Verdienste um unsere Muttersprache, um die deutsche Prosa bewußt. Hier aber sind die Jahre machtlos gewesen. Wenn man einem empfänglichen Gemüthe, mit feinem Gehör für den Bau und den Rhythmus der Sprache, den rhodischen Genius — eine Jugendarbeit — und die Vorrede zum vierten Bande des Kosmos vorlesen könnte, und man sicher wäre daß der Zuhörer nie etwas von Humboldt gehört hätte, es würde ihm beinahe unfaßlich seyn zu vernehmen daß sechzig Jahre voll großartiger Erlebnisse und Eindrücke zwischen diesen beiden Compositionen liegen. Die Naturschilderungen Alex. v. Humboldts haben einen mächtigen Einfluß auf unsere Literatur ausgeübt, denn an den hohen Mustern hat sich die große Masse der Reisenden und Schriftsteller herangebildet, und es wird jetzt im allgemeinen weit gewählter geschrieben als ehemals, ja mittelmäßige stylistische Leistungen sind beinahe ungenießbar geworden. Auch liegt es in der Herrlichkeit unserer Sprache daß das Gute so leicht gelingt. Der Reichthum der englischen Sprache ist zwar nicht geringer, allein es fehlen dort die vielen zarten Schatten desselben Wortes, die dem Deutschen so viele Biegsamkeit geben. Besitzt das Spanische weit mehr als ein Dutzend Ausdrücke für Berg, um verschiedene Gestaltungen, größere Höhe oder Massenhaftigkeit zu bezeichnen, so kann sich die deutsche Sprache in diesem vereinzelten Falle zwar nicht mit dem Spanischen vergleichen, allein sie ist doch unendlich begabter als die französische, deren Dürftigkeit namentlich in Bezug auf Gegenstände der sichtbaren Natur das meiste beiträgt daß wir so wenig befriedigenden und genußreichen Darstellungen von Ländern und Landschaften bei französischen Reisenden begegnen. Der Reichthum der deutschen Sprache in Bezug auf Naturschilderung ist aber kein vom Himmel gefallenes Geschenk, sondern mühsam und nur durch innige Hingebung an den Gegenstand erworben worden. In keiner Sprache aber ist die Schöpfung oder, wie Humboldt es größer ausdrückt, das Seyende und Werdende herrlicher geschildert worden als in der deutschen. Der zweite Band des Kosmos beginnt bekanntlich mit Musterstücken von Naturschilderungen aus den Sprachen aller Zeiten und aller literarischen Völker. Wir werden dabei zum Vergleichen und Abwägen aufgefordert, und ohne daß es der Autor beabsichtigt hätte, fragen wir uns dort in der Stille, welche Nation, welche Sprache hütet ähnliche Schätze, als wir in dem „Nächtlichen Leben im Urwalde" oder in den „Steppen und Wüsten" besitzen? Zu diesen Landschaftsbildern, die uns die verborgensten Regungen der Schöpfung offenbarten, hat mit ungeschwächter Gewalt über die hehre Muttersprache der Greis uns ein Gemälde der Welt geschaffen, großartig, wie der Gegenstand selbst. Er versetzt uns, immer nur schildernd, in jene ernste, glückliche Stimmung, wie sie das geistige Schauen einer für unsere Sinne unendlichen, aber gesetz- und maßvollen Körperwelt nothwendig erzeugen muß, und wir genießen, vielleicht das höchste was belebten Wesen beschieden ist, einen Moment völliger sittlicher Reinigung, indem in der Betrachtung des erhabenen Ganzen unser ewig zudringliches Ich plötzlich zu schweigen beginnt und wir die völlige Nichtigkeit jedes an die Vergänglichkeit geknüpften Einzelwesens empfinden. Zugleich aber erfüllt uns im Zustande solcher Reinigung die edle Freude daß wir für dieses Schauspiel nicht zu klein seyen, daß die Kräfte unserer Erkenntniß ausreichen um als Spiegel jene Welt aufzufangen, ja wir mögen uns halbberauscht das Geständniß zuflüstern, daß die Weltordnung gleichsam noch einmal entstehe, wenn sie der erkennende Geist in sich aufzunehmen sucht.

Der erste Band des planvollen Werkes gab uns ein geschlossenes Bild, es war schon vollständig ein Weltspiegel. Der zweite Band enthielt eine Geschichte des Bildungsganges unserer Naturwissenschaften. Der dritte kehrte wieder zur Aufgabe des Ganzen zurück, indem er in größerer Ausführlichkeit einen Abschnitt des ersten Bandes schilderte, denn jede Kosmographie wird wohl von selbst in zwei Theile sich scheiden, die Betrachtung wird sich nach oben oder unten kehren, zu den Körpern über unserm Dunstkreis oder zu den Gegenständen unter dem Himmel, sie wird einen uranologischen und einen tellurischen Abschnitt, Himmel und Erdkunde enthalten. War der dritte Theil des Kosmos rein astronomischen Inhalts, so gehört der vierte, wird der fünfte oder die zweite Abtheilung des vierten nur der nähern Ausführung des tellurischen Inhalts im ersten Bande angehören.

Hier wird uns zunächst die Gestalt und die Schwere der Erde wichtig, und vor allem die letztere, da zu ihr wiederum die wichtigsten Naturkräfte in symmetrischer Abhängigkeit stehen. Alle Witterungserscheinungen, aller chemische Stoffwechsel, die Aeußerungen der Capillaranziehung, der Endosmose, die Wirkungen geologischer Kräfte, also die Gestalt der gehobenen Gebirgsketten, ja selbst das Antlitz des Pflanzenwuchses würden völlig von dem wahrgenommenen verschieden seyn, „wenn die Erde nur die Masse des Mondes, also eine fast 6mal geringere Intensität der Schwere besäße." Ehe wir aber die Gestalt der Erde, des elliptischen Rotations-Sphäroides zu messen beginnen, drängt sich die Frage auf, ob denn unser Planet in allen Räumen seinen geometrischen Charakter treu bewahrt? Ist das Innere der Erde feuerflüssig und sind die feuerflüssigen Massen in Bewegung, so können recht wohl Massen größerer Dichtigkeit andere von geringerer Schwere verschieben, und nicht nur einen Wechsel in der örtlichen Intensität der Anziehungskraft, sondern auch Aufblähungen oder Höhlungen hervorbringen. Nach Bessel nun bedarf es einer Masse von 114 geogr. Kubikmeilen von der mittlern Dichtigkeit der Erde, um die Polhöhe eines Ortes oder seine geographische Breite um eine Bogensecunde zu vergrößern. Setzen wir hinzu, daß unsere Instrumente bereits Zehntheile solcher Bogensecunden messen. Ist nun eine Masse von 114 Kubikmeilen anscheinend ein auffallendes Volum, so sinkt doch bald das Erstaunen über die Größe des Phänomens, wenn man sich erinnert daß das Erdsphäroid über 2650 Millionen solcher Kubikmeilen umfaßt. Es gibt drei Wege um die geometrische Gestalt der Erde aufzufinden. Der sicherste und einfachste Weg ist durch ein Netzwerk von Dreiecken, durch Triangulation die Länge mehrerer Grade unter demselben Mittagskreise zu messen. Wegen der Abplattung der Erde bei den Polen, oder ihrer Anschwellung am Aequator, werden nämlich die Grade der Mittagskreise vom Aequator nach den Polen um ein unbedeutendes kürzer. Aus dem Gesetz dieser Abnahme läßt sich dann, wenn man nur einen Theil der Krümmung kennt, die ganze construiren. Als der vierte Theil des Kosmos gedruckt wurde, waren nur zehn größere Gradmessungen bekannt; die Ergebnisse der russischen, die vom Nordcap beinahe bis zum schwarzen Meer sich erstreckt, aber noch

nicht veröffentlicht.[1] Die Abplattung der Erde, welche auf diese Art ermittelt worden ist, beträgt $1/299$, das heißt mit andern Worten, wenn die Achse von Pol zu Pol noch um $1/299$ größer wäre, so würde sie gleich seyn einem Durchmesser des Aequators. Die Gestalt der Erde „wird aber auch ein Astronom ohne seine Sternwarte zu verlassen, aus der Bewegung eines andern nahen Himmelskörpers ablesen können.“ So hatte Laplace geäußert. Denken wir uns die Erde nicht als Kugel, sondern als Würfel oder Pyramide vom Monde umkreist, so würde dieser ohnehin wankelmüthige Gesell in der Gestalt seiner Bahn die Gestalt der Erde annähernd reflectiren müssen, da ja die Anziehungskraft eines Würfels je nach der Position des Mondes sehr verschieden seyn müßte. Nun führte die Kunst der berechnenden Astronomie zu dem hohen Triumph, daß Laplace aus gewissen Unregelmäßigkeiten der Mondbewegung die Abplattung der Erde auf $1/_{306}$ bestimmen konnte. Ist auch das Ergebniß minder genau, so ist es uns doch als Denkmal menschlichen Scharfsinns von ungleich höherem Werthe. Einen dritten Weg um die Abplattung zu messen, bieten die Versuche mit Pendelschwingungen. Schon im Jahre 1671 hatte Picard, welcher die ersten Meridianmessungen durch Triangulation zwischen Paris und Amiens ausführte, schüchtern geäußert, „es scheine als müsse das Secundenpendel verkürzt werden je näher man dem Aequator komme.“ Das Pendel wäre ein untrügliches Instrument die Abplattung der Erde zu ermitteln, da natürlich an den abgeplatteten Theilen der Erde wegen der größern Nähe zum Mittelpunkt unsers Planeten die Anziehungskraft stärker seyn, die Pendelschwingungen also beschleunigt werden müßten; allein man bemerkte bald durch Pendelversuche, daß die Stärke der Anziehungskraft unter gleichen Breiten doch verschieden, und wiederum daß die Zunahme der Schwere vom Aequator gegen die Pole unter verschiedenen Meridianen ungleichen Gesetzen unterworfen sey. Man schloß daraus daß die Pendellänge, oder bei gleicher Länge die Schwingungszahl des Pendels von der verschiedenen specifischen Schwere der Gebirgsarten, welche die Oberfläche der Erdrinde bedecken, afficirt werde, so daß man umgekehrt wieder aus den Anomalien der Pendelschwingungen auf die unter dem Boden verborgen liegenden Gebirgsarten schließen kann, oder wie A. v. Humboldt es groß ausdrückt, daß das Pendel als eine Art (geognostisches) Senkblei in tiefe ungesehene Erdschichten sich werfen lasse. Doch haben die verschiedenen Pendelmessungen gleichwohl zu dem Ergebniß geführt, daß die Abplattung $1/_{275}$ und $1/_{290}$ betrage. Die Anschwellung unter dem Aequator beläuft sich auf $2^1/_5$ geogr. M. oder 65,628 P. Fuß, und da der Kintschindjinga 26,436 P. Fuß[2] Höhe über dem Meeresspiegel besitzt, „so ist unser Planet nicht ganz dreimal so viel in der Aequatorialzone angeschwollen, als die Erhebung des höchsten Erdberges beträgt. „Die durchschnittliche Dichtigkeit der Erde wurde im ersten Bande des Kosmos auf $5,^{44}$ angegeben, d. h. sie ist so schwer als $5,^{44}$ gleich große Volumina Wasser. Neuere Untersuchungen mit der Drehwage haben als mittleres Resultat $5,^{62}$ geliefert. Zum Verständniß dieses Werthes bemerkt Humboldt, daß feinkörnige Basalte $2,^{95}$ bis $3,^{67}$, Magneteisenerz $4,^{9}$ bis $5,^{2}$, und gediegen Arsen ein weniges mehr specifische Schwere besitze als unser Erdkörper. War dieser ehemals völlig feuerflüssig, so mußten sich nothwendig die schwereren Theile dem Mittelpunkt der Anziehungskraft nähern, die leichtern Theile gleichsam obenaufschwimmen. Die Erde nimmt daher an Dichtigkeit oder specifischer Schwere von der Oberfläche nach dem Mittelpunkt zu, und es wird angenommen daß die specifische Schwere der Erdrinde $1,^{5}$, die Dichtigkeit im Centrum $16,^{27}$ beträgt, doch mahnt uns der Verfasser zur Vorsicht gegen die Ergebnisse des „horizontalen Pendels“ (der Drehwage).

Um zu einer Vorstellung über die Temperaturen des Erdinnern zu gelangen, dienen namentlich sehr tiefe artesische Brunnen. Der von Grenelle bei Paris besitzt 1572 P. Fuß Tiefe unter dem Meeresspiegel, und die Wasser steigen im Ganzen 1786 Fuß. Die Quelle zeigt $27^0\ ^3/_4$ C. Wärme, so daß sich daraus auf je $99^1/_2$ Fuß Tiefe eine Temperaturzunahme um 1^0 des hunderttheiligen Thermometers ergibt. Die Soolquelle des Bades Oeynhausen bei Minden hat dagegen 2144 Fuß, die höchste relative Tiefe, welche Menschen je erreicht haben, sonst liegt sie 1826 Fuß unter dem Meeresspiegel. Die Wasser haben $32^0,8$ C. bei einer mittlern, örtlichen Jahrestemperatur von $9^0,6$, so daß die Zunahme der Wärme in der Erde nach diesem Beispiele 1^0 C. auf 94 Fuß betragen, und um je 7,1 Fuß oder $1/_{14}$ schneller seyn würde als bei Grenelle. Hängt man ein Thermometer in Schachten oder überhaupt unter der Erde auf, so wird man zu einer Schicht gelangen, wo die Temperatur nicht mehr durch den Wechsel der Jahreszeit verändert wird, zu der invariabeln Erdschicht. Die Tiefe dieser Schicht hängt ab von örtlichen Umständen: von der Leitungsfähigkeit des umgebenden Gesteins, von der Höhe der Differenz zwischen dem kältesten und wärmsten Monat, und zum Theil von der geographischen Breite. In Paris liegt die invariable Erdschicht sechsundachtzig Fuß unter der Oberfläche. Zehn Grad nördlich und südlich vom Aequator, wo bekanntlich die Unterschiede zwischen dem heißesten und kältesten Monat ziemlich verschwinden, kann man die örtliche Jahreswärme schon finden wenn man das Thermometer 8 bis 12 Zoll in einem bedeckten Raume eingräbt, und was das merkwürdigste ist, die thermometrischen Sonden führten zu demselben Resultat, sie mochten am heißen Ufer der Südsee bei Guayaquil oder 2643,2 Meter über dem Meere am Vulcan Purace eingegraben werden, obgleich die mittlere Jahrestemperatur der beiden Beobachtungsorte um 14^0 abwich. Merkwürdig aber ist es daß Humboldt in Peruanischen Schachten, die 12,000 Fuß hoch, also höher lagen als der Pic von Teneriffa, die unterirdische Luft um 14^0 wärmer, als die äußere fand. In Gegenden wo die mittlere Jahrestemperatur unter dem Nullpunkt steht, wird man auch auf eine Schicht stoßen, die ewig gefroren bleibt, auf den unterirdischen Eisboden. Dieser ist in Europa nicht vorhanden, er beginnt erst östlich vom Flußthale des Obi und zieht sich durch Sibirien in einem nach Süden zu converen Scheitel, doch gibt es auch einige Inseln, wo das Bodeneis von weicher

[1] Durch Anschluß an die schwedische Triangulation hat man einen Bogen gewonnen, der von Hammerfest bis Ismail reicht und 25° 20' 8" Ausdehnung und 1,447,786,[6] Toisen Länge besitzt. Es wurden im Ganzen 259 Dreiecke von russischen und 31 Dreiecke von schwedischen Beobachtern gemessen, und die Arbeit hat zu dem nicht befremdenden, aber willkommenen Ergebniß geführt, daß der Spiegel des schwarzen Meeres und der Ostsee keine Niveauverschiedenheiten bietet.

[2] Der Kintschindjinga galt noch als höchster Berg zur Zeit, wo der vierte Band des Kosmos geschrieben wurde, jetzt ist ein anderer Gipfel im Himalaya (vorläufig Mount Everest genannt), noch größer (29,000 F.) gefunden worden.

Erde umringt wird. Der Scherginschacht bei Jakutsk führt durch eine solche Eisschicht, die 382 engl. Fuß Dicke besitzt. Dort hat man Thermometer aufgestellt, und gefunden daß die Wärme bei 50 Fuß Tiefe — 6°,61 R. betrug, und bei 382 F. schon bis zu —2,40 R. zugenommen hatte, so daß hier eine Temperaturzunahme von 1° C. schon bei 100 bis 117 engl. oder 75 bis 88 Pariser Fuß eintreten würde. Uebrigens darf man nicht denken daß das Bodeneis die Gränze der Vegetation bilde. Man hat in den Polargegenden schon 5 Fuß unter dem krautbedeckten Boden im Sommer die Eisschicht angetroffen, aber auch tiefwurzelnde Pflanzen, hoher Baumwuchs, findet sich im Thale der Lena unter 71° n. Br. in beträchtlichem Abstande vom Südrande des unterirdischen Eises. Die nächste Oberfläche wird immer dem Einfluß der Sommertemperaturen unterliegen, die sich so langsam dem Boden mittheilen, gleichsam in die Erde einsinken, daß bei gewisser Tiefe im Erdboden Winter herrscht wenn wir auf der Oberfläche Sommer, und Sommer wenn wir auf der Oberfläche Winter haben.

Die Darstellung unseres jetzigen Wissens von den magnetischen Erdkräften beginnt Alex. v. Humboldt mit einem chronologischen Catalog der wichtigsten Arbeiten und Entdeckungen auf diesem Gebiet seit Beginn des Jahrhunderts. Der Verfasser des Kosmos war es selbst, auf dessen Anregung magnetische Beobachtungsplätze an so verschiedenen Punkten der Erde errichtet wurden. Die Thätigkeit dieser magnetischen Warten hat seit dem Erscheinen des ersten Bandes vom Kosmos einen neuen beträchtlichen Zeitraum ausgefüllt, und man hat Ursache begierig nach den Resultaten zu verlangen, doch muß man sich im voraus eingestehen daß die verschiedenen Aeußerungen der magnetischen Kraft, wenn auch täglich und stündlich veränderlich, doch nur nach sehr großen Zeitabständen das Gesetz ihrer Bewegung offenbaren werden, während man in Europa unvollkommen solche Veränderungen erst seit etwas mehr als 3½ Jahrhunderten, systematisch aber erst seit einer kurzen Jahresreihe beobachtet hatte. Das eigenthümliche Leben oder vielmehr Leiden der Magnetnadel oder magnetischer Stäbe wird nach drei Richtungen beobachtet und gemessen. Die wichtigste dieser drei ist nach A. v. Humboldt diejenige welche uns Aufschluß gibt über die verschiedenartige Vertheilung der Magnetkraft auf der Erdoberfläche, oder über die *Intensität*. Wenn man einen in wag- oder senkrechter Ebene schwebenden oder aufgehangenen Magnet, also die Declinations- oder Inclinationsnadel aus ihrer Ruhe stört, so wird sie nach einer gewissen Anzahl Schwingungen wie ein aus seiner senkrechten Lage verrücktes Pendel ihre frühere Lage wieder zu gewinnen suchen. Bei Anwendung von Nadeln gleicher Länge werden daher die Schwingungen zahlreicher in einer bestimmten Zeit überall dort erfolgen, wo die Magnetkraft stärker ist, gerade so wie das Pendel rascher schwingt wo die Anziehungskraft der Erde zunimmt. Die magnetischen Kräfte nehmen im allgemeinen vom magnetischen Aequator nach den magnetischen Polen zu. In neuerer Zeit hat man begonnen diese Kräfte nach einem absoluten Maßstabe zu messen, und dieses Verfahren ist deßhalb sehr wichtig „weil künftigen Jahrhunderten vielleicht dadurch Kraftveränderungen sich offenbaren werden," sey es daß die allgemeine Magnetkraft Zunahme oder Verlust erleidet. Man sollte nun meinen daß es für die höchste Kraft auf der Erde nur zwei Pole geben könne, statt dessen aber besitzt die nördliche und südliche Hälfte je zwei Herde oder Foci der größten Magnetkraft. Nach der Kraftscala ausgedrückt, haben die südlichen $15,^{60}$ und $14,^{90}$ absolute Stärke, die beiden nördlichen dagegen $14,^{21}$ und $13,^{30}$. Gleichwohl nimmt man an daß die Magnetkraft der einen Halbkugel nicht größer sey als die der andern. Die nördlichen Foci liegen nämlich in Canada (52° 19′ Br. 94° 20′ w. L. P.) und in Sibirien (70° Br. 117° 40′ östl. L.), es trennt sie also ein ungeheurer Abstand in Breite und in Länge, während die beiden australischen Foci (64° s. Br. 135° 10′ östl. L., 60° s. Br. 127° 20′ w. L.) in doppeltem Sinne sich weit mehr nähern. Zerschneidet man aber die Erde durch eine Meridianebene in eine östliche Hälfte, die 13° westl. von Cap Horn Theile von Südamerika trennen und 4° Grad westlich von Singapur fallen, also den asiatischen Continent ungleich zerspalten würde, so erhält man einen continentalen aber mit magnetischen Kräften schwächer begabten östlichen Theil der Erde, während die westliche Hälfte, zu welcher das östliche Asien, die Südsee und beinahe das ganze Amerika gehört, die *vier Herde der höchsten Kraft*, und die *zwei Magnetpole* einschließen würde, so daß man sich also eine stark geladene westliche und eine schwach geladene östliche Hemisphäre vorstellen kann. Nach den Messungen sind die Kräfte der schwächsten Punkte zu den stärksten verschieden wie 1:2½ und fast wie 1:3. Ein wichtiges Problem ist es noch zu untersuchen, ob die magnetische Kraft bei großen Erhebungen über den Meeresspiegel ab-, bei Annäherung an den Erdmittelpunkt zunehme. Humboldt empfiehlt dazu Luftschifffahrten, da sich Gay-Lussac bis zu 21,600 Fuß Höhe erheben konnte, also zehnmal höher als die größte relative Tiefe, die man in Europa in Bohrlöchern erreicht hat. Gay-Lussac brachte von seiner Luftreise die Neuigkeit mit daß sich die Magnetkraft durch sein Aufsteigen in die fernsten Luftschichten nicht vermindert habe, allein er versäumte eine genaue Temperatur-Correction in den angewandten Nadeln, und deßhalb gilt seine Beobachtung als völlig werthlos. Neuere Forscher haben auf hohen Berggipfeln eine mit der Höhe abnehmende Magnetkraft entdecken wollen, und dieses Ergebniß würde völlig unanstößig seyn, wenn nicht die Bewegung der Nadel vielleicht durch das Gebirg selbst afficirt würde, während bei Luftfahrten solche gehässige Einflüsse ausgeschlossen wären. Die wichtigste Entdeckung aber welche uns die magnetischen Warten geliefert haben, ist die Erscheinung daß *auf beiden Hemisphären* zur Zeit des europäischen Winters und des australischen Sommers, vom October bis Februar die Erdkraft stärker sey als in der andern Hälfte des Jahres. Daraus ergibt sich daß nicht Temperaturunterschiede diesen Wechsel der Kraft bedingen, sonst könnte das Anschwellen der Intensität nicht bei uns im Winter eintreten. Sie tritt vielmehr ein, *solange die Sonne in dem südlichen Zeichen verweilt*, also zur Zeit wo die Erde sich dem Sonnenkörper näher befindet. So viele dunkle Seiten auch noch die Erscheinung des tellurischen Magnetismus bietet, eins ist klar und klarer geworden: daß die magnetische Erdkraft kosmische Beziehungen offenbare, daß sie von der Sonne vielleicht erregt wird, jedenfalls aber unter dem Einfluß des Centralkörpers steht, daß also die Sonne als magnetischer Körper je nach dem größern oder geringern Abstand der Erde im Laufe der Jahreszeiten Differenzen in der Intensität des irdischen Magnetismus hervorbringt, die sich nach der absoluten Scala ausdrücken lassen, wie 13,574 und 13,543.

Die zweite Richtung, in welcher sich die Leiden der magnetischen Nadel, und zwar der in senkrechter Ebene schwebenden, verkündigen, ist die verschiedene Neigung. Denkt man sich einen Magnetstab an seinem Schwerpunkt frei schwebend an einer Scheibe, gleichsam wie ein beweglicher Zeiger mit doppeltem Arm an einem Zifferplatt befestigt, so wird ein solcher Magnet (Inclinations-Nadel), wenn man ihn in die arktische Inselwelt nach Boothia Felix (genauer 70° 5′ n. Br. 99° 5′ w. L.) trägt, völlig senkrecht stehen, als zeige er nach dem Mittelpunkt der Erde. Diesen arktischen Magnetpol hat Sir James Roß bekanntlich gefunden. Trägt man nun die Nadel nach dem Aequator zu, so wird die Stange mehr und mehr wagerecht zu schweben beginnen, bis sie nach Ueberschreitung des magnetischen Aequators wieder sich zu neigen beginnt und sich in South Victoria-Land in der Nähe von 76° 14′ südl. Br. u. 161° 4′ östl. [1] Länge neuerdings wieder völlig aufgerichtet haben wird. Da, wie man gesehen hat, die magnetischen Pole nicht mit den Umdrehungspolen der Erde zusammenfallen, sondern sich ihnen nur bedeutend nähern, so kann auch der magnetische Aequator [2] nicht in der Ebene des mathematischen liegen, sondern wird diesen an zwei Punkten oder Knoten durchschneiden. Der eine derselben, der sogenannte afrikanische Knoten, lag 1825 noch 4° 35 östl. L., also im Meridian der Insel S. Tomé. Im J. 1837 hatte er seine östliche Länge bis auf 0°, 40′ verloren und war weiter in das atlantische Meer gerathen, so daß ein westliches Vorrücken des afrikanischen, oder vielleicht besser, des atlantischen Knotens mit der jährlichen Geschwindigkeit von einem Drittel Grad beobachtet wurde. Der andere, der pacifische Knoten, liegt nicht genau um die Hälfte des Aequators von seinem Bruder, sondern um 185° gegen Westen entfernt im Meridian der Fidschi-Inseln. Haben wir eben beobachtet daß die Stärke der irdischen Magnetkraft unter dem Einfluß der Sonnennähe stand, so werden uns erst recht bedeutungsvoll die täglichen Schwankungen der Inclinationsnadeln. Arago hatte schon 1827 erkannt daß die Neigung der Nadeln um 9 Uhr Morgens größer sey als um 6 Uhr Abends, während die Stärke der Magnetkraft durch horizontale (Declinations-, Compaß-) Nadeln gemessen umgekehrt in dem ersten Tagesabschnitt ihr Minimum, im andern ihr Maximum erreiche." Nach vieljährigen Beobachtungen auf den beiden antipodischen Warten Hobarton (Tasmania) und Toronto (Canada) hat sich ergeben: daß in der südlichen Halbkugel das Minimum der Intensität dem Minimum der Neigung nur um 2 Stunden nachfolgt, während die Verspätung im Maximum 6 Stunden beträgt; daß aber in der nördlichen Halbkugel das Minimum der Intensität dem Maximum um 8 Stunden vorausgeht, während das Maximum der Intensität nur um 2 Stunden von dem Minimum der Inclination verschieden ist. Man könnte, auf die Regelmäßigkeit in kleinen Zeiträumen gestützt, die Erde wie das große Gehäuse einer magnetischen Uhr betrachten, wenn nicht alle Aeußerungen der magnetischen Erdkraft örtlichen Veränderungen ausgesetzt wären. In der Periode von 1798 bis 1851 hat sich zu Paris die Inclination durchschnittlich im Jahre, aber bald rascher, bald langsamer, um je 3′,69 vermindert. Dieser schleunige Wechsel fehlt dafür an andern Punkten der Erdoberfläche. So hat die Neigung der Magnetnadel auf Tahiti seit 1773, wo sie 29° 43′ betrug, sich bis 1840 nur auf 30° 17′, also jährlich nur um 0′,51 vermehrt.

Verwandte Erscheinungen bieten die horizontalen Magnetnadeln, die ältesten, die Compaßnadeln, welche wegen ihrer Nordweisung oder ihrer örtlichen Abweichung von der Nordweisung Declinationsnadeln genannt werden. Daß die Magnetnadel nicht genau nach Norden zeige, sondern (örtlich) von dieser Richtung abweiche, erkannten am frühesten die Chinesen, und daß sich bei Ortsveränderungen, namentlich von Ost nach West oder umgekehrt, die Abweichung sich verändere, daß sie aus einer westlichen in eine östliche umschlage, erkannte am klarsten und ganz selbständig Cristobal Colon auf seiner ersten amerikanischen Entdeckungsfahrt. Seitdem hat man weiter beobachtet daß die Linie ohne Abweichung, wo also der Compaß genau N zeigt, in großen Zeiträumen sich nach Westen bewegt, und wenn sie eine bestimmte Länge erreicht hat, wieder umkehrt. Innerhalb dieser secularen Veränderung werden auch mit sogenannten magnetischen Fernrohren sehr kleine tägliche Veränderungen in der örtlichen Declination beobachtet. Die Nadel rückt wie der Zeiger auf einem Zifferblatt „ruhig von Theilstrich zu Theilstrich" gegen Westen, und kehrt dann wieder nach Osten um. Unabhängig davon ob an einem Orte westliche oder östliche Abweichung herrscht, steht sie auf der nördlichen magnetischen Halbkugel [1] unter mittlern Breiten um 8 Uhr ¼ Morgens die Nadel dem Nordpol am nächsten, und bewegt sich von dieser Zeit bis 1 Uhr ¾ Nachmittags mit der Sonne von Osten nach Westen. Von dieser Zeit an geht die Magnetnadel bis Mitternacht oder 1 Uhr Morgens nach Osten. In der Nacht nun tritt wieder ein kleiner Rücklauf gegen Westen ein, bis der östliche Stand von 8 Uhr ¼ Morgens erreicht ist. Humboldt macht uns dabei aufmerksam, daß der Gang der Nadel beinahe unabhängig ist von dem in der nördlichen Zone frühern oder spätern Aufgang der Sonne, denn der östliche Wendepunkt wird in Winter- wie in Sommermonaten beinahe zu derselben örtlichen Tageszeit erreicht. Daraus darf man schließen, daß die Sonne nicht oder nur sehr wenig durch Erwärmung auf den Gang der Magnetnadel einwirkt, sondern unmittelbar durch ihre Stellung zu den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche. Störungen jenes Ganges werden nach Humboldts schönem Ausdruck magnetische Ungewitter genannt, und wenn solche Ungewitter an Stärke gewinnen, so werden sie als Nordlicht sichtbar. Die Nadel beginnt dann unruhig zu werden, oder sie scheint vernarrt, wie die französische Seesprache es drastisch bezeichnet (l'affolement de l'aiguille). Die größten magnetischen Gewitter traten in Berlin gewöhnlich zwischen 2 und 3 Uhr Morgens, kleinere zwischen 5 bis 7 Uhr Abends ein. Besonders häufig sind die Ungewitter zu den Zeiten der Nachtgleichen, und seltener in den nördlichen oder australischen Wintermonaten. Sie folgten sich oft mehrere Nächte aufeinander, und die magnetischen Beobachter vermochten sie mit einem solchen Grad von Sicherheit vor-

[1] Unter obiger Lage stand die Nadel 88° 40′, der australische Pol selbst ist noch nicht erreicht worden.

[2] Den magnetischen Aequator nennt man diejenige Curve auf der Erdoberfläche, wo die Neigungsnadel vollkommen wagrecht schwebt.

[1] Wenn man sich nämlich die Erde durch den magnetischen Aequator, durch die Linie also, wo die senkrecht aufgehangenen Magnete (Neigungsnadeln) horizontal schweben, in zwei Hälften getheilt denkt.

herzusagen, daß Humboldt seine Berliner Freunde zum Genuß des Schauspieles bisweilen einlud, und selten unbefriedigt entließ. Sabine, jetzt der Großmeister im Gebiet des irdischen Magnetismus, hat die wichtige Entdeckung gemacht, daß solche Störungen eine dauernde vermehrte östliche oder westliche Abweichung der Nadel zur Folge haben, so daß sich also die magnetischen Meridiane stoßweise verrücken. Um diese Erscheinungen noch verwickelter zu machen, hat Lammont in München die Entdeckung gemacht, daß die Größe der täglichen Abweichung von der mittlern Declination innerhalb einer zehnjährigen Periode zu- und abnimmt. So fielen die Minima in die Jahre 1843 und 1844, die Maxima in die Jahre 1848 und 1849. Deuteten alle Erscheinungen der vielfältigen Magnetkraft mehr und mehr auf einen nicht-tellurischen Urheber, so hat das zehnjährige Phänomen zu der glänzenden Entdeckung geführt, daß jene periodischen Declinationserscheinungen der Magnetnadel im Zusammenhang stehen mit der periodisch wechselnden Frequenz der Sonnenflecken. Nach Schwabe's schöner Entdeckung zeigten sich in den Jahren 1828, 1837 und 1848 die zahlreichsten, in den Jahren 1833 und 1843 die wenigsten Sonnenflecken. Gegenwärtig, im Jahre 1858, nähern wir uns dem Zeitpunkt, wo die Sonnenflecken am häufigsten sind und die täglichen Declinationsschwankungen ihr Maximum an Größe erreichen. Welch hohe Beglückung mußte dem ehrwürdigen Humboldt zu Theil werden, der zuerst auf die Errichtung magnetischer Warten drang, daß diese Entdeckung noch bei seinen Lebzeiten reif wurde, die edle Frucht einer systematischen und ächt wissenschaftlichen Beobachtung. Wenn Sabine scharfsinnig uns zeigt daß in den Monaten October bis Februar die magnetische Erdkraft auf beiden Halbkugeln am größten ist, und die Richtung der Inclinationsnadeln am meisten sich der verticalen nähert, also zu einer Zeit wo die Erde sich in größter Sonnennähe befindet und in ihrer Bahn sich am schnellsten fortbewegt, so verkündigen sich auch im Gange der wagrecht schwebenden Nadeln die Veränderungen in der gasförmigen Umhüllung, im Lichtmantel oder der Photosphäre der Sonne, die größere oder geringere Frequenz der Sonnenflecken. Wir stehen also zum Centralkörper unsers Systems nicht bloß in der rohen Abhängigkeit der Anziehungskraft, nicht bloß in dem Verhältniß eines Licht und Wärme empfangenden Körpers, sondern es walten noch zartere Beziehungen, insofern die Erde zugleich der magnetische Planet einer magnetischen Sonne ist. Ueber das Entstehen der magnetischen Processe, über ihr Werden, ihre Genesis, sind wir noch im Unklaren. Wenn wir auch vorläufig als Urheber die Sonne kennen, so verstehen wir doch nicht, auf welche Art sie ihre magnetischen Functionen vollzieht. Doch läßt sich jetzt schon ahnen wie sich das Räthsel lösen wird, seit wir durch Faraday's große Entdeckung wissen daß der Sauerstoff in unserm Dunstkreise polarische Eigenschaften besitzt, daß er paramagnetisch sey, oder mit andern Worten, daß er gleich weichem Eisen, nur außerordentlich viel schwächer, durch die vertheilende Wirkung des Erdkörpers, eines überall gegenwärtigen Magnetes, Polarität annimmt, d. h. magnetisirt wird. „Werden nun auch, äußert der Verfasser des Kosmos, bis jetzt die entschiedensten und größten Variationen in den Aeußerungen des tellurischen Magnetismus nicht durch Maxima und Minima des Temperaturwechsels befriedigend erklärt, so ist doch wohl nicht zu bezweifeln daß die große Entdeckung der polarischen Eigenschaft des Sauerstoffs in der gasförmigen Erdumhüllung, bei tieferer und vollständigerer Einsicht in den Proceß magnetischer Thätigkeit in naher Zukunft zum Verstehen der Genesis dieses Processes ein Element darbieten wird."

Der Abschnitt schließt mit einer Untersuchung über das Polarlicht welches wir auf unserer Erdenhälfte das Nordlicht nennen, denn das Nordlicht ist nur eine bis zu leuchtenden Erscheinungen gesteigerte Thätigkeit der magnetischen Erde. Ueber das selten gesehene und daher auch bezweifelte Auftreten des schwarzen Kreisabschnittes, welcher bisweilen vor der Bildung des leuchtenden Bogens auftritt, also nicht von einem optischen Contraste herrührt, bemerkt A. v. Humboldt: „Es ist ein Proceß, der in einem Theile des Luftkreises vorgeht; denn nichts beweist bisher eine materielle Beimischung welche die Verdunkelung erregte. Die kleinsten Sterne erkennt das Fernrohr in dem schwarzen Segment, wie in den farbigen, lichten Theilen des schon völlig entwickelten Nordlichtes." Man hat bemerkt daß nach dem Verschwinden des Nordlichtes seine Cirrus-Wölkchen, die sogenannten Schäfchen in parallelen Reihen der Richtung des örtlichen magnetischen Meridians folgten. Daß diese Erscheinung im Zusammenhang mit den Polarlichtern stehe, wird willig anerkannt, doch behaupten einige Gelehrte die Wölkchen bildeten nur das Substrat des Nordlichtes, oder die magnetische Erscheinung bewirke nur ihre Anordnung am Himmel, andere dagegen und darunter zuerst Humboldt vermutheten daß das Nordlicht hier als Urheber der Wolkenbildung, also eines meteorologischen Processes auftrete. Entschieden ist die Streitfrage noch nicht. Eine beständige Lichtentwicklung in der Nähe des nördlichen Magnetpoles, wie man früher vermuthet hat, findet nicht statt, doch ist die Erscheinung so häufig daß in 200 Nächten 152 Nordlichter beobachtet werden konnten. Daß Nordlichter in Peru gesehen wurden, darf minder auffallen als daß australische Lichter in Schottland und ein Nordlicht südlich von Neu-Holland 45° s. Br. sichtbar war. Für das Verständniß der magnetischen Erscheinungen ist es wichtig daß die Nordlichter am zahlreichsten im September, und im März häufiger sind als im Februar und April, so daß also hier abermals eine Beziehung zu den Aequinoctien, oder zum Stande der Sonne deutlich wird. Ueber die Höhe des Nordlichtes wissen wir nichts sicheres, sie wird auf 100,000 Meter (13 geogr. Meilen) von Bravais und wieder nur auf 4000 Fuß (Farquharson) angegeben. An Orten wo Nordlichter nicht gesehen wurden, wirkten sie gleichwohl auf Abweichung, Intensität und Inclination, wie das Nordlicht in Aberdeenshire in Schottland, 19—20 December 1829 in Berlin, in Freiberg, Petersburg, Kasan und Nikolajew den Gang der Nadeln störte.

Lutfullah über den indischen Aufstand.

Wir haben unsern Lesern in den Nrn. 45 bis 49 des Auslands vom vorigen Jahr eine Reihe Auszüge aus den Denkwürdigkeiten Munschi Lutfullahs mitgetheilt; es wird daher manchen derselben nicht uninteressant seyn die Stimme dieses gelehrten Inders über den Aufstand seiner Landsleute zu vernehmen. Ein im Athenäum vom 23 Jan. enthaltener, aus Surat, Barekhan's Chucklub, 30 Nov. 1857 datirter Brief an einen Engländer, enthält einige Aeußerungen darüber, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. „Es wird Ihnen angenehm seyn zu erfahren (schreibt Lutfullah) daß, nachdem Delhi von den brittischen Truppen genommen ist, sich das Land allmählich beruhigt. Eine Menge Meuterer und schlechte Leute haben ihren Lohn in dieser Welt erhalten, und ich bin überzeugt, sie werden in der andern selbst im Läuterungsorte keinen Platz finden, sondern in das höllische Feuer hinabgeschleudert werden. Ich kann nicht sagen daß die Aufstände und Empörungen alle vorüber sind — Khanpur, Bareilly, Audh und einige Theile von Malwa sind noch in einem aufgeregten Zustande. Der Radscha meiner Vaterstadt, Dhar, ist zusammt dem Nawab von Dschaura (Jawra) ein Hochverräther geworden; er muß ein sehr dankbarer Mann seyn, dieser Mensch, denn er wurde durch die Hand der Britten zu seiner hohen Würde erhoben, und nun erhebt er seine Hand gegen die Britten. Allein sein verstorbener Vater Abdulghafer Chan war, wie Ihnen sehr wohl bekannt ist, ein Verräther an seinem Herrn und Meister, dem verstorbenen Hellar, und der Sohn folgt natürlich dem Pfade seines Vaters. Obgleich sich die Empörung allmählich legt, so wird doch, glaub' ich, noch das ganze nächste Jahr erforderlich seyn um alles wieder in das richtige Geleise zu bringen. Erfahrene und gutgesinnte Beamtete in Civil- wie in Militärdienstzweigen sind vonnöthen, für jetzt und für die Zukunft. Hätten wir sie früher gehabt, wir würden uns nicht selbst in das gegenwärtige Unglück gestürzt haben, das uns schon so viele kostbare Leben und so große Summen Geldes gekostet hat, und noch ein oder zwei Jahre lang ungeheure Ausgaben verursachen wird. Aber wer ist, nach all diesem, darob zu tadeln? Meiner bescheidenen Meinung nach niemand anders als wir selbst. Mir Dschafer Ali Chan traf am 15. d. hier ein; er bezeugt Ihrer Frau seine Hochachtung und bringt Ihnen selbst seinen freundlichsten Salam dar. Während er in Bombay war, schied seine Schwiegermutter, Ihre Excellenz Amerunnissa Begum Sahiba am Morgen des 10. d. aus dem Leben hienieden. Ich hatte alle Anordnungen zum Leichenbegängniß und zu andern ihrem Rang angemessenen Dingen getroffen. Der letzte Gang dieser ehrenwerthen Dame war ein höchst glänzender, fast die ganze Stadt schloß sich dem Zug an, und eine Compagnie Polizeimannschaft wurde mir auf mein Gesuch von der Agentschaft zur Verfügung gestellt. Die mit den während des Leichenzugs als Almosen zu vertheilenden Brodlaiben und Kupfermünzen beladenen Elephanten waren zuvorderst am Burhanpur-Thore, wohin der Sarg aus dem Thore des Palastes gebracht ward. Sie wurde in dem Garten Dudi Ilahis, neben ihrer Tochter, um 6 Uhr Abends beerdigt. Ihre Enkel, so wie alle Inwohner des Palastes, besonders aber meine Frau, welche unter ihrer Obhut aufgewachsen war, und ich selbst, gegen den sie sich stets untadelich freundlich gezeigt hatte, waren vom tiefsten Schmerz ergriffen. Ueberdieß war sie so mildthätig, daß viele arme Familien im stillen von ihr unterhalten wurden. Unsers allerhöchsten Schöpfers Wille muß geschehen: wir Sterblichen haben in solchen Fällen kein Heilmittel. Mir Dschafer Ali Chan verliert durch dieses traurige Ereigniß jährlich zwanzigtausend Rupien. Die Dahingeschiedene genoß die erhöhte Pension nur vierzehn Monate lang. Es macht mir Freude zu sehen daß mein Oberer alles was ich während seiner Abwesenheit gethan höchlich billigte, und sich in diesem Sinn auch gegen den Agenten, Hrn. A. K. Forbes, meinen Freund, aussprach. Ihr Regiment steht in Disa; ich habe von den eingebornen Officieren desselben seit langer Zeit nichts gehört. Wie ich glaube, ist ein Theil des Regiments, das sich in der Nähe des Schauplatzes der Meuterei befand, durch die Pardesis (Purdesees) des Regiments ebenfalls von dem bösen Geist angesteckt worden. Fast alle Pardesis der obern Provinzen im Heere dieser Präsidentschaft waren in Aufregung, allein sie werden jetzt wieder ruhig, nachdem sie gesehen daß man mehrere eingeborne Officiere und Gemeine gehängt und von der Mündung der Kanonen weggeblasen hat. Ich glaube, es ist der Wille Gottes die Bevölkerung Indiens zu vermindern, obgleich weder im letzten Jahre noch heuer die Cholera herrschte; allein bei dem jetzigen schrecklichen Zustand der Dinge werden die Menschen (ohne Unterschied ob schuldig oder unschuldig) in weit größerer Anzahl hinweggerafft als in irgend einem Cholerajahr. Den Thaten des allwissenden Wesens muß eine weise Absicht zu Grunde liegen.

Die Farbigen und Weißen auf Trinidad.

(Von Dr. Karl Rohrbach.)

Es gibt Menschen, die, wo sie auch auf Erden sich befinden mögen, stets Vergleiche zwischen dem augenblicklichen Aufenthaltsort und der Heimath anstellen, nicht aber um sich dabei der Vorzüge jenes bewußt zu werden oder der Annehmlichkeiten dieser sich sanft zu erinnern, sondern um in Aerger oder laute Mißbilligung darüber zu gerathen, daß sie in der Fremde nicht alle häuslichen Bequemlichkeiten wie zu Hause haben können. Solche Leute sind mir stets engherzig und bedauernswerth, oft sogar lächerlich erschienen. So hörte ich einen Berliner einst während des Sonnenaufgangs auf dem Brocken ausrufen, als sey er arg getäuscht: „Na! so was besonderes find' ich daran nicht! Hätte ich das gewußt, wär' ich nicht heraufgekommen. Den Anblick kann ich in Berlin viel großartiger genießen, wenn ich einfach ins Opernhaus gehe, wenn „der Prophet" gegeben wird. Da sitz' ich doch warm und bequem auf meinem rothen Sammtsessel — hier aber ist's abscheulich naß und kalt!" Und dabei eilte er spornstreichs vom Thurm hinunter, geleitet von einem allgemeinen Gelächter der Obenbleibenden. Ein andermal als ich im Eisackthale zwischen Brixen und Botzen im Omnibus dahinfuhr, hielt dieser plötzlich an, weil der Regen der letzten Tage die Bergwasser so geschwellt hatte daß dieselben ein gutes Stück des berühmten Kandersweges mitgenommen und in die Tiefe des Thales hinabgeeissen hatten. Da standen wir nun an einem Erdsturz, und mußten uns bequemen auszusteigen und auf dem schlüpfrigen Boden einen Weg in die Tiefe und zur gegenüber liegenden Seite hinauf zu suchen. Jeder der neun Passagiere trug sein Päckchen selbst, und es war allerdings gerade kein Vergnügen, am allerwenigsten in dem Grund der Erdspalte, den ein rieselndes Bächlein durchfloß, das auf wackelnden Steinen überschritten werden mußte. Es gab manchen tragikomischen Anblick durch das fortwährende Ausglitschen und ängstliche Balanciren der Wanderer. Mancher Seufzer und mancher Schrei machte den geängsteten Herzen Luft, und von den Lippen der Männer schallte hin und wieder auch eine heftige Verwünschung. Da ich, durch viele Wanderungen auf der grünen guten Erde an solche Dinge gewöhnt, nie mehr Anstoß an ihnen nehme, sondern sie im Gegentheil als kleine salzige Zuthat zu dem gesunden Gericht einer Reise in der freien offenen Welt willkommen heiße und mir daher von solchen Vorfällen nie den Humor verderben lasse, der im Gegentheil dann erst recht lebendig wird als innerer frischer Gegenhalt gegen die äußern Unannehmlichkeiten: so spiele ich dabei Theilnehmer des Drama's und zugleich Zuschauer; das hat seine großen Vortheile. Die Schwierigkeiten sind durch Klagen einmal nicht zu beseitigen, werden aber immer schwerer dadurch; dagegen ist der Humor ein Paar geflügelter Mercursschuhe, das über alle Fährlichkeiten leicht hinüberträgt. Ich machte daher auch dießmal allerlei Scherze über die Aengstlichkeit meiner Gefährten, und sie fiengen mehr und mehr an, darauf einzugehen, zu lachen, und kamen so in die rechte Stimmung das Ungemach zu ertragen, ja, einige freuten sich zuletzt darüber als über ein lustiges Intermezzo. Heiterkeit steckt an und ist von allen Epidemien gewiß die lieblichste; ich wünsche täglich daß sie mehr um sich griffe. Aber bei einem der Passagiere wollte sie durchaus nichts verfangen; der war gewiß mehrmals mit Erfolg geimpft gegen diese Ansteckung, und zwar war dieß geschehen in den größten Städten des Continents: Paris, Hamburg, Berlin und Wien. Ich bemerke dieß zur Kunde für solche meiner Leser, welche die Ansteckung des Frohsinns fürchten. Er war was man „blasirt" nennt, das ist: stich- und kugelfest gegen gesunden Scherz und heitere Auffassung des Lebens und seiner Erscheinungen. Er wickelte sich in den Wachsleinwandmantel seines höhern Bewußtseyns und fühlte sich gekränkt durch die Eingriffe der Natur in die künstliche Chaussee nach Botzen. Er trug die starre Glasmaske des Aergers, und die konnte nicht lachen. „So was müßte in einem ordentlichen Staat nicht vorkommen!" docirte er hochtrabend, und wäre dabei fast in den Lehmboden hingestürzt, um der Nachwelt seine wunderbaren Formen im vertieften Abdruck zu hinterlassen. Sein lachender Hintermann verhinderte es, und künftige Naturforscher mögen diesen deßwegen anklagen, daß er ihren Museen eine solche Rarität vorenthalten hat. „Nein!" rief er in erhöhtem Ton, „nicht vorkommen! So eine Zerstörung durch den Regen!" — „Bei Ihnen daheim regnet's wohl halt immer?" frug ihn sein Vorgänger. „Ach was," rief der Erzürnte, freilich, aber die Wege bleiben ganz!" — „Haben gute Gründe," rief ich ihm zu: „Ihre Wege, daß sie nie fortrutschen — alles lachte über das Doppelsinnige „Gründe" — die bleiben liegen, wo man sie hinbaut, kennen kein Oben und Unten! Aber hierzulande ist alles im Versinken, alles strebt nach unten, sogar der liebe Erdboden und nun auch wir selber! Sehen Sie nur, wie alles abwärts geht, Land und Leute, und Erde und Wasser! Es ist zu beklagen!" Neues Gelächter erfolgte, auch die Frauen überwanden die Aengstlichkeit und lachten mit, nur der Großstädter zürnte noch mehr, denn er war leider dabei den Bach zu überschreiten. Er sah eben auf um etwas zu suchen, glitschte dabei aus und sank bis an die Kniee in Wasser und Schlamm ein. „Ei, ei, rief ihm jetzt, als er um Hülfe schrie, sein rüstiger Nachfolger, ein Tyroler, etwas boshaft zu, Ei! Sie wollen wohl noch tiefer als wir; war's Ihnen noch nicht tief genug? Gefällt's Ihnen nun?" Dabei reichte er ihm aber helfend den starken Arm hinüber, und brachte den Versunkenen wieder empor. Er kam nur mit vieler Mühe wieder heraus, und endlich ans jenseitige Ufer und auf die Höhe, wo sich nach und nach die ganze Gesellschaft zusammenfand. Der Weg aufwärts war bei weitem leichter als der andre, und so lachte und scherzte man drüben weiter, trotzdem daß der Omnibus, der uns aufnehmen sollte, noch nicht zur Stelle war. Es regnete ein wenig, und da in nicht allzu großer Entfernung eine Schenke sichtbar wurde, begaben wir uns dorthin um da den Wagen mit mehr Behagen zu erwarten. Aber unser mißmuthiger Gefährte? Der hatte nasse Füße bekommen und diese Feuchtigkeit brachte in ihm, wie in einer begossenen Pflanze, alle Säfte in frischen Umlauf. Seine Wurzeln sogen in dem fetten Boden, in dem sie gleichzeitig in den Stiefeln standen, reichliche Nahrung auf, und so wuchsen ihm zwischen den Deckblättern seiner Lippen ganze Blüthensträuße von übelaussehenden giftigen Reden hervor.

„Solch eine Wirthschaft ist unerhört! Nicht einmal eine Brücke zu bauen! Eine hündische Ordnung! Der Weg weggerissen und keine Brücke! — Solches niederträchtige Wasser! Und dann nicht einmal eine Droschke oder sonst ein Wagen, wie in der ganzen Welt an jeder Straßenecke! (Ihm schien die „ganze Welt" ein

eigenthümliches Ding zu seyn!") Und kein Hôtel, nicht einmal eine Conditorei daß man sich erwärmen könnte! Solch ein Lumpennest von Land! In Paris auf den Boulevards ist eine Conditorei neben der andern!" — „Ei, schaun Sie, sagte eine Tirolerin zu ihm, welche die Schmähung ihres Vaterlandes nicht so hinnehmen wollte: warum sind sie nicht dort geblieben? Wir haben sie nicht hergerufen!" — Der Großsprecher wurde mausestill — ich freute mich über die Maßen über solche Zurechtweisung. Wir langten im Wirthshaus an, und setzten uns ganz gemüthlich bei einem „Schöpple Rothen" hin, indessen der Handlungsreisende, denn ein solcher war unser Weltweiser, sich still an den Ofen setzte, und die Säulen seines Ruhmes trocknete. Die entschlossene Art des Tirolerweibes hatte ihn sehr niedergeschlagen, und da er an den Mienen der Männer merkte daß einige aus dem „Lumpennest" Lust hatten, ihm zu zeigen was für starke Schwungfedern den darin entsprossenen Vögeln an den Schultern wüchsen, so war er, da Muth wohl nicht zu den Artikeln gehörte in denen er Geschäfte machte, jetzt sehr glücklich daß man ihn gar nicht weiter beachtete, sondern that als sey er nicht vorhanden. Schon nach 12 Minuten kam der erwartete Omnibus und führte uns — auch den immer schweigsamen Prediger und Verkünder großstädtischer Vollkommenheit — glücklich nach Botzen.

Mich freute es, wie rasch er aus dem Text gebracht worden war durch ein Weib. Denn was konnte man auf so baaren Unsinn als er zu Tage förderte, antworten? Er war zu groß als daß man darüber scherzen konnte, und so war die Beleidigung, die er ausstieß, gerade zur rechten Zeit gekommen, um ihm ein- für allemal den Dämpfer auf seine disharmonischen Saiten zu setzen. Solchen Menschen aber begegnet man heutzutage überall, und ich führe nur dieses eine Beispiel an, um zu zeigen wie weit sich durch die täglichen Gewohnheiten in unserer vielfach geschraubten und oft verschrobenen Lebensweise das Urtheil von der Natur, also von der Vernunft entfernt. Und damit muß die Heiterkeit und der Genuß am Leben sinken. Denn nur die Natur gibt Freuden, deren wir trotz der täglichen Wiederkehr nicht überdrüssig werden, sondern die wir immer und immer wieder, und stets mit neuem Bedürfniß empfangen können. Wer hat schon so oft den Sonnenuntergang gesehen daß er ihn nicht mehr sehen möchte? Wer hat das Meeresrauschen sich zuwider gehört? Oder den Gesang der Nachtigall? Wer mag den Sternenhimmel aus Ueberdruß nicht mehr ansehen? — ich nehme dieses Beispiel als das des unveränderlichsten Anblicks, der mir im Augenblick gegenwärtig ist. Das macht, die Natur malt von einer unendlichen Palette, und tönt aus ewig neuen Registern! Alles aber was die Kunst erschafft, daran werden wir mehr oder weniger zuletzt satt, und zwar um so mehr je weiter, und um so weniger je weniger es von der Natur, dem Vorbild, sich entfernt hat. Wir werden eher eines Bildes als einer Statue überdrüssig!

Zu den reichen Bildern, welche die Erde vor unsern Augen entrollt mit jedem neuen Tage, gehören auch die Erscheinungen ihrer verschiedenen Völker. Ich habe manches anschauen dürfen und wünschte daß es vielen, ja allen gegönnt wäre, einmal eine Zeitlang unter fremden Zonen, fremden Völkern, fremden Sprachen zuzubringen. Das klärt den Blick — wenn er nicht schon dem unseres Tiroler Adlers gleich ist — und erhöht die Anschauung vom Menschengeschlecht.

Ein Land wo sich dazu auf kleinstem Raume Gelegenheit bietet, ist die Insel Trinidad in West-Indien. Hier finden sich neben einander der Engländer als gegenwärtiger, der Spanier als früherer Besitzer (bis 1797), der Franzose als eingewanderter Colonist, der Portugiese als Tagelöhner, der Deutsche als Kaufmann oder Künstler, der Neger als Landbauer und Knecht, der Mulatte als Krämer oder Handwerker, der Kuli aus Ostindien als Knecht auf den Plantagen und ebenso der Chinese aus dem äußersten Osten.

Alle diese sind eingewandert oder eingeführt, das letztere mehr oder weniger freiwillig. Die Neger sind die früheren Sklaven oder deren Nachkommen; sie sind mit Gewalt hergeschleppt. Die Mulatten waren von jeher durch die Gunst ihrer weißen Väter halbfrei, und gehören daher auch heute nicht zu dem untersten Stand; sie sind keine Bauern und keine Tagelöhner, sondern Handwerker, und repräsentiren den unteren Mittelstand. Die Kulis sind von den Engländern eingeführt als freie Arbeiter; ob aber ihre Uebersiedlung, die Losreißung von dem heimathlichen Boden wirklich so ganz freiwillig geschieht, oder durch irgendwelche Mittel bewerkstelligt wird, darüber wollte man mich nie recht ins Klare setzen, so daß mir die Sache nicht ganz richtig erscheint. Uebrigens sind sie in den Pflanzungen der Insel völlig frei, wie die Neger. Wer bei der Ausschiffung einer Ladung von diesen Kindern des Aufgangs welche für seine Dienste gewinnen will, muß die Ueberfahrtskosten erlegen. Die Art, wie diese Leute transportirt werden, hat mich besonders stutzig gemacht in Bezug auf die Freiwilligkeit ihrer Auswanderung. Sie sind zu Hunderten in einem so engen Raum beschränkt daß gewöhnlich 10—15 Proc. auf der Ueberfahrt sterben, oft auch noch mehr.

Viel besser ergeht es in dieser Hinsicht den Chinesen. Auch diese werden mit Hülfe der Regierung als freie Arbeiter eingeführt. Aber sie wissen sich eine ganz andere feinere Stellung zu gewinnen als die Kulis und selbst als die eingebornen Neger. Ich werde später näher darauf eingehen.

Die Portugiesen kommen zum Theil aus Südamerika herüber, zum größern Theil aber aus Europa selbst. Sie sind sämmtlich Tagelöhner und als fleißig und ausdauernd berühmt, aber wegen ihrer Sinnesart, die zu Heimtücke und Rachsucht neigt, gescheut. Man stellt sie auf kurze Zeit für bestimmte Arbeiten an, beeilt sich aber sie wieder los zu werden. Man rechnet daß ein Portugiese das Doppelte bis Dreifache der Arbeit eines Negers thut. Hat er aber seinen Lohn, so macht er es wie dieser: er arbeitet nicht mehr, bis das Geld verzehrt ist. Die Engländer und die aus den nördlichen Inseln herübergekommenen Franzosen bilden die feine Gesellschaft, die vornehme Welt. Ein wenig abgesondert von ihnen leben die spanischen Familien, deren aber immer weniger werden. Die Deutschen, deren Zahl die kleinste ist, sind entweder Musiker, wie denn selbst die Musikbanden des Militärs deutsche Dirigenten haben, oder sie sind Kaufleute und Techniker, Apotheker ꝛc.

Natürlich existiren mit diesen acht Völkern auch alle ihre Sprachen hier neben einander, und wenn man einen Spaziergang durch King-Street macht oder am Hafen hingeht, so schlagen in jeder Secunde andre Klänge an das erstaunte Ohr.

Von jenen Urbewohnern der Antillen, die bei der ersten Ankunft der Europäer unter Columbus diese so sehr in Erstaunen setzten, finden sich heute kaum noch Spuren. Die Tyrannei der weißen Ansiedler hat gleich im ersten Jahrhundert ihre Reihen so gelichtet daß man von ihnen nicht mehr sagen könnte, sie bevölkerten jene Inseln. Verzehrende Krankheiten rafften Tausende, besonders die Frauen, hin, ähnlich wie heute auf den Sandwichs-Inseln, wo auf 10 Männer nur ein Weib kommt, und so ist die Volkszahl der Rothen in stetem Abnehmen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Auf den nördlichen Antillen finden sich daher nirgends mehr Reste der ursprünglichen Besitzer dieser herrlichen Eilande. In St. Vincent leben im nordöstlichen Theile der Insel, in der Caribee-Country, wie sie darum noch heißt, einige zerstreute Ueberbleibsel, wenige Familien, die mit den Negern zusammen, doch ohne rechten nachbarlichen Verkehr, in einem Dorf wohnen. In Trinidad dagegen gibt es noch zwei kleine Dörfer, von lauter Indianerfamilien erbaut und bewohnt: Arima und Savana-Grande. Selten erscheint einer aus diesem Stamm in den Städten, um sich Oel, Schießbedarf oder dgl. zu holen.

Man würde gewiß einen Fehlschluß machen, wollte man aus der heutigen Erscheinung und Lebensweise dieser Ureinwohner diejenige ihrer Vorväter vor der Eroberung der Spanier unmittelbar abnehmen. Denn man darf nicht vergessen daß das Eindringen der Weißen und noch mehr der Schwarzen, wie mir scheint, eine gewaltige Veränderung unter diesen Naturkindern hervorgerufen hat. Daher muß man dieses Moment mit in Rechnung bringen, will man ihre Art und Weise vor der Besitzergreifung ihres Eigenthums durch Fremde sich vorstellen.

Der Vergleich macht jedes Ding klar. So wurden mir die Eigenthümlichkeiten jener zurückgezogenen Indianer in Trinidad, als ich mit den Ureinwohnern von Südamerika an den Ufern des Massaruny (der letzte und größte Nebenfluß des Essequibo) verkehrte, immer deutlicher, und ich konnte dieselben nun scheiden in solche, die sie von Natur und in solche, die sie erst durch den niederdrückenden Einfluß der Europäer empfangen hatten. Auch hatten sie äußerlich mit den Anwohnern jener Ströme große Aehnlichkeit, unterschieden sich aber sehr bedeutend von den Ureinwohnern sowohl Mittel- als Nordamerika's.

Doch machen wir am besten um sie kennen zu lernen, einen Besuch bei ihnen, und zwar in Savana-Grande.

Wir landen in Naparima oder San Fernando, wie der Hafen gewöhnlich heißt, wohin uns der Dampfer von Port of Spain aus in 3 Stunden befördert. Wir erlangen mit Hülfe unsrer Freunde Pferde, und wer nicht fest im Sattel ist, der nehme lieber einen Mulo. Zu Fuß oder zu Wagen ist der Weg durchaus nicht zu machen. Es gibt einige Fahrstraßen auf der Insel, und zwar hin und wieder von ausgezeichneter Schönheit, so die z. B. welche von Naparima südöstlich über verschiedene Pflanzungen bis Mount-Stewart führt. Wir wollen dieselbe benutzen und uns den kleinen Umweg nicht verdrießen lassen, der uns gewiß manches Neue zeigen wird. In raschem Galopp geht es auf das herrliche Tafelland hinauf, das sich gleich hinter der Stadt erhebt und anfangs etwa 200—250′ über dem Meer liegt, aber fortwährend höher ansteigt. So kommen wir an verschiedenen Pflanzungen im Fluge vorbei bis nach Mount-Stewart. Aber von hier, wo der Boden anfängt in häufigen Wellen sich zu heben und zu senken, wo in der Nähe keine Steine zu brechen sind, wird die Straße in der nassen Jahreszeit ungangbar. Unsere Thiere finden freilich immer noch einen Pfad. Der röthliche Lehm wird gründlich durchgewühlt, und da wir eben im Anfang des Februar leben, kann ich ohne besondere Anstrengung an verschiedenen Stellen ein Bambusrohr 8—10, ja in der Thalsenkung 14′ tief in den Boden der Landstraße drücken, ohne auf festen Widerstand gestoßen zu seyn. Einen großen Dampfkessel, welchen der Besitzer von Fairfield-Estate aus England verschrieben hat, finden wir eben in drei großen Ladungen auf breiträdrigen Wagen auf der Straße halten. Die Zuckerernte ist eben im Gang. Der Kessel sollte dabei schon benutzt werden. Er war glücklich in Naparima gelandet und verladen worden, auch glücklich bis hieher, etwa ¾ Stunden von seinem Bestimmungsort, mit Hülfe von 15—20 Maulthieren vor jedem Wagen gebracht worden. Hier aber sanken die Wagen bis über die Achse in den weichen Boden ein. Man holt von allen benachbarten Pflanzungen die Maulthiere herbei: es entsteht eine unvergeßliche Scene. Wir müssen doch erleben, wie sich die Sache gestaltet; unsre Indianer in Savana-Grande laufen uns indessen nicht fort. Wir haben schon gehört daß es ruhige, stillsitzende Leute sind. Also bleiben wir hier am Wege, um zu sehen ob die versunkene Ladung wieder flott wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Salomonischen Gärten bei Jerusalem.

Ein französischer Reisender, welcher gerne die Plätze besucht an denen gefeierte Dichter gewohnt oder an denen sie ihre Begeisterung geschöpft haben, veröffentlichte im Moniteur einen Bericht über seinen Besuch in den „Gärten Salomonis." Zuerst besuchte er „die versiegelten Borne" — große unterirdische Wasserbehälter, worin die von den Bergen durchsickernden Wasser gesammelt und dann durch Röhren nach Jerusalem geleitet werden. In geringer Entfernung von diesen Wasserbehältern sind die gefeierten Gärten. Sie erstrecken sich einem Thal entlang welches von El-Burrasch nach Bethlehem streicht, und den lieblichsten Platz in ganz Palästina bildet. Salomo war in mehr als Einem Sinn ein guter Richter. Da gibt es murmelnde Ströme die sich durch grüne Auen schlängeln, und die auserlesensten Früchte und Blumen; da blüht die Hyacinthe und die Anemone; da prangt der Feigenbaum und die Rebe. Hoch empor über den Garten aber, in großartigem Gegensatz zu seinem lieblichen Anblick, thürmen sich die dunklen steilen Felsen des benachbarten Gebirgs, um dessen Gipfel unaufhörlich Geyer und Adler schweben und spiralförmige Kreise in der Luft beschreiben. Die seltenen Pflanzen und Blumen welche der große Zauberer des Morgenlandes in diesen Gärten ansammelte, wurden durch den Berg vor den Einflüssen des Nordwindes geschützt. Jeder Stoß des Südwindes war mit Wohlgerüchen beladen. Bei dem ersten Fächeln der Frühlingslüfte trieben die Feigenbäume ihre Früchte hervor, und die Reben begannen zu blühen. Es war, nach den Worten der hl. Schrift, „ein Garten der Freude." Die Pflanzen des Nordens und des Südens standen in bunter Mischung neben einander. Den einen Theil des Gartens nannte man den Wallnußbaum-Gang, oder, wie die hl. Schrift es übersetzte, den Garten der Nüsse. Einen andern Theil bilden die Beete der Specereien.

Der Führer des Reisenden war ein gebildeter Italiener, welcher ihm sagte die Gärten Salomo's seyen jetzt an einen Engländer verpachtet. „Der gegenwärtige Pächter," bemerkte er, ist Hr. Goldsmith, vom Hause Goldsmith und Sohn. Er unterdrainirt die Gärten Salomo's nach dem Yorkshirer System. Sie werden erstaunen wenn Sie den Erfolg sehen welchen seine Bemühungen gehabt haben. „Hier ist sein Haus." Ich bemerkte einen hellen ehernen Knauf, der im Mittelpunkt eines kleinen, in eine weiße Mauer eingelassenen Porcellanvierecks glänzte. Ueber

diesem Knauf standen in englischer Sprache die Worte: „Ziehe die Glocke." Diese Glocke kam meiner Einbildungskraft so ziemlich wie eine Anomalie in den Gärten Salomo's vor — doch dieß ist eine Kleinigkeit. Wir zogen die Glocke und traten ein. Das erste was mir in die Augen fiel, waren die rothen Drainirungsröhren, welche umherlagen, und das Zeichen der Verfertiger, Samuel und Comp., Nr. 128, Strand, trugen. Hr. Goldsmith drainirte dieses biblische Thal, dessen Thau so oft von den nackten Füßen des Schulamiten hinweggewischt wurde. Es war im Monat September. Eine amerikanische Mähmaschine schnitt die zweite Ernte künstlichen Grases auf eben dem Platz ab wo einst die Töchter Jerusalems jene Lilien des Feldes sammelten welche schöner waren als Salomo in all seiner Herrlichkeit. Eine Patent-Schneidemaschine heimste rasch den Ertrag jener Aecker ein auf welchen die Schwestern Ruths und die Töchter Naëmi's Aehren aufzulesen pflegten. Ich wünschte das Gezelt Salomo's zu sehen, aber ach, das Cypressengebälke und das Cedergetäfel war herabgenommen worden, und an ihrer Stelle befindet sich eine aus Backsteinen gebaute Hütte mit einem Dach rother und grüner Ziegel. Die Eingangshalle ist weiß übertüncht; man findet da ein kleines Empfangszimmer mit einem Birminghamer Teppich, und ein mit rothrandigem, in Paris, Rue des Moineaux, gekauftem, gelbem Papier tapeziertes Gesellschaftszimmer. Der Kamin ist preußisch, und die Vorhänge sind schweizerisches Nesseltuch. Anstatt der Mägde der Gemahlin fand ich zwei Ammenmädchen, die eine aus Paris, die andere aus Florenz. Der Sklave welcher die Cederzelte bereitet, heißt jetzt „John." Er hat einen rothen Backenbart, putzt seinem Herrn die Schuhe, scheuert jeden Tag den Boden, und firnißt ihn an Sonntagen, und wenn, wie ich naiverweise gethan, irgendein Freund des Romantischen nach dem dunklen Schulamiten fragen sollte, so wird man ihm fünf liebliche kleine englische Kinder zeigen, duftend von kaltem Rahm und Windsorseife, so schön wie Floßseide, mit geringeltem Haar, Prunella-Stiefeln und grünen Sonnenschirmen. Die Zimmetbäume sind zu Brennholz gefällt, und die aromatischen Rohre niedergehauen worden; die fünf kleinen Misses aber verrichten Häkelarbeit unter dem Schatten eines guten christlichen Birnbaums. Seit dem orientalischen Krieg hat Hr. Goldsmith für seine Vegetabilien die Kundschaft des Pascha von Jerusalem gewonnen. Im letzten Jahr hatte er, Dank seiner wundervollen Drainirung, sieben Kartoffelernten.

Was könnte nicht brittisches Capital und brittischer Unternehmungsgeist in der Bebauung des Landes ausrichten, wenn das Klima Palästina's oder Syriens diese mächtigen Hebel der Civilisation unterstützte? In Syrien besonders hören wir von einer Fruchtbarkeit sprechen die staunenerregend ist, und wohlunterrichtete Eingeborne sagen daß Europäer in diesen Bezirken sichere und höchst gewinnreiche Felder für ihre Betriebsamkeit finden würden. Damit hat es wahrscheinlich seine volle Richtigkeit, obgleich wir nicht umhin können einige Besorgnisse zu äußern in Bezug auf die Sicherheit ländlichen Capitals, das ein Fremder in einem von den Türken regierten Lande anlegt.

Ein Ausflug nach den Ruinen Dodona's.

(Von Martin Schultze.)

Die Trümmer der Vorzeit auf der griechischen Halbinsel sind zum Theil hellenischen, zum Theil pelasgischen Ursprungs. Die ersteren finden sich am häufigsten in dem alten Hellas und dem Peloponnes, während die letzteren am zahlreichsten in dem alten Epirus, dem jetzigen Paschalik Süd-Albanien und Thessalien, vertreten sind. Es sind die schon im Alterthum bewunderten cyclopischen Mauerreste. Ich habe dieselben während meines Aufenthaltes in Janina ziemlich vollständig kennen gelernt, indem ich den größten Theil der epirotischen Ruinen, welche fast sämmtlich aus Bauwerken dieser Art bestehen, besucht habe. Noch neulich war ich in Gesellschaft des Dr. S. bei Kastritza, einem Dorf am südlichen Ende des Sees von Janina, auf den angeblichen Trümmern von Dodona (sowohl nach des Dr. v. Hahn als auch der hiesigen Griechen Meinung). Wir fuhren mit dem Kaïk (Barke) in der Frühe von Janina weg, um den ganzen Tag bei unsern Forschungen zubringen zu können. Dennoch stand die Sonne schon ziemlich hoch als wir am Fuß des Berges, welcher die Ruine trägt, anlangten, so daß wir uns beim Ersteigen desselben der Regenschirme, die uns die Diener nachtrugen, gegen ihre glühenden Strahlen bedienen mußten. Was die Ruinen selbst anlangt, so lassen sich noch deutlich die Spuren einer großen Ringmauer erkennen, die sich rings um den Gipfel des Berges herumzieht und entweder eine kleine Stadt (Bergveste, wie sie noch jetzt in Albanien existiren) oder ein sehr großes Tempelgehöft eingeschlossen zu haben scheint. Das erstere wird dadurch unwahrscheinlich daß die Mauern an dem schmaleren Theile des Bergrückens so nahe an einander treten, daß kaum ein oder zwei kleine Häuser dazwischen gestanden haben können, während es auf der andern Seite an Wahrscheinlichkeit gewinnt durch die großen Thürme, die sich noch deutlich an den Ecken der Mauern (15—20 Fuß hoch) erkennen lassen, und die offenbar zur Vertheidigung gedient zu haben scheinen. An der Nord- und Südseite sind Einschnitte in den Mauern, die bestimmt Thore gewesen zu seyn scheinen, was aus der guten Ordnung der sie bildenden Mauerenden hervorgeht. Die Mauern sind 4—5 Fuß dick und bestehen meist aus ungeheuren Steinen von verschiedener Größe, welche ohne Bindemittel, doch durchaus nicht ohne behauen zu seyn, wie man gewöhnlich glaubt, mit großem Geschick über einander gethürmt sind. Die Zwischenräume, besonders das Innere der Mauern, sind mit kleineren Steinen ausgefüllt. Bemerkenswerth ist daß noch jetzt bei dem Bau der Häuser vornehmerer Leute zuerst etwas höher als Manneshoch ein Unterbau errichtet wird, der sich hier in Janina, wie in ganz Albanien überhaupt, von den cyclopischen Mauern nur durch die kleineren Dimensionen der dazu verwandten Steine unterscheidet. Die übrigen Ruinen hier in der Umgegend tragen alle dasselbe Gepräge, nur daß sie weniger erhalten und oft kaum von dem Felsen ihrer Grundlage zu unterscheiden sind. Sonstige Spuren menschlicher Kunst als z. B. Inschriften, Sculpturen rc. sind durchaus nicht zu entdecken, selbst nicht die allerrohesten, und werden auch nie gefunden werden; denn die Erbauer sowohl als die alten Priester von Dodona, und alle ihre Landsleute konnten weder schreiben, noch hatten sie sonst einen Begriff von Kunst, da es bei ihnen nicht einmal Götterbilder gab, wie Herodot erzählt. Sie waren eben keine Griechen, sondern Pelasger, d. i. Epiroten, Albanesen, die noch heute weder schreiben noch lesen können, es

sey denn griechisch oder italienisch; denn das albanesische Alphabet, das der Dr. Hahn aufgestellt hat, ist weder den Gegen noch den Tosken bekannt, sondern nur das Eigenthum weniger Familien, die sich desselben als einer Geheimschrift bedienen. Die Denkmäler der Hellenen beginnen erst viel weiter südlich, und zwar ist das erste das Amphitheater bei Dramissus (Passaron) ziemlich auf der Hälfte des Weges zwischen Janina und Arta. Bei letzterer Stadt, sowie rings um den ganzen ambracischen Meerbusen, ist dann alles griechisch. Leider werden die Steine der vielen sich dort findenden Denkmäler von Türken und Griechen zum Bau ihrer Häuser benutzt, was die Zerstörung vieler z. B. sehr werthvoller Alterthümer zur Folge hat. So bestehen die Stadtmauern von Arta zum Theil aus den Steinen eines großen Tempels, und unter den Pflastersteinen des Hofes einer dortigen Kirche fand ich sogar das Bruchstück einer Inschrift, aus der jedoch nur noch der Name Apollon und einige andere Namen, wahrscheinlich von Leuten die diesem Gott einen Altar geweiht hatten, zu entziffern waren. Nichtsdestoweniger findet man auch unter den pelasgischen Trümmern griechische, besonders macedonische, auch viele epirotische Münzen, wenigstens will der Igumenos (ἡγούμενος) eines Klosters auf dem Hügel bei Kastritza nicht weit von den angeblichen Ruinen Dodona's, bei Grabung seines Brunnens viele dergleichen gefunden haben. Leider konnte er mir keine davon zeigen, weil er sie alle bereits verkauft hatte (wenn es wahr ist).

Alexander Ziegler über die Wanderzüge der Häringe.

Der durch seine ausgedehnten und interessant geschilderten Reisen bekannte Alexander Ziegler ist kürzlich von einer Reise aus Norwegen zurückgekehrt, über welche er ein neues anziehendes Reisewerk vorbereitet. Er hat interessante Beobachtungen über die Häringe und Rennthiere — „das Wahrzeichen Norwegens," wie er treffend bemerkt — angestellt und darüber an Dr. Harald Lenz in Schnepfenthal schon vorläufig berichtet, wie folgt:

Thiere, die sich zum Ueberfluß vermehren, müssen entweder verhungern oder wandern. So wandern die Heuschrecken, Libellen, Feldmäuse, Lemminge, nordamerikanische Büffel, Antilopen Südafrika's, wilde Rennthiere u. s. w. Daß auch die Häringe wandern, beweist schon das Erscheinen ihrer Massen an den Küsten und ihr plötzliches Verschwinden von da. Will man annehmen daß sie sich nur in benachbarte Tiefen zurückziehen, so läßt sich das Gegentheil allerdings nicht erweisen; aber man wird immer annehmen müssen daß sie daselbst jedenfalls in weiten Kreisen zu wandern genöthigt sind, weil es ihnen an Nahrung fehlen würde, wenn sie an einem Fleck verweilten. Betrachten wir die in süßen Gewässern schaarenweise lebenden Fische, wie z. B. die Stichlinge, so sehen wir ebenfalls daß sie täglich, oft stündlich, in größeren oder kleineren Bezirken herumwandern. Von den Wanderungen größerer Fische, z. B. von den ägyptischen Zugfischen (Herodot 2, 93), von den Thunfischen (Plinius 9, 15, 20), von eben denselben (Oppian. de pisc. 2. IV. 620) u. s. w., sprechen schon die alten Griechen und Römer, wie Sie in Ihrer vortrefflichen „Zoologie" der Alten nachgewiesen haben. Allgemein bekannt sind heutzutage die Wanderungen der Thunfische im Mittelmeer, der Lachse stromauf- und abwärts, der Aale, deßgleichen der Hausen und Störe in der Wolga, das Erscheinen der Kabeljaumassen an den Küsten Nordeuropa's und des östlichen Nordamerika's, sowie ihr Verschwinden von da. Was Menschen von den sogenannten „Fischbergen" wegfangen, ist verhältnißmäßig nicht viel (?); es blieben solche Unmassen daß sie sicher verhungern müßten, wenn sie ihre Nahrung nicht wandernd suchten. Jedenfalls müssen auch die unermeßlichen Häringsschaaren zu ihrer Existenz wandern, die bei Island im März (Andersson), bei den shetländischen Inseln Ende Junius oder Anfang Julius (Milne-Edwards, Ziegler), bei den Orkney's Ende Julius (Bloch), in Norwegen vor Bergen im August, September und October — wahrscheinlich Abzweigungen der im Julius bei den Shetlands erscheinenden Häringszüge — an den Küsten von Schottland und England im September und October, an der Westküste von Frankreich im Herbst (Cuvier) und im Canal von October bis Neujahr zahlreich erscheinen und gefangen werden, später verschwinden und im Frühjahre bei Island wieder erscheinen. In Folge dieses von Nord nach Süd vorschreitenden Erscheinens der Häringsmassen liegt allerdings der Gedanke nahe daß die Schaaren unbemerkt in der Tiefe des Meeres (im Canal würde man sie sonst bemerken) auf geradem Weg in den vier ersten Monaten des Jahres zurückkehren und nur ein Theil derselben auf der Rückreise im Januar in größeren Schaaren bei Bergen erscheint, von wo sie dann bequem im März in Island eintreffen können, um ihre Wanderung nach Süden von neuem zu beginnen.

Die Hauptresidenz der köstlichen silberglänzenden Häringe scheint der hohe Norden zu seyn, und da sie in Lappland, Island, Grönland, Neufundland und in Sibirien (Wrangel) gefangen werden, so ist man wohl auch zu der Annahme berechtigt daß sie in der Behringsstraße, bei den Aleuten und in dem höheren Nordpolar-Becken (Capitän Roß fand die Lachse in großen Schaaren) vorkommen können. Da nun diese nördlichen Bewohner auf ihrer Wanderung nach Süden bis an die Westküste von Frankreich (Golf von Biscaya), nach Cuvier, und nicht weiter nach Süden vordringen, so möchte ich wagen, sowohl auf der östlichen als westlichen Halbkugel der Erde etwa den 44° nördl. Br. als die südliche Gränzlinie der wandernden Häringsschaaren zu bestimmen, die sich somit in Europa in der Linie zwischen Bordeaux und Bayonne, in der Bay von Biscaya, und in Nordamerika (Ostküste) bis Neuschottland und bis zur Mündung des Columbia-Flusses (Westküste) nach Süden zu bewegen könnten.

Bei Festhaltung dieser Linie und bei Annahme der wandernden Züge von Nord nach Süd, sowie der massenhaften Anhäufung der Häringe an den Westküsten von Norwegen, Shetlands, Orkney's, Neufundland u. s. w. liegt der Gedanke nahe daß die Züge der Fische und insbesondere der Häringe von den Meeresströmungen abhangen, indem sie entweder mit dem kalten Polarstrom im Sommer nach Süden gehen und mit dem warmen Golfstrom im Winter nach Norden zurückkehren, oder indem sie dem Golfstrom langsam entgegengehen, von März bis November allmählich nach Süden gelangen und dann im Winter schnell mit dem Strom nach Norden zurückschwimmen. In Betreff der möglichen Benutzung der Strömung von Seiten der Häringe zwischen Europa und Amerika möchte ich bemerken:

In Bächen und Flüssen läßt sich an Fischen leicht beobachten daß sie die meiste Zeit damit hinbringen, dem Strom entgegenzugehen, weil ihnen dann das Wasser von selbst ins offene Maul

und durch die Kiemen herausströmt, also das Athmen fast ganz durch das Wasser selbst besorgt wird, weil ihnen der Strom die Nahrung von selbst zu und ins Maul führt, weil der Strom nicht hinter die Flossen stößt. Sind sie so behaglich lange aufwärts gegangen, so wenden sie, gehen schnell stromabwärts, dann wieder langsam stromaufwärts. Das Schnellabwärtsgehen geschieht also, weil dabei das Athmen schwer, wenig Nahrung zu erwarten ist, und weil der Strom von hinten gegen die Flossen treibt, was nur bei schneller Bewegung angenehm seyn kann, dann aber auch fördert. Dieß Gesagte auf den Golfstrom angewandt, würde folgendes ergeben: Der Häring geht dem Golfstrom langsam entgegen und legt dabei seine Eier an den Küsten ab. So gelangen die Schaaren von März bis November allmählich nach Süden. Die Rückreise geht mit dem Strom im Winter schnell nach Norden zurück, links und rechts von England, wobei ein Theil im Januar bei Bergen erscheint. Im März ist alles oder vielmehr die Hauptmasse wieder bei Island oder doch in gleicher Polhöhe, und nun geht's wieder südlich. Eine Betheiligung des grönländisch-neufundländischen Polarstromes für die europäischen Häringe ist zwar nicht so wahrscheinlich, aber doch nicht unmöglich. Zwar fehlen für die neufundländische Häringsbewegung wohl alle Data, die Zeit des Küstenbesuchs abgerechnet, aber warum sammeln sich solche ungeheure Schaaren von Fischen gerade bei Neufundland, wo Golf- und Polarstrom zusammenströmen?

Am Nordcap, jenseits 71° nördl. Br. gefriert weder das Meer noch das Quecksilber. Eine Kälte von 24° R. ist eine Seltenheit. Auch die Häfen und Fjords von Finmarken und Nordland gefrieren niemals zu, während Hamburg, Bremen und St. Petersburg im Winter geschlossen sind. Dieses wunderbare Phänomen hat unzweifelhaft darin seinen Grund daß die ganze Westküste Norwegens durch einen Arm des Golfstromes erwärmt wird, der auch ähnliche Erscheinungen auf den Shetlands und Orkney's hervorruft. Ich habe mich auf diesem Inselarchipel fast einen ganzen Sommer aufgehalten, und kann sagen daß das Meer nicht zufriert und das Klima mehr durch feuchte Beschaffenheit, Wind, Nebel und Regen als durch Kälte ausgezeichnet ist. Der östliche Golfstrom, von den Hebriden und Cap Wrath als ein ganzer Strom gegen die Ostsee fließend, prallt im Pentland Firth gegen die äußersten Spitzen von Caithneß und Orkney's mit Macht an, verursacht heftige Bewegung des Wassers und schließlich aus den emporsteigenden Dünsten Nebel- und Regenwolken.

Dieser aus dem Golf von Mexico kommende, an der Ostküste von Nordamerika bis in die Gegend von Neufundland heraufgehende Golfstrom (eine Fortsetzung der äquatorialen Strömung) fließt in dieser Gegend mit der arktischen Polarströmung zusammen, und bildet später von hier einen südöstlichen und einen nordöstlichen Auslauf. Letzterer Arm berührt die brittischen Inseln, prallt, wie bemerkt, gegen die äußersten Spitzen von Schottland und den Orkaden an, ergießt sich dann nach der Westküste von Norwegen und verbindet so vielleicht als Wärmestrom den atlantischen Ocean durch die große Straße zwischen Grönland und Norwegen mit dem Polarmeer — wo Franklin und seine Genossen nach der Ansicht einiger Schriftsteller säen und ernten können.

Der Polarstrom kommt aus dem Polarbassin (vielleicht die Wohnung der Häringe), geht von Spitzbergen zwischen Island und Grönland, Treibeis mit sich führend, in den atlantischen Ocean und nähert sich, wie bemerkt, in der Nähe von Neufundland dem Golfstrom. Setzt man ein offenes Polarbecken voraus — so kann der Golfstrom, nachdem er zwischen Spitzbergen und Novaja Zemlja hindurchgeflossen, den Pol kreuzen und in spiralförmiger Curve, wieder an Breite verlierend, nach dem Kennedy-Canal, Smith-Sund und Baffinsbay sich ergießen. (Petermanns geographische Mittheilungen).

Collins Schilderung des Amurgebietes.

Es ist ganz bezeichnend für die Entwicklung auf der Südsee daß wir aus Amerika jetzt Berichte über die Amurländer erhalten. Der neueste ist von Collins, einem Agenten des Washingtoners Cabinets, welcher bekanntlich mit Erlaubniß des Kaisers Alexander durch Sibirien nach den Amurländern reiste und dessen Berichte ein californisches Blatt, der „Herald" zuerst veröffentlicht. Collins kam nach der berühmten russisch-chinesischen Doppelstadt Kiachta-Maimatschin und traf dort eine russische Gesandtschaft, die nach Peking gehen sollte um dem himmlischen Kaiser eine Kaufsumme für die entrissenen Amurländer anzubieten. Damit widerlegen sich die falschen Nachrichten als hätten die Chinesen bereits die nördliche Mandschurei abgetreten. Der Gesandtschaft wurde übrigens die Reise verweigert, und so werden die Russen ihr Geld und den Amur behalten. Die sibirischen Städte schildert Collins sehr günstig, manche von ihnen glichen an Schönheit der Straßen und Prunk der Kaufläden den amerikanischen Plätzen. Das Amurthal beginne sich bereits mit russischer Auswanderung zu füllen, und Collins erwartet die Entwicklung eines großartigen Handels zwischen Amerika und Central-Asien, wenn die russische Regierung eine liberale Handelspolitik einschlage, da mit Benutzung der See und von Stromläufen zwischen San Francisco und dem Baikal-See nur 300 engl. Meilen Landfracht liegen. Das Land am Amur besteht aus drei verschiedenen Regionen. Die erste erstreckt sich von der Mündung bis dahin wo er den Usuri, einen aus dem Süden kommenden Nebenfluß, in sich aufnimmt, eine Strecke von etwa 1000 Werst. Diese Gegend ist meist mit dichten Waldungen bedeckt; das Land steigt allmählich von dem Usurithal südlich nach Osten auf, und bildet einen bergigen Distrikt, der gegen die See hin steil abfällt. Dieß erklärt, warum nicht ein einziger größerer Fluß sich an der Küste der Tartarei, oder in der japanischen See ins Meer ergießt, südlich vom Amur, nach Korea zu. Das linke, nördliche Ufer des Amur, von seiner Mündung an bis etwa 100 Werst aufwärts, ist dagegen verhältnißmäßig ein flaches Land. Diese erste Abtheilung könnte man wieder in drei Unterabtheilungen theilen, da der Fluß nach Süden fließt, und das Klima daher nebst den Producten die es hervorbringt, rasch wechselt, von den Schneestürmen und den eisigen Nebeln der Ochotzk-See bis zu den gemäßigteren Klimaten. Die Ufer sind steil und schroff, und selten findet sich ein Plätzchen das man irgend zum Anbau benutzen könnte. So ist das Ufer längs der tatarischen Straße südlich, bis zu Emperors Harbour im 40sten Grad nördl. Breite. Sowie man aber den Amur weiter verfolgt, wird das Klima milder, und an der Mündung des Usuri ist man in einer ganz andern Gegend. Die Ufer des Amur bilden hier eine, nur zuweilen durch eine niedrige Hügelreihe unterbrochene Ebene, der Fluß theilt sich selbst in zahl-

reiche Arme, die Inseln und Bayen bilden, die nördlichen Wälder machen der Esche, der Linde, der Wallnuß, der Pappel Platz. Die Wälder sind meist so mit Haselstauden und Weinreben durchwachsen daß sie undurchdringlich sind, an jeder offenen Stelle beurkundet der üppige Graswuchs den Reichthum des Bodens, die Rebe und wilde Pfirsiche die Milde des Klima's. So üppig das Land ist, so würde doch die Dichtigkeit der Wälder für den Anfang ein großes Hinderniß seyn. Auf vielen Inseln und an den Ufern von Seen und Bayen finden sich ausgedehnte Wiesen, und hie und da beginnen die Eingebornen Gärten anzubauen.

Die zweite Abtheilung (1000 Werst) liegt zwischen der Mündung des Usuri und des Seja. Gebirgsketten, erst in der Ferne bemerkbar, nähern sich dem Fluß und umwallen plötzlich zu beiden Seiten die Ufer. Die Wälder bestehen aus Schwarzbirken, Eichen, Eschen, Wallnuß, Ahorn und Korkeichen. Unzählige Blumen in Farbenpracht, Trauben und üppiger Graswuchs laden zur Besiedelung ein. Der dritte Theil reicht bis zum Beginn des Amur, d. h. da wo dieser Strom aus der Vereinigung des Argun und der Schilka entsteht. Der Fluß windet sich hier in zahllosen Krümmungen durch ein bergiges Gebiet, und setzt bald an der einen, bald an der andern Seite fetten Alluvialboden ab, der mit üppigen Wiesen und nicht mit Wald bewachsen ist. Man findet nicht mehr so viele Baumarten, sondern meist nur Fichten, Tannen, Birken, Lärchen, Eichen und Linden, die selten hoch wachsen. Der Reisende vergleicht gern den Strom mit dem vaterländischen Hudson. An vielen Orten ist sein Lauf sehr gewunden, und man findet Hunderte von Inseln mit Seen, Bayen und Inselgruppen im Fluß. In der Ferne sieht man majestätische, oft mit Schnee bedeckte Berge und häufig Vulcane, die ihre Rauchsäulen zum Himmel senden. Innerhalb dieses ungeheuren Stromgebietes ist bewohnbares Land genug für 50 Mill. Bewohner mit den nöthigen Mineralien, Wäldern 2c., Wild findet man dort im Ueberfluß, und unsere sämmtlichen Hausthiere in wildem Zustand. Die Flüsse haben Ueberfluß an Fischen und Geflügel, die Berge an Kupfer, Gold, Silber und Eisen. Die ganze Länge des Amur mit seinen Quellenflüssen ist 4000 Werst, und diese sind geeignet für Dampfschifffahrt; auf den südlichen Nebenflüssen gelangt man bis 600 Werst (90 deutsche M.) von Peking. Auf den ersten 230 Werst die von Giljaken bewohnt sind, liegen am rechten Ufer 26, und am linken 13 Dörfer, die zusammen etwa 140 Häuser enthalten, in deren jedem durchschnittlich vier Familien wohnen, durchschnittlich drei Glieder stark. Dieß gäbe auf alle diese Dörfer zusammen etwa eine Bevölkerung von 126 Einwohnern. Auf der Strecke von 300 Werst wo die Manguntse wohnen, findet man 40 Dörfer, 36 am rechten und 4 am linken Ufer, mit etwa 110 Häusern und 1320 Einwohnern. Auf der Strecke von 800 Werst welche die Golde bewohnen, findet man 37 Dörfer am linken und 77 Dörfer am rechten Ufer mit 320 Häusern. Die Häuser sind etwas kleiner und haben durchschnittlich nur 10 Einwohner, welches eine Gesammtzahl von 3200 Einwohnern ergäbe. Die Mandschuren-Stadt Aigun soll 15,000 Einwohner haben. Ist dieß der Fall, so muß die Zahl der Einwohner dieser Race, wenigstens mit Einschluß derer an dem Seja nördlich vom Amur 40—60,000 seyn, wenn man einen Schluß von der Zahl der Dörfer, die Collins am Ufer sah und besuchte, auf die Einwohnerzahl machen kann. Von den Völkerstämmen oder „Indianern" wie sich Collins amerikanisch ausdrückt, werden uns vorzüglich drei geschildert: die Giljaken an der Mündung; die Manguntse (oder Magoons, wie Collins schreibt), die am linken; endlich die tongusischen Golde (oder Galdee nach Collins) die am rechten Ufer bis zur Mündung des Usurie wohnen.

Die meisten der wilden Stämme sind Götzendiener und Schamanen, der Mann hat eine freie Stellung, während Vielweiberei und Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes herrscht. Die Frau wird von ihren Eltern gekauft, und hat alle Sklavenarbeit eines wilden Lebens zu verrichten, während die Männer jagen, fischen oder Handel treiben. Die Golde und die mit ihnen verwandten Stämme stehen über den Giljaken und den andern Stämmen, die nur wenig Verkehr mit den Chinesen oder Mandschuren haben. Von diesem Verkehr haben die Golde einige rohe Ideen von Gott, beten aber doch die Bilder des Tigers, einer großen Schlange und eines menschenverschlingenden Fisches an, die sie als Repräsentanten des bösen Geistes betrachten. Man betrachtet die Schamanen oder Priester als die Vermittler zwischen Gott und dem Teufel, während man Gott ohne Vermittlung von Priestern anbetet. Für diese Gottesverehrung ist eine bestimmte Zeit im Frühjahr festgesetzt, und die ganze Bevölkerung nimmt an der feierlichen Handlung Theil. Sie glauben daß die Seele nach dem Tod in das Innere der Erde wandere, welches von einer eigenen Sonne und einem eigenen Monde beleuchtet sey, und die Beschäftigungen fortsetze die sie auf Erden getrieben. Eine Hölle für den allgemeinen Gebrauch gibt es nicht, sondern die Seele jedes Menschen bekommt für ihren Privatgebrauch eine eigene Hölle, die dunkel und feucht, und voller Schlangen ist. Bei den Golde und Manguntse legte man die Leichen der Verstorbenen in einen Sarg, den man auf ein niedriges Gerüst über dem Boden, oder wie bei den O-rock-ah auf drei Pfosten stellt. Haben die Verwandten die Mittel, so werden Opfer (Po-im-kee) dargebracht, und Gebete am Grab verrichtet. Bei solchen Gelegenheiten ißt und trinkt man tüchtig, und vertheilt Geschenke an die Freunde. Im Charakter ähneln die Golde, der wichtigste und interessanteste dieser Stämme, den nördlichen Tongusen, d. h. sie haben ein heiteres Temperament, sind aber furchtsam und faul. Sie sind empfänglich für Civilisation, aber nicht für Unternehmungsgeist. Sie leben in Häusern, ähnlich denen der Mandschuren, und ziehen im Frühjahr in Rindenhütten, die sie an den ergiebigen Stellen zum Fischfang bauen.

Die Giljaken haben dagegen gar keinen Begriff von einem höchsten Wesen, sie verehren böse Geister vorstellende Götzenbilder, die sie durch Beihülfe der Schamanen zu bestechen suchen. Unähnlich den Golde betrachten sie den Bären als den personificirten bösen Geist, mit großer Macht übels zu thun ausgestattet. Sie lassen die Jungen daher lebendig, füttern sie bis sie groß sind, und schlachten sie zuletzt unter großen Ceremonien, Tanz 2c. Ueber das Leben nach dem Tod haben die Giljaken dieselbe Ansicht wie die bei den Golde üblichen. Diese machen hölzerne Bilder von ihren Verwandten, von denen sie glauben daß die Seele hineinschlüpfe, setzen Speise vor dieselben, bestreichen das Gesicht mit Oel. Dann verrichten sie Gebete und Ceremonien am Grab, und wenn der Dienst der Schamanen vorüber ist, zerbrechen sie das hölzerne Ebenbild, welches die Seele nun, wie sie glauben, verläßt um nach dem Paradies zu gehen. Die Giljaken dagegen nehmen den Lieblingshund des Verstorbenen, füttern ihn eine Zeitlang mit auserlesenem Futter und schlachten ihn dann am Grab, nachdem sie Gebete verrichtet, worauf die Seele des Verstorbenen, die, wie man glaubt, seither im Hunde gelebt, nach dem Paradies entweicht. Die Giljaken haben einen ernsten, finstern Charakter, sie lieben Gewinn, und haben in Folge davon Unternehmungsgeist und Neigung zum Handel.

Miscellen.

Californische Champagnerfabriken. Nach Westen fliegt die Weltgeschichte! Warum sollte die Champagnerfabrication nicht auch Flügel haben? Und in der That fanden wir in einem Journal San Francisco's, im California-Demokrat, folgende Annonce unter der Ueberschrift Sansevaines California Champagner: „Dieser ist nun so reif daß er auf dem hiesigen Markte seine Erscheinung gemacht. Es ist Sechsundfünfziger. Derselbe ist vor einigen Tagen erst aufs neue umgefüllt worden. Was die Kunst thun kann, ist geschehen, und der Wein bedarf nur noch der Milde, die nur ein kurzes Liegen ihm geben kann, doch behaupten Kenner, er sey besser als der beste französische Champagner von gleichem Alter. Ein Theil der Bereitung ist ein Geheimniß französischer Champagnerfabricanten, die selbst in andern Ländern oft zur Bereitung moussirender Weine verwendet werden. Hr. Sansevaine hatte 1856 die Champagnerdistricte in Frankreich bereist, und einen Eingebornen der Champagne, einen Hrn. Debanne, engagirt, der in den Champagnerfabriken von Moet bei Epernay, bei der Wittwe Cliquot in Rheims und Hrn. Jacqueson zu Chalons gearbeitet, Häuser deren Champagner in der ganzen Welt berühmt ist."

Gedankenschnelligkeit oder Nerventhätigkeit. Die von Hrn. Fizeau in Vorschlag gebrachte Methode, den Zeitwerth mittelst rapider Umdrehung eines Cylinders in Raum umzugestalten, hat ihre Anwendung auch auf die Messung der Schnelligkeit eines Nerveneindrucks gefunden. Ein solcher 1000mal in einer Secunde sich drehender und in 360 Grade eingetheilter Cylinder ist im Stande den 360,000sten Theil, oder, wenn er sich 1500mal in einer Secunde dreht, den 540,000sten Theil einer Secunde zu messen, und selbst dieß läßt sich noch durch ein Mikroskop unterabtheilen, so daß man den 10Millionstel- oder vielleicht den 100Millionsteltheil einer Secunde erhält. Durch diese ungemeine Winzigkeit der Unterabtheilung der Zeit ist es nicht schwierig selbst die Schnelligkeit eines Nerven-Eindrucks zu messen. Wird dem Arm ein elektrischer Stoß gegeben, so erzeugt dieß ein Gefühl und eine Zusammenziehung der Muskeln. Wenn man daher das Zeitintervall zwischen dem Stoß und der Zusammenziehung anmerkt, so wird man die von der Fortpflanzung des Gefühls und der Thätigkeit des Gehirns, wie rasch dieß auch geschehen mag, in Anspruch genommene Zeit bestimmen können. Bei Anstellung dieses Versuchs mit verschiedenen Theilen des Körpers hat man merkliche Unterschiede beobachtet, indem der Stoß, wenn er auf den Daumen erfolgt, eine Drittelssecunde hinter dem auf das Gesicht erfolgten zurückbleibt. Dieser Unterschied aber rührt von der Fortpflanzung, nicht von der Thätigkeit des Gehirns her, und setzt uns daher in den Stand die letztere in den Experimenten frei zu machen. Auf solche Weise hat Hr. Helmholtz, von welchem diese Experimente aufs sorgfältigste angestellt worden sind, gefunden: 1) daß Gefühle in das Gehirn fortgepflanzt werden mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 180 Fuß in der Secunde, oder dem Fünftel des Betrags eines Tons, und zwar ist dieß nahezu bei allen Personen der gleiche Fall; 2) das Gehirn braucht den zehnten Theil einer Secunde um seine Befehle den Nerven zukommen zu lassen von denen die freiwillige Bewegung abhängt; allein dieser Betrag schwankt bei verschiedenen Individuen, und bei einem und demselben Individuum in verschiedenen Zeiten, in hohem Grade, je nach der Gemüthsstimmung oder der Beschaffenheit in der Zeit, und ist um so regelmäßiger, je gespannter die Aufmerksamkeit ist. 3) Die Zeit welche die Bewegungsnerven zur Fortpflanzung eines Befehls an die Muskeln brauchen, ist nahezu dieselbe wie die welche die Gefühlsnerven brauchen um ein Gefühl zu übertragen; überdieß vergeht mehr als nahebei eine Hundertstelssecunde, ehe die Muskeln in Bewegung gesetzt werden. 4) Die ganze Operation erheischt $1\frac{1}{4}$ bis 2 Zehntel einer Secunde. (Revue Suisse.)

Die Eskimos und die Thiere in der Repulse-Bay. Der „Courrier des Etats Unis" enthält einen Vortrag, den Dr. Rae neulich in der Gewerbeschule von Hamilton über seine Reisen hielt. Wir entnehmen demselben folgendes: Dr. Rae unternahm seine erste Reise im Jahr 1846 nach der Factorei von York. Dort brachte er den Winter zu, und im Frühjahr 1846 gieng er nach der Repulse-Bay; dort machte er Bekanntschaft mit den Eskimos, doch lassen wir Hrn. Rae selbst reden: „Ihre Sitten sind sehr eigenthümlich; sie haben unter anderem den Gebrauch beim Tod ihrer nächsten Angehörigen oder Freunde alles was sie besitzen zu zerstören. Ich erinnere mich einem Eingebornen, der mein Diener gewesen war, Gewehre und Geräthschaften zurückgelassen zu haben. Als ich mehrere Jahre nachher wieder kam, fand ich ihn im tiefsten Elend. Während meiner Abwesenheit war seine Frau gestorben. Um ihr Andenken zu ehren, hatte er seine Waffen und Geräthschaften verbrannt. Jedoch fehlt es diesem Völkchen nicht an Verstand und Rührigkeit. Die Hudsonsbay-Compagnie versieht sie mit Lebensmitteln, und tauscht Bären- und Seehundsfelle von ihnen ein. Einige Eskimos sprechen mit Leichtigkeit Englisch und Französisch, abgesehen von verschiedenen indianischen Dialekten, die ihnen geläufig sind. Alle sind sie ebenso geschickte als kühne Schiffer; die meiste Zeit bringen sie auf der Jagd zu. Das Wild fehlt nicht in diesen Eisregionen, aber es ist nicht immer leicht dasselbe zu tödten. Ich selbst habe 1450 Meilen zurückgelegt, ohne etwas anderes zu erlegen als einen Damhirsch, und doch war ich von den beiden besten indianischen Schützen des Landes begleitet. Gewöhnlich bekriegen die Eskimos die Thiere mittelst sehr gut eingerichteter Fallen. Sehr schwer ist der weiße Fuchs zu bekommen, dem sie mit größtem Eifer nachstellen, weil er ein sehr gesuchter Artikel ist (sein Fell kommt auf unseren Märkten bis auf 120 Dollars). Sein Instinct und seine List führen die Jäger sehr häufig irre. Damhirsche gibt es auf dem Landstrich der Repulse-Bay im Ueberfluß." In einem einzigen Monat erlegte der Erzähler deren 96. Sie waren wie eine Holzbeuge neben seiner Hütte aufgeschichtet; diese war wie die Wohnungen der Eingebornen ein Schneehaufen in conischer Form. Um eine zu bauen, braucht es nur 25 Minuten Zeit. Im Innern sind sie so heiß daß man häufig durch Oeffnungen, die in den Mauern angebracht sind, frische Luft hereinlassen muß. In den arktischen Gegenden erfolgt der Temperaturwechsel weniger schnell, und wird überhaupt weniger empfunden als in der gemäßigten Zone. Häufig erheben sich dichte Nebel welche die Sonne verhüllen; die Nähe des Pols macht den Compaß unbrauchbar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 8. 19 Februar 1858.

Eine Probe neu-indischer Romanliteratur.

Im Jahr 1265 der Flucht (1848/9 n. Chr.) erschien in Delhi von Ahmad Macbûl eine Novelle, welche die im Pendschab einheimische, populäre, oft in Vers und Prosa schon behandelte Erzählung von dem Liebespaar Hir und Ranjhan in neuer Form wiedergibt, und wovon Hr. Garcin de Tassy in der Revue de l'Orient eine Uebersetzung veröffentlicht hat. Die Erzählung wird von dem indischen Publicum für sehr spannend gehalten und cursirt als eine sogenannte „wahre Geschichte." Der Orient liebt das Geheimnißvolle und den Doppelsinn, er schwelgt in Anspielungen und Gleichnissen. Wenn wir also hier eine simple und profane Liebesgeschichte vor uns zu haben glauben, so steckt doch hinter Wort und Wendung immer noch ein geheimer und gewöhnlich ein religiöser Sinn. Die Sage von Hir und Ranjhan wird übrigens zu den spiritualistischen Schriften der Sofis gerechnet. Auch versteht man unter Liebe und geschlechtlicher Sehnsucht sehr oft etwas sehr überirdisches. „Wer nicht Liebe zeigt, gelangt nie zum Glauben, denn nach dem Ausspruche Ali's ist das Sinnbild die Brücke zur Wahrheit. Sehr tief hat eine heilige Person gesagt: man kann Gott ein Jahrtausend gedient haben, ohne fromm gewesen zu seyn, denn Gott ist dem nicht gnädig, der nicht Liebe besessen hat." Diese Worte Ahmad Macbûls lauten als wären sie aus dem Evangelium herausgeschnitten, auch ist dabei nichts wunderbares, denn der Islam will ja nur eine jüngere und edlere Frucht des Judenthums und Christenthums seyn, er erkennt das letztere bedingungsweise, gleichsam als Episode, oder berlinerisch zu reden als einen „überwundenen Standpunkt" an. Der Novellist belehrt uns ferner daß das Wort Ischk (Liebe) aus dem Arabischen Ischka abzuleiten sey, welches Epheu bedeute. Die Eigenschaft dieser Pflanze ist es, dem Baum um welchen sie sich schlinge, seiner Säfte zu berauben, wie auch die Liebe das Herz dessen vertrockne der sie empfindet. „Was die Frauenliebe betrifft, setzt der scharfsinnige Novellist hinzu, so gibt es zwei Arten, diejenige welche durch das Gehör (in Folge von Schilderungen), und diejenige welche durch den Anblick entspringt. Die erste ist löblich, die andere tadelnswerth, weil sie nicht rein ist von Fleischesbegierden." Es bedarf daher nicht des Zusatzes daß wir uns auf ein Muster der ersten Classe gefaßt zu machen haben.

In der paradiesischen Hauptstadt des Pendschab lebte ein Häuptling Namens Aftab Raë im Glücke wie ein persischer Cäsar (Khosroes). Außer seinem Reichthum an Elephanten besaß er sieben Söhne herrlich „wie die sieben Sterne des großen Bären." Der siebente weiß und roth, „wie Lilien und Rosen" hieß Ranjhan. Sein Herz war „liebeswund wie eine Tulpe," während er auf der Steppe die Kühe seines Vaters weidete. Dort traten zu ihm etliche ehrwürdige Fakire und baten ihn, er möge seine Kühe melken. Ranjhan schlug das Begehren ab, weil er erst am Morgen seine Thiere gemolken habe. Die Fakire drohten mit ihrem Zorn und Ranjhan gehorchte zitternd. Obwohl aber die Euter strotzten, wollte sich das Gefäß doch nicht füllen. Der Held bat daher die frommen Bettler ihm diesen „Zwiespalt der Natur" zu erklären, worauf er den Bescheid erhielt daß er das Werk ohne Anrufung göttlicher Hülfe begonnen habe. Ranjhan gehorchte dem Winke und alsbald quoll die Milch. Die Fakire belehrten jetzt den schönen Hirten daß dieses Erlebniß zu seinem Gewinne ausschlagen werde. Er solle aufbrechen, denn eine Schöne Namens Hir sey von Liebe zu ihm entbrannt. Es sey eine Huri, eine Beschämung für den Mond, vom Wuchse des Buxbaumes, mit Rubinlippen, Elfenbeinzähnen, mit verbrannter Leber (voll Liebesgluth), die neben andern und zahlreichen Qualitäten „den Gang des Rebhuhns und die Sprache des Papagai's" besitze. Ueberwältigt von so viel Glück sinkt Ranjhan in Ohnmacht, und verläßt dann „mit einem Berg von Liebeskummer auf dem Haupt" Eltern und Tanten um sich in die Wüste zu begeben. Dort schmachtet er in tiefem Elend, bis ein Brahmane erscheint und ihm von Hir einen Liebesbrief zubringt, denn „die Liebe erwärmt zuerst das Herz der Geliebten, weil der Schmetterling nicht lüstern würde, bevor die Kerze nicht entzündet wäre."

In der Stadt Jang-Sihal auf der Hochebene der Hasara wohnte und herrschte der Häuptling Schûschak, dessen Tochter Hir die heiligen Fakire dem Hirtenknaben so tizianisch geschildert hatten. Die blonde Schönheit beging den Fehltritt bei Mondenschein auf dem Dache ihres Hauses zu schlafen. Da konnte es nicht ausbleiben, daß es ihr von einem schönen Jüngling träumte und nach dem Traum der Schlaf nicht zurückkehrte. In der Morgenfrühe wurden Papa und Mama von dem Unheil benachrichtigt. „Sie saß mit aufgelöstem Gewande und Haar, ihr Gesicht war entstellt, und Spuren von Raserei wurden sichtbar auf ihrer Stirn." Die Eltern in ihrer Angst

schicken zum Wundarzt. Er kommt und läßt der Jungfrau zur Ader, aber da kein Tropfen Blut fließt, nimmt die Bestürzung zu. Hir eilt langend und bangend in den Garten, und bleibt versunken beim Anblick der Narcissen, als wären es seine Augen, oder sie umarmt eine Cypresse, als wäre es sein Leib. Glücklicherweise stellen sich Spielkameraden desselben feuergefährlichen Geschlechts ein, und erzählen der Rasenden wie von ungefähr, daß in der Hauptstadt der Hasara Ranjhan wohne, ein Jüngling ohne Tadel. Hir war in der glücklichen Stimmung auf ihn ihr Traumbild zu beziehen, und sie schrieb sogleich einen glühenden Brief, denselben welchen der Brahmine überbrachte: „Du hast mir dein Antlitz im Traum offenbart und es ist in mein Herz gesunken, so daß ich jetzt nur Staub bin zu deinen Füßen." Als Ranjhan diese scharmante Prosa gelesen hatte, begab er sich zu seiner Mutter, um nach wiederholtem Abschied sein Glück aufzusuchen. Zugleich dichtete er eine Gasele, die mit dem Gedanken schloß: „Die Nacht der Trennung wird eines Tages zu Ende gehen und wir vereinigt werden wie der Schwan mit dem Teiche." Auf seiner Fußreise hatte er das Unglück, beim Kreuzen eines Flusses beinahe zu ertrinken. Die Lehre die ihm einst die Fakire beim Melken gegeben, schlug aber zu seinem Glück aus, denn in dem Moment wo er sich dem Willen Gottes empfohlen hatte, erschien ein schwimmkundiger Matrose, der ihn wieder auf das Festland brachte. Ranjhan gelangt nun nach Siyalam, wo er sich in der Umgebung einen schönen, von Hir besuchten Garten auswählte, um durch Flötenspiel die Geliebte anzulocken. Die Stadt sprach sehr bald von dem Talent des Virtuosen im Buschwerk, und Hir, die von Liebe seitdem „wie eine Flöte abgemagert" war, hört und erkennt den Musikanten. Hir sucht nun für den Erkorenen, um es prosaisch auszudrücken, „eine Anstellung," und der Flötenspieler wird dem Vater für seine Oekonomie dringend als Hirt empfohlen. Der Vater aber merkte daß Ranjhan nicht für das Geschäft passe; weil er aber ein wenig unter dem Pantoffel des Töchterchens stand, drückt er ein Auge zu, und der süße Ranjhan wurde sein Schäfer. Ranjhan lebte nun ganz seiner Kunst, er gieng und kam mit seinen Heerden, Hir aber steckte ihm von der väterlichen Tafel allerhand Näschereien zu. Wahrscheinlich würden noch heutigen Tages die Dinge in dieser Art verlaufen, wenn nicht mißliche Zwischenfälle eingetreten wären. So geschah es daß Kirun, der Vatersbruder von Hir, diesem zärtlichen Verhältniß auf die Spur kam. Als nun Ranjhan, arglos die Taschen voll Bonbons, mit seinen Schafen auf die Weide zog, kam der Onkel als Fakir verkleidet, und bat den Hirten um einige Nahrung, der auch mit vollen Händen ihm gab, was Hir ihm zugesteckt hatte. Kirun verfügte sich schleunigst zu seinem Bruder, dem Häuptling, nahm seinen Turban herab, und zeigte ihm die Schleckereien als Beweis des sträflichen Liebeseinverständnisses. Der Vater ließ im Zorn die Tochter rufen. „Närrin! Schande deiner Eltern, die du Schmach bringst auf unsern Stamm! Bis auf den heutigen Tag war unser Haus rein von dem Unkraut der Besudelung, du aber hast den Anstand gebrochen mit einem Fremdling, der nicht für dich paßt! Soll ich mit einem Säbelstreich beide, eure Häupter spalten? Geh und verbirg dich hinter den Zelten des Harems!" Während der Onkel der Nichte Verdruß machte, suchten Hir's Brüder sich des ihnen drohenden Schwagers zu entledigen, indem sie ihn sammt seinem Vieh in einen grausenhaften Wald voller Ungeheuer schickten. Dort war der Morgen „so dunkel wie der Abend, der Abend aber finster wie der jüngste Tag." Doch ließ Ranjhan an dieser unheimlichen Stätte ruhig seine Schafe grasen, während er selbst auf einem Pantherfell saß, bewaffnet mit einem Stecken und mit Unschuld. Bald zeigte sich auch ein schreckliches Löwenpaar, aber Ranjhan sprach die Grundworte des Islam: Es gibt nur einen Gott, und zerschmetterte mit seinem Stabe den Schädel eines Löwen, worauf das Ungethüm „wie Kampfer zerschmolz." Der andere Löwe zog sich jetzt besonnen zurück, allein Ranjhan ereilte und erlegte ihn, worauf er sich nach der starken Motion zum Schlafen niederstreckte. Mittlerweile fanden andere Hirten die Leiber der erschlagenen Bestien, und brachten sie dem Häuptling Schüschak mit der Lügenbotschaft, die Löwen hätten seinen Hirten zerrissen, ihnen aber sey es gelungen die Ungethüme zu vertilgen. Als Hir diese Nachricht empfieng, zerriß sie ihren goldenen Schleier und kehrte ihre Nägel gegen sich selbst. „Die Welt verdunkelte sich vor ihren Blicken, und sie gab ihrem Weh folgenden Ausdruck" — nämlich in einer kunstgerechten Gasele. Als sie ein wenig sich von ihrem dichterischen Pathos erholt hatte, ließ sich das Flötenspiel des heimkehrenden Galans vernehmen. Hir's Vater, der Häuptling Schüschak, belohnte wohl den Jüngling für seine heroische That, allein gleichzeitig wurde von ihm eine standesgemäße Verheirathung der Tochter beschlossen. Eine neue ärgerliche Episode traf Ranjhan, da ein Räuber seine Heerden ihm entführte. Er konnte, unbewaffnet wie er war, keinen Widerstand leisten; als er aber heimkehrte und sein Mißgeschick laut beklagte, opferte Hir ihre Juwelen, um dem Geliebten Roß und Waffen zu kaufen. Der Onkel Hirs spielte dabei den Mäkler, und ließ sich, wie die Erzählung nicht verschweigt, 1400 Rupien für einen Gaul zahlen, der nur tausend gekostet hatte. Beritten und bewaffnet konnte Ranjhan dem Räuber nachsetzen, ihn einholen, erschlagen, und die verlornen Schafe wieder heimbringen. So große Thaten wären freilich eines günstigen Schicksals würdig gewesen, allein Hir's Brüder drangen auf schleunigen Vollzug der Verheirathung ihrer Schwester. So kam der ominöse Tag. Feuerwerke sprühten und zischten, alles bewegte sich in Prunk und Freude, nur die Braut war mit Wehleid bedeckt. „Hier tanzten Bajaderen, dort klopfte ein Herz wie einem Huhn, das erwürgt wird." Hir spielte nach der Hochzeit die Wahnsinnige, Ranjhan hatte der Welt entsagt und war Fakir geworden. Unter dieser Maske näherte er sich dem Ehemann seiner Geliebten, der ihm mitleidig Almosen gab, auch sah er Hir wieder, und sprach sie sogar, „denn durch Blicke vermögen sich Liebende hundert Dinge zu sagen, ohne daß es irgendwer gewahre." Der Pseudo-Fakir schlug sein Domicil in einer nahen Waldeinsamkeit auf, und bald verbreitete sich der Geruch seiner Heiligkeit, daß Tausende von Gläubigen zu ihm wallfahrteten. Eine Freundin Hir's, die im Complott war, rieth dem Ehemann, seine Frau zu dem Fakir zu schicken, damit er sie von ihrem Trübsinn heile, und der Ehemann war es zufrieden, daß Frau und Freundin den Einsiedler aufsuchen sollten. Dieß geschah in einer Nacht, und Hir war mit Ranjhan kaum vereinigt, als das Paar geschwind die Flucht ergriff. Sie eilten so rasch, daß sie sich nicht Zeit ließen die Dornen aus den Füßen zu ziehen. Endlich aber glaubten sie das Gebiet anderer Herrscher erreicht zu haben, und lagerten im Schatten eines Baumes, wie der Dichter sagt: „Wenn die

Geschicke reifen, versagt dem Arzte seine Kunst." Hir bemerkte zuerst eine aufsteigende Rauchwolke und weckte Ranjhan. Glücklicherweise begegneten die nachsetzenden Reiter des beraubten Ehemanns zuerst einer Schaar barfüßiger und barhäuptiger Calandars. Auf diese stießen die Verfolger und riefen ihnen zu: „Eine Sklavin hat sich mit ihren Juwelen und einem Fakir zu Euch geflüchtet. Gebt sie heraus." Die Mönche verstanden die Sprache der Reiter nicht, sondern griffen sie — wie Feinde — mit Knütteln an, und trieben sie zur Flucht. Da Hir's Gatte mit Gewalt gegen die Ungetreuen nichts auszurichten vermochte, so betrat er den diplomatischen Weg, und begehrte von dem Radscha, bei welchem das Paar Asyl gesucht hatte, die Rückgabe seines Eigenthums. Der Fürst ließ sogleich den Rechtsfall untersuchen, die Calandars und das liebende Paar erschienen im Verhör. Da brach zur rechten Zeit eine Feuersbrunst in der Stadt aus, und verzehrte, was man auch dagegen that, ein Quartier nach dem andern. Man schrieb auch dieses Unglück nicht den Mängeln der Löschanstalten, sondern „der Gluth von Hir's Liebesseufzern" zu, und als sogar der Minister versicherte: „Majestät! das ist kein gewöhnliches Feuer, sondern die verzehrende Flamme des Jahrhunderts von der Gluth der Seufzer angefacht" — besiegelte der Radscha eilig das Ehebündniß zwischen Ranjhan und Hir, die dankbar vom Fürsten schieden, und sich seitdem vor der Menschen Augen verborgen haben, „wie der Flecken der Erbsünde."

Skizzen aus Rom.

8. Oeffentliche Anstalten.

Bei einem längern Aufenthalt in Rom drängt sich dem Ausländer, auch wenn er nicht den Zweck verfolgt sich über die öffentlichen, der Förderung des allgemeinen Besten bestimmten Anstalten, Einrichtungen und Maßregeln zu unterrichten, doch manche Bemerkung über diese Gegenstände gelegentlich und unwillkürlich auf. Dergleichen vereinzelte Wahrnehmungen können freilich auch nicht entfernt den Werth einer auf Nachforschung begründeten, erschöpfenden oder selbst nur zusammenhängenden Schilderung der betreffenden Zustände haben; indessen ist auch ihre Mittheilung vielleicht nicht ohne Interesse. Denn Erscheinungen die so sehr an die Oberfläche treten daß sie der Wahrnehmung gar nicht entgehen können, sind als die sichersten, untrüglichsten Symptome tief wurzelnder und weitverbreiteter Ursachen anzusehen. Eine Reihe solcher Bemerkungen, die man in Rom zu machen gleichsam nicht umhin kann, soll hier zusammengestellt werden, wobei jedoch das eigentlich kirchliche und politische Gebiet ausgeschlossen bleibt.

Von dem Gang der Rechtspflege wird der Fremde, falls ihn nicht ein unglücklicher Zufall selbst mit der Justiz in Berührung bringt, wenig gewahr, außer durch Proclamationen von Urtheilen. Bei Todesurtheilen werden an die Straßenecken sehr ausführliche Darstellungen des Thatbestandes angeschlagen, die oft mehrere Spalten füllen; offenbar weil man voraussetzt daß die Bevölkerung im allgemeinen geneigt ist für den armen Sünder Partei zu nehmen, und dieß Mitleid, das leicht der Unzufriedenheit Nahrung geben könnte, wo möglich in Abscheu zu verwandeln oder doch zu entkräften sucht. Zur Vollstreckung der Todesurtheile wird auf dem wüsten unheimlichen Platze Bocca della verità zwischen Palatin und Tiber in der Frühe eine Guillotine aufgeschlagen und nach der Hinrichtung wieder abgebrochen.

Viel mehr natürlich als die Justiz lernt man die römische Polizei kennen. Zwar den Fremden behelligt sie so wenig als möglich, weil das Zuströmen der Fremden nach Rom, die Hauptnahrungsquelle für einen sehr großen Theil der Bevölkerung, leicht dadurch vermindert werden könnte. Seine Paßkarte besorgt ein Commissionär, und die üble Behandlung, die sein für römische Lippen unaussprechlicher Name so wie der seines Geburtsorts und Vaterlandes bei der Uebertragung in das Document erfährt, ist in der Regel das schlimmste was die Polizei ihm zufügt. Die Straßenpolizei wird äußerst lässig betrieben; ihre Sorge für Reinlichkeit beschränkt sich darauf, Kehrichtstellen (immondezzai) an Straßenecken anzuweisen, und denjenigen zu bestrafen der Unrath anderswohin als auf diese Plätze wirft, die dann freilich nicht gerade zur Verschönerung der Umgegend beitragen. Nicht aus eigener Erfahrung, aber aus sehr glaubwürdigen Mittheilungen kann ich die in ihrer barbarischen Rohheit naive römische Methode berichten, den Gefahren der Hundetollheit vorzubeugen. Da die Polizei sich offenbar außer Stande fühlt dahin zielende Maßregeln, wie sie in civilisirten Ländern Sitte sind, durchzuführen, so werden in den Hundstagen Stücke vergifteten Fleisches auf den Straßen ausgelegt, und auf diese Weise eine große Verwüstung unter den Hunden angerichtet, die in dieser Zeit nicht von ihren Herren zu Hause gehalten werden. Schon die Vorstellung der in Qualen verendenden Thiere und ihrer Leichen, die von Henkern fortgeschleppt werden, ist im höchsten Grade widerlich, der Anblick muß geradezu unerträglich seyn. Dasselbe Bewußtseyn der eigenen Ohnmacht verräth die Polizei in ihren öffentlich angeschlagenen Verordnungen über Pockenimpfung. Sie verspricht den Eltern, die ihre Kinder dieser Operation unterwerfen wollen, eine Belohnung von 2 Paul (etwa 9 Sgr.)! Zugleich zeigt dieß Verfahren, wie verbreitet die Antipathie gegen Vaccination noch im Volke seyn muß. Die in den untern Schichten verbreiteten Ansichten über ärztliche Dinge, namentlich auch insofern sie die den Kindern zuträgliche Diät betreffen, kann man sich überhaupt kaum roh genug denken. Eine Deutsche, die einer römischen Bettlerin Almosen gab, versprach ihr dieß zu vermehren, wenn sie ihr von Schmutz starrendes Kind waschen wolle. Die Römerin antwortete, sie habe es nur unterlassen, weil sie befürchtet habe dem Kinde dadurch zu schaden. Die Folge solcher Grundsätze ist natürlich eine große Sterblichkeit unter den Kindern. Römerinnen dürfen selten über Mangel an Kindersegen klagen. Fast immer erhält man aber auf die Frage an eine Mutter, wie viel Kinder sie habe, die Antwort: so und so viele am Leben — e tanti in paradiso.

Daß die römische Polizei sehr unzureichend ist, zeigt auch die in Rom herrschende Unsicherheit der Personen und des Eigenthums. Raubmorde innerhalb der Stadt gehören zwar wohl zu den äußersten Seltenheiten. Morde dagegen aus Rache oder andern persönlichen Beweggründen sind auch in der Stadt nicht abzuhalten. Es kann sich gar wohl ereignen daß man in einem belebten Stadttheil vor dem völligen Einbruch der Nacht eine Probe von der furchtbaren Geschicklichkeit der Römer in der Führung des Stilets zu sehen bekommt. Die Virtuosen dieser Kunst stoßen ihrem Opfer den Dolch mit solcher Sicherheit in die Kehle daß es lautlos zusammensinkt, wodurch die augenblickliche Flucht des Mörders möglich wird. Raubanfälle kommen bei Tage natürlich nur in den allerentlegensten Gegenden vor, Diebstähle vorzugsweise in den von Fremden bewohnten Quartieren, in der Gegend des Corso und am spanischen Platz. Der letztere hat auf diese Weise eine wenn auch geringe Aehnlichkeit mit seinem ehemaligen Charakter bewahrt. Das Hôtel des spanischen Gesandten, von dem er seinen Namen führt, hatte wie alle Gesandtschaftshôtels das Asylrecht; aus diesem Grunde war diese Gegend, jetzt der Sammelplatz der vornehmsten und fashionabelsten Ausländer, von dem ärgsten Gesindel Roms bewohnt. Die Unsicherheit der Landstraßen ist zu bekannt, um hier besprochen zu werden.

Die Administration des Kirchenstaats steht bekanntlich in sehr übelm Ruf wegen ihrer Lässigkeit, Unbehülflichkeit, Unredlichkeit, der Bereicherung einzelner durch Monopole zum Schaden des Landes und anderer schreienden Mißstände. Daß die Regierung den Verkehr als nothwendiges Uebel betrachtet, das man auf alle Weise einzuschränken suchen müsse, fällt dem Reisenden natürlich zuerst in die Augen. Der Bau der Straßen ist trotz des herrlichsten Materials und trotz der mahnenden und beschämenden Reste der alten Römerstraßen mit ihrem unverwüstlichen Fahrdamm aus Basaltpolygonen, auf wenige Hauptlinien beschränkt und überall vernachlässigt. Zu der revolutionärsten Erfindung des 19ten Jahrhunderts, der Eisenbahn, hat sich die päpstliche Regierung offenbar nur mit dem größten Widerstreben bequemt. In der Concessionsertheilung an eine Actiengesellschaft zum Bau einer Bahn, die man in jedem andern Lande schon vor zwanzig Jahren als unentbehrlich angesehen haben würde, der von Civitavecchia nach Rom, war unter anderm gesagt, daß durch sie die Pilgerfahrten der Gläubigen nach den heiligen Stätten erleichtert werden sollten; es war als wenn dieser heilige Zweck als Entschuldigung eines so unheiligen Unternehmens betrachtet werden sollte. Die Eisenbahn nach Frascati ist nun endlich fertig geworden; aber während mehrerer Jahre waren einige Haufen rostender Eisenschienen die neben den angefangenen Planen lagen, und eine Inschrift in irgend einer Straße des Quirinal: ufficio della strada ferrata di Roma a Frascati, die einzigen Garantien ihrer einstigen Vollendung, an welcher daher manche skeptische Gemüther zu zweifeln sich berechtigt glaubten. Nirgend erträgt man freilich die Mängel der Einrichtungen für den Personenverkehr so leicht als in einem Lande, wo man sich bei jedem Schritt zum Verweilen aufgefordert fühlt. Wie in Frankreich sorgt die Regierung nur für die Courierpost, die Diligenzen sind Privatunternehmungen, und weit entfernt auch nur mäßigen Anforderungen zu entsprechen oder nur das Bedürfniß zu befriedigen; dagegen reist man bekanntlich, wenn man nicht gezwungen ist schnell zu reisen, mit Vetturinen vortrefflich. Die Courierpost hat keine Beiwägen, und eigentlich nur einen Platz außer dem des Couriers im Fond des Wagens, in der That aber werden regelmäßig zwei Personen befördert, wobei der Courier auf einem kleinen an der Rückseite des Wagens angebrachten Sitz unbequem genug placirt ist; zuweilen erscheint sogar auf kürzeren Strecken noch ein vierter Passagier. Ob die dadurch erzielte Mehreinnahme in die Tasche des Couriers fließt, oder die Regierung mit ihm theilt, ist mir unbekannt. Die Beförderung ist übrigens schnell und gut, sogar ziemlich pünktlich. Die Briefpost läßt wenig zu wünschen übrig, seit auch der Kirchenstaat in den Portoverband eingetreten ist, und Briefe aus und nach Deutschland nur 13 Bajocchi (5 Sgr.) kosten. Die Wohlthat dieses Fortschritts empfindet man doppelt, wenn man von Neapel kommt, wo man gegenüber der unverschämten Prellerei gaunerischer Postbeamten beinahe schutzlos ist, und Preise je nach der Willkür dieser Herren drei- oder vierfach bezahlen muß. Man findet auch hin und wieder in Rom einen Schalter zum Hineinwerfen der Briefe, indessen dunkle Gerüchte behaupten, daß diese Schalter nie von den Postbeamten geöffnet werden, daher es nicht rathsam sey Briefe hineinzuwerfen. Es wäre übrigens ungerecht, nordische Ansprüche an die römischen Posteinrichtungen zu machen, anstatt den Fortschritt anzuerkennen den sie im Vergleich zur Vergangenheit gemacht haben. Der Schreiber dieser Zeilen war freilich sehr erstaunt, als er den Hof der Post zum erstenmal betrat. Es war ein Viertel auf zehn, und überall herrschte noch die tiefste Ruhe, alle Fenster waren geschlossen, obwohl die Briefausgabe schon um neun Uhr beginnen sollte. Man gewöhnt sich aber in Rom bald es mit den Zeitbestimmungen nicht so genau zu nehmen.

Von einem Handel Roms kann eigentlich kaum die Rede seyn. Kunstgegenstände und einige wenige Fabricate abgerechnet (wie Darmsaiten, seidene Tücher und Shawls, die hauptsächlich in Trastevere gemacht werden) ist er ganz und gar passiv. Alles namentlich was nach unsern Begriffen zum Comfort des Lebens unentbehrlich ist, und die meisten Fabricate werden eingeführt, hauptsächlich aus französischen Häfen; diese Waaren sind eben so schlecht als theuer. Nach der primitiven Weise jugendlicher Ansiedlungen in amerikanischen Urwäldern erhält man zuweilen in einem und demselben Laden am Corso die verschiedensten Gegenstände. Wie sehr der Handel in der Kindheit ist, zeigt besonders die Praxis der römischen Kaufleute, den Preis einer Waare dann zu erhöhen, wenn der Absatz zunimmt.

Nach diesen Bemerkungen über Anstalten für das materielle Wohl des Landes mögen noch einige über die Sorge der Regierung für das geistige Wohl der Unterthanen und über die Einrichtungen zur Förderung der Kunst und Wissenschaft und die Erhaltung der Alterthümer folgen. Unter den erstern nimmt die Censur natürlich eine hervorragende Stelle ein. Sie ist so streng, daß Rom einer Tagespresse, die den Namen verdiente, völlig entbehrt, und natürlich übt sie auch auf die Litteratur und den Buchhandel die lähmendsten Wirkungen; von der neapolitanischen, die sogar Shakespeare verbietet, wird sie allerdings noch überboten. Die Verbote der Index-Commission werden regelmäßig an den Straßenecken angeschlagen. Allerdings ist es fraglich, ob eine Aufhebung der Censur einen bedeutenden Aufschwung der literarischen

Production zur Folge haben würde; denn wenn nicht auf immer, so ist doch für eine vorläufig unberechenbare Dauer die schöpferische Kraft der italienischen Nation abgestorben. Dieß zeigt sich am deutlichsten auf dem Gebiet der Kunst, wo kein äußerer Druck ihre Entfaltung hemmt und doch so gut wie nichts geleistet wird. Unter diesen Verhältnissen ist es natürlich daß ein buchhändlerischer Verlag in Rom eigentlich gar nicht existirt; was man so nennen könnte, beschränkt sich fast gänzlich auf den Wiederabdruck und neue Ausgaben älterer Werke, namentlich der Classiker des Cinquecento, der altrömischen Classiker, der Kirchenväter und anderer religiöser Schriften. Wenn ein römischer Schriftsteller etwas herausgeben will, so muß er es fast immer auf eigene Kosten thun. In der That recrutirt sich aber auch die litterarische Welt in Italien überhaupt aus ganz andern Regionen der Gesellschaft, als z. B. in Deutschland. Es sind sehr viel vornehme und reiche Dilettanten darunter, die gern bedeutende Geldopfer bringen, um ihren Namen auf den Titeln stattlicher Bücher prangen zu sehen, und sich unter die litterarischen Berühmtheiten zählen zu hören; die Sucht nach litterarischem Ruhm ist überhaupt eine in Italien sehr verbreitete, immerhin nicht unedle Schwäche, wie denn z. B. die Mitgliedschaften von Akademien und gelehrten Gesellschaften in keinem Lande so eifrig erstrebt werden. Freilich kommt noch ein anderer sehr wesentlicher Grund hinzu, weßhalb unter den italienischen Autoren so viele Principi, Marchesi, Cavalieri u. s. w. zu finden sind. Die höhern Stände sind allein im Stande ihren Kindern eine vielseitige und gründliche Bildung durch fremde, häufig deutsche, Gelehrte geben zu lassen, und daher ist die Aristokratie (wie in England) der am besten unterrichtete und erzogene Theil der Gesellschaft. Schriftsteller, deren Mittel zur Selbstherausgabe ihrer Werke nicht hinreichen, werden nicht selten von vornehmen Gönnern unterstützt. Erzählt man ihnen von glücklichen Ländern jenseits der Berge, wo litterarische Arbeiten dem Verfasser nicht nur nichts kosten, sondern ihnen sogar häufig viel einbringen, so glauben sie solche utopische Zustände kaum für möglich halten zu dürfen. Es leuchtet übrigens ein, wie höchst nachtheilig das hier geschilderte Verhältniß zwischen Schriftstellern und Buchhändlern für die Verbreitung der Bücher ist. Sehr viele (darunter oft die besten) sind gar nicht käuflich, oder wenigstens doch im Alleinbesitz der Verfasser; man muß nicht selten Reisen unternehmen um sich in den Besitz eines Buches, besonders von localem Interesse, zu setzen. Die römischen Sortimentsbuchhandlungen enthalten vorzugsweise Reisebücher (unter denen Murray's Handbook for central and southern Italy natürlich nicht fehlt), Handbücher und die gangbarsten Werke der italienischen Litteratur. Die deutsche Buchhandlung von Spithöver am spanischen Platz bietet eine bunte, nicht sehr umfangreiche, und natürlich sehr zufällige Auswahl von Altem und Neuem. Die Preise sind etwa 50 Procent höher als die deutschen Ladenpreise.

Ueber den Schulunterricht kann ich aus eigener Anschauung nichts mittheilen, dagegen einiges über die römische Universität (das sogenannte archiginnasio della sapienze), wenigstens über die philosophische Facultät. Sie führt ihren Namen wie lucus a non lucendo, wenigstens in dem Lehrplan, den ich angeschlagen gesehen habe, war nicht eine einzige philosophische Vorlesung angezeigt. In historischen und philologischen Vorlesungen die ich besucht habe, machen sich zwei Mängel sehr bemerkbar: die geringe wissenschaftliche Kenntniß der alten Sprachen und Schwäche in der Kritik, die da wo ein unbedingter Autoritätsglaube in einem Gebiet herrscht, auch auf anderen sich leicht einnistet. In Bezug auf die Geschichte der römischen Könige ist es z. B., als wenn Niebuhr nie gelebt hätte. Ueberhaupt empfängt man vielfach den Eindruck, daß die wissenschaftliche Entwicklung im vorigen Jahrhundert oder noch früher stehen geblieben ist, und daß von den seitdem jenseits der Alpen gemachten Fortschritten nur vereinzelte und undeutliche Gerüchte herübergedrungen sind. Die Kenntniß des Griechischen ist in Italien so gut wie ausgestorben. Man darf dreist behaupten, daß kein einziger italienischer Gelehrter eine gründliche, wissenschaftliche Kenntniß dieser Sprache hat. Daß Angelo Mai von seinen Landsleuten für einen großen Gräcisten gehalten wurde, zeigt eben daß unter den Blinden der einäugige König ist. In einzelnen Zweigen der Alterthumswissenschaft leisten dagegen die römischen Gelehrten vorzügliches, und sind die Lehrer der deutschen gewesen, die ihnen freilich fast überall bereits den Rang streitig machen, nämlich in solchen die sich an antike Monumente knüpfen, also nur auf antikem Boden betrieben werden können. Hier hat sich Nationalgefühl mit wissenschaftlichem Streben verbunden, um Eifer und Interesse nie erlöschen zu lassen. Dahin gehören namentlich die Studien der römischen Alterthümer, die Hermeneutik der antiken Kunstdarstellungen, die Kunde und Erklärung der Inschriften, auch die Erforschung der christlichen Alterthümer, obwohl diese freilich nicht selten durch vorgefaßte Ansichten, Autoritätsglauben und die Nothwendigkeit, gewisse Dogmen anzuerkennen, gehemmt und irre geleitet wird. Die Annalen der accademia pontificia und anderer gelehrten Gesellschaften enthalten ausgezeichnete Forschungen auf allen genannten Gebieten.

Auch über den Stand einer andern Wissenschaft, in welcher der Schreiber dieser Zeilen freilich ganz Laie ist, der Medicin, seyen hier einige Worte gesagt, weil sich die übeln Folgen des wissenschaftlichen Verfalls hier im Leben nur zu fühlbar machen. Der akademische Unterricht liegt hier vielleicht am meisten im Argen. Ein glaubwürdiger Berichterstatter versichert, daß beim anatomischen Unterricht der Professor nichts weiter thut, als daß er Präparate einzelner Glieder vom Katheder aus vorweist und beschreibt. Auch hier ist man überall bei den Ansichten und Einbildungen des vorigen Jahrhunderts stehen geblieben; von dem gewaltigen Umschwung den die Medicin jenseits der Alpen in dem letzten Menschenalter erfahren hat, scheinen die römischen Aerzte und Professoren noch keine Ahnung zu haben. Dazu trägt bei, daß die Kenntniß fremder Sprachen, das Französische ausgenommen, fast in keinem Lande so wenig verbreitet ist als in Italien; auch hier findet man, aus den oben angegebenen Gründen, in den höhern Ständen die meisten Kenntnisse. Freilich fängt sich das Bedürfniß, von der deutschen Wissenschaft Notiz zu nehmen, hin und wieder auch den römischen Aerzten an fühlbar zu machen, und vielleicht wird in 20 bis 30 Jahren manches besser geworden seyn. Vorläufig ist aber das große gegen sie verbreitete Mißtrauen ganz gerechtfertigt. Sie sind experimentirende, tappende Empiriker, zuweilen mit einem gewissen feinen Instinkt und guter Beobachtungsgabe, gewöhnlich aber ganz roh. Da auch fremde in Italien lebende Aerzte selten mit dem Gange der transalpinischen Wissenschaft Schritt halten, so ist jeder der in Rom ärztlicher Hülfe bedarf doppelt übel daran, und die

unter Ausländern, besonders Engländern, herrschende Hinneigung zur Homöopathie insofern gerechtfertigt, als ihre winzigen Dosen wenigstens keinen Schaden thun können. In den mittlern und untern Ständen Roms gelten Aderlässe und Purganzen noch immer als Universalmittel (auf den Schilden der Barbiere ist zur Anlockung von Kunden ein unterbundener Arm gemalt, aus dem ein breiter Blutstrahl hervorspringt). Uebrigens suchen die Angehörigen eines Patienten ihm immer möglichst viel Speisen beizubringen, weil sie glauben auf diese Weise seine Kräfte zu erhalten. Auch die Apotheken sind äußerst mangelhaft und unzuverlässig, weil hier die Ignoranz und Nachlässigkeit dieselbe ist. Sie dienen übrigens den Aerzten als Versammlungslocale, in jeder pflegt sich zu einer bestimmten Abendstunde eine Anzahl von ihnen zu gegenseitigen Mittheilungen und zur Conversation zusammenzufinden; auch hat jeder derselben ein mit seinem Namen bezeichnetes Fach, in das Briefe und Bestellungen für ihn gelegt werden. Obenan in der Liste des misgovernment stehen die Hospitäler. Man sagt in Rom: wenn der Teufel recht viel Seelen haben wolle, so gebe er jemanden den Gedanken ein, eine fromme Stiftung zu begründen, dann sey er sicher daß die Seelen aller mit der Verwaltung Beauftragten für immer ihm zufallen würden. Dieß findet leider auch auf die Krankenanstalten Anwendung, deren einige schon in sehr früher Zeit von werkthätiger christlicher Liebe begründet sind. Die ersten Spuren des colossalen Hospitals St. Spirito (nach dem heiligen Geist wurden auch in Deutschland Krankenhäuser gern benannt) sollen bis ins achte Jahrhundert hinaufreichen; sein eigentlicher Stifter ist freilich erst Innocenz III (1198—1246) gewesen. Die Räume der römischen Hospitäler sind sehr lange, hohe, mit Backstein gepflasterte, durch und durch dem Zuge ausgesetzte Räume, in denen die Betten die Wände entlang in zwei Reihen einander gegenüberstehen; die Kranken sind also allen Nachtheilen und Gefahren ausgesetzt, welche die Anhäufung einer Menge von Miasmen in einem Raum herbeiführt. An den Wänden hängen schwarze Tafeln, an denen die Krankheiten mit den vagsten Bezeichnungen, die auch dem Laien auffallen, angeschrieben sind. Von der Straße sind die Krankensäle in der Regel nur durch eine kleine Hausflur getrennt, in welcher im Winter sich ein Custode an einem Kohlenbecken die Hände zu wärmen pflegt. Der Eintritt steht jedermann frei — und mit südlicher Naivetät wird man auch in Frauenhospitäler (wie z. B. das Lateranische) ohne weiteres zugelassen. Ich habe auch nicht bemerkt daß die armen Patientinnen an solchen Besuchen irgendwelchen Anstoß nahmen; diejenigen welche Kraft genug besaßen sich überhaupt zu äußern, thaten es mit einem: Date mi qualche cosa.

Die römischen Bibliotheken, vor allen die Vaticana, sind überschwenglich reich an den kostbarsten Schätzen, deren Ausbeutung noch viele Generationen beschäftigen wird. Es sind aber keine Anstalten wie die französischen, englischen und deutschen, in denen Jahr für Jahr die Erzeugnisse der europäischen Wissenschaft und Litteratur niedergelegt werden, und die also von deren Leistungen und Entwicklung eine so viel als möglich vollständige Uebersicht bieten. Streben nach systematischer Vollständigkeit ist in den Bibliotheken eines Landes, das von dem Geistesleben des übrigen Europa durch eine so weite Kluft geschieden ist, überhaupt nicht denkbar. In Bezug auf die neuere Wissenschaft und Litteratur hat ihre Vermehrung (abgesehen von der Censur) immer von Zufällen abgehangen. Die Benutzung der Bibliotheken scheint in Rom als eine Abnutzung angesehen zu werden, wenigstens scheinen alle Einrichtungen darauf berechnet sie möglichst einzuschränken. Die Arbeitsstunden in den Lesezimmern sind karg gemessen, und an den zahlreichen Feiertagen fallen sie ganz aus. Die Erlaubniß auf der Bibliothek zu arbeiten, wird in drei Abstufungen ertheilt: man erhält in der Regel ohne Mühe den Permesso, ein Buch oder eine Handschrift zu studiren, schwerer Auszüge oder Notizen daraus zu machen, am schwersten es zu copiren. Diese letztere wird immer zurückgehalten, wenn ein römischer Gelehrter vorhanden ist, der den litterarischen Schatz zu heben willens ist. Auch hier herrscht ein Monopolisirungssystem. Hat ein solcher einmal das Recht erhalten, die Hülfsmittel der Bibliothek zu einem gewissen Zwecke zu benutzen, so sind sie für jeden andern unzugänglich, bis die privilegirte Arbeit beendet ist. Man sieht hieraus, daß das leitende Princip keineswegs die Förderung der Wissenschaft, sondern des Ruhms einheimischer Gelehrsamkeit ist. Von den fremden Gelehrten mag man die deutschen am wenigsten, vielleicht weil man sie am meisten beneidet und fürchtet; denn man fühlt im geheimen sehr wohl, wie sehr die deutsche Wissenschaft die italienische selbst auf ihren eigensten Gebieten überflügelt hat. Nach der Versicherung Wohlunterrichteter ist die Mißgunst gegen deutsche Gelehrte während der letzten Bibliothekverwaltungen fortwährend im Wachsen gewesen, und hat unter dem berühmten (kürzlich verstorbenen) Cardinalbibliothekar Angelo Mai ihre größte Höhe erreicht. Es gibt noch mancherlei Unannehmlichkeiten, welche die Benützung römischer Bibliotheken zu verleiden geeignet sind; z. B. fehlt es nicht an Spionen, welche lauern ob jemand seinen Permesso überschreitet, d. h. excerpirt wenn er nur studiren, copirt wenn er nur excerpiren darf. Um sie zu hintergehen, werden manche Listen angewendet, z. B. griechische Handschriften in deutschen Lettern abgeschrieben, so daß die Abschrift nur wie eine Notizensammlung aussieht u. s. w. Uebrigens überwindet doch die Mehrzahl alle diese Hindernisse und gelangt zu ihrem Zweck; wenn man nicht gut empfohlen ist, gehört freilich Geduld, Ausdauer und Schmiegsamkeit dazu. Namentlich darf man auch hier das: Roma vult expectari! niemals vergessen.

In ähnlicher Weise wie mit den wissenschaftlichen, wird mit den Kunstschätzen Roms gegen das Publicum und die Fremden gegeizt. Diese Illiberalität berührt doppelt unangenehm, wenn man eben Florenz verlassen hat, wo alle Museen fast täglich offen stehen. In Rom ist das unermeßlich reiche vaticanische in der ganzen Woche nur drei Stunden, und das unbedeutendere capitolinische zweimal drei Stunden zu sehen; in der übrigen Zeit muß man sich den Eintritt durch den (bei Sehenswürdigkeiten in Rom stehenden) Preis von zwei Paul erkaufen.

Für die Erhaltung der Ruinen und Alterthümer und die Fortsetzung der Ausgrabungen ist ohne Zweifel bei der Regierung der beste Wille vorhanden, und er beruht nicht etwa auf der eigennützigen Erwägung, daß hievon zum Theil der Fremdenbesuch, die Haupteinnahmsquelle der ewigen Stadt abhängt, sondern auf dem enthusiastischen Interesse für das klassische Alterthum, das die Römer so gern als die Welt ihrer Ahnen betrachten, und das auch in strengkirchlichen Perioden nie erlischt, wenn es dann gleich in den Hintergrund tritt. Aber leider ist dieser Eifer sehr durch die

fortwährende Geldnoth der Regierung und durch die Uebelstände der Verwaltung, vermöge deren manche zu guten Zwecken angewiesene Summe ihren Weg in die Taschen von Beamten findet, beeinträchtigt. Wie in Pompeji bei weitem das meiste unter Murat und Joseph Bonaparte ausgegraben worden ist, so hat auch Napoleon in neuerer Zeit für die Bloßlegung des alten Rom am meisten gethan; die Ausgrabung des Trajansforum ist sein Werk. Im Jahr 1848 oder 1849 wurde der Plan gefaßt, das eigentliche Forum Roms (jetzt Campo Vaccino) von seiner Schuttdecke zu befreien, die freilich, da aller Bauschutt von den angränzenden Hügeln in diese Tiefe hinabgestürzt und hinabgeworfen ist, den antiken Boden 20 bis 30 Fuß hoch deckt. Aber dieses im Interesse der Wissenschaft und der Kunst dreifach wünschenswerthe Unternehmen ist bald ins Stocken gekommen. Vor einigen Jahren beschränkten sich die Arbeiten darauf, daß ein halb Dutzend Arbeiter mit römischer Gemächlichkeit während einiger Stunden des Tages den an einer Stelle aufgegrabenen Schutt nach einer andern karrten und dort von neuem aufhäuften. So ist leider das wesentlichste Resultat dieser Ausgrabungen, daß die Allee, die auf dem staubigen Platz besonders im Sommer sehr erwünschten Schatten gewährte, umgehauen worden ist. Mit der Zerstörung des Baum- und Pflanzenwuchses beginnen überhaupt in Rom alle Restaurationen von Alterthümern, die Italiener haben darin einen andern Geschmack als wir. Sie sind weit entfernt sich an dem Grün zu freuen, das altes Gemäuer überzieht, und rotten es sorgfältig aus, um die Ruinen so nackt und bloß als möglich zu haben. Nach dieser Methode ist denn auch bei der Restauration des Kolosseums verfahren worden. Der Wald von wuchernden Schlinggewächsen, der nach Byrons Ausdruck seine wankenden Mauern deckte, wie Lorbeern das Haupt des kahlen Cäsar, ist verschwunden; die von Canina geleitete Restauration selbst ist eine traurige Entstellung der majestätischen Ruine. Nicht nur daß ihre angeflickten Backsteinzusätze von dem Quaderbau der antiken Bögen häßlich abstachen, so ist bei den Neubauten durchaus nicht im Sinn und Plan des alten Baues verfahren worden. Die vor mehrern Jahren begonnene Bloßlegung der Appischen Straße (man soll ursprünglich die kühne Idee gehabt haben sie bis nach Campania zu verfolgen und der Benutzung wiederzugeben), war ein vielversprechendes Unternehmen, aber der Erfolg ist hinter den Erwartungen sehr zurückgeblieben. Man durfte hoffen zu beiden Seiten dieser Hauptchaussee bedeutende und ergiebige Grabmonumente zu entdecken — das weltberühmte Grab der Scipionen liegt an ihrer linken Seite — aber man hat nur sehr zerstörte Grabmäler von meistens sehr untergeordneten Personen, besonders Freigelassenen, größtentheils erst aus der Kaiserzeit gefunden.

Bei weitem folgenreicher als alle diese neuen Bemühungen um Herstellung oder Entdeckung der klassischen Reste sind die Arbeiten in den Katakomben gewesen, dem großartigsten Denkmal das die altchristliche Zeit geschaffen hat. Freilich liegt das Interesse an ihrer Erhaltung und Erforschung der päpstlichen Regierung unendlich näher als die Sorge für römische Ruinen; schon Sixtus V, der bekanntlich gegen diese letztere mit Vandalismus verfuhr, hat viel für die Katakomben gethan. Die Commission, welche diese Arbeiten leitet, hat unter ihren Mitgliedern wenigstens einen außerordentlich befähigten, den Ritter de Rossi, Mitredacteur der zukünftigen, von der Berliner Akademie unternommenen Sammlung der sämmtlichen römischen Inschriften, und hoffentlich wird dieser ausgezeichnete Gelehrte in kurzem einen Theil der in den Katakomben gemachten Entdeckungen veröffentlichen. Vorläufig aber sorgt man dafür, daß Fremde sich nicht gar zu viel und zu gründlich in den Katakomben umsehen können. Wer nicht das Glück hat mit einem Mitglied der Commission bekannt zu seyn und von diesem geführt zu werden, bekommt trotz des vom Generalvicariat erwirkten Permesso so gut wie gar nichts von der Roma sotterranea zu sehen, die zu den interessantesten Theilen der ewigen Stadt gehört.

Von den Anstalten zur Förderung der Kunst weiß ich am wenigsten zu sagen, da ich aus ihren Resultaten schließen zu dürfen glaubte daß sie völlig wirkungslos sind und mich daher gar nicht über sie unterrichtet habe; bekanntlich ist Italien für die bildenden Künste so gut wie todt, in der Malerei wird gar nichts geleistet, in der Sculptur kommt das beste auf Bravourstücke oder akademisch untadelhafte, aber inhaltlose Arbeiten hinaus. Selbst Römer, die der Patriotismus nicht geradezu blind macht, können sich diese niederschlagende Wahrheit kaum verbergen; war doch Thorwaldsen, ein Ausländer und Protestant, Präsident der Akademie des heiligen Lucas; war er es doch der erkoren wurde die Peterskirche mit dem Monument Pius des siebenten zu schmücken, da man glücklicherweise die Idee aufgab, Fabbris den Vorzug zu geben. Noch schlimmer steht es mit der Architektur. Auch die Architektur der transalpinischen Länder ist freilich nicht productiv genug gewesen einen neuen eigenthümlichen Styl ins Leben zu rufen; aber sie hat wenigstens diesen Mangel an schöpferischer Kraft durch die Vielseitigkeit und Virtuosität in der Reproduction aller früheren Style ersetzt. In Deutschland, England und Frankreich wird romanisch gebaut wie im eilften, frühgothisch wie im zwölften, spätgothisch wie im vierzehnten Jahrhundert; in Italien kennt und liebt man nichts als eine styl- und charakterlose, verballhornte Renaissance, die nicht bloß zu Neubauten angewendet wird, sondern auch zu Restaurationen von Gebäuden der heterogensten Style. Die ehrwürdigste Basilika der altchristlichen Zeit, S. Paolo fuori le mure, brannte bekanntlich 1823 ab, und ihre Herstellung sollte angeblich genau im Geiste des alten Baues erfolgen. Der Erfolg hat gezeigt, was man sich dabei dachte. Man hat die Anlage im allgemeinen beibehalten, aber in der Ausführung, offenbar in der Absicht die Basilika zu verschönern, sich überall die widersinnigsten Abweichungen und Zusätze im Styl der allbeliebten Renaissance erlaubt. Von einem Verständniß einer fremdartigen Kunstweise ist gar nicht die Rede; man betrachtet alles was von dem recipirten Geschmack abweicht, als mißrathen und glaubt es corrigiren zu müssen. Auch in der heiligen Musik ist man weit entfernt die strenge Weise der alten Muster beizubehalten, sondern man sucht sie (soviel wenigstens aus Baini's Compositionen geschlossen werden kann) zu modernisiren; und so entstehen auch auf diesem Gebiet die unerfreulichsten Zwittergestalten. Daß die Leistungen der Sixtinischen Capelle, sowohl was die Besetzung der Stimmen als ihr Verhältniß zu einander betrifft, viel zu wünschen übrig lassen, darf man jetzt wohl aussprechen ohne als Ketzer verschrien zu werden. Ihre traditionelle Vortragsweise kann überdieß einem an deutsche Musik gewöhnten Ohr anfangs unmöglich zusagen. Der vortreffliche, leider so

früh dahingewelkte de Witte, der über die Leistungen der päpstlichen Capelle aus vieljähriger Kenntniß ein so competentes Urtheil hatte wie wenige Musiker, gestand daß er sich nur allmählich mit diesen Productionen habe befreunden können, die ihm freilich dann um so lieber geworden waren. Wenn ein so geübter Musiker der Reflexion bedurfte um Genuß an einer Musik zu finden, der er, ein Katholik, mindestens näher stehen mußte als Nichtkatholiken, so darf man wohl vermuthen daß der herkömmliche Touristenenthusiasmus über die Ostermusiken in der Sixtina theils auf bloßem Nervenreiz beruht, theils auf Selbsttäuschung oder Affectation. Weltliche Concerte kennt man in Rom kaum. Zuweilen bringt ein fremder Künstler, der sich hören lassen will, eins zu Stande; es ist unglaublich, welch stümperhafte dilettantische Leistungen dann dem (fast nur aus Fremden bestehenden) Publicum geboten werden; abgesehen davon daß man auch hier durch die bei allen Musikaufführungen allgemeine Sitte des lauten Tactschlagens beleidigt wird. Die glücklichste Begabung zeigen die Italiener für die Kunst des Schauspiels: Conversationsstücke, Lustspiele, Possen und Pulcinellcomödien werden auch in Rom fast immer gut, oft meisterhaft gegeben. Tragödien (deren Darstellungen nach der Beschreibung in der Regel ungenießbar sind) habe ich nicht gesehen. Die Oper im Teatro Apollo ist nicht ausgezeichnet.

Nach diesen Mittheilungen über die Anstalten zum Besten der Lebenden noch eine Notiz über die Ruhestätten der Todten. Rom hat erst im Cholerajahr 1851 einen allgemeinen Kirchhof erhalten, er ist bei S. Lorenzo fuori le mure, wohl eine gute halbe Stunde vor der Stadt. Es ist ein großer völlig kahler Platz mit zahlreichen Gräbern, in parallel laufenden Reihen geordnet, die alle eins wie das andere mit großen quadratischen Steinplatten zugedeckt sind, ich zählte 384. Bis zum 1 Julius 1831, sagte mir dort ein Geistlicher, begrub man die sämmtlichen Todten Roms hier folgendermaßen: vier Gruben standen immer gleichzeitig offen, je eine für Männer, Weiber, Kinder und Priester. Die Leichen wurden in hölzernen Kisten in das betreffende Grab gesetzt, und zwar so viel Leichen derselben Gattung übereinander in dasselbe, als es zu fassen vermochte. War es voll, so wurde ein neues geöffnet, und so die sämmtlichen Grüfte der Reihe nach gefüllt, worauf die ältesten geleert und eine neue Reihe begonnen wurde. Bei dieser Art zu begraben befanden sich die Inschrifttafeln und sonstigen Monumente der Todten an der Kirchhofmauer (wie sonst an denen der Klosterhöfe); von einer Erinnerung der Ueberlebenden an das Grab konnte natürlich nicht die Rede seyn. Seit der angegebenen Zeit begräbt man aber auch in Rom die Todten gesondert. Der protestantische Kirchhof neben der Pyramide des Cestius mit seinen schönen Cypressen, dem wohlgehaltenen ernsten Grün, den stattlichen Denkmälern und dem wundervollen Blick auf Rom ist sicherlich einer der schönsten in der Welt.

Ueber Krankheitsformen in den Tropenländern.

(Schluß.)

Syphilis im Tropenlande.

Man glaubt in Europa allgemein daß die Syphilis in den Tropenländern ein unbedeutendes Uebel wäre, welches keine nachtheiligen Folgen hinterlasse und sehr leicht zu heilen sey. Es ist wahr, die zerstörenden Processe der Syphilis sind hier in Brasilien nicht so rasch und in die Augen fallend, allein die Krankheit ist eben so hartnäckig und heimtückisch als in Europa, und vererbt sich auf folgende Generationen, wie ich schon Gelegenheit hatte es zu beobachten. Auch hier in Brasilien kann man zwei Stadien der Syphilis beobachten, nämlich das lymphatische und das venöse Stadium. Indem nämlich das Gift nur durch die Saugaderspitzen aufgesaugt wird, so äußert es auch hier zuerst seinen nachtheiligen Einfluß. Es will sich eine Krise durch Eruption bilden, welche aber nicht hinreichend ist und sich in einen Gift erzeugenden Herd umändert und sobald als möglich zu zerstören ist, aber nicht mit salpetersaurem Silber, welches den Grund des Eruptionsgeschwüres nicht zu zerstören vermag. Coswe's Pulver mit eben so viel Myrrhepulver als kleine Paste ist das zuverlässigste und schmerzloseste Mittel, in zwölf Stunden bildet sich ein Schorf der in 3 bis 4 Tagen abfällt und ein kleines leicht heilendes Grübchen hinterläßt. Sorgt nun der Kranke für gehörige Transpiration, beobachtet er eine nicht reizende und nicht zu nährende oder eigentlich übernährende Diät, und trinkt eine Ptisane ungefähr wie das Zittmannsche oder Pollinische Decoct, so kann er sich in neun Tagen für so ziemlich gut geheilt halten. Doch ist es selten daß man das reine Geschwür oder Chancrewunde zu behandeln bekömmt, meistens sind schon die verschiedensten Aetzmittel angewendet worden, es hat sich schon Callus oder ein Knötchen gebildet; auch hier kann man mit Nutzen das Coswe'sche Mittel anwenden, allein die innere Behandlung erfordert mehr Zeit, und wenn die Leber schon etwas angeschoppt ist, reicht die Ptisane nicht aus, es muß die Leber desobstruirt und dann erst die Ptisane gereicht werden, sonst kömmt der syphilitische Rheumatismus, statt der Rachengeschwüre, wie man sie in Europa beinahe immer sieht, wenn die Cur nicht sehr ernst betrieben wurde. Dieser Rheumatismus, der noch das erste oder lymphatische Stadium der Krankheit bildet, fängt mit Schwere und Steifigkeit in den Schultern an, verbreitet sich endlich über den ganzen Körper, wobei aber keine Anschwellung in den Gelenken zu beobachten ist, und der Körper wird ganz steif, namentlich früh beim Erwachen kann sich der Kranke kaum rühren, bis er sich endlich mit Mühe und langsam in Bewegung setzt; wenn er aber einmal sich in starke Bewegung gesetzt hat und namentlich dabei transpirirt, so fühlt er kaum etwas vom Rheumatismus; setzt er sich aber, so kostet es Mühe sich aufzurichten und wieder in Bewegung zu setzen. Dieß rheumatische Leiden dauert je nach der Jahreszeit vier oder acht Monate, indem die Transpiration einen großen Einfluß darauf hat, es verlieren sich die Schmerzen auch ohne Arznei, kommen aber im nächsten Winter wieder, jedoch gelinder und nach 3 bis 4 Jahren bleiben sie aus. Sehr oft fallen während des Rheumatismus die Haare aus und entstehen auch Flecken auf der

Haut, meistens bräunlich wie große Leberflecken, bei andern aber weiße.

Wird der Chancre schlecht behandelt, und hat er lange gedauert, und wird er nicht verheilt, so entstehen auch hier die Bubonen sehr selten, so lange das Geschwür noch existirt. Sie sind weniger schmerzhaft aber sehr blauroth, was anzeigt daß schon das zweite oder venöse Stadium eingetreten ist, es stellt sich Fieber ein, und auch ohne äußerliche Mittel erweichen sich die Bubonen, und entleeren geöffnet einen grauweißlichen Schleim und weißfarbiges Blut. Werden sie nicht geöffnet, so resorbirt sich dieses Eiter, wenn man es so nennen will. Werden die Bubonen durch locale Aderlässe oder mit Mercurialpflastern resolvirt oder saugen sie sich spontan auf, so entsteht die syphilitische Gicht. Die Hand- und Fingergelenke, das Ellbogengelenk und das Knie- und Fußgelenk schwellen an, färben sich bläulich, dabei sind nicht nur Schmerzen bei der Bewegung, sondern auch bei vollkommener Ruhe. Auch diese Gicht verliert sich mit der Zeit, nachdem sie 10 bis 12 Monate gedauert hat, auch ohne Arznei, erzeugt aber später sehr oft Lungenkrankheiten, wo sich das Parenchym der Lungen in eine Jauche umsetzt und der Auswurf mit viel schwarzem oder bläulichem Blute begleitet ist; oder es bilden sich unter furchtbaren Schmerzen kleine Knochenauftreibungen, am häufigsten am Schienbeine oder an den Rippen, diese brechen auf und es exfoliiren kleine Blättchen 2 bis 5 Linien lang der äußeren Knochenlamelle. Legen die Kranken wegen der furchtbaren Schmerzen ein Blasenpflaster, so hört der Schmerz schnell auf, aber der Knochen wird nekrotisch, soweit das Pflaster gereicht hat. Wenn die Ausstoßung der Knochen vor sich gegangen ist, so heilen die Wunden sehr schnell und hinterlassen eine sehr weiße Narbe.

Rein syphilitische Hautkrankheiten sind seltener. Man kann sie immer an der blauen Färbung erkennen, und man könnte einen Atlas über die verschiedenen Nüancen derselben herausgeben, allein der Wissenschaft erwächst daraus so wenig Nutzen als wie den Kranken.

Die syphilitische Cachexie läßt die Kranken ein Alter von 36 bis 40 Jahren erreichen, dann bilden sich kleine Geschwüre mit gutartig aussehendem Eiter im Innern der Weichtheile welche dann Fistelgänge nach allen Richtungen hin bilden und auf ihrem Wege alle Organe, Membranen wie Knochen perforiren, wobei der Kranke natürlich durch Pyämie daraufgeht.

Im tropischen Klima kennt man die in gemäßigten Ländern bei vernachlässigter Behandlung der Syphilis erscheinenden Knochenauftreibungen nicht, indem bei der so vermehrten Transpiration viel Milchsäure, die in dieser Krankheit eine so bedeutende Rolle spielt und vielleicht auch durch verlängerten Aufenthalt im Organismus in andere sauerstoffreichere Säuren umgesetzt wird, sich ausscheidet, und also der phosphorsaure Kalk, wenn diese Ausscheidung nicht erfolgt, in den Knochen aufgelöst und absorbirt wird, wo sich dann das Vacuum mit umgesetzten coagulabeln Proteinstoffen ausfüllt und selbst wuchernd überfüllt, wodurch die siebartigen Knochenreste aufgetrieben werden.

Aechte blumenkohlartige Condylomen habe ich in 30 Jahren nur zweimal bei noch nicht acclimatisirten Europäern gesehen.

Da die Syphilis durch Contagium entsteht, welches wie jeder andere Verwesungsstoff auf den Organismus wirkt, und sich nur dadurch von dem miasmatischen Contagium der Epidemien unterscheidet daß das Verwesungsgift nicht direct in die Blutmasse sondern in die Lymphe aufgenommen wird, so kann es auch kein specifisches Heilmittel dagegen geben, eben so wenig als gegen irgend ein epidemisches Fieber. Der Mercur wirkt nur vortheilhaft bis zu einem gewissen Grade, weil er speciell auf die Leber wirkt, und diese in dieser Krankheit so zu sagen das Hauptblutreinigungsorgan ist. Allein die Leberfunction kann immer frei gehalten werden auch ohne Mercur, besonders die Schleimabsonderung der Leber. Der Mercur hat aber das nachtheilige daß er die Haut zu Unterdrückung der Transpiration geeignet macht, die wegen der übermäßigen Milchsäurebildung in dieser Krankheit so nothwendig ist. Die Jodpräparate scheinen mir wie eine Entziehungs- oder Hungercur zu wirken, denn sie beeinträchtigen die Verdauung so bedeutend daß der Kranke und die Krankheit zu gleicher Zeit geschwächt werden. Der Stockfischleberthran wirkt aber nicht durch die homöopathische Spur von Jod welche er enthält, sondern nur durch seine die Absonderung der Intestinalschleimhaut befördernde Wirkung, mitunter wohlthätig; denn wo er nicht etwas purgirend wirkt, wird er absolut nicht vertragen.

Unter den brasilischen Mitteln gegen Syphilis verdiente vor allen die Bignonia antisyphil. unter dem Namen Caroba bekannt auch in Europa eingeführt zu seyn. Es gibt wohl kein vegetabilisches Arzneimittel das so kräftig umstimmend und wohlthätig in allen Lymphkrankheiten und alle Secretionen anregend wirkt. Ueberhaupt haben alle Bignoniaceen mehr oder weniger diese Tugenden.

Asthma.

Ich erhielt heute eine Kiste mit ethnographischen Gegenständen und einen Brief aus Honolulu (einer der Sandwichsinseln) folgenden Inhalts.

„Der König der Sandwichinseln, Kamehamea IV, ein junger, stark gebauter Mann von 25 Jahren, leidet seit seiner Kindheit am Asthma. Ich habe ihm versprochen, Sie über die Behandlung dieses Uebels, welches Sie schon oft bewältigt haben, zu consultiren. Sollten Sie, bester Hr. Doctor, willig seyn der Bitte dieser Sandwichschen Majestät Gehör zu geben, ihm mit Rath und allenfalls durch Sendung einiger Medicamente beizustehen, so bitte ich Sie gefälligst Briefe und Arzneien dem Hrn. Pflüger zu Honolulu, Associé des Hauses Stackfeld (das größte hier) zu adressiren; zugleich müßte ich Sie ersuchen Ihre Adresse dem Hrn. Pflüger genau anzugeben.

M. in Litteris.
A. M."

Der hochgestellte und sehr hochbegabte reisende Briefsteller weiß nämlich daß ich schon nach Europa Mittel mit Erfolg der Heilung gegen dieses hartnäckige Uebel absendete, und ich beeile mich die Medicamente und Vorschrift mit der ersten Gelegenheit an Seine asthmatische Majestät abzusenden. Die Formel der zur ganzen Cur erforderlichen Medication ist folgende:

Rp. Herb. Digit. purp.
—— Nicot. indig.
Fol. Sennae
Rad. Ipecacuanh. cont. āā ℥iV.
Fiat Infus. express. ℥iii
Sacch. albiss. ℥.V.
ut fiat Sirupus.

Alle Morgen und Abend einen Theelöffel voll = 60 Tropfen von dem Safte zu nehmen, und alle 8 Tage die Dosis um einen halben Theelöffel voll zu vermehren bis der Anfall ausbleibt.

Die Wirkung des Mittels müssen Sie sich selbst erklären, ich will Ihnen nur die Anleitung dazu geben.

Schon im Jahre 1824 hatte ich Gelegenheit den Cadaver eines jungen Menschen zu öffnen, welcher sich während eines Anfalles von Asthma aus Versehen mit Opium vergiftet hatte. Ich fand in der Luftröhren- und Bronchialschleimhaut eine eigene, bis jetzt noch nicht beschriebene Veränderung, welche ich im tropischen Lande auf der Zunge von Kranken täglich zu beobachten Gelegenheit habe. Dieß sind nämlich unregelmäßige, landkartenähnliche Flecken, die aber nicht in der Färbung verschieden sind, sondern nur aussehen als wie bei einem glattgebürsteten weißen Tuche einzelne Stellen, die rück- oder seitwärts gebürstet sind, daß oft nach dem spontanen Verschwinden der Flecken auf der Zunge plötzlich Asthma eintrat, und daß auch beide sehr oft zu gleicher Zeit existiren; ferner auch daß Kinder, was im tropischen Lande so häufig vorkömmt, welchen die Mütter die Flechten mit Citronensaft und Schwefelblumen von der Haut vertreiben, später an Asthma leiden, hat mich überzeugt daß diese Flecken, die am Rande eine kleine Erhabenheit bemerken lassen, die Flechte der Schleimhäute sind. Diese krankhaften Stellen der Schleimhaut werden periodisch congestionirt und erheben sich, wodurch natürlich das Lumen in der Luftröhre und ihren Aesten vermindert wird, woraus die Respirationsbeschwerden entstehen. Bei einigen Kranken wird eine ungewöhnliche Menge Schleim abgesondert, das feuchte Asthma, bei andern die Schleimmembran nur mit Schleim infarctirt, wo sich nur Niederschlag ohne Absonderung bildet, das trockene Asthma, wie es auch trockene und näffende Flechte gibt. Dieselbe Krankheit habe ich schon in der Harnröhre beobachtet, wo der Kranke periodisch keinen Tropfen Urin lassen, dabei sich aber mit der größten Leichtigkeit dicke Bougies einlegen konnte; das Uebel war nach der Vertreibung einer trockenen Flechte am Schenkel entstanden. Daß man bei Leichenöffnungen der in Spitälern nach vieljährigen Leiden an Asthma Verstorbenen das Uebel nicht mehr in seiner Grundform beobachten kann, sondern die durch Verdickung und Desorganisation der Luftcanäle, und folglich durch ihre Unwegsamkeit entstandenen Emphyseme für die Krankheitsursache hält, hatte ich in meiner Jugend unter Schönlein in Würzburg und Groffi in München reichliche Gelegenheit zu beobachten.

Nun möchten Sie vielleicht wissen was Flechte ist?

Die Antwort würde mich zu weit führen, denn zwei Drittheile der chronischen Krankheiten entstehen aus Flechtenschärfe, die wir künftig der Gemächlichkeit wegen, und weil die Krätze nicht mehr zu den psorischen Krankheiten gezählt wird, Psora nennen wollen.

Skizzen aus dem socialen Leben in den Vereinigten Staaten. [1]

Mein liebster bester Onkel!

Schon vor acht Tagen erhielt ich Deinen lieben Brief vom 21 November, und hätte Dir gleich meinen herzlichsten Dank abgestattet, wenn ich nicht durch das Befinden meiner Frau daran verhindert worden wäre. Gestern Abend um 9 Uhr wurde sie nach unsäglichen Leiden von einem Knaben entbunden, der volle zwölf Pfund wog. Rosa hat ihn Walter getauft, und so mag er denn diesen Namen behalten. Es trifft sich gerade glücklich daß die Negerinnen Feiertage, und wir nun Hülfe vollauf haben. Als Hebamme fungirte eine Negerin, Namens Melinda, welche in Kentucky frei war, von einem Lumpen gestohlen und verkauft wurde, und endlich in das Haus eines hier wohnenden englischen Arztes Dr. Palk kam, der mit ihr zwei Kinder zeugte. Diese Kinder werden in Southampton in England erzogen und schreiben allerliebste Briefe an ihren dear papa, während ihre Mutter Sklavin ist! Auch ein schönes Bild.

Du wirst jetzt wohl im Besitz meiner zweiten Sendung seyn, und wiederum die Frage stellen: „kann man denn nichts zum Lobe Amerika's sagen? — Nein, nichts.“ Es sey denn daß man wie Dr. Palks Sohn sagen wollte: „I don't like England, there is more room in the United-States.“ Das ist der einzige Vorzug Amerika's, daß die Leute sich hier nicht auf die Hacken treten — aber es folgt auch daraus der ungemüthliche Umstand, daß man hier keine Heimath hat. Ein Amerikaner verläßt seine Heimath eben so leicht, wie ein Fuchs seinen Bau aufgibt, heute in Texas und übers Jahr in Minnesota, das ist ächt amerikanisch. Wenn Du übrigens die hiesigen Zustände genau kennen lernen willst, so halte eine New-Yorker amerikanische Zeitung. Es sieht hier merkwürdig bunt aus. Staats- und Allerweltsbankerott, Krieg mit den Mormonen, Flibustierzug nach Nicaragua, Gelüste nach Cuba, drohende Spaltung der Union in zwei feindliche Lager, drohende Stellung der Sklaven und dabei auch keine Ahnung von einem Recht! Nur ein kleines Beispiel! Eine Sklavin auf Cuba kauft während ihrer Schwangerschaft ihr Kind frei. Sie gebärt aber Zwillinge, und der Herr verlangt nun eins der Kinder als Sklaven. Sie processirt mit ihm, und die spanischen Gerichte entscheiden: „die Mutter hat ihre Leibesfrucht losgekauft, und es macht keinen Unterschied ob diese in einem oder zwei Kindern besteht.“ Die Amerikaner schimpfen über diese Entscheidung und sagen: „she bought one child only, and since she cannot prove which child she bought, they both belong to the master.“ [2] Ist es nicht unwürdig daß eine freie Presse eine so gerechte Entscheidung deßwegen verdammt, weil sie zu Gunsten einer Sklavin getroffen wurde?

---

[1] Der Verfasser der nachfolgenden Beobachtungen gehört einer hohen aristokratischen Familie des mittleren Deutschlands an. Seine Arbeiten wurden uns durch dritte Hand übersendet und zugleich ein nicht für die Oeffentlichkeit bestimmter Privatbrief beigelegt. Dieser Brief aber enthält so viel wichtigen Stoff, daß wir dem Publicum mit dem Abdruck eine Gefälligkeit erweisen können, ohne Furcht eine Indiscretion zu begehen.
D. Red.

[2] „Sie kaufte nur Ein Kind, und da sie nicht beweisen kann, welches von beiden, so gehören sie beide dem Herrn.“

Nein, mein theuerster Onkel, hier ist alle Poesie verschwunden, und wer mit offenen Augen sieht, der kann nicht daran zweifeln daß ein vernichtender Bürgerkrieg hier vor der Thüre steht. Die Masse des Volkes, die Farmer sind rechtschaffen; aber seit es Mode geworden ist daß die Beamten durch sogenannte Conventions gewählt werden, hat das Stimmrecht seine Bedeutung verloren, und die Politiker haben die Staatsmaschine fester in ihrer Hand als der Kaiser von Rußland die Zügel in seinem Reiche hält. Eigennutz, Bestechlichkeit, Geldgier sind die leitenden Principien, und wehe dem Volke, das sich diesen Principien beugen muß.

Eine ganz merkwürdige Erscheinung hier zu Lande ist die, daß man fast niemals Söhne reicher Eltern findet, welche fleißig oder tüchtig wären. Ich habe hier manchen alten Mann kennen lernen, der durch Fleiß und Arbeit reich geworden ist; die Kinder waren ohne eine einzige Ausnahme leichtsinnige Verschwender, hatten Liebschaften, heiratheten gegen den Willen ihrer Eltern, waren Spieler, Wetter oder sonstwie Taugenichtse. Man findet unter den alten Amerikanern liebenswürdige Charaktere, sie sind ernst und gerade, so daß sie oft an die Quäker erinnern; unter den jungen Amerikanern findet man viel mehr die nicht lesen und schreiben können, und eine enorme Mehrzahl von Lumpen. Wenn diese Generation ans Ruder kommt, dann ist der Verfall der Republik besiegelt. Was aus den Ver. Staaten werden wird, ist schwer zu bestimmen. Es scheint fast unmöglich dem hiesigen Volke Zügel anzulegen, und es wird einen furchtbaren Kampf absetzen, bis sich Herrscher und Fürsten festsetzen können; auf der andern Seite erfordert die öffentliche Sicherheit daß ein Regiment eingeführt werde, und es werden sich namentlich die Deutschen und Irländer für eine stabile Regierung entscheiden. Die Deutschen scheinen mir überhaupt bestimmt Amerika zu erobern. Sie breiten sich gewaltig aus, überflügeln die Amerikaner auf überraschende Weise, und sehen wie letztere ihnen weichen, ebenso wie der Buffalo und Elk vor der Civilisation zurückweicht. Obgleich die Deutschen hier ebenso uneinig sind wie in Deutschland, gewinnen sie durch ihren redlichen Fleiß und ihre Bildung einen mächtigen Einfluß. Namentlich ihre Musik sichert ihnen eine geachtete Stellung in der Gesellschaft. Während der Amerikaner bei Whiskey und Brandy flucht und streitet, singt der Deutsche bei Bier und Wein Juravallera! Die Schleswig-Holsteiner sind mehr als andere Deutsche geneigt Colonien zu gründen, sie sind gegen andere unduldsam, richten alles ganz nach transatlantischer Fashion ein, trinken unendlich viel Rum und Punsch, kommen aber rasch vorwärts. Die Schleswig-Holsteiner und ihre nächsten Verwandten, die Hannoveraner, haben einen großen Theil des Handels in ihren Händen. Verlaß Dich darauf daß die Wirthschaften, Groceries und Provision stores (Handel mit Speck, Eiern, Mehl u. s. w.) in den Händen plattdeutscher Jungen sind. Dieß ist nicht nur auf dem Lande und in Small Villages der Fall, sondern in allen großen Städten der Union. Es ist merkwürdig, wie diese Leute, ohne gründliche Bildung zu besitzen, sich so in die Höhe schwingen können. Ich kenne einen Herrn Krekel, der als 30jähriger Mann das Lesen lernte, Tags hieb er Holz und Nachts studierte er Jurisprudenz. Er gilt jetzt für den besten Advocaten in Missouri. In Portland, Fulton, Washington, Union waren die Nabobs Bauernjungen aus Norddeutschland, welche mit dem tölpelhaftesten Wesen und oft ohne eine Spur von Schulbildung die smartesten Amerikaner überflügelten.

Die Süddeutschen sind meistens Handwerker, Fabrikarbeiter, Obst- und Weingärtner. Sie sind hier wegen ihrer socialistischen Gelüste wenig gelitten, und scheinen überhaupt für eine freie Verfassung weniger reif als die ruhigen Norddeutschen, welche eine hohe Achtung vor dem Gesetz haben. Der Süddeutsche will Revolution anstiften, Pfaffen aufhängen und weiß Gott was alles; der Plattdeutsche will Ruhe und Frieden und einen warmen Stall für seine Kühe. Wird's ihm aber zu bunt, so setzt er sich zu Pferde und macht alles caput was ihn genirt — so in Jowa, Californien, New-York und vielen andern Punkten. Die entschiedensten Gegner der Amerikaner sind die Franzosen. Leider haben wir hier sehr wenig Repräsentanten dieser Nation. In Californien sind sie zahlreich. Dort hatten 40 bis 50 Franzosen an einem gewissen Punkte Goldwäschereien angefangen, eine Bande von Amerikanern griff sie an und vertrieb sie aus ihrer günstigen Position. Nach 14 Tagen marschirten 30,000 bewaffnete Franzosen und Deutsche, in Compagnien und Bataillone eingetheilt, nach dem streitigen Platz. Die Amerikaner boten ihre Milizen auf, und es standen sich zwei Armeen entgegen; als der Gouverneur von Californien aber sah daß die Damned Foreigners sich mit der schönsten Ordnung zum Treffen aufstellten, während seine lieben Yankees sämmtlich Obriste und Generale seyn wollten, da entschied er daß die Frenchmen wieder Gold graben könnten und daß die Amerikaner ihren Raub zurückgeben sollten.

Ich persönlich komme mit den Amerikanern sehr gut aus. Ich gelte für einen very educated man, und nehme mir kein Blatt vor den Mund; da ich hierdurch unter den Deutschen eine Art von Anhang habe, so bin ich a man of influence, und eo ipso eine Persönlichkeit. Umgang habe ich freilich keinen mit den Amerikanern, dieß ist wohl überhaupt nicht gut möglich, denn der Amerikaner ist in seinem Hause unerträglich förmlich und langweilig. In öffentlichen Häusern aber rufe ich sie bei ihren Taufnamen, was hier als besondere Freundschaft betrachtet wird, und ich bin on the best terms with Sim and Swep, Lewis and Amos. Mein Hauptfreund hier ist Dr. Palk, ein gebildeter John Bull, der das h immer wegläßt wo es hingehört, und hinsetzt wo es nicht hingehört. „Ow hare you?“ „Hi ave ate“ sind gewöhnliche Redensarten bei ihm. Wir fechten den Krieg in Indien jeden Abend tapfer durch und haben Havelock manches Hoch gebracht.

Adalbert.

1. Der Bankerott von Achtzehnhundertsiebenundfünfzig.

Die Ernte der Vereinigten Staaten war in diesem Jahre eine sehr reichliche; es war mehr Weizen gezogen als in einem der vorhergehenden Jahre, und nur das schwach bevölkerte Texas hatte eine unzureichende Ernte gehabt. Die Einwanderung hatte einen neuen Aufschwung genommen, Kansas wurde wie im Fluge mit Menschen angefüllt. Nebraska machte reißende Fortschritte, das Eigenthum stieg rasch im Werthe, und alle Producte hatten einen hohen Preis.

Zu gleicher Zeit war der Krieg Englands gegen Indien und China ausgebrochen, die Ernten in Deutschland waren nur theil-

weise gut gewesen, und alles schien für einen glänzenden Zustand unsers Geldmarktes zu sprechen.

Da brach plötzlich im September eine Bank in Ohio. Niemand konnte sich den Grund dieses Bankerotts erklären, zumal da diese Bank den Ruf großer Zuverlässigkeit gehabt hatte. Rasch folgten andere Banken, und nach kaum drei Wochen waren sämmtliche Banknoten entweder gänzlich außer Curs, oder doch nur mit ungeheurem Verlust umzusetzen. In St. Louis, wo kurz zuvor Banknoten aus allen Staaten zu ihrem vollen Nennwerth angenommen waren, konnte man drei Wochen nach dem Einstellen der Bank in Ohio keine Noten mehr absetzen. Der Zinsfuß für Geld stieg von 10 Procent auf 40 Proc. In New-York stieg der Zinsfuß auf 80 Proc., und dennoch war fast kein Geld zu haben. Die Bankiers erklärten in den öffentlichen Blättern, daß sie ihre Zahlungen wegen Mangel an Gold und Silber suspendirt hätten, und der unerhörte Fall trat ein daß Leute, welche Tausende von Dollars in der Hand hatten, ihre Lebensmittel nicht zu zahlen im Stande waren. Ein Schrei des Entsetzens hallte durch die Vereinigten Staaten; das empörte Landvolk zertrümmerte in Pennsylvanien die Bankgebäude, die Fabriken stellten ihre Arbeiten, die Eisenbahnen ihre Fahrten ein — aber nirgends war ein Gesetz welches die Bankiers vor Gericht zog oder die Masse des ruinirten Volkes schützte.

Endlich stellte sich der Grund dieses allgemeinen Bankerotts heraus. Die Bankiers des Ostens hatten in Iowa, Wisconsin, Missouri und Kansas viele Millionen Acker Landes gekauft und mit ihren eigenen Banknoten bezahlt, nachdem sie auf diese Weise für ihr werthloses, d. h. nicht gesetzlich sicher gestelltes Geld werthvolle Ländereien eingetauscht hatten, erklärten sie, daß sie ihre Zahlungen suspendirt hätten. Die Kaufleute des Westens hatten nichts als Banknoten des Ostens in ihren Cassen, die Zahlungstermine für Waaren, welche sie aus New-York und Boston bezogen hatten, waren vor der Thür, es blieb ihnen also auch nichts anderes übrig als ihre Zahlungen einzustellen.

Nur die Banknoten des Missouri-Staates, welche durch den ganzen Staat gedeckt sind, die daher unsern europäischen Banknoten zu vergleichen sind, behielten ihren vollen Werth.

Dieß Bild allein möchte genügen einen klaren Blick in die hiesigen Verhältnisse zu geben. Die Wohlfahrt eines ganzen Volkes, das ganze Creditsystem ist in die Hände von Bankiers gelegt, welche durchaus keine Bürgschaft, keine Verpflichtung gestellt oder übernommen haben. Einige wenige bereichern sich auf Kosten der ganzen Nation, und kein Gesetz, kein Gerichtshof zieht sie zur Rechenschaft. Solche Zustände waren selbst während der französischen Revolution unerhört. Wenn auch die Assignaten (!) einen großen Theil ihres Werthes verloren, so behielten sie doch einige Geltung; der Staat hatte eine Schuld übernommen, und entschädigte die Inhaber der Assignaten so weit es irgend thunlich war. Frankreich war damals in einer gänzlichen Auflösung begriffen, Mörderbanden regierten das Land — und die Guillotine war das einzige Gesetz das noch Achtung einflößen konnte.

Als während der Revolution in Oesterreich der Staatsschatz sich gezwungen sah Papiergeld auszugeben, da blieb denn doch die Gewißheit daß dieß Geld in kurzer Zeit seinen Nennwerth wieder erhalten würde, und die Geldnoth war eine Folge tiefer Zerrüttungen im ganzen Kaiserstaate. Ganz anders aber ist es hier. Mitten im tiefsten Frieden, während Handel und Gewerbe blühen, Staaten schnell heranwachsen, Dörfer sich zu Weltstädten emporschwingen, tritt ein plötzlicher Bankerott ein, der vernichtend auf den Wohlstand des Volkes und auf seine Moralität wirkt. Wer verargt es dem Falschmünzer wenn er sich damit vertheidigt, daß er nur werthloses Papier nachgemacht habe, und daß er Gefahr gelaufen sey daß die Original-Bank fallirt habe, bevor er seine nachgemachten Noten habe ausgeben können? Sind nicht die Bankiers dem Staat weit verderblicher als die Falschmünzer? Jene geben zusammen über hundert Millionen Dollars aus, diese gewiß keine Million, und der Werth oder vielmehr der Unwerth der Noten bleibt sich vollkommen gleich, sobald der Bankier nicht mehr Sicherheit für seine Noten gibt als der Falschmünzer.

Eine Folge dieses abscheulichen Creditsystems ist eine Gleichgültigkeit gegen Schulden, die man hier mehr antrifft als in irgend einem Lande der Welt. Bekannt ist daß der Mississippi-Staat von englischen Capitalisten eine enorme Summe entlehnt hatte. Die Ständeversammlung dieses Staates beschloß diese Schuld für ungültig zu erklären, „weil es unpolitisch sey das Geld an den Feind Amerika's zu zahlen." England wandte sich an das Bundesgericht der Vereinigten Staaten, und brachte über dieses ehrlose Benehmen bittere Beschwerden. Das Bundesgericht entschied, daß der Mississippi-Staat ein souveräner Staat sey, und daß ihm freistände seine Finanzoperationen nach Belieben zu regeln.

Wenn ein österreichischer oder preußischer Staatsmann den Vorschlag an die Regierung machen würde eine Staatsschuld an England nicht zu bezahlen, weil England Geld genug besitze, so würde die Regierung einen solchen ehrlosen Vorschlag mit Entrüstung zurückweisen, und der Antragsteller würde die allgemeine Verachtung auf sich laden. Hier aber erklärt man Männer welche ähnliche Propositionen einbringen für Genies, ebenso wie die Damen in Süd-Carolina dem feigen Brooks, welcher im Senat von Washington einen Greis mit dem Stock zu Boden schlug, Blumenkränze als Beweis ihrer Hochachtung überreichten. Ja die Niederträchtigkeit gieng so weit, daß man den Stock, der das ehrwürdige Haupt des Senators Sumner zerschlagen hatte, als eine Reliquie zeigte und mit Blumen bekränzt zur Schau stellte.

Was die nächste Folge unsers allgemeinen Bankerotts seyn wird, ist schwer zu bestimmen. Grundbesitz wird im Werthe sinken, Elend und Verzweiflung wird die arbeitende Classe treffen, und das Vertrauen des Auslandes wird einen mächtigen Stoß erleiden. Da wir aber jährlich 40 Millionen Dollars für Seide, Wein, Zucker und Kaffee ausgeben, die nicht zurückkehren, und da wir ferner bei weitem zu wenig Gold- und Silbermünzen haben, so bleibt uns wohl nichts anderes übrig, wenn wir nicht auf den primitiven Tauschhandel zurückkehren wollen, als neue Banknoten zu fabriciren und es den Bankiers anheimzustellen, wenn sie einen neuen Bankerott machen wollen.

Der amerikanische Advocat beurtheilt diese Verhältnisse also: Die Verfassung der Vereinigten Staaten erlaubt jedem Banknoten zu machen, verpflichtet aber niemanden sie zu nehmen. Wer daher Thor genug ist Banknoten anzunehmen, der möge sein eigenes Risico tragen, aber nicht verlangen daß der Staat ihn schütze, weil er ein Narr und der Bankier ein Pfiffikus ist.

Es drängt sich dem Europäer die Frage auf, warum wir keine Staatsbanken haben, die unter Verwaltung der Regierung stehen, und somit jedem verderblichen Speculiren entzogen sind. So richtig diese Frage im Munde eines Europäers ist, so lächerlich würde ein Amerikaner sie finden. Eine Staatsbank würde der Regierung Gewalt in die Hände geben und ihr Einfluß auf den Geldmarkt erlauben; eine republicanische Regierung darf aber keine Gewalt und keinen Einfluß haben; sie soll nichts thun als der Majorität des Volkes gehorchen und den Mantel unausgesetzt nach dem Winde drehen, „denn wir sind ein Volk von Souveränen, und unsere Regierung ist unsere Dienerin."

2. Die Falschmünzer.

Eine natürliche Folge der unzähligen Banknotenfabriken in den Vereinigten Staaten ist, daß die Producte derselben nachgemacht werden. Die Verfertigung falscher Banknoten hat hier einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, und wird so unausgesetzt geübt, daß man es für nöthig befunden hat eigene Banknoten-Detectors zu veröffentlichen. Dieß sind gedruckte Verzeichnisse sämmtlicher Banknoten der Vereinigten Staaten mit Angabe der nachgemachten. Diese Detectors erscheinen in englischer und deutscher Sprache einmal per Monat, und da jeder Geschäftsmann ein Exemplar halten muß wenn er einigermaßen sicher gehen will, so müssen die Verfasser dieser Detectoren einen enormen Absatz haben. Es zeigt sich eben auch hierin wieder die ungeheure Verderbtheit unserer Zustände, indem die Herausgeber der Detectors von den Falschmünzern und Bankiers zugleich bestochen werden, und daher die nachgemachten Noten in ihr Verzeichniß nicht aufnehmen. Ja die Banken treiben selbst Falschmünzerei, und wenn sie bedeutende Summen ihres Fabricats ausgegeben haben, machen sie plötzlich bekannt, es seyen Noten ihrer Bank im Umlauf, in denen ein Punkt über dem i fehle, oder eine Figur sechs Finger an einer Hand habe. Solche Fehler, die oft nur durch ein Vergrößerungsglas gesehen werden können, setzen dann alle Banknoten außer Curs die diesen Defect haben, und das Publicum ist wieder das Opferlamm der bewunderten Verfassung, welche niemanden zwingen kann einen Punkt über ein i zu machen oder der menschlichen Hand nur fünf Finger zu geben.

Es werden im allgemeinen nur sehr wenig Falschmünzer eingefangen, und noch weniger überführt und bestraft. So viel aus den bisherigen gerichtlichen Untersuchungen hervorgegangen ist, bilden sämmtliche Falschmünzer in den Vereinigten Staaten eine durch strenge Gesetze organisirte, und durch furchtbare Bestrafung der Verräther im Zaum gehaltene Bande. Die Verfertigung der Platten und des Papiers geschieht durch die Graveurs, welche für die Bankiers den Stempel fabriciren, und die Falschmünzer begeben sich mit ihren Apparaten in Gegenden, die wenig oder gar nicht bewohnt sind. Sie veranlassen einige ihrer Helfershelfer sich in ihrer Nähe niederzulassen, und sobald die ganze Gegend von Bundesgenossen bewohnt ist, werden die Banknoten gemacht. Agenten aus andern Staaten finden sich nun ein und erhalten eine bestimmte Summe Noten, die in den Sattel ihres Reitpferdes gesteckt werden. Es ist nun ihre Aufgabe diese Noten möglichst nutzbringend anzuwenden, Pferde zu kaufen, Tauschhandel zu treiben, und bei jedem Handel den sie abschließen, einige ihrer Noten auszugeben. Das Erhandelte wird am nächsten Ort für Gold und Silber billig verkauft, und der Zweck, die falsche Note in gutes Geld umzusetzen, ist erreicht. In allen großen Städten sind Advocaten, Bankiers, Polizeibeamte, die mit der Bande zusammenhalten und ihr durch eine eigenthümliche Briefpost Nachricht geben. Man hat bisher über diese Briefpost nichts erfahren können, als daß sich die Postcomptoirs in hohlen Bäumen befinden.

Wenn ein Mitglied dieser Bande darüber ertappt wird daß er falsches Geld ausgibt, so ist damit noch nicht bewiesen daß er absichtlich falsches Geld in Umlauf gesetzt habe. Er ist nach den hiesigen Gesetzen nicht verpflichtet auf die an ihn gestellten Fragen zu antworten, die Jury darf nur nach den vorliegenden Beweisen urtheilen — und in hundert Fällen wird der Verbrecher neunzigmal durch ein Nichtschuldig in Freiheit gesetzt werden. Wo aber die Beweise offenbar sind, und wo z. B. der Sattel voll falschen Geldes gefunden wird, da ist die Verurtheilung allerdings sicher, aber die Befreiung aus dem Gefängnisse — entweder durch die Mitglieder der Bande oder durch Machtspruch des Gouverneurs — läßt dann auch nicht lange auf sich warten. Es ist nämlich eine weitere schöne Seite unserer Verfassung, daß der Gouverneur eines jeden Staates das Recht hat jeden zu begnadigen den das Gesetz verurtheilt hat. Unser Gouverneur von Missouri, der im vorigen Herbst abtrat, hatte das Zuchthaus gepachtet und ließ die Gefangenen tüchtig arbeiten. Wenn aber ein Schwächlicher ins Zuchthaus geschickt wurde, oder ein Reicher, so erforderte es sein Vortheil den Schwächlichen zu entlassen weil er nicht arbeiten konnte, und den Reichen weil er sich loskaufte.

Es sind nur wenig Beispiele bekannt daß eingefangene Mitglieder der Falschmünzerbande ihre Genossen verrathen hätten, und wo solche Beispiele bekannt sind, hat man gewiß auch erfahren daß der Angeber von seinen Genossen ermordet wurde. Sogar im Zuchthause sind solche Angeber von andern Verbrechern ums Leben gebracht — nach Falstaffs Grundsatz — daß Spitzbuben ehrlich mit einander zu Werke gehen müssen.

Wenn man bedenkt daß hier nur in den größten Städten eine Art von Polizei existirt, daß aber in den Landstädten und auf dem Flachlande gar keine Polizeibeamten sind, so wird man es erklärlich finden daß trotz der großen Zahl von Falschmünzern und Verbreitern von falschen Noten nur so wenig Missethäter den Gerichten übergeben werden. Außerdem gehört Muth und Selbstverläugnung dazu einen Falschmünzer einzufangen, denn daß der Amerikaner sich kein Gewissen daraus macht sein Messer in seines Nebenmenschen Herz zu stoßen, beweisen die täglichen Fälle dieser Art im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten. Dabei läuft der Kläger oder Einbringer eines Falschmünzers noch Gefahr daß er als Zeuge vom Staatsanwalt unter Bürgschaft zu erscheinen gestellt wird, so daß man sich gewöhnlich damit begnügt die falsche Note zurückzugeben und den Detector bei jeder neu eingehenden Note ängstlich zu studiren, bevor man sich auf das Acceptiren derselben einläßt.

8. Die Pferdediebe.

Eine fast noch größere Plage, als die Verfertiger und Verbreiter der falschen Banknoten, sind die Pferdediebe. Auch diese Menschenclasse hat sich durch das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten zu einer wohl organisirten Bande vereinigt, und steht mit reichen und angesehenen Bürgern der großen Städte in engster Verbrüderung. Mit wahrer Kunstfertigkeit werden hier zu Lande die Pferde nicht nur gestohlen, sondern auch verborgen und weiter gebracht. Erst vor einigen Monaten hatte sich eine solche Bande in Iowa niedergelassen. Die Beschwerden der Landleute liefen täglich bei Gericht ein, verdächtige Individuen wurden eingefangen — aber wie das bei unsern milden republikanischen Institutionen nicht anders seyn konnte — die Jury sprach die Angeschuldigten frei, denn es war keinem derselben zu beweisen daß er wirklich ein Pferd gestohlen habe. Die Nachricht dieser Freisprechung empörte die Landleute von Iowa aufs äußerste. Zweitausend Farmer setzten sich zu Pferde, besetzten alle Wege und Straßen, sprengten die Gefängnisse und hiengen ohne Umstände jeden Verdächtigen auf. Nur ein einziger dieser, vom Volk gelynchten Verbrecher bekannte die ihm zur Last gelegten Diebstähle; vor fünfhundert Menschen gewaltsam zum Richtplatz geführt, bat er um fünf Minuten Zeit um sein Testament zu machen. Der wüthende Haufe verweigerte diese Frist, und der Verurtheilte entgegnete mit äußerster Ruhe „Ihr seyd eiliger als ich." — Die Scheriffe von Iowa, denen die Bewachung der Gefangenen obliegt, baten den Gouverneur um Schutz der Arrestlocale; der Gouverneur drohte mit Aushebung der Milizen und Herbeiziehung von Truppen, aber das Volk lachte über diese Drohung und ruhte nicht bis alle Verdächtigen zum Galgen geführt waren, oder das Weite gesucht hatten.

Wenn man erwägt daß die Farmer Amerika's als die Stützen der Republik betrachtet werden, daß sie durchgehends conservativ sind und das Gesetz respectiren, so muß es unser Erstaunen erregen daß zweitausend Mitglieder dieser conservativen Classe es für nöthig erachteten Haus und Hof zu verlassen um die Gauner aufzuhängen, denen auf gesetzlichem Wege nicht beizukommen war. Daß solche Acte der Selbsthülfe aber nicht bloß auf Iowa beschränkt sind, sondern in jedem Staate der Union vorkommen, ist bekannt; es vergeht kein Jahr, wo nicht in irgend einem Staate derlei Acte der Volksjustiz vollzogen werden. Ob diese als ein Beweis für die Solidität unserer Zustände gelten können, ob sie einen Beweis für das hohe Sittlichkeitsgefühl des Volkes im allgemeinen abgeben, das möge der geneigte Leser selbst entscheiden. Es ist nicht meine Absicht, das Bild schwärzer zu machen als das Original in Wirklichkeit ist, und ich würde das nachfolgende Beispiel von Volksjustiz nicht anführen, wenn ich es nicht für nothwendig hielte meinen Lesern zu beweisen, wohin der Begriff von Volksouveränität führen kann.

Eine Negerin in Franklin County, Missouri, stand in dem Verdacht ihren Herrn bestohlen zu haben. Es lagen keine Beweise vor, und die Negerin läugnete standhaft. Da rief der Eigenthümer der Negerin seine Nachbarn zusammen, legte ihnen seine Vermuthungen vor, und bat sie um ihre Ansichten. Die Nachbarn inquirirten zuvörderst die Negerin, dann schritten sie zu härtern Maßregeln und hieben ihr mit Peitschen das Fleisch vom Leibe. Die Negerin läugnete standhaft. Der Haufe band darauf die Negerin an den Füßen an einen Baum und goß ihr von bedeutender Höhe Wasser auf den Unterleib. Trotz der entsetzlichsten Martern blieb die Negerin bei der Behauptung ihrer Unschuld, der rohe Haufe fuhr aber fort sie mit der unerhörtesten Grausamkeit zu martern, bis sie ihren Geist aushauchte. Die Urheber und Theilnehmer dieser ungeheuern Schandthat, die ich aus Sittlichkeitsrücksichten nur angedeutet habe, leben noch in Franklin County. Sie sind von der Jury freigesprochen, nach dem Schluß: daß souveräne Bürger kein Unrecht begehen können. — Doch, wir werden über die Volksjustiz in einem andern Capitel sprechen.

Bilder aus Brasilien.

Von Rio nach Paranagua.

Obgleich ich mehrere Jahre in Brasilien gelebt habe, war mir nie Gelegenheit zu einem Besuche der südlichen Provinzen geworden, bis mich endlich im Junius 1855 sowohl Nothwendigkeit als unwiderstehliche Lust zu der längst gewünschten Reise veranlaßten.

Durch die Güte meiner brasilianischen, deutschen und englischen Freunde wurde ich genügend mit Empfehlungsschreiben versorgt, so daß mir in dieser Beziehung durchaus kein Hinderniß erwachsen konnte Süd-Brasilien zu durchstreifen. Um mir hinreichende Zeit zu nehmen, verschaffte ich mir schon mehrere Tage vor der Abreise auf dem betreffenden Bureau einen Reisepaß, lernte aber zuvor die ersten Erfordernisse welche man in Brasilien an einen Reisenden macht, kennen, nämlich Geduld und Gleichmuth. Wie überflüssig sind jedoch die Förmlichkeiten, denen man, gezwungen, nicht ausweichen kann, wenn jemand z. B. von Rio de Janeiro nach den Provinzen reisen will, das „wohin" kommt nie in Betracht. Vorstellungen können bei dem schnupfenden Beamten nur ein Achselzucken bewirken, und wehe, wenn die Schlußstunde für die Bureaux schlägt, ohne daß du das fragliche Document in den Händen hast. Um allem nachzukommen, muß der weggehende Bürger oder Fremde seinen Namen entweder im Zollhause einschreiben oder ihn drei Tage vor Uebergabe des Passes in einem öffentlichen Journale prangen lassen, damit etwaige Gläubiger ihre Maßregeln darnach treffen können. Doch hat dieß Paßsystem so wenig als die Quarantäne das Entweichen von Schurken oder die Verbreitung von ansteckenden Krankheiten gehindert.

Dieß beseitigt, hatte ich am Tage vor meiner Abreise das aus einem Koffer und einer Anzahl Kisten mit Büchern bestehende Gepäck in Ordnung gebracht und mich mit dem Schreiber eines Handlungshauses dahin verständigt, solches zeitig an Bord des Dampfers befördern zu lassen. So glaubte ich alles in Bereitschaft und war

bis etwa eine halbe Stunde vor Abgang des Schiffes noch eifrig mit Schreiben beschäftigt. Wie erstaunte ich aber beim Eintritt in das erwähnte Geschäftslocal mein Gepäck noch ruhig an derselben Stelle zu sehen wo ich es den Tag vorher gelassen hatte, während es die höchste Zeit war dasselbe auf einem Karren nach dem „Consulado" schaffen zu lassen. Hier angelangt, wollten wir uns nach einer Menge üblicher Ceremonien einschiffen, nahmen deßhalb ein Boot (denn die Schiffe lagen in Rio de Janeiro nicht in Docks), fuhren auf unsern Dampfer zu und hatten dort das Vergnügen, vom zweiten Mate, einem Brasilianer, zu vernehmen daß unser Gepäck zu so später Stunde nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Schiffseigenthümers, der in einer eine engl. Meile von dem „Consulado" entfernten Straße wohnte, an Bord gebracht werden könne. Es half nichts, ich mußte wieder ans Land und in einem Wagen dorthin eilen, um die Erlaubniß einzuholen. Dieß wurde glücklich schnell bewerkstelligt, und endlich an Bord fand ich daß meine Eile nicht so nöthig gewesen wäre, da das Dampfboot erst nach einer Stunde auslief. Die Reisepässe wurden nämlich erst geprüft, dann mußte sich der Schiffsagent überzeugen, ob alle Passagiere den Fahrpreis abgeliefert hatten, bis endlich der Capitän auf den Radkasten trat und den Befehl zur Abfahrt ertheilte. Langsam glitten wir durch das Gedränge der Schiffe hindurch bis unter die Kanonen des Fort Villegagnon, wo ein Angestellter der Regierung noch einmal an Bord kam zur Untersuchung ob auch wirklich alles in Ordnung sey. Erst nach fünf Uhr passirten wir die beiden Schildwachen des Hafens von Rio de Janeiro, den „Zuckerhut" und Santa Cruz.

In der Frühe des andern Morgens konnte ich von meinem Cajütenfenster aus die Küstengebirge beschauen. Dieselbe prächtige Scenerie, welche dem Reisenden die Umgebungen Rio's so reizend erscheinen läßt, breitet sich auf dem ganzen Wege bis Rio Grande do Sul aus; nur die Gestalt der Berge ist manchmal eine andere, und die Palmen stehen bisweilen in größerer Fülle zusammen. Als ich an Deck stieg, liefen wir gerade in die wundervolle Bay von Ubatuba ein. Zwei Schiffe lagen vor Anker, denn es wird hier für den kleinen Ort ein beträchtlicher Handel in Kaffee getrieben, der aus dem Innern herbeigebracht und dann nach Rio verschifft wird.

Der Ort Ubatuba umschließt eine halbrunde Bucht, und seine glänzenden Häuser bilden gegen die hinter ihnen aufsteigende grüne Bergwand einen auffallenden Contrast. Selten bot sich mir ein lieblicherer Anblick als die gegenwärtige südliche Landschaft. Wir wechselten hier nur die Briefpost, und beluden uns mit Orangen, deren man 100 für 3 Pence haben kann, worauf wir von dem Platze Abschied nahmen, und bald an bewaldeten Inseln, bald längs der grünen Küste hinfuhren, welche hier ein kühnes, malerisches Gemälde bot. In der Nähe der Insel und Stadt San Sebastian (letztere liegt auf dem Festlande) wurde ich fortwährend an die Ufer des Rheins und die See- und Bergscenerie der Schweiz erinnert, nur waren die Spitzen und Klippen mit ewigem Grün, die Thäler mit Kaffee- und Zuckerplantagen bedeckt, und die Orangenhaine trugen eine üppige Fülle ihrer goldenen Früchte. Die Küste war steil und hoch, und dichtbewaldete Vorgebirge waren völlig deutlich in der klaren, reinen Atmosphäre wahrzunehmen. Die Insel San Sebastian wird von dem Festlande nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt; ihre felsigen Gestade zeigen häufig prächtige Wälder. Die Länge der ganzen Insel beträgt 12 bis 14 Meilen bei fast gleicher Breite. Sie ist gut angebaut und ziemlich bevölkert.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergang zu, als unser kleines Dampfboot die Bay von San Sebastian verließ; doch ehe der Tag völlig von uns Abschied genommen, bekamen wir die Alcatrazen zu Gesicht, zwei felsige Eilande von eigenthümlicher Gestalt. Am nächsten Morgen erreichten wir Santos, einige Meilen stromaufwärts an dem Flusse gleichen Namens gelegen und der Haupthafen der blühenden Provinz St. Paulo. Am andern Tag gieng es wieder in die See. Wie herrlich ist die Fahrt auf einem brasilianischen Dampfer, vorausgesetzt wenn man sich nicht zu beeilen braucht. Von allen Reisenden mit denen ich je zusammengetroffen, erschienen mir die Brasilianer am gutmüthigsten und angenehmsten, wenn man erst etwas mit ihnen bekannt wird. Sie sind zuvorkommend, verfallen aber von Zeit zu Zeit in solche Eigennützigkeit wie irgend ein anderer Mensch auf dem Schiffe, und in dieser kleinen Welt fällt jede Schattenseite um so mehr auf. Pacienza ist das Motto dieser Dampfboote. Erreicht man z. B. eine Stadt, nachdem man von der Seekrankheit tüchtig durchgeschüttelt worden ist, so kann man gefaßt seyn 24 bis 36 Stunden auf dem festen Lande zuzubringen, was jedenfalls ein großer Luxus ist.

Das Leben an Bord zur See ist ziemlich einfach. Jeden Morgen um 6 Uhr wird man durch den Cajütendiener geweckt, indem derselbe eine Tasse Kaffee vorsetzt, und 30 bis 40 Minuten später wird eine große Schüssel mit Maismehlmuß (mingau genannt), wohl mit Zucker und Zimmet bestreut, auf den Tisch gebracht, wobei ein großer, starker Bursche, mit einem Löffel bewaffnet, allen Befehlen mit der größten Aufmerksamkeit nachkommt. Jetzt greif zu, hilf dir selbst, denn dein Nachbar wird dasselbe ohne Rücksicht thun, und bist du befriedigt oder der Anstrengung müde, so erhole dich am Thee, den der Steward so eben siedend aufträgt. Nun an Deck. Geht die See nicht hoch, so kommen Pfeifen, Cigarren und Promenaden an die Reihe. Die Passagiere sind etwa eine Stunde lang in der freudigsten Stimmung, worauf sie sich zurückziehen, entweder um zu lesen oder einige Zeit lang der Ruhe zu pflegen. Der Nachmittag verläuft natürlich in eben so einförmiger Weise, und wollen wir dem Leser mit weiterer Ausführung nicht Langeweile verursachen. Der Wärme des Klima's halber haben alle diese Küstendampfer rund um das obere Deck kleine Zimmerchen, oder eigentlich respectable Hundehütten mit Schieberthüren. Obgleich es unten im Schiff an bequemen Räumlichkeiten nicht mangelt, so sind doch die erwähnten jedenfalls die angenehmsten, da man in ihnen bei Tag und Nacht reine, frische Luft einathmen kann.

Sonnabend Morgen erreichten wir Paranagua, und ich kann nun sagen daß ich in der neuesten Provinz Brasiliens, Parana, gewesen bin. Die Einfahrt in die Bay ist ein wahres Räthsel, und hinter der Stadt erheben sich hohe, malerische Berge. Paranagua war früher ein berüchtigter Sammelplatz für Schurken aller Nationen, deren Hauptabsichten dem Sklavenhandel galten. Als daher vor einigen Jahren brittische Kreuzer auf Befehl ihrer Regierung die brasilianische Küste befuhren, um jenem Wesen zu steuern, gelang es einem derselben, dem „Cormorant," seinen Weg

durch die schlangenartigen Windungen der Bay zu finden, und ein ganzes Nest von Sklavenschiffen aufzuheben. Ein gut angelegtes Fort beherrschte den Platz, und der „Cormorant" mußte daran vorbeifahren. Die Piratencapitäne verließen mit ihrer Mannschaft nach kurzem Widerstande die Schiffe, eilten dann dem Fort zu, bemannten die Kanonen, und lauerten dem Cormorant auf, der mit seiner Beute wieder die offene See zu erreichen suchte. Die Kanonen des Forts waren gut gerichtet, doch der brittische Dampfer besaß ebensowohl die Eigenschaften eines listigen Fuchses als die eines Raubvogels, denn als er die ihm gelegte Schlinge bemerkte, brachte seine Mannschaft geschickt die größten Sklavenschiffe zwischen sich und das Fort, worauf sie absegelten. Die aus dem Fort jetzt erfolgende Ladung erreichte den Cormorant nicht, und ehe man dort wieder laden konnte, ließ der Dampfer seine Beute etwas zurück, und eine nun von ihm gegebene Lage aus schwerem Geschütz zeigte den Piraten wie gut das Ziel genommen war. Von beiden Seiten wurden zwar noch einige Lagen gewechselt, doch erreichte der Cormorant bald das offene Meer unbeschadet.

Paranagua ist eine hübsche, reinliche Stadt, kam mir jedoch anfangs etwas heruntergekommen vor, doch überzeugte mich ein genauerer Blick daß dieß nur von einem Theile gelten konnte. Es hat etwa 3000 Einwohner, exportirt aber jährlich für ungefähr eine Million Dollars Maté, das ist die getrockneten Blätter und Stengel einer Eichenart, welche man im Innern sammelt, dann in Behältnissen aus rohen Häuten dicht verpackt zur Stadt schafft, und nach den spanischen Republiken Amerika's verschifft. Ich sah eine Anzahl großer Handelshäuser, welche mit den Landesproducten ein gutes Geschäft trieben. Einer der Kaufleute lud mich ein seinen Bruder zu besuchen, um eine Karte der Provinz in Augenschein zu nehmen, wonach ich mich in Rio vergebens umgesehen hatte, da die Gränzen Parana's damals noch nicht genau bestimmt waren. Nachdem ich durch einige Straßen gewandert war, betrat ich zuletzt ein Haus, dessen Fußboden von einer kürzlich vorgenommenen Reinigung noch ganz feucht war, und in welchem man mir eine große Karte herbeibrachte, die auch einen bedeutenden Theil der Nässe eingezogen zu haben schien. Doch war alles vollkommen erkennbar bis auf die Stelle welche ich zu besichtigen wünschte, nämlich die Gränze zwischen Parana und St. Paulo. Feuchtigkeit, Moder und Mäuse hatten sorgfältig jede Arbeit des Ingenieurs und Stechers vernichtet.

In einer der Straßen zogen die Ruinen einer Kirche meine Aufmerksamkeit auf sich, und man sagte mir daß dieß Gebäude von den Jesuiten fast vollendet gewesen wäre als man diesen Orden vertrieben hätte. Ich habe längs der brasilianischen Küste keine Strecke von 100 Meilen zurückgelegt, ohne nicht in einem blühenden Thale oder auf einer malerisch gelegenen Anhöhe großartige Kirchen, Capellen oder Klöster jenes Ordens zu erblicken, dessen Anhänger nach Brasilien zu einer Zeit kamen wo ihr Glanz den Gipfelpunkt erreicht hatte, und wo ihrem Ehrgeiz noch durch keine äußern Umstände eine Schranke gesetzt wurde. Kirchliche Gebäude von solchen Dimensionen habe ich weder in Frankreich noch in Deutschland und Italien angetroffen.

Die Juden in China.

Man wußte seit länger daß in Kai-fung-fu in Ho-nan sich eine jüdische Colonie befinde. Die katholischen Missionäre [1] haben im vorigen Jahrhunderte 1704 und 1774 über dieselbe bereits Nachrichten gegeben. Eine große Geldsumme welche eine Lady der London Society for Christianising Jews übergab, um Nachforschungen über diese im Lande anzustellen, veranlaßte den Bischof von Hongkong Dr. Smiths 1850 durch die London Missionary Society zu Schanghai diese Nachforschung anstellen zu lassen, und diese sandte den 25 Nov. 1850 zwei intelligente bekehrte Chinesen zu dem Ende aus. Ihr Bericht [2] erschien 1851 zu Schanghai. Wir entnehmen ihm das folgende: Da Schanghai nur 600 engl. Meilen von Kai-fung entfernt ist, kamen die Chinesen schon nach wenigen Monaten heim und brachten zwei chinesische Juden, einen 40, einen 45 Jahre alt, einen mit ächt jüdischen Zügen, mit zurück. Außer ihrer Beschneidung und Religion waren sie in Sprache, Tracht, Sitten und Gebräuchen ganz zu Chinesen geworden, führten auch chinesische Namen. Das interessanteste was sie mitbrachten, waren acht Manuscripte mit Stücken des Alten Testaments in hebräischer Sprache, meist in großen Rollen, wenige in kleiner Buchform auf dickem Papier oder auf Schaffellen deutlich geschrieben mit Vocalpunkten. Das Manuscript von Exod. I—VI stimmte mit unseren Ausgaben. [3] Sie besitzen wenig mehr als die Bücher Mosis.

Die Juden sollen von NW. aus Indien etwa im dritten Jahrhunderte n. Chr., aber nicht später (Gaubil meint 319—322 n. Chr. aus Si-yu), nach China gekommen seyn und sich erst heimlich in Ning-hia, Han-tschen und Peking aufgehalten haben, ließen sich aber später in Kai-fung-fu nieder; 1163 erlaubte Kaiser Hiao-tsung ihnen da eine Synagoge zu bauen. 1444 stiftete der Jude King-tsung die Aufschrift derselben. 1446 bei einer großen Ueberschwemmung wurden ihre meisten Bücher und Rollen unleserlich, und die Juden von Ning-po und Ning-hia ersetzten sie; 1573—1620 verbrannte die Synagoge mit den Büchern, und 1642 verheerte eine Ueberschwemmung die Stadt und sie kauften den Ta-king (die fünf Bücher Mosis) von einem Mohammedaner aus Ning-hia, der sie von einem Juden in Canton hatte. Dieß Buch sah P. Kögler. Ihrer waren erst 70 Clans, sind aber schon jetzt wie 1704 nur noch sieben Familien, etwa 200 Individuen, in und um Kai-fung-fu. Ihre Familien-Namen sind ganz chinesisch: Thuo, Kin, Tsche, Kao, Theman, Li, und Ngai. Wenige halten Läden; einige sind Bauern. Die Mehrzahl ist aber so verarmt, ohne Kleidung und Obdach, daß sie das Material der Synagoge verkaufen, um sich das Leben zu fristen. Ihre Religion hieß erst die indische (Tien-tschu), weil sie von dort kam, jetzt aber die Secte welche die Flechsen ausschneidet (Thiao-kin-kiao). Sie feiern den Sabbath Sonnabends. Die Knaben werden binnen einem Monat nach ihrer Geburt beschnitten. Den 24sten des 8ten Monats ist ein Fest, wo sie um die heilige Schrift herumgehen. Sie waschen sich den Leib, bevor sie die Synagoge (Li-pai-su) , die aus drei Schiffen besteht, betreten, zu welchem Ende zu jeder Seite des Heiligthums ein Bad ist. Beim Gottesdienst wenden sie das Gesicht nach Westen, Jerusalem zu. Der Priester oder Synagogen-Vorstand (Tschang-kiao) trägt zu Zeiten eine blaue Kopfbedeckung und blaue Schuhe, daher sie bei den Chinesen „die Mohammedaner mit blauen Mützen" heißen. Das Volk darf die Synagoge nicht mit Schuhen an den Füßen, die Frauen nicht mit Tüchern um den Kopf, wie sie in Ho-nan getragen werden, betreten. Ein hebräischer Lehrer soll vor 50 Jahren gestorben seyn; jetzt kann keiner mehr hebräisch lesen. Außer dem Rabbi (Muanlah, d. i. Mullah) gibt es einen Flechsenauszieher und einen Lehrer. Der Genuß des Schweinfleisches ist ihnen verboten. Sie heirathen nur unter sich und nehmen immer nur eine Frau. Ihre Synagoge ist erst Ende des 12ten Jahrhunderts, also 1000 Jahre nach ihrer Ankunft in China, erbaut. Sie hat jetzt die Inschrift: „der wahre und reine Tempel." Sie ist von drei Ringmauern umgeben. In der Mitte ist eine große Halle 80′ tief und 40′ breit, mit grünen Ziegeln bedeckt. Auf dem „Moses Sitze" hier, der etwa 1′ über den hölzernen Fußboden erhaben ist, sitzt an großen Festtagen der Rabbi unter einem großen rothen Atlaßschirme, den man über ihn hält und zu dem Ende im Hause aufbewahrt. In einem besonderen Gemache sind die 12 Rollen, die des Himmels Urkunden enthalten, niedergelegt. In der Synagoge und an ihren verschiedenen Pfeilern sieht man mehrere chinesische und hebräische Inschriften.

Unter den zahlreichen chinesischen Inschriften ist folgende eigenthümlich: „Die heilige Schrift (der Pentateuch) besteht aus 53 Abschnitten (in den gewöhnlichen hebräischen Bibeln aus 54) — diese recitiren wir und meditiren darüber und beten, daß die kaiserliche Herrschaft fest begründet werden möge."

„Der Buchstaben unseres heiligen Alphabets sind 27. (Die 22 mit den 5 Endbuchstaben). Diese lehren wir zu Hause, in der Hoffnung daß die Interessen des Landes prosperiren mögen."

Zwei lange chinesische Tafeln vor dem Thorwege der Synagoge enthalten folgendes: „Im Anfang der Welt überlieferte unser erster Vater Adam die Lehre Abraham, der sie an Isaak, der an Jakob, der an die 12 Patriarchen, diese sie an Moses, der an Aaron, der an Josua, der an Esra. Durch diese wurden die Lehren der heiligen Religion zuerst auswärts verbreitet und die Schriften der jüdischen Religion zuerst klar gemacht."

„Der Gründer dieser Religion ist Abraham, der für ihren ersten Lehrer gilt. Dann kam Moses, der das Gesetz gab und die heiligen Schriften überlieferte. Nach der Zeit unter der Dynastie Han (200 v. bis 200 n. Chr.) kam diese Religion nach China."

„Moses war von seiner Geburt an intelligent, rein und uninteressirt, voll Wohlwollen, rechtschaffen, weise und tugendhaft. Er empfieng die heiligen Schriften auf dem Gipfel des Berges Sinai, wo er 40 Tage und Nächte fastete, seine fleischlichen Begierden unterdrückend, sich des Schlafes selbst enthaltend und seine Zeit in aufrichtiger Andacht hinbringend. So erlangte er die heilige Schrift in 53 Abschnitten. Ihr Inhalt ist tief und mysteriös; ihre Verheißungen sind darauf berechnet, die guten Gefühle des Menschen zu nähren, und ihre Drohungen, seine verdorbene

[1] S. Versuch einer Geschichte der Juden in Sina, herausgegeben von C. G. Murr. Halle 1806. 8°. nach J. P. Gozani, Lettre édit. Paris 1707. 12°. T. 7 und Gaubil 1774 ib. T. 31. S. 303—45; auch in Brotiers franz. Ueb. des Tacitus. Paris 1771. T. 3. p. 567. fgg.

[2] The Narrative of a Mission of Inquiry to the Jewish Synagogue at Kaifung. Shanghai 1851 und *Finn* The Jews in China 1839 in 12°.

[3] S. J. Kögler, Notitia SS. Bibliorum Judaic. in imperio sinensi in: v. Murr Journal für Kunstgeschichte und allgemeine Litteratur, Nürnberg 1799. 8°. T. 7. p. 240—252, und T. 9. S. 81—92 und *Sylvestre de Sacy:* Notice d'un Ms. du Pentateuch des Juifs à Kai-fung-fu in: Notices et extraits des Mss. Paris 1799. 4°. T. 4. p. 592—625, und P. Cibot, Mem. c. la Chine. T. 15. p.52—58.

Einbildungskraft zu zügeln. Diese Lehre wurde dann überliefert bis zu den Zeiten Essra's, des Reformators unserer Religion, der vom Stifter derselben abstammen soll."

„So ist unsere Religion von einem zu dem andern überliefert worden. Sie kam ursprünglich aus Indien. Die sie auf Gottes Geheiß einführten, waren 70 Familien (ihre Namen werden genannt.) Um das Jahr 1166 baute Yen-tu-lah die Synagoge in Kai-fung-fu. Da aber Leute seyn mußten ihre Angelegenheiten zu leiten, wurden einige aufrichtige, intelligente Männer (sie werden genannt) erwählt die andern zu unterweisen. Sie hatten den Titel Muanlah (Mullah) und so wurden bis zu dieser Zeit (1489 wo diese Tafel geschrieben wurde) die heiligen Gewänder, Ceremonien und die Musik, alle nach den vorgeschriebenen Mustern unterhalten . . . Yen-tu-lah gründete die Stiftung und begann das Werk, zu dessen Vollendung alle jüdischen Familien beisteuerten, und so wurden die heiligen Geräthe angeschafft und die Zellen errichtet, die heilige Schrift aufzubewahren."

Die Juden konnten in China, wie die Mohammedaner, zu allen Aemtern und Ehren gelangen. Ihre Baccalaurei ehrten aber auch wie die andern Chinesen den Confucius, opferten im Frühling und Herbst wie diese den Ahnen, nur kein Schweinefleisch, sondern meist Confitüren. In ihren Häusern hatten sie aber keine Ahnentafeln und Räucherpfannen, nur ihre Mandarinen hatten diese. Gott nennen sie, wie die Chinesen, Schang-ti, sagen dafür auch, wie diese, Thian, der Himmel. Nach dem Muster der Chinesen ehren sie in ihrem Betsaal auch ihre heiligen Männer (Tsching-jin) wie Abraham und andere! So unbedeutend die Colonie an sich ist, so merkwürdig ist sie doch, indem sie zeigt wie das Chinesenthum selbst die starre Nationalität der Juden einigermaßen bewältigte.

Elisha Foote über eine neue Quelle elektrischer Erregung.

(Aus den Verhandlungen der American Association in Montreal am 13 Aug. 1857.)

Ich habe die Ueberzeugung daß die Zusammendrückung oder die Ausdehnung der atmosphärischen Luft eine elektrische Erregung hervorbringt. So viel ich weiß, ist bis jetzt diese Beobachtung noch nicht gemacht worden, sie scheint mir aber von hohem Belang zu seyn bei der Erklärung mehrerer atmosphärischer und elektrischer Phänomene. Der angewandte Apparat war eine gewöhnliche Luftpumpe von ziemlich schwacher Kraft, und eingerichtet um die Luft entweder zusammenzupressen oder auszutreiben. Sein Recipient war eine Glasröhre von ungefähr zweiundzwanzig Zoll in der Höhe und drei Zoll im Durchmesser; die Enden waren durch daran gekittete eherne Deckel verschlossen. Auf dem Boden befand sich ein Hahn und eine Schraube, durch welche er an die Luftpumpe befestigt war. An den Kopf waren zwei kupferne Dräthe gelöthet, deren einer innerhalb der Röhre herabhieng, in eine oder mehrere Spitzen endigte und sich bis auf etwa sechs Zoll vom Boden erstreckte; der andere dehnte sich von der obern Seite des Deckels bis zu einem gewöhnlichen elektrischen Condensator aus.

Beim Experimentiren nach der Zusammendrückung oder Austreibung der in dem Recipienten befindlichen Luft wurde der an den Condensator reichende Drath von diesem abgelöst. Die obere Platte ward durch ihren Glasgriff aus ihrer Stelle in die Höhe gehoben, und ihre elektrische Beschaffenheit durch einen Goldblatt-Elektrometer erprobt. Ich hielt es für angemessen die Luft zuerst zusammenzudrücken und den Hahnen zu schließen, wenn sich der Condensator etwa zu sehr mit positiver Elektricität geschwängert gezeigt hatte. Nachdem sodann alle Spuren derselben sowohl aus dem Condensator als aus dem an ihn führenden Drath entladen waren, ließ ich die Luft entweichen, worauf sich der Condensator wieder in gleichem Grade schwängerte. Meine Versuche mit diesem Apparat dauerten mehr als acht Monate, und ich fand daß die Wirkung eine große Aehnlichkeit mit der der Elektrisirmaschine habe. Bei feuchtem oder warmem Wetter war wenig oder keine Thätigkeit hervorzubringen, während zu andern Zeiten, besonders bei kaltem Wetter, die Thätigkeit so stark war, daß die Blätter des Elektrometers bis zu ihrer äußersten Ausdehnung abwichen. Bei warmem Wetter, wenn sich keine Thätigkeit hervorbringen ließ, erreichte ich den Zweck durch künstliche Abkühlung der Luft. Eine plötzliche Ausdehnung oder Zusammenziehung vermehrt stets die Wirkung. Die Ergebnisse mit Sauerstoffgas waren ähnliche, mit Wasserstoff- oder kohlenstoffsauren Gasen hatte ich keinen Erfolg. Man darf annehmen daß sich die Resultate welche bei meinen Versuchen im kleinen erreicht wurden, bei den großen Operationen der Natur verfolgen lassen. Die Schwankungen unserer Atmosphäre erzeugen Zusammendrückungen und Ausdehnungen genug um große elektrische Störungen herbeizuführen. Besonders sollte man in den trockenen kalten Gegenden unserer Atmosphäre Beobachtungen anstellen über die Wirkungen der Feuchtigkeit und der Dünste; durch die Experimente Becquerels sowohl als die Gay Lussacs und Biots ward festgestellt daß die Elektricität der Atmosphäre an Stärke zunimmt mit der Höhe. Ueberdieß hat man häufig eine offenbare Beziehung zwischen der Elektricität der Atmosphäre und den Barometerschwankungen beobachtet. Alexander v. Humboldt bemerkt bei der Besprechung dieses Gegenstandes in seinem Kosmos unter anderm: daß die Elektricität der Atmosphäre, betrachte man sie nun in den tieferen oder höheren Schichten der Wolken in ihrem stillen problematischen Tageslaufe, oder bei der Explosion des Blitzes und Donners im Gewitter, in mannichfaltiger Beziehung zu dem Druck der Atmosphäre und ihren Störungen zu stehen scheine. Die fluthartigen Bewegungen unserer Atmosphäre bringen zweimal in 24 Stunden regelmäßige systematische Zusammendrückungen hervor. Diese treten nach Humboldts Beobachtungen innerhalb der Wendekreise mit solcher Regelmäßigkeit ein, daß die Tageszeit binnen fünfzehn oder zwanzig Minuten durch den Stand des Barometers angezeigt wird. Saussure beobachtete eine tägliche Veränderung in der Elektricität der Atmosphäre, welche den täglichen Barometerveränderungen entspricht. Die Elektricität der Atmosphäre, bemerkt er, hat daher eine tägliche Periode wie das Meer, indem sie zweimal binnen 24 Stunden zu- und abnimmt. Im allgemeinen gesprochen, erreicht sie ihre höchste Intensität wenige Stunden nach Sonnenauf- und Untergang, und sinkt wieder zu ihrem Minimum herab vor dem Auf- und Untergang dieses Gestirns.

Ueber die Beziehungen der Berbersprache zu den semitischen Zungen.

Die philologische Litteratur Frankreichs ist durch eine neue Schrift des dem politischen Bureau für die arabischen Angelegenheiten beigegebenen Ingenieur-Capitäns Hanoteau bereichert worden; sie führt den Titel: „Essai de Grammaire de la Langue des Kabyles et Mémoire relatif à quelques Inscriptions en Caractères touarigs." Die Akademie der Inschriften ernannte zur Prüfung dieser Arbeit eine aus den HH. Quatremère, Jomard, Mohl, de Saulcy, Caussin de Perceval und Reinaud bestehende Commission, welche Hrn. Reinaud zum Berichterstatter wählte. Wir entnehmen dem (von der Revue de l'Orient mitgetheilten) Bericht desselben folgende Stellen: „Schon durch die partiellen Arbeiten welche die Berberdialekte zum Gegenstand der Besprechung gewählt haben (sagt der Berichterstatter), war es möglich sich eine allgemeine Anschauung von dem Charakter dieser Sprache zu machen. Man hatte auf einige Aehnlichkeiten zwischen dem Zeit- und dem Fürwort der Berbersprache einerseits und dem Zeit- und dem Fürwort der semitischen Zungen, namentlich dem Hebräischen und Arabischen, andrerseits hingewiesen. So z. B. ist der Anfangsbuchstabe welcher jede der drei Personen des berberischen Zeitworts kennzeichnet, fast identisch mit dem des semitischen Zeitworts. Andrerseits, und ungerechnet daß mit Ausnahme einiger entlehnten Ausdrücke die Masse der berberischen Wörter von den semitischen Wörtern ganz verschieden ist, bietet das berberische Zeitwort Umstände die nur ihm allein angehören. Während die semitischen Sprachen eine für die gegenwärtige und die vergangene Zeit verschiedene Form besitzen, hat das berberische nur eine Form für alle Tempora und alle Modi. Die winzigen Modificationen deren das berberische Zeitwort empfänglich ist, werden mit Hülfe einer Präfix-Partikel vorgenommen. So z. B. sagt man, statt er hat gemacht, isker oder aiisker; statt er macht und er wird machen (in allgemeiner Weise), sagt man ad-isker, und statt er wird machen (in positiver Weise), sagt man raisker oder ara-isker. Das Zeitwort zeigt noch eine andere Eigenthümlichkeit: es ist der Modification empfänglich durch die Verbindung mit gewissen Buchstaben, welche die Kraft besitzen ihm einen transitiven, passiven, reciproken Sinn zu geben, oder welche die Gewohnheit, die Häufigkeit oder die Ausdauer in Thätigkeit anzeigen.

Was wir von dem Zeitwort sagen, gilt auch von dem Fürwort. So z. B. erhält das berberische Fürwort der dritten Person im Dativ die Buchstaben s oder ias, und im Accusativ den Buchstaben t oder th. Sonach wird man, statt er hat ihm gegeben, sagen ifka-ias; und statt ich habe es gesehen, zerightth. Ein anderer nicht minder bemerkenswerther Umstand ist die Versetzung, welcher das Fürwort unterworfen ist wenn es sich unter einem gewissen Einfluß befindet. Gewöhnlich hat es seine Stelle hinter dem Zeitwort; wenn aber das Zeitwort von einem Beiwort der Zeit oder des Orts begleitet ist, sey's einer Frage oder einer Verneinung, so verläßt das Fürwort die Stelle die es einnahm, und stellt sich zwischen die Partikel und das Zeitwort. So z. B. wird man, um zu sagen: ich habe sie ihm gegeben, sagen eskigh-ias-ten (buchstäblich: ich habe gegeben ihm sie); allein wenn man eine Verneinung einführt, so muß man sagen: ur-ias ten eskigh (buchstäblich: nicht ihm sie habe ich gegeben).

Die zwischen dem berberischen Zeitwort und Fürwort und dem semitischen Zeitwort und Fürwort hervorgehobenen Beziehungen sind schlagend. Könnte man aber nicht sagen daß diese Beziehungen von den Eingebornen, bei einem vorgeschritteneren Volk als sie, entlehnt worden sind; daß sie bis zu der Zeit zurückreichen wo die Eingebornen aus der Barbarei heraustraten, den Gebrauch der Schrift annahmen, und sich damit beschäftigten ihrer Sprache Regeln zu geben? Gäbe man diese Thatsache zu, so dürfte man, bezüglich dessen was aus fremder Sprache entlehnt ist, nicht bis zum Einfall der Araber, sondern man müßte noch weiter zurückgehen, bis auf die Zeit der carthaginiensischen Herrschaft, oder vielleicht auf das Reich Massinissa's, das sich die Aufgabe gesetzt hatte die Numidier zu sittigen. Im Anfang des Jahrs 1856 kamen Tuarek-Abgeordnete nach Algier, und Personen welche Gelegenheit gehabt sie zu sehen, schmeichelten sich mit der Hoffnung bei ihnen Bücher zu finden, aus denen die Geschichte neue Thatsachen zu schöpfen vermöchte. Jedenfalls können diese Thatsachen nicht sehr hoch hinaufreichen. Ein sichreres Mittel der Kritik wäre die Entzifferung der zweisprachigen, libyschen und carthaginiensischen, Inschriften die sich noch in gewissen Oertlichkeiten Afrika's vorfinden. Wie dem auch sey, so bleibt für die Philologen ein wichtiger Punkt der: zu wissen ob das Tuarek [1] geschrieben und ob es mit einheimischen Buchstaben geschrieben wird. Aus diesem Umstand allein ergibt sich nothwendigerweise eine minder willkürliche, eine ausgeprägtere Sprache als die der Kabylen. Wir möchten jetzt die kabylischen Dialekte mit gewissen Volksmundarten der französischen Provinzen vergleichen. Allein es gibt unter diesen Mundarten solche welche zur Zeit der Troubadours einen vortheilhaften Kampf mit dem Französischen kämpften, und die nur der Macht der politischen Ereignisse wichen.

Etwas eigenthümliches fand statt bei den berberischen Zahlwörtern, und dieser Umstand genügt um zu zeigen wie sehr es zu wünschen wäre daß die verschiedenen berberischen Dialekte nach einander Gegenstand einer aufmerksamen Prüfung würden, um sodann einander näher gebracht und auf einen allgemeinen Gesichtspunkt zurückgeführt werden zu können. Von den Namen einheimischer Zahlen haben die Kabylen der Meeresufer nur die Zahlen eins und zwei beibehalten, und die übrigen durch die arabischen Ausdrücke ersetzt. Was die Beni-Mozab und die Tuarek betrifft, welche keinen solchen Druck von Seiten der Araber zu erdulden hatten, so haben sie von diesen nur die Zahlen sechs, sieben, acht und neun entlehnt. Die Zahlen hundert und tausend sind nicht dieselben wie bei den Tuareks und den Beni-Mozab. Für hundert haben die Tuareks das Wort timidhi, die Beni-Mozab das Wort tuinest. Was tausend betrifft, so scheint der ursprüngliche Ausdruck ifedh zu seyn. Dieses Wort hat Ventura in sein Wörterbuch aufgenommen; es wurde ihm wahrscheinlich von den beiden Marokkanern mitgetheilt die er bei sich hatte. Was nun den Ausdruck tausend anlangt, so sagen die Tuareks dafür ifedh, während die Beni-Mozab den Ausdruck tuinest tamekrant oder „das große Hundert" gebrauchen. Und in der That ist tamekrant die weibliche Form des berberischen Wortes amekran, welches groß bedeutet. Der Berber mußte nach und nach, und in mehr oder minder großem Umfang, ägyptische, phönicische, griechische, römische und arabische Wörter zulassen. Die Nähe Spaniens brachte ihm auch spanische Wörter; allmählich aber hat das Arabische unter diesen fremden Ausdrücken den größten Platz errungen. Ungefähr ein Drittheil der Wörter aus welchen die Sprache der Kabylen besteht, ist arabischen Ursprungs. Es sind dieß Wörter welche der Religion und dem

[1] Soll heißen Temaschirt, die Sprache der Tuarek.

Gottesdienst, der Rechtspflege, der Arzneikunde, der Verwaltung ꝛc. angehören. Gewöhnlich erkennt man diese Wörter an dem Buchstaben l, mit welchem sie anfangen, und der ein Ueberrest des Artikels al oder el ist. In solchem Fall bildet dieser Buchstabe einen integrirenden Bestandtheil der Wörter, und die Eingebornen brauchen ihn sogar da wo er nach den Regeln der Sprachlehre nicht vorkommen sollte. So sagt man z. B. mit ungetheiltem Wort Lemir statt Emir, Lecabaïl statt Cabaïl, die Mehrheitsform des Worts Kabyle.

Litauische Märchen. [1]

Es fuhr einmal ein Herr und ein Kutscher, und sie kamen zu einem Hause, und da spann ein Mädchen. Der Herr schickte den Kutscher zu dem Mädchen, um etwas zu trinken aus dem Hause zu holen, aber das Mädchen sagte „Bärtiges (d. h. alus, Hausbier; man denke an die Grannen der Gerste) habe ich nicht, und das aus dem Stillen gelaufene (d. h. Wasser) wird er vielleicht nicht trinken." Der Herr aber, der das hübsche Räthsel zu lösen wußte, sagte zu ihr: „Bist du so schlau, so werde auch ich so schlau seyn. Wenn du zu mir kommen wirst, weder nackt noch bekleidet, weder zu Pferd noch zu Fuß, noch zu Wagen, weder auf dem Weg noch auf dem Fußpfad, noch neben dem Wege, im Sommer und zugleich im Winter, so werde ich dich heirathen." Da entkleidete sie sich und hieng sich ein Netz um und setzte sich auf einen Geißbock, und ritt zum Herrn hin immer im Fahrgeleise und gieng in einen Wagenschuppen, und stellte sich da zwischen einen Schlitten und einen Wagen. Jetzt war sie gekommen weder nackt noch bekleidet, weder zu Pferd noch zu Fuß, noch zu Wagen, weder auf dem Weg noch auf dem Fußpfad, noch neben dem Weg, im Sommer und zugleich im Winter. Aber der Herr wollte sie nicht heirathen und schickte sie nach Hause, und ließ ihr abgekochte Eier bringen. Diese Eier sollte sie von einer Henne ausbrüten lassen. Das Mädchen aber kochte Gerstenkörner ab und schickte sie dem Herrn hin, die sollte er säen; wenn sie keimen und grünen würden, da würde sie auch die Hühnchen ausbrüten lassen. Da sagte der Herr: „Diese Gerstenkörner werden freilich nicht keimen und du wirst keine Grütze für jene Hühnchen machen können." Da mußte er sie heirathen.

Darnach kamen drei, die im Streite mit einander lagen, zu dem Herrn, um sich Recht zu holen; der eine hatte eine Peitsche, der andere einen Wagen, und der dritte eine Stute, und die Stute hatte ein Fohlen. Sie stritten sich nun: der eine sagte „das ist das Fohlen meiner Peitsche;" der andere sagte „das ist das Fohlen meines Wagens;" der dritte sagte „das ist das Fohlen meiner Stute." Da sandte er zu seiner Frau; diese hieß sie sich ein Netz holen, führte sie auf den Berg und ließ sie fischen; und sie konnten da nicht fischen. Da sagte sie zu ihnen: „So wenig ihr auf dem Berg fischen könnt, so wenig kann eine Peitsche ein Fohlen haben und ein Wagen auch nicht, sondern nur einzig und allein eine Stute kann ein Fohlen haben."

*

Es war einmal ein Mann, der hatte ein Pferd, und wie das Pferd alt geworden war, da konnte er es nicht mehr brauchen. Da ließ er ihm einen stählernen Hufbeschlag machen, führte es in den Wald und ließ es laufen: „Jetzt suche dir selbst dein Futter!" Der Schimmel gieng seines Weges und traf im Wald einen Bären, der sagte zu ihm: „Na wie, Gevatter, bist du noch stark?" Der antwortete: „o ja freilich." Der Bär sagte sodann: „Wenn ich einen Stein nehme und drücke, da kommt immer der Saft heraus." Aber der Schimmel sagte: „Wenn ich mit meinen Zehen über einen Stein streiche, da kommt immer das Feuer heraus." Jetzt ward es dem Bären bange, denn er dachte, jener sey doch stärker als er. Da lief er von ihm weg und traf einen Wolf und sagte zu ihm: „Wie, Gevatter, bist du noch stark?" Der Wolf antwortete: „O ja freilich." Da sagte der Bär, „ich bin stark, du bist stark, aber dort auf jener Wiese ist einer, der ist stark! Wenn der mit seinen Zehen über einen Stein streicht, da kommt das Feuer heraus." Der Herr aber war nicht im Stande ihren Streit zu schlichten. Da wollte der Wolf den doch auch sehen, und der Bär führte ihn hin. Der Schimmel weidete hinter einer Anhöhe auf einer Wiese und der Bär konnte ihn sehen, der Wolf aber nicht. Da hob der Bär den Wolf in die Höhe, damit auch er den Starken sehen könne, und beim Heben drückte er ihn so sehr daß der Wolf das Gesicht verzog. Da sagte der Bär, „o du Kröte! Hast ihn noch nicht gesehen und verziehst schon das Gesicht, und schleuderte ihn auf die Erde daß er mitten entzwei barst.

*

In einer Stadt lebte ein sehr reicher Kaufmann, der hatte eine sehr schöne Tochter, die wollte durchaus keinen andern heirathen als einen Mann mit grünem Bart. Um die Stadt herum waren sehr große Wälder; in diesen Wäldern hausten 24 Räuber mit einander. Der Hauptmann dieser Räuber, der von dem Mädchen vernommen hatte daß sie nur einen Mann mit einem grünen Bart heirathen wolle, fragte seine Leute ob sie kein Mittel kennten, mit dem man sich den Bart grün färben könne, und sie verschafften ihm sogleich solche Farbe. Da färbte er denn seinen Bart grün (und er war auch außerdem ein stattlicher Mann) und reiste in die Stadt zu dem Kaufmann: er wolle seine Tochter freien. Dem Mädchen gefiel er auch sehr, und so blieb er da über Nacht. Des andern Tages verabredeten sie sich daß das Mädchen zu ihm hinreisen solle; er besitze hinter dem Wald ein großes Gehöfte. Dem Mädchen bedeutete er, sie solle immer die Straße entlang reiten, bis sie an eine Brücke komme; jenseits der Brücke solle sie sich links wenden und auf dem Pfad nur weiter reiten, so werde sie zu seinem Hof gelangen. Der Grünbart reiste ab.

Die Kaufmannstochter rüstete sich nun zur Reise, ließ sich guten Kuchen backen, um ihn ihrem Bräutigam mitzubringen, und machte sich dann zu Pferd auf den Weg. Sie kam zur Brücke und fand jenen Seitenweg, von dem der Grünbart gesprochen hatte. Sie ritt nun auf dem Pfad in den Wald; je tiefer sie aber in den Wald hineinkam, desto schmaler ward der Pfad: nur ein schmaler Fußpfad war noch da. Was sollte sie nun thun? Reiten konnte sie nicht mehr, sie mußte absitzen, das Pferd anbinden und zu Fuße gehen. Nachdem sie ein Ende gegangen, sah sie ein Häuschen, an dessen Thüre zwei Löwen mit Ketten angebunden waren. Als sie in die Nähe derselben gekommen war, dachte sie: „Sollst du weiter gehen oder nicht?" Aber da die Löwen nichts thaten, trat sie hinein und gieng in eine Stube: da stunden Betten und an der Wand hiengen mehrere Flinten. Als sie sich da umgeschaut, gieng sie in eine andere Stube: da stund ein Tisch

---

[1] Aus den „Litauischen Märchen, Sprüchwörtern und Liedern," gesammelt und übersetzt von August Schleicher. Weimar 1857.

und am Deckbalken hieng ein Käfig mit einem Vögelchen. Der Vogel sagte zu ihr: „Wie kommst du hierher? Denn das ist ein Räuberhaus. Hinweg kannst du jetzt nicht, denn wenn du hinaus willst, so zerreißen dich die Löwen; aber ich will dir Unterweisung geben. Lege du dich jetzt unters Bett; wenn die Räuber kommen, werden sie sich betrinken und dann einschlafen; dann geh du weg, und wenn du hinaus gehst, wirf beiden Löwen jedem ein Stück Kuchen hin, dann kannst du ein Ende weit davonlaufen.“ So that sie auch und kroch unter das Bett.

Die Räuber kamen einer nach dem andern und sagten: „Hier stinkts nach Menschenfleisch;“ aber der Vogel wehrte ab soviel er nur konnte, und so ließen sie sich davon abbringen. Die Räuber brachten ein Mädchen mit; nachdem sie ihr Abendessen zu sich genommen, hieben sie das Mädchen in Stücke und fiengen mit den kleinen Fingern an. An einem hatte sie einen Ring, und der Finger mit dem Ring rollte unter das Bett, wo jene lag. Da nahm sie den Finger und steckte ihn in ihre Tasche. Als die Räuber ihr Werk vollendet, fiengen sie noch einmal an zu trinken und betranken sich dermaßen, daß sie von ihren Sünden nichts mehr wußten und sämmtlich einschliefen. Als das Mädchen meinte daß sie alle fest schliefen, stund sie auf, gab dem Vögelchen ein Stückchen Zucker und nahm in jede Hand ein Stück Kuchen, das sie beim Hinausgehen den Löwen zuwarf. In der Zeit als sie das fraßen, sprang sie hinaus. Kaum aber hatten sie es gefressen, als sie anfiengen zu brüllen und ein Geschrei zu erheben daß der Wald in einem fort erbebte. Da sprangen die Räuber alle auf, und verfielen gleich darauf daß das Mädchen da gewesen seyn müsse; alle setzten ihr nun nach, aber sie erreichte doch ihr Pferd. Als sie aufgesessen, ritt sie in solcher Eile daß sie, als sie ihre Wohnung erreicht hatte, vor Schreck blaß war wie eine Leiche, und daß sie sich sogleich niederlegen mußte und krank ward.

Der Grünbart schor nun seinen Bart sofort ab und sann nach, wie er das Mädchen doch noch erwischen könne. Er bestellte sich große Wagen und große Fässer, in deren jedes er vier Räuber kriechen ließ, und fuhr damit zu dem Kaufmann als ob er Waaren kaufen wolle: er sey auch ein Großhändler aus der und der Stadt. Seinen Leuten hatte er gesagt, er werde ins Zimmer zum Kaufmann gehen und er wolle ihnen ein Zeichen geben; wenn alle in der Stube eingeschlafen seyn würden, dann sollten sie die Boden der Fässer ausschlagen, alles ausrauben und beim Wegfahren noch das Mädchen mitnehmen. Während er nun im Zimmer war, hörte des Kaufmanns Knecht, der auf dem Hof umhergieng, in einem Faß eine Stimme, die sagte: „Was das ist? Das dauert sehr lange.“ Da gieng der Knecht hinein zu seinem Herrn und sagte: „Herr was ist das? In den Fässern da sind Leute drin.“ Da bestellte der Kaufmann viele starke Männer welche die Räuber ergreifen sollten; jenen Räuber ließ er in der Stube ganz hinter den Tisch sitzen und ein Paar starke Männer neben ihn. Da kam das Mädchen, zeigte ihm den abgehauenen Finger mit dem Ring und fragte ihn ob er sich desselben erinnere; da merkte er daß er erkannt sey, und sah sich um wie er ausreißen könne. Der Kaufmann ließ ihm aber nicht so viel Zeit, sondern gab jenen ein Zeichen daß sie ihn fassen sollten. Da faßten ihn denn beide und banden ihm Hände und Füße zusammen; in seinem Stiefelschafte aber fand sich ein langes Messer. Als sie ihn fest gebunden hatten, da giengen sie auf den Hof, ergriffen jene alle nach der Reihe und brachten sie ins Gefängniß. So waren denn die Räuber alle besorgt und aufgehoben. Das Mädchen führte sodann die Leute in das Haus der Räuber. Das Vögelchen behielt sie selber, das übrige theilte sie unter die Armen aus; das Haus ward verbrannt, und die Löwen behielt der Kaufmann. Die Räuber fanden sämmtlich ihren Tod im Gefängniß. So war denn alles vertilgt, und das Mädchen hatte fürderhin keine Vorliebe mehr für grüne Bärte.

*

Ein Mädchen hatte einen Freier, und der Freier starb. Nachdem das Mädchen ihn einige Wochen betrauert hatte, gieng sie zu Tanze mit einer ihrer Cameradinnen, der auch der Bräutigam gestorben war. Ihr Weg führte sie an dem Begräbnißplatz vorbei; und als sie vor dem Begräbnißplatz stunden, sagten sie: „Steht auf, ihr Brüder, wer wird uns sonst zum Tanze führen.“ Als sie ein Ende Weges gegangen waren, da stunden die beiden Todten auf und verfolgten sie. Kaum waren sie in die Stube, wo getanzt ward, eingetreten, da kamen auch jene beiden herein und führten sie zum Tanz. Beim Tanzen traten die Mädchen jenen Männern auf die Füße, und da merkten sie daß die Stiefel leer seyen, und so wußten sie daß sie mit Verstorbenen tanzten. Die Todten aber schwenkten die Mädchen so daß sie sie fast zu Tode tanzten. Da baten die Mädchen, sie sollten sie einmal hinaus lassen, um frische Luft zu schöpfen; jene wollten das aber nicht zugeben. Sie erbaten sichs aber endlich doch, indem sie sagten: „Wir werden hier am Hause unsere Schlüssel aufhängen, und wenn die Schlüssel klappern werden, so werdet ihr wissen daß wir da sind.“ Nun klapperten die Schlüssel, und sie warteten darauf daß die Mädchen wieder in die Stube kämen. Die beiden Mädchen aber kamen nicht wieder, sondern liefen davon und liefen und liefen, bis sie an eine Brechstube kamen, in die liefen sie hinein und steckten sich hinter den Ofen. In der Brechstube trocknete ein altes Weib Flachs; das baten die beiden Mädchen, wenn jemand kommen würde daß es niemanden herein lasse. Als nun die beiden Todten lange vergeblich auf ihre Mädchen gewartet, setzten sie ihnen nach, indem sie den Fußspuren folgten, die sie zurückgelassen. So kamen sie in die Brechstube und sagten: „Guten Abend! Sind hier nicht zwei Mädchen hergelaufen?“ Das Mütterchen sagte „Nein.“ Die beiden sagten: „Hierher sind sie gelaufen, sie müssen hier seyn.“ Da sagte die Alte: „Setzt euch her, meine Söhne, ich will euch des Flachses Qual erzählen.“ Und als die beiden sich zum Hören gesetzt, da erzählte sie, wie man den Flachs säet, rauft, brecht, spinnt, webt, bleicht, näht, trägt, zusammenflickt, und wie ihn endlich der Lumpenmann sammelt und man aus den Lumpen Papier macht. Als die Alte mit ihrer Rede zu Ende gekommen, da krähte der Hahn, und die beiden Todten mußten hinweg, und sie sagten beim Weggehen: „Das ist euer Glück daß die Frau uns durch ihre Rede von der Verfolgung abgebracht hat.“ Sodann verschwanden sie vor ihren Augen, und die beiden Mädchen blieben am Leben.

Die Farbigen und Weißen auf Trinidad.

(Von Dr. Karl Rohrbach.)

(Fortsetzung.)

Es handelt sich um 20 Schritte Weges. Wenn die Wagen so viel vorwärts gebracht werden können, dann ist alles gut; denn dort und weiter bis zum Ziel ist der Boden neu mit Steinen

bedeckt — freilich nicht wie unsre schönen Chausseen, mit gleichgroßen, mühsam zugehauenen Stücken, sondern mit unregelmäßigen Brocken von 1—12 Zoll Durchmesser.

Von allen Seiten kommen nun die Neger mit ihren Maulthieren lärmend herbei. Der Weg wimmelt von Menschen und Vieh; ich überzähle, von meinem Schimmel aus, der freilich ungern stille hält, die schwarzen Gestalten: es sind ihrer 50—60. Und die Mulos? Schon stampfen und trappeln in acht langen Reihen, jede zu 6 oder 7, 50 Thiere vor dem Wagen. Bei jeder Reihe 2 oder 3 Treiber, denen die Thiere ein- für allemal anvertraut sind. Es ist auf den Pflanzungen Sitte daß jeder Neger sein Gespann oder seine Zahl Mulos hat, für die er sorgen muß. Außerdem aber treiben sich wohl noch halbmal mehr Thiere mit ihren Treibern müßig auf der Straße und dem Felde umher. Der Herr der Pflanzung ist mit einigen Freunden gegenwärtig. Wir lernen ihn kennen, indem uns ein Freund einführt. Er ist in der größten Bestürzung. Sein Oberaufseher, der eigentlich die Schuld hat, da er die Straße für sicher erklärt hatte, von deren Grund er, wie sich nun zeigte, sehr ungründliche Kenntniß besaß, lief hin und her. Jeder schreit nach Leibeskräften. Endlich schirren sie sämmtliche Thiere vor den ersten Wagen — nie habe ich solch ein Gespann gesehen. Kein König und Kaiser ist jemals so ehrenvoll eingeholt worden. 120 Maulthiere — sage hundertundzwanzig — trippeln in ihren Strängen unruhig hin und her. Halb so viele Neger sind an den Seiten postirt und noch viel unruhiger als die Thiere.

Als endlich alle Stränge und Zügel in Ordnung sind — man denke sich den Wirrwarr von Stricken bei den 18 langen Reihen Thiere — da erhebt sich mit einemmal das Geschrei der Treiber. Ich habe schon mancherlei unangenehmes Geheul vernommen, aber diesem kam bis jetzt nichts gleich. Die Neger haben lauter gesunde Lungen, und einer allein kann einem das Trommelfell zerreißen, wenn er sich anstrengt — aber 60! Da hört alles auf. Und sie wollen ihre Thiere treiben! In dem großen Meer von Gebrüll hört aber keiner sich selbst recht — und ein Neger hört sich selbst gar zu gern, so gut wie mancher Weiße! Darum verdoppelt jeder seine Kraft und Anstrengung um zur Geltung zu kommen — ein unbeschreibliches Concert! Ein Chorus, der, wenn er an den Pforten der Hölle aufgestellt würde, sie sicherlich sprengte, und die armen Insassen neuen ungeahnten Qualen hingeben würde.

Umsonst aber alles Geschrei! Der Wagen ist standhaft! Der weicht keinen Zoll! Ich dachte, die 120 Mulos müßten einen Berg aus den Wurzeln reißen, aber der weiche Trinidadboden hat was deutsches — er ist anhänglich und läßt nicht wieder los was er einmal gefaßt hat. Der Wagen ist unbeweglich und behauptet den einmal eingenommenen Standpunkt.

Ich sehe aber daß die 120 Maulthiere nicht wirken können, weil sie nicht gleichzeitig anziehen. Da ziehen 2 oder 3 Reihen vorn, und nach 4 Secunden ziehen andere u. s. f., so daß die Wirkung von vielleicht 30 oder 40 auf den Wagen Einfluß hat, aber nicht von 120. Ich reite zum Herrn und mache ihn darauf aufmerksam. Er begreift meine Meinung und fragt weiter, wie das zu machen. Ich schlage vor, auf ein von ihm gegebenes Signal sollen alle Treiber zugleich arbeiten. Er will's versuchen! Dazu gehört daß er es den Negern mittheilt und auseinandersetzt. Um das aber zu können, muß erst Schweigen eintreten. Wo lebt aber der Zauberer, der eine Horde Neger schnell zum Schweigen bringt — versteht sich: keine Negersklaven, denn Trinidad ist englische Colonie. Das dauert über 5 Minuten, bis die große hin- und herwallende Fluth von Geschwätz sich verläuft, und der Herr des Wagens, von seinem Aufseher unterstützt, den eigenen und fremden Schwarzen seine Meinung und seinen Willen verkünden kann. Kaum ist er fertig, bricht die Fluth wieder durch alle Dämme. Wer will auf das Zeichen achten? Jeder steht zwar endlich bei seinen Thieren, aber keiner paßt recht auf, denn jeder schilt und tobt über die eigenen oder fremden Mulos, und über ihre Faulheit und die Peitsche, und der spitze Stock trifft bald dieses, bald jenes lange Ohr.

Der Herr gibt das Zeichen; die ihm zunächst stehen, treiben an; die andern merken daß es nun gilt, und entschließen sich es auch zu thun. Indessen ist aber die Wirkung der erstern schon vorüber — der Wagen sitzt also fest. Neues Toben! Neues Schelten! Wo nur die Kerle all die Luft hernehmen zu ihrem Geschrei! Man sollte denken sie müßten halbtodt seyn vor Lärm! Aber sie scheinen je länger, desto besser in Zug zu kommen. Es geht mir der Gedanke durch den Kopf ob nicht ein Außergewöhnliches hier dienen könne. Denn die Kraft von 120 Thieren schien mir ungeheuer, und wirklich genügend die Last fortzubringen. Ich frage den äußerst aufgeregten Herrn ob denn der Boden nicht in kürzerer Zeit, etwa in acht oder 14 Tagen schon so trocken sey daß er den Transport dann leichter bewerkstelligen könne? O, freilich, sagt er, aber die Wagen trocknen ja in den Boden mit ein, denn Sie sehen, die Räder sind ja drin vergraben. So graben Sie sie dann seitwärts wieder aus, was für ein Dutzend Arbeiter eine Stunde kostet. You are right, Sir, erwiedert er, aber was soll meine Zuckerfabrik in den zwei Wochen thun? Die Mühle arbeitet Tag und Nacht — ich muß den Dampfkessel heute noch heim haben.

Noch einmal! ruft er den Schwarzen zu, noch einmal, es muß gehen! — „Ich glaube nicht, sage ich, denn Sie sehen, die Thiere strengen sich unnütz an, weil sie nicht a tempo ziehen. Geben Sie das Signal durch einen Schuß!"

Das schien ihm einzuleuchten, wie ein Blitz; denn das schreckte sowohl die Maulthiere aus der Ruhe, so daß sie auch ohne Treiber im Augenblick wo der Knall ihr Ohr traf, aus Leibeskräften ziehen würden um zu entfliehen, aber keines konnte heraus aus dem langen Viereck. Seitlich hielten die Treiber jeder eins am Zaum, und unter einander stand jedes zwischen den Nachbarn eingeklemmt. Auch die Schwarzen mußten die Wirkung spüren, denn vor Schießgewehr haben sie eine große Furcht. Darauf hatte ich meinen Plan gebaut.

Er rief daher einem der Diener zu nach Hause zu laufen und seine Flinte zu holen; das hätte aber mindestens 20 Minuten gedauert. Ich bot ihm daher, indem ich dem Neger zu bleiben befahl, meinen Revolver an. Das erfreute ihn ungemein. „Nehmen Sie ihren Platz vorn an der Spitze," sagt' ich, „da sieht man Sie am leichtesten!" Er that es, frug aber noch, indem er wegritt: „Scharf geladen?" „Ja wohl!" war die Antwort, „also Vorsicht!" Er hielt das achtläufige Geschoß in der Hand und ritt an den Mulos und Negern vorbei. Wie ein panischer Schreck durchflog es die Schwarzen als sie das Feuergewehr sahen, denn keiner wußte was geschehen sollte. Daß der Herr zornig war, wußten sie alle, und fürchteten nun irgendetwas schreckliches. Eine lautlose Stille trat plötzlich ein. Der Herr schien zu zögern, um ihnen erst zu erklären was er wolle. Ich winkte ihm nur abzufeuern und nichts zu sagen. „Nur rasch!" rief ich ihm hinüber; seine Hand hob sich, der Finger zuckte — und der laut knallende Schuß fuhr über den Köpfen der Neger dahin. Ohne es zu wissen rückte jeder an dem Zaum seines Maulthiers; diese strebten vor Schreck

mit einem gemeinsamen Ruck alle fort — und der Wagen schleifte im Schlamm weiter. Wahrlich! er bewegt sich! das Experiment ist gelungen! Kaum haben die Neger das gemerkt, als jeder unbarmherzig losschlägt auf seine Thiere und ein Geschrei erhebt, noch ärger als je zuvor, denn nun mischt sich schon die Freude über das Gelingen hinein.

Zum guten Glück hatte der Eigner noch kurz zuvor den Weg bis unter die Füße der Maulthiere mit Steinen bedecken lassen, denn schon saßen die Räder dieses härtere Material und drücken es nieder, heben sich selbst aber dadurch aus dem Schlamm empor. Der eine sinkt — dadurch steigt der andere! Die Vorderräder gewinnen freie Luft! Die hintern pressen die Spur noch ein gut Theil tiefer ein, kommen aber auch zuletzt an das Tageslicht: der Wagen ist glücklich heraus! Aber die Maulthiere sind nicht mehr braun, sondern weiß vor Schaum, und die Neger sind denn doch fast heiser, fast! und schnappen nach Luft.

Das Werk ist aber noch nicht vollbracht; das ist erst ein Drittel der Ladung. Noch steckt der zweite Karren tief im Boden, und der dritte steht gar jenseits der gefährlichen Stelle.

Wenn nun das Experiment mit dem Schuß auch zum zweitenmal glückte, so ist doch die Frage ob die Räder nicht die Spuren jetzt so vertiefen würden daß der Wagen trotz der Steine im Boden stecken bliebe, denn das Pflastermaterial ist zu spärlich vorhanden. Ja! wäre es möglich 5—6 Zoll hoch Steine aufzuwerfen, dann hätte es keine Noth; aber hier ist nur eine 1—2 Zoll hohe feste Unterlage. Eben gibt der Besitzer des Wagens Befehl den Weg nun auch bis vor den zweiten Wagen mit Steinen zu bewerfen, als ich ihm mein Bedenken mittheile. Er zuckt die Achseln und meint: „Was soll ich sonst thun? Das ist der einzige Ausweg!" „Haben Sie keine Bohlen vorräthig? um die auf den Weg zu legen bis dicht vor die Räder, denn je breiter der Gegenstand, desto weniger sinkt er ein in den Boden." Nein, erwiedert er mit Bedauern. „Aber glauben Sie nicht auch daß es besser wäre den Boden erst mit Holz zu decken, und dann mit Steinen?" — „Freilich, sagt er, denn ich fürchte, wir kriegen den zweiten Wagen nicht los!" „Nun, ruf ich ihm tröstend zu, dort steht ja Holz genug für die 20 Schritte Wegs," und deute auf ein Bambusgehölz. Wahrhaftig, sagt der Engländer! „He! Jungen! nieder mit dem Bambus dort und her damit! aber nur die dicksten Stämme!"

Ganz verdutzt glotzen ihn die Neger an und das Weiße im Auge rollt hin und her, bald rechts, bald links, je nachdem sie bald den Herrn und bald den Bambus anstarren. „Nun hört ihr nicht? Schlingel! ich werde euch Hände machen!" Dabei hebt er die Reitpeitsche. Mit Jubel stürzt die Rotte sich in das kleine Gehölz, ohne zwar begriffen zu haben wozu, aber Neger kümmern sich nie darum wozu? Es ist genug, wenn sie umhauen können. Da eben Zuckerernte ist, und die meisten vom Felde herbeigerufen sind, so hat eine große Zahl ihre langen Rohrhauer an der Seite hängen; dieß sind etwa 2 Fuß lange und 3 Finger breite Klingen, am Rücken 1 Finger dick, mit einem einfachen Holzgriff versehen. Ich war nicht wenig erstaunt als ich mir eins zeigen ließ um seine Wucht zu versuchen, und zufällig am Fabrikzeichen erkannte daß es Landsleute waren, deutsche Arbeit aus dem Wupperthale. Das hat sich der Schmied, der das geschmiedet hat, auch nicht träumen lassen, dachte ich, in welche glücklichen Gefilde und in welche unglücklichen Hände seine Arbeit noch kommen würde. Diese Messer oder Schwerter, wie man sie nennen will, dienen den Negern sehr häufig als Waffen beim Duell, wenn etwa auf dem Felde Zwistigkeiten ausbrechen. Sie hauen mit diesen Sensen dann von oben herunter auf einander los, und man kann sich denken daß es dabei oft sehr „ungefüge" Schläge setzt. An manchen Orten ist jedoch das Kopfduell beliebter. Sie legen dann die Waffen ab, nehmen einen Abstand von 12—15 Schritten und laufen mit den Scheiteln gegen einander; dieß setzt stets geringern Schaden, denn bei der außerordentlichen Festigkeit der Hirnschale leidet diese selten, trotz des entsetzlichen Krachens; einer purzelt gewöhnlich und gilt dann für besiegt, wenn nicht die Ausforderung auf mehrere Gänge lautet, was auch zuweilen der Fall ist.

Es zischt und rauscht und kracht in dem grünen Bambushaine, und die 30—40′ hohen Straußfedern neigen und beugen sich unter den schonungslosen Hieben der schreienden Schwarzen. Jeder schlägt zwei oder drei hinter sich her und kommt heran. Das untere Ende ist freilich trotz der Länge kaum 2 Zoll dick. Da stehen sie nun, und immer dichter wird der Haufen und gafft und lacht, und weiß nicht was er mit dem Bambus soll.

Der Oberaufseher hat indeß von seinem Herrn Weisung bekommen und geht frisch ans Werk. Er nimmt dem ersten besten Haue und Rohr aus der Hand, und einige Schläge theilen dasselbe in 6—7′ lange Stücke, die er quer auf die Straße legt. Kaum haben die nachahmungssüchtigen Neger das gemerkt als sie mit neuem Gebrüll — sie freuen sich ihrer Entdeckung — jeder ebenso thun. Eine lange Rede fruchtet nichts bei ihnen, aber einmaliges Vormachen zwingt sie.

In zwei Minuten ist der ganze Weg ein Knüppeldamm aus Bambusstäben. Natürlich haben die Neger das Laub nicht beseitigt, aber das ist sogar gut. „Nun Steine drauf!" ruft der Herr, und aus lauter kindischer Freude über ihr wohlgelungenes Werk stürzen die Schwarzen mit den Fäusten über den Steinhaufen her und tragen ohne Schaufeln das Material in ihren Händen herbei. Auch das währt nur drei Minuten; es gibt zwar zunächst große Verwirrung, und jeder wirft seine Last irgendwo ab, so daß an mancher Stelle die Steine haufenweis liegen, und an mancher ganz fehlen. Auch das wird ausgeglichen, und bald ist der ganze Weg ziemlich gleichmäßig bedeckt. Nun geht's an das Anschirren der Maulthiere. Neuer Lärm! neue Verwirrung! Die Mulos verwickeln sich in den Stricken; nun wird gezerrt und gerissen, und diese Thätigkeit mit zornigem Geschrei accompagnirt; den Thieren thut es weh wo die Stricke ihnen unter dem Leibe hingehen; sie schlagen mit den Hinterfüßen aus; eins trifft das andere; das erwiedert den Schlag und beißt zugleich um sich; erhöhter Zorn und verstärktes Geschrei der Treiber ist der Erfolg. Die Scene wird immer toller, nun auch die Thiere anfangen zu toben und keinen Frieden mehr halten.

Das Geschrei und der Wirrwarr wird für den Augenblick noch ärger, als die Engländer, die als Zuschauer bisher dabei standen, jetzt als Theilnehmer an der großen Verwirrung auftreten. Denn da ihre eigenen Maulthiere dabei in Gefahr kommen, so siegt der Trieb ihr Eigenthum zu schützen über jeden andern, und scheltend und schlagend sprengen sie in den dicksten Haufen hinein. Die Mulos sind kostbare Wesen; unter 240 bis 250 Dollars ist keiner zu haben, dagegen Pferde um $1/2$ bis $2/3$ dieses Preises. Das Maulthier taugt viel besser für die Arbeit auf den Pflanzungen; sein Rücken ist stärker, seine Natur zäher, seine Ansprüche geringer, d. h. es trägt mehr, arbeitet länger, ist nicht so vielen Krankheiten ausgesetzt und nimmt mit geringerer Nahrung vorlieb als das Pferd.

Die Neger flüchten sich vor den Herren nach allen Seiten; dadurch wird Raum; die Mulos werden stiller, denn die Treiber hatten die Verwirrung der Thiere durch ihr Ziehen und Zerren

nur vermehrt. Bald zerfällt der große dichte Haufen in einzelne Gruppen oder Gespanne von Thieren, indem jeder Herr für die seinigen sorgt, und höchstens einen oder zwei Schwarze zur Hülfe ruft. In einigen Minuten schwenken sie alle ziemlich regelmäßig vor die Ladung, und in ebenso langer Zeit steht das ganze Gespann von 120 Thieren wohlgeordnet wie eine Angriffscolonne vor dem zweiten Wagen. Das thätige Einschreiten der Besitzer hat bedeutende Ebbe in das Geschrei und in die Unordnung gebracht. Alles merkt auf um das Zeichen zum Antreiben zu vernehmen. Die Engländer halten an der Seite ihre Untergebenen um auf Ordnung zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Perlenfischerei in Texas. Ein Correspondent der „Neuen Zeit" schreibt: Wenn Sie unsere texanischen Zeitungen durchgehen, so werden Sie häufig auf Abhandlungen stoßen, welche die Ueberschrift „Perlen" tragen. Die Perlen bilden hier augenblicklich den Hauptgegenstand der Discussion. Man hat nämlich im Colorado und seinen Nebenflüssen die bekannte Mya margaritifera, Flußperlmuschel, gefunden, dieselbe die auch in einigen Flüssen Deutschlands, Böhmens, Schwedens und Schottlands vorkommt. Die Muschel wird nicht viel größer als eine Hand, und ist auf der inneren Seite schön perlmutterglänzend. Die Dicke erreicht die Stärke eines Fingers. In den genannten Flüssen hierselbst findet sie sich an manchen Stellen in solcher Menge daß der Grund derselben damit gepflastert zu seyn scheint, und man mit Leichtigkeit täglich einen Wagen davon laden könnte. In diesen Muscheln nun befindet sich die Perle. Seit der ersten Nachricht von der Auffindung der Perlen bis jetzt sind ungefähr 20,000 Stück ans Tageslicht gefördert worden. Die meisten davon sind klein, unansehnlich, nicht viel größer als das kleinste Schrotkorn; ihnen folgen eine bedeutende Anzahl von Pfefferkorngröße, und von hier an nehmen sie zu bis zur Größe einer kleinen Büchsenkugel, indem sich mit Zunahme der Größe ihre Anzahl mindert. Die Formen sind sehr verschieden, oft kugelrund, oft cylindrisch, elliptisch, halbkugelig, oft ganz willkürlich geformt. Die schönsten haben einen milchweißen Silberglanz, viele aber sind röthlich, gelblich, bläulich, braun und ganz schwarz; letztere haben natürlich gar keinen Werth. In Bezug auf den Werth ist man überhaupt noch sehr in Zweifel, und wie sich von selbst versteht, überschätzen diejenigen die eine große Menge derselben in Händen haben, denselben bedeutend. Vorläufig ist daher die Perlenfischerei dem Lande ohne Nutzen gewesen, und kann erst vortheilhaft werden wenn die Perlen ein Handelsartikel geworden seyn werden. Bis jetzt sind hauptsächlich der Llano und die San Saba ausgefischt worden. Ersterer durchfließt die Granitformation, letztere die Kalkformation; beide sind starkfließend, meist tief, dicht bewaldet und oft schlammig. Gerade an schlammigen, schattigen Plätzen finden sich die Muscheln in größter Menge. Die Länge der Flüsse mag 150 Meilen nicht überschreiten. An den Quellen des Llano liegt das Fort Terret, an den Quellen der San Saba das Fort Mc. Kavitt. Der Llano ist in seiner größten Länge angesiedelt, die San Saba aber durchfließt noch eine vollständige Wildniß. Für dieses Jahr ist die Perlenfischerei beendet; die Wassermassen, die in den letzten Wochen gefallen sind, haben das Niveau der Flüsse so weit gehoben daß man ohne Taucherapparat den Muschelcolonien nicht beikommen kann. Dazu wird bald die kalte Jahreszeit eintreten, die das Arbeiten im Wasser ganz unmöglich macht. Die Fischerei wird also bis nächstes Frühjahr verschoben werden müssen, und wenn der wirkliche Werth der Perlen nur einigermaßen den gehegten Erwartungen entspricht, eine bedeutende Menschenmasse in dem sonst verpönten „Fischer- und Müllergrant" sich einfinden. Die Bedeutung dieses Ereignisses für die „Dutch Colony" ist noch nicht abzusehen, jedenfalls aber wird es zur Ansiedlung des immer noch wüsten Grants mehr beitragen als alle Speculationen der Landwucherer bisher vermocht haben.

Elisha Kent Kane im Krater des Vulcans Taal auf Luzon. William Elder erzählt in seiner Biographie E. K. Kane's auch den Besuch welchen dieser berühmte arktische Entdecker dem Krater des obengenannten Vulcans machte. Die Wände welche diesen Krater bilden, heißt es dort, haben vom Fuß an eine perpendiculäre Höhe von fünfzig bis fünfundsiebenzig Ellen, was das Hinabsteigen in denselben ohne Hülfe von Seilen und Leitern unmöglich macht. Im Grunde des Kraters sieht man vier oder fünf mit Schwefel bedeckte Piks oder Kegel. Alles übrige ist ein See grünen Wassers, welches an mehreren Stellen siedet, und Schwefelsäure enthalten dürfte. Im ganzen Berg oder Vulcan findet man weder Basalte noch Lava, noch Schlacken und verbrannten Thon, noch Bimssteine. Der See in welchem diese Insel steht, Vulcan oder Pulo, hat einen Umfang von dreißig Leagues; sein Wasser ist brackisch und bituminös, und sehr tief; der seichteste Theil zeigt eine Tiefe von zwanzig Faden; die Sondirungen ergaben vierzig, fünfundvierzig, siebenzig und hundert Faden, und an einigen Stellen fand man mit einer Leine von hundertundfünfundzwanzig Faden keinen Grund. Das Hinabsteigen war vor Kane nur von einem Europäer versucht worden, dem es jedoch nicht gelang. Dr. Kane ließ sich nicht überreden davon abzustehen. Seine Begleiter sammelten mit großem Widerstreben aus einer Dschangel eine Anzahl Bambus, befestigten sie an ein rohes, aber starkes Tau, mittelst dessen sie ihn über den Rand hinabließen. Er berührte den Boden in einer Tiefe von mehr als zweihundert Fuß von der Plattform, von der man ihn hinuntergelassen, machte sich hier von dem Tau los, kletterte langsam abwärts bis er den rauchenden See erreichte, und tauchte seine Patentstiefel unter dessen Oberfläche. Er begab sich sodann mit den Trophäen seiner That wieder zurück. Dieses Hinaufklettern nannte er den einzigen gefährlichen Theil des Unternehmens. Die brennende Asche wich unter ihm bei jedem Schritt den er zurückmachte; ein Wechsel in der Luftströmung erstickte ihn fast durch Schwefeldünste; er fiel zu wiederholtenmalen, und ehe er wieder an die Stelle kam wo sein Tau herabhieng, waren seine Stiefel so verkohlt, daß einer derselben an seinen Füßen in Stücke gieng. Indessen gelang es ihm den Bambu um seine Hüften zu binden, und so beinahe bewußtlos hinaufgezogen zu werden. Als er seinen Begleitern erschöpft in die Arme sank, behaupteten die Eingebornen mit tiefem Ernst: die Gottheit des Taal habe für den an ihr verübten Frevel Rache genommen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 9. 26 Februar 1858.

Eine Nacht im Spielhause.

(Nach X. Marmier.)

Skizze aus Californien.

Von allen Städten der civilisirten Welt bietet vielleicht keine dem aufmerksamen Beobachter so viel interessantes dar, wie die Straßen von S. Francisco und ihre ewig wechselnde Bevölkerung. Hier erblickt man einen Trupp Einwanderer, welche die Wunder des gelobten Landes, von dem sie so lange geträumt, bald stillschweigend, bald mit lauten enthusiastischen Ausrufungen in Augenschein nehmen; dort steht eine Anzahl Goldgräber, die eben aus den Minen zurückkehren, mit zerrissenen Kleidern, bronzefarbenen Gesichtern und großen ledernen Beuteln am Gürtel; hier und da lehnt ein Spanier, in seinen bunten Mantel gewickelt, den Rauch seiner Cigarre kunstreich in die Luft blasend, an einer Ecke, oder schreitet, stolz mit den mächtigen Sporen klirrend, durch die Straßen; hier ein Chinese mit langem Zopf und der weiten blauen Jacke, dort ein Trupp Matrosen, deren Schiffe im Hafen liegen; Franzosen, Amerikaner, Deutsche, Engländer, Spanier, Malaien, Neger, Mulatten strömen unaufhörlich ab und zu — das Gold ist der Magnet, der sie alle in Bewegung setzt.

Die ungeheure Menschenmenge, die sich unaufhörlich von allen Seiten in die Minenbezirke wälzt, drängt sich eben so unaufhörlich nach den Städten, und besonders nach St. Francisco zurück, wo sie den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bildet. Der größte Theil der Abenteurer, die, von Goldurst getrieben und von glänzenden Hoffnungen geblendet, in die Berge ziehen, wenden sich, nachdem sie die Goldquellen die sie auszubeuten gedachten, vergebens gesucht, oder ihre Mittel in unfruchtbaren, vom Glück nicht begünstigten Unternehmungen erschöpft haben, nach dem Mittelpunkt der Civilisation zurück, und suchen hier als Händler, Makler, Handarbeiter, Commissionäre, Schiffer, Polizeiagenten, Köche, Schenkwirthe, Pastetenbäcker, mit einem Worte, auf jede mögliche Weise Geld zu gewinnen, um nicht etwa damit in ihr Vaterland zurückzukehren, sondern nur um einen neuen Versuch in den Minen zu machen. Neben diesen nur dem Gewinn nachjagenden, aber fleißigen und betriebsamen Leuten besteht jedoch ein anderer und nicht geringer Theil der Population von Californien aus Subjecten, die auf leichterem Wege Reichthümer zu erwerben trachten, und unter diesen machen sich besonders die schlauen Betrüger — größtentheils Nordamerikaner — bemerklich, die mit einer kleinen Summe Geld und einem großen Vorrath Spielkarten das Land betreten, und vom Augenblick ihrer Ankunft auf californischem Boden nichts thun als Karten mischen, und Gold zählen und wägen.

Die deportirten Verbrecher in Australien sind Heilige im Vergleich mit diesen Männern, die um jeden Preis reich werden wollen, deren Beruf der Betrug ist, und die kein Verbrechen, selbst einen Mord nicht scheuen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Man findet diesen Auswurf der Menschheit in Californien aller Orten, von den glänzenden Salons in S. Francisco, wo sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben und Berge von Gold auf ihren Tischen häufen, bis zu dem letzten, elenden Zelt im Gebirg, wo sie den armen Goldgräber um die Früchte seiner harten Arbeit betrügen. Der spanische Mantel dient dazu ihren Raub zu verbergen, und der Revolver und das Bowiemesser sind Vertheidigungswaffen, deren sie sich vortrefflich zu bedienen wissen.

Die berühmtesten Spielhöllen in S. Francisco befinden sich in den prächtigen Gebäuden, welche den Hauptplatz der Stadt von der Kearneystreet trennen. Die Häuser sind von Ziegeln erbaut, und scheinen mit ihren eisernen Fenstern, Läden und Balconen auf die Feuersbrünste eingerichtet zu seyn, die schon mehr als einmal S. Francisco verheerten. Die Gebäude sind glänzend erleuchtet, durch die weiten Säle schallt betäubende Musik, und die Zahl der Besucher die sich herbeidrängen, wenn sich täglich nach Sonnenuntergang die weiten Flügelthüren dieser Etablissements öffnen, ist so groß, daß es oft schwierig wird sich Eintritt zu verschaffen.

Das größte und prächtigste dieser Häuser trägt an seiner Hauptfronte in Goldbuchstaben die Inschrift „Eldorado," und in der That kann man dem Ort eine magische Anziehungskraft nicht absprechen. Die Decke des großen Spielsaales ist durch zwei Reihen weißer Säulen gestützt, blitzende Kronleuchter hängen vom Plafond herab, die Wände sind mit Malereien in sehr Anakreontischem Geschmack bedeckt, und die hier und da aufgestellten Spieltische sind mit Haufen blitzender Doublonen beladen. Rechts hinter einem prachtvollen Büffet servirt ein schönes, sehr elegantes Mädchen Thee, Kaffee und Chocolade, und gegenüber, an einem andern Büffet, schenkt ein Mann Spirituosen aus. Die junge Dame ist

beständig von einem Kreise von Bewunderern umgeben, die, um dann und wann ein Wort mit ihr wechseln zu können, eine fabelhafte Anzahl von Tassen Thee, die Tasse zu 12 Sgr., consumiren.

Nahe dabei macht sich eine Gruppe sonnenverbrannter, robuster Männer bemerklich. Es sind Canadier, die das Gerücht von den ungeheuren Reichthümern Californiens in diese ferne Gegend gelockt hat. Sie haben in den Minen gearbeitet, auf dem nackten Boden geschlafen und sich vom Ertrag der Jagd genährt, und als sie der mühseligen Arbeit müde waren, haben sie noch die berühmte Stadt S. Francisco sehen wollen. Mit welchem Erstaunen betrachten sie den Glanz und Luxus um sich, und welche bewundernden Blicke ruhen auf dem jungen Mädchen am Büffet, deren Grazie den wildesten Minenarbeiter und den leidenschaftlichsten Spieler anzieht. Mehr als einer der kupferbraunen Bursche mochte wohl in der Stille seufzen und an die hübschen Dirnen seiner Heimath mit Sehnsucht zurück denken.

Und was gibt es dort an jenem Tische, um den sich ein dichter Kreis von Zuschauern versammelt hat? Ein Spanier mischt die Karten zu einem seiner nationalen Spiele. Ihm gegenüber steht ein junger Mann von kaum 16 Jahren, dessen sanfte, kindliche Züge durch den finstern Ausdruck seines Auges und die zusammengepreßten Lippen entstellt sind. Seine rechte Hand ruht auf dem grünen Teppich des Tisches, der mit Dollars und kleinen, mit Goldstaub gefüllten Säcken bedeckt ist. Seine linke Hand faßt in die Westentasche, und der Schweiß rieselt ihm über die bleiche Stirn: er hat eben 25 Dollars auf eine Karte gesetzt, und sein Auge folgt mit fieberhafter Spannung den Bewegungen des Bankiers. Dieser beendigt seine Manipulationen mit phlegmatischer Ruhe. Ein triumphirendes Lächeln verbreitet sich über das Gesicht des jungen Mannes.

— „Ich habe gewonnen!" ruft er. „Heute werde ich endlich Revanche nehmen."

— „Möglich, entgegnet ruhig der Bankier. „Das Glück scheint Ihnen heute günstig."

— „Alles auf die Dame!" ruft der junge Mann leidenschaftlich.

Eine Minute später hat er verloren.

— „Verdammt!" murmelt er mit erstickter Stimme, und zieht einen Sack, der etwa zwei Pfund Goldstaub enthalten mag, aus der Tasche. Der Spanier schätzt den Werth mit einem Blicke und nimmt die Karten wieder auf.

— „Tausend Teufel!" schreit der junge Goldgräber, der wieder verloren hat, und mit krampfhafter Hast seine Taschen durchsucht. „Wo ist mein Gold? gestohlen — ich bin bestohlen!" wiederholt er, indem er sich wild im Kreise umsieht.

— „Vorwärts da!" unterbricht ihn der wild aussehende Blousenmann, welcher hinter ihm steht und seinen zerrissenen Hut fester auf das wirre Haar drückt. „Vorwärts, wenn Sie nicht spielen, so machen Sie andern Leuten Platz."

— „Ich werde hier bleiben so lange es mir gefällt!" entgegnet der junge Mensch.

— „Ich bitte Sie, haben Sie die Güte ein wenig Platz zu machen, wenn Sie nicht mehr spielen können," sagt der Bankier mit ruhiger Stimme.

— „Man hat mich bestohlen, schändlich bestohlen!" schreit der junge Mann.

— „Sehen Sie mich dabei nicht so an, mein Bürschchen," sagt der Mann in der Blouse.

— „Ich werde ansehen wen ich ansehen will!" entgegnet der unglückliche Jüngling zornig. „Wer meinen Blick nicht vertragen kann, mag sich entfernen."

— „Platz da!" schreit jetzt der Koloß in der Blouse mit donnernder Stimme, indem er den jungen Mann bei der Schulter packt und zurückschlendert.

— „Nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sie sich in Acht!" rufen in demselben Moment mehrere Stimmen, denn der junge Mann hat blind vor Zorn und Verzweiflung seinen Revolver hervorgezogen und auf den Mann in der Blouse gerichtet. Einige Zuschauer packen seinen Arm, die Pistole entladet sich und die Kugel zerschmettert einen der funkelnden Kronleuchter.

— „Danke!" sagte der Mann, dem man eben das Leben gerettet hatte, mit großer Ruhe, indem er einen Goldbarren aus seiner Blouse zog und ihn auf eine Karte setzte, während einige stämmige Irländer seinen wüthenden Widersacher aus dem Saale schleppten.

Das Spiel war durch dieses Intermezzo auf einige Minuten unterbrochen, aber bald kehrte man mit dem frühern Eifer dazu zurück, bis ein neuer Vorfall die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Seit acht Tagen hatte sich nämlich genau zu derselben Stunde und an demselben Tische ein ernst aussehender, sorgfältig gekleideter Mann eingestellt. Am ersten Tage hatte er, nachdem er eine Weile dem Spiele zugesehen, einen kleinen Sack von Leinwand aus der Tasche gezogen und auf eine Karte gesetzt. Er gewann, öffnete seinen Sack und schüttete 48 Dollars heraus. Der Bankier zahlte ihm die Summe und der Mann entfernte sich stillschweigend, ohne sein Glück ein zweitesmal zu versuchen.

Am andern Tag erschien der Mann wieder, verlor, und schüttete wie gestern gleichmüthig 48 Dollars aus seinem Beutel, worauf er sich entfernte. So kam er sieben Tage nacheinander genau zu derselben Stunde, verlor immer, schüttelte immer dieselbe Summe aus seinem Beutel und entfernte sich immer mit demselben Gleichmuth. Alle Spieler kannten ihn und amüsirten sich über sein seltsames Benehmen.

Am achten Tag, einige Minuten nach 8 Uhr, wendete sich einer der Croupiers zu seinem Collegen und sagte lachend: unser Client kommt heute nicht, wir haben ihm zu arg mitgespielt, wahrscheinlich hat er den Muth verloren.

— Schweig! murmelte der andere und stieß ihn an den Ellbogen, denn hinter ihnen stand der eigenthümliche Gast von dem sie sprachen. Ohne sich an das spöttische Flüstern und Murmeln zu kehren das bei seiner Annäherung entstand, trat er an den Tisch und setzte seinen bekannten kleinen Sack auf eine Karte.

Dießmal gewann die Karte die er gewählt hatte, und ein kaum merkliches Lächeln kräuselte seine Lippen. Mit ruhiger Hand ergriff er den Sack um ihn auszuschütten.

— „Schon gut, schon gut," sagte der Bankier; „wir wissen was er enthält, 48 Dollars wie gewöhnlich."

— „Nein," entgegnete der Fremde, indem er seinen Sack etwas heftiger schüttelte als sonst. Eine Rolle von 48 Dollars fiel heraus, und dieser folgte ein Paquet Bankbillets und ein zusammengefaltetes Papier.

— „Was soll das?" schrien die erschrockenen Croupiers.

— „Es ist mein Einsatz;" antwortete der Fremde ruhig und legte seine Papiere auseinander.

— „Sie scherzen!" entgegnete der Bankier. „Das wäre ja eine Betrügerei! Sie haben jeden Tag nur 48 Dollars gesetzt."

— Eine Betrügerei?" erwiederte der Unbekannte und runzelte die Stirn. „Können Sie beweisen daß es das ist? Habe ich nicht den Sack mit seinem Inhalt auf die Karte gesetzt, und haben Sie ihn nicht angenommen ohne ihn zu öffnen?"

— „Das ist richtig, ganz richtig," schrien die Zuschauer, die immer geneigt sind Partei gegen die Bank zu nehmen. „Er hat seinen Einsatz deponirt, er hat gewonnen, Ihr müßt zahlen."

— „Zählen Sie Ihren Einsatz auf," sagte endlich einer der Croupiers, nachdem er sich mit seinen Cameraden leise besprochen hatte.

— „Hier sind zuerst 48 Dollars in Gold," erwiederte der Spieler, „dann 800 Dollars in Banknoten, und dann . . ."

— „Wie noch mehr?"

— „Dann ein Wechsel auf das Haus Dollsmith u. Penwhen, der so gut ist wie Gold und sich auf 3000 Dollars beläuft."

— „Sind Sie verrückt?" schrie der Bankier, indem er wüthend aufstand. „Das wäre also eine Summe von beinahe 4000 Dollars. Das brauche ich nicht zu zahlen!"

— „Sie brauchen nicht zu zahlen?" fragte der Fremde. „Würden Sie das Geld nicht genommen haben wenn ich verloren hätte?"

— „Ja gewiß!" riefen die Zuschauer. „Die Bank nimmt alles was sie bekommen kann, sie muß also auch bezahlen."

— „Aber meine Herren bedenken Sie doch," fiel der Bankier mit sanfter Stimme ein, um das Ungewitter zu beschwichtigen; „bedenken Sie doch daß der Herr vorige Woche jeden Abend . . ."

— „Verloren hat ohne ein Wort zu sagen," schrie einer aus der Menge. „Ich habe es selbst gesehen."

— „Aber es waren nur 48 Dollars."

— „Und wenn es eben so viele Tausende gewesen wären, das gilt ganz gleich!"

— „Lassen Sie mich doch ausreden!" rief der Bankier mit blassem Gesicht und blitzenden Augen. „Wenn er sonst seinen Sack ausschüttete, hat er immer nur die Dollars herausfallen lassen, die Banknoten aber zurückgehalten."

— „Beweisen Sie das!" entgegnete der Fremde verächtlich.

— Warum habt Ihr nicht nachgesehen was sich in dem Sacke befand!" rief das Auditorium.

— „Wenn er wieder verloren hätte, würde er nichts gezahlt haben als seine 48 miserablen Dollars," erwiederte der Bankier.

— „Das ist möglich!" riefen mehrere Umstehende lachend. „Aber Sie können das nicht beweisen und müssen also zahlen."

— „Nein, nein!" schrie der Bankier mit der Faust auf den Tisch schlagend, „das ist eine Betrügerei neuer Art — ich wäre ein Narr wenn ich zahlte."

— „Ah!" rief ein stämmiger Amerikaner, „ich habe vorhin hundert Dollars verloren, die Du ohne Umstände eingesteckt hast, willst Du nicht zahlen wenn Du verlierst, so gibst Du mir auch mein Geld zurück."

— „Mir auch, mir auch!" riefen andere zornige Stimmen.

Der Bankier schien entschlossen nicht nachzugeben, aber der Croupier eines andern Tisches flüsterte ihm einige Worte zu, die ihn endlich bestimmten zu zahlen. Der Fremde, der während der ganzen Scene keinen Augenblick seinen Gleichmuth verloren hatte, zählte das Geld ruhig durch, machte den Umstehenden eine stumme Verbeugung, um ihnen für ihre freundschaftliche Einmischung zu danken und entfernte sich von donnerndem Beifallsklatschen begleitet. Unter allen denen die ihn so eifrig unterstützt hatten, gab es nicht drei Personen, die nicht überzeugt gewesen wären daß er einen Betrug ausgeübt hatte, aber dieser Betrug war in ihren Augen keine unehrenhafte Handlung, sondern eine erlaubte ingenieuse Conception, und sie freuten sich daß die Bank das Opfer war.

Am entgegengesetzten Ende desselben Saales, wo sich täglich Scenen ähnlicher Art wiederholen, spielt ein ziemlich stark besetztes Orchester alle möglichen deutschen und französischen Ouvertüren, Tänze und Märsche abwechselnd mit Negerliedern und amerikanischen Volksweisen. Das Publicum verhält sich diesen Kunstleistungen gegenüber sehr indifferent, aber plötzlich zeigt sich eine Bewegung unter der im Saale auf und ab wandelnden Menge. „Da ist sie, da ist sie!" hört man rufen und ein junges Mädchen von idealer Schönheit mit einer Violine unter dem Arme erscheint. Hunderte von Zuschauern wenden die Augen nach ihr hin, selbst das Büffet wird leer. Nur ein einziger Yankee bleibt der Königin des Comptoirs treu, die ihm eben die siebenzehnte Tasse Thee einschenkt.

Die Violonistin ist ein reizendes Mädchen von etwa siebenzehn Jahren, mit kohlschwarzen Augen und Haaren und blendend weißem Teint. Alles an ihr verräth die Südländerin. Aber wie kommt dieses junge, schöne Wesen in die Höhle des Lasters? Wie kann sie sich entschließen ihre Melodien mitten in diesem wüsten Tumult ertönen zu lassen? Durch welche Schicksale ist sie auf diese Küste geschleudert worden, wo jeder edle Gedanke und jeder Funken zarten Gefühls in dem Durste nach Gold erstickt? Oder sollte sie zu den mannichfachen Lockspeisen des Hauses gehören, wäre das junge Herz bereits von der Pestluft des „Eldorado" vergiftet? Nein, — ihr Blick ist traurig und unschuldig und die Töne, die sie ihrem Instrumente entlockt, klingen so melancholisch daß sie uns an einem andern Orte bis ins Innerste der Seele dringen würden. Hier müßten selbst die Accorde eines Engels ohne Eindruck vorüber ziehen — und nach einigen Momenten der Aufmerksamkeit überlassen sich die Anwesenden von neuem der Leidenschaft, die sie beherrscht.

Da ist ein Tisch, wo einige junge Amerikaner ein vingt et un etablirt haben, womit sie jeden Abend neue Kunden anzulocken verstehen. Ein wenig weiter hin befindet sich ein Roulett und dann folgt ein Tisch, auf welchem die fünf ersten Buchstaben des Alphabets aufgezeichnet sind. Ein Mann steht dabei, der fünf Würfel, welche dieselben Zeichen tragen, in einem Becher schüttelt. Man setzt auf einen der Buchstaben und läßt die Würfel auf den Tisch fallen. Wenn der besetzte Buchstabe herauskommt, hat man gewonnen, aber der Erfinder dieses neuen Glücksspiels hat die Chan-

cen so vortrefflich berechnet, daß der Vortheil entschieden auf seiner Seite ist.

In einiger Entfernung von diesem Tische hat ein anderer Industrieritter seinen Stand genommen. Er hält drei Karten in der Hand: ein As, eine Dame und eine Zehn, die er den Zuschauern zeigt und dann auf den Tisch legt. „Sehen Sie, meine Herren," ruft er, „sehen Sie, achten Sie auf meine Hände — wenn Sie errathen wohin ich das As lege, haben Sie gewonnen." Das Spiel scheint so einfach, der Erfolg so gewiß, daß die Umstehenden lachen — aber er fährt fort seine Karten zu zeigen und sie langsam neben einander auf den Tisch zu legen, bis einer der Zuschauer vortritt und sagt:

— „Ich setze zwei Dollars auf das As."

— „Verzeihen Sie, mein Herr, der niedrigste Satz ist 25 Dollars," entgegnet der Kartenkünstler.

— „Gut, ich setze fünfundzwanzig Dollars," erwiedert der Spieler. „Ich kann mich nicht täuschen, ich weiß, wo das As liegt." Er bezeichnet das As mit dem Finger und in der That, er hat gewonnen. Das Spiel nimmt nun seinen Fortgang, andere betheiligen sich mit bedeutenderen Summen und verlieren, einer nach dem andern, alles was sie gewagt haben, ohne daß sie begreifen, wie es zugeht, denn obgleich sie die Hände des gewandten Gauklers nicht aus dem Auge lassen, irren sie sich doch jedesmal, wenn sie die Karte bezeichnen, die ihrer Meinung nach das As seyn soll.

Aber diese geschickten Betrüger haben nicht immer dasselbe Glück. Ein amerikanischer Croupier erblickt einen Spanier, der, in seinen alten Mantel gehüllt, den zerrissenen Hut tief in die Stirne gezogen, dem Spiel mit großer Aufmerksamkeit zusieht.

— „Nun Señor, redet er ihn an, wollt Ihr nicht auch Euer Glück versuchen? Warum begnügt Ihr Euch mit dem Zusehen?"

— „Weßhalb?" entgegnet der Spanier, „weil ich etwas lernen will."

Das zweideutige Lächeln des Mannes gefällt dem Yankee nicht. Die Spanier sind gewöhnlich feine Spieler, und dieser hier heftet sein stechendes Auge so fest auf den Amerikaner daß derselbe in Verlegenheit kommt.

— „Habt Ihr kein Geld?" fragt der Bankier, indem er zu lächeln versucht.

— „Si, poquito" (Ja, ein wenig) entgegnet der Spanier.

Und ohne die Augen von den Händen des Amerikaner zu wenden, zieht er eine alte Börse unter seinem Mantel hervor und setzt sie auf eine Karte. Der Yankee schätzt den Inhalt des Beutels auf 60—70 Dollars — aber der Blick des Spielers macht ihn befangen und unsicher — er wagt nicht seine Kunstgriffe zu brauchen; er spielt richtig.

— „Esta bueno," sagt der Spanier mit sardonischem Lächeln — „ich habe gewonnen."

— „Wie viel enthält Euer Beutel?"

— „Ich weiß es nicht, seht selbst nach."

Der Amerikaner löst die Schnur der Börse und kann sich einer Bewegung des Schreckens nicht erwehren, als er sieht daß sie 113 Doublonen enthält. Der Spanier bleibt unbeweglich, streicht den Haufen Gold, der vor ihm liegt, mit stummer Gleichgültigkeit ein und entfernt sich aus dem Kreise der Zuschauer. Aber zwei Männer, die jeder seiner Bewegungen mit Aufmerksamkeit folgen, tauschen ein Zeichen mit den Augen und treffen sich wenige Minuten später, ohne daß jemand ihr Manöver bemerkt, an der Ausgangsthür des Saales.

Der Spanier ist fortgegangen, er schreitet über den Platz und stimmt in der Freude über seinen Triumph ein Lied vor sich hin. Trotz des schweren Beutels, den er trägt, marschirt er mit Leichtigkeit und lacht über den Aerger des Amerikaners. „Der Narr!" brummt er vergnügt; „er glaubte, es wären nur Dollars in meinem Sacke und unter meinem Blicke erlahmten seine diebischen Hände. Er wagte nicht falsch zu spielen. Caramba! wie mag er fluchen!"

In diesem Augenblicke hört er schnelle Schritte hinter sich. Er steht still, und sogleich verstummt auch das Geräusch hinter ihm. Die Kearneystraße, die er zu durchschreiten hat, ist noch ziemlich belebt, aber er biegt in eine stille, einsame Gasse und fängt im Gehen an, einen Theil seines Schatzes in dem Gürtel zu verbergen, den er unter den Kleidern trägt. Den Rest im Beutel nimmt er unter den linken Arm und beschleunigt seine Schritte. Er hat keine Lust mehr zum Singen. Die Gegend in der er sich jetzt befindet, ist ganz einsam, und indem er den Kopf wendet, bemerkt er den Schatten zweier Männer, die ihm hartnäckig folgen.

— „Caraco!" murmelt er, nach dem langen Messer greifend, das in seinem Gürtel steckt. Er kann sich über die Gefahr, die ihm droht, nicht mehr täuschen. Nächtliche Raubanfälle sind gewöhnlich genug in S. Francisco, auch zweifelt er nicht daß seine Verfolger besser bewaffnet sind als er — dessenungeachtet biegt er festen Schrittes um eine Straßenecke, die ihn den Augen seiner unbequemen Begleiter entzieht. Dann tritt er eilig in eine Art offenen Schuppen, in welchem Steine und Bretter zu einem beabsichtigten Bau aufgeschichtet sind.

Einen Augenblick später erreichen auch seine beiden Verfolger den Ort.

— „Wo Teufel ist er hin," sagt der eine sich nach allen Seiten umsehend. „Er müßte merkwürdig schnelle Beine haben, um einen solchen Vorsprung zu gewinnen — wir waren ihm vorhin sehr nahe."

— „Wahrscheinlich ist er unter diesen Brettern versteckt und bildet sich ein wir würden unsern Weg ruhig fortsetzen," entgegnete flüsternd der andere. „Aber er ist wie ein Fuchs in die Falle gegangen. Postire Du dich dort, ich werde von hier eindringen, er kann uns nicht entwischen — von unsern Pistolen machen wir nur im Nothfalle Gebrauch."

Beide stehen auf ihren Posten, die Revolver in der Hand, als plötzlich ein Mann zu Pferde aus dem Schuppen herausſprengt, ihnen in spöttischem Tone ein: „Gute Nacht, ihr Herren," zuruft und im Galopp davonjagt.

— „Tausend Teufel!" schreit der eine der Strauchdiebe zähneknirschend und den Finger an den Drücker seiner Pistole legend — aber der Reiter ist längst in der Nacht verschwunden.

Während das Unternehmen der beiden Räuber scheitert, versucht ein anderer frecher Schurke sein Glück im Saale des „Eldorado," aber mit eben so wenig Erfolg.

Es ist drei Uhr Morgens. Der fieberhafte Eifer der Spieler hat sich abgekühlt. Die einen ziehen sich beim ersten Morgenstrahl zurück, weil sie mit ihren Erfolgen zufrieden oder gänzlich ausge-

plündert sind, die andern, weil sie das Bedürfniß fühlen sich nach den Aufregungen der Nacht auszuruhen. Die Bankiers packen ihr Geld in Säcke und machen sich, bis an die Zähne bewaffnet, bereit in ihre Wohnung zurückzukehren. Der eine von ihnen hat eben seine Vorbereitungen beendet, der Geldsack liegt vor ihm auf dem Tische, als er einen Mexikaner, der seinen Mantel an der Thür niederlegt, eintreten und langsam durch den Saal schreiten sieht. Nachdem der Bankier den Mann einen Augenblick beobachtet hat, dreht er sich um, seinen Hut zu nehmen. Diesen Moment benutzt der Mexikaner, springt nach dem Tische, bemächtigt sich des Beutels mit Doublonen und eilt damit nach der Thür.

— „Ein Dieb, ein Dieb!" schreit einer der Croupiers.

Bei diesem Rufe dreht sich der Bestohlene um; Tische und Stühle hindern ihn den Räuber, der die Thür schon erreicht hat, zu verfolgen, aber er zieht einen Revolver aus der Tasche, richtet ihn auf den Dieb und gibt Feuer. Der Geldsack fällt auf das Parquet und der verwundete Uebelthäter stürzt auf die Straße.

— „Nun, das war die höchste Zeit," sagt der Bankier indem er über den Tisch springt, um sich wieder in Besitz seines Schatzes zu setzen.

— „Hast Du ihn getroffen?" fragt einer seiner Cameraden.

— „Ich hoffe, ich habe wenigstens gut gezielt," ist die gleichgültige Antwort.

— „Wir wollen sehen, ob er geblutet hat."

— „Was geht das uns an! Er hat mit leeren Händen abziehen müssen, was kümmert uns das übrige."

— „Ein kecker Bursche! Aber jeder sucht auf seine Art Geld zu machen und wenn es ihm gelungen wäre, ließe sich gegen seine Weise nichts einwenden."

Mit dieser Reflexion ziehen sich die Croupiers zurück, um sich von ihrem nächtlichen Werke auszuruhen, das sie am folgenden Abende von neuem beginnen. (J. v. t.)

Der vierte Band des Kosmos.

2. Vulcanismus.

Unter Vulcanismus hat man in der Sprache des Kosmos alle Erscheinungen zu verstehen welche eine Rückwirkung oder Reaction des feuerflüssigen Erdinnern gegen die erstarrte Rinde des Planeten verkündigen. Als reine Kraftäußerung offenbart sich der Vulcanismus in den Erdbeben, dann verräth er sich durch die erhöhte Temperatur mancher Quellen, durch den Ausbruch elastischer Flüssigkeiten der Gas- und Schlamm-Vulcane, der Naphtha-Feuer und Salsen, endlich durch die großartigen Wirkungen der Schlacken und geschmolzene Erden ausstoßenden Feuerberge. Davy war der Urheber der Lehre daß die vulcanische Thätigkeit des feuerflüssigen Erdkernes durch Eindringen von Luft und Wasser erregt werde, allein die große Seltenheit von brennendem Wasserstoffgas bei feurigen Auswürfen und andere theoretische Bedenken veranlaßten Davy freimüthig seine Vermuthungen aufzugeben. Ueber den ersten Impuls, über die hervorrufenden Thatsachen vulcanischer Erscheinungen und namentlich der Erdbeben sind wir völlig im Unklaren. „Was Erdbeben erregen kann, ist überall unter unsern Füßen; und die Betrachtung daß fast $^3/_4$ der Erdoberfläche von dem Meer bedeckt (einige sporadische Inseln abgerechnet) ohne alle bleibende Communication des Innern mit der Atmosphäre, d. h. ohne thätige Vulcane sind, widerspricht dem irrigen, aber verbreiteten Glauben daß alle Erdbeben der Eruption eines fernen Vulcans zuzuschreiben seyen."

Die Erscheinung der heißen Quellen führt zu der höchst verwickelten Lehre der Geothermie, oder der Wissenschaft von der Temperatur des Erdinnern. Wir haben schon früher erklärt, was man die invariable Erdschicht nennt, jene Tiefe der Erde nämlich, wo ein eingegrabenes Thermometer nicht mehr unter dem Einfluß der Jahreszeiten auf der Erdoberfläche steht, sondern wo die wärmemessende Flüssigkeit in der Röhre unabänderlich die mittlere Jahrestemperatur des Ortes anzeigt. Diese Schicht erreicht man in den äquatorialen Ländern schon bei $1^1/_2$ bis 2, im 45ten Breitengrade bei 60 Fuß Tiefe. Während nun in den Alpen die mittlere Jahrestemperatur der Luft auf je 540 Fuß Erhebung um 1° C. abnimmt, erkalten die Quellen viel langsamer, da ihre mittlere Temperatur nur bei 720 Fuß um 1° C. abnimmt und der Unterschied zwischen Luft und Quellenwärme mit der Höhe wächst. Die Berge sind daher in ihrem Kerne viel wärmer als die Luftschichten von gleichem Niveau. Umgekehrt muß unter mäßigen Breiten im Meere die Temperatur von oben nach unten abnehmen, weil das kältere Wasser schwerer ist und tiefer sinkt. Mitten in den Tropen, wo die Oberfläche des Oceans 26 bis 27° Wärme zeigte, hat man aus 7 bis 800 Faden Tiefe Wasser von $2^0\,^1/_2$ heraufgezogen. Von den heißen Quellen sind wenige absolut rein, wie z. B. die von Luxeuil, Gastein und Pfäffers. Es ist daher um so merkwürdiger daß diese Quellen eine so große Heilkraft bewähren, obgleich sie, frei von allen mineralischen Zusätzen, nur erwärmtes Wasser bieten.

Die Kräfte des Erdinnern, welche die erstarrte Erdrinde zu sprengen drohen, verfertigen sich bisweilen ein großes Gerüste, das zuletzt zu einem dauernden, oder wenigstens von Zeit zu Zeit erneuerten Verkehrsmittel des flüssigen Feuerherdes mit der Atmosphäre, also zu eigentlichen Vulcanen sich ausbilden kann. Der Widerstand, welchen die zu einem Aufbruch der Erdrinde drängenden feuerflüssigen Massen finden, veranlaßt die Vermehrung der hebenden Kraft. Es entsteht eine blasenförmige Auftreibung des Bodens, welche mit einer minenartigen Explosion des höchsten Theiles der Auftreibung endigt. Es bleiben dann nur die ringförmigen Ränder der Blase stehen, die als Erhebungscircus eine trichterförmige Bodensenkung, den Erhebungsbecher oder Erhebungskrater, umringen. Soll aber ein permanenter Vulcan entstehen, so wird sich in der Mitte der eingestürzten Blase ein dom- oder kegelförmiger Berg erheben, der

an seinem Gipfel meist geöffnet ist. Auf dem Boden dieser Oeffnung, also des Bechers oder Kraters des Vulcans, steigen abermals vergängliche Auswurfs- oder Schlackenhügel, die sogenannten Eruptionskegel auf, welche, wie beim Vesuv, bisweilen den Becherrand des Vulcans überragen. Drei Fälle in älterer und in neuerer Zeit sind bekannt, wo vulcanische Erhebungen mit Verbreitung von Wohlgerüchen begleitet waren, die, wie Humboldt vermuthet, auf Naphtha deuten würden. Die vulcanischen Kräfte haben nicht wenig zu den künstlerischen, man möchte sagen sittlichen Eindrücken der Landschaften beigetragen. Bergformen, sagt Humboldt, geben einer Gegend, je nachdem sie sich mit Vegetation geschmückt oder in öder Nacktheit erheben, einen fröhlichen, oder einen ernsten, großartigen Charakter. „Wie der Basalt bald in kegelförmigen, am Gipfel etwas abgerundeten Kuppen, bald als nahe an einander gereihte Zwillingsberge von ungleicher Höhe, bald als ein langer horizontaler Rücken, von einer höheren Kuppe an jeglichem Ende begränzt, auftritt, so unterscheidet man vorzugsweise im Trachyt die majestätische Domform (Chimborazo, 20,100 Fuß), welche nicht mit der Form, ebenfalls ungeöffneter, aber schlankerer Glockenberge zu verwechseln ist. Die Kegelgestalt ist am vollkommensten im Cotopaxi (17,712 F.) ausgeprägt; nächst dem im Popocatepetl (16,632 Fuß), wie er am schönen Ufer des Sees von Tezcuco oder von der Höhe der altmexicanischen Treppen-Pyramide von Cholula gesehen wird; und im Vulcan von Orizaba (16,302 Fuß, nach Ferrer 16,776 Fuß). Eine stark abgestumpfte Kegelform zeigt der Nevado de Cayambe-Urcu (18,170 Fuß), den der Aequator durchschneidet; wie der Vulcan von Tolima (17,010 Fuß), am Fuß des Paramo de Quindiu, bei dem Städtchen Ibague, über dem Urwald sichtbar. Einen langgestreckten Rücken bildet zum Erstaunen des Geognosten der Vulcan von Pichincha (14,910 Fuß), an dessen einem, wenig höheren Ende der weite, noch entzündete Krater liegt." Oft geschieht es auch daß durch Explosion große Kegelberge gespalten werden, und es entstehen dann entzückende Formen wie die Doppelpyramiden von Iliniſſa (16,362 Fuß), deren Ansicht in dem malerischen Atlas der Vulcane Alexander v. Humboldts enthalten ist. Der große Ararat bildet dagegen wie der Chimborazo einen ungeöffneten Dom, aus welchem tief unter der Schneegränze die Lavaströme ausgebrochen sind. Auf Luzon (Philippinen) ist der noch thätige Vulcan von Taal, der 1754 sich am furchtbarsten machte, aus einem von Krokodilen bewohnten großen See (Laguna de Bombon) aufgestiegen. Auf der Kotzebue'schen Entdeckungsreise wurde der Kegel erklommen. [1] Man fand den Krater abermals mit einem See ausgefüllt, aus dem sich abermals wieder ein Auswurfskegel mit einer zweiten Becheröffnung erhob. Der scharfsinnige Verfasser erinnert uns dabei daß das Reisejournal Hanno's, welches nicht immer glücklich von der Kritik angefeindet worden ist, einer Insel gedenkt, die einen kleinen See einschloß, aus dem sich eine zweite Insel erhob. Dieses Phänomen soll zweimal: im Golf des westlichen Hornes von Afrika und in der Bay der Gorillas-Affen vorkommen. „So individuelle Schilderungen, ruft der Verfasser aus, möchte man auf wirkliche Naturbeobachtung gegründet glauben!" Es liegt sehr nahe zu glauben daß die Thätigkeit der Vulcane mit der Erhebung der Kraterränder über den Meeresspiegel abnehmen müsse, weil ja der Weg von dem Herde des Ausbruches nach der Atmosphäre bei niedrigen Vulcanen viel kürzer gedacht werden kann. Allein eine Vergleichung der Beispiele beweist das Irrthümliche dieser Vermuthung. Inselvulcane wie der Pic von Teneriffa ragen 11,500 Fuß über den Meeresspiegel, während der Meeresgrund oft 20,000, ja einmal sogar über 43,000 Fuß Tiefe gewährt. Der noch jetzt entzündete Vulcan Sahama liegt 21,000 über dem Meer. Der Herd der Ausbrüche, nämlich die Schicht des feuerflüssigen Erdinnern muß in so beträchtlicher Tiefe gesucht werden daß neben diesem Werthe die absoluten Höhendifferenzen des Kraterrandes sehr gering erscheinen. Außerdem wissen wir gar nicht ob die Dicke der erkalteten Erdrinde überall dieselbe, es ist sogar vielmehr zu vermuthen daß sie örtlich dünner oder stärker sey. Endlich bemerkt der Verfasser: „Bei der durch Verstopfung vulcanischer Spalten sich so mächtig vermehrenden Spannung elastischer Dämpfe sind die Höhenunterschiede der bisher gemessenen Vulcane wohl nicht beträchtlich genug, um als ein Hinderniß angesehen zu werden für das Gelangen der Lava und anderer dichten Massen zur Kraterhöhe." Humboldt vereinigt nun auf einer Tafel eine Uebersicht über die Hypsometrie der Vulcane, aus welcher sich ergibt daß der niedrigste Feuerberg auf der japanischen Insel Kosima (700 Fuß), der höchste Sahama in Bolivia (20,970 Fuß) zu suchen ist. Sechs Berge: der Stromboli, die Chimäre in Lycien, die „Hölle" von Masaya, der sehr junge Izalco, der Vulcan auf der capverdischen Insel Fogo und der colossale Sangay (16,068 Fuß) sind die thätigsten Feuerberge. Die Frequenz der Ausbrüche ist indeß bei dem hohen Sangay viel größer als bei dem kleinen Stromboli (2775 Fuß). Die Thätigkeit des letzteren ist, wie die des Aetna, am größten im November und in den Wintermonaten. Sie wird bisweilen durch einzelne Ruhepunkte unterbrochen, die aber nach der Erfahrung vieler Jahrhunderte von sehr kurzer Dauer sind. Der Sangay wurde erst 1849 von einem gebildeten Reisenden Sebastian Wiſſe erstiegen. Es wurden 267 Eruptionen in einer Stunde gezählt, jede im Mittel 13 Secunden dauernd, und was sehr auffallend war, von keiner am Aschenkegel bemerkbaren Erschütterung begleitet. Das Ausgeworfene, in grauen und orangegelben Rauch gehüllt, ist der größeren Masse nach ein Gemenge von schwarzer Asche und Rapilli, die am Abhange des Berges und drei Meilen im Umkreise 3—400 Fuß dicke Schichten gebildet haben. Bisweilen werden auch Schlacken von 15—16 Zoll Durchmesser durchschnittlich 737 Fuß über den Kraterrand, beinahe zweimal so hoch als das Straßburger Münster senkrecht in die Höhe geschleudert. Da wo sich Vulcane zu einem System verbinden wird ihre Lage ganz besonders merkwürdig. Es ist eine Entdeckung Alex. v. Humboldts daß es in Mexico von Meer zu Meer einen Breitengrad der Vulcane und der größten Höhen gibt. „Die einzigen Vulcane und zugleich die einzigen mit Schnee bedeckten Berge des Landes, also Höhen über 11—12,000 Fuß: die Vulcane von Orizaba, Popocatepetl, Toluca und Colima liegen zwischen den Breitengraden von 18° 59' und 19° 20' und bezeichnen gleichsam die Richtung einer Spalte vulcanischer Thätigkeit von 90 Meilen Länge. Am 14 September hat sich zwischen Toluca und Colima der Vulcan Jorullo (19° 9' n. Br.) erhoben. Seine große Entfernung von den beiden Meeren ist eine ebenso wichtige geologische Thatsache, als daß Humboldt in den Laven des

[1] Ueber die Ersteigung durch E. K. Kane, s. Ausl. 1858. S. 192.

Jorullo Granitstücke eingebacken fand in einer weit umher granitleeren Umgebung. Endlich ist es im höchsten Grade merkwürdig daß die mexicanische Vulcanspalte fast rechtwinklig die von Süd-Süd-Ost nach Nord-Nord-West streichende Gebirgskette durchschneidet. Denkt man sich diese vulcanische Spalte in die Südsee verlängert, so stößt man zunächst auf die Inselgruppe Revillagigedo, in deren Nähe man Bimsstein hat schwimmen sehen, und endlich noch weiter 840 Meilen gegen Westen auf den Vulcan Mauna Loa (19° 28′), ohne daß dazwischen irgend eine Inselerhebung veranlaßt worden wäre.

Der Herd der höchsten vulcanischen Thätigkeit ist aber nicht in der neuen, sondern am Südostrande der alten Welt, in dem malayischen Archipel zu suchen. „In keiner andern Region der Erdoberfläche, bemerkt Alex. v. Humboldt, zeigen sich so häufige und so frische Spuren des regen Verkehrs zwischen dem Innern und dem Aeußern unsers Planeten, als auf dem engen Raum von kaum 800 geographischen Quadratmeilen zwischen den Parallelen von 10 südl. und 14 nördl. Breite, wie zwischen den Meridianen der Südspitze von Malacca und der Westspitze der Papua-Halbinsel von Neu-Guinea." Java allein zählt mehr entzündete Vulcane als Südamerika, obgleich Südamerika eine siebenmal größere Längenausdehnung besitzt. Ein neuerer wissenschaftlicher Reisender, der berühmte Franz Junghuhn, hat die 45 javanischen Kegel- und Glockenberge sämmtlich bis auf drei bestiegen. Eine höchst merkwürdige geologische Thatsache ist es, daß sich in vielen Gegenden von Java als Reste ehemaliger, weitverbreiteter Wälder 3 bis 7 Fuß lange Bruchstücke von verkieselten Baumstämmen finden, die allein den Dicotyledonen angehören, während jetzt das Land mit einer Fülle von Palmen und Baumfarren bedeckt ist. Jene Merkwürdigkeit tropischer Geologie ist das Gegenstück zu dem Vorkommen fossiler Palmen im miocenen Tertiärgebirge der Braunkohlenformation Europa's da, wo jetzt baumstämmige Monocotyledonen nicht mehr gedeihen. Die Vulcane Java's liegen höher als die große Reihe Centralamerika's, sonst aber niedriger als die andern Vulcane der neuen Welt, nämlich zwischen 7—10,000 Fuß. Der höchste Vulcan Asiens gehört auch nicht der ostasiatischen Inselwelt, sondern dem Festlande an, nämlich der Kljutschewsk (14,790 F.) in Kamtschatka.

Die Geschichte der Erhebung des Jorullo, welche wir Alex. v. Humboldt zuerst verdanken, und die als wissenschaftliche Thatsache einen so hohen Werth besitzt, beschäftigt den Verfasser des Kosmos auch dießmal sehr lebhaft. In einer weiten, langen Hochebene der (vulcanisch) so friedlichen Provinz Michuacan in Mexico, vernahm man seit dem 29 Julius ein ununterbrochenes, unterirdisches, von Erdstößen begleitetes Getöse, obgleich man 30 Meilen von dem nächsten Vulcan entfernt war. Nachdem dieser Proceß zwei Monate gedauert hätte, erhob sich in der Nacht vom 28 zum 29 September um 3 Uhr Morgens 1759 der neue Vulcan Jorullo. Schon am Tage vorher hatten Tagelöhner, welche in den Guayava- (Psidium pyriferum) Plantagen eines reichen Pflanzers dieses wohlschmeckende Obst eingesammelt, bei der Rückkehr ihre Strohhüte mit vulcanischer Asche bedeckt gefunden. Der Aschenauswurf, womit sonst gewöhnlich die Eruptionen zu schließen pflegen, erfolgte wahrscheinlich aus Spalten die sich geöffnet hatten, ehe sich in der Ebene noch etwas zu verändern schien. In den ersten Stunden der Nacht lag die Asche schon 1 Fuß hoch, und alles floh aus der Ebene des Jorullo auf hochgelegene, benachbarte Orte. Von dort, erzählen Augenzeugen, stieg mitten zwischen den ausbrechenden Flammen ein unförmlicher Klumpen, wie eine schwarze Burg empor. In den ersten Tagen warf der Vulcan Schlamm (arena), Asche und Wasser aus. Ein anderer Bericht sagt ausdrücklich: „Am Tage des Ausbruches hob sich der Boden senkrecht empor, die Ebene blähte sich auf und es erschienen Blasen, deren größte heute der Vulcan ist. Diese aufgetriebenen Blasen von sehr verschiedenem Umfang und zum Theil ziemlich regelmäßiger conischer Gestalt, platzten später und stießen aus ihren Mündungen kochend heißen Erdschlamm, wie verschlackte Steinmassen aus, die man mit schwarzen Steinmassen bedeckt noch bis in ungeheure Ferne auffindet." Riaño, der 14 Jahre vor Humboldt den Jorullo bestieg, behauptet daß sich die Ausbrüche bis 1776 wiederholt hätten, allein diese Thatsache wurde unserm Verfasser gegenüber von den Einwohnern als unwahr geläugnet. Als Humboldt den Hauptgipfel der gehobenen Masse 1803 bestieg, lag er 180 Toisen höher als die nächste Umgebung und 667 Toisen über dem Meer. Ringsherum rauchten viele tausend kleiner Auswurfskegel, die, aus Basaltkugeln bestehend, wegen ihrer Backofenform Hornitos von den Einwohnern genannt werden. Im Jahre 1780 konnte man noch Cigarren anzünden, wenn man sie 2 bis 3 Zoll tief in den Ofen einsenkte. Zu Humboldts Zeiten wurden in den Spalten der Hornitos noch Temperaturen von 93 bis 95° C. gemessen. Als Burkart 24 Jahre später das vulcanische Schlachtfeld des Jorullo — Malpais von den Eingebornen geheißen — besuchte, fand er keinen der Hornitos mehr rauchend, ihre Temperatur hatte sich mit der sie umgebenden Luft ausgeglichen, und Regengüsse den lockern vulcanischen Bau zerstört. Fern von diesen Auswurfskegeln fand Humboldt 42° 5 bis 46° 8 C. in der Luft. „Diese Wärmegrade der umgebenden Luft lassen auf die Hitze schließen, welche 43 Jahre früher dort geherrscht hat; sie mahnen an den urweltlichen Zustand unsers Planeten, in dem die Temperatur seiner Lufthülle und mit dieser die Vertheilung des organischen Lebens, durch die Wärmeentleerung des Innern mittelst tiefer Klüfte unter jeglicher Breite und in langen Zeitperioden modificirt werden konnte."

Wenn man sich vorstellt daß in der Nähe der häufigsten vulcanischen Regungen die erstarrte Erdrinde sehr dünn sey, so wird man immer wieder auf das Problem geleitet, die mittlere Dicke der Erdkruste zu ermitteln. Würde man nach der bei artesischen Brunnen beobachteten Temperaturzunahme des aufsteigenden Wassers in arithmetischer Reihe rechnen, so würde man bei $5^2/_{10}$ geogr. Meilen Tiefe schon eine Temperatur finden, wo Granit geschmolzen würde. Die erstarrte Kruste hätte also nur die Dicke von $^1/_{329}$ des Polardurchmessers: nicht mehr als die Schale eines Apfels. Allein es ist viel wahrscheinlicher daß sie noch dünner ist, erstens weil ein ungeheurer Druck Einwirkung auf die Schmelzbarkeit besitzt, und dann weil die Leitungsfähigkeit bei großer Zunahme der Temperatur abgeschwächt wird, so daß die Wärmezunahme artesischer Wasser auf eine viel größere Nähe der feuerflüssigen Schicht deuten möchte.

Es folgt nun eine ausführliche Geographie der Vulcane, auf deren Einzelheiten wir hier nicht eingehen können, und deren Resultate erst dann recht faßlich uns entgegentreten werden, wenn

jemand nach dem Text im Kosmos unsere physikalischen Karten neu construirt. Als etwas allgemeines fällt aber die Ruhe und Starrheit der afrikanischen Ländermassen auf, deren geringe Gliederung vielleicht mit diesem Umstande zusammenhängt. Nur an der Peripherie des Colosses liegen die vulcanischen Herde der Canarien, der capverdischen Inseln, der vulcanischen Spalte der Neujahrs-, Thomas- und Prinzen-Insel, die sich bis auf die Küste des Festlandes zum vulcanischen Camerungebirge verlängert. Auf der Mozambiqueseite, und zwar 80 Meilen von der Küste von Mombas will Krapf einen Vulcan beim Schneeberg Kenia entdeckt haben, doch hegt man über diese Thatsache noch einigen Zweifel. Endlich finden sich auch im rothen Meere Vulcane, dagegen scheinen sie völlig im Innern Afrikas zu mangeln, denn bestritten ist noch immer ob sich in Kordofan ein sogenannter erloschener Vulcan findet, und ob die von Barth beim Benue entdeckten Berge Bagele und Alantika Spuren von Vulcanismus verrathen. Doch hat Overweg in der Nähe des Tsad-Sees olivinreiche, säulenförmige Basaltkegel entdeckt. In Südafrika, so weit es jetzt durch Livingstone und seinen Schwiegervater Moffat bekannt geworden ist, scheinen Vulcane gänzlich zu fehlen, ja Erdbeben seit geologischen Zeitaltern nicht vorgekommen zu seyn, so daß man den afrikanischen Continent als den am meisten beruhigten Raum der Erdoberfläche, und in der Sprache einer früher berührten Hypothese als die dickste Stelle der erstarrten Erdrinde bezeichnen dürfte. Doch fehlt uns noch die Kenntniß der äquatorialen Länder Afrika's. Unter den asiatischen Vulcanen ist der merkwürdigste der Peschan im Thianschan oder Himmelsgebirge. Ehe Humboldt auf diese Erscheinung aufmerksam machte, kannte man nur Vulcane auf Inseln, Halbinseln oder Küsten. Man fühlte sich daher geneigt, die Nähe des Meeres und das Eindringen von Wasser als den Impuls zu vulcanischer Thätigkeit zu bezeichnen. Der Peschan liegt aber mitten im Festlande, er ist 380 geogr. Meilen vom nächsten Küstenpunkte des Eismeers, wie von den Indus- und Gangesmündungen, 255 Meilen vom Aral-See, und immer noch 43 und 52 Meilen von den Salzseen Issikul und Balchasch entfernt. Gleichwohl bleibt die Thatsache übrig daß die Vulcane die Meeresnähe lieben, daß ihre Frequenz an Küsten, Inseln, Halbinseln und Landengen die Regel, ihr Auftreten im Innern der Ländermassen seltene Ausnahmen bildet. Humboldt ist daher geneigt, diese Thatsache mechanischen oder vielmehr dynamischen Ursachen zuzuschreiben. „Man kann sich vorstellen, daß an den Rändern der aufsteigenden Continente, welche jetzt die über der Meeresfläche sichtbaren Littorale mit mehr oder minderen schroffen Abhängen bilden, durch die gleichzeitig veranlaßten Senkungen des nahen Meeresgrundes Spalten verursacht worden sind, durch welche die Communication mit dem geschmolzenen Innern befördert wird." Zu den Continental-Vulcanen zählen jetzt auch die von Fremont entdeckten, allem Anschein nach sehr frisch ausgebrannten Vulcane in den Felsengebirgen, die 150—170 M. Entfernung von der Küste der Südsee zählen. „Wenn aber Wasserbecken, oceanische oder Binnenwasser, fährt der Verfasser fort, auch gar nicht zur Unterhaltung der vulcanischen Thätigkeit erforderlich sind; wenn Inseln und Küsten, wie ich zu glauben geneigt bin, nur reicher an Vulcanen sind, weil das Emporsteigen der letztern, durch innere elastische Kräfte bewirkt, von einer nahen Depression im Meeresbecken begleitet ist, so daß ein *Erhebungs-Gebiet* an ein *Senkungs-Gebiet* gränzt, und an dieser Gränze mächtige, tief eindringende Spaltungen und Klüfte veranlaßt werden: so darf man vermuthen daß in der innerasiatischen Zone zwischen den Parallelen von 41 und 48° die große aralo-caspische Depressionsmulde, wie die bedeutende Zahl gereihter und ungereihter Seen zwischen dem Thian-schan und dem Altai-Kurtschum zu Küsten-Phänomenen (Vulcanen) hat Anlaß geben können." Nach dieser großartigen Naturansicht bezeichnen daher die vulcanischen Systeme unsers Planeten gleichsam die schadhaft gewordenen Stellen, die Brüche und Risse der Erdkruste, durch welche ein Aufquellen des feuerflüssigen Erdinnern möglich geworden ist.

Während nun der Verfasser noch kurz die neuesten geognostischen Ermittelungen in Bezug auf den Vulcanismus erörtert, kehren wir zum Schluß noch einmal zu der Geographie der Vulcane zurück. Wir bekommen eine Gesammtübersicht über die Zahl der Vulcane, die in thätige und erloschene geschieden, die Ziffern der letztern aber in Parenthesen eingeschlossen werden. Von den 407 (225) bekannten Vulcanen des Erdbodens fallen 3 (1) auf das afrikanische, 25 (15) auf das asiatische Festland, darunter 14 (9) allein auf Kamtschatka; 7 (4) auf Europa; 69 (54) auf die ostasiatischen Inseln (Japan); 120 (56) auf die südasiatischen, und 9 (5) auf die Inseln der Südsee; ferner 24 (13) auf Chili; 14 (3) auf Peru und Bolivia; 18 (10) auf Quito und Neugranada; 29 (18) auf Centralamerika; 5 (3) auf die Antillen; 6 (4) auf Mexico; 24 (5) auf das nördliche Amerika jenseits des Rio Gila. „Will man, bemerkt Alex. v. Humboldt, den großen Meeresgolf, welchen wir die Südsee zu nennen pflegen, sich kosmisch von dem Parallel der Berings-Straße und dem von Neu-Seeland, der zugleich auch der Parallel von Süd-Chili und Nord-Patagonien ist, begränzt vorstellen, so finden wir — und dieses Resultat ist sehr merkwürdig — im Innern dieses Beckens und um dasselbe her, von den 225 entzündeten Vulcanen der ganzen Erde 196 oder nahe an $\frac{7}{8}$. Die den Polen nächsten Vulcane sind nach unserer jetzigen Kenntniß: in der nördlichen Hemisphäre der Vulcan Esk auf der kleinen Insel Jan Mayen (71° 1′ n. Br.); in der südlichen Hemisphäre der röthliche, selbst bei Tage sichtbare Flammen ausstoßende Mount Erebus, welchen im Jahr 1841 Sir James Roß auf seiner großen südlichen Entdeckungsfahrt 11,633 P. F. hoch fand."

Skizzen aus dem socialen Leben in den Vereinigten Staaten.

1. Mörder.

Amerika's verdienstvollster Beamte, der greise Senator, Thomas Benton, sagte vor etwa einem Jahre in einer öffentlichen Rede:

„Unsere öffentlichen Blätter riechen nach Blut; jede Seite in den täglichen Zeitungen enthält die Mittheilung eines Mordes."

Diese Bemerkung, so übertrieben sie auch klingen mag, ist buchstäblich wahr. In New-York sind in den letzten vier Jahren wöchentlich zwei Mordthaten vorgefallen, in den übrigen großen Städten des Continents nicht viel weniger. Bemerkenswerth ist daß von den vierhundert Mordthaten, die in New-York in dem angegebenen Zeitraume begangen wurden, nur drei, sage drei so weit untersucht wurden daß die Mörder zur Rechenschaft gezogen wurden. Wenn es für den Philanthropen schon an und für sich betrübend ist zu sehen daß das schrecklichste aller Verbrechen so häufig ist, so muß es ihn noch mehr empören zu sehen, mit welcher Grausamkeit und Schamlosigkeit es begangen wird. Erst vor kurzer Zeit trug sich folgender Vorfall in New-York am hellen Tage zu. Ein junges deutsches Mädchen von ungemein angenehmem Aeußern gieng über die Straße, sie wurde von einem Haufen Amerikaner angehalten und gezwungen aus einer Flasche zu trinken. Sie fühlte sich sofort elend, sank zur Erde und wurde von dem ruchlosen Pöbel auf offener Straße geschändet. Als ihre Peiniger sich verlaufen hatten, lag das Mädchen noch bewußtlos auf der Straße. Man brachte sie ins Hospital, wo sie erzählte was mit ihr geschehen sey und dann unter gräßlichen Qualen starb. Das deutsche Mädchen war durch Arsenik vergiftet.

In allen großen Städten der Vereinigten Staaten existiren eigene Anstalten, in denen Mädchen und Frauen eine frühzeitige Entbindung bewerkstelligen. Die Zeitungen enthalten Anzeigen solcher höllischen Etablissements, die zwar nicht mit geraden Worten, aber doch auf sehr unzweideutige Weise ihre Dienste anbieten. Es ist nichts seltenes Weiber zu sehen die mit Wissen ihrer Ehegatten diese Mordhäuser besuchen um ihren infernalischen Zweck zu erreichen; ja, es ist nicht selten daß Frauen offen eingestehen und ganz flüchtigen Bekannten erzählen, daß sie keine Kinder zu haben wünschten, und daher nach S. Louis oder New-Orleans giengen um ihre Leibesfrucht abzutreiben. Dieß sind aber nur Kleinigkeiten gegen das was wir hier täglich in den Zeitungen erfahren. Ich will nur einige wenige anführen und den verehrten Leser auf irgendeine Zeitung der Vereinigten Staaten verweisen, wo er die detaillirtesten Beschreibungen täglich verübter Mordthaten finden wird.

In S. Louis fand man in den letzten Jahren eine unglaubliche Zahl Leichen im Mississippi, die durchaus keine Spur von Verletzungen an sich trugen. Es konnte geschehen daß täglich eine oder zwei solcher Leichen gefunden wurden, und die Jury gab regelmäßig ihr Verdict ab, „gestorben durch unbekannte Umstände." Zwar wollte man bisweilen einen Mann, der am Fluß wohnte und eine gemeine Kneipe hielt, mit gänzlich Betrunkenen an den Fluß gehen gesehen haben, man glaubte daß dieser Mann seine Gäste durch starke Getränke betäube und — nachdem er sie ausgeraubt habe — in den Fluß stürze; aber niemand hatte das Recht den Mann zur Untersuchung zu ziehen, denn er war ja ein „freier weißer Mann."

Plötzlich zog dieser verdächtige Mann aus S. Louis fort — und man fand keine Leichen mehr im Mississippi! In einem Staate wo weniger Freiheit aber mehr Gesetz herrscht, würde ein solches Scheusal bald zur Rechenschaft gezogen werden; hier aber hat der Mörder von vielleicht mehreren hundert Menschen Ansprüche auf den Präsidentenstuhl.

Ein anderes Beispiel unserer vortrefflichen Zustände ereignete sich vor wenig Wochen in Kansas. Es hatte sich dort eine aus sechs Mördern bestehende Bande niedergelassen, welche die wohlhabenden Einwanderer ermordeten und dann in den Missourifluß warfen. Ein sechzehnjähriger Knabe, der ein Mitglied dieser Bande war, verrieth seine Genossen, und das Volk hieng die Verbrecher ohne Umstände an den ersten besten Eichbaum.

Vor einigen Tagen war ich zugegen wie ein dreizehnjähriger Knabe aus dem Gefängniß entlassen wurde, nachdem die Grandjury ihn für unschuldig erklärt hatte. Der Knabe war wegen folgender That ins Gefängniß gebracht worden. Sein Vater kam vor etwa drei Monaten nach Hause und befahl seinem Sohne eine Pistole zu nehmen und ihm zu folgen. Der Sohn fragte den Vater was er beabsichtige, und erhielt zur Antwort, „ich will jemanden erschießen, einerlei wen." Nachdem der Vater seinerseits sich mit Flinte und Pistole bewaffnet hatte, gieng er zu seinem Nachbarn, den er im Gespräch mit einem andern vor der Hausthüre sitzend fand. Mit den Worten „ich erschieße dich" feuerte er die Flinte auf seinen Nachbar ab, der tödtlich getroffen zur Erde stürzte. Als hierauf der Gefährte des Verwundeten aufsprang um den Mörder zu ergreifen, rief der Vater seinem Sohne zu „schieß ihn nieder." Der Knabe gab Feuer, streifte den Mann aber nur leicht am Arm; als der Vater dieß sah, drückte er seine Pistole ab und streckte den Unglücklichen leblos zu Boden. — Daß der Mörder entkommen ist, trotzdem daß dreizehnhundert Dollars auf seinen Kopf gesetzt sind, wird niemanden wundern der unsere schönen Institutionen kennt. Daß man aber den Knaben frei läßt und ihm erlaubt seinen Vater aufzusuchen, damit er zum vollendeten Mörder ausgebildet werde, hat doch selbst hier einiges Erstaunen erregt.

Wo immer Menschen wohnen, werden Verbrechen und sogar Mordthaten begangen; daß aber in einer Bevölkerung von 24 Millionen Menschen täglich ein halbes Dutzend Mordthaten vorfallen, daß diese Morde mit ruchloser Grausamkeit und sichtbarem Wohlgefallen am Vergießen von Menschenblut begangen werden, und daß die Mörder nicht durch Mangel an Erwerbsquellen, sondern aus rohem Uebermuth und thierischer Rohheit ihre Opfer abschlachten — das alles liefert einen traurigen Beleg für unsere sittlichen Zustände.

Wenn wir ferner sehen daß die Gerichte nur selten Gelegenheit finden einen Mörder zu verhaften, und daß die Geschwornengerichte nur in wenigen Fällen ihr Schuldig aussprechen, so überkommt den friedlichen Bürger bisweilen ein wahres Grauen, und er sehnt sich nach etwas weniger Freiheit und mehr Gesetzlichkeit.

Bei der zunehmenden Zahl der Verbrechen in den Vereinigten Staaten sind nur zwei Eventualitäten möglich: entweder muß das Volk die Justiz ausüben, wie es die Bürger von San Francisco voriges Jahr thaten, oder es muß seine Gesetze abändern. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß ersteres am leichtesten zum Ziele führt, und ich bezweifle keinen Augenblick daß in kurzer Zeit die meisten großen Städte der Ver. Staaten Schauplätze blutiger Selbsthülfe des souveränen Volkes seyn werden.

5. Beamte.

Ein amerikanisches Sprüchwort sagt: „Wenn du dich nicht dabei beruhigen kannst daß man dich beschuldigt ein Schwein gestohlen zu haben, so bewirb dich um kein Amt." Wenn es übrigens bei solchen Beschuldigungen bliebe, so wäre die Sache noch zu ertragen; aber wenn man es erleben muß, wie Fremont es voriges Jahr mußte, daß seine Mutter eine Ehebrecherin und er ein Hurenkind genannt wurde, so hat ein redlicher Mann des Guten genug, und überläßt es gern einem weniger zartfühlenden, öffentlich gebrandmarkt zu werden.

Die Beamtenstellen, mit Ausnahme der Postmeister und einiger weniger anderer, werden bekanntlich sämmtlich vom Volk vergeben. Die Dauer der Dienstzeit ist in den verschiedenen Aemtern verschieden; die längste Dienstzeit beträgt sechs, die kürzeste zwei Jahre. Wer nun ein Amt zu erhalten wünscht, kündigt sich in öffentlichen Blättern als Candidaten an; er reist umher, hält öffentliche Reden, besticht seine Freunde, verspricht ihnen seinen Einfluß, und schließt mit seinen Wählern ein förmliches Compromiß. Selten ist aber nur ein Candidat für ein Amt; es finden sich mehrere, und da jeder seine eigene Partei hat, so sucht jede Partei den Gegencandidaten aus dem Felde zu schlagen. Die entehrendsten Anschuldigungen werden mit schamloser Unverschämtheit gegen die würdigsten Männer veröffentlicht, und da wir die Institution einer freien Presse haben, so gibt es nur ein Mittel solchen Beschimpfungen zu entgehen, und das ist, nicht als Candidat aufzutreten. Eine natürliche Folge dieser Zustände ist daß rechtschaffene Männer sich scheuen sich um Aemter zu bewerben, und daß anerkannte Diebe, Mörder und Betrüger die Aemter von Sheriffs, Tax-Collectoren und County-Richtern erhalten. So war z. B. in Californien den Mörderbanden deßwegen nicht beizukommen, weil ihre Hauptleute als Gerichtsbeamte angestellt waren; so sind jetzt in Kansas Männer angestellt, die im verflossenen Jahre des Scherzes halber friedliche Leute skalpirten und die blutigen Skalps in den Straßen von Leavensworth öffentlich zeigten.

Es fällt mir natürlich nicht ein, behaupten zu wollen daß alle Beamten, oder auch nur die Mehrzahl derselben, verworfene Subjecte sind; es steht aber fest daß es durchaus kein Mittel gibt die Wahl solcher Subjecte zu verhindern, und daß von Jahr zu Jahr mehr schlechte Charaktere zu Beamten gewählt werden.

Dieß ist die Folge der Institution „daß das souveräne Volk seine Beamten selbst wählen solle, und daß die Beamten Diener des Volks sind." Wären die Wähler sämmtlich gebildete und ehrliche Männer, so stände einer solchen Institution nichts entgegen; da wir aber hier weniger gebildete und ehrliche Männer antreffen als in andern christlichen Staaten, so ist die Wahl der Beamten durchs Volk ein großes Uebel. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß ein Mann, der einmal ein Amt erhalten und dadurch von seinem bürgerlichen Erwerbszweige sich losgesagt hat, den Wunsch hegt sein Amt fortzuführen. Da er aber ganz und gar von der Gunst des Volkes abhängt, so muß er sich diese zu erwerben suchen. Wie kann aber der öffentliche Taxirer, der Steuer-Einnehmer, der Richter, hoffen die Gunst des Volkes zu erwerben, wenn er nicht kleine Gefälligkeiten erweist? Und wie kann z. B. der Steuereinnehmer in seiner dienstlichen Eigenschaft Gefälligkeiten erweisen, ohne seinen Dienst zu beeinträchtigen?

Der Assessor hat in jeder Stadt und in jedem County das Eigenthum zu veranschlagen, und darnach die — nebenbei bemerkt — sehr geringen Steuern zu berechnen. Bei dem bekannten Geize der Amerikaner und ihrer Aversion gegen Zahlungen, hat der Assessor ein schweres Amt. Der Haus- oder Farmbesitzer gibt sein Vermögen an wie es ihm beliebt, und der Assessor hat das Recht ihn auf seine Angabe schwören zu lassen. Wer wird es aber glauben daß er von diesem Recht Gebrauch machen wird, da er sich dadurch Feindschaft zuziehen und in Folge dessen sein Amt bei der nächsten Wahl verlieren würde. Der unbemittelte Landmann mit 40 oder 80 Acker Land und wenigen Kühen und Pferden — der wird allerdings zu Heller und Pfennig taxirt; aber der reiche Grundbesitzer, der zwanzig und mehr Neger hat und viele Tausende auf Zinsen verleiht, der wird schonend behandelt und nach seinen eigenen Angaben taxirt, denn seine Freundschaft und Unterstützung ist bei der nächsten Wahl von Bedeutung. Dieß ist die Folge der Selbstbesteuerung!

Eben so geht es mit den Richtern und allen übrigen Beamten. Die reichen und angesehenen Bürger üben einen mächtigen Einfluß auf die Beamten, der arme und unbemittelte Bürger wird rücksichtslos behandelt, und so haben wir hier trotz der Freiheit und Gleichheit welche das Gesetz gewährt, eine Bevorzugung der wohlhabenden Classe, welche weit unerträglicher ist als die Vorrechte welche in Europa dem Adel eingeräumt werden. Der europäische Adel hat eine geschichtliche Vergangenheit für sich, seine Glieder dulden es nicht daß einzelne den Weg der Ehre und Loyalität verlassen, und im allgemeinen gehört der Adelstand der gebildetsten und tüchtigsten Classe der Bevölkerung an. Wir haben dieß in den Revolutionsjahren von 1848 bis 1850 gesehen. Adelige stellten sich in Schleswig-Holstein, Ungarn und Italien an die Spitze der allerdings sehr verschiedenen Volksbewegungen; Adelige stellten sich ihnen wieder gegenüber, und Fürst Felix Schwarzenberg hat mehr zur Begründung eines österreichischen Uebergewichts gethan als alle Kossuths der Welt hätten thun können. Einer Classe, welche in der Stunde der Noth dem Vaterlande so hochherzige Opfer bringt, und eingedenk des Ruhms den die Vorfahren erwarben, zur Schlacht zieht, kann das Volk schon eher Vorrechte einräumen als einer Compagnie von Geldjuden und Menschenhändlern. Wenn ein Schwarzenberg oder Wellington das Recht von der Regierung erhielte keine Steuern zu zahlen, so ließe sich hiergegen nichts einwenden, weil diese Männer dem Staate mehr genützt haben als alle übrigen Steuerpflichtigen zusammengenommen; wenn aber Lewis u. M. Key keine Steuern zahlen, weil der Assessor ihren Einfluß fürchtet, und wenn es Hunderttausende solcher Lewis u. M. Keys gibt, so suchen wir umsonst nach dem praktischen Vortheil, den das Recht der Selbstbesteuerung und der Beamtenwahlen für das Volk hat.

Nebenher ist es ein großer Irrthum zu glauben daß das Volk wirklich seine Beamten wähle. Die niedern Beamtenstellen mögen vom Volk direct besetzt werden, denn die Candidaten sind den Bewohnern der Stadt oder des County, von denen die Vergebung der fraglichen Aemter abhängt, persönlich bekannt. Ganz anders ist das Verhältniß in Staatswahlen; die zwei großen Parteien, Demokraten und Whigs, bekämpfen sich in jeder neuen Staatswahl aufs äußerste. Die Whigs, welche 1852 den großen Sieg

der Demokratie, die den unfähigen Pierce zum Präsidenten wählte, nicht ertragen konnten, lösten sich auf, und es erschienen Republikaner, Black-Republikaner, Knownothings, die alle vereint gegen die siegreiche Partei zu Felde zogen, aber 1856 wieder besiegt wurden. Diese Parteien nun halten vor den Wahlen sogenannte Conventionen, in denen sie sich über die Candidaten einigen, welche sie dem Volk vorschlagen wollen, und das Volk hat für oder gegen diese Männer, deren Namen es zum erstenmal hört, zu stimmen. Ob die Candidaten fähig und würdig sind den hohen Posten eines Gouverneurs oder Präsidenten einzunehmen, davon ist gar nicht die Rede; in einer Republik dürfen überhaupt große Männer nicht gewählt werden, denn sie könnten leicht einen schädlichen Einfluß gewinnen. Welche Betrügereien übrigens in diesen Wahlen vorfallen, davon hat die Geschichte uns in Californien, Pennsylvanien und erst ganz kürzlich in Missouri traurige Beispiele gegeben. Die Anstrengungen Fremonts, seine Wahl in Pennsylvanien durchzusetzen, hat ihm fünf Millionen Dollars gekostet.

Es bedarf wohl keines Commentars um zu beweisen daß so großartige Summen, welche lediglich verwendet werden um Stimmen zu kaufen, auf das Sittlichkeitsgefühl des Volkes einen höchst nachtheiligen Einfluß ausüben müssen. Die bezahlten Volksführer lassen es bei Bestechungen nicht bewenden, sondern bewaffnen ihre Anhänger, und wissen durch Straßenkämpfe, Mord und Brandstiftungen ihre Gegner von den Wahlurnen fern zu halten. Belege zu dieser Behauptung geben die Ereignisse der letzten zwölf Monate in Californien, New-York, New-Orleans, Cincinnati, St. Louis, Louisville und Kansas.

Am ruchlosesten wurden die Wahlbetrügereien in Californien getrieben. Die Wahlbeamten (Mörder, Pferdediebe und Falschmünzer) hatten Wahlurnen mit doppeltem Boden. Die von den Wählern hineingelegten Zettel verschwanden, und die schon vor der Wahl hineingelegten Wahlzettel der Beamten wurden am Schluß der Wahl hervorgezogen und bekannt gemacht. Auf diese Weise war es den Betrügern möglich, mehrere Jahre lang Glieder ihrer Bande zu Richtern, Sheriffs und Senatoren zu erwählen, und eine Tyrannei und Unsicherheit des Lebens und Eigenthums herbeizuführen, wie sie in Europa undenkbar ist.

Ein noch nicht hinlänglich aufgeklärter Betrug fand bei der Wahl des Gouverneur Stewart in Missouri im verflossenen August statt. Es handelte sich um die Frage, ob ein Sklaverei-Mann oder ein Freistaats-Mann gewählt werden solle. Der letztere, Rollins, wurde offenbar gewählt, aber dem Volk wurde gesagt daß Stewart gewählt sey, und wenn der Wahlbetrug nicht noch klar bewiesen wird — was bei unserer Gerichtsverfassung eine schwierige Aufgabe seyn würde — so besteigt Stewart im December dieses Jahres den Gouverneursstuhl von Missouri.

Wir erleben es auch in Europa daß Anstrengungen der verschiedenen Parteien gemacht werden, um Candidaten in die Ständeversammlungen zu wählen, und nicht nur die Regierungen suchen ihre Anhänger zu begünstigen, sondern die Oppositionspartei thut dasselbe. Es ist in der That eine solche Opposition nöthig, um das Staatsleben frisch und kräftig zu erhalten, und so lange die angewendeten Mittel ehrlich und rechtlich sind, kann niemand etwas gegen sie einwenden. In einer Republik, wo jeder das unverkümmerte Recht hat zu wählen und zu stimmen wie es ihm gefällt, sollten aber die Gesetze alle Bestechungen bei den Wahlen unterdrücken und strenge ahnden, denn die Hauptstütze der Republik, die entschiedene Majorität des Volkes, wird ja bei jeder erkauften Wahl eines Beamten niedergerissen. Wenn wir aber sehen daß es bei Bestechungen nicht bleibt, daß die unerhörtesten Gräuelscenen, Mordthaten, Brandstiftungen die Wahlen entscheiden, und daß die Mordbanden von den Gerichten nicht verfolgt werden, ja daß gar keine Untersuchungen gegen sie eingeleitet werden, dürfen wir dann noch behaupten daß die Volkssouveränetät mit allen ihren humanen Gesetzen und Institutionen ein so wünschenswerthes Ziel sey?

Neue Urkunden über die alte Geschichte von Peru.

In neuerer Zeit sind mehrere Quellen über die Geschichte von Peru vor und zur Zeit der Conquista durch den Druck veröffentlicht worden, so die noch handschriftlichen Bücher des Oviedo und die Chronik Pedro Pizarro's. Ueber die Geschichte vor der Eroberung blieben wir aber nur auf den Inca Garcilasso de la Vega angewiesen. Der Inca verließ noch sehr jung sein Vaterland und schrieb seine Geschichte nach den Erzählungen mütterlicher Verwandten. Natürlich bekommen wir dadurch nur eine Geschichte im Geschmack des peruanischen Hofes. Das alte peruanische Kaiserreich war aber bekanntlich eine socialistische Theokratie, der Inca oder Inga die fleischgewordene Gottheit selbst, der Abkömmling des Lichts oder der Sonne. Vor den Incas, wird uns berichtet, seyen die Völker von Peru und Quito Wilde gewesen, und erst das Erscheinen des göttlichen Manco Capac habe ihnen Begriffe von materieller und politischer Civilisation beigebracht. Nun reicht die Dynastie der Incas wenig weiter zurück als bis zum Beginn des 14ten Jahrhunderts nach Christus, oder kaum 250 Jahre vor der Eroberung durch Pizarro. Dieß ist offenbar ein viel zu geringer Zeitraum zur Begründung eines gewaltigen Kaiserreichs, und für die großen Wunder eines civilisirenden Despotismus, welche die Incas hinterlassen haben, und endlich für die Durchführung einer politischen Centralisation, welche an Strenge alle, selbst die europäischen Muster übertrifft. Wie ganz anders, hat man oft gesagt, würden wir römische Geschichte schreiben können, wenn uns Annalen der andern unterworfenen italischen Völkerschaften, wie ganz anders die Geschichte des punischen Krieges, wenn uns Carthaginiensische Quellen erhalten worden wären. Ebenso würden wir ganz neue Ansichten über die Inca-Herrschaft gewinnen, wenn die unterdrückten Volksstämme Peru's in dem historischen Verhör erscheinen könnten. Und glücklicherweise sind sie erschienen!

Im alten Peru kannte man eine eigene Schrift. Es waren keine Hieroglyphen, und sie wurde auch nicht eigentlich geschrieben, sondern sie bestand aus einem netzartigen Flechtwerk von Schnuren

verschiedener Farbe, deren Farben und Knotenzahl auf eine nicht näher bekannte Art zur Festhaltung der Gedanken dienten. Solche Netze Quipus oder Quipos fanden sich in Mexico bei den Tlaxcalteken und sogar bei einigen Jägervölkern des nördlichen Amerika. Wie unvollkommen uns dieses graphische Mittel scheinen mag, so müssen wir uns doch dabei beruhigen daß die Incas mit Hülfe dieser Quipus eine sehr genaue Statistik ihres Reiches besaßen, und der große centralisirte Kaiserstaat sich mit solchen Hülfsmitteln verwalten ließ. Es gab eigene Schriftgelehrte oder Archivare welche mit der Bedeutung der Quipus vertraut waren, die solche Urkunden lesen und anfertigen konnten, und zugleich als Archivare die alten Quipus aufbewahrten. Solche Archive und Archivare (Quipocamayus) gab es noch zur Zeit als die Jesuiten das Land betraten. Einer von ihnen, der P. Blas de Valera, Verfasser eines Wörterbuches der Quichua, d. h. der amtlichen Sprache des Inca-Reiches, lernte in Cochabamba einen alten Caziken kennen, der, im Besitze von alten Quipus und selbst ein Quipocamayu, dem Jesuiten den Inhalt seiner historischen Urkunden mittheilte, welcher sogleich alles niederschrieb. Valera's Excerpte fielen einem Ordensbruder, P. Anello Oliva zu, und dieser hat eine Geschichte des Jesuitenordens in Peru hinterlassen. Oliva schrieb kurz nach Garcilasso, denn seine Handschriften wurden 1631 von dem Jesuitengeneral approbirt, und das erste Buch dieser Chronik enthält „nach den Quipus-Urkunden“ die Geschichte der Incas. Wieder ist es Hr. Ternaux-Compans, der verdienstvolle Herausgeber amerikanischer Geschichtsquellen, welcher das Kleinod aufgespürt und durch den Druck verbreitet hat. [1] Ehe man sich etwas außerordentliches verspricht, wird es erlaubt seyn einige Bemerkungen über die historische Aechtheit der Mittheilungen zu äußern. Der Ueberlieferer ist ein Cazike, Namens Catari. Nun wissen die historischen Kenner von Peru, daß die „Caziken“ keine Incas waren, sondern Häuptlinge unterworfener Völkerschaften, welche von den Incas als Vasallen behandelt und zu niedrigen Verwaltungsposten in dem socialistischen Staatsmechanismus verwendet wurden. Reichswürden und große Präfecturen wurden nur an die sogenannten Orejones vertheilt. Orejones nannten sie die Spanier (Oreja, das Ohr) wegen ihrer großen goldenen Ohrgehänge, welche die Incas, d. h. die Prinzen von Geblüt, oder Abkömmlinge der Sonne, trugen. Der Cazike Catari war daher ein mediatisirter Häuptling; seine Aussagen werden deßhalb durchschnittlich dem Incaregiment sehr ungünstig seyn, und gegen die fables convenues des Inca Garcilasso polemisiren. Und in der That ist es auch so. Was sich von vornherein ohne Urkunden als historisches Axiom aussprechen ließ, daß nämlich vor dem Auftreten der Incas ein hoher Grad von Civilisation in Peru vorhanden gewesen seyn müsse, wird uns nun trocken bestätigt. Die Wundergeschichte von Manco Capac erniedrigt sich zu einem politischen Mythus, der geflissentlich von der herrschenden Dynastie in Umlauf gesetzt wurde um der Regierungsgewalt einen theokratischen Schimmer zu verleihen. Was aber den Aussagen des Caziken den Stempel der historischen Aechtheit gibt, das sind gerade die Wunderdinge, die auch er erzählt. Wäre nämlich sein Bericht nur geschickt erfunden, so würde er nicht reichlich mit Aussagen durchwebt seyn die sich selbst Lügen strafen. Nach ihm hätte ein einziger Inca über fünf Menschenalter regiert, und er läßt die Dynastie der Sonnenkinder hinaufreichen bis zum Jahre 900 n. Chr. Der P. Blas de Valera hat den richtigen historischen Instinct bewährt nichts an diesen Dingen zu ändern. In seinem Wörterbuch gibt er kurze Notizen über die Könige der ältern Dynastien vor den Incas. Einer davon, Rahmi, soll 40 J. v. Chr. regiert haben, und wird als Entdecker der Sonnenwenden, also als der Begründer einer neuen Zeitrechnung genannt. Der Inca Capac Yupanqui wird als der 95ste Kaiser von Peru bezeichnet. Daraus nun folgt nur so viel daß die alten Königslisten vor der Incadynastie sehr hoch hinaufreichten, mag auch sonst die Chronologie völlig verwerflich erscheinen. Hören wir nun wie Catari die geheime Geschichte der Sonnenkinder uns erzählt.

Der Name Manco Capac läßt sich nicht völlig erklären. Capac bedeutet der Große, das Wort Manco aber, vermuthet der Verfasser, stamme aus der Inca-Sprache, denn die Incas hätten unter sich nicht das Quichua, die Reichs-Sprache, geredet. Manco führte nebenbei den Titel Huaccha Cuyac, Wohlthäter der Armen, oder Intip Churi, Sohn der Sonne. Inca war ein Titel für alle Männer von fürstlichem Geblüt, die Prinzessinnen hießen Palla, die Königin Coya. Der Ahnherr der Incas war ein Häuptling Namens Quitompe, welcher die Stadt Tumbez erbaute. Es fielen aber „Riesen“ [1] in das Gebiet seines Bruders und verheerten es vollständig, so daß Quitumbe sich mit seinen Genossen nach der Insel Puna auf Flößen flüchtete. Die vielfachen Abenteuer seiner Nachkommen haben keinen historischen Werth. Sein Enkel bewohnte mit einem Gefolge von 24 Personen eine nicht genannte Insel an der pacifischen Küste, und hinterließ dieses kleine Reich seinem Sohne Manco Capac, bei dessen Geburt die Erde zitterte und den ein Adler beständig überschwebte, um mit seinen Fittigen die Sonnenstrahlen von seinem Haupte abzuwehren. Er landete bei Rimac [2] und zog zunächst nach Yca. Von dort, heißt es weiter, wanderte er über Callao nach dem Titicaca [3] See. Er verständigte sich mit seinen Gefährten, daß er jetzt allein auf eine weitere Besichtigung des Landes sich begeben wollte. Würde er innerhalb einer gewissen Zeit nicht zurückkehren, so sollten sie sich zerstreuen und überall aussprengen sie seyen ausgezogen um den Sohn der Sonne zu suchen, dessen Vater [4] ihn ausgesendet habe den Erdkreis zu regieren. Er begab sich nun nach Mamaota in der Nähe des späteren Cuzco. Dort gibt es zahlreiche Höhlungen, wovon eine, später Capac-Toco, das königliche Fenster genannt wurde, weil Manco Capac dort Obdach fand. Nachdem die verabredete Frist verstrichen war, bauten die Gefährten Manco's ein Floß, um nach einer der Inseln im Titicaca-See hinüberzusetzen. Als sie auf die größte der

---

[1] Histoire du Pérou par le P. Anello Oliva. Paris 1857. (Es ist dieses Werk nicht in der bekannten Bibliothèque Amér., sondern in der Bibl. Elzévirienne erschienen.)

[1] Riesen, die eine so große Rolle in der mythischen Geschichte aller Völker spielen, bedeuten genau das was die Hellenen Barbaren nannten.

[2] Rimac heißt der Redende, die Spanier änderten den Namen in Lima.

[3] Titicaca heißt Blei-Felsen. Man beobachte wie ungeographisch diese Erzählung ist, allein eben deßwegen erscheint sie um so ächter.

[4] Die Sonne wird männlich gedacht.

Inseln kamen, fanden sie eine geräumige, von Menschenhand erweiterte Höhle mit einer engen Pforte, und ausgeschmückt mit Gold und Silber. Sie verabredeten sich auszusagen, daß sie von dieser Höhle ausgegangen seyen um den Sohn der Sonne zu suchen. Sie durchbohrten sich die Ohren und hiengen große Ringe darein, um sich, wenn sie später als Apostel des Sonnencultus über das Land sich zerstreut haben würden, an diesem Zeichen wieder zu erkennen. Sie zerstörten auch sorgfältig die Fahrzeuge, die sie auf die Insel getragen hatten. Da nun der Ort ein Heiligthum gewesen zu seyn scheint, so währte es nicht lange daß Uferbewohner auf der Insel im See erschienen, staunend die Fremdlinge fanden und von ihnen den verabredeten Mythus vernahmen. Die Sage von dem Erscheinen eines Messias oder eines Sonnensohnes verbreitete sich rasch über das Land, und wo sich Manco Capac später zeigte, warf sich das Volk huldigend auf die Kniee. So wurde ohne Verlust eines Blutstropfens die Monarchie der Sonnenkinder gegründet, denn Inca soll abgeleitet seyn von inti, die Sonne.

Wer die Urgeschichte der amerikanischen Völker kennt, wird ohne Zögern bekennen daß der Hergang sich genau so zugetragen haben kann, wie der Cazike erzählt; auch wird hinzugefügt, daß der religiöse Betrug später verrathen worden sey. Sagen vom Erscheinen eines Messias sind bekanntlich sehr vielen amerikanischen Völkern eigen, und es ist historisch erwiesen daß Cortes selbst bei der Eroberung Mexico's durch den Aberglauben gewaltig unterstützt wurde, er sey der abermals fleischgewordene und rückkehrende Quetzalcoatl. Ob nun Manco Capac ein geschickter Betrüger war und durch einen Theaterstreich eine Monarchie gewann, darf man billig bezweifeln. Er ist wie große Religionsstifter und politische Gesetzgeber gewiß Enthusiast, und von seinem Beruf überzeugt gewesen, gerade so wie es Muhammed war. Allein die Erzählung des Caziken bleibt immer, wenn man auch die Details in die historische Rumpelkammer wirft, noch von unendlichem Werthe. Erstens behauptet er, daß die Alterthümer des Titicaca-Sees schon vor dem Auftreten der Incas bestanden, und zweitens folgt aus seiner Erzählung, daß die göttliche Abstammung der Sonnenkinder immer bezweifelt wurde, namentlich von den mediatisirten Fürsten, den unterworfenen Häuptlingen.

Manco Capac trat nun als Gesetzgeber auf und erklärte alle Ländereien des Reiches als seine Domäne, die Jagd und den Bergbau als Regal. Diese Zustände erhielten sich bekanntlich bis zum Erscheinen Pizarro's, denn die Unterthanen der Incas befanden sich förmlich in socialistischer Sklaverei. Es gab nur einen Eigenthümer, den Kaiser, der durch seine Bureaukratie die Arbeit den Unterthanen auferlegte, und die Ernte, sowie die Industrieproducte nach dem Bedürfniß der Gemeinde wieder vertheilen ließ. Nach einer Regierung von 118 Jahren starb Manco in dem biblischen Alter von 143 Jahren und hinterließ das Reich seinem Sohne Sinchi (spr. Sintschi) Roca oder Sinchi Yupanqui. Er schuf die merkwürdige Staatseinrichtung der Chacos oder der großen Kessel-Treibjagden auf die Lamas, die oft in einem Umkreis von 10 bis 12 Meilen (Leguas) ausgeführt wurden. Man muß nämlich wissen daß die Jagdbezirke des Landes genau eingetheilt waren. Jeder Bezirk wurde immer nur nach einer Reihe von Jahren durch ein Trichtertreiben heimgesucht, so daß das überlebende Wild Zeit besaß ihn aufs neue zu bevölkern. Sinchi veranstaltete einen Census, nach welchem 2 Mill. streitbarer Männer das Reich damals bewohnten. Er baute Straßen, entsumpfte das Land und versuchte sogar durch Canalisirung den Titicaca-See trocken zu legen. Das Reich behielt seine alte Gliederung in vier Provinzen, wie sie unter dem großen Könige Huyustus, der vor den Incas herrschte, schon bestanden hatten. Auch eroberte er schon einen Theil von Quito, starb aber 110 Jahr [1] alt, als er eben im Begriff war nach dem streitbaren Chili mit einer großen Armee aufzubrechen. Der dritte Inca Yupanqui mit dem Beinamen Lloque, der Linkische, gilt als der Erbauer oder vielmehr als der Verschönerer der Stadt Cuzco, die also wahrscheinlich unter ihm der Brennpunkt des Reiches wurde. Sein Sohn Mayta-Capac erhielt den Beinamen Amaru (Schlange), weil er angeblich ein ungeheures Reptil mit Fledermausfittigen erlegte. Er erfand das Kerare oder peruvianische Schild, und führte auf dem seinigen als Wappenhieroglyphe zur Erinnerung an seine That eine Schleuder, ein Champi (Tschambi) oder eine Streitaxt und eine Schlange. Sein Günstling Ylla, dem man die Erfindung der Quipus [2] zuschreibt, dichtete einen Gesang auf die heroische That seines Gebieters. Mayta-Capac erbaute die erste große Militärstraße und arbeitete selbst daran um durch sein Beispiel aufzumuntern, da das schwierige Werk durch einen drei Meilen breiten Sumpf geführt werden mußte. Die peruanischen Kunststraßen sind bekanntlich noch jetzt ein Gegenstand des höchsten Staunens, und stehen an Großartigkeit weder den gleichen Einrichtungen bei den Persern, noch bei den Römern und Chinesen nach. Auch die Seilbrücke über den Fluß Apu-Rimac ist Mayta-Capacs Werk. Diese Bauten, welche der Bewegung großer Heermassen dienten, erleichterten die Eroberungen des großen Herrschers. Er war es welcher die Staatseinrichtung durchsetzte, daß sämmtliche Caziken, d. h. die Fürsten der eroberten Gebiete, in Cuzco unter den Augen der Incas und gleichsam als Geiseln ihren Wohnsitz aufschlagen mußten. Man beerdigte ihn mit vier der schönsten Jungfrauen, die ihn als Harem gleichsam in das Jenseits begleiten sollten. Obgleich der Cazike Catari behauptet daß der Inca nie Verkehr mit einer Frau gehabt habe, so wird doch der nächste Inca Quispi Yupanqui als sein Sohn bezeichnet. Dieser Kaiser war den Haremsfreuden in so unbilligem Grade zugethan, daß seine Begierden den Thron in Gefahr setzten. In Cuzco nämlich warf der Inca sein Auge auf die liebreizende Challcha (Tschalltscha), eine Tochter des Caziken Chimpo Thome von Quito, welcher als Geisel am Hofe lebte. Nach dem Hausgesetze der Incas hatte der Kaiser eine Prinzessin von Geblüt, seine Cousine geheirathet. Challcha lehnte daher die Anträge des Kaisers ab, da sie nach ihrer hohen Herkunft für eine Concubine sich zu gut hielt, und außerdem schon dem Bruder des Inca Atauroca verlobt war. Allein Quispi Yupanqui ließ die Schöne in seinen Palast schleppen und Atauroca verweigerte hierauf der geschändeten die Ehe. Mittlerweile hatte sich der rachedürstende Vater der Mißbrauchten die Erlaubniß verschafft nach seinem Reiche Quito zu gehen. Dort erschien er mit einem Mascay pachi, oder mit

[1] Da Peru unter dem Aequator liegt, ist es leicht möglich daß man unter dem Jahr nur die Zeit von einer Sonnenwende zur andern, also nur ein halbes Jahr verstanden habe. Dann würde sich die Chronologie des Caziken leicht retten lassen.

[2] Sie sind jedenfalls älter, wahrscheinlich war Ylla's Erfindung nur eine Verbesserung.

einem Haar aus der Wollenquaste des Inca. Die peruanischen Kaiser trugen nämlich, wie man sich erinnern wird, statt einer Krone eine Quaste auf dem Haupt, und wem sie ein Haar daraus gaben, dessen Befehle mußten vollstreckt werden, als ob er das Alterego des Kaisers gewesen wäre. Chimpo Thome brachte mit Hülfe dieses Wunderdings ein Heer von 100,000 Mann in Quito unter Waffen und rückte gegen Cuzco, indem er seine Soldaten durch die Aussicht auf eine Befreiung von dem kaiserlichen Joche begeisterte. Unter den Mauern der Hauptstadt wurde eine zweitägige Schlacht geliefert, die angeblich 30,000 Mann das Leben kostete, aber mit der Niederlage der Rebellen endigte. Dieß scheint der letzte Versuch Quito's gewesen zu seyn das Regiment der Incas abzuschütteln. Auch ließ der Inca hierauf seine Völker völlig entwaffnen, denn die Waffen für Kriegszeiten wurden in den Arsenalen an den großen Militärstraßen aufbewahrt und von Abtheilungen der peruanischen Legionen bewacht. Nachdem er im Alter von 80 Jahren gestorben war, folgte ihm Yahuar Huacac. Er setzte eine vollständige Centralisation seines Reiches durch, indem er die Institution der Mitimaes einführte. Es wurden nämlich je zwei Drittel jeder Gemeinde gezwungen ihre Heimath zu verlassen und sich in andern Theilen des Reiches anzusiedeln, während sie wieder durch fremde Mitimaes ersetzt wurden. Nie hat der Despotismus geschickter und rücksichtsloser operirt, denn jeder Stamm wurde auf diese Art zerstückt, und es gab nichts gemeinsames mehr als die Regierung des Reiches. Auch zwangen die Incas bekanntlich alle an ihrem Hofe weilenden mediatisirten Cazikeu die Quichua-Sprache zu erlernen, welche dadurch, obgleich den Incas selbst ursprünglich fremd, die politische Sprache wurde, und neben der sich nur das Aymara bei Kräften erhalten konnte. Es ist daher ganz glaubwürdig wenn die Jesuiten versichern daß oft in einem einzigen Dorfe vier verschiedene Sprachen von den Mitimaes geredet wurden. Die Wahl der Quichua-Sprache ist aber ein bedeutsames Zeichen von der Weisheit der peruanischen Regenten, denn das Quichua zeigt die höchste Entwicklung von allen südamerikanischen Sprachen. Wir lernen aus Alex. v. Humboldt's Reisen in die Aequinoetialländer die tiefe Klugheit der Jesuiten schätzen, welche in allen, von Peru noch so weit abgelegenen Missionen die Quichua-Sprache einführten, ihre Zöglinge in dieser Sprache unterrichteten und durch das Quichua erst die Kenntniß der heiligen Schrift verbreiteten; denn so verschieden auch die amerikanischen Sprachen seyn mögen, sie haben doch eine nahe geistige Verwandtschaft, und alle Indianer lernten mit großer Behendigkeit das Quichua, während es nie gelang sie zum Sprechen einer europäischen Sprache zu bringen. Nachdem endlich Yahuar Huacac auch den Bau der großen Festung von Cuzco begonnen hatte, hinterließ er das gefügige Reich nach 24jähriger Regierung seinem ältesten Sohne Topa Inca mit dem Beinamen Viracocha, der Schaumgeborne.[1] Dieser streitlustige Fürst begann die ersten Feldzüge nach Chili, welches Land er sich bis zum Thale von Arauco unterwarf, allein als er die tapfern und männlichen Chilenen zu Mitimaes machen wollte, erhoben sie sich kräftig und schlugen die Eroberer aus dem Land. Viracocha füllte hierauf seine Arsenale, ließ die Militärstraßen ausbessern, und hob nicht weniger als 500,000 Mann aus, als er, im Begriff nach Chili aufzubrechen, das Zeitliche segnete. Ihm folgte nach Garcilasso der Inca Pachacuti, allein Catari behauptet, Pachacuti sey nur ein Beiname des Viracocha gewesen. Der Sohn des Doppelnamigen, Topa Inca Yupanqui, vollendete den Festungsbau von Cuzco, und errichtete die kaiserliche Post auf der Straße von der Hauptstadt nach Chili. Es wurden nämlich von Entfernung zu Entfernung, gerade wie bei der von Marco Polo beschriebenen mongolischen Post, Couriere aufgestellt, die in 3 Tagen 120 Leguas oder Meilen zurückzulegen vermochten.[1] Von seinen 150 Söhnen folgte ihm der älteste, Huayna-Capac.[2] Einer seiner Generale, der Orejon oder Inca Anamanaya, operirte sehr glücklich gegen Chile, wohin er einige Legionen als Militärcolonien schickte. Von Manco Capac wird erzählt, daß er eine Art Reichsversammlung berief, und vor ihr alte Gesetze bestätigte und neue erließ. Dieser Inca war es vorzüglich, welcher das Quichua zur Universalsprache des Reiches erhob und die andern Sprachen verpönte. Mehr als tausend mediatisirte Caziken residirten an seinem Hofe. Aus diesen nun bildete er einen Senat, bei dem er sich in verwickelten Fällen Raths erholte. Allein auch er war schwach im Punkte der Liebe. In Quito sah er die reizende Prinzessin Bahara, der er als Pfand seiner Neigung einen Sohn, Atahuallpa (Atau-Palpa nach Oliva's Schreibart) hinterließ. Dieß wurde die Ursache zum Untergange des mächtigen Kaiserreiches. Um diese Geliebte öfters besuchen zu können, soll der Inca die beiden berühmten Militärstraßen nach Quito, wovon die eine am Küstensaume, die andere über die Gebirge führte, erbaut haben. Von Huayna-Capac erzählt man sich daß er den Sturz der Incaherrschaft bei der Erscheinung eines Kometen vorausgesagt habe. Auch soll er seine Söhne vor den weißen bärtigen Fremdlingen gewarnt haben, die zu seiner Zeit bereits die Landenge von Darien überschritten und sich an den Ufern der Südsee angesiedelt hatten. Auch galt er als wenig orthodox. Er soll Zweifel geäußert haben ob die Sonne eine Gottheit sey, als einst ein für unbewaffnete Augen sichtbarer Sonnenflecken in Peru erblickt wurde, ja man schreibt ihm die Aeußerung zu, daß derjenige welcher die Sonne beständig von Morgen gegen Abend schicke, mächtiger seyn müsse als das Wesen welches sichtlich in seiner Dienstbarkeit stehe. Wie es nun immer mit der Aechtheit solcher Aeußerungen stehen mag, so ist es doch ganz sicher daß der Kaiser selbst die Grundpfeiler seines Reiches stürzte und nicht an seine göttliche Abstammung glaubte. Die Herrschaft der Incas war eine rein theokratische. Sie regierten als Nachkömmlinge der Gottheit, als Kinder der Sonne. Deßhalb wollte es das Hausgesetz, daß der Inca nur die Wahl hatte entweder die Tochter seiner Mutter, also die leibliche Schwester, oder eine Cousine, die Tochter der leiblichen Schwester seiner Mutter zu heirathen, von der man also immer sicher war daß sie von göttlichem Geblüt sey. Die Kinder, und zwar immer die Söhne mit Vorzug der Erstgeburt, waren successionsfähig. Auf diese Art wurde das Blut der Incas rein erhalten, und nie konnte das Volk

[1] So nannten die Peruaner auch die Spanier, weil diese (zu Schiff) gleichsam vom Meere angeschäumt worden waren.

[1] Wenn man nicht denken will daß die Couriere sich die Depeschen mündlich mitgetheilt hätten, so mußte man mit Hülfe der Quipus die schriftliche Correspondenz ersetzt haben können.

[2] P. Oliva schreibt Guayna und Guascar, es ist dieß aber nur eine altmodische spanische Orthographie, so daß wir der modernen den Vorzug geben dürfen.

zweifeln daß die Descendenz von der Gottheit durch ein falsches Zwischenglied unterbrochen worden sey. Der erste Bruch dieses Gesetzes führte zum Untergang der Herrschaft.

Huayna Capac begieng nämlich die Schwäche sein Reich zu theilen. Er liebte den nicht erbberechtigten Atahuallpa, der von einer fremden Frau geboren, also streng genommen kein Inca war, zu sehr, um ihn ohne Erbtheil zu lassen. Er gab ihm daher das Reich Quito, während auf Huascar, den legitimen Sohn, das eigentliche Erbland Peru mit der Hauptstadt Cuzco fiel. So wie aber Huayna Capac starb, begann die Fehde zwischen den Brüdern. Huascar hielt die Theilung des Reiches für rechtswidrig, denn sein Vater besaß nicht die Gewalt die Hälfte des Sonnen-Reiches einem Bastard zu verschenken. Da nun Atahuallpa sich für den Souverän hielt und eine Oberherrlichkeit seines Bruders nicht anerkennen wollte, so kam es zum Kriege. Atahuallpa, anfangs geschlagen und gefangen, entschlüpfte aus seinem Kerker, kehrte nach Quito zurück und brach mit einem zweiten Heere gegen Cuzco auf. Dießmal war er glücklicher. Einem seiner Generale gelang es mit einer Division ein getrenntes Corps des Gegners zu überfallen, aufzureiben und den Inca Guascar selbst gefangen zu nehmen. Gerade in diesem Augenblick war es, wo zufällig Pizarro mit seinen 170 Mann auf das Heer des Atahuallpa stieß, welcher die Fremdlinge mit verächtlicher Geringschätzung behandelte. Ein Streich der Verzweiflung brachte den Inca in die Gewalt des spanischen Hauptmanns, und die Geschicke von Peru waren erfüllt. Ohne Kenntniß der innern Geschichte würde die Eroberung von Peru geradezu märchenhaft klingen, so aber klärt sich alles sehr einfach auf: der legitime Sonnensohn fiel in die Gewalt des Prätendenten, der Prätendent in die Gewalt von Freibeutern. Das Reich befand sich im Bürgerkrieg, der alte Zauber der göttlichen Familie war durch Huayna Capac selbst vernichtet, der unabhängige Sinn der Völkerschaften durch die Centralisation ertödtet, und das große despotisch regierte Reich wie durch einen Gehirnschlag in dem Augenblick gelähmt, wo der einzige Mann, der durch seinen Willen die Völker in Bewegung setzte, Ketten im Hauptquartier des Pizarro trug, und vor seinem Kerker in Caxamarca eine spanische Schildwacht auf- und ab spazieren sah.

Neueste Forschungen Semenows im Alatau und Thian Schan.

Wir haben von einer dritten Reise des großen russischen Geographen zu berichten, von deren Ergebnissen er selbst Karl Ritter durch einen Brief dd. Semipalatinsk 6/18 October 1857 (abgedr. in der Zeitschrift für Erdkunde) in Kenntniß gesetzt, und der wiederum durch einige Bemerkungen Alex. v. Humboldts an Interesse gewonnen hat. Nachdem der Reisende seines zweimaligen Besuches des Issyk-kul und einer Reise nach der berühmten chinesischen Gränzstadt Kuldja am Ili gedacht hat, bemerkt er: Da ich mich von der Zugänglichkeit dieser Gegenden überzeugt hatte, faßte ich den bestimmten Entschluß im nächsten Sommer bis ins Innere des Thian Schan vorzudringen. Bis zum Santasch, einem Plateau-Passe zwischen der Karkara (Zufluß des Ili) und dem Tüb (Zufluß des Issyk-kul), gieng es ziemlich leicht, allein von da aus war meine Reise in Folge eines blutigen Zwistes zwischen zwei mächtigen Buruten-Stämmen (der eine, Bogu, ist Rußland ergeben, der andere, Sara-Bagisch, dem Chan von Chokand) sehr beschwerlich. Ich gieng zuerst nach Westen, dem Fuße des Thian Schan folgend; längs des Dzirgalan-Thales und des Terskei (am Südgestade des Issyk-kul), wendete mich dann direct nach Süden, quer über das Gebirge, bis zum Gipfel des unter den Asiaten berühmten Zauku-Passes. Hier erreichte ich die am Ende Junius noch beeisten kleinen Alpenseen, welche eine der Quellen des Naryn speisen, und folglich als der nordöstlichste Ausgangspunkt des Jaxartes-Systems zu betrachten sind. Die zweite Wanderung, die mich in die wildeste Mitte des Thian Schan brachte, gieng auch vom Santasch aus nach Südosten, die Karkara aufwärts. Ich überstieg hier den Kok-djar-Wasserscheidepaß und besuchte die Quellen des Sarydjas, eines bedeutenden Zuflusses oder vielmehr Stammflusses des klein-bucharischen Aksu (System des Tarimgols und Lobnor). Der Versuch eines dritten Ausfluges, den Tekes[1] aufwärts, mit der Absicht den Mussart-Paß und den Pe Schan zu erreichen, ist leider gescheitert. Ich war dadurch genöthigt am Ende Julius mich nach dem Innern des Transilenser Alatau zu wenden, um die Querpässe und Längenthäler (Tschilik und Kebin) dieses mächtigen Gebirges zu erforschen. Mitte Augusts kam ich nach Almaty zurück und untersuchte noch flüchtig die interessanten niederen Hügelketten des Ili-Thales und den südlichen Theil des dsungarischen oder Cisilenser Alatau's. Im Monat September, zum Schluß der ganzen Reise, besuchte ich noch die Quellen der Lepsa am Nordende des dsungarischen Alatau, gieng am westlichen Alakul vorbei, besuchte zwei Gebirgspässe des Tarbagatai und traf erst am 5 October in Ayagus ein."

Ein Blick auf die Karte lehrt wie wichtig dieses Vordringen des Gelehrten in die noch unerforschten, für das Verständniß der Gebirgs- und Flußkunde Centralasiens so wichtigen Gegenden im Süden und Osten des Issyk-kul der Wissenschaft seyn wird. Bescheiden genug nennt Semenow seine That nur die Recognoscirung für eine größere gelehrte Expedition. Seine Höhenmessungen liefern folgende Ergebnisse: Alakul-Niederung (Balchasch-See) 600 P. F.; Spiegel des Ili im Meridian des Issyk-kul 1000 F.; Spiegel des Issyk-kul 4000 F.; Pässe der Hauptparallelketten des dsungarischen Alatau 7500 Fuß; Wasserscheidepässe des Thian Schan 10,000 bis 10,600 F.; Schneegränzen im Thian Schan und dem Trans-Ili-Alatau 11 bis 11,500 F. Obere Gränze der Nadelhölzer 7500—7800. „Ich schlage, setzt er hinzu, die mittlere Höhe des Tarbagatai auf 4500 P. F., des dsungarischen Alatau

[1] Der Tekes ist einer der Quellflüsse des Ili.

auf 6000, des Trans-Ili-Alatau auf 8000, des Thian Schan auf 11,000 P. F. an." Es war „sein Lieblingstraum" den Vulcan Peschan im Himmelsgebirge (Thian Schan) zu erreichen, allein an dem Nordabhange dieser Alpenkette finden sich, soweit er sie besucht hat, weder Vulcane noch vulcanische Felsarten. Uebrigens wurde der Reisende, der nur eine geringe Kosakenbegleitung bei sich hatte, durch Fehden der Einwohner, von einem weitern Vordringen abgehalten. Eine Solfatara, aber völlig erloschen, entdeckte der Reisende später nördlich vom Ili. Schwefel und Salmiak, die auf dem Markte von Kuldja feil geboten werden, kamen schon völlig zubereitet aus der chinesischen Stadt Aksu, also aus dem chinesischen Kaschgarien. Das Album des Reisenden zählt 100 ethnographische und landschaftliche Skizzen. „Besonders gut vertreten in dieser ausgewählten Sammlung, bemerkt der Reisende, sind die malerischen, großartigen Ansichten des Issyk-kul, die Hochthäler und herrlichen Gletscher des Thian-Schan und die wahrhaft erhabene Gruppe des Tengri-Chan. Ich möchte fast bezweifeln daß die Bogdo-ola-Gruppe viel höher als der Tengri-Chan ist. Die Berner Alpen vom Faulhorn, die Montblanc-Gruppe vom Mont Anvert betrachtet erscheinen viel weniger majestätisch als der Tengri-Chan vom 10,600 Par. Fuß hohen Kok-djar-Passe. Der östliche oder linke Flügel des Hochgebirges besteht aus der herrlichsten Gruppe die ich jemals gesehen habe. Nicht weniger als 20 Schneegipfel, alle ziemlich gleich an Höhe, treten in einen dichten Haufen zusammen, von oben bis unten in eine fleckenlose, blendend weiße Schneedecke gehüllt. Aus ihrer Mitte ragt majestätisch, unübertrefflich der wunderbarste Gipfel hervor, und klein im Vergleich mit ihm erscheinen die erhabenen Kolosse der Gruppe, da er dieselben noch fast um die Hälfte seiner relativen Höhe überragt, und eben so blendendweiß und fleckenlos erscheint, trotz des steilen Fallens seiner Abhänge. Wenn der ursprüngliche Name dieses Gipfels, Tengri-Chan, d. i. der König der Geister, seyn sollte, wie es mir die Kalmüken versicherten, so ist derselbe trefflich und poetisch ausgewählt. In der wunderbar dichten Gruppe dieser blendendweißen Kolosse eine Welt erhabener Geister zu erblicken, ist eine schöne, poetische Vorstellung, und der majestätische Tengri-Chan stellt vortrefflich ihren ehrwürdigen greisen König vor. Als ich zum erstenmal dieses Hochgebirge erblickte, und die einheimischen Namen der Berge nicht kannte, fiel mir das Bild des alles königlich überragenden Schneegipfels so sehr auf, daß ich ihn unwillkürlich mit dem König der Geister in der Wissenschaft verglich, und Alex. v. Humboldts Pik nennen wollte — ein Vergleich, der auf demselben Eindruck beruht, welcher die Kalmüken bei ihrer Namengebung leitete. Möchte auch meine Benennung, als eine der einheimischen analoge, in der geographischen Terminologie Asiens eine bleibende Stelle finden, und den weltberühmten Namen des großen Forschers von Central-Asien an das centralste Hochgebirge dieses Erdtheils fesseln."

Alex. v. Humboldt bemerkt zu diesem Briefe daß, wenn auch Semenow den Peschan nicht erreichte, und weder eine Kunde über den jetzt ruhenden Vulcan unter den Völkern des Thian Schan verbreitet, noch irgendwo Spuren vulcanischen Gesteins fand, uns dieß nicht an der Existenz des Vulcans irre machen darf, denn der kolossale Vulcan Sangay (16,068 Par. Fuß), der thätigste aller Feuerberge unserer Erde, bildet eine Trachyt-Insel von kaum zwei geogr. Meilen Durchmesser mitten in Granit und Gneißschichten. Ueber die Höhenmessungen Semenows äußert der große Gelehrte einige Zweifel: „Die Gränze des ewigen Schnees, die ich im Altai in der Breite von $49\frac{1}{4}^0$ bis 51^0 in der mittleren Höhe von 6600 Fuß gefunden habe, wird im Thian Schan (Br. $42\frac{1}{2}^0$) erst zu 10,000 Fuß angegeben, was sich wohl auf keine wirkliche Messung gründet. Ich finde durch Vergleichung wirklicher Messungen für die Pyrenäen (Br. $42\frac{1}{2}^0$ — 43^0) die Schneehöhe zu 8400 Fuß; aber für den Kaukasus (Br. 43^0 2'), wenn ich das Mittel zwischen dem Elbrus und Kasbeg nehme, zu 10,170 Fuß."

W. R. Grove über Molecular-Eindrücke durch Licht und Elektricität.

Im königlichen Institut zu London machte Hr. W. R. Grove in der Sitzung am 29 Jan. einige Mittheilungen „über Molecular-Eindrücke durch Licht und Elektricität." Der Ausdruck „molecular" wird von verschiedenen Schriftstellern in verschiedenem Sinne gebraucht. Hr. Grove gebrauchte ihn zur Bezeichnung der Körpertheilchen welche kleiner sind als diejenigen die eine durch die Sinne wahrnehmbare Größe haben, oder als den Ausdruck eines Gegensatzes von Massen. Wenn es daher irgendein unterscheidendes Merkmal der Wissenschaft des gegenwärtigen Jahrhunderts im Gegensatz zu der in frühern Zeiten gibt, so ist es der in der Molecular-Physik gemachte Fortschritt, oder die aufeinander folgende Reihe von Entdeckungen, welche gezeigt haben daß wenn man gewöhnlich wägbare Materie der Thätigkeit dessen unterwirft was man früher die Imponderabilien nannte, die Materie molecularisch verändert wird. Die merkwürdigen Beziehungen welche zwischen dem physischen Bau der Materie und ihren Wirkungen auf Hitze, Licht, Elektricität, Magnetismus *c.* bestehen, scheinen bis ins gegenwärtige Jahrhundert herein die Aufmerksamkeit nur wenig in Anspruch genommen zu haben. Wie augenscheinlich z. B. hängen, um die beiden Agentien hervorzuheben welche Hrn. Grove Anlaß zu seinen Mittheilungen (im königlichen Institut) gaben — Licht und Elektricität — die Wirkungen dieser Materien von der Molecular-Organisation der ihrem Einfluß unterworfenen Körper ab. Kohlenstoff in der Form eines Diamants pflanzt Licht fort, hemmt aber Elektricität. Kohlenstoff in der Form abgeschwefelter Steinkohle (Coke) oder Graphits, in welche der Diamant durch Hitze verwandelt werden kann, pflanzt Elektricität fort, hemmt aber Licht. Leonhard Euler allein begriff daß man Licht als eine Bewegung oder Undulation gewöhnlicher Materie betrachten könne, und Dr. Young führte in seiner Antwort als einen höchst furchtbaren Einwurf an: daß, wenn diese Ansicht richtig wäre, alle Körper die Eigenthümlichkeiten von Sonnenphosphor besäßen oder durch die Einwirkung des Lichts in einen Zustand von Molecularschwingung (gerade wie ein wiederhallender Körper durch die Einwirkung des Schalls in Schwingung gerathe) geworfen werden und so dem fühlenden Organ eine ähnliche Wirkung mittheilen würden wie die des ursprünglichen Impulses. In der letzten Ausgabe seines „Essay on the Correlation of Physical Forces" (1855) hat Hr. Grove über diese Frage folgende Bemerkungen gemacht: „Auf den Haupteinwurf Dr. Youngs, daß alle Körper die Eigenthümlichkeiten von Sonnen-Phosphor hätten, wenn Licht aus den Undulationen gewöhnlicher Materie bestünde, läßt sich antworten daß so viele Körper diese Eigenthümlichkeit und mit so großer Mannichfaltigkeit in der Dauer besitzen, daß non constat alle könnten sie nicht haben, obgleich sie dieselbe eine Zeitlang nur so kurz besitzen, daß das Auge ihre Dauer nicht entdecken kann." Die obige Muthmaßung ist im wesentlichen bestätigt worden durch die neulichen Experimente Hrn. Niepce's de St. Victor, von denen folgendes ein kurzer Auszug ist. Ein Kupferstich welcher im Dunkeln mit der einen Hälfte eine Zeitlang dem Sonnenlicht ausgesetzt war, während die andere Hälfte mit einem undurchsichtigen Schirm bedeckt blieb, ist später in ein dunkles Zimmer gebracht, der Schirm entfernt und die ganze Oberfläche in nächste Nähe eines Blattes hoch sensitiven photographischen Papiers gebracht worden; der Theil auf welchem das Licht aufgefallen war, druckte sich auf dem photographischen Papier ab, während sich auf dem gegen das Licht geschützten Theil keine Wirkung kundthat. Weiße Körper bringen die größte Wirkung, schwarze nur eine geringe oder gar keine, und Farben mittlere Wirkungen hervor. Hr. Grove hegte wenig Zweifel daß, wenn dieser Gegenstand im Sommer statt mitten im Winter zur Sprache gebracht worden wäre, er das Laputa-Problem, Sonnenstrahlen aus Gurken herauszuziehen, buchstäblich hätte verwirklichen können. Während der Fischzeit im Herbst, auf den Gründen Hrn. Seguins, in Fontenay, beobachtete Hr. Grove einige weiße Flecken auf der Haut einer Forelle, welche, wie er überzeugt war, beim Herausziehen des Fisches aus dem Wasser sich noch nicht darauf befunden hatten. Da sich der Fisch in einigen Blättern am Fuß eines Baumes herumgewälzt hatte, so vermuthete er, die Wirkung könne eine photographische seyn, herrührend von dem Sonnenlicht, das die unbedeckten, nicht aber die bedeckten Theile der Haut verdunkelt habe. Bei einem frischen Fisch wurde ein gezacktes Blatt auf jede Seite gebracht, und der Fisch so niedergelegt daß die eine Seite dem Licht ausgesetzt, die andere davor geschützt war: nach ungefähr einer Stunde wurde der Fisch untersucht, und es kam ein gut abgezeichnetes Bild des Blattes an der obern, dem Licht ausgesetzten, keines aber an der untern oder geschützten Seite zum Vorschein. Die Anzahl der Materien von denen erwiesen ist daß sie molecularisch vom Licht afficirt werden, ist in so rascher Zunahme begriffen, daß es der Vernunft keineswegs widerstreitet, wenn man annimmt daß alle Körper in mehr oder minder bedeutendem Grade von seiner Berührung verändert werden. Was nun die Molecular-Wirkungen der Elektricität betrifft, so bringt uns jeder Tag einen neuen Beweis von den durch dieses Agens bewirkten Veränderungen. Die elektrische Entladung ändert die Beschaffenheit vieler Gasarten durch welche sie zieht, und man zeigte daß wenn sie durch eine verdünnte Atmosphäre der Phosphordünste hindurchgehe, dieses Element in Folge der elektrischen Entladung in seine allotropische Varietät, welche auf den Seiten des Recipienten in ansehnlicher Masse niedergeschlagen wird, umgewandelt werde. Bei diesem Experiment zeigten sich die von Hrn. Grove im Jahr 1852 entdeckten Querstreifen oder Striae auf sehr schlagende Weise. Von der Gluth welche man auf erregten elektrischen Körpern, wie z. B. Glas, sieht, erwies Hr. Grove ebenfalls daß sie eine Molecularveränderung in ihrem Gefolge habe. Buchstaben welche man in Papier ausschnitt und zwischen zwei gut gereinigte Glasflächen, dann durch Staniolblätter auf ihren äußern Oberflächen zu einem Leydener Apparat machte, und hierauf durch eine etliche Secunden lange Verbindung mit einem ruhmkorf'schen Apparat elektrisirte, hatten unsichtbare Bilder der Buchstaben auf die innere Oberfläche aufgedrückt, welche durch Anhauchen sichtbar gemacht und zugleich permanent geätzt wurden wenn man sie, nach der Elektrisirung, dem Dampf der Hydrofluorsäure aussetzte. So hinwiederum wird, wenn man jodisirtes Collodium über die das unsichtbare Bild tragende Glasoberfläche gießt, und es dann wie für eine Photographie behandelt und gleichförmigem Tageslicht aussetzt, das unsichtbare Bild in dem Collodiumhäutchen entwickelt, indem die unsichtbare Molecularveränderung auf das Molecularhäutchen übergeht, und es, wenn es nitrirt ist, an den in der Nähe des elektrischen Eindrucks gewesenen Theilen für Licht empfindlicher macht als in den übrigen Theilen Hier haben wir eine Molecularveränderung, die zuerst durch Elek-

tricität auf dem Glas hervorgebracht, dann durch das Glas dem Collodium mitgetheilt, hierauf im Charakter durch Licht verändert wird, während dieser ganzen Zeit unsichtbar ist, und erst durch das sich entwickelnde chemische Agens zum Vorschein kommt. Hr. Babbage hat die Beobachtung gemacht daß einige Glasplatten, welche den verzierten Rand eines alten Ocularglases gebildet hatten, und von einer mit Stuck bedeckten Zeichnung in Goldblatt belegt waren, wenn man diese Belegung mittelst einer weichen Seife entfernte, einen Eindruck der Goldblattzeichnung zeigten, der durch Anhauchen des Glases sichtbar gemacht wurde. Einige dieser Glasplatten wurden der Versammlung vorgelegt; in der einen hatte Hr. Grove einen Theil der Belegung entfernt, worauf die Fortsetzung der vergoldeten Zeichnung durch Anhauchen des Glases, während es sich im Gestell der elektrischen Lampe befand, schön hervortrat, und (wie die frühern elektrischen Bilder) auf einen weißen Schirm projectirt wurde. Von den praktischen Resultaten für die Wissenschaft der Molecularveränderungen, welche den Gegenstand der Vorlesung am 29 Jan. bildeten, gaben die Mondsphotographien Hrn. de la Rue's ein schönes Beispiel; sie zeigten mittelst der elektrischen Lampe sechs Fuß im Durchmesser haltende Bilder des Mondes, in denen die Einzelheiten der Mondsoberfläche genau gezeichnet waren — man konnte selbst den Kegel in Tycho, den doppelten Kegel in Copernicus, und sogar den Rücken des Aristarchus auffinden. Die von den Gebirgen strahlenden hellen Linien waren klar und bestimmt. Auch eine Photographie des Jupiter-Planeten wurde vorgelegt, die Ringe waren darin sehr genau gezeichnet und die Trabanten sichtbar. Hr. Grove brachte noch eine weitere Frage in Anregung. Da teleskopische Kraft bekanntlich durch die Fläche des Spiegels oder Objectivglases, selbst bei der Annahme einer vollkommenen Definition, beschränkt ist, so muß, da das Licht im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Vergrößerungskraft abnimmt, eine Gränze erreicht werden, in welcher die kleineren Details eines Gegenstandes aus Mangel an Licht verloren gehen. Nimmt man nun einen hohen Grad von Vollkommenheit bei astronomischen Photographien an, so können diese zu einem unbestimmten Grad von Glanz durch hinzukommendes Licht erleuchtet werden. Ließe sich mit einem gegebenen Teleskop, dadurch daß man das photographische Bild beleuchtete, und mikroskopische Kraft auf dasselbe anwendete, eine bessere Wirkung erzielen als durch die Vergrößerung des Lichtbildes auf dem gewöhnlichen Wege mittelst des Ocularglases des Teleskops? Kann die Hinzufügung äußern Lichts zur Photographie gestatten daß man mit Effect eine höhere Vergrößerungskraft gebraucht als diejenige deren man sich bedienen kann um das Bild zu betrachten das der photographische Eindruck hervorbringt? Mit andern Worten, ist das photographische Auge empfindlicher als das lebende Auge? oder läßt sich ein photographischer Recipient finden welcher Eindrücke verzeichnet die das lebende Auge nicht entdeckt, die aber, durch vermehrtes Licht oder durch entwickelnde Agentien für das lebende Auge sichtbar gemacht werden können?

Die Religionen Indiens.

(Aus Blackwood's Magazine.)

Der Polytheismus ist in Indien noch voller Leben, und stets drängt eine begeisterte Volksmenge sich in den Tempeln. Der Schall einer Glocke oder eines Gong deutet die Stunden an in denen die Priester die gottesdienstlichen Verrichtungen vornehmen. Während sie inmitten des Rauschens der Musik und der Weihrauchwolken heilige Gesänge anstimmen, verrichten die Gläubigen in den Höfen und Corridoren ihre Abwaschungen. Den besten Begriff aber von dem Geiste wie von der Form der Hindu-Religion kann man sich im Verlaufe der großen Feste machen, die manchmal acht oder zehn Tage lang dauern. Bei diesen Gelegenheiten sieht man oft hunderttausend Menschen auf einem und demselben Punkt sich im Festgewande versammeln um ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Das meiste Interesse bietet dieses Schauspiel in Dschaggernat, Orissa, Kantschipuram und den übrigen heiligen Städten des Südens. In Kantschipuram gibt es nicht weniger als hundertundzwanzig Tempel, große und kleine, von welchen hundertundacht dem Siwa, die übrigen dem Wischnu geweiht sind. Kommt man Nachts in einer Stadt an wo ein religiöses Fest gefeiert wird, so sieht man die Straße von Feuergewinden beleuchtet welche sich von einem Baum zum andern schlängeln, und längs der ganzen Straße eine Menge Männer, Weiber, Kinder, theils zu Fuß, theils zu Wagen. In dieser von allen Seiten nach einem einzigen Punkt hindrängenden Menge seyd Ihr wahrscheinlich der einzige Europäer, allein Ihr habt von allen diesen Euch umringenden Leuten nichts zu fürchten, denn die Eingebornen zeigen sich über die Anwesenheit eines Fremden bei ihren Nationalfesten stets erfreut. Die Häuser sind frisch übertüncht und mit Blumengewinden geziert, und Siegesbögen erheben sich in den Straßen. Die Frauen tragen Jasminzweige in den Haaren, und bedecken Arme, Hals und untern Theil der Beine mit Juwelen. Die Männer prunken überall mit Stolz in den reichen morgenländischen Trachten. Man zieht mit den Götzen in feierlichen Processionen herum, und führt sie durch die Straßen in vergoldeten Wagen, denen Bajaderen, Spielleute und Brahmanen, mit entblößtem Haupt und Loblieder zu Ehren des Gottes singend, vorausgehen. Die heiligen Elephanten sind mit reichen Decken aufgeputzt, und selbst ihre Rüssel mit Schmuck überladen. Von Zeit zu Zeit ertönen Kanonenschüsse. Auf dem ganzen Wege welchen der Zug nimmt, schlägt das Volk die Hände zusammen, und wirft sich in langen Reihen vor dem Götzen zu Boden; junge Mädchen streuen Blumen; als Tiger verkleidete Kinder springen bald auf diese, bald auf jene Seite; barfüßige Fakire singen, tanzen, und löschen an ihrer Brust brennende Fackeln aus; Bettler, mit wirklichen oder erheuchelten Wunden bedeckt, flehen das Mitleid der frommen Zuschauer an. Abends brechen Feuerwerke von allen Seiten los, Raketen fliegen in die Luft, die Sinnbilder des Gottes funkeln im hellsten Lichterglanze an der Vorderseite des Tempels, und der fromme Zug wandelt um die schimmernden Gewässer. Der Glanz der Fackeln und der in allen Farben prangenden bengalischen Feuer verwandelt die Finsterniß in eine fast unerträgliche Helle.

Die Hindus sind unstreitig das religiöseste Volk der Erde; nirgends ist das Gefühl der Andacht und des Vertrauens auf eine höhere Macht so sehr entwickelt wie in Indien. Das ganze System des Gottesdienstes wird dort als eine göttliche Einrichtung betrachtet. Gerade wie im Süden Europa's der Katholik in einer Stunde drängender Gefahr oder lebhaften Schmerzes sich vor einem Crucifix, einer Madonna oder einem Heiligenbild auf die Kniee wirft,

oder sich in die feierliche Einsamkeit einer Kathedrale flüchtet um den Schutz von oben zu erflehen — gerade so sucht der Hindu, bei den gewöhnlichen Wechseln des Lebens, in den Tempeln, zu den Füßen eines verehrten Götzen seine Stärke und seinen Trost. Der Altar Wischnu's oder Siwa's ist seine Leuchte in der Finsterniß, sein Heil, seine Zuflucht, sein Glück — sein Alles. Liegt eine Frau in Kindesnöthen, wird sie von einer schweren Krankheit befallen, so macht sich das Familienoberhaupt, oft mitten in der Nacht, auf den Weg, und begibt sich in den nächstgelegenen Tempel um die gnädige Vermittelung des Gottes zu erflehen.

Die Mönche und die Heiligen des Christenthums unterwarfen sich gerne strengen Büßungen, sie sonderten sich ab von der Gesellschaft ihres Gleichen, sie verdammten sich zu grausamen Fasten, sie blieben Tag und Nacht ausgestreckt liegen auf der kalten und nackten Steinplatte ihrer Zellen, sie trugen auf ihrem Leibe rauhe Büßergewänder, und zerfleischten sich die Schultern mit Riemen an welche sie eiserne Spitzen befestigt hatten. Allein alle diese über die Weichlichkeit des Fleisches davongetragenen Siege sind nichts im Vergleich mit den Bußen die sich die Bewohner Indiens auferlegen. Man zählt die Asceten in diesem Lande nach Tausenden. Diese sonderbaren Wesen durchwandern die Städte und Landschaften, und betteln. Man sieht Leute unter ihnen welche ihre beiden Arme so lange über den Kopf erhoben halten bis die Muskeln steif werden und sie diese Gliedmaßen nicht mehr rühren können Andere halten ihre Hände so lange geschlossen bis ihre Knochen das Fleisch durchbohren. Ja es gibt Menschen unter ihnen die sich mit abwärts gerichtetem Kopfe beerdigen lassen; da setzt sich einer auf Eisenspitzen, welche ihm auf allen Seiten in die Muskeln eindringen, dort legt ein anderer sich, mit heißer Asche auf der Brust, zu Boden. Man hat sogar Menschen gesehen die, auf dem Boden ausgestreckt, ihr Gesicht unter einer Larve von feuchter Erde verbargen, in die sie zuvor einige Senfkörner gesäet hatten, und ohne Speise und Trank, ausgesetzt der Hitze des Tags und der Kühle der Nächte, so lange in dieser Stellung verharrten bis die Senfkörner aufgegangen waren, was gewöhnlich am vierten Tage geschah. Dennoch wäre es absurd, wenn man diese Büßungen als Martern im gewöhnlichen Sinne des Worts betrachten wollte. Das Schauspiel dieser freiwilligen Büßungen, zu denen ein übertriebenes Andachtsgefühl die Asceten Indiens verleitet, kann man besonders an den zu Ehren der Göttin Kali abgehaltenen Festen genießen. Die Kali ist der entsetzlichste aller weiblichen hinduischen Götzen, sie ist die böse Gottheit. Man stellt sie gewöhnlich als ein Weib dar mit schwarzem Barte, zerzausten Haaren, bluttriefenden Augen, den Leib ihres Gatten Siwa mit den Füßen zertretend. Sie hat vier Arme: mit dem einen hält sie ein Schwert, mit dem andern hebt sie ein menschliches Haupt an den Haaren in die Höhe. Ihre drei Augen (eines davon in der Mitte der Stirne) sprühen Blitze, Fetzen von Menschenfleisch hängen als Zierathen an ihren Ohren, Hirnschädel bilden ihr Halsband und ihren Gürtel. In Folge einer sonderbaren, dem Menschen nur allzu natürlichen Inconsequenz sind die Feste der Göttin Kali für die Hindus Gelegenheiten zu Belustigungen. Allein die Anhänger der Göttin erklären diese Inconsequenz dadurch, daß sie sagen die Kali sey nicht so schlimm als sie scheine. Die in ihren Gesichtszügen liegende Wildheit rühre von ihrem Kampfe gegen die Riesen, die Unterdrücker der Menschheit, her; wenn sie ihre Zunge herausstrecke, sey dieß ein Zeichen der Schmach die sie bei der Wahrnehmung empfinde daß sie in ihrer Wuth auf dem Leib ihres Gemahls einherschreite. Ihre dritte Hand, welche offen sey, deute an daß sie ihre Wohlthaten über die ausgieße welche sie anbeten, während die vierte die Furcht weit von ihnen hinwegscheuche. Das Durga-Fest, zur Feier einer der Verwandlungen der Kali, das im Herbst stattfindet, wird mit demselben Pomp und derselben Heiterkeit gefeiert. Nach dem Volksglauben vermählt sich die Durga um diese Zeit, und die Welt zittert dann vor Freude. Die wollüstigen und obscönen Tänze welche vor dem Götzenbild aufgeführt werden, haben zum Zweck sie um Nachkommenschaft zu bitten, denn den Kindern die sie gebären soll; ist die Bestimmung geworden die bösen Geister zu bekämpfen, von denen die Menschen gequält werden. Dieses Fest ist ohne Widerspruch das glänzendste aller indischen Feste. Drei Tage lang fließt unter dem geheiligten Messer unaufhörlich das Blut der Stiere, der Büffel, der Schafe und der Ziegen; wenn dann alle Thiere geopfert sind, begräbt das Volk die Cadaver und überläßt sich rings umher wilden Tänzen, welche an die Bacchanalien Griechenlands und Roms erinnern. Alle Geschäfte im Land sind eingestellt, und jeder gibt sich der allgemeinen Freude hin. Die Häuser der reichen Hindus sind während der Nacht erleuchtet und bleiben den Besuchern jeden Rangs geöffnet. Der reiche Hindu gibt in diesem Augenblick sehr ansehnliche Summen aus, um damit entweder die Priester und die Bettler zu speisen und zu kleiden, oder um die vor dem Götzenbilde tanzenden Bajaderen zu bezahlen.

Zu Ehren der Kali führen die Anhänger Schiwa's den Tschorrek-Pudscha, oder die Büßung des Drehens aus — die gewöhnlichste, von den Ufern des Ganges bis zum Vorgebirge Komorin herrschende, religiöse Bußceremonie Indiens. Man steckt den Asceten in den fleischigen Theil des Rückens, unterhalb der Schulterblätter, zwei große eiserne Haken, und umbindet die Wunde mittelst eines Stücks Leinwand, um zu verhindern daß sie das Fleisch zerreißen; dann hebt man den Büßer bis zu einer erschreckenden Höhe in die Luft und dreht ihn mit reißender Geschwindigkeit herum. Zuweilen geschieht es daß, trotz der Anwendung der erwähnten Vorsichtsmaßregel, die Muskeln und das Fleisch des Rückens zerrissen werden, und dann stürzt der Büßer mit Heftigkeit auf den Boden herab, und tödtet sich, oder bricht sich irgendein Glied; allein diese Unfälle sind selten. Die „Heiligen,“ welche sich von freien Stücken dieser Marter (denn das ist sie im wahren Sinn des Wortes) unterziehen, erdulden sie mit erstaunlicher Seelenstärke. Während sie mit dem Rad ihre tausend Kreise beschreiben, sieht man oft daß sie rauchen und der sie betrachtenden Volksmenge von oben herab Blumen und Früchte zuwerfen. Das Volk stürzt wie wahnsinnig auf diese Gegenstände zu; unfruchtbare Weiber besonders zeigen sich begierig darnach, und zwar aus keinem andern Grund als weil man allgemein glaubt diese Früchte besäßen die Eigenschaft die Unfruchtbarkeit zu heben. Die Aussicht auf die Belohnungen eines künftigen Lebens ist nicht immer der Leitstern der Anhänger Schiwa's dieses Marthrium zu suchen, gar häufig geschieht es aus Rücksicht auf zeitliche Güter, aus Gewinnsucht oder aus dem Wunsche sich unter den Heiligen einen Ruf zu verschaffen. Oft indeß leitet sie auch ein uneigennütziger Beweggrund, und mehr als Einmal sah man wie Brüder die Gesundheit einer kranken Schwester, eine Gattin die ihres Gatten, eine Mutter die eines Sohns von der Göttin Kali auf diese Art erflehten. Will man sich eine noch klarere Anschauung von dem entsetzlichen Kali-Cultus machen, so muß man die Ceremonien mit ansehen die während des Tschorrek-Pudscha-Festes im Tempel dieser Göttin zu Calcutta stattfinden. Die bei diesen Feierlichkeiten üblichen Gebräuche scheinen einem wahren Teufelscoder entlehnt zu seyn. Wenn man in den Vorhof des Tempels tritt, so sieht man Brahmanen welche die freiwilligen Opfergaben des Volks in Empfang nehmen. Im

Innern des Heiligthums befindet sich das häßliche Bild der Göttin; am Altar stehen mit eisernen Spießen bewaffnete Männer. Gruppen von Gläubigen nähern sich diesen Männern, von denen sie ergriffen, auf die Steinplatten niedergelegt und auf verschiedene Weise verstümmelt werden. Dem einen sticht man die Seite durch und durch, und steckt dann einen langen eisernen Stab in die Wunde. Einem andern durchbohrt man die Zunge, und bringt in die Oeffnung eine lebendige Schlange. Hierauf stellen sich die „Heiligen" auf einer Plattform in Reih und Glied: Ziegen werden zur Opferung herbeigebracht, man schneidet ihnen die Köpfe ab, und das Blut rieselt in das Heiligthum hinunter. Dann wirft man Ingredientien aller Art in das Feuer, und so wie der Rauch und die Flamme gen Himmel steigen, erschallt von mißtönenden Instrumenten eine höllische Musik; die „Heiligen" beginnen, trotz der Wunden, ihre Gesticulationen, und die freudentrunkene Menge schreit: „Sieg der Kali! Sieg der großen Göttin!"

(Schluß folgt.)

Kymrische Poesie, Sitten und Gebräuche in Wales.

Zu den interessanteren Theilen Großbritanniens, wo noch manche alterthümliche Spuren früheren nationalen Lebens sich erhalten haben, gehört in England selbst das Fürstenthum Wales, nach welchem bekanntlich der männliche Thronerbe von Großbritannien den Namen Prinz von Wales führt. Die Waliser, die dort ihre Heimath haben, sind Kelten und, nebst den Bewohnern in der Bretagne in Frankreich, die einzigen Ueberreste der alten Urbewohner und ersten Ansiedler Englands. Unter dem Namen Kelten begriffen die alten Griechen und Römer alle Völker Europa's westlich vom Rhein und südlich von der Donau bis an die Gränzen Illyriens im Osten und Mittelitaliens im Süden. Insoweit es aber auf die gemeinschaftliche Abstammung und Sprache ankommt, und noch Reste ihrer alten Sprachen leben, zerfallen die keltischen Stämme in eigentliche Kelten (Gaelen) und Kymren (Kimbern). Die Kymren sind eine Mischung keltischer und germanischer Stämme, und gelten manchem Ethnographen als Stammverwandte der homerischen Kimmerier und der germanischen Cimbern oder Kimbern in Jütland. Anfänglich erlagen die Kelten in Britannien der Weltherrschaft Roms; in Wales erhielten sich jedoch später die Kymren längere Zeit unabhängig von den Sachsen, nachdem diese im Jahr 449 unter Hengist und Horsa in Britannien gelandet waren, und erstere vor den letzteren, die über ganz England herrschten, in die westlichsten Gebirge Englands sich zurückgezogen hatten. Sie wurden von den Sachsen Walen, die Freunde, genannt, aber sie selbst behielten den alten Namen, nach walisischer Schreibart, Cymry, bei, und bildeten während mehrerer Jahrhunderte ein eigenes Fürstenthum Wales. Erst unter Eduard I fiel im Jahr 1284, nach langen Kämpfen, welche diese Kelten nun auch noch gegen ein anderes, seit dem 9ten Jahrhundert in England eingewandertes germanisches Geschlecht, die ritterlichen Normannen, außer den Sachsen zu bestehen hatten, der letzte Fürst von Wales. Seitdem haben die Waliser ihre Freiheit und ihre nationale Selbständigkeit verloren, aber sie haben ihre alten Sitten und ihre alte Sprache bis auf den heutigen Tag treu bewahrt. Manche ihrer religiösen Gebräuche, wie sie zu bestimmten Zeiten des Jahres noch gegenwärtig stattfinden, haben zum Theil durch Vermischung druidisch-heidnischer und christlich-katholischer Erinnerungen einen mystischen Charakter angenommen; allein durchgängig ist in ihnen ein alterthümliches Element in eigenthümlich-ursprünglicher Weise ausgeprägt. Ihre Sprache ist nicht nur Landessprache, sodann auch vorherrschend Schrift- und Büchersprache, und tausende von Büchern in der Landessprache werden jährlich in Wales gedruckt. Es gibt dort Vierteljahrs- und Monatsschriften, sowie Wochenblätter, von denen eines, Amserau, die walisische Times, eine Auflage von 100,000 Exemplaren hat. Leute von allen Classen und Berufsarten arbeiten an diesen Zeitschriften mit, die fast sämmtlich von baptistischen und methodistischen Geistlichen herausgegeben werden, namentlich gilt dieß von Handwerkern, Bauern und Bergleuten. Auch für die Jugend erscheinen dort besondere Monatsschriften; darunter eine, an welcher nur junge Leute mitarbeiten. Von welschen Bibeln wurden allein im Jahr 1854 im Ganzen 54,307 Exemplare abgesetzt, was ebenso den religiösen Sinn, wie die Anhänglichkeit der Waliser an ihre Landessprache beweist. Ihre Sprache ist voll und weich, harmonisch und immer ausdrucksvoll, und in ihren Bildungen hat sie eine besondere prägnante Kürze. Aber neben aller Weichheit der Empfindung und des Gefühls in ihrer Sprache hat sie in ihrem Ausdruck zugleich etwas kräftiges und majestätisches, und sie läßt noch heutzutage es erkennen daß sie die Sprache eines Heldenvolkes ist, das in früheren Jahrhunderten die blutigsten Kriege gegen Römer, Sachsen und Normannen geführt hat, um seine Selbständigkeit zu schützen. Die Grundzüge des walisischen Charakters sind Einfachheit, Ehrbarkeit, Freundlichkeit, und wie der ihnen angeborne Sinn für Unabhängigkeit und der Geist der Freiheit aus ihren Augen spricht, so zeichnet sie auch eine heftige Liebe zur Heimath in vorzüglicher Weise aus. Der Unabhängigkeitssinn der Waliser gab sich, auch nachdem sie der Krone England sich unterworfen hatten, noch oft in hartnäckigem Widerstand gegen die Staatsgewalt kund, und besonders waren es die Sänger des Volks, die Barden, die durch ihre Gesänge von der alten Macht und Herrlichkeit der Waliser das Nationalgefühl derselben nährten. Erst die Königin Elisabeth hob das einflußreiche Institut der Barden gänzlich auf.

In das Volksleben und den Volksglauben dieser Waliser oder Kymren voll der lieblichsten Romantik und Poesie, und in ihre Poesie, sowie in gewisse Ueberlieferungen einer längst vergangenen romantischen Vorzeit, die in Märchen u. dgl., namentlich auch in lieblich-anmuthigen Volksliedchen den Geist des Volks aussprechen, läßt das auch sonst vielfach ansprechende Buch von Jul. Rodenberg: „Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder" (Hannover 1857), tiefere Blicke thun, und auch von dieser Seite kommt das Buch dem Interesse unserer Zeit für das Nationallied lohnend und mit besonderem Glück entgegen. Schon einige Zeit vorher hatte es Adolf Ellissen im ersten, und soviel wir wissen, bis jetzt einzigen Bande seines „Versuchs einer Polyglotte der europäischen Poesie" (Leipzig 1846) unternommen, auch der kymrischen Poesie in Wales, sowie in der Bretagne, ausführlicher zu gedenken, und er theilt auch einige interessante Proben dieser Poesie mit, theils patriotisch-nationale Heldengesänge, theils Liebeslieder alter Barden. Dagegen führt Rodenberg in seinen Mittheilungen den Leser mehr in die Gefühls- und Gemüthswelt des walisischen Volks ein, in welcher sich eine liebliche, sinnige Romantik auf nationalem Hintergrund ausspricht, auch wohl hin und wieder selbst germanische Elemente kundgeben. Namentlich gilt

dieß von den Kindermärchen oder Jugendunterhaltungen, die sie selbst Mabinogion nennen, und von denen dort eine ziemlich vollständige Sammlung gegeben wird. Sie sind theils aus englischen Sammlungen entlehnt, theils hat sie Rodenberg im Lande selbst, aus dem Munde eingeborner treubewährter Gewährsmänner, gesammelt. Es sind walisische Kindermärchen, sowie Märchen aus Haus und Hof, Wald, Feld und Wiese, aus Felsen, Höhlen und Seen — alles gar schöne, sinnige Geschichten aus dem Leben und Glauben des Volks. An diese Märchen reihen sich Volksliedchen, die sie Pennillion nennen, Lieder der Liebe, der Klage und des Spottes, sogar der Naturbetrachtung und der Lebensweisheit — köstliche Naturlaute, gleich dem Gesang der Vögel oder dem Rauschen des Waldes und dem Geflüster des Baches, ächt und rein wie das Gold der Berge, und lieblichduftende Blüthen wie die einfachen Blumen der Wiesen und Felder. Es ist gut und lobenswerth daß man diese Naturlaute einfängt und einbringt, und diese Goldkörner sammelt, ehe die Zeit und eine sogenannte Civilisation sie verwischt und wegwäscht; [1] denn es sind Schätze, die, wenn sie einmal verloren gegangen sind, sich nicht wieder finden lassen, ohne daß sie an ihrem inneren natürlichen Werthe verlieren, und namentlich unserer materiell-prosaischen Zeit, und uns Deutschen mit dem kindlich-frommen Glauben germanischer Vorzeit und mit dem in ihm ruhenden poetischen Sinne und tiefen Gemüthe steht es wohl an, über jenen Schätzen zu wachen und sie zu Tage fördern für alle die sie zu schätzen wissen. Das Wort unsers Uhlands:

Singe, wem Gesang gegeben,

gilt in dem einen wie in dem anderen Sinne, und man mag und soll dieses Wort ehren, und soll es behalten im treuen Herzen und in ächter That!

Neuere Kartenwerke.

Kieperts Handatlas. Von dieser schönen Sammlung, deren ästhetische Vorzüge nicht genug gerühmt werden können, sind im Laufe des Jahres die fünfte und sechste Lieferung erschienen. Die neuen Karten tragen den nämlichen Charakter wie die früheren: Aufopferung des Details zur Erzielung großer und faßlicher Eindrücke. Vorzüglich gelungen sind in diesem Sinne die Karten von Frankreich und des östlichen Theiles der Vereinigten Staaten. Weniger gelungen halten wir dagegen die Karte der europäischen Türkei mit Griechenland, doch verstattete bei dieser das Format und die räumliche Oekonomie des Kartenzeichners beide Donaufürstenthümer auf ein Blatt zu bringen, während man sonst gewöhnlich die Walachei als eine gar zu excentrische Provinz des osmanischen Reiches gern wegzulassen pflegt. Auch die Karte von Europa gewährt uns den Vortheil daß wir ein großes Stück Nordafrika's und einen Theil des persischen Meerbusens zugleich überschauen. Man kann diese Art der Darstellung nicht hoch genug preisen, denn gerade das Wichtigste bei den Karten von Europa ist es, die Beziehung der einzelnen Glieder unseres Continents zu den andern Littoralen und die natürlichen Verkehrsmittel mit andern Welttheilen sichtbar zu machen. In gleichem Geist erhalten wir auch eine Karte von Algerien und Marocco mit einer Uebersicht über das Mittelmeer, über Spanien, Frankreich und Italien. Der Werth eines Küstenlandes wird erst erkannt, wenn wir die vorliegenden Küsten ihr Echo, die wahre geographische Constellation erblicken. Zwei Karten von gleichem Maßstab (1 : 8 Mill.) geben uns die Zukunftsgebiete Amerika's: den Westen der Vereinigten Staaten und Mexico bis zur Landenge von Tehuantepec, und auf dem andern Blatt die Uferländer des mexicanischen und caribischen Golfes mit ihren Inseln, die Landengen Amerika's, und den Nordrand des südlichen Welttheiles, soweit das Orinocogebiet reicht. Auf der Karte des Continents von Australien und Neu-Seeland sind Gregory's neueste Entdeckungen bereits eingetragen, und wie eifrig der Kartenzeichner jeden Fortschritt der Erdkunde benutzt hat, haben wir auch mit Vergnügen auf dem westindischen Blatt wahrgenommen, wo die Watlingsinsel als das ächte Guanahani [1] bezeichnet wird.

Handatlas der Erde und des Himmels. Weit großartigere Zwecke verfolgt dieses Prachtwerk, das in 70 Lieferungen und ebenso viel Karten erscheinen soll, und wovon uns Nr. 1—12 und zwei spätere Blätter (Ungarn, nördliche Halbkugel) jetzt vorliegen. Hier haben wir einen Atlas der uns bis in das größte Detail befriedigen soll, ein Format, welches Kieperts Handatlas noch beträchtlich überragt, und Maßstäbe, die bei deutschen Gebieten bis auf 1 : 400,000 hinaufreichen. Die große Anzahl der Blätter erlaubt es zuerst Uebersichtskarten eines Ländergebietes zu geben und dann Specialkarten folgen zu lassen. So werden wir z. B. vier Karten von Großbritannien, drei Karten von Italien bekommen. Die Ausstattung mit Nebenkärtchen ist so reichlich daß selbst die Pläne von großen Provinzialstädten, wie Stettin, nicht fehlen. Weiter kann man sich die Detaillirung in einem Gesammtatlas kaum ausgedehnter denken als es hier geschieht, denn schwerlich läßt der Atlas irgendein Bedürfniß noch unbefriedigt. Wenn er eben deßwegen für den Jugendunterricht nicht dient, so wird er dem Geschäftsmann, dem Beamten, dem Officier, dem Lehrer und dem Gelehrten bei ihren verschiedenartigen Recherchen völlig genügen. Was die rein technischen Leistungen des Kartenzeichners betrifft, so rühmen wir das geschmackvolle Maßhalten mit der Farbe, und den Terrainzeichnungen, der schlimmsten Klippe geographischer Bilder, weil sie in der Regel zur Unreinlichkeit führen, und die glückliche Wahl der Schrift. Die Karten sind bedeckt mit Ortsnamen, da sie selbst bis zu den Dörfern herabgehen, und dennoch lassen sie sich leicht lesen, ohne das Auge anzustrengen; besonders rühmlich in diesem Sinn sind die Karten von Pommern, der Niederlande und Schleswig-Holsteins. Auch an dieser Kartensammlung dürfen wir loben daß sie sich keine meskinen Raumersparnisse zu Schulden macht, wie sie unsre älteren Kartensammlungen verunstalteten. Es war ehemals Politik, den möglich größten Maßstab für die Darstellung eines bestimmten Gebietes zu wählen. Das Object wurde dann in den Rahmen hineingepreßt, oder man ließ es wohl oft den Rahmen durchbrechen, oder amputirte gar einzelne Extremitäten. Diese brutale und unwissenschaftliche Manier wird jetzt mehr und mehr verlassen, indem

[1] In dieser Beziehung erzählt Rodenberg S. 91, wo er von dem Volksglauben der Walliser an die Feen spricht, der sich in kindlich-naiver Weise bis in die neuesten Zeiten erhalten, daß nach dem was er dort selbst gehört hat, „die Feen, seit die Eisenbahn durch unser Land geht, fort sind.“

[1] S. Ausland 1857. S. 466.

man sich auf großartigere Gesichtspunkte stellt. Man deutet jetzt an was jenseits der Gränzen des erwählten Gebietes liegt, und zu diesen in innigen Beziehungen steht. Das Blatt Asien'in dem großen Atlas des geographischen Instituts erfüllt hier alles was sich begehren läßt, denn es ist nach Westen bis zur atlantischen Küste Spaniens ausgedehnt, damit endlich auch auf den Karten vollständig die Anschauungen der neuern Geographie sichtbar werden, daß nämlich Europa nichts ist als ein halbinselartig vorgestrecktes Glied des nördlichen Asiens. Dieselbe Karte bietet auch bis jetzt die einzige Gelegenheit um durch Vergleich zu sehen ob die Verbesserungen an den von Kiepert gezeichneten Originalkarten mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit eingetragen sind. Es ist namentlich das aralo-kaspische Senkungsgebiet, die Gestalt des Balchasch-Sees und die Topographie der Ili-Lande, sowie endlich einige neuere Einzelheiten der japanischen Inselwelt, woran man die Fortschritte der Darstellung erkennt. Dagegen wird der Amurlauf noch gegeben wie er auf d'Anville's Karte schon gezeichnet war. Die neuern russischen Messungen, nach welchen im Mündungsgebiet der Fluß mit dem tatarischen Golf einen sehr engen Isthmus bildet, konnten noch nicht benützt werden. Hoffentlich finden wir bald Gelegenheit über den Fortschritt dieser vortrefflichen Unternehmung noch mehr zu berichten.

Die Farbigen und Weißen auf Trinidad.

(Von Dr. Karl Rehrbach.)

(Fortsetzung.)

Wollen Sie mir noch einen Schuß erlauben, fragt der Herr, indem er zu mir heranreitet. „Mit Vergnügen," erwiedere ich, „nur zögern Sie nicht, damit der Lärm nicht von neuem beginnt, denn ehe Sie bis vorn an den Zug gelangen, fürchte ich, haben die Schwarzen bereits ihrer Redseligkeit freien Lauf gelassen. Sehen Sie, wie es schon wieder los geht?" Der Engländer nickt und lächelt: Wir sind das gewohnt, sagt er, hebt aber dabei den Revolver und der Knall verfehlt seine Wirkung nicht. Die Thiere ziehen in demselben Augenblick alle zugleich an, und krachend sinken die zerknickten Bambusstäbe sammt den weißen Kalksteinen in die Tiefe. Die Räder zermalmen ihre Unterlage, aber was thut's? Sie heben sich mehr und mehr; der Wagen kippt ein wenig nach links — glücklicherweise merken die Treiber nichts, sonst liefen sie aus Angst davon, wie die paar Neger die neben dem Wagen schreiten — doch die Gefahr geht vorüber. Schon sind die Vorderräder fast frei und auch die Achse der Hinterräder ist schon 1′ hoch über dem Boden — da ermüden die Molos. „Nicht anhalten," schreit der bestürzte Herr des Wagens. Sein Nachbar Campbell macht ihm stumm die Gebärde des Schießens; jener begreift die Meinung, und abermals donnert ein Schuß über den erschrockenen Negern und Mulos hin — zum Glück aber! Denn nun arbeiten sie alle mit letzter Anstrengung und, bravo! Der Wagen rückt auf dem festen guten Weg vor dicht hinter seinem Vorläufer! Alles ist außer sich vor Freude. Die Neger umhalsen und küssen ihre Maulthiere, sagen ihnen Lobeserhebungen und allerlei Zärtlichkeiten, und jeder rühmt daß die seinigen das meiste zu dem guten Erfolge beigetragen haben. Ich fürchte, da ich dieses höre, es bricht darüber Zank aus — aber Gott bewahre! Davon sind diese kindischen Wesen weit entfernt. Das ist eine seltene Eigenschaft: wie kommt das nur? Jeder lobt seine Thiere als die besten, und keiner bestreitet den andern. Ist das Mangel an logischem Denken? Sieht der Schwarze nicht ein daß nur eins das beste seyn kann und also das andre minder gut seyn müsse? Fast scheint es so. Denn mit größter Freude hört er den andern seine Thiere die besten nennen, und fügt dann hinzu, seine eignen seyen die besten, gerade als habe jener gar nichts gesagt. Und der hört das ruhig mit an, ohne es zu bestreiten; mit kindlicher Harmlosigkeit freut sich jeder über sich selbst und über das eigne Glück, ohne den andern zu beneiden, ja! ohne irgendeinen Vergleich mit ihm anzustellen.

Aus diesen Gedanken ruft mich der Besitzer von Fairfield-Estate zur lebensvollen Gegenwart zurück, indem er mir den Revolver mit vielem Dank wieder gibt und mich zugleich mit den andern einlädt auf seiner Pflanzung ein kleines Lunch (kaltes Frühstück) einzunehmen. Meine Freunde sagen zu, und nachdem wir noch schnell die Ausbesserung des Weges beobachtet haben, so daß nun der letzte Wagen ohne Noth über die gefährliche Stelle hinkommen kann, und indem die drei Ladungen jede wieder ihre 15—20 Mulos vorspannen, die übrigen Thiere aber mit den Treibern zu ihren Pflanzungen zurückkehren, setzen auch wir uns in Galopp und sind in kurzem am Ziel. Mein Schimmel ist ganz wild von der Hitze, und als ein eingeborner Creole liebt er das Stillstehen nicht. Schon am Morgen als ich ihn besteigen wollte, bäumte er auf, und kaum hatte ich den linken Fuß im Bügel, als er im vollen Trabe dahinflog. Ich mußte unterwegs mich hinaufschwenken, und den andern Bügel suchen. So sind aber alle Creolenpferde dressirt, weil die jungen Herren, besonders aus den Familien der Spanier und Franzosen, deren in Trinidad eine große Anzahl lebt, es als etwas besonderes sich einüben, im Laufe des Thieres sich hinaufzuschwingen. Daher sind alle Pferde so gewöhnt daß, sobald sie den einen Bügel besetzt fühlen, sie sich in Trab setzen; der Reiter mag zusehen wie er hinaufkommt. Am ersten Tage als ich solch ein Thier hatte, kostete es mich keine geringe Mühe dieser ungewohnten Art Herr zu werden. Aber zuletzt lernt sich alles, und Uebung hatte ich genug, da ich alle Stunde unterwegs bald hier, bald dort absteigen mußte, um auf einer Pflanzung zum Besuch vorzusprechen und hernach also das Vergnügen des Aufsitzens von selbst sich ergab.

Wir stellen die Pferde in den Schatten des Hauses, wo sich Ringe zum Anbinden derselben finden und treten in die luftigen Zimmer ein. Eine Congo-Negerin trägt auf: Brod, Käse, Sardinen, Früchte und verschiedene Weine; vor allem Sherry und Portwein, die beliebten Sorten der Engländer. Bordeaux und Rheinwein gelten für besondere Raritäten und finden sich seltener. Cognac fehlt natürlich auch nicht, der, mit Wasser vermischt, das alltägliche Getränk bildet. Auch Porter und Ale (die beiden berühmten Biersorten) schleppt sie herbei, und jeder kann nun wählen nach Belieben. Der eine zieht das alltägliche „Brandy and water" (Cognac mit Wasser) vor, der andere die „matrimony" (halb Porter, halb Ale), der dritte sherry, der vierte reines Ale u. s. w. Ich entscheide mich für die matrimony, und die wohlverkorkten und mit Eisendrath verschlossenen starken Flaschen geben brausend ihren gelben und dunkelbraunen Inhalt zugleich in mein Glas. Diese Biere werden eigens für die Tropen gebraut und in besondern Flaschen versandt. Denn der Engländer will überallhin seine heimische Art mitnehmen, und so trinkt er

auf der Wengern-Alp seinen Thee, und in West- und Ostindien sein Ale. Ein wenig Brod und Chesterkäse wird nur genommen, um meinem Magen etwas festes zu bieten neben der Flüssigkeit, und die große Erschlaffung, die sich in Folge des stundenlangen Haltens bei den Wagen eingestellt hat, zu überwinden.

Eine halbe Stunde, während welcher die verschiedenen Gäste über ihre Ernten sprachen, war schnell vorüber und ich lernte dabei mancherlei. Vor allem war mir die Anschauung wichtig, welche die Engländer von ihrem Aufenthalt in Westindien haben. Im Verlauf des Gesprächs kam mehrmals von diesem oder jenem die Bemerkung vor, wie viel er bis jetzt gespart habe, und wie lange er also noch hier zu bleiben gedenke, ehe er heimkehre in das lustige Alt-England. Ich betonte diese Seite, und frug den einen, warum er denn nicht hier bleiben wolle in so gesegnetem Lande? Er erschrak fast über diese Zumuthung. „Was? rief er, mit diesen elenden schwarzen Burschen leben? Mein ganzes Daseyn unter dieser Rotte zubringen? Nimmermehr! Je eher, desto lieber zurück nach England! Mag hier bleiben wer Lust hat! Wenn ich genug habe, troll ich mich heim. Was hier nach mir geschieht, das soll mich nie mehr kümmern!" Alle andern stimmten von ganzem Herzen mit ein, und ich sah, dieß war das Motto der englischen Pflanzer: In möglichst kurzer Zeit möglichst viel Reichthum zusammenzuscharren und dann mit demselben zurück nach Europa um ihn dort sorglos zu verzehren. Ein bis zwei Jahrzehnte in den Tropen müssen ihnen für alle künftigen Jahrzehnte in England den Lebensunterhalt verschaffen für sich und ihre Kinder. Und sie nennen das einen theuren Kaufpreis für so hohes Gut. Freilich zahlt mancher mit dem Leben oder mit der Gesundheit, aber nicht jene Reichthümer, sondern die Buße für seine Unbesonnenheit oder Unmäßigkeit. Denn wer vorsichtig lebt, mag sich wohl bewahren.

Diese Entdeckung daß keiner der Engländer hier bleiben will, wurde mir der Schlüssel zu vielen Erscheinungen. In dieser Anschauung der englischen Pflanzer liegt der Hauptunterschied zwischen ihnen und den Franzosen. Denn die denken anders und daher handeln sie auch ganz anders.

Die französischen Colonisten wollen nicht heim nach Frankreich, sondern wollen in den Tropen bleiben; sie streben auch reich zu werden — wer strebte in Europa und Nordamerika nicht darnach? — aber sie wollen ihre Reichthümer in dem Lande genießen, wo sie dieselben erworben haben. Sie schaffen sich drüben eine neue Heimath; der Engländer aber sieht seinen Aufenthalt dort nur als vorübergehend an. Da liegt's!

Nun wußte ich, warum die Franzosen so viel daran setzen, ihre Städte reinlich, nett und sogar elegant zu machen; warum sie ihre Häuser mit großer Sorgfalt bauen und einrichten für das ganze Leben; warum sie ihre Kinder in Westindien behalten, dort erziehen lassen, und daher viel Sorgfalt auf Schulen verwenden; warum sie ihre farbigen Diener mehr als Glieder des Hauses denn als Fremde behandeln; warum sie ihren Arbeitern größere Freiheit gewähren und bei allem an die Zukunft denken, bei jeder Einrichtung erwägen ob sie auch für die Dauer sich bewähren werde. Natürlich: sie wollen dort wohnen und für immer, also richten sie sich alles darnach ein.

Ganz anders die Engländer: sie sorgen nur für die nächste Zeit: après nous le déluge! denkt jeder und darnach richtet er seine Handlungen ein. Ihre Städte sind rein und ordentlich, das liegt zu sehr in ihrem Wesen, auch wissen sie wohl daß sie im andern Falle sich schaden würden. Aber die Einrichtung ihrer Häuser deutet an daß sie nur für kurze Jahre getroffen ist, für einen vorübergehenden Aufenthalt. Jeder Luxus ist verbannt; sie sind wie auf der Reise. Nur das Nothwendige ist vorhanden. Ihre Kinder schicken sie nach England oder Schottland zur Erziehung, denn die westindischen Schulen sind nur für die Negerkinder, und auch für diese höchst dürftig. Ihre Zahl ist klein; die darauf verwandte Sorgfalt kleiner. Ihre Diener im Hause werden kurz und streng gehalten; sie wollen dieselben gar nicht an sich fesseln. Ihre Arbeiter müssen das Aeußerste leisten, denn jeder will in möglichst kurzer Zeit reich seyn. Daher findet man in den Negerhütten meistens nur Schmutz und drückende Armuth, dagegen auf Martinique in denselben oft eine gewisse Bequemlichkeit anzutreffen ist. So kleiden sich die englischen Negerarbeiter schlecht, meist in Lumpen, die französischen dagegen zeigen öfters sogar Putz, besonders die Frauen.

Daß dieß alles nur im Ganzen und Großen gilt, und daß es von dieser Regel auf beiden Seiten, besonders aber der letzten, manche Ausnahmen gibt, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Es gibt Engländer, die sich nicht nach der alten Welt zurücksehnen, sondern aus irgendeinem Grund, meistens Gesundheitsrücksichten, drüben zu leben und zu sterben entschlossen sind. Dann aber hat ihre ganze Lebensweise auch einen andern Anstrich. Dann ist das Haus möglichst comfortable, Glas- und Silbergeschirr auf den Tischen neben dem feinsten Porcellan, die Diener well dressed und zum Hause gehörig, kurz alles geht aus einem andern Ton.

Dann sieht man Bilder an den Wänden, die Kunst überhaupt nach allen Richtungen vertreten, also auch ein Piano im Salon — man merkt es in der Fabrik, auf den Feldern, überall! — der Mensch ist klug genug sich die Dinge zurecht zu machen nach seinem Bedürfniß und zu seinem Nutzen.

Aber alle die jetzt eben um mich her sitzen, wollen nicht hier bleiben, sondern nur ihre Pflanzungen, den fetten Trinidadboden, auspressen wie eine Citrone — nur mit dem Unterschied daß er nicht sauren, sondern süßen Saft, Zucker gibt — und dann heim nach England „as soon, as possible."

Darum kann man an ihnen nicht gewahren, wie der Bewohner der Tropen aussieht; die Studien würden zu keinem Resultat führen. Denn die Herren sind sammt und sonders noch ebenso, wie sie daheim waren; nur roher und stolzer als dort sind sie durch die Berührung mit den Schwarzen geworden. Das ist alles. Darum also auf die Pferde und nach Savana-Grande! Dort werden wir ächte Kinder der Tropen finden.

Ich nehme Abschied vom Hausherrn; er dankt mir, indem ich ihm eben für die Gastfreundschaft danke, noch einmal herzlich für meine Hülfe, und entschuldigt sich daß er mir nicht eine Meile weit das Geleit geben könne, weil seine Kessel ihn zu sehr in Anspruch nähmen. Mein schottischer Freund, ein Kaufmann aus Port of Spain, verabschiedet sich ebenfalls, und nun werden die Pferde losgebunden, und auf die bereits beschriebene Art bestiegen. Im sausenden Galopp, denn Trab laufen dort fast alle Pferde nicht gern, geht es auf dem ziemlich schlechten Wege noch etwa zwei engl. Meilen weiter bis zu einem andern Estate, dann mühsam zwischen Zuckerfeldern hindurch, und nun lenkt der immer schmaler werdende Pfad in einen dichten Wald ein. Ein ächter Indianerpfad, für zwei Reiter schon zu schmal! Also muß einer dem andern folgen. Für Fußgänger aus verschiedenen Gründen ungangbar, und doch tritt ihn der Neger wie der rothe Indianer, ja meist mit bloßen Füßen. Freilich setzt es oft Verwundungen, denn den langen Dornen der kriechenden Palmen und Mimosen ist selbst die starke Hornsohle unter den farbigen Füßen ein Spott. Es geht bergauf und bergab, aber sehr langsamen vorsichtigen

Schrittes; auch unsre sonst so unruhigen Pferde scheinen damit sehr zufrieden zu seyn. Denn sie sinken öfters bis an die Kniegelenke, ja oft bis an den Bauch ein, und nicht immer kann eine sumpfige Stelle übersprungen werden. Mein Schimmel hat recht nette röthliche Stiefel an, die das ganze Bein umhüllen. Aber er verliert den Muth nicht, sondern watet und springt immer geduldig weiter, glitscht und strauchelt auch wohl einmal, aber seine zähe Natur hilft aus. Gesicht und Brust wurden verschiedenemale bedroht von Schlingpflanzen und Dornen, aber die Kräfte verdoppeln sich mit der Gefahr. Man hat dann nicht zwei, sondern vier oder sechs Augen. Dabei lerne ich manches Neue kennen, besonders was die Palmen betrifft. Denn deren größte Zahl gehört hier nicht zu denen welche dicke hohe Stämme bilden, sondern zu den schilfähnlichen, die nur ein 1—2 Zoll dickes Stämmchen haben und von denen viele kletternd und rankend an Bäumen sich emporwinden; es sind Chamädorea und ihr verwandte Gattungen.

Auch erfreut es mich, hier zum erstenmal die Vanille wild zu sehen. Das kriechende fingerdicke Stämmchen treibt einzelne, abwechselnd stehende, 5—6 Zoll lange und zwei Zoll breite Blätter, in Zwischenräumen die durch das rückwärts gebogene Blatt gerade bedeckt werden, so daß die Pflanze wie eine Schuppenkette erscheint, welche, hin und her gekrümmt, an dem Stamm eines Baumes herabhängt. So begleitet sie auch die Aeste, schmarotzend wie Epheu bis hoch hinauf. Die Früchte sind schon vor ihrer Reife bei den vierhändigen Waldbewohnern beliebt, so daß den Zweihändern nur die Nachlese übrig bleibt. Diese klagen zwar alljährlich über den Unfug und Raub, wie sie es nennen, aber da die Vierhänder nicht zu belangen sind, auch vor keinem Gerichtshof sich stellen, falls man ihnen den Proceß machen sollte, so bleibt's eben immer beim Alten, wie auch anderswo mit andern Uebelständen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Freelings Expedition nach dem Torrens-See. Wir haben bereits angezeigt daß Freeling nichts von dem Süßwasser-See und den lachenden Fluren angetroffen habe, die Hr. Goyder im Innern des australischen Festlandes beim Lake Torrens entdeckt haben wollte. Freelings Expedition schleppte unter großen Mühseligkeiten ein eisernes Boot bis an die bezeichnete Stelle, das am 4 Sept. ins Wasser gelassen wurde. Die Reisenden (heißt es in einem Bericht der Zeitschrift für Erdkunde) traten in den See oder vielmehr in den Schlamm, der unter ihrem Gewicht nachgab, und zogen die Fähre etwas über eine engl. Meile nach sich, fanden aber nicht so viel Wasser um sie flott zu machen. Am folgenden Tage drangen sie mit der größten Anstrengung etwa 3 engl. Meilen in dem Schlamm vor und erreichten eine kleine Insel, die etwa 1 Fuß aus dem Wasser hervorragte. Sie fanden nirgends das Wasser tiefer als 6 Zoll, und auch dieß nur an einzelnen Flecken; dabei sanken sie bis zum Knie und theilweise bis zum Schenkel in den Schlamm. Dieses Vordringen war so anstrengend daß ein Eingeborner, der sie begleitete, etwa auf der Hälfte des Weges erschöpft zurückblieb. Die Aussicht von der erreichten Insel war im höchsten Grade traurig; auf allen Seiten das flache Wasser, niedrige Inseln und Schlamm; der geringe Pflanzenwuchs, der sich zeigte, mußte beim ersten heißen Wind dahinsterben. Zwei von der Partie drangen, in der Hoffnung das entgegengesetzte Ufer zu erreichen, noch zwei Meilen weiter vor. Sie fanden an einer Stelle etwas tieferes Wasser, aber dafür auch um so mehr Schlamm, ohne weiteres Resultat. Hr. Freeling glaubt sich hiernach hinreichend überzeugt zu haben daß es nicht möglich ist den See in einem Boot zu befahren. Die Ufer, sowie die ganze Landschaft umher zeigten dasselbe traurige Aussehen, und sind nicht einmal zur Schafweide zu benutzen. Die Beschreibung der früheren Reisenden Eyre, Sturt und Frome wird als ganz richtig bestätigt. Der einzige Unterschied (sagt Freeling) besteht in dem süßen Geschmack des Wassers. Dieser sey vielleicht zu erklären durch die ungeheuren Massen von Regenwasser die im März heruntergekommen wären; noch wahrscheinlicher sey es aber daß dieser von ihnen gefundene See nichts weiter als eine Ansammlung von Regenwasser in einer Art von Bassin sey, das jetzt durch die Kraft der Sonnenstrahlen bald verdunsten würde, und nicht der von den früheren Reisenden beschriebene Salzwasser-See, welcher sich aber ganz in der Nähe befinden müsse.

Dichtigkeit der Erde. Die specifische Schwere der Erde ist abermals im vorigen Jahre von englischen Astronomen in der Harton Kohlengrube gemessen worden. Der Schacht ist 1260 F. (engl.) tief und das Secundenpendel gieng in dieser Tiefe täglich $2^1/_4$ Secunden rascher, woraus eine durchschnittliche Dichtigkeit des Erdkörpers von $5,^{450}$ ermittelt wurde. Hr. Airy, der Astronom der Greenwicher Sternwarte berechnet jedoch $6,^{623}$ bis $6,^{809}$ nach verschiedenen Beobachtungen. Die Erde ist also im Mittel $5^1/_2$ bis 7mal so schwer als Wasser. (Phil. Mag.)

Die Wärme des Erdinnern wurde neuerdings wieder in dem artesischen Brunnen von Mondorf gemessen. Der Brunnen ist 2247 P. F. tief, also der tiefste den wir bis jetzt kennen. Die Temperatur des Wassers auf dem Boden betrug 27° 63 C., die einer Temperaturerhöhung von je 1° C. auf 31,04 Metres entsprach. (Comptes rend.)

Ueber die Geographie des Moqadassy hat C. Ritter in der Zeitschrift für Erdkunde sich sehr rühmend ausgesprochen. Der arabische Geograph, der mit vollem Namen Abu Abdallah Muhammed Ben Ahmed Moqadassy heißt, schrieb um 375 d. F. (985 n. Chr.). Während die übrigen bisher bekannten arabischen Geographen mit Ausnahme des Massudi sich gegenseitig abschreiben, hat Moqadassy alle Länder die er schildert, selbst besucht, nur im Sind und in Spanien war er nicht. Er macht es sich sogar zur Regel, das zu übergehen was andere vor ihm schon richtig beschrieben haben. Sein Buch wurde von dem berühmten Orientalisten Aloys Sprenger, einem Tiroler, der einen hohen Verwaltungsposten in Brittisch-Indien bekleidete, zuerst entdeckt und vor Jahren schon übersetzt. Er will jetzt auch, wie er es mit den „goldenen Wiesen" des Massudi gethan, den Moqadassy herausgeben, und es hat sich nicht bloß die ältere Erdkunde, sondern auch die Cultur- und Handelsgeschichte sehr viel von diesem neuen Material zu versprechen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 10. 5 März 1858.

Eindruck der großen nautischen Entdeckungen des 16ten Jahrhunderts auf das damalige Europa. [1]

Eine Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen wird dem Vorwurf eines willkürlichen Schlusses nicht entgehen, wenn sie mit der ersten Fahrt um die Welt abbricht, denn noch kannte man nur das der alten Welt zugekehrte Antlitz Amerika's, und selbst dieses erschien noch unorthographisch auf den alten Karten, wo einzelne Stücke des Festlandes trügerisch aufschwollen, während stark hervortretende Glieder in den Küstenländern nur schüchtern kenntlich wurden. Noch ruhte das Siegel des Geheimnisses auf dem Innern der neuen Festlande, wo man noch immer verborgene Wunder, paradiesische Gärten mit Jugendbrunnen und Städte mit goldenem Mauerwerk suchte. Allein für die Spanier beginnt seit der Landung des Cortes bei Vera Cruz nach der gefahrvollen Arbeit der Entdeckungen das Heldenalter der Conquista oder der Eroberung Amerika's. Auch kannte man seit Elcano's Rückkehr wenigstens in großen Zügen die Vertheilung des Trocknen und Flüssigen auf der Erdoberfläche. Wenn man auch über die Raumverhältnisse beider noch im Unklaren blieb, so wußte man doch, daß zwischen Europa und Asien ein neues Festland von den höchsten nördlichen Breiten bis zum Feuerlande ausgestreckt lag, und daß ein zweites größeres Weltmeer diese neue Welt und Asien entfremdete. Von Malacca aus hatte zu Schiff Fernao Peres de Andrade 1517 eine Gesandtschaft [2] nach dem von Colon und seinen Nachfolgern so eifrig erforschten Kathai oder China geführt, und vor der Mitte des 16ten Jahrhunderts empfieng man von jesuitischen Missionären aus Japan schon regelmäßige Berichte. Das große Problem des westlichen Seeweges nach Indien war durch Magalhaes Fahrt mit einer solchen vorher und nachher nie übertroffenen nautischen Geschicklichkeit gelöst worden, daß seit jener Zeit keine der Schifffahrt zugängliche Küste mehr als unerreichbar gelten durfte, und von seiner That sich die Allgegenwart europäischer Wimpel an allen bewohnbaren Gestaden der Erde herschreibt.

[1] Aus der eben von dem Herausgeber dieser Blätter verfaßten „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen." (Stuttgart 1858. J. G. Cotta'scher Verlag.)

[2] Barros. Da Asia Dec. III, liv. II, cap. 6—7.

Die erste Kunde von der Entdeckung der neuen Welt verbreitete anfangs nur verworrene Vorstellungen in Europa. In London, wo man sie „mehr für ein göttliches Wunder als eine menschliche That" hielt, [1] wurde sie dem Hofe früher bekannt, als dem Bruder des Entdeckers. [2] Nach Genua brachten die Nachricht die Botschafter Marchesi und Grimaldi. [3] Der Verfasser der Annalen von Siena, der bis 1496 schrieb, erfuhr sie aus Handelsbriefen und von Reisenden die aus Spanien kamen. [4] In einer Familienchronik wird uns erzählt, daß im März 1494 die Signoria von Florenz eine schriftliche Anzeige von einer Entdeckung spanischer Schiffe im Weltmeer empfieng, wo man Inseln mit nackten Bewohnern gefunden habe, die für eine Stecknadel Gold von der Schwere etlicher Ducaten gegeben hätten. [5]

Vergeblich sucht man in dieser Urkunde nach dem Namen des Entdeckers, wenn aber Peter Martyr die hohe Neuigkeit den spanischen Granden anzeigt, und den spätern Admiral „einen gewissen Cristobal Colon aus Ligurien" nennt, so beweist uns dieser, in jenem Augenblick gewiß sehr natürliche Ausdruck, wie wenig Leute in Spanien vor dem Gelingen etwas um die Unternehmung und ihren Anführer gewußt hatten. [6] Der edle Pomponio Läto gestand seinem Freunde Martyr, er sey beim Empfang der ersten Kunde vor Freudenschreck aufgesprungen und hätte kaum die vorbrechenden Thränen bemeistern können. „Und auch ich, setzt der treffliche Martyr hinzu, fühle selige Schauer, so oft ich wieder mit einem verständigen Manne reden kann, der aus der neuen Welt zurückkehrt." [7] Der Brief, den Colon nach der ersten Rückfahrt im

[1] Hakluyt, Travailes tom. III, fol. 7.

[2] Uberti Folietae Genuens. Hist., Genuae 1585, lib. XI, p. 265.

[3] Diarj Sanesi di Allegretto Allegretti, Muratori, Rer. It. Script. tom XXIII, fol. 828.

[4] Die interessante Urkunde bei Bandini. (Vespucci p. XXXVIII.)

[5] Opus Epistolarum, Ep. 135. 134. 133, sämmtlich Ende September 1493 geschrieben. Wenn der Entdecker dort Christophorus quidam Colonus, vir ligur genannt wird, so heißt er bereits einen Monat später (Ep. 138) Colonus ille, novi Orbis repertor.

[6] Epist. 152. Prae laetitia prosiliisse te, vixque a lachrymis prae gaudio temperasse, quando literas adspexisti meas . . . Beari sentio spiritus meos, quando accitos alloquor prudentes aliquos ex his qui ab ea redeunt provincia.

[7] Von dem Flugblatt, welches mit den bedeutungsvollen Anfangsworten: „Brief des Christoph Colom, dem unser Zeitalter so tief verschuldet ist," angeführt zu werden pflegt, ist mir die Ulmer Ausgabe noch nicht zu Gesicht gekommen.

März 1493 von Lissabon aus an den Schatzkanzler Rafael Sanchez schrieb, wurde im Mai bereits ins Lateinische übersetzt und in den Jahren 1493 und 1494 zweimal in Rom, einmal in Mailand und einmal in Ulm gedruckt. [1] Erst 1497 erschien davon in Straßburg eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Ein schön hübsch lesen von etlichen inßlen, die do in kurtzen zyten funden sind.“ [2] Die nächste Druckschrift, welche 1503 Nachrichten über die neue Welt brachte, war der Brief Vespucci's über seine brasilianische Reise, dem vier Jahre später die Vier Schifffahrten folgten. Bis zum Tode des Florentiners (1512) waren davon, theils als Flugblätter, theils in Sammelwerken nicht weniger als zehn Abdrücke erfolgt, [3] und darunter mehr als die Hälfte in Deutschland. Doch gebührt unbestritten den Italienern das größte Verdienst, Berichten aus der neuen Welt nachgespürt und sie durch den Druck weiter verbreitet zu haben. Die venetianischen Diplomaten hatten besondern Auftrag, sich dergleichen Aufklärungen zu verschaffen. Wir sahen, daß sie sich Colon und Peter Martyr zu nähern suchten, um Karten und Berichte von der neuen Welt zu erwerben. Einer dieser Diplomaten, Angelo Trivigiano, übersetzte mehrere Reiseberichte portugiesischer Seefahrer, sammelte Briefe italienischer Handelshäuser in Lissabon, und vermittelte im Jahre 1507, ein Jahr nach Colons Tode, die Ausgabe einer stattlichen Sammlung frühzeitiger Berichte über die Entdeckungen, [4] wovon für die gelehrte Welt angesehene Mailänder und Liebhaber der Erdkunde durch Archangelo Madrignano eine lateinische Uebersetzung 1508 veranstalten ließen, [5] während gleichzeitig in Nürnberg eine deutsche Uebersetzung des Vicentiner Sammelwerks am 22 Sept. 1508 von Jobst Ruchamer „der freyen künste und artzneien Doctoren“ [6] erschien. Da es damals noch keine Zeitungen gab, so ersetzten außer den Briefen von Kaufleuten und politischen Agenten [1] nur kleine Flugschriften ihre Dienste. Ein unschätzbares Glück war es aber, daß im Jahre 1494 [2] ein italienischer Gelehrter in den Diensten des spanischen Hofes, Peter Martyr aus Anghiera, sich entschloß, alle mündlich und schriftlich einlaufenden Berichte aus der neuen Welt zu sammeln. Dieser treffliche Schriftsteller, dessen Namen kein späterer Geschichtschreiber ohne ein zärtliches Beiwort ausspricht, verband mit dem reinen Genuß an den fortschreitenden Entdeckungen einen Styl von unnachahmlicher Lebendigkeit. Beinahe alle heimkehrenden Seefahrer sprachen gastlich in seinem Hause ein, als Mitglied des indischen Rathes las er ihre Berichte, schrieb die Nachrichten sogleich nieder wie sie kamen, und ließ das Geschriebene bedachtsam stehen, wenn auch spätere Berichte manches Trügerische darin beseitigen. So gewähren diese Bruchstücke, welche zu Decaden geordnet, und von dem großen Philologen Lebrija [3] stylistisch gesäubert wurden, vollständig frische Eindrücke, und das treue Spiegelbild der Ereignisse in einem, den Wissenschaften rein ergebenen Gemüthe. Wer zum Genusse dieses Schatzes gelangt ist, der durfte sich wohl dem süßen Trug überlassen, um drei Jahrhunderte sich verjüngt zu fühlen. Zur Veröffentlichung ermunterte den Gelehrten ein Brief des Papstes Leo X, welcher am Michelisabend 1514 die Handschrift der Decaden, die bereits die Entdeckung der Südsee enthielten, seiner Schwester und etlichen Cardinälen bis tief in die Nacht hinein vorgelesen hatte. [4]

Jedes Jahr brachte dem empfänglichen und dankbaren Zeitalter eine wichtige Erweiterung seiner Kenntnisse. Als die Victoria auf der Rückkehr von der ersten Reise um die Welt an der capverdischen Insel Santiago anlegte, entdeckten die Spanier, daß die Portugiesen bereits Donnerstag den 10 Julius 1522 zählten, während es nach ihrer Rechnung erst Mittwoch der 9te Julius seyn konnte. [5] Die Kunde, daß ihnen ein Tag fehle, versetzte die frommen Seeleute in große Bestürzung, weil sie die Marientage falsch gefeiert und an Fasttagen Fleisch genossen hatten. Bei ihrer Rückkunft wollte man an den verlorenen Tag nicht glauben, sondern beschuldigte sie eines Versehens in der Zeitrechnung. [6] Peter Martyr sprach darüber mit dem berühmtesten der damaligen venetianischen Gesandten. Contarini errieth sogleich den Zusammenhang, daß die Victoria, mit der Sonne um die Erde sich bewegend, nothwendig einen Tagesabschnitt hätte versäumen und umgekehrt einen hätte gewinnen müssen, wenn sie in der Richtung von West nach Ost der Sonne entgegen um die Welt gesegelt wäre. [7] Peter

[1] Dieser seltene Druck beginnt mit den Worten: „Der houptman der schiffung des möres Cristoferus colon von hispania schribt dem künig von hispania u. s. w.“ Die erhabnen Naturschilderungen Colons von dem immergrünen tropischen Baumwuchs klingen dort: „und ich gloub das sie das loub nicht verlieren, ursach halb das sie jetz im winter so frisch synd, etlich mit frucht, etlich mit blüst, und etlich mit grünen bletern, als sie bei uns in hispania synt in meyen, wann es doch jetz ym novēmber was, als ich dardurch für; und die distelfogel und finken und dey hunderterley vogel hört ich by einem bylichen wol singen u. s. w.“

[2] S. oben S. 406 ff., wo die Ausgaben alle aufgeführt sind.

[3] Es sind die oft genannten Paesi novamente retrovati. Trivigiano war Secretär des Botschafters Domenico Pisani. Ueber seine Verdienste um das Vicentiner Sammelwerk vergl. Foscarini, Letteratura, Veneziana. (Venedig 1854.) p. 453.

[4] Es ist das an Textverfälschungen reiche Itinerarium Portugalensium.

[5] Das Titelblatt zeigt eine Weltkugel mit magisch verschlungenen Bändern, welche die Inschrift enthalten: „Unbekanthe landte und ein Newe, newe weldte in kurz vergangner zeythe erfunden.“ Der Nürnberger war nicht bloß ein „Arzneiendoctor,“ sondern ein heißblütiger Patriot, der in puristischem Eifer selbst die Namen der Entdecker anheimelnd zu übersetzen versuchte. Aus Christoph Columbus wurde ein Christoffel Dawber, aus Vicente Yanez Pinzon ein Vincenz Bintze, Peralonso Nina (Nigno, wofür Nigro gelesen wurde), ein Alonso Schwartze. In Augsburg befindet sich auch noch eine handschriftliche deutsche Uebersetzung der Paesi novamente retrovati, angeblich von Conrad Peutingers Hand.

[6] Auf solchen Briefen beruht die Rerum Indicarum Narratio des Francesco Chalderea, Rom 1513, welche bereits einen Bericht über die Eroberung Malacca's enthält. Das Flugblatt beginnt: Haec sunt nova que Anno Dni. 1513 ex partibus Indie venere. Wie rasch von allen Vorgängen die europäische Welt in Kenntniß gesetzt wurde, sehen wir daraus, daß in der Ausgabe des Isolario di Benedetto Bordoni, Venedig 1534, am Schluß ein Bericht über die Gefangennahme des Inca Atahualpa abgedruckt wird, der aus Peru vom 15 März 1533 datiert war. Diese Kunde meldet auch der Agent eines deutschen Fürsten aus Lyon in einem handschriftlichen Briefe im Besitze des Hrn. F. Butsch in Augsburg, indem er zugleich den Betrag des ersten Quintes aus Peru mit dem naiven Zusatze angibt, die Sache „sei nit on“ — nicht unbegründet.

[1] Petri Martyris Opus Epistolarum, Ep. 142.

[2] S. die Vorrede zu den drei ersten Decaden dd. Alcala November 1516. Es wurden auch Bruchstücke daraus als Flugblätter gedruckt, z. B. die vierte Decade unter dem Titel: De nuper repertis insulis. Basel 1521.

[3] Dec. III, cap. 9. Opus Epistolarum, Ep. 562.

[4] Tagebuch des Francisco Albo. (Navarr. tom. IV, Nro. 22, p. 241.)

[5] Man meinte nämlich sie hätten den Schalttag des Jahres 1520 übergangen. Wäre dieß aber der Fall gewesen, so hätten sie einen Tag zu viel haben, auch hätte immer Mittwoch auf Mittwoch zusammentreffen müssen.

[6] Dec. V, cap. 7.

[7] Gomara, Hist. general, cap. 98.

Martyr blieb noch zweifelhaft, während andere über diese Erklärung sich belustigten, [1] obgleich schon längst diese Begebenheit im voraus angekündigt worden war. [2] Lag nun hier der erste sinnliche Beweis von einer kugelförmigen Gestalt der Erde vor, so führte das Bedürfniß, die Welttheilungslinie zwischen Spanien und Portugal zu bestimmen, zum Nachsinnen nach neuen Methoden zur Auffindung der irdischen Längen. Nicht nur versuchte man durch Schrittzählungen die Größe eines geographischen Grades von neuem zu ermitteln, [3] sondern es verloren, mit Barros zu reden, noch weit mehrere ihren Verstand über das Problem, die Längengrade zu messen, wozu es nicht mehr an den richtigen Methoden, wohl aber noch an der Vervollkommnung der zeit- und der winkelmessenden Instrumente, der Uhren und der Quadranten mangelte. Mittlerweile gedachte man als Ersatzmittel die Abweichung der Magnetnadeln von der Nordweisung zu gebrauchen. Mancherlei Recepte wurden in diesem Sinne veröffentlicht, [4] wobei man immer voraussetzte, daß die Linien gleicher Abweichung mit den mathematischen Meridianen zusammenfielen, bis die Portugiesen entdeckten, daß von gewissen Punkten aus die isogonischen Linien Curven beschrieben. [5] Mit noch größerer Aufmerksamkeit verfolgte man die verschiedene Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche. War die Truglehre von einer versengten und unbewohnbaren Zone bereits nach Entdeckung des grünen Vorgebirges [6] erschüttert worden, so wurde bei der Kunde von Gletschern dicht über der tropischen Palmenküste bereits die Wahrheit ausgesprochen, daß die sogenannte Schneelinie je näher dem Aequator, desto höher über dem Meere liegen müsse. [7] In das höchste Erstaunen aber setzt es uns, wenn der geistvolle de Barros bereits äußert, das antarktische Amerika verdanke sein härteres Klima dem erkältenden Einflusse der Wasserbedeckung unserer südlichen Hemisphäre. [8] Noch früher wurde wohl die Regelmäßigkeit gewisser Luftströme innerhalb der Wendekreise erkannt. Jeder arabische Lootse konnte die Portugiesen, sobald sie nach Indien gelangt waren, über die eigenthümlichen, von dem Sonnenstande abhängigen Wechsel der Monsune belehren, und wir sehen aus den Abfahrtszeiten von Pedralvares Cabrals Geschwader, daß man sich bereits dieser pünktlichen Institution des Luftkreises anbequemt hatte. Etwas später wurde man mit den Passaten vertraut, doch bemerkt Oviedo schon 1525, daß die Schiffe beinahe doppelte Zeit zur Heimfahrt nach Europa, als zur Ueberfahrt nach Amerika bedurften, [1] auch wurde es sehr rasch ein nautischer Grundsatz, bei der Rückfahrt in hohen atlantischen Breiten die Westwinde aufzusuchen, [2] so daß der geistreiche Jesuit Acosta nicht bloß die atlantischen Passaterscheinungen beschreiben, sondern auch auf die Wiederholung der nämlichen Verhältnisse in der Südsee aufmerksam machen konnte. [3] Hatte schon Colon geahnt, daß unter den Tropen die Meeresströmungen der scheinbaren Bewegung von Sonne und Mond folgten, so haben wir gesehen, wie unmittelbar nach der Entdeckung Florida's auch die Richtung des warmen westlichen Golfstromes vom Piloten Alaminos erkannt und nautisch benutzt wurde. [4]

Drei Vulcane wurden, der mexicanische Popocatepetl durch Montano (1521), die Hölle von Massaya durch Castillo (1537), und der Vulcan von Ternati durch den Statthalter Galvao erstiegen, und eben so wenig fehlen geologische Bemerkungen über das jugendliche Alter gewisser Bodenerhebungen. [5] Merkwürdige Thiere und Pflanzen [6] wurden nach Europa gebracht, oder abgebildet und beschrieben, wenn auch, ohne System, die Beobachtung an zufälligen Merkmalen haften blieb. Aber nur mit einem einzigen Hausthiere, nämlich mit dem Truthahn, konnte die neue Welt die alte bereichern. Auch hat bei der großen Armuth Amerika's dieser Welttheil nur wenige Culturpflanzen andern Erdräumen abgetreten. Erst in unserm Jahrhundert ist die Vanille und der Cacao in Afrika, und die von Cochenillethierchen bewohnte Feigendistel auf atlantischen Archipelen und in Algerien heimisch geworden; die Kartoffeln brachte Franz Drake sehr spät nach Europa, und erst um die Mitte des 16ten Jahrhunderts sah man Matrosen in europäischen Häfen Tabak rauchen. [7] Den Mais dagegen trug schon bei seiner ersten oder zweiten Rückkehr Cristobal Colon nach Europa, denn schon im Jahre 1500 wurde diese Frucht fleißig in Spanien gebaut. [8] Aber auch körperliche Leiden sollten sich an den Besuch

---

[1] Abulfeda (ed. Reinaud, Prolégomènes, tom. II, p. 4.) bemerkt zwei Jahrhunderte vor Magalhaes: „Stellen wir uns vor, daß zwei Personen eine Reise um die Erde zurückgelegt hätten, so wird bei der Rückkehr zum gemeinsamen Ausgangspunkt der eine, der gegen Westen zog, einen Tag zu wenig; der andre, der gegen Osten zog, einen Tag zu viel zählen."

[2] Der gelehrte Lebeija z. B. unternahm einen solchen Versuch, s. Navarrete, Hist. de la Naútica, Madrid 1846, p. 106. Ueber die Gradmessung zwischen Paris und Toulouse cf. Pedro de Mexia, Silva de varia leccion. (Sevilla 1542.) lib. III, cap. 18.

[3] S. v. Humboldt, Kosmos Bd. 2, S. 321.

[4] Acosta, Hist. natur. lib. I, cap. 17.

[5] S. oben S. 68.

[6] Die Schneegipfel bei Santa Marta (Venezuela), vielleicht von Hojeda (s. oben S. 314), wahrscheinlich aber von Rodrigo de Bastidas (s. oben S. 417) gesehen, wurden zuerst von Rodrigo de Colmenares (s. oben S. 444) geschildert: Defluebat autem Gaira ex alto nivali monte, quo altiorem nemo ex ducis Roderici comitibus aiebat se vidisse umquam. Neque aliter putandum est, si nivibus albescebat in ea regione, quae intra decimum gradum distat ab aequinoctiali linea. Petr. Martyr. Dec. II, cap. 2.

[7] Dec. III, liv. V, cap. 9; tom. V, pag. 632. por ser desabrigado da terra firme da parte do polo.

[8] Proemio y Prologo cap. 1 in Barcia, Historiadores Primitivos tom. I.

[1] S. oben S. 565.

[2] Acosta, Hist. natur. lib. II. cap. 16.

[3] Ueber die Stelle: Las aguas de la mar llevan su curso con los cielos, vergl. A. v. Humboldt, Kosmos Bd. 2, S. 325.

[4] Der geistreiche Barros, der für alles Sinn hatte, erwähnt, daß die Portugiesen die Kraterwände der Molukken als einen gehobenen Meeresboden (cascalho do mar) erkannten. (Dec. III, liv. V, cap. 5; tom. V. p. 578.)

[5] Peter Martyr erzählt uns, mit welcher Wißbegierde die ersten Zweige der Gewürznelken, welche die Victoria von den Molukken nach Europa brachte, am spanischen Hofe betrachtet, von Hand zu Hand und von Nase zu Nase wanderten. Einige davon hob er auf, um sie Sr. Heiligkeit zu übersenden. (Dec. V, cap. 7.)

[6] Tiedemann, Geschichte des Tabaks, Frankfurt 1854, S. 146.

[7] Brief an die Ama del Principe: Maiz es una simiente, que hace una espiga como una mazorca, de que llevé yo allá, y hay ya mucho en Castilla. Navarr. tom. I, p. 251. In neuerer Zeit wird die amerikanische Abkunft von Zea Mays bestritten, s. Schleiden, Studien, Leipzig 1855, S. 24. Zwar bin ich nicht unterrichtet genug, um behaupten zu dürfen daß die Frucht vor der Entdeckung Amerika's nicht in Asien gekannt worden sey, doch darf ich versichern daß die ersten Entdecker, Spanier wie Italiener, ohne Ausnahme den amerikanischen Mais als eine in ihrem Vaterland noch unbekannte Pflanze beschreiben.

[8] Es läßt sich nämlich nachweisen, daß die Stelle des Fray Ramon (cap. 7) in Don Fernando Colons Vida del Almirande, wo die Rede ist daß der mythologische Erzvater Bagnoniona vom mal Francés befallen gewesen sey, von den italienischen Uebersetzern eingeschoben wurde, die sich

der neuen Welt knüpfen. Es ist bekannt daß erst nach der Ankunft der Europäer in Mexico sich das gelbe Fieber zu Epidemien auszubilden begann, welche, an den Küstensäumen hinschleichend, früher innerhalb der Wendekreise gebannt schienen, bis sie im vorigen Jahre (1856) nach Nord und Süd, bis New-York und Montevideo, und in diesem Jahr sogar über das atlantische Meer nach Lissabon eingedrungen sind. Ein anderes, an unerlaubten sinnlichen Umgang geknüpftes Uebel, die syphilitische Vergiftung, wurde zuerst 1494 in Italien allgemein bemerkt, als französische und spanische Kriegsvölker die der Fremdherrschaft verfallende Halbinsel durchzogen. Wir besitzen keine chronologisch verbürgte Urkunde, [1] daß dieses Uebel vor Ankunft der Europäer in Amerika, und kein unverdächtiges Zeugniß, daß die Krankheit vor Entdeckung Amerika's in Europa geherrscht habe. [2] Die historische Untersuchung über den Ursitz des Uebels befindet sich deßhalb noch heute in einem unreifen Zustande. Einer Ansteckung der Spanier widerstreitet nicht daß die Krankheit sich so plötzlich über Europa verbreitete, denn mit gleicher Schnelligkeit erreichte sie auch das äußerste Morgenland, [3] es spricht vielmehr dafür der Umstand, daß gegen das Uebel specifische Heilmittel in Amerika sich fanden und den Eingebornen bekannt waren. [4] Doch geschah es erst sehr spät daß man die Krankheit mit der Entdeckung Amerika's in Zusammenhang zu setzen begann, [5] kurz nach dem Ausbruch der Seuche entschieden sich vielmehr italienische Aerzte auf einem Concil in Ferrara, daß das Uebel in Rom in Folge einer Ueberschwemmung des Tiber ausgebrochen sey. [6]

Ergötzte man sich in Europa anfangs nur an der Idylle von den Menschen auf lieblichen Inseln, die nackt und ohne Bedürfnisse ihr Gold für eine Stecknadel feil boten, so sehen wir in Deutschland die Auffindung einer westlichen Welt, die sich zu beiden Seiten des Aequators erstreckte, zur Entscheidung einer altmodischen Streitfrage der mittelalterlichen Kosmographie herbeiziehen, ob es nämlich Antipoden geben könne, was der heilige Augustinus, zu dessen Zeit die Lehre von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone noch aufrecht stand, aus theologischen Gründen verneint hatte. [1] Schon Amerigo Vespucci hatte triumphirend verkündigt, daß es Antipoden, daß es Bewohner der heißen Zone gebe. An der Sache selbst lag wohl nicht soviel, allein was auf dem Spiele stand und nun verloren gieng, das war die Unfehlbarkeit der Meistersprüche des Alterthums. Nur wenige beruhigten sich noch mit dem Troste, daß die Alten einige Wissenschaft von atlantischen Ländern besessen hätten, [2] allein der Name der Neuen Welt verkündigte das Gegentheil. Noch lebte das Geschlecht, welches vor der Autorität des Ptolemäus so schülerhaft verzagte, daß es Colons großen Anschlag aus lauter Ehrfurcht vor dem Alexandriner beinahe vereitelt hätte, und dreißig Jahre später spricht ein glücklicher Seefahrer im Tone kritischer Barmherzigkeit bereits „von den verzeihlichen Fehlern der alten Geographen.“ [3] Es war aber der größte sittliche Erfolg der Entdeckungen, daß die Schüler zu Meistern geworden, die Meister allmählich veraltet waren. Der große Verfasser des Kosmos deutet uns an, daß in dem Todesjahr Colons die Weltordnung von Copernicus aufgefunden wurde, und daß in demselben Monate, wo Hernan Cortes nach dem Siege bei Otumba zur Belagerung Mexico's schritt, Martin Luther die päpstliche Bulle in Wittenberg verbrannte. Eine gleich große Vermessenheit lag in dem Marsch des frommen Cortes nach dem Sitz eines wohlgegliederten mächtigen Kaiserreiches und in der Kriegserklärung des Mönches gegen die älteste und höchste Obrigkeit der christlichen Welt. Hätte Colon die Insel Guanahani nicht erreichen können, so wäre Brasilien doch durch Cabral oder einen spätern portugiesischen Ostindienfahrer entdeckt worden. Eben so hätte man die Bewegung der Erde und die Ruhe der Sonne in dem Augenblick erkannt, wo mit Hülfe des erfundenen Fernrohres die mondartigen Phasen der Venus und die Jupiterstrabanten gesehen werden konnten. Daß Copernicus hundert Jahre vor Erfindung des Fernrohres sein System, und spanische Schiffe absichtlich acht Jahre früher, als arglose Ostindienfahrer, Küsten in atlantischen Fernen entdeckten, das sind die höchsten Triumphe jenes merkwürdigen Zeitalters. Und da sich That an That entzündet, so darf es jedermann freistehen, die große geistige Bewegung des 16ten Jahrhunderts entweder als die Folge der großen Entdeckungen, oder Colons Unternehmung als den ersten Tagesschimmer des anbrechenden 16ten Jahrhunderts zu betrachten.

dergleichen Unarten, wie sich aus Vergleich mit Peter Martyr und mit Las Casas ergibt, öfters erlaubten. Dagegen behauptet Ximenez (Origen etc. ed. Scherzer, Wien 1857, S. 157) in der Heldenzeit hätten die indianischen Barone Guatemala's eine solche Krankheit als ein Merkmal der Vornehmheit (grandeza) betrachtet, und ihren Göttern darauf bezügliche Namen (tepeu) verliehen.

[1] Welche Zweifel über dem Datum (5 April 1488) von Peter Martyrs Brief an Arias Barbosa schweben, darüber vergl. Prescott, Ferdinand and Isabella tom. II, p. 502.

[2] Pigafetta (Voyage p. 215) fand 1522 die Ansteckung schon allgemein auf den Banda-Inseln, wo sie die „Frankenkrankheit“ hieß, obgleich bis zu jener Zeit nur eine höchst geringe Anzahl Europäer dorthin gelangt war.

[3] Oviedo, Hist. de las Indias lib. X, cap. 2; tom. I, p. 364. Am 15 Januar 1502 wurde in Sevilla bereits ein Spital für die Lustseuche errichtet. (Zuniga, Anales tom. III, p. 185.)

[4] Die älteste Urkunde, welche den Ursitz des Uebels nach Amerika verlegt, ist eine Schrift, angeblich vom Jahre 1520, die Bandini (Vespucci p. 41) erwähnt. Gomara (cap. 29), Oviedo aber erst in den spätern Schriften, und der Jesuit Charlevoix (Hist. de l'Isle Espagnole tom. I, p. 57) klagen die Eingebornen Amerika's an.

[5] Man findet das Nähere in der Flugschrift Nicolo Leoniceni's: Libellus de Epidemia, quam vulgo morbum Gallicum vocant, sive brossulas. (Mailand, Julius 1497.)

[6] S. die Briefe des Vadianus zur Ausgabe des Pomponius Mela, Viennae 1518. Dort findet sich (p. 127) schon der Satz ausgesprochen: in situs terrae traditione recentioribus historiis semper magis credendum quam ullis veteribus.

[1] Der Astrolog Cardano sah in Amerika die von Aristoteles erwähnten atlantischen Entdeckungen der Carthaginienser. (Hieron. Cardani, Mediol. libri quinque. Nürnberg 1544. p. 6.) Der Jesuit Acosta dagegen erinnerte an Platons Atlantis. (Hist. natur. lib. I, cap. 22.)

[2] Pigafetta, Voyage p. 57.

[3] Kosmos Bd. 2. S. 338—339.

Die Geographie des alten Aegypten nach den altägyptischen Denkmälern.

Unter diesem Titel hat Brugsch jüngst ein Werk [1] herausgegeben, das ihm eine der ersten Stellen unter den Forschern in der Hieroglyphik sichert. Der Verfasser hatte schon auf der Schule mit der demotischen Schrift der alten Aegypter sich zu beschäftigen angefangen, dadurch Alexander v. Humboldts Aufmerksamkeit und Interesse erregt und auf dessen Verwendung auf Kosten des Königs von Preußen vom März 1853 — April 1854 eine wissenschaftliche Reise nach dem Nilthale unternommen. Seine Reiseberichte aus Aegypten (Leipzig 1855) gaben die Beschreibung derselben, wie er sie angesichts der Denkmäler auf der Nilbarke oder unter dem Zelte oder im Schatten der Monumente von Zeit zu Zeit nach Berlin schickte. Sie theilten schon manche hieroglyphische Inschrift in Auszügen oder Uebersetzungen mit. Wenn wir in unserer Anzeige des Buches (Münchner gel. Anz. hist. Classe 1856 Nr. 7) an solchen Uebersetzungen ohne beigefügten Text und genaue grammatische Erklärung im allgemeinen Anstoß nahmen, und meinten nur die Sorgfalt, die Hr. Brugsch in mehreren frühern Arbeiten bewiesen, lasse auch diese mit Vertrauen entgegen nehmen, so hat er dieses durch seine Grammaire Démotique Berlin 1855 Fol. und obiges Werk glänzend bewährt.

Man hat zu lange die alte Geschichte Aegyptens nur nach den immer unvollkommenen, vielfach mangelhaften Nachrichten von Fremden, namentlich der Griechen Herodot, Diodor u. s. w. einer dem andern nacherzählt. Erst seit das Studium der Hieroglyphik diese zu erschließen angefangen hat, erhalten wir einige Kunde derselben von den alten Aegyptern selbst. Die Geographie ist eine nothwendige Hülfswissenschaft der Geschichte. Auch die Namen der altägyptischen Städte und Nomen sind von den Griechen nur sehr mangelhaft wiedergegeben worden.

Champollion d. J. hatte daher, schon ehe er der Hieroglyphik sich zuwandte, in seinem gelehrten Werke [2] aus den verschiedenen koptischen Schriften, in welchen die alten Volksbezeichnungen der Städtenamen nur wenig verändert beibehalten sind, diese wieder herzustellen gesucht. Da die koptische Literatur bloße Bibelübersetzungen, Leben von Heiligen u. s. w. und keine eigentlichen geographischen-historischen Schriften enthält, so lieferten sie natürlich nur gelegentlich einzelne Namen und ließen viele Lücken, wenn auch nicht zwischen der Zeit der christlichen Kopten und der alten Pharaonen ein Zeitraum von mehreren tausend Jahren läge. Aus den Denkmälern hatte Champollion später in seiner Grammaire égyptienne p. 149 ffg. nur 50 Ortsbenennungen in den Hieroglyphen aufgeführt, während die der Denkmäler nach Brugsch in die tausende gehen. Er verfährt bei der Deutung der Hieroglyphen mit der Sorgfalt und der Umsicht die Champollions Werke so sehr auszeichnen, und reihet sich darin dessen Nachfolgern Birch in London und dem Vicomte de Rougé in Paris würdig an. Nachdem er die alphabetischen Zeichen in den Hieroglyphen festgestellt hat, erörtert er die Denk- und Deutbilder, die bei der Bildung von Ortsnamen von besonderer Bedeutung sind: ein kreisförmiges Zeichen mit einer Art Kreuz in der Mitte z. B. für eine größere Stadt, besonders die Nomen-Hauptstädte, ein anderes für die kleinern, Sitz einer bestimmten Verwaltung. Sie hießen „Mer“ und standen unter einem Fürsten Ha. Den Gegensatz zu beiden bildete ein Zeichen, das dem Anschein nach ein von Canälen durchschnittenes Landstück darstellt und das flache Land bezeichnet. Wichtig ist noch die Bemerkung, die Brugsch hier (S. 19) über die doppelten Namen der ägyptischen Oerter, wie auch Personen in der heiligen Sprache und in der Volkssprache macht. Manetho erwähnt jener schon, und Brugsch weiset seine Deutung der ersten Sylbe des Wortes Hyksos, von Hyk, König in der heiligen Sprache, jetzt in den Monumenten, wo Hag den Nomarchen oder Gouverneur eines ägyptischen Gaues bezeichnet, S. 2 nach. Fast jeder nur einigermaßen bedeutende Ort des Landes hatte so einen theologischen und einen profanen Namen. So ist das alt-ägyptische Wort für Nomos Hesp im Demotischen wie im Koptischen untergegangen. Wir können ohne hieroglyphische Zeichen auf die übrigen Hieroglyphen, welche bei der Bildung von Ortsnamen in Betracht kommen, nicht weiter eingehen, und überhaupt aus dem Werke, welches gelehrte Forscher auch als Leser voraussetzt, nur einiges hervorheben, was auch für ein größeres Publicum von Interesse seyn möchte.

Die Denkmäler geben uns keine Nachricht darüber, wie sich die alten Aegypter die Lage ihres Landes im Verhältnisse zu der ihnen bekannten Welt vorgestellt haben. Doch scheint es Brugsch nicht unwahrscheinlich daß sie sich dasselbe in der Mitte der Erde liegend gedacht haben, die durch einen Mann (den Gott Seb) in liegender Stellung, mit dem Kopfe nach unten hinblickend und mit dem rechten Arme auf den Boden sich hinstützend dargestellt ward, während die Figur einer darüber ausgestreckten nach innen blickenden Frau, gestützt von den emporgerichteten Armen einer männlichen Gestalt mit einer Feder auf dem Kopfe, und mit den Fuß- und Handspitzen den Boden berührend, den Himmel (die Göttin Nut) versinnlichen sollte. Auf ihrem Rücken fährt die Sonnenbarke einher. Die Weltgegenden rechneten die Aegypter in dieser Folge: Süd, Nord, Ost und West. Vorsteher derselben waren die vier Todtengenien, die in Gestalt von Gänsen ihnen zufliegen, dem Süden als menschenköpfige, dem Norden als hundsköpfige, dem Osten als schakalköpfige, und dem Westen als sperberköpfige Gans. Der Osten bezeichnete dem Aegypter die rechte Seite, der Westen die linke, zugleich die Seite des Todes und der Gräber, wo die Sonne untergeht. Auch die Zwischentheilung der Windrose war den Aegyptern schon unter der 18ten Dynastie bekannt. Als die Gränzen ihres Landes im Süden galten den Aegyptern die Südwelt mit ihrer Bevölkerung, im Norden die Nordwelt und das große Meer; als die Enden der Welt im Süden das Mer Schar, das s. g. indische Meer mit seinem Busen und der Berg Ap-en-to, wörtlich das Horn der Welt, wohl in Aethiopien, im Norden das große Wasser d. i. das Mittelmeer und die vier Stützen des Himmels (Aft-sechun-pe-t). Auf mehreren Denkmälern steht statt dessen Pehu Neherem. Das äußerste oder Ende vom Lande Naharain, das ist dem Lande zwischen den Quellen des Euphrat und Tigris, welches Armenien bereits berührt, Nahiri in den assyrischen Keil-

[1] Die Geographie des alten Aegyptens nach den altägyptischen Denkmälern zum erstenmale zusammengestellt und verglichen mit den geographischen Angaben der heiligen Schrift und der griechischen, römischen, koptischen und arabischen Schriftsteller von Dr. Heinr. Brugsch. Leipzig 1857 in 4. mit 58 Tafeln und 2 Karten.

[2] L' Égypte sous les Pharaons. Paris 1814. 2 Bde. in 8.

inschriften. Bis hieher hatte sich das ägyptische Schwert seinen Weg gebahnt. Es mag im 12ten oder 13ten Jahrhundert v. Chr., aus welchem jene Inschriften herrühren, eines der schneebedeckten Hochgebirge Armeniens bezeichnet haben. Es wurde dann stehender Ausdruck für die emphatische Redeweise daß die Pharaonen ihre siegreichen Waffen bis ans Ende der Welt getragen hätten. Daß Sesostris schon Reisekarten habe anfertigen lassen, erzählt Eustathius in seinem Commentar zum Dionysius (Perieg.), und Apollonius von Rhodus (Arg. IV. 279) läßt (?) die ägyptische Colonie in Colchis von ihren Vätern her Holztafeln (κύρβεις) aufbewahren, worauf Erde und Meer, Wege und Straßen genau verzeichnet waren, und unter den 42 hermetischen Büchern der alten Aegypter handelte nach Clemens Alexandrinus (Strom. VI. p. 268) eins von der Kosmographie und von der Geographie und ein anderes von der Chorographie Aegyptens und der Beschreibung des Nillaufes, und man hat nun Pläne von ägyptischen Oertlichkeiten und Gegenden und auch von ausländischen Territorien, die noch über die Zeiten Ramses des Großen hinaufgehen, entdeckt, namentlich Birch [1] eine topographische Karte Nubiens oder Aethiopiens mit Goldbergwerken, die Lepsius (Urkundenbuch Tafel 22) noch für das Grab Königs Seti I nahm. Sie erinnert ganz an die ähnliche Darstellung aus Kujundschik in Layards Niniveh and Babylon S. 342. Die Berge sind auf der einen Seite des Weges umgekehrt dargestellt, um die Vorstellung eines Thalweges zwischen 2 Bergketten zu gewähren.

In dieser naiven, fast kindischen Art von Kartenzeichnung mögen die alten Aegypter dem Anaximander, dem Erfinder der geographischen Karten bei den Griechen, also allerdings um 1000 Jahre voran gewesen seyn. Die Gränzen der ägyptischen Herrschaft erstreckten sich zu verschiedenen Zeiten natürlich verschiedentlich weit. Schon zur Zeit der Pyramiden-Erbauer, also unter der 4ten Dynastie, bis über Syene hinaus, da die Pyramiden uns Granitblöcke aus Syene zeigen. Im Westen von Unterägypten bekriegte der erste König der 3ten Dynastie nach Manetho schon die abgefallenen Libyer, und bereits unter der 4ten Dynastie 4000 (S. 42 steht irrig 400) v. Chr. ließen die ägyptischen Könige nach Lepsius' Briefen aus Aegypten S. 336 die Kupferminen auf der Sinaihalbinsel bearbeiten. Sanfru heißt der „Besieger der fremden Völker," und der Pyramiden-König Chufu (Cheops) „der Ueberwinder der Bergvölker." Auch der König der 6ten Dynastie Pepi (Phiops) war im Besitz der Sinaihalbinsel. Wir können begreiflich die Gränze des ägyptischen Reichs unter den einzelnen Königen der verschiedenen Dynastien nicht verfolgen und übergehen die einzelnen Daten die wir darüber haben. Später brachen fremde Völker in Aegypten ein und beherrschten es lange, obwohl hier noch vieles Dunkel herrscht, namentlich auch über die Zeit der Dauer ihrer Herrschaft. So ist wohl kaum richtig, wenn Brugsch S. 50 den Einbruch der fremden Völker in Aegypten von Osten schon zu Ende der 13ten Dynastie ansetzt. De Rougé (Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft T. 9) hat bekanntlich im Papyrus Sallier Nr. 1 die erste altägyptische Nachricht über die Hyksos gefunden, welche Brugsch mittheilt. Den Namen der Hyksos löst er jetzt auf in den der Fürsten (Hag) der Schasu, einer später ziemlich unbedeutenden arabischen Völkerschaft, deren Sitze sich von Pelusium bis nach Kanaan ausbreiteten. Die spätern Könige der 18ten Dynastie unterwarfen auch die Neger (Nehesi), und heißen „Ueberwinder des Landes Kusch"; sie unterwarfen auch die Insel- und Küstenbewohner des Mittelmeeres. Tudmes III drang nicht nur in Palästina ein, sondern war auch im Besitze von Assyrien bis nach Armenien hinein. [1] In solchen stereotypen Reichen, wie das alte Aegypten war, werden freilich später auch die bombastischen Schilderungen von siegreichen Königen stereotyp und auf jeden Zaunkönig von dem Schmarotzervolke der Pfaffen übertragen, und der Geschichtsforscher muß sehr auf seiner Hut seyn, dieß nicht für baare Münze zu nehmen. Unter Ramses III behaupteten indeß die Aegypter in Vorderasien und dem Mittelmeer und in Libyen noch ihre Oberherrschaft. Später knüpften sich engere friedlichere Verhältnisse mit Vorderasien an. Dann kamen die äthiopischen Eroberer, Brugsch meint ägyptische Statthalter, die, von Aegypten abtrünnig, in Napata ein eigenes Reich bildeten und später Aegypten selbst eroberten, bis es sich von dieser Herrschaft wieder frei machte. Die Denkmäler geben über diese Zeiten wenig Aufschluß.

Was nun das eigentliche Aegypten betrifft, so ist weder der griechische Name Αἴγυπτος, noch der semitische Name Mizraim, der noch in der jetzigen Benennung Misser erhalten ist, altägyptisch. Die Aegypter nannten ihr Land Chemi oder Kem: das schwarze. Es ist dasselbe Wort, das in dem Namen der Chemie, die ägyptische Kunst, sich auch bei uns erhalten hat, was Diez entgangen ist. Αἴγυπτος hieß den Griechen auch der Nil, und Brugsch deutet das Wort aus dem altägyptischen Ha-ke-ptah, d. i. Culturstädte Ptha's (?). In der heiligen Sprache gibt es dafür noch andere synonyme Ausdrücke, die aber nur mehr besondere epithetische Bezeichnungen als wirkliche Namen Aegyptens sind, wie das Land Mera oder Mela, das Sykomorenland, das Land des Palmbaums (des Dattelbaums), das große Auge u. dgl. Man unterscheidet immer Nord- und Südägypten. Ebenso dunkel als der Name Aegypten ist der Ursprung des Namens des Nil. Der heilige Name desselben ist Hapi, d. i. der Apis, dem Koptischen nach: der Verborgene. Man unterscheidet den nördlichen und den südlichen. Bekanntlich spaltete sich der Nil im Alterthum bei der Stadt Kerkesura vom Koptischen Kerk, brechen, trennen, benannt. Die sieben Nilarme selbst haben im Laufe der Zeiten bedeutende Veränderungen erlitten. Im allgemeinen hat sich die Wassermenge von der Ost- nach der Westseite des Delta hingezogen und hier die heutigen beiden Hauptcanäle des Rosetta- und Damietta-Armes gefüllt. Brugsch glaubt in zwei Denkmälern im Grabe Ramses III, in Biban-el-moluk und im Porticus des Memnonium Setis I in Kurna Darstellungen der Nilarme gefunden zu haben. Jene (Champollions Monumens II. pl. 253 ff.) scheint ihm eine personificirte ägyptische Flußkarte.

Aegypten war in eine Anzahl Nomen getheilt; das Wort ist griechisch. Diese zerfielen wieder in verschiedene untergeordnete Abtheilungen. Die ganze Verwaltung und selbst die religiösen Heiligthümer des Nomos vereinigten sich in der Metropolis. Die Benennung und Zahl der Nomen wechselte. Herodot nennt nur ein-

[1] A historical tablet of Rameses II, of the nineteenth dynasty relating to the goldmines of Aethiopia. London 1852.

[1] Birch The annals of Totmes III. London 1853.

zelne, aber mit ihren altägyptischen Namen, nur selten diese übersetzt, wie bei den spätern. Nach Diodor I. 54 theilte Sesostris das Land in 36 Nomen, welche Zahl auch Strabo hat. Die Zahl stimmt aber nicht mit den Denkmälern, wie andrerseits Ptolemäus und die Gaumünzen Aegyptens wieder zu viele haben. Sie kommen auch schon in Grabcapellen der 4ten Dynastie vor. Die Römer behielten die Nomen bei, und sie kommen auch bei den Kopten noch vor, wo der Nomos Ptosch heißt. Die griechischen Nomoslisten geben nun die wirklichen Umschreibungen oder Uebersetzungen der vulgären Nomosnamen. Wir kennen aber jetzt durch Hrn. Harris [1] in Alexandrien auch die heiligen Nomenlisten. Er theilte 7 solcher Listen mit, die Brugsch auf seiner ägyptischen Reise zu berichtigen und bis auf 15 zu vermehren die günstigste Gelegenheit hatte. Die vollständigste Liste, die von Edfu, enthält 44, da aber einige doppelt sind, eigentlich nur 39, und die Zahl wechselt. Die Zahl der 42 Richter im Todtenbuche Cap. 125, die aus den Hauptstädten des Reiches zu einem großen Gerichte zusammenberufen wurden, scheint die älteste Nomeneintheilung zu enthalten. Ein jeder Nomos bildete von alter Zeit her gewissermaßen einen kleinen Staat im Staate. Die Nomarchen waren unter sich verschwägert, und erhielten dadurch und durch ihre Verwandtschaft mit dem Königshause eine Bedeutung. Schon in der 12ten Dynastie ist die Eintheilung und Folge derselben fest bestimmt, Gränzsäulen bezeichneten wie weit ihr Wirkungskreis sich erstrecke. Die lange Inschrift an den untern Theilen der vier Wände der ersten Grabcapelle von Beni-Hassan bei Burton (Excerpta hieroglyphica pl. XXXIII u. XXXIV) und Lepsius (II. 124 u. 125) ist für die Geschichte der Nomen Aegyptens merkwürdig, und von Brugsch S. 112 fgg. erläutert worden. Die Würde eines Nomarchen war darnach erblich in der Familie, und selbst durch Erbtöchter. Den Mittelpunkt des Nomos bildete die Metropolis, in welchen die Nomarchen und die Localgottheiten ihren Sitz hatten. Diese politische Abgeschlossenheit wurde vermehrt, ja gieng vielleicht hervor aus der Verschiedenheit der religiösen Culte. Die Kenntniß der Nomosgottheiten ist daher wichtig. Den gleichzeitigen einheimischen Denkmälern dienen zur Bestätigung die Gaumünzen und die griechisch-römische Tradition, die durch die griechische Nomosbezeichnung, wie Aphroditopolites, und durch die bestimmte Angabe der Gottheiten und der ihnen geweihten Thiere der Metropolis jene sofort erkennen lassen. Brugsch S. 130 fgg. gibt eine Liste der Nomengottheiten Aegyptens. Im Gau Nubien z. B. gibt die Liste von Karnak (T. 17—26) als Nomosgott dieses Gaues den widderköpfigen Knepf oder Gnubis. Die Untergaue hatten wieder ihre besonderen Nomosgottheiten, z. B. Pnubs, den Thot rc. Es leuchtet ein wie wichtig diese Forschungen für die ägyptische Mythologie sind.

Nicht nur die Nomen sind aber der Reihe nach in ihren symbolischen Bezeichnungen erhalten worden, sondern auch die Nomen der Metropolis, die der nächst wichtigen Hauptstadt eines jeden Nomos und noch dreier durch bestimmte Determinativa von einander unterschiedenen Städte; also 5 × 44 oder 220 Nomenstädte führten die Denkmäler auf, die freilich nicht vollständig und ohne Lücken, aber doch über die Hälfte erhalten sind.

[1] Hieroglyphical standards representing places in Egypt supposed to be its Nomes and Toparchies. London 1853.

Der zweite Theil des wichtigen Werkes, der sich mit der Geographie Palästina's und der übrigen Nachbarländer Aegyptens beschäftigt, soll in Jahresfrist nach Brugsch' Rückkehr von einer neuen Reise in den Orient erscheinen. Eine Karte des alten Aegyptens beschließt das Werk; eine andere gibt die Namen der Nomen und Städte in Hieroglyphen.

Skizzen aus dem socialen Leben in den Vereinigten Staaten.

6. Freie Presse.

In den Vereinigten Staaten herrscht unbedingte Preßfreiheit; es darf kein Gesetz zur Beschränkung dieser Freiheit eingebracht werden.

Es ist schwer dem Leser einen Begriff von dem Zustand zu geben der durch die freie Presse hervorgebracht wird, man muß es mit eigenen Augen gesehen haben was hier alles gedruckt wird, um es glauben zu können. Die Lectüre des Amerikaners besteht in Zeitungen; die Frauen lesen Romane, und was für Romane! Die Zeitungen sind streng in Parteiblätter geschieden; einige haben religiöse Tendenzen, andere sind religiösen und politischen Inhalts zugleich.

Am treffendsten hat Dickens in seinen unvergleichlichen American notes die hiesige Presse geschildert; er ist selbst Schriftsteller, und lebt in einem Staate wo keine Censur herrscht, und dennoch wendet er sich mit tiefem Abscheu von dem Schmutz der amerikanischen Presse ab. Niemand ist vor ihren Angriffen sicher; die unerhörtesten Zoten und Gemeinheiten werden mit einer Gleichgültigkeit besprochen, die selbst einen Wüstling zum Nachdenken bringen würde. Es ist kaum zu begreifen wie Jungfrauen und Frauen diese Blätter in die Hand nehmen können, und ein großer Theil der ungeheuern Sittenlosigkeit in den amerikanischen Familien ist gewiß dem schädlichen Einfluß zuzuschreiben, den die Zeitungen ausüben.

Wenn der Leser aber glaubt daß die Presse hier wirklich frei ist, und daß man drucken lassen kann was man will, so ist er sehr im Irrthum. Wer zum Beispiel in einem Sklavenstaate zu Gunsten der Negersklaven schreiben würde, der wäre ein sicheres Opfer des Todes. Selbst in Kansas, welches noch Territorium ist, und wo die Frage täglich blutig discutirt wird ob Sklaverei eingeführt werden solle oder nicht, haben die Herausgeber einer Zeitung zu Gunsten der Freistaatspartei ihr Unternehmen theuer büßen müssen. Die Presse wurde in den Fluß gestürzt, das Eigenthum des Redacteurs zerstört, er selbst gefangen und getheert. Bekannt ist daß die Verfasserin von Onkel Toms Cabin nach England flüchten

mußte, und wenn der Verfasser dieser Skizzen hier verrathen würde, so würde sein Leben in der höchsten Gefahr schweben; kein Buchdrucker in den Vereinigten Staaten würde es wagen diese Blätter zu veröffentlichen.

Man hat behauptet daß die Preßfreiheit die Mutter schöner Schriften u. s. w. sey. Auch dieß möchte ich bezweifeln. Unsere besten deutschen Schriftsteller lebten und leben in Staaten wo die Presse beschränkt ist; hier wo die Presse frei ist, gibt es keine oder doch nur sehr wenig Schriftsteller, und ihre Producte haben bisher keine Berühmtheit erworben.[1] Dickens schreibt diesen Umstand der Unmöglichkeit zu, freimüthige Werke zu drucken; ich glaube aber daß der Geschmack der Jugend durch die schlechte Zeitungslectüre so verdorben wird, daß sie sich im reifern Alter nicht zu höhern Productionen emporschwingen kann. Die unzähligen Novellen und Romane welche hier die Lectüre der Damen ausmachen, tragen den stereotypen Charakter der Zweideutigkeit und Sinnlichkeit, so daß man alle gelesen hat wenn man einen kennt. Die Anpreisungen solcher Producte in den öffentlichen Blättern ist nicht nur widerlich, sondern für den amerikanischen Charakter recht bezeichnend. So las ich neulich folgendes. „An die Millionen! Schon wieder hat ein Sohn Amerika's ein Werk, The lamplighter, veröffentlicht, welches alles übertrifft was bisher in diesem Genre vors Publicum gebracht wurde. Keine Dame sollte dieses nationale Werk entbehren. Es ist Zeit daß wir der alten Welt beweisen daß wir sie auch durch Schriftsteller-Ruhm überflügeln." Es ist unnöthig beizufügen daß der Lamplighter ungenießbares Machwerk ist.

Die Zeitungen üben nicht nur einen schädlichen Einfluß aufs Volk durch ihren theilweise schmutzigen Inhalt und die schamlosen Wahlumtriebe, sondern auch durch ihre Unterstützung des Humbugs und betrügerischer Speculationen. Von den tausend Beispielen will ich nur eines anführen. Der New-York Herald hatte angekündigt daß im Staate Ohio ungeheure, unerschöpfliche und unvergleichliche Kohlenlager in der Nähe eines Canals entdeckt seyen; eine Compagnie habe sich gebildet, wer sich betheiligen wolle, möge eilen ehe alle Actien verkauft seyen. Hunderttausende von Dollars wurden in New-York eingezahlt. Täglich rapportirte der Herald, daß die Actien im Steigen seyen, eine außerordentliche Dividende zahlten u. s. w. Nachdem der schlaue Herausgeber seiner Actien sämmtlich los geworden war, meldete er, die Compagnie sey bankerott, und als man sich den Schaden bei Licht besah, existirten weder Kohlenlager noch Canal. Dieß ist ein Beispiel von tausenden, und der geneigte Leser wird mir beistimmen wenn ich behaupte daß eine solche Preßfreiheit ärger ist als eine russische Censur (!).

Fast in jeder Zeitung (— ich kenne in der That keine Ausnahme —) werden Patent, Medicinen und Wundercuren angepriesen. Alle Krankheiten und alle Theile des menschlichen Körpers werden beim rechten Namen genannt, und Atteste von Leuten die durch die empfohlenen Mittel geheilt sind, werden beigefügt. Zur Zeit der Knownothings wurden namentlich solche Medicamente empfohlen, welche im Gebiet der Vereinigten Staaten wachsen. Der Fremdenhaß erstreckte sich damals sogar auf die Heilmittel.

Die Folge dieser Anpreisungen von Patentmedicinen ist eine höchst traurige; wer geheime Leiden hat und sich scheut einen Arzt ins Vertrauen zu ziehen, kauft Patentmedicinen und ruinirt sich. Die Quacksalber curiren alles mit Patentmedicinen, und jährlich werden viele Tausende durch diese, meistentheils Quecksilber, spanischen Pfeffer und Jod enthaltenden Mittel umgebracht. Das gläubige Volk vertraut der Heilkraft dieser Mittel, denn „sie stehen ja in der Zeitung." Wer, wie ich Gelegenheit gehabt hat die schrecklichen Verwüstungen anzusehen, welche durch diese Patentmittel angerichtet werden, der bekommt von der Preßfreiheit seine eigenen Gedanken.[2]

7. Religionsfreiheit.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten gewährt jedermann freie Ausübung seiner Religion. Staatsreligion gibt es keine. Die Priester werden von ihren Gemeinden angestellt und besoldet. Die Kirche darf kein Eigenthum haben.

Dieses Gesetz, so sehr es auch den Anschein der Billigkeit und Moralität für sich hat, ist eben so wenig geeignet einen geordneten Zustand im Staate zu bewahren als die übrigen Gesetze, welche vollkommene politische Freiheit gewähren. Ein Blick in die Verhältnisse der religiösen Secten der Union wird dieß beweisen.

Die katholische Religion steht auch hier dem Protestantismus schroff gegenüber. Erstere bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze, sucht durch Schulunterricht und gegenseitige Unterstützung der Gemeindemitglieder ihre Kraft zu stärken, und schreitet hierin glücklich vorwärts.

Die Protestanten zerfallen in eine fast unzählige Menge verschiedener Secten, die sich wieder unter einander befehden. Am mächtigsten sind die Methodisten und Presbyterianer. Man sollte glauben daß in der großen Union Raum genug für die verschiedenen Religionsparteien sey, aber dem ist nicht so. Verfolgungen der Katholiken gehören zum guten Ton, und die Knownothings hatten in ihrem Programm den abscheulichen Grundsatz aufgestellt, daß die Katholiken das Bürgerrecht nicht haben sollten. Bei den Staatswahlen, namentlich in den Sklavenstaaten, wurden die Katholiken vom Stimmen abgehalten, viele wurden grausam ermordet. Während Fremont als Candidat für den Präsidentenstuhl auftrat, war eine der grimmigsten Anschuldigungen gegen ihn die, daß er ein Katholik sey.

Noch schlimmer verfährt die öffentliche Meinung mit den Mormonen. Was auch der Glaube dieser Secte seyn möge, sie haben vollen Anspruch auf ungehinderte Ausübung ihrer Religion; aber das Volk jagt sie wie wilde Thiere von Staat zu Staat, und erst in neuester Zeit scheint ein Vernichtungskrieg gegen sie im Werke zu seyn.

Das Verhältniß ist hier gerade das umgekehrte der in europäischen Staaten geltenden. In Europa werden Secten welche der Staat nicht dulden kann, von den Regierungen entfernt und durch gesetzliche Mittel unterdrückt; hier aber, wo jede Secte den Schutz der Gesetze hat, erklärt das Volk jeder mißliebigen Secte den Krieg, und verübt ungestraft Mord und Todtschlag. Es würde

[1] Prescott! Bancroft! Kane! von andern Naturforschern ganz zu schweigen! D. Red.

[2] Quacksalberei besteht auch in Staaten ohne Preßfreiheit, an ihren Verwüstungen ist nicht die Presse, sondern der Aberglaube der Patienten schuld.

der österreichischen Regierung wohl kaum einfallen, einem türkischen Gesandten zu verbieten seine Religion in Wien auszuüben; ja wenn er seinen Harem mitbrächte, so würde sie ihm dieß ebensowohl erlauben,[1] wie die französische dem Abdel Kader gestattete seine Weiber nach Frankreich mitzubringen. In diesen beiden Staaten besteht aber eine Staatsreligion, und die nicht-katholischen Gemeinden haben nur Duldung oder begränzte Rechte. Wollte aber ein Türke sich hier mit seinem Harem niederlassen, so würde ihn kein Gesetz vor der gröbsten Mißhandlung des Volkes schützen.

Das amerikanische Volk ist intoleranter als irgend ein anderes, und gibt es irgendwo Stoff zu Religionskriegen, so liegt er im Herzen der Erben der Verfassung, welche ein Gegenstand der Bewunderung für jeden ist, der sie nicht durch jahrelanges Studium ihrer Consequenzen hat kennen lernen.

Der Druck und Einfluß den die Priester der protestantischen Gemeinden hier ausüben, ist unglaublich, und übertrifft alles was man in dieser Beziehung in Europa hat kennen lernen. Die meisten Priester sind ohne vorhergehende theologische Studien aus dem Volk hervorgegangen und tragen durch blinden Fanatismus, Heuchelei und politisches Salbadern viel zu den unerquicklichen Zuständen bei, welche hier allgemein vorherrschend sind. Wie weit die Macht der Priester hier geht, beweist ein neulich von einer Anzahl derselben an den Präsidenten Buchanan gerichteter Brief, worin sie ihm Vorwürfe über seine Regierung machten. Buchanan fand es für nöthig den Priestern zu antworten, und beide Briefe giengen in die Zeitungen über.

Die Propaganda der Methodisten ist außerordentlich thätig. In allen Eisenbahnwägen, auf Dampfschiffen, in Gasthöfen und Privathäusern wird man von Agenten dieser Secte verfolgt welche Geschenke von Religionstractaten anbieten. Anstatt das Volk zu erziehen und vernünftigen Schulunterricht einzuführen, streben die Methodisten-Prediger, eine dem katholischen Clerus ähnliche Macht zu begründen, und diesem Streben haben wir das „Maine liquor law" zu verdanken, welches unsern ohnedieß lockern Banden einen mächtigen Stoß versetzt hat.

Dieß berüchtigte Gesetz verbot den Gebrauch geistiger Getränke, und in Folge dessen den Verkauf derselben. Es ward der Einwurf gemacht daß die Constitution jedermann das Recht verleihe zu handeln womit er wolle, und daß jenes Gesetz daher gegen die Constitution verstoße. Dieser Einwand ward überstimmt, das den Priestern blind ergebene Volk beraubte sich seiner eigenen Freiheit und verbot den Verkauf geistiger Getränke. Zu geistigen Getränken gehörten Wein, Obstwein und Bier. Branntwein war der Hauptfeind, gegen welchen die Temperanz-Männer wütheten.

In einem Klima, wie das amerikanische, wo Miasmen aus den Urwäldern und Sümpfen aufsteigen, plötzliche Wechsel in der Temperatur erfolgen und Quellwasser selten sind, ist aber der Gebrauch geistiger Getränke für die arbeitende Classe durchaus nothwendig. Es erhoben sich daher überall Stimmen gegen jenes Gesetz, und da diese nichts halfen, beschloß das Volk dem Gesetz seine Achtung zu versagen. Jeder trank nach Belieben wie vordem, und höhnte die Beamten welche das Temperanz-Gesetz überwachen sollten; die Geschwornengerichte sprachen die angeklagten Uebertreter frei — und die natürliche Folge war und ist daß sich durchs ganze Volk eine verderbenbringende Mißachtung der Gesetze im allgemeinen verbreitet hat.

Die Methodisten haben uns ferner mit dem Sonntags-Gesetz beglückt. Da jedermann freie Religionsübung hat, so kann selbstverständlich niemand gehalten seyn die Religionsgebräuche einer andern Secte als bindend anzuerkennen. Die Christen nur feiern den Sonntag, die Juden den Sonnabend und die Chinesen feiern nur den Neujahrstag. Es sollte daher den Juden freistehen, am Sonntage zu arbeiten und zu handeln, denn unser Sonntag ist ihnen ein Werkeltag; die Chinesen sollten endlich das Recht haben 364 Tage im Jahre ihren Geschäften nachzugehen. Aber dem ist nicht so. Jude, Türke und Heide muß hier im Lande der Religionsfreiheit den Sonntag der Christen feiern, und wehe ihm, wenn er gegen das Sonntagsgesetz verstößt! Schreiber dieser Zeilen ist selbst Protestant und hat viele Jahre in dem wegen seiner streng katholischen Tendenz verschrieenen Oesterreich verlebt. Er entsinnt sich nicht jemals einen katholischen Feiertag gehalten zu haben, hat aber auch niemals Gelegenheit gehabt hierüber Vorwürfe zu hören. Er hat in intimen Verhältnissen mit katholischen Priestern gestanden, und zählt auch hier einzelne Glieder dieses Standes zu seinen Freunden.

Was er aber in Oesterreich nicht fand — Religionszwang — das fand er hier, und wohl oder wehe, er muß den Sonntag feiern, d. h. in geisttödtender Einsamkeit den Urwald anblicken, oder das näselnde Psalmensingen seiner Nachbarn anhören.

Die hiesige Religionsfreiheit ist weit unerträglicher als der Druck einer Staatsreligion in Deutschland.

Der Fall Konstantinopels im Jahre 1453.

Wenige Ereignisse der europäischen Geschichte können sich an historischem Werthe mit der denkwürdigen Belagerung der größten Stadt des morgenländischen Europa's durch die Türken messen. Wie es uns bisweilen geschieht daß Erlebnisse der frühesten Kindheit, die wir längst vergessen und verweht glaubten, mit ursprünglicher Frische in unserm Gedächtniß neu auftauchen, so erwacht auch plötzlich ein gegenwärtiges Interesse, welches uns mit höchster Innigkeit wieder an ein Ereigniß früherer Jahrhunderte kettet. Eine Geschichte der Belagerung Konstantinopels hat im Augenblicke hohen praktischen Werth. Wir wissen daß in der Levante die Geschicke reifen, und so dunkel auch der Ausgang seyn mag, so wenig das Studium der Geschichte den Schleier der Zukunft zu heben, so wenig sie irgend eine sichere Vermuthung zu geben vermag über das was geschehen wird, so verlässige Schlüsse gewährt sie doch über das was nicht geschehen kann. Die letzten

[1] Türkische Botschafter dürfen ihren Harem nicht außer Landes nehmen, auch möchte es ihnen übel bekommen. D. Red.

Verwicklungen, in welche das osmanische Reich gerieth, haben uns eine Fülle von Kenntnissen über diesen Staat und seine Bewohner zugeführt, wir haben einen Theil seiner Drangsale mit durchlebt, wir haben alle Schwierigkeiten, die sich dem Fortbestehen dieser Macht widersetzen, mit ertragen, gleichsam auf unsern Schultern gefühlt, wir haben die nahenden Tritte eines großen Verhängnisses gespürt, oder meinten wenigstens sie gespürt zu haben. In solchen erregten Momenten gewinnt die Geschichte ein besonderes Interesse. Mit welchen andern Augen haben wir nicht zur Zeit der drohenden Katastrophe die alten venetianischen Gesandtschaftsberichte über die Osmanen gelesen! Wie tief war unser Verständniß der Beobachtungen vortrefflicher Staatsmänner des 16ten Jahrhunderts! Blickten wir nicht um die Erfahrungen von drei Jahrhunderten reicher über die Schultern dieser feinen Politiker? Jede Zergliederung eines historischen Ereignisses welches in Bezug steht zu dem dunklen Problem der Levante, hat daher für uns den Reiz einer Neuigkeit, also auch im höchsten Grade die Eroberung Konstantinopels, denn mit ihr beginnt die orientalische Frage. Freilich standen die Osmanen längst schon vor dem Fall der Stadt auf europäischem Boden, freilich waren sie schon eine starke Macht, freilich hatte schon Ungarn seine Rolle als Schild gegen den Islam ausgespielt. Es sollte nach dem Falle von Byzanz nur noch Scanderbeg, der albanesische Clanhäuptling, das Vorrücken der Osmanen hindern, damit das neue Jahrhundert Ungarn unterliegen und die Türken vor Wien sehen sollte. Gewiß ist aber daß es erst der Fall von Konstantinopel war welcher die Osmanen zur ersten militärischen Großmacht auf unserm Festland erhob, daß sie damit die Schlüssel zu den Meerengen erwarben und der Pontus wie das Mittelmeer von ihnen bedroht wurden. Mit dem Fall von Konstantinopel sanken die Glanzstädte des Mittelalters und erblaßte allmählich die Blüthe der mediterraneischen Ufer. Nicht die Entdeckung neuer Welttheile im Westen und neuer Seewege nach dem Morgenlande vernichtete Italiens großartige Blüthen, sondern sie belebte nur neue atlantische Mächte. Beide hätten neben einander zu bestehen vermocht. Portugiesen, Spanier, Holländer und Britten hätten nach einander als Weltmächte auftreten können, ohne daß es nöthig gewesen wäre daß Genua in seine Gruft hinabgestiegen und Venedig, langsam alternd, ihm folgen mußte. Dafür sorgte nur das Vorrücken der Osmanen und ihre Zerstörung der Pflanzstädte am Pontus, Kleinasiens, Syriens, Aegyptens, bis das Mittelmeer nichts mehr trug als die Reste einer alten, absterbenden Cultur! Wie sich nun das Geschick vom Jahre 1453 erfüllte, darüber besitzen wir eine neue Schrift von A. D. Mordtmann, [1] dem reichere Quellen zu Gebote standen als J. v. Hammer; denn erstens konnte er das bisher unbekannte Tagebuch eines Augenzeugen benutzen, des Venetianers Nicolo Barbaro (Wien 1856), und zwei historische Arbeiten türkischer Geschichtsschreiber welche 1848 und 1855 erschienen, wobei ihm ein mehr als zehnjähriger Aufenthalt in Konstantinopel, also eine völlige Bekanntschaft mit der Topographie der belagerten Stadt im höchsten Grade zu statten kam.

Die Thronbesteigung Mehemeds II im Februar 1451 gönnte dem letzten Kaiser Constantin Paläologus Dragoses zwei Jahre Zeit sich auf das heranziehende Ungewitter vorzubereiten. Er besaß nicht mehr als was innerhalb der Ringmauern seiner Stadt lag. Das goldene Horn, eine tief ins Land dringende Zunge des Meeres, spaltete das europäische Ufer in zwei Halbinseln, wovon die südliche die Kaiserstadt trug. Jetzt führen drei Brücken über das goldene Horn nach Pera und Galata. Damals aber waren die Räume von Pera noch unbebaut und nur auf der Spitze der andern europäischen Halbinsel lag Galata, eine Factorei der Genuesen, eine Republik für sich, die nicht immer that was die Mutterstadt befahl. Der Kaiser begehrte von den damaligen Seemächten Hülfe gegen seine Dränger, und Venedig wie Genua, die einzigen europäischen Mächte welche nach höheren Impulsen handelten, schickten etliche Kriegsschiffe den bedrängten Griechen zu Hülfe. Mehemed II begann 1452 damit nach einem selbst verfertigten Plan oberhalb Konstantinopels ein Castell zu erbauen. Zwischen den türkischen Arbeitsleuten und den griechischen Bauern gab es bald Händel und blutige Schlägereien, die Thore der Stadt wurden geschlossen und Mehemed erklärte den Krieg auf ächt türkische Weise, indem er die Botschafter des Kaisers enthaupten ließ. Dieß geschah im Junius 1452. Was das Castell bedeuten sollte, erfuhr man nur zu bald. Es erhielt eine Besatzung von 400 Mann und wurde mit Geschütz armirt, welches 600pfündige Kugeln abschoß. Noch heutigen Tages sieht man bei dieser Burg (Rumili Hissari) Marmorkugeln von acht Spannen Umfang liegen, die 450 Pfund Avoirdupoids wiegen. Am 10 Nov. 1452 liefen von Kaffa „dem Istambul der Krim“ reich befrachtet auf der Heimkehr zwei große venetianische Galeeren an dem Castell vorüber und wurden mit Kugeln begrüßt. Die schlauen Venetianer gaben sich den Schein als wollten sie beilegen, und die Türken stellten ihr Feuer ein. Allein kaum waren die Galeeren vom Strome aus der Tragweite der Artillerie getrieben worden, so setzten sie alle Segel auf und entwischten. Ein späteres venetianisches Schiff wurde aber von den Kugeln erreicht und die Mannschaft mußte sich ergeben. Hier war eine Kanone thätig welche der ungarische Stückgießer Orban von trauriger Berühmtheit auf Bestellung des Sultans angefertigt hatte. Gegen Ende des Jahres kamen die Flotten der Westmächte an. Auch der Papst Nicolaus V schickte 50 Mann zur Hülfe, unter der Bedingung daß die Stadt sich zur römischen Kirche bekehre. Am 12 December wurde das Henotikon, d. h. die Vereinigung der beiden Kirchen, in der Sophienkirche gefeiert. Doch traten nur der Kaiser und einige Hofleute über. Den Widerstand gegen das Henotikon theilten hohe und niedere Stände. „Lieber wollten sie den Turban in der Stadt sehen, als ungesäuertes Brod mit den Lateinern essen.“ Im Februar 1453 wurden sämmtliche Streitkräfte gemustert, und es ergab sich daß man mit Einschluß der bewaffneten Mönche über 4973 Griechen und etwa 2000 waffenfähige Fremde, nämlich meistens Genueser und Venetianer, sonst aber noch Römer, Spanier und ein paar Türken zu verfügen hatte. Sie wurden von 26 Segeln unterstützt, worunter sich 5 genuesische, 8 venetianische, 1 anconitanisches, 1 spanisches und 1 französisches befand, die übrigen waren kaiserliche Fahrzeuge. In aller Eile mußte noch ein Theil der Stadtmauer vor dem Palaste des Hebdomon, also an der Nordspitze des Dreiecks von Konstantinopel von der Mannschaft der venetianischen Schiffe durch einen Graben verstärkt werden, der noch heute sichtbar ist. Am 2 April wurde der

[1] Belagerung und Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Stuttgart und Augsburg 1858.

Hafen mit einer Kette gesperrt, welche aus dicken runden Holzblöcken bestand, die wiederum mit eisernen Gliedern verbunden waren. Sie reichte von der Spitze des goldenen Hornes nach Galata hinüber. Die Genueser in dieser Stadt oder Vorstadt Konstantinopels wurden stark compromittirt, daß sie die Befestigung der Kette duldeten. Sie bildeten sich ein, bei dem Kampfe neutral bleiben zu können und von den Türken verschont zu werden. Dem Sultan verriethen sie fleißig alle Anschläge der Belagerten, deren Schicksal doch zuletzt auch das ihrige werden mußte. Seit dem Februar bewegte sich von Adrianopel her das Verderben gegen Byzanz. Voran gieng Orbans große Kanone, ein Ungethüm welches steinerne Kugeln von 11 Spannen im Umfang und 1456 Pfund A. d. p. Schwere eine Miglie weit fortschleuderte und eine Klafter tief in den Sand trieb. Das Geschütz selbst wog 300 Centner, mußte von 50 paar Ochsen gezogen werden und bedurfte zwei Monate um vier Tagereisen Weges zurückzulegen. Ueber die Zahl von Mehemeds Schaaren schwanken die Zahlen von 80,000 bis 400,000 Mann, doch hält der Verfasser die Angabe des Barbaro (160,000 Mann) für die glaubwürdigste. Sie wurden von 400 Segeln darunter aber nur 18 Schiffe von hohem Bord (Triremen) unterstützt. Das größte dieser Fahrzeuge hielt nur 300 Tonnen, doch erscheint das Geschwader ansehnlich genug, wenn man hinzusetzt daß die Türken zum erstenmale als Seemacht auftraten.

Am 6 April, einem Freitage, rückten die Belagerer bis eine Miglie vor die Stadt. Das Angriffsobject blieben die Mauern an der trocknen Seite des Stadtdreiecks von Konstantinopel, denn die Seeseite war so gut geschützt daß auf jeder Zinne nur ein Schleuderer und ein Bogenschütze gestellt wurde, den innern Hafen aber sperrte die Kette und vertheidigte die Flotte. Am 11 April wurden die türkischen Batterien armirt. Die große Kanone konnte nur 7mal im Tage geladen werden und zersprang sehr bald, wobei der Geschützmeister Orban in Stücken gerissen wurde. Mehemed sorgte sogleich für den Guß einer zweiten, die besser hielt und furchtbaren Schaden anrichtete. Am 18 April wurde der erste versuchsweise Sturm der Türken blutig abgewehrt. Zwei Tage später näherten sich vier europäische Schiffe mit Lebensmitteln der Stadt. Die türkische Flotte suchte sie abzuschneiden und es entspann sich vor den Augen beider Parteien ein blutiges Seegefecht. Drei Stunden wehrten sich die genuesischen und griechischen Schiffe gegen den Schwarm der feindlichen Segel, denen sie mit Feuertöpfen tüchtig zusetzten und die zuletzt beschämt den Angegriffenen den Weg in den Hafen öffnen mußten. Der Sultan gerieth bei dem Schauspiel in solchen Zorn daß er mit seinem Gefolge in das Meer sprengte. Da die türkische Flotte, die bisher bei Beschiltasch im Bosporus gelegen war, dem Großherrn dort wenig nützte, so wurde sie in einer einzigen Nacht auf einer Bretterbahn mit Walzen und Rollen über die Landenge, wo jetzt Pera liegt, und hinter Galata vorbei in das goldene Horn gezogen. Sie lag also jetzt hinter der Hafenkette. Am andern Morgen 23 April beschlossen die Belagerten der feindlichen Flotte einen Angriff zu liefern, der aber mißlang, weil die Genueser in Galata die Türken gewarnt hatten. Großen Antheil an der Belagerung gewann die türkische Flotte niemals, denn die Entscheidung erfolgte von der Landseite und durch die Infanterie, allein sie theilte doch die Kräfte der Vertheidiger, indem sie beständig die christliche Marine im goldenen Horn im Schach hielt. Am 12 Mai wurde ein Sturm von 50,000 Türken abermals zurückgeschlagen. Um diese Zeit wurde der Minenkrieg eröffnet. Da man erst 30 Jahre nach der Eroberung Konstantinopels die erste Pulvermine sprengte, so hatten die damaligen Minen nur den Zweck, die Mauern zu unterwühlen oder den Belagerern einen Weg nach der Stadt zu bahnen. Die Türken aber waren nicht sehr geschickt in dieser Art der Kriegführung und gaben sehr bald den unterirdischen Kampf gänzlich auf. Am 18 Mai wurden die Belagerten durch ein Werk erschreckt welches aus einem bastionartigen Holzgerüste bestand, und in einer Nacht so hoch dem Charsias-Thore gegenüber aus dem Boden gewachsen war daß die Geschütze auf der Höhe die Mauern bestreichen konnten. Ein Thurm des Thores wurde von der Holzbastion eingeschossen, aber in der nächsten Nacht schon gelang es den Kaiserlichen wahrscheinlich durch einen Ausfall die Bastion in Brand zu stecken. Am 19 Mai vollendeten dafür die Türken eine Brücke über das goldene Horn, die sie aus 1000, mit Stricken verbundenen Fässern erbauten, und die 500 Ellen lang und 5 breit war, so daß sogar Kanonen über die mit Brettern und Balken belegten Fässer sich bewegen konnten. Eine Mondverfinsterung, die am 22 Mai sichtbar wurde, verbreitete großen Schrecken über die abergläubischen Griechen welche an alte Prophezeiungen in Bezug auf den Fall ihrer Stadt erinnert wurden. Mehemed ließ in seinem Lager verkündigen daß der 29 Mai zum allgemeinen Sturme bestimmt sey und daß er die Stadt seinen Soldaten zur 3tägigen Plünderung überlassen wollte. Diese Kunde erregte solchen Jubel daß die Soldaten ihr Lager illuminirten und das Lichtmeer selbst bis nach dem asiatischen Skutari hinüberleuchtete. Doch war man im türkischen Kriegsrath, der am 27 Mai saß, nicht ohne Besorgnisse, denn man fürchtete noch immer von Tag zu Tag den Einbruch eines ungarischen Heeres oder das Erscheinen einer venetianischen Flotte. Für die Aufhebung der Belagerung sprach der Wesir Halil Pascha, der, vom Kaiser bestochen, manchen Kriegsanschlag des Sultans heimlich den Griechen verrathen hatte. Mehemed hegte längst schon Verdacht, und der Kopf des Ministers war keinen Heller werth, als ihn plötzlich in einer Nacht der Sultan aus dem Bett holen ließ um mit ihm abzurechnen. Aber der schlaue Sklave wußte sich beständig wieder aus den Tatzen des Tigers zu winden und bis zuletzt immer die Sachen der Griechen, in deren Sold er stand, heimlich zu fördern. Dießmal aber wurde er überstimmt und der Sturm auf den festgesetzten Tag vorbereitet. Neben dem Kaiser erscheint unter den Belagerten als Held der Genueser Giustiniani, der mit der größten Aufopferung die Vertheidigung leitete. Es fehlte mitten in diesen ernsten Momenten nicht an Erbärmlichkeiten, denn obgleich der Feind seine 2000 Sturmleitern an die Mauern legte, brach noch immer die alte Abneigung zwischen Lateinern und Griechen, zwischen Genuesen, Venetianern und Byzantinern aus. Doch meint der Verfasser es sey dadurch in keinem Fall zu Verräthereien, sondern höchstens zu Hemmnissen in der Vertheidigung gekommen. Am Abend vor dem Sturm begab sich der Kaiser mit seinem Hof in die Sophienkirche und empfieng das Sacrament.

Um 2 Uhr Morgens (29 Mai) begann der Sturm. Der erste Angriff wurde glücklich abgeschlagen. Allein die ausgebesserten Mauern widerstanden nicht mehr den Projectilen der großen Kanone. Eine Colonne von 30,000 Türken, die später bis auf

70,000 Mann angewachsen seyn soll, drang nach dem eingestürzten Zwinger vor, und die Begierde der Angreifer war so groß daß sie einander auf die Schultern stiegen, um die Mauern zu gewinnen. Einen Augenblick lang schwankte der Erfolg. Der Kaiser ermuthigte die Seinigen zur Ausdauer, denn er sehe schon, wie sich die feindlichen Geschwader zu lockern beginnen. Aber gerade in diesem Augenblick wurde Johannes Giustiniani durch einen Pfeilschuß in der Hand verwundet und er zog sich, obgleich ihn der Kaiser hoch und höchst zum Bleiben beschwor, nach Galata zurück, um seine Wunde verbinden zu lassen. Dort weilte er noch als die Türken bereits die Stadt genommen hatten, und wenn es ihm auch gelang später zu entkommen, so starb er doch bald darauf vor Gram in Chios. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit auf den Zinnen, und jetzt war das Loos der Stadt besiegelt. Ein riesenstarker Janitschar Hassan aus Ulubad (Lopadium) bestieg zuerst die Mauer. Dort wurde er bald durch 50 Cameraden unterstützt, welche durch das zufällig offene Thor des Holzreises eingedrungen waren und die Mauern bestiegen hatten. Stärkere Sturmsäulen erreichten jetzt auf den Leitern die Höhe. Auf die Nachricht vom Eindringen der Türken flüchteten die Einwohner nach der Hafenseite, um sich auf die Schiffe zu retten, allein die Thorwachen warfen die Schlüssel der Hafenthore ins Meer, um die Menge zurückzuhalten, denn sie theilten die abergläubische Erwartung daß im Moment der höchsten Bedrängniß ein Engel vom Himmel herabsteigen, die Türken aus der Stadt werfen und sie wieder nach Persien jagen werde. Unterdessen war der Kaiser Constantin von einem Türken, der ihn nicht kannte, erschlagen worden, und über den Leichnam hinweg drangen die Stürmenden in die Stadt. Die venetianischen Schiffe entkamen glücklich, nachdem die Hafenkette durchgesägt worden war, und es fielen den Eroberern nur 15 seeuntüchtige Fahrzeuge in die Hände. Auch war der Blutdurst der Türken bald gestillt, denn aus Habsucht zogen sie es vor, Gefangene zu machen. 60,000 Sklaven und 300,000 Ducaten wurden die Beute der plündernden Soldaten, und lange nachher erhielt sich die Redensart über reiche Leute: sie müßten auch bei der Eroberung Konstantinopels zugegen gewesen seyn. Die Scenen in der Sophienkirche sind hinlänglich bekannt. Mehemed selbst sprang auf den Altar, verrichtete dort sein Gebet und damit war die berühmte Kirche eine Spolie des Islam geworden! Als der Sultan durch die besiegte Stadt zog und am kaiserlichen Palaste vorbei kam, fielen ihm die Worte des persischen Dichters ein;

Die Spinne verrichtet Thürsteherdienste in des Kaisers Hallen,
Die Eule stimmt das Feldgeschrei in Afrasiabs Palast an.

Noch stehen, setzt der Verfasser hinzu, die Hallen des Kaisers, von Spinnen und Eulen und von einer Anzahl Judenfamilien bewohnt, die den Fremden für ein kleines Trinkgeld auf das Gesims des Palastes führen, wo eine herrliche Aussicht für das widerwärtige Betteln schmutziger Kinder oder kreischender Weiber entschädigt. Und mit derselben Wahrheit lassen sich jene Verse jetzt auf das Serail der türkischen Sultane an der Spitze Konstantinopels anwenden. Das Alttürkenthum welches nun 400 Jahre in Byzanz herrschte, ist gebrochen, und von den Räumen welche Zeuge so manchen erschütternden Drama's waren, kann man jetzt wieder sagen:

Die Spinne verrichtet Thürsteherdienste ꝛc.

Im Anhang erörtert der Verfasser noch einige Sagen welche auf die denkwürdige Belagerung Bezug haben. Von nicht geringem Interesse darunter ist eine Probe türkischer „Salonliteratur," welche nach dem Geschmack des literarischen Pöbels hergerichtet die Belagerung mit orientalischem Teufel- und Heiligenspuk erzählt. Sie gewährt einen guten Maßstab, wie dick der Aberglauben der Türken ist, wenn solche Puppendramas als Surregate für Geschichte dienen. Eine wichtige Episode bildet nach den neuern Geschichtschreibern die Auffindung des Grabes von Ebu Ejub Anssari, Muhammeds Fahnenträger, welcher bei der zweiten Belagerung durch die Araber vor Konstantinopel fiel und in einem Gehölze vor dem Egri Kapu [1] beerdigt wurde. Mehemed II soll nämlich, als er den Muth seiner Soldaten sinken sah, ihn durch den frommen Betrug wieder entzündet haben, daß er den Derwisch Ak Schemseddin beauftragte dieses Grab „zu finden," worauf der Fanatismus der Soldaten in helle Flammen ausgebrochen sey. Dieses Märchen ist von sehr moderner Fabrication, denn nicht nur erwähnt es kein Zeitgenosse, sondern nicht einmal der Urkundenfabricant welcher die apokryphen Siegesanzeigen Mehemeds über den Fall Konstantinopels an den Scherif von Mekka gefälscht hat.

Ein Ausflug an den Liris ins Gebiet der alten Volsker. [2]

(Von Dr. S.)

II.

Von Ceprano nach Arce. — Die Via Latina. — Rocca d'Arce. — Die Villa Arcana des Quintus Cicero. — Isola di Sora. — Die Wasserfälle des Liris. — Der Liris und der Fibreno. — Ciceronianische Villen bei S. Domenico und Carnello.

Während anderswo kein Tourist einen Abstecher scheut wenn es gilt in einem Seitenthale eine Naturschönheit, eine Naturmerkwürdigkeit zu bewundern, oder einige Stunden von der großen Landstraße entfernt ein historisches Denkmal, eine berühmte Kirche, ein glänzendes Gemälde in Augenschein zu nehmen, eilt in der Regel der Strom der Reisenden, welcher sich von Rom aus über Ceprano nach Neapel wälzt, über den beide Länder trennenden Liris rasch nach San Germano und Capua, wo die neapolitanische Eisenbahn beginnt, abwärts, und läßt eines der schönsten, reizend-

[1] Schiefes Thor, an der Nordspitze des Triangels der Stadt.
[2] S. Ausland 1855 Nr. 31, S. 728 ff., u. Nr. 32 S. 754 u. ff.

sten und interessantesten Gelände Neapels, das Liris-Thal mit seinen Cascaden, ciceronianischen Villen, Felsenstädten, romantischen Ruinen und modernen Fabriken gänzlich unbesucht. Nur einzelne Maler schlendern mitunter von Rom und Neapel aus in dieses Paradies hinein; aber die hübschen Skizzen und Bilder, welche sie von den Cascaden des Liris, den Quellen des Fibreno und aus dem grandiosen Roveto-Thal mitbringen, bleiben, wo nicht unbekannt, doch unberühmt, und die Wasserfälle bei Isola di Sora, welche mit denen von Tivoli und Terni wetteifern können, sind bis zur Stunde seltene Gegenstände in den Gemäldegallerien geblieben. Versuchen wir es daher diesem Stück neapolitanischen Landes zu größerer Touristenfrequenz zu verhelfen. Wer unsern Pfaden folgt wird uns dankbar seyn.

Wir verließen im vorigen Abschnitt das durch prellerische Gasthöfe und unsägliche Paßquälereien verschriene, päpstliche Gränzstädtchen Ceprano, und bestiegen unser Wägelchen an dem Punkte, wo links die Straße nach Arce und Sora, rechts nach San Germano abzweigt. Herrlich ist der Blick auf Arce und die glatten, marmorartigen, prachtvoll emporstrebenden Felsmassen, deren unersteigbar scheinenden höchsten Gipfel das uralte Rocca d'Arce, Arce's schützende Citadelle schmückt. Unser Weg ist ein Seitenarm der alten Via Latina, welcher schon im hohen Alterthum nach Arpino, Sora und weiter auf Saumrossen ins Gebiet der Marser führte. So weit sich die Via Latina durchs Gebiet der Volsker zog, berührte sie nur die alten Städte Fabrateria, Fregellä, Aquinum und Casinum, welche wir im vorigen Abschnitt schilderten. Ob Pagus Lapillanus und Interamna von ihr berührt wurden, bleibt ungewiß, da die Itinerarien nichts darüber angeben. Von Frosinone, im Kirchenstaat, lief die alte, von Latium ihren Namen führende Straße in vier alten Miglien nach Fregellä, führte dann in einer Curve nach Fabrateria, gelangte von hier in vier Miglien zur Melfi-Brücke, dann in fünf Miglien nach Aquino, und in weitern sieben Miglien nach Casinum. Obgleich sie hier, wie Strabo meldet, eigentlich aufhörte, da sich das neue Latium nicht weiter erstreckte, so setzte sie dennoch ihren Lauf nach Teanum und anderen samnitischen Städten — wie wir bei den frühern Schilderungen Samniums in diesen Blättern anführten — fort. Die alte Via Latina ward noch im Mittelalter benützt; in alten Urkunden des Klosters Monte Casino kommt sie unter dem Namen Via Campanina vor, und an vielen Orten, unter Moos, Gebüsch und Weinbergen begraben, stößt man noch auf ihre Spuren, d. h. auf einzelne Pflastersteine, ja selbst auf längere gepflasterte Strecken, so wie auf Trümmer von Schenken, Herbergen und Gräbern, welche uralter Sitte gemäß an ihrer Seite sich befanden.

Unser Seitenweg führte uns dicht an Arce vorüber ins eigentliche Liris-Thal hinein. Links rauscht der Fluß, welcher in der Nähe von S. Eleuterio von einer Brücke überspannt ist, über die der Weg zu den hoch und schön gelegenen römischen Ortschaften Li Cotti, Monte S. Giovanni und weiter nach Bauco, Veroli und Alatri führt.

Sowohl in Arce als in der höher gelegenen uralten Bergcitadelle Rocca d'Arce, deren wunderschöne Lage die Blicke fortdauernd fesselt, finden sich Alterthümer mannichfaltiger Art. Dennoch geschieht des Orts bei den alten Geographen kaum Erwähnung: Ptolemäus zählt ihn fälschlich zum Gebiet der Marser, aber Cluvier, wenn er eine Stelle des Livius (8, 19) richtig erklärt, theilt ihn den Volskern zu, indem die Arcani, ihre Einwohner, in Verbindung mit denen von Fabrateria, im J. 425 nach Rom giengen, und für den Fall, daß Rom sie gegen die Samniter schützen werde, getreue Unterthanen der Republik zu werden versprachen. Ein gefundenes Inschriftenfragment spricht von Decurionen zu Arce (Arx). Die außerordentlich festen, hier und dort, wie es scheint künstlich geglätteten Wände, die Mauern von cyklopischer Construction, die unüberwindliche Felsenlage deuten, wie bei Atina und Arpino, auf ein graues Alterthum hin. Daher bemerkt der gelehrte Corcia, „daß Arce zu den saturnischen Städten dieser Gegend zu zählen sey." Zur Zeit der gothischen Herrschaft muß Arce nicht allein fest, sondern auch groß gewesen seyn, denn Agathias meldet, daß 7000, von Narses geschlagene Gothen sich hieher zurückzogen. Agathias nennt die Stadt jedoch Campsa (κάμψα), gleichbedeutend mit Rocca, und schildert sie als ein sehr festes, starkes, auf schroffem, unzugänglichem Felsen gelegenes Castell. Aus andern hier gefundenen Inschriften erhellt, daß Jupiter und Ceres in Arce Tempel hatten; sogar eine Priesterin, Appuleja, wird genannt. Vgl. Grossi, Lettere sulle città dei Volsci. Die Aussicht vom höchsten Punkte der alten Veste, wo die polygonen cyklopischen Mauerreste besonders vorherrschen, ist wunderschön, aber das Hinaufklimmen preßt auch manchen Schweißtropfen aus.

Anmuthig windet sich der Weg in dem schönen, romantischen Thale weiter. Wir erreichen bei dem Orte Fontana Buona genannt an einem sanft sich neigenden Abhange die Spuren einer Villa, aller Wahrscheinlichkeit nach der Villa Arcana, welche dem Bruder des berühmten Redners, dem Quintus Cicero gehörte. Cicero redet in seinen Briefen häufig von dieser Villa, er verwaltete sie eine Zeitlang, wo sein Bruder Quintus in Gallien war, und rühmt ihren Glanz, ihre Pracht. Da ist die Rede von Wasserfällen, Wasserleitungen, Teichen, Canälen, Grotten, Statuen, einer Palästra u. s. w., und es zeigen die hier gefundenen Ueberreste durchgehends Feinheit des Materials, Kunst und Geschmack in der Ausarbeitung. Netzartiges Mauerwerk tritt überall zu Tage, und über demselben befindet sich eine Art von Loggia, welche noch heutzutage den Namen Aja di Cicerone führte. Die besten und schönsten Bau- und Ornamentstücke schleppten die Bewohner Arce's von hier in ihre Stadt, und einige derselben finden sich in die Kirche S. Peter und Paul eingemauert. Eine gemauerte Wasserleitung, ein Werk der Architekten Messidius und Philoxenus, Marmorstatuetten von griechischem Meißel geformt, Bronzefiguren, gemalte Mauerwände, Vasen und Geschirr aller Art, prächtige Terracotten, größere Mauerziegel, und endlich gar eine hier gefundene Inschrift, welche den Namen Quintus Tullius Cicero enthält, lassen nicht den geringsten Zweifel über den ehemaligen Besitzer. Diese Inschrift scheint sich über einem Portal der Villa oder unter einer Statue befunden zu haben; eine andere Inschrift erwähnt des griechischen Baumeisters der Villa, des Avianus Philoxenus, wie es scheint aus dankbarer Anerkennung seiner Verdienste. Ein Engländer, Kelsall, welcher „on the monuments of Cicero" schrieb, erwähnt noch anderer hier zu Anfang dieses Jahrhunderts gefundenen Inschriften, welche Marcus Cicero, einen Sohn des Quintus und Patron von Arce und Arpino, und Marcus und Quin-

tus, Enkel des Redners, Triumvirn und Aedilen zu Arpino nennen.

Außer dieser Villa Arcana besaß die in dieser Gegend reich begüterte ciceronianische Familie noch viele andere Landsitze und Grundstücke um Sora, Arpino und Castelluccio. Cicero, welcher eines Tages diese Villa Arcana seines Bruders Quintus besuchte, erzählt eine Familienscene, welche sich hier zutrug. Der reiche Quintus, welcher sich hier mit seiner Frau Pomponia, einer Schwester des Atticus, und mit seinem Bruder Marcus Tullius aufhielt, beschloß ein Fest zu geben. Alles wurde zubereitet, und es fehlten nur noch die Einladungen an die Gäste. Quintus wollte die Männer, Pomponia sollte die Frauen einladen. Aber Pomponia war verstimmt und ärgerlich auf ihren Mann, und erklärte daß sie als fremd in dieser Gegend die Einladungen nicht ergehen lassen könne und wolle. Das Fest wurde vereitelt und beide Brüder ärgerten sich. Man setzte sich zu Tisch, aber die erzürnte Pomponia erschien nicht. Man schickte ihr besondere Speisen aufs Zimmer, aber sie schickte sie zurück. Marcus Tullius, um nicht weiter von solchem Eigensinn berührt zu werden, sagte seinem Bruder ärgerlich Lebewohl, reiste nach Aquino ab, schrieb aber seinem Freunde Atticus, welcher sich in Tusculum aufhielt, das Vorgefallene.

Der Weg im Liris-Thal aufwärts wird immer schöner; an manchen Punkten offenbart sich die üppigste Vegetation, dann springen wieder kahle, nackte Felsen in die Scenerie hinein. Der Liris rauscht in einiger Entfernung links. In der Nähe einer Taverne windet sich rechts vom Colle S. Pietro eine stattliche Landstraße herunter; sie kommt von dem alten Arpino. Links erscheint auf stattlichem Berge, Colle della Mola genannt, das päpstliche Städtchen Monte S. Giovanni. Kleine Brücken überspannen mehrere Bäche, welche von den wald- und buschreichen, Arpino westlich begränzenden Hügeln zum Liris herabeilen. Bei einer nordöstlichen Biegung des Wegs lichtet sich links die Gegend, welche in zahlreichen, vielverschlungenen, kleine Inseln bildenden Krümmungen der Liris durcheilt. Das Land wird fruchtbarer und cultivirter. Man überschreitet noch einen Bach, der aus dem Valle Frasso von Arpino herab aus Buschwerk hervorplätschert, und gelangt an einer Capelle und an der Stelle wo die von Arpino herabkommende Straße einmündet, vorüber in kurzer Zeit nach dem wunderschön gelegenen, fabrikthätigen Inselstädtchen Isola di Sora, wo wir unser Nachtquartier in einer ziemlich erträglichen Locanda aufschlugen.

Der Name Isola di Sora rührt von der Lage her: zwei Arme des Liris umgürten das Städtchen, geben ihr die Insellage und vereinigen sich nach kurzer Trennung wieder. Zwei Brücken, welche den Namen Porta di Napoli und Porta di Roma führen, bilden den Eingang. Der Ort selbst hat eine friedfertige, fleißige und rührige Bevölkerung, welche sich mit Papier-, Tuch- und Baumwollfabrication beschäftigt, bietet aber sonst nur geringes Interesse dar. Die Hauptsache ist der herrliche Wasserfall. Raschen Laufes, mit schaumspritzenden, tosenden Wellen eilt der Liris, nachdem er sich mit den krystallhellen Fluthen des Fibreno vereinigt, einer großen Felsenbarre oberhalb der Stadt zu, welche ihm ein gebieterisches Halt zuzurufen scheint, und sogleich seine Wassermasse in zwei Arme theilt. Auf diesem Felsen erhebt sich ein großes, festes, schloßartiges Gebäude mit einem Thurm, welches von beiden Armen des Stromes umrauscht ist, eine gänzlich isolirte Lage hat, und nur durch eine Brücke mit dem Ufer verbunden ist. Die beiden Wasserarme des Liris stürzen sich hier mit heftigem Brausen und wildem Schäumen in die Tiefe, und bilden die beiden herrlichen Cascaden, welche wenig bekannt sind, aber mit den berühmten von Terni und Tivoli sich messen können. Der mittäglich gelegene Arm schäumt fast senkrecht in einen Schlund von hundert Palmen Tiefe und sechzig Palmen Breite hinab, der westliche eilt zischend etwa 600 Palmen lang in schräger Richtung in einer Breite von etwa 500 Palmen in die Tiefe. Bei Sonnenschein fehlt hier niemals der Regenbogen; er glänzt im schönsten Farbenspiel bald hier, bald dort empor, und Schaumwellen, Tropfen, Wasserflocken so wie der feinste Wasserstaub strahlen in herrlicher Farbenpracht. Pittoreske Häusergruppen, eine üppige Vegetation, reiches Buschwerk und zierliche Gärten bilden die nähere Umgebung, während liebliche Hügel und die schön geformte Kette des nahen Gebirges im anmuthigsten Wechsel von Licht und Schatten das ganze Bild einrahmen. In der That, ein herrlicher Erdenwinkel, dieses Isola di Sora, ein pezzo del cielo caduto in terra, über welches die Natur Anmuth, Lebensgenuß und originelle Schönheiten mit verschwenderischer Hand ausschüttete. Wären hier sociale und geistige Genüsse in gleichem Maße zu finden, so würde Sora ohne Zweifel längst der Lieblingsaufenthalt der Touristen geworden seyn, dem aber ist nicht so.

(Schluß folgt.)

Die alten Ruinen von Pagan (Birma).

Capt. Henry Yule befand sich im Jahre 1855 auf einer Gesandtschaftsreise nach Awa, und so eben ist in London der Bericht über seine Beobachtungen und Erlebnisse erschienen, wovon wir später Auszüge zu bringen hoffen. Schon etwas früher hatte der brittische Officier eine große Arbeit über die buddhistischen Denkmäler von Pagan in dem Journal of the Asiatic Soc. of Bengal (1857) veröffentlicht, worin er zuerst auf diese merkwürdigen Reste einer sehr verfeinerten Cultur am Gestade der Irawady genauer uns aufmerksam machte. Zwei Städte des gleichen Namens liegen an der Irawady, beide waren in frühen Zeiten Hauptstädte des birmanischen Reiches, doch wurde das untere Pagan, wovon hier gesprochen wird, erst in den Jahren 847—849 n. Chr. erbaut, und es regierten dort 22 Fürsten bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts. Dort wurde im Jahre 997 der Buddhismus in seiner gegenwärtigen Gestalt zur Staatsreligion erhoben und hat den Fall der glorreichen Stadt überlebt, welche nach einheimischen Quellen von einer chinesischen Invasionsarmee im Jahre 1284 verwüstet

wurde. Es ist dieselbe Expedition von welcher Marco Polo erzählt, sie habe die Hauptstadt des Königreichs Mien (chinesischer Name für Birma) zerstört. Da keiner der früheren Reisenden in Birma von Pagans Merkwürdigkeiten mit besonderm Nachdruck gesprochen hatte, so wurde das Gesandtschaftspersonal im höchsten Grade überrascht. In Pegu und im untern Birma sieht man nichts anderes als die glockenförmigen buddhistischen Pagoden, die den Topen in Indien, den Tschaityas in Tibet sehr ähnlich sind. Aber schon bei Tantabeng wurden andere Tempelformen wahrgenommen, die in den Grundzügen den Resten von Pagan gleichen. Der Grundplan des Gebäudes stellte ein Kreuz dar, während der mittlere würfelförmige Körper der Kirche im Innern einen gothisch gewölbten Dom bildete. Den Würfel krönte ein Thurm, welcher sehr viel Aehnlichkeit mit ostasiatischen Pagoden besaß. Es war nämlich eine hohe Pyramide mit aufgeschwollnen Seiten. Die Gebäude waren sämmtlich aus Backsteinen erbaut, die Mauern und Gewölbe mit Gyps überzogen und reich bedeckt mit zarten Frescomalereien. Dieß ist im allgemeinen auch der Charakter der Tempelbauten von Pagan, die sich nur durch ihre, zwischen 30 bis 300 Fuß ins Gevierte schwankenden Dimensionen unterscheiden. Die Ruinen erstrecken sich acht (engl.) Meilen in die Länge bei einer durchschnittlichen Breite von zwei Meilen. Achthundert bis tausend Tempel verschiedener Größe und verschiedener Physiognomie bedecken diesen Raum. Drei der größern und etliche kleinere sind restaurirt worden und werden noch heutigen Tages besucht. Der größte und merkwürdigste, welcher um die Zeit des Normaneneinfalls nach England erbaut wurde, heißt entweder Ananda nach dem Lieblingsschüler Gaudama's (Buddha's) oder Ananta (die Endlose). Die Ananda ist nach dem eben beschriebenen Plan erbaut, die Holzsculpturen aber, mit denen sie geschmückt ist, sind von so hoher Vollendung, daß sie nur mit Hülfe der Photographie sich wiedergeben ließen; besonders sorgfältig ausgeführt waren darunter die Gruppen von Kriegern, von Tänzern, Genien (nats) und Ungeheuern (Bilus). Zahlreich waren auch Vögel in Profil in jeder Stellung, schlafend, pickend, flatternd und hüpfend angebracht. Auch gab es eine Reihe von Bildern mit Darstellungen aus der buddhistischen Hölle. Teufel schlagen dort mit Keulen das Gehirn aus den Schädeln der Verdammten, Elephanten zertreten sie mit ihren Füßen und an einer Stelle sah man eine Wiederholung der Prometheussage: einen unreinlichen Vogel, der aus dem Leibe eines dahingestreckten Opfers sich ätzte. Das Aeußere der Ananda erinnert mächtig an südeuropäische Dome. Sie bildet auf der Grundfläche einen Würfel, der an jeder Seite eine Vorhalle besitzt, so daß der Grundplan in ein vollkommenes Kreuz verwandelt wird. Die Vorhallen sind ein wenig niedriger als der mittlere Würfel, dessen Höhe sich auf 35 Fuß beläuft. Auf der Plattform des Würfels steigen dann sechs Terrassen treppenförmig in die Höhe, auf deren letzter Stufe sich der Pyramidenthurm erhebt, so daß das Gebäude von der Spitze bis zum Grunde 168 Fuß (engl.) mißt. Vier große 30 Fuß hohe Idole, welche die vier bis jetzt erschienenen Buddhas darstellen, sind die Gegenstände des Gottesdienstes und der Verehrung in dem Tempel. Neben der Ananda ist in Bezug auf Kunst der dritte Tempel Gauda Palen zu erwähnen, ein Wort welches Thron von Gauda d. h. eines Nat oder Geistes bedeuten soll. Von ihm liegt eine Abbildung vor, welche vollständig den Vergleich des Reisenden rechtfertigt, als stiege dieser hell schimmernde mit Gyps bekleidete Bau, geschmückt mit unzähligen Thürmchen und der Pyramidenspitze, wie eine traumartige Wiederholung des Mailänder Doms am Gestade der Irawaddy auf. Der gothische Spitzbogen fehlt keinem dieser Denkmäler, er ist die regelmäßige Form der Portale und an den Seiten und auf der Spitze mit wunderlichen Hörnern und flammengleichen Thürmchen versehen. Alle diese Bogen ruhen auf Pilastern, deren Basis, Capitäler und Karnieße den Mustern an römischen Bauten so nahe kommen daß der erste Anblick den Beschauer in die höchste Betroffenheit versetzt. Man hat daher schon die Vermuthung geäußert daß vielleicht christliche Missionäre nach Birma gedrungen wären,[1] und in der Hoffnung einst ihre Religion über den Buddhismus siegen zu sehen, die Kreuzesform und andere christliche Elemente in die ostasiatische Architektur eingeschwärzt hätten. Leider aber bietet die Geschichte Birma's in der Zeit wo diese Tempel gebaut wurden, keine Beweise für eine solche Hypothese. Die Ornamente, deren Reichthum nicht geringer scheint als bei gothischen Bauten, sind theils in Formen gedrückter Ziegel, theils glasirt, theils in den Stuck gehauen, theils und namentlich das Blätterwerk durch bloße Einschnitte mit solcher meisterhaften Leichtigkeit ausgeführt daß sie aus der Entfernung für Sculpturen gehalten werden. Den Ursprung der birmanischen Kunst suchte der Verfasser theilweise bei den Hindu, und in der That ist auch die Form der Thurmspitze, sowie die meisten Details der indischen Kunst entlehnt. Es fanden sich sogar vollständige Wiederholungen von Bauresten wie auf Ceylon und auf Java, die auch brahmanischen Ursprungs sind. „Zugegeben, fährt aber der Beobachter fort, daß alle Details aus Indien entlehnt wurden, wo sollen wir aber dort irgend ein Muster für den gesammten Plan finden? Die Bogen und Gewölbe, die bei den Bauten von Pagan ein so stark hervortretendes Element bilden, sind gänzlich der Hindu-Baukunst fremd. Soweit meine Kenntnisse reichen, behauptet Fergusson, der Verfasser des Werkes über altindische Baukunst, habe ich niemals Spuren eines Bogen in altindischen Bauwerken zu entdecken vermocht."

Ueber die Betschuanastämme Südafrika's.

J. Fredoux, ein französischer Missionär in Motito einer Betschuana-Ortschaft am Moschwa, einem Seitengewässer des Kuruman, hat durch werthvolle Mittheilungen an das Bulletin der geogr. Gesellschaft zu Paris unsere Kenntnisse von diesen wichtigen und

[1] Dieß müßte dann von Ceylon aus geschehen seyn, mit welcher Insel das alte Birma in häufiger Berührung stand. Daß es auf Ceylon christliche Gemeinden im 6ten Jahrhundert gab, bezeugt der Indienfahrer Kosmas. D. R.

zahlreichen Volksstämmen Südafrika's wesentlich bereichert, über die sehr spät, nämlich im Jahre 1801 nach Europa die ersten Nachrichten kamen. Der Name wird nicht Bitschuana sondern Betschuana, bisweilen Batschuana ausgesprochen und soll ein Plural von Mochuana seyn, welches wiederum ein Diminutiv von Monchu, schwarz ist, so daß also Betschuana die schwärzlichen Leute bedeuten müßte. Der Verfasser führt uns nicht weniger als 14 verschiedene Clans mit Namen auf, und diese Namen stammen bisweilen von dem Object her welches der Stamm besonders heilig hält, oder in der Landessprache welches er „tanzt." Die Bahurutzi „tanzen" den Babuin des Cap, die Bachatlas, den Chatla (eine andere Affenart); die Bachuenas, Boankezis und Bassutos das Kuena (Krokodil); noch andere den Elephanten, den Büffel, den Ameisenfresser, das Stachelschwein 2c. Als ältester Stamm genießen die Bahurutzi einen gewissen Vorrang. Jeder Clan spricht einen andern Dialekt des Sitschuana oder der Bechuana-Sprache, und zwar sind die Abweichungen so stark daß die Bassutos kaum die Batlopis und Barolongs verstehen. Der Verfasser behauptet daß diese Volksstämme schon Jahrhunderte lang ihre jetzigen Wohnsitze behauptet haben müßten, und er irrt sich schwerlich mit dieser Behauptung, denn gegen Süden verhindert der Ocean jede größere Ortsbewegung, und wenn die Betschuana aus den hochgelegenen Quellenländern des Orangegebietes und des Limpopo nach Norden vordringen, wie es die Makololo gethan haben, unter denen Livingstone so lange gelebt hat, so würde sie das Fieber rasch lichten, wie es den Eroberern des Barotsethales geschehen ist. Obgleich sie, behauptet der Missionär, nie mit Völkern in Berührung kamen welche Kenntniß von der heiligen Schrift hatten, so findet man doch bei ihnen eine Erzählung, die dem Urtheil Salomons über den Streit der beiden Mütter völlig ähnlich ist. Der Verfasser aber scheint zu vergessen daß Araber sehr früh Niederlassungen in Sofala besaßen, und daß recht leicht ein Abenteurer dieser Nation von dort aus sich in die Betschuanagebiete verirren und die biblische Legende verbreiten konnte. Traf doch auch Livingstone einen arabischen Kaufmann am Hofe Sekeletu's. Den Betschuanas fehlt es indessen heutigen Tages nicht an Barden oder Rhapsoden. Von solchen Sängern stammt eine Thierfabel, die jeden von uns anheimeln muß. Eine Schildkröte und ein Steinbock machten eines Tages einen Wettlauf. Die schlaue Schildkröte hatte sich aber mit ihren Schwestern verabredet, die sich überall auf verschiedenen Punkten der Rennbahn aufstellten. Als nun der arme Steinbock eine Strecke gelaufen war, rief er: „Kröte wo bist du?" Hier bin ich, erwiederte die nächste der Schwestern. Der Steinbock setzt wieder an, Frage und Antwort erneuern sich aber so lange bis der gehetzte Bock vor Erschöpfung todt hinfällt. Livingstone hat uns kein deutliches Bild von der Religion der Makololo gegeben, nur aus seinen gelegentlichen Aeußerungen ließ sich schließen, daß sie, ähnlich wie die Rothhäute, die Sonne als großen Geist und die Seelen der Abgeschiedenen verehren. Der französische Missionär liefert uns dagegen eine Probe ihrer Kosmogonie. Er selbst war an dem Orte Lee, wo man eine zwei Meter breite runde Mündung einer Höhle, und an der Mündung im Gestein die Fußstapfen von Menschen und Gethier erblickt. Aus dieser Höhle sollen nach dem Mythus die Menschen- und Thiergeschlechter hervorgegangen seyn, die auf dem noch nicht erhärteten Gestein die Spuren ihrer Tritte hinterließen. An der Höhle saß Maboe, eine Gottheit dieser Grotte, und als zuerst die Bakalaharis (Bewohner der Kalahariwüste) herauszogen, ließ er sie wählen zwischen verschiedenen Gebeinen. Sie entschieden sich für einen Knochen reißender Thiere, und wurden Jägerstämme. Die Bahurutzi wählten aber den Knochen eines Ochsen, und wurden Hirten. Mit den abziehenden Menschen entfernte sich auch ein Sohn des Maboe. Der Vater aber eilte dem Flüchtling nach und zog ihn nach der Höhle zurück, woher die enormen Fußstapfen des Gottes stammen, die noch heutigen Tages sichtbar sind. Drei Tage waren die Menschen auf dem Marsch, als ihnen Maboe das Chamäleon nachschickte mit der Botschaft: „Sag' ihnen, daß sie nach dem Tode zurückkehren" (d. h. unsterblich sind). Das Chamäleon aber war zu langsam, und diesen Fehlgriff benutzte Matsieng, eine dem Maboe feindliche und nebenbuhlerische Gottheit. Er schickte den Menschen das hurtige Chatoane, eine Eidechse nach, die auf einem Umweg das Chamäleon überholte und früher die Stämme erreichte. Es richtete die Botschaft falsch aus: „wenn die Menschen sterben, gehen sie wirklich." Als nun erst nach drei Monaten das Chamäleon die Höhlenkinder einholte, wollte niemand mehr seinem Evangelium glauben, aber da auf die eine oder die andere Art der Betrug verrathen worden seyn muß, so tödten noch heutigen Tages die Betschuana das Chatoane, indem sie rufen: „Bösewicht, der du gesagt hast daß die Menschen nach dem Tode nicht zurückkehren." Eine völlig ähnliche Sage haben die Gränznachbarn der Betschuanas, die Namaquas, wie wir aus Anderssons Bericht wissen, [1] nur sollte dort der Hase die Unsterblichkeit den Menschen auf die Versicherung des Mondes ausrichten, und er war es welcher absichtlich aus Freude an der Lüge den Sinn der Botschaft in das Gegentheil verkehrte. Tiefes Nachdenken muß es aber erregen, daß wir bei den Betschuana dieselbe Schöpfungssage antreffen wie bei amerikanischen Culturvölkern. Die Bewohner der Antillen, die hochbegabten Stämme Anahuacs (Mexico's), und endlich die Peruaner haben denselben Mythus. Ueberall sehen wir die belebte Schöpfung aus Höhlen entschlüpfen. Nur möge man daraus nicht auf irgend eine ehemalige örtliche Verbindung amerikanischer und afrikanischer Völkerstämme schließen, da sich ein solcher vorgeschichtlicher Zusammenhang nur auf tolle Hypothesen gründen müßte.

[1] Ausland 1856. S. 1088.

Der Olivenbau im südlichen Frankreich.

Unter den Fruchtbäumen welche im südlichen Theile von Europa heimisch sind, ist der Olivenbaum jedenfalls einer der bemerkenswerthesten, wie er einer der am längsten bekannten ist. Bei den alten Griechen war der Baum mit dem silberfarbenen Laubwerke der weisen Göttin Minerva geweiht, seine Zweige galten als Symbol des Friedens, und die Brautleute, sowie die Jünglinge welche in den olympischen Spielen Sieger wurden, schmückten ihre Stirn mit Olivenkränzen. Nach der Eroberung von Griechenland führten die Römer den Baum nach Afrika, wo er jetzt wild wächst, und brachten ihn auf ihren Kriegszügen auch nach Europa, wo er sich längs der Küste des mittelländischen Meeres verbreitete.

In Frankreich wächst und gedeiht der Olivenbaum nur im Languedoc und in der Provence, und auch dort ist er nicht so acclimatisirt daß er nicht dann und wann durch den Frost litte. In Gegenden wo der Baum in trockener leichter Erde steht, schadet ihm ungünstige Witterung weniger als an andern Orten, und die Früchte werden für besser gehalten als die welche auf feuchtem und schwererem Boden wachsen, wo sich zwar der Baum größer und schöner entwickelt und eine reichere Ernte, aber ein weniger gutes Oel liefert.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte man in dem Landstrich zwischen Arles und Aix versucht die Olivenpflanzungen durch den Canal Boisgelin zu bewässern, und der Versuch wurde mit glänzendem Erfolg gekrönt. Die im Jahr 1787 durch den Verkauf des Oels gewonnene Summe überstieg die der Jahre vor der Bewässerung um 300,000 Fr., aber die Freude war nicht von langer Dauer, denn während des harten Winters von 1789 erfroren die bewässerten Oelbäume bis auf die Wurzeln. Vergebens schnitt man sie bis auf dem Boden ab — sie trieben keine Sprößlinge mehr, und seit der Zeit hüten sich die Provenzalen ihre Olivenhaine zu bewässern. Ein früherer nicht weniger verderblicher Winter, der von 1709, hatte Gelegenheit zu der Beobachtung gegeben daß der Olivenbaum eine ungeheure Menge Wurzeln treibt, die sich Jahrhunderte lang in der Erde halten, und einige Plantagenbesitzer verkauften ganze Wagenladungen dieser Wurzeln für Summen, die den Ertrag der Ernte, welche das Land producirt haben würde, weit überstieg. Man vermehrt nämlich die Olivenbäume mit Hülfe von Wurzeln, die einen Schößling treiben, welchen man pfropft sobald er stark genug ist. Man erhält auf diese Weise Bäume, die schon im fünften oder sechsten Jahre Früchte tragen.

Die Oelbäume werden gewöhnlich in schiefen Reihen und je nach der Güte des Bodens und der stärkern oder schwächern Sorte 20 bis 25 Fuß weit auseinander gesetzt. Man macht zu diesem Zweck gewöhnlich schon ziemlich lange vorher große Löcher, senkt dann die Bäume hinein, bedeckt die Wurzeln mit einer Schicht Dünger und schüttet dann die Gräben zu. Die stete Vermehrung durch Absenker hat übrigens die natürliche Größe und die ursprüngliche Schönheit des Baumes beeinträchtigt. In den meisten Plantagen des Languedoc und der Provence wird er jetzt nicht mehr höher als etwa 15 Fuß. Der Wipfel des Baumes gleicht einer abgeplatteten Halbkugel.

Der Oelbaum, der nach Jussieu in die Familie der Jasmine gehört, zeigt etwa 20 Arten, die man an den Blättern und vielleicht besser noch an den Früchten unterscheiden kann, deren hübsche ovale Form bald mehr bald weniger zugespitzt erscheint, und deren Größe von der einer Mandel, bis zu der einer Pflaume variirt, während die Farbe der verschiedenen Arten nach und nach vom Grün zum Violett und Schwarz übergeht. Bis zum Moment der vollkommenen Reife enthalten die Früchte einen milchigen, ungemein bittern und scharfen Saft, dessen ungeachtet werden aber die Oliven, welche auf unsern Tafeln erscheinen, in unreifem Zustand gepflückt. Freilich müssen sie, ehe sie genießbar sind, einer Art alkalinischer Behandlung unterworfen werden, welche darin besteht daß man die grüne Olive in Wasser wirft, welches mit Rebenholzasche gesättigt ist, und sie dann in eine sorgfältig bereitete Salzlake legt. Die Provenzalen machen für ihren eigenen Gebrauch allerdings auch Oliven ein, welche erst nach erlangter Reife gepflückt sind und in Folge dessen schwarz aussehen. Sie werden sorgfältig mit einer Gabel gestochen, dann in Salzwasser und endlich in Oel gelegt, welches mit Pfeffer gewürzt ist.

Die Blüthe der Olive zeigt sich in der Provence im Mai in grünlich-weißen zierlichen Büscheln, die kleinen Jasminblüthen gleichen, aber ziemlich oft durch späte Fröste leiden und dann nur unvollständig zur Entwicklung kommen.

Die frühzeitigsten Oliven erreichen im November ihre Reife, haben dann ein glänzendes Ansehen und fangen an ihre lebhafte grüne Farbe in Violett zu verwandeln. Dieser Farbenwechsel zeigt den vollkommensten Grad der Reife an, und dieser Moment wird von den Oelfabrikanten und Plantagenbesitzern im südlichen Frankreich für den günstigsten zur Ernte gehalten, wenn man Oel von angenehmem Geschmack und vorzüglicher Güte gewinnen will. In Italien, besonders in der Gegend von Genua und Lucca, sowie in Spanien und Algier nimmt man die Zeit der Reife, die dort im December eintritt, nicht wahr um die Oliven zu pflücken, sondern läßt sie bis zum März an den Bäumen hängen, und in Folge dessen hat das daraus gepreßte Oel einen herben und ekelhaften Geschmack.

Die Olivenernte ist für den Landmann der Provence und des Languedoc ein Fest, aber auch eine Zeit der angestrengten Thätigkeit. Das Pflücken und Pressen der Früchte gehört zu den wichtigsten Geschäften des Jahres, denn das Oel wird mit Recht für das vorzüglichste Product des Landes angesehen. Nachdem man 14 Tage vor dem Feste „Allerheiligen“ auf den Böden und in den Scheuern der Maiereien Schlafplätze für die Arbeiter und Arbeiterinnen bereitet hat, schickt der Eigenthümer eine Anzahl Wagen nach der Stadt, um diese Hülfstruppen einzuholen, die schon eine Zeitlang vorher gemiethet sind. Eine Anzahl Männer, Frauen und Kinder treffen, mit allem was sie für die Zeit der Ernte brauchen, mit Säcken voll Brod, Fäßchen mit Wein, Paketen mit Kleidern, Körben ꝛc. in den Maiereien ein. Der Plantagenbesitzer liefert seinen Arbeitern nämlich nichts als ein Strohlager mit einem Bett-Tuch für je zwei Personen, und Morgens und Abends eine soupe aux légumes, welche aus allerlei Kohl- und Rübenarten besteht, die mit einem Stück Speck und viel Pfeffer gekocht sind. Jeder Oliveur und jede Oliveuse (so nennt man die Arbeiter) läßt sich einen Napf voll davon geben und schneidet sich von dem eignen Brodvorrath soviel hinein als erforderlich ist.

Beim ersten Morgenstrahl brechen die mit Leitern und Schemeln versehenen Arbeiter nach den Plantagen auf und pflücken

bis zum Sonnenuntergang Oliven, die dann in Säcke geschüttet und, wenn eine Wagenladung voll ist, nach der Mühle gefahren werden.

Die so mit der Hand gepflückten, aber nicht wie in Italien geschlagenen oder geschüttelten Oliven, werden auf die Böden der Oelmühle geschafft und dort höchstens 24 Stunden liegen gelassen, ehe man sie unter den Mühlstein bringt. Je frischer die Oliven sind, je feiner und aromatischer ist das Oel. Läßt man die Früchte, ehe man sie preßt, in Gährung übergehen, wie man in Italien zu thun pflegt, so gewinnt man eine größere Quantität Oel, während man indessen die Qualität verschlechtert; denn das so gewonnene Product zeigt bereits einen ranzigen Beigeschmack, der sich in wenigen Monaten sehr verstärkt. Die feinsten Oele können nur von gepflückten, ausgelesenen, und frisch und kalt gepreßten Oliven gewonnen werden, und fordern eine so aufmerksame und sorgfältige Behandlung daß ihr Preis nothwendig ein sehr hoher bleiben muß. Nur die Besitzer großer Plantagen sind im Stande diese Oele rein und tadellos zu liefern.

Die Oelmühlen des südlichen Frankreich sind außerordentlich einfach construirt. Die Arbeitsräume sind gewöhnlich gewölbt, weil man zur Aufstellung der Pressen solider Gebäude bedarf, und weil die Production des Oels solche Räume nothwendig macht die sich im Winter warm, im Sommer hingegen kühl erhalten. Sollen die auf den Böden aufgehäuften Oliven gemahlen werden, so schüttet man sie in einen dort befindlichen Behälter, aus dem sie, vermittelst einer langen Röhre durch die Decke hinab, unter einen kleinen Mühlstein fallen, der von Maulthieren getrieben wird und die Oliven vollständig zermalmt. Sind die Früchte auf diese Weise in Brei verwandelt, so wird derselbe in eine Art runder Kissen gebracht, welche aus Bast und biegsamen Zweigen geflochten sind. Diese Kissen oder Säcke schichtet man dann über einander und bringt sie unter die Presse, die durch einen von 6—10 Männern gedrehten Schwengel in Bewegung gesetzt wird. Durch diese erste Pressung erhält man das feinste Oel, welches den Geschmack der Frucht hat. Eine zweite Pressung liefert ein Oel erster Qualität, aber ohne den Geschmack der Frucht, und die dritte Pressung, bei welcher man heißes Wasser zu Hülfe nimmt, gibt das gewöhnliche sogenannte Baumöl. Dieses Oel fließt durch kleine Canäle zugleich mit dem Wasser in Reservoirs, wo man die obenauf schwimmende, fette Flüssigkeit mit großen flachen Löffeln abschöpft und dann in große steinerne Behälter bringt, in denen das Oel bis zur Versendung stehen bleibt.

Die Versendung der Oele beginnt im Januar, nachdem der Frost sie in eine, weicher Butter ähnliche Masse verwandelt hat; diese Masse füllt man in große und kleine Fäßchen, setzt diese im Freien nochmals dem Frost aus und versendet sie dann ohne Gefahr nach dem nördlichen Europa.

Die Olivenernte ist, wie schon erwähnt, für die Provenzalen, und die Bewohner des Languedoc ein Fest, etwa wie es die Weinlese für andere Gegenden ist. Schreiber dieses erinnert sich, in der Oelmühle beim Scheine der alten Lampen Stunden verlebt zu haben, die ihm immer zu kurz erschienen. Durch das Geklingel der Schellen, welche die ununterbrochen im Kreise gehenden Maulthiere am Halse trugen, schallte das Lachen und der Gesang der hübschen Oliveusen und die lustigen Späße der Oliveurs, ja oft mischten sich sogar die Töne eines Tamburins und eines Dudelsacks in den Lärm, und beim Klang dieser primitiven Musik vergaßen die Arbeiter alle Müdigkeit und schaarten sich zum lustigen Tanz.

Aber jene Tage sind vorüber. In unsrer aller Poesie baren Zeit ist die Mühle nichts mehr als eine sehr prosaische Anstalt, in der man Oel bereitet. Die Oliveusen ziehen sich nach vollbrachter Arbeit in ihre Schlafstellen zurück, die Oliveurs in die ihrigen und die Arbeiter an der Presse und Mühle scheinen ihre alten Lieder und Schelmenstücke vergessen zu haben. Es fehlt nur noch daß man an der Stelle der Menschenhände und Maulthiere eine Dampfmaschine arbeiten läßt, und wer weiß wie bald das geschieht.

Aber auch die Stellung der Plantagenbesitzer ist jetzt nicht mehr so günstig wie vor der Zeit der Restauration bis 1840. Die Oelbäume fangen an auszusterben; ihre Reihen haben sich im Languedoc und der Provence schon bedeutend gelichtet, und zum Ueberfluß nistet sich seit 1854 fast in jeder Olive ein Wurm ein, wodurch ein ungeheurer Schaden entsteht. (I. p. T.)

Statistik der Eisenbahnen der Erde.

Namen der Länder.	Vollendete Eisenbahnen 1856 in deutschen Meilen.	Concessionirte und im Bau begriffene Bahnen 1856.	Name der ersten Bahn, Jahr der Eröffnung derselben und ihre Länge in deutschen Meilen.
Europa.			
Großbritannien	1800	670	Stockton — Darlington, 1825, 9,5 M.
Deutschland ohne Oesterreich	1162	406	Nürnberg—Fürth, 1836, 1 M.
Frankreich	878	642	St. Etienne — Andrésieux, 1828, 2,4 M.
Oesterreichische Monarchie	420	697	Linz — Budweis, 1828, 4 M.
Belgien	231	45	Antwerpen — Mecheln, 1835, 2,3 M.
Rußland	132	571	Petersburg — Zarskoje-Selo, 1838, 3,8 M.
Sardinien	96	48	Turin—Genua, 1848, 10,8 M.
Spanien	78	312	Barcelona — Mataro, 1849, 3,8 M.
Holland	45	70	Amsterdam — Harlem, 1848, 11,2 M.
Schweiz	40	141	Baden—Zürich, 1849, 3,6 M.
Toscana	35	55	Florenz — Livorno, 1844, 12,5 M.
Dänemark	25	—	Kopenhagen-Roeskilde, 1849, 4,3 M.
Schweden	21	136	Köping—Hult, 1855, 20 2/3 M.
Portugal	17	13	Lissabon — Cintra-Carregado, 1854, 2,7 M.
Königreich beid Sicilien	11	92	Neapel — Castellamare, 1839, 5,5 M.
Norwegen	9	—	Christiania — Eidsvold, 1853 — 55, 9 1/12 M.
Kirchenstaat	3	112	Rom—Frascati, 1856, 2,7 M
Summe	5003	4010	

Namen der Länder	Vollendete Eisenbahnen 1856 in deutschen Meilen.	Concessionirte und im Bau begriffene Bahnen 1856.	Name der ersten Bahn, Jahr der Eröffnung derselben und ihre Länge in deutschen Meilen.
Amerika.			
Vereinigte Staaten	5322	3500	Munck — Chunch (Massachusetts), 1827, 2 M.
Brit. Nordamerika	369	90	
Cuba	100	20	Havana — Guines, 1837, $3,_8$ Meilen.
Chile	18	30	Caidera — Copiapó, 1853, 11 Meilen.
Brit. Westindien	15	—	
Neu-Granada	11	—	Chagres - Panamá 1855, 10²/₃ Meilen.
Peru	9	—	Arica — Tachna, 1855, $8,_7$ M.
Brasilien	5	35	Rio de Janeiro — Belem, 1854 theilweise eröffnet, soll 1857 vollendet werden, 8 M.
Mexico	—	10	
Summe	5849	3685	
Afrika.			
Aegypten	53	50	Alexandria — Cairo, 1852 begonnen, soll 1857 vollendet seyn, 52²/₃ M.
Cap-Colonie	9	—	
Summe	62	50	
Asien.			
Ostindien	60	300	Bombay — Tarnah, 1853.
Euphratbahn, im J. 1857 concessionirt.	—	15	
Summe	60	315	
Brit. Austral.	30	295	Nelson — Hobson-Bay, 1854.
Totalsumme sämmtlicher Bahnen der Erde	11,004	8355	

(O. Hübners Jahrbuch der Statistik.)

Die Religionen Indiens.

(Aus Blackwood's Magazine.)

(Schluß.)

Dieser blutige Cultus, der so verschieden ist von dem zu welchem die rein brahmanische Race Nord- und Mittel-Indiens sich bekennt, ist ein Ueberbleibsel der alten ureinheimischen Gesittung der Halbinsel, denn das Brahmanenthum verabscheut das Blutvergießen, und seine Opfergaben an die Götter bestehen aus Früchten, Blumen, Pflanzen. Die Göttin Kali gehört augenscheinlich den wilden Autochthonen Indiens an, die man hin und wieder in diesem unermeßlichen Reiche trifft, und deren Religion Menschenopfer zuläßt. Ihnen gehört ebenfalls jene, in den Wedas erwähnte, schreckliche Göttin Niritti an, von der in den heiligen Büchern gesagt ist: „Bewahret mich vor Niritti mit dem abstoßenden Blicke .... Machet daß die gewaltige und furchtbare Niritti uns nicht vernichte."

Wenn man die Religion Indiens in ihren äußern Formen betrachtet, so zeigt sie eine eigenthümliche Buntscheckigkeit; sie tritt in jeder Provinz in anderer Gestalt auf, und bietet in einigen Oertlichkeiten ihrem allgemeinen Charakter schnurstracks entgegengesetzte Züge. Ueberall wo das ureinheimische Element vorherrscht, hat die Religion eine düstere und grausame Physiognomie. Ueberall wo die tamulische Race sich ausgebreitet hat, gewinnt sie ein pompöses und überaus heiteres Aeußere. Ueberall wo der Hindu herrscht, hat sie in ihren Lehrsätzen eine Erhabenheit und in ihren Gebräuchen eine Milde, welche leider, in dem was die Gebräuche betrifft zu denen die Priester die Gläubigen zwingen, durch absurde Gebote verunziert sind. Besonders in dem Bergland Orissa, das die Gränze zwischen den Präsidentschaften Bengalen und Madras bildet, tritt das ureinheimische Element in den schärfsten Zügen auf. Am Gestade dieses Landstriches, welchen die schreckliche Brandung der Küste von Koromandel vor indiscreten Besuchern schützt, erhebt sich die berühmte schwarze Pagode, die vom Fuße bis zum Giebel mit Sculpturen bedeckt ist, deren obscöner Charakter selbst in Indien Verwunderung erregt. Ein wenig südlicher, angelehnt an Wälder von üppigster Vegetation, befindet sich der noch berühmtere Tempel von Dschaggernat. Wenn man ihn vom hohen Meer aus sieht, sollte man meinen man sähe große kreisförmige, mit einer Anzahl anderer, kleinerer, umgebene Gebäude. Die Stadt wird für heilig gehalten, und das ganze Land umher, auf zwanzig Meilen in der Runde, ist abgabenfrei, unter der Bedingung daß es gewisse auf dem Tempeldienst bezügliche Verpflichtungen erfüllt. Rechts und links der Hauptstraße stehen religiöse, durch Baumgruppen von einander getrennte Gebäude, und am Ende dieser Straße erhebt sich der Tempel Dschaggernats. Er breitet sich auf einem weiten, von Mauern umschlossenen viereckigen Platz aus. Man tritt durch ein kolossal hohes Thor in die Ringmauer ein; eine breite Treppe führt auf eine Terrasse von fünfhundert Quadratfuß, und auf dieser Plattform ist die große Pagode aufgeführt, welche sich ungefähr zweihundert Fuß über dem Boden erhebt. Die Hauptgottheit die man an diesem Orte anbetet, ist Krischna, eine der Incarnationen Wischnu's. Zu gleicher Zeit betet man dort den Schiwa, seine Gemahlin und Schwester, Saihadra (ein andrer Name Kali's), an. Die drei diese Gottheiten darstellenden Götzenbilder sind sechs Fuß hohe Holzblöcke mit einer häßlichen Menschenfigur darauf. Der Block Krischna's ist blau, der Schiwa's weiß, der Saihadra's gelb bemalt. Alle drei werden auf grob gearbeiteten Wägen gezogen. Der Wagen Dschaggernats oder Krischna's hat einen Flächenraum von vierundachtzig Quadratfuß, und ist vierundvierzig Fuß hoch; er steht auf sechzehn Rädern. Zwölf große Feste werden im Laufe des Jahres unter den Gewölben dieses Tempels gefeiert. Das Hauptfest ist das Rath-Dschatra, das stets im Frühjahr abgehalten wird. Man fährt dabei die Götzenbilder auf ihren Wagen herum; tausend Männer, Weiber und Kinder ziehen sie mit Stricken, und Brahmanen begleiten sie unter Gesängen und Herplappern von Stellen der heiligen Bücher. Von weiter Ferne wandern gemeiniglich Andächtige zu diesen Feierlichkeiten herbei, allein die meisten

der Wallfahrer sterben in Folge der Reisestrapazen. Ehedem suchten Fanatiker den Tod, indem sie sich unter die Räder des Wagens Dschaggernats stürzten; die Menschlichkeit der englischen Regierung hat indeß diesem barbarischen Gebrauch Einhalt gethan.

Die Hauptstämme welche die Provinz Orissa bewohnen, sind die der Koles, der Bils und der Chonds, auf welche die brahmanische Race nie die geringste Macht zu gewinnen vermochte, und die bis auf den heutigen Tag dem siegreichen Einfluß der englischen Civilisation Widerstand geleistet haben. Die Religion der Chonds ist die bekannteste. Sie haben weder Tempel noch Götzenbilder; sie betrachten diese Dinge als absurd, und glauben an die Anwesenheit ihrer Götter in Hainen, Brunnen und Felsen. Sie erkennen die priesterlichen Verrichtungen einem jeden zu, der sich durch göttliche Eingebung für dazu berufen hält, und der seine Behauptungen dadurch rechtfertigt daß er zehn bis vierzehn Tage lang in einem Zustande der Schlafsucht verharrt — ein Zeitlauf während dessen seine Seele, wie man annimmt, von seinem Körper abwesend und in die Gegenwart der Götter versetzt ist. Sie glauben an ein höchstes Wesen, das der Gott des Lichtes ist und die Erde zur Gattin hat, deren Schoß es befruchtet. Die Göttin Kali kommt ebenfalls unter den Gottheiten der Chonds vor. Ihr Hauptfest findet zur Zeit der Reisernte statt. Fünf Tage lang nähren sich die Gläubigen von gegohrenem Reis, der sie in eine Art Trunkenheit versetzt, und in diesem Zustand ergeben sie sich den ausgelassensten Tänzen. Sie bieten der Erde Menschenopfer, hoffend die Göttin werde sich ihnen dafür günstig erweisen. Die Unglücklichen, denen das Loos geworden zu Ehren der Göttin geopfert zu werden, werden nicht unter den Chonds ausgewählt; man kauft sie, oder stiehlt sie noch als Kinder, aus den untern Classen der Hindus, hauptsächlich der der Parias. Da sie den Göttern geweiht sind, so behandelt man sie mit dem größten Wohlwollen; man gibt ihnen Ländereien zur Bebauung, und wenn sie sich verehelichen, werden ihre Frauen ebenfalls für die Opferung aufbewahrt. Und sonderbar! die Meriahs (so nennt man sie) suchen nie zu entrinnen. Nach der Opferung wird der Leichnam des Opfers in Stücke zerschnitten; diese Stücke werden unter die Familienoberhäupter vertheilt, welche sie in frommer Weise in ihren Feldern begraben, um diese dadurch fruchtbar zu machen. Die englische Regierung suchte diesen grausamen Gebrauch abzuschaffen, und es gelang ihr theilweise; wahrscheinlich aber wird noch mehr als Eine Generation dahinschwinden ehedenn die rohen Bevölkerungen dieses Landes in der Berührung mit europäischer Civilisation ihre Sitten umgestalten.

Die Hindu-Religion ist, wie wir gesagt haben, eine wahre Buntscheckigkeit. Dem Anschein nach ist die Zahl ihrer Gottheiten sehr groß, allein die meisten unter ihnen haben mehrere Namen, indem die untern Gottheiten Incarnationen oder Verwandlungen der höhern Gottheiten sind. Dieser eigenthümliche Charakter der Hindu-Religion macht in der indischen Mythologie die Classification und Definition unmöglich. Der Gott Hanuman wird zuweilen für Rama genommen, Rama für Krischna, Krischna für Wischnu. Wie der Proteus der griechischen Fabel, nimmt die indische Mythologie tausenderlei Formen an: es ist der Pantheismus in seinem vollständigsten Ausdruck. Die Attribute Gottes und die Phänomene des Weltalls werden von der Menge als eben so viele besondere Gottheiten betrachtet. Was die aufgeklärten Classen anbelangt, so personificiren sie Gott in einem einzigen Wesen, dem sie den Namen Brahma geben. Im Volksglauben ist Brahma die erste Person der Dreifaltigkeit, Wischnu die zweite und Schiwa die dritte. Brahma ist der Schöpfer der Welt, und Wischnu und Schiwa sind die thätigen Principien mittelst deren er das Weltall regiert. Da das Werk des erstern schon seit langer Zeit vollbracht ist, während Wischnu und Schiwa in der Welt noch stets gegenwärtig und thätig sind, so nimmt Brahma in der Einbildungskraft der Massen nur einen untergeordneten Rang ein. So betet man ihn nur in Adschmir und Bithur an, während Schiwa und Wischnu überall Tempel haben. Merkwürdig ist übrigens der Umstand daß, während die religiösen Gebäude Indiens sich durch ihren Glanz auszeichnen, die hinduischen Götzenbilder die häßlichsten und groteskesten sind die man sehen kann. Der Hindu versinnbildlicht die verschiedenen Kräfte seiner Gottheiten durch die Vielfältigkeit der Arme, nicht durch den Ausdruck der Gestalt. Brahma, Wischnu, Schiwa, Kali haben je vier Arme. Brahma, der auch vier Gesichter hat, wird allgemein auf einem Schwane reitend dargestellt; er hält in der Hand eine Abschrift der Wedas, und ist roth bemalt, ohne Zweifel weil sein Sinnbild die Sonne ist. Wischnu ist schwarz bemalt, er hat als Zierathen Juwelen und Guirlanden, und reitet auf einem phantastischen, halb adler-, halb menschenartigen Thiere. Man schätzt seine Avatâras[1] auf zehn bis vierundzwanzig, und jedesmal wird er mit andern Attributen dargestellt. Schiwa hat drei Augen und trägt ein Tigerfell. Da die Wiedererzeugung der Geschlechter unter seiner Obhut steht, so reitet er auf einem weißen Stier, und sein Sinnbild, der Lingam, erhält in ganz Indien die Huldigungen der Menge. Die Göttin, seine Gemahlin, die man ein wenig gröber denn eine Puppe darstellt, ruht in seinen Armen. Brahma hat, wie wir angeführt, keine amtliche Secte, allein die Anbeter Wischnu's und Schiwa's erkennen sich an besondern auf der Stirne eingedrückten Zeichen. Diejenigen Wischnu's haben einen Dreizack mit gelbem Griff; die Schiwa's haben drei weiße horizontale Streifen, mit einem schwarzen Kreise in der Mitte. Diese beiden Secten beleidigen einander ziemlich gern in ihren Schriften. „Die Anbeter Schiwa's und die seine Lehre Befolgenden, sagt der Bhagavadgita, sind Ketzer." — „Nur das was Wischnu betrifft, erwiedert ein Mitglied der Secte Schiwa's, entzündet den Zorn Schiwa's, und da der Zorn Schiwa's schrecklich ist, so sprechen wir den Namen Wischnu's niemals aus." Dennoch leben beide Secten in ziemlich gutem Einvernehmen. Jede von ihnen besucht die Feste der andern, und mehr als Ein Hindu trägt auf der Stirne die vereinigten Zeichen Wischnu's und Schiwa's.

Religiöse Wallfahrten sind unter den Hindus sehr im Schwang. Unter der Zahl der berühmten Orte welche von den Wallfahrern vorzugsweise besucht werden, muß man auch Benares, Allahabad und Hurdwar, wo der Ganges sich von den Himalaya-Gebirgen herab in die Ebenen stürzt, sodann die Städte Gongotri und Keddernath, im gebirgigsten Theil Ober-Indiens, und endlich den Tempel von Badrinath anführen, dessen vergoldete Spitze sich inmitten der Schneeflächen des Himalaya erhebt. Diese Wallfahrten nehmen oft ganze Monate in Anspruch, und ziehen große Kosten nach sich. Um deren Bestreitung möglich zu machen, nimmt der Hindu Anlehen zu manchmal sehr hohen Zinsen auf, verpfändet seine Juwelen und verarmt dann für seine übrige Lebenszeit. Tausende von Personen kommen von diesen langen und gefahrvollen Reisen nie mehr zurück, sie gehen unterwegs zu Grunde, und ihre Leichname werden die Beute der Geyer und Schakale. Allein diese traurige Aussicht unterwegs zu sterben, schreckt und hält den wahren Andächtigen nicht ab, so ruhmvoll ist für ihn

[1] D. h. Incarnationen.

der Empfang der ihn bei der Rückkehr in sein Vaterland erwartet. Der Pilger welchem es gelungen all diesen Reisegefahren zu entgehen, wird im Triumph in der ganzen Stadt herumgeführt, Spielleute begleiten ihn, eine begeisterte Menge folgt ihm, bietet ihm Geschenke und Weihrauch an, richtet Gebete an ihn, und verehrt ihn gleich einem höhern Wesen.

Was in der Hindu-Religion nach ihrem Ascetismus am meisten überrascht und Anstoß erregt, das ist ihr zügelloser Charakter. Die griechische Mythologie glänzt gewiß nicht durch ihre moralische Seite, allein die Liebesgeschichten der Götter des Olympos erscheinen zart und keusch wenn man sie mit den unreinen Legenden des Hindu-Pantheons vergleicht. Diese Legenden bilden den beständigen Gegenstand der Sculpturen, welche vom Fuße bis zum Giebel die indischen Tempel bedecken, und die Priester besingen oder erzählen sie während der feierlichen Processionen von Dschaggernat. Allein die Hindus betrachten die Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander nicht von demselben Gesichtspunkt aus wie wir Europäer, und der indische Moslim nimmt an der unter den Christen in den Verhältnissen der Männer und Frauen herrschenden Freiheit ebenso sehr Anstoß wie wir an der Unziemlichkeit der Bildwerke und Gemälde in den indischen Tempeln. Was die Hindus insbesondere betrifft, so sehen sie in diesen äußerlichen Darstellungen der geschlechtlichen Leidenschaften weder etwas böses noch auffallendes. Sie betrachten diese Leidenschaften als eine Thatsache oder als ein Gesetz der Natur, und verbinden keinen obscönen Begriff damit. Den bei den alten Assyriern üblichen Brauch vergessend, fühlen wir uns empört wenn man von jenen Bajaderen spricht welche, dem Dienst der Tempel zugetheilt und den Titel „Töchter des Götzen" tragend, den Freuden der Fremden oder der Anbeter des Gottes dienstbar sind.

Als die Hindus nach siegreich bestandenen Kriegen sich in Indien niederließen, theilten sie sich, wie die Völker des grauesten Alterthums, in drei vollkommen abgesonderte Classen: der Priester, der Krieger und der Kaufleute. Nach und unter ihnen erst kam die Race der Besiegten, der Sudras, welche für die Hindus das waren was die Knechte und Sklaven im Mittelalter für die freien Barone. Um ihrer Obmacht Festigkeit und Dauer zu verschaffen, gaben die Brahmanen dieser Classification eine göttliche Weihe, indem sie den Wortlaut der heiligen Bücher fälschten und Fabeln erfanden. Sie gaben vor, Brahma habe vier abgesonderte Menschenarten erschaffen: die erste, die der Brahmanen, sey aus seinem Munde hervorgegangen; die zweite, die der Krieger, aus seinen Armen; die dritte, die der Ackerbauer, aus seinem Leibe; die vierte, die der Handwerker, aus seinen Füßen. Zwei dieser ursprünglichen Kasten, die zweite und die dritte, sind verschwunden und die ganze hinduische Volksmasse wird nur noch in zwei große Classen abgetheilt, die der Brahmanen und die der Sudras. Die Classe der Brahmanen hat, obwohl sie ungefähr vierzig Unterabtheilungen in sich faßt, ihre Einheit bewahrt, die der Sudras dagegen ist in eine unendliche Anzahl von Fractionen zerstückelt, deren jede ihre Einrichtung als eine göttliche betrachtet.

Wie alle andern Gebräuche des indischen Lebens schwanken auch die Kastengebote nach den Oertlichkeiten. Den Brahmanen ist verboten das Fleisch der Thiere, mit Ausnahme des Fisches und des Zickleins, anzurühren, und dennoch essen sie in gewissen Theilen des Landes Fleisch, von welchem Thier es auch sey, vorausgesetzt daß sie es nicht mit eigenen Händen getödtet haben. Im südlichen Indien gestatten sie sich auch unbedenklich den Gebrauch geistiger Flüssigkeiten, obgleich diese Getränke insgemein den Parias überlassen sind. Die Hindus betrachten die Berührung der Federn als eine Befleckung; allein unter den am Fuße der Himalayagebirge wohnenden Stämmen besteht dieses Vorurtheil nicht. In einem Lande wo jeder kleine gesellschaftliche Bruchtheil entschlossen ist sich durch besondere Unterscheidungen zu schützen, läßt sich natürlicherweise erwarten daß diese Unterscheidungen oft sehr willkürlich und trivial sind. So bildet unter einer großen Anzahl von Kasten nur die Form und Farbe der Kleider, die Einrichtung und Ordnung der kleinen Toilette-Gegenstände das gegenseitige Erkennungszeichen. Die Radschputen essen Schaffleisch, Wildpret und Fische, haben aber einen Abscheu vor Rind- und Schweinefleisch, so wie vor Geflügel. Die Rohillas lassen das Schweinefleisch zu, weisen aber das Rindfleisch zurück. Dieselben Rohillas lassen sich gern mit einem ledernen Riemen peitschen; wollte man es aber einmal versuchen sie mit einer Reitpeitsche oder einem spanischen Rohr zu schlagen, so würde die Antwort mit einem Dolch oder einer Pistole nicht lange auf sich warten lassen. Die Kulis tragen unbedenklich jede Last, welche es auch sey, auf dem Kopfe; verlangte man aber sie sollten einen Menschen nur einige Schritt weit tragen, so würden sie dieß, selbst wenn es sich um Leben oder Tod für sie handelte, ablehnen, und sagen dieß sey Sache einer andern Kaste.

Ein eingeborner Zimmermann darf sich keines Fetts für seine Säge bedienen, ein eingeborner Schmied nur in einer besondern Stellung arbeiten, ein Brettschneider nur das Holz von einer gewissen Form sägen; alle diese Leute dürfen nur von einer besondern, auf besondere Weise, in besonderer Stunde und in besonderm Geräth zubereiteten Nahrungsart essen. Das der untersten Kaste angehörende Individuum darf keinem seiner Cameraden erlauben ihm beim Essen zuzusehen; keiner darf Wasser aus dem Gefäß eines andern trinken, und jeder muß seinen kleinen zinnernen Becher bei sich tragen. Ein Mann von unterer Kaste darf sich einem Mann aus höherer Kaste nur auf eine gewisse Anzahl Schritte nähern. Seine Kleider müssen nach einem gewissen Schnitt verfertigt seyn, und er darf von keinem andern Religionsgenossen eine Erfrischung annehmen, selbst wenn er durch das Bedürfniß derselben in die äußerste Noth versetzt würde. Der Mann von hoher Kaste darf keinem Manne niedriger Kaste erlauben aus einem und demselben Brunnen, wie er, Wasser zu schöpfen. Er darf an einem öffentlichen Brunnen kein Wasser trinken, keinen todten Körper und keinen Knochen eines Thieres anrühren, noch auch Salz, Essig oder geistiges Getränk in seinen Mund nehmen; er darf nichts essen von dem was Leben gehabt hat.

Die Farbigen und Weißen auf Trinidad.

(Von Dr. Karl Rohrbach.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Weg stieg jetzt eine lange Zeit bergan; das war für die Thiere eine harte Arbeit auf dem klebrigen Boden, aber ein Versuch zu Fuße zu gehen fiel so übel aus daß ich ihn schon

nach drei Minuten aufgab, und trotz der fortwährenden Gefahr mich lieber von meinem Schimmel tragen ließ. Der Lehm heftete sich nämlich so fest an die Sohlen daß er schon im ersten Augenblick 1 Zoll dick daran hieng und diese Unterlage sich mit jedem Tritt erhöhte, so daß ich zuletzt 5—6 Zoll Erde unter jedem Fuß fortschleppte. Das Gewicht war zu beträchtlich um es lange zu tragen; die Bewegung auf diesem Kothurn wurde unbehülflich, und es konnte leicht kommen daß ich ein wirkliches Trauerspiel darauf hätte aufführen müssen, das höchst tragisch — wenigstens mit einem Beinbruch — enden konnte. Das Abscharren und Fortschleudern der schweren Anhängsel half nur auf Secunden, denn gleich nahmen neue Massen den Platz der alten ein. Ich mußte also wohl mich bequemen das kleinere Uebel zu wählen, und mich der Gefahr aussetzen mit dem Pferd zu stürzen. Also stieg ich wieder auf, als sich eine geeignete, etwas horizontale Stelle fand, und erreichte glücklich den Gipfel.

Der lohnte reichlich die vorhergegangene Mühe durch eine köstliche Aussicht. Es war keine Bergspitze welche wir betraten, sondern ein kleines Plateau, etwa 40—50 Schritte breit und 300—400 lang. Man hatte von dort plötzlich die herrlichste Aussicht über einen großen Theil der Insel bis zur See hin. Silberleuchtend lag das Antillenmeer wie ein Spiegel im Westen, und das ganze Land bis zu ihm hin sank so lieblich von unsrer Höhe hinab in grünen Wellen, bis es endlich am Ufer des Meeres wie vor Freude und Wonne untergieng. Die Wälder rauschten und wehten unbeschreibliche Wohlgerüche herauf, und drunten lagen zerstreut die Pflanzerwohnungen, graue Häuser mit Schindeldächern, und die langen Schornsteine des Kochhauses dampften lustig hinauf in den reinen, vor Hitze zitternden Aether. Der Anblick war um so schöner, je unerwarteter er mir kam, und ich liebe Aussichten vom Berg außerordentlich.

Indem wir auf der Höhe hinschritten, fanden wir ein kleines Haus. Eine Mulattin saß unter dem Vordach der Hütte auf einem Schemel, dessen Sitz mit Stroh geflochten war, und nähte an einem baumwollenen Kleide. Ein kleines, braunes, fast schwarzes Mädchen von etwa sieben Jahren spielte nackt zu ihren Füßen mit der halben Schale einer Cocosnuß, indem es damit den Staub des Bodens wie mit einem Löffel in die Höhe hob, dann langsam niederfallen ließ, und sich an diesem unendlich wiederholten Experiment ergötzte.

Sobald die Mutter unsrer ansichtig wurde, stand sie auf, legte die Arbeit zur Seite und trat einige Schritte näher. Wollt Ihr nicht absteigen und Euch ausruhen? frug sie in schlechtem Englisch, das sehr nach der breiten Negerzunge klang. Wir thaten's. Sie winkte dem Kind, noch einen Schemel zu holen, und dieses sprang in die Hütte und kam gleich darauf wieder mit einem zweiten Schemel, gleich dem ersten, nur daß der Strohsitz noch fragmentarischer war als auf diesem. Wir ließen uns nieder, und mein Begleiter, der schon öfter hier vorbeigekommen war, frug nach ihrem Mann. „Er ist auf Mr. Steven's Estate, um bei der Ernte zu helfen, denn wir brauchen Geld zu einigen Kleidern! Das da ist jetzt mein bestes," sagte sie, auf ihre Näherei deutend, welche Kattune von vier oder fünferlei Mustern zeigte. „Und Ihr Knabe?" „Ist mit ihm," war die Antwort. Dabei reichte sie uns jedem einen Trunk, mir in einem eiförmigen Holzbecher, den ich bei näherer Besichtigung für eine hohle Cocosnußschale erkannte, die oben abgesägt war, d. h. es war nicht die obere faserige, sondern die zweite steinige Hülle die unmittelbar über dem Kern liegt. Zum Hinstellen war sie nicht geeignet, sondern man mußte diesen Becher entweder gleich leeren, oder, so lange noch etwas darin war, in der Hand halten. Der meines Gefährten dagegen war wie unsre Biergläser geformt und zeigte sich als ein Stück Bambusrohr, dessen Knoten mit seiner Querwand als Boden benutzt war.

Ich leerte mein Gefäß nur halb, und das höfliche Weib nahm es mir aus der Hand, und stellte es vor mir auf den Boden, indem sie es ein wenig hineindrückte. Da stand er ganz gut. Die Erde war Tisch und Präsentirteller zugleich. Das Getränk war milchweiß, schmeckte aber sehr angenehm nach Mandeln. Ich frug nach der Bereitung, und erfuhr daß es zur Hälfte Ziegenmilch sey, zur andern Hälfte Wasser mit dem ausgepreßten Saft von frischen Mandeln gemischt. Es war ein kühlendes, sehr liebliches Getränk. Später hatte ich Gelegenheit auch die Zubereitung zu sehen. Dabei werden die frischen auf einem Reibeisen zerriebenen Mandeln in einem groben Leinentuch möglichst trocken ausgerungen. Manche lieben auch diesen Saft ohne jede Beimischung zu trinken.

Noch hatten wir nicht fünf Minuten gesessen, als aus dem Dickicht neben der Hütte zwei kleine schwarze Kobolde hervorbrachen und mit triumphirendem Geschrei heranstürzten, indem der größere Knabe, etwa sechs Jahre alt, eine Iguana (3 Fuß lange Eidechse) an einer Ruthe herbeischleppte, die er ihr um den Hals geschlungen hatte. Der kleinere Junge, beide waren die Söhne der Mulattin, lief schon voraus um der Mutter den Fang zu melden. Als diese auf das Geschrei hin sich umwandte, und die Knaben jetzt zwei Gäste bemerkten, die ihnen vorhin durch die Mutter verdeckt worden waren, wurden sie plötzlich still und hemmten den Schritt. Es schien als wollten sie sich nicht heranwagen. Charlie, Tony! rief unsre Wirthin, und langsam näherten sich die beiden nackten Wilden, der größere zuerst, indem er sich bemühte das erlegte Wild hinter sich zu verbergen. Nun komm her, rief ich ihm zu, komm! sag, was hast du denn mitgebracht? „Iguana," stammelte er. Todt oder lebendig? — „Todt, denn lebendig beißt sie." So? Charlie, hat sie dich gebissen? — „Nein, ich traf sie auf den Kopf; da ist sie gleich todt. Sieh!" Dabei zeigte er mir das Thier, das noch warm war. Denn die Nennung seines Namens hatte ihn vertraulicher gestimmt. Sonderbar daß dieß auf der ganzen Erde denselben Eindruck auf den Menschen macht. Man rückt ihm dadurch sehr viel näher. Der Schädel hatte gerade auf der Mitte einen Schlag bekommen. Willst du mir das Thier geben? frug ich. Er sah die Mutter an und machte ein sehr klägliches Gesicht. Ich that als merkte ich nichts. Der kleinste und das Mädchen standen neben ihr, und schmiegten sich halb hinter sie, indeß der schwarze wilde Jäger vor mir stand, und hätte ich ihn nicht an dem einen Arm festgehalten, gewiß gern sich zu ihnen geflüchtet hätte. Nun, willst du? Sag! — Er schwieg, und der Kleine fieng an zu weinen, was, wie ich sah, dem Waidmann auch näher war als das Lachen. Hätte ich ihm einen Sixpence geboten, so wäre er gewiß vor Freuden außer sich gewesen, aber das hätte die Mutter beleidigt, und ich wollte auch nicht gern die kaufmännischen Anlagen in dem Naturkind wach rufen. Ich that also als wolle ich das Thier geschenkt haben.

Du möchtest's wohl lieber behalten? — Ja! stieß er kurz und heftig heraus. Was willst du denn damit machen? — Er sah mich groß an über die dumme Frage. Die beiden Geschwister lachten mich aus. Ich lachte mit, und machte dann mit der rechten Hand eine andeutende Bewegung nach dem Mund, und that als kaute ich. Nun hielten sie sich kaum vor Lachen, und der Kleinste

wälzte sich jubelnd auf dem Boden, indem er mehrmals schrie: Freilich! freilich, essen! essen! „Gibt's denn viele Iguanas hier?" Ja wohl, sagte die Mutter, denn der Knabe war mir während des Lachens wie eine Schlange entschlüpft, und hatte sich zu seinen Geschwistern gesellt. „Dann werde ich mir auf dem Rückweg eine mitnehmen," rief ich dem Jäger wieder zu. „Willst du mir dann eine fangen? — Nein! sagte er, aber schlagen will ich dir eine. Dann kann die Mutter sie dir braten! — Ich will sie nicht essen; ich will sie mitnehmen um sie aufzuheben. Das Mädchen und der älteste Knabe glotzten mich groß an als wollten sie fragen: Mitnehmen, wozu aufheben? — Eßwaaren muß man nicht aufheben! Und die Mutter frug: „Aufheben? Es gibt ja genug an allen Felswänden wohin die Sonne nur scheint, viele, viele! Da habt Ihr ja welche, so oft Ihr wollt; wozu aufheben? Es fault ja in 12 Stunden." — Nun mußte ich innerlich lachen über meine fremdländische Albernheit vor dieser Natur, und über die glückliche Unwissenheit meiner Wirthin, die in ihrer Fülle nicht begriffen haben würde daß es Länder auf Erden gibt, wo sich nicht viele, viele Iguanas, sondern gar keine finden, und daß es Mittel gibt der Fäulniß vorzubeugen u. s. w. Sie hatte Recht, und ich hatte auch Recht — so war Frieden.

Wer hat dir denn gesagt, rief ich dem Knaben zu, daß du sie auf den Kopf schlagen mußt? „Des alten John Sohn?" So? Wer ist der alte John? „Ei, der alte John ist der alte John, drüben in Savana-Grande." Bist du bei ihm gewesen? „Nein, er kommt manchmal mit seinem Sohn hier vorbei, wenn er nach San Francisco geht." — Und der Sohn hat dir's gesagt? „Ja, der kann auch Schlangen fangen." Hat er dir's gezeigt? „Nein das nächstemal thut er's! Er kommt jetzt bald!" — Gut, laß dir's zeigen. Und dann kauf dir ein Gewehr hierfür — ich gab ihm einen Shilling — daß du auch Vögel schießen kannst.

Er schoß vorläufig einen Purzelbaum vor Freude, und Bruder und Schwester machten es jubelnd nach, ohne zu wissen warum. Wir aber dankten der Frau, saßen auf und ritten auf Savana-Grande zu.

Miscellen.

Die Uhrenfabrication in der Schweiz. Einer der Hauptsitze dieser großartigen auf die höchste Theilung der Arbeit begründeten Industrie ist La Chaux-de-Fonds (Neuenburg), ein Städtchen von 14,567 Einwohnern, welches nicht weniger als 1422 Werkstätten zählt, die sich sämmtlich mit der Uhrenfabrication beschäftigen. Man unterscheidet dabei nicht weniger als 54 einzelne Zweige der Fabrication, die in Bewegung gesetzt werden, ehe eine Uhr versendet wird. Nach dem würtembergischen Gewerbsblatt nimmt die Fabrication einer Uhr folgenden Gang: Der Werkfabrikant fertigt die Rohwerke (ébauches), wobei er die einzelnen Bestandtheile derselben entweder von den betreffenden Verfertigern bezieht, oder je nach der Ausdehnung seiner Werkstätte solche auch selbst anfertigen läßt. Die rohen Werke bestehen aus den runden Messingscheiben, Platinen genannt, den rohen Rädern und noch verschiedenen einzelnen Stücken. Dem dargestellten Rohwerke fehlt nun noch vieles, es hat weder das feinere Räderwerk, noch den Gang, es fehlt ihm Feder, Zeiger, Zifferblatt, Gehäuse. Es kommt daher sofort in die Hände des Repasseurs, welcher das Werk prüft und für Ergänzung der weiter erforderlichen Arbeiten durch die betreffenden Werkstätten sorgt. Bei dem sogenannten Finisseur werden die kleinen Tragsäulen der Platinen eingesetzt, die Wellen der Kammräder gedreht, dieselben zugleich gebohrt und eingepaßt, es werden die feineren Räder ausgearbeitet und das Werk so weit in Stand gesetzt, daß alle Theile in einander greifen und es zur Noth gehen kann. Bei diesen Arbeiten kommt vieles auf die Intelligenz und Geschicklichkeit des Arbeiters an. Nachdem das Uhrwerk so weit vorangeschritten, wird es aufs neue in Arbeit genommen und wird jetzt Gegenstand des Uhrenfabrikanten im engeren Sinne. Die Platinen und diejenigen Stücke welche das Gerippe des Uhrwerks bilden, und also sein Maß angeben, wandern nun zu dem Gehäusemacher, welcher sie ins Gehäuse einpaßt. Nachdem das Werk in das Gehäuse gebracht ist, geht es an den Fabrikanten zurück und es wird das Zifferblatt nebst Zeiger aufgesetzt. Sodann wenn das Werk fest im Gehäuse ist. werden die Löcher in die Staubdeckel für die Aufzieh- und Zeigerzapfen eingebohrt, und die Zapfen auf die richtige Länge abgenommen, was ebenfalls vom Repasseur geschieht. Nun wird die Feder eingesetzt und der richtige Eingriff der Räder hergestellt, überhaupt das Werk in allen Theilen richtig gestellt; meistens wird auch jetzt schon die richtige Spirale eingesetzt. Jetzt muß die Uhr gehen und hat nur noch die Verschönerung zu erhalten. Zu diesem Zweck wird sie wieder auseinander genommen und nun gehen die Schrauben an den Schraubenpolirer, das Stahlwerk an den Stahlpolirer, die Messingräder an den Messingpolirer, oder auch an den Vergolder bei feineren Uhren, alle anderen Messingtheile gehen nebst den vorher gravirten Convetten zum Abschleifen (Adouciren), dann zur Vergoldung (beim Vergolden der Räder müssen die Zapfen überzogen werden). — Jetzt kommt die Uhr an den Remonteur, welcher sie wieder zusammensetzt, und erforderlichen Falls, wo es nicht vorher geschehen ist, die richtige Spirale noch einsetzt. — Nunmehr ist das Werk fertig. — Das Gehäuse, das mit der Uhr zusammen numerirt ist, gieng an den Gehäusemacher zurück, um das Scharnier zu erhalten, sofort an den Graveur, um gravirt, oder an den Guillocheur, um guillochirt zu werden; sodann kam es zum Gehäusepolirer, welcher ihm innen und außen eine glatte glänzende Fläche zu geben hatte. Die galvanisch vergoldeten Werke werden innen mit Stein polirt, die anderen auf der Drehbank mit Roth. Jetzt geht das Uhrengehäuse wieder zurück an den Remonteur, welcher das Werk zum letztenmal einsetzt, und die Uhr, nachdem vollends der Glasaufsetzer das Deckelglas eingesetzt hat, ist nunmehr zum Verkauf fertig. Chaux-de-Fonds, als Hauptstapelplatz der Uhrenfabrication des St. Immerthales, verkauft jährlich etwa für 25 Millionen Franken Uhren — und die Zahl der im Canton Neuenburg und im Berner St. Immerthale gefertigten Uhren wird auf eine Million Stücke im Werth von 60 Millionen Franken angegeben.

Der Cylinder Tigleth Pilesers I. Dieser Cylinder hat auf Anordnung der Curatoren des brittischen Museums, mit Gutheißung der Regierung und unter der Oberaufsicht Rawlinsons, eine lithographirte Inschrift erhalten; sie lautet folgendermaßen: „Inschrift Tigleth Pilesers I (ungefähr 1120 vor Christus), ergänzt aus vier achteckigen Prismen (zwei nahebei vollkommen

und zwei in Bruchstücken), gefunden in den vier Ecken des großen Tempels von Asschur (oder Kolah Scherghat) und jetzt im britischen Museum." Sie sind aus weißlichem gebranntem Thon verfertigt, und die Inschrift zeigt schöne kleine Keilbuchstaben, welche wahrscheinlich mitteist eines Werkzeugs, nicht mit einem Stempel gemacht wurden. Jeder ist ungefähr 15½ Zoll lang — die Länge jeder Columne der Inschrift — und 2¼ Zoll weit. Der Durchmesser beträgt 6½ Zoll. Die Inschrift umfaßt 53 Paragraphen, welche 809 Zeilen enthalten. Die königl. asiatische Gesellschaft setzte eine besondere Commission nieder zur Entgegennahme und Prüfung der versiegelten Uebersetzungen dieses Cylinders, welche von den HH. W. H. Fox Talbot, Dr. Hincks, Dr. Oppert und Oberstlieutenant Sir H. Rawlinson gemacht worden waren. Die syrisch-ägyptische Gesellschaft (in deren am 9 Febr. abgehaltener Sitzung diese Sache verhandelt wurde) veröffentlichte die verschiedenen Uebersetzungen in nebeneinanderstehenden Columnen. Die Uebereinstimmung welche in ganzen genommen in diesen Uebersetzungen herrscht, beweist daß die Lesung dieser Inschrift jetzt eine Sache der Gewißheit geworden ist. Sie beginnt mit einer Anrede an die assyrischen Götter, von welchen Asschur der höchste zu seyn scheint. Sie gibt eine, an vielen Stellen sehr umständliche, Schilderung der Feldzüge Tigleth Pilesers, seiner Thaten und der von ihm gebauten Paläste. Sie enthält ferner 16 Eigennamen der von ihm durchzogenen Länder, und 23 von Ländern deren Könige er sich unterwarf. In den Paragraphen 27, 30, 31, 34, 37 sind Namen von Orten, von welchen einige, den Uebersetzungen Sir H. Rawlinsons und Hrn. Talbots gemäß, so ziemlich den in der heiligen Schrift erwähnten Ortsnamen entsprechen. Wenn diese beiden Herren richtig übersetzt haben, so hat dieser Tigleth Pileser auch einen Kriegszug nach Palästina unternommen, und Hrn. Talbot zufolge, Unter-Aegypten erobert. Hr. Talbot übersetzt den Paragraph 27 folgendermaßen: „Alle Provinzen von Musri (Unter-Aegypten) verheerte ich, ihre Heere vernichtete ich, und ihre Städte verbrannte ich. Die Heere des Landes Kumani kamen dem Lande Aegypten zu Hülfe." Oberst Rawlinsons Uebersetzung des 31sten Paragraphen lautet also: „Da fielen gänzlich in meine Hände zwischen dem Anfang meiner Regierung und meinem fünften Jahr 42 Länder, mit ihren Königen, von jenseits des Flusses Zab, Ebene, Wald und Berg, bis jenseits des Flusses Euphrat, das Land der Chatte (Hetiter) und der obere Ocean der untergehenden Sonne." — Hrn. Talbots: „60 und 42 Nationen und ihre Könige, von der großen Kreuzung des untern Zab, durch viele verschiedene Städte, bis zu der großen Kreuzung des Euphrat im Lande Syrien, und das obere Meer der untergehenden Sonne hielt ich, vom Beginn meiner Regierung bis in mein fünftes Jahr, in Unterwerfung." — Dr. Hincks übersetzt die Stelle folgendermaßen: „In allem unterwarf meine Hand 42 Länder und ihre Könige, von dem Canal des Untern Zab, und den Gränzen der Wälder der Räuber, bis zu dem Canal des Euphrat nach Chatti und dem obern Meer der untergehenden Sonne; vom Beginn meiner Regierung bis zu meinem fünften Jahr." Hr. Harle verlas ein Schreiben Dr. Hincks, über diesen Cylinder, worin dieser Gelehrte anführt, daß sich der Kriegszug Tigleth Pilesers nicht bis nach Syrien und Aegypten erstreckte, und dann sagt: „Ich bin überzeugt (und ich sprach diese meine Ueberzeugung in Anmerkungen zu meiner Uebersetzung höchst entschieden aus) daß die Länder von welchen man annahm sie seyen Aegypten, nordöstlich von Chorsabad liegen, und daß der vermeintliche Kriegszug nach Syrien und dem Mittelmeer ein Kriegszug nach Armenien und dem schwarzen Meer war. Wäre eine solche Invasion im Jahr 1120 vor Christus, der Periode des Cylinders gemäß der Chronologie der Bibel, vorgekommen, so müßte man sich in hohem Grade wundern daß wir davon weder in der Bibel noch bei Josephus eine Schilderung finden. Die Bibelgeschichte ist um diese Zeit sehr umständlich. Sie berichtet die Niederlagen der Israeliten durch die Philister, bei welchen die Bundeslade weggenommen wurde. Bald darauf, fast gerade zur Zeit des Datums des Cylinders, werden die Israeliten stark, schlagen die Philister, und Samuel errichtet zum Andenken an ihre Siege den gefeierten Stein, und nennt ihn Ebenezer. Josephus thut dieser Ereignisse Erwähnung, gedenkt auch dieses Steins, den er „den Stein der Macht" nennt; allein er erwähnt um diese Zeit mit keinem Worte des Einfalls Tigleth Pilesers, noch irgendeines andern assyrischen Königs (Antiq. Buch VI. Cap. 1). Sowohl die Bibel als Josephus sprechen von dem Kriegszug Tigleth Pilesers zur Zeit Pekahs, 400 Jahre nach dem für den Cylinder angegebenen Datum (2. Buch der Könige XV. 29; XVI; 1. Buch der Chronik V. 6—26; 2. B. der Chronik XXVIII, 16; Josephus Antiq. Buch IX, Cap. II. 1.) Es scheint daher höchst wahrscheinlich entweder daß hier ein Irrthum in der Zeitrechnung oder ein Mißverständniß in der Uebersetzung des Cylinders obwaltet." Schließlich ist zu bemerken daß Hr. Harle auch die Zeichnung von einer der Platten vorlegte welche kürzlich von Hrn. Loftus mitgebracht wurden; sie erläutert Amos III. 12. (Athenäum.)

Alter Bergbau der Rothhäute am Obern See. Auf dem vorjährigen Meeting amerikanischer Gelehrter in Montreal sprach Oberst Whittlesey über die Kupfergruben auf der Halbinsel Kewenaw, die tief in den Obern See eindringt. Die offenen Gruben sind bisweilen 20—30 Fuß tief und besitzen zwei (engl.) Meilen Ausdehnung. Da das Kupfer dort gediegen vorkommt, bedurfte es keiner weitern Verhüttung. Der Gelehrte ist der Ansicht daß der Bergbau vor 1000 oder 1200 Jahren eingestellt wurde, und vorher ein halbes Jahrtausend betrieben worden seyn mag. Wenn die dort aufgefundenen Steinhämmer und Kupfergeräthe auf eine Verbindung mit den Azteken schließen lassen sollen, so ist diese Behauptung kritisch ebenso schwach als die Vermuthung der Bergbau sey nur im Sommer betrieben worden, bloß weil sich keine Reste von Gebäuden in der Nähe vorfanden. Aber wie sollen sich solche Reste 1000 Jahre lang erhalten, wenn sie vielleicht den ambulanten Wigwams der heutigen Rothhäute geglichen hätten?

Eine peruanische Redensart. Nach der Eroberung der Inca-Residenz Cuzco fiel den Spaniern eine ungeheure Beute in Gold zu. Bei der Austheilung erhielt ein gemeiner Soldat Sierra, dessen Enkel 1631 noch in Cuzco lebte, auf seinen Antheil die Sonne aus Goldblech welche die eine Wand des großen Tempels geschmückt hatte. Sierra setzte sich am Abend zum Spiel, und ehe die Nacht zu Ende war, hatte er seine Quote vollständig durchgebracht. Seit dieser Zeit hat sich in Peru die Redensart erhalten, von jemanden, der übertriebene Summen im Spiel verliert, zu sagen: er hat die Sonne verspielt noch ehe sie aufgegangen war. (P. Anello Oliva, Hist. du Pérou).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 11. 12 März 1858.

Eine assyrische Inschrift über den Wiederaufbau des Thurmes von Babel.

Hr. Julius Oppert hat im vorigen Jahrgang des Journal Asiatique (Febr. bis Sept.) nach und nach in einzelnen Paragraphen die Inschrift von Borsippa übersetzt. Diese Inschrift ist in assyrischer Sprache gegeben, und darunter versteht der große Orientalist „jene semitische Mundart, in welcher die Inschriften von Ninive und Babylon, so wie die dritte Art der dreisprachigen Inschriften der Achämeniden verfaßt sind.“ Die Schreibart ist eine keilförmige, und sie wurde nach folgenden Grundsätzen von Oppert zum erstenmal entziffert. Die Erfinder der Keilschrift waren Turanier, die Zeichen selbst waren ursprünglich Hieroglyphen, die einen bestimmten Gegenstand und den herrschenden Ton im Worte für den bezeichneten Gegenstand darstellten. Das hieroglyphische Bild, welches anfangs nur ein bestimmtes Object bezeichnete, erhielt später symbolische Bezeichnung, und stellte dann den Ton des Symbols dar. Die Erfindung der Keilschrift gieng dann von turanischen Völkern über auf die semitischen Assyrier. Diese behielten den sinnbildlichen und den Sylbenwerth der turanischen Tonzeichen bei, mußten aber für die ihnen eigenthümlichen Sprachtöne neue Zeichen erfinden. So sey es geschehen daß dieselben Zeichen verschiedenen Sylbenwerth besitzen konnten. Bisweilen begegnet man sogenannten stummen (aphones) Zeichen, die nur andeuten daß das nachfolgende Wort eine gewisse Art von Begriffen ausdrücken soll, z. B. ein stummes Zeichen für Stadt, wenn ein Städtename folgt. Aus dieser verwickelten Schreibart würden unzählige Mißverständnisse entstehen, wenn nicht das Assyrische wie das Altägyptische sogenannte Lauterklärungen (phonetische Complemente) bei solchen sinnbildlichen (ideographischen) Zeichen beifügte, deren Doppelsinn zu Mißverständnissen führen konnte. Die Inschrift von Borsippa ist nicht auf Cylinder, sondern auf tonnenartige (verlängerte Revolutionsellipsoide mit abgeschnittener Spitze) Thongefäße von 2 Decimeter Höhe und 8 Centimeter Durchmesser des größten Kreises geschrieben. Zwei dieser Gefäße wurden an verschiedenen Punkten und in einer gewissen Höhe im Umkreise der Galerie des Thurmes von Babel durch Rawlinson entdeckt. In Chorsabad hat Hr. Place 14 andere Stücke mit einer identischen Inschrift im Palast des Sargon gefunden, wovon zwei gerettet wurden.

Hr. Oppert liefert uns nun eine hebräische Transscription, eine buchstäblich getreue lateinische, und eine freiere französische Uebersetzung. Die letztere lautet: „Nabuchodonosor, König von Babylon, Diener des ewigen Wesens, Zeuge der unveränderlichen Liebe Merodachs, der mächtige Kaiser, der Nebo anbetet, der Retter, der Weise, welcher sein Ohr leiht den Eingebungen des höchsten Gottes, der Statthalter der Götter, der seine Gewalt nicht mißbraucht, der Wiederaufrichter der Pyramide und des Thurmes, der älteste Sohn des Nabopallassar, der Herr von Babylon, ich (der König).

„(Wir sagen:) — Merodach, der große Herr selbst hat mich gezeugt; er hat mir aufgetragen seine Heiligthümer wieder aufzurichten. Nebo, der die Legionen im Himmel und auf Erden überwacht, hat meine Hand mit dem Schwert (Scepter) der Gerechtigkeit belastet.

„Die Pyramide ist der Tempel des Himmels und der Erde, die Wohnung des Meisters der Götter, Merodach; ich habe das Heiligthum wo seine Herrlichkeit ruht, mit reinem Golde auskleiden lassen.

„Den Thurm, die ewige Wohnung, habe ich neu begründet und neu aufgebaut; in Silber, in Gold, in andern Metallen, in Stein, in glasirten Backsteinen, in Cypressen und in Cedernholz habe ich ihre Pracht vollendet. Das erste Gebäude, welches ist der Tempel der Grundvesten der Erde, und an das sich das älteste Gedenken Babylons heftet, habe ich erneuert und vollendet, mit Backsteinen und mit Kupfer habe ich errichtet den Giebel.

„(Was das andere Gebäude betrifft) der Tempel der sieben Lichter (Gestirne) der Erde, und an das sich das älteste Gedenken an Borsippa knüpft, wurde von einem alten König erbaut — man zählt seitdem 42 Menschenalter — aber er setzte den Giebel nicht auf. Die Menschen hatten das Werk verlassen seit den Tagen der Sündfluth, weil ihre Sprachen in Verwirrung geriethen. Erdbeben und Blitze hatten umgestürzt die Lehmstücke und hatten gespalten die Backsteine der Außenwände; die Lehmstücke der Grundmauern waren gewichen und bildeten Hügel. Der große Gott Merodach hat mein Herz erweckt zum Wiederaufbau; ich habe den Ort nicht verrückt, ich habe die Grundlage gelassen wie sie war. Im Monat des Heiles, an einem (astrologisch) glücklichen Tage habe ich die Lehmhaufen der Grundmauern und die Backsteine der Außenwände

mit Säulengängen durchbrochen. Ich habe die Glorie meines Namens geschrieben auf die Friese der Säulengänge.

„Ich habe meine Hand geregt um den Thurm aufzubauen und den Giebel darauf zu setzen; wie er einst hätte erbaut werden sollen, so habe ich ihn neu gegründet und wieder aufgebaut; wie es in grauen Zeiten beabsichtigt wurde, so habe ich die Spitze vollendet.

„Nebo, der du dich selbst gebärst, höchste Allwissenheit, Gebieter, der du Merodach erhebst, sey meinen Werken günstig für meinen Ruhm. Gewähre mir auf immer die Fortdauer meines Hauses in die fernsten Zeiten, siebenfache Fruchtbarkeit, Festigkeit meines Thrones, Sieg meinem Schwerte, Niederlage den Rebellen, Eroberung feindlicher Reiche! Auf den Zeilen der ewigen Tafel, wo das Schicksal von Himmel und Erde verzeichnet steht, schreibe meinen Tagen einen glücklichen Ablauf vor, füge die Fruchtbarkeit hinzu!

„Folge, o Merodach, dem Beispiel des Königs von Himmel und Erde, des Vaters, der dich zeugte, segne meine Unternehmungen, erhalte meine Herrschaft!

„Möge Nabuchodonosor, der König welcher Ruinen aufrichtet, vor deinem Antlitz bestehen."

Es findet sich noch manches Räthselhafte in dieser Uebersetzung, auch ist der lateinische Text vollständiger als der französische. Oppert bittet deßhalb wiederholt um Nachsicht, da er ja zuerst versucht habe assyrische Keilinschriften zu erklären. Gerade diese Inschrift war doppelt schwer, denn es galt hier nicht wie bei dem Denkmal von Bisitun, eine Reihe geographischer Namen, die Namen sieghafter und besiegter Völker zu lesen, was im ganzen leicht ist, sondern den Sinn einer Urkunde in fremder Sprache zu errathen und ihn grammatikalisch zu rechtfertigen. Auf den philologischen Theil der großen Arbeit einzugehen, ist hier keine Gelegenheit, wir beschränken uns daher auf die Bemerkungen von allgemeinem Interesse.

Nabuchodonosors Name wird auf dem Denkmal Nabukudurrusur geschrieben, eine Form die sich der bei Jeremias und Hesekiel, ferner dem Persischen Nabukudracara und dem Griechischen Ναβουχοδονόσορος sehr beträchtlich nähert. Der Name selbst bedeutet etwa „Gott (Nebo) beschütze mein Haus," wie Nabu-pall-usur (Nabopallassar) „Nebo beschütze den Sohn," Nirgal-sarr-usur, „Nergal beschütze den König." Bil-sarr-usur (Balthasar), „Bel beschütze den König, Asur-sarr-usur (Sarassar, der Vatermörder Sennacheribs) „Assur beschütze den König" bedeuten würde. Babylon wird auf der Inschrift Bab-ilu gelesen, und bedeutet „das Thor des Gottes der Sündfluth." Die merkwürdigste Stelle der Inschrift ist aber offenbar die, woraus wir lernen daß der Trümmerhaufen, der jetzt Birs Nimrud heißt, der Rest eines Gebäudes ist, welches Nabuchodonosor zu Ehren der sieben Planeten wieder aufrichtete, und zwar auf der Stelle einer andern Ruine, die noch bei Lebzeiten des Zerstörers von Jerusalem als der Schauplatz der biblischen Sprachverwirrung galt. Das ältere Gebäude soll ein König vor 42 Menschenaltern erbaut haben. Im Sinne der Chaldäer dauerte ein Menschenalter so lange wie zwei Menschengeschlechter, jedes von 35 Jahren. Ein Menschenalter war daher gleich sieben Weltstunden, wovon jede fünf Jahre dauerte; es würden also 42 Menschenalter den Zeitraum von 2940 Sonnenjahren ausfüllen, doch argwöhnt Hr. Oppert hinter der Zahl 42 (6×7) einen mystischen Sinn, auch konnte der König wohl eine geheimnißvolle Mahnung zum Wiederaufbau des Thurmes von Babel darin suchen, daß seine Regierung in der Mitte des Zeitraumes von 7 Weltwochen (5880 Sonnenjahren) seit Ablauf der Sündfluth fiel. Die folgenden Sätze geben uns wichtigen Aufschluß über die Bauart selbst. Nur die Außenwände bestanden aus gebrannten Ziegeln, das Innere der Mauern wurde mit Lehm ausgestopft. Da nun die Ziegel zu andern Bauten verwendet und von dem Gebäude abgebrochen wurden, so hatte der Rest keinen Halt mehr und bildete unförmliche Hügel. Was nun Nabuchodonosor über seine eigenen Restaurationen sagt, gehört nach dem Geständniß Opperts zu den dunkelsten Stellen der Inschrift, obgleich sich philologische Schwierigkeiten nirgends finden. Man muß jedoch billig seyn, da selbst Beschreibungen von Bauwerken oder Bauunternehmungen in modernen, ja in der eigenen Muttersprache oft für uns unerfaßlich bleiben, d. h. wir verstehen die Worte, aber die Worte geben keine Vorstellung. Der „glückliche Monat" ist uns noch unbekannt, obgleich wir die Namen und die Monogramme der zwölf babylonischen Monate besitzen. Wahrscheinlich war es jedoch der Viyachna, der End-Monat (Februar-März) wie Oppert vermuthet. Eben so räthselhaft ist die Stelle wo der König sagt, er habe das Gebäude genau so wiederhergestellt wie es ehemals war, ja er habe den ehemals unvollendet gelassenen Giebel auf den Thurm gesetzt, ganz nach der Absicht des ältern Unternehmers. Sollten sich Bauplane, oder wenigstens Traditionen so lange Zeit hindurch haben erhalten können? Die Inschrift schließt als Epilog mit einer Anrufung der Götter, des Nebo, der Allwissenheit, die nach der erhabenen Vorstellung der Chaldäer sich selbst gebärt, und die, ohne an der Erschaffung der Welt theilgenommen zu haben, ihre unabänderlichen Gesetze aufrecht erhält. Diese Gottheit überwacht deßhalb die Legionen des Himmels und der Erde, sie hält die Ordnung auf Erden aufrecht, und aus ihrer Hand empfangen die Könige ihr Scepter und ihre Hoheit. Wer Merodach sey, der auf den Inschriften Marduk gelesen wird, weiß Hr. Oppert nicht zu sagen, nur verneint er daß es der Planet Mars seyn könne, wie man aus einer arabischen Lautähnlichkeit geschlossen hat. Da aber der Gott in der Inschrift ermahnt wird, er solle das Beispiel des Vaters, der ihn zeugte, nachahmen, so liegt es sehr nahe, Merodach den babylonischen Nationalgott, als Sohn des Nebo anzusehen, da in der chaldäischen Mythologie Descendenten verschiedener Gottheiten aufzutreten pflegen.

Die erste Entzifferung dieser Art von Keilschrift liefert mindestens den Beweis, daß die assyrische Sprache zur semitischen Gruppe gehörte, also verschwistert war mit dem Hebräischen, Syrischen, Chaldäischen, Arabischen und Aethiopischen. Die Inschrift selbst muß zwischen 604 und 588 v. Chr. verfaßt worden seyn, denn wir wissen aus Berosus, daß Nabuchodonosor seine Regierung mit dem Wiederaufbau der alten Heiligthümer begann. Da der König in allen andern von ihm verfaßten Urkunden sich des Baues der Mauern von Babylon rühmt, diese aber in unserer Inschrift nicht erwähnt werden, so vermuthet Oppert, daß er dieses Werk erst nach der Eroberung Judäa's ausführte, während der Thurmbau vor der Einnahme Jerusalems (588) vollendet wurde. Seine Nachfolger auf dem Throne haben sämmtlich zur Verschöne-

rung der Pyramide und des Thurmes das ihrige geleistet. Der Achämenide Xerxes zerstörte nach seiner Rückkehr aus Griechenland die Pyramide, welche das Grab des Gottes Merodach eingeschlossen haben soll. Nach Aelian und Ktesias fand der persische König aber keine Schätze, sondern nur einen halb mit Oel gefüllten Sarg im Innern des Denkmals. Der macedonische Alexander ließ zwei Monate lang 10,000 Soldaten den Schutt der Pramide wegräumen, da aber der Eroberer kurz nachher starb, so wurde mit ihm der Gedanke eines Wiederaufbaues begraben. Der Thurm dagegen entgieng der Zerstörungslust des persischen Despoten; Herodot sah ihn noch, auch stand er noch theilweise zu Alexanders Zeiten, und dauerte fort bis auf Plinius und Septimius Severus. Von da ab verlieren wir seine Spuren, doch ist sein babylonischer Name Sarh bis auf die Araber gekommen, wie der Name Borsippa, verunstaltet in Birs, noch jetzt im Munde der Beduinen fortlebt. Es ist sehr wahrscheinlich daß Erderschütterungen das Denkmal zerstörten, aber vorläufig bleiben wir in völliger Unwissenheit über den Zeitpunkt eines solchen Ereignisses.

Skizzen aus dem socialen Leben in den Vereinigten Staaten.

8. Gesetz und Rechtsschutz.

Es wird meinen Lesern gewiß eine überraschende Mittheilung seyn daß Amerika kein selbständiges Gesetzbuch hat. Jeder Staat macht seine eigenen Gesetze, von denen keines mit der Verfassung der Vereinigten Staaten im Widerspruch seyn darf. So dürfte z. B. der Mississippi-Staat nicht ein Gesetz erlassen, wodurch das Wahlrecht eingeschränkt würde, denn die Constitution erlaubt jedem Bürger von 21 Jahren zu stimmen. Der Mississippi-Staat darf aber die Todesstrafe aufheben, denn jeder Staat ist souverän und kann sein Strafgesetzbuch selbst entwerfen. In jeder Sitzung des Senats und der Legislatur, welche jährlich einmal in jedem Staate stattfindet, werden Gesetze erlassen welche entweder allgemein administrativ sind, oder ganz localen Charakter tragen. Jedes Jahr erscheint ein Band solcher Revised statutes, in welchem die verschiedenen Beschlüsse der Volksrepräsentanten wie Kraut und Rüben unter einander geworfen sind. Der Leser dieser Bücher findet aber außer einzelnen Verordnungen, die sich — wenigstens in den Revised statutes von Missouri — unaufhörlich widersprechen und aufheben, nichts was einem Gesetzbuch ähnlich sieht. So befremdend es erscheinen mag, so wahr ist es doch daß das englische Gesetz hier als Grundlage dient, und die alten Verfasser Blackstone, Johnson, Kent u. s. w. sind die Gewährsmänner der hiesigen Advocaten und Richter. Dieß ist bei dem unverhohlen ausgesprochenen Widerwillen der Amerikaner gegen alles Fremde höchst auffallend, und spricht eben nicht für die tiefe Bildung der amerikanischen Juristen, oder die segensreiche Wirkung der freien Presse, welche die freie Entwicklung des Geistes so sehr befördern soll.

Was auch besonders bemerkenswerth ist und dem Leser auffallen muß, ist die unverständliche Sprache in welcher die hiesigen Gesetze abgefaßt sind. Die alten Ausdrücke aus Blackstone's Zeiten sind sämmtlich beibehalten, so daß es, um die Revised statutes zu verstehen, unumgänglich nothwendig ist vorher ein Gesetzwörterbuch zu kaufen, oder den Blackstone selbst zu studieren. Eine Folge und, wie es auf der Hand liegt, beabsichtigte Folge dieses Umstandes ist daß der gewöhnliche Privatmann durchaus unfähig ist das Gesetzbuch zu verstehen, er kann sich nicht selbst Recht verschaffen, und ist gezwungen sich einem Advocaten anzuvertrauen. Dieß erklärt es wieder daß eine wahre Armee von Advocaten — die selbstverständlich auch alle naturwüchsig sind und keine Universität besucht haben — das Volk aussaugt.

Ich werde am ehesten im Stande seyn meinen Lesern einen Begriff der hiesigen Rechtsverwaltung zu geben, wenn ich ihnen zwei Processe, einen Criminal- und Civilproceß vorlege, deren Verlauf ich selbst mit erlebt habe, und deren Ebenbilder in jeder Courtsitzung der Ver. Staaten zu finden sind.

Zwei Individuen, entwichene Soldaten, waren verdächtig in der Warren County einen Eisenbahnbeamten, Namens Gordon, getödtet und beraubt zu haben. Die beiden Verbrecher hießen Bruff und Worrell. Da letztere fürchteten von den Bewohnern von Warren County gelyncht zu werden, so beschworen sie daß sie in Warren keine Gerechtigkeit finden könnten, und wurden demzufolge nach Franklin County transportirt. Die Anklage gegen die Verbrecher will ich deßwegen beifügen, damit die mit dem deutschen Juristenstyl Unzufriedenen Gelegenheit haben denselben mit dem Juristenstyl der Republik Amerika zu vergleichen.

Dieses monströse Document lautet, insoweit eine getreue Uebersetzung davon möglich ist, folgendermaßen: „Staat Missouri, Grafschaft Warren. Warrener Bezirks-Gerichtshof, Mai-Sitzung 1856. Die Großgeschwornen für den Staat Missouri, verlesen, beeidigt und beauftragt, für die Gesammtheit der Grafschaft Warren, und auf ihre gegenwärtigen Eide hin, mit der Untersuchung darüber daß Edward D. Worrell und William H. Bruff, am 25sten Tage Januars, im Jahr unsers Herrn 1856, in vorbesagter Grafschaft Warren, mit Gewalt und Waffen in und auf einen gewissen Basil H. Gordon, dannzumal und dorten verrätherischer, vorsätzlicher, absichtlicher, wohlüberlegter und vorbedacht boshafter Weise einen Angriff machten, und daß der besagte Edward D. Worrell ein gewisses Pistol dorten und dannzumal mit Schießpulver und einer Bleikugel lud, welch besagtes Pistol er, der besagte Edward D. Worrell, in seiner rechten Hand dannzumal und dorten hatte, und auf und gegen den besagten Basil H. Gordon hielt, dannzumal und dorten verrätherischer, vorsätzlicher, absichtlicher und wohlüberlegter und vorbedacht boshafter Weise abschoß und abfeuerte, und daß der besagte Edward D. Worrell mit der vorbesagten Bleikugel vermittelst des Abschießens und Abfeuerns des besagten so geladenen Pistols zu, auf und gegen den besagten Basil H. Gordon, wie vorbesagt, dannzumal und dorten verrätherischer, vorsätzlicher, absichtlicher, wohlüberlegter und vorbedacht boshafter Weise traf, durchschoß und verwundete den besagten Basil H. Gor-

von in und auf dem hintern Theil des Hauptes von ihm, dem besagten Basil H. Gordon, gebend ihm, dem besagten Basil H. Gordon, dannzumal und dorten mit der vorbesagten Bleikugel, vermittelst Abschießens und Abfeuerns des besagten so geladenen Pistols zu, auf und gegen den besagten Basil H. Gordon, und durch besagtes Treffen, Durchschießen und Verwunden des besagten Basil H. Gordon, wie vorbesagt, eine tödtliche Wunde von der Breite eines Zolls und der Tiefe von sechs Zollen. in und durch den Kopf von ihm, dem besagten Basil H. Gordon, an welch besagter tödtlicher Wunde der besagte Basil H. Gordon dannzumal und dorten augenblicklich starb; und daß der besagte William H. Bruff dannzumal und dorten verrätherischer, vorsätzlicher, absichtlicher, wohlüberlegter und vorbedacht boshafter Weise gegenwärtig war, unterstützend, helfend, aufstachelnd, anfeuernd, beistehend und bestärkend den besagten Edward D. Worrell, den vorbesagten Verrath und Mord in vorbesagter Art und Form zu thun und zu begehen — und so sagen die vorbesagten Geschwornen, auf ihre vorbesagten Eide hin, daß der besagte Edward D. Worrell und William H. Bruff ihn, den besagten Basil H. Gordon, dannzumal und dorten in vorbesagter Art, verrätherischer, vorsätzlicher, absichtlicher, wohlüberlegter und vorbedacht boshafter Weise, tödteten und mordeten, entgegen der Form des in solchem Fall gemachten und vorgesehenen Statuts, und zuwider dem Frieden und der Würde des Staats. Und die vorbesagten Geschwornen erhärten, auf ihre vorbesagten Eide hin, ferner daß William H. Bruff und Edward D. Worrell hernach, nämlich am 26sten Tage Januars, im Jahr unsers Herrn 1856, in der Grafschaft Warren und vorbesagtem Staat, mit Gewalt und Waffen in und auf einen Basil H. Gordon, dannzumal und dorten seyend, verrätherischer, vorsätzlicher, absichtlicher, wohlüberlegter und vorbedacht boshafter Weise einen Angriff machten, und daß der besagte William H. Bruff ein gewisses Pistol dannzumal und dorten mit Schießpulver und einer Bleikugel lud, welch besagtes Pistol er, der besagte William H. Bruff, in seiner rechten Hand dannzumal und dorten hatte, und auf und gegen den besagten Basil H. Gordon hielt, dannzumal und dorten verrätherischer, vorsätzlicher, absichtlicher und wohlüberlegter Weise und in seiner vorbedachten Bosheit abschoß und abfeuerte, und daß der besagte William H. Bruff, mit der vorbesagten Bleikugel vermittelst Abschießens und Abfeuerns des besagten so geladenen Pistols auf, zu und gegen den besagten Basil H. Gordon, wie vorbesagt, dannzumal und dorten verrätherischer, vorsätzlicher, absichtlicher, wohlüberlegter und vorbedacht boshafter Weise traf, durchschoß und verwundete den besagten Basil H. Gordon in und auf dem hintern Theil des Kopfes von ihm, dem besagten Basil H. Gordon, gebend ihm, dem besagten Basil H. Gordon, dannzumal und dorten mit der vorbesagten Bleikugel, vermittelst Abschießens und Abfeuerns des besagten so geladenen Pistols auf, zu und gegen den besagten Basil H. Gordon, und durch solches Treffen, Durchschießen und Verwunden des besagten Basil H. Gordon, wie vorbesagt, eine tödtliche Wunde in der Breite eines Zolls und in der Tiefe von sechs Zollen in und durch den Kopf von ihm, dem besagten Basil H. Gordon, an welch besagter tödtlicher Wunde der besagte Basil H. Gordon dannzumal und dorten augenblicklich starb, und daß der besagte Edward D. Worrell dannzumal und dorten verrätherischer, vorsätzlicher, absichtlicher, wohlüberlegter und vorbedacht boshafter Weise gegenwärtig war, unterstützend, helfend, aufstachelnd, anfeuernd, beistehend und bestärkend den besagten William H. Bruff, den vorbesagten Verrath und Mord in vorbesagter Art und Form zu thun und zu begehen. Und so sagen die vorbesagten Geschwornen, auf ihre vorbesagten Eide hin, daß die besagten William H. Bruff und Edward D. Worrell ihn, den besagten Basil H. Gordon, dannzumal und dorten in vorbesagter Art und Form, verrätherischer, vorsätzlicher, absichtlicher und wohlüberlegter Weise, und in ihrer vorbedachten Bosheit, tödteten und mordeten, entgegen der Form des in solchem Fall gemachten und vorgesehenen Statuts, und zuwider dem Frieden und der Würde des Staats. R. P. Minor, Bezirksgerichts-Anwalt."

Bruff und Worrell waren nun gleichzeitig des Mordes angeklagt. Ein sonderbarer Zufall hatte es so gefügt daß die beiden Verbrecher 500 Meilen von S. Louis an zwei verschiedenen Orten, die wieder 500 Meilen von einander entfernt waren, genau zu derselben Stunde und Minute arretirt wurden, und zu derselben Stunde in S. Louis mit den Scheriffs eintrafen. Worrell hatte die dem ermordeten Gordon entwendeten Sachen im Besitz, als er gefangen wurde. Er gab an daß Bruff Gordon erschossen habe, dasselbe sagte Bruff von Worrell aus. Bruff hatte ein einnehmendes Aeußere und verstand es durch höfliches Benehmen seine Besucher für sich zu gewinnen. Worrell war häßlich, eitel und in seiner Kleidung geckenhaft sorgfältig. Er war Methodistenprediger, Arzt, Zahnarzt, Kaufmann und Sergeant in einem Dragoner-Regiment, machte aber nur den Eindruck eines vollendeten Verbrechers.

Die öffentliche Meinung sprach sich entschieden zu Gunsten Bruffs aus; er war arm, konnte keinen Advocaten engagiren und hatte keine Verwandten, die sich seiner annehmen konnten. Worrell, der wohlhabende Eltern hatte, geschickte Advocaten engagiren konnte, wurde als der Mörder bezeichnet. Darüber waren sich aber alle einig daß beide Verbrecher gehängt werden müßten. Endlich, nach langem Hin- und Herziehen der Verhandlungen, und nachdem die Untersuchung durch zweimalige Unterbrechung der Zeugenverhöre hinausgeschoben war, wurde der Proceß geführt. Der Staatsanwalt zeigte daß der Mord von den beiden Gefangenen begangen sey, wer von ihnen aber der Mörder sey, könne nicht behauptet werden. Dieß könne aber auf das Urtheil der Geschwornen keinen Einfluß üben, denn beide haben gemeinschaftlich das Verbrechen begangen, beide haben den Körper des Ermordeten mit Schnee bedeckt, und somit müßten beide die Todesstrafe erleiden.

Der Advocat des Bruff trug nun darauf an daß die beiden Gefangenen separat ihren Proceß haben sollten, der Richter gestattete dieß, und Worrell ward zuerst vor die Schranken gerufen. Die Barmherzigkeit selbst hätte zu Gunsten dieses Mörders kein Wort sagen können. Es war so sonnenklar daß er am Morde Gordons sich betheiligt hatte, daß jeder es für unmöglich hielt seine Vertheidiger würden auch nur einen Versuch machen ihn zu retten. Aber wir hatten uns geirrt. Seine Advocaten, mit der Cigarre im Munde, bewiesen uns daß Worrell an einer Monomanie leide, die sich dadurch zu erkennen gebe daß er seine Nebenmenschen umbrächte. Drei Tage lang dauerte diese unsinnige Vertheidigung. Als sie endlich abgebrochen wurde, gaben die Geschwornen ihr Urtheil, das dahin lautete, Worrell habe Mord im ersten Grade

begangen und sey schuldig, den Tod durch den Strang zu erleiden.

Bruffs Urtheil war jetzt besiegelt. Er hatte vollkommen so viel verbrochen wie Worrell. Sein Proceß war in wenig Tagen beendet — und die Geschwornen sprachen ihn einstimmig frei!

Niemand wollte dieser Nachricht Glauben schenken. Ein Raubmörder, der erwiesenermaßen das Pferd Gordons am Zügel gehalten hätte, während Worrell seine Pistole auf Gordon abfeuerte, ein Vagabund und Deserteur, der auf seiner Flucht aus seiner Garnison Pferde gestohlen und verkauft hatte — ein solches Individuum konnte unmöglich frei gesprochen werden. Und dennoch war er frei gesprochen! Wird mir der Leser glauben daß Bruff dem Freimaurerorden angehörte, und daß seine Freunde und Brüder für ihn gewirkt hatten?

Was ich hier erzähle, ereignete sich im März dieses Jahres in Franklin-County, Missouri.

Der zweite Fall, den ich miterlebt habe, war eine Klage gegen die Pacific-Eisenbahn. Die Klage war von vielen Landleuten wegen Ueberfahrens von Vieh eingereicht. Das Gesetz sagt ausdrücklich, „daß die Eisenbahn-Direction jedes Stück Vieh welches von der Locomotive oder dem Eisenbahnwagen überfahren wird, zum vollen Werth ersetzen soll. Nur an solchen Stellen, wo die Eisenbahn eingefriedigt ist, soll sie nicht für die Tödtung von Vieh verantwortlich seyn.“ Die Eisenbahn ist aber nicht eingefriedigt und tödtet fast täglich Kühe, Pferde, Schweine. Jedermann war überzeugt daß die Eisenbahn-Direction zum vollen Schadenersatz verurtheilt würde — aber die Geschwornen sprachen sie frei.

Wenn aber Mörder frei gesprochen werden, wenn die Landleute ihr Vieh ruiniren lassen müssen, mit einem Worte, wenn das Gesetz keine Geltung hat, was nützt dann seine Existenz überhaupt? Kann man es den Landleuten verdenken daß sie in gerechtem Zorn die Eisenbahn durch umgehauene Bäume sperren, und von den Passagieren die Bezahlung ihres getödteten Viehs verlangen? Irgendwo muß der Gekränkte Recht finden können, wenn das ganze Volk aber erst zu der Ueberzeugung gekommen ist daß die Gerichte sich beeinflussen lassen, daß Geld, Verwandtschaft und Einfluß sichere Hebel sind um einen günstigen Spruch der Geschwornen zu erlangen, so greift es in seiner Verzweiflung zur Nothwehr — und leider sehen wir dieß täglich in vergrößertem Maßstabe geschehen.

Ich will nicht behaupten daß hier nirgends Recht zu bekommen sey. Eine solche Behauptung wäre unsinnig. Aber wer irgend Gelegenheit hat amerikanische Zeitungen zu lesen, wird sich überzeugen können daß ich nicht zu viel behaupte, indem ich sage daß die Begriffe die wir uns in Europa von den Geschwornengerichten machen, gänzlich falsch sind. Erst in neuester Zeit hat der Proceß der Cunningham in New-York die Aufmerksamkeit der ruhigen Beobachter erregt. Die abscheulichsten Verbrechen, Mord, Unzucht, Betrug, Meineid kamen haufenweise ans Tageslicht — aber die Schuldigen verließen von den Geschwornen freigesprochen den Gerichtssaal.

Daß dieser Zustand unserer Gerichtsverhandlungen auf die ungebildete Classe einen höchst schädlichen Einfluß hat, versteht sich von selbst. Erwiesene Bösewichter werden freigesprochen und dadurch in ihrem ruchlosen Treiben nur noch weiter bestärkt. Ihre Cameraden wohnen den Verhandlungen bei, sind Zeugen der Meineide welche zu Gunsten der Angeklagten abgelegt werden, und finden daß es durchaus ungefährlich sey das Räuberhandwerk fortzusetzen. Erst vor einigen Tagen trat ein Mann in S. Louis vor Gericht und klagte einen Polizeidiener der Mißhandlung an. Der Angeklagte sah sich den Ankläger genau an, trat dann vor die Geschwornen und sagte: „Meine Herren, ich kenne meinen Ankläger, er schwört für einen Dollar so viele Meineide, wie Sie wünschen; da er also auch in dieser Sache schwören wird, so verurtheilen Sie mich zu einer mäßigen Entschädigung. Ich bin zwar vollkommen unschuldig, aber was kann ich gegen seinen Eid thun?“

Die Gerichte haben das Recht, jeden Zeugen in einer Criminalsache unter Bürgschaft zu stellen, daß er am Tage der Proceßverhandlung erscheinen und seine Aussage machen werde. Ein reicher Mann findet nun freilich leicht einen Bürgen, aber ein armer Mann findet keinen. Er wird daher eingesperrt, und bis zum Schluß der Verhandlungen seiner Freiheit beraubt. Es ist daher nichts seltenes daß der Verbrecher gegen Bürgschaft freigelassen wird, während der unglückliche Zeuge jahrelang im Gefängniß sitzt. Eine Folge dieses Umstandes ist die daß jeder sich aus dem Staube macht, der zufällig Zeuge eines Verbrechens ist. Wo aber ein wichtiger Zeuge gegen einen reichen Verbrecher auf freiem Fuß lebt, da gibt es zwei Mittel sich seiner zu entledigen: entweder man veranlaßt ihn in einen andern Staat zu ziehen, oder man räumt ihn aus dem Wege.

Die Processe sind hier bei weitem kostspieliger als in Deutschland. Erstens sind die Advocatengebühren exorbitant, und zweitens kosten die Zeugen enorme Summen. Es ist nämlich in einem wichtigen Proceß niemals mit einer Court oder Gerichtssitzung abgethan. Die Parteien und ihre Zeugen werden zwar vorgerufen, die Jury wird eingeschworen, die Advocaten kommen von weit und breit zusammen — aber plötzlich findet es sich daß der eine Zeuge in Geschäften nach Südamerika gereist ist und erst in einem Jahre zurückkehren wird. Die Gerechtigkeit verlangt daß man dem Angeklagten jeden Schutz des Gesetzes gewähre, der abwesende Zeuge könnte ja möglicherweise darthun daß der Angeklagte völlig schuldlos sey — und so wird die Klage dann bis zur Rückkehr des nach Südamerika Verreisten verschoben. Ebenso ist es in Civilsachen, und es ist beinahe schon Regel geworden daß derjenige der von zwei Proceßführenden das meiste Geld hat, und der es am längsten aushalten kann seine Advocaten zu zahlen, den Proceß gewinnt.

Wer hier einen Proceß oder eine Klage einbringen will, der muß Bürgschaft stellen daß er die Kosten zahlen wird, wenn er seine Klage verliert. Arme, die erwerbsunfähig sind, brauchen keine Bürgschaft zu stellen, finden aber natürlich keinen Advocaten. Nehmen wir einen Fall an, der hier täglich vorkommt, daß ein deutscher Einwanderer um sein ganzes Eigenthum in New-York bestohlen wird. Wie soll nun der Deutsche klagen? Bürgschaft kann er nicht stellen, weil ihn niemand kennt; arm ist er nicht, weil er arbeitsfähig ist, und ohne Armenzeugniß oder Bürgschaft wird hier keine Klage angenommen. Es bleibt ihm also nichts übrig als schweigend das erlittene Unrecht zu tragen, und im stillen sich nach der Heimath zurückzusehnen, wo zwar keine Republik und keine Geschwornengerichte, aber doch Schutz gegen Diebe und Mörder zu finden ist.

Der schleppende Gang der Gerichtsverhandlungen, ihre Kostspieligkeit und zugleich die große Unzuverlässigkeit der Geschwornengerichte hat namentlich in der deutschen Bevölkerung der Vereinigten Staaten eine Nichtachtung des Gesetzes erzeugt, wie man sie in keinem europäischen Staate findet. Von der gesunden deutschen Bevölkerung ist es nicht zu befürchten daß sie sich aus Verachtung der hiesigen Rechtspflege zu Verbrechen hinreißen ließe; sie hat einen zu tiefen Kern und wird durch unausgesetzte Einwanderung aus der alten Heimath und durch Vermischung mit loyalen Charakteren frisch und gesund erhalten.

Ganz anders aber wirkt unsere kranke Rechtspflege auf den Amerikaner, er verschafft sich mit Dolch und Revolver selbst sein Recht und verwildert von Jahr zu Jahr auf eine erschreckende Weise.

Einige Mittheilungen über die großen Städte dürften hier am rechten Platze seyn; meine ungläubigen Leser verweise ich auf die in New-York erscheinende Criminalzeitung — ein Blatt, welches werth ist auch in Europa gelesen zu werden.

In New-York ist es so weit gekommen daß Frauen nicht mehr Abends ins Theater gehen können, selbst wenn sie von ihren Männern begleitet werden. Nicht etwa daß sie verhöhnt oder durch Angucken mittelst Operngläser belästigt würden, wie dieß wohl auch zuweilen in Europa geschieht, nein — über solche Kleinigkeiten verliert hier niemand ein Wort. Der Grund, weßhalb die Frauen und Mädchen es nicht wagen können Abends aus dem Theater nach Hause zu gehen, ist der daß ihre männlichen Begleiter niedergeschlagen werden, und daß dann eine Bande von sogenannten Rowdies die abscheulichsten Unthaten an den Frauen verübt. Dergleichen geschieht in New-York jede Woche, und da diese Verbrechen immer von zwanzig und mehr Rowdies ausgeführt werden, so würde es bedeutende Polizeimacht erfordern um diese Banden zu zerstreuen. Da aber keine Regierung in diesem Lande existirt, so kann nur dann eine Vermehrung der Polizei durchgesetzt werden, wenn die Bewohner der betreffenden Stadt durch Stimmenmehrheit sich dafür aussprechen. Da aber die Rowdies von New-York über zwanzigtausend Köpfe zählen und nebenbei über eine Menge Stimmen gebieten, so dürfte es wohl sehr schwer seyn eine Maßregel durchzusetzen welche gegen die Sicherheit der Rowdies gerichtet wäre. Einen Beweis für den Einfluß, den diese Classe hat, gibt Castell Garden.

Die Betrügereien und gewaltsamen Beraubungen welche an den Einwanderern verübt wurden, erregten doch selbst in Amerika Unwillen. Der Magistrat von New-York errichtete daher in Castell Garden, außerhalb New-Yorks, ein Einwanderer-Depot und zwang alle Emigranten direct vom Schiff in dieses Depot zu gehen und dort bis zur Weiterreise ins Innere zu verweilen. Hiermit schien allen Betrügereien für die Zukunft ein Ziel gesetzt zu seyn, aber die republicanische Verfassung mußte wieder eine Niederlage erhalten. Die abscheulichsten Rowdies wurden in diesem Emigranten-Depot angestellt, und die Schwindeleien die in demselben verübt werden, die Rohheiten denen die Weiber ausgesetzt sind, übersteigen alle Vorstellung. Uebrigens gibt es einen guten Begriff von der Gleichheit der Stände, daß die Cajütenpassagiere, welche von Europa kommen, nicht nach Castell Garden gebracht werden, sie können sich in die Stadt begeben und nach Belieben dort aufhalten. The cattle (das Vieh), wie die Amerikaner die ärmere Classe von Einwanderern nennen, wird aber nolens volens in jenes Depot geschleppt.

In S. Louis ist die Unsicherheit so groß daß wohl kaum weniger als ein Raubanfall per Tag vorkommt. Nimmt man auch wirklich eine Zeitung in die Hand, in welcher man von keinem Raubanfall liest, so bringt dafür die nächste gewiß mehrere Mittheilungen solcher Verbrechen. Die Procedur der Straßenräuber ist eine stereotype geworden. Sie stehen zu zweien oder dreien an den Straßenecken und sind mit einer Bleikugel, die in einem Tuch oder einem Strick befestigt ist, bewaffnet. Mit diesem Instrument schlagen sie den Vorübergehenden nieder, rauben ihn aus und lassen ihn bewußtlos liegen.

Aber nicht bloß in den großen Städten ist Raub und Mord an der Tagesordnung, auch auf dem Lande nehmen diese Verbrechen auf entsetzliche Weise zu. Franklin County, in welcher der Verfasser dieser Skizzen wohnt, zählt etwa 13,000 Einwohner, von denen fast die Hälfte aus Deutschen besteht. Seit Weihnachten 1856 sind bis zum September 1857 in dieser County folgende Verbrechen gegen das Leben anderer begangen worden: 1. Benoni Hanson wurde im Walde erschossen gefunden. 2. Ein Unbekannter wurde von einer rohen Bande in der Nähe des Missouriflusses grausam geschlagen und gezwungen sich in den Fluß zu stürzen. Er schwamm sechs Meilen, bevor er ertrank. 3. Ein Unbekannter wurde am hellen Tage in der Stadt Washington von einer Bande, zu welcher ein Advocat und ein Constabler gehörten, aufgegriffen, in einen Pferdstall gesperrt und dort bis zum Abend gefangen gehalten. Mit Einbruch der Dunkelheit ward er an den Missouri geschleppt, gepeitscht, geknebelt und getheert und in den Fluß gestürzt. 4. Bulcock wurde von einem Advocaten Hale erstochen. 5. Gallagher und sein Nachbar wurde von einem Farmer erschossen.

Dieses sind Kleinigkeiten, die nicht in die Zeitungen übergehen, es passiren deren in der That so viele daß es den Zeitungen zu viel Raum nehmen würde sie alle aufzuzählen.

Wir leben hier nun in einer Republik. Jedermann ist ein Souverän; es gibt keinen Despoten; der Lebensunterhalt ist spielend zu verdienen; die Schulen sind reich dotirt; die Presse ist frei; Religionszwang gibt es keinen — wir haben also alles was das Herz des Demokraten begehrt — aber wir sind ärger daran als die Bewohner der Abruzzen, und es gehört wahrlich ein starker Glaube dazu eine Republik als das wünschenswerthe Ziel einer Nation zu bezeichnen.

Die Masse regiert in einer Republik, die Masse ist aber nicht fähig sich selbst, geschweige denn andere zu regieren.

Ein Ausflug an den Liris ins Gebiet der alten Volsker.

(Von Dr. S.)

II.

Von Ceprano nach Arce. — Die Via Latina. — Rocca d'Arce. — Die Villa Arcana des Quintus Cicero. — Isola di Sora. — Die Wasserfälle des Liris. — Der Liris und der Fibreno. — Ciceronianische Villen bei S. Domenico und Carnello.

(Schluß.)

Ein herrlicher Abend begünstigte unsern Spaziergang, auf welchem wir die schönsten Naturgenüsse in uns aufnahmen. Wir schlenderten dann in dem Städtchen umher, das wenig Interesse darbietet, und verfügten uns in ein Café, wo einige stumme Honoratioren uns begrüßten, aber wenig Neigung zeigten ein Gespräch mit uns anzuknüpfen. Besser ergieng es uns in letzterer Beziehung in der Locanda, wohin uns endlich Hunger und Müdigkeit trieb. Wirth, Wirthin und dienstthuendes Personal ließen es nicht an Fragen aller Art fehlen. Das Abendessen bestand aus Maccaroni, Hammelfleisch und vortrefflichen Schleihen aus dem Fibreno. Der Wein war gut und feurig. Nach der unvermeidlichen paßquälerischen Unterhaltung mit einem scharf beobachtenden neapolitanischen Gränzgendarmen traten auch einige andere Gäste in das Speisezimmer. Sorgfältig wurde jedes Gespräch vermieden das einen entfernten Beigeschmack von Politik hatte; nur das Triviale und Materielle schien conversationsfähig, alles übrige jedoch anrüchig. Indessen erfuhren wir manches über Wege und Stege ringsumher, über die glänzenden Erfolge einiger Fabrikanten in der Nähe, und über die Schmackhaftigkeit der Forellen, Hechte, Barschen und Schleihen des Liris und des Fibreno. Der Reisende, welcher auf irgend eine Weise politisiren wollte, würde — besonders in den Gränzdistricten — alsobald verdächtig erscheinen, beobachtet, begleitet und endlich über die Gränze hinausgeschoben werden; selbst Alterthumsforscher und antiquarische Dilettanten werden nicht selten mit ängstlichen Blicken beobachtet, denn — sagte ein Gendarmerie-Chef zu mir — Alterthümler wollen fast alle seyn die zu uns kommen, und unter dieser antiquarischen Maske steckt mancher politische Spitzbube.

Wir schliefen gut, obschon drei von den Fensterscheiben unseres Schlafgemachs zerbrochen waren und die Thür desselben ohne Schloß und Riegel war. Bevor wir jedoch unsere Wanderung nach Sora, Atina und Arpino fortsetzen, mögen hier ein paar Worte über die Flüsse Liris und Fibreno ihre Stelle finden. Der Liris ist einer der größten Flüsse des Königreichs; er kommt im Alterthum auch unter dem Namen Clanius vor (Strabo und Plinius). Einige behaupten, er sey ein Abfluß des Fuciner-Sees, doch sind vielmehr seine Quellen am Berg Camicciola, in der Nähe des Städtchens Cappadocia, 24 Miglien von Sora zu suchen. Das Neria-Thal durchströmt er mit schönem, spiegelklarem Wasser, nimmt rechts und links zahlreiche kleine Waldbäche auf und läuft bis in die Nähe von Civitella in einem tiefen, romantischen Thaleinschnitt zwischen hohen Bergen. Mit größerem Wasserreichthum tritt er dann in das Thal von Rovete, und ist bei Balsorano an der abruzzesischen Gränze, 20 M. von der Quelle, zu einem wirklichen Flusse geworden. Vier Miglien von Balsorano umgürtet er die Stadt Sora, nimmt zwischen Sora und Isola di Sora in mehrern Armen die kalten, reinen Fluthen des Fibreno auf, bildet die so eben beschriebenen Cascaden, tritt bei S. Eleuterio, nachdem er noch andere kleinere Katarakten gebildet, in die Ebene und vereinigt sich unterhalb Ceprano mit dem Tolero (Sacco), welcher aus dem Kirchenstaat herbeieilt. Dann nimmt er die Melfa auf und verwandelt seinen Namen Liris in Garigliano. Hier fließt er eine Strecke weit in einem ausgebreiteten Flußbett so eben dahin, daß er, gleich dem Rapido bei S. Germano, fast zu durchwaten ist; doch bald ändert sich die Scene: Basalt- und Kalkgebirge nähern sich seinem Bett und engen ihn immer mehr. Fünf Miglien lang rauscht er, abwechselnd Cascaden und schäumende Wirbel bildend, laut brausend in einer engen Gebirgsschlucht dahin, erreicht dann die weite, bis ans Meer sich erstreckende Ebene, und ergießt sich bei Traetto ins Meer. Von seinem Ursprung bis Sora trennte er einen Theil des marsischen Gebiets von demjenigen der Aequer, und später das Gebiet der das Gebirg bewohnenden Volsker von Campanien. Horaz und Silius Italicus rühmen die Ruhe seines Laufes, aber dieses gilt nur von der letzten Strecke, wo er seit undenklichen Zeiten in der Gegend seiner Mündung große Sümpfe bildete, welche ihm den aus dem Arabischen stammenden Namen Garigliano (von Garil) zuzogen, unter welchem er seit dem Mittelalter erscheint, wo die Saracenen (im 9ten Jahrhundert) an seinem Ufer eine Beobachtungsstation errichtet hatten. Der Liris ist gleich dem Fibreno sehr fischreich, und die Fischerei auf beiden ziemlich belebt. Außer Forellen und andern Fischen werden besonders die Karpfen gerühmt, welche vor denen der oberitalienischen Seen den Vorzug haben sollen. Meerkrebse und Hummer von vorzüglicher Güte kommen besonders an der Mündung vor, weßhalb der reiche, leckermaulige Apicius sich längere Zeit in dieser Gegend, zu Minturnae, aufgehalten haben soll; vgl. Athenaeus Deipnosoph I. 6. Bei einigen italienischen Schriftstellern heißt die letzte, ebenere Strecke des Liris auch Fiume Minturnense.

Der Fibreno, welchen wir demnächst besuchen werden, entspringt am Fuße hoher und schroffer Berge, aus sehr vielen kleinen Quellen in der Nähe des Dorfes La Posta. Er ist berühmt durch die Kälte, Klarheit und das herrliche Grün seines Wassers, und vielfältig von alten und neuen Poeten besungen. Seine Fische sind dem Fischer, die Wasservögel rings umher dem Jäger willkommene Beute, und vor einigen Jahren hielten sich mehrere Engländer nur des Forellen- und Schleihenfangs wegen mehrere Monate in Sora auf. Die Gegend welche er auf seinem kurzen Laufe durchströmt, ist überaus anmuthig. Hr. Giustiniani, der Verfasser des berühmten (und für Alterthums- und Geschichtsforscher unentbehrlichen) Dizionario geographico del Regno delle Due Sicilie, leitet den Namen Fibreno a fibris, von den vielen Fischottern her, welche hier die reichste Beute machen. Die schönste und klarste seiner Quellen, hart am Fuße des Berges, welcher la Posta trägt, heißt Carpello, und da dieser Ort nur 12 Miglien vom Lago di Fucino entfernt ist, so kam es daß man den Fibreno, wie den Liris, zu einem Filtrir- und Abzugscanal dieses Sees machte. Es ist eine

wahre Freude das krystallklare Wasser an mehr als zehn verschiedenen Punkten hin und wieder aus beträchtlicher Tiefe aus den Ritzen des Gesteins emporbrodeln zu sehen. Die verschiedenen kleinen Quellen vereinigen sich durch Canäle, so daß kleine Inseln gebildet werden, auf welchen die schönsten Blumen und das fetteste Gras emporwachsen; es konnte nicht fehlen daß man das ganze romantische Quellengebiet mit allerhand Sagen und Legenden beglückt, unter denen diejenige, daß hier einst ein See mit vielen kleinen schwimmenden Inseln gewesen, deren einer ein kostbares, später vom Wasser verschlungenes Schloß getragen, die bekannteste ist. Daß indessen in frühern Zeiten, wo ringsumher nur Wald und Busch wuchs, durch Ablagerung von Sämereien und Pflanzenkeimen schwimmende Inselchen, wie auf dem Lago die Pesole im Basilicat (vgl. meine Schilderung des Basilicats im Ausland), auch hier sich gebildet, ist mehr als wahrscheinlich. Die verschiedenen Quellen des Fibreno vereinigen sich bald zu einem einfachen Rinnsal, in welches in der Nähe der Tapino-Brücke zwei andere klare Bäche, das Mühlwasser (acqua del molino) von Campoli her, und ein anderes Bächlein von Schiavi herab einmündet. In unzähligen Krümmungen eilt dann der Fibreno über Carnello und S. Domenico nach Isola di Sora weiter, und ergießt sich in geringer Entfernung von diesem Städtchen, eine Menge theils natürlicher, theils künstlicher — zu Fabrikzwecken aller Art — Canäle bildend, in den Liris. Die beliebtesten Fische des Fibreno sind die Karpfen und die Schleihen. Sein Fischreichthum ist außerordentlich, sein Flußbett ist aber auch niemals Ueberschwemmungen ausgesetzt, und das Niveau des krystallklaren Wassers bleibt sich eben so wie die Frische und Fülle desselben immer gleich.

Wir schickten den Wagen bis Carnello voraus, und wanderten zu Fuß am linken Liris-Ufer aufwärts. Der Weg ist schattenreich, anmuthig und reich an Abwechselung. Ueberall offenbart sich ein reger Fabrikfleiß: hier rauschen Wehre und Canäle, dort pochen und klappern Mühlen, Walzen und Hämmer. Wir sind in das eigentliche Hauptgebiet der Tuch- und Papierfabrication des Königreichs Neapel eingedrungen. Die Besitzer dieser Fabriken — Hr. Lefèvre, Franzose, starb erst vor wenigen Wochen als Herzog (Duca) von Balsorano — sind steinreiche Leute geworden, und haben ihren Fabrikaten im ganzen Königreich, selbst auf den kleinsten Jahrmärkten, Absatz zu verschaffen gewußt. Aus den Tuchfabriken der Familie Sava wird, wenn ich nicht sehr irre, der größte Theil des neapolitanischen Heers bekleidet. Die schönen und ausgedehnten Etablissements werden nicht jedem Reisenden und Fremden gezeigt, es bedarf einer besondern Empfehlung der Eigenthümer, welche jedoch in Neapel keineswegs schwer zu erlangen ist. Daß die Fabrikation am Fibreno nicht allein den uralten Lauf dieses Flusses in Folge nothwendig gewordener Canäle und Bauten, sondern auch die hier vorhandenen Mauerüberreste und Alterthümer ciceronianischer Villen wesentlich verändert und beeinträchtigt, versteht sich von selbst; nichtsdestoweniger ist noch manches vorhanden was das höchste Interesse gewährt.

Wir gelangen durch liebliche Parkanlangen, wo an mehrern Stellen Ruhesitze angebracht sind, am raschfluthenden, hin und wieder stattliche Katarakten bildenden Liris, unter schattigen Pappeln und Ulmen an die Hauptmündungsstelle des Fibreno in den Liris, wo auf einer vom erstern gebildeten Insel der Graf Peter von Sora im Jahre 1030, auf den Trümmern eine Villa des Cicero, dem h. Domenicus, Benedictiner-Abt, ein Kloster erbaute, welches nach vielen Schicksalen sich bis zur heutigen Stunde erhalten hat. Auf dieser S. Domenico genannten Insel, befand sich die Stamm-Villa des Geschlechts der Tullier, welchem der berühmte Redner und Rechtsgelehrte von Arpino, Marcus Tullius Cicero angehörte. Die einfache väterliche Villa wurde, wie der Reichthum des Geschlechtes wuchs und der Luxus sich vermehrte, immer schöner und schöner ausgeschmückt; sie ward der Stolz und die Freude des ausgezeichneten Mannes, von ihr redet er häufig und gern, und zu ihr bringt er in Begleitung seines Bruders Quintus, auf anmuthigen Fußpfaden im Schatten hochstämmiger Pappeln, von Arpino einherschlendernd, seinen Freund Atticus. Hieher verlegt auch Cicero, um gleichsam seinen Stammsitz zu ehren, die Scene seiner Dialoge über die Gesetze. Wer wollte an diesem Orte, außer manchen in Cicero's vertrauten Briefen enthaltenen Stellen, sich nicht mit wahrer Freude der Unterhaltung mit Atticus auf jenem Spaziergang, und besonders der begeisterten Worte erinnern: haec est mea et hujus fratris mei germana patria: hinc enim orti stirpe antiquissima, hic sacra, hic gens hic majorum multa vestigia. Man hat darüber gestritten, ob hier bei S. Domenico, oder wenige Minuten weiter östlich, bei Carnello, die väterliche Villa Cicero's zu suchen sey, doch passen alle Schilderungen des Redners selbst, besonders diejenige des Spaziergangs mit Atticus von Arpino aus, viel mehr auf S. Domenico, und wer sich die Mühe geben will Romanelli's Mittheilungen über diesen Punkt zu lesen, der wird sich ohne Zweifel für diese Ansicht entscheiden.

Cicero offenbarte die größte Freude, seinem Atticus diese Villa zu zeigen. Mit seinen kalten und klaren Fluthen durchrauschte der Fibrenus die Gärten und befruchtete ringsumher das Land, dessen gesunde Luft ganz besonders gerühmt wird. Atticus war entzückt von der Lage, und stellte diesen Landsitz seines Freundes hoch über die Prachtsäle, vergoldeten Dächer und Marmorböden anderer stolzen Villen. Cicero weilte oft auf diesem Sitze; hieher zog er sich vor der Hitze des Sommers zurück; hieher floh er in gefährlichen und schwierigen Zeiten; hier verfaßte er mehrere seiner Werke, von denen er einige dem nicht allzuweit entfernt wohnenden Varro widmete. Die Ueberreste dieses interessanten Wohnsitzes sind freilich von keiner großen Bedeutung, doch findet sich an einigen Stellen netzförmiges Mauerwerk neben verstümmelten Säulen und Capitälern. Alte Bausteine, welche der Villa angehörten, wurden im 11ten Jahrhundert zum Bau der Kirche von S. Domenico verwendet. Eine Consularbüste, eine Graburne und auch ein Bild des Redners waren früher vorhanden, sind aber spurlos, gleich einigen Basreliefs verschwunden.

Etwa eine Miglie weiter aufwärts am Fibreno, da wo derselbe sich in zwei Arme theilt, abermals eine Insel bildet, und, wie Cicero zum Atticus sagt, so viel Land umfaßt als zu einer mäßigen Palästra hinreicht, befand sich das sogenannte Gymnasium oder der Studienort des Redners. In seinen Briefen an Atticus (welcher übrigens auch diesen Sitz mit beiden Brüdern besuchte) nennt er ihn die Insel der Glückseligen, und weil Atticus in Epirus eine reiche, geschmackvolle, ebenfalls von einem Flusse durchströmte Villa besaß, in welcher er ein Gymnasium mit dem Namen Amalthea erbaut hatte, welches mit Portiken, Säulengängen, Sta-

tuen und Gemälden, von denen sich Cicero eine genaue Beschreibung ausbat, geschmückt war, so scheint es nicht unwahrscheinlich, daß er denselben Namen Amalthea für diese Besitzung gewählt. In einem Briefe an Atticus heißt es: Amalthea mea te expectat et indiget tui. Hier schrieb Cicero den Tractat über die Gesetzgebung, und arbeitete die Vertheidigungsreden für den Scaurus und andere aus; hier wollte er zu Ehren und zum Andenken an seine Tulietta den Tempel errichten, den er nachher an der Via Appia in der Nähe der albanischen Hügel erbaute. Silius Italicus, welcher in seinen Gedichten den Cicero und seine Rednergabe hochfeierte, erwarb, wie Martial berichtet, eine der ciceronianischen Villen; man weiß aber nicht genau welche, ob die oben geschilderte oder die tuskulanische, puteolanische u. s. w.

Auch in Carnello spielen heutzutage die Fabriken die Hauptrolle; Mühlen, Stampfen und Walkereien verdrängten und begruben die wenigen Erinnerungen an das Alterthum; nur ein aus dem Mittelalter stammender Thurm, Torre di Cicerone genannt, beehrt noch das Andenken an den berühmten Redner und Advocaten. Der Name Carnello soll nach Phoebonius, dem Schriftsteller über die Marser, in Beziehung zu einem Blutbade stehen, welches zur Zeit der Christenverfolgung an dieser Stelle stattgefunden.

Der andern Villen der ciceronianischen Familie in dieser Gegend ist oben schon gedacht worden; sie waren Eigenthum des Q. Cicero, des Bruders des Marcus Tullius, und befanden sich bei Arpino, Arce und Sora. Was bei einigen derselben an Eleganz fehlte, ersetzte die schöne Natur ringsumher. Der Architekt Diphylus leitete im Jahr 669 den Bau der Villa Manliana, und weil Cicero in den Briefen an seinen Bruder Quintus sagt: „daß zur Vollendung derselben nur noch die Bäder, der Portikus, die Vogelhäuser fehlen, so schließen wir bei diesem Landsitz auf nicht geringern Luxus als in der oben erwähnten Villa Arcana. Es scheint ausgemacht, daß diese Villa Manliana den Platz ausfüllte, der jetzt Isola di S. Paolo heißt, 6 Miglien von Arce, nahe bei Castelluccio gelegen. Nicht allein daß dieser Ort gar häufig auch Isola di Cicerone genannt wird, sondern auch der Umstand daß hier mehrere Gefäße, zerbrochene Säulen und Inschriften gefunden wurden, sprechen für diese Annahme. Pistilli und Grossi führen einige interessante Inschriften, welche eine Aemilia Chrysopolis, Tochter des Diphylus und eines Aeschinus Musa, eines Freigelassenen der Pomponia, der Gemahlin des Q. Cicero erwähnen, an.

Von Isola di S. Paolo führte eine sehr alte Straße, noch jetzt gebraucht und Via delle Vitole genannt, geraden Wegs nach Arpino. Dieß ist jedenfalls diejenige Straße, welche Cicero Vitularia nennt, und welche er benützte um von der Villa Manliana nach der Fufidiana zu gelangen. Marcus Tullius kaufte diese Besitzung für seinen Bruder Quintus von dem Arpinaten Fufidius für 100,000 Sestertien; er rühmt den Quellenreichthum und den Schatten des Orts, und verspricht sich ausgezeichneten Genuß von ihm, sobald die Fischteiche, die Wasserkünste, die Palästra und die Garten- und Waldanlagen eingerichtet seyn würden. Sie ist spurlos verschwunden, stand aber in der Nähe Arpino's. Im September 699 besuchte Cicero beide genannte Landsitze, und siedelte dann zur Villa Bovillana über. Er erwähnt von dieser keines andern Gegenstandes als einer langen Wasserleitung, eines Werks des Architekten Messidius. Man sucht diese Villa in der Nähe von Bauco, wo netzförmiges Mauerwerk gefunden wurde, und wo ein dem Mittelalter angehöriger Thurm, Verrachia, steht. Die bescheidenste aller Villen der Familie des Redners in dieser Gegend scheint die Villa Lateria gewesen zu seyn, denn Cicero schreibt seinem Bruder Quintus, „daß ihre Einfachheit gleichsam den Luxus der übrigen tadle und verdamme.“ Er erwähnt eines Weges von 150 Schritten in der Nähe, einer kleinen Brücke und eines der Dea Ferina geweihten Gebäudes. Sie befand sich wahrscheinlich an der alten Straße, die von Veroli, oberhalb Isola di Sora, auf einer jetzt zerstörten Brücke über den Liris nach Arpino führte.

In Carnello bestiegen wir unsern Wagen und rollten raschen Laufes dem uralten Sora zu, das in den Kriegen der Römer mit den Samnitern eine so blutige Rolle spielte. Malerisch breitet sich der Ort, welcher südlich vom Liris umschlossen, nördlich von hohen schroffen Berggipfeln umkrönt ist, die das Liris-Thal umgürten, mit seinen Castellen, Klöstern, Kirchen und alterthümlichen Häusern aus. Die Stadt mag etwa 4000 Einwohner zählen, welche sich von Viehzucht und Landbau, sowie von etwas Handel und Fabrication nähren; es mündet hier der Saumweg vom Fuciner-See aus dem Valle di Roveto, östlich zieht sich die von Isola di Sora kommende, gute Kunststraße über Ponte di Taplno nach Atina weiter. Das beste von Sora ist die Lage, der Anblick von außen; das Innere bietet kein Interesse dar.

Der Fall der Ming-Dynastie und die Begründung der Mandschu-Herrschaft.

Die eben erschienene deutsche Ausgabe der „Arbeiten der russischen Gesandtschaft in Peking“ (Berlin 1858) enthält eine historische Arbeit von Chrapowizki über den letzten Dynastienwechsel in China nach den Berichten von Zeitgenossen. Die Darstellung ist so ergreifend und belehrend, daß sie schon deßwegen des Studiums würdig wäre. Im Augenblick aber wiederholt sich in China das Schauspiel von der Vertreibung eines Regentenhauses, desselben Hauses welches sich nach dem Sturze der Ming des leeren Thrones bemächtigte. Damals kam die Gefahr nicht aus dem Süden, sondern von Osten her, wo sich Li-zsul-tschen an die Spitze der Empörung gestellt und in der Hauptstadt des Kreises Si-ngan-fu zum Souverän hatte ausrufen lassen. Dem Kaiser wurde dieser Verlust verschwiegen, und er erhielt überhaupt erst Nachricht von dem Aufstand, als die Rebellen schon 300 Li von der Residenz standen. Die Aufständischen schickten ihre Emissäre überall voraus, um das Volk für einen Wechsel der Dinge vorzubereiten. Sie verhießen großen Steuererlaß, Geschenke an die Armen, und versicherten daß

die Insurgenten, namentlich die Gelehrten, welche zu ihnen übertreten, besonders begünstigten. Bekanntlich sind die sogenannten Literaten, das heißt diejenigen welche ein Staatsexamen bestanden haben, die einflußreichste Classe in China, da der Weg zu allen Staatsämtern nur durch die öffentlichen Prüfungen führt. Die Meuterer durften sich daher nur einer Stadt nähern, so wurden ihnen die Thore geöffnet. Das Kaiserreich war völlig in die Hände von Verschnittenen gerathen, die zu den höchsten Hofämtern gelangten. Wo der Mangel an Mannbarkeit als Empfehlung für Verwaltungsposten diente, da mußte es nothwendig, als die Entscheidung nahte, an jeder Entschlossenheit fehlen. Am 8 April 1644 erfuhr man in Peking, daß der wichtige militärische Platz Jü-lin an der großen Mauer den Rebellen in die Hände gefallen sey. Der Kaiser versammelte seinen Staatsrath, aber niemand vermochte kräftige Entschlüsse vorzuschlagen. Da schüttelte der Monarch seine Kleider und hob sich hinweg mit den Worten: „Nicht ich, sondern die Beamten verderben das Reich!" Wer aber hatte die Beamten verdorben? Man überlegte lange bei Hof, ob der Kaiser oder wenigstens der Thronerbe sich nicht nach dem Süden begeben und die Hauptstadt verlassen sollte. Wie die Ereignisse später lehrten, hätte man durch ein Preisgeben der Residenz Zeit und Mittel zur Bekämpfung des Aufstandes gewonnen, aber freilich mußte auch das Entweichen den Rebellen Muth einhauchen und der Empörung die wichtigsten nördlichen Provinzen überlassen. Es war also männlicher in Peking zu bleiben und den drohenden Aufstand festen Fußes zu erwarten. Gegen Ende des Monats übergab man dem Minister Li-zsjan-tai den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen. Die Wahl war verhängnißvoll, denn der Minister erregte nicht nur keinen Widerstand, sondern setzte sich sogar in Einverständniß mit den Feinden. Despotische Regierungen, und namentlich asiatische Despotien sollten immer für den Fall der Noth einen gefüllten Schatz haben. Aber gerade damals herrschte die größte Ebbe in den kaiserlichen Kassen. Um sie zu füllen ließ man verkündigen, daß sich alle Verbannten durch Geld die Rückkehr in die Heimath erkaufen könnten. Aber wer hält es in solchen Augenblicken noch werth, die Gnade einer sinkenden Macht zu kaufen?

Die Sache der Ming war keineswegs verloren. Es gab in China treue und tapfere Männer genug, nur fehlten sie in der Umgebung des Kaisers. Auf ihrem Marsch nach Peking mußten die Rebellen die starke Festung Ning-Wu im Norden vom Schan si einnehmen. Dort befehligte ein tapferer Royalist Tschjeu-jui-ssi. Als ihn die Rebellen zur Uebergabe aufforderten, ließ er ihnen erwiedern: „Ich habe viele Gnade vom Kaiser empfangen und werde Euch Verräthern nicht nachahmen." Er ließ dem Abgeordneten den Kopf abschlagen, und schickte ihn nach Peking mit der dringenden Bitte um Verstärkung. Sein Drängen und Bitten half aber nichts, man sendete ihm keine Compagnie und überließ ihn seinen eigenen Mitteln. Der wackere Soldat befolgte die Maxime, „daß die beste Vertheidigung einer Stadt darin bestände vor den Thoren zu fechten." Am Tage lieferte er dem Feinde in freiem Felde Treffen, des Nachts beschoß er die feindlichen Batterien. Selbst als seine Mauern in Trümmer lagen und seine Pulvervorräthe zu Ende giengen, gab er die Stadt nicht verloren. Er ließ die Straßen durch Barrikaden sperren und lockte die Feinde durch ein verstellt geöffnetes Thor in die Stadt, wo sie in Hinterhalte geriethen und nach schwerem Verluste wieder weichen mußten. Endlich aber war der Platz nicht mehr zu halten. Der tapfere General wurde mit Wunden bedeckt gefangen, und reizte die Empörer durch Schmähungen ihm den Tod zu geben. Er hatte durch seine Thaten nicht nur die Rebellen auf ihrem Marsche aufgehalten, sondern sie dermaßen geschwächt daß sie zu überlegen begannen, ob ihre Kräfte wohl bis Peking ausreichen würden, wenn die andern Städte auf ihrem Marsche dem Beispiele Ning-Wu's folgen würden. Allein die goldne Frist ließ man in Peking ungenützt verstreichen, und der nächste Platz schon wurde den Insurgenten verrathen. Zwar die Statthalter dieser und anderer Städte blieben treu, aber ihre Loyalität fand keinen andern Ausdruck, als daß sie sich, wenn sie alles verloren sahen, den Tod selbst gaben.

In Peking geschahen schwächliche Versuche um sich zu rüsten. Vor allem fehlte es an Geld um die Truppen zu besolden und Lebensmittel anzuschaffen, obwohl diese gerade sehr wohlfeil waren. Der Kaiser und seine Minister wußten keine andern Mittel, als die reichen Kaufleute und die Beamten zu patriotischen Gaben aufzufordern. Aber sie schlugen an einen Felsen, der kein Wasser gab. Den Mangel an Pferden suchte man auf gleiche Art zu ersetzen, indem man kaiserliche Gnaden für jedes Opfer auf dem Altar des Vaterlandes verhieß. Endlich reiften bessere Entschlüsse, die freilich verspätet kamen und nicht mehr wirksam waren. Es wurde dem Volk Befreiung vom Steuerdruck, Bestrafung jeder Willkür von Seiten der Beamten, Wiedereinsetzung ungerecht Entlassener, Belohnungen für jede wackere That ohne Rücksicht des Standes, endlich Amnestie verkündigt für alle die reumüthig zu den kaiserlichen Fahnen zurückkehren würden. Sonst geschah nichts, und der Staatsrath wußte kein besseres Mittel zur Vertheidigung der Stadt vorzuschlagen, als die Thore für jedermann zu schließen der keinen Passirschein besitze. Die Rebellen rückten inzwischen immer näher. Sie hatten noch einige Forts zu passiren, die sich entweder ergaben oder gegen die Ueberzahl nicht gehalten werden konnten. Am 12ten des dritten Monats (19 April) fiel ihnen Tschang-phing im Norden von Peking in die Hände, und obgleich der Platz nur wenige Meilen entfernt war, erfuhr der Kaiser die Schreckensbotschaft doch erst nach vier Tagen — so sehr war der Regierungsmechanismus ins Stocken gerathen. Die Stadtmauer von Peking war damals mit 154,000 Kanonen bewaffnet, allein die gesammte Besatzung zählte kaum 60—70,000 Köpfe. Der Nachthimmel röthete sich bereits von den Feuersbrünsten der anrückenden Heerhaufen, die Rebellen hatten schon die Lager der kaiserlichen Soldaten vor den Mauern erobert, als man den Kaiser noch immer tröstete sie stünden noch eine Tagreise entfernt. In die Stadt selbst waren bereits als Kaufleute verkleidet zu dem großen Laternenfeste ihre Agenten zu Tausenden eingedrungen. Auch hatten sich einige von ihnen Staatsämter gekauft, um ihre Genossen über alle Entschlüsse der Regierung in Kenntniß zu erhalten. Am 17ten des dritten Monats wurde schon an den Thoren gekämpft. Als der Polizeiminister dem Kaiser davon Anzeige machen wollte, widersetzte sich die Hofwache ihn zu melden, weil sein Anzug mit Staub besudelt war. Uebrigens war nichts mehr zu retten. Die Vertheidigung war äußerst matt, und als eines der großen Wallgeschütze zersprang und die Mauerwache verwundete, lief diese entsetzt von ihrem Posten und schrie durch die Straßen daß die Stadt ge-

nommen sey, während die Belagerer eben erst die Sturmleitern ansetzten. Um 4 Uhr wurde ihnen freiwillig das Thor Tschjan-i-muin geöffnet. Hie und da wehrte noch ein Häuflein den Siegern das Vordringen in den Straßen. Als der Abend kam, wurde die Stadt in Brand gesteckt. Der Kaiser begab sich auf die Südseite des Palastes und betrachtete die furchtbare Lohe. Er gieng dann hinein zu der Kaiserin, mit der er 18 Jahre in der Ehe gelebt, und nahm von ihr Abschied, worauf die Frau sich nach ihrem Palast begab und sich mit dem Strange das Leben nahm. Der Kaiser ließ sich dann seine älteste Tochter, ein Kind von fünfzehn Jahren, bringen. „Wozu bist du in meinem Hause geboren?" frug der unglückliche Fürst das weinende Mädchen, und dabei bedeckte er sich die Augen mit der Hand, zog sein Schwert und hieb auf die Tochter ein. Das Kind wollte den Streich mit dem Arme auffangen, und so riß der schlecht geführte Stahl ihr nur dieses Glied hinweg. Als der Kaiser das Blut fließen sah, entfiel ihm die Waffe und er eilte hinweg zu seiner zweiten Gemahlin, der er befahl schleunig ihrem Leben ein Ende zu machen. Sie knüpfte sich sogleich auf, da aber der Strick riß, war der Kaiser genöthigt sie selbst umzubringen. Er ließ dann seinen Harem kommen, und erschlug eine seiner Frauen nach der andern. Der Kaiser suchte jetzt nach Süden zu entfliehen; da aber die Wache des Thores, durch welches er entschlüpfen wollte, davongelaufen war und niemand ihm öffnete, begab er sich nach dem Palast zurück. Dort schlug er an die Signalglocke, auf deren Zeichen sich die Hofdienerschaft versammeln mußte, aber niemand erschien. Die Morgendämmerung nahte bereits; der Kaiser befahl daher seinen wenigen Begleitern sich zu zerstreuen, und er erhängte sich darauf an einem Baum vor einem Pavillon seines Gartens. Am Morgen bemächtigte sich die feindliche Cavallerie des Palastes. Die weibliche Dienerschaft suchte zu fliehen, aber da keine Aussicht zum Entkommen war, rief ein heroisches Weib: „Unser harrt Schande. Wer Vernunft hat, beuge vor." Damit sprang sie in den Fluß und ertränkte sich, während 108 ihrer Gefährtinnen dem großen Beispiele folgten. Ein 16jähriges Mädchen, dessen sich ein Soldat bemächtigt hatte, suchte sich vor Entehrung dadurch zu retten daß sie sich für eine Fürstin ausgab. Man brachte sie daher zu Li-zsui-tschen, der jedoch den Betrug entdeckte und sie einem seiner Hauptleute schenkte. Die Jungfrau aber war entschlossen ihre Unschuld so theuer zu verkaufen wie die hebräische Judith. Sie machte ihren Gebieter trunken und hieb ihm den Kopf ab als er in tiefem Schlafe lag, sich selbst aber tödtete sie durch einen Schnitt in den Hals. Als man den Leichnam des Kaisers fand, entdeckte man bei ihm einen mit Blut geschriebenen Zettel, worin er die Rebellen bat des unschuldigen Volkes zu schonen, möge man sonst auch mit seinem Leichnam verfahren wie man wolle. Li-zsui-tschen befahl indessen den Monarchen mit kaiserlichen Ehren zu bestatten, er selbst betete an seinem Sarge, und es gelang ihm dabei einige Thränen zu vergießen. Die Verräther empfiengen reichlich ihren Lohn, denn der Eroberer bestrafte manchen für die Untreue die er an seinem Gegner begangen hatte. Sämmtliche Beamte wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, die meisten hingerichtet und nur eine knappe Zahl wieder angestellt. Am 24sten war die Thronbesteigung Li-zsui-tschens angesetzt, mußte aber verschoben werden. Die chinesischen Quellen berichten märchenhaft, der Eroberer sey von einem überwältigenden Kopfweh befallen worden, und er habe zu sehen geglaubt daß der gemalte Drache auf der Decke des Kronsaales seine Klauen gegen ihn zu regen beginne, und seinen Schlund aufsperre um ihn zu verschlingen. Wahrscheinlich aber waren die andern Häupter der Rebellion noch nicht für diesen Ausgang des Aufstandes gewonnen.

In Peking wüthete jetzt ein militärischer Terrorismus. Schreckensgerichte saßen, welche jedem Bürger Geld erpreßten, indem sie nur gegen hohes Lösegeld die Unglücklichen freisprachen. Die Soldatenbanden begiengen die größten Ausschweifungen und schändeten was in ihre Hände fiel. Die hülflosen Frauen hatten keine andere Wehr dagegen als den Selbstmord. Die Canäle schwammen voll Leichen, und in einer einzigen Nebenstraße starben in einer Nacht nicht weniger als 370 Weiber von eigener Hand am Strange oder durch das Messer. Li-zsui-tschen wollte dem Frevel steuern, es wurde ihm aber trotzig erwiedert: da er den Thron erobert, so solle er das Gold und die Weiber seinen Soldaten gönnen. Am schlimmsten schadeten sich die Rebellen daß sie den Literaten, die ihre Partei ergriffen, wissen ließen, der neue Kaiser werde neue Prüfungen einführen und sie möchten sich nicht weiter um Aemter bemühen. Die Hinrichtungen dauerten in solchem Umfange fort daß endlich am 1. des vierten Monats Li-zsui-tschen auf allgemeines Andrängen das Schreckenshandwerk einstellen mußte, denn man behauptete die Sonne habe bereits ihren Glanz verloren, so viel Blut sey geflossen. Einer der Hauptmörder hatte durch Folter und Todesdrohung nicht weniger als 100 Mill. Lana (2 Mill. Silberrubel) erpreßt, ein anderer, der „milder" verfuhr, die Hälfte.

Der Rächer war indessen schon thätig. U-zsan-hui stand mit 7000 Mann im Norden von Peking und hatte ein gegen ihn ausgeschicktes Rebellencorps von 20,000 Mann bereits gänzlich aufgerieben. Er erklärte nur dann die Waffen strecken zu wollen, wenn ihm der Kronprinz der Ming, der in die Hände der Rebellen gefallen war, ausgeliefert würde. Mittlerweile aber hatte er bereits die Mandschu zu Hülfe gerufen und diese näherten sich vorsichtig den nördlichen Festungen. Doch zögerten sie noch immer wirklichen Antheil an dem Kampfe zu nehmen, denn Li-zsui-tschen, der von Peking aus mit 400,000 Mann aufgebrochen war, drängte den schwachen U-zsan-hui vor sich her. Auch später, als die Mandschu unter einem ihrer Fürsten mit 140,000 Mann zu ihm stießen, wich das Mißtrauen gegen den chinesischen General nicht, obgleich er seine Haare nach mandschurischer Sitte verschnitten und einen fürchterlichen Eid der Treue geschworen hatte, sondern sie überließen ihm und den Seinigen beständig den Dienst der Vorhut und den ersten Angriff. Nur als es am 20sten des vierten Monats zur entscheidenden Schlacht kam, erfochten die Hülfsvölker den Sieg durch eine Attake ihrer Kürassier-Regimenter. Li-zsui-tschen flüchtete nach dieser Niederlage nach Peking zurück und ließ dort eilig seine Thronbesteigung vollziehen. Allein an ein Bleiben war für ihn nicht mehr zu denken, sondern die Rebellen zogen am 30. ab, nachdem sie den kaiserlichen Palast und was noch von der Stadt unversehrt war, angezündet hatten. Das Volk jedoch, welches noch vor wenigen Wochen die Rebellen so sehnsüchtig oder so eingeschüchtert empfangen hatte, war endlich der Qual müde, setzte den Räubern nach und erschlug sie auf der Flucht. So waren kaum zwei Monate vergangen, als die Mandschu vor den Thoren erschienen und auf

den erledigten Thron ihr Fürstengeschlecht, die jetzt regierende Dynastie einsetzten.

Wir erleben jetzt nach zwei Jahrhunderten daß ein neuer Aufruhr in den Südprovinzen anschwillt. Seine Ausbreitung rückt langsamer vor, sein Widerstand wird zäher seyn. Aber wer weiß ob das Drama nicht, wie das vorige, wie so viele chinesische Bürgerkriege endigen wird, daß unvermuthet zuletzt ein Rächer aufsteht, der sie beide zertritt, die zum Falle reife Dynastie und ihre Rebellen.

Die Austernzucht.

(Aus Chambers's Journal.)

Niemand kann genau sagen wie die Austern sich fortpflanzen. Alles was wir hierüber wissen, ist daß sie, einem anonymen Gewährsmann zufolge, im Frühling und Sommer erkranken und ihre gelatinöse grünfarbige Schlammmasse, welcher die Fischersleute den Namen spat gegeben haben, als Laich von sich spritzen. Der Laich sieht wie Talgtropfen oder eine grünlich gefärbte Brühe aus, und hängt an losen Austerschalen und Steinen. Wenn man ihn mit einem Vergrößerungsglas untersucht, so sieht man darin eine Menge kleiner glänzendweißer Eier, welche allmählich zusammengedrückt werden und sich mehr und mehr der Gestalt einer Auster nähern. Kleine Haare kommen zum Vorschein sobald der Eiklumpen aufbricht, und die Tausende von Bruder- und Schwester-Austern schwimmen hinweg um ihrem eigenen Glücke nachzugehen. Wenn das stätige Alter, oder vielmehr die stätige Stunde, die Niedersiedlungsepoche eintritt, machen die Haare den Schichten einer rauhen Schale Platz, und ein erfahrener Knabe trägt Sorge sein Haus zu bestellen, wo er, mit der mindesten Gefahr gegessen zu werden, essen kann. Mikroskopisten berechnen die Eier in einer dieser Laichschlammmassen nach Hunderten von Tausenden. Leuwenhoek zählte mehrere hunderttausend Eier in den befruchtenden Falten des Mantels eines Austern-Rogeners, und man hat gesagt — auf wessen Gewährschaft aber wissen wir nicht — daß, wenn eine Auster den vierten Monat ihres Lebensalters erreicht, sie im Stande sey ihre Art fortzupflanzen. Diese merkwürdige Fruchtbarkeit ist nothwendig, um die Art zu befähigen die Verheerungen zu überleben welchen der Laich von Seiten so vieler Feinde ausgesetzt ist. Der Spat ist ein Leckerbissen für Fische, Crustaceen und Würmer. Die Fühlfäden oder Tentakeln einer Menge Cannibalen sind unaufhörlich ausgespannt um den jungen und unschuldigen Austern Gewalt anzuthun. Sind die Schalen der Austern hinlänglich herangewachsen um ihnen Schutz gegen solche Feinde zu gewähren, so sind Seesterne und Krabben beständig auf der Lauer sie zu überfallen, und die weichen und saftigen Körper der Austern aus ihren Klappen herauszuziehen. Mancher fünffingerige Seestern verliert ein Glied bei dem Versuch, wenn die Auster vollkommen wach ist und ihre Klappen mit einem plötzlichen und kräftigen Schnapp schließt. Hr. Corte erzählt uns, eine einzige Schale enthalte eine bis zwei Millionen junger Austern, und in Bezug auf das Wachsthum dieser hochgeschätzten Mollusken sagt er: „Pfähle die man vor dreißig Monaten in den See von Fusaro eingerammt hatte, waren, als man sie wieder herausnahm, voller Austern; trotz der großen Mannichfaltigkeit ihrer Gestalt aber fand man daß sie das Product dreier besondern Jahreszeiten seyen. Diejenigen welche von der Laichung des ersten Jahres herrührten, waren zum Verkauf bereit, die aus dem zweiten dagegen ganz klein; die dritte Brut hatte nur die Größe einer Linse."

Einige der Londoner Fischkrämer machen bloß Geschäfte in Austern, während sich andere ganz auf den Handel mit Hummern beschränken. Um der ungeheuren Nachfrage nach Austern zu entsprechen, und die wundervolle Menge von Weihnachtsfässern, welche im Laufe des Monats December insgesammt auf unsern südlichen Eisenbahnen versendet werden, zu füllen, wird Pflege und Schützung der Austern in großem Maßstab betrieben, und es läßt sich von den mehr seewärts liegenden Theilen der Themse, sowohl an der Küste von Kent wie an der von Essex, sagen daß sie schon seit langer Zeit in eine Reihe von Austerpachtplätzen, oder Austerbänken, von verschiedener Größe verwandelt worden sind. In allen diesen Bänken gibt es, wie wir von Sir Francis Head erfahren, einen gewissen für die jungen Austern bestimmten Platz. In Burnham, Grafschaft Essex, wird der Spat oder befruchtete Keim in großen Gruben aufbewahrt und als Brut verkauft, welche dann später in den für privilegirte Austern bestimmten Theil der verschiedenen Bänke „gelegt" wird. Hier bleiben die Jünglinge drei Jahre lang, worauf man sie gewöhnlich zu Markte bringt. Insoweit wird ihre Erziehung in gewissem Grade der Natur überlassen; allein wenn sie einmal im Besitz der Fischhändler sind, so wird ihre Beschaffenheit durch Kunst vervollkommnet. Man bewahrt sie jetzt in großen seichten Kufen auf, legt sie so daß die gehörige Seite nach oben kommt, und versieht sie täglich mit Hafermehl — ein Verfahren das darauf berechnet ist sie mehr fett als schmackhaft zu machen; gar viele aber sind der Meinung daß sie, wie das Schauvieh, „durch die Ueberfütterung nicht besser werden." Dieß ist ein kurzer Abriß der, zur Versorgung unserer Märkte mit diesem Leckerbissen, in beständiger Thätigkeit begriffenen Organisation; der Wirthshauspolterer aber kümmert sich wenig um die ausgestandene Sorge und Angst, oder um die Mannichfaltigkeit der Geschäfte welche man zu verrichten hat, ehe sein Dutzend Austern in die glänzend erleuchtete Restauration gelangen kann, wo er sie dann bei einem Glase blassen Ale's oder Punschs behaglich verzehrt.

In diesen Dingen haben wir's den alten Römern nachgemacht, welche alle Geheimnisse der Gastronomie kannten, und Fischteiche und Austernbehälter hatten, auf die sie alljährlich große Summen verwendeten. Die üppigen Römer gaben denjenigen Austern den Vorzug die aus den größten Entfernungen herbeigebracht wurden, denen aus Britannien aber reichten sie die Siegespalme. Sie hatten sie aus den mit dem atlantischen Ocean in Verbindung stehenden Meeren und Flüssen zu sich verpflanzt. Auch Laich oder Spat

wurde, wie man vermuthet, von unsern Küsten in feuchtem Sand den römischen Austerbehältern durch die Sklaven der Wohlhabendern zugeführt, und dort gepflegt bis er individualisirt wurde in schöne, fleischige, wohlschmeckende Arten des Mollunskengeschlechts. Selbst jetzt noch haben wir Ueberbleibsel dieser vervollkommneten römischen Fischzucht: dahin gehören unter anderm die künstlichen Austernbänke an dem bereits erwähnten See von Fusaro, bei Neapel. Diese Austernbänke wurden von Sergius Orata, einem reichen Römer, angelegt, der in der Nähe dieses Platzes eine glänzende Villa bewohnte. Er errichtete künstliche Felsen, und ließ auch Pfähle in das Wasser einrammen, an welche sich die Austernbrut in zahllosen Mengen anhieng; in der That mußte für irgend einen Anhaltspunkt in den Bänken gesorgt werden, sonst würde die Brut von der Fluth weggeschwemmt worden seyn. In den grünen Austern von Marennes haben wir ein anderes Beispiel der Schalthierzucht. Wir verdanken einer Mittheilung Hrn. Coste's, vom Collége de France, folgende Bemerkungen über die Austernbänke des Gironde-Flusses: „Die Behälter in welchen die Fischersleute von Marennes die Austern ablagern, um sie grün werden zu lassen, werden Claires genannt. Diese weichen von Teichen und gewöhnlichen Parks in so weit ab, als sie nicht bei jeder Fluth, sondern nur während der Springfluthen, wenn die Wogen weiter landeinwärts dringen als zu andern Zeiten, unter Wasser gesetzt werden. Nach Verfluß von zwei oder drei Monaten wird der durch die Ueberschwemmungen in den Claires abgelagerte Boden so fest, daß die Austern nicht mehr in denselben einsinken können. Im Monat September, wenn die Laichzeit vorüber ist, beginnt das Fischen. Die ganze Bevölkerung von Marennes beschäftigt sich mit der Einsammlung der Austern, welche sie in Teiche versetzen, wo man sie, bevor sie verkauft werden, erst noch wachsen läßt. Man kann sie überall hin versenden, nur müssen sie von Zeit zu Zeit in Wasser getaucht werden. Die Bänke von Marennes liefern alljährlich fünf Millionen Austern. Ihr Preis schwankt von 1 bis 6 Francs fürs Hundert — der Durchschnittspreis fürs Hundert sind 2 Sh. 6 Pence brittischen Geldes.“ Diese berühmten Austern werden in alle Länder verführt. Von Bordeaux befördert man sie nach Marseille, und von hier aus nach allen Theilen Süd-Italiens, und selbst nach Algier.

Die jetzigen Zustände Californiens.

Ein großer Theil der diesem Staate sich zuwendenden Individuen gehörte eigentlich derjenigen müßigen Menschenclasse an, welche bei verhältnißmäßig geringer Arbeit schnell reich zu werden hofften, sich später aber häufig bitter getäuscht sahen, und nun durch Diebstahl, ja selbst Mord, das zu erreichen strebten was ihnen das Glück versagt hatte. Nicht zu läugnen ist ferner daß dieser Auswurf der Menschheit, allen Gesetzen hohnsprechend, nach und nach förmlich die Oberhand gewann, und die bessern Elemente ganz zu ersticken drohte, bis endlich im Jahre 1851 der gutgesinnte Theil der Bevölkerung, das Ende solchen Unwesens voraussehend, ein sogenanntes „Vigilance Committee“ zur Abhülfe dieser Zustände bildete. Eine Zeitlang kämpfte diese Gesellschaft zwar mit sichtlichem Erfolg, doch das Uebel war schon zu weit verbreitet, und zuletzt riß die Unordnung fast wieder in gleichem Maße wie früher ein. So hatte diese Zügellosigkeit zu Anfang des Jahres 1856 ihren Gipfelpunkt erreicht, als im Mai dieses Jahres die bessern Bewohner San Francisco's in Masse aufstanden, um das drückende Joch abzuschütteln. Anerkennenswerth ist hiebei der Eifer, mit welchem sich viele aus den untern Volksschichten der guten Sache anschlossen. Zunächst wurde ein aus 6000 Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie gebildetes stehendes Heer formirt, hierauf hieng man vier oder fünf zwei und dreimaligen Mords überwiesene Individuen auf, während die berüchtigtsten Schurken bei Todesstrafe aus dem Lande verbannt wurden. Ebenso traf man eine theilweise bessere Wahl der politischen Oberhäupter; kurz der ganze Staat hat sich gegenwärtig sehr vortheilhaft emporgehoben, zumal die neuen Einrichtungen trotz anfänglichen Widersprüchen doch zuletzt allgemeinen Anklang fanden. Daher kommt es auch daß die Zahl der Diebe, Spieler und anderer Gauner entschieden abnimmt, und selbst die letzten politischen Wahlen, die früher stets Anlaß zu Störungen aller Art boten, sind so ruhig und ordnungsmäßig vor sich gegangen, wie man dieß in einem republicanischen Staate nur irgend verlangen kann.

Von besonderer Wichtigkeit ist das schon erwähnte, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit gebildete „Vigilance Committee,“ dessen Mitglieder hauptsächlich aus Engländern, Deutschen und Franzosen, den gebildeten Ständen angehörend, bestehen. Manchem andern Staate dürfte eine solche Gesellschaft sehr noth thun, wie dieß die Vorfälle bei den letzten Präsidentswahlen bewiesen haben.

Der Staat Californien hat einen Flächeninhalt von 188,981 engl. Q. M., und die Bevölkerung belief sich bei dem letzten Census auf 300,000 Einwohner, worunter etwa 60,000 Europäer und 40,000 Chinesen sind, während der Rest aus Bürgern der Vereinigten Staaten, Mexicanern, freien Farbigen u. s. w. besteht.

Die Thätigkeit und Industrie der californischen Bewohner sind fast beispiellos. Hierin dürfte der Grund besonders in der Lage des Staates zu den übrigen civilisirten Ländern zu suchen seyn. Da die Reise dahin sowohl von Europa als den östlichen Vereinigten Staaten aus mit verhältnißmäßig vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, so erfordert der Entschluß dahin auszuwandern schon einen gewissen Grad von Thatkraft und Unternehmungsgeist. Selbst die afrikanische Race besitzt diese Arbeitslust, nimmt freilich hier eine höhere Stellung als in andern Theilen der Vereinigten Staaten ein, indem Californien kein Sklavenstaat ist.

Wenn in S. Francisco ein Feuer ausbrach, was früher bekanntlich nicht selten geschah, so konnte man, nachdem die Flammen gelöscht, auf den noch rauchenden Trümmern gewiß schon den Ton der Axt und der Säge vernehmen, und in kurzem stiegen wieder

Häuser empor, schöner und größer als die frühern. Auf diese Weise wurden ganze Stadttheile, welche niedergebrannt, in Zeit von wenig Wochen wieder aufgebaut, jedenfalls ein selten zu findendes Beispiel von Energie und Fleiß.

Die Verbesserung des moralischen Zustandes aller Classen der Bevölkerung ist eine ebenso erfreuliche Thatsache. Fast sämmtliche Spielhäuser und ähnliche Bauten, die in frühern Schilderungen Californiens gewöhnlich eine große Rolle spielten, sind aufgehoben, und werden jetzt mit aller Strenge des Gesetzes verfolgt; kurz S. Francisco ist gegenwärtig bei Tag und bei Nacht so ruhig und friedsam wie irgend eine Stadt auf dem Erdball.

Für religiöse Zwecke bestehen nicht nur in S. Francisco, sondern auch in allen übrigen größern oder kleinern Städten des Staates eine hinreichende Anzahl kirchlicher Gebäude, oft in elegantem Styl erbaut, und der Sonntag vergeht hier eben so still wie in England oder den Vereinigten Staaten.

An Hülfsmitteln für die Erziehung ist gleichfalls kein Mangel. Freier Schulunterricht wird überall, selbst in den Ansiedelungen, ertheilt, zu welchem Zwecke der Staat die Einkünfte beträchtlicher Länderstrecken verwendet. Daneben fehlt es nicht an bessern Privatanstalten und mehrern Collegien. Von letzteren ist besonders das S. Francisco-Collegium zu erwähnen, dessen Leiter ihre Bildung sowohl in Oxford und Cambridge in England, als auch auf deutschen und französischen Universitäten genossen haben.

Das Familienleben hat jetzt in Californien eben so angenehme Seiten wie anderwärts. Die äußern Theile der Städte zeigen zahlreiche Villas und andere bequeme Behausungen, welche oft mit großem Geschmack gebaut sind. Auch fehlt es durchaus nicht an gesellschaftlichen Vergnügungen, wie Musik, Theater u. s. w.

Der Handel Californiens hat in den letzten Jahren einen großartigen Aufschwung genommen. Die günstige Lage des Hafens von S. Francisco ist zu bekannt, um hier ausführlich behandelt zu werden. Nicht nur beinahe der ganze Verkehr des westlichen Theils des nord- und mittelamerikanischen Continents muß diesen Platz berühren, sondern auch die gegenüberliegenden Reiche Asiens, China und Japan, deren frühere engherzige Politik bezüglich des Handels sich ja auch zu Gunsten der übrigen Nationen zu verändern scheint. Auch mit Ostindien, den Sandwich-Inseln und Australien bestehen directe Verbindungen. Die gesammte Ausfuhr Californiens betrug im J. 1855 45,182,631 Dollars, 1856 aber 50,694,434 Dollars. Das Hauptproduct des Staates bildet wie bekannt das Gold, doch werden auch andere Metalle, wie Quecksilber, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, selbst Platin in größerer oder geringerer Menge gefunden.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Bodencultur dieses Landes, so dürften vorerst einige Notizen über das Klima nicht ohne Interesse seyn. Man theilt das Jahr in eine trockene und in eine nasse Jahreszeit. Erstere umfaßt den größten Theil des Frühlings und den ganzen Sommer, während welcher Zeit beständiger Sonnenschein herrscht. Der Frühling und Herbst sind durch starken Thaufall ausgezeichnet, während die Sommernächte mehr oder mindere Trockenheit zeigen. In der Nähe der Küste ist die Hitze durch die während der wärmsten Stunden des Tages wehenden Seewinde gemäßigt, im Innern hingegen, wo diese fehlen, ist sie viel bedeutender, ohne indeß sehr lästig zu werden. Die Regenzeit beginnt Ende Novembers und dauert gewöhnlich bis zum April. Man darf aber nicht glauben daß die Sonne während dieser Zeit nie das Gewölk durchbreche, sondern es ist häufig tagelang hintereinander das klarste Wetter. Das Klima Californiens in der Nähe der Küste ist ein oceanisches, das heißt der Gang der Temperatur ist im ganzen Jahr außerordentlich gleichförmig; die Sommer sind demzufolge kühl und die Winter sehr mild, Schnee und Eis gehören zu den Seltenheiten. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit bietet der Mangel der atmosphärischen Elektricität. Gewitter kennt man nur in den südlichen Theilen, während sie weiter nach Norden zu nie auftreten. Leichte Erdstöße sind von Zeit zu Zeit bemerkbar, richten aber selten Schaden an, wie dieß z. B. in Central-Amerika der Fall ist.

Im allem ist das Klima Californiens als ein höchst gesundes zu bezeichnen, und dieß fällt besonders auf, wenn man erwägt daß die Geburtsländer der aus allen Weltgegenden hieher strömenden Einwanderer zum Theil völlig verschiedene klimatische Verhältnisse äußern. In San Francisco kommen bei einer Bevölkerung von 50,000 Seelen nach den Sterbelisten der letzten Jahre durchschnittlich nur 22 Todesfälle auf die Woche, im Verhältniß zu andern Städten eine sehr geringe Zahl. Die Atmosphäre ist besonders durch krystallene Klarheit ausgezeichnet. Wirft man von einem erhöhten Standpunkt aus einen Blick auf die Umgebungen, so erscheinen die Contouren sämmtlicher Gegenstände in auffallender Schärfe und Deutlichkeit, und die Umrisse 40 oder 50 engl. Meilen entfernter Bergketten treten so klar vor das unbewaffnete Auge, daß man sie viel näher wähnt als sie in Wirklichkeit sind. Vom Telegraphenhügel in San Francisco aus genießt man einen prächtigen Umblick auf die Stadt, die Bay und die 9 M. Eichenwaldung, und obgleich die großen Schiffe im Hafen nur wie kleine Boote erscheinen, so ist doch jedes Tau, jede Leine deutlich zu erkennen. Diese Trockenheit der Atmosphäre äußert sich auch in anderer Beziehung sehr wohlthätig. Ein todter Hund oder ein anderes todtes Thier trocknet in der freien Luft vollkommen aus, ohne jenen verpestenden Faulgeruch zu erzeugen der sich gewöhnlich in solchen Fällen entwickelt.

Während der Sommernachmittage ist die Luft manchmal mit Feuchtigkeit erfüllt, dennoch regnet es nie. Ueber der Bay bilden sich dann Nebel und kühle Brisen, die indeß bald wieder verschwinden, und die Klarheit dann nur um so auffallender erscheinen lassen. Ein Sonnenuntergang ist an der californischen Küste ein wundervolles Phänomen, welches selbst der bekannte amerikanische Reisende Bayard Taylor auf seinen vielfachen Wanderungen im Norden und Süden nirgends in gleicher Pracht beobachtet hat. Die Scenerie entwickelt sich besonders schön weiter im Innern, wo herrliche Thäler den Reiz der Landschaft bedeutend erhöhen; zahllose wilde Blumen, Berg und Thal mit ihren verschiedenen Farben bedeckend, erfreuen das Auge zur Frühlingszeit in einer Fülle und Mannichfaltigkeit, wie sie keine andere Gegend bietet. Aber eben so reich und ergiebig ist der Boden in Bezug auf nützliche Gewächse. Bei verhältnißmäßig geringer Arbeit liefert er Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Reis, Tabak, Baumwolle, Flachs und Hanf in großer Menge; an Früchten: Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Quitten, Erdbeeren, und in den südlichen Theilen des Staats Feigen, Datteln, Oliven, Granatäpfel, Mandeln, Zuckerrohr und

Bananen. Die Kartoffeln, Süß-Kartoffeln, Kürbisse, Melonen, Rüben und Möhren erreichen eine unglaubliche Größe.

Am wichtigsten ist aber die Cultur des Getreides, die in wenig Jahren sich bedeutend gehoben, und aus dem kornimportirenden Land ein exportirendes gemacht hat. Im Jahre 1855 wurde die erste Ladung nach England versendet, deren Qualität auf den Märkten von Manchester und Liverpool für ausgezeichnet erklärt wurde und zu den höchsten Preisen abgieng. Im Frühling wächst das Korn bei den häufigen Regen schnell empor, gedeiht unter dem Thau des Frühsommers und reift dann schnell und sicher in der trockenen Jahreszeit, wo weder Regen noch Gewitter oder Hagelschlag die Erntearbeiten stören. Scheunen sind ebenfalls unbekannt, das Korn wird an der Luft getrocknet und dort gedroschen; später in Säcke verpackt, bleibt es bis zum Verkauf im Freien stehen.

Trotz aller Vortheile welche Californien dem strebsamen Einwanderer zu bieten scheint, ist die Anzahl der dorthin Auswandernden verhältnißmäßig sehr gering, und die östlichen Theile der Ver. Staaten, besonders Wisconsin, Jowa, Missouri, Minnesota und Kansas werden im allgemeinen stets vorgezogen. Dieß liegt jedenfalls hauptsächlich an der großen Entfernung des Goldstaates von Europa und der damit verbundenen schwierigen und kostspieligen Reise. Es stehen dorthin drei Hauptwege offen: um das Cap Horn, über Panama und die Ueberland-Route. Erstere erfordert eine Zeit von 4 bis 5 Monaten stets zur See, der nächste kürzere kann in 33 bis 44 Tagen zurückgelegt werden; endlich der durch das obere Mississippithal über die Felsengebirge, gewiß der schwierigste, nimmt drei bis vier Monate in Anspruch. Am vortheilhaftesten und billigsten ist die Fahrt um das Cap Horn, dauert aber freilich, wie bemerkt, sehr lange. Am theuersten kommt die Reise über Panama zu stehen, die aber jedenfalls die bequemste ist.

Vorliegende Skizzen sind einem so eben in London erschienenen Werke entlehnt, [1] welches die californischen Zustände nach den neuesten Anschauungen zeichnet, und wenn wir auch die Wahrheit der Schilderungen durchaus nicht in Zweifel ziehen wollen, so werden uns doch die Vortheile und Annehmlichkeiten die jenes Land dem Auswanderer gewiß bietet, in allzu günstigem Lichte vorgeführt und der Schattenseiten so gut wie keine Erwähnung gethan.

Zur Geschichte der englischen Monatsschriften. [2]

Schon 1681 im December erschien der Monthly Recorder, der sich aber nicht hielt, es war eine bloß monatliche Zeitung. Von einem Franzosen Pierre Motteux, einem Refugié, deren mehrere damals politische Zeitungen gründeten, erschien 1692 das Gentlemans Journal, das außer den Neuigkeiten des Monats Stücke in Prosa und Versen, auch Uebersetzungen lieferte. Es hielt sich aber nur drei Jahre, und einige ähnliche Journale [1] hatten ebenfalls nur eine ephemere Existenz. Nur zwei der Present State of Europe und the Political State of Great Britain, die im J. 1731 gegründet wurden, hielten sich, jenes durch seine Neuigkeiten und Correspondenzen aus dem Auslande, dieses durch die Parlamentsdebatten, die es allein mittheilte. Das bedeutendste Magazin aber, das 1731 vom Buchdrucker Ed. Cave begründet wurde und noch besteht, ist das Gentlemans Magazine.

[1] California and its Resources. A work for the merchant, the capitalist, and the emigrant. By Ernest Seyd. With maps and engravings. London 1858.

[2] S. Histoire de la Presse en Angleterre et aux Etats-unis par M. Cucheval Clarigny. Paris 1857. 8°.

E. Cave, im Februar 1691 in Newton in der Grafschaft Warwick geboren, verlor seinen Vater früh und mußte Schuster zu Rugby werden. Der Schullehrer da wollte ihn bei seinen natürlichen Anlagen in seine Schule aufnehmen und ihn selbst zur Universität vorbereiten, aber die adeligen Buben in der Pensionsanstalt behandelten den Schustersohn übermüthig, und statt sich täglich diese Demüthigungen gefallen zu lassen, wollte er lieber sein Brod durch seine Arbeit verdienen und trat erst bei einem Zolleinnehmer, dann bei einem Holzhändler, zuletzt bei dem Buchdrucker Collins in London in den Dienst. Er gewann bald dessen Zutrauen so sehr daß der ihm die Leitung einer Hülfsdruckerei in Norwich, mit der ein Journal verbunden war, übertrug. So wurde er zuerst Publicist. Nach dessen Tode wurde er Setzer in einer andern Druckerei und arbeitete einige Jahre am Tory-Blatt Mist's Journal mit. Er erhielt dann durch seine Freunde eine kleine Stelle bei der Post, machte dabei in seinen Nebenstunden Correcturen und schrieb Broschüren, machte für ein Londoner Blatt die Woche für eine Guinee Auszüge aus Provinzialblättern und sandte diesen, namentlich dem Journal of Glocester, Artikel ein.

Nun 40 Jahre alt, hatte er sich einiges Geld erspart, erwarb sich ein Druckerpatent und ließ 1731 Ende Januars, da er keinen Theilnehmer fand, das Gentleman Magazine in monatlichen Heften von 48 Seiten in 2 Columnen und sehr kleinen Charakteren auf eigene Rechnung drucken. Es enthielt einen Abdruck oder eine Analyse der hauptsächlichsten politischen, moralischen, religiösen und kritischen Artikel der Wochenjournale; Gedichte, kurze Erwähnung der Hauptbegebenheiten in- und außer Landes nach den einzelnen Tagen, Geburts-, Heiraths- und Todesanzeigen der großen Familien, und die Beförderungen in der Kirche und in der Armee; Waarenpreise, Wechselcurse, Fallissements; eine Liste neuer Bücher und Pamphlets; endlich Anmerkungen über Gartenwirthschaft und eine Liste der Märkte. Er wollte das Wichtigste was auf mehr als 200 Blättern in London, und ebenso vielen in den andern drei Reichen monatlich erschien, zusammenstellen.

Sein Magazin hatte einen Erfolg über alle Erwartung. Die ersten Nummern erlebten fünf Auflagen, und er setzte an 10,000 Exemplare von seinem Magazin ab. Dieß erregte Nachahmer. Schon 1729 im Januar erschien die Monthly Chronicle seit April 1732 unter dem Namen London Magazine or Gentleman's Monthly Intelligencer bei T. Wilford. Es kostete die Nummer ebenfalls

[1] Monthly Miscellany, Monthly Transactions von Dr. William King, und Monthly Amusement v. J. Ozel.

6 Pence. Dieß Journal gab auch Analysen von neuen Büchern, Theaterstücken, Predigten, seit August 1732 aber auch die Parlamentsverhandlungen. Cave mußte es ebenfalls thun. Beide geriethen aber darüber mit dem Parlament in Streit. Das Parlament publicirte nämlich jährlich unter der Autorität seiner Präsidenten einen Auszug aus seinen Protokollen unter dem Titel: Votes and Proceedings in Parliament, und untersagte jede andere Publication. Das Oberhaus gieng sogar so weit, einen Theil von Rymers Foedera vernichten zu lassen, weil es die Parlamentsverhandlungen unter Karl I enthielt. Indessen gab ein französischer Refugié Abel Boyer von 1711—1725, wo er starb, in einem kleinen Monatshefte The Political State unbelästigt die Verhandlungen beider Kammern heraus, nur die Lords statt mit Namen mit Zahlen bezeichnet. Eine Tafel am Ende gab aber den jeder Nummer entsprechenden Namen an. Dieß wurde nach seinem Tod noch mehrere Jahre über fortgesetzt, und die Magazine reproducirten seine Berichte, aber erst wenn die Kammern auseinander gegangen waren. So gieng es ihnen hin. 1738 im April aber hatte ein Journal die Unvorsichtigkeit, die Antwort des Königs auf eine Adresse des Unterhauses zu publiciren, ehe diese noch von dem Präsidenten dem Hause mitgetheilt war. Der Präsident beklagte sich darüber, und nach einer heftigen Debatte verbot das Unterhaus jede Publication seiner Verhandlungen, auch außer den Sitzungen. Das London Magazine substituirte nun den Namen der Redner römische. Lord Chesterfield hieß Menenius Agrippa, der ältere Pitt Julius Florus u. s. w.; das Gentleman Magazine brachte die Verhandlungen der beiden Kammern als die des Senats von Lilliput, aber die Redacteure wurden vor das Oberhaus citirt, zu einer Geldstrafe verurtheilt, und es erschienen nun nur ab und an kleine Bruchstücke der Verhandlungen.

Cave verdroß das Erscheinen des London Magazine sehr. Beide Redacteure bekämpften sich eine längere Zeit in Epigrammen, beschuldigten sich gegenseitig des Plagiats und machten sich wechselseitig herunter; so auch den neuen Concurrenten, das Universal Magazine, das 1747 entstanden war. Doch suchte Cave sein Journal auch durch Verbesserungen zu heben, gab seit 1746 Holzschnitte, Landkarten vom Kriegsschauplatze, Porträts berühmter Personen, und da er die Parlamentsdebatte nicht mehr bringen konnte, statt dessen wissenschaftliche Artikel mit Abbildungen, die Wappen der Pairs und Baronnets, Originalartikel über Naturgeschichte, neue Bücher u. s. w. Von großem Nutzen waren ihm Dr. Birch, und vor allem seit 1738 der berühmte Sam. Johnson als Mitarbeiter.

Cave redigirte das Gentleman Magazine bis zu seinem Tode, den 10 Januar 1754, dann sein Schwager D. Henry bis 1778, wo es in die Hände des berühmten Buchhändlers und Bibliographen J. B. Nichols, des Verfassers der Literary Anecdotes, gelangte, der bei seinem Tode 1826 es seinen beiden Söhnen hinterließ, die bis 1856 es leiteten, wo sie alt und krank es jüngern Händen übergaben.

Im Jahre 1782 gründete der Redacteur des Morning Chronicle, J. Perry, das European Magazine, welches ein halbes Jahrhundert mit Ehren bestand, und seinen Gründer, der 1821 starb, nur eine kurze Zeit überlebte. Neben diesem entstanden nur noch specielle Sammelwerke, Farmer's Magazine, das 1800 bis 1817 in Edinburg erschien, das Philosophical Magazine, das Alexander Tiloch 1798 in London gründete. Es war rein wissenschaftlich, und sollte das Journal de Physique und die Annales de Physique et de Chimie ersetzen. Es enthielt wenig Originalartikel und meist nur Uebersetzungen aus dem Französischen, und hat schon lange aufgehört.

Jetzt erscheinen noch Blackwoods Magazine seit dem 1 April 1817, von seinem Gründer, einem geistreichen, wohlwollenden Buchhändler in Edinburg genannt. Er nahm zuerst die Politik mit auf. Es war ein Organ der Tories und bekämpfte das Edinbourgh Review. Walter Scott, sein Schwiegersohn Lockhart, Sym, Hogg und Quincey waren Mitarbeiter. Die Oberleitung hatte J. Wilson, den die Regierung für seine Dienste mit einer Professur der Philosophie an der Edinburger Universität belohnte. Auch Th. Hamilton († 1843), Verfasser einiger Romane und eines geschätzten Werkes über die Ver. Staaten, arbeitete daran, und Dr. Maginn, ein Irländer, der Rabelais auswendig wußte, über Shakspeare treffliche Artikel schrieb und humoristische Artikel und Parodien in Prosa und Versen unter dem Namen von O' Doherty mittheilte.

Den 1 Januar 1820 gründete der große Buchhändler Colburn in London das fast bloß literarische New Monthly Magazine, das jetzt W. Harrison Ainsworth redigirt, der unermüdliche Romanschreiber, der früher ein eigenes Magazin herausgab. Fraser's Magazine, im J. 1830 gegründet, erst toryistisch, ist jetzt liberaler geworden. Thackeray war lange unter dem Namen Titmarsh ein Hauptmitarbeiter. Es treibt wenig Politik, gibt ganze Romane capitelweise, außerdem literarische Artikel. Taits Edinbourgh Magazine, das seit dem 1 Jan. 1834 erscheint, ist radical. Sheffield und Roebuck waren unter seinen Gründern und Redacteuren; es ist das billigste. Bentleys Miscellany, seit 1836, widmet sich nur der Literatur, Romanen und Reisen, ohne die Politik zu berühren. Specielle Fächer verfolgen das Nautical Magazine seit 26 Jahren; das United Service Magazine, 1829 von Colburn gegründet, das alle Fragen, welche die Land- und Seemacht betreffen, erörtert, und das Mechanics Magazine, das seit 35 Jahren eines der belehrendsten in Europa ist. Alle blühen, aber sie haben nicht die große Publicität der Wochenjournale, noch den großen politischen Einfluß der Revuen.

Brasilianisches Pflanzerleben.

Victoria, 10 Sept. 1857.

Moses, der durch seinen Stab aus einem Felsen in der Wüste Wasser hervorklopfte, ist ein wahrer Stümper im Vergleich mit Ihnen, denn durch das vortreffliche Bohrwerk des Sarkasmus und der Ironie ist es Ihnen endlich gelungen, mich aus meiner Lethargie zu wecken und aus meiner ausgedörrten Phantasie diese Zeilen hervorzulocken. Daß ich Ihnen nicht schon längst geschrieben habe, hat seinen Grund nicht allein in der kolossalen Trägheit welche Sie mir zumuthen, obschon dieselbe stets mein Hauptlaster gewesen ist, welches, auf deutschem Boden gekeimt, vom deutschen grünen Himmel befruchtet, als exotische Pflanze ins fruchtbare Urland Brasiliens versetzt, unter dessen bezauberndem Himmel zum gigantischen Urwaldbaume herangewachsen ist, unter dessen breitem Schatten sämmtliche andere Gefühle sanft schlummernd ruhen, um nur durch rein materielle und prosaische Sorgen und Arbeiten wachgerüttelt zu werden.

Was indeß meine Trägheit anbetrifft, so ist dieselbe nur auf rein geistige Anstrengungen beschränkt. Die körperlichen scheue ich durchaus nicht. Außerdem wäre ein physisch träger Mensch zu meinem Beruf ganz untauglich. Von den 24 Stunden des Tages schlafe ich sieben, für Mahlzeiten, Ruhe und Vergnügungen brauche ich drei, zu meiner Buchhaltung und Correspondenz ebenfalls drei, und die übrigen 11 Stunden bin ich ein wahres perpetuum mobile, d. h. in einem fort in Bewegung. Auf meinen eigenen Beinen freilich sehr wenig, das versteht sich von selbst, denn ein anständiger Mensch findet es hierzulande unter seiner Würde auch nur tausend Schritte zu Fuß zu gehen. Er reitet, und Sie würden lachen, wenn Sie, was hier oft geschieht, einen Bettler zu Pferde Sie um ein Almosen ansprechen sähen.

Den ganzen Tag über bin ich mit meinen landwirthschaftlichen Verrichtungen beschäftigt und finde darin ein unaussprechliches Vergnügen, denn die brasilianische Landwirthschaft ist ganz verschieden von der europäischen, aus welcher die Agronomen, Geologen, Cameralisten und Chemiker den letzten Rest von Poesie und Romantik vertrieben haben, so daß nur ein ödes Feld übrig geblieben ist, auf welchem die verkrüppelte Phantasie des Krautjunkerthums die Kryptogamen ihrer ökonomisch-merkantilischen Erzeugnisse auskramt.

Hier ist es nicht so. Auf unbetretenen, verhängnißvollen Pfaden dringt hier der Mensch in das stille, majestätische Reich der Natur, und einzig und allein auf sein moralisches Uebergewicht vertrauend, wagt es der Pygmäe dem Koloß den Handschuh hinzuwerfen zu einer Fehde auf Leben und Tod. Einer von ihnen unterliegt stets. Wohl dem, dem es gelingt die wilde, trotzige und jungfräulich unberührte Natur zu überraschen und zu besiegen. Ein schonungsloses Zerstörungswerk, eine vandalische Invasion in die kühlen Schluchten des frischen, herrlichen Urwaldes ist die Folge dieses Sieges. Die verheerende Axt dröhnt durch die Waldeinsamkeit, erschrocken flieht das aufgejagte Wild nach den noch ungelichteten Einöden des Innern, und unter furchtbarem Krachen stürzen die ehrwürdigen Bäume, gegen welche die viel besungenen deutschen Eichen meist nur elende Gestrüppe sind, langsam, in weitem Bogen zur Erde, so daß diese weithin erzittert und erbebt, und es dem Menschen fast scheinen möchte daß er ein Unrecht an ihren Riesengeschöpfen begeht. Liegt nun der Wald erschlagen, ein trauriges Chaos, von der Sonne gedörrt, ein Bild des Jammers und der Zerstörung, so übergibt der Mensch diese Waldcadaver dem Feuer.

Sie können sich denken was für ein Feuer! Die Sonne verfinstert sich vom Rauch, so daß die Hausthiere nach ihren Ställen eilen, in der Hoffnung es sey Nacht geworden. Durch die glühend erhitzte Luft wird weithin ein sausender Sturmwind erzeugt und durch das prasselnde, wogende Feuermeer sieht man die Neger gleich Geistern der Zerstörung mit hochgeschwungenem Feuerbrand in der Hand hingleiten, während der rothe Widerschein auf ihrer schwarzglänzenden Hau ihnen ein wahrhaft teuflisches Aussehen gibt.

Es ist ein großartiges, ergreifendes Schauspiel, das an düsterer Pracht nicht seines Gleichen hat. In Ihren hyperboreischen Himmelsstrichen wäre dieß ein wahres Gaudium, ein Kaminfeuer, um ein ganzes Königreich zu erwärmen.

Ist nun der Urwald ganz vernichtet und zerstört, blickt die Sonne warm und heiter durch den umgebenden Rahmen von Wald in die Lichtung, so sieht man auf der Grabstätte der untergegangenen Generation die frische, lebenskräftige, und für den Pflanzer segensreiche neue und imposant schöne Schöpfung. Malerische Plantagen von Kaffee, Cacao, Zuckerrohr, Baumwolle u. s. w. wiegen ihre üppig strotzenden, saftig grünen Blätter behaglich in den lauen Winden, die durch den Wald ringsum von jeder Heftigkeit und Gewaltthätigkeit abgehalten werden.

Nur einige Veteranen der Vorzeit, einige traurig am Waldsaum in nackter Einsamkeit dastehende riesige Bäume, deren schwarz verkohlter Stamm wehmüthig gegen das frische Grün seiner Umgebung absticht, strecken die verdorrten und phantastisch verkrümmten Zweige in schwindelnder Höhe zum Himmel, als wollten sie die gute alte Zeit und den Fluch auf die Usurpatoren herabbeschwören. Aber der Himmel ist zu verständig, um den ersten Wunsch zu gewähren, und zu gütig um den zweiten zu erfüllen. Er überläßt es dem Solitaire, der sich selbst überlebt hat, bis zu seinem Tode dem Hasse gegen den Eindringling, der ihn und sein Reich verwüstet, freien Lauf zu lassen, und so stürzt sich endlich der abgestorbene alte Riese voll Haß und Wuth auf die frische grüne Jugend zu seinen Füßen, alles auf seinem Wege und unter seinem Leichnam zertrümmernd und begrabend.

Das hiesige Pflanzerleben ist so voll von reizenden Episoden, von romantischer Mannichfaltigkeit und erregenden Momenten, daß es mit dem des deutschen Landwirths, selbst des vornehmen, reichen Herrschaftsbesitzers auch nicht die geringste Aehnlichkeit hat. Würde ich Ihnen noch über die herrlichen Jagden und Fischereien schreiben, über die Excursionen in das Innere des Landes, die Rencontres mit den wilden Indianern, namentlich den Botocudos, die Scharmützel und Kämpfe in den Straßen der Stadt bei Gelegenheit der Deputirten- und Senatorenwahlen, und die im Wald bei Gelegenheit von Gränzstreitigkeiten mit den Nachbarn verübten Mordthaten, denn hier herrscht das Faustrecht noch in seiner ganzen Ausdehnung — Sie würden mich am Ende beneiden. Besonders wenn ich noch hinzufügte daß ich in materieller Hinsicht ein ächt sybaritisches Leben à la Pascha mit drei Roßschweifen führe.

Ich bewohne eine hübsche Villa, auf einem Hügel gelegen, um welche herum sich die zahlreichen Wirthschaftsgebäude amphitheatralisch gruppiren bis in das Thal hinab. Von dem Balcon meiner Villa aus übersehe ich mein ganzes Reich: blühende und wohlgehaltene Kaffee- und Cacaopflanzungen — ich arbeite nämlich in diesen beiden Artikeln vorzugsweise — auf drei Seiten von dem schwarzblauen Gürtel des Urwaldes begränzt, hinter welchem sich in violetter Ferne die zackigen Gipfel der Boaitaräea erheben. Auf der vierten Seite begränzt sie eine hellgrüne Hügelkette, in deren Hintergrund das Meer seine blaue Fläche mit der noch blaueren des Himmels verschmelzen läßt. Das ist die Lage meines Reiches.

Eine zahlreiche Dienerschaft, die in allen Farben des Regenbogens prangt, schwarz, braun, gelb, weiß, steht zu meiner Verfügung. In meinem Marstall stehen acht prächtige Pferde, und mein Tisch ist gut servirt. Die Producte beider Hemisphären dienen ihm. Was den Wein anbetrifft, so muß ich Ihnen bemerken daß die Flüssigkeit, welche Sie frevelhaft mit diesem edlen Namen beehren, hier höchstens in chemischen Laboratorien unter der Rubrik „concentrirte Säuren," aufbewahrt wird. Hier trinkt man nur Porto und Madeira, ihnen reihen sich der Xeres, Teneriffa und Lissabon als würdige Landsleute an; die sauren, geistlosen, französischen und deutschen Weine sind unwürdig (!) in diesem herrlichen Lande getrunken zu werden.

Trotz meines guten Lebens sehne ich mich indeß von hier fort. Oft wird mir ganz unerträglich wehmüthig zu Muthe, und ich würde dann gern meine brillante Stellung gegen die bescheidenste eines überzähligen Thorschreibers oder Commis in einer deutschen Stadt oder einem deutschen Dorfe umtauschen. Seele und Gemüth verkümmern und verschmachten hier. Hier ist nichts von Wissenschaft und Kunst, keine Musik, hier gibt's keine Kunstausstellungen, kein Theater, keine fröhlichen Abende in der Kneipe, keine gemüthlichen Winterabende. Oh, ich gäbe den ganzen brasilianischen Sonnenschein von einem Jahr für ein Stückchen entlaubten Wald und eine Handvoll Schnee.

Die geistreichste Conversation in einer Assemblee der Koryphäen aus der Umgegend, wenn sie bei mir zum Diner oder Ball, oder zu einer Soiree versammelt sind, schwingt sich nie über die Sphäre von Preiscourant, Wechselcours, Neger, Vieh u. dgl. empor. Die gebildetsten Visiten welche ich empfange, sind die römischen Capuciner, welche hier herummissioniren und betteln. Urtheilen Sie wie interessant und weiterbildend diese seyn mögen, und bedauern Sie Ihren Freund, der hier bei aller materiellen Pracht und Wohlfahrt darbt und geistig elend zu Grunde geht.

Die Neger sind die schauderhafteste Ausgeburt der Menschheit, und gehören nur in Folge der einmal festgestellten zoologischen Regeln zu dieser. Ich habe mich jahrelang abgemüht dieselben wirklich zu Menschen zu machen, aber vergebens. Die Peitsche, deren Gebrauch ich fünf Jahre lang abgeschafft hatte, ist ihre einzige Triebfeder, und ihnen ebenso unentbehrlich als anderen Menschen das tägliche Brod. Gewissen, Redlichkeit, Ehrgeiz, Ehrgefühl, Dankbarkeit, kurz alle edlen Gefühle sind bei diesen Wesen erstorben, wenn sie überhaupt je bei ihnen existirt haben, was zu bezweifeln ich alle Ursache habe. Die sogenannt civilisirten Indianer sind noch etwas schlechter, und die Brasilianer um kein Haar besser als diese. Und ich stehe hier ganz allein und verlassen unter diesen Menschen da.

Im vorigen Jahre, welches überhaupt für mich ein verhängnißvolles Jahr war, da mein Kaffeemagazin abbrannte, mit ungefähr der Hälfte der Ernte, was mir einen Verlust von ungefähr 10,000 Thalern verursachte, und gleichzeitig Ueberschwemmungen meine Plantagen verheerten, fiengen meine Sklaven in Folge meines menschlichen Verfahrens mit ihnen an, so insubordinirt zu werden daß ich mich genöthigt sah die Peitsche wieder auf die Tagesordnung zu stellen und kräftig spielen zu lassen; das hat nun zwar geholfen, aber Sie werden begreifen mit welchem Ueberdruß mich dieses Verfahren und Leben erfüllen muß.

Jetzt, nun mein Brief fast zu Ende ist, fällt mir erst ein daß Sie auch über mein früheres Leben hier Kunde zu haben wünschen. Ja, das ist fast ebenso einförmig als mein jetziges.

Als ich am 5 November 1846 in die paradiesische Bay von Todos os Santos an einem sonnigen Frühlingsmorgen einfuhr, war mir so selig zu Muthe daß ich sprachlos und von Empfindungen überwältigt auf dem Verdeck dastand, bis mich der Capitän daran erinnerte daß es jetzt Zeit sey an das Land zu steigen. Die Stadt Sao Salvador da Bahia empörte mich durch ihr europäisches Aussehen im Innern, denn damals hatte ich allem Europäischen den Rücken gekehrt, und ohne die tropische Vegetation und die übelriechenden Neger, welche legionenweise in den Straßen umherlagen und liefen, hätte ich mich in einer beliebigen europäischen Stadt unter einigen 50° nördl. Breite glauben können.

Am 1 December desselben Jahres kam ich nach Victoria. Nehmen Sie eine erträgliche Karte von Brasilien oder Südamerika, sehen Sie nach der Küste mit 14° 52 Minuten südl. Breite, so werden Sie unbedingt den Namen Ilheos oder Sao Jorge finden. In diesen Hafen münden drei Flüsse. Fahren sie mit dem Finger den in der Mitte gelegenen, den bedeutendsten der drei, ungefähr eine Meile stromaufwärts, und machen Sie da einen Punkt auf seinem linken Ufer, so haben Sie Victoria, meine Residenz, auf geometrischem Wege gefunden. Hier fand ich englischen Comfort und brasilianische Nonchalance und Pracht vereint, und hier lebe ich seit Dato in meinem angegebenen Schlendrian.

Am 25 Mai 1851 habe ich mich verheirathet, und ich muß Ihnen in der Kürze erzählen, auf welche romantische Weise ich zu meiner Frau gekommen bin.

Anfänglich ritt ich auf den guten Reitpferden welche ich hier vorfand, fleißig spazieren, denn das Land hatte damals noch Reize und Neuheiten genug für mich. Ich wählte zu diesen Excursionen die milde Abendkühle und fand ein besonderes Gefallen daran mich in die Labyrinthe der wildesten Schluchten und Einöden zu vertiefen.

Eines Abends als ich auf solch einer Excursion meiner germanischen Schwärmerei und meinem Goldfuchs die Zügel allzu sehr hatte schießen lassen, fand ich mich plötzlich mitten in der Wildniß verirrt. Der Urwald wurde unheimlich. Ein Gewitter zog über den Horizont, die Klapper- und anderen Schlangen fiengen eine sehr ergreifende Symphonie an abzusingen, und ich stand zwischen einem senkrechten Felsen und einem unabsehbaren Sumpf, in welchem die Alligators den obligaten Baß brummten und nicht wenig Gelüste zu dem europäischen importirten Menschenfleisch zu haben schienen. Mein Goldfuchs trug mich indeß trotz aller Gräuel ringsum, trotz Gewitter und Urwald glücklich vorwärts, bald kletternd, springend, schwimmend, bis er endlich durch den letzten Bogen des Urwaldes auf eine mondbestrahlte und von dem Gewitterregen glitzernde Ebene lustig dahintrabte. Ein kostbares Bild bot sich meinen Augen dar. Meine ziemlich gute Localkenntniß ließ mich sogleich errathen daß ich auf das Gebiet eines Engenhos gerathen war. Engenhos sind nämlich die Herrschaften jener Reichsunmittelbaren, die stets unter sich wie mit ihrem Kaiser in Fehde leben, ganz nach Art der deutschen Ritterschaft im Mittelalter.

Im allgemeinen sind diese Herren den Europäern nicht sehr gewogen, ich wollte indeß lieber mit dem zornigen Gesichte einer dieser Gentlemen zusammenkommen als mit den Rosenlippen einer verführerisch giftigen Schlange, oder den zärtlichen Armen eines umstürzenden Urwaldbaumes von mehreren Tonnen Gewicht. Ich spornte deßhalb meinen Gaul den Berg hinab, durch blühende und betäubend duftende Orangenalleen zwischen den mondscheinbestrahlten Zuckerrohrfeldern hindurch nach der Hacienda. Als ich an den Wirthschaftsgebäuden vorbeiritt, konnte ich die Guarda Costas und Sacvazes (Soldaten und Mörder, die jeder dieser Gentlemen in Sold hat) sehen, wie sie nach ihren Steinschloß-Gewehren liefen, um zu untersuchen ob die Pfanne noch mit Pulver gefüllt sey. Einige von ihnen folgten mir heimlich bis vor die Wohnung ihres Herrn nach, um dort abzuwarten ob sie einen Emissär der feindlichen Partei hängen, ersäufen, oder bloß zu Tode prügeln sollten, denn ihr Herr, der Visconde Egidio de Sa Béthencourt und Camara pflegte kurzen Proceß mit ungelegen kommenden Subjecten zu machen. Ich machte die allerschulgerechteste Parade vor dem Schloßthor, und hatte eben den Entschluß gefaßt mich dem strengen Herrn gegenüber möglichst zusammenzunehmen, zumal ich kaum einige Worte Portugiesisch verstand, als dieser bereits selbst eigenfüßig herankam. In meiner Physiognomie muß etwas außerordentlich harmloses und friedfertiges liegen, denn er nahm mich freundlich auf und sagte mir auch jedenfalls etwas schmeichelhaftes, ich verstand es nur nicht.

Nach einigermaßen hergestellter Toilette, welche durch den heftigen Regen und die Verschlingungen des Urwaldes in einen etwas desolaten Zustand gerathen war, ward ich zum Nachtessen gerufen und traf außer dem Visconde, seiner Frau und einigen Beamten dessen sechs Töchter, die drei Grazien in doppelten Exemplaren, wahre Cabinetsstücke brasilianischer Schönheiten. Große, glänzendschwarze Augen, glänzendschwarzes reiches Haar, der Teint wie helle Bronze, der im Mondlicht strahlt, feine classische Profile und jenen brasilianischen Stolz mit brasilianischer Nonchalance gepaart in Stellung und Bewegung.

Nur eine dieser sechs Grazien zog meine Augen auf sich, die jüngste, ein Kind von 15 Jahren, aber eine vollständig entwickelte Schönheit — ja sie war schön, und da war's um mich geschehen. Was nun folgte, brauche ich Ihnen nicht weiter zu erzählen, eine Liebesgeschichte mit Erklärung, die in Brasilien ebenso abläuft wie in Europa, in China wie bei den Kaffern. Sie endete eben am 25 Mai 1851 durch eine Hochzeit.

Meine Gesundheit ist gut. Krankheiten haben mich glücklicherweise verschont, was um so besser ist als in 40 Meilen in der Stunde kein anderer Arzt existirt als meine Wenigkeit. Lachen Sie hierüber nicht. Ich habe mich in 10 Jahren durch Fleiß, ausgedehnte Praxis und Nothwendigkeit zu einem erträglichen Arzte herangebildet, so daß ich oft auf große Entfernung zu Kranken gerufen werde. Den Deutschen auf der Colonie Caroeira kann ich ohne Ueberschätzung meiner Verdienste sagen daß ich manches Opfer dem dort endemischen Typhus entrissen habe. Am besten kommt mir aber diese Kenntniß bei meinen Negern zu statten, denn jeder derselben repräsentirt heutigen Tages einen Werth von etwa 800 Thaler, so daß der Verlust eines solchen Wesens schon ein empfindlicher ist, umsomehr als er schwerer zu ersetzen ist, nachdem der Sklavenhandel abgeschafft ist. Meine 120 Neger bilden daher für mich meine beste Praxis welche sich lohnt, während ich mit den auswärtigen Kranken mehr empirisch verfahre zu meiner Belehrung. (!)

Sie thun mir indeß einen entsetzlichen Schimpf an durch Ihre Vermuthung, ich könne die deutsche Sprache nicht mehr lesen und schreiben. Mit letzterem geht es mir allerdings schwer, weil ich all meine Correspondenz französisch oder portugiesisch führe, und oft Jahre vergehen ohne daß ich einen deutschen Brief schreibe. Uebrigens habe ich hier immer deutsche Verwalter gehabt, erst einen Berliner, jetzt einen Frankfurter. Außerdem habe ich zu Aufsehern, Buchhaltern, Mechanikern u. s. w. stets Deutsche, Schweizer, Franzosen und Irländer, so daß in der Regel hier in drei oder vier Sprachen gesprochen wird.

Eine portugiesische Expedition nach dem Reich des Cazembe (Südafrika).

Man nimmt sich in Portugal etwas mehr Zeit als bei uns mit der Herausgabe guter Bücher. Das Land ist klein, und in dem kleinen Lande die Zahl der Leser gering, und noch geringer die Zahl der Leute welche Bücher kaufen. So ist denn erst spät im Jahr 1854 der Bericht über eine höchst wichtige Expedition die von Tete nach dem Nyassi-See in das Reich des Cazembe 1831—32 gieng, gedruckt worden, und das Buch [1] erst jetzt in unsre Hände gekommen. Im Mai 1831 langte nämlich in der portugiesischen Factorei Sena am Zambesi eine Karawane von Cazembeleuten an, welche im Namen ihres Muata oder Kaisers den Gouverneur des Platzes ersuchten, weiße Kaufleute in sein Reich zu schicken, damit sich ein Handelsverkehr in das Innere ausbilden möge. Als Einfuhrartikel erbat er sich Feuerrohre, Pulver, Flintensteine, Glaswaaren, Perlschnüre, Spiegel und andre Kleinigkeiten. Als Befehlshaber der Expedition wurde der Major Monteiro erwählt, und unter ihm befehligte als zweiter Officier Gamito, der Verfasser unsres Itinerars. Die militärische Begleitung der Karawane bestand aus einem Tambour und 20 Mann, die zur Garnison von Tete am Zambesi gehörten und worunter sich nur vier Europäer befanden. Als Lastträger giengen 120 „Kaffern" (Neger) mit, während zwei Kaufleute sich ebenfalls mit 50 Sklaven anschlossen. Die Expedition brach in den ersten Junitagen von Tete auf und gieng anfangs nordnordöstlich, später nordnordwestlich. Schon nach den ersten acht Tagen wurde das Lager in Unruhe versetzt, weil die Sklaven Nachts zu entwischen drohten. Dieses Vorhaben glückte nach und nach einem nach dem andern, und das Ungemach welches daraus entsprang, beschäftigt unseren Verfasser sehr weitläufig. Das Land der Maraven am linken Ufer des Zambesi, nördlich von Tete, ist offen und ziemlich reich bewässert. Es zeigten sich nur geringe Höhenzüge, die von dichten Nebeln eingehüllt wurden, auch fiel ein feiner Regen. Die Gewässer welche man kreuzen mußte, liefen, bevor man das Gebirge Maschinga (Maxinga) überschritt, sämmtlich nach der Lin-

[1] O Muata (rex) Cazembe e os povos Maraves, Chévas, Muizas, Muembas, Lundas e outros da Africa austral pelo Major A. C. P. Gamito. Lisboa 1854.

fen, d. h. von Ost nach West, und gehörten zum System des Zambesi. Es finden sich in diesem Gebiet, so weit nominell die Gränzen Portugals reichen, immer noch einzelne Pflanzer zerstreut, die sich zum Theil mit Goldwäschereien beschäftigen. Ehemals waren die Seifen sehr ergiebig, zur Zeit aber wo die Karawane das Land durchschritt, bis zur Unbedeutendheit verarmt. Da man zur Zeit des australischen Winters die Reise begann, so konnte man sich über Hitze nicht beschweren, das Tagebuch bemerkt sogar unter dem 20 Juni, es sey nach Untergang der Sonne so kalt, wie in Portugal im Januar. Das Land war nicht nur überall fleißig angebaut, sondern sogar durch Brücken für den Verkehr gesorgt. Diese Brücken sind, wie eine Abbildung zeigt, von absonderlicher Bauart, denn sie sehen gerade so aus, wie zwei dachförmig unter einem stumpfen Winkel an einander gelehnte Kartenblätter. Da ihnen jedes Geländer fehlt und die Bambusstäbe unter jedem Schritt schwanken, so ist eine solche Passage für den Ungewöhnten eine schwindelige Arbeit. Tiefer im Lande stieß man auf reichere Goldminen und sah auch einen von den Eingebornen erbauten Hochofen für Eisen. Er hatte 40 Palmen Höhe und vollständig die Form einer Weinflasche. Der Bauch des Ofens war mit Kohlen gefüllt, im Halse stack das Erz. Sobald die Kohlen entzündet sind, werden in Löcher, die sich an der Basis des Ofens befinden, Blasebälge aus Ziegenfellen eingesetzt und mit ihnen beständig die Gluth angefacht. Um das Entweichen der Sklaven zu verhindern, hatte man dem Mambo oder Häuptling eines Gebietes angemessene Belohnung für jeden zurückgebrachten Deserteur versprochen, und zwar sollte jede Person der Karawane ergriffen werden, die nicht mit einem Erlaubnißschein angetroffen würde, und dazu wählte man Kartenblätter, die mit einem Siegel versehen wurden und von denen man zwei Muster dem Häuptling übersendete. Der Häuptling aber ließ dem Major wissen, er lasse sich nicht auf solche portugiesische Zaubermittel ein, und nahm das Abkommen nicht eher an als bis man, statt der Kartenblätter, Calicoläppchen als Marken einführte. Die Eingebornen und portugiesische Hausirer, welche das Land durchstreichen, gaben dem Verfasser übereinstimmend folgende Nachrichten von einem großen Wasser im Innern, welche genau klingen wie die Erkundigungen, die europäische Missionäre an der Ostküste über den Njassi-See einzogen: „Der Fluß Nhanja-Mucuru, d. h. der große Nhanja besitze eine ungeheure Breite. Wenn man sich in Booten einschiffe um ihn zu kreuzen, müsse man zwei Nächte auf Inseln schlafen, mit denen das Wasser übersäet sey, und erst am dritten Tag erreiche man das andere Gestade, eine Entfernung die nach meiner Rechnung nicht 9 Legoas (18 = 1°) überschreiten wird. Der Fluß besitze eine starke Strömung gegen Osten. Die meisten der Inseln sollen bewohnt seyn; die westlichen von Maraven, die östlichen von Mujaus und Anguros."

Die Maraven lieben es die Abhänge ihrer Gebirge zu bebauen und vernachlässigen die offenen, aber weit fruchtbareren Thäler, weil sie sich dort weniger sicher fühlen. Keines der vielen Gewässer, welches man auf dem Marsch kreuzte, schien schiffbar. Die Maraven sind ein höchst zahlreicher Volksstamm und könnten ihren Nachbarn gefährlich werden, wenn innere Fehden ihnen nicht jede Stärke raubten. Die politischen Würden sind erblich, doch geht die Herrschaft nicht auf die Descendenten, sondern auf die Schwestersöhne, und wenn diese fehlen, auf den Bruder des Verstorbenen über, eine Einrichtung die sich, wie wir durch Barth wissen, bei vielen Völkern im Sudan findet, die auch bei malabarischen Kasten und bei etlichen Urvölkern Amerika's sich wiederfindet, und auf den Zweifeln an der Paternität beruht. Das Oberhaupt der Maraven führt den Titel Unde, dem ein Senat aus den Aeltesten rathend zur Seite steht. Unter diesem Kaiser regieren die Mambos oder Gaugrafen, deren Vasallen oder Dorfhäuptlinge Fumos genannt werden. In jedem Dorf befindet sich ein Goma, oder eine große Trommel, deren Ton in großen Radien vernommen wird und die den Dienst einer Sturmglocke verrichtet, denn sobald sie gerührt wird, eilt alles mit den Waffen zusammen. Ihre einzigen Defensivwaffen sind ihre Schenkel, von deren Schnelligkeit sie sehr oft Gebrauch machen, sonst führen sie Azagayen (Wurfspieße), Bogen mit vergifteten Pfeilen, Handbeile und Messer. Jeder Mambo und Fumo gibt sich die größte Mühe als Hexenmeister (feiticero) sich gefürchtet zu machen, doch gibt es auch Künstler von Profession, die Gangas, welche durch allerhand Geisterspuk die Feinde ihres Clans zu vernichten versprechen. Ihre Mittel sind stets untrüglich, denn ist der Ausgang ihren Verheißungen günstig, so wird er als Verdienst ihrer Meistersprüche angesehen, ist er aber ungünstig, so erklären sie mit Gelassenheit daß irgendein Glied des Stammes heimlich ihre Vorschriften übertreten haben müsse, und diese Vorschriften bestehen in der Enthaltsamkeit von fleischlichem Umgang und von gewissen Speisen. Die Maraven glauben an eine Seelenwanderung und verehren ein höchstes unsichtbares Wesen, neben diesem aber die Muzimos, d. h. die Seelen der Abgeschiedenen, deren Gunst durch Opfer erkauft und deren Zürnen jedes allgemeine Unheil zugeschrieben wird. Die Seelen der Braven, meinen sie, schlüpfen zunächst in die Leiber der Inhamesarumbos, einer Art von Cobra-Schlangen, die Seelen der Bösen verwandeln sich in Canduës, ein fuchsartiges Thier, oder in Ticas, d. h. Schakals. Außerdem wird ein geistliches Oberhaupt oder ein Prophet unter dem Titel Chissumpe verehrt, dem selbst der Unde oder Kaiser Tribut zahlt. Der Chissumpe selbst wird als unsichtbar gedacht, allein er hat dafür einen Vertrauten, der seinen Willen verkündigt. Dieser und der Chissumpe sind im Grund dieselbe Person, denn aus dem Mund des Vertrauten kommen die Orakelsprüche welche der Unsichtbare bei wichtigen Anfragen ertheilt, und die stets so dunkel und doppelsinnig gehalten werden daß sie für jeden Ausgang passen. Der Chissumpe besitzt allein das Recht die Weihen für die kleinen Propheten zu ertheilen, und da solche Diplome für Hexenmeister hoch im Preise stehen, so erwächst daraus dem Unsichtbaren ein anständiges Einkommen. In der Ortschaft wo der Unsichtbare seinen Sitz hat, wird ihm ein Harem gehalten, und die Frauen die in seinem Besitz gedacht werden müssen, jeden Ehebruch sammt dem Verführer mit dem Tode büßen. Die privilegirten kleinen Hexenmeister oder Gangas verkaufen wiederum die Talismane der eignen Fabrication. So oft ein Marave auf Wanderschaft sich begibt, bewaffnet er sich mit einem solchen Schutzmittel, das gewöhnlich aus einem bemalten, mit Knochen und anderm gespensterhaften Hausrath gefüllten Horn besteht. Der Ganga garantirt aber nur dann die Wirksamkeit seiner Waare, wenn der Abnehmer auch sonst alle Vorschriften des Hexenmeisters erfüllt, so daß dieser jeden üblen Ausgang wieder der Nachlässigkeit des Betrogenen zuschreiben kann. Ihr Criminalproceß ist der einfachste von der Welt, nämlich durch Gottesgericht von Feuer oder Wasser. Der Beschuldigte muß mit den Füßen auf einen glühenden Spaten treten, oder mit der Zunge an einer rothen Kohle lecken, oder aus einem Kessel mit heißen Wasser eine Glasperle herausfischen. Vollzieht er die Aufgabe ohne daß Brandwunden zurückbleiben, so ist er gereinigt, im andern Falle aber überführt. Ihr Ackerbau ist ebenso einfach: sie düngen den Boden, indem sie das Gesträuch, welches ihn bedeckt, niederbrennen und in die Asche den Samen streuen. Mißernten werden gewöhnlich mit bitterer Hungersnoth

gebüßt. Was ihre Kleidung anbetrifft, so sehen sie weniger auf Anstand als auf Oekonomie. Sie gerben die Bälge von Ziegen oder Schafen weich und lassen in der Regel die Wolle daran, obgleich andre sie wieder abschaben. Wer Luxus treiben will, kauft die von Portugiesen eingeführten bunten Baumwollenzeuge aus Indien, doch dürfen allein die Mambos und Fumos Scharlachfarbe tragen. Die Männer binden sich eine Schnur als Gürtel um den Leib und ziehen dann das Fell oder Baumwollenzeug zwischen den Schenkeln hindurch, indem sie die Enden oder die Pfotenstücke des Felles um die Leibschnur wickeln. Die Damen sind noch bescheidener. Sie befestigen eine vier Finger breite Schürze vorn an dem Gürtel und zwei kleine Läppchen an den Hüften, und auch diese luftige Toilette entfernen sie, so oft sie sich gegen Ungeziefer wehren, mag sich dabei befinden wer da will. Nur einige Frauen bedecken sich den Busen mit einem Tuch, es geschieht dieß aber nur aus Eitelkeit und von den mageren Personen, denn das afrikanische Schönheitsgefühl verlangt daß die Brüste der Weiber bis zum Nabel herabfallen. In die Oberlippe wird ein Stück Elfenbein hineingegraben, so daß sie tief herabhängt und durch die Anspannung der Haut auch das Auge vergrößert wird. Beide Geschlechter tätowiren sich beständig, so daß mit den Jahren die Hautmalerei immer reicher wird. Der Bambu dient ihnen als wichtiges Material für ihre Bauten. Sie verstehen auch wasserdichte Körbe zu flechten, aus den Fasern von Bäumen Schnüren zu drehen und aus diesen Netze zu knüpfen; Thronsessel oder Quite's werden nur für die Häuptlinge mit großer Sorgfalt aus Holzblöcken geschnitzt, auch baut man Baumwolle um daraus Zeuge darzustellen, wie Segeltuch, doch ist diese Industrie von geringem Umfang. Ihre Ackerfrüchte sind der Mais und eine Art von Panicum, und aus ihren Mehlfrüchten verstehen sie Malz und aus dem Malz ein gegohrnes Getränk zu bereiten. Ihren einzigen Farbstoff liefert ihnen das Holz eines Baumes Quicio, womit sie abgetragene Kleidungsstücke schwarz färben können. Tabak wird mit großem Fleiß gepflanzt, und sowohl aus Pfeifen geraucht als geschnupft. Handwerker kennen sie nur drei: den Schmied, der zugleich die Verhüttung des Eisens versteht, den Goldschmied, der aber auch mit Kupfer arbeitet, und den Drechsler, der ihnen aus Elfenbein ihre Knöchelringe verfertigt. Hornvieh ist selten, Schweine fehlen ganz, und an Schafen wie Ziegen ist auch kein großer Reichthum, doch werden Hühner etwas häufiger angetroffen. Die wilden Thiere welche Afrika angehören, sieht man auch im Maravenland, nur fehlt die Giraffe und das Rhinoceros. Als höchster Leckerbissen wird eine Rattenart, Sana genannt, betrachtet, und selbst von den Portugiesen nicht verschmäht, ja sogar, obgleich das Thier von Natur feist ist, bisweilen gemästet. Der Charakter dieser Stämme ist der schlimmste von der Welt. Sie sind der Faulheit und dem Müßiggang ergeben, herzlose Ehemänner, weil sie ihre Frauen verkaufen oder gegen Geld ihre ehelichen Rechte abtreten, schlechte Väter, weil sie um geringfügige Dinge ihre Kinder erschlagen oder verkaufen, und schlechte Söhne, weil sie gegen ihre Eltern nicht besser verfahren als diese gegen ihre Kinder.

Unser Bericht stimmt in verschiedenen einzelnen Punkten genau mit dem was erst kürzlich Livingstone uns von den Bewohnern am linken Zambesiufer berichtet hat, überein. Die Häuptlinge erheben von durchziehenden Wanderern Transitgebühren, sie fordern auch die Hälfte jedes auf ihrem Gebiet erlegten Wildes, z. B. diejenige Hälfte eines getödteten Elephanten, welche dem Boden zugekehrt ist. Sucht der Jäger oder der Finder die Abgabe an den Häuptling zu unterschlagen, so verliert er das Ganze. Man stellt sogar den Durchreisenden Schlingen, man legt Sachen in ihren Weg, und wehe dem Unbedachtsamen der sie aufhebt! Der Eigenthümer lauert in der Nähe, wird die That als Diebstahl qualificiren und eine Geldbuße erpressen. Ebenso hat man sich vor den Frauenzimmern zu hüten, die am Wege sitzen, sie sind nur Lockspeisen, denn jeder der sich vergißt, wird unter judiciellen Formen dafür ausgeplündert. Die Hütten dieser Völker gleichen cylindrischen Schilderhäuschen, denn auf eine rohrförmige Mauer mit zwei Ausgängen wird ein geflochtenes conisches Dach zuletzt, wie ein Hut, hinaufgesetzt. Die Begräbnisse der Häuptlinge werden ganz besonders gefeiert. Ein großer Zeitraum verstreicht zwischen dem Tod und der Beerdigung. Es fehlt dann nicht an Klagegesängen, Processionen u. dgl. Eigenthümlich aber ist die Sitte daß während die Leiche noch auf den Brettern ruht, der Clan sich berechtigt hält zum Zeichen seines tiefen loyalen Schmerzes allerhand Unfug zu begehen, zu erschlagen wer sich in sein Revier wagt, oder wohl auch die Nachbarn zu überfallen und zu plündern. Unter den öffentlichen Belustigungen dieses Volkes müssen die Hexenbrände aufgeführt werden. Es geschieht nämlich in der Regel daß, wenn der Stamm von einem öffentlichen Unglück heimgesucht wird, dieses von der Priesterzunft den bösen Einflüssen irgendeiner Person, gewöhnlich eines Schutzlosen, zugeschrieben wird. Er muß sich dann durch ein Gottesgericht reinigen; dieses besteht darin daß der Verdächtige unter allerlei Ceremonien genöthigt wird ungeheure Massen eines Getränkes zu sich zu nehmen, das vom Priester aus der Rinde des Muave-Baumes gekocht wird. Der Unglückliche betheuert dabei seine Unschuld, und begehrt daß das Getränk ihn rechtfertigen möge; diese Prüfung dauert vom Morgen bis um 8 Uhr. Dann beginnt der Angeschuldigte um die Ortschaft zu laufen, und zwar so lange bis er das Genossene wieder von sich gegeben. Geschieht dieß von oben, so ist er frei, von unten, so ist er schuldig. Im ersten Falle müssen die Ankläger sich aus dem Staube machen, im andern wird der Angeklagte unter großem Jubel verbrannt. Sind nun die sittlichen Zustände dieser Völker nichts weniger als anmuthig, so darf man sich auf eine tiefe Verwilderung noch mehr gefaßt machen, da bei ihnen ein furchtbares Laster sich eingebürgert hat, nämlich das Hanfrauchen, wovon auch die Betschuana-Stämme weiter gegen Westen bereits angesteckt sind.

Am 14 Jul. betrat die Expedition das Gebiet anderer Völkerschaften, die sich bis zu den Muschinga-Gebirgen erstrecken. Man kam dort an dem äußersten portugiesischen Bar oder Platz für Goldwäscher vorüber. Das Land ist eine äußerst fruchtbare und gut bevölkerte Ebene, deren Gewässer sämmtlich gegen Westen ziehen. Begränzt wird sie im Norden vom Aurangoa oder, da es einen zweiten Fluß dieses Namens gibt, Aurangoa do Norte. Diesen Strom betrachten die Portugiesen als Gränze ihres Gebietes. Er ergießt sich bei dem jetzt in Ruinen liegenden Zumbo in den Zambesi, und hatte in seinem obern Laufe nur 3½ Palmen Tiefe, doch überschwemmt er in der nassen Jahreszeit weit und breit seine Ufer. In seinem Wasser lauern fette Panzereidechsen, die aber vor den Menschen fliehen sollen, wenigstens thun sie ihnen nichts zu leide, wahrscheinlich wie unser Bericht kritisch bemerkt, weil sie andere Nahrung in Fülle finden.

Zwei Völkerschaften, die Chevas und Tumbucas, bewohnen diese Gebiete und stehen unter Mambos und Fumos, wie ihre Nachbarn. Doch ist die Macht dieser Häuptlinge durch einen Senat der Aeltesten beschränkt, auch ist das Volk gutartig und gastlich. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Hühnern und in Hunden, die sie zu castriren und zu mästen pflegen. Ihr politischer Ruf

ist sehr vortheilhaft, denn wegen ihrer großen Zahl werden sie gefürchtet und nicht belästigt, während es ihnen nicht einfällt harmlose Nachbarn heimzusuchen. Ihre sonstigen Gebräuche gleichen denen der Maraven, mit dem Unterschied jedoch daß die bei diesen außer Uebung gekommene Wittwenbeerdigung bei ihnen noch fortbesteht. Doch geschieht diese grauenhafte Feierlichkeit nur bei Todesfällen von Häuptlingen, denen zwei, vier, oft sechs der Lieblingsfrauen in das Grab folgen müssen, neben welchen auch noch zwei Sklaven gepfählt werden, damit es dem hohen Mann im Jenseits weder an den Haremsfreuden noch an Bedienung fehlen möge. Einer solchen Beerdigung wohnte der Major Monteiro 1828 auf einer früheren Reise bei, und alle Mühe die er sich gab um die Unglücklichen zu retten, war fruchtlos. Die Chevas gelten für tapferer und streitbarer als die Maraven. Unter ihnen haben sich als Einwanderer die Tumbucas niedergelassen, ein kraftvoller, arbeitsamer Menschenschlag, der sich besonders mit Viehzucht abgibt, wie alle Neger in Polygamie lebt, und zwischen den Chevas kleine getrennte Dörfer bewohnt, die sich bei der Streitlust des Volkes öfters Fehden liefern, an denen aber der herrschende Stamm, die Chevas, nie Theil nimmt. Die Männer beider Völkerschaften tragen einen aus Bast selbst gefertigten Schurz, die Frauen gehen völlig nackt, oder befestigen an der Hüftenschnur hinten zwei und vorn ein Läppchen, welches sie gelassen im Winde spielen lassen. Jeden Vorwurf darüber nehmen sie wie eine Beleidigung auf. Gleichwohl sind diese Frauen keusch und sittsam, die Tumbucas noch mehr als die Chevas, und Ehebruch gehört zu den Seltenheiten.

Am 6 Sept. betrat man das Gebiet der Muizas (Mawiza), die aber jetzt von den Muembas und Moluanes verdrängt worden sind. Sie bewohnen die Gebiete nördlich vom Aurangoa bis zum Reich des Cazembe. Die Expedition schlug jetzt eine Richtung nach Nordwesten ein, und ihr Zug durch diese neuen Länder war mit den größten Leiden und Beschwerden verknüpft. Auf den ersten Märschen stieß man auf Hippopotamus-Jäger, welche längs den Ufern bevölkerter Gewässer dem schwerfälligen Dickhäuter genau auf die nämliche Art nachstellen, wie der schwedische Reisende Andersson am Ngami-See es beobachtete. Kennt der Jäger die Stellen wo das Flußpferd sich ans Land begibt, so zieht er in der Nähe eines Baumes eine Schnur quer über den Pfad. Die Schnur steht in Verbindung mit einem auf einem hohen Ast des Baumes schwebend aufgehangenen Wurfspieß, der herabfällt, sowie das Thier die Schnur vorwärts drängt. Der Wurfspieß ist vergiftet, und da der Schmerz der Wunde das Thier ins Wasser treibt, so kommt dort innerhalb 24 Stunden der Leichnam zum Vorschein. Die Wunde wird dann ausgeschnitten und das Fleisch ohne Furcht verzehrt. Die Zähne des Thieres werden noch immer als nutzlos weggeworfen. Die Gegend wurde immer steriler, und man begann jetzt aufwärts zu steigen, da man sich dem Gebirg Muschinga (Muringa, von Lacerda Muchingue geschrieben) näherte. Diese Kette wurde an einem westlichern Punkte gekreuzt, wie von dem Entdecker, dem Dr. Lacerda. Ueber die Höhe dieses Gebirges gibt der Bericht keinen Aufschluß, denn erstens hatte die Expedition keine Instrumente bei sich, und dann fehlte es den Unternehmern an wissenschaftlicher Bildung, um aus dem Pflanzenwuchs annähernd die Bodenerhebung zu errathen. Am 18 Sept. begann das Steigen, am 19ten überschritt man bereits den Kamm. Nur an einer einzigen Stelle mußte man eine gefährliche Felswand erklettern. Hatte man schon vorher an Hunger gelitten, waren auch schon mehrere Personen unterwegs erlegen, die Zahl der Sklaven geschmolzen, die Karawane wegen des Gepäcks zu äußerst langsamem Fortrücken und großen Zeitverlusten genöthigt worden, so steigerte sich dieses Ungemach bis zur höchsten Gefahr, bis zur Hungersnoth, als man jenseits des Gebirges über die großen Steppen (Dambos) zog, die einen unbegränzten Horizont darboten, und an wenigen Stellen nur durch Hügelketten, durch nach Westen gewendete Gewässer oder einzelne Lagunen unterbrochen wurden. Vor zwei Jahren gab es noch hin und wieder Cultur, aber seitdem sind die Bewohner dieser Gebiete, die Muizas, nach blutigen Gefechten den Muembas unterlegen, und ihre Ortschaften beraubt und entleert worden. Zwar berührte man auf dem Marsch mehrere einzelne Dörfer, aber Lebensmittel waren nur in sehr dürftigen Quantitäten und gegen enorme Forderungen zu erhalten. Alles hoffte auf eine Erlösung wenn man den Fluß Chambeze [1] erreichen würde, der 80 Braffen Breite und 5 Braffen Tiefe besitzt, und an einer Furt gekreuzt wurde. Aber außer einem faden Gericht von Süßwassermuscheln lieferte er den hungrigen Reisenden nichts, welche es nicht verschmähten ein paar Löwen aufzujagen und die Gazellenknochen, welche diese Thiere im Stich ließen, noch abzunagen. Erst als man das Gebiet des Cazembe betrat, erreichte man wieder wohlbestellte und wohlgenährte Striche, doch hatte man auch hier wieder von dem Geiz der Bewohner viel zu leiden, und erhielt einen schlimmen Begriff von dem Kaiser oder Muata des großen Reiches, als man einem Negerburschen von 16—18 Jahren begegnete, dem der Kaiser die Ohren, die Hände und das männliche Glied hatte abschneiden lassen, angeblich weil er bei einer Frau des kaiserlichen Harems in flagranti ertappt worden war. Die Strohhütten der Einwohner sind bevölkert mit allerhand stechenden Insecten, unter denen die Filzläuse sich besonders auszeichnen, da ihre Stiche im Cazembegebiet tödtlich wirken, wenn man nicht augenblicklich ein Gegengift gebraucht, das sich aber überall findet. Ein andrer Fluß, der Luena, ein stehendes Wasser, welches nur nach der Regenzeit Strömung gewinnt, wurde auf sonderbare Art überschritten; das Wasser war mit Nymphäen bedeckt, deren dichtes Wachsthum dem Fuß völligen Widerstand bot. Nur wenn man an eine dünnere Stelle trat, sank man ein, doch war es dann nur nöthig die Arme auszustrecken um sich an den Wasserpflanzen wieder aufzurichten. Bei einem solchen Sturz aber widerfuhr es einigen daß sich sogleich Blutegel, von denen das Gewässer wimmelt, an das Fleisch setzten, und die Bisse dieser Thiere mußten geduldig ertragen werden, weil man sie nicht abstreifen konnte ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Die Geschenke an den Kaiser wurden vorausgeschickt, sobald man das Cazembegebiet betrat. Man vertraute sie der Cazembe-Karawane an, in deren Begleitung man von Tete aus bisher marschirt war.

[1] So ist die Orthographie, und nicht Zambesi, wie auf unsern Karten steht, jedenfalls bedeuten beide Wörter in verschiedenen Mundarten dasselbe, nämlich den Fluß par excellence; allein es wird besser seyn, die doppelte Orthographie beizubehalten, damit das Binnengewässer (Chambeze) nicht verwechselt wird mit dem Strom der sich in das indische Meer ergießt (Zambesi). Auch sey hier bemerkt daß die Ortschaft Monro-Achinto nach Lacerda im Norden des Chambeze eingetragen worden ist. Monro-Achinto ist aber der Name eines längst verstorbenen Häuptlings (Fumo), und als sein Nachfolger herrscht jetzt über die betreffende Ortschaft, welche die Portugiesen am 15 Oct. erreichten, Messire-Chienmba.

(Schluß folgt.)

Ein Liebesabenteuer unter den Kaffern.

Man liest in Capitän A. W. Drayson's Sporting Scenes amongst the Kaffirs of South Africa folgende Liebesgeschichte. Die Heldin derselben ist eine gewisse Peschauna, eine junge Dame die sich ihrer Schönheit wegen einen weiten Ruf erworben. Sie war, als unser Reisender sie sah, die oberste Frau eines Kaffern mit Namen Inkau, und that ihre Würde und die Liebe ihres Gatten dadurch kund daß sie keine Arbeit verrichtete, und sich, wie die Landessitte es erheischte, mit Perlen und Messing schmückte. Die Perlen, welche roth, blau und weiß waren, hiengen in Schnuren um ihren Kopf, ihren Hals und ihre Handgelenke. Ihre Taille war mit einer kleinen, perlenverzierten Fransenschürze geschmückt, und um ihre Knöchel trug sie einen aus Affenhaar verfertigten Fransenring. Dieß war die ganze Kleidung Peschanna's, welche Inkau um zwanzig Kühe zu eigen erworben hatte. Seine Liebesgeschichte ist folgende: „Ich hatte, erzählte er, die Leute schon lange sagen hören daß Peschauna eine Schönheit sey, kümmerte mich aber nicht viel darum, bis ich einmal in der Nähe von ihres Vaters Kraal auf die Büffeljagd gieng. Ich blieb eine Nacht daselbst und sah sie. Ma mi, sie war muthle kaculu! (d. h. ausgezeichnet schön). Ich sprach viel mit ihr, und glaubte sie würde mich bald lieben. Ich gieng am nächsten Tage fort und schoß einen jungen Büffel. Ich wußte es einzurichten Hülfe genug zu bekommen um ihn in den Kraal zu bringen, und machte der jungen Schönen damit ein Geschenk. Ihr Vater hatte viele Kühe für sie verlangt, allein noch hatte niemand irgendwie genug geboten. Als ich dieß hörte, fürchtete ich sehr es möchte jemand sie von hinnen führen bevor ich im Stande wäre sie zu kaufen. Meine beiden Frauen, hatte ich stets gedacht, würden für mich genug gewesen seyn, und ich hatte so viele Kühe für dieselben gegeben daß mir wirklich keine zwanzig mehr geblieben waren. Ich überlegte wie ich die Sache machen könnte, und hoffte daß, wenn ich vierzehn Kühe gleich jetzt, und sieben weitere in zehn Monden bezahle, dieß ebenso viel seyn werde als zwanzig jetzt. Allein Ama Scheman, ihr Vater, gieng nicht darauf ein, und sagte mir daß ein junger Häuptling Namens Boy die zwanzig Kühe auf einmal geben wolle. Ich wurde verdrießlich darob, und bat Ama Scheman er möchte sich ein wenig gedulden. Er willigte ein, und gab mir eine Frist von vier Monaten, mit dem Bemerken, es wäre ihm lieber wenn sie meine, und nicht Boy's Umfazi (Frau) würde. Ich gieng nach Hause, und war stets hinter Elephanten her. Ich war sehr waghalsig, und wurde ein- oder zweimal nahezu von ihnen getödtet, denn mein Gewehr war nicht groß genug. Endlich tödtete ich einen großen männlichen Elephanten, und bekam acht Kühe als meinen Antheil. Ich brach rasch wieder auf um Ama Scheman zu sagen daß meine Kühe bereit seyen. Er schien keine große Freude über meine Ankunft zu empfinden, sondern sagte, er sähe lieber meine Kühe. Er war ein alter Tschingana (Schurke), und wollte sich erst überzeugen wer das schönere Vieh habe, ob Boy oder ich, da Boy nun ebenfalls zwanzig Kühe geboten wie ich selbst. Da mein Vieh das schönere, so wurde ausgemacht daß ich Peschauna als meine Umfazi nehmen solle. Als dieß im reinen war, gieng ich aus um zu versuchen ob ich für unser Hochzeitsfest einen Büffel schießen könne. Ich tödtete noch vor Sonnenaufgang ein schönes, großes Thier, und kehrte damit in den Kraal zurück. Als ich nahe kam, hörte ich Weiber und Kinder schreien. Ich rannte hinauf, und fand daß Boy alle Männer aus dem Kraal gelockt hatte, und dann mit dreien seiner Leute ruhig hineingieng, meine theure Peschauna ergriff und sie, bevor sie etwas geahnt, entführte. Ama Scheman kam heraus, und suchte sie zum Bleiben zu bewegen, allein er wurde mit einem Knotenstock auf den Kopf geschlagen, so daß er wie todt da lag. Sie waren ziemlich weit vom Kraal hinweg gelangt und außer dem Gesichtskreis als ich zurückkehrte, hatten aber nicht geglaubt daß ich so bald zurückkäme. Ich rief nach den Männern, welche schnell hereinkamen. Wir ergriffen unsere Assagaien, und ich hatte mein Gewehr. Ama Scheman erlangte seine Besinnung wieder, und wir brachen nun zu acht auf die Jagd auf. Wir liefen schnell, und hatten die vier Schurken bald im Gesicht. Als wir ihnen nahe kamen, schienen sie überrascht, und wußten nicht was sie thun sollten. Sie ließen Peschauna bald los, und liefen davon um ihr Leben zu retten. Wir erreichten sie, und ich warf mein Gewehr weg, damit ich schneller laufen könne. Sie hatten einen Fluß zu überschreiten, der tief war; sie thaten unrecht daß sie den Versuch machten hinüber zu gelangen; sie hätten auf dieser Seite kämpfen sollen. Ehe sie zur Hälfte über das Wasser hinüber gekommen, hatten wir schon zwei von ihnen mit unsern Assagaien durchbohrt. Sie sanken bald unter, und wurden eine Beute der Alligatoren. Die beiden andern kamen hinüber. Wir alle sprangen ins Wasser, und schwammen ihnen nach. Einer unserer jungen Leute, ein trefflicher Schnellläufer, rannte mir voraus, näherte sich dem Boy, und rief ihm zu, er solle nicht davon laufen wie ein Hund, sondern halten und fechten. Boy achtete nicht darauf, bis der junge Mann ganz nahe bei ihm war, worauf er plötzlich Halt machte, sich umdrehte und seine Assagaie warf, welche unsern Schnellläufer durchbohrte und tödtete. Es war Boy's letzte That, denn wie ein Leoparde stürzte ich auf ihn, und stieß ihm mit wahrer Wonne meine Assagaie ins Herz. Der andere Kaffer wurde von Ama Scheman getödtet. Wir verbargen ihre Leichname, da wir keinen Krieg mit ihrem Kraal wünschten. Wir hielten die Geschichte geheim, und erst nach einiger Zeit entdeckten sie was aus Boy und seinen Leuten geworden war. Die Hyänen und die Geyer hatten ihre Knochen bald aufgepickt."

Miscellen.

Newmarch über die Handelskrisis von 1857. Hr. Newmarch verlas in der Sitzung der Londoner statistischen Gesellschaft am 16 Febr. eine Abhandlung „über die Geschichte der Preise im Jahr 1857." Der Verfasser begann mit der Bemerkung, sein Zweck sey darauf gerichtet gewesen den Ursachen der neulichen Handelsstörung nachzuspüren — einer Störung welche größer gewesen als irgendeine frühere, und die eine auffallende Aehnlichkeit habe mit der von 1792. Eine Eigenthümlichkeit der jüngsten Krisis sey daß ihr keines jener Ereignisse vorangegangen durch welche die andern Handelskrisen des gegenwärtigen Jahrhunderts herbeigeführt worden. „Man hatte keine schlechte Ernte, sondern im Gegentheil eine sehr gute; es herrschte keine Theuerung bei den Waaren die man in Fabriken gebrauchte; die Bank hatte keinen

übermäßigen Geldabfluß; es gab keine den öffentlichen Credit störenden politischen Wirren, und doch stürzte das Gebäude scheinbarer Wohlfahrt, das man auf erborgtes Capital gebaut hatte, plötzlich in sich zusammen." Zur vollständigen Erläuterung des Gegenstandes führte Hr. Newmarch die Preise der verschiedenen Artikel an, die man zum Lebensunterhalt, so wie in Fabriken während der letzten sieben Jahren gebrauchte; auch zeigte er eine umfassende Uebersicht vor, auf welcher in tabellarischer Form die Preise verzeichnet und mit denen des Jahrs 1855, das er als Normaljahr annahm, verglichen waren. „Die Jahre 1848 und 1849 sind, sagt der Verfasser, wohlfeile Jahre gewesen, und auch das Jahr 1851 (mit welchem die Tabelle beginnt) zeichnete sich durch niedrige Preise aus. In den Jahren 1852 und 1853 fiengen die Wirkungen der Goldentdeckungen an sich bei den Preisen fühlbar zu machen, die im Jahr 1853 beträchtlich stiegen. In den Schlußmonaten des Jahrs 1853 trieb die Aussicht auf einen Krieg mit Rußland die Preise in die Höhe, und während der beiden folgenden Jahre zeigte sich eine durchgängige Neigung zum Steigen. Im Anfang des Jahres 1857 bestanden überall hohe Preise, und viele Anzeichen deuteten darauf daß sie noch höher steigen würden. Dieser Zustand der Dinge kräftigte den Handelscredit, und diejenigen welche Waaren zu verkaufen hatten, waren leichter im Stand ihr erborgtes Capital zu vermehren, und suchten es in Speculationen zu stecken; allein mit dem Eintritt des Herbstes erlitt der auf erborgtem Capital ruhende Handel plötzlich einen Stoß — zahlreiche Handlungshäuser fielen, der Credit ließ sich nicht mehr aufrecht erhalten, und das falsche Handelssystem, das fünf oder sechs Jahre lang ohne Capital zu seiner Aufrechthaltung fortgeführt worden war, fiel zusammen. Die Tabelle zeigt daß in der Mitte des letzten Jahrs ein großes Steigen in den Preisen der meisten Waaren stattgefunden hat; daß aber nach Verlauf von sieben Jahren, bei vielen Schwankungen und einer durchgängigen Neigung in die Höhe zu gehen, die Preise jetzt sogar tiefer gesunken sind als im Jahr 1851. Während des Zeitraums von sieben Jahren, in welchen diese Schwankungen vorgekommen, betrug die Masse des der Handelswelt zugeführten Goldes und Silbers 200 Millionen Pfund Sterling, d. h. eine Vermehrung von 40 Procent auf die im Jahr 1848 in der Handelswelt umlaufende Geldmasse. Die Herbeiströmung einer so großen Goldmenge hätte nun, wie zu vermuthen gewesen, eine dauernde Wirkung auf die steigenden Preise hervorbringen sollen, und doch ist dieß in Wirklichkeit nicht der Fall. Dieß, sagt der Verfasser, ist mein erster Satz. Mein zweiter ist: daß sich die Ursache der rückgängigen Bewegung der Preise, im Widerspruch mit der natürlichen Wirkung eines so großen Goldzuflusses, aus den Capital- und Creditgeschäften erklären läßt." Eine weitere Ursache der jüngsten Krisis liegt, Hrn. Newmarch zufolge, auch in der Leichtigkeit welche Abenteurern zur Fortführung ihrer Speculationen dadurch geboten war daß man ihre Wechsel so bereitwillig discontirte. Die angeführten Schwankungen im Umlauf der Banknoten, die man als eine der störenden Ursachen betrachtet hatte, trugen, wie sich aus der Vergleichung mit dem durchschnittlichen Umlauf während der eine merkwürdige Stätigkeit zeigenden letzten sieben Jahre ergab, keine Schuld an den eingetretenen Nothständen. Mit Ausschluß von Irland belief sich der Noten-Umlauf im Jahr 1851 auf 29.8 Millionen; im Jahr 1855 auf 31.7 Millionen; im Jahr 1856 auf 32.1 Millionen; von da an zeigte der Belauf keine wesentliche Veränderung. Der Discontosatz bot indeß während der sieben Jahre große Veränderungen. Im Jahr 1851 betrug der mittlere Stand desselben 2 Pfd. 15 Sh. fürs Hundert, im Jahr 1855 5 Pfd. fürs Hundert, im Jahr 1856 6 Pfd. fürs Hundert; im Januar 1857 6 Pfd. 10 Sh. fürs Hundert; im Dec. 8 Pfd. fürs Hundert. Die Ursache der letzten Handelskrisis liegt, nach Hrn. Newmarch, in diesen Schwankungen des Discontosatzes. (!) So lange Abenteurer ihre Wechsel discontiren konnten, gieng alles gut; als aber die Preise fielen, entstanden Schwierigkeiten im Ausgleichungsverfahren, und das System eines falschen Handelsverkehrs nahm sein Ende. Die lange Dauer desselben erklärt Hr. Newmarch aus den Goldentdeckungen in Australien, welche der Speculation einen so großen Anstoß gegeben, und Abenteurern die Möglichkeit verschafft hatten ihr Borgverfahren trotz dem Krieg und andern entmuthigenden Einflüssen fortzusetzen. Mit der von einigen Staatswirthschaftslehrern aufgestellten Ansicht, daß die Goldentdeckungen in Australien den Reichthum der Welt nicht vermehrt hätten, stimmt Hr. Newmarch durchaus nicht überein; denn sagt er, der Goldzufluß habe dem Unternehmungsgeist einen neuen Anstoß gegeben, die Erfindungen befördert, und Verbesserungen ins Leben gerufen durch welche der Grundstock des Reichthums sich bedeutend vermehrt habe. Was Amerika und die Ansicht betrifft daß die dortige Krisis durch einen übertriebenen Notenumlauf veranlaßt worden, so sagt der Verfasser, es gehe aus völlig zuverlässigen Documenten hervor daß die Circulation der New-Yorker Banken keine größeren Schwankungen erlitten habe als die englischer Banken, und daß die ausgegebenen Noten nur in geringem Verhältniß standen zu den Depositen und Capitalanlegungen. Was die Zukunft anlangt, so werde das Eintreffen von Gold aus Australien fortdauernd eben so vortheilhaft seyn wie bisher, und den Anbau ausgedehnter Betriebsfelder befördern, die sich eben jetzt in Indien, Rußland und andern Theilen der Welt aufthun. (Athenäum.)

*

Kröten-Anbetung. Die Sitte der Anbetung eines der niedreren Thiere, die, wenn man ernst darüber nachdenkt, so viel unerklärliches an sich zu haben scheint, war den Bewohnern der Küste von Cumana nicht unbekannt. Die Behandlung welche diese Leute den Kröten zu Theil werden ließen, mag daher als ein possierliches Beispiel dieser Art Aberglaubens hier Erwähnung finden. Ihrer Meinung nach war die Kröte „der Herr des Wassers;" sie waren deßhalb sehr mitleidig gegen sie, und fürchteten sich durch irgendeinen Zufall eine Kröte zu tödten, obgleich sie hinwiederum, wie man dieß auch bei andern Götzendienern findet, in Zeiten der Bedrängniß wenig Umstände machten sich von ihren angeblichen Gottheiten ein günstiges Gehör zu erzwingen. Sie verwahrten diese Kröten nämlich sorgfältig unter einem irdenen Gefäß, und peitschten sie mit kleinen Ruthen, wenn sie Mangel an Lebensmitteln oder keinen Regen hatten. Ein anderer bemerkenswerther Aberglaube war daß sie, wenn sie ein Wild erjagt, diesem, ehe sie es tödteten, gewöhnlich das Maul öffneten und einige Tropfen Maiswein hineinfließen ließen, damit dessen Seele, welche sie auf eine und dieselbe Linie mit der Menschenseele setzten, den übrigen der gleichen Art angehörigen Thieren Kunde gebe von der guten Behandlung welche ihm widerfahren, und diese dann auf den Gedanken bringe daß, wenn sie auch herbeikämen, ihnen die gleiche freundliche Behandlung zu Theil werde. (Helps's Spanish Conquest in America.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 12. 19 März 1858.

Schiffssignale.

(Aus Chambers's Journal.)

Seesignale werden, wie männiglich weiß, durch Flaggen verschiedener Gestalten und Farben gemacht. Sie sind vergleichsweise neuern Datums, und selbst in der englischen Marine war bis etwa zum Schluß des letzten Jahrhunderts nichts einem allgemeinen Codex ähnliches im Gebrauch. Sir Home Popham führte im Jahr 1803 in der Marine eine Art Telegraph ein, der die Grundlage aller spätern gewesen ist. Er beruhte auf dem Zahlen-Princip, indem er je eine besondere Flagge anwandte um jede der zehn Zahlzeichen 0, 1, 2 . . . . 9 darzustellen, so daß durch Verbindungen dieser Flaggen irgend welche Zahl bis zu 9999 ausgedrückt werden konnte. Die Buchstaben des Alphabets, nebst den bei Seemittheilungen gebräuchlichsten Worten und Sätzen, wurden dann in einem Signalbuch alphabetisch geordnet, und jeder Buchstabe, jedes Wort und jeder Satz hatte eine ihm zugeeignete besondere Zahl. Mittelst dieses Telegraphs richtete Nelson an seine Flotte in Trafalgar die wohl bekannten Worte:

253	269	863	261	471	958	220	370	4	21	19	24
England	expects	that	every	man	will	do	his	d	u	t	y
England	erwartet	daß	jeder	Mann	werde	thun	seine	Pfl	i	ch	t

Die Unbequemlichkeit und der beschränkte Spielraum der Zahlenmethode führte im Jahr 1839 zur Aufgebung dieses Systems in der brittischen Marine, und zur Ersetzung desselben durch die sechsundzwanzig Buchstaben des Alphabets. Diejenigen unserer Leser welche mit dem was die Mathematiker die „Lehre von den Veränderungen" nennen unbekannt sind, werden die Behauptung daß man mit sechsundzwanzig die Buchstaben des Alphabets darstellenden Flaggen mehr als 16,000 abgesonderte Signale machen könne, ohne mehr als drei Flaggen auf Einmal aufzuhissen, kaum zu begreifen vermögen. Im J. 1855 setzte das Handelsamt (board of trade) einen Ausschuß nieder, zusammengesetzt aus Officieren und andern mit der königlichen und der Handelsmarine in Verbindung stehenden Männern, dessen Aufgabe dahin lautete: „einen Plan für einen zur See zu gebrauchenden Signal-Codex aufzustellen und Bericht darüber zu erstatten." In dem von diesem Ausschuß ersonnenen Signalcodex werden achtzehn Flaggen gebraucht, alle mittelst ihrer Gestalt und Farbe leicht unterscheidbar von einander, und jede Flagge ist so beschaffen daß sie einen der achtzehn Consonanten des englischen Alphabets darstellt. Die Buchstaben — man mißachte das nicht — werden nicht als Buchstaben um Töne darzustellen, sondern als Zeichen gebraucht, an die sich willkürliche Deutungen heften. Sehen wir nun wie viele besondere Zeichen sich mit diesen achtzehn Flaggen machen lassen. Beginnen wir mit Signalen zweier Flaggen, da einzelne Zeichen nicht gerechnet werden. Das Flaggenpaar B und C wird zwei Signale bilden, die, je nachdem B oder C oben stehen, diesen oder jenen Sinn haben; derselbe Fall ist es mit dem Paar B und D. Wenn man daher die Veränderungen auf alle möglichen Paare ausdehnt, so wird jeder der den Versuch machen will, finden daß nicht weniger als 306 Veränderungen oder gesonderte Signale gemacht werden können. Auf gleiche Weise bekommen wir beim gleichzeitigen Aufhissen dreier Flaggen 4896 verschiedene Veränderungen; beim gleichzeitigen Aufhissen von vier Flaggen beläuft sich die Zahl der Veränderungen auf 73,440. Wäre es geeignet fünf Flaggen auf einmal zu gebrauchen, so würden wir nicht weniger als 1,028,160 Veränderungen erhalten: allein da man es zweckmäßig fand daß ein Signal in Einer Aufhissung, mit den Flaggen allen in einer Reihe, eine über der andern, gemacht werde, so ist der Gebrauch von mehr als vier Flaggen für Ein Signal ernsten Bedenken ausgesetzt, und gerade darin daß dieß bei den Zahlensystemen eine Nothwendigkeit war, lag einer ihrer Hauptmängel. Wenn man also die Gruppirung der Flaggen, oder der Buchstaben welche durch sie ausgedrückt werden sollen, auf die Aufhissung von zwei, drei oder vier beschränkt, so beträgt die Gesammtzahl der zu Gebot stehenden Signale 78,642. Ein großer Theil dieser Signale erheischt, wenn sie auf das Telegraphiren angewendet werden sollen, die amtlichen Zahlen der die Handelsmarine Großbritanniens bildenden Schiffe. Die gegenwärtige Anzahl registrirter Schiffe beträgt etwa 35,000; man hat jedoch die mögliche Vermehrung und den Abgang von Schiffen im Auge behalten, und darum eine Reihe von 50,000 Zahlen festgesetzt, jede mit ihrem eigenen Signal. Diese Signale für Zahlen bestehen alle aus vier Zeichen; sie haben einen distinctiven Charakter, den man ihnen dadurch gibt daß man zum obersten Symbol bei der Aufhissung stets eine viereckige Flagge gemacht hat. In der Handelsmarine-Liste, welche den Namen und die Zahl jedes regi-

strirten Schiffs enthält, ist neben der amtlichen Zahl auch das ihm zugehörige Signal von vier Buchstaben, entsprechend den vier Flaggen, angegeben, wobei die Zahlen der Reihe nach, die einzelnen Buchstaben aber alphabetisch geordnet sind, so daß man sowohl die Zahl als die sie bezeichnenden Buchstaben leicht findet. Auf diese Weise läßt sich, „wenn auch die ganze Handelsflotte Großbritanniens nebeneinander vor Anker liegt, und jedes Schiff seine Zahl gleichzeitig bemerklich macht, jedes einzelne durch die sein besonderes Signal bildenden vier unterscheidenden Flaggen erkennen." Nachdem man zur Signalisirung jedem Schiff seine eigene Zahl gegeben, so bleiben nach diesem System für allgemeine Gegenstände noch mehr als 20,000 besondere Signale übrig. In dem „Handels-Signalcodex für den Gebrauch aller Nationen," der von dem oben erwähnten Ausschuß entworfen und mit Erlaubniß des Handelsamts veröffentlicht worden ist, sind diese Gegenstände classificirt, und jedes Wort oder jeder Satz hat sein eigenes Symbol oder seine eigene Gruppe vorgesetzter Buchstaben. Die scharfsinnigen Anordnungen, wodurch Einfachheit im Act des Signalisirens und Leichtigkeit in der Beziehung und Auslegung gesichert sind, könnten nicht verständlich gemacht werden wenn der Leser nicht das Buch in seiner Hand hätte. Ein Charakterzug dieses Systems verdient jedoch noch einer besondern Bemerkung, der nämlich daß es darauf berechnet ist international zu seyn. Da die den Flaggen entsprechenden Buchstaben nicht zur Buchstabirung von Wörtern gebraucht werden, sondern Dinge bedeuten, so ist ihr Sinn der gleiche, mögen sie nun von einem französischen oder einem englischen Schiff entfaltet werden; im französischen Signalbuch ist die Bedeutung der Symbole natürlicherweise in französischer Sprache ausgedrückt.

Skizzen aus dem socialen Leben in den Vereinigten Staaten.

9. Die Armen.

Ein Hauptleiden der alten Welt ist die große Zahl der Besitzlosen und Armen, und namentlich England ist mit einer außerordentlich großen Zahl von Dürftigen gesegnet. Wer aber Gelegenheit hatte die Armuth in Europa zu studieren, den schlesischen Leinweber, den Bewohner des sächsischen Erzgebirges, den Fischer an der schwedischen Küste zu beobachten, in seiner Hütte aufzusuchen, der hat noch immer keinen Begriff von wirklicher Armuth. Ein Tag in New-York zeigt ihm mehr menschliches Elend als ein ganzes Menschenleben ihm in Europa zeigen würde. Ein Heer von 70,000 Armen wohnt eng zusammengepfercht in dem großen Handels-Emporium der neuen Welt. Siebzigtausend Menschen, Glieder aller Nationen, aller Hautschattirungen wohnen zu 30 und 60 in dumpfen Kellern, schmutzigen engen Stuben. Reinlichkeit, Anstandsgefühl, Sittlichkeit, Religion und Tugend sind bis auf die letzte Spur aus diesem entsetzlichen Winkel New-Yorks verbannt. Neger fröhnen ihrer thierischen Wollust an halb erwachsenen weißen Mädchen, Väter leben in Unzucht mit ihren Töchtern, Söhne mit ihren Müttern, und Brüder mit ihren Schwestern. Ein Blick in diese Hölle ist wahrhaft entsetzlich. Es fehlt an allem, an Wasser, Luft, Kleidung, Betten, und der Besucher hat nicht nur das vollendetste Bild menschlichen Elends vor sich, sondern auch die höchste Potenz von Schmutz, Laster und entsetzlicher Verworfenheit. Hunger, Säuferwahnsinn, Cholera und pestartige Krankheiten aller Nüancen sind die einzigen treuen Gefährten welche die Darbenden in ihren Höhlen aufsuchen. Kein Sonnenstrahl, kein erquickender Trunk, keine freundliche Menschenhand, kein Wort des Trostes, kein Hoffnungsschimmer dringt bis in dieses letzte Refugium des Elends. Wen das Schicksal nach Firepoints geschleudert hat, den setzt kein Charon in seinem Nachen zurück in die menschliche Gesellschaft.

Zwar steuert die reichere Classe New-Yorks jährlich bedeutende Summen bei, um wenigstens das Leben dieser Unglücklichen zu fristen — aber diese Summen reichen auch nur eben aus, um den Hungertod nicht zur täglichen Erscheinung werden zu lassen. Hätten wir eine Regierung, so würde diese dem ganzen Elend dadurch ein Ende machen können, daß sie alle die Unglücklichen nach dem Westen schickte, wo sie in wenig Tagen Unterkommen, Arbeit und reichen Lohn finden würden. In Frankreich und Deutschland geschieht dergleichen, und den Armen ist geholfen; hier sind die Armen aber Souveräne, und einen Souverän darf man nicht wegschicken und zur Arbeit zwingen.

In den weniger volkreichen Städten ist zwar die Armuth nicht so groß wie in New-York, aber dennoch tritt sie uns mit allen ihren Schattenseiten ernst genug entgegen, und wir vermissen hier so gänzlich die Barmherzigkeit und milde Theilnahme welche die wohlhabenden Stände Europa's den Armen gegenüber an den Tag legen. Kalt und gefühllos, wie der Amerikaner ist, nur auf Geldgewinn denkend, kümmert ihn das Leiden anderer nichts. „Let them work, who gives them a right to be poor" — das sind die gewöhnlichen Antworten die man hier erhält, wenn man das Loos der Armen bespricht. Natürlich gibt es auch unzählige Amerikaner welche mit Rath und That bereit sind, dem Elend abzuhelfen, wo es ihnen entgegentritt, aber die Unterstützung einzelner wo so viele der Unterstützung bedürfen, ist unzureichend, und was ich durch die vorhergegangenen Bemerkungen habe hervorheben wollen, — der Staat, die Regierung hat keine Macht etwas zu thun, und dieß ist der einzige Grund der Armuth in einem Lande, wo Arbeit so sehr gesucht ist, und Millionen Menschen Arbeit finden würden, wenn sie heute nach dem Westen Amerika's zögen oder geschickt würden.

Daß die weibliche Classe der Armen schlimmer daran ist als die männliche, ist wiederum eine betrübende Thatsache, weil die erste, unausbleibliche Folge der Armuth — das Laster ist. Die Prostitution hier zu Lande hat einen Höhepunkt erreicht, von dem man sich in Europa keinen Begriff macht. Wie wäre es aber auch möglich daß die Mädchen armer Eltern hier zu Lande tugendhaft blieben? Ohne Unterricht zu genießen, von Jugend auf im Laster

erzogen, täglich Zeugen des Lasters, treten sie in Fabriken ein, sobald sie groß genug sind täglich einige Cents zu verdienen. Wer wird Optimist genug seyn zu glauben daß diese Mädchen tugendhaft bleiben?

Wir sehen auch in Europa, überhaupt in allen Ländern der Welt Prostituirte, aber sie erscheinen uns im öffentlichen Leben nicht in der Abscheulichkeit ihres Lasters. Hier aber tritt das Laster in seiner ganzen Nacktheit unverhohlen ans Licht — schaudererregend und viehisch! Die Dirnen sind ja frei, wovor sollen sie sich geniren? Wer hindert sie sich öffentlich unanständig zu betragen und ihrem Erwerb nachzugehen? Niemand — denn wir haben keine Regierung.

Daß aber diese unglücklichen Wesen auch noch Gegenstand der Speculation sind, und zwar der niedrigsten Speculation, zeigt recht deutlich wohin die ungezügelte Freiheit führt. Die Speculation, von der ich hier rede, ist in allen großen Städten eingeführt und wird folgend betrieben. Ein Großhändler mit Männerhemden, Kleidungsstücken u. s. w. macht bekannt daß er Nätherinnen sucht. Die Mädchen finden sich zu Hunderten ein und bitten um Arbeit. Der Speculant gibt jedem Mädchen Zeug zu Kleidungsstücken mit nach Hause, läßt sich aber fünf Dollars als Sicherheit zahlen daß sie auch das Zeug wieder bringen werde. Mit diesen fünf Dollars nun hat der Speculant das Mädchen gekauft. Es ist ihr einziger und letzter Sparpfennig, den sie nicht fahren lassen kann, und in diesem Bewußtseyn drückt der Speculant von Woche zu Woche den Lohn für die Näharbeiten herab. Er macht Abzüge für kleine Flecken oder Fehler in der Arbeit, und ist sicher in kurzer Zeit die eingelegten fünf Dollars einzustreichen. Das Mädchen muß dieser grausamen Erpressung schweigend zusehen. Murrt sie, so verliert sie ihre Arbeit, klagen kann sie nicht, und wenn sie auch wirklich klagen könnte, wo würde sie Recht bekommen? Sie hat mit ihrem freien Willen den Contract geschlossen — sie ist nicht gezwungen oder überredet worden Verpflichtungen einzugehen, also muß sie ihren Contract halten. Die fünf Dollars sind eingebüßt, durch unausgesetztes Arbeiten bei Tag und bei Nacht ist ihre Gesundheit untergraben, Hunger und Kälte treiben sie zum äußersten, das Laster winkt mit seidenen Kleidern und schön meublirten Zimmern — und sie ist unrettbar verloren. Es gibt derartige Handlungshäuser in den großen Städten, die jährlich mehrere hundert Mädchen der Prostitution in die Arme werfen. Leider befinden sich hierunter eine große Zahl deutscher Mädchen, die in der Hoffnung ihr Loos zu verbessern ihre Heimath verließen, um in Amerika den Kelch des Elends völlig auszuleeren.

10. Der Handel.

Der Amerikaner brüstet sich mit zwei Dingen, „dem Unabhängigkeitskriege und dem Handel." Da wir nur die gegenwärtigen Zustände Amerika's in diesen Skizzen besprechen, so müssen wir es ununtersucht lassen, ob jener Krieg wirklich so glorreich geführt wurde, wie man uns so gern vorerzählt. Wie es mit dem Handel aussieht, lernen wir aus dem Bericht des Secretärs der Finanzen.

Ich habe vor mir: „A report from the register of the Treasury of the Commerce and Navigation of the United-States for the year ending June 30. 1853."

Es dürfte nicht uninteressant seyn, aus diesem Werke einige Auszüge zu machen, zumal da es nicht nur als ziemlich genau und richtig anerkannt ist, sondern auch einen schlagenden Beweis für die Unrichtigkeit (?) der allgemein verbreiteten Ansicht gibt, daß der Handel der Ver. Staaten ein blühender sey.

Die Ver. Staaten führten aus vom 1 Julius 1852 bis zum 30 Jun. 1853 Lebensmittel und Waaren verschiedener Art für die Summe von 213,417,697 Dollars.

	Dollars.
Hievon bezog England mit seinen Colonien	135,821,112
Frankreich	25,556,659
Spanien	11,226,570
Portugal	369,757
Oesterreich	2,062,484
Rußland	2,313,175
Die Hansestädte	7,409,315
Schweden und Norwegen	864,557
Dänemark	996,384

Der Rest ist auf Asien, Afrika, Südamerika, die Türkei u. s. w. vertheilt.

Die ausgeführten Artikel sind namentlich:

	Dollars.
Felle und Pelze	796,101
Rindfleisch	2,184,640
Butter und Käse	862,343
Schweinefleisch	5,339,971
Pferde und Maulesel	246,731
Schafe	17,808
Wolle	26,567
Weizen	4,354,403
Mehl	14,783,394
Mais	1,374,077
Maismehl	709,974
Kartoffeln	152,569
Aepfel	107,283
Reis	1,657,658
Baumwolle	109,456,404
Tabak	11,319,319
Zucker (brauner)	33,854
Wachs	113,602
Raffinirter Zucker	375,780
Spiritus	141,173
Bier	133,979
Meubels	714,556
Kutschen und Wägen	184,497
Hüte	91,261
Sattlerarbeit	48,229
Talgkerzen und Seife	681,362
Verarbeiteter Tabak	1,671,500
Leder und Stiefeln	673,708
Salz	119,729
Eisen	181,998
Gußeisen	2,097,234
Baumwollenwaaren	8,766,894

In demselben Jahre führten die Vereinigten Staaten von fremden Häfen ein für 267,978,647 Dollars.

Die Einfuhr betrug also 54,560,950 Dollars mehr als die Ausfuhr. Unter den Einfuhrartikeln wollen wir folgende hervorheben:

	Dollars.
Thee	8,186,217
Kaffee	15,525,954
Gemälde und Statuen (von am. Künstlern)	36,712
Gartensämereien	194,096
Bücher	11,671
Physikalische Instrumente	9,139
Gemälde, Kupferstiche, Bilder	17,260
Tücher (Kasimirs u. s. w.)	11,071,906
Merino-Shawls	1,402,582
Decken	1,455,659
Strümpfe	1,047,686
Gewebte Zeuge	9,796,387
Baumwollenwaaren	20,000,000
Sammet	0,422,578
Baumwollene Unterzeuge und ungenannte Fabricate	7,516,000
Seide (22,470,911 Stück)	8,676,167
Flachswaaren	4,500,000
Hanfwaaren	3,200,000
Hüte	1,638,928
Eisenwaaren	30,225,026
Kupfer	2,000,000
Zinn	5,602,078
Blei	1,618,058
Epaulettes	12,835
Juwelen	542,677
Gemmen, Diamanten und Schmuck	62,239
Uhren und Uhrwerke	3,214,364
Knöpfe	800,000
Quartflaschen	116,697
Fensterglas (16,259,428 Quadratfuß)	482,733
Papier	4,416,000
Leder, verarbeitet und roh	3,315,623
Porcellan	3,178,182
Felle und Pelze, verarbeitet	1,733,510
Quecksilber	17,459
Rohe Häute	5,919,391
Wolle, verarbeitet	2,669,718
Wein	2,995,431
Brandy	3,251,408
Molasses	3,684,888
Brauner Zucker	14,639,763
Puderzucker	294,700
Raffinirter Zucker	53,310
Candy	5,172
Indigo	1,282,367
Chinin (8374 Pfund)	203,274
Cigarren	3,311,935
Salz	1,059,432
Lumpen (22,766,001 Pfund)	982,837
Weizenmehl	974,736

Von diesen Artikeln hatten eingeführt:

England mit seinen Colonien für	143,219,478
Rußland	1,278,501
Hansestädte	13,843,455
Holland	2,549,619
Belgien	2,732,168
Frankreich	33,525,999
Spanien	26,030,326
China	10,573,710
Brasilien.	14,817,961

Wir haben in obigem gesehen daß Amerika eine Menge Artikel einführt, die es selbst erzeugen könnte wenn die Industrie auf gesunder Basis ruhte. Glaswaaren, Eisenwaaren, Blei, Salz, Pelze, Leder und tausend andere Gegenstände sollten billigerweise ihren Weg von hier nach Europa, und nicht von Europa nach Amerika finden. Die unerschöpflichsten Erzlager, reiche Kohlenlager, unermeßliche Wälder, schiffbare Flüsse stehen den Fabrikanten zur Disposition — aber Sachkenntniß und Solidität fehlen, und deßwegen werden die reichen Schätze, mit welchen die Natur dieß Land beschenkt hat, nicht ausgebeutet. Wo aber einmal eine Compagnie eine reiche Erzgrube eröffnet, wie z. B. die Kupfergruben am Lake Superior, da wird augenblicklich ein solcher Schwindel und Humbug getrieben, daß selbst jene Kupfergruben die auf Erden nicht ihres Gleichen finden, falliren müssen.

Ob aber ein Handel, der jährlich 50 Millionen Dollars baares Geld aus dem Lande führt, ein Beweis des blühenden Zustandes unserer Verhältnisse ist, muß ich mir denn doch erlauben sehr zu bezweifeln.[1] Der große Mangel an baarem Geld hat offenbar nur in dem krankhaften Zustande seinen Grund, in dem sich der Handel befindet, und da der Luxus außerordentlich im Zunehmen begriffen ist, und die Einfuhr von Seide und Weiberputz z. B. im verflossenen Jahre über 20 Millionen betrug, so ist wenig Hoffnung daß sich unsere Bilanz in der nächsten Zukunft wesentlich ändern werde.

Für den Bildungsgrad der Amerikaner und den Sinn für die schönen Künste ist es gewiß bezeichnend, daß wir nur für 48,000 Doll. Bücher und Kunstwerke einführen, und das enorme Quantum von 8374 Pfd. Chinin spricht deutlich genug für die Bildungsstufe unserer Aerzte. Dieses sonst nützliche Heilmittel wird hier mit Rhabarber und Quecksilber vermischt in Dosen eingegeben, von denen man in der alten Welt nichts weiß. Die Aerzte behaupten zwar man könne hier mehr vertragen als in Europa, es scheinen aber die Patienten doch bisweilen anderer Ansicht zu seyn, sonst würden sie wohl nicht so zahlreich ins Jenseits wandern.

Die dermalige Geldkrisis, oder, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, der beispiellose Bankerott, wird natürlich auf unsern Handel wieder sehr störend einwirken. In einer New-Yorker Zeitung, die ich eben durchgesehen habe, wird die Möglichkeit, daß die 500 Millionen Dollars welche englische Capitalisten

[1] Wir müssen uns verwahren, als ob wir solche national-ökonomische Grundsätze im Entferntesten theilen könnten. D. Red.

hier angelegt haben, verloren seyn dürften, mit einer Gleichgültigkeit besprochen, welche die Gränzen des Naiven doch weit überschreitet. Wird aber die Möglichkeit erst besprochen, so wird die Gewißheit auch nicht lange auf sich warten lassen, und wir werden der Welt ein schönes Beispiel geben von den Segnungen republikanischer Institutionen.

Das beste Mittel um müßigen Köpfen ihre republikanischen Gelüste zu vertreiben, wäre das, sie auf einige Wochen nach New-York zu senden. Sie würden ihre Heimath als gute Unterthanen wieder betreten und sich wahrscheinlich für gründlich geheilt erklären.

Friedrich Hornemann und seine Verdienste um die afrikanische Geographie.

Friedrich Hornemann war der Sohn eines Geistlichen in Hildesheim; geboren 1766 in einem hildesheimischen Städtchen Alfeld, siedelte er in den ersten Lebensjahren nach Hildesheim über. Seine Jugendbildung empfieng er dort auf dem Gymnasium Andreanum, welches er bis 1785 besuchte. Ein Jugendfreund Hornemanns, der erst kürzlich verstarb, erzählte mit besonderer Freude von seinem Spielkameraden, wie derselbe einen unbändigen Hang besessen durch Berg und Wald zu schweifen, wie ihn jede freie Stunde in das nahe Gebirge zog, wie keiner gleich ihm mit den unscheinbarsten Pfaden vertraut war; wenig war ihm an Begleitung von Kameraden gelegen, sie haben ihn nur gestört; schon als Tertianer erzählte er seinen lauschenden Mitschülern Wundermärchen von fremden, schönern Ländern, von seltsamen Menschen und ungeheuerlichen Thieren, die auch er bald sehen wolle. Einst trat er zu seiner Mutter und Schwester, lud sie ein ihn in seiner neu erbauten Behausung zu besuchen, und führte sie in eine nach Sitte nordamerikanischer Indianer von ihm selbst aufgeführte Hütte, wo er sie auch auf indische Weise bewirthete. Es zeigte sich schon im Knaben, was im reifern Manne fast zur Leidenschaft ward.

Auf der Universität Göttingen widmete er sich mit großem Eifer den Sprachstudien und den Naturwissenschaften; er war ein Lieblingsschüler Blumenbachs.

Im J. 1788 ward in London die „Afrikanische Gesellschaft“ gegründet, sie sammelte zunächst was über das Innere Afrika's bereits bekannt war; die Mittheilungen welche jene Gesellschaft 1790—1792 herausgab, übten auf Hornemann den entscheidenden Einfluß; obgleich die Gesellschaft nichts bieten konnte, nur die unentbehrlichsten Reisekosten zu tragen im Stande war, entschloß sich doch Hornemann ihr seine Dienste anzubieten. Die ersten unglücklichen Resultate der Gesellschaft konnten ihn in seinem Plane nicht schwankend machen; der Nordamerikaner Ledyard, welcher vom obern Nil nach Sudan vordringen wollte, starb zu Cairo; Lucas ward durch zu große Schwierigkeiten schon beim Beginn seiner Reise von deren weiterer Fortsetzung abgeschreckt; Houghton, der Vorläufer Park's, büßte gleichfalls seine Wagniß mit dem Leben; ehe Mungo Park seine Entdeckungen hatte veröffentlichen können, verließ Hornemann Göttingen, begab sich im Anfang des Jahres 1797 nach London, wo die „Afrikanische Gesellschaft“ die angebotenen Dienste mit Freuden annahm. Einige Monate hielt er sich in London auf, specielle Instructionen von der Gesellschaft entgegennehmend, und anderweitig sich auf sein Unternehmen vorbereitend; im Julius gieng er nach Paris, wo die Kunde von seinem Wagnisse ihm die freundlichste Aufnahme bereitete; Lalande stellte ihn dem National-Institut als den Mann vor, von welchem Länder- und Völkerkunde ansehnliche Beiträge zu erwarten hätten. Von allen Bekanntschaften jedoch die Hornemann in Paris machte, war ihm keine so schätzbar als die eines türkischen Kaufmanns, der mit Tunis und Tripolis in Handelsverbindung stand. Dieser suchte Hornemann zu überzeugen daß der einzige Weg in das Innere Afrika's für einen Christen über Tripolis und Fezzan sey; da aber die Route über Cairo bestimmt war, so gab ihm der Kaufmann ein dringendes Empfehlungsschreiben an einen angesehenen Bewohner Cairo's mit; mit diesem Schreiben und Briefen von Lalande und Thullis reiste Hornemann Anfangs September von Paris ab, und schiffte sich von Marseille aus nach Alexandrien ein. Schweifende feindlich gesinnte Araberhorden verhinderten ihn die in der Nähe der Stadt befindlichen Alterthümer näher zu untersuchen; er begab sich alsbald nach Rosette, und setzte dann ohne Aufenthalt seine Reise nach Cairo fort.

Die Winke welche von der „Afrikanischen Gesellschaft“ gegeben waren, Cairo als einen vortrefflichen Vorbereitungsort nicht zu früh zu verlassen, verbunden mit einer Reihe ungeahnter Hindernisse, verlängerten den Aufenthalt in dieser Stadt bis zu zehn Monaten. Währenddem landete Napoleon in Aegypten, und Hornemann befürchtete daß die Feinde der Engländer seiner Reise Hindernisse in den Weg legen würden, hielt deßhalb seinen Plan geheim. Doch Berthollet und Monge nahmen sich seiner an, führten ihn bei Napoleon ein, der ihn nicht allein unter seinen ausdrücklichen Schutz stellte, ihm jede Förderung versprach, namentlich sichere Beförderung der Hornemannischen Briefe befahl.

Hornemanns Plan war sich als mohammedanischer Kaufmann einer Karawane anzuschließen; selbst die Begleiter sollten seinen eigentlichen Zweck nicht kennen, was um so schwieriger war, da er doch mit seinen astronomischen Instrumenten Beobachtungen anzustellen hatte; nicht überflüssig war es, wenn er den englischen Consul zu Tripolis bat, sich niemals bei fezzanischen Kaufleuten nach ihm zu erkundigen, der Argwohn derselben könne sein Tod werden.

Eine nicht hoch genug zu schätzende Unterstützung fand Hornemann an einem deutschen Diener, der vor einer Reihe Jahren gezwungen war die mohammedanische Religion anzunehmen, Arabisch und Türkisch vollkommen gewandt sprach, und auch schon das Innere des Landes besucht hatte.

Am 5 September verließ Hornemann Cairo; er reiste mit der Karawane, die jährlich von Mecca über Cairo und Fezzan in das westliche Afrika wandert. Schon in den ersten Tagen ward die Karawane durch Beduinenschwärme geängstigt; am vierten Tage

betrat man die Wüste, durchwanderte dieselbe über Mogara und Biljoradel, und gelangte am 9ten zu einem Gebirge, auf dessen Höhe sich ein Salzlager von unabsehbarer Länge und bedeutender Breite erstreckte; erst am eilften Tage sah Hornemann im Dorfe Ummesogeir wieder Menschen; auf dem Wüstenwege hatte man namentlich viel von dem groben Kieselsande zu leiden, mit welchem der Boden bedeckt war, der, durch heftigen Nordwind aufgewirbelt, schmerzhafter auf den Körper wirkte als bei uns ein tüchtiger Schloßenschauer Große Massen von versteinertem Holz fallen dem Reisenden in der Wüste auf.

Nach der Rast von einigen Tagen, welche Hornemann benutzte sich mit Sitten, Geschichte und Sagen des Dörfchens bekannt zu machen, setzte die Karawane ihren Weg nach Siwah fort; ein längerer Aufenthalt daselbst machte es unserm Reisenden möglich, nähere Nachrichten über Stadt und Staat Siwah, die physische Beschaffenheit desselben, Bewohner, Regierungsform und Sprache zu sammeln; auch die Alterthümer im Siwaher Gebiete, die Ruinen Ummebeda, die Katakomben untersuchte er so genau, als es ihm die nothwendige Vorsicht gestattete. Dennoch erregte er dadurch solchen Verdacht daß die Karawane, als sie am 29 Sept. Siwah verließ, von Siwahern verfolgt ward, welche Hornemanns Tod verlangten, da er Christ sey; diese Vermuthung war dadurch gestärkt daß der Diener den französischen Paß gezeigt hatte. Hornemanns Bekanntschaft mit dem Koran, seine Fertigkeit Arabisch zu schreiben, die Kenntnisse seines Dieners wandten die drohende Gefahr ab; leider aber verlor er bei dieser Gelegenheit das Tagebuch seiner Reise von Cairo nach Schiatha, wo die beschriebene Begegnung stattfand.

Der Weg führte von hier ab durch eine mit vielen Sandhügeln bedeckte Wüste, in der sich der Theil der Karawane, bei welcher sich Hornemann befand, verirrte; keine Strecke war angreifender und ermüdender als dieser Marsch nach dem Gebiete von Augila. Hier setzte abermals ein längerer Aufenthalt den Reisenden in den Stand das Gebiet von Augila, dessen Städte und Bewohner näher zu erforschen; von Augila ab ward ein Mann vorangeschickt, welcher die Wasserplätze bis zu den Gränzen des Königreichs Fezzan untersuchen sollte; erst als dessen Bericht günstig lautete, machte sich am 27 October die Karawane wieder auf. Während der ersten Tage war der Weg besonders beschwerlich; durchaus kein Wasser, nicht ein Grashalm für die Kamele; am dritten Tage zeigten sich Hügel, der Anfang der Morai-je-Kette, deren Ausläufer einer überschritten ward; bis zum siebenten Tage blieb die Gegend gleich trostlos, da konnte zum erstenmal wieder das Lager unter grünen Bäumen aufgeschlagen werden; folgenden Tages erblickte man das sagenreiche Gebirge Harutsch. Die Wißbegierde trieb Hornemann seine Gefährten zu verlassen, um einen vorspringenden Berg zu ersteigen; das anstehende Gestein hielt er für Basalt; als er sich wieder der Karawane anschließen wollte, war diese nicht mehr zu sehen, und erst nach langem vergeblichen Suchen konnte er sie wieder finden. Fünf Tage lang zog man durch traurige, flache Thäler, in denen die Erscheinung eines grünen Baumes ein Ereigniß war; dann gelangte man durch eine weite Ebene zu einem niedrigen Kalkgebirge, dem „weißen Harutsch;" von ihm wie vom schwarzen Harutsch lieferte Hornemann eine Beschreibung; der 16te Tag nach der Abreise von Augila führte die Reisenden nach Temissa. Dort erfuhr man daß die Karawane glücklich einer großen Gefahr entgangen sey; räuberische Araberhorden hatten die Absicht gehabt sie zu plündern, ihr langes Ausbleiben jedoch hatte den Glauben hervorgerufen, die Einnahme Cairo's durch die Franzosen habe den Abgang der Karawane verhindert, und die Räuber hatten sich zu andern Unternehmungen gewandt.

Am 17 November zog die Karawane in Fezzans Hauptstadt, Murzuk, ein. Von hier sandte Hornemann seinen ersten Bericht an die „Afrikanische Gesellschaft," in welchem er außer einer Schilderung seiner Reise werthvolle Nachrichten über Fezzan, dessen Bewohner, Gränzen, Handelsverhältnisse mittheilte.

Von Murzuk aus wollte Hornemann nach Tripolis gehen, dort seine Papiere ordnen und nach England schicken; doch ward die Ausführung dieses seines Planes hinausgeschoben, da er nebst seinem Diener von einem in Murzuk grassirenden endemischen Fieber ergriffen ward, dem letzterer unterlag. Langsam durchreiste Hornemann nach wiederhergestellter Gesundheit die Länder zwischen Murzuk und Tripolis, überall forschend, beachtend und sammelnd. Einen längern Aufenthalt in Tripolis benutzte er, um die gründlichsten Erkundigungen über das Innere Afrika's von Kaufleuten und Pilgern einzuziehen und sich die Freundschaft des Pascha zu erwerben. Dieser, mit Hornemanns Plänen bekannt geworden, gab ihm einen türkischen Namen und in offener Audienz ein dringendes Empfehlungsschreiben, worin er jeden Gläubigen aufforderte, Hornemann als seinen Diener frei reisen zu lassen. Dieser trat am 1 Dec. 1799 seine Rückreise nach Murzuk an; er führte zwei Kamele mit sich, deren eines mit allerhand kleinen Waaren beladen war; seine Reisebibliothek bestand aus dem Koran und andern heiligen Büchern.

Am 20 Januar 1800 kam er in Murzuk wieder an; er machte die Bekanntschaft eines Scheriffs von Bornu, die ihm für die Fortsetzung der Reise von großer Bedeutung seyn konnte, und in dessen Begleitung er nach Bornu zu reisen gedachte. Den unfreiwilligen Aufenthalt in Murzuk benutzte er dazu, die Nachrichten welche er in Tripolis und Murzuk von verständigen Pilgern und Kaufleuten erhalten, der „Afrikanischen Gesellschaft" zu übersenden; von dort her gelangten zwei Briefe über die Nation der Tibbo, über die Tuariks, über Timbuctu, Sudan, Bornu, Darfur nach Europa; ein dritter, enthaltend Bemerkungen über die Lustseuche jener Gegenden, gieng verloren.

Am 7 April trat Hornemann freudigen Muthes, gesunden und kräftigen Körpers seine Reise nach Bornu an, der erste Europäer, der nach dieser Richtung in Afrika vordrang; er beabsichtigte in Bornu bis September zu bleiben, und dann mit der regelmäßig um diese Zeit abgehenden großen Karawane nach Sudan zu reisen. Sein letzter Brief datirt vom 6 April; man hörte nichts wieder von ihm.

Der bekannte Geograph, Major Rennell, bearbeitete die Hornemann'schen Berichte und veröffentlichte geographische Erläuterungen des Reiselaufes. Das von Hornemann über die Sprache der Siwaher Mitgetheilte veranlaßte W. Marsden, Secretär der Admiralität, diesen Theil des Berichtes einer nähern Besprechung zu unterziehen.

Bilder aus Brasilien.

Ein Ausflug nach der Provinz Minas-Geraes.

Meine Losung war „nach Norden;“ nicht nach den Schnee- und Eisgefilden aber stand mein Sinn, nein, nach dem sonnigen, lachenden, brasilianischen Norden.

Uns auf der nördlichen Seite des Aequators wird es schwer unter dieser Himmelsgegend eine Region der ewig blühenden Pflanzenwelt zu verstehen, und ich konnte mich nur schwer mit der Idee versöhnen, daß mein Weg jetzt aus dem kühlern Süden nach dem wärmern Norden Brasiliens führte. Zu Lande kostet diese Reise mehrere Monate mühevoller Strapazen, über Berge und Hügel, durch dichte Wälder und Gebüsche, über weite „Camros“ und breite Ströme, ehe man die Brasilien von Venezuela trennende Serra Pacaranua erreicht. Ich habe von keinem Reisenden vernommen, der je diesen Pfad eingeschlagen hätte. Eschwege, Rodriguez, Ferreira, Natterer, Mawe, Prinz Maximilian, Spix und v. Martius, St. Hilaire, Langsdorf, Pohl, Burchell, Gartner, Lieutenant Strain, die Castelnau'sche Expedition und Wallace, haben große Strecken Brasiliens durchwandert, Mawe, Smyth, Edwards, Herndon, Gibbon und Wallace (der kühnste Forscher) haben den Amazonenstrom untersucht; Lieutenant Page gebührt die Ehre der ersten wissenschaftlichen Erforschung des La-Plata und einiger seiner Nebenströme. Doch kann man sagen daß der größere Theil jenes ungeheuren Kaiserreichs bis jetzt nur von dem Fuße des wilden Indianers, oder äußerst selten von abenteuerlichen portugiesischen Handelsleuten betreten worden ist. Schon die einfachen Entfernungen sind kaum deutlich zu machen; welche ungeheuren Schwierigkeiten des Eindringens muß aber erst ein solcher unermeßlicher Ländercomplex bieten, dessen Bevölkerung nur spärlich verstreut, und in welchem oft außer den Pfaden in der Nähe der Ansiedelungen und den durch einen Tapir gebildeten Wegen keine andern Straßen existiren! In gerader Linie gemessen, übersteigt die Distanz zwischen den obern Gewässern des Parima im Norden und der äußersten Südküste, Logoa Mirim, in der Provinz Rio Grande do Sul, diejenige zwischen Boston und Liverpool. Es ist weiter von Pernambuco aus nach der Westgränze, die Brasilien und Peru scheidet, als die Entfernung in directer Richtung zwischen London über den Continent und Aegypten. Brasilien ist weder vollkommen erforscht noch vermessen worden, weßhalb sich der Flächeninhalt nicht genau angeben läßt; doch die im Diccionario Geographico Brazileiro enthaltenen, 1845 vorgenommenen und zuverlässigsten Schätzungen ergeben ein Gesammtareal von 3,004,460 engl. Quadrat-Meilen. Die Vereinigten Staaten umfassen nach den jüngsten Messungen ein Ländergebiet von 2,936,166 Q. M. Flächeninhalt, mithin übersteigt der Brasiliens dasselbe um 68,294 Q. M. Die Größe des europäischen Rußlands beträgt 2,142,504 Q. M., die des übrigen Europa's 1,687,626. Diese Angaben dürften eine annähernde Vorstellung der Ausdehnung des südamerikanischen Kaiserreichs gewähren.

Die gewöhnliche Straße nach der fruchtbaren Provinz Minas-Geraes geht über Petropolis, und der Reisende sollte dort nicht versäumen einen kleinen Umweg zur Aufsuchung eines der schönsten Wasserfälle Brasiliens zu machen. Er befindet sich in einem der durch die Serra da Estrella gebildeten Thäler, und führt den Namen des Itamarity-Falls, was in der Sprache der Guarani so viel als strahlende Felsen bedeutet; die Steinmassen gewähren hier nämlich einen blendenden Anblick, und ihre Außenflächen sind durch das Wasser spiegelglatt gewaschen. Die Cascade besteht eigentlich aus drei verschiedenen Fällen, und wird durch einen Fluß gebildet, dessen Größe, ausgenommen nach starken Regen, ziemlich unbedeutend ist. Guirlanden von Schmarotzerpflanzen umschlingen die alten Bäume mit ihren Aesten, und grünende Schlingpflanzen hängen von den höchsten Zweigen bis auf den Boden herab. Die Strömung hat die Ufer ausgewaschen und die daran stehenden Bäume entwurzelt, so daß sie in wilder Unordnung quer über dem Flußbett liegen, und hie und da sind ungeheure Steinmassen durch die Kraft des Wassers abgebröckelt und heruntergestürzt.

Der Weg von Petropolis nach Barbacena ist außerordentlich malerisch, bisweilen windet er sich an Bergabhängen in die Höhe, und gewährt prächtige Umblicke auf unten befindliche Ebenen oder Thäler mit lieblichen Stromsceenerien. Lange Züge von Mauleseln passiren beständig die Straße nach Estrella; trotz häufiger bewohnter Flecken erinnern jedoch fortwährend Schwärme wilder Papagaien und die lärmenden Stimmen von Affen an die wilde Natur dieser Gegenden. Unweit Petropolis steht ein berühmter wilder Feigenbaum, dessen Krone einen Umfang von 480 Fuß hat, und unter deren Schatten zu Mittag Raum für mehrere tausend Menschen seyn soll. In der Nähe befindet sich auch eine Allee von der bekannten brasilianischen Fichte (Araucaria Brasiliana). Weiter im Innern bemerkte ich häufig Jacarandenbäume vom dunkelsten Braun bis zum schönsten Violett; letztere Art habe ich nördlich vom Aequator, außer in ganz kleinen Exemplaren, nie erblickt. Zum Handel wird der Jacarandenbaum umgehauen, seiner Zweige beraubt, und so nach irgend einem Hafen geflötzt. Das Holz ist bekanntlich von großer Härte und Dauerhaftigkeit, und unter anderm zu Zahnrädern trefflich zu benutzen. Die Vereinigten Staaten kaufen von diesem Baum jährlich für etwa 80,000 Dollars aus brasilianischen Häfen.

Bei meiner fernern Reise durch die Provinz Minas-Geraes berührte ich eine der schönsten Plantagen, und kann ich nicht umhin mich über meinen Aufenthalt daselbst etwas ausführlicher auszusprechen. Zwölf Meilen vom Parahibuna, einem Nebenflusse des Parahiba, entfernt, lenkten wir von der Hauptstraße ab, und erblickten nach Durchreiten einer Strecke dichten Waldes die große Plantage von Soldade, deren Besitzer Senhor Commendador Silva Pinta hieß. Der Weg zum Wohnhause wurde durch eine Palmenallee gebildet, und um die einzelnen Stämme wanden sich wundervolle Bignonien (venusta), die ihre Schlingen über die gefiederten Palmblätter zogen und auf diese Weise ein herrliches Gemisch von Blüthen und Blättern gewährten. Von den im Viereck errichteten Gebäuden, die zusammen einen Acker an Grund und Boden bedeckten, bildeten zwei Seiten die Wohnhäuser des Commendador und seiner Familie, während die beiden andern von den Zuckersiedereien und den Sklavenhütten eingenommen wurden. Durch ein großes Thor traten wir in den Hofraum, und erblickten den ehrwürdigen Pflanzer lesend auf der Verandah sitzend. Sobald er uns aber gewahrte, legte er sein Buch weg, kam herab und bewillkommnete uns auf das herzlichste. Die gütige Aufnahme mochten

wir wohl besonders dem bei unserer Gesellschaft befindlichen Dr. Ildefonso Gomez verdanken, welcher von allen Gebildeten seiner trefflichen Kenntnisse als Naturforscher halber und als wahrer Biedermann geschätzt wurde. Auf des Commendadors Befehl wiesen die Diener uns Zimmer an, brachten heißen Kaffee, warme Bäder, worauf man uns, die größte Wohlthat für ermüdete Reisende, allein ließ.

Von der Verandah aus genossen wir einer herrlichen Culturscene. In der Nähe standen 150 Bienenstöcke, dann erhoben sich sanft ansteigende Hügel, auf denen weidende Heerden in Menge zu sehen waren; die Thäler waren mit Zucker- und Baumwollenfeldern bedeckt, und weiter in der Ferne erblickte man große Anpflanzungen von indischem Korn. Der Orangenbaum übertraf an Ausdehnung alles was mir bis dahin vorgekommen; in eben solcher Fülle wuchsen süße Limonien. Die Bezeichnung süß scheint mit der Frucht in Widerspruch zu stehen, allein Dr. Gomez erklärte daß diese Art mit der gewöhnlichen säuerlich schmeckenden nahe verwandt sey, und durch eine Krankheit der Frucht sich diese süße Gattung erzeugt habe, die dann durch Pfropfen cultivirt wurde. Der Geschmack der süßen Limonie ist zwar nicht so angenehm, doch ist sie sehr durstlöschend, und die Brasilianer in Rio consumiren bedeutende Mengen.

Bei S. Romao, einem kleinen Orte an dem obern Rio de S. Francisco, ist diese Species wild anzutreffen, und das Vieh frißt dieselben mit solcher Vorliebe, daß ihr Fleisch förmlich diesen Geruch annimmt.

Von all den erwähnten Producten dieser Pflanzung wird nichts zu Markte geschafft, sondern dient nur zur Unterhaltung der Sklaven, deren der Commendador früher 700 besaß. Sie werden zur Cultur des Kaffees gehalten (denn dieß ist das eigentliche Kaffeeland), der allein für den Besitzer Gewinn einträgt. Unser Wirth zählte noch mehrere Plantagen zu seinem Eigenthum, doch die von Soldade war die bedeutendste und umfaßte ein Areal von 64 engl. Quadratmeilen.

Zum Mittagessen verfügten wir uns in einen großen Speisesaal. Der Commendador saß am obern Ende der Tafel, dann folgten auf Bänken die Gäste und Familien-Mitglieder, am untern Theile saßen die Aufseher u. s. w. Eine angenehme Unterhaltung wurde während des langen Mahls gepflogen, und am Schluß erschienen drei Diener, einer mit einem massiv silbernen Becken von anderthalb Fuß im Durchmesser, der zweite brachte einen Krug von demselben Metalle mit warmem Wasser, und der letzte Handtücher. Die neu angekommenen Gäste wurden auf diese Weise, statt mit Waschbecken bedient, die man, außer in der Hauptstadt, selten zu sehen bekommt. Im Laufe der Unterhaltung erzählte uns der Commendador daß er jetzt eigene Musiker habe, doch sprach er sehr bescheiden davon, willigte aber gern in unsere Bitte, sie uns hören zu lassen. Am Abend hörten wir denn auch das Stimmen von Violinen, Flöten, kurze Strophen auf verschiedenen Hörnern, Posaunenklang, kurz alle Vorbereitungen zu einer musikalischen Aufführung. Ich begab mich in das Zimmer aus welchem die Töne kamen, und erblickte dort fünfzehn schwarze Musiker, eine regelmäßige Bande, einer saß vor einer Orgel, und eine Anzahl junger Neger hatte auf Ständen gedruckte oder geschriebene Notenblätter vor sich. Ein respectabler farbiger Gentleman war der Director. Drei Striche mit dem Violinbogen geboten Stillschweigen, worauf mit bewunderungswürdiger Präcision verschiedene Ouverturen zu unserer größten Ueberraschung vorgetragen wurden. Unsere Erwartungen wurden aber gänzlich übertroffen, als man eine lateinische Messe aufführte, wo kleine Burschen von 12 bis 16 Jahren von ihren Noten vollkommen geläufig absangen. Zum Abendessen hörten wir mehrere Tänze und Märsche, u. a. „Lafayette's Grand March," und am andern Morgen um drei Uhr zu Ehren der Gäste die „Brazileiro," ein Nationallied.

Ehe wir von Soldade Abschied nahmen, versorgte uns der gastfreie Besitzer mit Pferden zu einem Streifzuge über die ungeheure Plantage. Ein Theil der Gesellschaft hatte sich mit Gewehren versehen in der Hoffnung, Wild anzutreffen. Wir ritten über die als Weideplätze benutzten Hügel, die mit den Wohnungen von Termiten oder weißen Ameisen förmlich bedeckt waren. Diese bewunderungswürdigen Banten und ihre merkwürdigen Bewohner bieten dem Naturforscher stets ein großes Interesse. Die Hügel sind von conischer Gestalt, haben aber weder eine breite Basis noch laufen sie spitz zu, wie diejenigen der Termiten in Afrika. Die Sonnenstrahlen bewirken daß sie außerordentlich hart werden und ohne Zweifel sehr dauerhaft sind. Die Sklaven stürzen manchmal solche Wohnungen um, erweitern den Eingang und benutzen sie dann als Backöfen für indisches Korn. Auf meinem Ritte über Soldade bemerkte ich eine Anzahl großer Geier, die bei nasser Witterung eine Zuflucht in solchen von den Ameisen verlassenen Bauten suchen.

Diese Insecten wohnen aber nicht immer in solchen säulenartigen Gebäuden von 3 bis 6 Fuß Höhe, sondern ich habe in manchen Theilen Brasiliens den Boden auf 100 Fuß im Umfange zu einem einzigen Neste weißer Ameisen aufgewühlt gesehen. Auch sollen sie Baumaterial auf Bäume schleppen und auf den höchsten Zweigen ihre Nester errichten. In den Städten richten sie häufig viel Schaden an, aus welchem Grunde die brasilianischen Damen ihre schönen Kleider in Zinnkisten aufbewahren. Jeder der eine Bibliothek besitzt, muß die Bücher häufig durchsehen, ob keine Ameisen hineingerathen sind. Meine erste Bekanntschaft machte ich mit ihnen in dem Hause eines Consuls, wo in einem unten gelegenen Zimmer eine Kiste mit meinen Büchern stand. Eines Morgens meldete man mir daß die Ameisen hineingedrungen seyen, und beim Umwenden der Kiste sah ich auf dem Boden ein kleines schwarzes Loch, aus welchem die gallertartig aussehenden Thiere eilig herausliefen, da sie in ihrer Beschäftigung gestört waren. Beim Oeffnen fand ich das harte Holz und mehrere Bücher durchfressen.

Wir verließen nun Soldade und unsern gütigen Wirth und wendeten uns nach Barbacena, auf Straßen die mit Fuhrwerken befahren werden können. Die einzigen Wagen welche wir sahen, waren aber sehr roh gebaut und die Räder drehten sich nicht um ihre Achsen, sondern Räder und Achsen bewegten sich zusammen, was nicht die schönste Musik machte.

Die Provinz Minas-Geraes ist eine der wichtigsten des brasilianischen Reichs, wenn man den Reichthum an mineralischen und vegetabilischen Producten, sowie die ungeheuren Viehheerden welche man dort antrifft, berücksichtigt. Sie zählt 800,000 Bewohner auf 150,000 engl. Quadratmeilen, hat aber viele noch völlig im Urzustande befindliche Wälder, in denen indianische Stämme hausen

und der Jaguar ungestört umherschweift. Daneben fehlt es aber nicht an vorzüglich cultivirten Strecken, und der Boden ist fruchtbar und für den Anbau der werthvollsten Producte geeignet. Das Klima ist mild und gesund. Alles dieß hat aber der Provinz nicht ihre Berühmtheit gegeben, sondern allein der unerschöpfliche Reichthum an Mineralien, woher auch der Name rührt. Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisenminen trifft man hier, und Edelsteine werden ebenfalls in Menge gefunden. Mehrere der werthvollsten Goldminen in der Nähe von Ouro Preto werden seit zwanzig Jahren von einer englischen Gesellschaft bearbeitet, die einen bedeutenden Gewinn daraus zieht, aber durch Einführung der vortheilhaftesten Minirmethoden und überhaupt durch ihre Thätigkeit dem ganzen Land einen Trieb nach Industrie verliehen hat. Diese Gesellschaft hält fortwährend eine große Anzahl Bergleute aus Cornwall, und hat bei der Hauptmine ein ordentliches englisches Dorf angelegt.

Die Agricultur dieser Provinz ist ebenfalls sehr ersprießlich. Zucker, Kaffee, Tabak, Baumwolle, indisches Korn werden reichlich geerntet. Auf den Campinas oder Hochprairien weiden große Heerden Rindvieh und Schafe. Aus der Milch der Kühe wird eine Art schöner Käse unter dem Namen „Queijo de Minas" bekannt, bereitet, von welchem große Quantitäten nach Rio und von da aus nach den übrigen Küstenstädten als sehr beliebte Speise verschickt werden. Ein Haupthandelsartikel ist jedoch der Kaffee, wie schon weiter oben bemerkt. Nichts gewährt einen schönern Anblick als eine Kaffeeplantage in voller Blüthe. Die schneeigen Knospen springen plötzlich auf, und während der Dauer einer Nacht scheinen die ungeheuren Felder ihr grünes Kleid mit einem prächtigen weißen Mantel vertauscht zu haben. Leider währt dieß schöne Bild nicht lange, denn die Schneeblüthen mit ihrem herrlichen Dufte verschwinden innerhalb 24 Stunden.

In der Provinz Minas-Geraes geschieht die Versendung der Kaffeesäcke zu den Marktplätzen im allgemeinen auf Maulthieren, welche Transportart aber sehr mühsam ist, und durch den Mangel an guten Verkehrswegen verursacht wird. Zwar sind bedeutende Summen zur Anlegung guter Straßen verwendet worden, doch kann bis jetzt noch keine Tonne Waare auf Rädern befördert werden. Der Weg von der Hauptstadt Ouro Preto nach Rio de Janeiro, eine Entfernung von etwa 200 engl. Meilen, kann nur mit Mauleseln oder Pferden zurückgelegt werden und erfordert gewöhnlich eine Zeit von vierzehn Tagen. Wenn die vielbesprochene Dampfschifffahrt auf dem Rio Doce und Rio de S. Francisco zur Ausführung käme, so würde dieß für die Provinz von hoher Wichtigkeit seyn. Der San Francisco ist der größte Strom welcher zwischen dem Maranham und dem La Plata in das atlantische Meer fällt. Von der Mündung des Rio das Velhas bis zu den Fällen von Paulo Affonso (wenige Leguas östlich von Joazeira), eine Entfernung von 700 engl. Meilen, sind seine Gewässer zur Schifffahrt geeignet, doch dürfte die geringe Zahl der an seinen Ufern lebenden Bewohner das Unternehmen zu keinem ergiebigen Resultate gelangen lassen. Die Fälle von Paulo Affonso werden von den Besuchern als ein großartiger Katarakt geschildert und die emporsteigenden Wasserdämpfe sind von weitem sichtbar. Die Gewässer werden erst in der Nähe der Mündung in den Ocean wieder ruhiger, auf den letzten 57 Meilen stürzt der Fluß aber mit großer Heftigkeit über Schnellen und kleinere Gefälle und bietet somit für Schiffe ein unüberwindliches Hinderniß. Auf andere Weise ließ sich dieß freilich umgehen. Von Pernambuco und Bahia aus sind Eisenbahnen nach Joazeira projectirt, und von letzterem Punkte aus kann, wie bemerkt, die Schifffahrt nicht nur auf dem Hauptstrom, sondern auch auf den Nebenflüssen ins Werk gesetzt werden. Dann würde die Wichtigkeit dieser Provinz sich natürlich noch beträchtlich vergrößern.

Das obere Innthal und das Engadin.

In Bludenz stehen dem Wanderer zwei Wege offen, um über das Hochgebirg nach Tirol zu gelangen; gegen Süden der Weg durch die Thalschlucht des Montafun, gegen Osten die Kunststraße über den Arlberg, welche von Kaiser Joseph neu angelegt und seitdem vielfach verbessert wurde. Aus den dunkeln Bergen des Montafun wälzte sich die fanatisirte Schaar hervor, die zur Zeit der bayerischen Occupation in dem Kloster von St. Peter die Bevollmächtigten hinschlachtete, welche die Uebergabe vollbringen sollten. Bis auf den heutigen Tag hegen die Umwohnenden einige Scheu vor den unbändigen Bergleuten, welche sie vielleicht mit Unrecht bezichtigen daß sie die Geschicklichkeit haben aufzufinden was nicht verloren war. Wir vertrauten uns dießmal dem Stellwagen an, welcher die Tagfahrt zwischen Bregenz und Landeck vermittelt.

In seichtem Ansteigen geht es ins Klosterthal mit seinen romanischen Ortsnamen und deutschen Einwohnern; die Felsberge rücken näher zusammen, der Boden ist minder ergiebig und wechselt zwischen kümmerlichen Getreidefeldern und Waldstrecken ab. In der Post zu Dalas beim Pferdewechsel wird das Mittagsmahl eingenommen, dessen Hauptbestandtheil, ein schwärzlicher Birkhahn, einen herben Wildduft verbreitete. Um Stubben am Fuße des Passes sind die schroffen Abhänge mit Alprosengestrüpp überwuchert, zwischen welchem einzelne Krummholzföhren mit ihren phantastisch gewundenen Aesten und Wurzeln hinkriechen. An den Bergwänden dehnen sich die Schneeflecke immer weiter aus, umblüht von blauen Soldanellen, Gletscherweinkraut und weißem Hahnenfuß; ein Gewitterschauer mit eisigem Hagel jagte hinter uns gegen den Sattel hinan, während das Land draußen im Sonnenschein glänzte.

Von dem Dörfchen Arlsberg jenseits der Paßhöhe geht es in vielen Windungen abwärts nach dem Stanzerthal, das von der Rosanna durchströmt wird, und in seinen Bergformen einen ernsten, düstern Charakter zeigt. Unzählige Kugelspuren an den weißgetünchten Häusern von Pians zeugen von heftigen Kämpfen in diesen Gegenden. Zu welcher Zeit selbe stattgefunden, war von dem wortkargen Volk nicht zu erfahren. Immer dichter aufsteigende Nebel, welche sich bald in Regenströmen auflösten, umhüllten die schönen Bergformen um Landeck, das mit seiner hohen Veste den

Vorstädten Perfuchs und Angedein dem wilden, schon ansehnlichen Strom einen reizenden Anblick darbietet, der uns aber erst am folgenden Morgen bei der Abfahrt zu Theil wurde. Von hier zweigt sich die große Straße nach „Sprucky" ab, wie die Innstadt in diesem Theil Tirols genannt wird; wir aber wandten uns flußaufwärts, dem Gebirg zu. Anhaltende Regengüsse hatten die Wege zum Theil durch Schuttgerölle zerstört; auch die Wasser des Inn und der Wildbäche hatten in dem ziemlich breiten Thalgrunde übel gehaust, wovon tiefe Lücken die in die Matten gerissen waren, und häufige Sandlager auf ihrem frischen Grün zeugten. Als die Pontlatzbrücke, deren Uebergang in frühern und spätern französischen Kriegen so viel Blut gekostet hatte, passirt war, führte die Straße durch mehrere große Flecken und Dörfer, mit weitläufigen massiven Gebäuden, deren flache Schieferdächer große Steinblöcke beschwerten, in deren Mitte sich uralte Kirchen und Herrenhäuser erhoben. Der Ladiser-Berg mit seinen Burgtrümmern, Dörfern und Badeanstalten schob sich zur Rechten weit an den Fluß vor, überragt von den Schneespitzen des Paznaun, aus welchem ein Saumweg herüberführt. Auf der andern Seite zeigte sich der Gebatschferner mit seinen Eismassen im Hintergrunde des Kammerthals. Heilkräftige Wasser sprudeln an verschiedenen Stellen in der Nähe der Straße, nach welchen das Gespann des Stellwagens eifrig hinstrebte.

Von Arlberg an trifft man nur romanische Ortsnamen mit deutschredenden Bewohnern, von denen der Thalgrund fleißig angebaut wird; auch Obstbäume zeigen sich in üppigem Wuchse, und die ganze Gegend trägt einen mildern Charakter als in dem Stanzerthal, obgleich auch dort unmittelbar unter Pians die Maispflanzungen beginnen. Mehrere Mißjahre, vielleicht auch die häufigen Ueberschwemmungen, verursachten die massenhaften Auswanderungen aus diesen Landstrichen nach Chili, wo leider die grausamste Enttäuschung der hoffnungsfreudigen Uebersiedler wartete, und so manchen in ein frühes Grab stürzte.

Hinter Pfunds, wo das Thal sich zur Schlucht verengt, steigt die neue Straßenanlage von Finstermünz in sanftgeschwungenen Linien an der nordwestlichen Seite an; eine der schönsten Bergstraßen unserer Zeit führt sie hoch über dem alten Passe, welcher sich durch die malerische Klause dicht am Flusse drängte, nach der neuerbauten Veste, und gewährt einen herrlichen Anblick des mannichfach zerklüfteten Gebirges, in das der wilde Sohn der Berge sich eingebettet hat. Diese Veste ist an den Ausgangsdefileen gelegen, und tief in die Felswände hineingebaut; sie wird durch die Minenanlagen unter der Straße nicht wenig verstärkt, und wehrt jedem Einbruch aus wälschen Landen, der von dieser Seite, der einzig zugänglichen, drohen könnte.

Unfern von Nauders, das auf einer Hochebene frei und kahl sich ausbreitet, liegen die kleinen Seen, aus welchen die Etsch entspringt, der die Straße nach Wälschtirol folgt. Unser Weg lag seitab dem Inn zu, den wir auf dem Bergwägelchen zu erreichen strebten. Ein schmales Joch, das Nauders von dem tiefen Thale scheidet, muß überschritten werden; auf dem holprigen Wege kein geringes Unternehmen, obgleich drei Räder des leichten Fuhrwerks gesperrt waren, und der Pfad in Windungen abwärts führte, rutschte das arme Pferd oft auf den Hinterfüßen über die ausgewaschenen Felsplatten, die seinen Hufen keinen Anhalt boten. So geht es mehr als tausend Fuß tief hinab, wo im Grunde Martinsbruck mit alten Befestigungen den Eingang des Engadin bewacht, über welches die Firnen des Fetschlol und Saimnaun ernst und kalt herausschauen. Der schmale Weg, der aller Pflege entbehrt, führt fortan an der Sonnenseite des von Westen nach Osten geöffneten Thalgrundes fort. Die Ortschaften liegen alle auf dieser Seite ziemlich entfernt auseinander und sind von Ackerstückchen und Baumland umgeben. Die Bauart der Häuser gleicht der in Tirol, nur sind sie noch geräumiger, castellartig mit Schutzwehren gegen Lawinen und Erdrutschen umgeben. Die schmalen Fensteröffnungen gleichen Schießscharten, und über dem Eingangsbogen sieht man häufig Wappenschilder eingefügt oder angemalt, worunter das mailändische sich bemerklich macht. Unter dem Erdgeschosse liegen weite, gewölbte Räume zum Ueberwintern des Viehes, und darüber gewöhnlich die Futtervorräthe und Magazine der Spediteure. Außer der Viehzucht treibt in diesem Hochthale jeder dieses Geschäft, das wohl nicht selten in Schmuggelhandel ausartet; wenigstens begegneten wir unfern der Zollstätte bei hellem Tageslicht einer Bande von mehr als zwanzig Personen beiderlei Geschlechts, welche, ihre Lasten auf dem Kopfe tragend, rasch an uns vorüberschritt. S'sind Vintschgauer, meinte unser Wagenlenker aus Nauders mit verächtlichem Achselzucken.

Diese sind ihres halbwälschen Wesens wegen bei ihren deutschen Nachbarn nicht im besten Ansehen. Alte Leute sprechen noch da und dort romanisch, während im untern Engadin sich nur selten jemand findet der deutsch versteht, meistens sind es die Männer, welche auf ihren Wanderungen als Maurer und Zuckerbäcker die Sprache erlernt haben. Auch haben sich manche aus den deutschen Gemeinden im Prätigau und Davos unter ihnen niedergelassen, denn der Engadiner findet keine Lust an irgend einem Handwerk, wenn es nicht in die Zuckerbäckerei oder das Maurergewerbe einschlägt; alle sonstigen Bedürfnisse werden von Fremden beschafft. Auffallend ist das Aeußere der meist großen finstern Gestalten in ihrer dunkeln Kleidung, mit dem gemessenen protestantischen Wesen, aus welchem südliche Gluth wie unterdrückt hervorblitzt. In Sitten und Gebräuchen hat sich besonders in dem untern Theile des Landes, der mit der Außenwelt nur mittelst einiger kaum zugänglichen Bergpfade verkehrt, manches erhalten was mit altkeltischem Wesen verwandt ist. Dem Teufel weihen sie eine Art von Cultus, der sich besonders bei der Todtenfeier hervorthut, wozu sämmtliche Verwandte sich um die Leiche schaaren, Tage und Nächte lang um dieselbe mit abgewandtem Gesichte sitzen, und ihre lauten Klagen mit Aufzählung aller Tugenden des Verstorbenen und Verwünschungen des Teufels mischen.

Während der südliche Thalhang mehr als tausend Fuß hoch hinauf angebaut ist, zieht sich der nördliche mit seinen finstern Nadelwäldern in starrer Unbewohntheit am Flusse hin, dessen Lauf vielfach durch Felsblöcke gehemmt wird. Mit einbrechender Dunkelheit wurde das Fortkommen auf dem unwegsamen Pfade immer beschwerlicher, und nur die Hoffnung auf ein gastliches Nachtlager in dem Flecken Schuols konnte die Mühsal etwas versüßen. Aber auch diese Erwartung sollte schmerzlich getäuscht werden, als beim Eintritt in den Ort nirgendmehr ein Lichtschimmer leuchtete, und dem Pochen an das nächste Gasthaus nur wildes Hundegebell antwortete. Eine Gasse weiter fand sich ein zweites, wo wenigstens

aus ein paar Fenstern noch ein matter Schein durch die Scheiben fiel. Aber hier wurden wir noch rauher abgewiesen durch lautes Fluchen und Schmähen seines Besitzers, der die Anmaßung ihn zu so später Stunde — es war 9 Uhr — von seinem Schoppen aufzustören, nicht grob genug rügen zu können meinte.

Was nun beginnen? Unser armes Rößlein war so abgetrieben und unser Fuhrmann so wegemüde, wir selber so durchrüttelt, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Irgend eine mitleidige Seele, vielleicht der Nachtwächter, sprach uns endlich im Dunkel an, und wies uns nach der Postablage, wo noch eine Gesellschaft beisammensitze, unter der sich auch der Landammann, Eigenthümer eines Gasthauses, befinde. Als wir der sehr erstaunten geschlossenen Gesellschaft in ihrem etwas beengten Local unser Anliegen vorbrachten, erhob sich sogleich ein junger Mann und geleitete uns nach dem ersten Ziele unserer Wünsche, von dem das Hundegebell uns vertrieben hatte. Eine dumpfe obere Stube mit mindestens fünf Bettstellen, in welche man durch gewölbte Gänge und über breite Steintreppen gelangte, wurde uns von dem freundlichen Führer zur Nachtruhe angewiesen, die wir nach der Labung mit einer Tasse Kaffee, die er uns brachte, auch alsbald fanden. Als der Morgen hell durch die Doppelfenster hereinschien, welche das ganze Jahr hindurch der frischen Luft den Zutritt wehren, sahen wir nicht ohne Grausen die Spinnweben über den Lagerstätten, die Staubhülle welche das einfache, zum Theil uralte Geräthe überzog, die zweifelhafte Reinheit des Weißzeugs, des der Bürste harrenden Fußbodens. Das alles hatten wir in unserer Uebermüdung, in der Freude der endlichen Unterkunft beim spärlichen Scheine eines Talglichtes übersehen und um so besser geschlafen. Der untere Theil des Hauses, den der eigentliche Landammann — die Würde seines Sohnes war eine anticipirte — bewohnte, war behaglicher und sauber gehalten.

Schuols, das mehrere Heilquellen besitzt, theils salzhaltige, theils Säuerlinge, die aber nur zum Trinken benützt werden, liegt beinahe Tarasp gegenüber, dessen Bäder vielfach besucht sind. Auf einem Felshügel erhebt sich das Schloß von Tarasp, das bis zum J. 1815 im Besitz der Grafen Dietrichstein und bewohnt war, jetzt seinem Verfall entgegengeht. Dieß ist der einzige katholische Ort im ganzen Engadin, wo die Reformation früh sich verbreitete und viel Blutvergießen zur Folge hatte. Zu unserem Weiterkommen benützten wir die Post, welche mit den Bergwägelchen gefördert wird. Außerhalb Schuols steigt der Weg eine Stunde weit an bis zum Dorfe Fettan, das hoch oben am Gebirge liegt, wo der Anbau aufhört, und senkt sich dann wieder eben so tief in das Thal, ohne daß man Tarasp aus dem Auge verliert, in dessen Nähe in der Schlucht von Vulperra häufig Bären hausen. Eine ganze Familie dieses wilden Gethiers ergieng sich vor einigen Jahren im Anfang des Sommers ganz gemüthlich auf dem frischen, sonnigen Grün der Matten in der Nähe des Curhauses, und zog sich dann, von den erschreckten Umwohnern verscheucht, brummend in ihre heimischen Schluchten zurück. Die Ansicht des Thales, über das schneebedeckte Gipfel zu beiden Seiten hereinschauen, bleibt sich so ziemlich gleich; am Wege sind die Feldmauern aus Urgestein aufgeschichtet, in denen sich häufig Blöcke von grünlichem Gabbro finden. Der Pflanzenwuchs ist dem des südlichen Tirols und Steiermarks verwandt; besonders üppig blüht Lychnis alpina, und umzieht die Abhänge mit ihrer rosigen Blumenfülle. Unser Postillon hatte viele Mühe sein Pferd von dem Sauerdorn abzulenken, dessen Büsche selbes oft zu gefährlichem Abweichen von dem schmalen Pfade verlockten. Bei Lavin, wo Mittag gemacht wird, beginnt die bessere Straße, die, wenn sie auch nicht den Anforderungen einer künstlichen Anlage entspricht, doch das Benützen eines zweisitzigen Eilwagens gestattet. Leider muß der bequemere Sitz mit gehemmter Umschau erkauft werden.

In Zernetz am Eingang des Furno-Thals, das von dem wilden Spöl durchströmt wird, an dem sich der vielbenutzte Fahrweg über den Buffalora in das Münsterthal hinzieht, befindet man sich so ziemlich im Mittelpunkte des achtzehn Stunden langen Engadins. Hier wurden an einem geräumigen Platz des Fleckens die Pferde gewechselt, und wir hatten alle Zeit eine düstere Versammlung von schwarzen Männergestalten zu mustern, welche vor der Thüre eines Gasthauses in unbeweglichem Schweigen reihenweise auf Steinbänken saßen. Auf die Frage, was dieses Zusammensitzen bedeute, ob vielleicht eine Leichenfeier diese Männerschaar zusammengeführt, belehrte uns ein deutscher Bäcker, der sich aus dem freundlichen Thurgau in dem Orte angesiedelt hatte, es gelte einem Hochzeitfeste. War schon der Anblick dieser strengen finstern Gesichter einer solchen Auslegung entgegen, so wurde sie noch unglaubhafter durch einige ganz in tiefe Trauer städtisch gekleidete Kinder, welche sich mit ihren Müttern eben so lautlos unter den Hochzeitsgästen umhertrieben. Der ehrliche Thurgauer konnte seine fröhlichere Heimath nicht genug rühmen, und meinte, wenn er nicht Haus und Hof besäße, so könnte ihn nichts in diesem trübseligen Lande festhalten, wo die Leute so stumm und düster seyen wie ihre starren Berge.

Bei Puntalto, einer Brücke welche den ganzen Thalgrund überspannt, der sich beträchtlich verengert und durch eine Barre, Gletschergeschiebe des Albula und Sulsannagebirges, gleichsam abgesperrt ist, tritt man in das obere Engadin, wo das eigentliche Hochthal erst beginnt, das nahezu zweitausend Fuß über Martinsbrücke sich erhebt. Die Obstbäume, welche bis dahin in Fülle die ausgedehnten Ortschaften mit ihren alten zum Theil noch bewohnten Castellen und Thürmen umsäumten, werden seltener, auch die Getreidefelder weichen dem glänzenden Grün der Alpenmatten, auf welchen die Pflanzen höherer Gebirge in ihren schönsten Farben blühen; auch die Arve, mit dem knorrigen wettergeprüften Stamme steigt in das Thal hernieder, blaue Gletscher umziehen die Felshörner, belebende Alpenluft weht, und zahlreiche Arbeiter an der neuen Straßenanlage bringen Bewegung in die Stille der Landschaft. Die Dörfer und Flecken dehnen sich neu getüncht und wohlhabend aus; die schindelgepanzerten Häuser haben ein warmes reinliches Aussehen, während im untern Engadin in ganzen Stockwerken der kalten Steinmassen nur noch ein oder zwei Gemächer wohnsam sind, und das übrige ohne alle Nachhülfe dem Verfalle überlassen bleibt. Freilich bietet dort die gänzlich entwaldete südliche Abdachung des Gebirges den Orten weniger Schutz gegen Bäume und Felsbrüche, die hier oben noch den Vortheil besserer bequemerer Weide besitzen, zudem ist der Verkehr durch die Kunststraßen über den Julier und Maloya sehr erleichtert, aber auch die Saumpfade über den Albula und Bernina werden viel benützt, letzterer weil es der einzige Verbindungsweg zwischen dem welschen Puschlav mit dem übrigen Graubündten ist.

Unser heutiges Ziel war Samaden, der Hauptort des obern Engadin, mit stattlichen Häusern luftig in dem grünen Wiesenplan gelegen. Ein Ausflug auf den nahen Mittelberg, romanisch Muottis, gewährte mit geringer Mühsal den herrlichsten Anblick auf Gebirg und Thal, und ließ das Auge tief eindringen in die Eisklüfte der Berninagruppe welche sich in kühnen Umrissen gegen Südwest erhebt, westwärts blinken die Seen, die Wiege des Inns wie flüssiges Metall, auf ihrer Fläche die gewaltigen Bergformen abspiegelnd. Nicht die kleinste Wolke trübte den blauesten Himmel, der diese Gebirgseinsamkeit überspannt, zu welcher kein menschlicher Laut empordrang, während von Zeit zu Zeit der Donner der Lawinen vom Rosseggiogletscher herüber das Walten der ewigen Naturkräfte verkündigte, welche dort seit Jahrtausenden schaffen, und das alles so herrlich gestaltet haben.

Obgleich nur 3000 Fuß über Samaden gelegen, erreicht dieser Vorberg doch eine Meereshöhe von ungefähr 7000 Fuß, so daß er die reichste Ausbeute an Alpenpflanzen darbietet, welche den Wanderer auf jedem Schritte in den mannichfaltigsten Formen begleiten. Jenen Abend gelangten wir noch bis St. Moriz, dem vielbesuchten Sauerbrunnen, der ungefähr mit Rigikulm dieselbe Höhe hat, nur daß man sich da mitten im Thale befindet, zwischen den beiden Seen von St. Moriz und Camfeer. In dem kleinen Hausgärtchen im Dorfe wird noch einiges Wurzelwerk gepflanzt, während unmittelbar hinter demselben an dem ansteigenden Kirchwege die schönste Alpenflora blüht; kaum hundert Fuß höher auf einer Weide findet sich die seltene Campanula thyrsiflora und noch weiter oben Eryngium amethystinum, das schon an die südlichere Pflanzenwelt der Adria erinnert.

Die Curanstalt, neu erbaut und erweitert, liegt jenseits des Inns an der schattigen Thalseite, nahe an einem Lawinenzug, dessen Schneereste durch den Arvenwald aufgehalten nie ganz schmelzen. Bis auf die neueste Zeit mußten alle welche an der kräftigen Sauerquelle Linderung für ihre Leiden suchten, in dem Dorfe wohnen, dessen enge Wohngelasse nicht sehr einladend, dafür aber der Geselligkeit förderlich waren.

Das neue Badehaus ist ziemlich geräumig und freundlich eingerichtet, auch die Trinkanstalt einige Schritte davon entfernt, reinlich und leicht zugänglich. Die seltsam zusammengewürfelten Sommergäste — die Curzeit dauert kaum zwei Monate — haben ein buntscheckiges Ansehen. Zwischen dem eleganten Mädchen- und Frauenschwarme, den meist die deutsche Schweiz hieher sendet, treiben sich grämliche Gelehrtengesichter aus allen Himmelsgegenden umher, welche in der belebenden Bergluft mit dem Bücherstaub auch ihre Hypochondrien abschütteln wollen. Dazwischen verlieren sich einige Touristen mit Murrays oder Mappen und Schreibtafeln gewaffnet. Die schönste Staffage bildet aber das Landvolk aus dem Veltlin in seiner alten Tracht, welche der Kleidung der Hauensteiner Bauern ähnelt, nur daß sie buntfärbiger aus braun, roth und blau zusammengesetzt ist. Einige Frauen aus dem welschen Puschklav, der reformirten Gemeinde dort angehörig, zeichneten sich durch den Schnitt ihrer schwarzen Gewandung mit aufgeschlitzten Aermeln aus, wie man sie an Bildern aus der mitteldeutschen oder oberitalienischen Schule sieht.

In ganz Graubündten werden die Zimmeröfen aus Scaleglia, Serpentin oder Topfsteinplatten aufgemauert, ein Gebrauch, der sich längs des ganzen Urgebirges bis tief nach Wallis und Savoyen fortsetzt, hinter dieser Wärmeanstalt findet sich gewöhnlich eine schmale Wendeltreppe welche in das Schlafgemach des Hausherrn emporführt, das auf diese Weise zugleich geheizt wird.

Diese Oefen, welche einem niedrigen Schranke gleichen, sind oft mit Inschriften und Wappenschildern geziert. In alten Häusern, wie unsere Herberge zum Kreuz, tragen die vertäfelten Stuben noch werthvolles Schnitzwerk an Schränken und Tischen zur Schau. Für das leibliche Wohl der Curgäste ist durch eine wohlzubereitete einfache Kost, welche die Vorzüge der italienischen mit denen der deutschen Küche vereinigt, wohl gesorgt, und so kann, wem es nicht um das weltliche Getreibe einer modischen Heilanstalt zu thun ist, ein nicht allzuverwöhnter Kranker in dieser herrlichen Gebirgsnatur, in der belebenden Atmosphäre, im Umgang mit einfachen Menschen, in kurzer Zeit wo nicht ganz genesen, doch seine Leiden vergessen, indem alles was ursprünglich in seinem Wesen ist, durch die großartige Umgebung geweckt und gekräftigt wird.

Täglich bringt der Eilwagen von Chur herauf, über den Maloya aus welschen Landen, die Gebirgswagen über den Buffalora, Bernina und aus dem untern Engadin neuen Zuwachs der Heilbedürftigen, deren Curzeit mindestens drei Wochen dauert.

Besonders schön ist die Strecke von St. Moriz nach Silvaplana, wo hinter dem vierten, dem Silsersee, der Thalgrund sich schließt und in dem Maloyapaß eine Einsattlung bildet. Wie ein Perlenband reihen sich zwischen dem bewaldeten Gebirge die vier Seen, deren beträchtlichster der von Silvaplana dicht an die Straße heranreicht, und kaum der Häuserreihe des Dorfes Raum gewährt. Hier wendet sich die neu erbaute Straße gegen Norden dem Julier zu, einem uralten Passe, welcher schon in frühern Jahrhunderten dem Handel Venedigs förderlich war, der seinen Weg durch das Vinschgau und Engadin nahm. Der Rückblick auf die 11—12,000 Fuß hohen Gebirge ist außerordentlich schön, bis diese am Eingang eines Felsendefilé's dem Auge entzogen werden.

Von der spärlichen Vegetation nähren sich die Heerden der bergamaskischen Schäfer in den hohen Sommermonaten, die wie Troglodyten zwischen dem Gesteine hausen. An den sogenannten Sonnensäulen, eher der christlichen als heidnischen Vorzeit angehörend, geht es in raschen Windungen abwärts nach Stellen wo der Saumweg über den Septimer nach Bregaglia sich abzweigt. Hier sind die Berge ganz entwaldet, so daß wie in der Wüste Schafdünger als Brennmaterial dienen muß. In der zweiten Thalstufe, um Molins, wird das Oberhalbstein (Sur-Seissa), das meist romanisch-katholische Einwohner hat, anmuthiger; malerische Burgtrümmer krönen die umbuschten Felsen welche in der letzten Thalstufe eine tiefe Schlucht bilden, in welche der Oberhalbsteiner Rhein sich brausend durchdrängt, während die Straße in kühnen Windungen durch Hochwald sich abwärts zieht gegen Tiefenkasten, wo eine Römerveste, Ima Castra, den Hügel einnahm, auf welchem jetzt die Kirche steht, und den Uebergang über die Albula und das Thalwasser beherrschte.

Ueber die Bedeutung der Blumen bei den alten Hellenen.

Von X. Landerer.

Die heutigen Griechen sind Freunde der Blumen, und diese Liebe dazu haben sie von ihren Voreltern, den alten Hellenen, ererbt. Als Zeichen einer freundlichen Wiederkunft wird dem Fremden ein Blumensträußchen, unter dem im Sommer das bei den Griechen so beliebte Ocimum basilicum und Basilikon nicht fehlen darf, dargebracht, und bei jedem freundlichen Mahle findet sich ein Blumenstrauß auf der Tafel. Die Insel Stampalia im griechischen Archipel hieß in dem Alterthum die Göttertafel, weil sie reich an Blumen war. Dionysos war bei den Griechen der Gott der Blumen wie der Bäume und auch des Weines, er wohnte bald im Blumenland Phyllis, bald auf dem rosenreichen Pangäon, bald in den Rosengärten Macedoniens und Thraciens, und deßwegen hatte er den Beinamen Anthios, der Blumige. Ehe er aber Blumen hatte, wand er sich Epheu um das Haupt, und Aphrodite bekränzte ihn als er aus Indien zurückgekehrt war. Er nahm den Kranz den sich Ariadne auf der Insel Naxos aus dem Thession geflochten hatte, nach seiner Vermählung mit ihr unter nächtlichem Himmel und, warf ihn hinauf zu den Sternen, wo er noch heute in dem Sternenhimmel glänzt. Den ersten Gebrauch der Blumen machten die Götter in der Form von Kränzen, und selbst Jupiter wurde von den übrigen Göttern nach der Besiegung der Titanen mit einem Blumenkranze geschmückt. Es waren daher anfänglich Kränze und Blumen der ausschließliche Schmuck der Götterbilder, der Priester, der Opfernden und der Opferthiere, und Kränze dienten selbst als Opfergabe. Später wurden Heroen und verdienstvolle Personen auch außer dem Dienste des Altars bekränzt. Die Sieger in den Kampfspielen erhielten Kränze, und bald gehörten Kränze und Blumen zu den heiter-sinnigen Charakteren der Feste im Alterthum. Blumenkränze hieng man an die Thüre der Geliebten, mit Blumen bekränzt schritt das Brautpaar zum Altar, und mit Blumenkränzen und Blumensträußen waren die Pforten des Hauses geziert, in welches die Neuvermählten eingeführt wurden. Mit Blumenkränzen giengen die Krieger zum Gefecht, und mit Blumenkränzen geschmückt kehrten die Sieger aus demselben in die Arme der Ihrigen wieder. Mit Blumen bekränzte man den Becher bei den Gastmählern, und die Geladenen trugen Kränze zur Verherrlichung der Feier; besonders weil man denselben eine Heil- und Schutzkraft gegen Trunkenheit zuschrieb, wurden sie zuletzt ein Attribut der Trunkenen. Einen Blumenkranz steckte der Schiffer bei Feierlichkeiten, und wenn er nach kurzer und glücklicher Fahrt wieder in seinen Heimath Hafen eingelaufen war, am Hintertheile des Schiffes auf. Blumen warf man auf den Sieger und selbst auf seine Verwandten in den Kampfspielen, was man Anthobolie und Phyllobolie nannte. Mit Laub und Blumen zierte man das Ruhebett der Geliebten, behieng mit Blumenkränzen bei Todtenfeiern die Gräber der Verstorbenen, und streute Blumen und Blätter auf dieselben. In Betreff der Wichtigkeit der Blumen bei den alten Hellenen entnehme ich folgendes aus den Schriften der Alten. Xenophon opferte den Göttern, da brachte ein Bote von Mantinea die Nachricht daß sein Sohn Gryllos im Treffen gefallen sey. Xenophon, als Zeichen der Trauer über diese unerwartete Nachricht des Todes seines Sohnes, nahm den Blumenkranz den man beim Opfern zu tragen pflegte vom Haupte, und setzte das Opfer fort; als der Bote weiter berichtete daß Gryllos siegend gefallen sey, da setzte Xenophon den Kranz von neuem auf sein Haupt, und dankte für diese freudenvolle Nachricht den Göttern.

Euripides war durch die Undankbarkeit der Athenienser in großem Elende gestorben. Da die Nachricht seines Todes kam, als Sophokles eine seiner Tragödien in Athen aufführte, ließ er sogleich allen seinen Schauspielern die Kränze, mit denen dieselben geschmückt waren, abnehmen und den hingeschiedenen Dichter betrauern.

Unter den Pflanzen hatten nur folgende eine große und wichtige Bedeutung bei den alten Griechen:

Der Lorbeerbaum, *Δάφνη* — Laurus nobilis. Die Zweige dieses schönen majestätischen Baumes sind das Symbol des Ruhmes und des Verdienstes. Die Alten glaubten daß der Lorbeer gegen den Blitz schütze, und deßwegen finden sich auch heut zu Tage in Griechenland in der Nähe von Kirchen und Klöstern, um selbe vor dem Blitze zu schützen, diese Bäume. Um prophetische Träume zu haben, legten die Alten Lorbeerblätter unter das Kopfkissen. Die Pythia in Delphi, sowie andere prophezeiende Priesterinnen kauten Lorbeerfrüchte um sich zu begeistern und eine glückliche Anzeige zu erspähen, und einen Lorbeerzweig legte man ins Feuer um das Knistern und ein Umspringen des Blattes auf der glühenden Kohle zu deuten. Der Lorbeerbaum war dem Apollo geheiligt, der selbst damit geschmückt war, und deßwegen *Δαφνίτης*, Lauripotens, genannt wurde. Die welche in Delphi das Orakel befragen wollten, schritten mit Lorbeerkränzen geschmückt zu demselben. Auch die Priester des Apollo trugen Lorbeerkränze, so wie in den ältesten Zeiten ein Lorbeerzweig und Lorbeerkranz ein Attribut der Dichter war. Die Bilder der Eltern und Ahnen wurden an Festtagen mit diesen Zweigen geschmückt. Nach errungenem Sieg oder beim Triumphe glänzte der Lorbeerzweig und dessen Kranz. Den triumphirenden Feldherrn und seinen Wagen sah man mit Lorbeerzweigen geschmückt, und sogar die Briefe welche angenehme Nachrichten dieser Art enthielten, litterae laureatae, waren mit einem Lorbeerzweig umwickelt; die Fasces der Lictoren waren mit Lorbeer geschmückt, und an dem Palast der Kaiser ein Laurus perpetuo affixa. Mit Lorbeeren und rothen im December gepflückten Beeren der wilden Myrte wurden Wein und Oel als gesundheitbringend gewürzt und aufbewahrt, und so galt denn auch der Lorbeer als Mittel gegen Trunkenheit. Die Myrte, *Μυρσίνη*, war der Aphrodite heilig, denn als die Göttin dem Schaume der Wogen entstiegen war, suchte sie sich zu verstecken, und das dichte Gebüsch das sie fand, war ein Myrtenstrauch; er barg die schöne Göttin und war ihr geweiht. Die Myrte bekränzte die häuslichen Laren und die blutlosen Sieger im kleinen Triumphe, wurde jedoch nicht in den Tempel der bona dea gebracht. Myrtenhaine waren bei den Römern und Hellenen geliebt, und von den bildenden Kunstgärtnern zur Einfassung der Blumenbeete gepflanzt.

Die Pinie, Pinus, war dem Dionysos geheiligt; die Thyrsusstäbe seines Gefolges hatten an der Spitze einen Pinienzapfen. Sollte dieß nicht auf die Anwendung des Pinienharzes oder auch dieser Früchte zur Bereitung des resinirten Weines, den die alten Hellenen *Οἶνος* nannten, hindeuten? Eben so erhielten die Sieger

in den isthmischen Spielen Kränze aus den Zweigen dieses Baumes geflochten.

Die Cypresse, Cupressus Sempervirens, war dem Pluto heilig, und sie beschattet im Orient die Ruhestätte der Hingeschiedenen. Amor hatte Pfeile aus Cypressenholz, und auch Götterbilder waren aus Cypressenholz geschnitten. Das Holz wurde in Aegypten zu Mumiensärgen benutzt, und das durch Destillation daraus gewonnene Oel wurde zum Einbalsamiren der Leichname benützt.

Der Keuschheitsbaum, Vitex agnus castus, wurde für das älteste der Gewächse, was wohl grünend erhalten aus der Vorzeit übrig blieb, gehalten. Im Heratempel auf der Insel Samos stand dieser Strauch zu den Füßen der Göttin, unter dem sie geboren worden war. Die athenienfischen Frauen bestreuten bei den Thesmophorien ihre Sitze und Betten mit den Blättern dieses Strauches.

Der Epheu, Hedera Helix, war dem Dionysos (Bacchus) heilig; mit Epheuranken war der Thyrsusstab umwunden, und mit Epheu wurde immergrün der festliche Pokal umkränzt. Dem Dichter und Sänger schlingt sich Epheu um die Schläfe. Epheu war Symbol ewiger Verjüngung, unverwelklicher Jugend und Kraft.

Der Oelbaum war der Minerva heilig, denn sie selbst pflegte den Oelbaum zuerst in ihrem Tempel zu Athen auf der Akropolis, und von da aus wurde dieses Geschenk der Göttin über das geheiligte Attika und dann weiter über ganz Griechenland und seine Colonien verbreitet. Der Zehnte des Ertrags der Oelbäume von Athen wurde für den Schatz der Göttin eingesammelt, und sie hatte noch eigene, mit Oelbäumen bepflanzte, mit Hecken umgebene Grundstücke, die verpachtet wurden; das Pachtgeld verwendeten die Priester zur Unterhaltung des Dienstes der Göttin. Oelzweige sind das Symbol des Friedens, und auch der Sieger wurde mit Oelzweigen bekränzt.

Der Feigenbaum wurde durch die Demeter nach Griechenland gebracht; als sie Phytalos in seinem Hause gastfreundlich empfieng, erhielt er dafür von der Göttin die Pflanze des zahmen Feigenbaums zum Geschenk. Von diesem nun wurde er wie der Oelbaum über ganz Griechenland verbreitet, und hieß vorzugsweise der heilige Baum, da vorher die Menschen sich nur mit Eicheln genährt haben sollen. Die Feige hatte bei den Alten eine heilige, mystische Bedeutung, sie war Symbol der Fruchtbarkeit und der Fortpflanzung.

Der Maulbeerbaum war bei den Alten das Symbol der Klugheit, weil er im Frühjahr erst spät zu treiben anfängt, wo keine Kälte mehr zu befürchten ist. Der Peloponnes soll unter den letzten byzantinischen Kaisern wegen der Aehnlichkeit mit einem Maulbeerblatte Morea — nach dem lateinischen Namen des Maulbeerbaumes, Morus — genannt worden seyn.

Im Gegensatz zu dem Maulbeerbaum als Zeichen der Klugheit war der Mandelbaum bei den Alten das Sinnbild der Voreiligkeit und auch der übertriebenen Thätigkeit, weil er in Hellas schon im October und November wieder treibt und blüht, daher durch die bald eintretenden Fröste zu Grunde geht.

Der Granatapfelbaum war der Persephone, Proserpina, geheiligt; er war bei den Hellenen das Symbol der Fruchtbarkeit und gehörte zu den Mysterien.

Der Apfel war wegen seiner Kugelform das Symbol der Vollkommenheit auf der Welt, und wurde so, um die Herrschaft anzudeuten, zum Reichsapfel der Kaiser. Er war ein Sinnbild der Liebe, und man behauptete in späterer Zeit, Herkules habe aus den Hesperidengärten nicht Orangen, sondern Aepfel, Quitten oder Gold gebracht.

Die Quitte wurde von den Alten hoch gepriesen, sie war der Aphrodite heilig, ein Symbol der Liebe, des Glückes und der Fruchtbarkeit; sie gehörte zu den Mysterien. Die Neuvermählte mußte von einer Quitte essen, ehe sie zum hochzeitlichen Lager schritt. Auch den heutigen Griechen eine Lieblingsfrucht.

Der Nußbaum, Καρύα, war gleich allen eicheltragenden Bäumen dem Zeus geheiligt. In dem Augenblick wo die Braut in das hochzeitliche Gemach geführt wurde, streuten die Hellenen Nüsse unter die Gäste und Kinder, damit Zeus dem neuvermählten Paare Fruchtbarkeit schenken möge. Dieß war der Grund dieser Sitte, die sich bis auf den heutigen Tag noch erhalten hat. Weil sie beim heftigen Niederwerfen auf dem Boden wieder zurückprallten und noch einen Aufsprung machten, galten sie für ein Symbol der Munterkeit.

Von der Weißpappel, welche die Griechen λεύκη nannten, wissen wir, daß sie Herkules vom Flusse Acheron in Thesprotien gebracht, und sich dieses Holzes, als er dem Zeus in Olympia opferte, bedient haben soll, daher glaubten die Elier, kein anderes Holz zu den Opfern des Zeus nehmen zu dürfen. Nicht uninteressant ist noch die Etymologie des lateinischen Namens dieses Baumes, Populus, das Volk, so daß dieser Baum auf deutsch ein Baum des Volkes bedeutet, und dieser Name gewählt wurde um das einem Volksgemurmel ähnliche Rauschen und Plaudern seiner beweglichen Blätter anzudeuten.

Auch des Stinkbaumes, Anagyris foetida, ist Erwähnung zu thun. Die Blätter dieses schönen Strauches, dessen hübsche Blüthen und Früchte denen des Johannisbrodbaums ähnlich sind, verbreiten, wenn sie zerrieben werden, einen sehr unangenehmen stinkenden Geruch, und deßwegen sagten die Alten bei Aufregung einer verdrießlichen, unangenehmen Sache: Schüttle nicht von neuem den Anagyris — Ἀνάγυριν μὴ κίνει.

Ueber die Hesperidenfrüchte, wohin die Citronen, Orangen ꝛc. zu rechnen sind, ist uns aus der Mythenzeit bekannt, daß die goldenen Früchte der Hesperiden durch Herkules nach Griechenland gebracht und gewiß schon damals gepflanzt wurden. Ebenfalls erwähnt Athenäus, daß bei dem Gang zum Tode, oder um Todte zu begleiten, es bei den meisten Völkern Sitte war als Zeichen der Trauer eine Citrone in der Hand zu tragen.

In Betreff der Getreidearten finden wir bei den alten Schriftstellern folgendes von wissenschaftlichem Interesse. Als Ceres die ihr in Sicilien geraubte Tochter Proserpina auf dieser Insel nicht fand, beschloß sie die Welt zu durchwandern, bis sie das geliebte Kind gefunden haben würde. Sie verließ Sicilien und gelangte nach Attika. Phytalos, der bei Athen am Kephissosflusse wohnte, nahm die Göttin freundlich auf, und beim Abschied gab sie dankend die Pflanze des Feigenbaumes, denn sie sah daß Attika sich nächst dem Oelbaum auch für den Feigenbaum, nicht so für die Cultur der Getreidearten eigne. Sie wanderte nun über Daphne nach Eleusis; bei dem Flüßchen Rheitoi mußte sie Schmähungen dulden, aber angekommen in Eleusis, wurde die Göttin im Hause des Keleus mit göttlichen Ehren empfangen. Sie fand die Ebene

von Eleusis zum Getreidebau geeignet, schenkte die Feldfrüchte ihren Bewohnern, und lehrte dem Triptolemos die Cultur derselben. Die Einwohner erkannten den Erfolg des Ackerbaus und ahnten seine Folgen, erbauten der Göttin einen der größten und schönsten Tempel, und setzten da Mysterien ein, damit sich ihr Geschenk fest und gegründet erhalten möge und weiter verbreite. So lautet die griechische Mythe. Unter den Getreidearten war der Weizen Σῖτος, bei den Alten bis auf die neuesten Zeiten die geschätzteste Getreideart zum Brod. Er wurde vorzugsweise zu den Opfern der Erstlinge der Feldfrüchte genommen, und noch heutzutag nimmt man zu heiligen Hostien das feinste Weizenmehl. Wurde zu Athen ein Kind geboren, so erhielt die Priesterin der Minerva ein Maß Weizen, ein Maß Getreide und einen Obolus zum Geschenke.

Unter den andern Pflanzen von hoher Bedeutung war der Mohn. Er war das Symbol des Kreislaufes der Zeit, sowie das der Erde und ihrer Fruchtbarkeit; er war auch der Demeter heilig, und gehörte in das Mysterienkästchen. Auch war diese Pflanze der Hera geheiligt, ihr Bild und ihr Tempel war damit geschmückt, und Neuvermählte trugen oft an ihrem Hochzeitsfeste Kränze aus dieser Pflanze. Der Mohnkopf war Attribut des Schlafes und seines Sohnes Morpheus, des Traumgottes mit seinem phantastischen Gefolge. Die Stadt des Schlafes war mit Mohnstauden und mit Mandragora umgeben, und am Eingang des Palastes des Morpheus stand Mohn.

Die Meerzwiebel, Σκίλλα der Alten, galt denselben für eines der größten Heilmittel, um sich durch den Gebrauch desselben das Leben zu verlängern. Pythagoras lernte ihren Gebrauch von den Aegyptern kennen, und soll durch sie und den daraus bereiteten Essig sein Leben auf 170 Jahre verlängert haben. Die alten Unterägypter hielten sie für das sicherste Mittel gegen den Typhus; sie nannten sie das Auge des Typhon, und errichteten zu Pelusium einen Tempel, auf dessen Altar eine Meerzwiebel stand.

Auch der Alraun Atropa war wegen seiner betäubenden Kraft eine Pflanze mit der die Stadt des Schlafes umgeben war, dieselbe wurde nach der Mythe von Fledermäusen umschwirrt, die mächtige, magische Kräfte besitzen. Die Mandragora (Atropa Mandragora) besaß wichtige Eigenschaften; aus ihr schnitt man Figuren als Amulette gegen Hexerei und Uebel jeder Art, durch sie vernichtete man die Wirkung der Gifte der berühmten Giftmischerin und Zauberin, der Circe. Nach der Parze Atropos, die den Faden des Lebens abschnitt, erhielt sie den Namen, indem der Genuß derselben dem Menschen todbringend ist.

Die Narcisse, Narcissus, war den Eumeniden, der Demeter und auch der Persephone heilig, daher nannte sie Sophokles die Blume des Kranzes der Göttin. Der schöne Narcissus verachtete die Liebe der schönen Göttin Echo und vieler anderer Nymphen; er erblickte seine Gestalt in einer Quelle, verliebte sich in sich selbst und starb darüber vor Gram, und wurde in diese Blume verwandelt. Persephone ließ sich durch Narcissus nach der blumigen Wiese locken, auf welcher sie von Pluto geraubt wurde.

Der Asphodel, eine der häufigsten Pflanzen im Orient, gehört der Trauer und den Todten an, und wurde auf den Gräbern gepflanzt; er war der Persephone heilig und gehörte zu den Pflanzen der Thesmophorien, er galt für ein Heroiken, für ein Wunderkraut, das gegen Schlangenbiß und Skorpionstich in hohem Rufe stand; die Hellenen schrieben dieser Pflanze besondere Kräfte gegen Zauberei und Gift zu.

Das Veilchen war das Symbol des jährlichen Wiederaufblühens der Erde, und bezeichnete wegen seiner dunklen Farbe und seiner zur Erde geneigten Blume den Tod. Das Veilchen war daher im Dienste der Cybele bei den Dendrophorien und mit dem Raube der Persephone verwebt. Die Tochter des Atlas wurde, als sie vor dem Apollo floh, in ein Veilchen verwandelt. Athen hieß man in den grauesten Zeiten „das Veilchenduftende."

Die Lilie war seit dem grauesten Alterthum das Symbol der Unschuld und der Sittsamkeit, sie entstand aus der Milch der Hera. Aphrodite Urania trug eine Lilie in der Hand. Lilien und Veilchen waren Attribute der wahren Schönheit. Bei den Römern war die Lilie auch das Symbol der Hoffnung und Bild eines Thronfolgers. Auf den alten römischen Münzen sah man eine Lilie mit den Worten „Spes publica — Spes augusta — Spes populi Romani."

Das sogenannte Säbelkraut, Gladiolus, gehörte zur Mythe vom Raube der Persephone, als Todtenblume zwischen dem Wechsel des Lebens und des Todes, zwischen der Ober- und Unterwelt, stand sie am Eingang zum Orkus. Mit den Blüthen bekränzten sich die jungen Mädchen bei den Hochzeitsfesten ihrer Gespielinnen. Auf der Blüthe finden sich schwarze, schriftähnliche Züge, welche die Alten für das Wehklagen des Apollo deuteten, als er seinen Liebling, den schönen Hyacinth, unglücklicherweise mit der Wurfscheibe getödtet hatte.

Der Eppich, Apium, war den Göttern der Unterwelt heilig, der Trauer und den Thränen gehörig. Die Gräber der Verstorbenen wurden damit bestreut und bekränzt. Wenn jemand ohne Hoffnung darniederlag, so sagten ihm die Alten: „Es gibt nur noch Eppich für ihn." Ein Kranz von Eppich war ursprünglich der Preis des Siegers in den isthmischen Spielen, bis man denselben später mit dem Fichtenkranze vertauschte.

Die Zwiebel, Κρόμμυον, war mit ihren vielen Häuten den Aegyptern Hieroglyphe des vielgestaltigen Mondes; sie schrieben ihr eine antilunarische Natur zu, daß sie also abnimmt wenn der Mond zunimmt und umgekehrt. Die Aegypter schwuren bei der Zwiebel.

Gegen Zauberei wurde der Knoblauch gebraucht, die Priester der Isis durften keinen Knoblauch essen.

Auf den Blüthen des Delphinium Ajacis finden sich einige schwarze Flecken, welche das Wort ΑΙΑ darstellen kann, was die Alten auf den Ajax bezogen, aus dessen Blüthe sie entsprossen sey, und nun seinen Namen und die Züge der Trauer und Wehklage trage.

Die schöne Anemone soll dem Blute des Adonis, nach andern der Thräne der Aphrodite entsprossen seyn, und die Blüthe der Anemone wurde von der Aphrodite aus dem vom wilden Eber getödteten Adonis hervorgerufen, um ihrem Liebling eine Art von Unsterblichkeit zu verleihen.

Endlich ist noch unter den Blüthen des Saffrans zu gedenken. Derselbe war der Ceres und den Eumeniden geweiht. Der Saffran wurde seiner betäubenden Kraft besonders von den Römern zur Bereitung mancher Speisen und zur Würze des eingesottenen Weines der Berauschung halber verwendet. Saffran in Wasser oder Wein gelöst, ward des Wohlgeruchs halber im Theater und an

andern Orten auch bei Scheiterhaufen aufgesprengt; und als Nero von Achaja nach Rom als Sieger zurückkehrte, wurden die Straßen, durch die er im Triumphe zog, mit diesem Saffranwasser besprengt. Zu den Zeiten der Kaiser und auch bei den Römern war die Farbe des Saffrans die Staatsfarbe, und auch die Galli (Priester der Cybele) trugen mit Saffranfarbe gefärbte Kleider, die man Crocata sc. Vestis nannte, und Crocotarii hießen die Färber, welche die Kleider der Frauen saffranartig zu färben verstanden.

In Betreff der Hülsenfrüchte wissen wir, und besonders über die Bohne, folgendes. Als die irrende Demeter bei den Pheneaten war, schenkte sie ihnen alle andern Hülsenfrüchte, nur keine Bohnen, denn sie wurden für eine unreine Frucht gehalten. Am heiligen Wege nach Eleusis wurde dem Kyamites, d. i. dem Bohnengott, nach dem Worte der Saubohne, κύαμος, ein Tempel erbaut, weil ihm das große Verdienst zugeschrieben wurde, zuerst die Bohne gesäet zu haben. Die Bohne war Symbol des Todes, und Griechen und Römer, Aegypter und Indier betrachteten die Bohne als dem Tode gehörig. Bei der Feier der Lemuralien (dieß waren Feste um die Schatten der Verstorbenen, die Nachtgeister, zu versöhnen und aus den Häusern zu verbannen) nahm der Opfernde in der Mitternachtsstunde einige schwarze Bohnen in den Mund, und sie hinter sich wegspuckend, sprach er: „Ich sage mich und die meinigen los durch diese Bohne." Die Aegypter genossen keine Bohnen, und ihre Priester durften sie nicht einmal sehen. Pythagoras verbot seinen Schülern Bohnen zu essen; er lehrte die Seelenwanderung, und glaubte daß die Bohnen zu gleicher Zeit mit dem Menschen geschaffen und aus demselben Verderbniß gebildet waren.

Bohnenbrei und Speck waren in den ältesten Zeiten die gewöhnlichste Nahrung. Die Athener feierten jährlich dem Apollo zu Ehren das Panepsion, oder das Bohnenfest, bei welchem alle Einwohner Athens Bohnen essen mußten. Mit weißen und schwarzen Bohnen stimmten die Athener und einige griechische Stämme bei ihren Wahlen ab; erstere verehrten daher einen Bohnengott.

Die Neugriechen sind Freunde der Blumen, und gleichwie bei den Alten auf keinem festlichen Tische Blumen fehlen durften, so fehlen dieselben auch heutzutage nicht bei jeder Art von Feierlichkeiten, und mit Oleander, Myrten und Epheu werden die Thüren der Kirchen, Triumphbogen und öffentliche Gebäude geziert. Diese von den alten Hellenen zu den Blumen ererbte Liebe wurde und wird durch den hohen Kunstsinn unserer ausgezeichneten und rastlosen Königin Amalie unterstützt, denn durch ihren kräftigen Willen wurden vor einigen Jahren noch mit Disteln bedecktes unfruchtbares Erdreich in die schönsten Gärten umgeschaffen, und der Hofgarten der die Residenz umgibt, eine Schöpfung unserer angebeteten Herrscherin, ist zu den schönsten und reichhaltigsten von ganz Europa zu rechnen, und wird von jedem Fremden der dieses classische Land besucht, mit großem Staunen und tiefer Verehrung für die geistreiche Fürstin bewundert. Durch den Kunstsinn der erhabenen Königin ist nun auch Athen seit einigen Jahren mit Alleen nach allen Richtungen bis nach dem Hafen Phalereus, nach Piräeus, nach dem königl. Gute Heptalophos, nach Ampelokypos ꝛc. umgeben, und Höchstdieselbe hat den Impuls zur Garten- und Obstbaumcultur gegeben, die sich nun auf das ganze Land ausgedehnt hat. Die mit so vielem Kunstsinn, mit rastloser Thätigkeit und kräftigem Willen für alles Gute und Schöne von der Natur ausgestattete Königin hat für Griechenland außerordentliches gethan, und keine Ausgaben gescheut Athen und seine Umgebungen durch prächtige Anlagen, durch Musterschulen auf dem genannten Gute, durch Alleen in und um Athen, durch öffentliche Gärten zu verschönern. Dieses rege Treiben zur Ausbreitung der Cultur in allen Zweigen erinnert mich an Karl den Großen, der in Deutschland mit der Einführung des Christenthums den ersten Impuls zur eigentlichen Obstcultur gab, und besonders an den Kurfürst August von Sachsen, welcher um den Aufschwung der Obstcultur zu befördern den Befehl gab, daß jedes junge Ehepaar sechs junge Bäume und sechs Eichen pflanzen sollte. Da diesem großen Monarchen die Sache noch immer zu langsam gieng, so verfaßte er selbst ein Werk unter dem Titel: August. Sax. Electoris, künstlich Obstgartenbüchlein, das derselbe zu tausenden Exemplaren vertheilen ließ, von denen sich noch manche in der Bibliothek zu Dresden, Warschau und Leipzig finden. Von diesem Kurfürsten wird auch erzählt daß er stets ein Säckchen Obstkerne bei sich trug, die er theils selbst aussäete oder unter seine Unterthanen vertheilte mit dem Befehl, dieselben an bestimmte Plätze zu säen. Wer unter seiner Regierung einen Baumfrevel begieng, dem wurde die Hand abgehauen, eine Strafe die freilich das Gepräge jenes Zeitalters trug.

Volksthümliches aus Neapel. Mai und Junius 1857.

(Von Anna Löhn.)

Nach überstandenem Kampf mit den Beamten der Dogana, die uns begreiflich machten daß wenn wir auf Untersuchung bestünden, es uns sehr schlimm gehen könnte, und nach einsichtsvoller Ueberreichung einiger Carlini von unsrer Seite, schwang sich ein bereitstehender Lastträger unsern sehr schweren Koffer ohne weiteres auf den Kopf und rannte damit in das Droschkengewühl voraus. Noch mehr Geschrei und Agiren als in Rom! Sie gebärdeten sich alle als hätten sie den Sonnenstich.

Mein Logis in dem beliebten Quartier St. Lucia mußte seiner Aussicht wegen für das gelten was es an Bequemlichkeit und Reinlichkeit nicht war: schön nämlich.

Vor mir auf dem Austernmarkt noch mehr Gebrüll als am Bahnhof. Oft glaubte ich sie wollten sich morden, aber sie scherzten nur. Es ist dieß ihre Art fröhlich zu seyn. — Auf der Loggia bei meiner Wirthin laufen die Hühner in Schaaren herum, und ein Hahn kräht und solfeggirt unaufhörlich. Dazwischen amüsiren sich einige Katzen, die äußerst wild erscheinen wenn man sich ihnen nähern will. Mit den Hühnern jedoch halten sie gute Gemeinschaft.

Meine Wirthin ist nicht verheirathet, auch nicht mehr jung, und hat ihre Mutter bei sich, die immer zankt; die Stimme der Mutter ist so häßlich gellend und schreiend als die der Töchter tief und kraftvoll. Sie singen ein gutes Duett zusammen.

Die Tochter, die wohl einst schon einen Gatten beglückte, scheint eine Novelle nach Boccaccio aufzuführen. Sie hat einen Prete zum Liebhaber, mit dem sie bei dem schönsten Wetter in einer geschlossenen Kutsche spazieren fährt. Zugleich treibt sie Handel mit alten Kleidern, und fragt mich oft ob ich nichts zu verkaufen habe oder kaufen wolle.

Der Bediente, der alle Verrichtungen eines Dienstmädchens bei uns über sich hat, ist eine originelle Persönlichkeit. Er ist ein junger Mensch von höchstens 17—18 Jahren und hat ein etwas mulattisches Aussehen: sehr hohe Backenknochen, aufgestülpte Nase, etwas aufgeworfene Lippen, aber untadelhafte Zähne, krauses, schwarzes Haar und gar zu große schwarze Augen, nebst Zubehör von Wimpern und Brauen, die wie mit Kohle in sein Gesicht gezeichnet sind. Er ist nicht groß von Gestalt, trägt Wochen- und Sonntags gleich ärmliche Kleider und bedeckt sein Haupt stets mit einer kleinen Sammetkappe, die er nie, selbst bei keinem Gruße, ablegt; ich glaube er schläft damit. Wäre er älter, so würde man glauben er schütze eine Platte so sorgfältig vor dem Gesehenwerden; doch man geht in Italien überhaupt gern bedeckten Hauptes, und es soll dieß sogar sehr nöthig und heilsam seyn. Ein Bart sproßt ihm noch nicht. Er thut alles was er thut mit äußerster Nachlässigkeit und Nonchalance, und ist etwas geschehen das man seiner Fahrlässigkeit oder Vergeßlichkeit die Schuld aufbürden muß, so sagt er äußerst gelassen: Non fa niente! (Es thut nichts). Beklage ich mich über das schmutzige Waschwasser, so sagt er: Non fa niente.

Spricht die Padrona zu ihm, er solle den Kaffee noch nicht hereinbringen, er müsse sich erst klären, so nimmt er ihn doch ganz gelassen und trägt ihn fort, indem er mit unsicherm Tone und halbheiserer Stimme kräht: Non fa niente.

Im übrigen ist er immer heiter, guten Muths und verrichtet alle Arbeit singend. Er schustert auch ein wenig, und die Gewerbefreiheit kommt seiner elenden Flickerei zu statten. Dann kauert er an der Erde, flickt und singt. Wenn man seine lingua maccaronica nicht versteht, sagt er einem ganz trocken ins Gesicht: Non capisce niente! (Sie verstehen nichts).

Er schläft des Nachts auf einem Sack, in dem einige Lumpen und alte Papiere verborgen sind; ich habe niemals einen Menschen gesehen der sich so gleichmäßig in seiner Stimmung gezeigt hätte als dieser Bediente. Er hatte nichts, und sah doch stets Leute um sich, die alles hatten was ihm gewiß auch angenehm gewesen wäre, angenehm seyn mußte, und dennoch war er stets zufrieden, dennoch sang er immer heitre Lieder. Als ich ihn einst darum belobte, sah er mich groß an und schien nicht gleich zu begreifen was dabei zu verwundern sey. Aber er besann sich schnell und sagte: Sto sempre allegro, è meglio di piangere. (Ich bin immer lustig. Es ist besser als weinen). Und hiebei machte er die Grimasse des Weinens oder carrikirte sie vielmehr. Er war ein ächter Cyniker; ich nannte ihn Diogenes. Man sieht hiebei deutlich, wie nur in einem so schönen, gesegneten, reichen Lande, nur im Süden, der jedem Bedürfniß so entgegenkommt, der Bequemlichkeiten nicht so nöthig macht wie der Norden, die Secte der Cyniker aufkommen und bestehen konnte; dazu unterstützte die Neigung zum Dolce far niente reichlichst diese Philosophie. Schöne Luft, heitrer Anblick einer immer lachenden Natur, milder Himmel, Billigkeit der Lebensmittel, die uns zum großen Theile als Leckerbissen erscheinen; es war leicht sich Genügsamkeit und Nichtsthun, und eines um des andern willen zur Pflicht zu machen, und mit so geringer Anstrengung und Selbstverläugnung noch dazu Auszeichnung zu erlangen.

Das Sonntagsvergnügen meines Diogenes besteht darin daß er sich auf die Loggia setzt und Violine spielt; d. h. keine wirkliche Violine, sondern die Violine der Phantasie. Er kratzt nämlich mit einem Stück Canna auf einem andern herum, ahmt das Tempo des Liedes nach welches er dazu singt, und ist sehr glücklich. Es ist dieß ein harmloses Vergnügen, welches sich viele Arme und Kinder in Italien machen. Als ich herzutrat, hörte mein Diogenes auf zu spielen, die Wirthin kam und sagte: Ecco il piacer dei poveri! (Das ist das Vergnügen der Armen.)

Mit der schönen jungen, aber übermäßig dicken Locandiera in der Trattoria alla corona di ferro machte ich schnell Bekanntschaft. Ich ersuchte sie um eine kleine Gefälligkeit, und sie küßte mich vor überströmender Freundlichkeit und Zuthulichkeit.

Auf den Straßen Neapels hat man als Fußgänger einen schlimmen Stand. Kaum ist man einem der wie ein Wetter fahrenden Wagenlenker ausgewichen und glaubt Athem schöpfen zu können, da lugt uns schon wieder ein Pferdekopf über die Schulter, und wir machen einen verzweifelten Sprung seitwärts; dort aber schiebt wohl gerade ein Pomeranzen- oder Citronenhändler seinen zweirädrigen Karren vorüber und uns in den Weg zur Flucht. Da möchte man sich denn oft Flügel wünschen, um sich über das tolle Gewühl erheben zu können.

Das Straßenpflaster ist auch so recht zum Rollen der Wagen eingerichtet. Ueber die großen Lavaplatten gleiten sie sanft und leise hin. Am Toledo, der großen Hauptstraße, wo das Corsofahren abgehalten wird, fallen dem Auge die herrlichen Blumenstellagen der Venditori di fiori auf. Welche Bouquets von brennenden

Rosen, vielfarbigen Nelken, vielfarbiger und größer als ich sie irgendwo sah, Granaten, weiße Lilien, Magnolien, Verbenen!

Man kann sich nicht satt sehen. Auf dem Gipfel eines solchen Riesenbouquets thront oft die kolossale weiße Magnolienblüthe, die man aber nie zum Aufblühen kommen läßt. Die am Stiel zunächst befindlichen grünen Blätter werden um die erst halberschlossene Blume zusammengebunden, so daß dieselbe sich nicht weiter öffnen kann als gerade nöthig ist, um uns einen verstohlenen Blick in ihr herrliches, duftreiches, gelbschimmerndes Innere zu gewähren.

Abends wimmelt es am Café Europa auf Largo di Palazzo von Eisessenden. Mehr noch als an die im eleganten Innern des Café Versammelten wird diese berühmte neapolitanische Erfrischung nach außen gespendet. Da halten Wagen ohne Zahl auf dem Platz, und die Kellner fahren dazwischen herum und präsentiren Eis. Die eleganten Damen und Herren in den Carrossen langen durstig darnach, und nach eingenommener Portion wird die Corsofahrt fortgesetzt. Das neapolitanische Eis wird in Portionen verabreicht, die fast so groß sind wie unsere halbpfündigen Stückchen Butter, und welche auch dieselbe Form haben.

Wir wollten uns dem Garten, der sich an das königliche Schloß anschließt, nähern. Es winkten daraus Palmen, Magnolien und Granaten entgegen. Bescheiden lugten wir durch das Eisengitter. Aber auch diese unschuldige Neugier war verbrecherisch in den Augen der Schildwachen. Sie wiesen uns zurück, indem sie bemerkten, es sey nicht erlaubt sich dem königlichen Garten auf diese zudringliche Weise zu nähern.

Betroffen flüchteten wir zu den Schildkrothändlern, die am Largo di Castello ihre kleinen Läden aufgeschlagen haben. Die mit Gold und Silber eingelegten Schildpatarbeiten sind äußerst beliebt und mit Recht. Ein solches schlangenartiges Armband, mit goldenen Sternchen übersäet, ist reizend. Aber die Herren Verfertiger lassen sich ihre Mühe auch theuer genug bezahlen. Ein schöner Schildpatschmuck rivalisirt an Preis mit einem ächten goldenen.

Auf dem Toledo muß man sich vorzugsweise vor Taschendieben hüten; letztere sind, wie bei den alten Griechen, geehrt, wenn sie es nur schlau anfangen. Mein Begleiter verlor gleich am ersten Tage auf die angedeutete Weise ein schönes seidenes Taschentuch aus der Rocktasche. Ein baumwollenes geben sie nicht selten enttäuscht zurück.

In einem Café beklagten wir uns gegen einige anwesende Landleute über den Verlust. Sie sagten uns: „Da ist nichts anzufangen. Gehen Sie auf die Polizei, so fragt dieselbe zuerst: Wo tragen Sie Ihr Taschentuch? Sie entgegnen darauf: Hinten in der Rocktasche. Ja freilich dann, erwiedert Ihnen der Commissär, ist nicht zu helfen. Wer wird sein Taschentuch hinten in der Rocktasche tragen, das gehört in die Brusttasche! Abgemacht!“

Wie schnell man bei den Lastträgern, Kutschern, Lohndienern avancirt, je nachdem man sie beschenkt, ist possierlich. Gibt man anständig, so heißt man: Signore mio illustrissimo. Wer noch reichlicher gibt, ist sofort zur Excellenza emporgestiegen, und der Freigebigste wird Principe titulirt.

Ein schwarzäugiger und bärtiger Erdbeerenverkäufer verlangte mir für seine Rotola (2 Pfd. nach unserm Gewicht) zu viel ab. Mein Reisegefährte wurde ächt deutsch ärgerlich und grob gegen den Mann; dieser zuckte die Achseln und machte eine spöttische Grimasse. Da aber seine Erdbeeren ausgezeichnet schön waren, ließ ich mich herbei freundlich mit dem Verkäufer zu seyn und ihm mit bedeutungsvollem Blick zu sagen: wie er gegen eine Dame so unfreundlich, so hartnäckig seyn könne! was ich, als Fremde, für einen Begriff von der Gentilezza der Neapolitaner bekommen müsse, und was der Ueberredungskünste mehr waren. Und siehe da, der Erdbeerenhändler wurde weich wie Wachs, lief mir nach und bat mich förmlich, ihm die Früchte für den von mir bestimmten Preis zu nehmen. Eine Lehre, sagte ich zu meinem Begleiter, dieß Volk will human behandelt seyn. Und das gefällt mir von ihm, das rühme ich. Bei Gelegenheit eines Spazierganges in der Villa Reale, die an der Südseite nach dem Meer zu offen ist, sahen wir das interessante Schauspiel eines Fischzugs mit an.

Die braunen Fischer, nur leicht von einem Hemd und einer kurzen Hose überkleidet, auf dem Haupt die ebenfalls braune phrygische Mütze, zogen in langen Reihen das Netz ans Ufer. Oft lösten Knaben den Vater ab, bald wieder sprangen sie zu uns heran, schlugen Purzelbäume vor uns und erbaten sich dafür eine buona mano, um maccaroni lunghi, lunghi, lunghi zu kaufen. Dabei sperrten sie den Mund auf und machten mit den Händen die Bewegung als ließen sie die geliebten Nudeln schon hinunterschlüpfen.

Dort wurden auch Bäder in der See gebaut. Es sind dieß zwei lange Reihen Cellen neben einander, lose zusammengefügt. In den Cellen führen Treppen hinab in die See, die lieblich-durchsichtig-grüne. Von drei Seiten ist der Baderaum durch Bretter geschlossen, nach der Seeseite ist er offen. Das tyrrhenische Meer ist sehr stark, und enthält mehr Jod und Brom als irgendein anderes. Daß es ungeheuer viel Salz absetzt, ist bekannt, da es sich denn auch nur hier der Mühe verlohnt Salinen anzulegen.

Die Italiener sind, wie überhaupt, so auch beim Baden sehr vorsichtig. Vor Anfang Julius besucht kein Italiener die Seebäder; diejenigen die jetzt baden (Ende Mai und Anfang Junius) sind nur Fremde und, wie ich mir sagen ließ, auch nur Damen, vorzugsweise die kühnen, unternehmenden Engländerinnen.

Ich versuchte es auch, wurde aber von drei Bädern so aufgeregt, so nervös, daß ich nicht fortfahren konnte.

Die Italiener von heutzutage, im Gegensatz zu ihren großen Vorfahren, sind überhaupt keine Freunde vom Wasser. Waschen und Baden scheint ihnen eher Strafe als Erquickung und Bedürfniß zu seyn; dagegen setzen sie ihren Körper gern der Luft aus. Es wehete von Morgen eine sehr frische Brise, als ich nach den Bädern gieng, und die Männer welche bei dem Baue derselben beschäftigt waren, giengen sämmtlich, bis auf sehr wenige, ohne Kleider. Nur auf dem Kopf trugen sie die phrygische Mütze, die ihnen zugleich als Geldbeutel und Futteral für das Austernmesser dient.

Eine der romantischsten Staffagen des italienischen Stadt- und Landlebens bildet unstreitig der vielfach beladene und aufgeputzte Esel. Dieses mit so großem Unrecht im Rufe der Dummheit stehende Lastthier bringt große Abwechslung in die Genrebilder des täglichen Verkehrs. Dort kommt einer beladen mit lang herabhängenden Binsenkörben voll Zwiebeln und üppigem Grünkraut; Kohlköpfe von riesiger Art ragen hervor und stechen reizend ab von rothen Paradiesäpfeln. Die Körbe sind so tief und lang und so überreich gefüllt daß der Esel sie fast an der Erde schleppt. Am Schwanz dirigirt ihn sein Herr, läßt sich auch bisweilen von dem ohnehin schon beladenen Thiere noch ziehen. Wenigstens hält er sich gewöhnlich so fest an dem Schwanz an, daß erst der ausschreitende Esel ihn selbst zum Schreiten bewegt; dazu reißt er schreiend und brüllend, und seine lieblichen Waaren unlieblich ausbietend, einen Mund voll schöner Zähne bis an die Ohren auf, wird braunroth vor unnöthiger Anstrengung und kann im Geschrei nur von seinem Thier überstimmt werden.

Manche Esel tragen ein Brett, wie einen Tisch auf ihrem Rücken; Stücke ragen an den vier Ecken empor und daran hängen die ausgebotenen Zucker- oder Bäckerwaaren, Semmelringe, eine Art Bretzeln, auf dem beweglichen Tische selbst liegen Brode aufgethürmt, und an dem einen der Stücke hängt die Waage herab und schlägt dem armen Esel bei jedem Schritt in die Beine; deßhalb thut er auch so wenig Schritte als irgendmöglich und so vorsichtige, langsame. Die Waage ist übrigens noch immer dieselbe, wie vor 1800 Jahren und länger. Die in Pompeji ausgegrabenen Waagen haben, wie die von heutzutage in Italien nur ein Becken, das mit eleganten Ketten an einem eisernen Stabe hängt, an welchem sich die größern und kleinern Gewichte befinden, die durch Vor- und Rückwärtsschieben an die am Stabe befindlichen maßgebenden Striche das Gewicht bestimmen. Wo die Ketten am Stabe münden, sieht man an den ausgegrabenen Waagen bisweilen sehr schöne Bronzeverzierungen. War es eine zum Fleischwägen bestimmte, so deutete ein elegant gearbeiteter Thierkopf ihren Zweck an; andere haben den Kopf eines gerade zur Zeit ihrer Verfertigung regierenden Kaisers oder Consuls aufzuweisen, und stets von so sprechender Aehnlichkeit daß man sie sofort erkennt.

Doch ich kehre noch einmal zu den neapolitanischen Eseln zurück. Wenn sie Kartoffeln tragen, so pflanzt ihr Treiber einen blätterlosen, vielgezweigten Ast auf den beweglichen Tisch und spießt seine feilgebotenen Kartoffeln daran. Dazwischen ziert er den Ast mit rothen Läppchen, altem Flitterkram und weiß der ganzen Sache doch ein manierliches Aussehen zu geben. Der Esel selbst ist auch vielfach geputzt und verziert. Sein Geschirr strotzt von gelben Nägeln, Blechschildern, rothen Tuchfleckchen, Pelzverzierungen, Klingeln und was dgl. mehr ist.

Unangenehm berührte es mein Auge daß im Regno die Bauern sowohl als die Städter sich so häufig den Kopf rasiren. Kinder, selbst Mädchen sieht man auf diese Weise des schönen dunkeln Haarschmuckes beraubt; ich habe sehr wenig Männer mit natürlichen Locken gesehen, aber wenn sie diese trugen, war es ein höchst anmuthiger Anblick. Gestern besuchten wir den Fischmarkt. Um der Schönheit und Vielfarbigkeit, auch Vielförmigkeit der Fische willen, die hier zu sehen sind, hätte ich gewünscht nicht so empfindlich gegen den damit verbundenen unangenehmen Geruch zu seyn. Allein ich konnte nicht fünf Minuten aushalten; demungeachtet hatte ich Zeit genug, das lebendige Gold und Silber des Meeres in zahllosen Körben zu bewundern. Es ist wunderbar, wie die Fische der südlichen Meere glänzen und schillern; manche regten sich noch. Die armen werden ja nur durch Entziehung des Wassers, ihres Elementes, getödtet. Thunfische von mehr als Manneslänge lagen da. Ihr schönes, rothes, rindfleischartiges Fleisch schien sehr gesucht.

Der Fischmarkt soll mit Arkaden versehen werden, was sich zweifelsohne sehr schön ausnehmen wird. Allein bis jetzt stehen nur erst die Gerüste, und man versicherte uns daß diese schon sehr lange so stehen, ohne ihrer Vollendung auch nur um ein Haar näher gerückt worden zu seyn. Diese Langsamkeit bei den Bauten wird sehr getadelt, aber es hilft nichts. Auf dem Platz vor Villa Reale steht schon seit lange ein großer Bretterverschlag, der einen unvollendeten Brunnen birgt und den ganzen köstlichen Platz verunziert. Die Regierung hört die Klagen von Einheimischen und Fremden, aber sie baut ihn doch nicht aus.

(Schluß folgt.)

Petschili, der chinesische Hofkreis.

Innerhalb der Alpenlandschaften an der östlichen Abdachung des Himalaya, der Naturscheide zwischen dem Mittelreich und dem Brahmanenlande, in Junnan und Ssetschuen, in Kansu und Schensi springen mehrere Bergketten empor, die von Westen nach Osten ziehen, und China in drei große wellenförmige und über einander gethürmte, nur hie und da durch vereinzelte Höhen unterbrochene Ebenen, in eine südliche, mittlere und nördliche scheiden, welche sämmtlich zum Meer hin in Niederungen auslaufen. Verhältnißmäßig nur ein sehr kleiner Theil des großen Reiches, kaum 20,000 Geviertmeilen, kann zu den Tiefländern gerechnet werden. Es ist dieß das Land um den untern Lauf und das Mündungsgebiet des gelben Flusses und des Kiang. Das östliche Asien hat, die südlich der großen Mauer bis zum untern Lauf des gelben Flusses sich erstreckende abgerechnet, wenig große Flächen welche nicht von Hügelreihen durchzogen sind, weßhalb man hier neben dem ausgetrockneten Binnensee der Gobi keine unfruchtbaren Steppengegenden und Wüsten findet, wie dieß im Südwesten des Himalaya in Indien so häufig der Fall ist. Das Land erfreut sich in Folge seiner zahlreichen Hügel und Berge, welche selbst die mittleren Kreise des Reiches umgränzen und sich über die Uferlandschaften, wie Fokien, Tschekiang und Schantong erstrecken, einer großen Anzahl von Flüssen, deren Gewässer, durch künstliche Leitungen über das ganze Erdreich verbreitet, dem Boden außerordentliche Fruchtbarkeit verleihen, und ihn in den Stand setzen in gewöhnlichen Jahren die ungemein dichte Bevölkerung zu ernähren.

Der Meiling oder die Pflaumenkette, mehr gen Westen zu, auch Naniing, die Südkette genannt, trennt das südliche China, die Kreise Kuangtou, Kuangsi und Fokien von dem großen Flußgebiete des Kiang. Auf der nördlichen Seite des Stromes wird das mittlere China durch den Peling oder die Nordkette von dem Flußgebiet des Hoangho, von den Kreisen Honan, Schansi und Schantong geschieden. Mehrere Gipfel dieser Gebirgsketten, namentlich in den nordwestlichen Theilen des Reiches sind, wie wir aus der officiellen geographischen Beschreibung ersehen, jahraus, jahrein, mit Schnee bedeckt, und werden deßhalb Siueschan, Schneeberge oder Gletscher genannt. Es führt aber keine Gebirgsreihe, wie auf mehreren unserer Karten irrthümlich zu lesen ist, die Bezeichnung Schneekette.

Von Kuangtong, dem südlichsten Kreise des Reiches, zieht sich die Küste in nordöstlicher Richtung längs dem Weltmeer hin, welches von den Chinesen an den verschiedenen Uferlanden verschiedene Namen erhält. Der Theil welcher die Küsten der Kreise Kuangtong und Fokien bespült bis zur Inselgruppe Ponghu und Taiwan, heißt Meer des Südens, und der andere gegen Nordosten bis nach Schingking, dem Heimathland der Mandschu, wird im allgemeinen Meer des Ostens genannt. Der Theil von dem Mündungsgebiet des Hoangho wird, wegen des gelblichten Schlammes den die Ströme herbeiführen, noch besonders mit dem Namen gelbes Meer belegt. Von hier weiter bis zur nordöstlichen Gränze des Reiches jenseits des Amur zum ochozkischen oder lamutischen Busen führt auf den chinesischen Karten das Meer keinen eigenen Namen. Man sieht welch einer bedeutenden, an tausend geographische Meilen betragenden Küstenentwicklung das östliche Asien sich erfreut.

Im Norden des Reiches von dem Südrand der Gobi beginnend, erhebt sich die Berggruppe des Juschan, welche, wenn man

die höchsten Reihen dieses Sandmeeres für eine Fortsetzung des Himmelsgebirges gelten lassen will, als Absenker dieser großen Gebirgskette Mittelasiens betrachtet werden kann. Inschan, mit welchem Namen wir jetzt gewöhnlich die ganze, den Norden China's umsäumende Hügelgruppe belegen, ist auf älteren chinesischen Karten bloß die Bezeichnung eines einzelnen Berges, der dem Ende der Nordostbiegung des gelben Flusses gegenüberliegt, im Gegensatz nämlich zu einem weiter gegen Osten gerückten, welcher Jangschan genannt wird. Jang und In sind aber die beiden Principe, das männliche und das weibliche, wovon so viel in den philosophischen Schriften des Mittelreiches die Rede ist, und aus welchen diese mit leichter Mühe alle Dinge hienieden hervorgehen lassen. In den neueren geographischen Werken China's sucht man diesen Namen vergebens. Man spricht da wohl von einem Sischan oder Westberg, der sich im Westen der Hauptstadt erhebt, von einem Yuanschan oder Kesselberg, von einem Ta-fang-schan oder Palastberg [1] und vielen anderen einzelnen Bergen, welche sich nördlich des Residenzkreises und des gelben Flusses befänden, aber von keiner Bergkette; denn zu einer systematischen Auffassung und zu einer wissenschaftlichen Zusammenstellung des Einzelnen in ein wohlgeordnetes Ganze kann der zersplitternde Kleinigkeitssinn des Chinesen sich nicht erheben. Der Chinese hat niemals die einzelnen Berge und Berggruppen seines Landes zu einer einzigen Kette zusammengereiht und sie mit einem Namen bezeichnet. Die wir aufführten, haben dem wissenschaftlich-systematischen Geiste des Westens ihre Benennungen zu verdanken. Man könnte mit Recht erwarten daß die Angaben in den Staatshandbüchern des Mittelreiches die richtigsten, die genauesten wären; doch ist dieß, wie wir aus einigen auffallenden Beispielen ersehen, keineswegs immer der Fall. Man muß deßhalb die von westlichen Reisenden mitgetheilten Thatsachen, sowie die Resultate der Forschung wissenschaftlicher Geographen unaufhörlich zur Berichtigung und Ordnung der verwirrenden Einzelnheiten chinesischer Erdbeschreiber gebrauchen.

Die von Unkundigen so gepriesene Unveränderlichkeit des chinesischen Reiches bezieht sich bloß auf die leitenden Ideen, welche dem Cultursystem des Jao und Schun zu Grunde liegen; dieselbe Starrheit finden wir auch in den andern östlichen Cultursystemen, in dem Brahmanismus und Judenthum. In allen Aeußerlichkeiten der Eintheilung und Verwaltung des Landes, in allen bloß zufälligen Sitten und Gewohnheiten finden im Mittelreich nicht minder große Verschiedenheiten und wiederholte Abwechslungen statt, wie in den anderen civilisirten Staaten der Erde. Seit den frühesten Jahrhunderten der Geschichte ward China nach den Naturverhältnissen des Landes, nach dem Laufe der Flüsse und dem Zuge der Gebirge gesondert; es ist deßhalb unrichtig, von Provinzen des Mittelreiches zu sprechen, man kennt im Himmelshof bloß eine Departemental- oder Kreiseintheilung. Unter den drei ältesten Dynastien wurden die großentheils von natürlichen oder künstlichen Flüssen umzogenen Kreise Tscheou oder Inseln genannt. Im dritten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung hat Tschinschi das ganze Land in 36 Kiun oder Fürstenthümer eingetheilt, über welche, an die Stelle des früher erblichen Lehnadels, auf Ruf und Widerruf angestellte Statthalter gesetzt wurden. Unter der Juen- oder der Mongolendynastie sind diese Kreise Lu, Wege oder Territorien genannt worden, und erst unter der letzten einheimischen Dynastie, unter den Ming, ist die jetzige Benennung Seng, Inspectionen, allgemein in Gebrauch gekommen. Ebenso mannichfachen Veränderungen waren auch selbst die Namen der Städte, der Flüsse und Berge unterworfen, über welche die Chinesen selbst eigene Concordanzen verfertigen mußten, ohne welche die ältern historischen und geographischen Werke ganz unverständlich wären. Die Mandschu haben, während ihrer nun 200jährigen Herrschaft, sowohl die alten Besitzungen der ehemaligen einheimischen Dynastie der Ming, wie die durch sie selbst hinzugefügten Eroberungen mehrmals auf verschiedene Weise eingetheilt. Nach der neuesten administrativen Einrichtung zerfällt das Reich jetzt in 19 Kreise, worin, nach altchinesischer Sitte bürgerliche und Kriegsverwaltung völlig getrennt sind, dann in sechs Generalcommandantschaften, wo ein General (Tsiang-kiun) die oberste bürgerliche und Kriegsgewalt in sich vereinigt.

Dieß ist, um eine höchst bezeichnende Benennung dem aus ähnlichen Gründen entstandenen Verwaltungssysteme Karls des Großen zu entlehnen, in den eroberten, von Nichtchinesen bewohnten Markgrafschaften der Fall, welche von zahlreichen Barbaren umgeben sind, die immerdar auf eine Gelegenheit lauern des Raubes und der Plünderung wegen die Gränzen zu durchbrechen.

Die Städte dieser Kreise und Markgrafschaften sind ersten, zweiten, dritten und vierten Ranges (Fu, Ting, Tscheou, Hien); das herumliegende Land, die Schultheißen und Gemeindevorsteher der zahlreichen Dörfer und Weiler, hängen von den Beamten dieser Städte ab und stehen unter deren Aufsicht. Die Festungen, Burgen und Castelle, deren viele sind, stehen unter eigenen militärischen Commandanten, welche dem Kriegsministerium untergeordnet sind. An der Spitze der Verwaltung der Kreise sind Generalgouverneure und Generaldirectoren; das Steuerwesen und einige richterliche Functionen besorgt aber der Generalschatzmeister des Kreises. Es gibt außerdem Städte und Districte welche von eigenen selbständigen Beamten regiert werden, die unmittelbar unter den höchsten Behörden in der Hauptstadt stehen und deßhalb Tscheli oder unmittelbare Dependenzen genannt werden. Die Tscheli sind demnach von der Gewalt der ordentlichen Beamten befreit oder kreisunmittelbar.

Der Inschan sendet einige seiner Gruppen mitten durch die große Mauer hinab in das weite Flachland, aus welchem der Kreis Petscheli großentheils besteht, und bewirkt dadurch an einigen Punkten eine liebliche, erfrischende Abwechslung zwischen langgestreckten Ebenen und Berglandschaften. Andere Gruppen, welche wir von unsrem Standpunkte aus die östlichen, die Chinesen aber natürlich die westlichen nennen, umgeben den Kreis in der Form eines Halbmondes, die Gränze bildend zwischen den westlichen und südwestlichen Landschaften Schansi und Honan. Im Süden zieht sich Petscheli bis gen Schantong, wo der Tschangho oder Tschangfluß, auf andern Karten auch Weiho genannt, auf eine große Strecke die Gränze bildet, und im Osten bis zum Meer. Die nördlichen Districte des Kreises gehen bis zur großen Mauer und den Gebieten, wo die Mongolen in Nomadenweise herumziehen. Diese werden von den chinesischen Ethnographen, im Gegensatz nämlich zu den äußeren Mongolen jenseits der Wüste Gobi, die innern genannt. Die Berggruppen des Inschan liefern den schönsten Marmor, welcher, wie uns Hyakinth wenigstens versichert, an Weiße selbst dem parischen nicht nachsteht. Man findet hier grauen Granit, der zu Straßenpflaster und zu allerlei andern Steinarbeiten verwendet wird; schwarzen Schiefer, der zur Bedeckung der Dächer und Paläste dient, Kalk- und Schleifsteine, dann auch in Masse das sogenannte Bergmehl. Der größte Reichthum, wel-

[1] Taytsing Hoei-tien. Compend. Buch 10. Bl. 3.

chen diese Berggruppen darbieten, besteht aber bei den jetzigen Umständen unstreitig in einer großen Menge vortrefflicher Steinkohlen.

Die Steinkohlen dieser Gegenden des nördlichen China sind merkwürdig genug, so viel wir wissen die ersten welche als Brennmaterial in der Geschichte erwähnt werden. Es beschreibt sie bereits Marco Polo: „Aus den Bergen Kataja's," erzählt uns der treffliche Mann, „wird eine Gattung schwarzer Steine gebrochen, welche ins Feuer gelegt wie Holz brennen, und einmal im Brand das Feuer lange halten, so daß, wenn man sie des Abends anzündet, sie das Feuer die ganze Nacht über bewahren. Diese Steine machen, gleichwie andere Kohlen, nur anfangs, wenn sie angezündet werden, eine kleine Flamme, glühen dann fort und geben eine große Hitze von sich. Man hat zwar auch Brennholz genug in diesen Gegenden, doch reicht es nicht hin für die zahlreiche Bevölkerung." Zwei amphitheatralisch gebildete Berggruppen nordöstlich von Peking, auf den neuesten einheimischen Karten horizontale Wolken und Haarbüschel genannt, sollen namentlich diesen brennbaren Stoff in großen Massen enthalten.

In den südwestlichen und nordöstlichen Gebirgen sind die Quellen der Flüsse welche, die Ebene vielfach durchkreuzend, sich am Ende vereinigen und dann in den Golf von Petschelí sich ergießen. Es werden deren in der neuesten Ausgabe der officiellen Beschreibung des Reiches eine große Anzahl aufgeführt; sie sind aber sämmtlich, den Peho allein ausgenommen, bloße Küstenflüsse und nur von sehr geringer Bedeutung. Der Peho entspringt in einer romantischen Alpengegend, nach ihrer Hauptstadt Siuen-hoa Fu (37° 10′ nördl. Br. 1° 20′ 2″ westl. L. von Peking), Gemarkung der Fruchtbarkeit genannt. Unterhalb Peking liegt Siuenhoa in einem fruchtbaren Thale, ringsum mit Reisfeldern und Aeckern umgeben, wo allerlei Getreide-Arten, namentlich Gerste, in üppiger Fülle emporwachsen. Unfern der Quelle ist's der Drachenpfortebach, erst nach Vereinigung mit mehreren andern Gewässern erhält er den Namen Peho. Er fließt bei Peking, nimmt oberhalb und unterhalb Peking noch fünf Bäche auf und wird dann, eine gute Strecke unterhalb Peking, wo der große Canal, Junho Transportfluß im Chinesischen, mündet (0° 45′ westl. Länge von Peking, 39° 11′ nördl. Breite) Peiunho, der nördliche Transportfluß genannt. Nach chinesischen Angaben — in den europäischen Karten findet sich hievon keine Spur — theilt sich hier der Fluß in zwei Arme, von denen der eine nordöstlich gehend unter dem Namen Kienho in das Meer falle; der südöstliche aber vor Tientsin und Tschiku vorüberfließend, eilt ebenfalls dem Meer zu. Es ist der Fluß ohne Ebbe und Fluth, und zieht sich langsam fort in der Ebene; nur dann, wenn sich starke Regen und angeschwellte Bergwasser in ihn ergossen, eilt er reißenden Laufes dahin. Der weiße Fluß fließt in einer Entfernung von ungefähr zwei deutschen Meilen, nordöstlich der Hauptstadt vorüber, steht aber vermittelst eines Nebenflusses, Tong-hoei, vollkommene Vortrefflichkeit geheißen, mit ihm in Verbindung. Dieser Fluß entspringt zwei Meilen westlich von Peking am Fuß des Berges Jutsiuen (Jadequelle), nimmt eine südöstliche Richtung und geht durch die Hofburg des Himmelssohnes. Hier theilt er sich in zwei Arme, in den Goldwasserfluß (Kin-schui-ho) und den Jadefluß (Ju-ho), welche sich außerhalb der Hofburg wiederum vereinigen. Jetzt erst erhält der Fluß den Namen Tong-hoei, fließt in gerader Richtung gen Süden und mündet nördlich von Tongtscheou in den weißen Fluß. Ein Flußriegel, der sich meilenweit ins Meer erstreckt und beim Südwind von zwei bis drei Faden Wasser überzogen wird, erschwert die Einfahrt. Wenn der eisige, mit dichten gelben Sandwolken der mongolischen Haideländer geschwängerte Nordwind weht, und das Wasser weit hinaustreibt in die See, dann ist's ganz unmöglich, in den Peho einzulaufen. Aber schon nach einigen Tagen jagt der Südwind gewöhnlich zum Lande zurück, so daß dann große Kriegsschiffe in des Flusses Mündung einlaufen können, wie wir dieß aus Erfahrung wissen. Die Erzeugnisse der südlichen Kreise nach der Hauptstadt verführenden Canalschiffe gehen flußaufwärts bis zu einem Platz nach Tongtscheou, Durchfahrtsort geheißen, kaum zwei deutsche Meilen von Peking entfernt. Der Fluß hat dann nicht mehr Tiefe genug um schwere Frachtschiffe zu tragen. Die Nahrungsmittel und all die andern mannichfachen Stoffe aus dem Süden werden hier ausgeladen, und theils auf Booten, theils auf zweirädrigen Karren weiter gebracht zur „himmelgehorchenden Stadt." Es werden die Engländer mit leichter Mühe auf den flachen eisernen Dampfbooten, vermittelst welcher man ja vor kurzem den Euphrat aufwärts selbst über Bir hinausfuhr, nach Tongtscheou gelangen und alle Zufuhr von der Südostseite des Reiches abschneiden können. Ja es scheint keinem Zweifel unterworfen daß sie auf dieselbe Weise vermittelst des Nebenflusses Tong-hoei bis zu den Thoren der Hauptstadt gelangen werden. Von der Meeresküste bis zur Residenz des Himmelssohnes beträgt die Entfernung in gerader Richtung ungefähr 10 deutsche Meilen, zu Wasser den Peho aufwärts muß sie wenigstens nochmal so groß seyn.

Der nordwestliche Theil des Kreises bildet eine Berglandschaft, deren höchste Kuppen aller Cultur widerstreben und bloß von allerlei wilden Straucharten, der Feldkirsche, der Berberitze und dem wilden Weinstock umzogen sind, während in den dazwischenliegenden Thalgründen und auf den geringeren Anhöhen türkisches Korn und Reis in Fülle gebaut werden. Im Osten gegen das Meer zu besteht Petschelí aus fruchtbarem Alluvialboden und bildet eine mit Sorgfalt angebaute Fläche, die sich gegen das Meer zu immer mehr senkt. Es ist ein lombardischer Schuttboden, aus Lehm, Sand und Kies, von großen Wassern und Canälen, mit Gehölzen von Weiden, Pappeln, Cypressen, hohen Juniperusarten durchzogen, überall bebaut und mit Dörfern und Städten dicht gedrängt, die zwischen Baumgruppen und fruchtbaren Gärten versteckt liegen, mit Kunststraßen, Monumenten und Werken der Industrie versehen, welche die Nähe der Hauptstadt des größten Reiches verkünden. Man findet hier einige Gattungen Weizen, Hirse und andere Hülsenfrüchte, allerlei Rüben- und Gartengewächse, Trauben, Aepfel und Birnen. Thiere werden nicht viel gezogen wegen Mangels an Weideland. Kamele, Pferde, Hornvieh und Schafe kommen in Masse aus den Gegenden jenseits der großen Mauer, wo mongolische Nomadenhorden herumziehen und sich bloß mit Viehzucht beschäftigen; Maulthiere und Esel werden aus den westlichen Kreisen eingeführt. Enten und Hühner verschiedener Gattungen und Schweine zieht man aber in großer Menge; das Fleisch der letztern bildet die gewöhnliche Nahrung, und wird für sehr gut und gesund gehalten.

In der Temperatur finden rasche Uebergänge statt; sie wird durch die Lage und Beschaffenheit des Bodens mannichfach verändert. Es erstreckt sich der Kreis vom 35° bis 41° 25′ nördl. Br. Die Temperatur wird jedoch, wie auch sonst in Asien im Sommer um drei bis vier Grade höher und im Winter um ebenso viele niedriger gefunden, als unter den gleichen Breiten in Europa. In den niedrigen kaum 200 Fuß über den Meeresspiegel emporragenden und auf einigen Seiten von Bergen eingeschlossenen Ebenen fühlt man während der trockenen Sommermonate eine sehr beschwerliche Hitze, so daß das Thermometer gegen Mittag im

Schatten gewöhnlich 24—30 Grade zeigt, eine Hitze, deren Beschwerlichkeit durch seine Staubwolken, womit die Luft nicht selten geschwängert ist, noch erhöht wird. Dieser Staub ist der Gesundheit, namentlich den Augen sehr nachtheilig; man sucht sich durch Schleier und andere Vorrichtungen zu schützen. Dieß die Ursache der Kränklichkeit im mongolischen Lager vor Peking.

Zur Winterszeit wird es in Petscheli, weil der Boden viel Salz und Salpeter enthält, so kalt daß die Flüsse mit dickem Eis bedeckt werden, und zwar nicht bloß während der Monate December und Januar, sondern nicht selten auch im November und Februar. Es ist dieß aber eine trockene, gesunde und der Kriegführung förderliche Kälte; Regenwetter ist selten, und der Schnee bleibt kaum einige Tage lang liegen. Im Februar nimmt die Wärme merklich zu und steigt bis zum Juni, wo sie durch Regen gemildert wird. Im Juli folgen heftige Regengüsse. Die heiße, mit vieler Feuchtigkeit geschwängerte Luft wirkt ermüdend und erschlaffend in hohem Grade. Im August und September hört die feuchte Hitze auf; die Natur erwacht vom Sommerschlafe, Sträucher und Pflanzen beginnen zu blühen, und der Mensch freut sich des neuen Lebens. In ruhigen Zeiten sind dieß die Handelsmonate, wo eine Menge Schiffe und Boote in Tientsin zusammentreffen, dem größten Stapelplatze des Verkehrs im nordöstlichen Asien. Die herrliche Jahreszeit geht im October zu Ende. Mit des Winters Eintritt bläst ein starker Nordwestwind, der ganze Wolken gelben Staubes aus den mongolischen Steppen mit sich führt und des Reiches Hauptstadt gleichsam überschüttet. Hievon, und von der Lehmmasse welche die Flüsse hinabführen, hat der Ocean den Namen gelbes Meer erhalten.

Wegen Mangels an Culturfähigkeit vieler Strecken Landes gehört Petscheli, obgleich die Hauptstadt des Reiches sich hier befindet, zu den schwach bevölkerten Theilen des chinesischen Staates. Selbst diese Bevölkerung ist noch großentheils von der Zufuhr aus dem Süden, Norden und Westen abhängig. Es wohnen nämlich auf einem Flächenraum von ungefähr 11,000 geogr. Quadratmeilen, die nomadisirende mongolische Bevölkerung der Tschachar nicht mitgerechnet, an 28 Mill. Seelen, während in den deutschen Bundesstaaten, deren Flächenraum ungefähr ebenso groß ist wie der von Petscheli, 40 Millionen leben. Dieser Nordkreis enthält, gleichwie Schansi, einen kräftigen, arbeitsamen Menschenschlag, dem es ehemals nicht an Muth gebrach, wie die wiederholten blutigen Kämpfe gegen die tatarischen Völkerschaften zeigen. Noch jetzt scheint die Regierung mehr auf die Tapferkeit ihrer nördlichen Truppen diesseits und jenseits der großen Mauer zu zählen, als auf das verweichlichte Geschlecht in den mittleren und südlichen Kreisen. Obgleich in Petscheli die chinesische Schriftsprache (Kuanhoa) am reinsten gesprochen wird, so sind doch hier die Talente viel seltener als in den südöstlichen Kreisen, in Schantong, Kiangnan oder Nanking, wo der Hof Jahrhunderte lang residirte; die meisten großen Geister, deren sich die Literatur des Mittelreiches berühmt, sind in diesen Gegenden geboren und erzogen worden.

Außer den Mandschu-Truppen, deren acht Banner sich auf 160,000 Mann belaufen, und wovon wohl ein großer Theil in diesem Kreis stationirt ist, übersteigen die regelmäßigen Garnisonen an chinesischen Truppen kaum die mäßige Anzahl von 46,000 Mann. Der Hof dünkte sich in seiner Unwissenheit von der Seeseite her so sicher daß weder in dem Golf von Petscheli noch auf dem Peho eine Abtheilung der kaiserlichen Kriegsschiffe stationirt wurde. Die ganze Aufmerksamkeit der Regierung ward seit den ältesten Zeiten des Staates bloß gen Norden gerichtet, um den Andrang der tatarischen Völkerschaften, Mongolen, Türken und Tungusen zurückzuschlagen. Denn gleichwie Kimmerier und Teutonen immerdar sich bestrebten aus den nördlichen Gegenden Europa's gen Süden vorzudringen, um von dem Schweiß des cultivirten Südländers sich ernähren zu lassen, so drängten die im Müßiggang und Kriegen sich gefallenden Nomadenvölker des nördlichen Asiens hinab in die südlichen Reiche, China, Hindostan und Persien. Die Wälle und Schutzmauern, die See- und Landmacht, welche von den Chinesen, Römern und den Persern [1] gegen Tataren, Deutsche und Kaukasier errichtet wurden, vermochten den Andrang dieser wilden kriegerischen Horden, sobald es an moralischer und Körperkraft gebrach, nur auf kurze Zeit zurückzuhalten. Einzelne Theile der großen chinesischen Mauer waren bereits von den nördlichen Lehensfürsten, zu den Zeiten der großen chinesischen Dynastie der Tscheu auferbaut worden. Tsinschi Honangti, welcher den chinesischen Staat einigte und erweiterte, das Feudalwesen aufhob und an dessen Stelle eine administrative Verwaltung anordnete, hat auch diese einzelnen Mauersegmente im Jahr 244 vor unserer Zeitrechnung durch Ausfüllung der Zwischenräume zu einem Ganzen zusammengefügt, und nur da Raum gelassen wo die dichtesten Massen des Ingebirges schon hinlänglichen Schutz gewähren. Von dieser alten Mauer sind aber natürlich nur noch Ruinen und einzelne Trümmer vorhanden. Die jetzt bestehende ist viel jünger; sie ward erst in den Jahrhunderten der Mingdynastie errichtet.

Ammianus Marcellinus ist der erste Schriftsteller des Westens, welcher in seiner geschraubten halbbarbarischen Sprache dieses Riesenwerkes des Ostens Erwähnung macht. Der lange Wall von 10,000 Li, [2] wie die Bewohner des Mittelreiches die äußere große Mauer nennen, beginnt im District Sutschéu gen Westen (39° 45′ 40″ nördl. Br. 17° 21′ 30″ westl. L. von Peking) und zieht sich in nordöstlicher Richtung auf einer Strecke von neun deutschen Meilen bis zum Bach Tscharial, wo die Berge allein, in deren Pässen Castelle errichtet sind, zum Schutz dienen. Jenseits derselben beginnt die Mauer von neuem, und läuft dann, wiederholt von Berggruppen unterbrochen, in einer wellenförmigen Linie bis hin zur Berg- und Meerespforte (Schan-hai-kuan, 40° 2′ 30″ nördl. Br. 3° 22′ 6″ östl. L. von Peking), am östlichen Meere, auf der Gränze zwischen Petscheli und Schingking. Die westliche Hälfte der großen Mauer, vom gelben Flusse bis nach Sutschéu, ward zu den Zeiten der Mingdynastie ganz neu auferbaut und soll sich noch in ziemlich gutem Zustand befinden; die östliche, vom gelben Flusse bis zum Meer, ist aber jetzt großentheils eingestürzt und nur noch an einzelnen Stellen gut erhalten. Es bedurften nämlich die Mandschu, nachdem sie selbst die Herrschaft errungen hatten, natürlich keine Wälle mehr gegen ihre eigenen, mit Wohlthaten überhäuften Landsleute, und unterließen deßhalb alle Ausbesserungen. Die innere große Mauer, nördlich von Peking an dem Fuß des Bergrückens Taischan sich hinziehend, ward erst im 6ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung während der Herrschaft der Dynastien Juen-wei und Sui auferbaut, und befindet sich noch jetzt, da man an den schadhaften Stellen immer wiederum mit

[1] Die Mauer bei Derbend, welche bestimmt war die kaukasischen Völker von den Ländern Persiens und des byzantinischen Reiches abzuhalten, war im fünften und sechsten Jahrhundert bald von einer griechischen, bald von einer persischen oder armenischen Wache besetzt. Procop. de Bell. Pers. I. 10.

[2] Wen-li-tschang-tsching. Es gehen jetzt 200 Li auf einen geographischen Grad; demnach würde die Mauer sich in einer Länge von mehr als 50 Graden oder 750 geographischen Meilen erstrecken. Dieß ist aber, wie jedermann weiß, nicht der Fall; die Benennung „10,000 Li" ist nicht buchstäblich zu nehmen. Wen wird nämlich auch für alles Große, lange Dauernde gebraucht; so gebraucht man, um jemanden, namentlich dem Kaiser, langes Leben zu wünschen, den Ausdruck: Wen-sui, 10,000 Jahre.

neuem Mauerwerk nachhalf, in sehr gutem Zustand. So wenig aber ehemals diese Schutzwälle das Mittelreich vor der Verwüstung und der Herrschaft tatarischer Horden bewahrten, so wenig werden zu unsrer Zeit, trotz aller kriegerischen Anstrengungen, die tatarischen Gebieter ihre chinesischen und mongolischen Unterthanen sich der Oberherrlichkeit des Westens und dem umgestaltenden Einflusse seiner Cultur entziehen können.

Miscellen.

Der Luxus in der Türkei. Trotz der finanziellen Krisis, die seit Jahren in der Türkei herrscht und die Regierung in der Verwaltung des Staats schwächt und hemmt, wird doch dort im Großen und Kleinen ein Luxus getrieben, der keine Schranken kennt. Die Regierung selbst thut hierin hin und wieder ihr möglichstes, so daß man nicht begreift, wie sie dabei bestehen kann. Der Boden unter ihren Füßen, der ohnedieß in Folge von mancherlei Einwirkungen vulcanisch unterwühlt ist, wird immer morscher, und beginnt zu wanken und den Zusammensturz zu drohen. Die althergebrachten Sitten verschwinden; die Furcht früherer, selbst religiöser Vorurtheile ist überwunden. In Pera, jenem bevorzugten Stadttheile Konstantinopels, wo bis vor kurzem nur Häuser aus Holz existirten, weil bei den immer und unaufhörlich drohenden Erdbeben Holzbauten größere Sicherheit darboten, baut man jetzt fortwährend Häuser von Steinen. Boten dagegen die bisherigen Holzgebäude bei den immerwährenden Feuersbrünsten die größte Unsicherheit dar, und schwebte man deßhalb in fortwährender Gefahr, so war man bisher auch klug genug, das Innere der Wohnungen nur höchst einfach auszustatten. Jetzt stattet man aber die Steinhäuser mit einem Luxus aus, der alle Gränzen überschreitet und der immer mehr überhand nimmt. Der Hang des schönen Geschlechts zu Putz und äußerm Glanz ist auf die Spitze getrieben. Der weibliche Scharfsinn zur Hebung, wenn nicht vielleicht zur Verunstaltung, natürlicher Schönheit zeigt sich auch dort in hohem Grade erfinderisch. Und namentlich offenbart sich dieß alles auch in den Mittelclassen des Volks, und es läßt deren Ruin mit Sicherheit voraussetzen. Die Verschwendung ist auf der höchsten Stufe des Unsinns angelangt, und die Sache wird dadurch nicht besser daß dieses Ueberhandnehmen des Luxus seinen hauptsächlichen Grund keineswegs in den Neigungen der Männer hat. Die Frau gibt dort den Ton an, und nur um so tiefer sitzt der um sich fressende Krebsschaden, nur umsomehr zehrt diese schlimme Krankheit, dieses verderbliche Gift am Marke des Familienhauptes, welches in seinem Kampf dagegen fast immer der schlauen Taktik der Frau unterliegt. Das alles reagirt auf das empfindlichste auf das ganze Leben der Familie und auf deren Wohlstand. Die nämlichen Ursachen führten einst in der alten Welt den Untergang der Stadt der Sybariten und Kolophons, sowie das Unglück Korinths und Athens herbei. Aehnlich war es im alten Rom zur Zeit der sinkenden Republik und der immermehr schwindenden republicanischen Einfachheit und der republicanischen Tugenden. Vergeblich bekämpfte der alte Cato den Luxus der putzliebenden römischen Frauen und wollte ihm durch Gesetze steuern. Aber die Sitten waren schlaff geworden und die immermehr überhandnehmende Charakter- und Sittenlosigkeit des römischen Volks untergrub die festen Säulen des römischen Staats. Die Türken sind nie von der eisernen Consequenz und festen Energie der alten Römer gewesen, und am allerwenigsten sind sie dieß in unseren Zeiten.

Großbritanniens Ausfuhr im Jahr 1857 erreichte den unerhörten Werth von 122,155,237 Pfd. St. Da man nur allzu oft Irrthümern in Bezug auf den brittischen Handel und brittische Handelspolitik begegnet, so ist es nothwendig die große Ziffer in ihre einzelnen Bestandtheile zu zerlegen. Von jenen Werthen giengen 85 Mill. nach fremden Staaten und 37 Mill., also nicht ganz der dritte Theil, nach den Colonien und zwar nach Ostindien 11,^{6} oder, wenn man Ceylon mit einrechnet, 12,^{2} Mill., also 10 Proc. der Gesammtausfuhr. Fast eben so viel wurde nach den australischen Besitzungen, nämlich 11,^{6} Mill. abgesetzt, aber 4,^{3} Mill. nur nach Canada, 1,^{8} nach den westindischen Inseln, 1,^{7} nach den Ländern am Cap, der Rest (lauter geringfügige Posten) nach den übrigen Besitzungen. Unter den fremden Ländern nehmen die Vereinigten Staaten mit Californien 19,^{2} Mill. den höchsten Rang ein, denn sie verzehren noch ein halbmal so viel brittische Güter als Ostindien. Hierauf folgt Deutschland mit 13,^{1} Mill. (wovon 9,^{6} Mill. von den Hansestädten eingeführt wurden), also immer noch mehr als Ostindien. Holland wird mit 6,^{4}, Frankreich mit 6,^{3}, Brasilien mit 5,^{4}, die Türkei incl. Syrien und Donaufürstenthümer mit 4,^{0} und excl. Aegyptens mit 1,^{9}, China incl. Hongkong mit 2,^{5}, Rußland mit 3,^{1}, Spanien mit 2,^{0}, Portugal mit 1,^{6}, Italien und Oesterreich mit 4,^{7}, Buenos Ayres mit 1,^{3}, Chili mit 1,^{5}, Peru mit 1,^{2} Mill. aufgeführt. Alle übrigen Länder fallen unter eine Mill. der Werthangaben.

Goldausbeute Australiens. Mit der letzten Post aus Melbourne sind Nachrichten über den Umfang der Goldausbeute Australiens im Laufe des letzten Jahres eingetroffen. Demnach betrug bisher die Ausbeute

1851	126,000	Unzen
1852	1,750,000	„
1853	2,475,000	„
1854	2,360,000	„
1855	3,230,000	„
1856	3,613,000	„
1857	3,033,000	„

Die Unze Gold stellt einen Werth dar von 46½ fl. oder genauer 3 Pfd. St. 17 Sh. 10½ d. Zwar betrugen die Verschiffungen 1857 nur 2,757,047 Unzen, man pflegt aber die gesammte Goldausbeute durch Zuschlag von 10 Proc. für die nicht ausgeführte und bei der Ausfuhr nicht declarirte Ausbeute zu ermitteln. Obige Ziffern geben nur die Production von Victoria. Die von Neu-Süd-Wales ist unbekannt, allein sie war überhaupt nur im Jahr 1852 bedeutend, wo sie sich auf 1,028,000 Unzen belief, dann aber von Jahr zu Jahr bis auf 100,000 Unzen (1856) sank.

Freelings australische Expedition. Das Athenäum enthält folgendes Schreiben des Capitän Freeling, d.d. Adelaide, 23 Oct. 1857. Es lautet: „Mein lieber ***! Sie wissen aus — 's Brief daß die Ursache meines Stillschweigens in meiner Abwesenheit auf einer Forschungsreise nach dem Norden gelegen, von der

ich jetzt gesund und wohlbehalten zurückgekehrt bin. Wären die Erwartungen der Leute in Betreff eines schiffbaren Binnenmeers erfüllt worden, so würde die Expedition nicht ohne Gefahr gewesen seyn, da die Fahrt in offenem Boot auf unbekannten Gewässern natürlicherweise ein ängstliches Geschäft ist. Wie sich die Sache indeß gewendet, gab es kein Wasser auf welchem ein Boot schwimmen konnte, und daher war mein Ausflug ein ergebnißloser und die Ursache großer getäuschter Erwartungen sowohl für mich als für die Bewohner Adelaide's, welche geglaubt hatten es gebe im Norden von ihnen ein herrliches Land, dessen Besetzung unsägliche Reichthümer in ihre Koffer bringen werde. Ich war mehr als zwei Monate abwesend; während dieser Zeit hatte ich wohl tausend (engl.) Meilen durchwandert, und ich glaube daß es in der ganzen Welt kein anderes Land gibt wo man auf ähnlichem Raum so viel unfruchtbaren Boden findet wie hier: es ist wahrhaft wundervoll nicht nur die Steinmassen welche wie auf einer neu-macadamisirten Straße Hügel und Ebenen bedecken, sondern auch den völligen Grasmangel an Plätzen zu sehen wo die Steine nicht so dicht gesäet neben einander liegen. Allein diese trostlose Unfruchtbarkeit erklärt sich dadurch daß zur Beförderung des Pflanzenwuchses nur wenig Regen fällt. Hin und wieder, wie im März dieses Jahrs, tritt ein außerordentlicher Regenfall ein; dann ergießt sich aus den Creeks eine erstaunliche Wassermenge herab, welche alle Ländereien in der Nachbarschaft überschwemmt und sich gelegentlich über eine weite nur schwach eingesenkte Ebene verbreitet, die dann das Aussehen eines großen Binnenmeers gewinnt. Man mache einmal wie ich die Probe, gehe drei Meilen in dieselbe hinein, und man wird dann ihren wahren Charakter kennen lernen, und im Stande seyn aufs bestimmteste zu behaupten daß es keiner langen Sommerhitze bedarf bis alles Wasser verdünstet ist. Ich kam durch eine Menge malerischer Landstriche. Die Hügel waren stellenweise sehr steil und felsig, und da der Winter eben erst verschwunden war, so stieß man um sie her hin und wieder auf grasbewachsene Plätze, die aber, trotz der noch so wenig vorgerückten Jahreszeit, unter der glühenden Hitze der Sonnenstrahlen bereits ein halbversengtes Ansehen darboten. Während des letzten Theils unserer Hinausreise waren wir von einigen Eingebornen begleitet, ächten Kindern der Natur, die uns einige nützliche Kunde über das Land mittheilten. Nur einmal wurde die Ruhe und das Anstandsgefühl in unserm Lager gestört: ein Mann nämlich prügelte eines Nachts seine Lubra (Frau), dem Geschrei nach zu schließen das sich aus dem Lagerplatz derselben erhob, anscheinend auf die unbarmherzigste Weise. Da man sich jedoch nicht wohl in die Händel zwischen Mann und Weib einmischen kann, so ließen wir sie ihren Strauß selbst ausfechten, und am nächsten Morgen schien die junge Dame keineswegs erbost darüber, sondern erzählte den Kampf mit großer Heiterkeit."

*

Neueste Nachrichten über Dr. Vogel. Petermanns geogr. Mittheilungen bringen Briefe von Baron Neimans aus Alexandria (20 Nov. 1857) über die Ergebnisse seiner vorläufigen Nachforschungen nach Dr. Vogel. Der wackere Reisende hatte den glücklichen Gedanken als Hadschi (Pilgrim) verkleidet sich nach Dschidda zu begeben, dem Hafenplatz Mecca's, durch welchen alle Pilger des Sudan ziehen müssen, und dort die Leute, welche aus Centralafrika kamen, nach dem Landsmann auszufragen. Er bemerkt: „Die erste Nachricht erhielt ich von Schech Abdullah Auwad. Dieser, etwa 25 Meilen südlich von Wara aus dem Tribus der Masselit, hatte von den Reisen des Christen Abd-el-Wahed (so nannte er Vogel) am Fittre-See, Medogo, Wadai und schließlich von seiner Ankunft in Wara beim Sultan Scheriff gehört. Die Zeit dieser Ankunft versetzte er in den Monat Nov. (?) Dort soll Abd-el-Wahed in der Stadt Wara gewohnt und in zahlreichen Ausflügen nach der Umgegend das ganze Land „aufgeschrieben" haben. Unweit der Stadt befinde sich ein heiliger Berg, welchen nur der Sultan das Recht habe zu besteigen; auch das unterhalb desselben liegende Gebiet sey nur für große Schechs zugänglich, und kein anderer Landeseingeborner dürfe dasselbe betreten. In (?) und um sey Vogel oftmals und lange, ungehorsam den Warnungen (?), herumgegangen, und habe hiedurch das Mißtrauen der Wächter erweckt, welche ihn eines Tages in der Nähe desselben überfallen, gefangen und seitdem in Ketten geworfen hätten. Eine Tödtung desselben soll nicht erfolgt seyn." Zwei Neger aus Wadai bestätigten diese Mittheilung, und fügten wie alle andern Zeugen hinzu, der Sultan Scheriff sey ein harter geiziger Mann. In Cairo traf Hr. v. Neimans einen intelligenten Afrikaner, Seid Muhammed aus Timbuctu, der über Barths und Vogels Reisen genau unterrichtet und selbst bis Darfur vorgedrungen war. Seine Mittheilungen bestätigten die Aussage des Schech Abdullah. Er bezeichnete den sogenannten „heiligen Berg" mit dem Namen Dschebel-it-Orlat. Auf der Spitze desselben befindet sich eine große Gupa mit weiß übertünchten Steinen, um welche herum drei kleinere Gebäude derselben Art erbaut sind. Der Berg und die Gupa, stets unbewohnt, werden nur bei einem Thronwechsel von dem neuen Sultan erstiegen, welcher dort eine bestimmte Anzahl von Stunden bis zum Aufgang oder Untergang eines gewissen Gestirnes zuzubringen hat, um dann herabzusteigen und in feierlichem Geleite in die Stadt Wara zurückzukehren und als rechtmäßiger Herrscher bewillkommt zu werden. Niemand außer ihm hat jemals das Innere der geheiligten Gupa gesehen, und nur drei gewisse Schechs besitzen die Schlüssel zu den kleinen Gebäuden. Auch Seid Muhammed schildert den Sultan von Wadai als habsüchtig, und Neimans vermuthet daher nicht mit Unrecht daß der Scheriff schwerlich einen Mann getödtet haben werde, für den er von England ein hohes Lösegeld über Tunis oder Tripolis erhalten konnte. In der Voraussicht daß Vogel nur gefangen gehalten werde, wie Barth ja auch in Baghirmi lange gefangen saß, will der treffliche Neimans ihn jetzt aufsuchen. „Ich werde, schließt er seinen Brief, im Laufe des Monats December Cairo verlassen, um über Chartum die Gränze Darfurs zu erreichen. Mein eifrigstes Bestreben wird seyn möglichst bald an die Westgränze dieses Reiches zu gelangen, um dort über Vogel etwas bestimmtes zu erfahren. Lebt er noch, so bin ich fest entschlossen, die Chance welche ein Eindringen dem vom Aegypten Kommenden bietet, à tout prix zu benutzen und alles zu wagen um mich mit ihm in Verbindung zu setzen. So Gott will, werden die in meiner Reiseausrüstung befindlichen reichen Geschenke hinreichen den Sinn des habsüchtigen Herrschers von Wadai zu befriedigen, und kein Opfer soll mir zu groß seyn. Meine Abreise von Cairo ist unmittelbar nach den Weihnachtstagen festgesetzt. Meine astronomischen und physikalischen Instrumente haben sich auf meinen jüngsten Reisen vortrefflich bewährt, und so Gott mich beschützt, hoffe ich bald von einem Lande Nachrichten zu schicken, in welches bis jetzt kein europäischer Fuß gedrungen ist. Die heißen Sommermonate gedenke ich in den Gebirgen von Darfur zu überstehen."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 13. 26 März 1858.

Die europäischen Spielbanken.

(Aus Chambers's Journal.)

Obgleich Paris einen größern Reichthum an „Lebenswasser" (Branntwein) als an mineralischen Quellen besitzt, und mehr „Frömmigkeitsberge" (Pfandhäuser) als malerische Hügel hat, zeichnete es sich früher doch vor allen andern Städten durch seine Spieltempel aus, und zahlte alljährlich für Erlaubnißscheine dieser Art zwei Millionen Francs an die Regierung; jetzt aber hat es in Folge des Einschreitens der Gesetzgebung diese hohe Stellung in der Spielwelt verloren, und seine „Salons" haben sich in die gefährliche Dunkelheit der Londoner Höllen zurückgezogen. Einer oder zwei andere Plätze sind ebenfalls von der Liste gestrichen, auf der jetzt hauptsächlich noch Baden-Baden, Wiesbaden, Homburg, Ems, Spa, Genf und Monaco stehen.

Baden-Baden bezahlt eine Jahreslicenz von 300,000 Francs. Der gegenwärtige Pachtvertrag ist, von 1854 an gerechnet, auf siebenzehn Jahre festgesetzt; nach Verfluß von acht Jahren können die Spielunternehmer den Vertrag entweder auf dieselben Bedingungen oder zu einer höhern Pachtsumme erneuern. In vier Jahren also werden die Banquiers die Wahl haben ihren Pacht entweder aufzugeben, oder ihn einer vielleicht beträchtlichen Erhöhung der Licenz zu unterstellen. Diese große Geldsumme fällt indeß nicht in die Taschen der Regierung, sondern wird von einem eigens aufgestellten Bade-Commissär zu Verschönerungen der Stadt, die schon jetzt ein wahres Paradies ist, verwendet. Die sieben minder wichtigen badischen Bäder erhalten davon nur 50,000 Fr., so daß für Baden-Baden der Löwenantheil bleibt. Außer der Licenz sind auch die übrigen Ausgaben sehr bedeutend, und belaufen sich in ihrer Gesammtsumme auf 700,000 Fr.; dessen ungeachtet aber betrug der reine Nutzen der letzten Saison über zwei Millionen. Auch ist keine Aussicht vorhanden daß sich diese Summe für die künftigen Jahre vermindere, so lange die Stadt ein Mode-Badeplatz bleibt; denn eine sonderbare Clausel in dem Vertrage nimmt Baden-Baden selbst gegen die Wirkungen seiner eigenen Gerechtigkeit oder Hochherzigkeit in Schutz, indem sie ihm verbietet auf eines seiner beiden Zeros mit denen das Roulette-Spiel gespielt wird, oder auf das refait, wie man's nennt, von Rouge et Noir, zu verzichten. Andererseits ist es nicht gestattet allzu geschäftssüchtig zu seyn, indem die Tische für jetzt auf drei, nämlich einen für Rouge et Noir und zwei für Roulette, beschränkt sind.

Obiges ist die Speculation eines Privatmanns, wogegen die Tische in Wiesbaden und Ems einer Actien-Gesellschaft angehören. Sie bezahlt für die doppelte Licenz 115,000 fl., soll aber, wie verlautet, geneigt seyn 100,000 fl. mehr zu bieten, wenn man ihr erlaube die Spielräume auch während der Wintermonate zu öffnen. Die Ausgaben dieser Gesellschaft werden für die Saison auf 750,000 Fr. geschätzt, und dennoch wurde bei der letzten Gewinntheilung eine Dividende festgesetzt von welcher eine jede der 25,000 Actien 49 Fr. 30 C. trafen. Dieß zeigt einen reinen Gewinn von 1,232,500 Fr. für die Saison! Frhr. v. Wellens, der Gerant oder Geschäftsführer der Gesellschaft, erhält für seine „geschickten Dienste," anstatt einer Besoldung, 5 Procent von diesen Gewinnsten — eine Vergünstigung welche ein sehr respectables Einkommen von 61,625 Fr. oder etwa 28,700 fl. ausmacht. Da diese Summe, für eine sechsmonatliche Arbeit den Gehalten sämmtlicher Minister des Herzogs von Nassau für ein Jahr mehr als gleich ist, so hat dieß einiges Aufsehen erregt, und in der letzten, zur Abhörung des Rechenschaftsberichts berufenen Versammlung erklärte ein Actieninhaber, der erstaunt und aufgebracht war über die Ankündigung einer so großen Belohnung, diese Belohnung für absolut „scandalös." In Wiesbaden gibt es 2 Tische für Roulette, und 2 für Rouge et Noir; in Ems einen für Roulette und einen für Rouge et Noir.

Homburg bezahlt eine Licenz von 50,000 fl., wofür es ihm frei steht die Tische das ganze Jahr hindurch offen zu halten. Der Pacht ist auf fünfundfünfzig Jahre festgesetzt, von welchen sechzehn verflossen sind; die Kosten sämmtlicher Gebäude, Verschönerungen und Verbesserungen müssen von der Gesellschaft bestritten werden. Das Capital ist in 10,000 Actien getheilt, welche für die letzte Saison (bloß den Sommer) eine Dividende von 53 Fr. per Actie erhielten, was einen Gesammtgewinn von mehr als einer halben Million Fr. gibt. Der Eigenthümer von mehr als der Hälfte dieser Actien ist ein einziger Mann, Hr. Blanc, der Geschäftsführer. Es sind fünf Tische vorhanden, drei für Roulette und zwei für Rouge et Noir; bemerkenswerth ist dabei daß das Spiel nur mit Einem Zero gespielt wird. Dieß afficirt Sätze von weniger als 500 fl. nicht, sondern stellt immerhin ein gewisses Gleich-

gewicht zwischen den Chancen der Spieler und der Bank her; im nächsten April aber soll, wie es bei allen andern Tischen üblich, das zweite Zero beigefügt werden.

Spa hat seit der Unterdrückung der Spieltische in Aachen blühende Geschäfte gemacht. Die Gesellschaft warf 150,000 Fr. für allgemeine Verschönerungskosten aus, und theilt dann die Spolien mit dem Staate. Die letztjährigen Gewinnste haben mehr als eine Million Francs betragen. Es ist nur ein Tisch für Roulette und einer für Rouge et Noir vorhanden.

Genf, wie Spa, bezahlt keine Licenz, hat aber, ungleich Spa, keine Verbindung mit der Regierung. Obgleich sie indeß Feinde im Staatsrath besitzt, hat die Gesellschaft ihren Wohnsitz doch in der Privatbehausung des Präsidenten des Raths selbst aufgeschlagen, und ihm dafür eine Rente von 25,000 Fr. bewilligt. Die allgemeinen Unkosten belaufen sich hier auf ungefähr 125,000 Fr., die reinen Gewinnste auf 300,000 Fr.; allein dieß ist nichts gegen die Zukunft dieser Gesellschaft, wenn sie nur über die Feindschaft im Staatsrath siegen und die Erlaubniß erwirken kann die Tische offen zu halten bis die Genf-Lyoner Eisenbahn, die binnen kurzem vollendet seyn dürfte, der Bank neue Schätze zuführt. (Die Bahn ist jetzt eröffnet.) In der Hoffnung auf diese glückliche Zeit hat der Geschäftsführer, nach dem Beispiel der Autokraten der Oper, kürzlich einen Ausflug zu den andern Spieltempeln gemacht um seinen Stab zu recrutiren, und bereits einen der besten Croupiers von Homburg um eine fabelhafte Summe in seine Dienste genommen.

In Monaco gibt die Gesellschaft dem Fürsten ein Viertel des Gewinns, und gewährleistet ihm 25,000 Fr. als das Minimum. In diesem Jahr sollen ihre Einnahmen (etwa 60,000 Fr.) geringer gewesen seyn als ihre Ausgaben; allein trotzdem sind, obwohl Sardinien die Sache mit ungünstigem Auge betrachtet, die Aussichten Monaco's gut, da nach und nach eine Verzweigung von Eisenbahnen es wie das Netz einer Spinne umziehen wird. Dieß ist, wie man glaubt, das einzige Beispiel daß der regierende Fürst ein persönlich betheiligter Director der Bank ist.

Werfen wir einen Blick auf obige Darstellung, so finden wir daß das Halbdutzend von uns aufgezählter Banken in einer einzigen Saison — Gewinn und Ausgaben zusammengerechnet — im Spiel sieben Millionen Francs gewonnen haben muß. Diese außerordentliche Thatsache aber darf nicht als etwas besonderes für das gegenwärtige Jahr betrachtet werden: es ist wahrscheinlich nichts mehr und nichts weniger als der durchschnittliche Jahresertrag um welchen sich die Besucher dieser Spielplätze scheeren ließen. Wer jedoch sind diese Besucher? Unsere Leser werden vielleicht denken daß sie aus der Masse von Touristen bestehen welche da und dort, ohne viel Kopfzerbrechens, eine Handvoll Fünffrankstücke oder einige Napoleond'or wegwerfen. Dem ist indeß nicht so: die wichtigsten der Opfer sind vielmehr solche die sich selbst zur Schlachtbank liefern; die federigsten der Tauben sind die sachkundigen, welche, nach reifem Studium der „Lehre von den Chancen," alljährlich aus England, Frankreich, Deutschland, Rußland und Amerika zu dem eingestandenen Zwecke — um ihre eigenen Werte zu gebrauchen — herbeiströmen, dem Hrn. Frhrn. v. Wellens eine Lehre zu geben, Hrn. Benazet den Glanz zu benehmen, und Hrn. Blanc aufs Trockene zu setzen!

Skizzen aus dem socialen Leben in den Vereinigten Staaten.

II. Aerzte und Sanitätswesen.

Wie ich schon bei Besprechung der freien Presse erwähnte, enthalten die Zeitungen der Vereinigten Staaten ganze Spalten voll Anpreisungen neu entdeckter Patent-Medicinen. Der Leser dieser Anzeigen erfährt zu seinem Erstaunen daß eine Zahl großartiger Fabriken hier zu Lande existirt, in welchen unfehlbare Heilmittel gegen alle bekannten und unbekannten Leiden des menschlichen Körpers fabricirt werden. Vierspännige Wägen mit Mixturen und Pulvern aus jenen Fabriken durchziehen das Land; die Eckhäuser der besuchtern Straßen in den großen Städten sind mit den Namen der Patent-Medicinen versehen; in Wirthshäusern, Kaufgewölben, Biersalons, Billardstuben, Eisenbahnwägen, Omnibus und auf Dampfschiffen trifft man prachtvoll gedruckte Karten, auf denen in goldenen und silbernen Buchstaben die Universalmittel prangen welche von den ungezügelten Geistern amerikanischer Denker erforscht, erdacht und mit Aufwand immenser Summen fabricirt wurden, jetzt aber dem Publicum zu einem wahren Spottpreise angeboten werden. Es folgen nun die Krankheiten welche von diesen Wundermitteln geheilt werden, und der Leser bereichert seine Kenntniß der Fremdwörter um ein erkleckliches, wenn er nur diejenigen Krankheiten behält welche allein von der Great Russian Remedy geheilt werden. Dieses aus Terpentinöl, Salz und Pfeffer bestehende Elixir wurde zur Zeit des Krieges der Westmächte gegen Rußland erfunden. Amerika, der Hort republikanischer Freiheit, war antienglisch, anti-französisch, anti-österreichisch, anti-türkisch, aber prorussisch. Es mußten zu einer solchen Zeit die Heilmittel auch russisch seyn, und so entstand das Great Russian Remedy.

Wenn man die große Zahl von Großhandlungshäusern in Erwägung zieht welche ausschließlich mit diesen Wundermitteln handeln, und wenn man ferner die enormen Quantitäten von Flaschen und Schachteln beobachtet welche durch das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten verkauft werden, so kann man sich des Glaubens kaum erwehren daß die ganze Nation vom gelben Fieber oder sonstiger verwüstender Pestkrankheit heimgesucht sey. Die Consumtion der Arzneimittel geht hier ins Große.

Was ist aber der Grund dieser enormen Medicinbereitung und Vertilgung? Das Klima ist zwar kein stetes und regelmäßiges zu nennen, der Wechsel in der Temperatur ist zu plötzlich, um ohne Nachtheil auf die Gesundheit der Menschen seyn zu können; Sümpfe und ungelichtete Wälder verbreiten Miasmen, der Mangel an Quellwasser übt schädlichen Einfluß — aber es ist doch durch Millionen Beispiele bewiesen daß eine geregelte Lebensweise, Reinlichkeit und mäßiger Genuß stimulirender Getränke und Gewürze hinreichen um den Bewohner Nordamerika's gesund und frisch zu erhalten, und ihm ein hohes Alter zu sichern. Wir sehen uns daher gezwungen den übermäßigen Verbrauch der Medicinen und Heilmittel als eine Folge des ungeregelten Lebenswandels der amerikanischen Bevölkerung zu betrachten, und um dem geneigten Leser Gelegenheit zu geben über die Zulässigkeit dieser Annahme zu urtheilen, wollen wir die Diät und Lebensweise eines Amerikaners von Jugend auf schildern. Wir werden auch hierin den Mittelweg

einschlagen, und uns weder zu Uebertreibungen noch zu Beschönigungen verleiten lassen.

Das amerikanische Kind bekommt schon in der zartesten Jugend Wein, Whiskey, Früchte, Fleisch und heiße Biscuits. Es wird nicht gebadet, sondern gelegentlich gewaschen, kalte Waschungen gelten für schädlich und werden ängstlich gemieden. Hat das Kind unter dieser Behandlung sein zweites Jahr erreicht, so wird es als geborgen betrachtet. Eine große Zahl von Kindern stirbt hier im zweiten Jahre an einer bösartigen Diarrhöe — hier summercomplaint genannt. Die dagegen angewendeten Mittel sind Calomel, Rhabarber, Chinin. Die Wundermittel enthalten den unvermeidlichen Zusatz von rothem Pfeffer. Das Kind wird sich jetzt allmählich selbst überlassen, genießt Speck, Kaffee, Thee, Melasses und heiße Biscuits in beliebigen Quantitäten. Diese heißen Biscuits, sind, wie es der Name schon andeutet, Zwiebacke, sie werden in der Küche gebacken während das Mahl eingenommen wird, und sowie eine Partie fertig gebacken ist, wird sie mit dem Ausruf „hot biscuits" präsentirt. Künstler im Genuß dieses Backwerks werfen einen Klumpen Butter auf die Mitte des Zwiebacks, und schieben ihn dann mit dem Messer in den Mund. Es muß große Uebung dazu gehören, diese brennend heißen Küchenproducte im Munde zu behalten. Wie sich aber der Magen daran gewöhnen kann, sie bei sich aufzunehmen, ist mir ein unlösliches Problem. In wohlhabenden Familien werden die heißen Bissen mit Eiswasser oder Eismilch hinabgespült, doch dieß ist ein Luxus, der nur in Städten getrieben werden kann. Neben dem heißen Biscuit bildet das heiße Maisbrod eine große Delicatesse und tägliche Nahrung der Amerikaner. Es ist ein glühender Kleister, äußerlich mit einer gerösteten Kruste umgeben.

Das Kind hat alle diese Angriffe auf seine Gesundheit überstanden und tritt jetzt in das Stadium, wo der Knabe Tabak kauen und einen Schnaps nehmen, das Mädchen aber im Schaukelstuhl sitzen darf; sie verläßt diesen nicht eher, als bis sie sich verheirathet, was im 15ten und 16ten Jahre geschieht. Der Knabe reitet umher, besucht abwechselnd die Schule, arbeitet im Felde und benimmt sich mit zehn Jahren vollkommen wie ein Alter. Er hat seine Büchse, speculirt, wird Sir genannt, hat sein Reitpferd und keine Spur von kindlichem Wesen mehr an sich.

Zum Jüngling und Mann herangewachsen lebt er, je nachdem seine Verhältnisse es gestatten, viel und gern im Weinsalon oder in der Whiskeykneipe und verspuckt unter allen Verhältnissen einen großen Theil des zur Verdauung so unentbehrlichen Speichels. Der Verbrauch von Kautabak ist hier so groß, die Folgen davon sind so zerstörend daß man Augenzeuge gewesen seyn muß um sich einen richtigen Begriff davon machen zu können.

Zu alle diesem kommen nun die Patent-Medicinen — und was fast noch schlimmer ist — die amerikanischen Aerzte.

Der gewöhnliche Weg den ein Doctor hier einschlägt um sich das Diplom zu erwerben, ist folgender. Ein junger Mensch fühlt in sich keinen Beruf Landmann oder Kaufmann zu seyn, und beschließt Doctor zu werden. Er begibt sich daher zu einem andern Arzt für sechs Monate in die Lehre, begleitet denselben dann und wann auf seiner Praxis, und geht nach Ablauf der sechs Monate nach einer Stadt in welcher eine Klinik ist, wohnt den Vorlesungen weitere sechs Monate bei, und ist nun promovirter Doctor. Der neue Magister geht in eine Gegend wo er nicht bekannt ist, kauft ein Pferd und einen Medicinbeutel, den er hinter sich über den Sattel hängt, und curirt fortan alles was ihm vorkommt. Bezeichnend genug ist der Witz den ich einst machen hörte, und wodurch ein hiesiger Deutscher den Unterschied zwischen einer Klapperschlange und einem amerikanischen Arzte angab. „Die Klapperschlange," sagte er, „hat das Gift vorn, der Doctor hat es hinten."

Wie es nun um die medicinischen, und namentlich um die chirurgischen Kenntnisse dieser Aerzte aussieht, und welche Lichtungen sie in der menschlichen Gesellschaft veranlassen, bedarf wohl keiner weitern Bestätigung und Erwähnung.

Es darf uns nach dem oben gesagten nicht mehr Wunder nehmen daß die amerikanische Bevölkerung schwächlich ist und daß kräftige Naturen immer seltener werden. Wer sich die Mühe geben will einen Vergleich zwischen den alten Amerikanern und ihren Söhnen, deutschen und amerikanischen Frauen, und deutschen und amerikanischen Jünglingen und Mädchen anzustellen, der wird sich nicht mehr wundern, wenn er hin und wieder die Befürchtung ausgesprochen findet daß die Amerikaner gänzlich aussterben werden (!) Ein Aufenthalt von einem Jahre in den Vereinigten Staaten genügt, um schon in der Ferne einen Eingebornen von einem Eingewanderten zu unterscheiden.

Nichts ist häufiger als zahnlose Frauen, hektische Mädchen, Männer die an Magenerweichung leiden. Unvernunft der Eltern in der Erziehung ihrer Kinder, Mißbrauch der Medicamente, unwissende Aerzte und Unsittlichkeit der Jugend sind die Ursachen dieser traurigen Erscheinung.

12. Sklaverei.

Es sind unzählige Werke für und gegen die Sklaverei in Amerika geschrieben, und der Verfasser dieser Skizzen würde sich und seine Kräfte überschätzen, wenn er einen Versuch machen wollte etwas neues und lesenswerthes über dieses Thema zu schreiben. Er glaubt aber daß das Bild des socialen Lebens in den Vereinigten Staaten ein gar zu unvollständiges seyn würde, wenn er der Sklaverei gar nicht erwähnte. Wir wollen daher einige Bemerkungen über den Einfluß der Sklaverei auf die politische Stellung der Parteien, und auf die Moralität des Volkes im allgemeinen einschalten.

Das Volk der Vereinigten Staaten ist dermalen in zwei bestimmt geschiedene Parteien getrennt, in die Partei der Sklavenhalter welche die südlichen Staaten bewohnen, und in jene der Freistaatsmänner welche den Osten und Norden inne haben. Im Süden erinnert uns der große Länderbesitz einzelner, der Stolz der Reichen, ihre Macht und ihr Schlemmerleben an die Zeit des römischen Kaiserthums; im Norden und Osten waltet das demokratische Princip vor; der Besitz ist mehr getheilt. Im Süden besteht der Reichthum in Menschen und Land, im Osten und Norden in Fabriken und Geld. Der Süden ist schwach bevölkert, ihm gehören aber unermeßliche Länderstrecken; der Norden und Osten ist dichter bevölkert, nimmt durch fremde Einwanderung reißend schnell zu, hat aber nicht die Hälfte des Ländergebiets, über welches der Süden dominirt. Der Süden will Cuba und möchte Mexico anneriren, der Osten und Norden fürchtet diesen Zuwachs des

Südens und stemmt sich diesen Gelüsten entgegen. Der Süden endlich hat ein politisches Uebergewicht; er ernennt die Präsidenten, er schickt trotz seiner geringern Bevölkerung mehr Senatoren und Repräsentanten nach Washington City als die Freistaaten, und droht fortwährend mit Losreißung von der Union.

Eine kurze Schilderung der Vorgänge in Kansas wird die Parteistellung dem geneigten Leser am deutlichsten vergegenwärtigen.

Zufolge des Missouri-Compromisses war die Verbreitung der Sklaverei nach dem Kansas-Territorium durch Congreßbeschluß verboten. Kansas, Nebraska und alle dahinterliegenden Länderstrecken sollten Freistaaten werden. Der Süden konnte der Ausführung dieses Gesetzes nicht ruhig zusehen, denn der wichtige Missouri-Staat lief dadurch Gefahr auch ein Freistaat zu werden. Wurde Kansas ein Freistaat, so war Missouri von drei Freistaaten, Illinois, Iowa und Kansas eingeschlossen, und es stand zu befürchten daß die Sklaven in noch größerer Zahl entweichen würden als bisher. Als daher die Einwanderung nach Kansas anfieng zuzunehmen, und die Zeit heranrückte wo das Territorium als Staat in die Union aufgenommen werden mußte, da erwachte im Süden die Propaganda, und es wurden alle Mittel in Anregung gebracht um Kansas zum Sklavenstaat und den Akt des Congresses, wodurch die Sklaverei von Kansas ausgeschlossen wurde, rückgängig zu machen. Trotz alles Widerstandes, den die Freistaaten dem Süden leisteten, gelang es dem letztern dennoch den Widerruf des Missouri-Compromisses zu bewerkstelligen, und allen bestehenden Gesetzen zum Trotz, dem Willen der Majorität des Volkes ganz widersprechend, ward es den Bewohnern von Kansas frei gestellt, Sklaverei einzuführen oder zu verbannen. Bisher waren nur die Staaten souverän und die Territorien dem Congreß untergeordnet gewesen; jetzt hob man diese Verfassung auf, machte die Territorien souverän — schickte aber zu gleicher Zeit Truppen nach Utah, weil die Mormonen für sich die Souveränität in Anspruch nahmen. Kaum war dieser Sieg des Südens gewonnen, als Agenten des Nordens mit Geld und Leuten versehen nach Kansas zogen, um die Wahlen und die Verfassung beeinflussen zu können; der Süden blieb hinter dem Norden nicht zurück, und schickte seinerseits auch Einwanderer nach Kansas. Die Bewohner von Missouri betheiligten sich zu Gunsten der südlichen Einwanderer an den Wahlen in Kansas — wozu sie durchaus nicht berechtigt waren; ein Unrecht erzeugt immer ein neues, die Regierung nahm Partei für den Süden, und der Kampf brach im Territorium offen aus. Gräuelscenen, wie sie jetzt in Indien an den Engländern verübt werden, fielen täglich in Kansas vor, und umsonst suchten die Gemäßigten diesem Bürgerkrieg zu steuern. Entsetzliche Banden des viehisch rohen amerikanischen Pöbels durchstreiften mit Dolch und Revolver das Territorium; es kam aber nicht zu offenen Gefechten, sondern es blieb bei nächtlichem Morden, Sengen, Schänden und Skalpiren.

Inzwischen trat die Zeit heran wo das Volk einen neuen Präsidenten wählen sollte. Pierce war unmöglich geworden. Von Herzen ein guter Mann, war er so gänzlich unfähig den Staat zu regieren, daß an seine Wiedererwählung nicht gedacht werden konnte. Es waren drei Candidaten im Felde: Buchanan, der jetzige Präsident, Fillmore und Fremont.

Die Parteien waren in Demokraten, Republikaner und Knownothings getheilt.

Die Demokratie bildete die conservative Partei; sie wollte die Union erhalten, dem Süden seine Sklaven lassen, erkannte die Souveränität der Territorien an, und bekämpfte namentlich die Knownothings aufs bitterste.

Die Republikaner bekämpften die Ausbreitung der Sklaverei, verlangten daß Kansas ein Freistaat werden solle, wollten unter Umständen die Union auflösen.

Die Knownothings endlich verbannten die Katholiken, wollten den Einwanderern das Bürgerrecht vorenthalten und Fremdgeborne von allen Aemtern ausschließen. Diese Partei war unter Pierce's Regierung entstanden, und hatte in kurzer Zeit einen überraschenden Einfluß gewonnen. Mord und Blut begleiteten ihre Spuren. In New Orleans stürzten die fanatischen Pöbelhaufen mehrere Wochen hindurch, wie Indianer verkleidet, durch die Straßen und ermordeten jeden Fremden mit viehischer Grausamkeit; in New-York wurde ein Lump und Taugenichts, weil er mit den Worten gestorben war, „I die a true american," von 100,000 Menschen zu Grabe begleitet; Louisville wurde fast verheert durch die fanatischen Banden, und obgleich seitdem zwei Jahre verstrichen sind, hat sich diese Stadt noch nicht von den Verlusten erholen können die sie damals erlitt. Weiber und Kinder wurden in ihren Häusern ermordet, die Männer in den Straßen grausam erschlagen, ganze Straßen wurden demolirt. In St. Louis lieferten die Amerikaner den Irländern eine offene Schlacht, in allen Städten floß das Blut in Strömen, und ungehindert, ja von der Presse dazu angefeuert, verübte der souveräne Pöbel die ruchlosesten Schandthaten. Die Aemter wurden mit Gliedern dieser Bande besetzt, und „Down with the foreigners" war das Losungswort durch das Gebiet der Vereinigten Staaten. Die Neger erhoben sich in fast allen südlichen Staaten; ihre Verschwörung reichte von Kentucky bis nach Texas, ein unheimliches Gefühl beschlich den friedlichen Bürger.

Fillmore befand sich während dieser Zeit in Italien. Er hatte den Rhein besucht, Frankreich und Oesterreich bereist, und weilte in der Weltstadt Rom, als er die Kunde bekam daß die Knownothings ihn zu ihrem Haupt erwählt hatten. Inmitten des Sitzes der blühenden Künste, im herrlichsten Genusse der paradiesischen Gegenden und Landschaften, angesichts des ruhigen fleißigen deutschen Bürgers nahm Fillmore die angebotene Würde an. Er sprach in einem Briefe an seine Wähler die Ansicht aus, daß er in Deutschland und überhaupt in Europa erst die Segnungen der hiesigen Zustände habe kennen lernen, und von ganzem Herzen billigte der große Staatsmann das beispiellos ruchlose Treiben des bluttriefenden amerikanischen Pöbels. Nur ein Staat, Maryland, stimmte für ihn.

Buchanan wurde gewählt, und der Süden hatte wieder für vier Jahre den Präsidentenstuhl besetzt. Buchanan hatte das Manifest von Ostende unterzeichnet, in welchem die amerikanischen Gesandten in Europa ausgesprochen hatten daß Amerika Cuba annexiren müsse, und zwar mit Gewalt, wenn es durch Güte nicht geschehen könne.

In Kansas war indeß temporäre Ruhe eingetreten. Ein Gouverneur nach dem andern trat von seinem Posten zurück, das Territorium ward mit Militär angefüllt, Mörder und Taugenichtse

wurden als Beamte angestellt, der Sklavenpartei aller Vorschub geleistet. Da beschloß die Freistaatspartei sich an den Wahlen und an dem Verfassungsentwurf gar nicht zu betheiligen; sie hat bedeutende Majorität im Territorium, und wir werden es in wenig Monaten erleben daß Kansas als Sklavenstaat in die Union aufgenommen zu werden begehrt.

Dieß ist es was die Freistaatspartei abwartet. Sie wird offen zum Schwerte greifen (?), die aufgedrungene Constitution verwerfen und die Blößen und Schwächen, die Corruption in unserer öffentlichen Politik werden dem Volk in noch nie dagewesener Weise aufgedeckt werden. Ob sich der Riß wieder heilen läßt, dem wir in kurzem entgegengehen, läßt sich schwer voraussagen. Es gehört mehr als Prophetengabe dazu die Zukunft eines Staates vorauszusagen, in welchem dreißig Bankiers es in der Hand haben 500 Millionen Dollars über Nacht außer Curs zu erklären. Eins ist indessen ein Fingerzeig für die nächste Zukunft, und dieß ist der offenbar feindselige Ton den die südliche Presse gegen die Freistaaten anschlägt. Auflösung der Union, Krieg gegen die Yankees (Spottname der Bewohner der östlichen Staaten) und derlei Tiraden mehr sind an der Tagesordnung. Im Osten predigen die Methodisten Auflösung der Union, Abschaffung der Sklaverei. Diese Erscheinungen sind erst zwei Jahre alt, sind aber dennoch so allgemein geworden daß das Volk sich an die Möglichkeit einer Trennung der Union gewöhnt hat, und dieselbe als kein so großes Unglück mehr betrachtet.

Dieser ganze unerfreuliche Zustand ist zuvörderst eine unmittelbare Folge der Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Die Menschenrechte, welche den Grundsatz predigen daß es nicht nur Recht, sondern Pflicht sey gegen Despotie zu revoltiren, können unmöglich mit Menschenhandel in Einklang gebracht werden. Der Begriff absoluten Stimmrechts steht im Widerspruch mit dem Recht der Sklavenhalter mehr als eine Stimme abgeben zu dürfen. Vollständige Gleichheit kann nicht existiren, wo dunkle Gesichtsfarbe und krause Haare jede Rechtsbeihülfe ausschließen.

Wir wollen jetzt einen Blick in das Leben der Sklavenhalter werfen, um den Einfluß beurtheilen zu können, den die Sklaverei auf den sittlichen Werth der Sklavenbesitzer ausübt.

Der Besitzer eines Sklaven ist unumschränkter Herr und Gebieter über die Person seines Sklaven.

Schon dieser Grundsatz ist nicht geeignet republicanische Gesinnungen im Herzen des Sklavenhalters zu erwecken. Wer einen Menschen besitzt, ihn verstümmeln, schänden, brandmarken und sogar umbringen kann, der muß ein edles Gemüth haben wenn er von seiner Macht keinen Mißbrauch macht. Der Sklavenhalter wird von seiner frühesten Jugend daran gewöhnt sich von Sklaven bedienen zu lassen; er thut selbst nichts als seinen Lüsten leben; der Sklave verrichtet jede Arbeit für seinen Herrn, der hiedurch träge, unbehülflich und despotisch wird. Durch die tausendfach gegebene Gelegenheit wird der junge Despot veranlaßt seine Sklavinnen zu seinen Concubinen zu machen. Er erzeugt Kinder, die er als seine Sklaven hält, verkauft und mißhandelt wie es ihm gerade beliebt. Mit seinen eigenen Töchtern und Enkelinnen (?) wird das Verhältniß fortgesetzt, welches er in seiner Jugend mit deren Müttern gepflogen hatte; es verschwindet bei den durch wiederholte Kreuzung erzeugten Kindern allmählich die schwarze Farbe, und nur an den Nagelwurzeln zeigt sich ein bläulicher Schimmer — das einzige Erkennungszeichen daß das Kind Negerblut in sich trägt. Trotz dieser weißen Hautfarbe aber bleibt das Kind Sklave, und die Möglichkeit tritt nur zu oft ein daß der Großvater seine eigenen Kinder und Kindeskinder zu Markte bringt und auf das unmenschlichste martert.

Die Gattin des Sklavenzüchters sieht die junge Sklavenbrut heranwachsen, und erkennt in ihren Gesichtszügen die ihres Gatten. Die Kinder der Sklavenzüchter können ihre Halbgeschwister von ihren wirklichen Geschwistern kaum unterscheiden. Wie sie allmählich heranwachsen, lernen sie die Ursache der großen Aehnlichkeit zwischen sich und den Sklaven kennen, die verführerische Gelegenheit bietet sich auch ihnen — und eine Sittenlosigkeit reißt ein, wie sie in Babylon nicht ärger hat seyn können.

Welchen Eindruck müssen aber diese Familienverhältnisse auf das Familienleben der Weißen haben? Wer wird noch glauben daß die Töchter der Sklavenhalter angesichts so unnatürlicher und gränzenloser Unsittlichkeit reinen Herzens bleiben?

In den Zeitungen des Südens werden die entflohenen Neger und Negerinnen durch Steckbriefe verfolgt, und daher genau signalisirt. Man traut seinen Augen kaum wenn man diese Signalements liest. Da ist einem Mädchen der Buchstabe M mitten ins Gesicht gebrannt; einem Mann sind Arme und Beine durch Hunde zerrissen; dem ist ein Auge, dem sind beide Ohren ausgerissen; hier ist eine Frau die mit Bockschrot in den Unterleib geschossen ist, dort fehlen einem Neger die Zähne u. s. w. Diese abscheulichen Verstümmelungen sind aber von den Sklavenzüchtern selbst, oder in ihrer Gegenwart durch ihre Hunde hervorgebracht, und sie allein trifft der Fluch der durch sie entehrten Menschheit.

Ein Grundsatz der Sklavenhalter ist der, die Sklaven „auszuarbeiten," oder mit andern Worten, sie in drei bis vier Jahren durch Ueberarbeitung zu tödten. Es zahlt sich nicht alte gebrechliche Neger zu füttern und zu kleiden; es ist profitabler sie todt zu arbeiten und ihnen keine Zeit zum Altwerden zu lassen.

Klingt es nicht wie Ironie, wenn man angesichts solcher Thatsachen von Freiheit und Gleichheit, Menschenrechten und Segnungen einer Republik spricht? Wo haben wir jemals in Deutschland ähnliche Zustände erlebt? Selbst im Mittelalter und zur Zeit der Leibeigenschaft der Bauern haben ähnliche Zustände nicht stattfinden können; und jetzt, wo der Bauer in Deutschland so unabhängig dasteht wie es sich nur irgend mit dem Wohl des Staatslebens vereinbaren läßt, jetzt hört man noch Deutsche über unerträgliches Joch klagen und Amerika's Verfassung und Zustände herbeiwünschen!

O könnte ich mit einem von euch tauschen, wie gern kehrte ich heim, wie gern wollte ich meinem Fürsten dienen, und wie von ganzem Herzen wollte ich meinen Ansprüchen auf die Segnungen unserer gebenedeiten Verfassung entsagen!

Wie in dem Vorhergehenden nachgewiesen wurde — die Negerhalter suchen ihre Macht und ihr Gebiet fortwährend auszudehnen, und sind bei jedem Widerstand der Freistaaten mit der Drohung bei der Hand, daß sie sich von der Union lossagen wollen. Pierce wurde unter der Voraussetzung zum Präsidenten erwählt daß er Cuba anneriren würde. Flibustiers wurden nach dieser Insel abgesandt, die Zwistigkeiten mit der spanischen Behörde wurden in

der Black-Warrior Angelegenheit vom Zaun gebrochen; Soulé nahm in Madrid eine so unwürdige Stellung ein, daß die französische Regierung ihm den Aufenthalt in Frankreich untersagte, und endlich ward das Manifest von Ostende erlassen. Hiermit ließ Pierce die Angelegenheit beruhen, und es ist jetzt an Buchanan die verheißene Annexation durchzusetzen. Da wir aber einen Krieg nicht führen können ohne Geld und Soldaten, und da der Norden schwerlich geneigt wäre den Süden zu stärken, und durch Cuba ein noch größeres Uebergewicht zu geben als er bereits hat, so ist wohl wenig Aussicht daß wir die verheißene Annexation verwirklicht sehen werden.

Ein zweiter Flibustierzug des Südens war gegen Nicaragua in Central-Amerika gerichtet. In Europa benennt man derartige Expeditionen mit dem Namen „Räuberzug“ — hier sind es kühne Unternehmungen thatkräftiger Landessöhne, welche die Segnungen amerikanischer Institutionen in fremde Länder verpflanzen wollen. Der Hauptzweck dieser kühnen Unternehmung war aber der, die Sklaverei in Nicaragua einzuführen.

Kaum ist Walker, der Chef dieses Räuberzugs, aus Nicaragua hier angekommen, so besucht er den Präsidenten und verkündet seine Absicht einen zweiten Einfall in Nicaragua machen zu wollen. Es ist wirklich erstaunlich daß ein Mann wie Walker, der erwiesenermaßen die abscheulichsten Mordthaten in Nicaragua veranlaßt hat, und durch dessen Nichtswürdigkeit mehrere tausend Menschen ihr Leben verloren haben, es wagen darf dem Präsidenten der Vereinigten Staaten seinen Besuch zu machen. Der ganze Süden steht aber hinter diesem Räuberhauptmann, und sichert ihn vor gerichtlicher Verfolgung und hochpeinlichem Halsgericht. Ergötzlich wäre es, wenn vice versa ein deutscher Räuber mit einer verwegenen Schaar hier landete und das Königthum proclamirte, die Wuth der Amerikaner zu sehen und ihre maßlosen Angriffe auf alle Deutschen mit anzuhören.

Was den Sklavenzüchtern wohlgefällt und Nutzen bringt, das ist groß und edel; was gegen ihr Interesse streitet, das ist fluchwürdig und verdammt.

Im bürgerlichen Leben ist der Sklavenzüchter übrigens bei weitem angenehmer als der Freistaatsmann. Er ist gastfrei ohne Gränzen, in mancher Beziehung nobel, und findet Vergnügen daran die Tüchtigkeit anderer zu unterstützen. Der deutsche Einwanderer wird eher zehn Sklavenhalter als einen Freistaatsmann finden, der ihm behülflich wäre eine eigene Existenz zu gründen. Der Sklavenzüchter ist muthig, gewöhnlich ein guter Reiter und fertiger Schütze; er liebt Pracht und Comfort, und neigt sich in mancher Beziehung dem französischen Charakter hin; der Yankee ist der personificirte Dollar, und kennt kein höheres Entzücken als Colonel oder General zu heißen und in Actien zu speculiren.

Sleeman über die frühern Zustände im Königreich Audh.

Der frühere Resident am Hofe von Lakhno, Generalmajor Sir W. H. Sleeman, hat unter dem Titel: „A Journey through the Kingdom of Oude in 1849—50, by direction of the Right Hon. the Earl of Dalhousie, Governor General. With Private Correspondence relative to the Annexation of Oude to British India etc.“ ein zwei Bände umfassendes Reisewerk herausgegeben. Das Athenäum widmet demselben eine ausführliche Besprechung, der wir folgendes entnehmen. Die erste Frage, sagt der Berichterstatter, über die wir ins reine kommen wollen, ist die Lage Audhs von der Zeit an wo es in eine so innige Verbindung mit der englisch-indischen Regierung kam, daß eine unaufhörliche Einmischung unsererseits die Bedingung seiner Existenz wurde, d. h. seit dem Jahr 1801, als wir von Saadat Ali Gebietstheile erwarben, welche jetzt ein Einkommen von mehr als zwei Millionen Pfund Sterling gewähren, und die ihn nöthigten fast alle seine Truppen zu verabschieden, unter der ausdrücklichen Bedingung daß „wir ihn gegen alle Angriffe, oder Bedrohung von Angriffen, fremder Feinde schützen und alle Empörungen oder Unordnungen in seinen Besitzungen unterdrücken sollten.“ Auf die damalige Lage Audhs läßt sich aus folgendem Auszug schließen, der zugleich ein Bild von dem Charakter Saadat Ali's gibt, und zeigt daß er den ihn betreffenden Theil jenes Vertrags erfüllte — eines Vertrags welcher „eine der Wohlfahrt seine Unterthanen förderliche, nach den Rathschlägen der Beamten der brittischen Regierung zu führende Verwaltung herstellen sollte.“

„Zur Zeit Asuf od Daulahs, welcher am 21 Sept. 1797 starb, betrug die Kriegsmacht Audhs 80,000 Mann aller Waffengattungen, und stand in unmittelbarem Solde der Regierung. Saadat Ali Chan, sein Bruder und Nachfolger, verminderte dieses Heer beim Abschluß obigen Vertrags, und bei der Abtretung der Hälfte seines Gebiets, auf 30,000 Mann. Sich ganz auf die Wirksamkeit brittischer Truppen in seiner Vertheidigung gegen äußere und innere Feinde, so wie in der Unterdrückung von Empörungen und Unordnungen verlassend, gab er sich alle Mühe seine Ausgaben auf das Einkommen zu beschränken welches die ihm geblieben Hälfte seiner Besitzungen abwarf. Er zog fast alle zinsfreien Ländereien, welche sein Vorgänger mit verschwenderischer Hand weggegeben hatte, wieder an sich, und hob alle überflüssigen Civil- und Militäranstalten auf. Durch seine Klugheit und Sparsamkeit wußte er Ausgaben und Einnahmen so gegeneinander zu stellen, daß er bei seinem am 12 Jul. 1814 erfolgten Tode 14 Millionen Pf. St. oder 14 Crores Rupien in einem Schatz hinterließ den er beim Antritt seiner Regierung im Jahr 1797 leer gefunden hatte. In dieser Summe waren zwar die confiscirten Güter einiger Günstlinge seiner Vorfahren, Asuf-od-Daulahs und Wessier Ali's, der durch Bestechung und Betrügereien aller Art reich geworden war, inbegriffen, allein er confiscirte niemals die Güter guter und treuer Diener welche gesetzmäßige Erben für ihr Eigenthum hinterlassen hatten. Er war, den Bestimmungen des Vertrags von 1801 gemäß, von brittischen Truppen redlich unterstützt worden; die brittische Regierung hatte aber bei mehrfachen Gelegenheiten die Erfahrung gemacht daß es schwer sey ihre Verpflichtungen gegen den

Souverän mit gehöriger Rücksicht auf die Rechte und Interessen seiner Unterthanen zu erfüllen. Saadat Ali Chan war im allgemeinen ein höchst fähiger Mann, hatte in verschiedenen Theilen Indiens viel unter brittischen Officieren gelebt, war an Geschäfte gewöhnt, kannte den Charakter, die Staatseinrichtungen und Bedürfnisse seines Volks aufs genaueste, besaß vor allem ein gesundes Urtheil über die Verdienste und Fähigkeiten der Leute aus denen er seine Beamten zu wählen hatte, und war ein wachsamer Beaufsichtiger ihrer Handlungen. Diese Charakterunterscheidungsgabe und wachsame Beaufsichtigung zeichneten ihn sein ganzes Leben lang aus, und wer ihm geschickt und ehrlich diente, konnte sich stets auf seinen Schutz und seine Unterstützung verlassen. Er besaß eine genaue Kenntniß von den Rechten und Pflichten seiner Beamten und Unterthanen, so wie Willensstärke um die Rechte zu sichern und die Pflichten zu erzwingen. Um dieß durchzusetzen, mußte er, wie er wohl wußte, mit kräftiger Hand die große Landaristokratie niederhalten, welche damals, wie jetzt, große Neigung zeigte die Besitzungen ihrer schwächern Nachbarn durch Gewalt, oder im Einverständniß mit Ortsbehörden, an sich zu reißen. Bei seinem Versuch dieß mit Hülfe brittischer Truppen zu bewerkstelligen, wurden allerdings einige Acte der Unterdrückung verübt, und da die Sympathien brittischer Officiere mehr der Grundbesitzaristokratie, die seinigen mehr den untern Classen der von ihm Schutz fordernden Gutsbesitzer und Ackerbauer zugewandt waren, so entstanden häufige Mißverständnisse: Handlungen strenger Gerechtigkeit gewannen das Ansehen von Acten muthwilliger Unterdrückung, und die den Charakter der Unterdrückung wirklich an sich tragenden wurden zu Thaten unerhörter Grausamkeit gestempelt."

Der Zustand Audhs während der fünfzehnjährigen Regierung Saadat Ali's läßt sich passend mit dem Frankreichs und Englands während des Feudalsystems unter den fähigsten Monarchen vergleichen. Selbst was die Hülfe anbelangt welche die Truppen der Compagnie diesem Fürsten angedeihen ließen, können wir eine Parallele finden in den fremden Miethstruppen die einige Könige Englands und Frankreichs als ihre Hauptstütze besaßen, und zu denen namentlich die schottischen Bogenschützen Ludwigs XI gehörten. Die Vergleichung Audhs mit europäischen Königreichen drängte sich dem General Sleeman überhaupt häufig von selbst auf. Zuvörderst aber mag hier erwähnt werden daß er den hohen Charakter und die musterhafte Verwaltung Saadat Ali's aufs nachdrucksamste hervorhebt. Dieser Nawab bestieg, wie gesagt, im Jahr 1798 den Thron, und war in seiner Jugend eben so vergnügungssüchtig gewesen, wie die meisten körperlich und geistig kräftigen Menschen; allein er verstand es dem Wohl seines Landes die eigenen Neigungen zum Opfer zu bringen. Folgende Bemerkungen werden diese Behauptung bekräftigen.

„Dieser reservirte Schatz, sagt Sleeman, wurde zuerst von Saadat Ali Chan im Jahr 1801 eingeführt, als dieser Fürst ernstlich mit dem Gedanken umgieng die Regierung seines Landes in die Hände der ostindischen Compagnie niederzulegen und sich ins Privatleben zurückzuziehen. Bis zu jener Zeit hatte er sich stark dem Trunk ergeben, und war andern mit den Sorgen und Pflichten eines Regenten nicht wohl verträglichen Vergnügungen nachgehangen. Im J. 1801 indeß legte er am Altar des Huzrut Abbas in Lakhno das feierliche Gelübde ab allen derartigen Lüsten zu entsagen, und seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit den öffentlichen Pflichten zu widmen. Dieses Gelübde hat er treulich gehalten, so daß kein Beherrscher von Audh die Regierung je mit solcher Geschicklichkeit führte wie er während seiner noch übrigen vierzehn Lebensjahre."

Gerade damals indeß waren die Engländer keine besonders treuen Beobachter der Bedingungen eines Vertrags der ihnen einen so außerordentlichen Gewinn gebracht hatte. Sie hielten den Beistand zurück den sie dem König vertragsmäßig angeboten hatten. Einen überzeugenden Beweis hiefür liefern folgende Bemerkungen Sleemans:

„Während ich in den Jahren 1818 und 1819 mit meinem Regiment in Audh und beim Generalstab verwendet war, hatte ich häufig Gelegenheit einen Blick in den Briefwechsel zwischen dem Residenten und dem Truppencommandanten zu werfen; viele Briefe des Residenten, Oberst Baillie's, erwähnten wie bitter Saadat Ali, mit welchem man den Vertrag geschlossen, sich darüber beklagte daß, nachdem er die Hälfte seines Königreichs für die Hülfe brittischer Truppen zur Niederhaltung dieser mächtigen und widerspänstigen Grundbesitzer geopfert, er ihren Beistand nicht erhalten könne, ohne, so oft er darum nachgesucht, den erniedrigendsten Vorstellungen von Seiten der befehligenden Stationsofficiere ausgesetzt zu seyn."

Bei seinem Nachfolger nahmen die Dinge eine noch schlimmere Wendung. Die geistige Begabung dieses Fürsten war eine weit geringere als die Saadat Ali's, obgleich er sich als standhafter Freund der Britten erwies und im allgemeinen gute Gesinnungen an den Tag legte; allein die englischen Officiere hielten sich fern, und thaten ihre Pflicht nicht. Man findet nirgends eine Hindeutung daß sie Auftrag zu solchem Benehmen hatten, oder daß der Beistand der Truppen der Compagnie bei Unterdrückung von Unordnungen — was eine Hauptbedingung des Vertrags war — absichtlich vorenthalten wurde, damit die daraus folgende Desorganisation der audhischen Regierung einen Vorwand bilden könne zur Annexation des Königreichs an die englischen Besitzungen. Die Thatsache bleibt jedoch bestehen daß der Resident nichts that, oder sich nur ins Mittel schlug um Verlegenheiten zu bereiten; daß man die Unterstützung brittischer Truppen hartnäckig vorenthielt; daß die Gränz-Magistrate der Compagnie die Auslieferung von Rebellen und Verbrechern, die sich der entsetzlichsten Gräuelthaten schuldig gemacht, verweigerten, und daß man den König ermunterte, ja zwang, wiederum ein großes Heer von Soldaten auszuheben, die er nicht bezahlen konnte, und die also die Gebiete, zu deren Schutz sie aufgestellt waren, plündernd durchzogen. Wir wollen das Benehmen einiger der brittischen Officiere, zu deren Vertheidigung sich nur sehr wenig sagen läßt, und welche Sir W. Sleeman in der That aufs bitterste tadelt, mit Stillschweigen übergehen; dagegen können wir nicht unterlassen seine Bemerkungen über die ausgezeichnetsten unter jenen Residenten, deren Pflicht es war den Beherrschern von Audh mit Rath und That beizuspringen, hier anzuführen. In einem Schreiben an den Staatssecretär der Regierung sagt er: „General Nott berühmte sich, er habe während seines Aufenthalts in Lakhno durchaus nichts gethan; General Pollock that alles was er konnte, allein es war nicht viel, und Oberst Richmond thut nichts." Von seinem eigenen Stab spricht er, zur Zeit wo er sein Amt aufgab, in folgenden höchst unbefriedigenden

Worten: „Keiner meiner jetzigen Gehülfen weiß auch nur das Geringste über Audh, seine Regierung oder sein Volk." Was sich hätte thun lassen wenn man auch nur die schwächste Anstrengung gemacht die unmittelbaren Nachfolger Saadat Ali's auf dem rechten Weg zu erhalten, kann man aus folgender Bemerkung General Sleemans schließen: „Wäre ich hieher gekommen als der Schatz voll war, und Nasir eddin Heydar den Wunsch hegte sein Geld in der geeignetsten Weise auszugeben um gutes zu thun und der brittischen Regierung zu gefallen, so würde ich Audh mit nützlichen Werken bedeckt haben." Weit entfernt Rebellen oder Plünderer auszuliefern welche auf Gebieten der ostindischen Compagnie ein Asyl gesucht, übten die englischen Behörden Nachsicht gegen Britten die sich in den Besitzungen des Königs Erpressungen zu Schulden kommen ließen. Als einen merkwürdigen Beleg hiefür führt General Sleeman das Benehmen Hrn. Ravenscrofts, eines im bengalischen Civildienst stehenden Mannes, an. „Er war lange Jahre hindurch, sagt er, der Einsammler der Ländereien-Einkünfte des Khanpur-Bezirks gewesen; als er aber aus dem Schatz eine große Geldsumme genommen, und sie in verschwenderischer Gastfreundschaft und erfolglosen Speculationen durchgebracht hatte, verbarg er sich mit Frau und Kind, und fand eine Freistätte bei dem Radschah von Bhinga, an der Gränze des Audh-Tarai, wo er sich als Indigo-Pflanzer niederlassen wollte. Die brittische Regierung ließ durch ganz Indien streng auf ihn fahnden, sein Aufenthalt zu Bhinga ward aber von den Ortsbehörden der audhischen Regierung nicht angezeigt." Dieser unglückliche Mann wurde von einer Bande gedungener Mörder umgebracht, von denen man einige sagen hörte: „Ihr seyd von Khanpur weggelaufen, um hieher zu kommen und Euch des Grundes und Bodens von Bhinga zu bemächtigen, allein wir wollen Euch's lehren!" Die Sache ward vertuscht, obgleich ein junger Officier eines in Audh stehenden Regiments, der gerade damals bei Hrn. Ravenscroft auf Besuch war, schwer verwundet wurde. „Diese Vertuschung entsprang ohne Zweifel aus der Befürchtung, es möchte der Regierung unangenehm seyn wenn sie finde daß die Militärbehörden in Secrora Hrn. Ravenscrofts Aufenthalt in Bhinga gekannt, die Berichterstattung darüber aber unterlassen hätten; noch unangenehmer aber würde es ihr seyn wenn sie finde daß Ravenscroft von einem brittischen Officier gerade zu einer Zeit besucht worden in welcher sie in ganz Indien auf ihn habe fahnden lassen."

Es ist unnöthig länger bei den Regierungen von Saadat Ali's Nachfolgern, von denen einige Wollüstlinge gewesen, keiner aber große geistige Begabung besessen hatte, zu verweilen. Welches indeß auch ihre Fehler seyn mochten, unbestreitbar ist daß sie standhafte Freunde der Britten waren, für und an die sie einen großen Theil ihrer Schätze verausgabten. Wenn Saadat Ali dem Lord Lake 500 Elephanten, 8000 Artillerie-Ochsen und Saumthiere in großer Menge gab, so machte sein Sohn Ghazi-eddin ein ganzes Husaren-Regiment auf seine Kosten für uns beritten. Die Könige von Audh übernahmen zu verschiedenen Zeiten vierthalb Millionen an unsern Anlehen, und General Sleeman sagt uns daß, wie sehr auch in unsern schlimmsten Krisen die Regierungssecuritäten in Calcutta fielen, diese in Lakhno nicht um Ein Procent herabgiengen. Diese Herzlichkeit und Freigebigkeit sicherte indessen den Königen von Audh weder die Hülfe welche man ihnen vertragsmäßig schuldig war, noch die Sympathie und Unterstützung die sie von einem Verbündeten hätten erwarten können. Man that nichts um die Erbprinzen für den Thron heranzubilden, oder ihnen die eigentlichen Pflichten eines Königs, die wahren Einnahme-Quellen oder die gehörige Verwendung ihrer Schätze zu erklären. Der Zustand des Landes verschlimmerte sich mehr und mehr, bis endlich ganze Banden kleiner Plünderer und Räuberhäuptlinge es in allen Richtungen durchschwärmten. Als Beleg für die Thaten dieser Leute diene folgendes Beispiel:

„In Mokdumpur hatte Bhuri Chan den Bhowani Borschad so schwer gepeitscht, daß er besinnungslos zu Boden sank, worauf er ihm rothglühende Eisenspitzen in die Augen stieß, in Folge dessen er nach wenigen Tagen im Gefängniß an seinen Leiden starb. Der Werth des der Familie abgenommenen Eigenthums betrug, außer den 500 Rupien (600 fl. rhn.) Lösegeld, 1000 Rupien. Um dieselbe Zeit etwa bemächtigte er sich Ganga Sukols, eines Brahmanen, schleppte ihn von Mokdumpur weg, marterte ihn zu Tode, und warf seinen Leichnam in den Fluß. Ungefähr um die gleiche Zeit bemächtigte er sich Tscheyns, eines Brahmanen von Mokdumpur, Sohns Bhowani Buksch's, und schleppte ihn fort. Er war zu ihm gekommen um die Jahresrente für die Ländereien, die er in diesem Dorf innehatte, zu bezahlen. Nachdem er seine eigenen Renten und die anderer, welche sich nicht selbst in Bhuri Chans Gewalt begeben wollten, und durch Tscheyn alles was sie ihm schuldeten übersandt hatten, entrichtet, verlangte er von ihm ein Lösegeld von 400 Rupien. Er konnte keines mehr geben, ward deßhalb einer Wache überantwortet und auf die gewöhnliche Weise gemartert. Da er standhaft erklärte, er sey außer Stande mehr zu bezahlen, so wurde ihm ein Halsband von Kuhknochen um seinen Hals gelegt, einer dieser Knochen in seinen Mund gestoßen und das Blut einer Kuh über ihn ausgegossen, wodurch er auf ewig aus seiner Kaste ausgestoßen ward."

In einigen Bezirken hatten sämmtliche Grundbesitzer ein Bündniß unter sich abgeschlossen um den Truppen des Königs Widerstand zu leisten; kaum zeigten sich diese, so ertönte die Sturmglocke, und alles eilte aus den Dörfern herbei um sie zu bekämpfen. Jeder Räuberhäuptling errichtete, sowie er einige Macht erlangt hatte, seine Veste in einer unwegsamen Dschengel, welche er als ein Asyl gegen Verfolgung sorgfältig pflegte. Zur Zeit als General Sleeman schrieb, waren mehr als 800 Geviertmeilen mit diesen Dschengeln, den Schlupfwinkeln trotziger Banditen, welche das ganze Land umher in eine Wüste verwandelten, bedeckt. Diese Räuberhöhlen werden folgendermaßen geschildert: „Nachdem man solche Erzählungen gelesen, wird ein Engländer natürlicherweise fragen durch welche Mittel so abscheuliche Banden sich in den Stand gesetzt sehen den Händen der Gerechtigkeit zu entkommen. Er wird sich an die Geschichte des Mittelalters erinnern, und an die starken Ritterburgen, die Felsenberge, die tiefen Schluchten und den endlosen schwarzen Wald denken. In Audh hat man nichts derartiges. Das ganze Land ist eine ebene Fläche, von Flüssen durchschnitten welche, mit nur einer Ausnahme, nahe an der Oberfläche dahin fließen, und überhaupt auf keiner Seite Schluchten, oder nur sehr unbedeutende, haben. Der kleine Fluß Gumti macht außerordentliche Windungen, und schneidet an einigen Stellen bis zu einer Tiefe von fünfzig Fuß in den Boden ein. An solchen Stellen gibt

es tiefe Schluchten, und die Grundbesitzer längs der Gränze verbessern diese natürlichen Schwierigkeiten durch Anpflanzung und Unterhaltung von Bäumen und Unterholz, um sich und ihre Anhänger in denselben zu verstecken, wenn sie sich in Waffen gegen die Regierung erheben. Wer einen Stock in diesen Dschengeln schneidet, oder seine Kamele oder sein Vieh darin weiden oder grasen läßt ohne die vorgängige Erlaubniß des Grundbesitzers, thut dieß mit Gefahr seines Lebens. Allein die Grundbesitzer in offenen Ebenen, so wie an den Ufern von Flüssen, welche ohne alle und jede Schluchten sind, haben dieselben Dschengeln. In der Mitte dieser Dschengeln haben die Grundbesitzer gewöhnlich ein oder mehrere Erdforts, die mit einem Graben und einer dichten Hecke lebendiger Bambus umgeben sind, durch welche eine Kanonenkugel nicht durchdringt, und in die man nur auf schmalen und verwickelten Fußwegen gelangen kann. Sie sind stets zu grün um in Brand gesteckt werden zu können, und da sie innerhalb Flintenschußweite von der Brustwehr sind, so können sie von einem Belagerungscorps nicht niedergehauen werden. Aus solchen Plätzen läßt sich die Besatzung leicht durch Bomben vertreiben die man über die Hecken hinüberwirft; ein audhisches Truppencorps aber hat selten weder die Mittel noch die Geschicklichkeit zu solchen Zwecken. Wird die Besatzung durch Bomben oder irgend ein anderes Mittel vertrieben, so zieht sie sich bei Nacht, ohne große Gefahr, durch die Bambushecke und die rings herumgehende Dschengel und das Buschwerk auf Pfaden zurück die nur ihr allein bekannt sind. Derartige Besatzungen sind nie mit Lebensmitteln für eine lange Belagerung versehen, und wenn die gegen sie abgeschickten audhischen Truppen die Mittel nicht besitzen sie mit Bomben zu vertreiben, so sitzen sie ruhig nieder, und sterben Hungers oder ermüden ihren Belagerer. Dieß aber ist gemeiniglich ein sehr langwieriger Proceß, denn die Truppenmacht ist selten stark genug um den Platz in sicherer Entfernung von den Mauern und der Bambushecke zu umzingeln, und so die Herbeiführung von Lebensmitteln aller Art unmöglich zu machen; auf diese aber kann die Besatzung von Seiten ihrer Freunde und Verbündeten in der Nachbarschaft mit Sicherheit zählen, da die Besatzung gewöhnlich die Sympathie aller großen Grundbesitzer in der ganzen Gegend besitzt, die Belagerungstruppen dagegen meist als der gemeinsame und unversöhnliche Feind aller betrachtet werden."

Kurz, Audh sah sich in den Zustand versetzt in welchem sich Deutschland befand, als noch Raubritter ihre Ausfälle von den Burgen machten deren Ruinen wir an den Ufern des Rheins, oder in den Gränzgrafschaften Englands bewundern, als die Elliots und Fosters und Fenwicks Vieh wegnahmen und fern und nah Wohnungen in Brand steckten. Bei all diesem aber zog das Volk, welches General Sleeman überall „die kühnste und betriebsamste Bauerschaft in Indien" nennt, ihr eigenes Land dem von der Compagnie beherrschten vor. Sie wünschte unser Dazwischentreten nur in so weit, um die Mißregierung zu hindern. Dieß läßt sich durch eine Menge Stellen in den uns vorliegenden Bänden feststellen. Wir wollen unter vielen nur eine davon ausheben:

„Man sagte mir: „nichts könne besser seyn als die Verwaltung des Schahdschehanpur-Bezirks durch den jetzigen Einsammler und Amtmann, Hrn. Buller, den alle Volksclassen liebten und achteten; die ganze Oberfläche des Landes sey angebaut, und der Aermste erfreue sich desselben Schutzes wie der Höchste im Lande; der ganze Bezirk sey ein wahrer Garten." — „Kommt aber der Ertrag dem aus euren Ländereien in Audh gleich?" — „Durchaus nicht, mein Herr! er ist nicht halb so gut; auch kann der Bauer nicht die Hälfte dessen bezahlen was wir entrichten wenn man uns unsere Felder in Frieden bebauen läßt." — „Und warum dieß?" — „Weil wir die unsrigen zuweilen brach liegen lassen, damit sie wieder zu Kräften kommen, wie dieß eben jetzt bei dem ganzen Lande rings umher der Fall ist; die ihrigen dagegen haben keine Ruhe." — „Wechseln sie denn nicht mit ihren Ansaaten ab um dem Lande zu Hülfe zu kommen?" — „Allerdings; aber dieß genügt nicht; die unsrigen erhalten Dünger von den Vieh- und Rothwildheerden welche während der Brachzeit darauf grasen, und wir haben größere Düngervorräthe, die wir darüber ausstreuen können wenn wir unsere Arbeiten wieder aufnehmen. Wir wechseln mit unsern Früchten gleichzeitig eben so ab wie sie, und pflügen und eggen unsere Felder mehr." — „Und wo würdet ihr lieber leben — dort, wo das Volk gegen alle Gewaltthat geschützt ist, oder hier, wo ihr jeder Art Unbill und Erpressung ausgesetzt seyd?" — „Wir würden lieber hier leben, wenn wir könnten, und wir würden gern zurückkehren." — „Und warum? Die dortigen Grundbesitzer und Bauern wissen daß niemand einen höhern Renten- oder Einkommensbetrag fordern darf als den zu dessen Entrichtung sie sich für eine lange Pachtperiode verbindlich machen; während ihr hier nie sicher seyd ob man eure Pachtbedingungen auch nur in Einer Jahreszeit achtet." Das ist vollkommen wahr, allein wir verstehen die „aen und kanun" (die Regeln und Vorschriften) nicht, und würden sie auch nie verstehen; denn wir sehen daß unsere Verwandten, die sich schon seit vielen Generationen dort angesiedelt, dieselben eben so wenig kennen wie wir. Eure Gerichtshöfe (Adaulets) fürchten wir am meisten, und wir entfliehen denselben gern sobald wir können, trotz aller Uebel denen wir bei unserer Rückkehr an unsere Geburtsstätte ausgesetzt sind. Die Schuld liegt nicht an den europäischen Herren deren Händen die Leitung jener Gerichtshöfe übergeben ist; denn sie wünschen von Herzen daß allen Gerechtigkeit widerfahre, und haben diese geübt; allein ungeachtet all ihrer Anstrengungen kommt der Schuldige oft ungestraft davon, und der Unschuldige muß Strafe leiden."

Natur und Menschen in Paraguay und den La-Plata-staaten.

In unserem gemäßigten Klima erweckt das behagliche Gefühl des Wohlbefindens eine besondere Apathie: die vor allem erschrickt. Die Jahreszeiten sind scharf gesondert, im Winter heizt man ein, im Sommer schließt man die Jalousien, und damit ist alles gesagt.

Es ist mit höchst seltenen Ausnahmen eine unverbrüchliche Regel, worauf große Naturereignisse keinen Einfluß haben. Aber in den südlichen Klimaten Amerika's läßt sich nichts mit Gewißheit voraussehen, alles ist ungeheuer, alles überschreitet die gewöhnlichen Gesetze. Hier ist eine kaum faßliche Mischung von Ueberfluß und Mangel, von Milde, Grausamkeit, glückseliger Behaglichkeit und von Elend. Wer diese Gegenden im Winter und Frühjahr gesehen, kennt sie im Sommer nicht wieder.

Während des Sommers, der den größten Theil des Jahres ausmacht, erstarren die Thiere wie sie in den nordischen Breiten durch die Kälte erstarren. Unbeweglich schlummern der Kaiman und die Boa, tief vergraben in einer durch die Hitze gerissenen Spalte. Ueberall verkündet die Trockniß das entweichende Leben. Ueberall verfolgt den Lechzenden, gleich der Fata Morgana, das Trugbild eines glitzernden Wasserspiegels. Sandtromben durchwirbeln gleich ungeheuern Wasserhosen die Ebenen. Der Horizont schrumpft zusammen, das Gemüth des Wanderers verengt sich, die heiße in Staub aufgelöste Erde erhöht die erstickende Luftwärme, und statt Kühlung führt der Nordostwind neue Gluth herbei, wie es in Sicilien der die Nerven und den Geist lähmende Scirocco thut. Allmählich sind die stehenden Gewässer verdunstet. In dichte Staubwolken eingehüllt, von Hunger und von brennendem Durste geplagt, jagen Schaaren von Pferden und Rindern umher, diese angstvoll aufbrüllend, jene mit vorgedehntem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer noch nicht ganz ausgetrockneten Lache zu erspähen. Menschen und Thiere führen ein schmerzenvolles Leben, wenn von der Gluth der Sonne das Wasser vom Erdboden verschwindet.

Auch der Wald ist dann nur noch der Aufenthalt tödtlicher Schlangen, summender Moskitos und zahlloser giftiger Insecten. Scheu wagen sich die Hirsche Abends an die Ufer eines fernen Sees und krümmen und schütteln sich unter den Stichen der Moskiten; von Hitze und Ermattung überwältigt brüllt selbst der Tiger. Aber auch die Kühle der Nacht, welche auf die Gluth des Tages folgt, bringt den Thieren keine Ruhe. Ungeheure Fledermäuse saugen den Pferden das Blut aus oder hängen sich an ihrem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden hervorbringen, in welchen Schaaren von stechenden Insecten sich ansiedeln.

Kommt endlich nach langer Dürre die Regenzeit heran, so verändert sich plötzlich der Anblick der Ebene. Das bis dahin so tiefe Blau des Himmels wird heller, wie ein fernes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartige Dünste hüllen das Firmament ein, ferner Donner verkündigt den heißersehnten Regen. Wie alles extrem in jenen Gegenden, so ist es auch mit dem Regen, der jetzt in Strömen, gleich eine Sündfluth herabbraust, von Donnerschlägen und Stürmen begleitet welche die Erde erbeben machen und in ihrer unwiderstehlichen Wirkung oft große Verwüstungen anrichten. Aber die gewaltige Erschütterung ist nöthig um Erde und Luft von den tödtlichen Miasmen zu reinigen, welche die Zersetzung so vieler Körper während der Sommerhitze erzeugt hat.

Kaum ist die Oberfläche der Erde von der Feuchtigkeit durchdrungen, so überzieht sich die Ebene mit grünen und blühenden Pflanzen, mit mannichfaltigen Gräsern. Pferde und Rinder beginnen im frohen Genusse des Lebens zu weiden, aber auch der Jaguar versteckt sich im höher aufschießenden Grase um die sorglos vorüberziehenden Thiere im leichten Sprunge zu erhaschen. Wie die Ebene, so ist auch das Aeußere der Wälder in wenigen Wochen verwandelt. Blüthenwolken schweben im Frühjahre auf dem Hauche der Lüfte hoch oben über den Gipfeln der Stämme, während in geringerer Höhe Massen purpurner Gewinde, goldener Kränze, groß genug um ganze Städte zu schmücken, sich von einem Stamm zum andern ziehen und den Urwald in einen glänzenden Dom verwandeln.

Sind auch hin und wieder in den La-Plataſtaaten, in Paraguay und in Folge der Vereinigung, in den argentinischen Provinzen große Strecken des Urwaldes der Axt der lichtenden Cultur anheimgefallen, so daß in nicht allzulanger Zeit, selbst in Gegenden wo früher Ueberfluß vorhanden, Mangel zu befürchten steht, so ist doch noch genug davon, besonders in der Nähe des Salvador, des Paraguay, des Parana und anderer Ströme welche jene Gegenden bewässern, um sich daraus den Anblick zu vergegenwärtigen, den das Land vor Jahrhunderten wenigstens im allgemeinen dargeboten hat. Es ist genug davon übrig geblieben, um in den Riesenexemplaren welche zwischen den uralten, von Zeit und Wetter niedergeschmetterten Stämmen kraftvoll aufrecht stehen, und in den undurchdringlichen Geweben baumartiger Lianen die Sprößlinge einer der Geschichte kaum bekannten Zeit, und die Productionskraft eines Bodens zu erkennen, dessen Pflanzenwuchs fast in keinem andern Welttheile seines Gleichen hat.

Ein höchst interessantes Bild, dessen ruhiges Anschauen allerdings einigen Muth und eine gewisse Vertrautheit mit Jagdabenteuern voraussetzt, gewährt der Urwald, wenn es zur Frühjahrszeit mit Aufgang der Sonne darin lebendig wird, wenn dessen zahllose gefiederte Bewohner oft durch melodisches Pfeifen, zumeist durch ein neckisches in allen Stimmen variirendes Geschnatter den frischen thauglänzenden Morgen begrüßen, wenn eine Menge größerer und kleinerer Vierfüßler, die nur am Tage ihrer Nahrung nachgehen, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechen, und Bienen und zarte Colibris mit den prachtvollsten Schmetterlingen um die Wette, den süßen Honig einsaugend, sich furchtlos in den Blumenkelchen wiegen, während über ihnen, in den Zweigen der Bäume, einige Affenfamilien ihre komischen Voltigirübungen beginnen, in denen die geschwänzten Makis große Meister sind.

Das geräuschvolle Treiben der am Morgen zu ihrem Tageswerk erwachten Thierwelt dauert etwa bis zum Mittag; dann scheinen alle, groß und klein, wie die Menschen im Lande, eine mehrstündige Siesta zu halten. Nachmittags beginnt die allgemeine Regsamkeit noch einmal wieder; die am Tage ihre Nahrung suchen, halten ihre letzte Mahlzeit, bis auf die Boa, die überfüllt vom letzten Fraße, der tagelang bei ihr vorhält, das Werk der Verdauung fortsetzt, während sie den aufgedunsenen Leib leise wiegend von einem Ast herabhängen läßt. Bei Annäherung des Abends suchen die meisten die gewohnte Lagerstätte auf; der Wald hallt dann noch einmal wieder von einem so wunderlichen Gemisch aller möglichen Stimmen, daß man unwillkürlich an die ersten Tage der Schöpfung erinnert wird. Während ganze Züge von Papagaien in den Baumkronen sich schreiend um die Nester zanken, die Affen ihre Familien auf den Zweigen zurechtsetzen, gibt es auch unten noch manchen Kampf bald um ein Junges, das von einem vorübertrabenden größern Thiere unsanft zu Boden geworfen wird, bald um ein Beutestück, welches ein stärkeres dem schwächern derselben

Familie angehörenden Thiere unter drohender Gebärde zu entreißen trachtet. Doch da ertönt plötzlich vom Saume des Waldes ein dumpfer Laut, den alle ohne Unterschied mit Schrecken vernehmen. Der flinke Hirsch auf dem Gange zur Aesung stutzt in seinem Ansatz zum Sprung über einen gefallenen Baum; er wirft das Geweih in den Nacken, und nachdem sein scharfer Geruchsinn den Ursprung des Tones gedeutet, springt er mit gewaltigen Sätzen in entgegengesetzter Richtung von dannen. Es war der blutdürstige Yuna, der südamerikanische Tiger, dessen Brüllen den durch irgend eine Veranlassung gestörten Austritt in sein Jagdrevier verkündet, während die übrige Gesellschaft, besorgt daß keines der ihrigen daheim bleibt, mit verdoppelter Hast ihren verborgenen Lagerplätzen zueilt.

Rasch tritt die Nacht ein. Schneller wie in Europa verdichtet sich ihr Schleier, der bald die Gegenstände umher in tiefe Finsterniß einhüllt. Doch wie überall, so hat die Natur auch in den Tropenländern für die Bedürfnisse des Menschen ein Auskunftsmittel bei der Hand. Wo Mond und Sterne mit ihrem hellen Lichte die dichtverschlungenen Laubkronen nicht zu durchdringen vermögen, da zeigen schwirrende Laternenträger und Schaaren kleiner Leuchtinsecten dem in der Wildniß sich verspäteten Jäger, oder einer bereits verloren gegebenen Vedette, einen wenn auch knapp zugemessenen, doch sichern Pfad, der sie nach mancher Mühseligkeit, aber reicher an neuen Erfahrungen zu der am Morgen verlassenen Station zurückleitet.

Dringt man nach der Regenzeit in das Innere dieser Wälder ein, so findet man Seen, die mit Enten, Gänsen und Schwänen in größter Mannichfaltigkeit bedeckt sind. Die am Rande gravitätisch einherstolzirenden Ibise, Flamingos, Reiher und Bekassinen einer größern Art als wir sie in Europa kennen, umgeben die Gewässer von einem Ende bis zum andern gleich einem buntfarbigen Saume. Die Jagd auf diese Wasservögel ist eben so verlockend als gefährlich wenn man sich dabei verspätet, wie das beim leidenschaftlichen Jäger nur zu oft vorkommt. Hat man sich auch am Tage auf den Wegen, welche das zur Tränke gehende Wild durch die hohen Rohrwälder gebrochen, glücklich zu einem geeigneten Standpunkte hindurch gefunden, so irrt man beim Heimgehen gar leicht in der Richtung, und die Glühkäfer werden dann nicht selten zu Irrlichtern, die uns anstatt aus dem Labyrinth der im Nachtwind unheimlich erklingenden Rohrstangen heraus, einem dem Hirsch auflauernden Tiger, wenn nicht einer plötzlich aus dem Schlamm aufschießenden Wasserschlange geradezu in den Rachen führen. Die Natur unter jenen Himmelsstrichen ist eben so schön und großartig als abstoßend und gefährlich.

Als ein charakteristisches Zeichen des Urwaldes darf es betrachtet werden, daß man in den Dickichten selten mehrere Exemplare einer Pflanzengattung neben einander, sondern meist in größerer Entfernung von einander gesondert antrifft. Eine Ausnahme machen die Orangen, von denen man ganze geschlossene Wäldchen bemerkt. Der Schatten, mehr aber noch der Saft der faulenden Früchte lassen keinen andern Baum, keine andern Pflanzen aufkommen. Sie dulden weder Baumschwamm noch Schmarotzerpflanzen. Indessen scheinen [1] die Orangenwälder erst nach der Invasion der Spanier entstanden zu seyn, denn man findet sie nur da wo europäische Niederlassungen gewesen sind. Es ist derselbe Fall mit den hin und wieder vorgefundenen Olivenwäldchen, die jedoch so wenig als der Carubbabaum einen so gedeihlichen Wuchs haben und so vollkommene Früchte tragen als in Spanien.

[1] Die Citrusarten fehlten der neuen Welt gänzlich vor Ankunft der Europäer. D. Red.

Die Bäume in Paraguay haben weit festeres, dauerhafteres und spröderes Holz als die europäischen. Schiffe, welche von paraguayischem Holze erbaut sind, dauern dreimal länger als andere. Das Holz des Tatarenbaumes gibt keine Flamme, verbrennt ohne Kohle zu geben, und läßt einen sehr widerwärtigen Geruch zurück. Es wird wegen seiner schönen gelben Farbe von Kunsttischlern gern gebraucht. Der Yberarobaum dient besonders zum Schiffsbau. Das schöne rothe Holz des Arundey-Bala kann, nur solange es grün ist, verarbeitet werden, weil es, wenn trocken, die Werkzeuge stumpf macht. Es ist besonders dauerhaft in der Erde. Das Holz des Urunday-Iray liefert die kostbarsten Hausgeräthe. Kein Holz hat schönere Flammen, dunkelt jedoch etwas mit der Zeit. Dieser Baum gehört zu den höchsten und stärksten in den La-Plata-staaten und in Paraguay, und findet sich hie und da unter denjenigen welche man in Europa zu den Platanen und Ahorn zählt.

Der Ceriy findet sich in den ausgedehnten Wäldern an Parana und am Uruguay und gehört zu den Fichtengattungen; nur sind die Nadeln kürzer und breiter als an der gewöhnlichen Fichte, und laufen lanzetförmig zu, die Aeste kommen stufenartig und in ziemlicher Entfernung aus dem Stamme. Die Bäume sind bedeutend stärker und länger als die nordische Fichte, und eignen sich besonders zu Mastbäumen. Die Frucht gleicht einem abgerundeten Kegel, fast von der Größe eines mäßigen Kinderkopfes. Die Schuppen sind nicht so glatt als an dem gewöhnlichen Fichtenapfel. Wenn sie reif, öffnet sie sich von selbst. Die Samenkörner sind sehr lang und an der stärksten Stelle so dick wie ein Daumen. Geröstet schmecken sie besser als Castanien. Die Indianer lieben sie sehr und machen auch Mehl und eine Art Kuchen daraus, den sie in der glühenden Asche backen.

Der Ybaro, ein hoher Baum von bedeutendem Umfang, trägt eine Menge runder Früchte, deren braunglänzende Kerne zu allerlei kleinen Putzsachen und zu Rosenkränzen benutzt werden. Zwischen dem Kern und der äußern Haut findet sich ein gallertartiges Mark, dessen man sich statt der Seife beim Waschen bedient.

Die Blätter des Onebubaumes, der etwa die Stärke und Höhe eines Wallnußbaumes erreicht, stehen bei den Indianern und Europäern in hohem Ansehen, weil ihr Saft alle Arten von Wunden heilt.

Der Paraguaybaum, welcher den bekannten Thee erzeugt, wächst unter andern Bäumen wild am Ufer aller Flüsse, welche sich in den Parana und Urugay ergießen, so wie an den Ufern derjenigen Gewässer die östlich vom 24—30° aufwärts nach Norden in den Paraguay einmünden. Man findet sie von der Stärke eines Pomeranzenbaumes. In den Gegenden aber, wo man die Blätter zum Thee sammelt, ist es nur ein Strauch. Man pflückt ihn nur alle 2 bis 3 Jahre ab, weil die Blätter in der Zwischenzeit erst wieder ihre Vollkommenheit erlangen. Sie fallen im Winter nicht ab. Der Stamm dieses Strauches hat etwa 10 Zoll im Umfang; die Rinde ist glatt und weißlich, die Zweige richten sich

wie beim Lorbeerbaum himmelwärts. Die Blätter sind elliptisch und laufen nach vorn breit aus. Sie sind 4—5 Zoll lang, dick, glänzend und feingezackt, auf der obern Seite viel dunkler als auf der untern. Die Blüthen stehen in Dolden, jede von 30—40 zusammen, haben vier Blätter und eben so viele Blumengriffel, die zwischen denselben stehen. Die Samenkörner sind röthlich violett, den Pfefferkörnern ähnlich.

Um das Paraguaykraut zum Gebrauch zu bereiten, werden die Blätter leicht gedörrt, indem man den Zweig selbst durch die Flamme zieht. Dann werden sie geröstet; man zerbricht sie und bewahrt sie in Gefäßen, worin sie stark gepreßt werden, denn gleich nach der Zubereitung haben sie einen strengen Geschmack. Der Gebrauch dieses Krautes ist allgemein in diesen Gegenden, so wie in Chili, in Peru und in Quito. Die Spanier erhielten dasselbe zuerst von den Guarani-Indianern, und der Gebrauch hat sich so sehr vermehrt daß statt 14,000 Centner, die im Jahre 1730 gesammelt wurden, jetzt gegen 100,000 Centner gewonnen werden.

Man thut so viel als man zwischen drei Finger fassen kann in eine Tasse oder in eine kleine Calabasse, und gießt kochendes Wasser darauf. Der Aufguß wird sofort genossen, und vermittelst eines kleinen Röhrchens das unten kleine Löcher hat, damit die Blätter zurückbleiben, eingeschlürft. Die Vornehmen thun Zucker hinzu, die Landbewohner brauchen ihn ohne Zuthat; man rechnet auf die Person täglich zwischen 3 und 4 Loth. Dieser Thee ist das gewöhnliche Getränk für Alt und Jung fast durch ganz Südamerika. Ein flinker Arbeiter kann täglich einen Centner sammeln und bereiten. Die Hauptsache ist daß man die Blätter zu einer Zeit pflückt wo sie nicht feucht sind. Man theilt das Kraut in zwei Classen, wovon die eine ausgelesenes und süßes, die andere starkes genannt wird. Von der ersten Sorte wird weniger als von der letzten ausgeführt. In der Neuzeit ist Paraguay-Thee ein beliebtes Getränk auch in Brasilien geworden. Ein Officier der aufgelösten englisch-deutschen Legion schreibt vom Cap, daß man die Bäume welche dieses Theekraut liefern, mit gutem Erfolge dort zu cultiviren angefangen habe. In Deutschland hat man verschiedentlich Versuche damit in frostfreien Gewächshäusern angestellt, die zwar gelangen; ins Freie versetzt, mußten sie jedoch durch starke Verhüllung gegen die Kälte geschützt werden, wodurch die Blätter Schaden litten.

Der Palo-Santo, ein starker kräftiger Baum, der im Norden von Paraguay wächst, hat ein sehr hartes wohlriechendes Holz, aus dessen Spänen man, wenn sie in Wasser gesotten werden, ein Harz von trefflichem Wohlgeruche gewinnt, welches auch in den Handel kommt, gleich dem Harze welches aus der Rinde des Weihrauchbaumes träufelt wenn man Einschnitte macht. Das letztere ist an Farbe und Geruch dem ächten Weihrauch fast vollkommen gleich.

Das Harz des Mangaysy, den man nur am Ufer des Gatemy findet, ist das bekannte Federharz oder elastische Gummi. Im Lande selbst gebrauchte man es bis vor noch nicht langer Zeit nur als Spielbälle für Kinder und als Licht zum Leuchten beim nächtlichen Aufenthalt in den Einöden. Man macht zu diesem Zweck eine Kugel aus dem Harze, die man in ein Gefäß mit Wasser legt, nachdem man sie auf der oben schwimmenden Seite in eine Spitze zusammendrückt, die einem Dochte ähnlich ist, und nachher angezündet wird. Die Kugel brennt die ganze Nacht hindurch und oft bis sie gänzlich verzehrt ist.

Am Ufer des Uruguay wird häufig der Aguaraibay gefunden, ein hoher Baum von der Stärke einer mäßigen Buche. Seine Zweige stehen zerstreut, und die Blätter, die im Winter nicht abfallen, sind noch heller als Weidenlaub, etwa 2 Zoll lang, spitz und fein gezackt. Wenn man sie reibt, geben sie eine klebrige Feuchtigkeit von sich, die wie Terpenthin riecht. Die Blüthen sind weiß, stehen doldenförmig neben einander, sind klein, von nicht unangenehmem Geruch, und ihre Samenkörner umschließt eine kleine Hülse. Die Blätter werden in der Blüthenzeit abgepflückt. Man läßt sie in Wasser oder Wein stark kochen um das Harz herauszuziehen, nimmt alsdann die Blätter heraus, und siedet das übrige bis zur Dicke eines Syrups ein. Dieß ist der berühmte Aguraibaybalsam. Jede indianische Ansiedelung mußte unter der spanischen Herrschaft jährlich zwei Pfund an die königliche Apotheke in Madrid liefern. Zwölfhundert Pfund Blätter liefern etwa 40 Pfund Balsam. In Südamerika hält man ihn für eine wahre Panacee, wie schon der Name Curalo todo beweist. Man braucht ihn mit Erfolg bei Wunden, und innerlich mit etwas Zucker genommen gegen viele Krankheiten.

Zuweilen sieht man aus dem Gezweig eines Baumes vom höchsten Wuchs oder auf einem Stumpf einen andern Baum von gleicher Höhe emporsteigen, dessen Wurzeln anfangs getrennt und gerade auf die Erde herablaufen, bis sie sich endlich so fest vereinigen, daß sie den Baum oder Pfahl auf dem sie entstanden sind, für immer umfassen und ganz bedecken. Da aber die oberen Zweige des unteren Baumes frei und einzeln stehen bleiben, bis sie vertrocknen, so sieht man überrascht auf einem Stamme die Zweige, Blätter und Blüthen verschiedener Baumarten neben einander sich erheben.

Die Schlingpflanzen haben sich in wunderbarer Weise durch die Wälder verbreitet. Sie umwinden die stärksten Bäume von unten bis zur Krone, und schlingen sich von einem zum andern fort. Zuweilen sind sie in Spirallinien so fest in den Stamm eingedrungen, daß sie ganz mit ihm verwachsen scheinen.

So gibt es auch eine große Menge von Schmarotzerpflanzen, die man Luftblumen nennt, weil sie nur auf den Zweigen der Bäume entstehen und fortleben. Einige derselben sind ausgezeichnet durch ihre sonderbare Gestalt oder durch die Pracht ihrer Blumen, andere durch den lieblichsten Wohlgeruch. Es ist unter ihnen besonders eine merkwürdig, Guembe genannt, die aus dem Gipfel der allerhöchsten Bäume hervortreibt, wenn deren Inneres zu faulen anfängt. Der Stamm dieser Pflanze ist armdick und vier bis fünf Fuß hoch. Einige der untern Blätter fallen jährlich ab. Ihr Stengel ist sehr lang; sie haben ein sehr glänzendes Grün, sind über zwei Fuß lang, einen Fuß breit und haben sehr tiefe Einschnitte, welche ihnen das Aussehen einer Hand mit ausgestreckten Fingern geben. Diese wunderbare, in der Luft wachsende Pflanze bringt eine große Aehre hervor, völlig den Maiskolben ähnlich. Die Körner sind von süßlichem Geschmack, und werden sehr häufig, auf mancherlei Weise zubereitet, gegessen. Es ist Bewunderung erregend wie die Natur in jenen Gegenden für Nahrungsmittel aller Art gesorgt hat, zu deren Genuß sehr oft nicht einmal eine Vorbereitung erforderlich ist. Von der Höhe des Baumes, wo die

Pflanze ihren Standort hat, wirft sie ihre geraden, knotenlosen, fingerdicken Wurzeln herab, welche sich in die Erde senken. Sie werden vermittelst eines scharfen Messers abgeschnitten, das man an ein Rohr anbindet. Ihre feine, leicht abzulösende Rinde wird zu Tauen und Strickwerk verarbeitet, das man in Paraguay auf den Schiffen benutzt. Die Bereitung ist leicht und einfach, da man die Rinde, wenn sie trocken ist, nur einzuweichen braucht. Diese Stricke sind wohlfeil und faulen nicht im Wasser. Man hat sie in neuerer Zeit unter einer besondern Vorkehrung, welche sie gegen Reibung schützt, auch auf den Kriegsschiffen in Anwendung gebracht. Auch wird die schön dunkelviolette Rinde zu den bunten Feldern in den von Schilf geflochtenen Matten und Körben gebraucht.

Unter den Cacteen findet man Stämme von vollkommen schönem Wuchs von 20 bis 24 Fuß Höhe, schlank und rund wie auf der Drehbank gedrechselt, ohne Blätter bis zum Gipfel, welcher sich mit seinen laubigen Zweigen wie ein Fächer ausbreitet. Wie die Blätter, sind auch die Früchte kleiner als bei andern Arten, von süßsäuerlichem Geschmack und sehr erfrischend.

(Fortsetzung folgt.)

Epirus.

Eine der wichtigsten und interessantesten Provinzen der europäischen Türkei ist Epirus, theils das Land selbst, theils in Betreff der Bewohner desselben. Allerdings möchte man sagen daß dasselbe auch noch heutzutage unter dem Einflusse der Ungerechtigkeit und der ungünstigen und verächtlichen Urtheile, zu denen schon die alten Römer seit der Eroberung des Landes über dieses und über dessen Bewohner irrthümlich sich hatten verleiten lassen, wenigstens insofern stehe, als es nicht in dem Grade bekannt ist, wie es wohl zu seyn verdient. Allein jene Ungerechtigkeit darf für spätere, darf für die christliche Zeit und namentlich für unsere Gegenwart in keiner Weise maßgebend seyn. Gerade in den Beziehungen der Bewohner von Epirus zum Christenthum offenbaren sich gültige und rechtmäßige Ansprüche auf eine gewisse Achtung und Anerkennung. Dahin gehört vornehmlich die Entschiedenheit und Zähigkeit, womit die Einwohner von Epirus, mindestens der vorwiegenden Anzahl nach, der morgenländischen Kirche, und zwar theils dem römischen Papst (!) theils dem Islamismus gegenüber, treu geblieben sind. Nur die eingewanderten Albanesen ließen sich theilweise für den Islamismus gewinnen. Wenn dagegen zugleich mit der Unterwerfung Griechenlands durch die Türken in allen einzelnen Theilen des Landes mehr oder weniger sklavische Unterwürfigkeit, Unwissenheit, Uncultur und sittliche Verkommenheit Platz ergriff, so hatte Epirus schon zu den Zeiten des Georg Kastriota im 15ten Jahrhundert durch seinen heroischen langjährigen Widerstand eine seltene, wohlthuende Ausnahme gemacht. Aber auch nachher war es vor allen Epirus, wo nicht nur ein freierer Sinn und ein heldenmüthiger Geist, sowie eine hohe Vaterlandsliebe in einzelnen Ortschaften thatsächlich in anerkennenswerther Weise fort und fort sich kund that (z B. in Chimarra, Chormovo, Suli, Parga), deren kriegerische Kraftäußerungen und heroische Widerstandsleistungen gegen die Eingriffe einzelner türkischer Satrapen als die entschiedenste Protestation wider die Eroberung der gesammten griechischen Lande angesehen werden können, sondern wo auch am frühesten das Licht der beginnenden Aufklärung für das gesammte Griechenland durchbrach. Aus Epirus giengen während der türkischen Herrschaft die ersten Fackel- und Lichtträger, die ersten Vorboten einer geistigen Wiedergeburt Griechenlands hervor, — vielleicht in Folge der größeren Nähe Italiens und einer gewissen Berührung mit Europa, namentlich durch die benachbarten jonischen Inseln. Auch besaß ja bekanntlich die Republik Venedig, die Herrin dieser Inseln, zugleich mit diesen und während einer längeren Zeit einige Plätze in Epirus selbst (z. B. Parga, Butrinto u. s. w.

In Jannina (Ἰωάννινα), der Hauptstadt von Epirus, gab es bereits im 17ten Jahrhundert gute Schulen und achtungswerthe Lehrer an den dortigen Unterrichtsanstalten, unter denen Bessarion, Eugduris, Meletios u. a. sich auszeichneten, welche theils durch Unterricht und Lehre, theils durch Bücher, die noch heutzutage in wissenschaftlichem Ansehen stehen, auf die Bildung des griechischen Volks nachhaltigen Einfluß gewannen. Hatte gerade in Epirus, und besonders in Jannina, der Handel den Griechen im allgemeinen nicht unbedeutende Reichthümer zugeführt, so gieng nun auch dasselbe schon im vorigen Jahrhundert mit den glänzendsten Beispielen eines seltenen Patriotismus und des regsten Eifers, für die Bildung und Aufklärung des Volks Sorge zu tragen, dem übrigen Griechenland voraus.

Unter den vielen reichen und bildungliebenden Einwohnern von Jannina, die von Zeit zu Zeit für die Lehranstalten ihrer Vaterstadt große Summen Geldes hergaben, und die es sich auch sonst angelegen seyn ließen auf jede mögliche Weise die sittliche und geistige Aufklärung unter ihren Landsleuten zu befördern, zeichneten sich schon im 18ten Jahrhundert Maruttis, Kaplanis und die Brüder Zosimas vor anderen aus, allein auch seitdem und bis in die neueste Zeit herab ist Epirus vorzugsweise das Vaterland der griechischen Nationalwohlthäter gewesen und geblieben. Die Wohlthaten der Warwakis, Sturnaris u. a. legen dafür glänzendes Zeugniß ab, und so hat gerade von Epirus aus der charakteristische Zug in dem Leben des neugriechischen Volks, nämlich der ihm eigenthümliche Patriotismus und die opferfreudige Freigebigkeit der Einzelnen zu Nationalzwecken fort und fort eben so sehr Anstoß, wie besondere Nahrung erhalten. In gleicher Weise sind auch aus Epirus namentlich seit den letzten hundert Jahren namhafte griechische Gelehrte hervorgegangen, von denen es hier genügt, aus dem gegenwärtigen Jahrhundert nur den im Jahre 1854 in Athen verstorbenen Georg Gennadios, so wie von Lebenden den Professor der griechischen Sprache und Literatur an der Universität Athen, Konstantin Asopios, und den Professor der griechischen Sprache und Literatur an der jonischen Akademie in Corfu, Christophoros Philetas, namentlich aufzuführen. Ebenso lieferte Epirus schon in frühern Jahrhunderten, als noch die Hospodarate der Moldau und

Walachei (!!) den Talenten und der geistigen Ueberlegenheit der Griechen einen einflußreichen Wirkungskreis gewährten, mehrere Hospodare auf den Thron der beiden Donaufürstenthümer, wie die Basilios, Dukas, Ghikas, Sutzos und Chantzeris.

Die Bewohner von Epirus sind hauptsächlich Griechen und Albanesen. Ueber das Alter und die Abstammung der letztern so wie darüber, ob sie Autochthonen oder eingewandert sind, und dafern dieß letztere der Fall sey, woher sie eingewandert seyen, ist unter den Gelehrten vielfach gestritten worden, und Historiker und Geographen sind hierüber noch immer verschiedener Ansicht. Die einen meinen daß sie ein illyrischer Volksstamm sind — eine Meinung die schon zu den Zeiten des Laonikos Chalkokondylas im 15ten Jahrhundert bestand, die jedoch dieser selbst in seiner „Geschichte des byzantinischen Kaiserthums" keineswegs billigt. Vielmehr hält er die Albanesen für einen eingewanderten Volksstamm, der von Dyrrhachium (Durazzo) aus nach Osten und bis nach Aetolien, Thessalien und Macedonien vorgedrungen sey und sich verbreitet habe. Ob diese Einwanderer von Japygien in Unteritalien aus, nach der Behauptung einiger, deren der obgenannte byzantinische Schriftsteller ebenfalls gedenkt, über das Meer gekommen seyen, oder ob sie von Alters her die Nachbarn der Illyrier gewesen, läßt derselbe unentschieden; allein seine Meinung geht dahin daß sie macedonischer Abkunft seyen. Der Franzose Pouqueville in seiner „Voyage dans la Grèce," der die Albanesen in vier Stämme unterscheidet, stellt die Vermuthung auf daß sie aus Kolchis in Asien gekommen und daß sie von den Kolchiern abstammten, welche die Argonauten verfolgt und auf diese Weise den Weg nach Europa gefunden hätten. Nach dieser Meinung wären die Albanesen ein sehr alter Volksstamm. Andere bringen sie dem Namen und der Abkunft nach mit den Albanern, den Bewohnern der Landschaft Albanien zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, in Verbindung. So viel scheint unbestritten zu seyn daß die Albanesen einige Jahrhunderte vor Chr. Geb. das Land um Dyrrhachium bewohnten, und daß sie in Sprache, Sitten und Lebensweise ihre besondern Eigenthümlichkeiten hatten, wodurch sie sich von ihren Nachbarn unterschieden. In geschichtlicher Hinsicht mit den christlichen Völkerschaften von Illyrien und Epirus bis zum 18ten Jahrhundert verschmolzen, bewahrten sie ihre Sprache und ihre Sitten rein von allem fremden und gewaltsamen Einflusse, der gerade dort bei den fortwährenden Einfällen so vieler wilder Völkerschaften besonders drohend und gefährlich war. Nur in Ansehung des religiösen Glaubens gaben sie sich der Einwirkung des jeweiligen Gewalthabers leicht hin, und sie hielten sich daher bald zu dem Glauben der morgenländischen Christen mit den Byzantinern, bald zum römischen Papst mit den Normannen, bald zu Mohammed, nachdem die Türken unter Murad II und seinen Nachfolgern sie dazu zwangen. In Folge dessen sagten sich die Bewohner der Ebenen meistentheils vom Christenthum los, während die in den Gebirgen mit der Unabhängigkeit auch dem christlichen Glauben treu blieben. Zur Erhaltung des Christenthums unter einem Theile der Albanesen trug das Erscheinen und der Heldenmuth des Georg Kastriota nicht wenig bei, nachdem in Folge des Einfalls Durachans in Albanien im Jahr 1425 die Albanesen eine große Niederlage erlitten hatten, so daß derselbe, wie erzählt wird, ganze Pyramiden von Albanesenschädeln errichtete. Zu jener Zeit beschloß ein großer Theil der Albanesen, um sich seine Freiheit und seinen Glauben zu sichern, auszuwandern, und vor den immer weiter eindringenden Türken nach Südosten sich zu wenden. Auch nachdem sie bereits in ihren neuen Wohnsitzen sich festgesetzt hatten, verließen sie dieselben gleichwohl wieder, sobald die Türken sich näherten. Hieraus erklären sich die albanesischen Colonien in Attika und im Peloponnes, sowie auf den Inseln Hydra, Spezzia, Salamis, Paros, Psara und Cypern. Ebenso erklärt es sich auch aus dem obigen, daß diejenigen Türken in Albanien, welche die albanesische Sprache reden, albanesischen Stammes sind, dagegen diejenigen die griechisch reden, zu dem Stamm der eingebornen Griechen gehören, indem sie von Zeit zu Zeit vom Christenthum abgefallen waren. In den Hauptstädten, wie in Konitza, Jannina und Arta ist ihre Zahl nur eine sehr geringe, da die Griechen in Folge der furchtbarsten Bedrückungen und Qualen sich veranlaßt fanden mit aller Macht dahin zu streben, Glauben und Freiheit sich zu erhalten, und das Uebergewicht auf Seiten der Griechen war.

In den vor einigen Jahren erschienenen „Albanesischen Studien von Dr. jur. Joh. Georg v. Hahn" (Jena 1854) beschäftigt sich der Verfasser ebenfalls mit der interessanten und wichtigen Frage: „Sind die Albanesen Autochthonen?" Er geht hiebei von der Ansicht aus, daß die heutigen Albanesen keine Slaven, sondern daß sie die Nachkommen der vorslavischen Urbewohner des Landes und gleichen Stammes mit den Illyriern sind, und zwar hält er sie geradezu für Pelasger, und erklärt sich offen für das Pelasgerthum der Albanesen. Beweisgründe dafür findet er in den Sitten der Albanesen im Verhältnisse zu den Griechen der Gegenwart, in einzelnen Momenten im Leben und in der Sprache beider Volksstämme, sowie in geographischen und mythologischen Parallelen. Den Hauptbeweis dafür erkannte jedoch der Verfasser in den zwischen der albanesischen Sprache und der ältesten griechischen Götterlehre von ihm aufgefundenen Beziehungen, und auch andere, die durch ihre Verhältnisse der Sache selbst und deren Entscheidung näher stehen, neigen sich der nämlichen Meinung zu, indem sie die albanesische Sprache für eine Vermischung der ältesten griechischen oder pelasgischen Sprache mit der spätern griechischen Sprache erklären, in welcher aber auch lateinische, slawische, keltische und türkische Worte Aufnahme gefunden haben. Diese nämliche Meinung war auch vor einigen Jahren in Griechenland selbst von dem Docenten der hellenischen und lateinischen Literatur an der Universität Athen, Panagiotis Kupitoris von der Insel Hydra, aufgestellt, und er wies in einer Abhandlung über die Verwandtschaft der albanesischen mit der altgriechischen Sprache nach, daß der albanesische Volksstamm hellenisch, nämlich pelasgisch oder äolisch sey, und daß die albanesische Sprache viele Beziehungen zur äolischen habe, indem sogar die Wurzeln der letztern in der albanesischen Sprache sich fänden. Um so mehr hat hiernach die Ansicht derer für sich, welche meinen daß der nationale Mischungsproceß, der gegenwärtig im griechischen Königreich gährt, mit dem gänzlichen Aufgehen des albanesischen (nicht minder auch des walachischen) Elements in das griechische enden werde. Es würde dabei nicht bloß in Betracht zu ziehen seyn, daß das griechische Element bei dem mannichfachen Wechsel der Herren und bei den häufigen Einfällen und Einwanderungen fremder Volksstämme, die in Griechen-

land seit langen Zeiten stattgefunden haben, mit merkwürdiger Zähigkeit am Ende immer den Sieg davongetragen hat, es würde vielmehr eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen Griechen und Albanesen das entscheidende Moment dafür abgeben; und dem griechischen Element und dessen entschieden größerer Lebenskraft es um so leichter werden, die albanesischen Bevölkerungstheile immer mehr sich zu assimiliren und in sich aufzunehmen. Der Uebergang aus dem Pelasgerthum ins Hellenenthum, der einst unmerklich und allmählich vor sich gieng, würde sich also nur in einer andern Weise wiederholen. Dagegen ist der Verfasser einer in griechischer Sprache geschriebenen akademischen Abhandlung, „περὶ τῆς αὐτοχθονίας τῶν Ἀλβανῶν ἤτοι Σκιπετάρ“ (Göttingen, 1855), der Grieche Nikokles, einer der Hahn'schen Ansicht entgegengesetzten Meinung, und seine Schrift ist entschieden gegen diese Ansicht gerichtet. Er gibt eine ausführliche Widerlegung derselben in ethnographischer und linguistischer Beziehung, und stellt vielmehr seine eigene Meinung dahin auf, daß nach Gründen der Linguistik und im allgemeinen nach dem was die Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart in dieser Hinsicht an die Hand gebe, die Albanesen nicht Eingeborne, sondern daß sie eingewandert seyen, und er hält sie für identisch mit den alten Alanen und Albanern oder Iberern, einem weitverbreiteten sarmatischen und scythischen, ursprünglich kaukasischen Volksstamme, von denen Tacitus sagt: Hiberi Albanique saltuosos locos incolentes duritiae patientiaeque magis insuevere. Feruntque se Thessalis ortos u. s. w.

Aus diesem allen ist zu ersehen, wie weit die Meinungen der Gelehrten über die Abstammung der Albanesen auseinandergehen. Was dagegen deren Verhältnisse in der Gegenwart anlangt, so wird die Zahl der gesammten Albanesen auf anderthalb Millionen angegeben, von denen 600,000 zum Islam sich bekennen. Die im Königreich Griechenland lebenden Albanesen werden zu 200,000 geschätzt. Den Namen: Skipetaren oder Skypetaren, welcher den albanesischen Bewohnern Illyriens gegeben wird, die ihre Volkssprache mit größerer Reinheit sprechen, und welchen wahrscheinlich die, auch unter der Benennung „Geguen“ bekannten Einwohner des Bezirks von Skutari oder Neu-Epirus führen, leiten manche von dem italienischen Worte: schioppo (die Flinte) her, als wüßten gerade diese besonders gut mit der Flinte umzugehen. Nach anderen kommt dieser Name vom Skip, einem albanesischen Worte her. Der Albanese ist von wildem Charakter und unbeugsamem Sinne, rachsüchtig, eitel, aber genügsam und ausdauernd. Sie haben stets eine besondere Vaterlandsliebe an den Tag gelegt, und im Gegensatze zu diesem Gefühle hatte und hat der religiöse Glaube keinen weiteren Einfluß, wegegen freilich die mohammedanischen Albanesen sowie die asiatischen Türken von den übrigen Türken in Europa verachtet und gehaßt werden, als ob sie Andersgläubige wären, und daraus erklären sich auch die verächtlichen Benennungen: Chaldup und Arnaut, die sie gegen einander gebrauchen.

Die Kuckuckseier.

Hr. E. Baldamus bemerkt in Naumanns Archiv für Ornithologie: Man hat von jeher die Bemerkung gemacht daß das Ei des Kuckucks seiner Farbe nach ungemein veränderlich ist: bald ist es leicht grünlich-blau, bald gefleckt mit verschiedenen Schattirungen von grau und braun, gleich dem vieler Singvögel. Diese auffallende Veränderlichkeit findet eine merkwürdige Erklärung durch Hrn. Baldamus. „Vor mir liegt, sagt er, in einem Kasten mit vielen Fächern eine kleine Sammlung von Vogeleiern; auf den ersten Anblick könnte man sie insgesammt für eine Sammlung verschiedener Singvögel halten. Ich frage einen Burschen, der mit den gewöhnlichen Eiern der Nachbarschaft ziemlich gut bekannt ist: „Was ist dieß für ein Ei?“ — „Das eines Gartensingvogels.“ „Und dieß?“ — „das eines Weißkehlchens,“ und so fort. „Allein Thatsache ist daß all diese Eier Kuckuckseier sind, welche, wie die meisten Ornithologen wissen, eine große Aehnlichkeit mit denen fast aller gewöhnlichen Singvögel haben — der Wasserbachstelze, des Schwarzköpfchens, der Feldlerche, der Wiesenlerche &c.“

Hr. Baldamus gibt hierauf ein Verzeichniß von achtundzwanzig Vögeln, von deren Eiern man fand daß sie Aehnlichkeit mit den Kuckuckseiern besitzen; unter diesen befinden sich nicht nur die bereits erwähnten Vögel, sondern auch der Rothstert, die Rohrdommel, der rothköpfige Neuntödter und so weiter. Eigenthümlich ist nun daß, mit wenigen Ausnahmen, diese in den Nestern der Vögel gefunden worden sind deren Eiern sie gleichen; oder, mit andern Worten: das Ei des Kuckucks stimmt in der Farbe mit denen überein unter welche es gelegt wird. Diese merkwürdige Thatsache ist durch eine Menge Beobachtungen, welche Hr. Baldamus in Tabellenform gebracht hat, festgestellt. Aus dieser Tabelle erhellt daß von sechsundsiebenzig Kuckuckseiern vierundsechzig in der Farbe und sonstigen Merkzeichen mit denen übereinstimmten welchen sie beigesellt worden; der Rest glich meist denen der weißen Bachstelze und der Rohrdommel. Es geht ferner daraus hervor daß die Rohrdommel mit der größten Anzahl von Kuckuckseiern begünstigt wird — neun unter sechsundsiebenzig, von welchen acht ganz genau ihren eignen Eiern glichen. Zunächst kommt dann die weiße Bachstelze mit sieben wie ihre eigenen gefärbten Eiern, und einem gleich dem der Rohrdommel. Der Weidensperling, von dem man annimmt er sey so häufig der Nährvater des jungen Kuckucks, hat nur eins. Dieß ist jedenfalls genug um zu zeigen daß die Regel in den meisten Fällen zutrifft, und die Ausnahmen werden sich, wie man sogleich sehen wird, leicht erklären lassen. Der damit beabsichtigte Zweck ist offenbar der daß der Vogel, welchem verrätherischer Weise die Sorge für den jungen Kuckuck anvertraut wird, das fremde Ei unter den seinigen nicht erkennen kann. Eine andere Frage ist die: wie dieß zuwege gebracht wird — ob einer und derselbe Kuckuck stets Eier von der gleichen Farbe legt, oder ob die Farben wechseln je nach dem Nest in das sie gelegt werden.

Einige haben vermuthet daß der Anblick der in dem Nest liegenden Eier dergestalt auf die Einbildungskraft des Kuckuckweibchens wirke, daß das Ei welches es zu legen im Begriff ist die Farbe derselben annehme, gerade wie Jakob die Mutterschafe Labans dazu brachte gefleckte Lämmer zu werfen, indem er ihnen halbgeschälte

Stäbe vorhielt. Dieß ist nicht ohne Analogien in der Physiologie; allein die Thatsachen sprechen dagegen. So werden z. B. Kuckukseier in leere Nester gelegt, und zwei Kuckukseier, von verschiedenen Farben, hat man in einem und demselben Neste gefunden; auch scheinen Beobachtungen zu zeigen daß derselbe Vogel stets Eier von derselben Farbe legt. Fürs erste scheint die Farbe der Kuckukseier einigermaßen — Temminck sagt gänzlich — von der Oertlichkeit abzuhängen; auch besucht bekanntlich der Kuckuk Jahr um Jahr unausgesetzt einen gewissen kleinen Bezirk. In einem und demselben Bezirk hat man drei Kuckukseier in verschiedenen, von einander aber nicht unterscheidbaren Vogelnestern gefunden. Jeder Vogel muß natürlicherweise, wenn dieß der Fall ist, mit dem Instinct ausgerüstet seyn seine Eier in die Nester einer besondern Art zu legen, und er wird nur hin und wieder, wenn er gerade kein Nest dieser Art finden kann, seine Zuflucht zu den Nestern anderer Vögel nehmen. Dieß erklärt auch warum die Ausnahmen fast stets den Eiern derjenigen Arten gleichen welche die Hauptlieblinge des Kuckuks sind, z. B. denen der weißen Bachstelze und der Rohrdommel, wie oben erwähnt.

Fürs zweite zeigen verschiedene Beobachtungen daß die Farbe des Eies festgestellt ist, bevor der Kuckuk die Eier sieht unter die er das seinige legen will. So ward z. B. ein Kuckuksweibchen lebendig auf einem Heuschober gefangen, in dessen Nähe ein Rothstertsnest war, welches es wahrscheinlich besuchen wollte, und in der Gefangenschaft legte es ein grünlich-blaues Ei wie das eines Weißkehlchens, und glich so natürlicherweise in hohem Grade den blauen Eiern des Rothsterts. Wiederum beobachtete man wie ein Kuckuk langsam und ruhig in einen kleinen Busch in der Nähe eines Waldes flog: obgleich verscheucht, kehrte er doch zurück, und als er endlich den Busch gänzlich verließ, so fand man auf dem Boden das Nest eines rothfüßigen Sandhuhns (Hirundo pratincola L.), mit dem darauf sitzenden Vogel, und ganz nahe dabei auf dem Boden lag ein Ei welches dem des Sandhuhns glich, aber nur größer war. Gleiche Eier hatte der Beobachter seiner Erklärung zufolge schon früher in den Nestern von Sandhühnern gefunden, und sie für Kuckukseier gehalten.

Der Kuckuk hatte sich offenbar nach einem Nest für sein Ei umgesehen, ward aber durch das hartnäckige Aufsitzen des Sandhuhns am Niederlegen desselben verhindert. Warum aber lag das Ei auf dem Boden? Es ist eine merkwürdige Thatsache daß der Kuckuk sein Ei beim erstenmal stets auf den Boden legt, und es dann in seinem Schnabel ins Nest trägt. In vielen Fällen ist dieß nothwendig; so z. B. wäre es dem Kuckuk unmöglich sein Ei in gewöhnlicher Weise in das Nest eines Rothsterts oder einer Wasserbachstelze, in der Höhle irgendeines Baums oder einer Mauer zu legen. Man hat Kuckukweibchen geschossen mit dem Ei im Schnabel. Levaillant beobachtete dieselbe Gewohnheit bei dem gelben afrikanischen Kuckuk — viele welche er auf diese Weise schoß, verschluckten entweder das Ei zur Hälfte, oder warfen es in ihrem Todeskampf aus dem Maule. Hierin liegt ohne Zweifel der Ursprung der Märchen der alten Schriftsteller, daß der Kuckuk seine Eier aus dem Maule lege. Es muß eine ziemlich weite Maulöffnung erforderlich seyn um das Ei hineinzunehmen, und den meisten Vögeln wäre es unmöglich; allein die außerordentliche Kleinheit des Kuckukseies im Verhältniß zur Größe des Vogels gestattet es. Ein solches Auskunftsmittel muß auch sehr nothwendig seyn wenn ein so kleines Nest wie das eines Goldhähnchens ausersehen wird — denn diesem winzigen Geschöpf wird zuweilen ein Ungeheuer von einem Kuckuk untergeschoben — indem das Gewicht eines Kuckuks, wenn er auf gewöhnliche Weise ein Ei legen wollte, das kleine Nest ganz herunterbrechen würde. Hr. Baldamus spricht auch davon, daß er Kuckukseier in den Nestern des rothköpfigen Neuntödters gefunden, welche die beiden Varietäten des Eies dieses Vogels nachahmten, indem sie entweder eine grünliche oder eine röthlich-graue Farbe hatten. Dieß macht es natürlicherweise einigermaßen schwierig das Kuckuksei zu unterscheiden; allein es läßt sich im allgemeinen zuvörderst aus seiner Größe erkennen, welche nur sehr wenig schwankt; es ist im Verhältniß zur Größe des Vogels sehr klein, indem es gewöhnlich kleiner, nie größer ist als das der Feldlerche. Auch besteht gemeiniglich noch eine merkbare Verschiedenheit der Farbe von der der Eier welchen es beigesellt ist, und die Flecken sind selten, wenn je, in einem Ring um das größere Ende angebracht, wie bei so vielen Eiern. Die Schale ist sehr dünn, und hat ein eigenthümliches Korn, das schwer zu beschreiben ist, aber gesehen werden kann wenn man das Kuckuksei mit irgend einem andern unter der Linse vergleicht.

Der Mormonenstaat.

(Eine Skizze, von Dr. J. Schiel.)

I.

Den Namen „Großes Becken" hat man jenem eigenthümlichen Landesstrich gegeben, der sich nahezu zwischen dem 38sten und 42sten Breitegrad von dem Wahsatchgebirge bis zur Sierra-Nevada Californiens erstreckt und bei weitem den größeren Theil des Flächenraums vom Utahterritorium einnimmt. Die Erhöhung desselben über der Meeresfläche beträgt nicht weniger als 4300 Fuß, aber trotz dieser bedeutend hohen Lage besitzt dieser Distriet ein eigenes hydrographisches System; keiner seiner größeren oder kleineren Flüsse, keiner seiner ziemlich zahlreichen Bäche hat einen Abfluß nach dem Ocean, sie verrinnen entweder in dem Boden, oder ergießen sich in eine Anzahl von Seen, von denen einige indessen so seicht sind daß sie kaum mehr als große Sümpfe darstellen, einige sogar, wie der auf der Ostseite der Sierra-Nevada gelegene, und auf den Karten als Mud-Lake verzeichnete See trocknet im Sommer so vollständig aus, daß man trocknen Fußes über sein Bett reiten, sogar mit beladenen Wagen, an manchen Stellen freilich mit großer Anstrengung der Zugthiere fahren kann. Nur ein einziger dieser Seen, der große Salzsee, [1] erreicht eine beträchtliche Ausdehnung, indem er über 70 engl. Meilen lang und fast ebenso breit ist, doch lassen sich noch einige von ihnen, wie Pyramid-Lake, der liebliche Utah-Lake, der voll trefflicher Forellen ist, und Sevier-Lake in Beziehung auf Ausdehnung mit den größeren Seen der Schweiz vergleichen. Die zahlreichen Gebirgsketten welche das Land gewöhnlich in einer Südnordrichtung durchziehen, haben niemals beträchtliche Längendimensionen, dagegen erheben sie sich häufig mehr als 8000 Fuß über die Meeresfläche. Sie sind zuweilen durch Ausläufer, die das eine oder das andere Gebirg aussendet, und die in der populären Topographie des Landes als besondere Gebirge bezeichnet werden, mit einander verbunden und bilden so mehr oder weniger lange Thäler, die manchmal schluchtenartig eingeengt sind, manchmal aber nach allen Richtungen eine bedeutende Ausdehnung haben, wo dann wiederum einzelne Berge oder Berggruppen inselartig in ihnen zerstreut liegen. Während daher die Aussicht in der Südnordrichtung oft sehr weit geht, ist sie in der Richtung von Ost nach West durch diese Berge mehr unterbrochen. Wie verschieden aber auch die Thäler dieses sonderbaren Landes in Beziehung auf Ausdehnung seyn mögen, derselbe Charakter trostloser Sterilität ist ihnen allen gemein, und die große Sandebene, die sich im centralen Theil des Beckens nicht sehr fern vom Salzsee weit nach Süden hinabzieht, besitzt keine andere Vegetation als den widerlichen Artemisia-Strauch und Salicornia, höchstens kümmerliche Weidenbüsche, schlechtes Gras und Schilf oder Binsen unmittelbar an den Ufern des Sevierflusses, der sich in dem letzten Theil seines Laufes durch diese Wüste schlängelt, nachdem er das Wahsatch- und das Un-koo-kuap-Gebirge durchbrochen hat. In den obern Regionen jener kurzen Gebirgszüge finden sich krüppelhafte Cedern und krüppelhaftes Eichenbuschwerk. Wenn auch höchst pittoreske Landschaften in dem Becken nicht selten sind, so besitzt doch kaum eine einzige jenen freundlichen Charakter, den eine frische, kräftige Vegetation verleiht und eine gewisse Düsterheit ist ihnen allen eigen. Man wird nicht leicht den Blick vergessen, den man von der Höhe der Cedergebirge, eines jener kleinen Gebirgszüge südwestlich vom Salzsee über die Salzwüste hat, die sich von diesem Gebirg ab 40 Meilen westwärts bis zu den Goshoot-Mountains erstreckt. Von einem hohen Pic, den ich bestieg, während unsre Wagen mühsam die Höhe eines Passes zu erreichen suchten, um auf der westlichen Seite von der Mannschaft mit Stricken und Seilen hinabgelassen zu werden, eine Procedur die während unsres anderthalbjährigen Herumschweifens in der Wildniß häufig geübt wurde, sah man über eine weite Landschaft, die an Düsterheit und Leere alles übertraf was wir bisher gesehen hatten. Krusten von einem schmutzig-weißlichen Thon zogen sich durch den Sand, über dem auf große Strecken weiße Salzkrusten lagen. Soweit das Auge reichte, keine Spur von Vegetation, keine Pflanze, kein Grashalm, nicht einmal die in dem Sandboden fast nie fehlende Artemisia; keine Spur von einem Thier, kein Eindruck eines lebenden Wesens in dem nackten, flachen Boden. Vereinzelte kahle Felsgruppen, die hie und da bis zu einer Höhe von fast 2000 Fuß aus dem Boden emporstiegen, warfen dunkle, regungslose Schatten über die Ebene, und die Schatten kleiner Wolken die über die Morgensonne giengen, waren das einzig Lebendige, Bewegliche in der Landschaft, und trugen wesentlich dazu bei den finstern Charakter derselben zu erhöhen. Hätten die Augen eines Menschen aus der antiken Griechenwelt diesen Anblick gehabt, so wäre hier sicher der Eingang zur Unterwelt gewesen. Aber der Zug über diese Wüste, der zwei Tage in Anspruch nahm, und den wir mit einigen Goshoot-Indianern als Führer und begünstigt von einem heitern Himmel, von dem im Verlauf der ersten Morgenstunden alle Wolken verschwanden, antraten, war nicht ohne hohes Interesse, denn die Fata Morgana erfüllte die Landschaft mit den wunderlichsten Bildern, und da wir den Charakter des Landes kannten, konnten wir uns an den Neckereien der Fata ergötzen, ohne uns von den heitern und oft wunderbar prachtvollen Bildern täuschen zu lassen. Ich ritt mit dem Astronomen unsres Corps dem Zug um einige Meilen voraus. Vor uns und südlich schien die Wüste von einem Ocean mit prachtvollen, grünen Inseln begränzt, und als wir uns zufällig einmal umkehrten, sahen wir unsern langen Wagenzug einige tausend Fuß hoch in der Luft schweben. Die Treiber trieben die Thiere mit der Peitsche zum Ziehen an, die Thiere machten heftige Anstrengungen und die Mannschaft faßte in die Speichen der Räder, ganz wie sie an schwierigen Stellen zu thun pflegte. Wir sahen sprachlos dem luftigen Treiben eine halbe Stunde lang zu, dann blaßte das Bild ab und verschwand. Eine halbe Stunde darauf bog der Zug um einen jener Berge, die wir eben geschildert haben und der ihn unsern Blicken verdreht hatte.

Die Flußthäler des Beckens, von denen nur das Thal von Sevier- und von Humboldt-River und Jordan genannt zu werden verdienen, theilen mit Ausnahme des letztern den Wüsten-Charakter des Landes. Die Flüsse haben meistens trübes Wasser und sind niemals breit, doch besitzen zwei derselben, der Jordan und der Humboldtfluß, eine ziemlich beträchtliche Tiefe, und müssen mit Boot oder Floß übersetzt werden; der Sevier bietet an vielen Stellen

[1] Der Glaube, dieser See habe einst einen Abfluß nach dem Ocean gehabt und der Canal sey noch vorhanden, ist eine reine Grille, und nicht gerechtfertigt durch die geologischen und topographischen Verhältnisse des Landes.

bequeme Furten, bei niederm Wasserstand sogar noch 16 Meilen oberhalb des Sees.

Sechzehn Meilen oberhalb des Sees war es, wo das von der Regierung der Vereinigten Staaten zur Erforschung des Landes zwischen dem Mississippi und dem stillen Ocean ausgerüstete Explorationscorps unter Gunnison, Capitän des topographischen Corps, welches der Verfasser der vorliegenden Skizze begleitete, nachdem es Ende October über den Fluß gesetzt hatte, sich in zwei Abtheilungen trennte. Die kleinere Abtheilung unter Gunnison's eigner Führung gieng hinab an den See, um denselben geographisch genau zu bestimmen und in Karte zu legen, die andre größere Abtheilung gieng in einer nordöstlichen Richtung den Fluß hinauf, um die Schlucht im Un-koo-kuap-Gebirge, durch welche der Fluß bricht, zu untersuchen. Nach etwa fünf Tagen wollte Capitän Gunnison wieder mit uns zusammentreffen. Am nächsten Tage gegen Mittag wurde von unserem Lager aus eine Abtheilung Soldaten (mounted rifles) abgeschickt, um eine vorläufige Recognoscirung der Gegend vorzunehmen, aber kaum hatten dieselben das Lager verlassen als ihnen einer der Soldaten der Bedeckung Gunnison's begegnete; athemlos auf dem nackten Pferde wankend, konnte er, als er ins Lager gebracht wurde, kaum noch in unterbrochenen Sätzen die Mittheilung machen daß die kleine Schaar bei Tagesanbruch, nachdem die Wachtposten eingezogen und sie sich ohne die Ahnung der geringsten Gefahr zum Frühstück gesetzt hatte, von einer starken Bande Utah-Indianer überfallen, und wie er glaubte nur mit Ausnahme seiner selbst niedergemacht worden war. Der Rest der militärischen Bedeckung unter dem Commando von Capitän Morris, im Ganzen nicht mehr als 22 Mann, machte sich sogleich fertig, um nach dem 30 Meilen weiten Ort zu eilen, und wo möglich zu retten was etwa noch zu retten war. Auf den Wunsch von Capitän Morris ließ ich mein Pferd ebenfalls satteln, um ihn auf diesem für eine so kleine Schaar äußerst gefährlichen Ritt zu begleiten. Daß die Hiobspost sich bestätigte, daß die Ufer des Sees an jenem Tage und in der darauf folgenden Nacht eine grauenvolle Scene darboten; daß bei dem scharfen Ritt durch die Sandwüste mein nicht sehr starkes Pferd niederbrach und starb, und daß ich in der Einöde allein gelassen meinen Rückzug in einer Gegend bewerkstelligen mußte welche Indianerbanden nach allen Richtungen durchschwärmten, und erst kurz vor Tagesanbruch mit dem Hauptcorps wieder zusammentraf, mag hier beiläufig angeführt werden; ich erwähne jenes traurigen Ereignisses vorzüglich nur deßhalb weil es mit dem Ausbruch der Mormonenunruhen in einem directeren Zusammenhange steht als dieß auf den ersten Blick scheinen mag.

Um die Mörder unserer Gefährten zu bestrafen, und den Indianerstämmen begreiflich zu machen daß keine Entfernung vor dem starken Arm der Centralregierung zu schützen vermag, sandte die letztere einige Compagnien berittener Schützen unter dem Befehl von Colonel Steptoe in jene entlegenen Regionen, und diese zwangen den betreffenden Stamm, die Anstifter der blutigen That auszuliefern. Es waren drei Krieger der Pah-Utes, und diese wurden von einem Schwurgericht in Salt-Lake-City zu einer dreijährigen Gefängnißstrafe verurtheilt, entkamen jedoch schon am dritten Tag aus ihrem Gefängniß und verschwanden in dem Gebirg. Die Truppen unter Steptoe aber wurden während des kommenden Winters in der Salzseestadt einquartiert, und von dieser Zeit an war es um den Frieden zwischen den Heiligen und den Heiden[1] geschehen. Bei vielen Frauen und Mädchen des neuen Jerusalems waren die Zweifel an der Wahrheit der eigenthümlichen theory of salvation des Mormonenthums schon lange sehr stark geworden, zu stark um dem Einfluß der Uniform zu widerstehen, der dem schönen Geschlecht schon an und für sich so gefährlich ist. Die nur halb, drittel oder um einen Bruchtheil befriedigten Herzen folgten willig den gefährlichen Lockungen; verliebte Abenteuer fanden statt, und in deren Folge blutige Reibereien in den Straßen der Hauptstadt zwischen den Soldaten und der Mormonenjugend. Es ist bekannt, wie der lang verhaltene Groll der Mormonen, durch diese Vorfälle genährt und gesteigert, zuletzt in offene Empörung gegen die Regierung der Vereinigten Staaten ausartete, wie sie den Beamten derselben die Anerkennung versagten und sie zwangen das Territorium zu verlassen, und wie sie zuletzt, nach Verjagung aller Heiden, sich den in Besitz der Magazine der heidnischen Kaufleute, namentlich der bedeutenden Niederlage von Livingston und Kinkead setzten, und zwar wie die westlichen Blätter sagen, ohne dafür zu bezahlen.

Drei Tage nach jenem betrübenden Ereignisse, das acht von unseren Gefährten das Leben kostete, hatte sich unser in der Wüste zerstreutes Corps in Trauer wieder auf dem Lagerplatz zusammengefunden, den wir vor fünf Tagen in der heitersten Stimmung verlassen hatten. Unter den Gefallenen waren Capitän Gunnison selbst, R. Kern, Topograph; mein Assistent Kreutzfeld, Botaniker, ein Diener Gunnisons und vier Soldaten. Unsere wichtigsten topographischen Notizen und einige kostbare Instrumente waren in den Händen der Rothhäute, und wenn der Verlust der Instrumente auch zu verschmerzen war, so war doch mit dem Verlust jener Papiere ein großer Theil der Arbeit, die wir in den letzten sechs Monaten mit großer Anstrengung in größtentheils unbekannten Landesstrichen, und oft unter großen Gefahren ausgeführt hatten, verloren. Es war daher gerathen, so schnell als möglich nach der etwa 120 Meilen entfernten Stadt am Salzsee zu eilen, um durch Vermittlung der Mormonen, die erst vor kurzem mit jenem Stamm wiederholt einen ewigen Frieden geschlossen hatten, wieder in Besitz jener Papiere zu gelangen und zugleich um uns über die Haltung der übrigen Stämme genaue Auskunft zu verschaffen, bevor wir unsre Untersuchungen fortsetzten. Auch war der Zustand unserer Thiere ohnedieß der Art daß die Beziehung der Winterquartiere nicht lange mehr hinausgeschoben werden durfte.

Bis gegen Ende des Jahres 1854 war das Einverständniß zwischen der Centralregierung in Washington und dem Beherrscher des Mormonenstaates eine vollständige entente cordiale. Die Centralregierung hatte weder eine gesetzliche Veranlassung, noch schien es überhaupt klug, sich vorderhand in die thörichte Wirthschaft am Salzsee zu mischen, und so hatte Präsident Pierce nach Ablauf des gesetzlichen Termins Brigham Young, den Seher und Propheten, abermals zum Gouverneur des Utahterritoriums ernannt. Der jährliche Zufluß eines Gehaltes von mehreren tausend Dollars war für einen Mann, der einige dreißig Gattinnen und daher eine starke Familie hatte, eine nicht zu verachtende Hülfe, und solange dieses Verhältniß, das seine Autorität den Gläubigen gegenüber nur erhöhen konnte, zu erhalten war, war für ihn kein Grund vorhanden seine Loyalität gegen die Vereinigten Staaten zweifelhaft erscheinen zu lassen, auch zögerte der Gouverneur von Utah nicht im Interesse der Centralregierung zu handeln. Es wurde sogleich ein Dolmetscher mit Geschenken nach der Unglücksgegend geschickt, und ihm, aber mehr noch den Bemühungen des Präsidenten der kleinen Gemeinde von Fillmore gelang es, die verlornen Gegenstände mit Ausnahme einiger kleinen Instrumente

[1] Heiden (gentiles) nennen die Mormonen alle diejenigen welche sich nicht zu ihrer Lehre bekennen.

wieder zu erlangen. Die Reise von Fillmore nach der großen Salzseestadt führt durch die bedeutenderen Niederlassungen der Mormonen und überhaupt durch den fruchtbarsten Theil vom Utahterritorium. Letzterer besteht aus einem schmalen Streifen Alluvialboden, der westlichen Seite des Wahsatchgebirges entlang, der jedoch nur in dem Jordanthal und in der Nähe von Utah-Lake eine Ausdehnung von einer bis mehreren Meilen erlangt; weiter nach Süden wird der Boden immer schlechter, auch fehlen die zahlreichen Bäche, die das Gebirge in jene Theile herabsendet und die von den Mormonen zu einer künstlichen Bewässerung des Landes benutzt worden.

Die Hauptmasse des Wahsatchgebirges besteht im nördlichen Theil aus Graniten, Gneisen, verschiedenen Conglomeratgesteinen und Sandsteinen; im Süden sind Trachyte, Porphyre, Schiefer, Sandstein und verschiedene Kalke, einige der letzteren von großer Reinheit und blendend weißer Farbe, andere reichlich mit Achat infiltrirt, vorherrschend. Auch sehr kostbare Mineralschätze fehlen nicht in dem südlichen Theile des Gebirges; Eisenerz, Schwefel und Steinkohlen sind in der Nähe des kleinen Salzsees gefunden worden, von krystallisirtem Gyps fand ich ganze Berge in dem Thal von Ungottabbikinereek, einem Bach, der nahezu unter dem 38sten Breitegrad in den Sevier-River fließt. In der unmittelbaren Nachbarschaft der großen Salzseestadt und in dem Thal des Timpanogas findet man zwar den Kohlenkalk mit den charakteristischen Petrefacten, es ist jedoch noch nicht gelungen, Kohlen aufzufinden, und die Heiligen welche diesen Theil des Territoriums bewohnen, sind für das nöthige Brennmaterial und Bauholz bis jetzt ausschließlich auf das Wahsatchgebirge angewiesen. Es ist dieses Gebirg ziemlich gut mit Tannen, Cottonwood und Ceder bewaldet, doch erreicht der Baumwuchs keine bedeutende Höhe, woran theils die hohe Lage, theils die strengen, lange dauernden Winter Schuld sind, und so erscheinen die Bäume welche in gleicher Elevation und unter demselben Breitegrad wachsen, im Vergleich zu den herrlichen Pinus der Sierra-Nevada als wahre Zwerge. Die durchschnittliche Elevation des Gebirges kann man zu 8000 Fuß über der Meeresfläche annehmen, doch erreichen manche Berge, wie der mit ewigem Schnee bedeckte Mount Nebo in der Nähe von Utah-Lake, eine Höhe von nahezu 11,000 Fuß, und der Wahsatchpaß, über welchen wir giengen, nachdem wir den Sangre de Christopaß der Sierra-Blanca (9396 Fuß hoch) und den berühmten Coochatopapaß der Sierra San Juan (10,032 Fuß) überstiegen, und die öden Gegenden von Green-River durchforscht hatten, erreicht eine Höhe von 7820 Fuß über dem Golf; zwischen diesem Paß, der zwischen dem 38sten und 39sten Breitegrad liegt, und dem sogenannten Emigrantenpaß, welcher unmittelbar auf die große Salzseestadt mündet, existirt kein Uebergang über dieses Gebirg. Durch letzteren Paß geht die von Fort Laramie über Bridgers Fort führende Emigrantenstraße. Diese Straße theilt sich unweit von letzterem Fort, und diejenigen Emigranten welche nicht nöthig haben nach Salt-Lake City zu gehen um Proviant oder Zugthiere zu kaufen, reisen nördlich um Bear-River herum nach Californien, oder schlagen die an der nördlichsten Biegung dieses Flusses abbiegende, über Fort Hall (am Lewis-River) führende Oregonstraße ein.

(Schluß folgt.)

Der Kaisercanal in China.

Die vielen großen Flüsse und Seen China's sind nach Medhurst durch Canäle, welche die Chinesen in allen Richtungen gegraben haben und die das Land wie Arterien und Venen durchziehen, vermehrt und verbunden. Die er sah, waren meist gerade, 50′ breit, 10′ tief, oft nur über einen Streifen Land sich erstreckend, von einem See zum andern, oft aber auch 50—100 engl. Meilen weit, außer in Zwischenräumen von nur wenigen engl. M., mit wenigstens 20′ hohen Brücken daß die Getreideschiffe hindurch können. In Schen-si, der an Wasserverbindungen ärmsten Provinz China's, nimmt die Beschreibung ihrer 350 großen Canäle 65 Blätter in der Reichsgeographie ein. Unter den Canälen ragt aber der große Kaisercanal, Yu-ho, öfter Yun-liang-ho, der Transportwaarenstrom oder Tsao-ho, Tributstrom genannt, vor allen hervor, der von Hang-tscheu-fu, 30° nördl. Br. bis Peking eine Wasserverbindung, und mittelst der Flüsse auch von hier nach Canton — mit Ausnahme des Tragplatzes — über den Meiling — eine Verbindung von Süden nach Norden hergestellt. Ohne die Flüsse, die er verbindet, schätzt Rémusat ihn 160 französische Seemeilen lang, Ritter den ganzen Canal mit diesen Flüssen von Norden nach Süden 250 M., nämlich von Peking bis zum Hoang-ho 140—150, den mesopotamischen Theil zwischen diesen und dem Kiang 20, und den Südtheil, südlich von Kiang, 70—80. Er würde die Ostsee mit dem adriatischen, nach Ritter selbst mit dem schwarzen Meer verbinden; nur das nordamerikanische und russische Canalsystem stehen ihm zur Seite, und nur ein Land von so gleichförmigen Niveauverhältnissen, wie das östliche China — der Unterschied der verschiedenen Wasserpässe scheint nie über 60—70′ zu betragen — ließ einen solchen Riesencanal zu Stande kommen. Von allen europäischen ist er verschieden, indem er, nach der Natur des Landes sich richtend, verschieden, bald 200′, bald 1000′ breit ist, fast nie stillstehendes Wasser hat, sein Gefälle oft 2—3′ auf 1 engl. M. beträgt, und er bald tief in Berge eingeschnitten, bald auf 20′ hohen Dämmen mit Granitquadern eingefaßt, über Seen und Moräste von großer Ausdehnung wegläuft. Seine zahllosen Schleußen, Brücken, die Cultur an seinen Ufern, die vielen Städte, die ihm entlang, oft tiefer als sein Bette, liegen, wie die lombardischen am Po und die beständig auf ihm hin- und herfahrenden Flotten von Transportschiffen, die zahllosen schwimmenden Dörfer mit den Fischervölkern, die auf und an ihm auf seinen Zu- und Ableitern hausen, setzen den Reisenden in Erstaunen. Durch ihn tritt ganz Südchina mit Nordchina in den lebhaftesten Verkehr; und das kornarme Pe-tschi-li wird vom Ueberfluß des reichen Deltalandes versorgt. Doch möchte diese Schilderung zu glänzend seyn. P. Verolles (Ann. de la propag. 1850. T. 22. p. 38) fand ihn in Kiang-nan breit, wie die Saone zu Macon, aber so nicht überall, südlich von Kiang-eng mit wenig Wasser, in Schan-tung kaum beschiffbar, bei Trockniß imprakticabel, und er legte den Tag nur $\frac{1}{3}$ französische M. zurück.

Der nördliche Theil des Canals, nördlich von Hoang-ho, wurde erst unter Kublai-Chan 1289 begonnen, als Peking (Ta-tu) Residenz wurde. Die Wasser des von Osten kommenden Wer-ho, der damals noch gegen Süden zum Hoang-ho floß, verband man mit dem Tsi-ho, und diesen wieder mit dem von Westen kommenden Wei-ho, wodurch die Wasserstraße des Kaiserflusses (Yu-ho), der mit 31 Schleußen (Tscha) versehen wurde, zu Stande kam. Durch den Wei-ho führt der Canal in den Pei-ho nach Norden, und 1292 wurde von Tong-tscheu-fu westlich noch eine kleine Canal-

strecke nach Peking hinzugefügt. Der Boden senkt sich im Norden, dem Wei-ho zu, 90 Tschang (Toisen), d. i. 540′ nach Süden dem Hoang-ho zu 160 Tsch. (960′). Die Chinesen theilten nun den Wei-ho unterhalb Wen-schang-hian, der von NO. zum Canal kommt, durch künstliche Ufer am Zusammenfluß mit dem Canal, so daß der Fluß eine zweifache entgegengesetzte Strömung erhielt, nördlich zum Golf von Pe-tschy-li und südlich zum Hoang-ho. Marco-Polo (II, 53) beschreibt diese Wassertheilung schon, und erstaunt über die vielen Schiffe, die den Canal befuhren. Die geringere Nordsenkung nöthigte die Chinesen dem Canal $^6/_{10}$ der Wassermasse zuzuleiten, durch 17 Schleußen geregelt, während auf der stärkeren Südsenkung $^4/_{10}$ seines Wassers mit 21 Schleußen genügten. Macartney segelte 1793 im October neun Tage den canalisirten Wei-ho hinauf und dann vier Tage in dem eigentlichen gegrabenen Canale bis zum Culminationspunkte desselben am Tempel des Drachenkönigs der Wassertheilung. Dem Strom entgegen brauchte man 18—20 Mann zum Schiffziehen. Die armen Wichte liefen nach Hüttner davon, wurden aber eingefangen und mit dem Bambu regalirt. Der Flußcanal ist von zwei hohen Kunstdämmen mit Alleen eingefaßt. Mit der Einfahrt in den eigentlichen Canal, der von Süden in den Wei-ho einströmt, beginnen die Schleußen. Der Canal ist 30′ tief ausgegraben und durch die erste Schleuße bis auf 22′ verengt. Es sind dieß hohe zu beiden Seiten aufgemauerte Steinpfeiler mit eingefurchten, verschiebbaren Querplanken. Solcher Schleußen soll es 72 geben; sie werden Nachts mit vielen Laternen erleuchtet. Stöße zu meiden, lassen die Wärter bei der Durchfahrt der Schiffe Kissen und Strohbündel herab. Eine leichte Brücke dient zur Verbindung beider Canalseiten von Pfeiler zu Pfeiler. Auf der Höhe der Wasserscheide war der Seitenbau von Steinquadern. Auf dem Abfall zum Hoang-ho folgen nach der ersten Schleuße drei kleine Seen; dann nimmt der Canal im NO. den Fu- und Sse-ho auf, zieht an der Gränze von Schan-tung und Kiang-su durch den See Tu-schan-hu, zu beiden Seiten durch Schleußen mit ihm verbunden, dann am NO-Ufer des Wei-schan-See vorüber, tritt es in das alte Bett des Kia-ho. In Kiang-su nähert er sich sehr dem Hoang-ho, läuft ihm parallel und tritt bei Yang-tschuang-kheu in ihn ein. Auf der ganzen Strecke geht er durch Seen, Teiche, Moräste, woron einige ihm zum Bett dienen, andere ihm nur Wasserfülle geben, mit großen Schleußen, die Wasserverbindung herzustellen oder zu unterbrechen. Besonders dienen sie das Wasser in der trockenen Jahreszeit aufzuspeichern, wo der Canal, wenn es wenig regnet, oft nur 9′ tief Wasser haben würde, daher in wasserarmen Districten diese Schleußen bis 30′ breit sind. Nur an wenigen Stellen sind die Ufer des Kaisercanals mit Quadersteinen eingefaßt, daher oft zu repariren. An einer Stelle zog der Canal zwischen 12′ mächtigen Seitenmauern aus Marmorblöcken mit Eisenklammern dahin. Im Süden der Seen in Kiang-su wird er breiter, hat ein stärkeres Gefälle, 2 engl. Meilen die Stunde, und theilt sich in mehrere Arme. Am Hoang-ho ist er nach Barrow 1000′ breit, zu beiden Seiten mit Marmor- und Granitblöcken eingefaßt, einige Fuß höher als das Land, 3 engl. Meilen die Stunde fließend.

Schon im 7ten Jahrhundert (605) ließ der Kaiser Yung-ti aus der Dynastie Sui von seiner Residenz Nanking aus neue Canäle anlegen, oder alte so erweitern daß die Barken vom Hoang-ho in den Kiang, und aus diesem mittelst der Flüsse Tsi, Wei und Han bis Hang-tscheu-fu in Tsche-kiang schiffen konnten. Der südliche Theil des Canals, südlich von Hoang-ho, wurde dann unter den Sung 1181 von Hang-tscheu-fu bis Tsching-kiang-fu am Kiang gereinigt und renovirt, und erhielt die drei Schleußen am Tsching-hu-See, der mit dem kleinen reizenden Si-hu-See in Verbindung steht. Der Canal geht dann durch Hang-tscheu 15 Tschang (Toisen) breit, 20—25 Klafter tief, später nur an einer Seite mit Quadern bekleidet, mit einem gepflasterten Leinpfade. Mit vielen Seitenarmen zieht er an der Ostseite des Thai-hu-See hin, mit dem er auch in Verbindung steht. Bei Kia-hing theilt er sich in drei Arme, einen südlichen, östlichen und nördlichen. Diese bilden die eigentliche Fortsetzung zum Kiang. Am südlichen Ufer des Kiang, wo Granithöhen sich finden, ist der Fels oft 80′ eingeschnitten, der Canal mitunter oft nur 12′ breit, von hohen Felsufern und Quadern eingefaßt und überbrückt. Dann führt er durch eine ebene Fläche und durch Su-tscheu's Vorstädte, und durchzieht südlich in wechselnder Breite von 60—100 Toisen — auf einer Stelle geht eine Brücke von 90 Bogen über ihn — durch ein reichbelaubtes Land bis nach Hang-tscheu-fu, wo er endet.

Ueber die Prairiehunde der nordamerikanischen Steppen.

(Aus dem 2ten Bande von Julius Fröbels Reisen in Amerika.)

Die Stelle wo die Büffelkuh gefangen und erlegt wurde, war ein ausgedehnter Bau der gesellig lebenden Prairie-Murmelthiere, welche sehr uneigentlicher Weise Prairiehunde genannt worden sind. Auf einem ebenen Platze, auf welchem jede Vegetation zerstört ist, und dessen Lehmboden hart wie eine Scheunentenne erscheint, erheben sich zahlreiche Erdhaufen, von denen ein jeder, gleich dem Krater eines Vulcanes, ein Loch — den Eingang in die Wohnung einer Murmelthierfamilie — enthält. Eine gewisse Anzahl solcher Familien graben sich ihre Höhlen neben einander auf einem solchen Raume, und bilden damit was man ein Dorf der Prairiehunde (prairie dog village) genannt hat. In manchen Gegenden aber sind diese Dörfer so häufig daß sie sich, in kleinen Zwischenräumen, oder eins an das andere gränzend, über Hunderte von Quadratmeilen ausbreiten. Die Thierchen lassen dann in der Gegend wenig Vegetation aufkommen, und setzen das Zugvieh der durchziehenden Karawanen einem oft gefährlichen Mangel aus. Dieß habe ich namentlich später weiter südlich, auf der Straße von San Antonio nach El Paso, in den Limpiagegenden, getroffen, wo an manchen Stellen der Graswuchs an und für sich ziemlich spärlich ist.

Die Prairie-Murmelthiere sind von vielen Reisenden beschrieben worden. Die Angabe daß diese kleinen Nagethiere ihre Wohnungen mit Eulen und Klapperschlangen theilen, schien mir, ehe ich die Thatsache mit eigenen Augen gesehen, fabelhaft. Allein sie ist nicht nur richtig, sondern bezeichnet auch den regelmäßigen Sachverhalt und keine Ausnahme. Nähert man sich einem Murmelthierdorfe, so sieht man die eigentlichen Eigenthümer und Erbauer der Wohnungen überall neugierig aber vorsichtig die Köpfe aus ihren Löchern stecken oder auf den Erdhügeln neben den Oeffnungen sitzen, und diejenigen welche sich auswärts befinden, schnell nach Hause eilen. Plötzlich ertönt rund umher ein pfeifen-

der Ruf, und die Thierchen sind sämmtlich verschwunden. Zugleich aber flattern kleine graubraune, gelbweiß gesprenkelte Eulen, mit weichem, geräuschlosem Gefieder, hierhin und dorthin, von einem Loch zum andern. Viele von ihnen flüchten sich hinein zu ihren vierfüßigen Hausgenossen, andere setzen sich bald hier bald dort an einen Eingang und sehen mit ihren ernsthaften Gesichtern aus als ob sie ihn zu bewachen hätten. Der kleine Vogel, dessen Leib kaum größer ist als der einer Turteltaube, der jedoch in Folge seines losen Gefieders viel größer erscheint, sieht offenbar am Tageslicht recht gut. Ein Exemplar, welches ich schoß, hatte die Beine bis an die Zehenspitzen befiedert, aber die Federn bestanden nur aus Kielen ohne Bart. Von der Anwesenheit des dritten Hausgenossen habe ich mich erst später überzeugt, und ich weiß in der That nicht ob die Klapperschlange ein so regelmäßiger Einwohner dieser Murmelthierhöhlen ist wie die kleine Eule. Häufig indessen habe ich Klapperschlangen vor den Eingängen an der Sonne liegen, aus dem Loch herauskommen, oder in dasselbe zurückkriechen sehen. Interessant aber scheint mir besonders die Art zu seyn wie die Schlange die ihr gewährte Gastfreundschaft lohnt. Sie macht es sich zur Aufgabe ihre freundlichen Wirthe von einer zu zahlreichen Nachkommenschaft zu befreien, wovon ich mich überzeugt habe, indem ich in dem Leibe einer zu den Einwohnern eines Murmelthierbaues gehörigen Klapperschlange wirklich ein junges Murmelthier fand. Ob es sich mit den Eulen auf die gleiche Weise verhält, oder ob diese ihrerseits ihre besondere Aufmerksamkeit den jungen Klapperschlangen zuwenden, kann ich nicht sagen.

Es ist eine auffallende Erscheinung daß das Erd-Eichhörnchen, welches in einem Theil des Staates Californien Wiesen und Felder verwüstet, seine unterirdischen Wohnungen gleichfalls mit Eulen und Klapperschlangen theilt. Hier habe ich die Anwesenheit der Klapperschlangen viel häufiger beobachtet als bei den Murmelthieren. Die kleine Eule ist entweder die nämliche oder eine sehr nahe verwandte Species wie die der Murmelthierbauten.

Volksthümliches aus Neapel. Mai und Junius 1857.

(Von Anna Löhn.)

(Schluß.)

In Neapel hört man nicht so viel Läuten als in Rom; das thut dem deutschen Ohre sehr wohl, besonders da das italienische Läuten ein fortwährendes mehr oder weniger tactloses Anschlagen ist. Auch Preti und Mönche begegnen einem nicht in so großer Anzahl als in der ewigen Stadt. Aber die man sieht, haben ein vernachlässigteres Aussehen als die in der Nähe des heiligen Vaters unter seinem Auge weilenden und wandelnden. Man sieht hier auf ihren Gesichtern meistens häßliche und wilde Leidenschaften ausgeprägt.

Heute besuchten wir das königliche Schloß. In des Königs Zimmer, die im zweiten Stock liegen, ist der Eintritt unter keiner Bedingung und Bevorwortung gestattet. Auf der herrlichen Marmorterrasse, wohin man aus den Zimmern der Königin gelangt und wo Alleen von Oleander, Citronen und Orangen, Myrten und Lorbeer mit einander abwechseln, stört nur der nächste Blick. Während den Hintergrund der Vesuv mit seiner dunkeln Bergschleppe und Portici am Fuß bildet, so daß man sich an diesem Schauspiel nicht satt sehen kann, stößt das Auge mit Widerwillen im Vordergrund auf zahllose Mordinstrumente, die im nahen Casernenhofe, in welchen man von der Terrasse herab, wie in einen andern Krater schaut, in Massen zu finden sind. Kanonen, Mörser, hohe Haufen Kugeln und Granaten liegen da, alles schwarz, dämonisch, unheimlich, erinnernd daß man auch in politischer Hinsicht auf vulcanischem Boden weilt. Die zahllosen Schlünde, alle gegen die liebliche, heitere, lebensfrohe, lebenswarme Stadt mit ihren unvergleichlichen Reizen und Naturschönheiten gerichtet, machen einen grausigen Eindruck und heißen uns die entzückende Aussicht von der Terrasse auf Meer, Vesuv, Sorrent und seine Gebirge eher meiden als suchen.

Im zweiten Schloßhof läßt der König jetzt eine wunderbar schöne Marmortreppe bauen. Mit ihr scheint es schneller zu gehen als mit den übrigen angefangenen Bauten von Neapel. Der Fußboden in den königlichen Gemächern fiel mir auf. Er war feuerroth. Es waren mit rothem Firniß lackirte Ziegelsteine. Der Führer nannte es Cera, Wachs, aber dafür konnten wir es nicht halten. Natürlich wird dieses Pavimento noch mit Teppichen bedeckt, wenn die Herrschaften zugegen sind.

Im übrigen war die Pracht keine auserlesene. Vielleicht war auch manches weggeräumt oder verborgen was sonst die Räume zierte. Die bourbonischen Lilien prangen überall, bis zu einer lästigen Menge sind sie allenthalben angebracht. Im Wohnzimmer der Königin hieng ein schönes Porträt Ludwig des XVIII von Frankreich.

Viele werthvolle Gemälde waren verhängt; die zu sehenden waren theils von neuern, theils von ältern Meistern, wie Salvator Rosa, Carlo Dolci, auch ein Correggio und Rafael. Die so sehr gerühmte Gewehrgalerie oder Rüstkammer des Königs, die sein Steckenpferd ist, und allgemein als etwas äußerst seltenes und kostbares geschildert wird, fand ich weit unter der Dresdener, sowohl an Werth der Gegenstände als auch an Zahl. Unbefriedigt kehrten wir daraus zurück.

Im Schloßhof und später in ganz Neapel fielen mir die bourbonischen Lilien wieder auf und zwar an den steinernen Schilderhäusern. Jedes derselben zählt vier in Stein ausgehauen.

Die Schildwachen zu Pferde am Schlosse und Abends während der Vorstellung am Teatro S. Carlo nehmen sich sehr schön aus, sehr königlich und stattlich. Man sieht hier aber auch nur selten ein unschönes Pferd. Die Race ist vortrefflich und die Pflege soll auch gut seyn, doch wohl nur bis auf das unsinnige Fahren und Abhetzen der armen Kutschpferde; doch auch unter diesen sieht man nur äußerst selten eines das Aehnlichkeit mit einem europamüden deutschen Fiakerpferde hätte. Sie sind meist gut genährt, noch besser geputzt und haben Lust zum Laufen.

In keiner Stadt jedoch, außer Neapel, habe ich so oft gestürzte, todte Pferde, die ihrem Aussehen nach nicht vor Altersschwäche umgesunken seyn konnten, auf kleinen Karren an den Ort ihrer letzten Bestimmung fahren sehen. Es war dieß ein trauriger Anblick. Oft schleiften sie die Mähne im Schmutz dahin. Wenn zwei aufgeladen waren, mußte man sich wundern daß nicht eines

um das andere ganz verloren gieng. Alle die so transportirten guten Thiere hatten schöne Formen und erregten umsomehr mein Bedauern; ich glaube daß die Pferde in Neapel bei dem unsinnig raschen und unvorsichtigen Fahren, selbst im größten Gedränge und Gewühle bisweilen gestoßen und verletzt werden, worauf, wenn das Thier nur nicht am Gehen gehindert ist, der Kutscher nicht weiter achtet. Diese Vermuthung, und daß das Pferd alsdann oft ein inneres Leiden davontrage, welches ihm bei großer wiederholter Anstrengung tödtlich werden könne, sprachen auch Pferdekundige aus.

Ein Geist und Körper drückender Scirocco hinderte uns heute an weitern Ausflügen.

Vor unsern Fenstern bettelte ein altes Weib, das blind zu seyn schien. Sie war über alle Begriffe häßlich und verbrannt, und predigte ihre Bitte förmlich, oder declamirte sie; dabei bediente sie sich merkwürdiger, exaltirter Gesten, schüttelte bisweilen den Kopf als sollte sie die Haube verlieren, und riß den Mund auf als wollte sie alles verschlingen. Ihre Stimme war so tief und stark daß man, wenn man nicht hinsah, einen Mann glaubte schreien zu hören und nicht eine kleine alte schwächliche Frau. Bisweilen gieng sie aus dem Sprechen in Singen über und wechselte eine Zeitlang ab, aber dieses Singen war vollends unerträglich. Die Worte jedoch, die improvisirt schienen, da es jeden Augenblick andere waren, konnte man nicht anders als anmuthig gesetzt nennen. Für ihre schönen Zähne würde ihr wohl manche Dame hohen und höchsten Ranges eine Leibrente ausgesetzt haben, wenn sie sich selbige dafür hätte zu eigen machen können.

Heute zum Namenstag des Königs weckte eine infernalische Kanonade die Bewohner Neapels aus ihren süßen Träumen. Vom Castello S. Martino, vom Castello dell' Novo, von der Hafenbatterie ertönten unaufhörlich Salven. Alle vor Anker liegenden Schiffe antworteten lebhaft. Sie hatten sämmtliche Flaggen aufgehißt und aus den Luken blitzte und knallte es fortwährend. Sogar ein dunkler Engländer, eine große Fregatte, die nahe genug an Santa Lucia lag, war bunt anzuschauen und donnerte ununterbrochen heuchlerische Grüße, während sie gewiß ihr Pulver lieber in anderer Weise verbraucht hätte.

Der Vesuv und die Eilande brüllten den Donner der Geschütze zurück. Sechsfaches Echo hallte von Capri und Sorrent her. Es war keine Ruhe mehr in der Luft, und das Meer bebte im falben Dämmerlichte des Morgens.

Vom Vesuv wand sich die Rauchsäule wie eine Riesenschlange in unendlichen Windungen abwärts, vom Morgenhauch getrieben. Es war göttlich schön!

O welch eine Natur! Welch ein Anblick! Welch unauslöschlicher Eindruck für das ganze spätere traurig-kahle Leben!

Gützlaff schildert die Neapolitaner wie Weiber, und mit Recht. Wunderlich, im Grund gutmüthig, leicht beleidigt, sich selbst in Wort und That widersprechend. Ein schönes Lob für die Frauen. Am meisten hob er den Eigensinn hervor, und wie leicht sie zu gewinnen wären, wenn man ihnen scheinbar den Willen thäte; dann sind sie eben auch wieder wie Weiber; indem sie sich schon an dem guten Willen, sich ihnen angenehm zu machen, genügen lassen.

Einen Grundzug ihres Charakters nennt Gützlaff ihre Ehrlichkeit. Nie hört man von einem Einbruch, und wie leicht wäre er dort, bei den elenden Schließmitteln, bei diesen klappernden, halbgeschlossenen Fenstern, diesen kaum zu befestigenden Thüren! Dagegen lieben sie das Uebervortheilen. Sie nützen des Fremden Unbekanntschaft mit dem Geld, Gewicht, Maß, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen und freuen sich unendlich einer so kleinen gelungenen List. Der Neapolitaner, vielleicht mehr oder weniger der Italiener überhaupt hält es also auch hierin mit den Extremen: Entweder Raubmord oder ganz kleiner Betrug. Die lange Scala von Einbruch, Diebstahl aller Art, übergeht er. Auch das Taschentücherentziehen oder besser gesagt: Herausziehen, zählt er unter den kleinen unschuldigen Betrug.

Der König hat übrigens alle Räuber aus seinem Reich verbannt, und seit lange ist kein Anfall im Königreich vorgekommen. Vierzehn Tage nach unsrer Ankunft hier ereignete sich aber doch wieder ein solcher unangenehmer Fall; doch geschah es bei Terracina im Römischen und nur wenige Neapolitaner sollen dabei betheiligt gewesen seyn. Die Räuber hatten mit ihrem edlen Handwerk selbst noch nicht recht vertraut geschienen. Die ganze Gesellschaft in der Diligence (denn dieser hatte der Anfall gegolten) war höflich ersucht worden faccia in terra zu machen, auch die Damen, dann hatten die Räuber ausgeräumt, und den Wagen und die Reisenden ruhig weiter ziehen lassen; dieß war jedoch nur dem Hauptwagen begegnet, den zweiten, die Beichaise, hatte man nicht incommodirt. Selbige war sehr weit hinter dem Hauptwagen hergewesen, und die Reisenden des letztern schon ausgeplündert und von ihren Drängern wieder befreit als die Beichaise erst angekommen war an dem Ort des Schreckens. Die Räuber waren nach kaum 14 Tagen schon eingefangen, und alle vermißten Gegenstände wieder gefunden worden.

Allein man sagte mir daß es schwieriger und langwieriger sey in Neapel etwas von der Polizei wieder zu erlangen als kaum von den Räubern selbst. Das Sichlegitimiren, das Paßvisiren, Zeugnisseforderu der betreffenden Gesandtschaften nähme gar kein Ende.

Unsere Kirchenbesuche waren bald abgethan. Die neapolitanischen Kirchen sehen äußerlich manchmal nach etwas aus, aber im Innern wird man enttäuscht. Wer von Rom kommt, ist überhaupt, was Architektur betrifft, verwöhnt.

Einen ächt südlichen Charakter geben der Stadt die vor jedem Fenster angebrachten Balcons. Es ist oft kaum Raum genug daß zwei Personen neben einander stehen können, aber es ist doch ein Balcon mit einem eisernen Geländer, um das sich die vom Fenster herausflatternden Vorhänge schlingen, gleichwie festliche Fahnen. Gegen Abend genießen die Bewohner des Hauses Kühlung auf diesen kleineren und größeren Austritten. Buntgekleidete Frauen und Mädchen fächern dort oben, winken herab, tändeln mit den langen Schlinggewächsen, die oft von den sonniggelegenen Balconen üppig herabhängen, und sind so beweglich, so lebhaft, so laut daß man unwillkürlich zu dem Fenster emporschaut.

Albergo dei Poveri ist ein Armenpalast, wie nicht leicht ein zweiter gefunden wird. Seine Lage ist reizend an der Straße nach Caserta. Die Armen bewohnen ein Palais von 60 Fenstern Fronte und sechs Stock Höhe, die Dachzimmer mitgerechnet. Eine große marmorne Freitreppe führt hinauf und endet in einer prächtigen Säulenhalle.

Unweit dieses Palais ist der botanische Garten, der nicht zu allen Tageszeiten geöffnet wird. Als wir Sonntags zur Zeit des Oeffnens dort anlangten, hätte man glauben können einen Volksauflauf zu sehen, so heftig drängte sich das niedere Volk die Freitreppe hinan in den schönen Garten. Der Zudrang war so entsetzlich daß Soldaten von oben herab der Brandung wehren mußten. Sie ließen nur die Bessergekleideten ein und wiesen die Zerlumpten zu großem Leidwesen zurück.

Der botanische Garten hat sehr viel Palmen, besonders Dattelpalmen, die ihre goldenen Ruthen weit hinaus in die Luft strecken. Es sind förmliche Goldgarben, aber von einem Gelb, welches man concentrirten Sonnenschein nennen möchte.

Miscellen.

Die berühmtesten Glocken Europa's. Die große Glocke von Moskau, welche im Jahr 1737 zerbrochen ward, wiegt 193 Tonnen; die Glocke im Kremlin, die im Jahr 1855 herabfiel, wiegt 63 Tonnen; die Glocke in Nowgorod 31 Tonnen; in Wien, gegossen im Jahr 1711, 17 Tonnen 14 Ctr.; in der Liebfrauenkirche zu Paris 12 Tonnen 16 Ctr.; in New-York, gegossen im Jahr 1845, 10 Tonnen 15 Ctr.; in der St. Peterskirche zu Rom, 8 Tonnen; in Exeter, gegossen 1675, 5 Tonnen 11 Ctr.; in der St. Paulskirche zu London, gegossen 1709, 5 Tonnen 4 Ctr. In Peking befindet sich eine Glocke welche ein Gewicht von 53 Tonnen besitzt.

*

Die Korinthen in Griechenland.[1] Der Korinthenbau in Griechenland, sowie auf den jonischen Inseln, namentlich auf Zante, ist ebenso wichtig für die Länder der Production dieser Frucht als für Europa: denn es würde ohne Korinthen keinen Plumpudding und keinen gefüllten Puter geben. Aber besonders für Griechenland ist der Korinthenbau eine der Hauptquellen des Erwerbs und des Wohlstands, und derselbe hat sich vornehmlich seit dem Jahr 1834 in außerordentlichem Grad gehoben und erweitert. Er wird vorzugsweise im Norden des Peloponneses zwischen Korinth und dem alten Sicyon (in neuern Zeiten hieß dieß Basilika oder Vasiliko) getrieben, allein auch auf der Nordseite des Golfs von Lepanto gibt es viele Korinthenpflanzungen. Im Jahr 1851 wurden 61 Mill. Korinthen aus Griechenland ausgeführt, und sie sind daher auch ein Gegenstand an dem der Staat besonderes Interesse hat, indem ein Theil der Einnahmen desselben wesentlich von dem Gedeihen der Korinthen abhängt. Die Staatsabgabe davon, nämlich der Ausgangszoll, betrug im Jahr 1834 71,116 Dr. (etwa 17,000 Thlr.), dagegen im J. 1856 342,122 Dr. (etwa 80,000 Thlr.). Der Handel von Patras beruht zum Theil auf der Ausfuhr der Korinthen, für welchen dieser Ort der Stapelplatz ist, und das rasche Aufblühen desselben seit 1843 ward der Ausdehnung des Korinthenbaues zugeschrieben. Die Niederung von Korinth nach Sicyon, zwischen dem Fuß des Gebirges und dem Meer gelegen, war schon im Alterthum wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt. Die Korinthenfelder haben ungefähr das Aussehen der Weinberge in der Schweiz und in Deutschland; aber die Rebe wird in Griechenland weder so hoch gezogen, wie anderswo, noch auch so kurz geschnitten, wie am Rhein und im Waadtlande. Der Schlag, der das Land seit einigen Jahren durch die Traubenkrankheit getroffen hatte, die sich z. B. im Herbst 1852 fast über alle Gegenden Griechenlands erstreckte wo Korinthen gebaut wurden, hatte solche Verwüstungen angerichtet daß dadurch eine Menge Besitzer ruinirt wurden. Im vergangenen Jahre hat sich die Krankheit in Griechenland nicht wieder gezeigt, und der Ertrag der Korinthen soll 80 Millionen betragen haben. In welch unglaublichem Maße der Korinthenbau dort sich vermehrt hat, ist daraus abzunehmen daß gegenwärtig 100,000 Morgen Landes mit Korinthenpflanzungen bedeckt sind, während dergleichen 1834 nur auf 20,000 Morgen sich fanden.

[1] Der griechische Name für Korinthe ist σταφίς.

*

Karte des freien Griechenlands. Eine solche ist kürzlich, in Steindruck ausgeführt, in Athen erschienen. Sie ist das Werk des Griechen Lazaridis, der ein ausgezeichneter Lehrer der Schönschreibekunst in den Volksschulen Athens ist, und sie zeichnet sich durch Lebendigkeit der Farben und durch Schärfe der Schrift aus. Die Karte besteht aus vier einzelnen Theilen und kostet drei Drachmen und 50 Lepta (ungefähr Einen Thaler), auf Leinwand gezogen aber das Doppelte. Ist sie auch nicht frei von Fehlern (was gleichermaßen von der bis jetzt in den griechischen Schulen gebrauchten Karte von Griechenland von Aldenhoven gilt), so sind sie doch gering an Zahl und sie dürfen bei dem ersten Werke dieser Art, welches Griechenland dem Griechen Lazaridis verdankt, nicht so gar hoch angeschlagen werden.

*

Kertbeny und die ungarische Literatur.[1] Der unermüdliche und unverwüstliche Eifer mit welchem der in Wien geborne Deutsch-Ungar, Karl Maria Kertbeny, fortfährt die Kenntniß der ungarischen Literatur, vorzugsweise der ungarischen Poesie, durch Uebersetzungen für Deutschland zu vermitteln, verdient alle Anerkennung, auch wenn ihm selbst zu diesem Zweck ein wesentliches Mittel, nämlich ein wahres und ächtes Uebersetzer-Talent und die rechte Kenntniß der deutschen Sprache, namentlich der deutschen Metrik und Rhythmik und überhaupt der poetischen Sprache fast ganz fehlt. Wer sich irgendwie für die ungarische Poesie interessirt und hierbei zu Verdeutschungen seine Zuflucht nehmen muß, kennt die Uebersetzungen Kertbeny's von den „Gedichten" Petöfi's (Frankfurt a. M. 1849), namentlich dessen Bauernmärchen, „Held Janos" (Stuttgart 1850), ferner die „Erzählenden Dichtungen" von J. Arany (Leipzig 1851), die Sammlung „ausgewählter ungarischer Volkslieder" (Darmstadt 1851), das „Album hundert ungrischer Dichter" (Dresden und Pesth 1854), Vörösmarty's „Gedichte" (Pesth 1857), und endlich Alex. Petöfi's „Dichtungen" (Leipzig 1858). Aber ein jeder der diese Uebersetzungen Kertbeny's kennt, kennt auch das Holprige und Eckige der Sprache derselben, und wenn er auch in dieser Hinsicht nicht mehr auf dem Höhepunkt seiner geringen Uebersetzungskunst steht, auf dem er in seinem ganz unrhythmischen und unpoetischen „Held Janos" stand, so überläuft einen doch auch bei den jüngsten Kindern seiner Verdeutschungslaune fort und fort ein kalter Erinnerungsschauer an jenen Helden.

*

Die sogenannten König-Max-Inseln. Dr. Neumayer befand sich am 10 Januar 1857 am Bord des Schiffes Rochelle im indischen Ocean als dieses Fahrzeug unter 53° 10′ südl. Br. 72° 36′ östl. L. v. Greenw. zwischen zwei Inselchen

[1] Wir machen bei dieser Gelegenheit auf die ergötzliche Schilderung aufmerksam, die Ida v. Düringsfeld von ihrem Zusammentreffen mit K. in Wien 1852 in ihrem Buch „aus Kärnthen" (Prag 1857) entwirft.

durchfuhr, denen er glaubte den Namen seines Souveräns hinterlassen zu dürfen. Seltsamerweise aber waren diese Inseln bereits entdeckt, die nördlichste nämlich von Capitän Heard, wie man aus Lieutenants Maury's Sailing Directions am Bord der Rochelle wußte. Doch gab Heard eine verschiedene Länge 74° 15′ bis 74° 40′ an. Nun hat Hr. Petermann in den geogr. Mittheilungen nachgewiesen daß seit Heard (1853) jene Inseln noch von drei andern Seefahrern berührt und von ihrer Entdeckung Anzeige in fachwissenschaftlichen Blätteru gemacht worden ist. Freilich sind bei ziemlich gleichen Breitenbestimmungen die Längen der Beobachter verschieden, denn sie variiren von 73° 20′ bis 74° 36′, und es ist daher wohl dem Dr. Neumayer zu verzeihen, wenn er glaubte eine noch unberührte von der Heard-Insel etwas westlicher liegende Gruppe entdeckt zu haben. Wir benutzen aber diese Gelegenheit um zu wiederholen was Hr. Petermann über die Arbeiten des vortrefflichen amerikanischen Seemanns, Lieutenant Maury, des größten der jetzt lebenden Hydrographen bemerkt: „Ein größeres Verdienst um diese Entdeckung als alle diese Männer hat vielleicht der geniale Lieutenant Maury, indem er sein Great Circle Sailing principle (Schifffahrt im größten Kreise) zur allgemeinen Beachtung brachte und geltend machte, und dadurch die Entdeckung dieser Inseln veranlaßt hat. Great Circle Sailing oder Schifffahrt im größten Kreise nämlich ist das Segeln in dem größten Kreisbogen, welcher zwei Punkte auf der Erdoberfläche verbindet, und welcher zugleich der kürzeste Weg zwischen diesen beiden Punkten ist. Auf einer Mercator'skarte, wie sie in der nautischen Geographie allgemein gebräuchlich ist, bildet eine gerade Linie nicht den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten, außer unter dem Aequator und auf den Meridianen, weil auf einer solchen Karte die Kugelfläche der Erde als eine ebene Fläche dargestellt ist, und alles ausgereckt und verzerrt erscheint. Der kürzeste Weg von Panama nach China (sage Schanghai) z. B. geht nicht über die Sandwich-Inseln, sondern von Panama durch das mexicanische Meer, das westliche Gebiet des Mississippi, das russische Amerika, die Behringsstraße, nördlich von Kamtschatka durch das ochotskische Meer, die Insel Sachalin und westlich von Korea; diese Linie ist nicht weniger als 1200 nautische Meilen kürzer als diejenige über Hawaii. Ebenso geht der kürzeste Weg von Europa und Nordamerika um das Cap der guten Hoffnung nach Australien in einem weit nach Süden laufenden Bogen, der gegen 5—600 nautische Meilen von der Breite des Caps und von Melbourne sich entfernt, daher auch südlich vom Kerguelen-Land läuft und die Macdonald-Inseln berührt. Nachdem Maury's Arbeiten und Vorschläge einmal in der nautischen Welt Eingang gefunden, konnte es nicht fehlen daß der bisher gewöhnlich befolgte Schiffscurs nach Australien durchschnittlich auf dem 39° südl. Br. aufgegeben und weiter nach Süden verlegt wurde [1]). Eine natürliche Folge davon war die Entdeckung der Macdonald-Inseln, und es kann nur ein Lächeln erregen, wenn in schätzbaren deutschen Journalen im vollen Ernst geschrieben steht daß Neumayer „in den höheren Breiten, welche die Wallfischfänger im Suchen nach ihrer immer seltener werdenden Beute in allen Richtungen durchkreuzen," seine Entdeckung gemacht habe, da der Curs an den Macdonald-Inseln vorbei gegenwärtig gewiß von allen einsichtsvollen und praktischen Seeleuten eingehalten wird, und in der That als die große Fahrstraße nach Australien angesehen werden kann."

[1] Nach Maury (Sailing Directions, 7. Ausg. p. 745) sind auch die Winde in südlichern Breiten viel günstiger und beständiger, so daß er annimmt daß Schiffe auf dem Weg nach Australien für jeden Breitengrad, den sie südlicher vom 39° halten, nicht weniger als drei Tage gewinnen.

•

Die Goldproduction Californiens kennt man nur annähernd aus den jährlich declarirten Verschiffungen von Gold. Diese betrugen vom Februar 1848 bis Ende

1850	63,915,376	Dollars.
1851	34,492,642	„
1852	45,559,177	„
1853	56,560,569	„
1854	51,282,595	„
1855	44,625,091	„
1856	48,887,543	„
1857	48,976,201	„

Im California Democrat, dem wir die beiden letzten Ziffern entlehnt haben, wird der gesammte Werth declarirter Verschiffung vom Jahr 1848 bis Ende 1857 auf 371,370,068 Dollars angegeben. Nimmt man an daß etwa 10 Procent der Verschiffung undeclarirt in den Taschen der Passagiere auswanderten und etwa 50 Mill. geprägt in Californien gegenwärtig circuliren, so wird die Gesammtausbeute jetzt etwa 450 Mill. Dollars betragen.

•

Die Verpflanzung des Chinarindenbaumes nach Java. Von J. K. Haßkarl erhalten wir eine Zuschrift mit der Bitte einen Irrthum zu widerlegen, der sich auf S. 390 des Auslandes 1857 in einer Note findet, wo gesagt war daß der vortreffliche Botaniker nach Europa gegangen sey um sich zu verheirathen. Das Motiv war vielmehr für seine durch den Aufenthalt in Peru und auf Java erschöpfte Gesundheit die Erfrischung in der gemäßigten Zone zu suchen. Da in jenem Artikel das Fortkommen des Fieberrindenbaumes auf Java noch als zweifelhaft dargestellt wurde, so fügen wir hier eine Stelle aus der Flora oder botan. Ztg. (1857. p. 650) hinzu, wo die neuern Erfahrungen angegeben sind: Am 12 Dec. 1854 kam H. mit seiner Sammlung zu Batavia an und brachte selbige sofort ins Innere Java's, wo die Chinabäume in einer Höhe von beinahe 5000 Fuß auf einem bereits dazu vorbereiteten Terrain angepflanzt wurden. Die Samen waren theilweise auf diesem Terrain, theils in den botanischen Gärten Hollands ausgesäet worden; unglücklicherweise wurden auf ersterem fast alle die zarten, kaum entkeimten Pflänzchen durch Insectenfraß vernichtet; dagegen kamen manche der in Holland erzogenen Pflanzen in sehr günstigem Zustand auf Java an, und wuchsen so glücklich und vortheilhaft daß von ihnen schon nach Jahresfrist Stecklinge gemacht werden konnten, die sehr günstig anschlugen. Auch von einem Bäumchen, das einige Jahre vor Absendung Haßkarl's nach Peru aus Paris erlangt worden war und niederländische Ellen-Höhe zeigte, wurden Stecklinge entnommen, und so ist denn jetzt die Zahl der monatlich neuerzogenen Chinabäumchen ansehnlich herangewachsen und steht deren Vermehrung natürlich in progressiven Verhältnissen zu der Anzahl der vorhandenen Bäumchen, die in einem Jahr ungefähr 1¼ bis 1½ Elle gewachsen waren, und eine solche Ueppigkeit zeigten daß daran deutlich zu erkennen war wie das Klima Java's sich als sehr vortheilhaft für das Wachsthum der Chinapflanzung bewährt hatte. Der Versuch der Uebersiedlung der Chinabäume in verschiedenen Sorten, worunter die beste, die Calisaya, ist daher als vollkommen gelungen zu betrachten und ist keine Gefahr etwaigen Aussterbens der anwesenden Pflanzen mehr zu befürchten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 14. 2 April 1858.

Tahiti.

(Von Th. v. B.)

Von jeher hatte das ferne, vielbesprochene Tahiti für mich einen eigenthümlichen Zauber, und meine Freude diese Insel — welcher der Weltumsegler Cook [1] in Bezug auf Naturschönheit den ersten Preis vor allen Ländern der Erde ertheilt — nun wirklich kennen zu lernen war um so größer, als sie unerwartet kam; denn es lag ursprünglich keineswegs in der Absicht der Antilope (einer schwedischen Barke, auf der ich die dreimonatliche Reise von Valparaiso nach Melbourne machte) in Tahiti anzugehen. Am Donnerstag den 5 November näherten wir uns der Insel von Ostsüdost, konnten aber anfangs nur wenig sehen, weil sie von schweren Wolken verhüllt war. Endlich gegen Abend rollte sich der Wolken- und Nebelflor wie ein Vorhang auf, und dicht vor uns lag die herrliche Insel in ihrer vollen, überraschenden Pracht. Tahiti erscheint von hier aus wie zwei getrennte Inseln, indem die flache Landzunge, welche die nördliche Halbinsel, Opureonu, mit der südlichen, Tiarraboo, verbindet, nur auf wenige Meilen [2] sichtbar ist. Die Profile der beiden gewaltigen Felsenmassen, die sich ziemlich plötzlich aus dem Meere bis zu einer Höhe von 8000 Fuß heben, bilden merkwürdige Linien, indem nicht wie sonst gewöhnlich ein fortlaufender Kamm wahrnehmbar ist, sondern die Felsen sich in malerischen, scharfkantigen Figuren aufthürmen, und durch tiefe Einschnitte und Thäler meist gänzlich von einander getrennt sind. Es macht den Eindruck als hätten furchtbare vulcanische Revolutionen die Felsenmassen zerrissen und ihnen diese unnatürlichen, bizarren Formen gegeben. Vorherrschend sind die Zuckerhutformationen in der Art der Wächter des Hafens von Rio Janeiro, daneben aber erheben sich mancherlei abenteuerliche Pyramiden, Obelisken und schlanke Säulen, die alle merkwürdiger Weise bis an die Spitzen reich bewaldet sind, was aus der Entfernung gerade so erscheint als wären sie mit dichtem Epheu bezogen. Der Anblick wurde noch feenhafter als die Sonne hinter der Insel untergieng, diese mit einem duftigen Purpurschleier umgab und die Felsenspitzen vergoldete. Vergegenwärtige man sich dabei den glühenden tropischen Abendhimmel, der seine Färbung dem leicht bewegten Meere und unserer munter dahinschwebenden Antilope mittheilte, denke man sich endlich die natürliche Empfindung eines Seefahrers, der nach 48tägiger Reise durch den Stillen Ocean morgen früh wieder das feste, und zwar das gelobte Land betreten soll — und man wird es begreiflich finden daß solch ein Abend sich mit goldenen Lettern in das Buch der Erinnerung einträgt!

Während der Nacht kreuzten wir und steuerten am nächsten Morgen mit Tagesanbruch in geringer Entfernung von der Küste nach Point Venus, eine mit Palmen bestandene schmale Landzunge, welche die nördlichste Spitze von Tahiti bildet, und auf welcher Cook im J. 1769 sein Zelt zur Observation der Venus aufgeschlagen hatte. Die Gestade gewähren einen herrlichen Anblick: das schmale Küstenland am Fuße des Gebirges erscheint als ein phantastisch angelegter Garten im frischesten Grün, zwischen dessen Palmengruppen und Orangenhainen hin und wieder die runden Hütten der Eingebornen hervorlugen, von Zeit zu Zeit öffnet sich ein pittoreskes Thal mit dunklerer Vegetation, in dessen Mitte sich ein Flüßchen aus dem Hochland herabwindet. Wir waren kaum am Point Venus vorüber, als das Lootsenboot erschien um uns einzuholen; der Lootse war ein feiner, kleiner Franzose, seine Leute aber waren Eingeborne, [1] die wie Katzen an den Wänden unseres Schiffes heraufkletterten: es waren meist bildschöne Kerle mit athletischen Figuren; ihre Hautfarbe ist ein Schwarzbraun, welches im Ton die Mitte zwischen Bronze und Kupfer hält; ihr Anzug besteht in einer Tapa, d. i. einem um die Hüften gewundenen, fast bis an die Knie reichenden Schurz von grellfarbenen baumwollenen Zeug, und über dieser Tapa tragen sie noch ein kurzes, offenstehendes Hemd von europäischem Schnitt. Sie sprachen etwas englisch und französisch, waren sehr neugierig und vergnügt, lachten über alles was sie sahen und hörten, und verkauften uns aus Palmblättern geflochtene Körbchen mit prachtvollen Orangen, Bananen, Ananas und Cocosnüssen zu Spottpreisen.

Die Einfahrt in den Hafen von Papeete (sprich Papeiti) ist

[1] Siehe Cook's Third Voyage Vol. XI. pag. 144.

[2] Wenn ich von Meilen spreche, so sind immer „englische" oder „Seemeilen" à 60 auf den Aequator-Grad gemeint.

[1] Die Eingebornen von Tahiti, sowie von sämmtlichen Südsee-Inseln nennen sich „Kanaki," und werden auch von allen Europäern so genannt.

sehr schwierig, indem ein schmaler gewundener Canal durch die Korallenriffe hindurch führt, die zuweilen fast an die Oberfläche treten und dem Meere eine wunderbare bunte Färbung geben (diese Korallenriffe umgeben die ganze Insel auf eine Entfernung von 1 bis 2 Meilen und verursachen eine starke Brandung), übrigens ist der Hafen gut, geschützt und geräumig genug für 30 — 40 größere Fahrzeuge. Um 11 Uhr lagen wir vor Anker, empfiengen den Besuch des Hafencapitäns, mit dem ich denn auch ungesäumt an Land gieng. Die Ankunft eines Schiffes unter der hier selten gesehenen schwedischen Flagge hatte viele Insulaner an den Strand gelockt, und ich hatte Gelegenheit das Völkchen näher in Augenschein zu nehmen. Im allgemeinen sind die Männer — umgekehrt als in den südamerikanischen Republiken — das von der Natur körperlich und geistig bevorzugte Geschlecht, namentlich was den Ausdruck und die Züge des Gesichts anbelangt; gleichwohl machen auch die Frauen mit ihren schwarzen feurigen Augen und herrlichen Zähnen, trotz ihrer dunkeln Farbe, trotz ihrer aufgeworfenen Lippen und etwas platten Nase einen ganz angenehmen Eindruck, der durch ihren freundlichen Ausdruck, durch die schönen Blumenkränze, die sie fast alle im Haar tragen, durch ihre ausnehmende Reinlichkeit und die Frische ihres Gewandes noch bedeutend gehoben wird. Sie sind beinahe durchgehend großen und kräftigen Wuchses und neigen zum Embonpoint; ihr Hauptstolz ist das lange rabenschwarze wollige Haar, auf das sie die höchste Sorgfalt verwenden, und welches sie à l'enfant in natürlicher Freiheit tragen, jedoch oft mit Schnüren durchflechten, die aus den wohlriechenden kleinen viereckigen Schuppen der reifen Ananas bestehen und ganz wie Bernstein aussehen. Ihr ganzer Anzug besteht in einem langen bademantelartigen Gewande von dünnem weißen oder weißbuntem Zeuge, unter dem Mantel oder über demselben schürzen sie gewöhnlich eine Tapa, gerade wie die Männer.

Obgleich Papeete der Hauptort und der Sitz des Gouvernements ist, so kann man es doch kaum ein Dorf nennen, sondern einen schattigen Blumengarten, dessen unzählige Gartenhäuschen sich unter Oleander- und rothblumigen Hibiskusbüschen,*) unter Orangen und gewaltigen Brodfruchtbäumen verstecken; die Einwohnerzahl ist sehr wechselnd und wurde jetzt inclusive der etwa 200 Europäer auf höchstens 800 berechnet. Nachdem ich mich einigermaßen orientirt, suchte ich Hrn. Gibson auf, den Chef eines bedeutenden hiesigen englischen Hauses, an den ich auf alle Fälle von Valparaiso aus eine Empfehlung mitgenommen hatte, und fand bei ihm die gastfreundlichste Aufnahme, sowie vollständige Auskunft über die landesüblichen Sitten und Gebräuche. Gegen Abend wanderten wir mit mehreren anderen Europäern am Strande entlang, wo die weiße und farbige Beaumonde lustwandelte und lagerten uns schließlich, nachdem ich mir noch zuvor ein Gebirgspferdchen für den anderen Morgen bestellt hatte, auf einem in das Meer hineingebauten hölzernen Molo. Man hat hier die Aussicht auf die grünen Gebirgsgipfel von Tahiti und auf Eimeo oder Moorea, eine 15 Meilen entfernt im Westen liegende Insel, deren Profil viel Aehnlichkeit mit dem von Tiarroboo hat. Die Luftspiegelung war ausnehmend stark, die hunderte von Palmen auf der Westspitze unserer Bay, hinter welcher die Sonne eben untergieng, erschienen riesengroß, und die kleinen Fischercanots, die auf der spiegelglatten See tanzten, schienen sich plötzlich in respectable Dreimaster zu verwandeln. In der ganzen Natur war eine himmlische Ruhe, nur das ferne Brausen der Korallenbrandung, der heitere Singsang der französischen Matrosen an Bord der Corvette „Provençale" und unserer Schweden auf der „Antilope," endlich das harmonische Geplauder und Gelächter der Kanaki, unterbrach die Stille ohne doch zu stören. Mit Widerstreben verließ ich den schönen Platz um den Tag noch mit einem heimathlichen Whist zu beschließen, das wir vor unserer Thür unter den Palmen spielten. Leider muß ich gestehen daß ich nie schlechter gespielt habe, denn die wunderbare flüsternde Unterhaltung der winkenden Fächer über meinem Haupt und die curiosen vergnügten Gesichter unserer bronzenen Zuschauer machten mich gründlich zerstreut.

Am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang stand vor meiner Thür ein kleines peruanisches Pferd mit rothsammtenem Sattelzeug in südamerikanischem Styl; ich warf meinen Poncho über, sprang in den Sattel und trabte seelenvergnügt auf dem sogenannten breiten Weg in östlicher Richtung hinaus in die frische Morgenluft. Dieser Weg führt beinahe um die ganze Insel herum, die einen Umfang von mehr als 140 Meilen hat, doch geschieht leider wenig für seine Erhaltung, so daß er nur hin und wieder fahrbar ist; sämmtliche Dörfer und Ansiedelungen der Kanaki befinden sich in geringer Entfernung von diesem Wege, denn das gebirgige Innere ist so gut wie gar nicht bewohnt. Nachdem ich etwa eine Meile geritten, kam ich an das erste Gebirgsthal, und verfolgte dieß auf ziemlich betretenem Wege, der sich längs eines mit mäßigem Gefäll aus dem Hochland herabkommenden Flüßchens hinzieht. Die Vegetation dieses Thales, das bald enger und enger wird, ist reich und wild, macht aber gleichwohl einen mehr europäischen als tropischen Eindruck, weil die Schlinggewächse des tropischen Urwalds fast ganz fehlen. Die sehr verschiedenartigen Bäume zeichnen sich meist durch auffallend dunkles und glänzendes Laub aus; hin und wieder finden sich Wiesen, die aber jetzt durch den alles überwuchernden Guava-Strauch fast unkenntlich gemacht sind. Merkwürdig ist es, wie diese Guava, die durch die englischen Missionäre Anfangs dieses Jahrhunderts von den Norfolkinseln hierher importirt wurde, es möglich gemacht hat in kaum 50 Jahren das Flachland der ganzen Insel so vollständig zu überziehen, daß sie jetzt weit mehr Plage als Wohlthat ist; die Guavafrucht hat die Form und Farbe einer großen Citrone, während das Fleisch in Geschmack und Aussehen viel Aehnlichkeit mit dem der Feige hat; sie wird hier verachtet, und dient fast nur zur Fütterung der Tausende von halbwilden Schweinen, die über die Insel verbreitet sind.

Blumen fand ich fast gar nicht, auch bemerkte ich auffallend wenig Vögel; außer den Schwalben, die eben über den ganzen Erdball verbreitet sind, sah ich nur den schönen weißen Tropenvogel (phaëton, siv. boatswain) mit der langen dünnen rothen Schwanzfeder, die den Kanakkönigen als Zeichen ihrer Würde dient, endlich eine kleine blaue Taubenart und einige Baumläufer. Nach etwa drei Meilen erreichte ich eine altersschwache Brücke, auf der ich den Fluß passirte, und mein Peruaner kletterte nun mit großer Sicherheit einen steilen schlüpfrigen Zickzackgang hinauf. Je höher ich stieg, desto prachtvoller wurde die Aussicht in das Thal und die gegenüberliegenden grünen Felsenwände, die oft förmliche Mauer-

*) Hibiscus rosa sinensis (arboreus, grandiflorus.)

kronen trugen oder spitze Thürmchen, aus deren Fenstern gewaltige Bäume hervorschossen und kleine Wasserfälle wie Silberstreifen herabrieselten. Unten rauschte der Fluß durch Haine von wilden Bananen, die hier eine ungewöhnliche Größe erreichen. So mochte ich vielleicht 1½ Stunden geklettert seyn, als ich plötzlich beim Passiren einer Felsenecke das Ziel meines heutigen Rittes — den Wasserfall von Fautahua vor mir und zum Theil unter mir erblickte. Der Fluß stürzt hier 700—800 Fuß ganz senkrecht in einem gewaltigen Strahl herunter, der sich natürlich nach unten mehr und mehr breitete und hier im blitzenden Sonnenschein durch ein Thor von zwei Regenbogen im Grün verschwand. Das Ende des Falles konnte ich von keiner Stelle aus wahrnehmen, ich hörte nur das ferne dumpfe Rauschen. Ich legte mich ein Stündchen im Schatten nieder, ließ mein Rößlein frühstücken und genoß das herrliche Schauspiel mit vollen Zügen. Kaum 800 Schritt von hier bilden die Berge ein kleines Plateau, auf welchem die französische Flagge weht. Es ist dieß das aus der Kriegsgeschichte von Tahiti berühmte Fort Fautahua. Der Posten ist jetzt nur 20 Mann stark, ohne alle Bedeutung und wohl lediglich der Form wegen beibehalten, die natürliche Lage des Platzes macht ihn fast uneinnehmbar. Das Fort liegt im höchsten Grade pittoresk, etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, ringsherum steil aufsteigende wilde Felsenpartien; im Südwesten erblickt man das sogenannte Diadem, eine 6000 Fuß hohe Bergspitze, die genau die Form einer Krone oder eines Diadems hat, und dem Ansehen nach ein früherer Krater gewesen ist, wie denn überhaupt das Gebirge überall, seiner Formation nach, einen entschieden vulcanischen Charakter trägt. Südlich von den drei massiven Wohnhäusern des Postens liegen am Abhange auf drei verschiedenen Terrassen kleine wohlgepflegte Gärtchen, in denen die europäischen Blumen und Gemüse des kälteren Klima's wegen ganz vorzüglich gedeihen. Besondere Freude hatte ich an den über und über mit Blüthen bedeckten Rosenspalieren und Veilchenbeeten, die der ganzen Atmosphäre einen gar so lieben heimathlichen Duft verliehen. Die Ananaserdbeeren waren zwar groß und süß, aber nicht so aromatisch als bei uns; sie tragen hier das ganze Jahr ohne Unterbrechung. Palmen wachsen hier oben gar nicht, die Banane jedoch in großer Ueppigkeit.

Der Commandirende des Postens, Hr. Richard, Sergent im zweiten Regiment der Marine, machte die Honneurs mit einer Grazie und Aisance, wie sie eben nur von einem Franzosen gemacht werden können. Nachdem er mich überall herumgeführt, kletterten wir einen steilen, beschwerlichen Pfad nach einem andern etwa 800 Fuß höhern Plateau herauf, wo Sonntags die große Flagge aufgezogen wird; man hat von hier eine überraschende Aussicht auf das ganze Thal und auf das Meer, das wie ein stiller dunkelblauer See erschien, auf welchem die Korallenbrandung sich wie ein glänzendes silbernes Band abzeichnete. Aus dem Herunterklettern auf dem rothen schlüpfrigen Boden wurde eine Rutschpartie, die zwar schnell genug von statten gieng, aber freilich auf Kosten der Unschuld meines Anzugs. Wir wanderten dann nach den Bassins, aus denen der Riesenfall herabstürzt. Ich bedaure es aufrichtig auch nicht annähernd im Stande zu seyn meinen Lesern einen Begriff von der überirdischen Schönheit dieser Felsen- und Wasserpartie zu geben. Der Anblick ist so überraschend, daß ich unwillkürlich einen Freudenschrei ausstieß. Der Fluß kommt brausend angeschossen, und ergießt sich in ein rundes Bassin aus schwarzem Stein, der wie geschliffener Marmor glänzt; der Durchmesser dieses Beckens mag etwa 40 bis 45 Fuß seyn und seine Tiefe 20 Fuß; über demselben wölbt sich eine nach Nordost offene Grotte von Tropfstein, von deren Plafond ein unaufhörlicher sanfter Regen herabrieselt. Aus diesem ersten Bassin stürzt das Wasser durch einen abschüssigen engen Canal in ein zweites eben solches Grottenbassin, das etwa 20 bis 22 Fuß tiefer liegt, und aus diesem ergießt sich der große senkrechte Wasserfall scheinbar in die Unendlichkeit. Das Wasser war so wunderbar lockend und klar, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte mich zu baden. Der Blick aus dem Innern der Grotte durch den in allen Farben gegen die Sonne blitzenden Regen hindurch und hinaus in die grüne, wilde, tropische Natur ist wahrhaft feenartig, dabei war das Wasser so durchsichtig daß ich in senkrechter Stellung meine Fußspitzen wie in einem Spiegel sehen konnte. Hr. Richard, der am Ufer saß, reizte mich in dem Canal nach dem andern Bassin hinunterzugleiten. Ich that es, wurde aber für meinen Uebermuth arg bestraft, denn die Rutschpartie war so über alle Begriffe reißend und überwältigend, daß ich auf halbem Wege die Besinnung vollständig verlor, und als ich im untern Bassin endlich an die Oberfläche kam, sah ich mit Verwunderung dicht neben mir Hrn. Richard in seinen Kleidern schwimmen; er war blaß und athemlos, und ich erfuhr daß ich so lange unter Wasser geblieben sey, daß er gefürchtet mich nicht wieder zu sehen, und eben im Begriff gewesen nach mir zu tauchen. So kamen wir mit dem Schreck davon, und freuten uns über das reizende Abenteuer; doch war mir eine halbstündige Siesta auf der Hängematte meines Gastfreundes nach diesem ungewöhnlich starken Bad in der That sehr nöthig.

Unterdessen hatte die dunkelfarbige Hausfrau Mamai, mit der Hr. Richard à la mode de Tahiti (d. i. ein Versprechen vor drei Zeugen sich gegenseitig treu zu seyn) verheirathet ist, ein halb europäisches, halb tropisches Diner aufgetragen, und wir tranken schließlich das Wohl des Kaisers in ächtem Château la Rose, während der Hornist der Besatzung in jämmerlichen Mißtönen einen Tusch schmetterte. So war der Abend nahe gerückt, und ich saß wieder auf, nachdem ich noch mit einem gewaltigen Bouquet beschenkt worden, das Mamai mit so kunstvoller Hand aus Rosen, Veilchen und Orangenblüthen gewunden, daß eine europäische Ballkönigin damit hätte Furore machen können. Ich mußte meinen kleinen Hengst etwas angreifen, um noch bei vollem Tageslicht die faule durchlöcherte Brücke zu passiren. Die Sonne war eben untergegangen als ich die ersten Kanakwohnungen erreicht hatte. Da ich großen Appetit nach Cocosnußmilch hatte, ritt ich in eine der Umzäunungen die mir am einladendsten erschien, hinein, wo vor der runden, unter den Palmen halb versteckten Hütte eine große schwarze Gesellschaft um ein Feuer herum kauerte. Sobald ich eintritt, empfing mich ein vollstimmiges „jurana,"[1] der Paterfamilias stand auf und ersuchte mich durch Zeichen abzusteigen und mich bei ihnen niederzulassen. Ich machte nun shake hands mit der ganzen Gesellschaft, und setzte mich zu ihnen, während zwei

[1] jurana ist der Kanak-Ausdruck für jede Art von Gruß und Dank.

kleine nackte braune Rangen jubelnd auf mein Pferd kletterten und es im Galopp nach der Ziegenweide brachten. Zugleich kam eines der jungen Mädchen zu mir heran, kauerte neben mir nieder, und erzählte mir in sehr verständlichem Französisch, ihr Vater sey der Chef Tarihapn, sie selbst heiße Roopa, sey bei den sœurs grises erzogen und könne einen französischen Brief schreiben, was mir natürlich gewaltig imponirte. Der Alte brachte mir nun eine oben geöffnete Kokosnuß, die ich mit großem Wohlbehagen und in Gemeinschaft mit meiner neuen Freundin austrank; der Geschmack und das Aussehn der Milch ist am besten mit gezuckertem Selterserwasser zu vergleichen, aber freilich weit aromatischer; eine Nuß in der Größe eines Kinderkopfs enthält ½ bis ¾ Quart, ein gesunder Baum trägt hier in Tahiti jährlich 100 Nüsse durchschnittlich, manche jedoch bis 200 Stücke. Nachdem die Nuß geleert, wurde sie mit einem Beil in zwei Hälften gespalten und mir mit einem glatten hölzernen Span wieder gereicht; ich schabte nun das weiße, sehr wohlschmeckende Fleisch heraus, und wurde dabei durch ein höchst naives: „M'sieur et Roopa!“ daran erinnert daß auch große Kinder zuweilen gefüttert werden wollen — ein Wink den ich wahrscheinlich unbeachtet gelassen hätte, wenn nicht Roopa gar so nett und appetitlich gewesen wäre. Dem Gast zu Ehren war das Feuer hoch aufgeschürt worden, und warf seinen flackernden Schein auf die erotische Scene ringsherum, die ich gern abgezeichnet hätte, wenn mir nur eine Ahnung von diesem Talent zugekommen wäre. Der Alte ließ mich durch seine Enkelin Roopa fragen, ob ich in Paris gewesen und die schöne Kaiserin gesehen, und als ich dieß bejahte, mußte ich weiter berichten was die Kaiserin für Kleider und Pferde habe, ob ich auf dem gefrorenen Wasser gegangen wäre rc., der Kaiser selbst schien ihn weniger zu interessiren. Unendlichen Spaß machten mir die Bemühungen meiner Dolmetscherin meine Worte aufzufassen und in ihrer Sprache wiederzugeben.

Plötzlich erinnerte mich der ferne Signalschuß der „Provençale“ daß es 9 Uhr sey, und da ich eine Einladung für den Abend bei dem kaiserl. Commissarius und Commandanten der Gesellschaftsinseln, Grafen Pouget, angenommen hatte, so mußte ich leider an den Aufbruch denken. Das war aber meinen Wirthen gar nicht recht, sie hatten es für selbstverständlich gehalten daß ich bei ihnen übernachten würde, und hatten deßhalb mein Pferd in aller Stille absatteln lassen. Ich versprach ihnen nächstens wiederzukommen, und verabredete mit einem der jungen Männer, Namens Manawa, mich morgen früh in seinem Canot bei Hrn. Gibson abzuholen, und mit mir nach den Korallenriffen und der kleinen Insel zu fahren. Schnell war mein Pferd wieder gesattelt, ich verabschiedete mich mit einem Dutzend jurana, ließ meiner Freundin Roopa das schöne Rosenbouquet als Pfand meiner Treue, wofür ich einen herzlichen Kuß erntete, und galoppirte spornstreichs gen Papeete, wo ich in einer halben Stunde später eintraf.

Meine Staatstoilette war bald beendet; es schlug auf dem kleinen Thurm der Missionskirche gerade zehn, als ich in den glänzend erleuchteten Gartensalon des Gouverneurs trat, und mich plötzlich wie durch einen Zauberschlag aus dem halbwilden Lande der Trope mitten in eine zahlreiche und elegante europäische Gesellschaft versetzt fand. Die Damen waren in feinster Balltoilette, die Herren in Uniform oder im schwarzen Fracke mit weißer Cravatte. Mitten im Saal stand ein schöner Erard, auf welchem gerade das As-dur Nocturne von Chopin von einer der jungen Damen recht brav gespielt wurde. Ihre Majestät die Königin Pomare war nicht anwesend, sie befindet sich seit einigen Monaten auf Raiatea, einer der nordwestlichen Inseln, wo am 10 d. M. die Krönung ihres Sohnes vollzogen werden sollte; dagegen beehrte ihre 17jährige Nichte, Prinzessin Loosea, welche seit kurzem mit einem reichen, jungen Engländer, Hrn. Brander vermählt ist, die Gesellschaft mit ihrer hohen Gegenwart. Wenn auch Ihre dunkelfarbige Hoheit wegen Ihrer indianischen Kopf- und Gesichtsformation nicht gerade nach unsern Begriffen eine „Schönheit“ genannt werden kann, so ist sie doch jedenfalls eine höchst anziehende und graziöse Erscheinung, die sich in ihrer kostbaren und geschmackvollen Pariser Toilette sehr wohl zu bewegen wußte. Für meine wißbegierigen Leserinnen sey es gesagt, daß sie einen frischen Granatenkranz in ihrem modern arrangirten wundervollen Haar hatte, und ein Kleid von einem rothen glänzenden Seidenstoff trug, der, wenn ich nicht sehr irre, in der Kunstsprache der Damen Doña da Gloria oder Doña Maria heißt. Ich ließ mich ihr durch den Grafen präsentiren, und war überrascht von ihrem heitern, naiven und doch dabei durchaus taktvollen Wesen; sie sprach ziemlich fließend englisch, und hat überhaupt eine fast europäische Erziehung genossen. Der Ton der Gesellschaft war fein und leicht, indem das französische Element überwiegend war; getanzt konnte leider nicht werden, weil der Fußboden mit der weichen landesüblichen Bastmatte überzogen, der große Saal im Gouvernementsgebäude aber gerade in der Restauration begriffen war. So wurde denn nach Möglichkeit musicirt; auch ich mußte mein Scherflein beitragen und debütirte unter anderm mit dem Marsch aus dem Tannhäuser, der vielen Beifall fand. Die älteren Herren machten ihr Partiechen, kurz und gut tout comme chez nous. Um 2 Uhr brach die Gesellschaft auf, mit Ausnahme einiger Getreuen, die wir noch mit dem Grafen — einem „garçon de l'ancien régime“ — in großer Behaglichkeit unter der Veranda eine Flasche vom Besten mit einer ächten Havanah schlürften.

Am andern Morgen hatte ich natürlich die Zeit verschlafen, und fand beim Erwachen meinen braunen Freund Manawa, der nicht gewagt hatte mich zu wecken, geduldig vor meinem Bette kauernd. In wenig Minuten war ich reisefertig, nahm etwas Lebensmittel mit, und stieg in das kleine schwankende Canot, das aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand und gerade nur zwei exemplarisch stille Personen aufnehmen konnte. Vor dem Umschlagen ist man neben dem eigenen Balanciren durch eine mit dem Canot verbundene und parallel laufende Stange geschützt, die eine Art Gegengewicht bildet. Manawa befestigte eine Tapa als Segel, nahm ein breites Ruder zur Hand, und so flogen wir mit einer gelinden Landbrise lustig schaukelnd hinaus in das blaue Meer. Nach kurzer Zeit hatten wir die Korallenriffe erreicht, die mir ganz den Eindruck eines unterseeischen fortlaufenden Gebirgskammes machten; bei der vollständigen Durchsichtigkeit des Wassers, das hier nur 3—6 Fuß tief ist, kann man den Meeresgrund bis in das kleinste Detail beobachten. Die Korallen haben die verschiedenartigsten Formen und Farben, doch ist die weiße und gelbe Fächerkoralle bei weitem vorherrschend, dazwischen zeigen sich mancherlei Seesterne und Muscheln, sowie kleine grüne Fischchen und andere

Seethierchen, so daß man nicht müde werden kann diese wunderbare unterseeische Welt zu betrachten. Wir fuhren von hier nach der kleinen befestigten grünen Insel, die vor der Bay von Papeete liegt, auf welcher sich die vier unförmigen eisernen Festungsgeschütze komisch genug zwischen den Palmen ausnahmen. Während ich mich badete und am Ufer Muscheln und Korallen sammelte, beschäftigte sich Manawa mit Fischfang. Die Geschicklichkeit mit der er, im Canot stehend, seinen langen Speer von Eichenholz auf 15 bis 20 Schritt weit schleuderte und den Fisch trotz seiner schnellen Bewegung damit durchbohrte, war bewunderungswürdig; so hatten wir in kurzer Zeit vier grüne, sogenannte Perroquets im Canot, die 1 bis 2 Fuß lang sind und ihren Namen von dem papageiförmigen Kopf haben, und traten damit unsern Rückweg an.

Bei unserer Ankunft in Tarihapu's Hütte fanden wir die Familie gerade beim Diner, ein Moment in welchem sich der Kanak ohne Frage am unvortheilhaftesten zeigt. Das Tafelceremoniel ist so ziemlich dasselbe, das bei unsern borstigen Hausfreunden, vulgo Schweinen, beobachtet wird, die ebenfalls den Gebrauch von Teller, Messer, Gabel und Löffel ꝛc. als Vorurtheil betrachten. Auf der Erde stand nämlich ein längliches, schüsselartiges hölzernes Gefäß, in welchem sich das Essen — ein unendlich unappetitlicher Mischmasch von allem möglichen — befand; der Hauptbestandtheil schien mir Schweinefleisch und Brodfrucht mit starkem Zusatz von Schmalz, Cayennepfeffer und Liebesapfel (tomate), doch waren noch mancherlei andere, gar feine Sächelchen darin; in dieser Schüssel arbeiteten die Hände der kauernden Gesellschaft unermüdlich herum, jeder langte sich heraus was ihm wünschenswerth erschien, und schmeckte es ihm nicht sonderlich, so legte er es höchst harmlos wieder hinein, und ein anderer zog es sich zu Gemüthe. Obgleich mir der Appetit begreiflicherweise vollständig vergangen war, so ließ ich mir doch in ethnographischem Interesse und aus Höflichkeitsrücksichten von Fräulein Roopa eine halbe Brodfrucht herauswühlen, die in der That sehr zart und gut war; der Geschmack der Brodfrucht, die übrigens nur gekocht oder gedämpft genossen werden kann, ist sehr schwer zu beschreiben, man pflegt sie mit der Kartoffel zu vergleichen; ich habe aber keine andere Aehnlichkeit damit finden können, als daß sie ebenfalls rund und inwendig gelblich-weiß ist. Neben der Schüssel lagen einige in der Sonne gedörrte rohe Fische, denen stark zugesprochen wurde, und denen ich zur Ehre nachsagen muß daß sie nicht stanken, mit dem Geschmack habe ich mich freilich nicht bekannt gemacht. Sobald das Mahl beendigt war, gieng alles an den Fluß um sich zu waschen; denn trotz dieser Art zu essen sind alle Kanaki außerordentlich reinlich, und baden sich jahraus jahrein fast täglich ein bis zweimal, auch Frauen und Kinder schwimmen und tauchen wie die Enten. Die Hütten sind hoch, geräumig und luftig; die Wände bestehen meist aus leichtem Rohrgeflecht, durch welches die Seebrise durchstreichen kann; das Dach ist kuppelartig gewölbt und mit dem breiten Blatt einer Stechpalmenart (Pandanus) gedeckt; der sandige Fußboden ist mit einer Lage von grünem, zartem, wohlriechendem Heu bestreut, das dem Ganzen etwas sehr wohnliches gibt. Abtheilungen haben die Wohnungen nicht, sondern alle wohnen und schlafen in demselben Raum. In Tarihapu's Hütte standen sechs mit Bastmatten bedeckte Bettgestelle, die etwa 4 Fuß hoch und 5 Fuß breit waren, andere Meubles, mit Ausnahme eines kleinen Spiegels, waren nicht vorhanden.

Am folgenden Tage nahm mich Tarihapu mit in die Gerichtsverhandlung der Eingebornen, die mich im höchsten Grade interessirte; der Gerichtssaal ist ein großer überdachter Raum, an dessen Ende sich eine amphitheatralisch erhöhte Nische befindet, wo das Richtercollegium, bestehend aus dem Vorsitzenden Etaeta (président du tribunal indigène) und den Beisitzern Tohitu und Imihia an einem kleinen viereckigen Tische saß. Der Präsident war ein alter Chef mit weißem Haar, der trotz seines komischen Anzuges einen durchaus ernsten und würdigen Eindruck machte; er hatte natürlich keine Beinkleider an, trug aber über seinem Hemd einen eleganten blauen europäischen Frack mit blanken Knöpfen; die Beisitzer trugen nur die blaue ungeschürzte Tapa. Ihre Haltung war unübertrefflich, man hätte sie für Bronzestatuen halten können, wenn nicht ihr intelligentes feuriges Auge, das mit durchdringender Festigkeit auf den einzelnen Comparenten haftete, eines besseren belehrt hätte; ihnen zur Seite saß der Protokollführer Tani, der mich ersuchte neben ihm Platz zu nehmen, und mir vieles erklärte und verdolmetschte. Das Verfahren war ein öffentliches mündliches und trug den Charakter eines Schiedsgerichts. Außer den Parteien hatte sich ein zahlreiches Publicum eingefunden, sowohl Männer als auch Frauen und Kinder, die rings herum im Sande kauerten und der Verhandlung mit großem Interesse zu folgen schienen. Gegenstand des Streites war eine Gränzverrückung, die dadurch große Schwierigkeiten hatte, weil weder ein Document, noch ein Situationsplan irgendwelcher Art vorlag. Zunächst wurde Provocant zu Worte verstattet, er sprach fließend, heftig und mit den lebhaftesten Gebärden, er schien empört über das Unrecht das ihm widerfahren, hierauf antwortete Provocatin, eine bejahrte große Insulanerin, die stark tätowirt [1] und deren dickes graumelirtes Haar mit Schnüren von Ananasschuppen ganz durchflochten war; sie sprach sehr ruhig und schien sich der besonderen Sympathie des Publicums zu erfreuen, das oft mit Kopfnicken, Handbewegungen und Flüstern seinen Beifall zu erkennen gab. Nun wurden etwa zehn Zeugen aufgerufen und pro informatione vernommen; bemerkenswerth war es dabei daß sie durchgehends in zusammenhängender Rede deponirten, ohne je durch Zwischenfragen des Präsidenten oder der Parteien unterbrochen zu werden. Die Sprache ist durch den großen Ueberfluß an Vocalen, und namentlich weil jedes Wort auf einen Vocal endigt, eigenthümlich weich und wohlklingend; die auffallende Wiederholung derselben Worte mit verschiedener Betonung und die häufigen französischen und englischen Corruptionen lassen auf eine große Armuth der Sprache schließen. Nach den Zeugen wurden den Parteien noch einmal das Wort verstattet, und dann beschlossen Richter, Parteien und Publicum in rührender Eintracht die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen, womit die Verhandlung geschlossen wurde.

Sowohl bei dieser Gelegenheit, als auch bei späteren Berührungen, die ich auf meinen Ausflügen mit den Eingebornen hatte, offenbarte sich ihre schnelle und richtige Auffassungsgabe und ihr

---

[1] Die Kanaks tätowiren immer noch ihren Körper, mit Ausnahme des Gesichts; doch habe ich auch einige Frauen gesehen die quer durch das Gesicht beschrieben waren.

gesundes Urtheil; berücksichtigt man dabei ihre bedeutende körperliche Stärke und Arbeitsfähigkeit, den Reichthum und die Productionskraft des Bodens auf dem sie leben, die Lage dieser bedeutenden Insel auf der Seestraße gerade in der Mitte zwischen Amerika und Australien, endlich das unvergleichliche und gesunde Klima, [1] sollte man da nicht erwarten daß der nun fast 80jährige Einfluß europäischer Civilisation, die Einführung des Christenthums, die Eröffnung eines Welthandels für Tahiti einen gewaltigen Aufschwung hätte hervorrufen müssen? Aber leider ist gerade das Gegentheil der Fall, Tahiti hat ganz unendlich verloren. Einen Hauptbeweis liefert die Zahl der Bevölkerung selbst: Cook, der bekanntlich einen seltenen Ueberblick in allen derartigen Schätzungen besaß (?), taxirte die Bevölkerung bei seiner zweiten monatlangen Anwesenheit im Jahre 1774 auf 200,000 Seelen (sic!); im Jahre 1797, also nur 23 Jahre später, ergab eine detaillirte Zählung der englischen Mission 16,050 Seelen, die Zählung vor 10 Jahren ergab 10,000 Seelen und die vom 1 Sept. dieses Jahres nur 5900 Seelen. Danach steht es zu erwarten daß in 50 Jahren die ganze schöne Bevölkerung vom Erdball verschwunden seyn wird. Die hauptsächliche Ursache dieser enormen Abnahme ist allerdings wohl in den typhusartigen Krankheiten zu suchen, die Ende des vorigen Jahrhunderts hier schrecklich gewüthet haben sollen, die spätere Abnahme aber muß der angewachsenen unglaublichen Sittenlosigkeit der Kanaki zugeschrieben werden und den dadurch provocirten Uebeln. Es ist jetzt gewöhnlich daß die Frauen erst nach ihrem 30sten Jahre Kinder bekommen, doch selten mehr als höchstens zwei oder drei. In gleichem Grade hat die Faulheit und Indolenz der Kanaki zugenommen, sie arbeiten so gut wie gar nicht mehr. Früh Morgens baden und fischen sie, den Tag über liegen sie im Schatten, essen, rauchen und träumen, Abends baden sie und gehen ihren Liebesabenteuern nach, Sonntags besuchen sie zwar die Kirche, kümmern sich aber übrigens weder um Gott noch um die Welt. Der Himmel hat es ihnen auch gar zu bequem gemacht, denn gewissermaßen wächst ihnen alles in den Mund, ohne daß sie die Hand dabei zu rühren brauchen. Das Geld das sie in Papeete für den Verkauf von Fischen und Früchten ernten, verwenden sie fast lediglich auf ihr Kleidungsstück, womit sie allerdings einen großen Luxus treiben; alles übrige gibt ihnen die Natur grätis. Die unausbleibliche Folge dieser Lässigkeit ist die daß der Handel Tahiti's ganz heruntergekommen ist, während noch vor 10 bis 20 Jahren der Hafen von Papeete voll Schiffe lag, ist jetzt die Ankunft eines Schiffes ein Ereigniß. Tahiti exportirt factisch gar nichts mehr, als etwa 1000—1200 Tonnen Orangen nach St. Francisco, und das ist nicht der Rede werth. Die einzige Wichtigkeit von Papeete und zugleich die Ursache daß die hiesigen Häuser doch im ganzen gute Geschäfte machen, besteht darin daß es bis jetzt noch als Hauptstapelplatz für alle umliegenden Inselgruppen dient. Es vergehen wenige Tage wo nicht kleine Fahrzeuge mit Kokusnußöl, Perlmutter, Schildpatt, Sandelholz, Arrowroot u. s. w. von Borra Borra oder Maerea, von den Tonga-, Cooks-, Gambier- oder Marquesas-Inseln einlaufen. Die hiesigen Häuser kaufen die Waare auf und versenden sie in ihren eigenen Schiffen nach St. Francisco, Valparaiso oder Sydney. Was könnte Tahiti allein an Kaffee und Zucker produciren, für dessen Anbau sich Klima und Boden so vorzugsweise qualificirt? Ich habe verwilderte Kaffeeplantagen von Hunderten von Quadratmorgen angetroffen, die aus Mangel an Arbeitskräften und Capital in ein undurchdringliches Dickicht ausgeartet und dadurch werthlos geworden waren, und dabei waren die Bäume über und über mit Blüthen bedeckt. Die Franzosen haben eben kein Talent zum Colonisiren, und deßhalb wird ihnen das schöne Tahiti immer zehnmal so viel kosten als es ihnen einbringt.

Schließlich noch ein Wort über die jetzige Regierungsform: dem Namen nach ist Tahiti allerdings ein selbständiges Königreich unter kais. franz. Protectorat, factisch aber ist es eine französische Colonie, und Pomare die nach allem was ich von ihr gehört habe, eine aufgeklärte, intelligente und wohlmeinende Fürstin seyn muß, ist nur noch eine Schattenkönigin, eine Königin a. D., die so gut wie gar nichts mehr zu sagen hat. Es ist wohl kaum ein Zweifel daß nach ihrem Tode auch diese Form aufhört und der jetzige Commissär Imperial den officiellen Titel eines Statthalters der Gesellschafts-Inseln erhält.

[1] Der Durchschnitt der Temperatur in der Zeit vom 20 September bis 13 November d. J. hat + 19⅗° R. ergeben, Minimum + 14½°, Maximum + 24½°, der das ganze Jahr hindurch vorherrschende Südostpassat läßt fast nie eine drückende Hitze aufkommen.

Skizzen aus dem socialen Leben in den Vereinigten Staaten.

18. Indianer. — Indianerkriege. — Ihr Charakter und Ursprung.

Die einst so mächtigen Indianerstämme sind auf das Gebiet des fernen Westens zurückgedrängt, und nur einzelne Stämme zählen ihre Krieger nach Tausenden. Die Zahl der Stämme ist sehr groß, und es ist zu bedauern daß wir keine treue Geschichte der in unsern Tagen aussterbenden, und zum Theil schon ausgestorbenen Stämme aufgezeichnet finden. [1] Es wäre nicht nur interessant, sondern auch lehrreich, die Gründe aufzufinden welche die Indianer in ihrem zähen Widerstande gegen Cultur und Religion bestärkten, und sie veranlaßten lieber in die unwirthbaren Prairien des Westens und in die Felsenthäler der Rocky Mountains zu ziehen, als sich mit den Weißen zu vermischen. Wie die Sachen jetzt stehen, ist an eine Verschmelzung der Indianer mit den Weißen nicht mehr zu denken, und die Zeit kann nicht mehr fern seyn, wo die Rothhäute gänzlich aus dem Gebiet der Vereinigten Staaten verschwunden seyn werden.

Einige wenige Stämme, wie die Cherokees, Choctawhs und Creeks haben eine Art von Cultur angenommen. Sie wohnen an

[1] Schoolcraft, Indian Tribes. D. Red.

der Gränze des Arkansas Staates, haben vortreffliches Land und bebauen dieses zum Theil durch Negersklaven. Die Cherokees haben eigene Druckereien, in denen Zeitungen und Bibeln gedruckt werden; die Wohlhabenderen lassen ihre Kinder von Weißen erziehen, und sogar das Fortepiano wird bei den Rothhäuten gespielt, freilich meinen die jungen Erbinnen unter den Cherokees, daß es Unsinn sey nach Takt und Noten zu spielen, und sie halten ein Impromptu für eben so schön wie eine Sonate von Beethoven. Es ist daher selten daß eine Indianerin länger als 8 bis 14 Tage Musikunterricht nimmt; sie hält sich nach dieser Zeit für ausgebildet und hämmert nach Herzenslust auf die Tasten. — Findet der Leser keine Aehnlichkeit zwischen einer solchen Künstlerin und einem amerikanischen Arzt?

Die oben genannten Stämme haben sich nicht rein erhalten. Es sind namentlich die Franzosen, welche sich mit den Indianern vermischt haben, und von denen die Halfbreeds abstammen. Die Indianer sehen solche Halfbreeds als ihres Gleichen an, und legen ihnen wegen ihrer etwas blässern Farbe weder mehr noch weniger Werth bei. Der Neger ist auch bei diesen Stämmen verachtet und aus der menschlichen Gesellschaft fern gehalten.

Die Verfassung der Indianerstämme ist ein Gemisch von Dynastie und Socialismus. Der Häuptling ist wählbar; stirbt er mit Hinterlassung eines Sohnes, so wird dieser wieder Häuptling. Die alten Krieger treten bei wichtigen Angelegenheiten zu einer Rathsversammlung zusammen, in denen der Häuptling präsidirt und die Friedenspfeife von Mund zu Mund geht. Sie macht die Präsidentenglocke der europäischen Ständeversammlungen unnöthig; es herrscht in den Versammlungen der Indianer eine Würde, die wir in Washington City umsonst suchen.

In kleinern Angelegenheiten entscheidet der Häuptling selbstständig. Jeder Stamm besitzt das ihm angewiesene Land als Eigenthum der Nation. Ein Indianer besitzt nichts als seine Heerde, seine Waffen, und die Verbesserungen (improvements) die er auf einem Stück Landes angelegt hat. Er hat das ausschließende Recht das Land welches er eingefriedigt und urbar gemacht hat, zu bebauen und zu benutzen; seine Kinder folgen ihm in der Nutznießung dieses Landes, haben aber kein Eigenthumsrecht daran.

Der Indianer kauft seine Frau, Squaw, und sie ist sein Eigenthum, über welches er unumschränkte Gewalt hat. Er hat Recht über Leben und Tod, darf sie lebendig skalpiren, ihr Nase und Ohren abschneiden. Vielweiberei ist bei allen Indianerstämmen eingeführt; die Lieblingsfrau commandirt die übrigen Weiber, welche alle Arbeiten in Haus und Feld verrichten müssen.

Die Indianer sind träge und haben durchaus keinen Begriff von Bedürfnissen; sind sie satt und es fehlt ihnen nicht an Tabak und Feuerholz, so sind sie zufrieden; ja sie liegen oft tagelang in ihren Zelten und hungern lieber, als daß sie sich dazu bequemten einen Hirsch oder Buffalo zu schießen. Wer irgend Gelegenheit hatte mit Indianern zu verkehren, kommt bald zu der Ueberzeugung daß ihnen jeder romantische Anstrich abgeht.

Ob die Indianer aber vor der Herrschaft des angelsächsischen Stammes dieselben Eigenschaften besaßen die ihnen jetzt eigen sind, ist wohl sehr zu bezweifeln. Sie sind durch zwei Jahrhunderte mit Treulosigkeit behandelt, gleichsam außer Gesetz erklärt, und so systematisch verdorben daß wir gewiß Unrecht thäten wenn wir behaupteten, daß der Stumpfsinn den wir jetzt an den Indianern wahrnehmen, ihnen von Natur eigen sey.

Die Indianer werden von den Weißen nach dem Westen verdrängt, und dieses Uebersiedeln der Rothhäute ist von jeher mit einer gleichbleibenden Treulosigkeit bewerkstelligt worden. Fühlt das Volk der Vereinigten Staaten nämlich ein Gelüste nach dem Gebiet eines Indianerstammes, so werden erst Squatter oder Hinterwäldler an die Gränze ihres Gebiets gesandt. Dieß sind wilde, vollständig uncivilisirte Amerikaner, die kein anderes Bedürfniß kennen als in der Einsamkeit zu leben und Wildpret zu erlegen. Kein Gesetz erkennend, respectiren sie auch nicht die Unverletzlichkeit des Indianergebietes, sondern streifen nach Belieben in die Jagdreviere der Indianer hinüber. Bald entstehen hieraus Zwistigkeiten zwischen den Jägern, und wenn die Indianer sehen daß keine Vorstellungen helfen, so verfolgen sie die feindlichen Angreifer.

Wie ein Lauffeuer geht es nun durch die ganze amerikanische Presse, daß die Indianer das amerikanische Gebiet verletzt und amerikanische Bürger getödtet haben. An wilden Gesellen die sich an die Indianergränze begeben, fehlt es denn auch nicht, und die dem amerikanischen Charakter eigenthümliche Lust an grausamer Rohheit wird nun an Weibern und Kindern der Rothhäute schonungslos ausgeübt. Der „Krieg" ist erklärt, die Vereinigten Staaten schicken Militär in das Indianergebiet, und leider haben wir Beweise genug daß commandirende Generale mit teuflischer Grausamkeit ganze Stämme, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, haben niedermetzeln lassen. Die nach einem solchen Krieg übrigbleibenden Indianer werden jetzt ermahnt sich in Zukunft gegen die Kinder des großen Vaters (Präsident der Vereinigten Staaten) nicht wieder aufzulehnen, und es wird ihnen ein Gebiet weiter westlich angewiesen, wo sie sich nach Belieben mit den ihnen feindlichen Indianerstämmen einigen mögen. Ein solches neu gewährtes Gebiet wird den Indianern für ewige Zeiten überlassen. Die Vereinigten Staaten verpflichten sich dem Stamm jährlich eine bestimmte Summe Geldes, eine Quantität von Decken und andern Gegenständen zu überliefern. Auf die feierliche Versicherung des großen Vaters vertrauend, ziehen die Unglücklichen in die fernen Gegenden des Westens — aber die Geldsummen und Decken bleiben aus (!), und die Ewigkeit, für welche ihnen das neue Gebiet überlassen wurde, hat oft schon in den nächsten zehn Jahren ein Ende.

Als im vorigen Sommer der blutige Krieg gegen die Indianer in Oregon wüthete, suchte der commandirende amerikanische General umsonst gütliche Beilegung des Streites zu vermitteln; er berichtete an den Präsidenten, daß die unerhörtesten Schändlichkeiten der Squatters diesen grausamen Krieg hervorgerufen hätten; er bewies daß die Squatter förmlich Treibjagden auf die friedlichen Indianer gemacht, ihre Weiber mißhandelt, ihre Kinder gestohlen hätten, und daß die Indianer nur in der äußersten Verzweiflung ihres Herzens sich zum Widerstand gerüstet hätten — alles vergebens — der Stamm mußte sich unterwerfen und sein Gebiet abtreten.

Die Räuberzüge nach Cuba und Central-Amerika sind in ihrem Princip ähnlich mit diesen Indianerkämpfen; hinter Cuba und Central-Amerika steht aber Europa mit Kanonen und Bajonnetten; und da läßt das amerikanische Volk es bei Versuchen und

verunglückten Einfällen bewenden; hinter den Indianern aber steht niemand der sie schützen könnte, und hier kann sich der Uebermuth, die Mordlust und Habgier des amerikanischen Volkes nach Herzenslust gütlich thun. Die heiligsten Verträge des Präsidenten werden gebrochen, die unerhörtesten Schandthaten der Squatter und Soldaten werden als Heldenthaten gepriesen und mit einem gewissen widerlichen Wohlgefallen gedruckt und gelesen.

Daß dieß aber nicht etwa selten vorkommende Erscheinungen sind, daß im Gegentheil dieß System fortwährend in Praxis erhalten wird, ist leider nur zu wahr. Wollte ich dem Leser einzelne Episoden aus diesen Indianerkriegen schildern, so müßte ich mit Blut und nicht mit Tinte schreiben; nur mit ingrimmiger Entrüstung über die verübten Gräuel und den Charakter eines ganzen Volkes, das solche Schandthaten geschehen läßt, lasse ich den Schleier über dieses blutgedrängte Bild herabfallen.

Wahrlich, wer noch von Gerechtigkeit, Ehrgefühl und Segnungen einer Republik spricht, wenn er gebildete Amerikaner hat Arm in Arm gehen sehen, mit Menschen welche nach ihrem eigenen Geständniß zwei Dutzend Indianer erlegt und skalpirt haben, der verdient es zum Zeugen dieser Brutalitäten gemacht zu werden, damit der Jammerschrei der gepeinigten Indianer ihm das Herz erschüttere.

11. Gefängnisse.

Je barbarischer ein Volk ist, desto grausamer werden die Gefangenen behandelt; je gesitteter es ist, desto mehr Menschlichkeit erweist es den eingesperrten Verbrechern. Ist dieses richtig, so muß es uns auch erlaubt seyn umgekehrte Schlüsse zu ziehen, und aus der Behandlung der Gefangenen auf den Charakter einer Nation zu schließen. Die Gesetze garantiren freilich jedem Gefangenen milde und christliche Behandlung; sie sind auch in dieser Beziehung vortrefflich, aber da sie nirgend Beobachtung finden, so werden sie auch in Bezug auf das Gefängnißwesen nicht befolgt.

Ein Beispiel wird genügen.

In Philadelphia wurden im Winter des Jahres 1853 mehrere Knaben eingesperrt; ein Negerknabe von 9 Jahren war der jüngste, ein Amerikaner von 14 bis 15 der älteste in dieser Schaar. Der letztere fühlte sich in seiner Würde als Amerikaner tief verletzt, weil er mit einem „verfluchten Schwarzen" eingesperrt war, und ließ seinem Uebermuth gegen den unglücklichen Knaben freien Lauf. Wir wollen die gerichtlichen Zeugenaussagen der übrigen Knaben und des Arztes, welcher die Section des Negerknaben vornahm, in gedrängter Kürze wiedergeben.

Hr. Flanegin war der öffentliche Ankläger in diesem Proceß; der Staat trat gegen James Kelly auf und beschuldigte ihn James Cox im Gefängniß ermordet zu haben. Der Verbrecher wurde der Barmherzigkeit der Jury vom öffentlichen Ankläger empfohlen.

Dr. Thomas W. Shaw sagt auf seinen Eid folgendes aus. Ich fand Cox in der Zelle auf seinem Gesicht liegen; er war vollkommen nackt und schien schwer verletzt zu seyn, sein Puls war schwach, sein Arm stark angeschwollen, seine Hüften waren verbrannt. Früh am nächsten Morgen wurde ich zur post mortem Examination gerufen; ich schnitt die Kopfhaut von Ohr zu Ohr durch, und fand geronnenes Blut und Wasser zwischen dem Schädel und der Haut. Am Hinterkopf war die Haut vom Schädel losgeschlagen. Der Arm war vom Ellbogen bis an die Handwurzel zerschlagen; das linke Bein war beschädigt, das rechte Bein sehr verletzt. Im Herzen befand sich geronnenes Blut. Die Wunden am Kopf waren tödtlich. Fünf Tage vor seinem Tode wurde ich zu Cox gerufen; seine Augen waren schwarz geschlagen; er hatte starkes Fieber; ich verordnete ihm Medicin.

James Müller. Ich war im Gefängniß mit Kelly und Cox. Ich sah daß Kelly Cox mit einer Flasche auf den Kopf schlug. Er hielt ihn ungefähr fünf Minuten lang über der Dampfpfeife, er schnitt ihm Wunden in den Rücken und rieb Salz in die Wunden; Kelly entzog Cox sein Essen und Trinken. Der Gefangenwärter besuchte uns nicht, deßwegen konnte ich ihm auch nichts mittheilen. Cox konnte nicht schreien; er war zu schwach um zu schreien oder zu klagen. Kelly schlug ihn bisweilen eine halbe Stunde lang.

Alfred Buttler. Kelly erzählte mir daß er Cox schlüge, weil er ihn belogen habe; er schlug ihn mit einem Stück Holz über Seiten, Brust und Beine. Cox hatte keine Beinkleider an als Kelly ihn auf das Dampfrohr setzte; Kelly zwang ihn die Beinkleider auszuziehen und gab sie mir zum Halten. Die Knaben in der anstoßenden Celle sagten Kelly, er solle Cox tödten. Kelly legte Cox unter die Wasserleitung und ließ ihm das Wasser in den Mund laufen. Er zwang ihn seinen Koth zu essen. Kelly sagte uns daß er uns ermorden würde wenn wir ihn verriethen. Ich war viele Wochen mit Kelly und Cox im Gefängniß. Kelly schlug Cox jeden Tag; er steckte einen Knebel in seinen Mund, damit er nicht schreien könne. Cincinnati stieß Cox in den Mund und in den Bauch; er biß seine Nägel ab. Er stieß ihn so lange bis Cox ohnmächtig wurde; dann hob er ihn auf.

William Jay Cox. Ich war in der Zelle mit Kelly und Cox. Kelly schlug ihn mit Flaschen und Stöcken und rieb Seife und Salz in die Wunden. Als der Doctor hereinkam, legte Kelly Cox so, daß jener ihn nicht gut sehen konnte; in die Wunden rieb er Salz.

William Meyers. Cox's Augen waren so zerschlagen daß er für eine Woche nicht sehen konnte; die Materie lief heraus.

Hier haben wir also ein Bild aus einem Gefängniß in der Republik Amerika! Der Gefangenwärter kümmert sich nicht um seine Gefangenen, der Arzt sieht einen halb Erschlagenen und verordnet ihm Medicin. Die Wunden untersucht er gar nicht. Welches Ungeheuer ist aber Kelly! Durch sechs Wochen übt er täglich an einem Kinde die unerhörtesten Grausamkeiten; seine Gefährten ermuntern, ihn den Knaben zu ermorden; von den zwanzig Zeugen ist keiner der sich des grausam Gemarterten annimmt.

Würde Europa wohl ein solches Ungeheuer produciren? Könnte man in Europa zwanzig Knaben auftreiben welche einer fortgesetzten Mißhandlung ruhig zusehen würden? Was ist von den Knaben zu erwarten die bei fremden Leiden theilnahmlos bleiben, und wie muß es um die Sittlichkeit eines Volkes aussehen, wo eine einzige Stadt zwanzig solcher Teufel groß zieht? Wirft dieß nicht ein Bild auf die Erziehung, die Moral und die grausame Rohheit der Masse?

Das milde Gesetz der Vereinigten Staaten ist nicht im Stande solche Charaktere mit Furcht zu erfüllen. Kelly wurde zu zweijähriger Einsperrung ins Arbeitshaus verurtheilt; seine Genossen wurden gar nicht bestraft!

Der präsidirende Richter redete ihn mit den Worten an: „Ungeheuer, Abschaum der Menschheit, Satan! Ich bedauere daß die Gesetze dieser Republik mir nicht erlauben dich strenger zu bestrafen; du bist nicht werth der menschlichen Gesellschaft anzugehören!“

Der Leser wird einwenden daß derartige Schandthaten nicht oft vorfallen, und daß es zu übereilt sey aus einem Beispiel auf das ganze Volk zu schließen. So mag es freilich scheinen; wenn man aber durch fast sechs Jahre täglich, ja täglich von ähnlichen, und wo möglich noch entsetzlichern Thaten hört, so urtheilt man nicht mehr nach einzelnen Beispielen, sondern nach tausenden. Wenn man die Richter die Ermordung eines deutschen Mädchens entschuldigen hört mit den Worten: „she was a dutch girl“ — wenn man erlebt daß Eltern ihre Kinder schwarz anstreichen um sie als Negerkinder zu verkaufen; wenn man erlebt daß deutsche Mädchen am hellen Tage in den volkreichen Straßen New-Yorks entehrt und gezwungen werden Gift zu nehmen; wenn man es erlebt daß entflohene Neger in den Städten von der Polizei wie tolle Hunde erschlagen werden, daß Negerinnen ihren Kindern die Hälse abschneiden um sie vor ihren Henkern zu retten, und wenn man ähnliche Dinge täglich hört und sieht, und eher eine Zunahme als eine Abnahme dieser Verbrechen bemerkt, so hat man wohl das Recht ein Urtheil über den Charakter des Volkes, von dem diese Verbrechen begangen werden, zu fällen.

*

Zu Anfang dieser Skizzen sprach ich meine Hochachtung vor den Gesetzen und den Institutionen aus, welche in den Vereinigten Staaten Geltung haben. Sie sind auf die christliche Religion und Moral begründet, und man sollte glauben daß der Adel der Gesinnungen derer welche jene Gesetze entwarfen, einen tiefen Eindruck auf die Erben dieser Gesetze ausüben müßte. Die Erfahrung hat leider das Gegentheil bewiesen. Der gebildete Amerikaner ist ein trefflicher, lieber Charakter; hochherzig, treuer aufopfernder Freundschaft fähig, erinnert er uns an Roms patriotische Bürger und Senatoren. Die Zahl dieser Edlen ist aber im Vergleich zu der rohen Masse gering. Der Farmer ist wenig gebildet, aber seiner großen Mehrzahl nach bis auf einen gewissen Grad ehrlich, nur wenige schlagen einen Profit aus, den sie nicht ohne Verletzung des Ehrgefühls machen können. Das Volk in den großen Städten aber, der Squatter, die Loafers, Rowdies, Dead Rabbits, Pluck Uglies, und wie sich die Hefe des hiesigen Volks selbst nennt, findet auf Erden nicht seines Gleichen.

Wir fragen wohl mit Recht, wo ein Schutz gegen diese Menschenclasse zu finden ist? Wo ist eine Garantie daß der friedliche Bürger nicht ermordet werde? Wo ist ein Mädchen vor Nothzucht sicher? In Europa werden auch Verbrechen begangen, aber sie geschehen aus Rache, aus Armuth, gekränkter Eitelkeit — selten nur aus Liebe zum Bösen. Hier tragen die begangenen Verbrechen aber durchgehends den Charakter der Grausamkeit an sich, und was sie besonders bemerkenswerth macht, sie werden von vielen Missethätern gemeinschaftlich begangen, und es wird dadurch der Beweis geliefert daß eine gänzliche Ertödtung des Sittlichkeitsgefühls in der rohen Masse vorhergegangen seyn muß.

Wenn wir aber angesichts dieses Zustandes in den Vereinigten Staaten nach der Ursache der allgemeinen Entsittlichung des Volkes forschen, so finden wir nur eine Antwort, und diese lautet: „Republik.“ Was nützen die weisen und humanen Gesetze, was nützen Menschenrechte, bürgerliche Freiheit und Gleichheit, Volksvertretung und Religionsfreiheit, wenn keine Gewalt da ist welche die Aufrechthaltung der Gesetze erzwingt? Da aber eine solche Gewalt nicht existiren kann wo vollkommen republicanische Gesetze vorherrschen, so bleibt uns nur die Wahl zwischen Verwerfung der Republik — oder Verwerfung der Monarchie, und es kann demjenigen der beide Staatsformen mit unparteiischen Blicken beobachtet hat, nicht schwer werden sich für die Monarchie zu erklären. Keine Verfassung ist ohne Vorzüge, wie auch keine ohne Mängel ist; wir Menschen dürfen aber überhaupt das Ideale nur als etwas betrachten dem wir uns möglichst nähern dürfen; da wir selbst gar weit davon entfernt sind Ideale zu seyn, so sind wir auch nicht fähig und nicht würdig uns das Ideale zu eigen zu machen.

So lange die Welt bestanden hat, gab es unter dem Menschengeschlecht Herrscher und Beherrschte. In jeder Familie, Gemeinde und Gesellschaft gibt es einen, dessen Suprematie die übrigen anerkennen, ja wo zwei Menschen mit einander leben, wird gewiß der eine das Uebergewicht des andern anerkennen. Eine vollkommene Gleichheit aller Glieder in einer Familie oder einem Staate — der ja nur aus Familien besteht — ist undenkbar. Es ist aber besser daß ein Oberhaupt für alle Familien da sey, das mit gleicher Strenge gegen alle die Gesetze aufrecht erhalte, als daß eine Anzahl reicher Familien in einer Hinsicht das Uebergewicht erhalte, und eine Anzahl von Verbrechern in der andern.

Ich möchte die deutsche Jugend bitten diese Skizzen ihrer Durchsicht zu würdigen. Ich war auch in frühern Jahren der Ansicht daß eine Republik das wünschenswertheste Ziel sey, ich kämpfte für die Erreichung dieses Zieles und gieng endlich nach Amerika, weil ich es eines freien Mannes unwürdig hielt unter eines Königs Scepter zu leben. Ich fand hier viele Hunderte meiner frühern Genossen, keiner hatte gefunden was er gehofft hatte, keiner glaubte an das Glück eines republicanischen Bürgers, nachdem er einen tiefern Blick in das hiesige Staatsleben gethan hatte. Aus Stolz verbiß mancher seinen Gram, aus Eigensinn unterließ mancher seinen begangenen Fehler gut zu machen. Auch ich werde wohl meine Gebeine in fremder Erde lassen, und umsonst winkt mir die theure Heimath, in der ich meine Jugend verlebte. Euch jungen Freunde möchte ich aber warnen vor einem ähnlichen Schicksal. Wohl mögt Ihr träumen von dem herrlichen Leben unter rauschenden Sykomoren und südlichem Himmel — aber laßt es bei dem Träumen bewenden. Bereitet Euch nicht selbst die größte Qual, die des Menschen Herz zu tragen vermag, die Reue eine Heimath verscherzt zu haben. Wollt Ihr hier durch Arbeit Euer Brod verdienen und könnt Ihr in der alten Heimath nicht Euer Fortkommen finden, so kommt in Gottes Namen her. Ein thätiger Mann findet hier Beschäftigung und guten Lohn, dabei laßt es aber bewenden. Wollet nicht Eure Heimath in Revolutionen und Kriege stürzen, strebet vielmehr Eure Regierungen zu unterstützen, damit das schreck-

lichste von Euch fern gehalten werde, die Herrschaft der rohen Masse.

Und wenn Ihr in einer trüben Stunde mit Eurer Lage unzufrieden seyd, so gedenket Eurer Brüder in der fernen Republik, deren Herzen lauter pochen und deren Augen sich mit Thränen der Sehnsucht füllen, wenn sie an das zurückdenken was sie verlassen haben, und was Ihr mit jugendlichem Uebermuth von Euch werfen möchtet.

Natur und Menschen in Paraguay und den La-Plata-staaten.

(Fortsetzung.)

An den Ufern der zahlreichen Flüsse findet man mächtiges Schilfrohr, so dick wie ein Schenkel, hohl und äußerst hart, welches zu Bauten und allerlei Gerüsten und Befriedigungen gebraucht wird. In den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Jesuiten gegen die Spanier und Portugiesen geführten Kriegen bedienten sich die erstern des mit Sohlleder überzogenen Rohres als Kanonen gegen ihre Feinde, die nicht selten über die Wirkung dieser improvisirten Geschütze in Erstaunen geriethen.

Dieses Rohr wächst höher als fast alle andern Bäume. Es braucht sieben Jahre ehe es völlig ausgewachsen und trocken wird. Eine geringere Art, Taqua-Py genannt, deren festere Theile nur aus der dünneren Rinde bestehen, hat sehr lange Röhren, welche zwischen jedem Knoten anderthalb bis zwei Fuß messen. Reisende, Jäger und Hirten brauchen dieses Rohr zu Lichtformen, indem sie den Talg der getödteten Thiere hineingießen.

Sehr häufig sind die Aloearten in Paraguay vertreten. Einige derselben sind Schmarotzerpflanzen die auf den Bäumen wachsen. Alle enthalten eine mehr oder minder große Menge sehr frischen krystallhellen Wassers, das dem durstigen Reisenden oft sehr willkommen ist und in der trockenen Zeit auch von den Pferden begierig aufgesogen wird. Eine Art Ybira, deren Blätter man wie den Hanf faulen läßt, wird zu Schuhen, zum Kalfatern der Schiffe, zu Stricken, selbst zu Segelwerk benutzt. Sie sind fester als die hanfenen und brauchen nicht getheert zu werden.

Zu den nützlichen unter den zahllosen Insecten welche die Urwälder bewohnen, gehören die Bienen, deren man gegen sieben verschiedene Arten in Paraguay kennt. Sie brauchen den Stachel nicht so leicht wie die europäischen Bienen, der Stich ist weniger schmerzhaft und verursacht nicht die Geschwulst wie der Moskitostich. Die größte Art ist noch einmal so groß als die europäische. Wachs und Honig bereiten alle. Letzterer hat die Consistenz eines dicken Zuckersyrups. Der von der großen Art hervorgebrachte Honig ist nicht so gut als der von den übrigen, da er oft nach den Blumenblättern schmeckt welche die Biene mitbringt und unter den Honig mischt. Der Honig einer andern Art, Cubatu genannt, verursacht heftiges Kopfweh und ist berauschend wie Branntwein. Noch eine andere Art erzeugt einen Honig welcher Zuckungen und heftige Körperschmerzen hervorbringt. Die Eingebornen und Landleute wissen diese schädlichen Arten von den andern sehr genau zu unterscheiden und essen sie nicht, obgleich sie sehr gut schmecken. Eine dieser Arten setzt den Honig nicht wie die übrigen in Zellen, sondern in kleine runde trichterförmige Gefäße von Wachs ab, die etwa sechs Linien im Durchmesser haben.

Der Honig ist ein Hauptnahrungsmittel der Indianer welche am Saume der Wälder leben. Auch verdünnen sie denselben mit Wasser und lassen ihn gähren um sich ein berauschendes Getränk zu verschaffen. Das Wachs ist weißer als das europäische. Von der großen Bienenart ist es am klarsten, es werden davon allein in den Wäldern von Choco jährlich an 30,000 Pfund gesammelt und in den Handel gebracht. Es ist so weiß und fest daß es im Lande zur Hälfte mit Talg vermischt wird.[1]

Von den Wespen unterscheidet man eilf verschiedene Arten. Sie sind zumeist größer als die europäischen, so daß sie unseren Hornissen ähnlich sind, zumal eine Gattung, die orangenfarbig ist und deren Stich nachhaltige böse Folgen erzeugt. Sieben Arten leben gesellig und bauen ihre Nester mit wenigen Abweichungen von demselben Material und in derselben Form wie die Wespen in Europa. Vier andere Arten aber gibt es die sich sowohl in Gestalt als in ihren übrigen Gewohnheiten von den anderen unterscheiden. Sie wohnen in den Häusern und Wohnstuben einsam, ohne daß sie sichtbar mit einem anderen Individuum ihrer Gattung in Berührung kommen. Man hat wenigstens nie zwei derselben in einem Hause oder in einem Gemache zusammen gesehen. Die eine derselben ist ganz schwarz mit einem hochgelben Streifen, der Leib ist durch einen langen feinen Gürtel getheilt. Sie macht ihr Nest stets in den Stuben, sonst bringt sie die Nacht draußen zu. Sie trägt eine kleine Keule von der Größe einer Erbse herein, welche sie über der Einrahmung einer Thür oder eines Fensters oder auf einem Balken niederlegt. Darauf fügt sie neue Keulchen hinzu, bis eine Röhre von etwa anderthalb Zoll entsteht, die inwendig mit einer Art Kitt glatt überzogen ist und legt ihr Ei auf den Boden. Sie holt nun einige Spinnen herein welche sie mit ihrem Stachel getödtet hat, füllt die Röhre damit an und verschließt sie mit Mörtel. Sie baut darauf eine andere Röhre daneben, und eine darüber bis zu vier oder fünf an der Zahl. Während sie die allerletzte vollendet, ist die kleine Wespe im Stande auszufliegen. Die Mutter scheint dieß durch das Gehör wahrzunehmen, denn sie öffnet die Röhre und die junge fliegt sogleich fort um nie wieder zu kommen.

Die zweite Art ist orangengelb, die größte von allen, größer als unsere Hornisse. Sie sucht in den Landhäusern den Fußboden der bedeckten Gänge oder andere gegen den Regen geschützte Oerter,

[1] Der aus Amerika eingeführte Honig ist nicht so gereinigt als der europäische, und behält der in den norddeutschen Haiden gewonnene Honig wegen der überhaupt auf die Bienenzucht verwendeten Sorgfalt den Vorzug. Indessen hat die Einfuhr des amerikanischen Honigs in dem Verhältniß zugenommen als mit Cultivirung der Haiden die Bienenzucht in Deutschland immer mehr abnimmt.

wo sie mehr Staub als harte Erde findet. Hier gräbt sie ein rundes Loch, indem sie mit dem Munde die kleinen Steinchen entfernt. Mitten in der großen Höhlung gräbt sie einen kleinen Canal, fliegt dann hinaus und holt eine Spinne herbei die sie getödtet hat und die oft größer als eine Haselnuß ist. Den Rückweg macht sie zu Fuß, weil der Körper der Leiche zu schwer ist um ihn im Fluge durch die Luft zu tragen. Sie weiß selbst im hohen Grase jedes Hinderniß zu bewältigen und erreicht oft aus der Entfernung von mehr als hundert Schritten, wenn auch nach einem Umwege, sicher ihr Nest. Dort legt sie die Spinne in den erwähnten kleinen Canal, doch so daß sie an den Wänden hängen bleibt und nicht den Boden berührt. Sogleich legt sie das Ei darunter und bedeckt alles mit der leichten Erde. Die junge Wespe frißt die Spinne, und wenn sie dieselbe ganz aufgezehrt hat, ist sie im Stande den leichten Boden welcher sie etwas über einen Zoll hoch bedeckt, wegzuräumen und davonzufliegen ohne die sorgsame Mutter gesehen zu haben. Diese Wespenart ist nicht sehr häufig in Paraguay.

Gewöhnlicher ist die dritte Art, welche von Mittelgröße und mattgelber Farbe ist. Sie macht in Lehmwänden die gegen den Regen geschützt sind, mit dem Munde kleine Röhren in welche sie ihr Ei niederlegt. Sie nährt die junge Wespe wie die Vögel mit grünen Würmern, die sie vorher getödtet hat, am Eingange der Röhre. Man findet zuweilen mehrere solcher Röhren neben einander. Diese Wespe weiß Lehmwände, auch wenn sie mit Kalk überzogen, von steinernen Wänden genau zu unterscheiden, denn bei letzteren macht sie nicht einmal den Versuch zu ihrem Bau.

Die vierte Art macht drei bis vier kleine Behältnisse von Mörtel, die eine sphärische Gestalt haben, ausgenommen an der Seite, die an die gegen den Regen geschützten Fenster angeklebt ist. Sie nährt ihr Junges mit demselben grünen Wurme wie die vorher erwähnte Wespenart, läßt denselben aber durch eine oben angebrachte trichterförmige Oeffnung hinein. Diese vier Arten leben so ungesellig daß man nie deren zwei beisammen sieht. Sie haben nur zu der Zeit wo sie ihre Jungen aufbringen einen bestimmten Wohnplatz, und man kennt nicht die Art ihrer Befruchtung, wenigstens ist sie mit einiger Bestimmtheit nicht anzugeben.

Die Ameisen sind in diesen Gegenden besonders lästige Gäste. Sie bleiben das ganze Jahr hindurch bei ihrer den Menschen oft sehr verderblichen Arbeit. Eine sehr unangenehme Art ist die stinkende Ameise — Tahyre. Sie hat keine bestimmte Wohnung und man sieht sie nur wenn sie ausgeht. Dieß geschieht immer Nachts, zwei Tage vor einem bedeutenden Witterungswechsel. Sie verbreiten sich dann so sehr daß sie Boden, Wände und Decke des größten Gemachs bedecken. Sie verzehren zuerst alle Spinnen, Grillen und Käfer die sie finden in einem Augenblick. Wenn sie eine Maus antreffen, läuft diese wie toll umher, und wenn sie nicht aus der Stube kommen kann, ist sie bald mit Ameisen über und über bedeckt, welche sie beißen und auffressen. Dann geht es an das Hausgeräth; die Menschen verlassen Bett und Zimmer bis sie die frechen Eindringlinge durch auf dem Boden angezündetes Papier zum größten Theil vertrieben haben. Die Nachgebliebenen verlieren sich von selbst. Glücklicherweise vergehen oft Monate bis man sie sieht.

In den Niederungen welche Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, sieht man kegelförmige Haufen harter Erde, die gegen drei Fuß hoch sind und sehr nahe beisammen stehen. Diese Hügel sind die Wohnungen einer kleinen schwarzen Ameise, die sie nur selten verlassen. Zur Zeit der Ueberschwemmung aber ziehen sie aus und sammeln sich in Gestalt eines rundlichen Knäuels, von einem Fuß im Durchmesser und einer Hand Höhe. So halten sie sich während der Ueberschwemmung über dem Wasserstrome. Eine Seite des Knäuels ist nämlich an einem Stückchen Holz oder an einem Pflanzentheile befestigt. Sobald das Wasser sich verlaufen, kehren sie in ihre Wohnungen zurück.

Eine andere sehr große röthliche Ameise bildet von der ausgegrabenen Erde Kugelsegmente. Auf der Oberfläche sieht man eine Menge Oeffnungen, aus welchen sehr saubere zwei Zoll breite Wege auslaufen, die sich in gerader Linie auf wenigstens dreihundert Schritte erstrecken. Auf jedem dieser Wege zieht ein Haufen aus, um sich kleine Blätterstücke zu holen. Die Wege sind divergirend wie die Radien eines Kreises, und da gerade so viele Haufen ausziehen als Oeffnungen und Wege vorhanden, so halten sich wahrscheinlich verschiedene Schwärme in jedem Baue auf. Diese Ameisen höhlen die Erde so tief aus daß ein Pferd welches zufällig einen vom Regen erweichten Ameisenhaufen überschreitet, oft bis an den Hals hineinstürzt.

Unter den Spinnen, deren es zahllose Arten in Paraguay gibt, ist eine mit langen Zähnen und borstigem Leibe sehr gefürchtet. Ihr Biß verursacht Beulen und heftige Zuckungen ohne gerade tödtlich zu seyn. Sie macht runde Cocons, die einen Zoll im Durchmesser haben und orangenfarbig sind. Man spinnt dieselben ab wie bei der Seidenraupe weil die Farbe sehr ächt ist. Eine andere Spinnenart in Paraguay lebt gesellig, mehrere hundert wohnen zusammen und spinnen ein dickes Gewebe von der Größe eines Hutes. Sie jagen gemeinschaftlich und gewöhnlich theilen sich zwei oder vier dieser gefräßigen Insecten in die gewonnene Beute.

Frösche sind selten. Dagegen gibt es Kröten in großer Zahl, unter andern eine Art die über zwei Pfund schwer wird. In den Seen und in den sumpfigen Gegenden hört man häufig einen starken kläglichen Schrei der dem Geschrei eines Kindes ähnlich ist. Der Ton rührt von einer Kröte die kaum einen Zoll lang ist.

Die Schlangen sind sehr reichlich in Paraguay vertreten. Weniger gefährlich in der kühlen Zeit, welche sie betäubt, hat man sich in der schwülen Zeit, welche dort der Nordwind bringt, sehr vor ihnen in Acht zu nehmen. Sie ziehen fast alle die niedrigen Gegenden den bewaldeten Höhen vor, indem sie sich im hohen Grase besser verbergen und auf die Thiere lauern können welche ihnen zur Nahrung dienen. Eine der häßlichsten, die auf der Erde schwerfälliger als im Wasser ist, die Curiyu, ist zwölf Fuß lang und von der Dicke eines starken Beines in der Gegend der Wade. Wenn sie satt ist, steigt sie auf einen Baum, wo sie sich an einen Zweig hängt um zu schlafen. In diesem Zustande wird sie meistens von den Indianern getödtet, welche ihr Fleisch essen. Uebrigens gehört es zu den Fabeln, die man wie von den großen Schlangengattungen, von der Boa, auch von der Curiyu erzählt, daß sie Hirsche mit Kopf und Geweih verschlingen könne. Viel gefährlicher ist die Racanina, sechs Fuß lang, fast von der Dicke eines Armes von hellbrauner Farbe, unter der Kehle leicht bläulich. Sie ist so keck und gewandt daß sie zuweilen galoppirenden Reitern nachschießt (?). Die Quiririo, zwei Fuß lang mit einem schwarzen Kreuze auf der Stirn und schön gefleckt, ist sehr häufig in Para-

guay und in den La-Platastaaten, wird dadurch sehr unangenehm daß sie sich in die Wohnungen einschleicht und nicht selten in die Betten verkriecht. Ihr Biß ist sehr gefährlich, so daß man selten davon geheilt wird.

Die Wirksamkeit des Schlangenbisses hängt sehr von der Hitze und von der Jahreszeit ab. Bei kaltem Wetter beißen sie kaum, und ihr Biß ist dann gefahrlos. Eben so viel hängt von dem Grade der Gereiztheit des Thieres, sowie desjenigen ab der davon gebissen wird. Pferde und Hunde schwellen sogleich auf und sterben nach wenigen Stunden. Dagegen wird behauptet daß der Schlangenbiß fast nie tödtlich wird bei Leuten die sehr an der Lustseuche leiden.

Die größte unter den zahlreichen Eidechsenarten, welche in allen Seen und selbst in den Flüssen angetroffen werden, der Kaiman, überschreitet nicht den 31sten Grad südl. Breite. Oft sieht man nur seine Augen aus dem Wasser hervorblicken. Gegen Mittag kommt das Thier heraus, um am Lande zu schlafen; beim kleinsten Geräusch aber stürzt es sich wieder ins Wasser. Seine Länge beträgt etwas über acht Fuß, wovon die Hälfte der Schwanz ausmacht; der Kopf ist platt und lang, und das Maul so weit gespalten daß vom Winkel des Rachens bis zur Spitze der Schnauze 14 Zoll sind. Die untere Kinnlade hat an der Spitze zwei Haken, einen Zoll lang, die aus zwei in der obern Kinnlade befindlichen Löchern hervorsehen, wenn der Rachen geschlossen ist. Die unter der dunkelfarbenen Haut liegenden Schuppen sind gegen Flintenkugeln undurchdringlich; auf gleiche Weise ist der untere Theil des Leibes geschützt, so daß man das Thier nur tödten kann, wenn man eines der sehr kleinen Augen oder in die Seiten trifft. Es legt gegen 60 Eier, die so groß wie Gänseeier, weiß und hartschalig sind; das Thier gräbt sie in den Sand, wo sie von der Sonnenwärme ausgebrütet werden. Die Eier wie das sehr weiße Fleisch des Kaiman sind Lieblingsgerichte der Indianer. Die Nähe des Kaiman verräth sich durch einen starken Bisamgeruch, den er aushaucht. Er entfernt sich nicht vom Wasser und hat einen so plumpen Gang, daß man ihn auf dem Lande nicht fürchtet. Es gehört zu den Unwahrscheinlichkeiten, was hie und da vom Kaiman erzählt wird, daß er Menschen und Thiere auf dem Lande weithin verfolge.

Es gibt in Paraguay ein Chamäleon, das nicht wie die kleineren Eidechsen flieht wenn man sich ihm nähert, sondern mit offenem Rachen den Nahenden erwartet, indem seine Haut unter der untern Kinnlade aufschwillt. Der Kopf ist kürzer wie bei den Eidechsen, von denen es sich dadurch unterscheidet daß die Zunge nicht gespalten, sondern rund und dick ist und mit ihrer Breite den ganzen Rachen ausfüllt. Es legt sieben weiße Eier. Es ist $11^3/_4$ Zoll lang, wovon fünf auf den Schwanz kommen. Auf dem Nacken hat es zwei dunkelgelbe Streifen, die auf dem Rückgrade bis zum Schwanze hinablaufen und an beiden Seiten einen helleren Streifen haben. Es lebt auf Bäumen, wo es, auf die Spitze des Schwanzes sich stützend, von Zweig zu Zweig springt.[1] Es gibt in diesen Gegenden noch einige kleinere Gattungen, die sich wie die vorhin genannte mit aufgeblasener Kehle und offenem Rachen zur Wehr setzen.

[1] Eine ganz ähnliche Art Chamäleon, wohl noch etwas größer, seinem Feinde nicht ausweichend, habe ich oft im Bivouak während der Feldzüge in Valencia und Catalonien auf Korkeichen bemerkt.

Unter den vierfüßigen Thieren ist in Südamerika der Tapir oder Mhorelei das größte. Er ist einschließlich des Schwanzes 74 Zoll lang und 42 Zoll hoch von den Füßen bis zu den Schultern. Er ist von dunkler Bleifarbe, unter dem Kopf und Hals weißlich, die Haare sind sehr kurz. Das Weibchen ist 6 Zoll länger und die Farbe heller. Es wirft nur ein Junges. Der Hals ist lang, dicker als der Kopf und bis zur Schulter mit einem gekrümmten Borstenkamm bedeckt. Der obere Theil der Schnauze steht 3 Zoll vor, aber das Thier kann ihn nach Belieben doppelt so lang ausdehnen und zusammenziehen oder verkürzen, so daß ihm die Schnauze das ist was der Rüssel dem Elephanten. Die Zähne zeigen an daß der Tapir kein fleischfressendes Thier ist. Die Zehen sind dick und kurz; es sind hinten und vorn deren vier, aber die äußerste Zehe der Vorderklaue reicht nicht bis zur Erde. Das Fleisch ist sehr wohlschmeckend. Kein Thier unter allen Vierfüßlern des amerikanischen Südens ist leichter zu zähmen. Aber während es im Zustande der Freiheit nur von Vegetabilien lebt, frißt es gezähmt alles was ihm vorkommt, sogar Leinwand. Es schwimmt vortrefflich, geht aber nur bei Nacht der Aesung nach, und verbirgt sich am Tage im tiefen Schatten der Wälder.

Nördlich vom Paranaflusse gibt es zwei Arten wilder Schweine, die sich vom gemeinen Schweine wenig unterscheiden. Kopf, Hals, Leib und Ohren sind aber kürzer; sie haben keine Schwänze, und die Hakenklaue an den Hinterfüßen fehlt. Auch unterscheiden sie sich durch einen Schlitz am Ende des Rückens, aus welchem beständig eine Feuchtigkeit, wie geronnene Milch, ausschwitzt. Jung eingefangen lassen sie sich leicht zähmen; ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend. Sie werfen nur zwei Junge zur Zeit. Die große Art, Tanicati, ist etwa 40 Zoll lang und ganz schwarz, die Borsten sind platt. Die kleine Art, Taytetu genannt, ist etwas kürzer, ihre Borsten sind wolliger und dichter, die Farbe grau. Beide Arten stoßen keinen Schrei aus, selbst wenn ihnen das Herz durch einen Messerstich durchbohrt wird.

Es gibt in Paraguay vier Arten von Hirschen, die von den Eingebornen unter dem allgemeinen Namen Guazu's begriffen werden. Die größte Art ist einige 60 Zoll lang. Die weiblichen sind etwas kürzer und haben wie die gesammte Hirschfamilie keine Geweihe. Die Farbe ist röthlichbraun wie bei dem europäischen Hirsch, weißlich unter dem Kopf, innerhalb des Gehörns und zwischen den Hinterläufen. Der Guazu-ti ist nur 46 Zoll lang; die Haare röthlichbraun an der Spitze, unten dunkelblaufarbig, unter dem Halse sehr weiß. Der Guazu-Pili unterscheidet sich nur durch seine lebhaftgelbe rothe Farbe. Die kleinste Art, der Guazu-Vira, ein sehr niedliches, sehr lebendiges Thier, unterscheidet sich von den übrigen durch seine bläulichbraune Farbe und durch ein schöner geformtes Geweih, welches mehr dem Gehörn des deutschen Rehbocks ähnlich sieht. Die erste dieser vier Hirscharten bewohnt nur Niederungen und überschwemmte Gegenden, die breite, kahle offene Gegend, indem sie sich auf die Elasticität und Ausdauer ihrer Läufe verläßt. Die beiden andern leben im Dickicht der Wälder. Die Jagd der großen Hirsche gewährt zu Pferd den Eingebornen und Fremden ein großes Vergnügen, und nicht selten vereinigen sich Reisende wochenlang mit den Jägern, die genau der Wege durch die Wildniß kundig sind.

(Fortsetzung folgt.)

Einfluß der Kreuzzüge auf die europäische Civilisation.

(Aus einer in der Revue de l'Orient enthaltenen Abhandlung H. Guys', ehemaligen Consuls in Syrien.)

Die Opfer welche die Kreuzzüge eine lange Reihe von Jahren hindurch von der europäischen Menschheit erheischten, die ruhmreichen Thaten welche während derselben vollbracht wurden, und die schauerlichen Wechselfälle die das Heer der gottbegeisterten christlichen Kämpfer heimsuchten, waren nicht vergebens unternommen, vollbracht und erlitten — sie trugen den befruchtenden Keim der Aufklärung für Europa in sich, und das Wiedererwachen der Wissenschaften war eine ihrer wichtigsten Folgen. Man muß in diese Zeit zurückgehen, wenn man die wahre Quelle des Ritterthums finden will, denn das was die Romandichter als vor den Kreuzzügen bestanden angeben, beruht auf keiner ernsten Grundlage, und ist nur das Ergebniß der Einbildungskraft. Die Ritterschaft stand damals in Persien in voller Blüthe, „als Folge der Einweihung in die Geheimnisse des Mithrasdienstes, deren Emblem ganz kriegerisch war." Die Araber, welche viel von den Persern entlehnten, fügten dieser Institution biblische Ideen bei. Einige Kreuzfahrer welche in eroberten Städten mit den Saracenen in Berührung kamen, ließen sich in die Geheimnisse der mohammedanischen Secten, besonders in die der Mastekive einweihen, deren Grundsätze von Freiheit und allgemeiner Gleichheit übrigens in vollem Einklang standen mit dem Geist des Christenthums. Wenn über diesen Ursprung noch einige Zweifel übrig bleiben könnten, so würden sie verschwinden vor dem Geständniß der Tempelherren, welche im Jahr 1305 offen bekannten daß ihre Ordensvorschriften dieselben seyen wie die der Muselmanen. Ein Schriftsteller (Vicomte de Beaumont, Untersuchungen über den Ursprung des Wappenschildes) hat erst jüngst die Entdeckung gemacht daß wir unsere heraldische Kunst von den Arabern entlehnten, und daß die Lilie, welche auf dem königlichen Schilde vorkam, ebenfalls morgenländischen Ursprungs ist. Er erklärt diese beiden Thatsachen durch die Ausdrücke des Wappenschildes selbst, welche ihr altes Geheimniß bewahrten, und schloß daraus: 1) daß die Wappen in Frankreich erst nach dem ersten Kreuzzug unter Ludwig VII und Philipp August ihren Anfang nahmen; 2) daß in Nachahmung der Araber und Perser die Ritterschaft, die Turniere, die Wappenschilder im Abendland in Aufnahme kamen; 3) daß die Lilie das Symbol der Fruchtbarkeit des alten Aegyptens, daß sie die heilige Pflanze, der von den Assyriern und Persern angenommene Lebensbaum ist, und von diesen nach Byzanz übergieng, um hierauf, stets unter der Form einer Zierde und eines Attributs des Königthums, ihren Weg nach Europa zu nehmen. Wenn die Geschichte uns lehrt daß das muselmanische Heer, selbst zur Zeit des Chalifen Omar, in Divisionen, Unterdivisionen und Compagnien eingetheilt war, welch letztere wieder in Corporalschaften von zehn Mann zerfielen, deren jede ein besonderes Oberhaupt hatte; daß die asiatischen Krieger ihrer Ordnung und ganzen Organisation wegen den abendländischen überlegen waren; daß die Muselmanen vor uns ständige und besoldete Milizen hatten, da erst Karl VII im Jahr 1422 unsere Heere schuf; daß sie verschiedene Zerstörungsmittel, z. B. das griechische Feuer und verschiedene andere Kriegsfeuer kannten, und damit ihre Strategie bereicherten — ist es dann erlaubt noch einen Augenblick zu zweifeln daß die Araber unsere Lehrmeister in der Kriegskunst gewesen sind?

Die Hauptwissenschaften, in deren Besitz die Araber unbestritten waren, sind: Astronomie, Dichtkunst, Baukunst, Algebra, Philosophie, Arzneikunde und Chemie. Keine solche Uebereinstimmung dagegen herrscht über den morgenländischen Ursprung unserer Baukunst;[1] der eine der Dissidenten, H. Martin, ist der Meinung die Ogive (Kreuzbogen) sey eben so wenig saracenisch als gothisch, sondern gallisch, obschon er zugibt daß sie auch von den Normannen in Sicilien herrühren könne, was indeß ihren Ursprung nicht beeinträchtigen würde, da die Araber lange vor den Schöpfern der Ogivalform im Besitz dieser Insel gewesen sind. Um seine Behauptung zu erweisen, führt dieser Geschichtschreiber an, das Wort „Ogive" stamme von dem lateinischen oculus oder von dem deutschen „Auge;" ich dagegen sehe nicht recht ein warum die Fenster nur unter dieser einzigen Form die Augen der Kirchen seyn sollten.

Die wissenschaftlichen Kenntnisse der Araber mußten mit dem Studium des Himmels ihren Anfang nehmen, da der Hirtenstand, in welchem sie lebten, ihnen, bei der Syrien eigenthümlichen ununterbrochenen Durchsichtigkeit der Atmosphäre, die allnächtliche Betrachtung des Himmels sehr erleichterte. Darum hat auch Plato gesagt, ein Barbar habe zuerst die himmlischen Bewegungen beobachtet, und sey zu dieser Beschäftigung durch die während des Sommers herrschende Schönheit des Himmels in Aegypten oder Syrien veranlaßt worden. Dieser Philosoph behauptet daß, wenn die Griechen sich erst sehr spät der Astronomie widmeten, so liege die Schuld einzig und allein an dem Mangel einer Atmosphäre wie die der Aegyptier oder der Syrer. Die Araber haben eine ansehnliche Menge von Werken über diese Wissenschaft geschrieben; die Oxforder Bibliothek allein besitzt deren mehr als vierhundert, welche unsern Gelehrten großentheils unbekannt bleiben. Die Berechnungen welche sie uns hinterlassen haben, sind von unübertrefflicher Genauigkeit. Einer ihrer größten Mathematiker und Astronomen war Geber, dessen Name in dem Worte Algebra verewigt ist. Die Ueberlegenheit des poetischen Genius der Araber ist allgemein anerkannt: „aus den Händen der Natur hervorgehend, sind sie insgesammt Dichter und Redner." Nicht in dieser Hinsicht also würde man bestreiten daß wir sie zu Mustern genommen, besonders angesichts des Beweises daß der Geschmack an der Dichtkunst sich bei uns, gleichzeitig wie der an den andern Wissenschaften, erst in Folge unserer Verbindungen mit dem Morgenland entwickelt hat.

Das Bedürfniß vom Orient zu entlehnen oder, besser gesagt, ihn zu erforschen, wurde so allgemein gefühlt, daß man, nach einem auf dem Wiener Concil in den Jahren 1311 und 1312 gefaßten Beschlusse, Lehrstühle der morgenländischen Sprachen in Paris, Rom, Oxford, Bologna und Salamanca errichtete, wo sich fähige Männer zur Ausbeutung der gelehrten Fundgruben des Morgen-

[1] Nach der Ansicht der Baumeister jener Zeit (der ersten Capetinger) bestanden die Schönheiten der Architektur in einer bis dahin unbekannten Zartheit und Verschwendung von Zierathen — eine Uebertreibung, in die sie ohne Zweifel aus Widerspruchsgeist gegen die Gothik, welche ihnen vorangegangen war, oder in Folge des Geschmacks verfielen den sie von den Arabern und Mauren empfiengen, welche diese Bauart aus den südlichen Ländern nach Frankreich gebracht hatten.

landes bildeten. Im Jahr 1587 gründete Heinrich III den ersten Lehrstuhl der arabischen Sprache am Collége de France: dieß hieß den Tod dieser Sprache in Europa erweisen. Bezüglich der Wissenschaft wie der Litteratur war Kairo die Stadt welche die meisten Hülfsquellen bot. Die Moschee El-Azhar vereinigte alle wünschbaren Unterrichtsmittel: passendes Local, Bibliothek, Professoren, Stiftungen zum Unterhalt einer sehr großen Anzahl von Zöglingen.

Wir besitzen keine sehr genauen Kenntnisse über das Studium der Algebra und der Philosophie bei den Arabern (?); einige Schriftsteller sagen, sie hätten letztere in viele Kleinlichkeiten und Vorurtheile eingehüllt, wogegen die Geschichte uns lehrt daß selbst Pythagoras zur Vervollkommnung seiner Philosophie die Zuflucht zu ihnen nahm (besonders über das Wahrsagen aus dem Flug und dem Gesang der Vögel), und die Bibel vergleicht die Weisheit Salomons mit der der Orientalen, welches die Araber waren. Die Arzneikunde besonders wurde von ihnen mit unendlich großem Erfolge gepflegt. Die Freunde dieser Wissenschaft sahen sich genöthigt nach Spanien, zu den Saracenen zu gehen, von wo sie geschickter zurückkamen und den Namen Magier erhielten. Die Schriften der Araber allein erklärte man in den öffentlichen Akademien; die der Griechen waren nur wenig bekannt und genossen kein Vertrauen. Die Araber waren die ersten Meister in der Heilkunst. Sie hatten Schüler bei allen Nationen. Die Könige und die Großen schenkten ihnen, wenn sie von Krankheiten befallen wurden, ihr Vertrauen, und einzelne Erfolge rechtfertigten dieß. Ich habe bereits angeführt daß die Araber die Erfinder der Chemie waren; ich kann beifügen daß man ihnen auch die Priorität in der Anwendung der chemischen Producte auf die Kunst der Behandlung der Krankheiten zuerkennt. Unter den reichen Geschenken des Chalifen von Bagdad an Karl den Großen befanden sich viele Arzneimittel. Die Araber sind uns ferner vorangegangen in der Aufsuchung des Steins der Weisen, allein man verzeiht ihnen ihre Thorheiten hierüber, weil sie nichtsdestoweniger zu glücklichen Entdeckungen führten. Einige Astrologen kamen, in Folge ihrer vielfachen Betrachtung des Himmels, dahin die Gesetze der Bewegung der Gestirne auf demselben zu suchen; die Alchymisten fanden kein Gold in ihren Tiegeln, aber gelegentlich neue Körper oder irgend eine bisher unbekannte Eigenthümlichkeit der Körper. So wurde die Kunst der Destillation, der energischen Salzsäuren, der convexen Gläser, d. h. der Lünetten, das Schießpulver, welches die Araber bereits kannten, und der Compaß entdeckt, der vielleicht aus China zu uns kam.

Die Franzosen brachten von den Kreuzzügen die Mode der langen Kleider zurück. Es war dieß eine Soutane, welche bis auf die Füße herabgieng. Die Ritter allein hatten das Recht einen Mantel zu tragen. Was man aber Soutane nennt, das ist der Gombas der Araber; der Mantel ist der Beuesch, welchen die Justiz- und die höhern Staatsbeamten trugen. Wir haben von ihnen auch die Spitzschuhe entlehnt, und Frhr. v. Trott ist geneigt selbst den Caurer Mützen einen morgenländischen Ursprung anzuweisen. Wie bei den Arabern, wusch man sich bei uns die Hände vor und nach den Mahlzeiten. Das Wasser wurde mit Wohlgerüchen geschwängert. „Wenn man einem zutrank, so erforderte die Höflichkeit daß dieser Bescheid that.“ Vor Franz I vertrat das Siegel die Stelle der Unterschrift. Alles dieß ist noch jetzt im Morgenland im Gebrauch. Der Gebrauch der Narren am Hofe der Könige rührt ohne Zweifel auch von den Arabern her. Die Wappen und die Familiennamen datiren gleichfalls aus den Zeiten der Kreuzzüge. Leider ahmten wir die Morgenländer auch in einem mit Recht getadelten Handelszweige, dem Handel mit Weißen, nach, und überließen uns demselben bis zum Aufkommen des Negerhandels. Die Venetianer und die Handelsleute von Verdun verkauften in Syrien ihre eigenen Mitbürger zur Bewachung der Harems. Ließ nicht der Herzog Eudes von Aquitanien seine Tochter, „eine Prinzessin von unvergleichlicher Schönheit, in den Harem treten auf daß der Chalif Wohlgefallen an ihr fände, und sie, wenn es ihm gut dünke, zur Mohammedanerin mache?“ Beim Abschluß eines Bündnisses mit diesem Fürsten suchte er ihn auf diese Weise günstig für sich zu stimmen!

Chaptal anerkannte daß wir aus dem Orient Maschinen und nützliche Verfahren einführten. „Zur Zeit der Kreuzzüge, sagt er, sah man daß in Laval, Lille und Cambrai Leinwandmanufacturen gegründet wurden, daß in Amiens, Reims, Arras und Beauvais Tuchfabriken entstanden, und daß man Frankreich mit der Destillation der Weine, der Kunst Wohlgerüche zu verfertigen u. s. f. bereicherte.“ Die Teppiche, die mit Gold- und Silbereinschuß ausgestatteten reichen Stoffe, ebenso wie das verzinnte Eisen, der Stahl, die feinen Töpfer- und Glaswaaren, die Felle ꝛc. kamen gleichfalls aus dem Morgenlande. Wir bezogen von dorther ferner das Glas, dessen Entdeckung an der Küste bei St. Jean d'Acre stattfand, nützliche Bäume und Pflanzen, Baumwollgewebe endlich, welche die Levante uns bis zum Anfang dieses Jahrhunderts zu liefern im Stande war. [1] Die Kreuzfahrer lernten im Orient die Goldschmiedkunst so wie die Emailmalerei. Sie brachten uns die Windmühlen mit. Jedermann weiß daß die erste mechanische Uhr welche man in Frankreich sah, zum Theil aus den reichen Geschenken verfertigt worden die Harun al Raschid Karln dem Großen übersandt hatte. Dieser König hatte einen Priester an Harun abgeschickt um ihn für die syrischen Christen günstig zu stimmen. Gerbert, welcher in Frankreich die erste mit einer Unruhe ausgestattete Uhr erfand, mußte die arabischen Ziffern darauf anwenden. Die zweite Gesandtschaft des Chalifen von Bagdad brachte dem König mit blendenden Farben bemalte Leinwandzelte, seidene Kleider, Parfumerien, Balsam, verschiedene Arzneimittelarten; alle diese Dinge in solcher Menge, daß es schien man habe den Orient entleert um damit den Occident zu füllen. Schließlich muß ich erwähnen daß die von Harun al Raschid gesendete Uhr aus vergoldeter Bronze verfertigt und mit Glockenspiel und beweglichen Figuren ausgestattet war.

[1] Das Decret welches die Baumwollzeuge verbot, und die Baumwollgarne mit einem Zoll von 60 Procent belegte, ist vom 22 Febr. 1806.

Ueber die Empfindungen von Schmerzen bei Menschen und Thieren.

Hr. Rowell, ein Custos des Ashmoleum-Museums, hat im vorigen Jahre eine interessante physiologische Arbeit [1] veröffentlicht, auf welche das letzte Quarterly Review die Aufmerksamkeit der brittischen Lesewelt gezogen hat, und an der sich nur aussetzen läßt daß sie sehr viele teleologische Faseleien enthält. Ein englischer Physiolog, Dr. Carpenter, erzählt einen merkwürdigen Fall von einem Fuhrmann, der in einer kalten Winternacht ermüdet sich auf die Terrasse eines Kalkofens niederlegte und unbedachtsam den Fuß auf einen Haufen Kalksteine legte, welche gebrannt werden sollten. Als ihn der Aufseher am Morgen weckte, war der Fuß bis zum Knöchel abgebrannt, ohne daß der Schläfer etwas gemerkt hätte. Vermuthlich hatte ihn die von dem Kalk aufsteigende Kohlensäure betäubt, aber was immer die Ursache gewesen seyn mag, der Patient starb nach vierzehn Tagen im Spital, und einfach deßwegen weil er anfangs keinen Schmerz gefühlt hatte. Der Schmerz ist also ein warnendes Signal für lebende Wesen, daß ihre Existenz bedroht ist. Wir stellen uns gewöhnlich vor daß eine tiefe Wunde viel stärker schmerzen müsse als eine flache. Allein die Wundärzte pflegen bei Operationen die Leidenden zu trösten, daß sie das Schlimmste überstanden haben wenn die Haut durchschnitten sey. Unser Körper ist nämlich in ein sehr empfindsames Gewebe eingehüllt, damit wir eben frühzeitig, durch den Schmerz getrieben, den Gefahren ausweichen, bevor diese die Bedingungen des Lebens bedrohen. Denn merkwürdig genug sind unsere wichtigsten Organe völlig gefühllos. Sir Charles Bell, der große brittische Philolog, berichtet daß zu Karls I Zeiten ein Edelmann aus dem Hause Montgomery von dem berühmten Dr. Harvey in Gegenwart des Königs untersucht wurde. In Folge eines Abscesses hatte sich in der Brust des Patienten eine Fistelöffnung gebildet, durch welche das Herz gesehen und befühlt werden konnte. Geschah dieß nun wirklich mit dem Finger, ohne daß die äußere Haut berührt wurde, und während der Leidende die Augen schloß, so merkte er nicht nur nichts, sondern er wußte gar nicht daß ein Finger auf seinem Herzen ruhte. Dieses Organ, wohin wir bildlich den Sitz aller sittlichen Eindrücke und Bewegungen legen, ist also völlig gefühllos, und vielleicht gerade deßwegen von der Natur durch ein Außenwerk von Knochen besonders geschützt. Auch das Gehirn liegt in einer festen Schale, und zwar werden alle körperlichen Empfindungen erst dann fühlbar, nachdem eine Mittheilung von den Nerven zum Gehirn, und zwar meistentheils durch das Rückenmark gelangt, ist; denn wenn der Verkehr nach dem Gehirn unterbrochen wird, so können die Nerven der abgeschnittenen Provinz keine Kunde einer Empfindung mehr verbreiten. Seltsam genug aber ist das Gehirn völlig gefühllos, und es kann ein Theil davon einem Patienten mit dem Messer abgeschnitten werden, ohne daß er deßhalb seine Rede unterbrechen wird, die er eben begonnen hat. Schützt nun der Schädel, wie ein Helm, dieses wichtige Organ, so kann er doch nicht alle Schmerzen davon abwehren. Schlechte Luft, Trunkenheit und allzugroße geistige Anstrengung machen sich durch Kopfweh fühlbar, und nöthigen uns die Ursache der Unbehaglichkeit zu beseitigen, wenn wir nicht durch körperliche Pein dafür zahlen wollen. Unsere Muskeln besitzen eine eigenthümliche, von brittischen Aerzten Muskelsinn genannte Gabe. Wir wissen nämlich genau in welcher Lage sich unsere Glieder befinden, wenn wir sie auch nicht sehen. Das Bewußtseyn dieses Zustandes verdanken wir den Empfindungen der Muskeln (Nerven?), denn so wie diese fühllos werden, hört jede Mittheilung auf. Sir Charles Bell behandelte einst eine Frau, die völlig gefühllos auf dem einen Arm war, obgleich ihre Muskelkräfte nicht im mindesten gestört waren. Sie hielt ihr Kind fest am Busen um es zu säugen, so lange sie den Arm mit dem Auge beobachtete, so wie aber durch eine plötzliche Störung ihr Blick abgelenkt wurde, fiel der Arm und das Kind herab. Die allergemeinsten Verrichtungen würden uns also unmöglich werden, wenn wir nicht immer durch die Empfindungen das Bewußtseyn unsers Thuns erhielten. Wir sehen, hören und riechen nur in Folge einer Erregung der Seh-, Gehör- und Geruchsnerven. Zu diesen Empfindungen ist nicht immer Schall oder Licht nothwendig, sondern wir glauben oft zu hören und zu sehen, ohne daß wirklich Schall oder Licht einen Eindruck gemacht hätte. Es kann dieß durch dynamische Berührung der Nerven, durch irgend eine krankhafte Congestion entstehen. Ja man braucht nur einen Finger auf den Augapfel zu pressen, um einen Regenbogen zu erblicken. Die Empfindungen des äußeren Gewebes unsers Auges sind von der Natur höchst merkwürdig vertheilt. Die geringste Berührung mit einem Federchen verursacht uns unerträgliche Schmerzen, während der Augenarzt seinen Finger unter das Lid schieben und das Auge durch Druck für die Operation festhalten darf, ohne daß dadurch viel Empfindung, wenigstens keine schmerzhafte, erregt wird. Das geringste Körnchen aber, welches uns „ins Auge" fliegt, zwingt zu Thränen, und quält uns so lange es noch auf dem Auge ruht. Aus dieser Emfindlichkeit entspringt das beständige Zucken mit den Augenlidern. In der Luft schweben nämlich fortwährend kleine Körperchen, die sich auf das Auge setzen. Die für uns kaum wahrnehmbare Empfindung bringt die Lidmuskeln in Bewegung und erzeugt einen Thränenfluß. Das Zucken hat also den Zweck daß die Oberfläche des Auges wie durch Abwischen mit einem nassen Schwamm beständig blank erhalten wird, denn so wie sich die Unreinigkeiten ansammeln, so wie die Empfindung und der Schmerz in der Membrane aufhören, entsteht eine Entzündung, die mit Verlust des Augenlichtes endigt, so daß auch hier wieder der Schmerz als unser treuester Freund handelt.

Eines der nützlichsten Thiere ist der Regenwurm, denn er ist es welcher den Boden lüftet, ihn nach allen Seiten durchbohrt und dem Spaten vorarbeitet. Kein Thier ist aber größern Grausamkeiten ausgesetzt, denn jeder Stich einer Pflugschaar oder einer Schaufel zertheilt einen solchen Wurm. Nun hat jedermann schon bemerkt, daß die Fragmente eines Wurms fort und fort sich in Krämpfen wälzen, allein Bewegung ist durchaus nicht Zeichen von Schmerz. Unsere Glieder, die bei Rückenmarkleiden ihre Verbindung mit dem Gehirn verloren haben, zeigen oft Krämpfe und unbewußte Bewegungen aber keine Empfindungen mehr. So ist es auch bei dem Regenwurm. Aehnlich hat man Versuche angestellt mit Eidechsen, denen man den Kopf abschlug und dann in den Rumpf stach, wodurch dieser in Krampf gerieth. Frösche denen man

[1] An Essay on the Beneficent Distribution of the Sense of Pain. Oxford 1857.

den Kopf abgeschlagen, hüpften fort, wenn man ihre Füße berührte, oder kratzten mit den Füßen, wenn man den Bauch verletzte. Das bösartige Insect welches, weil es seine Beute gleichsam in betender Stellung ergreift, Mantis religiosa genannt wird, verwundet mit seinen Klauen den Finger, der es berührt, auch wenn der Kopf dem Thiere fehlte. Hundertfüße können in viele Theile zerschnitten werden und doch tragen die Füße die Fragmente weiter. Die Hälften eines zerschnittenen Blutegels schwimmen im Wasser weiter, und der Rumpf eines solchen Thieres, dem Kopf und Schwanz fehlen, wird Monatelang noch Lebenszeichen äußern.

Es ist also nicht der unerträgliche Schmerz, wenn Stückchen Aal der Köchin aus der Pfanne springen, weil — bildet sie sich ein — das Thier gehäutet wurde ehe es in das heiße Wasser kam. Der zerschnittene Regenwurm kann nur noch Schmerzen in dem Fragmente empfinden, wo das Gehirn liegt, und dieses Gehirn ist ein höchst armseliges Ding verglichen mit den Organen höher entwickelter Thiere. Man hat ferner beobachtet daß den Hälften eines zerschnittenen Wurmes Kopf und Schwanz nachwuchsen, so daß zwei vollständige Individuen sich bildeten. Bei einer Art Naiden-Würmer (Lumbricus variegatus) wurden sogar aus Einem Exemplar durch Theilung 26 neue Individuen gewonnen. Die Erfahrung lehrte daß man einen Blutegel während des Saugens in zwei Hälften zerschneiden kann, ohne daß er sich in seinem Geschäfte stören läßt, weßhalb auch der Aberglaube entstanden ist, ein zerschnittener Blutegel sey wirksamer, weil er das aufgesaugte Blut gleich wieder von sich gebe. Der Adler unter den Insecten ist die mit 12,000 Augen bewaffnete Wasserjungfer welche die seltene Fertigkeit besitzt vorwärts, rückwärts und seitwärts fliegen zu können. Ihr Gehirn ist im Vergleich zu verwandten Familien besonders groß und dennoch hat man schon die Erfahrung gemacht daß wenn man den Schwanz einer Libelle ihrem Rachen nähert sie von ihrem eigenen Fleisch frißt, ja in einem Falle setzte ein solches Thier, nachdem es ein gutes Theil seiner Extremitäten verschlungen hatte, munter seinen Flug fort. Raubkäfer, die in Insectensammlungen an der Nadel angespießt mit dieser umfielen, ehe sie völlig getödtet waren, haben ihre Kameraden noch aufgefressen. Maikäfer setzen gleichgültig ihre Wanderung fort, nachdem Vögel ihnen die Eingeweide aus dem Leibe gefressen hatten und Drohnen, denen der Abdomen fehlte, naschten gierig an Honig! Auch bei Fischen bemerkt man eine ähnliche Gefühllosigkeit. Oft, sagt ein berühmtes englisches Anglerbuch, werden Forellen gefangen, die eine Stunde zuvor den Hacken im Munde sich von der Schnur rissen. Bei der Vertheilung der Schmerzen hat also die Natur gewisse Stufen beobachtet. Haben die Schmerzensempfindungen nur den Zweck lebende Wesen zur Selbsterhaltung anzureizen, so müssen sie nothwendig dort fehlen, wo eine Verletzung keinen Angriff auf die Lebensbedingungen einschließt. Der Schmerz eines Fisches dem ein Hacken den Kiefer durchbohrt hat, muß geringer seyn als sein Appetit, sonst würde er kurz nachher nicht wieder auf die Lockspeise fahren. Wenn fromme Hindus sich hüten das Ungeziefer zu tödten welches sie plagt, um keinen Schmerz einem lebenden Wesen zuzufügen, so haben sie keine Ahnung davon daß zwei Tropfen Wasser oft 1000 Millionen Infusorien oder so viel Geschöpfe als die gesammte Erde Menschen enthalten können. Es ist also ein Trost für uns zu wissen daß die Zerstörung des Lebens wahrscheinlich mit sehr geringen Schmerzen vor sich geht. Um die schädliche Vermehrung gewisser Thierarten einzuschränken, hat die Natur ihnen raubgierige Feinde gesetzt. In Virginien gelang es der Thorheit der ersten Colonisten gänzlich die kleine Krähe auszurotten. Sie büßten empfindlich dafür, denn ihre Saaten litten seitdem vielfach durch Insectenfraß. Die Singvögel werden deßhalb mit Recht die Freunde der Landwirthschaft genannt, und wenn wir klug wären, müßten wir mit scharfen Polizeistrafen jede Vertilgung dieser nützlichen Gehülfen bedrohen. Die Natur setzt ihren Willen auf den geheimsten Wegen durch. In Teichen, die keine Wasserverbindung besaßen und von denen mit größter Sorgfalt der Hecht ausgeschlossen war, erschien nach Ablauf etlicher Zeit doch dieser Raubfisch wieder, wahrscheinlich weil Wassergeflügel Fischeier an Füßen oder Federn oder unverdaut im Magen in das Becken getragen hatten. Benjamin Franklin enthielt sich bis zu seinem 16 Jahre aller Fleischnahrung, weil er es für Unrecht hielt ein Thier zu tödten, bis ihm endlich im Magen eines Stockfisches ein Fisch gezeigt wurde, den das Thier verschlungen hatte, wodurch er zu dem Schluß gelangte, daß wenn das Thier seines Gleichen verzehre, der Mensch auch vom Thiere essen dürfe.

Nach allen diesen Beobachtungen aber drückt uns doch noch der Gedanke, daß die Natur ihre Absichten nur durchsetzt, indem sie eine Summe von Qualen über ihre Geschöpfe verhängt. Man will uns trösten mit den Wonnegefühlen, die beim Erhängen, Ertrinken oder Erfrieren von Leuten empfunden wurden, denen man noch rechtzeitig zur Hülfe kam. Als Livingstone einst unter der Tatze eines Löwen lag, erzählt er uns, habe er vollständig das Bewußtseyn der Gefahr gehabt, aber doch nichts gefühlt, gleichsam als sey er chloroformirt gewesen. Es ist möglich daß die barmherzige Natur die Leiden ihrer Geschöpfe erleichtert, wo es möglich ist. Dennoch ist es gut, wenn wir hier keine Rechenschaft begehren. Wer schon Zeuge war, wie ein Adler oder ein Falke Sperlinge oder Singvögel verzehrt, wer die grausame Wollust dieser Thiere beobachtete, die den kleinen blutenden Gefangenen in den Klauen jämmerlich pipen lassen, bis sie ihm nach und nach die Federn ausrupfen, der weicht gern der Frage aus, warum das seyn darf? warum es nicht anders ist? Wer sich dem süßen Wahn hingibt daß die Natur nur heilsame Schmerzen zugelassen, der denke daran daß ihr vollkommenstes Geschöpf, der Mensch, auch das grausamste ist. Hier läßt sich der Trost nicht weiter ausdehnen, als daß der Schmerz vorhanden ist, um durch ein kleineres Uebel das Schlimmere zu vertreiben. War der Schmerz aber nöthig zur Erhaltung der Arten und Individuen, so wurde auch damit Gelegenheit gegeben Schmerzen frivol zu erregen, und dagegen besitzen wir nur die einzige Beruhigung, daß die Summe der willkürlich verursachten Leiden unendlich leichter wiegt als die Wohlthat, die wir der großen physischen Institution des Schmerzes verdanken.

v. Martius über die Ursprachen Südamerika's.[1]

Bekanntlich herrscht die Tupi-Sprache in der größeren Hälfte von Südamerika vor allen andern vor. Sie ward von den Entdeckern Brasiliens fast an der gesammten Küste, vom Rio de la Plata bis an den Amazonenstrom angetroffen; von da weiter nördlich in der Guyana, weiter westlich bis tief gen Westen in dem Strombecken des Amazonas ist sie in einzelnen mehr oder weniger abweichenden Mundarten noch erkennbar — oder es haben sich einzelne ihrer Worte zwischen die zahlreichen — man kann nicht sagen Sprachen und Dialekte, sondern — Rothwälscharten eingedrängt, die dort gesprochen werden. Sie ist überdieß in Paraguay, in den westlichen Gegenden vom Staat Bolivia im Süden von Brasilien (Provinz Rio Grande do Sul und S. Paulo), und am Amazonas bis zu den Gränzen von Maynas die Vermittlerin des Verkehrs zwischen den Indianern und den Bewohnern portugiesischer und spanischer Abkunft.

Diese große Ausdehnung hat ihr den Namen der Lingua geral ertheilt, und ihre Wichtigkeit tritt umsomehr hervor, wenn wir erwägen daß sie sich auf einem so großen Flächenraum, zwischen so verschiedenen andern Idiomen erhalten hat, obgleich für ihre literarische Feststellung und Grammatisirung nach der Bemühung der Missionäre vom Ende des 16ten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts, nichts neues geschehen ist, die spätere Theilnahme für diese, die anerkannt reichste südamerikanische Sprache sich nur auf den Wiederabdruck der Arbeiten des P. Luis Figueira (Lissabon 1795) beschränkt hat.

Eine natürliche Folge ihrer weitern Verbreitung ist die Entwicklung verschiedener Dialekte, von denen der südliche, die sogenannte Guarani, der nördliche die eigentliche Tupi-Sprache am meisten bekannt und bis jetzt allein lexicalich festgestellt sind.

Die spanischen und portugiesischen Einwanderer haben von den Indianern alsbald die Namen von solchen Naturobjecten in ihre Sprache herübergenommen, für die sie in der eigenen keine Bezeichnung hatten. Und viele dieser Namen haben sich gegenwärtig eingebürgert. Manche Pflanzen und Thiere aber erhielten von den Europäern ihre Namen nach Aehnlichkeit mit solchen die sie von Europa, von den Canarien oder von der Guineaküste her kannten. Andere wurden sogar von der Ostküste Afrika's herübergenommen. Auch die Nomenclatur, welche die ersten Entdecker der Antillen und der Küsten von Centralamerika für manche der dortigen Naturproducte angenommen hatten, ist theilweise in die brasilianische Sprache übergegangen, wie denn manche dieser Namen sich gegenwärtig nicht bloß in ganz Amerika, sondern auch in den übrigen Welttheilen ausgebreitet haben. So ist, um einige Beispiele anzuführen, einer der edelsten Bäume für Bau- und Nutzholz aus der Familie der Leguminosæ, die Sapigenguba der Indianer wegen Aehnlichkeit mit dem Holze des Lorbeerbaumes (Vinhatico, Persea indica Spr.) von Madeira Vinhatico genannt worden, und unter diesem Namen in ganz Brasilien bekannt. Aus einer der Negersprachen sind die Ausdrücke Quicombo (Hibiscus esculentus), Quandú (Cajanus flavus DC), Mulungú (Erythrina), Mutámba (Bubroma) und mehrere andere Pflanzennamen herübergekommen. Darauf daß einige Benennungen von Naturproducten in den zuerst entdeckten Gegenden der neuen Welt durch die Entdecker alsbald über die Gränzen der Sprache, welcher sie ursprünglich angehörten, hinaus durch ganz Amerika verbreitet worden sind, ist bereits von A. v. Humboldt hingewiesen worden: so z. B. Papáya (Carica), Yuca (Manihot utilissima), Nana (Ananassa). Diese von den ersten Eroberern gehörten Worte waren aus dem Dialekt von Hayti, dessen verschiedene Formen sich auch auf dem Festlande vorfanden. Wahrscheinlich sind es Reste der Maya- oder Cora-Sprache. Es ist sehr zu bedauern daß wir bis jetzt von diesen Idiomen keine vollständigen und kritisch gesichteten Vocabularien besitzen; denn die Frage über den frühesten Zusammenhang der Urbevölkerung auf den Inseln und dem Festlande erwartet ihre Beantwortung insbesondere aus den Sprachen, nachdem die indianische Bevölkerung der Inseln fast ganz erloschen, jene des benachbarten Festlandes aber bis zur Unkenntlichkeit vermischt oder zersetzt erscheint. Die Schwierigkeit vermehrt sich hier besonders wegen der großen Volubilität und Mannichfaltigkeit der caribischen Sprachen, deren Beziehung zu der Sprache der Tupi's keineswegs befriedigend aufgeklärt ist.

Es verdient hervorgehoben zu werden daß nur wenige Namen der ursprünglichen Hayti-Sprache sich unter den Tupi-Pflanzen-Namen wieder finden, und auch die caribische Sprache auf den Antillen nur wenige Anklänge auf die brasilianische nachweist. In beiden Ländern heißt der Baum (Crescentia Cujeté), aus dessen Frucht die Indianer ihre Trinkschalen (Cujas) bereiten, Cuité. Die Erdpistacie (Arachis hypogaea), von welcher Oviedo im Jahr 1535 den haytischen Namen Mani angibt, heißt in der Tupi-Sprache Mandubi oder Mandobi, wo man in den letzten Sylben das Wort Iba oder Obi (Kraut, Pflanze) von dem, wahrscheinlich generellen Worte Man unterscheiden kann. Die unächte Röhrencassie (Bactyrilobium grande) ist die Mali-Mali der Cariben, die Mari-Mari der brasilianischen Tupi.

Dagegen haben die meisten Nutzpflanzen in beiden Regionen verschiedene Bezeichnungen. Die verschiedenen eßbaren großen Psidium-Früchte, bei Oviedo (lib. VIII. cap. 19) und Benzoni (lib. I. cap. 27) Guayabo genannt, heißen in der Tupi-Sprache Araçá, während jener Ausdruck (Gujava, Goyaba, Gujave) von Hayti aus durch ganz Südamerika, das tropische Afrika und Indien verbreitet worden ist.

Der Name Mais (Mahiz) für unser türkisches Korn (Zea mais), einer ohne Zweifel ursprünglich amerikanischen Pflanze, ward in den zuerst entdeckten großen Antillen und dem benachbarten Festlande von Mittelamerika vorgefunden (Oviedo I. VII. c. 1, Acosta I. IV. c. 16). Bei den Cariben der kleinen Antillen hieß er Aoáchi, bei den Cariben der Küste von Cumana, den Cumanagotos Quechurapo; aber die Tupi-Stämme nannten diese Nutzpflanze Abatyi, Avaty oder Uba-tim, d. i. Rohr mit einer Nase, einem Zapfen. Die wichtigste Nährpflanze des ganzen tropischen Amerika's in den Niederungen, Manihot utilissima Pohl, hatte auf Hayti und dem benachbarten Continent den Namen Yuca, bei den Tupi dagegen Maniba. Die Icaco-Pflaume der Antillen (Oviedo I. VIII. c. 9), der Chrysobalanus icaco L., heißt Tupi: Guajerú; die Bixa Orellana, wovon die Orleanfarbe, hieß Bixa (sprich Bischá) auf Hayti (Oviedo I. VIII. c. 6), Bichet auf den kleinen Antillen (Breton), während ihr Tupi-Name: Urucú (wovon Roucou). Der spanische Pfeffer (Capsicum), welcher in den spanischen Colonien noch so, wie ihn Oviedo (I. VII. c. 7)

[1] Aus einer Arbeit über die Pflanzennamen der Tupi-Sprache im Bulletin der königl. bayerischen Akademie.

auf Hayti nennen hörte, nämlich Axi (ſprich Aschi) genannt wurde, heißt bei den Tupi Cui-êm, d. i „ſüße Beere," auch „Quiya oder Kiynha." Die eßbaeen Früchte der Gattung Anona haben ihren ſyſtematiſchen Namen aus der Hayti-Sprache: Anón (Oviedo I. VIII. c. 18), heißen aber bei den Cariben der kleinen Inſeln: Comáca (Breton), und der Tupi-Name iſt Araticum.

Ich habe es nicht ungeeignet gefunden, dieſe Verſchiedenheiten hier aufzuführen, weil die Meinung von der Identität der caribiſchen und der beaſilianiſchen Tupi-Bevölkerung nur mit Beſchränkung geltend gemacht werden darf. Es unterliegt keinem Zweifel daß beide Völker manche Beziehungen darbieten, welche auf einen gemeinſamen Urſprung gedeutet werden können. Wenn ſie aber aus einer gemeinſamen Voikswurzel ſtammen, ſo ſind doch ſicherlich ſchon ſehr frühzeitige Trennungen eingetreten, und nur ſpätere theilweiſe Wiedervereinigungen, durch Wanderungen von der Küſte nach den Inſeln und umgekehrt, mögen diejenigen Verwandtſchaften in Sprache und Sitten entwickelt haben, welche für die Meinung ihrer nationalen Identität geltend gemacht werden.

Dee Umſtand daß bei veeſchiedenen amerikaniſchen Völkern dieſelben Worte ſehr oft vorkommen, jedoch mit ganz veeſchiedener Bedeutung, ſcheint uns anzudeuten daß der Proceß der gegenwärtigen Sprachbildung in ſehr fernen Epochen begonnen habe.

Die Eigenthümlichkeit der Tupi-Sprache, in welcher ſehr häufig durch Appoſition mehrerer Worte ein Wechſel in den Conſonanten eintritt oder im Munde des Indianers vor dem anfangenden Conſonanten noch ein ſtummer Vocal, o, u, ou, ſelbſt mit mehr oder minder ſcharfer Aſpiration, ho, hu, hou, ja guo, gua, guu gehört wird, mußte eine Mannichfaltigkeit in den Aufſchreibungen veranlaſſen, die gegenwärtig bisweilen die Deutung und Eeklärung der Worte ſehr erſchwert. Auch in Mitte oder gegen Ende des Wortes läßt der mit wenig geöffnetem Munde ſprechende Indianer die Vocale nicht immer klar unterſcheiden. Demnach finden wir z. B. das dumpſe I in Iba oder Iva manchmal wie Ueba, Yba, Igba oder Ygba ausgedrückt. In anderen Fällen müſſen die vom Indianer zuſammengezogenen und zu einem, dem Europäer ungewöhnlichen Diphthonge verſchmolzenen Vocale, wenn die Aufſchreibung dem gehörten Laute entſprechen ſoll, mit einem Conſonanten ausgeſtattet werden, dergleichen die romaniſchen Sprachen gar nicht beſitzen. Demgemäß finden wir, um ein Beiſpiel anzuführen, das Wort Hy, Waſſer, bald Ui, bald Iiü oder Hy, Ygh, yg geſchrieben. Noch viel weniger entſpricht die Schreibung Iby odee Yby dem Laute, womit der Tupi die Erde bezeichnet, und den ich am liebſten mit Aeghwü nachmalen möchte. Die Verſuche der Jeſuiten, die Tupi-Sprache ſchriftlich zu firiren, waren damals, wenn auch vielleicht in Handſchriften verbreitet, doch noch nicht gedruckt (Jos. de Anchieta, Arte de grammatica etc. iſt 1595 zu Coimbra erſchienen), und ſo finden wir auch bei Gabr. Soares noch das S häufig angewendet, während in ſpäterer Schreibung das mildere ç [1] dafür eingeführt wurde. (D und B aber kommen in dieſem älteſten Documente ebenſo wenig vor als in ſpäteren, was beweist, daß ſie der Sprache allerdings faſt fremd ſind.)

An die Schwierigkeiten in der Auffaſſung indianiſcher Worte ubrehaupt muß man auch bei den Pflanzennamen eeinnern; denn die verſchiedene Schreibart, welche ein und daſſelbe Wort von Seite mehrerer Berichterſtatter erfahren, hat die Zahl der urſprünglichen Worte über Gebühr vermehrt. Ueberdieß weeden in dem großen Lande an verſchiedenen Orten verſchiedene Pflanzen mit denſelben Namen genannt, und man iſt gegenwärtig ſowohl gemäß der individuellen Abweichungen in der Schreibung als durch den Reichthum an Gewächſen dahin gelangt, eine größere Summe von Pflanzen mit Tupi-Namen zu bezeichnen als wohl urſprünglich bei dem Volk ſelbſt gäng und gäbe waren. Dehnt man übrigens das Gebiet der Tupi-Sprache bis in jene Gegenden aus, in welchen der ſüdliche, häetere und ſchärfere Dialekt, die Guarani-Sprache geſprochen wurde, ſo müſſen noch manche Woete aufgenommen werden, welche in der ſogenannten Lingua geral gar nicht oder nur durch einen ſchwachen Ankiang vertreten ſind. Derjenige Dialekt, welchen Lery und Thevet von der Horde der Tamoyos in der Nähe von Rio de Janeiro ſprechen hörten, ſcheint gleichſam die Mitte zwiſchen den dumpfen, kürzeren und gutturalen Lauten des ſüdlichen und dem vocalreichen und milden Dialekt des Nordens zu halten. Als eine Annäherung an die weichere Ausſprache der Galibis in Cayenne und gewiſſermaßen an die nächſten Caribenſtämme bemerken wir auch gegenwärtig noch bei den Küſten-Indianern längs des Oceans, welche Abkömmlinge der alten Tupi ſind, daß ſie die härteren Conſonanten r, p und m in l, m und n vertauſchen, z. B. Alieuli, ſtatt Aricuri, Barericó ſtatt Mariricó, Barahuna ſtatt Parova-una.

[1] Die Vermeidung des S und Bezeichnung mit ç (c mit dem zeura) hat in der Schreibung vieler Worte Irrthümer veranlaßt, wenn die Cedille weggelaſſen wurde. In andern Fällen wurde ſie irrig hinzugeſetzt. Ebenſo hat die Verſetzung des Accentes Irrungen herbeigeführt. Da er in der Tupi-Sprache ſehr oft auf die letzte Sylbe fällt, ſo hat man Tombyra, Sandfloh, fehlerhaft Tuinbyrá, Tabóca, Rohr, Taborá accentuirt und Pacóva in Pacová verändert.

Ein Beſuch an einem atſchineſiſchen Hofe.

(Aus Chambers's Journal.)

Nachdem wir unſere Reisladung in Penang an Ort und Stelle gebracht, kehrten wir an die Pedirküſte (Sumatra) zurück, und warfen Anker auf der Höhe der Stadt Pedie ſelbſt, welches die Hauptſtadt dieſes, damals unter einer Rani oder Fürſtin ſtehenden, unabhängigen Fürſtenthums war. Ihre Hoheit, welche zuvor von unſerer Ankunft in Kenntniß geſetzt worden, hatte in der unmittelbaren Nähe ihres Palaſtes eine beträchtliche Menge Betelnüſſe aufſammeln laſſen, und am Tage nach unſerer Ankunft wurden wir eingeladen ans Land zu ſteigen zu einer freundſchaftlichen Zuſammenkunft mit der königlichen Dame: ſo wenigſtens lautete die Aufforderung die uns durch einen eingebornen Dolmetſcher zugeſandt wurde, der uns aber gleichzeitig den geheimnißvollen Wink gab, wir würden wohl thun nur gut bewaffnet und gegen Verrätherei gerüſtet das Land zu betreten. Soll ich die Wahrheit ſagen, ſo freute ſich keiner über die uns zugedachte Ehre, und ich für meinen Theil wäre, trotz meiner Neugierde, lieber an Bord geblieben; allein der gegenſeitigen Sicherheit wegen war es am beſten wenn alle, die nur einigermaßen entbehrt werden konnten, ans Land giengen, und ſo verließen wir denn, mit einer ſolchen Menge verborgener Waffen auf unſerm Leib als wir nur einigermaßen bequem tragen konnten, das Schiff, und ſtießen

nach dem Landungsplatz ab. Die Entfernung war ziemlich groß, so daß wir erforderlichen Falls auf keine Hülfe vom Schiff aus rechnen konnten. Als wir uns dem Lande näherten, fühlten wir uns keineswegs gehoben durch den Anblick der sich vor uns aufthat: das Boot mußte über eine sehr seichte Barre hinüber geleitet werden, und dann fuhren wir in einen schmalen Fluß ein, dessen Ufer mit üppigem Grün bedeckt waren, bis eine plötzliche Krümmung uns die Aussicht auf das Meer gänzlich benahm, und uns in die Gegenwart von etlichen vierzig oder fünfzig halbnackten Wilden brachte, die insgesammt mit furchtbaren malayischen Kris und theilweise sogar mit Speeren bewaffnet waren. Das laute Schreien und Springen dieser Wilden schien keineswegs versöhnlicher Natur zu seyn; indeß gab uns der Dolmetscher, der uns begleitete, die Versicherung daß alles in Ordnung sey. Wir sprangen daher ans Land, entschlossen jedenfalls unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Eine Art Ehrenwache bildend, welcher ein Trommler und ein oder zwei Bannerträger mit zerfetzten Fahnen voranzogen, geleitete uns diese Compagnie atschinesischer Leibgardisten in ein dichtes, anscheinend undurchdringliches Gebüsch, aus welchem wir jedoch bald wieder heraustraten und plötzlich auf einen weiten hellen Platz gelangten, der bisher unsern Augen völlig entzogen geblieben war, und in dessen Mitte sich eine Bambu- und Erdumwallung erhob, welche den Palast der Fürstin und ein oder zwei kleinere Häuser umschloß. Die Umwallung hatte nur ein Eingangsthor, und war, obgleich mit sechs Kanonen besetzt, in einem so erbärmlichen Zustand, daß der Knall dieses Geschützes allein schon fast hingereicht hätte sie bis auf den Grund zu erschüttern. Der Palast war fester gebaut, und bestand aus einem großen Bambu- und Mattengebäude, das in ziemlicher Höhe vom Boden ab errichtet war, und auf den Stumpen von Bäumen stand die man bei Ausrodung des Waldes augenscheinlich zu diesem Zweck hier hatte stehen lassen. Auf einer gebrechlichen alten Leiter kletterten wir in die Gegenwart der Königin empor, und während ihre Unterthanen auf allen Vieren umherkrochen, durften wir uns dem Musnud — der aus einem leeren umgekehrten Reiskorb bestand — nähern, und der Königin nach englischer Sitte die Hand schütteln.

Von dem persönlichen Aussehen der Fürstin habe ich nur wenig zu sagen, außer daß sie, wie die meisten wohllebenden Orientalen, beleibt war. Ihre Kleidung bestand bloß aus einem gold- und seidendurchwobenen Unterrock und einem über die Schultern geworfenen losen Shawl. An ihrer Seite saß ein ungemein gutaussehendes, etwa fünfzehn Jahre altes Mädchen, das, wie sich zeigte, ihre einzige Tochter war. Der Boden des Gemachs war reichlich mit Cocosnüssen, Yams und einer großen Menge anderer, diesen Theilen der Welt eigenthümlichen, köstlichen Früchten überdeckt; auch große Haufen Betelnüsse und Betel-Laub waren da, aus denen die versammelten eingebornen Höflinge sich versorgten, während gleichzeitig ein Mann, vielleicht der Premier-Minister, beständig mit der Zermalmung der Ingredientien in einem kleinen Mörser beschäftigt war, aus welchem er die Fürstin bediente, die, da sie einen großen Theil ihrer Zähne verloren, sich so der Mühe des Kauens überhoben sah. Ich brauche kaum zu sagen daß, dieser Praxis und der häufigen Expectorationen wegen, der Boden das fleckenreiche Ansehen eines Leopardenfells hatte.

Wir wurden mit großer Artigkeit willkommen geheißen, und mit Früchten, Reiskuchen und frischer Cocosnußmilch bewirthet; dann gab man einem jeden von uns in trockenen Blättern aufgerollten Tabak, worauf wir alle, die Fürstin mit eingeschlossen, behaglich zu rauchen anfiengen, und nun unter Vermittlung des Dolmetschers die Unterredung begannen. Die Fürstin beschenkte uns mit einer vollen Ladung Betelnüsse — deren größerer Theil bereits gesammelt war — und nahm dafür einige Stücke türkischrothen Tuchs entgegen. Nachdem diese Voranstalten in Ordnung gebracht waren, wurden die Vorbereitungen für das Mittagsmahl in ziemlich großem Maßstab getroffen. Unermeßliche Quantitäten Reis wurden in hohlen Bambus gekocht, und aus dem Geschrei im Hühnerhof glaubten wir schließen zu dürfen daß auch dort ein großes Gemetzel stattfand. Die Kochwaaren wurden unter der unmittelbaren Oberaufsicht der Prinzessin Tochter die Treppen hinabgebracht, und in unglaublich kurzer Zeit ward ein wirklich kostbares Mahl in hölzernen Schüsseln aufgetragen. Einige der Gerichte waren neu, aber schmackhaft, und bestanden aus in Cocosnußmilch gedämpften, reichlich gewürzten Hühnchen; gebackene Yams war ebenfalls keineswegs verächtlich. Nach dem Genusse dieser Mahlzeit wurden wir zum Boot zurückgeleitet, das wir tief mit Obst, Gemüsen und Geflügel — dem Geschenk Ihrer Hoheit der Fürstin von Pedir — beladen fanden.

Von nun an machte ich öftere Besuche an der Küste, und obgleich ich keine große Gewandtheit in der malayischen Sprache besaß, so knüpfte ich doch geringfügige Unterhaltungen an. Durch Ungestraftheit kühn gemacht, dehnte ich meine Spaziergänge hin und wieder weiter aus als es vielleicht der Klugheit angemessen gewesen; allein die jüngere der Prinzessinnen begleitete mich gewöhnlich auf diesen Ausflügen, und ihre Gegenwart allein war eine genügende Bürgschaft für meine Sicherheit. Die kindische Freude welche sie an den Tag legte wenn es mir geglückt einen buntbefiederten Vogel mit meiner Flinte zu Fall zu bringen, entschädigte sie hinlänglich für alle Strapazen und Mühen.

Einige Tage vor unserer Abfahrt desertirten drei der malayischen Lascars; wir erhielten von der Fürstin die Erlaubniß dieselben in der Umgebung ihrer Besitzungen, begleitet von einer eingebornen Wache, aufzusuchen, und drangen auf diese Art weit in die Gegend ein, sowohl zu Land als zu Wasser. Am Fluß war die Scenerie öde und wild. Hin und wieder streckte ein ungeheures Rhinoceros seine Nase in unliebsamer Nähe von unserm Boot aus dem Wasser hervor, zog sich aber, offenbar mehr beängstigt als wir selbst, schnell wieder zurück. Einmal, und nur einmal, erblickte ich einen schönen Paradiesvogel; die am Flußufer stehenden Bäume waren voller Leben, und ich erinnere mich nie eine so große Menge von Ast zu Ast sich schwingender Affen beisammen gesehen zu haben, wie hier. Ich fand an der Küste die meisten Häuser nach demselben Princip gebaut wie der Palast der Fürstin, d. h. sie waren auf Pfählen errichtet. Das Land schien vortrefflich angebaut, und jedes Haus hatte einen wohlversehenen Hühnerhof und Küchengarten, von dessen Ertrag die Leute, neben ihren Reisvorräthen, leben und gedeihen.

Ein ziemlich unerwarteter und possierlicher Umstand machte meinem Besuch in Pedir ein plötzliches Ende: die Fürstin hatte sich's in den Kopf gesetzt mich als den künftigen Gemahl ihrer einzigen Tochter auf der Insel zurückzubehalten, und in dieser Absicht bot sie meinen Freunden mehrere Bootsladungen Betelnüsse als Aequivalent dafür an. Es thut mir leid sagen zu müssen daß ich ungalant und ehrgeizlos genug war auf die beabsichtigte Auszeichnung zu verzichten, obgleich ich, wenn ich mein eigenes Interesse besser gekannt hätte, jetzt mit eigenen Rechtstiteln ein Fürst seyn könnte. Die alte Dame war indeß äußerst halsstarrig,

und da sie keine weiteren Einschiffungen mehr zulassen wollte bis wir ihrem Begehren willfahrt hätten, so waren wir genöthigt in andern Häfen Lebensmittel einzunehmen, und bald darauf sagte ich der Pedirküste und meinen Aussichten auf ein Königthum für immer Lebewohl.

Der Mormonenstaat.

(Eine Skizze, von Dr. J. Schiel.)

I.

(Schluß.)

Die Winter dauern im Wahsatchgebirge sehr lange, und bei einer dreiwöchentlichen Excursion in dieses Gebirge während des Monats April fanden wir erstaunliche Massen von Schnee, und das Thermometer sank zuweilen auf 15—19° R. unter Null. Während dieser abenteuerlichen und ermüdenden Tour, bei der wir mehrere Maulthiere einbüßten, diente uns ein Delaware-Indianer, der sich mit seinem Bruder und resp. Squaws an dem Weber-River niedergelassen hatte, während sein Stamm, der gewiß von allen Indianerstämmen der tüchtigste ist, am obern Missouri wohnt, als Führer, und wir hatten oft Gelegenheit den Ortssinn und das erstaunliche Gedächtniß für Localitäten Ben Simons zu bewundern. Er beschrieb uns genau Gegenden in denen er vor 18 Jahren gejagt hatte, und in die er seitdem nicht wieder gekommen war. Wie abenteuerlich das Leben eines solchen Mountaineer ist, mag man aus folgender Episode aus dem Leben Ben Simons entnehmen. Vor einigen Jahren, so erzählte er uns während eines Schneesturms südöstlich von Bridger's Fort, reiste er mit seiner Squaw in dieser gefährlichen Gegend. Es war Mitternacht, und so finster daß er das Erdreich zu seinen Füßen nicht sehen konnte. Die Squaw saß hinter ihm auf dem Pferd, da hört er in einiger Entfernung ein Geräusch, so leise daß nur das Ohr eines Indianers es hören, und unterscheiden konnte daß es von einem Pfeil herrührte, der schwach gegen einen Bogen schlug. Er hielt still und horchte eine Weile, hörte aber nichts; doch stieg er sogleich vom Pferd und hielt das Ohr an die Erde, und obgleich er nun dasselbe Geräusch nur wenige Schritte entfernt wieder hörte, wußte er daß er unbemerkt geblieben war, denn kein Indianer würde ein solches Geräusch machen, während er sich einem Feind nähert. Er stund rasch und geräuschlos auf und hielt dem Pferd das Maul zu, damit es nicht etwa wiehern könne, während die Squaw sich auf den Hals desselben niederbückte, und vielleicht 200 von seinen Todfeinden, den Shoshonees, die auf einem nächtlichen Kriegszug waren, zogen so nahe an ihm vorüber daß er sie, dem Geräusch nach zu urtheilen, fast mit den Händen hätte erreichen können.

Zu den Mühseligkeiten aller Art, die den Reisenden in dem Wahsatchgebirge erwarten, gesellt sich eine Krankheit, die das Andenken an den Aufenthalt in diesem Gebirge buchstäblich eine Zeitlang frisch erhält. Diese Krankheit, die den Mormonen sehr bekannt ist, entsteht vorzüglich im Frühjahr, und ihre Symptome zeigen sich erst wenn man bei heiterem, wenn auch kaltem Wetter einige Tage über die Schneeflächen gereist und dem Einfluß der reflectirten Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen ist. Es entsteht eine ziemlich lebhafte phlegmonöse Entzündung der Haut des Gesichts, worauf eine Blasenbildung folgt, die dem Gesicht das Aussehen gibt als hätte ein großes Zugpflaster darüber gelegen. Die Blasen entleeren sich bald und das Gesicht bedeckt sich mit einem dicken, entstellenden Schorf, der jedoch zur großen Herzenserleichterung des Befallenen nach etwa 14 Tagen vertrocknet ist und mit Hinterlassung einer jugendlichen Epidermis abfällt. Dieser langwierige, wenn auch nicht gerade schmerzhafte Häutungsproceß ist häufig von einer Augenentzündung begleitet, die ihrerseits mehr schmerzhaft als gefährlich ist. Von unserm Corps wurde nahezu die Hälfte von Augenentzündung befallen, aber alle ohne eine einzige Ausnahme hatten den Häutungsproceß durchzumachen. Auch Thiere werden von Augenentzündung befallen, und der Hund unseres Delaware, eine Bulle, litt fast stärker daran als unsere Leute.

Die Schneemassen in dem Gebirge schmelzen im Anfang des Sommers, und durch die nicht gerade seltenen Gewitter und Regengüsse schwillt der See an und dehnt sich aus, aber während des Spätsommers und Herbstes hat die Verdunstung wiederum das Uebergewicht bekommen, der See zieht sich mit Hinterlassung weißer Salzkrusten an dem Ufer zurück und setzt auf dem Boden einen weißen krystallinischen Niederschlag ab. Ich untersuchte eine Portion dieses Absatzes, die aus einer Tiefe von 10 Fuß geholt war, und fand darin ungefähr 60 Procent schwefelsaures Natron. Ich rieth den Heiligen einen Ofen anzulegen und dieß Salz auf Soda zu verarbeiten, da sie ihre Seife aus den Staaten beziehen und mit $1\frac{1}{2}$ fl. das Pfund bezahlen müssen; auch waren sie sehr bereit dieß zu thun, wenn sich jemand unter ihnen gefunden hätte der den Bau des Ofens und die Fabrication hätte leiten können. Aber die Kenntniß der chemischen Gewerbe wird nicht offenbart, sondern verlangt fleißiges und beharrliches Studium, eine Einrichtung die für die leitenden Männer in Utah, welche behaupten sie besäßen all ihr Wissen durch göttliche Offenbarung, sehr unbequem ist. Da wo der See eine beträchtliche Tiefe hat, muß dieser Salzabsatz sehr mächtig liegen, indem er bei einer Tiefe von 10 Fuß fast sechs Zoll stark war, auch muß er im Verlauf der Zeit immer stärker werden, da um den See herum eine Anzahl heißer schwefelhaltiger Quellen sind, die einen unversiegbaren Zufluß jenes Salzes verursachen. Ueberhaupt sind heiße Quellen in dem Becken nicht selten, und eine Anzahl von einigen 40 kochend heißer Quellen, die am östlichen Fuß der Humboldtgebirge in einem Umkreis von höchstens 160 Fuß durch Granit brechen, bilden eines der merkwürdigsten und interessantesten Phänomene.

Die große Salzseestadt liegt 16 Meilen vom Salzsee entfernt am westlichen Fuße des Wahsatchgebirges im 40° 45′ 30″ nördl. Br., in einer Erhöhung die sich aus unsern sechsmonatlichen Barometerbeobachtungen (von November bis Mai) zu 4350 Fuß über der Meeresfläche berechnet. Die Stadt ist sehr weit ausgelegt, und wenn man sich ihr vom Süden her nähert, auf eine große Entfernung sichtbar, doch macht sie durchaus keinen freundlichen Eindruck, denn obgleich die Straßen gerade und weit sind und fast jedes Haus ein Stück oder Stückchen eingefriedetes Land hat, so trägt doch alles noch zu sehr den Charakter der Armuth und des Nothbehelfs. Die Straßen haben zwar Trottoirs, d. h. Seitenwege die durch Gräben von der Fahrstraße getrennt sind, aber diese sind bei schlechtem Wetter ebenso ungangbar wie die Straßen

selbst, und in allen nicht centralen Theilen, vorzüglich aber im südlichen Theil der Stadt, haben Fußgänger, Reiter und Fuhrleute in der schlechten Jahreszeit ihre gleiche Noth um sich durch den tief gelockerten, morastartigen Boden durchzuarbeiten. Die eben erwähnten Gräben dienen dazu um das vortreffliche Wasser, welches aus dem Gebirge kommt, durch die ganze Stadt zu führen — eine Einrichtung die den Einwohnern viel Bequemlichkeit darbietet. Die Häuser sind meistens aus sogenanntem Adobe (Luftziegel) aufgeführt, einstöckig und mit Schindeln gedeckt; Blockhäuser sind verhältnißmäßig selten, da das Holz auf eine Entfernung von 30—40 Meilen aus dem Wahsatchgebirge geholt und daher sparsam werden muß. Im mittleren Theile der Stadt sind einige zweistöckige Häuser, wozu das neue Haus von Brigham Young, das Zehnthaus und das Statehouse, letzteres bis jetzt das einzige Haus in Utah das ganz aus Stein erbaut ist. Auch das Tabernakel liegt hier, ein eigenthümliches Gebäude, dessen Dach fast bis zur Erde reicht und das wie alle anderen aus Adobe gebaut ist. Da das Haus nur bis zur Vollendung des großen Tempels für den Gottesdienst dienen soll, fanden es die Heiligen praktisch den unterirdischen Raum, der gewöhnlich zu Keller oder Souterrain verwendet wird, zu einer Art Hörsaal einzurichten, in welchem die Bänke amphitheatralisch geordnet sind, so daß man den untenstehenden Redner von allen Seiten sehen und hören kann, und da die Decke dieses Saales, welche zugleich das Dach des Hauses ist, die Form eines einfachen Tonnengewölbes hat, so wurde dadurch die nöthige Höhe erreicht und man brauchte den beiden überirdischen Seitenmauern des Hauses nicht mehr als etwa fünf Fuß Höhe zu geben.

Der Gottesdienst der Mormonen beginnt gewöhnlich mit einem Gebet des Oberpriesters, worauf ein Gesang der Gemeinde folgt, der in Ermanglung einer Orgel mit einem guten sechsoctavigen Melodion begleitet wird. Eine Engländerin, deren Mann auf dem Weg nach Californien starb, ist Organistin und spielt das Instrument ganz leidlich. Auf den Gesang folgt eine Rede, die ein vorher bestimmtes Mitglied des Vorstandes hält. Die Mormonen behaupten zwar, der Redner erführe nur kurz vorher daß er zu sprechen habe, die Reden würden ex tempore gehalten und ein jeder könne aufgerufen werden, um über einen gegebenen Gegenstand zu sprechen. Dieß ist ein ganz guter Kunstgriff, um das Volk in dem Glauben zu bestärken, Offenbarung und göttliche Inspiration sey fortwährend in den Auserwählten thätig. Nach dem Gottesdienst werden die Gemeindearbeiten verkündet, denn jeder Mormone zahlt der Kirche nicht nur den zehnten Theil seiner Arbeit, sondern auch den zehnten Theil seiner Zeit; es wird indessen von der Verwendung des Zehnt der Gemeinde niemals eine Rechenschaft abgelegt. Als ich eines Tages dem Apostel T., der als eine der gelehrtesten Stützen der Kirche angesehen wird, bemerkte daß dieß gegen den Geist der amerikanischen Institutionen wäre, suchte er mir auseinanderzusetzen daß es am Ende besser wäre, die Klügeren und Gelehrteren besorgten die Angelegenheiten eines Volkes, als daß das Volk sich um alles zanke. Er wies dabei allen Ernstes auf China hin, als sein Ideal einer Regierungsform.

Es ist mehr ärgerlich als interessant zu beobachten, wie das arme und geistig verkommene, im übrigen ganz ordentliche, arbeitsame Volk aus Wales, Dänemark und Norwegen, denn dieses bildet die Hauptbevölkerung des Thales, bearbeitet, fanatisirt, und zu gefügigen Heiligen hergerichtet wird. Es ist eine zwar nicht neue, aber für den Philosophen wie für den Staatsmann immerhin eine belehrende Erscheinung, zu sehen wie hier gleichsam unter seinen Augen eine angeblich geoffenbarte Religion entsteht und sich ausbildet, wie der krasseste Unsinn, der handgreiflichste Betrug dazu dient einen Staat zu gründen, einzurichten und für die Zwecke weniger auszubeuten. Und doch kann man von den leitenden Männern in Utah nicht sagen daß es besonders begabte oder auch nur talentvolle Männer wären, bei weitem die meisten unter ihnen sind sogar höchst unwissend und von beschränktem Verstand. Auch von religiösem Fanatismus, der sich wie ein Contagium überträgt, ist bei ihnen durchaus nichts zu finden; sie besitzen höchstens den Fanatismus der Selbstsucht und des Ehrgeizes, des Anderspitzestehens, der beschränkten und unbeschränkten Köpfen eigen ist in Utah und außerhalb. Selbst Brigham Young ist nichts weniger als ein ungewöhnlicher Mensch. In einer stundenlangen Unterhaltung die ich mit ihm hatte, fand ich in seinem Urtheil über die mannichfaltigsten Gegenstände weder Kenntnisse noch ungewöhnlichen Verstand, doch besitzt er großes administratives Talent, was in Amerika nicht gerade eine Seltenheit ist, eine gute Portion Schlauheit und kennt seine Heerde vortrefflich. Wie denn auch der thörichteste Glaube, wie religiöser Fanatismus vermag starke Leidenschaften im Menschen zu unterdrücken, oder wenigstens zurückzuhalten, davon kann man zahlreiche Beispiele unter der Frauenwelt Utahs finden. Im allgemeinen sind die Frauen in Utah der Lehre von der Pluralität (plurality of wifes) entgegen, viele sind indessen ganz damit einverstanden, ich habe sogar mehrere den Wunsch aussprechen hören, ihre Männer möchten noch einige Weiber mehr nehmen, denn „the more wifes the more salvation,“ sagten sie; das Weib kann nämlich der Lehre der Mormonen zufolge nur durch den Mann selig werden, und es ist daher die Pflicht des Mannes so viele als möglich zu salviren. Der psychologisch-merkwürdigste Fall von Bekehrung, welcher mir unter den Mormonen vorkam, war der einer englischen Familie, wovon die Frau und ihre zwei erwachsenen Töchter zur Religion der Mormonen übergiengen, während der Vater unbekehrt blieb, aber aus Nachgiebigkeit und des lieben Friedens wegen mit nach Utah zog. Die Frauen werden den Männern vom Propheten oder einem Apostel, einem Bischof, Patriarchen — denn dieser Würdeträger gibt es in Utah eine unbegränzte Anzahl — angesiegelt (sealed), aber obgleich das Verhältniß gesetzlich ein eheliches genannt und in der That auch als solches gehalten wird solange es dauert, so ist es doch seiner Natur nach nichts anderes als ein Concubinat, sowohl der Stellung der Frauen nach als auch durch die Leichtigkeit mit der es gelöst werden kann. Sind zwei Männer übereingekommen daß sie das eine oder das andere ihrer Weiber tauschen wollen, so erklären sie dem Propheten, oder einem seiner Stellvertreter daß sie eine Offenbarung gehabt hätten, der zufolge sie ihre Weiber nicht salviren könnten, glaubten aber daß der oder jener es thun könne. Der Betreffende hat natürlich ebenfalls eine Offenbarung gehabt, durch welche ihm kund wurde daß er der wahre Salvator sey, und das Ab- und Ansiegeln hat weiter keinen Anstand.

Nur die erste Frau hat in dem Haushalt des Mormonen die Stellung einer Hausfrau, nur sie ordnet alles an und commandirt die folgenden Nummern. Während sie den Namen ihres Mannes trägt, werden die andern Frauen nur mit dem Vornamen, höchstens gelegentlich „zweite, dritte u. s. w. Frau vom Bruder N.“ genannt, und während die Lady elect fortwährend in der unmittelbaren Nähe ihres Mannes lebt, leben die andern in besonderen Zimmern oder auch in Nebengebäuden zusammengedrängt, verrichten die Arbeiten von Dienstboten und sehen ihren Herrn nur gelegentlich. Manche von den Aposteln haben sogar eine Anzahl Frauen

auf den benachbarten Niederlassungen und besuchen dieselben nur zeitweise."

Die Heiligen rühmen sich daß ihre Religion eine heitere, und daß ein trübwässeriges Muckerthum, wie es in Europa gefunden wird, bei ihnen unmöglich sey. Der Herr, sagen sie, wolle seine Kinder anständig froh und glücklich sehen, und dieß ist nicht gerade die schlechteste Seite ihres Dogma's. Sie lieben die Musik und den Tanz, und ihre Tänzereien, bei denen Alt und Jung tanzt, werden gewöhnlich durch Gebet und Gesang eingeleitet. Da geistige Getränke nicht vorhanden sind, so findet bei ihren Festlichkeiten keinerlei Art von Excessen statt, höchstens nur excessives Tanzen. Im Winter ist außer den Tänzereien das Theater, natürlicherweise ein Liebhabertheater, den Heiligen eine ihrer Hauptvergnügungen, und ich muß es ihnen nachrühmen, obwohl ich die zweifelhafte Natur dieses Lobes eingestehe, daß ihr Theaterpersonal ebenso gut und manchmal besser spielte als man es auf den Bühnen der größern Städten des Westens sehen kann. Das Spiel einer Frau W. mußte in Betracht der Verhältnisse ganz vortrefflich genannt werden, sogar in tragischen Rollen. Auch begnügte man sich nicht mit kleineren Stücken, sondern spielte Stücke wie the lady of Lyons von Bulwer, Othello von Shakespeare, the honey moon, ein Lieblingsstück war Ingomar the barbarian, bekanntlich die englische Bearbeitung vom „Sohn der Wildniß." Die Bühne war enge und ihre Ausstattung sehr dürftig, dagegen verwendeten sie viel auf das Costüm, das freilich nicht immer der Zeit und dem Ort der Handlung des Drama's entsprach. So erschien der Pseudoprinz in der Lady of Lyons, ein Stück, dessen Handlung in die Zeit der französischen Revolution fällt, in dem kindischen Flitterstaat eines mittelalterlichen Stutzers. Nach dem Spiel gab es gewöhnlich noch einen Song, der unter allen Umständen ein comical song war oder wurde, zu welchem das Publicum im Parterre (und der ganze Zuschauerraum bestand nur aus Parterre) zuweilen Chor sang, namentlich wenn der beliebte Mormon song gesungen wurde. Um dem Leser einen Begriff von dieser transwahsatchian poëtry zu geben, will ich einen Vers dieses Liedes in dem Urtext beifügen:

A mormon father likes to see,
His mormon family agree;
The prattling baby on his knee
Cries: Daddy, I am a mormon!
Eh! the merry, oh! the merry, Eh! the merry mormons!
I never knew what joy was before I came amongst the mormons!

Die beiden letzten Verse werden vom Chor wiederholt. Ich bedaure daß ich die Melodie dieses Songs nicht beifügen kann, sie entspricht dem Inhalt des Lieds vollkommen. Das Theaterorchester, welches diese Gesänge begleitet und das auch zuweilen im Tabernakel thätig ist, besitzt eine Anzahl Saiten- und Blasinstrumente, und obgleich dieselben meistens sehr falsch gespielt werden und sich oft ganz unabhängig von einander bewegen, so hindert dieß die in musikalischer Beziehung nicht sehr verwöhnten Heiligen nicht, ihre Musik the sweetest music on earth zu nennen, eine Benennung, deren harmlosen Stolz man wohl verzeihen kann." Es steht mit dieser sweetest music wie mit einer großen Bierbrauerei, von welcher man mir einst in Salt-Lake City sprach. Nachdem ich mit Hülfe des Topographen unsres Corps das Etablissement nach langem Suchen gefunden hatte, fand ich in der Ecke einer Art Schoppen einen Braukessel, der ungefähr eine Ohm fassen konnte und ein Kühlschiff, das annähernd drei Fuß lang und nicht breiter war. Die Beschreibungen der Mormonen sind in Beziehung auf ihr eignes Land spanisch-hyperbolischer Art, und man darf ihren Schilderungen nur einen sehr bedingten Glauben schenken.

Eine portugiesische Expedition nach dem Reich des Cazembe (Südafrika).

(Schluß.)

Die Völker welche die großen Ebenen am Nordabhang des Muschinga-Gebirges bis zum Reich des Cazembe bewohnen, waren ursprünglich die Muizas, die aber im Jahr 1831 durch die Verheerungszüge der Muembas oder Auembas und Moluanen bis auf wenige Reste aufgerieben wurden. Die Muizas ließen sich von Ober- und Unterhäuptlingen, Mambos und Fumos, regieren, die wiederum ein gemeinsames Oberhaupt mit dem Titel Moconguro anerkannten, dessen Gewalt jedoch nur eine nominelle war. Das äußerliche nationale Erkennungszeichen der Muizas ist ein seltsamer Kopfputz, der einem ungeheuren Turban gleicht und theils aus Bambus, theils aus Haaren geflochten wird. Dieses Gefäß wird auf dem Hinterkopf dadurch befestigt daß das Kopfhaar selbst in die Ränder hineingeflochten wird. Die Männer tragen um die Lenden einen Schurz der wie ein Weiberrock bis auf die Knöchel fällt, die Frauen dagegen gehen nackend bis auf die Läppchen, die sie vorn und hinten von ihrer Hüftenschnur herabhängen lassen. Uebrigens gehört die Keuschheit zu ihren Tugenden und Ehebruch zu den Seltenheiten. Sie waren in früheren Zeiten so friedlich daß sie nur Kriege zur Vertheidigung führten. Ihr Land selbst vertheidigten sie heldenmüthig gegen die fremden Eindringlinge, und fielen lieber mit den Waffen in der Hand als daß sie ihre Ortschaften preisgaben. Da sie auf ihren Handelszügen bis zur Mozambiqueküste vordrangen, und sonst auch gutartig und freundlich gegen Fremde waren, so ist die Vernichtung dieses Volkstammes doppelt zu beklagen. Da ihre Hautfarbe schmutzigroth oder braungelb (fula), also wahrscheinlich das sogenannte Milchkaffeebraun ist, ihr Haar auch in langen Locken herabfällt, so scheinen die Muizas nicht zu den reinen Negerstämmen zu gehören, sondern Aehnlichkeit mit den Betschuana zu haben. Sie feilen sich die Zähne spitz, bis ihr Gebiß zuletzt einen sägenartigen Anblick gewährt, wie man ähnliche Verunstaltungen bei südlicheren Stämmen antrifft, mit denen sie die Verehrung der abgeschiedenen Geister gemeinsam haben. Auch an eine Seelenwanderung und an einen großen Geist, der den Namen Pambi führt, wird geglaubt.

Ein kleiner Höhenzug, die Serra Chimpire, trennt die Muizas vom Reich des Cazembe, welches die Expedition am 11 November betrat. Auf dem Marsch nach der Hauptstadt des Reiches kam man an dem Maschamo des dritten Cazembe oder Kaisers, Namens Muata (Herr) Canhembo vorüber. Die Fürstengräber liegen auf einem freien Platz, von 100 Schritt ins Gevierte, der ringsum durch ein Pfahlwerk sauber abgegränzt wird. In der Mitte des freien Raumes erhebt sich eine runde Strohhütte, wo die Gebeine des Monarchen ruhen, und vor deren Eingang ein Schädelhaufen

aufgethürmt ist. Am andern Tage mußte man eine zweite solche Gruft besuchen, wo der Muata Lequeza ruht, derselbe Monarch, unter welchem der Entdecker Dr. Lacerda in das Reich kam. Es ist der vierte der Dynastie und der Vater des damals (1831) regierenden fünften Kaisers. Am 19 November endlich hielt die Expedition ihren Einzug in die Hauptstadt Lunda (nicht Lucenda, wie unsre Karten zu schreiben pflegen). Erst am nächsten Tage wurde sie feierlich vom Kaiser auf dem großen Platze der Stadt empfangen, der von Pfahlwerk eingeschlossen und äußerst sauber gehalten war, auch die bequeme Aufstellung der bewaffneten Macht von 5—6000 Köpfen verstattete. Der Monarch selbst erschien aufgeputzt wie ein Wilder, behangen mit falschen Perlen und einer Kette aus kleinen Spiegeln, die in der Sonne lebhaft blitzten. Nur der Kaiser und die Prinzen von Geblüt waren mit rothen Federn geschmückt, eine Zierath, welche außerdem nur noch der ersten Frau des Kaisers gestattet wird. Die Expedition wurde mit Musik und allerhand Gepränge vom gesammten Hofstaat empfangen. Der Monarch selbst hatte das Aussehen eines Fünfzigers, soll aber bedeutend älter seyn. Sein Bart war schon ergraut, im übrigen aber zeigte er noch große Rüstigkeit. Sein stattlicher Wuchs war seiner majestätischen Haltung und seinen anspruchsvollen Manieren sehr günstig, auch erstaunten die Portugiesen nicht wenig am Hof dieses Negerkönigs Ceremonien und Etikette weit mehr als in civilisirten Staaten entwickelt zu finden. Die Hauptstadt des Reiches, die, wie bemerkt, Lunda heißt, liegt an einem Gewässer welches Mofo genannt wird und von dem der Bericht stets unentschieden läßt ob es ein etliche Meilen breiter Fluß oder ein See sey. Die Länge des Marsches von Tete bis Lunda wird auf 294—300 Legoas (18 = 1°) angegeben. Nach den Richtungen welche die Karawane einschlug, muß Lunda eher westlich als östlich vom Meridian durch Tete, und 9 bis 10° Grad näher am Aequator liegen. Ob der Mofo identisch sey mit dem Njassa-See oder mit irgendeinem Arm dieses Beckens, läßt sich aus dem Itinerar mit Bestimmtheit nicht sagen, denn alles was wir über jenes Wasser noch erfahren, beschränkt sich darauf daß es von elektrischen Aalen bewohnt wird. Das Tagebuch der Expedition ist angefüllt mit den Widerwärtigkeiten, die zwischen den Portugiesen und dem Muata ausbrachen. Der afrikanische Kaiser hatte nämlich die Europäer nur zu sich gelockt um sie ihrer Waaren zu berauben, denn zu einem Tauschhandel fehlte es in Lunda an allen Artikeln. Der Cazembe bot nur Sklaven an, allein erstens wollte er sehr hohe Preise für sie erzielen, und dann war man nicht sicher daß nicht beim Rückmarsch diese Waare wieder desertirte, und endlich waren die Portugiesen nicht gekommen um Sklaven einzutauschen, sondern sie wollten Elfenbein haben. Der Muata schickte ihnen auch hin und wieder ein paar Zähne, allein man sah deutlich daß große Vorräthe des kostbaren Productes nicht vorhanden waren, und daß sich die Kosten einer Karawane nicht mit solchen Rimessen decken ließen. Auch wurde es klarer und immer klarer daß Se. Maj. wo möglich die sämmtlichen Waaren umsonst sich aneignen wollte. Man behauptete nämlich alle die Güter die auf öffentliche Kosten nach Lunda gebracht worden waren, seyen Geschenke des Gouverneurs von Tete an den Kaiser, und die Expedition wolle den Monarchen unredlicher Weise dafür zahlen lassen. Ob man wirklich an diesen Vorwand glaubte, läßt sich schwer entscheiden, denn der Anführer der Cazembe-Gesandtschaft, mit der man gereist war, hatte dem Muata, seinem Gebieter, die Sache so vorgespiegelt. Als nun die Portugiesen die aufgedrungenen Sklaven nicht annehmen wollten, war man erfinderisch in allen möglichen Ränken, um ihnen Stück für Stück ihre Habe abzunehmen. So wurden immer Klagen vorgebracht daß die Soldaten oder Sklaven der Expedition Ehebruch mit Frauen des Hofadels begangen hätten. Es wurde den Bewohnern strengstens untersagt Handel mit den Fremdlingen zu treiben, selbst nicht ihnen Lebensmittel zu liefern. Jeder Zorn des Kaisers, selbst der verstellte, mußte durch Geschenke besänftigt werden. Die Portugiesen beschlossen daher an den Rückzug zu denken, aber auch die Erlaubniß zur Rückkehr wurde ihnen verweigert. Am 25 Febr. brachen bei der Expedition die Blattern aus, und seltsam genug wurde die Krankheit ihnen zur Retterin, denn als die Seuche in der Stadt zu wüthen begann und das kaiserliche Serail bedrohte, erhoben sich Stimmen welche die Epidemie als die Strafe für die Mißhandlung der Fremdlinge erklärten, denn der Geist des früheren Kaisers zürne, daß man die Europäer, die er (unter Lacerda) so begünstigt habe, jetzt hart bedrücke. Es kam bisweilen zu Drohungen mit den Waffen in der Hand, aber der Kaiser behielt immer recht, denn so oft er eine neue Unverschämtheit ersann, setzte er sie auch mit Drohungen durch, und ließ, wenn die Europäer ihm das Erpreßte lieferten, sie noch höhnisch fragen, warum sie sich so lange gesträubt hätten. Ueberhaupt macht die Darstellung den trüben Eindruck als ob die Expedition dem halbwilden Despoten gegenüber wenig die Würde der Europäer gewahrt hätte, denn in den kritischen Momenten wo man heroische Entschlüsse erwartet, versammelt sich der Kriegsrath, um ein Protokoll zu unterzeichnen: daß in der bedrängten Lage nichts besseres zu thun sey als dem Räuber das fiscalische Eigenthum zu überlassen. Von Zeit zu Zeit wohnten die Portugiesen den großen Staatsactionen in Lunda bei, die gewöhnlich mit Hinrichtungen von Kriegsgefangenen aus einer tributsäumigen Provinz, oder mit Bestrafung andrer „Hochverräther" endigten. War der Muata übler Laune und verstand ein Sklave nicht rasch seine Befehle, so wurden ihm die Ohren abgehauen, „damit er sich zu hören befleißige". Uebrigens scheint es beinahe als ob sich der Menschenschlag an eine derartige schlechte Behandlung gewöhnt hatte. Wenigstens begegnete man Sträflingen, denen vor 14 Tagen Ohren, Hände und Geschlechtstheile abgeschnitten worden und die schon völlig wieder geheilt waren. Die Unglücklichen begeben sich unmittelbar nach der Execution in den See Mofo und bleiben dort bis zur Nacht, wo sie die verschämten Verwandten abholen und pflegen. Das einzige Mittel gegen die Wunden besteht in dem Absud der Rinde „einer Art von Chinabäumen," womit die blutigen Stellen ausgewaschen werden. Später legt man die Rinde selbst auf, und die Natur vollzieht dann die Heilung. Endlich nach einem trübseligen Aufenthalt von etlichen Monaten durfte am 20 Mai die Expedition ärmer als sie gekommen war, aber reich an Erfahrungen, auf den Heimweg sich begeben.

Das Reich des Cazembe, d. h. des Kaisers, wird im Osten von den Muemba, Auemba oder Moluana-Stämmen, im Westen aber vom Fluß Lualao begränzt. Jenseits dieses Gewässers liege, sagt unsre Quelle, das Reich des Muatianfa oder Muropue, worunter die Cazembe-Leute Angola verstehen sollen. Dieß ist offenbar ein Irrthum. Auf Livingstone's Karte von Südafrika wird das Thal des obern Liba, d. h. des Liambye oder das Quellengebiet des Zambesi als das Reich des Matiamvo (wahrscheinlich ein Fürstentitel) bezeichnet. In der That berichtet auch unsre Quelle (p. 370, Note 4) daß 1808 eine Gesandtschaft des Muropue oder Muata Hianvo (auch Muata Yambo geschrieben) bei dem portugiesischen Statthalter in Angola eintraf. Diese Bemerkungen klären uns über die Reiche des tropischen Südafrika auf. Im Osten der von Livingstone berührten Gebiete und im Westen

des Reiches des Cazembe ist noch die Herrschaft eines andern Muata oder Muropue zu entdecken. Die Cazembe-Leute sagen „daß der Gränzfluß Lualoa" eine Monatsreise gegen Westen liege." Alle diese Völker müssen in linguistischer Verwandtschaft stehen. Der Fürstentitel Muata scheint derselbe zu seyn, auch ist es auffallend daß die Cazembe-Leute ihre Stadt Lunda nennen, während bei Livingstone die Völker am obern Liambye (Zambesi) gleichfalls Lunda genannt werden.

Die Stadt Lunda am Ostrande des Sees oder Flusses Mofo gelegen, besitzt eine Ausdehnung von zwei portugiesischen Meilen. Die Straßen sind nach der Schnur gezogen und werden sehr reinlich gehalten. Die Häuser sind 30 Palmen hoch und haben wenigstens 10 Palmen Durchmesser. Ihre Form ist die eines spitz zulaufenden Kegels, der in einem Knopf endigt, so daß sie vollständig einem aus Bambusstäben errichteten und korbartig geflochtenen Zelte gleichen. Die Häuser stehen jedoch in Reihen und werden nach der Straße zu durch eine gemeinschaftliche Mauer abgesperrt, durch welche niedrige Eingänge unmittelbar in die Hütten führen. Außer dieser Stadt sahen die Portugiesen nicht viel von dem Reiche, dessen einzelne Districte von den Quilolos oder Adeligen verwaltet werden, denen im Fall des Ungehorsams der Kaiser ohne weiters das Amt und mit dem Amt in der Regel das Leben entzieht. Die Herrschaft erbt auf den Sohn des Cazembe, doch muß die Mutter eine Frau aus dem Reich des Muatianfa seyn, denn zu diesem westlichen Monarchen steht das Reich immer noch in einer gewissen Abhängigkeit. Auf dem Gebiet des Cazembe herrscht eine strenge Aufsicht, und die Kriege mit benachbarten kleinen Dynasten hören nie auf, vielleicht schon weil man Gefangene zu den Menschenopfern braucht, womit man die Geister der abgeschiedenen Ahnen, namentlich der frühern Monarchen günstig stimmen will, wie denn der Geisterdienst das Hauptelement ihrer Religion zu seyn scheint. Die Waffen der Bevölkerung bestehen aus einem viereckigen Schilde, aus Bogen und Pfeilen, dem Wurfspieß und dem Handbeil. Schießgewehre gibt es nur wenige, und sie haben keinen andern militärischen Zweck als durch den Knall die Feinde in Furcht zu setzen. Das Gebiet des Cazembe scheint sehr bevölkert zu seyn, denn obgleich man die Nähe der Hauptstadt ziemlich bewohnt fand, so erfuhr man doch daß jeder der nicht genöthigt ist bei Hofe zu verweilen, sich aus dem Bereich der Launen des Gebieters entfernt. Wie bei allen Heiden herrscht Polygamie im Reich und da Männer wie Frauen wenig enthaltsam sind, so gehört der Ehebruch beinahe zu den Gewohnheiten. Das Volk selbst besteht aus zwei nationalen Elementen, den Messiras und den Campocolos, aus Unterworfenen und Eroberern. Obgleich beide nur die Sklaven des Kaisers sind, so unterscheidet man doch zwei Kasten Quilolos oder Adelige und Muzias oder Sklaven. Die Sprache der Messiras gleicht vollständig den andern Negersprachen im Süden. Die Hofsprache oder die Sprache der Campocolo verstand dagegen der portugiesische Dolmetscher nicht. Die Physiognomie des kurzen, kräftigen Menschenschlages ist negerartig, die vorquellenden Augen besitzen viel Lebhaftigkeit, die Nase ist gerade. Der Autor gesteht ein, die Cazembe-Leute seyen der betriebsamste Negerstamm den er noch je angetroffen. Sie verfertigen aus Thon ihre Geschirre, aus Eisen Waffen und Ackergeräthe; sie gewinnen Antimon um es in Oel aufgelöst als Schminke zu gebrauchen, sie verfertigen Netze und rohe Zeuge aus Leinen und etwas Baumwolle, ihre Kähne sind sauber gearbeitet und sichre Fahrzeuge, aus Maniok, feiner und grober Hirse, gewinnen sie Mehl und kneten den Teig ihres Brodes. Sie trinken auch ein Getränk Pombe genannt, aber nur der Kaiser darf es mit Honig zubereiten lassen. Trunkenheit ist indessen viel seltener in Lunda als bei andern Negervölkern. Die Kleidung besteht aus einem Hüftenschurz von Fellen, den auch die Frauen anlegen, wenn sie sich nicht begnügen um den Leib ein schmales Stück Zeug zu binden, welches gerade das unbedeckt läßt was gewöhnlich am meisten zu verhüllen gesucht wird. Beim Tode des Vaters erbt der älteste Sohn, nur bei der Thronfolge nicht, wie schon bemerkt wurde; darauf gesehen daß die Mutter eine Campocolo war. Der damalige Cazembe ließ seinen einzigen Erben heimlich ermorden, so daß nach seinem Tode die Wahl auf den nächsten Verwandten fallen mußte. Der Kaiser eignet sich jede Frau an, die ihm behagt, doch muß sie, bevor sie in den Harem aufgenommen wird, genau angeben mit welchen Männern sie vorher Umgang gepflogen habe, und da gewöhnlich die Liste eine Pluralität enthält, so erfolgt in der Regel ein Blutvergießen, denn der Anstand erfordert daß die arglosen Vorgänger des Monarchen mit dem Tode büßen müssen. Außer solchen Sklavinnen besitzt der Kaiser vier Ehefrauen, die ihre besondere weibliche Dienerschaft haben, so daß sich das gesammte Personal auf 600 Köpfe beläuft. Die zweite Frau des Kaisers, damals (1832) 45 bis 50 Jahr alt, zeigte noch Reste ehemaliger Schönheit. Sie war ursprünglich die Frau eines Quilolo, der eine Cafila (Karawane) nach Tete führte. Der alte Mann war sehr nachsichtig und die junge Frau äußerst liberal, so daß sie, wie die Chronique scandaleuse berichtet, in Tete Europäern, Mulatten und Negern sehr viel Gunst erwies, und auf der Reise auch die Cazembe-Leute sich nicht über Prüderie zu beklagen hatten. Als ihr Ruf den Kaiser erreichte, bekam er Lust sie zu seiner Gemahlin zu erheben, und in Folge dessen fand ein reichliches Blutvergießen statt. Abseits von der Stadt stehen am See vier große Paläste, wohin sich zu Zeiten geschlechtlichen Unwohlseyns die vier Kaiserinnen zurückziehen, weil es dann gegen die Etikette ist mit dem Cazembe das Serail zu bewohnen. Die Sitten des Volkes unterscheiden sich wenig von denen der Nachbarstämme, nur beobachten sie streng die Regel heimlich zu essen. Der Eroberer des Landes war ursprünglich ein Feldherr des Muatianfo, der ihn gegen Osten geschickt hatte, um bis zu den Besitzungen der Europäer an der Mozambiqueküste, von denen er Kunde erhalten, vorzudringen. Der siegreiche Eroberer blieb aber am See Mofo stehen und unterwarf die Messiras. Von ihm in fünfter Descendenz stammte der damalige Cazembe. Die Oberherrschaft des Muatianfo wurde mehr und mehr nominell; als Zeichen der alten Abhängigkeit hat sich aber doch das Hausgesetz erhalten, daß der Thronfolger von einer Frau aus dem Westen geboren werden muß. Das Reich des Cazembe wird von muhammedanischen Negern aus Sansibar besucht, die handeltreibend nach dem Westen vordringen. Man fand nicht nur solche Leute in Lunda, sondern auch den Kaiser im Besitz sehr vieler europäischer Artikel, die von jener Küste ihm zugegangen waren. Sollte sich bestätigen, was unsre Quelle behauptet, daß die Berge in der Nähe von Lunda außerordentlich reich an Kupfererzen und an Zinnober seyen, so würden werthvolle Tauschartikel für Handelsverbindungen sich dort gewinnen lassen. Den nächsten Aufschluß über jene Gebiete haben wir jetzt durch Lieutenant Burton von der indischen Armee zu erwarten, der von Sansibar nach Westen ins Innere vorgedrungen ist, um den berüchtigten Njassa-See zu entdecken.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 15. 9 April 1858.

Loftus' Forschungen im südlichen Babylonien.

(Von Prof. Fr. Spiegel.)

Die wichtigen Resultate, zu welchen die Entdeckung der altassyrischen Paläste in den Trümmerhügeln bei Mosul geführt hat, zeigen nicht bloß unmittelbar, sondern auch mittelbar ihren Einfluß in immer weiteren Kreisen. Längst schon beschränken sich die Nachforschungen nicht mehr auf das alte Assyrien allein, Babylon, Susiana, Kleinasien werden jetzt in gleicher Weise durchforscht, und voraussichtlich müssen über kurz oder lang auch die allem Anschein nach sehr bedeutenden Ruinen des alten Iran eine genaue Beachtung erfahren, über die wir bis jetzt nur ungenügende und flüchtige Notizen besitzen. Die Bereicherung welche durch diese Untersuchungen der ältesten Geschichte der Menschheit noch zu Theil werden wird, läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen, bedeutend ist sie gewiß. Zunächst ist es der altbabylonische Staat, der jetzt eine gesteigerte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, über dessen Cultur ein günstigeres Geschick gewaltet hat, als man noch vor wenig Jahren zu glauben geneigt war. Ruinen, denen von Ninive ähnlich, führen uns diese Cultur zum Theil lebendig wieder vor Augen, und die altbabylonischen Schriftwerke, die in arabischer Uebersetzung erhalten und jetzt aus den Bibliotheken hervorgezogen sind, wo sie bisher kaum beachtet lagen, werden, wenn einmal bekannt gemacht, die Lücken ausfüllen welche der Mangel an größern Inschriften sonst lassen dürfte. Einstweilen sind es die höchst verdienstlichen antiquarischen Forschungen allein, die uns noch beschäftigen können. Wir verdanken sie dem Engländer Loftus, der als ein Mitglied der persisch-türkischen Gränzregulirungs-Commission in den Jahren 1849—54 unter den günstigsten Umständen die Gegenden des südlichen Chaldäa bereiste und seine Muße zu Ausgrabungen verwendete. Sind die Ergebnisse auch weniger glänzend als die in Ninive, so sind sie darum doch nicht weniger wichtig und dürfen nicht unterschätzt werden.

Die Erforschung des Ländergebietes im Süden von Bagdad ist nicht bloß in antiquarischer, sondern auch in geographischer Hinsicht sehr dankenswerth. Man darf nur Ritters Geographie zur Hand nehmen um sich von der Dürftigkeit der frühern Berichte über jene Länder zu überzeugen, die kaum ein europäischer Fuß betreten hat, denn die wenigen Reisen durch diese Gegenden sind — mit einer einzigen Ausnahme — zu Wasser gemacht worden, vom Lande selbst wurde also nur beschrieben was vom Strome aus zu sehen möglich war. Die Reise von Loftus ist die erste die den Namen einer Landreise in jenen Gegenden verdient, die noch im Mittelalter für die Cultur von Bedeutung waren, wie die Namen von Städten: wie Hira, Kerbela, Kufa, Basra bezeugen können. Das Land zu beiden Seiten der Ströme, des Euphrat sowohl als des Tigris, ist in dem Besitze von wandernden Araberhorden. Am westlichen Ufer des Euphrat wohnen die Khuzail, nach Loftus Ansicht eines der thätigsten und betriebsamsten unter den Völkern die das heutige türkische Reich bewohnen. Ungeachtet ihres Fleißes befinden sie sich jedoch durch die schlechte türkische Verwaltung in einem sehr elenden Zustande. Der hier ganz in der Niederung dahinströmende Euphrat sendet nach beiden Seiten unzählige Canäle, die zur Bewässerung des sonst unfruchtbaren Landes von großer Wichtigkeit sind. Der bedeutendste von seinen westlichen Canälen ist der Hindiya. Er zweigt sich etwa 16 engl. Meilen vor dem Beginne der Ruinen von Babylon vom Hauptstrome ab, an einer Stelle wo sich das natürliche Bett des Euphrat etwas gegen Osten wendet. Wenn der Strom sehr mit Wasser gefüllt ist, so durchbricht er gerne die künstlichen Schranken, die ihm am Eingange dieses Canales gesetzt sind, und ergießt die Hauptmasse seiner Gewässer in denselben. Dieß hat zur Folge daß dem eigentlichen Strombette das nöthige Wasser entzogen und das östliche Ufer dadurch unfruchtbar wird, denn wie der Hauptstrom, so leiden auch alle die kleinen Canäle die von ihm ausgehen. Die Einkünfte des Paschaliks Bagdad kommen zumeist aus diesen südlichen Districten, die Paschas machen es sich daher zur steten Sorge, jene künstlichen Schranken aufrecht zu erhalten und große Summen wurden darauf verwendet, bis jetzt mit schlechtem Erfolge. Noch zu Anfang des jetzigen Jahrzehents hat der Pascha einen neuen Canal von 120 Fuß Breite, etwas oberhalb der Mündung des alten graben lassen, und sich dadurch die Möglichkeit geschaffen einen neuen starken Damm am Eingange des Hindiya aufzuführen und den Eintritt des Wassers in denselben durch eine Schleuße zu regeln. Aber bereits im J. 1854 überwand der Strom alle ihm gesetzten Hindernisse und fließt jetzt zum größten Theil gegen Westen in einem Strombette von 150 Fuß Breite, zwischen Ufern deren Höhe von 10 bis 20 Fuß wechselt. Er fließt in den großen Süßwassersee Nedschef, der im Sü-

den zwei Ausgänge hat: Shat-el-Khuzif und Shat-el-Atchan, beide Ausflüsse vereinigen sich später wieder und führen dann bloß den letztern Namen. Von diesem Shat-el-Atchan fließen wieder fünf Ströme aus, die zusammen den Huran bilden, der sich nach einem Laufe von 30 (engl.) Meilen wieder mit dem Shat-el-Atchan vereinigt. Alle diese Ausflüsse bilden den sogenannten Semava-Arm des Euphrat und sind alle schiffbar, wenn der Hindiya geöffnet ist, auf ihnen werden die Güter von Basra nach Hilla geschafft. Bei dem jährlich stattfindenden großen Steigen des Euphrat wird die ganze Strecke von Behr Nedschef bis Semava vollkommen unter Wasser gesetzt. Hier sind die Paludes Babyloniae, von denen die Alten sprechen.

Das westliche Ufer des Euphrat ist aber nicht der für den Alterthumsforscher interessante Theil seines Laufes, die Ruinen finden sich in dem Landstriche der zwischen dem Euphrat und Tigris unterhalb Bagdad liegt, ehe die beiden Ströme bei Korna sich vereinigen. Dieser Theil wird von den Arabern Dschesira d. i. die Insel genannt, und gerade hier ist eine Reise mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Das Land zwischen den beiden Strömen ist nämlich äußerst sumpfig und von unzähligen Canälen durchzogen. Der bedeutendste, der Jussufiya geht einige Meilen oberhalb der Stadt Diwaniya vom Hauptstrome ab und theilt sich bereits 17 engl. Meilen von seinem Ursprunge in drei Hauptströme, deren bedeutendster unter dem Namen Shat-el-Kahr die Insel durchzieht und in dem Shat-el-Hia, welcher im Süden den Euphrat mit dem Tigris verbindet, sein Ende findet. Das Wasser dieser Canäle setzt zu manchen Zeiten das nur wenig über das Ufer erhabene Land vollkommen unter Wasser. Dieß geschieht namentlich im Frühling und Sommer, wo die Mündung des früher genannten Canals Hindiya geschlossen ist. Alles Land vom 32sten Grade an ist dann in einen großen Sumpf verwandelt und kann nur in Terradas d. h. Booten aus Teakholz bereist werden, auf welchen die Eingebornen die Verbindung unter den einzelnen etwas höher gelegenen Landstrichen aufrecht erhalten. Die ungemein große Hitze macht, außer diesen Ueberschwemmungen, die Reise durch diese Gegenden für einen Europäer unthunlich. Noch weniger ist der Herbst zu einer solchen Reise geeignet, denn, obwohl die Wasser um diese Zeit rasch abnehmen, so würde doch das nun ausbrechende Sumpffieber, das jeden ergreift der nicht an das Klima gewöhnt ist, voraussichtlich den kühnen Reisenden hinwegraffen. Es bleibt somit nur der Winter als die einzige passende Zeit, und auch da ist die Reise nicht ohne Gefahr. Die Temperatur wechselt in dieser Gegend außerordentlich, auf die drückende Hitze des Sommers folgt schnell eine empfindliche Kälte, denn die über den salpeterhaltigen Boden hinstreichenden Winde erhalten von diesem einen sehr niedrigen Temperaturgrad. Dieselben Landstrecken die noch vor wenig Monaten ganz unter Wasser standen, sind nun vollkommen wasserlos, und man begegnet auf einem Raume von 2—3 Tagereisen kaum einem einzigen Brunnen.

So wenig wie die Beschaffenheit des Bodens ist der Charakter der Araberstämme einladend, welche ihn bewohnen. Diese, die sich in diesen Sumpflandschaften vollkommen heimisch und sicher fühlen, wachen argwöhnisch über ihre Freiheit, und betrachten namentlich alle die sie besuchenden Fremden mit entschiedenem Mißtrauen. Die Macht der türkischen Paschas über diese Stämme ist fast nur nominell und bietet daher dem Reisenden so gut als keinen Schutz. Von den vielen größern und kleinern Stämmen, die sich auf diesen Landstrichen umhertreiben, scheinen die folgenden die bedeutendsten zu seyn. Bis in die Mitte der Dschesira vom Euphrat an und östlich bis über den Tigris hinaus wohnen die Affedsch-Araber (nach Loftus, Layard nennt sie Affaidsch), die aus etwa 3000 Familien bestehen und zwei Scheichs untergeben sind. Die Ruinen von Niffer liegen in ihrem Gebiete. An das Gebiet der Affedsch-Araber stößt das der Beni Rechab, die mit den mächtigen im Süden wohnenden Muntefik-Arabern verbündet sind. Der Charakter dieser beiden Stämme zeigt eine bedeutende Verschiedenheit. Während der Affedsch-Araber freundlich und mittheilend ist, sind dagegen die Beni Rechab finster und mürrisch, voll von Argwohn gegen die Fremden, es dürfte kaum gerathen seyn sich auf ihr Gebiet zu begeben ohne des Schutzes ihres Scheichs gewiß zu seyn. Darum ist auch die bedeutende Ruine innerhalb ihres Gebietes, Bismiya, bis zur Stunde noch nicht untersucht. Das Gebiet der Beni Rechab erstreckt sich von der Gränze der Affedsch an südlich bis zu den Ruinen von Hammam, westlich bildet der Euphrat die Gränze, östlich geht es noch über den Tigris hinaus. Von da südwärts wohnen die Muntefik, oder üben doch wenigstens ihre Herrschaft und ihren Einfluß über die kleinern Stämme aus. Mit Ausnahme von Niffer liegen alle die bis jetzt besuchten Ruinen: Hammam, Tel Ede, Warka und Sinkara, auf einem Striche des Wüstenbodens, der etwa 10 engl. Meilen breit ist und sich im Süden von Warka in nordöstlicher Richtung bis an die Sümpfe der Affedsch-Araber erstreckt. Es liegt dieser Strich etwas höher als das übrige Land, und ist darum den Ueberschwemmungen nicht ausgesetzt, aber ausgenommen von November bis März wegen Ueberschwemmung des umliegenden Landes vollkommen unnahbar. Gegen Süden und Osten bildet das chaldäische Land nur eine fortgesetzte Masse von Sümpfen, aus denen sich nur hie und da wie Inseln einige höher gelegene Punkte erheben. So lange die Ueberschwemmung dauert, wachsen Schilf und Riedgras an den Gränzen des Wassers, einige Tamarisken sind hie und da auf den höher gelegenen Punkten zu sehen. Sobald aber das Wasser sich verlaufen hat, stirbt die Vegetation rasch ab, und nach einigen Wochen sind das vertrocknete Gras und die blätterlosen Zweige die einzigen Spuren des frühern Wachsthums. Die Ruinen dieser wüsten Gegend beschloß nun Loftus nach Umständen einer mehr oder minder eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Er begann mit Niffer, der am nördlichsten gelegenen Ruine. Sie ist schon von Layard besucht worden, dessen frühere von der Ungunst der Verhältnisse unterbrochene Forschungen wir schon in diesen Blättern erwähnt haben. Es haben alle diese südbabylonischen Ruinen einen eigenthümlichen, aber gemeinsamen Charakter. Sie unterscheiden sich von den assyrischen durch die Abwesenheit der Sculpturen; die Beschaffenheit des Materials, das zu Kunstwerken wenig geeignet war, mag die Schuld daran tragen. Alle die hier entdeckten Ruinen sind von Höfen umgeben; bei Nachgrabungen hat man Tausende von Särgen gefunden, nebst Urnen und sonstigen Behältern, in welchen Leichname verwahrt wurden. Es scheinen also diese Ruinen früher die Leichenhöfe eines ziemlich ausgedehnten Districts gewesen zu seyn, denn die Zahl der entdeckten Leichen ist zu groß, als daß man annehmen könnte sie rührten bloß von den alten Bewohnern des Landes selbst her. Allem Anschein

nach war dieß südbabylonische Land aus irgend einem Grunde ein heiliger Boden, in dem zu ruhen man für ein Glück betrachtete. Nicht unmöglich sogar, daß selbst von Assyrern die Todten hieher geschafft wurden, denn in Assyrien selbst hat man mit Ausnahme des Gebäudes welches Layard für das Mausoleum des Ninus halten will, noch keine Gräber entdeckt, es müssen also wohl die Todten anderswohin gebracht worden seyn, falls sie wirklich begraben und nicht auf eine andere Art beseitigt wurden. Ein Umstand kann noch dazu dienen die Annahme von der alten Heiligkeit dieses Bodens wahrscheinlich zu machen. Nicht sehr weit abliegend (am westlichen Ufer des Euphrat) befinden sich die beiden Begräbnißstätten Kerbela und Meschdsched Ali, wohin noch heute die schiitischen Perser von weither ihre Todten bringen und große Summen für den Ankauf von Begräbnißplätzen zahlen, alles weil der Sohn Ali's, Hussein, hier begraben seyn soll, eine Thatsache die nichts weniger als gewiß ist. Es ist aber nicht unmöglich daß sich, wie öfter, in dieser Sitte ein alter heidnischer Gebrauch in den Islam herüber gerettet hat.

Um nach Niffer zu gelangen, hatte Loftus nicht weniger Schwierigkeiten zu überwinden als Layard, denn der Ort gilt bei den abergläubischen Arabern als ein Sammelort der bösen Geister, und sie besuchen ihn nur höchst ungern. Ein alter jetzt ausgetrockneter Canal des Euphrat, Niliya, den noch Abulfeda kennt, hat Spuren in dieser Gegend zurückgelassen. Die Ruinen von Niffer bilden eine hohe Terrasse, die durch einen Canal von 120 Fuß Breite in zwei Theile getheilt ist. Im Centrum der Terrasse sind die Ruinen eines aus Backsteinen aufgeführten Thurms, dessen Ueberbleibsel jetzt einen kegelförmiger Hügel von 70 Fuß Höhe bilden. Der westliche Theil der Ruinen hat nichts auffallendes. Einige hundert Schritte im Osten der Ruinen bemerkt man niedrige, aber fortlaufende Erdhügel, es sind die Spuren der Mauer, die früher das ganze Gebäude eingeschlossen zu haben scheint. Die Ruinen sind noch so gut als unerforscht; doch haben die wenigen Ausgrabungen, die Layard in ihnen zu veranstalten Gelegenheit hatte, einstweilen gezeigt welcher Art die Entdeckungen seyn dürften, welche spätern Forschern zu machen vorbehalten sind. Nur wenige Schuhe in der Erde stieß derselbe auf Särge, es war also auch hier ein großer Leichenacker. Layard hat diese Leichen für nachbabylonisch halten wollen, ohne einen besondern Grund dafür zu haben; Rawlinson dagegen sieht in Niffer die in der Bibel erwähnte Stadt Calne. Diese Ansicht dürfte noch sehr der Bestätigung bedürfen.

Die zweite Ruine welche Loftus besuchte, liegt weit südlicher als Niffer. Drei Tagreisen unterhalb der am Euphrat gelegenen Stadt Diwaniya betritt man eine Ebene, die von den Arabern Es-Sahain genannt wird, und eine Tagreise weiter, parallel mit dem Canal Shat-el-Kahr, liegt die Ruine Hammam. Dieselbe hat etwa eine engl. Meile im Durchmesser, die Höhe beträgt ungefähr 50 Fuß. Offenbar war es ein großer Thurm, ähnlich dem Birs Nimrud bei Babylon; er scheint früher viereckig gewesen zu seyn, hat aber durch die Einflüsse der Witterung so sehr gelitten daß seine wahre Gestalt nicht mehr erkennbar ist. Für die Ansicht daß dieser Thurm früher ein Tempel gewesen sey, scheint zu sprechen daß man ein Götzenbild unfern der Ruinen gefunden hat, aber sehr verstümmelt. Es ist eine Statue von schwarzem Granit, mit ziemlicher Kunstfertigkeit ausgeführt. Die Hände scheinen das Gewand festgehalten zu haben, das nachlässig über die linke Schulter geworfen war; die rechte Schulter ist nackt und mit Keilschrift bedeckt, welche aber jetzt unleserlich geworden ist, Kopf und Arme sind verloren gegangen. Es scheint nicht als ob Hammam in spätern Zeitern von andern Völkern noch bewohnt worden sey; es ist darum sehr zu bedauern daß Loftus aus Mangel an Zeit an diesem Orte keine Ausgrabungen versucht hat. Sechs engl. Meilen von Hammam entfernt, und von da aus leicht sichtbar, liegt eine dritte Ruine: Tell-Ede oder Yede. Sie ist schon innerhalb der Gränzen des Stammes der Muntefik-Araber. Tell-Ede ist ein großer künstlicher Berg von etwa 90 Fuß Höhe und hat 2500 Fuß im Umfang. Die Form ist unregelmäßig, der höchste Punkt befindet sich im Nordosten. Ob Alterthümer in diesem Berge verschüttet liegen, muß erst die Zukunft lehren. Von hier wandte sich Loftus noch südlicher, zu der bedeutendsten der bis jetzt bekannten babylonischen Ruinen, nach Warka. In eigenthümlicher Größe liegt diese Ruine in ihrer Einsamkeit. Meilenweit im Umkreis ist nichts lebendes wahrzunehmen. Kein Fluß fließt in der Nähe, kein grüner Baum wächst bei diesen Ruinen, selbst der Schakal und die Hyäne scheinen sie zu meiden. Selten ist ein arabisches Zelt oder eine Heerde Vieh von da aus zu bemerken; die Araber, mit Ausnahme des Tuwaibastammes, meiden den Ort, welchen sie als den Aufenthalt von bösen Geistern ansehen. Bei heiterem Wetter erblickt man in der Ferne die Windungen des Euphrat, sonst gewähren die Ruinenhügel von Tell-Ede im Nordosten und von Sinkara im Südosten die einzigen Anhaltspunkte die das Auge in dieser öden Gegend finden kann. Steht man nun aber auf der höchsten Erhebung im Centrum auf dem Buwariyahügel, so staunt der Beschauer über die ungeheuren Ruinen zu seinen Füßen. Die Spuren eines Erdwalles, Ueberbleibsel einer früheren Mauer, schließen dieselben in einem nicht ganz regelmäßigen Kreise von etwa 6 engl. Meilen im Umfang ein. Diese Mauerreste sind an manchen Stellen 40 Fuß hoch. Eine ausgedehnte Erhebung mit Hügeln verschiedener Größe, die, verbrannt von der Sonne, durch den Regen mit unzähligen Rissen durchfurcht sind, zieht sich von Norden nach Süden durch den eingeschlossenen Raum hin und füllt den größten Theil desselben aus. Wie in Niffer, trennt ein breiter Canal die Erhebung — die von 20—50 Fuß wechselt — in zwei Theile. Abgesondert von der großen Masse liegen noch einzelne mächtige Trümmerhaufen in dieser Umzäunung.

In diesen Ruinen war es nun die Absicht des Reisenden ähnliche Forschungen anzustellen und Ausgrabungen zu veranstalten wie dieß Layard zu Ninive gethan hatte. Der Boden gehörte zum Gebiete des Scheichs der Muntefik und war von den Madan-Arabern bewohnt. Diese zählen zu den wildesten und unbändigsten aller Araberstämme am Euphrat. Die Schammar und Dschebur, die Layard bei seinen Ausgrabungen in Ninive benützte, sind gebildet zu nennen im Vergleich zu diesen Arabern. Loftus hält sie für wenig besser als ihre Heerden. Die kleinen Städte am Euphrat Suk-es-Scheiukh und Semava sind die größten Residenzen die sie kennen, denn Basra und Bagdad liegen schon außer ihrem Gesichtskreise, den Sultan und seine Hauptstadt kennen sie nur vom Hörensagen. Aehnlich den Hyänen und Schakalen schlagen sie ihre Lager an den Begräbnißplätzen auf, sie graben in den Ruinen und zer-

trümmern die Särge, um die wenigen in ihnen verborgenen Schmuckgegenstände zu erbeuten. Diese werden nun für eine Kleinigkeit an umherziehende Juden verkauft, oder sie dienen zum Schmuck für ihre Frauen. Bei allen Fehlern — Unbeständigkeit und Neigung zum Diebstahle sind die hervorragendsten — haben sie auch wieder eigenthümliche Tugenden, Freundlichkeit und gute Laune zeichnen sie vortheilhaft vor den benachbarten Araberstämmen aus. Unter diesen Menschen mußte sich Loftus entschließen für einige Zeit zu leben. Ausgerüstet mit einem Geleitsbriefe von dem zu Suk-es-Scheiukh lebenden Häuptlinge der Muntefikaraber kam er im Winter 1854 nach Warka, in Begleitung der Tuwaiba, eines Stammes der Madan. Diese waren auch angewiesen ihm bei seinen Unternehmungen hülfreiche Hand zu leisten.

(Schluß folgt.)

Natur und Menschen in Paraguay und den La-Plata-Staaten.

(Fortsetzung.)

Wer an einem frischen Herbstmorgen in England Zeuge von einem Jagdrendezvous gewesen, und die lustigen Barone von Altengland mit ihrem stattlichen Gefolge auf der Haide hat herantraben sehen, wird das Bild allgemeiner Lust sobald nicht vergessen.

Die eleganten rothen Jagdröcke, die stattlichen Renner, die ihren Besitzern oft Tausende gekostet haben, das ihren großgeschlitzten Augen entsprühende Feuer, ihr Schnauben und Wiehern, das leichte geschmackvolle Reitzeug, die zahlreiche Dienerschaft, deren rosige Gesichter bis zu den Hundewärtern herab Zeugniß geben daß englischer Comfort ihnen nicht minder bekannt ist als ihren stolzen Gebietern; die Scherze womit die Nachzügler von den auf dem Platze ihrer Harrenden begrüßt werden, wobei an solchen Tagen erlaubterweise dieser oder jener kräftige Nationalfluch mitunterläuft — kurz das große Ensemble eines Bildes von eben so natürlicher Frische als hoher Eleganz dürfte unter den aus der Fremde in die Heimath mitgebrachten Reminiscenzen gewiß eines der letzten seyn die man vergißt. Hat man aber etwa als Theilnehmer der wilden verwegenen Jagd auch Gelegenheit gehabt die Tollkühnheit und Behendigkeit dieser Jäger zu bewundern, die sich auf die Gefahr hin beim Sprung über einen hohen Zaun gespießt zu werden, dort beim Satz über eine gähnende Kluft den Hals zu brechen, oder beim Durchschwimmen eines Stromes des kalten Wassers zu viel zu trinken, im unaufhaltsamen Nachjetzen nicht beirren lassen — dann wird man dem Muthe dieser meist den höchsten Familien entsprossenen Jägern die Anerkennung nicht versagen können.

Wenn man nun aber am Ende des glorreichen Tages, der im glücklichen Falle nur einige Beulen oder ein paar gebrochene Rippen gekostet hat, das Resultat — den armen zu Tode gehetzten Fuchs gesehen, dann wird man begreifen weßhalb der jagdlustige Britte, sobald er in Indien oder im südlichen Amerika die so anregenden großartigen Jagden auf Hochwild und reißende Thiere mitgemacht hat, sich eben so schwer wie sein Landsmann, der passionirte Fischer, von den gewohnten Revieren zu trennen vermag. Man wird es nicht länger als etwas besonderes betrachten, wenn man fast überall in solchen transatlantischen Gebieten, wo es noch etwas Großes zu jagen gibt, neben den eingebornen Jägern auf Engländer stößt, welche die Wege durch die dicken Wälder wie durch die einsame Steppe fast eben so genau wie die Eingebornen zu finden wissen. So trifft man auch hin und wieder in den Revieren der Laplata-Staaten, wo die genannten großen Hirscharten noch in ziemlicher Menge, hin und wieder auch noch schöne Exemplare ihrer grimmigsten Feinde, der blutgierigen Pumas, gefunden werden, solche abenteuernde englische Jäger, die lange Zeit, oft Jahre, nicht selten unter den größten Entbehrungen, unverdrossen die Fährten jener Thiere verfolgen. Bei diesen eben so anstrengenden, als mitunter auch gefahrvollen Jagden offenbart sich die den Britten angeborene Ausdauer und ihr kaltblütiger Muth. Sie kommen dabei nicht leicht zu Schaden, und selten kehren sie Abends ohne gute Beute heim, sobald sie die nöthige Erfahrung gemacht haben, zu deren Erlangung sie so leicht nichts verdrießt.

„Die schönsten Erfolge" — so erzählte mir vor Jahren ein edler Schotte, Sir Archibald Sinclair, der zur Abwechselung mit seinen vaterländischen Gebirgsjagden ein volles Jahr, nur von einem treuen Diener und einem kundigen Indianer begleitet, zu Pferd und zu Fuß die Reviere zwischen den Flüssen durchzogen hatte — „die größte Lust, sagte er, pflegte ich dann zu haben, wenn irgend ein zufälliger Steppenbrand die wilden Bewohner der Wüste im tollen Jagen und im wunderlichsten Gemisch zu einem Fluß hinabtrieb, oder zu einer der dichtverschlungenen Waldungen, wo ich in Erwartung der Dinge eine sichere Stellung eingenommen hatte, während das dichte Gehäge der saftigen Stämme dem wellenden Feuermeer allmählich einen Damm entgegenstellt. An einem solchen für mich immer ganz besonders interessanten Tage waren der Edelhirsch und der Puma, die Anaconda und der Guazu Bici die besten Freunde; man sah nur allgemeine Entmuthigung wo sich ihre Blicke etwa begegneten. Ermattet von der wilden Flucht brachen sie nicht selten neben einander zusammen. Nach Belieben konnte man zu solchen Zeiten sein Ziel nehmen, ohne Gefahr angegriffen oder beim Verlassen des Anstandes verfolgt zu werden. Aechzend oder brummend suchten sie in weiterer Entfernung einen Ruheplatz auf, wo sie sich mit matten Blicken und keuchendem Athem noch lange verdutzt ansahen, bis endlich die Nacht ihre Schatten auf sie herabsenkte." — So der kühne Britte, dessen Mittheilungen ich manche der hier gegebenen Darstellungen verdanke.

Die Familie der Katzen ist, so viel mir bekannt wurde, durch neun Arten vertreten. Die größte und gefährlichste ist die Yaguarette, mitunter Puma, auch Tiger genannt. Er ist fast fünf Fuß lang ohne den Schwanz, der gegen zwei Fuß mißt. Seine Zähmung ist ein schweres, oft vergebliches Unternehmen. Er ist stärker und raubgieriger als der Löwe, und tödtet nicht allein jedes ihm

vorkommende Thier, sondern er vermag selbst ein Pferd oder einen Ochsen unzerrissen an die Stelle des Waldes zu schleppen, wo er sein Mahl verzehren will. Man hat ihn mit seiner Beute beladen durch einen Fluß schwimmen sehen. Er schwingt sich mit einem gewaltigen Satze auf ein Pferd oder auf einen Stier, setzt ihm eine Pranke in den Nacken, greift mit der andern die Schnauze und dreht ihm in einem Augenblick den Hals um. Er ist gewandt im Laufen, lebt einsam, fischt auch zu Zeiten bei Nacht, aber nur in stehenden Gewässern oder Landseen. Durch seinen Speichel den er ins Wasser fallen läßt, zieht er die Fische herbei, welche er mit einem Schlage seiner Tatze aus dem Wasser wirft. Er bringt den Tag im Innern der Wälder oder im hohen Grase der Steppen zu. Er fürchtet niemand, und wie viele Jäger ihm auch zuweilen entgegenstehen mögen, nähert er sich ihnen, ergreift nicht selten einen seiner Verfolger, und fängt an ihn zu fressen, ohne ihn vorher zu tödten. Deßhalb ist die Jagd dieses Raubthieres im offenen Terrain eine der gefährlichsten. Zuweilen sucht er Zuflucht auf einem Baum, aber erst dann, wenn er durch das Bellen vieler Hunde betäubt ist, kann man in der Nähe auf ihn schießen. Man braucht oft viele Koppeln Hunde um ihn dahin zu bringen. Gute Tigerhunde werden daher in jenen Gegenden sehr geschätzt und gut bezahlt, und mit den Hirtenhunden außer Berührung gehalten, um ächte Race zu erzielen. Man hat hin und wieder behauptet daß diese Hunde von den Bluthunden abstammten, deren sich die ersten Spanier in Amerika bei Verfolgung der Indianer bedienten. Ich lasse es dahin gestellt seyn was wahr an dieser Ueberlieferung ist.

Ein zu derselben Familie gehörendes Thier, im Lande Chibi-Guazu genannt, das an Gestalt und Farbe dem Panther ähnlich ist, mißt 3 Fuß ohne den etwa 13 Zoll langen Schwanz. Der Chibi lebt paarweise und verbirgt sich am Tage. Er tödtet alle Thiere die kleiner sind als er. Wenn er das Fleisch von gewöhnlichen Katzen frißt, bekommt er die Räude. Das weibliche Thier wirft zwei Junge, die sich, früh eingefangen, leicht zähmen lassen.

Eine merkwürdige Thiergattung von der Gestalt des Iltis, aber viel größer, lebt von kleinen Thieren, und verschmäht auch Schlangen und Eidechsen nicht, wenn sie der Hunger treibt. Die größere Art, Huron genannt, ist 22 Zoll lang ohne den Schwanz, welcher 13 Zoll mißt. Diese Thiere wohnen in Höhlen, wo sie auch ihre Jungen aufziehen, bis sie im Stande sind selbst nach Nahrung auszugehen. Wenn man das Thier reizt, verbreitet es einen sehr starken Bisamgeruch. Dieselbe Erscheinung nimmt man bei dem kleinen Huron wahr. Eine andere Art, Zorillo in jenen Ländern genannt, scheint auf niemand zu achten und flieht nicht; sobald es aber merkt daß es verfolgt wird, zieht es sich zusammen, schlägt den Schwanz über den Rücken, und schleudert ohne zu fehlen auf jeden der ihm auf Klafterentfernung nahe kommt, eine Feuchtigkeit von so durchdringendem abscheulichen Geruch, daß Menschen und Hunde zurückweichen ohne dem Thiere nahen zu können. Man muß die Kleider wegwerfen, wenn nur ein Tropfen darauf gefallen, weil der Gestank nicht herausgebracht werden kann so oft man es auch waschen wollte. Selbst Anwendung starker Lauge hat nichts auf solche besudelte Kleidungsstücke vermocht. Man spürt den Geruch in weiter Entfernung. Diese widerwärtige Feuchtigkeit ist in einem Beutel enthalten, der sich neben dem Harnwege befindet und, wie allgemein angenommen wird, zugleich mit dem Harn abgeht. Es hat übrigens dieses Thier wegen dieser Eigenschaft die Nachstellung nur weniger Feinde zu befürchten, unter diesen einer Schlangenart, die sich aus dem Geruche nichts zu machen scheint; übrigens geht es ruhig seines Weges bei Tag und bei Nacht, da wo andere kleinere Waldbewohner stets auf der Hut seyn müssen.

Wo es der Ameisen so viele gibt, da fehlt es auch nicht an Thieren die mit dem Ueberflusse aufräumen. Dahin gehören der Nurumi (Myrmecophaga jubata); er lebt einsam an feuchten Orten, und da seine Nahrung fast ausschließlich aus Ameisen besteht, ist er der größte Vertilger dieser lästigen Insecten. Ein Gehülfe ist der Kaguare (Myrmecophaga tetradactyla), aber er liebt auch den Honig, und wird deßhalb von den Bienen nur ungern gesehen.

Die Affen in Amerika kommen an Größe denen in Afrika nicht gleich. Man kennt drei Arten in den La-Plata-Staaten, den Caraya, simia fatuella,[1] den Cay, simia flava, und den Miriguina, dessen systematischer Name mir unbekannt ist. Die erste Art lebt nur in großen Wäldern, wo ihrer vier bis zehn zusammenwohnen, welche von einem männlichen Individuum regiert werden, das sich stets die höchste Stelle bewahrt. Sie gehen von einem Baum zum andern, ohne zu springen oder sich zu schaukeln, sondern langsam und gar bedächtig, weil sie trauriger und ernster Natur sind. Jedes Männchen hat mehrere Weibchen. Wenn man sich ihnen nähert, lassen sie aus Furcht ihren Unrath fallen. Indianer und Spanier essen das Fleisch dieser Affen, welches Aehnlichkeit mit dem Kalbfleisch hat. Man hört das widrige Geschrei der Carayas stundenweit. Das männliche Thier ist 14 Zoll lang, ohne den Schwanz, der nicht kürzer ist.

Der Cay, welcher ebenfalls in den Wäldern wohnt, ist das Gegentheil jenes ersten Affen, leicht, lebhaft, voller Muthwillen und unaufhörlich in Bewegung. Er lebt paarweise und springt leicht von einem Baum zum andern. Er hält sich mit dem Schwanze.

Der Miriguina, welcher ebenfalls auf den Bäumen lebt, sich aber nicht mit dem Schwanze hält, hat ein plumpes, einfältiges Ansehen. Man findet ihn westlich vom Paraguaystrome sehr häufig. Er gehört zu denen welche wegen ihrer Ausdauer am häufigsten nach Europa gebracht werden, die aber in den Menagerien am wenigsten gefallen, weil sie mit ihren stupiden Gesten an die unglücklichen Bewohner eines Irrenhauses erinnern.

Die wilden Pferde, welche in großer Menge vom 30sten Breitengrade an nach Süden hin angetroffen werden, sind die Nachkommen derer welche durch die ersten Eroberer aus Spanien eingeführt wurden. Sie haben nicht mehr den stolzen Wuchs und die Stärke der andalusischen Race, aber sie sind behender als diejenigen von denen sie abstammen. Diese Pferde streifen in Heerden von Tausenden durch die Ebenen. Es ist als eine besondere, möglicherweise im Instinct ihre Weideplätze nicht zu verunreinigen begründete, Eigenthümlichkeit dieser Thiere daß sie vorzugsweise die Straßen und Wege aufsuchen um sich ihrer Excremente zu entledigen, wovon man große Haufen antrifft, oft hinreichend eine weite Ackerfläche damit reichlich zu düngen.

[1] Vermuthlich Cebus fatuellus und C flavus. D. R.

Sie sammeln sich in eine dichte Reihe, um im Galopp zahme Pferde anzufallen, sobald sie diese oft in einer Entfernung von Stunden gewahr werden. Sie laufen an ihrer Seite, wiehern sie lustig an, und nehmen sie am Ende mit sich, ohne daß die andern den mindesten Widerwillen dagegen äußern. Sie fallen selbst Reiter an, begnügen sich aber vor ihnen herzulaufen. Die Landesbewohner verfolgen diese Wildlinge wie anderes Raubzeug, um sie von ihren Gestüten abzuhalten, weil diese die zahmen Thiere, zumal die Stuten, entführen würden.

In trockenen Jahren, wenn das Wasser äußerst selten ist, laufen sie wie toll um einen See oder Sumpf aufzusuchen. Sie stürzen sich in den Schlamm, und die zuerst angekommenen Thiere werden von den nachfolgenden jämmerlich zertreten, ja zu Tode gestampft, daher die hohen Haufen von Gerippen nahe den Seen, die manche Reisende anfänglich nicht zu deuten wußten. [1] Alle wilden Pferde sind castanienbraun oder rothbraun, während man bei den zahmen alle Farben findet bis auf Hellschimmel, welche selten vorkommen und sehr theuer bezahlt werden. Der Preis eines schon zugerittenen Pferdes ist in Paraguay 5—6 Dollars, in Buenos-Ayres sind sie noch billiger. In Paraguay kostet eine Stute nebst Füllen selten mehr als 3 Dollars.

Die Pflege dieser Thiere ist sehr schlecht. Man gebraucht sie tagelang ohne ihnen zu fressen zu geben. Ställe sind unbekannter Luxus. Zur Anlegung eines Gestüts wird 25—30 Stuten ein Hengst beigegeben, um den sie sich anfänglich streiten, nachher aber friedlich als ihren gemeinschaftlichen Gemahl ansehen gleich den wilden Pferden. Jeder Hengst hält seine Stuten zusammen, und vertheidigt sie mit den Zähnen und durch Hufschläge. Alle diese Heerden laufen frei umher, ohne daß jemand dabei ist um sie zu hüten und zu zähmen. Von Zeit zu Zeit werden sie alle in ein dazu bestimmtes Gehäge getrieben, wo man die zur Abrichtung auserlesenen herausnimmt, was nicht ohne viele Mühe bewerkstelligt wird, indem man sie zwischen zwei zahme Pferde einklemmt und mit ihnen bis zur völligen Ermattung durch die Ebene jagt. Dieses Experiment wird mehrere Tage hinter einander wiederholt. Wegen des großen Ueberflusses von Pferden kommen Esel nur selten zum Vorschein.

Fast in gleichem Maße findet man auch große Heerden von wilden und zahmen Kühen, die im Bau von dem europäischen Vieh wenig verschieden sind. Es werden jährlich Millionen Häute nach allen Theilen der Welt ausgeführt. Man kann annehmen daß die Rinderheerden alle Bedürfnisse der Landesbewohner befriedigen. Die wilden Heerden leben in Freiheit und vereinigen sich zuweilen mit den zahmen, die dann mit ihnen davonlaufen. Die Farbe der zahmen Kühe ist wie bei den zahmen Pferden verschieden; die wilden sind auf dem oberen Theile des Körpers braunroth, übrigens schwarz. Eine oder die andere dieser Farben ist immer mehr oder weniger vorherrschend. Es ist als eine Merkwürdigkeit zu betrachten daß vor längerer Zeit ein Stier ohne Hörner geboren wurde, dessen ungehörnte Nachkommenschaft sich sehr vermehrt hat. So ist es auch eine besondere Eigenthümlichkeit daß alle von einem ungehörnten Stiere kommenden Individuen ohne Hörner sind wenn es auch die Mutter nicht war, und daß wenn der Stier gehörnt ist, es auch die Nachkommen sind, obgleich die Mutter keine Hörner hatte.

Schafe und Ziegen unterscheiden sich in Größe nicht von den europäischen. Die Wolle der erstern kommt der spanischen gleich, nur weiß man mit der Wäsche noch nicht recht umzugehen, und ist es ein großer Nachtheil beim Verkauf daß die Wolle abgeschnitten, nicht wie in Europa auf dem Schafe gewaschen wird. [1] Sie haben keine Hirten als die Hunde. Diese treiben Morgens die Heerde vom Hofe, führen sie auf die Weide, begleiten sie den ganzen Tag und vertheidigen sie tapfer gegen jeden Angriff. Bei Sonnenuntergang führen sie die Heerde nach Hause, wo sie die Nacht zubringen.

Zu diesen Hütern nimmt man nur Hunde der größten und stärksten Art, etwa wie die polnischen Wolfshunde, mit denen sie überhaupt viel ähnliches haben. Man nimmt sie von der Mutter weg, ehe ihre Augen geöffnet sind, und läßt sie an verschiedenen Schafen saugen, die man zu diesem Zwecke festhält. Sie dürfen nie den Viehhof verlassen, ehe sie erwachsen sind, dann erst läßt man sie mit der Heerde ausgehen. Am Morgen gibt der Herr oder der Oberhirt der Heerde dem Hirtenhunde reichlich zu fressen und zu saufen, weil er sonst, wenn ihn auf der Weide der Hunger ankäme, die Schafe oft schon um Mittag nach Hause treiben würde. Gewöhnlich hängt man ihm auch ein Stück Fleisch um den Hals, aber es darf kein Schaffleisch seyn, denn er würde es, selbst vom wüthendsten Hunger geplagt, nicht anrühren. Diese Hunde sind alle verschnittene männliche Thiere, sonst würden sie die Heerde verlassen um den Hündinnen nachzulaufen, und Hündinnen, wenn man sie zu Hüterinnen gebrauchen wollte, würden andere Hunde herbeilocken.

Auch die wilden Hunde, deren es eine ungeheure Menge südwärts vom 30. Breitengrade gibt, sind Abkömmlinge der von den Spaniern nach Amerika gebrachten Hunde. Sie leben in Schaaren. Vereint fallen mehrere eine Stute oder eine Kuh an um sie in die Flucht zu jagen, während andere das Kalb oder das Füllen tödten. Auf diese Weise richten sie unter den Heerden großen Schaden an, und es ist nothwendig daß auf sie wie auf andere reißende Thiere von Zeit zu Zeit Jagd gemacht wird.

(Schluß folgt.)

[1] Die Umgegend von Coruña bot einst einen ähnlichen Anblick dar, als sämmtliche Reiterregimenter der englischen Armee, die, hart gedrängt vom Marschall Soult, zur Einschiffung genöthigt wurde, am 16 Januar 1809 auf Befehl des commandirenden Generals ihre Pferde tödten mußten, damit sie den Franzosen nicht zur Beute würden.

[1] Es ist das Verfahren wie es noch bis vor wenigen Jahren auf den Schafstationen in Australien beobachtet wurde. Erst nach Einführung deutscher Schäfer und Schafmeister hat die Wolle den hohen Grad von Sauberkeit erlangt die sie durch Waschen des Vließes auf dem Schafe bekommt, und dadurch auch höhere Preise erzielt.

Das Silber im Wasser des Oceans.

(Aus Chambers's Journal.)

Daß die Gewässer des Oceans eine beträchtliche Menge Silbers enthalten, ward zuerst durch die drei festländischen Chemiker erwiesen welche aus theoretischen Gründen auf die Erforschung dieser Frage geleitet wurden. Man nahm eine beträchtliche Menge Meerwasser von der Küste von St. Malo, einige Stunden vom Land entfernt, und schuf sich so das Material für eine Reihe von Versuchen, die folgende Resultate ergaben: Fünfzig Litres Meerwasser lieferten ein halbes Milligramm Silber, so daß in runden Zahlen 100 Kilogramme Wasser 1 Milligramm Silber enthalten. Das Verhältniß des Silbers im Meerwasser ist annäherungsweise 1 Theil auf 100,000,000; eine kubische Meile (englisch) Meerwasser enthält sonach ungefähr 2¾ Pfund avoir du poids Silber. Diese Schätzung läßt sich als ein Minimum betrachten, indem die Experimente nothwendigerweise einigen Verlust im Gefolge haben. Die Gesammtmasse des in den Gewässern des Oceans enthaltenen Silbers wird (nach bekannten Data) auf zwei Millionen Tonnen angeschlagen.

Ganz natürlich drängt sich die Frage auf: woher kam all dieses Silber? Ist es in neuern Zeiten durch Flüsse in den Ocean geführt worden, und rührt es von Abnützung dessen her welches von den Menschen gebraucht wird? oder ist sein Vorhandenseyn darin von älterm Datum? Daß die erstere Muthmaßung ungegründet ist, dürfte sich wohl daraus ergeben daß der angeführte Betrag (2,000,000 Tonnen) wahrscheinlich größer ist als der welcher durch künstliche Mittel herausgezogen worden. Durch besondere Forschungen gelangten die Chemiker zu demselben Ergebniß; sie untersuchten das in sedimentären Schichten vorkommende und aus ehemaligen Salzseen oder Seebecken abgesetzte Steinsalz, und erwiesen hier ebenfalls das Vorhandenseyn von Silber. Man könnte hier vielleicht den Einwurf machen das Silber sey aus benachbarten Felsen in das Salz versetzt worden; allein es scheint, die angeführte Thatsache außer Acht gelassen, wahrscheinlich daß das Vorhandenseyn des Metalls im Meerwasser wirklich alten Datums ist. Man findet Silber auch in den Steinkohlen. Ebenso ist das Vorhandenseyn von Silber auch in verschiedenen chemischen Producten nachgewiesen, zu deren Bereitung man Meersalz verwendet, so z. B. bei kohlensaurem Natron und hydrochlorischer Säure. Eines der interessantesten Resultate aber die man erlangte, ist daß Silber einen nicht unwichtigen Bestandtheil der Thiere und besonders der Pflanzen bildet. Das Blut des Ochsen lieferte Silber, das ohne Zweifel von den Pflanzen herrührte von denen er sich nährte. Das Metall wurde ziemlich reichlich gefunden in der Asche des Holzes verschiedener Bäume, z. B. der Eiche, der Birke, der Buche, der Hagebuche, der Espe, des Apfelbaumes und der Eiche — die alle in beträchtlichen Entfernungen vom Meere wuchsen, so daß das Vorhandenseyn von Silber im organischen Reich aus seiner fast allgemeinen Verbreitung im Mineralreich herzurühren scheint, und daher nicht auf gewisse besondere Bedingungen beschränkt ist. Das Meergras enthält eine verhältnißmäßig sehr große Menge Silber, eine viel größere als das Meerwasser selbst. Mit einigen der gewöhnlicheren Arten wurden Versuche angestellt, so z. B. mit den breiten Fuci, oder dem braunen Meergras, das an der ganzen brittischen Küste, so weit die Fluth hinaufreicht, so reichlich gefunden wird, und die Asche all dieses Grases lieferte durch Abtreiben Silberknöpfe. Fucus serratus, der auf den Sandbänken von Portobello in so großer Fülle wächst, lieferte Silber im Verhältniß von einem Tausendstel des ganzen Gewichts der Asche. F. ceranoides, ebenfalls eine gewöhnliche Art in Britannien, gab ein gleiches Verhältniß des kostbaren Metalls. Aus diesen Berechnungen möchte hervorgehen daß die Fuci ungefähr sechsundzwanzigmal so reich an Silber sind als das Meerwasser selbst. Natürlicherweise rührte das im Meergras enthaltene Silber von dem Wasser her in welchem es wuchs; denn es hat keine eigenen Wurzeln, und daher auch keine große Kraft, gleich den Landpflanzen seine Nahrung aus den Felsen und dem Boden an sich zu ziehen. Obgleich im Meer eine ungeheure Menge Silber sich befindet, so ist doch das Verhältniß in welchem das Metall zu dem Wasser steht, ein so kleines, daß wir billigerweise nicht hoffen können die Silbergewinnung aus dem Meerwasser werde je ein gewinnbringendes Geschäft werden; es ist in der That kaum wahrscheinlich daß selbst das Meergras, welches eine namhaftere Menge davon enthält, sich je zur Silbergewinnung werde benützen lassen, obgleich neuere Verbesserungen in der Reinigung des Bleies zeigen wie eine sehr geringe Menge Silbers im Blei die Ausziehungskosten reichlich ersetzt. Allein eine Entdeckung führt zur andern, und die gegenwärtige hat zu einem mindestens praktischen Resultat geführt, das nach der Darstellung Hrn. Fred. Fields kürzlich von Prof. Faraday der königl. Gesellschaft zu London vorgelesen wurde. Hr. Field bemerkt: „Da eine Auflösung von salzsaurem Silber in salzsaurem Sodium beständig durch metallisches Kupfer zersetzt wird, indem sich salzsaures Kupfer bildet und Silber niederschlägt, so erscheint es mir höchst wahrscheinlich daß das Kupfer und das „gelbe Metall," das man beim Doppeln der Schiffsrumpfe gebraucht, wenn sie dem Meerwasser lang ausgesetzt sind, mehr Silber enthalten müsse als es der Fall gewesen bevor sie seiner Einwirkung ausgesetzt worden, da das salzsaure Silber bei der Fahrt der Schiffe durch das Meer zersetzt, und das Metall auf den Oberflächen derselben niedergeschlagen wird. Ein großes Schiff, die Ana Guimaraens, die jetzt unter chilenischer Flagge segelt, wurde in die Bay von Herradura bei Coquimbo gebracht, um ausgebessert zu werden, und der Capitän überließ mir mit großer Zuvorkommenheit einige Unzen des gelben Metalls von dem Boden des Schiffs. Die Untersuchung war interessant, da das Metall mehr als sieben Jahre lang — eine ungewöhnlich lange Zeit — daran war, und das Schiff während derselben ununterbrochen den stillen Ocean ab und zu befahren hatte. Das Metall zeigte sich bei der Prüfung ungemein spröde, und konnte zwischen den Fingern mit großer Leichtigkeit zerbrochen werden." 5000 Gran, welche aufgelöst und analysirt wurden, gaben 2,01 Gran Silber, oder ein Verhältniß von 1 Pfund 1 Unze 2 Pfenniggewichte 15 Gran Troy per Tonne. „Es ließ sich kaum vermuthen daß diese sehr große Masse im ursprünglichen Metall vorhanden gewesen, da der Werth des Silbers die Ausscheidung wohl gelohnt haben würde." Frisches gelbes Metall, mit welchem das Schiff ausgebessert werden sollte, gab nur 18 Pfenniggewichte auf die Tonne. Proben von Muntz's gelbem Metall von der Cajüte — wo es dem Meer nicht ausgesetzt war — gaben

19 Pfenniggewichte 14 Gran auf die Tonne, während Proben desselben welche drei Jahre lang am Rumpf gewesen, 7 Unzen 13 Pfenniggewichte 1 Gran per Tonne lieferten, so daß dasjenige welches dem Meer ausgesetzt war nahezu achtmal so viel Silber gab als das erstere. Die Silbermenge in den Proben des neuen Metalls, die beträchtlich ist, rührt wahrscheinlich davon her daß in vielen Fällen neue Doppelungen durch Abschmelzen und Wiederwalzung des alten Kupfers gemacht werden, so daß die Blätter ihr Silber von frühern Seefahrten her bekamen. Das in der Manufactur gelben Metalls gebrauchte Kupfer ist sehr rein, indem es nur 2 oder 3 Pfenniggewichte Silber per Tonne enthält — häufig nicht so viel — und Silber sehr selten dem andern Bestandtheil, Zink, beigemengt ist. Um zu sicherern Experimentalresultaten zu gelangen, hat Hr. Field einiges sehr reine Kupfer granulirt, indem er etwelches in einer mit einem Glasstöpsel versehenen Flasche zurückbehielt, und den Rest in einer hölzernen auf allen Seiten durchbohrten Büchse einige Fuß unter der Oberfläche des stillen Oceans aufhieng. Wenn sich Gelegenheit bietet, wird die Büchse mittelst einer Leine an das Hinterthiel eines Schiffs befestigt werden das längs der Küste von Chile auf- und abfährt.

Ein Ausflug an den Liris ins Gebiet der alten Volsker.

(Von Dr. S.)

III.

Sora's Geschichte und Alterthümer. — Der Weg über Ponte Tapino an der Fibreno-Quelle vorüber nach Atina. — Die Melfa und das Meta-Gebirge. — Atina. — Rückkehr nach Isola di Sora. — Ein Ausflug ins Römische nach dem Kloster Casamara (Casa Marii). Arpino und seine historischen Erinnerungen. — Rückkehr nach San Germano und Neapel.

Prachtvoll ist die Lage Sora's von der Ebene aus gesehen. Den Hintergrund bilden schroffe Felsmassen, zu beiden Seiten mit riesigen Vorsprüngen, welche theilweise mit Häusern, Capellen, Burgen und Ruinen bedeckt sind, die in das freiere Liristhal hinabblicken. Um den Monte S. Angelo herum windet sich aus dunkelm, geheimnißvollem Thal, dem schönen Valle di Roveto hervorrauschend der Liris, nachdem ein silberheller, von Campoli und Pescosolido herabeilender Gebirgsbach sich mit ihm vermischt. Der Weg im Valle di Roveto aufwärts zum Emissair des Claudius Nero und zum Fuciner See werden ohne Zweifel in nächster Zeit, wenn die vielbesprochene Trockenlegung dieser großen Wassermasse sich bestätigen sollte, viele wandern. Bis Balzorano ist der Weg erträglich; hier aber theilt er sich und wird beschwerlicher; der eine Saumpfad zieht sich über die Gebirgsorte S. Giovanni, Morea und Civita d'Antino (das alte Antinum) am linken Lirisufer fort, der andere überschreitet zwischen Roccavivi und Balzorano den Liris auf einer Brücke, führt am rechten Ufer desselben an Castello und Morino vorüber, und vereinigt sich mit dem ersten Pfade bei Civitella. In vielen Windungen und höchst malerischen Umgebungen schlängelt sich die Straße nördlich weiter, und führt am Canistro und Peschio Canale vorüber nach Capistrello, wo verschiedene Pfade abzweigen, und wo der Emissair in den Liris mündete. Von Capistrello aus wird diese riesige Wasserleitung in der Regel besichtigt; man folgt derselben, überschreitet die Berglette und erreicht das herrliche Wasserbecken des Sees bei der Stelle la Pedogna genannt, in der Nähe des Weilers Luco. Ein anderer, näherer, aber ziemlich beschwerlicher Weg führt von Sora über Pescosolido, Peschio Asserolo, Gioja und Ortucchio an den Fuciner See. Von Pescosolido bis Asserolo leitet der Pfad durch wildes Gebirge. Bei Gioja, wo das Gebirg zurücktritt, befindet sich die Quelle des Sangro, und das Thal erweitert sich in freundlichem Anbau immer mehr gegen die Wasserfläche hin. Wir werden jedoch des Fuciner Sees [1] auf einer andern Reise ausführlicher gedenken, und wenden uns jetzt wieder der alten Volskerstadt Sora zu.

In einem nahe am Thore gelegenen kleinen Café trafen wir einen jungen Geistlichen, welcher der historischen und antiquarischen Verhältnisse des Orts und der Umgegend sehr kundig war und uns freundlich begleitete. Ohne Zweifel gehört Sora zu einer der ältesten Städte Italiens; sie ist, insofern nach Dionys von Halicarnaß und nach andern die Pelasger das ganze Land zwischen dem Tiber und Liris beherrschten, wahrscheinlich pelasgischen Ursprungs. Hr. Cayro, welcher ein Buch über die Städte Latiums herausgab, leitet den Namen Sora vom orientalischen Sor her, gleichbedeutend mit Felsen, denn ursprünglich war Sora viel höher am Felsen aufwärts erbaut; Römer und Samniter stritten sich um ihren Besitz; dennoch wird ihrer erst im Jahr 411 (nach Livius) gedacht, wo die Römer im Kriege mit den Volskern sie einnahmen und sie mit ihren Colonisten bevölkerten. Diese wurden auf den Rath der Samniter, welchen sich Sora in die Arme warf, im J. 439 sämmtlich ermordet. Die Strafe folgte indessen dieser blutigen That auf dem Fuße: im Jahr 440 nahmen die Consuln Petelius und Sulpicius die Stadt und Veste mit Hülfe Verraths eines Bürgers von Sora ein, legten eine starke Besatzung in den Platz, und führten 225 Soraner, die Urheber des an den römischen Colonisten verübten Mordes, nach Rom, wo sie auf dem Forum enthauptet wurden. Im J. 447, bei wechselndem Kriegsglück, setzten sich die Samniter wieder in den Besitz Sora's, und richteten an den römischen Gefangenen ein entsetzliches Blutbad an. Lange aber scheinen sie Sora nicht behauptet zu haben, denn kein Schriftsteller bezeichnet Sora als samnitische Stadt. Im J. 450 erblicken wir den Ort abermals in der Gewalt der Römer (gleichzeitig mit Arpinum), welche eine 4000 Mann starke Colonie hieher führten, und

[1] Eine ausgezeichnete Abhandlung über den Fuciner See gab im J. 1839 Dr. Gustav Kramer in Berlin heraus. Seitdem ist in Italien vieles über diesen See geschrieben worden; Kramers Arbeit bleibt aber die beste.

sich immer mehr in ihrer Eroberung befestigten. Wir finden dann später die Sorani als gegen Hannibal kämpfende Bundesgenossen der Römer; dennoch scheinen sie später, wenn nicht eine Verwechselung mit Cora stattgefunden, den Römern einmal Hülfe verweigert zu haben, wofür sie vom Senat mit der Stellung eines doppelten Contingents bestraft wurden. Auf diese Epoche soll sich (nach Millingen) eine hübsche Münze beziehen, welche auf der einen Seite das lorbeergekrönte Haupt des Apollo, auf der andern einen Krieger zu Pferd, die Lanze schwingend, mit der Inschrift: Sorano, darstellt. Augustus schickte eine Militärcolonie seiner Veteranen nach Sora, und auf diese bezieht sich wahrscheinlich eine alte, in die Mauer der Kirche S. Restituta zu Sora eingefügte Inschrift. Einige Grabinschriften und Säulenfragmente ausgenommen, bietet Sora wenig an Ueberresten des Alterthums dar. Spuren ältester Befestigung in sogenanntem Cyklopenstyl sind an der alten Burg auf dem S. Angelo wahrzunehmen. Aus der Legende des Märtyrers Julianus vernimmt man daß die ihm erbaute Kirche zu Sora den Raum eines alten Serapis-Tempels einnimmt. Die Kriegsscenen welche Livius, Diodorus Siculus und andere Historiker anführen, spielten schwerlich in dem Raume des heutigen Sora, sondern vielmehr in der alten, steilen, schwerzugänglichen Veste und deren nächster Umgebung. Die feste, strategisch-wichtige Lage Sora's am Austritt des Liris aus dem höheren Gebirge, am Fuße der Berge welche das marsische von dem volskischen Gebiet schieden, scheinen die Samniter zu wiederholtenmalen angespornt zu haben ihren Besitz zu erkämpfen.

In der Nähe Sora's (und Arpino's) ist der Ort Cereate zu suchen, wo C. Marius, der berühmte Sohn der Fulcinia, das Licht der Welt erblickte. An sehr verschiedenen Stellen, bei Schiavi, Morino u. s. w. wird noch immer das alte Cereate, dessen Bedeutung als Stadt oder Marktflecken ebenfalls zweifelhaft ist, nachzuweisen versucht. Strabo und Plutarch nennen den Namen des Orts, und Frontin bezeichnet ihn als Municipium, dessen Gebiet durch Drusus theilweise einer Militär-Colonie angewiesen wurde. Auch Plinius erwähnt der Cereatini mit dem Beinamen Mariani. So wie nach einigen der Ort Schiavi — gleichweit von Sora wie von Arpino entfernt — von dem Sklaven des Marius seinen Namen haben soll, so fehlt es nicht an andern, welche Morino aus Mariani herleiten, doch liegt Morino mehrere Stunden entfernt im Roveto-Thal. Vielleicht lag Cereate da wo jetzt das Trappistenkloster Casamara (Casa Marii) sich befindet.

An der Capelle der Madonna della Quercia vorüber zieht sich der Weg nach Atina — eine recht gute Landstraße — am Fuße des Berges hin, auf welchem das Dorf Brocco liegt. Pittoreske Gebirgsformationen zeigen sich rings umher den Blicken. An der kleinen Taverne von Ponte Tapino ließen wir den Kutscher halten und wanderten zu Fuß in nordöstlicher Richtung zu der früher schon erwähnten Fibreno-Quelle unterhalb la Posta. Mehrere Quellen kalten, spiegelklaren Wassers springen plätschernd und brodelnd aus dem Kalkfelsen hervor, welcher la Posta trägt: in kleinen mehrfach verschlungenen Canälen rauscht der also entstehende Fibreno auf blumenreichem Wiesenteppich abwärts und vereinigt alle diese Canäle in geringer Entfernung von der Tapino-Brücke in einen einzigen Arm. Sein Quellengebiet ist nur 12 Miglien vom Luciner See entfernt, und da er mit diesem die gleichen Fischgattungen besitzt, und außerdem die Wassermasse nur dann abnimmt, wenn der See sehr niedrig ist, so hält man ihn ziemlich allgemein für einen unterirdischen Abfluß des Lago di Fucino. Sagt doch schon Lycophron:

> Phorcique Marsici lacus latices
> Pitoniumque flumen (heutzutage Pitogna) sub terram se
> volvens u. s. w.

Grotten und Plätze, wo man unterirdisches Wasserrauschen vernimmt, sind in der Umgegend nicht selten, besonders ausgezeichnet ist die Temperatur des Wassers, und Cicero sagt der Fibreno sey so kalt daß durch ihn der Liris abgekühlt werde.

In einer nahe gelegenen Hütte trafen wir eine freundliche, zahlreiche Fischerfamilie, welche uns aus ihrem Fischbehälter einige Forellen und Schleihen überließ und uns interessante, leider nicht benutzte Belehrungen über die Fischerei an Ort und Stelle mittheilte. Obschon alles in dieser Hütte einen sehr naturwüchsigen Charakter trug, so wußte man doch den Werth einer guten Forelle recht wohl zu schätzen. Ganz anders hatte ich es an der andern Seite des Meta-Gebirges in der Taverne an der Vandra-Brücke getroffen, wo der faule Wirth fest und steif behauptete daß die zahlreichen Fische (Forellen) in der an seiner schmutzigen Taverne vorüberrauschenden Vandra sämmtlich ungenießbar seyen. Von der Tapino-Brücke setzten wir auf ganz ebenem Wege (Piano delle Caminate) die Fahrt nach Atina fort. Links bleiben auf steiler Höhe die Ortschaften Vicalvi, Le Peschi und Alvito, nach welchem letzteren das Ducato di Alvito den Namen führte. Nach dem größeren Alvito führt ein gut erhaltener Vicinalweg hinauf. Der Weg, rechts und links von schöngeformten Bergen eingefaßt, zieht sich in südöstlicher Richtung weiter und überschreitet mehrere kleine Brücken, unter welchen Nebenflüsse zur Melfa hinrauschen. Im sogenannten Piano delle Guagni erscheint das Melfa-Ufer gut bebaut und zahlreich bevölkert. Südlich thürmt sich das Gebirge empor, welches von Arce nach S. Germano hinzieht und welches die Melfa in vielen Krümmungen durchbricht, nordöstlich eilen wir zwischen der Melfa und dem Rio Mollo den Abhängen des hohen Meta-Gebirges, der Wasserscheide zwischen dem mittelländischen und adriatischen Meere, entgegen. Je mehr man sich Atina nähert, desto schöner und großartiger wird die Aussicht in diese Berge. Kurz vor Gallinaro macht die Straße eine starke Biegung, man überschreitet die Melfa und fährt die Anhöhe hinan welche die Stadt Atina trägt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ostjaken Sibiriens.

Obdorsk, 13 Mai 1857.

Wundern wird es Sie daß mich mein Geschick noch weiter als Tobolsk verschlagen hat, von wo aus ich Ihnen meinen letzten Brief

gesandt habe. Von Tobolsk bin ich noch gute 8 Grad nördlich gewandert nach Obdorsk. Sie werden diesen Ort auf jeder bessern Karte Sibiriens finden. Er liegt gleich wie Tobolsk am Ob, und zwar nicht fern von dem Ausflusse desselben in den Meerbusen von Ob. Ja, jetzt bin ich schon seit länger denn einem halben Jahre in Obdorsk, welches ich vor wenigen Jahren nicht einmal dem Namen nach kannte.

Man sagt zwar daß man sich zuletzt an alles gewöhnen könne, aber Sie werden mir zugestehen, daß eine civilisirte Zunge wie die meinige, sich schwer an den Genuß roher, gefrorener Fische, oder zähen, geräucherten, oder vielmehr zu mumienhafter Trockenheit ausgedörrten Rennthierfleisches gewöhnt, und ich habe mehr als einmal damit fürlieb nehmen müssen. Denn hier steht die Küche noch auf einem sehr niedrigen Standpunkte, und wer nicht selbst einige Erfahrungen in der Kochkunst besitzt, muß sich den hiesigen Gewohnheiten unterordnen. Es mag auch seyn daß die Umgebung hier bis zu einem gewissen Grade abstumpft, vorzugsweise raubt aber schon der Gedanke, daß der Genuß ungekochter Fische, so wie sie aus dem Wasser gezogen werden, hier gewöhnlich ist, dem Vorurtheile seine größte Kraft, denn schließlich sind rohe Fische eben so reinlich als gekochte, und das Ganze läuft nur auf die größere oder geringere Annehmlichkeit des Geschmackes hinaus.

In Obdorsk findet jährlich in den letzten und ersten Monaten des Jahres ein Markt statt, der sich zwar mit den Messen zu Leipzig und Frankfurt nicht messen kann, der aber jedenfalls interessanter ist und gewiß auch einzig in seiner Art. Denken Sie hier nicht an Buden oder Läden, wo wie auf den Messen und Jahrmärkten Tausende von verschiedenen Sachen zum Verkauf angeboten werden, stellen Sie sich auch nicht ein sehr bewegtes und lebhaftes Leben vor. Es handelt sich hier nur um wenige Artikel welche zu Markt gebracht werden, um sie theils zu verkaufen, theils sehr einfache Lebensbedürfnisse dagegen einzutauschen, theils alte Schulden damit zu tilgen und zum großen Theil um sich von den Kaufleuten darum betrügen zu lassen.

Die Verkaufsartikel bestehen vorzugsweise aus Pelzwerk, prachtvollen Eisbären-, Fuchs- und Wolfsfellen, Rennthierhäuten, Federn, Rennthierfleisch u. s. w. Die Verkäufer sind meist Samojeden und Ostjaken, welche auf ihren von Rennthieren gezogenen Schlitten, mit ihren Vorräthen von Fellen, und oft mit ihren ganzen Familien aus allen Theilen des weiten, öden Landes zu Markte kommen. Es sind meist kindlich originelle Menschen; nach einer Seite hin durchaus kindlich und einfältig, und in anderer Beziehung wieder schlau und mit einem Scharfblick, der mich mehr als einmal in Staunen versetzt hat. Es sind durchaus Naturmenschen, aber Menschen einer kümmerlichen und unwirthbaren Natur, welche ihren Gästen wenig Freude bietet, ihnen dafür aber um so mehr Entbehrungen auferlegt.

Obdorsk bietet ihnen für ihr Unterkommen, wenn sie den hiesigen Markt besuchen, nicht etwa Gasthäuser dar, denn der ganze Ort hat nur ein paar Häuser, welche nach europäischem Begriff diesen Namen mit einigem Recht verdienen. Alle übrigen Wohnungen gehören in die Gattung schlechter und leicht gebauter Hütten. Und selbst diese werden von den zu dem Markte Kommenden nicht aufgesucht. Sie schlagen rings um Obdorsk ihre Zelte und Jurten auf, um auch hier die Lebensweise fortzusetzen, an welche sie in ihrer Heimath gewöhnt sind. Hunderte von Zelten erheben sich während der Marktzeit rings um den Ort.

Ein Fremder, der mit den hiesigen Verhältnissen nicht bekannt ist, würde auch während der Zeit wo der Handel im besten Gange ist, keine Ahnung davon haben daß Markt sey, und der Handel über Tausende der kostbarsten Felle abgeschlossen wird welche später auf europäischen Messen bewundert werden sollen. Die angekommenen Verkäufer halten sich zwar fast den ganzen Tag über in der Stadt auf, schreiten gemüthlich, allein oder mit ihren Familien über die Straßen und staunen die hohen Häuser an, von denen das höchste zwei Stockwerk hoch ist, aber Waaren führen sie nicht mit sich, und von Handelsinteressen ist bei ihnen nichts zu bemerken.

Die Samojeden und Ostjaken sind durchaus schlechte Kaufleute. Sie mögen außerordentlich geschickt seyn den Wolf und Fuchs zu jagen und in Fallen zu fangen, mögen dem Eisbär mit größtem Muth entgegengehen und ihn erlegen — zu dem Verkaufe ihrer so mühsam erlangten Beute haben sie um so weniger Geschick und sind zu kindlich zaghaft um den größten Gewinn daraus zu ziehen. Nie bieten sie ihre Felle öffentlich zum Verkaufe aus, oder locken Käufer zu ihren Schlitten, in denen sie ihre Schätze, den Reichthum eines Jahres voll Mühe und Noth, bergen.

Aller Handel wird ganz in der Stille meist unter vier Augen abgeschlossen, und es ist kaum glaublich, wie schmachvoll diese armen Teufel oft von den Kaufleuten, welche hier meist ansässig sind und große Magazine in der Stadt haben, betrogen werden. Die Samojeden und Ostjaken suchen bei dem Handel eine außerordentliche Schlauheit zu entwickeln, und ich bin überzeugt daß sie sich fest einbilden sie seyen kluge Leute und nicht zu betrügen; sie sind auch in mancher Beziehung außerordentlich schlau, aber nach anderer Seite hin so sorglos und unwissend, ihr Gesichtskreis ist oft so sehr beschränkt daß sie mit geringer Mühe eine Beute der habgierigen und unbarmherzigen Kaufleute werden.

Sie haben meist ihre bestimmten Kaufleute und schließen mit diesen den Handel in der Stille ab, da sie nicht im Stande sind ihre Waare öffentlich auszubieten und mehreren Käufern anzutragen. In der Regel werden sie von den Kaufleuten bewirthet, besonders wird ihnen mit Branntwein, den sie leidenschaftlich lieben, der hier aber nicht öffentlich verkauft werden darf, zugesetzt und während dem wird der Handel abgeschlossen. Ist es ein ehrlicher Handel, so erhält der Verkäufer für seine Waare entweder etwas Geld, dessen er bedarf um seine Steuern zu bezahlen (in der Regel bezahlt er sie durch Naturallieferung einiger Fuchsfelle), oder, was noch öfter der Fall ist: Mehl, Brod, Tabak oder verschiedene nothwendige Geräthschaften, wie Messer, Aexte, Nadeln, Kessel u. s. w. Nur zu häufig ist der Handel indeß ein unehrlicher von Seiten der Kaufleute, indem sie den halbberauschten Armen für wenige ihm in die Augen fallende und unnütze Gegenstände wie bunte Perlen, Knöpfe, messingene Ringe, kleine Ziegel und dergleichen ihre sämmtlichen schönen Felle abschwindeln.

Zu spät sehen dann die armen Teufel ein daß sie betrogen sind, daß sie die Mühe und Arbeit eines ganzen Jahres für um-

nütze Sachen hingegeben haben. Sie sehen sich der größten Noth preisgegeben und wenden sich dann an ihre Betrüger, um von ihnen Mehl, Brod oder nöthige Gegenstände auf Borg zu nehmen. Die Kaufleute geben es willig, nicht etwa aus Mitleid — das kennen sie kaum dem Namen nach, sondern weil die armen Teufel dadurch auch für das nächste Jahr und meist für ihre ganze Lebenszeit in ihre Hände gegeben sind.

Kommen sie nämlich im folgenden Jahre mit neuen Pelzschätzen, so nimmt der Kaufmann dem sie schulden, sie sofort in Beschlag, als Deckung des ihnen gegebenen Vorschusses, und da sie meist gezwungen sind neuen Vorschuß zu nehmen, müssen sie ihre Felle zu den Preisen hingeben welche ihre Kaufleute selbst bestimmen, und diese sind ebenso habgierig wie mitleidslos und unverschämt. Die Eingebornen kommen auf diese Weise immer tiefer in die Schuld der Kaufleute. Oft haben sie schon einen Vorschuß für mehrere Jahre voraus. Wollte man indeß denselben ehrlich berechnen, so würde er sich nicht auf ein Viertel des Werthes belaufen wie die dafür gelieferten Felle eines einzigen Jahres. Daß die Kaufleute sehr reich dabei werden, können Sie sich leicht vorstellen. Die Eingebornen bleiben arme Teufel, und nur ihre außerordentliche Genügsamkeit, und die aufopfernde Bereitwilligkeit mit der sie einander in der Noth unterstützen, macht es erklärlich daß sie nicht noch ärmer sind.

Ich bin mit diesen Menschen stets sehr gut fertig geworden, und obschon ich die innere Ueberzeugung habe daß ich ihre Felle meist zur Hälfte ihres Werthes gekauft habe, so sehen sie mich doch zum Theil als ihren Wohlthäter an — so viel gebe ich ihnen mehr als die hiesigen Kaufleute. Von einigen Ostjaken welche in den Büchern ihres Kaufmanns mit tüchtigen Vorschüssen eingeschrieben waren, habe ich einen Theil ihrer Felle erhandelt, aber nur unter dem Versprechen größter Verschwiegenheit gegen den Kaufmann. Während der Nacht wurde der Handel abgeschlossen, und während der Nacht erhielt ich die Felle. Und die armen Menschen hatten dabei eine solche Angst als ob es sich um ihr Leben handle.

Nur wenige Ostjaken gehören der russisch-griechischen Kirche an, die meisten sind noch Heiden und haben ihren eigenen Götzencultus. So einfach und ärmlich ihr ganzes Leben ist, so einfach ist auch ihr religiöser Cultus, er beschränkt sich auf einige wenige Opfer, welche sie denjenigen ihrer Götter darbringen deren Hülfe oder Gunst sie gerade zu bedürfen glauben. Eigenthümlich ist daß die Ostjaken, obschon sie einige dem ganzen Stamm angehörige und von ihm gemeinsam verehrte Götter haben, sich für die einzelnen großen Familien, in denen sie leben und die oft mehrere hundert Glieder zählen, und auch für einzelne Personen und selbst einzelne Beschäftigungen besondere Schutzgötter wählen, deren Gunst sie mit Opfern erkaufen. In dieser Wahl scheinen sie einen sehr weiten Spielraum zu haben, und ich glaube es hängt ganz von ihrem Gefallen ab, sich neue Götter zu bilden. Ihre höchste Gottheit heißt Turm und von ihr haben die Ostjaken sich einen wirklich staunenswerth hohen Begriff gebildet. Turm spricht zu den Menschen nur in Sturm und Donner, aber diese Stimme ist den Menschen meist unverständlich, weil sie zu hoch für sie ist. Ihm werden auch keine Opfer dargebracht, weil er zu hoch und zu erhaben für ein Opfer ist. Er sieht nur auf den wirklichen inneren Werth der Menschen und ist durchaus gerecht, indem er alles Böse bestraft und alles Gute belohnt. Die Menschen können weder durch Opfer noch durch Cultus seinen Zorn ablenken, es ist ein gerechter und in seiner Gerechtigkeit unerschütterlicher Gott. Die Ostjaken machen sich von diesem Gott verschiedenfache Götzenbilder, welche meist roh aus Holz geschnitzt sind und eine menschliche Gestalt haben. Verzierungen sind an den Götzenbildern des Turm weniger verschwendet als an denen anderer und geringerer Götter, weil Turm nichts darauf gibt. Ihre Götzenbilder suchen die Ostjaken, soviel es in ihrer Macht steht, vor fremden Augen zu verbergen. Sie erbauen ihnen Tempel oder heilige Jurten, in denen sie dieselben aufstellen. Diese Jurten selbst erbauen sie wieder in sehr verborgen gelegenen Gegenden, meist inmitten eines Waldes, in den sich kein fremder Fuß verirrt. Ihre weniger wichtigen Götzenbilder, welche ihre persönlichen und Hausgötter vorstellen, führen sie meist mit sich. Zum wenigsten auf Reisen oder wenn sie sich auf die Jagd begeben. In der Regel bringen sie ihnen zuvor ein geringes Opfer dar.

Mit den bedeutungsvolleren Gottheiten unterhandelt der Ostjake indeß nicht selbst, denn er vermag die Zeichen derselben, in denen sie zu den Menschen sprechen nicht zu verstehen. Er hat seine Priester, die Schamanen, welche die Vermittler sind und den Willen der Götter verkünden. Die Schamanen sind wie die Priester anderwärts schlaue Leute, und sehr erfinderisch Zeichen auszusinnen, in denen die Gottheit zu ihnen redet, und die kindlichen Ostjaken lassen sich selbst noch durch sehr augenscheinliche Betrügereien täuschen. Bei vielen Götzenbildern hängt z. B. vor dem Munde derselben ein Stückchen Fell oder Zeug, welches sich von dem göttlichen Hauche bewegt sobald die Götter zu den Priestern sprechen, denn nur diese verstehen und vernehmen es. Da nun aber die hölzernen Götzenbilder nicht immer Lust zeigen, wenn es die Priester wünschen oder es in ihrem Interesse liegt, zu sprechen und das Stückchen Fell dadurch in Bewegung zu setzen, so sind die Priester schlau genug gewesen ein Band oder eine Schnur daran zu knüpfen, durch welche sie nun ganz nach Belieben den göttlichen Hauch ersetzen können. Dieß ist ein sehr gewöhnliches Experiment der Schamanen, welches obenein meist sehr ungeschickt ausgeführt wird, trotzdem lassen sich die Ostjaken dadurch täuschen. Da die Priester allein die Sprache der Götter verstehen, so liegt die Deutung der Zeichen ganz in ihrer Gewalt, und sie lassen wahrlich ihr eigenes Interesse darunter nicht leiden. Die Opfer fallen nämlich zum Theil ihnen zu. Wird z. B. ein Rennthier geopfert, so wird dem Götzenbilde für sein Theil nur ein wenig Blut an die Lippen gewischt, einen Theil des Rennthiers erhalten die Schamanen, das meiste und beste nehmen indeß die Opfernden für sich selbst in Anspruch und entwickeln dadurch eine gewisse kindliche Weisheit. Der Schamane verlangt nun häufig im Namen der Gottheit ein ziemlich großes Opfer, weil dadurch auch sein Antheil größer wird, aber der Ostjake hat ebenso häufig wenig Lust ein so großes Opfer daran zu wenden. Er beginnt nun mit dem Gotte zu handeln, und zeigt sich dieser unnachgiebig, so läßt er es selbst an harten Worten und Drohungen nicht fehlen. Meistentheils ist nun zwar der Götze der Vernünftigere und läßt nach; denn bleibt er bei seiner Forderung stehen, so hat er zu erwarten daß er gar nichts bekommt und wohl gar von dem Betreffenden abgeschafft wird.

Eigenthümlich ist ihre Ansicht von dem Fortleben nach dem Tode. Sie nähern sich entschieden in dieser Beziehung dem modernen Materialismus. Der Geschiedene lebt nämlich ihrer Ansicht nach nur so lange fort als sich sein Körper vor der gänzlichen Verwesung erhält. Ist diese eingetreten, so ist auch die Unsterblichkeit dahin. Trotzdem wenden die Ostjaken durchaus kein Mittel an, den Leichnam eines Geschiedenen durch Einbalsamiren oder irgend ein anderes Experiment auf eine möglichst lange Zeit hin vor der Verwesung zu hüten. Nach ihrer Ansicht ist diese in drei, höchstens vier Jahren eingetreten. Mit dieser Ansicht verbinden sie indeß zugleich den Glauben daß die geschiedene Person bis zu jenem Zeitpunkte alle Bedürfnisse des Lebens beibehalte.

Es wird deßhalb in der Regel neben das Grab des Todten ein Schlitten gestellt, in welchen alle zur Jagd oder zum Fischfang gehörigen Geräthschaften und Waffen gelegt werden. Kessel, Messer, Feuerzeug u. s. w. dürfen nicht fehlen, damit der Todte im Stande sey sich Nahrung zu verschaffen und zu bereiten. Von Zeit zu Zeit wird auch wohl ein Rennthier auf dem Grabe geopfert, oder es werden Fische und getrocknetes Rennthierfleisch darauf gelegt. Dieß alles richtet sich nach der Stellung, welche der Geschiedene im Leben eingenommen und welche Liebe und Achtung er genossen hat. Ist eine höhere und besonders ausgezeichnete Person, wie das Oberhaupt einer ganzen Familie gestorben, so erfordert dieß besondere Feierlichkeiten. Die Hinterlassenen fertigen ein Bild desselben an, dem sie, so weit es in ihren Kräften steht, die größte Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen zu geben suchen; denn dieß Bild hat den Zweck den Verstorbenen einige Jahre zu vertreten, bis man dessen gänzliche Verwesung mit Bestimmtheit annehmen kann. Es nimmt ganz dieselbe Stellung ein, welche der Todte im Leben inne hatte. Ihm wird dieselbe Achtung, Aufmerksamkeit und Liebe erzeigt. Keine Mahlzeit darf angestellt werden ohne daß diesem Bilde nicht das Beste derselben vorgesetzt wird. Abends wird es auf das Lager des Verstorbenen gelegt, und Morgens an die Stelle gebracht welche der Todte einst einzunehmen pflegte. Nach drei bis vier Jahren, wenn man annimmt daß die in dem Grabe geborgenen Ueberreste des Geschiedenen gänzlich verwest sind, wird auch das Bildniß in das Grab hinabgesenkt. Nun ist der Geschiedene erst vollständig todt.

Im Ganzen scheinen die Ostjaken ein äußerst friedliebendes Volk zu seyn. Selbst wenn sie hieher nach Obdorsk zu Markt kommen, wo sie sich unbestreitbar mehr Freiheiten erlauben und ein besseres Leben gönnen als sie in ihrer Heimath gewöhnt sind, kommen Streitigkeiten äußerst selten vor. Ich selbst bin noch kein Zeuge derselben gewesen, obschon ich viel mit ihnen verkehrt habe. Uebrigens haben die Ostjaken ihren eigenen erblichen, und von dem russischen Herrscherhause anerkannten Fürsten, der alle Streitigkeiten zu entscheiden hat. Er ist indeß keineswegs ein unumschränkter Gebieter, denn seine Macht ist durch die russische Herrschaft sehr beschränkt, und er selbst unterliegt in wichtigeren Fällen den russischen Gesetzen.

Das Leben der Ostjaken bietet noch außerordentlich viel Interessantes dar. Ich habe sie namentlich kennen gelernt als ich nach Beendigung des Marktes eine heimkehrende Ostjakenfamilie während einiger Tagereisen begleitete und einer Rennthierjagd beiwohnte. Diese Jagd mag vielleicht für einen passionirten Jäger ein großes Interesse haben, mir hat aber dieses sinnlose Dahinjagen in den schmalen Rennthierschlitten über Berge und durch Thäler, über Felsen und gefrorene Teiche und Flüsse offen gestanden wenig Reiz abzugewinnen vermocht. Man riskirt dabei sein Leben auf mannichfache Weise, und um das Leben einzusetzen, ist das Vergnügen zu gering.

Der Alligator.

(Eine Erzählung. [1])

Der wohltönende Name Florida erweckt in uns die Vorstellungen eines Blumenlandes, allein die Halbinsel wurde so von ihrem Entdecker Juan Ponce de Leon geheißen, und der Name bedeutete ursprünglich die Osterinsel, weil Florida, anfänglich für eine Insel gehalten, zur Osterzeit (Pascua florida) gefunden wurde. Sonst könnte die Halbinsel recht wohl ein Blumenland genannt werden. Ihre Wälder stehen noch jungfräulich und unbelastet, grün ihre Grasebenen, duftig ihre Haine von Orangen und Anis, von Myrten und Magnolia. Noch leuchtet auf den Ebenen die blaue Iris, noch glühen auf dem Wasser goldene Nymphäen, noch beschatten das Morastland colossale Cypressen, riesenhafte Cedern und Gummibäume, noch bekleiden die silbernen Dünen Fichtensäume, die ihr Nadelwerk zwischen die Palmenkronen hinaufstrecken. Der Baum des Nordens und der Baum des Südens, die Typen des Pflanzenwuchses in der kalten und der heißen Zone, Nadelholz und Palmen begegnen sich dort in einem milden Gürtel und umarmen sich geschwisterlich mit ihren Zweigen! Dieses schöne Land ist meine Heimath, denn mein Vater George Randolph besaß dort eine Indigopflanzung. Indisches Blut rollt in meinen Adern, denn so seltsam es vielleicht klingen mag, die Weißen in Amerika schämen sich nicht die Producte einer Kreuzung mit Indianern zu seyn. Und wenn etwas für die Bewunderung der männlichen Eigenschaften der Urbevölkerung zeugt, so ist es eben der Umstand daß weiße Amerikaner sich des fremden Tropfens in ihrem Blute nicht schämen, daß unzählige Familien in Virginien ihren Stammbaum hinaufführen bis zu der schönen Prinzessin Pocahonta, so daß, wenn alles in Richtigkeit wäre, eine Mehrzahl von Exemplaren dieser Prinzessin existirt haben müßte. Mein Vater, glaube ich, stammte

[1] Das nachfolgende ist eine Episode aus Capt. Mayne Reid's Roman Oçeola, welcher Schilderungen aus dem letzten Seminolenkrieg enthält. Alle romantische Beigabe ist aus obigem weggelassen, das Descriptive dagegen vorzugsweise aufgesucht und die Unwahrscheinlichkeiten beseitigt worden. Oçeola d. h. die aufgehende Sonne war der Name eines Halbblut-Seminolenhäuptlings, der seinen Namen gefürchtet machte und in unserer Erzählung noch als Knabe auftritt.

von der echten Pocahonta, auch wurde ich in Virginien noch geboren, ehe meine Eltern nach Florida übersiedelten. Doch alle Erinnerungen an das Geburtsland sind verwischt und meine Jugenderinnerungen haften an dem hölzernen weißangestrichenen, durch grüne Jalousien ermunterten und von Verandahs mit Geländer eingeschlossenen floridanischen Landhause, dem der Schmuck von Blumenbeeten und Orangenhecken an der Vorderseite nicht fehlte. Rückwärts lagen die Plantagen. An das Herrenhaus stieß jedoch zunächst ein großer eingefenzter Raum, wovon wohl ein halber Acre vom Dache eines luftigen Schuppens bedeckt war, der auf starken hölzernen Pfeilern ruhte. Dort standen in Reihen große Fässer, je drei übereinander und durch Zapfen untereinander in Verbindung, in denen die kostbare Pflanze zerstampft und der Farbstoff ausgezogen wurde. Drüber hinaus reihten sich, alle von gleicher Größe und Gestalt, die Negerhütten an einander, jede lieblich beschattet von Orangebüschen, und hinter ihnen erstreckte sich umsäumt vom dunklen Cypressenwald die eigentliche Culturfläche, die größtentheils mit Indigo bestellt war, wo aber auch Mais, süße Bataten (Convolvulus batatas) etwas Reis und Zuckerrohr gebaut wurde, nicht etwa für den Handel, sondern nur für den häuslichen Bedarf der Pflanzung. Der Indigo wird in geraden Reihen und passenden Zwischenräumen gesäet, und je nach ihrem Alter erscheinen die Pflanzen, wenn sie die Erde durchbrechen, mit Blättern wie junger Klee, während der ältere Wuchs zwei Fuß Höhe erreicht und beinahe den Farnkräutern gleicht, wegen der hellgrünen gefiederten Blätter, wie sie die meisten Leguminosen besitzen, zu denen auch der Indigo zählt. Hie und da entwickelt eine Pflanze schon ihre Schmetterlingsblüthen, aber selten verstattet der Pflanzer eine volle Entfaltung. Im Hofe und in den Feldern regt sich die menschliche Thätigkeit. Unter den hundert Beschäftigten aber sind, mit Ausnahme von zwei oder drei, alle afrikanischer Abkunft, doch kaum die Hälfte hat schwarze Haut, denn man sieht in der Mehrzahl Mulatten, Sambos und Quadruns. Selbst unter den reinen Afrikanern ist die Ebenholzfarbe nicht die Regel, sondern es gibt auch Bronzefarbige; jedoch mit Ausnahme des Aufsehers und der Pflanzerfamilie sind sämmtliche Menschen Sklaven.

Jede Plantage hat ihr räudiges Schaf, oft mehr als das eine, immer aber eins, welches an der Spitze alles Unfuges steht. Das unsrige, mit dem Namen gelber Jacob, war ein junger Mulatte von keinem üblen Aussehen aber finsterer Miene, der schon Proben von Rachsucht und Grausamkeit gegeben hatte. Der Mulatte war spanischer Abkunft, und sein Vater hatte ihn auf unsere Plantage verkauft. Seinen Namen verdankte er der Unterscheidung von einem andern Sklaven, welcher der schwarze Jacob hieß, der auf dem Boden Virginiens geboren und stolz auf diese Heimath war, denn nach dem Herkommen geht ein „Vaginny-Nigger" allen andern Schwarzen vor. Er war einer der wenigen die mit der Familie nach Florida eingewandert waren, denn bisweilen sind die Bande zwischen Sklaven und Herren von patriarchalischer Innigkeit; außerdem aber war der schwarze Jacob ein stattliches Exemplar, ein äthiopischer Apollo und ohne die Häßlichkeiten des Negertypus. Beide, der schwarze wie der gelbe, gehörten zu den Haussklaven, der gelbe Jacob war Förster oder Holzhauer, der schwarze Kutscher. Nun wollte es das Unglück daß der Geschmack dieser Farbigen sich auf einen Gegenstand, und zwar weiblichen Geschlechts, geworfen hatte, nämlich auf Viola, die Kammerzofe meiner Schwester, eine Quadrun, deren schwarzblaue Nägel allein noch afrikanisches Blut verriethen und die unter dem Sklavengesinde als die erste Schönheit der Plantage angesehen wurde. Nun schien Viola weniger auf Helligkeit der Haut als auf plastische Schönheit zu sehen, und so hatte sie dem äthiopischen Apollo vor dem gelben Mulatten den Vorzug gegeben. Dieser aber lauerte der Schönen einst im Walde auf und war im Begriff Gewalt zu gebrauchen, als er durch die Zwischenkunft meiner Schwester gestört wurde. Durch diese aber wurde das Vergehen meinem Vater angezeigt, der, sonst ungern zu Peitschenstrafen geneigt, in diesem Falle eine Züchtigung anordnete. Der gelbe Jacob schmeckte zum erstenmal die Ruthe, aber ohne moralische Früchte. Eine zweite Bestrafung folgte bald nach, weil es aufkam daß er das Schooßhündchen meiner Schwester, um sich wegen der Angeberei zu rächen, erwürgt hatte, und endlich erfolgte eine dritte, weil er in einer Rauferei mit seinem Rivalen, dem schwarzen Jacob, das Messer gezogen.

Hinter der Orangerie vor dem Herrenhause befand sich einer der sogenannten floridanischen Hommocks (Krater-Hügel), die in der Geschichte der Seminolenkämpfe so oft genannt werden, und dem floridanischen Boden ganz eigenthümlich sind. Ein kreisrundes Becken von 40 Fuß Durchmesser und etlichen Fuß Tiefe senkt sich in die Erde, auf deren Boden wieder röhrenförmige Oeffnungen zu sehen sind, die an Regelmäßigkeit den Brunnen gleichen. Diese Brunnen sind bisweilen trocken, bisweilen enthalten sie Wasser, und nicht selten erfüllt dieses das Becken. Obgleich diese Trichter in völligen Ebenen liegen, so sind die Ränder doch von geringen Bodenerhebungen und Massen von testaceischem Gestein umgeben und mit einem immergrünen Dickicht von Magnolia grandiflora, rothen Lorbeeren, Zanthoxylum, Maulbeeren, Eichen und verschiedenen Arten von Fächerpalmen bedeckt. Bisweilen stößt man auf diese natürlichen Brunnen mitten im Nadelwald, bisweilen mitten in den sonnigen Grassteppen. Unser Trichter war mit süßem Wasser gefüllt und diente als Fischweiher, sowie als Badeplatz für die Familie. Von diesem Hommock aus nach den Indigofeldern breitete sich eine Savana aus, das heißt ein reichlich mit Gras bedeckter Torfboden, auf welchem die Pferde und das Hornvieh der Pflanzung ihre Nahrung fanden, wo sich aber auch bisweilen Rehe und wilde Truthühner in Schwärmen zeigten. Dort war der Schauplatz meiner ersten Jagdübungen. Im Dickicht des Hommock verborgen lauerte ich auf meine Beute. Wenn ich an den Rändern des Beckens hinaufkletterte, konnte ich die Grasfläche weit und breit überschauen und das entdeckte Wild beschleichen. Allein nur in der Morgendämmerung, wenn alles umher noch regungslos lag, wagte sich die Beute auf die Savana. Dorthin begab ich mich auch eines Morgens vor Sonnenaufgang, als die Pferde und das Hornvieh noch in den Ställen waren. Leider aber fand ich die Savana ganz leer, was mich um so mehr verdroß als meine Mutter Gäste erwartete und auf mein Jagdglück für den Mittagstisch gezählt hatte. Auch war dieser Anblick ein ungewöhnlicher, denn es fehlte sonst nicht an Auswahl für meine Büchse. Es mußte daher schon vor mir jemand auf der Savana gewesen und die jagdbaren Thiere verscheucht haben, vielleicht die Junker Ringgolds von der benachbarten Plantage, oder vielleicht der alte Hickman, ein berühmter Alligatorjäger, der am Flusse wohnte, oder

wohl gar ein Seminole vom andern Ufer des Flusses, denn unsere Pflanzung lag hart an der Gränze der indianischen Gebiete, und obgleich der Fluß von beiden Parteien als Gränze nicht überschritten werden sollte, so kümmerte sich doch niemand darum wenn jemand herüberkam oder hinübergieng. Schon war ich entschlossen mich auf den Weg zu Hickman zu begeben und von ihm ein Wildpret zu kaufen, als der goldene Rand der Sonne sich hob und zu gleicher Zeit aus dem Saume des Waldes eine Heerde Rehe trat. Anfangs meinte ich, die Thiere kämen aus den Maisfeldern, allein die Einfenzung war hoch und stark, und die beweglichen Stangen an dem Eingang durch die Einfriedigung vorgeschoben, so daß die Rehe nicht in die Felder eingebrochen seyn konnten. Auch rannten die Thiere in Hast vorüber als ob sie auf der Flucht begriffen seyen. Daraus schloß ich nun, daß irgend ein Jäger sie aufgestört haben müsse, und während ich noch hin und her rieth wer es seyn könnte, erschien am Saume des Waldes, zu meiner größten Betroffenheit der gelbe Jacob. Schon war es hell genug um ihn vollständig an seinen blauen Baumwollenhosen, seinem gestreiften Hemd und seinen Palmettohut zu erkennen. Was hatte aber der Mulatte am frühen Morgen im Walde zu schaffen? Er war zwar unser Forstmann, der für Holz zu sorgen hatte, er kannte vortrefflich alle Gewohnheiten des Wildes, aber niemals hatte er Neigung zum Jagen gezeigt. Auch hatte er diesesmal nicht den Rehen nachgestellt, sondern er entfernte sich in anderer Richtung und zwar schritt er auf den Einlaß in der Fenz der Maisfelder zu. Er bewegte sich langsam und gebückt, als ob er etwas zwischen den Füßen nach sich schleifte, und zwar war bloß ein Thier, entweder ein weißer Hund oder ein weißes Opossum, denn die Entfernung ließ den Gegenstand nicht deutlich unterscheiden. Möglich daß er ein Opossum gefangen hatte und an einer Schnur jetzt nach sich zog, wahrscheinlich mochte er am Abend einen Opossumbau entdeckt und eine Falle dem Thiere gestellt haben, dessen Fleisch Neger wie Mulatten als einen Leckerbissen betrachten. Aber seltsamer Weise blieb der gelbe Jacob bisweilen stehen als ob er das Thier streichle, auch vermochte ich mir nicht zu erklären warum er, als er die Oeffnung der Fenz erreichte, sich nicht sogleich darüber hinwegschwang, sondern die Stangen bis auf die letzte und niedrigste hinwegschob und die Lücke dann nicht wieder schloß, sondern zwischen den Maisähren verschwand. Da zog ein neuer seltsamer Gegenstand meine Aufmerksamkeit auf sich. Von dem Punkte aus, wo der Mulatte den Wald verlassen hatte, folgte seinem Pfade etwas, das ich für einen Menschen und zwar einen Indianer hielt, der auf Händen und Füßen vorwärts kroch. Solche Manöver sind in Jagd und Krieg bei den Seminolen etwas gewöhnliches, allein wir befanden uns im Frieden mit unsern Nachbarn und es lag nicht in ihrer Sinnesart, Feindseligkeiten ohne Ursache zu beginnen. Da gelangte endlich das seltsame Geschöpf aus dem Schatten des Cypressenwaldes in das volle Licht der Savana, und jetzt erkannte ich daß es kein Indianer, kein Mensch, sondern ein widerlicher Alligator war. Nun ist der Anblick einer Panzereidechse häßlich genug um einem Fremden Grauen zu erregen, allein das Thier flößt je näher man mit seinen Gewohnheiten vertraut wird, desto weniger Furcht ein. Gleichwohl wird in Florida der Eingeborne, der rothe, wie der weiße oder schwarze, der im nachbarlichen Sumpfe oder See täglich das Schauspiel von Alligatoren haben kann, immer nur mit Vorsicht der Rieseneidechse sich nähern. An manchen Flüssen und Lagunen der Halbinsel ist es sogar stets mit Gefahr verbunden, wenn man sich dem Angriff der Alligatoren aussetzt, besonders zur Begattungszeit, wo alte ausgewachsene Thiere in der Nähe sind, und am schlimmsten in solchen Gewässern, die selten von Menschen besucht werden. Der beste Schwimmer hätte dort so wenig Aussicht sich zu retten, als wenn er mitten unter eine Gesellschaft Haifische spränge.

Das Reptil auf der Savana kroch langsam auf der Fährte des Mulatten nach, nur bisweilen drückte es seinen Leib auf den Boden und schien einige Momente zu lauschen. Dann hob es sich wieder ellenhoch empor und machte einige lebhafte Schritte vorwärts, als ob es irgendeinem Zauber gehorche. Das Element des Reptils ist das Wasser, wo es fast mit der Geschwindigkeit eines Fisches dahinschießt. Auf der Erde bewegt es sich kaum rascher als Gänse oder Enten. Endlich kam es an die Oeffnung in der Einfriedigung, kroch nach einem Momente des Zweifels darüber und verschwand zwischen dem Maiskraut. Der Mulatte wußte daß ihm die Panzereidechse nachfolgte, denn er hatte sich öfter umgeschaut und gewartet. Alligatoren von enormem Wuchs gab es, wie ich wußte, in einem Morast zwischen den Cypressen, aber die Entfernung war beträchtlich und ich hatte keine Ahnung durch welchen schwarzen Zauber er ein solches Reptil durch Wald und Wiese gelockt hatte, bis der Mulatte wieder auf der andern Seite des Maisfeldes zum Vorschein kam und sich in der Richtung nach dem Hommock quer über ein Indigofeld bewegte, wo die Saat noch nicht zwei Fuß hoch stand. Jetzt nämlich unterschied ich deutlich ein Geräusch, welches wie das Wimmern eines jungen Hundes klang. Anfangs glaubte ich, es lasse sich der Alligator vernehmen, denn diese Thiere besitzen einen ähnlichen Laut, aber nur wenn sie jung sind. Bald aber erkannte ich daß das was ich für ein Opossum gehalten hatte, wirklich nur ein Hund war, auch beobachtete ich deutlich daß der Mulatte den Köder nachschleppte und bisweilen aufraffte, um ihn an den Ohren zu zwicken und zum Gewinsel zu reizen. Nun fiel mir sogleich ein daß der alte Alligatorjäger mir erzählt hatte, man könne die großen Eidechsen meilenweit über Stock und Stein mit einem heulenden Hunde locken und sie auf diese Art fangen, die alten Alligatoren besonders, weil diese, behauptete er, mit Saturnsappetit ihre eigene junge Brut verzehren und das Hundegewinsel für den Ton eines jungen Reptils halten. Wie dem auch sey, gewiß ist daß die Alligatoren Hunde nichts weniger als verschmähen, sie mögen winseln oder nicht. Endlich kam auch das Reptil wieder zum Vorschein, und ich konnte die Sonne auf seinem mit Wasserschleim bedeckten Panzer sich spiegeln sehen. Der Alligator war in großer Aufregung; so oft er das Winseln des Hundes hörte, schnellte er seinen Schwanz empor und stürzte vorwärts, indem er laut aus Mund und Nase schnaub, so daß der Wind mir den widerlichen Moschusgeruch zutrieb. Der Mulatte, ohne mich zu erblicken, brach jetzt in das Dickicht des Hommock und wartete den nachkriechenden Alligator ab. Als dieser ihn nahezu erreicht hatte, warf er den Hund weit in das Becken hinein und verschwand dann in den Orangenbüschen, während das Reptil ins Wasser fuhr, und im nächsten Moment seine Beute aufgeschnappt und unter das Wasser gezogen hatte.

Nun war es klar für mich daß der gelbe Jakob wieder durch

einen Streich an meiner Schwester sich rächen wollte, denn ihr gehörten die prächtigen Fische in dem Weiher. Es konnte nicht fehlen, daß das hungrige Reptil große Verheerungen in dem engen Wasser anrichtete, ehe man seine Anwesenheit gewahr geworden wäre und es erlegt hätte. Uebrigens war selbst Lebensgefahr dabei, wenn jemand von der Familie in den nächsten Tagen sich badete, denn für diesen Morgen schien die Besorgniß nicht sehr groß, da der Alligator den Hund bereits zum Frühstück genossen hatte und nicht mehr hungrig war. Deßhalb hatte ich Muße mich von neuem nach dem Wild umzuschauen, welches der Mulatte verscheucht hatte. Allein dießmal wollten die Rehe nicht herankommen, sondern hielten sich in großer Ferne. Es blieb daher nichts übrig als ihnen mit den Hunden nachzusetzen. Die Jagd gieng rasch und glücklich, doch hatte ich mich beträchtlich weit entfernen müssen. Ein Dambock ward endlich meine Beute, und ich warf das Wildpret über die Schultern um den Heimweg anzutreten. Da wollte es das Mißgeschick daß ich über die sonnenbeglänzte Savana den Schatten von Geflügel schweben sah. Ich schaute hinauf und sah ein paar Königsgeier, die in großen Ringen mich umschwebten. Diese Thiere sind so selten in Florida daß meine Schwester noch nicht ein einziges gesehen hatte, obgleich sie beinahe erwachsen war. Die Jagdlust erwachte also gewaltig in mir, und da ich wußte daß die Raubvögel von dem getödteten Bock angezogen wurden, näherte ich mich dem Wald, warf meine Beute ins Gras und stellte mich schußfertig ins Versteck. Es dauerte eine Weile, ehe die Ringe der Geier kürzer wurden und die Vögel sich zu senken begannen. Endlich waren sie so nahe daß ich die tiefgelbe Farbe an der Kehle, ihre korallenrothen Federkronen und die orangefärbigen Fleischlappen an den Schnäbeln unterscheiden konnte. Meine Büchse knallte, und eins der königlichen Thiere lag am Boden.

Die Sonne war jetzt schon beträchtlich hoch, und der Gedanke daß ich mein furchtbares Geheimniß allzulange spazieren getragen, daß sich ein Unglück habe ereignen können, trieb mich zur Eile, daß ich, ohne die Last der Jagdbeute zu spüren, über die Savana hinwegflog und quer durch die Orangenhaine nach dem Hause eilte. Dort sah ich meine Mutter unter der Veranda, und frug sogleich nach meiner Schwester, um ihr den prächtigen Königsgeier zu zeigen. Meine Mutter benachrichtigte mich arglos ich solle warten, denn Virginie sey eben mit Viola baden gegangen und zwar früher als gewöhnlich, weil die Gäste erwartet würden. Mit dem Schrei: „Großer Gott! der Alligator!" ließ ich meine Beute fallen und stürzte nach dem Hommock.

Während hinter mir das Haus in Bestürzung geräth auf den Hülferuf der Mutter, fliege ich spornstreichs durch die Orangenbüsche, denn ich höre vor mir im Wasser plätschern und lachen. Ich rufe so laut ich kann: „Virginie! Virginie! heraus! aus dem Wasser!" Gerade als ich das Becken erreichte, hatte das Lachen aufgehört, und es war eine entsetzliche Stille eingetreten. Die Quadrun stand am Rande knietief im Wasser, ihre Arme vor Entsetzen ringend. Virginie dagegen schwamm mitten im Becken und suchte das Land zu erreichen. Sie hatte den Alligator kurz zuvor bemerkt und suchte ihm zu entkommen, indem sie mir zurief: „Rette mich Georg! rette mich!" Der Alligator schien indessen nicht seine Beute zu beachten, er war noch im Verdauen begriffen und folgte nur wie spielend der kühnen Schwimmerin, deren Badegewand ihre Bewegungen beträchtlich hinderte. In diesem Augenblick verlor ich so vollständig die Fassung daß ich mein Gewehr anlegte. Der Alligator ist gegen Kugeln geschützt; wenn man nicht ins Auge oder unter die Vordertatze trifft, thut ihm das Blei nichts zu Leide. Hätte ich nicht geschossen, so würde wahrscheinlich das Reptil ruhig geblieben seyn. Allein ich zielte nach dem Auge und traf in die Schulter, von deren Panzerstücken die Kugel abprallte wie von Granit. Doch hatte das Blei das Thier gereizt und es schoß jetzt auf Virginie zu, während ich in das Wasser sprang, um ihr die Hand entgegenzureichen. Glücklicherweise hatte das Thier nur das Badegewand mit seinem Rachen erreicht. Der nächste Moment wäre aber jedenfalls verhängnißvoll gewesen, wenn nicht gleichzeitig an uns vorüber ein Dritter mit einem ungeheuren Satze in das Wasser und dem Reptil in die Flanke gesprungen wäre. Im Nu hatte er sich auf den Nacken des Ungethüms geschwungen und ein Messer ihm in das Auge gestoßen. Ehe wir noch recht erkannten daß es einer unserer indianischen Nachbarn sey, war Roß und Reiter in die Tiefe getaucht, und erst nach etlicher Zeit kam der Retter und die mit dem Tode ringende Eidechse über dem Wasser zum Vorschein.

Der kühne Alligatorjäger war, wie sich später ergab, ein Halbblut-Seminole von einem spanischen Vater. Er trug aber vollständig indianische Tracht und wollte auch nur als eine Rothhaut gelten, denn in der neuen Welt folgt überall und unter jeder Bedingung das Kind der Mutter. Uebrigens war unser Retter, obgleich Seminole, eine Art von Gentleman, denn ihm gehörte die Pflanzung seines verstorbenen Vaters mit einer ziemlichen Anzahl Sklaven. Wir besuchten ihn später und fanden seine Hütte nett und sauber, halb im indianischen, halb im spanischen Geschmack eingerichtet. Es ist nichts seltenes unter den Indianern Plantagenwirthe anzutreffen; theils sind es Europäer, meist Spanier, die sich indianisirt haben und unter den Stämmen leben, theils sind es reiche Seminolen, die sich Sklaven, d. h. Neger halten, denn seltsam genug denken die Rothhäute über Sklaverei und Negerwirthschaft genau wie ihre europäischen Nachbarn. Ihre Sklaven, behaupten die Pflanzer Florida's, sollen nur entlaufenes oder geraubtes „Eigenthum" der Angelsachsen seyn, allein dieß ist nur eine Erfindung, um Unrecht gegen die Seminolen zu verschleiern. Diese haben ihre Sklaven redlich durch Kauf, namentlich für Pferde und Hornvieh früher von den Spaniern erworben, und behandeln sie so milde und väterlich, daß niemals von ihnen ein Neger in die „Freistaaten," sondern umgekehrt aus diesen welche entlaufen, um bei den Seminolen menschliche Behandlung zu suchen. Das alles wußte ich nun nicht, und um unsern Retter zu belohnen, zog ich die Börse. Im nächsten Moment hatte sie aber auch der Seminole in das Wasser geworfen. Ich tauchte unter, nicht nach der Börse, sondern weil ich meine Büchse hatte fallen lassen, zog sie aus dem Wasser und machte dem Indianer damit ein Geschenk. Er war versöhnt, und um mir meine Höflichkeit zu erwiedern, brachte er den Beutel wieder herauf. Uebrigens schien er Eile zu haben, denn er nahm bald Abschied, nachdem er das Räthsel seines plötzlichen Erscheinens einfach gelöst hatte. Am Morgen hatte er nämlich in der Nähe der Sümpfe gejagt, und war auf die Spur eines Menschen, eines Hundes und eines Alligators gestoßen. Dieses seltsame Terzett hatte die Neugierde und den Verdacht des

Jägers geweckt; er war der Fährte nachgegangen und noch zeitig genug an den Hommock gelangt um zu helfen.

Man suchte jetzt nach dem gelben Jacob, der, als er sich entdeckt sah, seine bösen Absichten durch einen Fluchtversuch verrieth. Uebrigens hatte er sich schon dadurch verdächtig gemacht, daß er kurz zuvor auf eine Eiche geklettert war, von deren Wipfel aus man auf das Bassin sehen konnte, wobei ihn der Kutscher ertappte und ihn herabzusteigen nöthigte, weil er sich einbildete der Mulatte wolle Virginie und Viola im Bade belauschen. Mit der Ankunft der Gäste von den benachbarten Pflanzungen verwandelte sich unser Haus in ein Schwurgericht. Die Eigenthümer der Sklaven halten Leben und Tod der Farbigen in Händen, und wenn dieß auch nicht wäre, so saßen ja die Souveräne des Landes als Schöffen nieder, und gegen einen solchen Wahrspruch gab es weder Appellation noch Gnadenfristen. Daß der Mulatte des Mordversuches schuldig sey und mit dem Tode bestraft werden müsse, darüber war man rasch einig, nur stritt man noch über die Todesstrafe, denn die Barmherzigen waren für Hängen, die andern sahen darin eine sträfliche Milde und stimmten für das lebendige Verbrennen. Mein Vater, der an der Gerichtssitzung nicht theilgenommen hatte, wollte kein Zeuge der folgenden Scene seyn, und zog sich in sein Haus zurück. Ich allein blieb bei den Pflanzern, die zum Schauplatz der Hinrichtung eine Stelle in der Nähe des Stromes wählten, wo bald um einen Baumstamm herum die Scheiter zu einem Holzstoß aufgestapelt wurden. Am thätigsten war dabei einer der Söhne unseres Nachbars Ringgold, mit dem mir eine Verschwägerung drohte. Wenigstens machte er eifrig meiner Schwester den Hof, und das Interesse der beiden reichen und benachbarten Familien schien seine Wünsche zu begünstigen. Sonst gehörten die Ringgolds zu den „Gesinnungstüchtigen" nach Prosklavereibegriffen, und zwar waren sie weit und breit so berüchtigt, daß man ungebärdigen Sklaven damit zu drohen pflegte sie auf die Ringgold'sche Pflanzung zu verkaufen.

Der Mulatte stand schon geknebelt vor dem Scheiterhaufen, als Ringgold unter den Zuschauern des Halbblut-Seminolen gewahr wurde, der mit den übrigen der Execution beiwohnen wollte. Dem neidischen Ringgold war der Bursche im Weg, der sich durch seine Kühnheit den Dank meiner Eltern und vor allen Virginiens erworben hatte. Er frug daher laut und brutal, was „die Rothhaut" dort zu schaffen habe? „Rothhaut! rief der Seminole. Meine Haut ist besser als die deinige, du weißleberiger Lump!" Nun folgte eine Scene, wie sie in der großen Demokratie zum täglichen Brod gehört. Ringgold zog ein Pistol, aber es versagte, der Seminole dagegen faßte seinen Gegner um den Leib, warf ihn zu Boden, würgte ihn und zog sein Messer. Noch zur rechten Zeit ward es ihm aber von einem der Zuschauer aus der Hand geschlagen, und die Kämpfer auseinander gezerrt. Die Scene gewann an Heftigkeit, da man sich jetzt stritt ob der Indianer nicht niedergeschlagen werden sollte, weil er sich an einem weißen Mann vergriffen habe, während andere wieder seine Partei nahmen. Plötzlich aber verstummte der Tumult, als eine Stimme rief: der gelbe Jacob ist entsprungen!

Man hatte nämlich über dem Zweikampf den armen Sünder ganz vergessen. Der Zufall wollte daß das Messer des Seminolen zu seinen Füßen flog. Er bückte sich darnach, durchschnitt seine Bande und floh nach dem nahen Strom. Diese neue Unterbrechung war ein Glück für den Seminolen, der sich dadurch befreit sah und unbeobachtet den Heimweg einschlagen konnte, denn alles lief jetzt nach den Flinten, die beiseite gelehnt worden waren. Schuß folgte auf Schuß hinter dem Flüchtling her, aber der Mulatte hatte einen zu großen Vorsprung gewonnen als daß ihn die Kugeln hätten erreichen können. Man setzte deßhalb zu Fuße dem Flüchtling nach, der bereits den Rand des Flusses erreichte. In wenig Minuten hatte sich Schauplatz und Scene plötzlich verändert. Die eine Hälfte der Anwesenden suchte einige Kähne zu erreichen, die weiter aufwärts und abwärts angeschirrt lagen; die andre, etwa zwanzig an der Zahl, war dem Flüchtling gefolgt, und schwamm um die Wette ihm nach. Er hatte im Wasser etwa 50 Schritt Vorsprung, und besonders zu statten kam ihm daß er im Moment der Flucht schon völlig entkleidet für die Hinrichtung war. Anfangs bildeten seine Verfolger einen dichten Knäuel, aber bald überholten die bessern Schwimmer die andern, und so zerstreuten sich die Köpfe über die Fläche. Es zeigte sich bald daß der Mulatte an Geschwindigkeit allen Verfolgern überlegen war, und deßhalb mit gutem Instinct ins Wasser sich geworfen hatte. Dennoch war für ihn keine Aussicht zur Rettung. Quer vor ihm lag eine schmale Insel, die er zu gewinnen trachtete. Hinter dieser Insel aber dehnte sich das Wasser noch eine halbe Wegstunde weit aus. Die Insel war zwar mit Gehölz bedeckt und die Zweige der Bäume mit silberfarbigen Tillandsien dicht durchwoben, aber was konnte es dem Sklaven helfen sich dort vor den blutgierigen Verfolgern zu verbergen? Die Aussicht das jenseitige Ufer hinter der Insel zu gewinnen, war noch geringer, denn bereits hatten etliche Pflanzer oberhalb und unterhalb die Piroguen erreicht, und waren vom Ufer abgestoßen. Der Vorsprung des Schwimmers hätte das Dreifache betragen können, und er wäre doch von den schnell dahin schießenden Fahrzeugen eingeholt worden. Plötzlich bemerkten wir, die wir am Ufer stehen geblieben waren, daß der Mulatte seine Richtung rechtwinkelig änderte, als wollte er um die Spitze der Insel schwimmen. Das Manöver war uns unbegreiflich, weil seine Verfolger durch eine Bewegung in der Diagonale ihren Abstand verkürzen konnten. Bald jedoch ward es offenbar, was den Mulatten aus der alten Richtung verscheucht hatte. Ein alter Alligator lag am Saume der Insel lauernd und schien Miene zu machen den Flüchtling anzugreifen. Die übrigen Schwimmer hatten kaum das Reptil wahrgenommen, als sie entsetzt umkehrten; zu ihrem Glück waren die Piroguen in der Nähe, die einen nach dem andern aufnahmen. Zuletzt blieb auf dem Wasser nur noch der Kopf eines einzigen Schwimmers, des Mulatten sichtbar, der von dem Reptil verfolgt um sein Leben kämpfte. In diesem Moment waren alle seine Missethaten ihm vergeben, und es regten sich die Sympathien für den armen Sünder. Noch suchte er einen schwimmenden Baumstamm zu ergreifen, da erreichte ihn der Alligator, und beide tauchten unter. Es war eine providentielle Bestrafung, und ersparte uns den Gräuel der beabsichtigten Hinrichtung durch Feuer!

Aus Dr. Lamonts Reisebriefen über Spanien und Portugal.

Cadix. 13 Julius 1857.

Am 2 Julius Nachmittags segelte ich von Malaga mit dem Dampfer Berenguer nach Cadiz ab, und erreichte letztern Ort bei etwas starker Bewegung des Meeres in 18 Stunden. Noch ehe die Nacht eintrat, standen wir in nicht gar großer Entfernung von der afrikanischen Küste, die wie immer in Nebel gehüllt war. Die Meerenge von Gibraltar passirten wir um Mitternacht. Diesen einzigen Punkt ausgenommen, blieb das Schiff stets in beträchtlicher Entfernung von den Küsten, so daß ich, auch wenn die ganze Fahrt bei Tage wäre gemacht worden, von der Beschaffenheit des Landes nichts hätte wahrnehmen können.

Als wir im Hafen von Cadiz ankamen, erschien wie gewöhnlich nach Verlauf einiger Zeit die Sanidad, welche sich von dem Gesundheitszustande des Schiffes zu überzeugen hat, ehe eine Communication mit dem Lande gestattet wird. Unser Capitän stand am Verdeck, um die Fragen des Sanitätsbeamten zu beantworten. Unter diesen Fragen war nun auch die: „wie viele Pferdekraft das Dampfschiff habe?" Sonderlicher Weise wußte dieß der Capitän nicht, und antwortete ausweichend mit der Andeutung als habe die Frage mit der Sanität nichts zu thun. Da indessen der Beamte darauf bestand, so gieng der Capitän in seine Cajüte und kam bald mit der Antwort zurück, worauf uns das Landen gestattet wurde. Aus dem eben erwähnten kleinen Zwischenfall kann man einige Schlüsse bezüglich auf die Amtsthätigkeit der Sanidad und die technische Ausbildung der spanischen Capitäns ziehen. Auch aus anderen Vorfällen hat mir geschienen daß letztere bloß auf eine mercantile Ausbildung sich beschränke.

Cadiz liegt am Ende einer schmalen Landzunge, die ein paar Stunden ins Meer hinaus sich erstreckt. Die Position ist höchst günstig für militärische Befestigung, und die Festungswerke gehören auch zu den stärksten, die irgendeine spanische Seestadt besitzt. Die Stadt selbst, obwohl aus dem hohen Alterthum herstammend, ist in neuerer Zeit allmählich nach modernem allgemein europäischen Geschmack umgestaltet worden und hat nichts auszeichnendes, auch nicht einmal etwas spanisch-nationales, die endlose Anzahl von Balconen etwa ausgenommen. Die Häuser sind mit flachen Dächern versehen, und fast durchgängig blendendweiß übertüncht, was in der Ferne die Form der Gebäude heraushebt, in der Nähe den Augen sehr lästig wird. Die große Menge thurmartiger geschmackloser Belvederes, die behufs der Aussicht auf das Meer an den Hausdächern angebracht sind, entstellen gewissermaßen das Aussehen der Stadt.

Rücksichtlich der Straßen und Plätze ist eine große Verwirrung dadurch entstanden daß sie alle vor einigen Jahren neu benannt worden sind, fast durchgängig nach berühmten Männern. Dem größten Theile der Einwohner sind jetzt noch die neuen Namen nicht geläufig. Jenes Umtaufen ist übrigens eine Lieblingsunterhaltung der Spanier. Besonders groß ist die Zahl der neuen Namen geworden bei Gelegenheit der politischen Umgestaltung des Jahres 1837. Diesem Ereignisse verdanken insbesondere die zahlreichen Plazas de la Constitucion ihre Entstehung. Es gibt keine Stadt in Spanien, groß oder klein, die nicht ihren Constitutionsplatz hätte. Ein Fremder, der die Zahl der Constitutionsplätze und die wirklichen constitutionellen Verhältnisse des Landes betrachtet, möchte versucht seyn darin eine Ironie zu finden.

In Folge von Geschäften hatte ich den größten Theil meiner Zeit nicht in Cadiz selbst, sondern zwei Leguas davon entfernt, in San Fernando zuzubringen, so daß ich mich entschloß in letzterem Orte meinen Aufenthalt zu nehmen. Der Ort hat über 18,000 Einwohner, fast durchgängig solche die in Cadiz durch Handel sich Reichthum erworben, und hier in einen halbländlichen Aufenthalt zurückgezogen haben. In diesem so bevölkerten Orte findet sich nun nicht eine einzige Fonda, so daß ich genöthigt war in einer Casa de Pupillos mich einzuquartieren. Die Wirthschaft führte eine bejahrte Wittwe, eine Mohrin versah die Stelle einer Köchin und Zimmermagd. Nur ein Eingeborner kann allenfalls in einer solchen Wirthschaft, wo die gewöhnlichen Ideen von Fremdenbeherbergung unbekannt sind, sich seinen Aufenthalt erträglich machen: ich meinestheils fand mich in sehr unbehaglicher Lage. In anderer Beziehung war mir mein Aufenthalt hier höchst erfreulich nicht bloß weil ich meinen Zweck vollkommen erreichte, sondern auch sonst in hohem Grade Unterhaltung und Belehrung fand. Unter anderm hatte ich Gelegenheit durch einen im Rang wie im Verdienst hochstehenden spanischen Marine-Officier in das Arsenal de la Caraca bei San Fernando eingeführt zu werden und alle Einrichtungen zu besichtigen. Der Schiffsbau ist eine höchst complicirte Aufgabe, fast alle Probleme der Holzconstruction wie der Maschinenkunde umfassend. Ich betrachtete mit lebhaftem Interesse die Gießerei, die großartige Maschinenwerkstätte, die Specialwerkstätten, wo das Holzwerk zu besondern Theilen der Schiffe zugerichtet wird, endlich wurde ich in eine eben im Bau begriffene Dampffregatte geführt. Es ist eine wunderbare Sache um die Festigkeit dieser hölzernen Bauwerke und die sinnreichen Mittel, welche zur Erreichung des Zweckes angewendet werden. Mein Begleiter bedauerte mit spanischem Patriotismus den Verfall, in welchen seit ungefähr 20 Jahren die Marine seines unglücklichen Vaterlandes durch die innern Unruhen gerathen ist: es unterliegt übrigens keinem Zweifel daß die Kräfte jetzt noch vorhanden sind welche eine Marine zu schaffen im Stande seyn werden, sobald das Parteizerwürfniß den hinderlichen Einfluß, wie jetzt, nicht mehr ausübt.

Den erfreulichen Eindruck, den das großartige Institut in Caraca auf mich machte, verminderte einigermaßen der Anblick der Kettensträflinge, wovon mehr als tausend zu den Arsenalarbeiten verwendet werden.

Während meines Aufenthaltes in San Fernando wüthete der Solano oder Levante, ein auf die nächste Umgebung von Cadiz sich beschränkender Sturmwind aus Osten, der periodenweise eintrifft, 10 bis 14 Tage andauert und dessen Wirkung ungefähr der des Scirocco gleichkommt. An den Wolken konnte man bemerken daß gleichzeitig in der Höhe ein gewaltiger Sturm herumzog. Man sah den Regen in Streifen herabkommen und in der Nähe des Bodens wieder in Dunst übergehen. Nur einmal bemerkte ich daß ein paar Tropfen den Boden erreichten. Bei dieser Gelegenheit will ich von den atmosphärischen Verhältnissen in Süd-Spanien eine kurze Vorstellung zu geben versuchen. Nur im Winter findet man in Süd-Spanien eine Abwechslung und gleichmäßige Austheilung von Sonnenschein, Bewölkung und atmosphärischen Niederschlägen. Sobald die Sonne gegen Ende

Mai einen höhern Stand und größere Kraft erlangt, so erhitzt sie den Boden umsomehr als überall in geringer Tiefe die Felsen liegen. Ist einmal die Oberfläche heiß geworden, so kann der Regen, auch wenn er in der Luft entsteht, nicht bis zum Boden gelangen. Wolken bilden sich häufig, aber nur in den höchsten Regionen und nur auf kurze Dauer. Die Wolken die Morgens emporsteigen, sind bis Mittag verschwunden, und wenn Abends der Himmel sich umwölkt, so sieht man am folgenden Morgen keine Spur mehr davon. So beschränken sich die Transformationen des Wasserdunstes auf die höheren Luftregionen: an der Oberfläche der Erde äußern sie ihre Existenz nur durch die Luftströmung, welche jede Condensation zur Folge hat.

Diese Verhältnisse stehen in weiterm Zusammenhang mit der Menge des fließenden Wassers. Quellen, Bäche und Flüsse erhalten ihre Nahrung einzig durch die atmosphärischen Niederschläge, und wo diese fehlen, hören jene auf. Nur in den Sierras gibt es frische Quellen, genährt im Sommer theils durch den schmelzenden Schnee, theils durch die in Folge der Kälte an den hohen Punkten entstehende thauartige Condensation der Dünste; aus den Sierras gehen die Flüsse hervor, die das ganze Jahr einen ungefähr gleichen Wasserstand beibehalten, so z. B. der Ebro, der unweit Vitoria entspringt und aus mehreren Hochgebirgen seine Nahrung zieht. Aehnliche Verhältnisse finden bei dem Guadalquivir statt. Zu der entgegengesetzten Kategorie gehört der Guadalaviar, den ich bei Valencia im Junius als ganz kleinen Bach fließen sah, und dessen Wassermenge im Winter ein Bett von mehr als 100 Fuß Breite und 15 Fuß Tiefe bisweilen nicht zu fassen im Stande ist. Den Guadalamedina, der Malaga von der Vorstadt trennt, fand ich im Julius vollkommen ausgetrocknet; sein Bett, groß genug um die Donau in ihrem höchsten Wasserstande aufzunehmen, wurde als Marktplatz und weiter hinaus als Landstraße benützt.

Aus den eben erwähnten Umständen gehen auch die Schwierigkeiten hervor, die allenthalben in Spanien rücksichtlich der Herbeischaffung trinkbaren Wassers anzutreffen sind. Fast überall ist das zum Trinken verwendete Wasser lau und schlecht schmeckend. Dabei ist das Trinken in einem so heißen Lande ein unabweisbares Bedürfniß. In jeder Stadt ziehen Wasserträger herum, welche das in irdenen Krügen etwas abgekühlte Wasser glasweise verkaufen; auch Stände werden an öffentlichen Plätzen errichtet, wo Wasser verkauft wird.

Der Mormonenstaat.

II.

Das Pluralitätssystem der Heiligen der jüngsten Tage ist bei ihnen keineswegs zu einer allgemeinen Anwendung gekommen; nicht jeder Mormone ist im Besitz von mehreren Frauen, bei weitem der größte Theil begnügt sich oder muß sich mit einer einzigen begnügen, da ihm die Mittel der Unterhaltung mehrerer abgehen, oder auch der besitzwürdige Theil von Frauen von den Würdeträgern der Kirche schon beansprucht worden ist. Dieser Umstand, verbunden mit der Einsicht mancher in die Mängel einer Verwaltung, wie man sie nur einer Heerde Idioten aufdrängen kann, und die Agitation der Majorität der Frauen gegen die Pluralitätslehre hatte in den letzten Jahren zu Spaltungen in der Gemeinde und zur Entstehung einer Secte von Dissenters geführt, die der Autorität des Propheten hätten gefährlich werden können, wenn er nicht durch eine Rebellion gegen die Centralregierung, die in dem vielfach genährten Groll der Mormonen eine Unterstützung fand, und durch den damit veranlaßten Zug von Truppen dem Sturm vorläufig eine andere Richtung gegeben hätte. Das Pluralitätssystem ist offenbar nur zum Vortheil der Bevorzugten der Kirche erfunden; auch wird sich hierüber niemand wundern. Der Prophet allein besitzt das Vorrecht, demjenigen die Erlaubniß zur Vermehrung der Frauen zu ertheilen, den er für gläubig hält, und dieses Vorrecht kann er auf seine Delegaten übertragen. Das Weib, das ohne Erlaubniß außerhalb der Priesterschaft heirathet, heirathet die Hölle, und es mag wohl vorkommen daß die bei vielen Frauen so leicht anzuregende religiöse Schwärmerei es ihnen sicherer erscheinen läßt, in dem Gefolge eines Apostels oder Hohenpriesters ins Paradies einzugehen als ihr Heil einem gewöhnlichen Heiligen anzuvertrauen, dessen eigene Ansprüche auf einen himmlischen Stuhl weniger sicher, ja vielleicht sogar zweifelhaft sind; auch mag wohl der weibliche Ehrgeiz, die weibliche Eitelkeit, die unter aller Schwärmerei fortlebt, dergleichen Gedanken unterstützen. Auch für diejenigen Frauen, deren weniger gefälliges Aeußere keinen Mann zu dem Glauben verleiten konnte er könne sie erlösen, ist in Utah gesorgt. Eine jede Frau kann einen Mann verlangen, der sie erlöset; „on the ground of the right and privilege of selvation," und der Prophet, der ihr Gesuch entgegennimmt, kann irgendeinen Mann, den er im Stande glaubt sie zu unterhalten, beordern sie sich „anzusiegeln," wo nicht, so muß er gültige Gründe der Weigerung vorbringen.

Die polygamistischen Grundsätze wurden geheim gehalten, so lange die Mormonen in den Staaten lebten; erst als sie nach dem Territorium ausgewandert waren und sich sicher glaubten, traten die Genossen und Nachfolger des Stifters der Secte unverhohlen mit einer Lehre hervor, die, während sie ganz den Neigungen dieser Herren entsprach, offenbar ein Köder für sinnliche Ungläubige seyn sollte. Die Lehre stützt sich nicht bloß auf die Bibel, sondern auch auf das neue Testament, und sie gehen so weit zu behaupten, Christus selbst hätte mehrere Weiber gehabt. Wie weit ihre Theologie vom Irrenhaus ist, wird eine Stelle aus dem „Wächter (Guardian)" vom Haupt der Apostel, Orson Hyde, geschrieben, am besten zeigen. „Wenn in Christus selbst die Worte Jesaias erfüllt wurden: „Er wird seine Saat säen und seine Tage verlängern, und die Freude des Herrn soll in seiner Hand gedeihen," so irret die christliche Welt hierin nicht. Aber wie wurden sie erfüllt? Wenn bei der Hochzeit von Canaan in Galiläa Jesus der Bräutigam war und sich Maria, Martha und die andere Maria die Jesus liebte, nahm, so erschüttert dieß nicht unsere Nerven.

Wenn zwischen unserm Heiland und diesen Frauen nur in Beziehung auf Mann und Frau nicht eine höchst ungeziemende Zuneigung und Vertraulichkeit stattfand, so wissen wir nicht was sich ziemt, und die Kennzeichen einer guten und geläuterten Gesellschaft sind uns unbekannt. Es wurde daher kluger Weise verschwiegen. Als aber der Heiland seine Seele aushauchte, als er

ans Kreuz genagelt war, da sah er seine Saat von Kindern, wer aber wird seine Nachkommenschaft verkünden? Niemand, wenn er keine zu verkündigen hatte. Trotz diesem, das manchem als ein neuer und sonderbarer Zug in der christlichen Lehre erscheinen mag, sind wir nicht geneigt darüber zu spotten, oder die Erlösung durch den Sohn der Jungfrau zu bedauern."

Das Mormonenthum glaubt an die Bibel, der Glaube ist jedoch so weit beschränkt als behauptet wird, die Bibel, gewöhnlich genannt die Uebersetzung durch König Jakob veranstaltet — und zwar ebenfalls durch Inspiration, denn ohne Inspiration oder Offenbarung geht es eben einmal nicht bei ihnen — sey in der Hauptsache richtig, sey aber durch absichtliche Einschaltungen und Irrthümer verfälscht. Sie ist berichtigt und wieder hergestellt worden durch Joseph den Seher, dem „der Schlüssel zu allen Sprachen" gegeben wurde. Nach dem sprachkundigen Propheten muß die Bibel folgendermaßen anfangen: „Der Hauptgott (head god) erzeugte die Götter." Dieß soll jedoch nach einer spätern Erklärung heißen: „Der erste Gott berief die Götter und saß mit ihnen in einem großen Rath; die großen Räthe saßen in jenen Himmeln und betrachteten die Welten, die zu jener Zeit geschaffen wurden." Gott hat sich nicht selbst geschaffen, dieß war unmöglich, aber die Intelligenz existirte von Ewigkeit an als ein Geist und es ist nichts von einer Schöpfung an ihr. Die Meinung Smith's über die Entstehung des Hauptgottes ist nicht in seinen Schriften widerlegt, aber die Apostel haben sich eine Art von chemisch-physikalischer Anschauung darüber gebildet, die wir werden kennen lernen, nachdem wir einigen Hauptglaubenssätzen — dem „Wächter" entnommen — hier eine Stelle gegeben haben, um wenigstens etwas Abwechslung in den Unsinn zu bringen. Diese Glaubensätze lauten:

Wir glauben daß das Wort Gottes in der Bibel aufgezeichnet ist, auch glauben wir daß das Wort Gottes in dem Buch der Mormonen und in allen guten Büchern verzeichnet ist.

Wir glauben alles was Gott offenbart hat, alles was er gegenwärtig offenbart, und wir glauben daß er noch viele und wichtige Dinge offenbaren wird, welche Bezug haben auf das Reich Gottes und das zweite Kommen des Messias.

Wir glauben an die buchstäbliche Wiedersammlung Israels, die Herstellung der 10 Stämme, daß Zion auf dem westlichen Continent erbaut werden, daß Christus persönlich tausend Jahre auf der Erde regieren wird, daß die Erde verjüngt und die paradiesische Herrlichkeit empfangen wird.

Wir glauben wörtlich an die Auferstehung des Leibes, und daß die Ueberreste der Todten nicht wieder leben werden, bevor die tausend Jahre vorüber sind.

Wir beanspruchen das Recht, den allmächtigen Gott nach unserm Gewissen zu verehren, und lassen allen Menschen dasselbe Recht.

Wir glauben daß wir unterthan sind Königen, Königinnen, Präsidenten, Herrschern und Magistraten; daß wir dem Gesetz gehorchen, es ehren und erhalten sollen.

Wir glauben daß wir sollen seyn ehrlich, wahrhaft, keusch, mäßig, wohlthätig, tugendhaft und aufrichtig, daß wir allen Menschen sollen gutes thun. Wir können sagen daß wir die Ermahnung des Apostels Paulus befolgen, „wir glauben alles" und „wir hoffen alles," wir haben „vieles ertragen," und glauben uns im Stand „alles zu ertragen." Wir suchen was lieblich, preiswürdig ist und von gutem Ruf, und warten auf den Lohn. Aber ein Müßiggänger kann kein guter Christ seyn, noch kann er selig werden, er ist eine Drohne und muß zu Tode gestachelt oder aus dem Korb geworfen werden.

Da nach der Mormonenlehre der Inhalt der Bibel ganz buchstäblich genommen werden muß, „denn Gott ist redlich wenn er zu den Menschen spricht, und gefällt sich nicht in Doppelzüngigkeit, sondern gebraucht die Worte in ihrem wahren Sinne," so kommen sie zu einer ganz entsprechenden Vorstellung von dem Wesen und den Eigenschaften der Gottheit, und diese Vorstellung ist in den Predigten der Apostel und Hohenpriester manchmal mit einem Anstrich von Humor mitgetheilt. In einer Rede, die Brigham Young vor den Aeltesten und Hohepriestern in Tabernakle hielt, sagte er: „Ihr erinnert Euch des ältesten Day (eines baptistischen Predigers auf dem Weg nach Californien) der uns so hübsch predigte. Ich predigte eines Tages als er anwesend war und leitete im Verlauf der Rede die Gedanken auf unsern Vater im Himmel, über dessen Natur er am wärmsten Aufklärung wünschte. Er aß mit mir zu Mittag, und als wir bei Tische saßen, sagte er: „Bruder Young, ich wartete mit bangem Herzen, und Mund, Augen und Ohren offen, etwas glorioses zu hören." „Worüber, Bruder Day?" „Als Ihr die Gottheit beschriebt und gerade an den eigentlichen Punkt gekommen waret, den ich so gern erklärt gehabt hätte, brachet Ihr ab und gienget auf etwas anderes über." Ich lachte und sagte: „Seyd Ihr ein Prediger des Evangeliums, und habt 20 Jahre einen Gott gepredigt, von dem Ihr nichts wußtet? Ich kann Euch die Frage in ein paar Minuten beantworten." „Ich weiß Bruder, sagte er, es ist ein mysteriöser Gegenstand für einen sterblichen Menschen." „Nun, so laßt mich fragen, könnt Ihr mir sagen, wem unser Vater im Himmel ähnlich sieht?" Bruder Young, ich maße mir nicht an daß ich den Charakter der Gottheit beschreiben kann." Dieß sagte er während die Farbe seines Gesichtes bald bleich und bald roth wurde. Ich lachte und er glaubte, ich behandelte den Gegenstand leichtfertig. „Ich behandle den Gegenstand nicht leichtfertig, aber ich lache über Eure Thorheit daß Ihr ein Prediger in Israel, ein Mann der zwischen den Lebendigen und den Todten stehen sollte, dennoch nichts wißt von unserm Vater und Gott. Wäre ich an Eurer Stelle, ich würde niemals wieder eine Predigt halten bis ich mehr von Gott wüßte. Glaubt Ihr an die Bibel?" „Ich glaube." „Welche Aehnlichkeit hatte Vater Adam mit Gott als er in Eden war?" Ehe er antworten konnte, fragte ich ihn weiter: „Welche Aehnlichkeit hatte Jesus mit dem Menschen als er Fleisch wurde?" und: „Glaubet Ihr Moses, wenn er sagt, Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn? Dieß mag Euch sonderbar scheinen, aber seht Ihr nicht bona fide daß der Herr Adam schuf wie er war, und daß der Erlöser, von dem wir lesen, das besondere Bild Seiner Person war?" Er lachte nun selbst über seine Thorheit. „Nun, sagte er, Bruder Young, ich habe mein Leben nicht hieran gedacht und war ein Prediger 20 Jahre lang." Er hatte niemals den Charakter des Gottes erkannt den er verehrte, sondern ähnlich den Athenern hatte er einen Altar errichtet mit der Ueberschrift: „Dem unbekannten Gotte."

Die Dreifaltigkeit wird von Smith in folgender Weise erklärt: Gott ist der vervollkommnete, körperliche Mensch, Christus sein Sohn mit der Jungfrau Maria, den er mit ihr zeugte auf der Ebene von Palästina, wo der Engel Gabriel die Hochzeit verkündigte. Der heilige Geist ist der vereinigte Wille (concomitant will) von Vater und Sohn. Der heilige Geist unterscheidet sich von Vater und Sohn darin daß er nur eine geistige Existenz hat,

und nie einen Tabernakel, d. h. einen materiellen Körper angenommen hat wie die Götter haben; er ist deßhalb nicht gestorben als er durch die Zeit der Prüfung und durch die Auferstehung zur Vollkommenheit gegangen ist. Wie der Sohn entstanden ist, wäre hiermit erklärt; über die Entstehung Gottes selbst wollen wir die Apostel befragen und wir werden erfahren daß in weiter Ewigkeit zwei Elementartheilchen der Materie zu einer Consultation zusammenkamen und die Intelligenzen mit einander verglichen; sie beriefen sodann ein drittes Atom in den Rath, und die drei, zu einem einzigen Willen vereinigt, wurden die erste Macht, die kein anderes erhalten konnte, da sie die Priorität besaßen; indem sie nun mehr Atome vereinigten, oder indem sie die Macht ausübten, welche die Verbindung gab, erzeugten sie den Fortschritt für alle Ewigkeit. Hieraus nun ist Gott entstanden, nicht geschaffen, und die anderen Götter entsprangen aus ihm.

Die Gabe in fremden Zungen zu reden, ohne vorher von einer Grammatik Gebrauch zu machen, ist in Utah eines der Lieblingsvorrechte. Wenn jemand fühlt daß der Geist ihn treibt, „so soll er auf seine Füße stehen, sich gläubig an Christus lehnen, seine Lippen bewegen und einen Gesang in einem ihm beliebigen Tact hervorbringen, und der Herr wird ihm einen Dolmetscher erwecken und wird es eine Sprache machen;" so lautet die Vorschrift. Daß aber trotz der doppelten Mühe die sich der heilige Geist mit dem von ihm Bewegten gibt, diese Sprachübungen zu den komischsten Scenen Anlaß geben, kann man sich leicht denken. Man denke sich eine Versammlung, in der sich plötzlich jemand erhebt und unter allerlei Grimassen Laute hervorbringt, wie: Tschi-nah, puh-oah, kaka limaschi! Alles ist stille, aber nach einer kurzen Weile erhebt sich ein anderer und erklärt, der heilige Geist habe ihm verkündet was es bedeute; daß es irgendein Indianerdialekt wäre, und hieße — folgt die Uebersetzung. Daß der Schalk bei solchen Gelegenheiten nicht immer fehlt, denn der stirbt in der Welt nirgends aus, und daß Griechisch, Lateinisch, Deutsch, Französisch und Spanisch, oder irgendeine von den bekannten neuern oder alten Sprachen niemals zur Anwendung kommen und vom heiligen Geist der Mormonen verschmäht werden, geben auch die Gelehrtesten unter den Mormonen zu.

Ich will nicht weiter in die Details der verschiedenen Lehren des Mormonenthums, wie die Lehre von der Auferstehung, von der Propheten- und Priesterschaft, von den Sacramenten rc. eingehen; meine Absicht konnte keine andere seyn als das Treiben einer Secte zu schildern, von der man in Europa verhältnißmäßig wenig weiß, obgleich ihre Missionäre überall heimlich fischen; und eine Lehre zu charakterisiren die Tausende so weit verführt hat daß sie bereit sind Gut und Leben dafür zu opfern.[1] Auch darf man nicht glauben daß die Lehre, selbst da wo sie verständlich ist, feststehe; es läßt sich im Gegentheil für irgendeinen Lehrsatz, irgendeine Behauptung, für irgendeine sogenannte Offenbarung in den verschiedenen Werken ihrer Schriftgelehrten ein widersprechender Lehrsatz, eine widersprechende Behauptung oder Offenbarung finden. Das ganze System ist ein Chaos von Unsinn, Widerspruch und Monstruositäten aller Art, aber mit jener Zuversicht, jener Dreistigkeit verkündet, die dem unwissenden, gedankenlosen Menschen zu aller Zeit imponirt und ihn gefesselt hat.

Ungeheuerlich wie das ganze Mormonenthum sind die Erwartungen der Heiligen von der Zukunft. Nicht allein daß der bevorrechtete Mann sich der Zeit erfreuen wird, von der Jesaia prophezeit: „daß sieben Weiber werden Einen Mann ergreifen und sprechen: wir wollen uns selbst nähren und kleiden, laß uns nur nach deinem Namen heißen daß unsere Schmach von uns genommen werde," sondern die wahre Kirche Gottes wird sich über die Erde verbreiten und alle anderen Secten zuletzt absorbiren. Das neue Jerusalem wird in Jackson County in Missouri gebaut werden und die ganze Christenheit wird sich in zwei große Heerlager theilen, das eine unter dem Banner Roms, das andere unter der Flagge aller Nationen. Eine große Schlacht Gog und Magog wird geschlagen werden, in der die Heiligen siegen mit Hülfe des Herrn, der mit Feuer, Hunger und Pestilenz für sie streitet. Es beginnt nun das tausendjährige Reich, vorher aber werden die Juden den Tempel Salomons zu Jerusalem wieder aufbauen. Ihr lang ersehnter Heiland wird kommen, wird sich auf der Zinne des Tempels niederlassen und sich dem Volk in seiner ganzen Herrlichkeit zeigen. Die Erde, die zu Noah's Zeit getheilt wurde, wird sich wieder vereinigen, und zwischen den beiden Zions wird eine Straße gebaut werden „die der Löwe nicht betreten und die das Auge des Adlers nicht gesehen hat," und sie wird bebaut werden mit Häusern und Villas ohne Unterbrechung. Nach tausend Jahren wird den rebellischen Geistern eine kurze Frist gegeben ihre Macht zu versuchen, aber sie werden darniedergeschmettert und verbannt werden, und die Erde wird von nun an in paradiesischer Glorie scheinen.

Als eine religiöse Gemeinschaft hätten die Heiligen der jüngsten Tage ungehinderte Ausübung ihrer Religionsgrundsätze verlangen können und würden sie auf dem freien Boden Amerika's auch gefunden haben, aber als eine politische Körperschaft, die ein Territorium der Vereinigten Staaten bewohnt, mit Institutionen wie die ihrigen, mußten sie in kürzester Zeit mit der Vereinigten Staatenregierung in Streit gerathen. Ihr Staat wird regiert von dem Seher und Propheten im Namen des Herrn, der durch ihn seinen Willen offenbart. Diese Einrichtung nennen sie eine Theo-Demokratie, und das Volk steht zum Propheten in demselben Verhältniß wie einst die Kinder Israels zu Moses. Dem Seher sind zwei Räthe beigegeben und die drei zusammen bilden die Präsidentschaft; ihnen zur Seite stehen 12 Apostel oder Aelteste in Israel, und das Ganze bildet das höhere Priesterthum vom Orden des Melchisedek. Der zweite Orden ist der des Aaron, er umfaßt das kleine Priesterthum, das sogenannte Quorum der Siebenzig, Diacone, Bischöfe, Lehrer rc., und in den Händen dieser kleinen Priesterschaft ist zugleich die Jurisdiction gegeben. Der Staat hat eine gewählte Legislatur, aber sie kann keine Gesetze machen, die dem Willen des Propheten entgegen sind, sondern sie kann nur die Anwendung der aus göttlichem Willen entsprungenen Gesetze auf die socialen Verhältnisse des Volkes vermitteln. Daß der göttliche Wille dem Interesse des Hohenpriesterthums niemals entgegen ist, darf keinen guten Mormonen in Verwunderung setzen; geschieht es aber doch, so hat er den Einflüsterungen Satans Gehör gegeben. Daß bei solchen Einrichtungen Heiden und Mormonen nicht neben einander existiren können, liegt auf der Hand.

Wenn man sieht was die Mormonen aus ihrem Land gemacht haben, seitdem sie es in Besitz genommen haben, so kann man ihrem Fleiß und ihrer Ausdauer ein Lob nicht versagen, aber die Bewunderung, die sie sich selbst zollen, haben sie nicht verdient; und wenn man das Werk vergleicht mit dem was in Californien in kürzerer Zeit durch die Ueberlandemigration geschehen ist, so erscheint es winzig selbst dann noch wenn man alle Unterschiede in

[1] Hat man doch erst vergangenen Sommer eine Mormonengemeinde am Züricher-See aufgehoben.

Rechnung bringt. Wer den Schilderungen der Mormonen nicht als Uebertreibungen und absichtlichen Lügen mißtraut, der muß, wenn er sie liest, zur Ueberzeugung kommen, das Jordanthal wäre ein Paradies, in dem Wunder auf Wunder folgen. Wenn man von großartigen Nationalwerkstätten liest, in denen jeder Beschäftigung findet, so lange bis er sich selbständig machen kann, so hat man sich einige Schoppen zu denken, in denen einige Hobelbänke, einige Circularsägen und einige Schraubstöcke und Drehbänke stehen, alles in ziemlich fatalem Zustand, und an denen, soviel ich sehen konnte, kaum ein Dutzend Menschen arbeiten; die Werkstätten scheinen sich selbst unter den Heiligen keines großen Credits zu erfreuen. Aehnlich verhält es sich mit ihren höheren Bildungsanstalten, sie existiren nur in der Idee; das Schulwesen ist in Utah noch nicht über die Elementarstufe hinausgekommen, was auch ganz begreiflich und in der Ordnung ist. Auch ihre große Baumwollspinnerei ist eine Chimäre.

In einem Dachzimmer des Statehouse bewahren die Mormonen einige kostbare Instrumente, deren Gebrauch sie mir für die Zeit unseres Aufenthalts in Salt-Lake City anboten, da sie noch niemanden unter sich hätten der Gebrauch davon zu machen verstände. Es war ein vortreffliches Roß'sches Mikroskop neuester Construction darunter, und ich erinnere mich mit Vergnügen des Erstaunens einiger ihrer Schriftgelehrten über die reelleren Wunder, die ihnen das Instrument offenbarte als ich ihnen einige Objecte unter die Augen brachte. Sie besaßen nicht weniger als sechs Barometer für Höhenmessungen von dem bekannten englischen Mechaniker Troughton, aber alle hatten Luft in die Leere bekommen, oder waren durch unverständigen Transport sonst schadhaft geworden; nicht ein einziger war brauchbar. Ein chemischer Apparat in Form eines großen Reagenzkasten war ebenfalls vorhanden, ebenso ein Teleskop und kleinere Meßinstrumente. Die Bibliothek, für deren Anschaffung der Congreß früher 5000 Dollars bewilligt hatte, und in welcher neben den großen englischen Encyklopädien die Rechtswissenschaften ziemlich gut repräsentirt waren, ist vor kurzem in Feuer aufgegangen, und zwar ohne Zweifel unter Vorwissen der Behörden der Mormonen.

Die Schilderung, die ich vom Lande Utah gegeben habe, ist nicht in das rosenfarbene Colorit der Heiligen gekleidet, aber sie ist, wie ich glauben darf, ein treues Bild der Zustände. Es gereicht mir zum besondern Vergnügen die Versicherung geben zu können, daß ich in dem ganzen Territorium nicht mehr als drei Deutsche traf, die in die Gemeinschaft der Heiligen der jüngsten Tage eingetreten waren, und von dem einen darf ich behaupten daß sein Glaube nicht auf einen Fels gebaut war. Der vornehmste dieser drei Würdigen war ein verkommener Student, der aus Noth das Buch der Mormonen ins Deutsche übersetzt hatte und dem Missionär für den er arbeitete, von Hamburg aus nach Utah gefolgt war. Er war Stadtingenieur in Provo, der zweiten Stadt dem Range nach; und wartete mit Ungeduld daß ihm der heilige Geist die Lehre von der Congruenz und der Aehnlichkeit der Dreiecke offenbare, da ihm ohne deren Kenntniß sein Geschäft sehr sauer wurde. Der zweite Landsmann war ein Barbier, der die Bärte aller Nationen nach ihrer Bekehrung zu scheeren hoffte, und einstweilen den hohen Preis der Bartseife beklagend in der großen Stadt etwas Doctorei trieb. Der dritte war ein gewöhnlicher Mensch.

Wenn ich in der vorliegenden Schilderung den Heiligen der jüngsten Tage irgend Unrecht gethan hätte, so würde ich dieß umsomehr beklagen als ich die Schilderung mit einer großen Ungezogenheit gegen die Frauen in Utah schließen muß. Ich nehme dieses Vergehen auf mich im Interesse und zum Troste derjenigen meiner Landsleute, welche auf die Vorrechte dieser Privilegirten mit stillem Neide und vielleicht geheimen Wünschen blicken möchten. In dem ganzen Thal,[1] habe ich kein auch nur annähernd schönes Weib gesehen und nur ein einziges Mädchen, das recht schön, nicht gerade so schön war:

„that she might shake the saintship of an anchorite,"

aber doch kann sie mit Sicherheit salvation erwarten. Das Erbarmen lebt in Utah. Mögen alle Frauen und Töchter Utahs mir verzeihen!

Ueber Montenegro.

(Von A. L.)

Die Ansammlung der türkischen Streitkräfte im Lager zu Gasko in der Herzegowina, und die angedrohte Expedition gegen Montenegro, dürften einige Bemerkungen über das letztere Ländchen für den Leser nicht überflüssig erscheinen lassen. Montenegro, welches einst unter dem tapferen Stephan Duschan, welcher sich Kaiser der Serben, Griechen und Bulgaren nannte, ein Bestandtheil des großen aber zu keiner welthistorischen Bedeutung gekommenen serbischen Reiches war, ist seit der Zerstörung jenes Reiches durch die Türken von letzteren nie ganz unterjocht worden, obgleich dieselben die Oberhoheit über dieses Gebirgsland sich angemaßt und es zum Sandschak Scutari gerechnet haben; deßhalb wird man auch diesen kleinen Staat auf allen Karten stets mit dem türkischen Gebiete verschmolzen finden, und erst seit dem Jahr 1796 steht derselbe unabhängig da. Montenegro ist ein losgerissener Theil des slawischen nördlichen Albaniens, und wird von seinen schwarzen Bergen von den serbischen Bewohnern Cernagora, d. h. der schwarze Berg genannt. Die Venetianer, welche die Bewohner dieses Ländchens in ihren Freiheitskämpfen gegen die Türken unterstützt haben, nannten das Land Montenero oder Montenegro, welcher Name denn auch von der gelehrten Welt aufgenommen wurde, obgleich ihn die slawischen Bewohner nicht kennen. Letztere nennen sich Cernagorzen, d. h. Schwarzbergler, und bekennen sich gleich den Serben zur griechischen Religion. Die Zahl der Montenegriner beläuft sich höchstens auf 150,000, welche in 116 Dörfern wohnen, die einen Flächenraum von etwa 100 Quadratmeilen einnehmen. In neuester Zeit haben die Montenegriner ihr Gebiet durch die Besetzung eines Theiles der Herzegowina vergrößert, was zu den obschwebenden Conflicten mit den Türken Veranlassung gegeben hat. Die Montenegriner beanspruchen das erwähnte fruchtbare Gebiet der Herzegowina, weil sie ohne ein solches ihren Bedarf von Getreide in ihren Bergen nicht gewinnen können; nebenbei fehlt denselben auch jede Verbindung mit dem Meer, indem zwischen Montenegro und dem

---

[1] „In dem Thal" heißt überhaupt unter den Mormonen leben. Der Ausdruck galt ursprünglich für das Jordanthal, und wurde nach und nach auf das ganze Territorium ausgedehnt. Ein Utahthal von dem man hie und da liest, existirt nicht.

Meer sich der Bezirk von Cattaro im österreichischen Albanien hinzieht. Die Bucht von Cattaro — Bocca di Cattaro — bildet mit dem Canal von Narenta ein mare clausum, weil sich von diesen beiden Punkten die das österreichische Gebiet durchschneidenden und den Türken gehörenden Küstenstriche befinden. Die Bucht von Cattaro ist schon früher von Rußland für die Montenegriner fruchtlos in Anspruch genommen worden, um denselben durch den schmalen Küstenstrich einen Ausgang ins Meer zu schaffen. Bei dem anderen Punkte, nämlich im Canal der Narenta bei Klek, konnten die Türken ihre Expeditions-Truppen nur mit Bewilligung Oesterreichs ausschiffen, da die Sache in Betreff dieser beiden Küstenpunkte, welche, wie erwähnt, das Königreich Dalmatien und respective österreichisch Albanien durchbrechen, zwischen Oesterreich und der Türkei wegen der jedesmaligen Einmischung Rußlands nie zu einem bestimmten Abschlusse gekommen ist. Seit dem Jahr 1389 hatte Montenegro eigene Fürsten aus dem Hause Cernowitsch; seit dem Jahr 1516 erbliche Wladikas (Oberrichter) aus der Familie Radowitsch, deren Ansehen aber nach und nach in dem steigenden Einflusse der erblichen Bischöfe aus der Familie Petrowitsch untergieng, bis es 1830 dem Bischof Peter Petrowitsch II gelang beide Würden in einer Person zu vereinigen. Ein Senat von sechs Personen und ein Tribunal von mehr als 150 Mitgliedern bilden die Regierung des besonders wieder unter seinem jetzigen Fürsten Danilo sehr durch Umtriebe zerrütteten Landes. Sowohl das Land als auch die Bewohner der Cernagora werden durch einige montenegrinische Sprüchwörter sehr treffend charakterisirt. So heißt es z. B., „Montenegro hat viel Steine, aber wenig Brod.“ Und die Sage erzählt: Als der liebe Gott die Steine über die Länder vertheilte, da hat der Sack über Montenegro ein Loch bekommen. Oder auch: Als Gott die Länder segnete, hat der Teufel mit seinem Schwanz das Land der Cernagorzen bedeckt, daß es das segnende Auge Gottes nicht sehen konnte. Den rauhen Charakter der tapferen und freiheitliebenden Bewohner dieses Ländchens zeigt ein anderes die Blutrache andeutendes Sprüchwort an: „Schaue die Mädchen von Montenegro nicht an, wenn du nicht willst daß deine Haut an der Sonne trockne.“ Man führt namentlich aus früherer Zeit viele Fälle an, wo an den Verführern von den Verwandten des verführten Mädchens das erwähnte Sprüchwort in grausamer und furchtbarer Weise in Anwendung gebracht worden ist. Vor nicht sehr langer Zeit ist auch ein türkischer Pascha, welcher der Schändung überführt worden war, bei lebendigem Leibe geschunden worden. Diese Grausamkeit, sowie das berüchtigte Kopfabschneiden im Krieg, haben die Montenegriner von ihren türkischen Nachbarn angenommen (?).

Die Opata-Indianer [1] in Sonora.

Bei weitem der beste Indianerstamm von Sonora sind die Opatas. Diese Leute wohnen im Centrum des Staates und bilden die Masse der Bevölkerung sämmtlicher Städte und Dörfer nördlich von Ures. Seit der Eroberung des Landes hat sich ihr Charakter als offen, gelehrig und loyal gegen die Weißen bewiesen. Aus ihnen bestanden die drei Infanterie-Compagnien von Bacuachi, Tubac und Babispe, welche sich während einer Reihe von Jahren durch ihre glänzenden Kriege gegen die Apaches auszeichneten, und noch heutigen Tages, wenn der Gouverneur das Volk gegen Yaquis oder Apaches zu den Waffen ruft, sind es die Opatas welche am willigsten folgen und den Hauptbestand des Fußvolkes bilden. Furchtlos und fähig jede Beschwerde zu ertragen, marschiren diese Leute wochenlang mit einem Säckchen Pinole, geröstetem Mehl auf dem Rücken, und machen täglich ihre 50—60 Meilen. Sie sind vollkommen zuverlässig, und mit guten Führern würden sie die besten Soldaten in einem heißen Klima seyn, welche man sich nur wünschen kann. Von ihrem Muth erzählt man viele Beispiele.

In einer Schlacht mit den Apaches wurden die Mexicaner durch große Uebermacht geschlagen, und mußten fliehen. Ein Cavallerist bemerkt einen Opata, welcher nicht zurückgeht, sondern noch immer darauf losfeuert. Er ruft ihm zu, hinten aufs Pferd zu springen um sich zu retten, und erhält die noble Antwort: No señor, todavia tengo cartuchos.[1] Der Mann stand, bis er die letzte Patrone verschossen, und wurde dann natürlich getödtet.

Nur einmal fand eine Empörung der Opatas statt, und zwar im Jahr 1820. Diese war jedoch nur partial und entstand aus einer Localursache, nämlich dadurch daß der Quartiermeister der Compagnie von Babispe die Leute zu schlecht behandelte. Die Opatas bewiesen bei der Gelegenheit ihre gewohnte Tapferkeit. In der ersten Schlacht wurden 1500 mexicanische Truppen durch 550 Opatas besiegt, und es erforderte die ganze Macht von Sonora und Chihuahua, um diese wenigen Indianer wieder zu unterwerfen.

Es zeigte sich der humane Charakter dieser Leute in seinem vollen Lichte. Gefangene wurden nicht wie es andere Indianer gethan haben würden, grausam getödtet, sondern meistentheils freigelassen oder durch ein Kriegsgericht verurtheilt, und ihnen vor der Hinrichtung ein Priester beigegeben. Mir kommt es vor als wären die Opatas der Natur nach ihren mexicanischen Beherrschern überlegen, und daß es nur der Mangel an Erziehung wie die dunklere Farbe ist, welche sie in einer untergeordneten Stellung erhält. Es hat jedoch bereits eine bedeutende Vermischung der beiden Racen stattgefunden, und im Laufe der Zeit werden die Opatas nur noch in der Erinnerung existiren und sich in Mexicaner verwandelt haben.

Von Jugend auf gewöhnen sie sich an Schnelllaufen. Ihr Lieblingsvergnügen sind die sogenannten Bolas. Zwei Parteien von je drei Personen halten einen Wettlauf von 4—6 Leguas. Sie laufen mit bloßen Füßen und jede Partei wirft eine Kugel mit dem Fuß vor sich her, und diejenige gewinnt deren Kugel zuerst das Ziel erreicht. Die Kunst besteht darin, nicht stille zu halten, sondern im Laufen die Kugel mit den Zehen aufzuheben und sie so weit wie möglich weiter zu werfen. Es ist erstaunlich welche Ausdauer diese Leute besitzen. Die Schiedsrichter reiten zu Pferde nebenan, sind jedoch nicht im Stand mit den Läufern Schritt zu halten, und müssen sich in Stationen abtheilen. Ein anderes Spiel ist der Bolazon. Es wird ein starker Pfahl in die Erde gegraben, von dessen oberer Spitze verschiedene Stricke herunterhängen. Jedes Tau wird von einem Indianer ergriffen, welcher dann sich im Kreise durch die Luft schwingt und versucht, so hoch wie möglich zu fliegen. Hiebei sind häufig Menschenleben verloren

[1] Wahrscheinlich der Name einer Unterabtheilung der Pima-Nation, da die Schilderung des Charakters vollständig mit dem übereinstimmt was wir von den Pimas wissen. D. R.

[1] Nein, Herr, ich habe noch Patronen.

gegangen, und die Regierung hat das Spiel verboten. So viel ist gewiß, wären sämmtliche Indianerstämme Mexico's den Opatas gleich, so würde sich das Land in besseren Umständen befinden, ohne sie würde Sonora schon von den Apaches erobert seyn. (California Democrat.)

Eine Atomwage für Gewichte bis zu einem Tausendstel-Milligramm.

Hr. Alfred Mac Mayer, Professor der Physik und Chemie an der Universität von Maryland, gibt in seinem Werke: „The Estimation of the Weights of very small portions of Matter," folgende Schilderung von der Zusammensetzung des Apparats, mit welchem es ihm gelungen das Gewicht selbst noch eines Stofftheilchens in der Schwere eines Tausendstel-Milligramms zu bestimmen. „Ich erhitzte, sagt er, einen Stab weichen Glases an einer Stelle bis zur Hellröthe, zog es dann schnell heraus, und erhielt dadurch einen gleichförmig cylindrischen Faden von ungefähr dem Durchmesser eines feinen Menschenhaars. Ich nahm aus der Mitte dieser feinen Glasfaser ein Stück von etwa drei Zoll Länge, befestigte das eine Ende desselben mittelst guten Siegellacks an den Rand eines Mahagony-Blocks und bog das andere Ende, indem ich es schnell einer kleinen Spiritusflamme näherte, leicht krumm. Um eine Schale zu bekommen, in welche ich die Substanz, deren Gewicht ich bestimmen wollte, legen konnte, schnitt ich mit dem gewöhnlichen mikroskopischen Sectionsschneidwerkzeug einige Scheiben älteren Marks von 001 bis 002 Zoll in der Dicke, zog eine noch feinere Faser, und bog das eine Ende desselben ebenfalls krumm; nachdem ich sodann das andere Ende durch eine Markscheibe hindurchgezogen, machte ich an diesem Ende durch die Spiritusflamme einen kleinen Glasknopf, gerade so groß um diese Scheibe zu hindern an dem hängenden Stab abzugleiten. Die Faser mit angehängter Scheibe wurde nun an dem Ende des an den Block befestigten Stabs krumm gebogen, und war dann für die Graduation fertig. Da ich damals nicht im Stande war Silberdrath von gehöriger Feinheit zu bekommen, so nahm ich dafür etwelches sehr feines und langes Haar von dem Kopf eines Kindes, und nachdem ich es dahin gebracht daß das Centrum der Schwere und das Centrum der Bewegung einer sehr empfindlichen analytischen Wage fast zusammenfielen, so bekam ich ein Stück der Mitte eines Haars welches genau ein halbes Milligramm wog. Theilen wir dieß in fünf gleiche Theile (jeder ungefähr einen Zoll lang), so erhalten wir Zehntel eines Milligramms. Wenn man eines dieser Zehntel auf die Markschale legte, so wurde die Glasfaser ein wenig seitwärts gewendet, was auf einem aus bristol board gebildeten Bogen bezeichnet ward, und zwar so daß er von dem abgewichenen Stab in seiner Umdrehung um den Rand des Blocks fast berührt wird. Ein anderes Zehntel wurde hinzugefügt und eine andere Theilung erlangt, und so fort, bis alle fünf Theilungen bezeichnet waren. Da die Länge der Theilungen etwa einen Viertelszoll betrug, so wurden sie ohne allen Anstand unterabgetheilt in zehn gleiche Theile welche mir sofort $1/_{100}$ Milligramm gaben. Das Gewicht irgendeiner Stoffmenge welche kleiner als ein halbes Milligramm ist, läßt sich nun auf $1/_{100}$ Milligramm dadurch bestimmen daß man sie auf die Schale legt und die Abweichung beobachtet. Für die Tausendstel ist noch größere Sorgfalt und Geduld erforderlich, indem die Faser viel feiner und etwas kürzer, die Markscheibe kleiner und so dünn als möglich ist. Um die primären Graduationen von Hundertsteln zu erhalten, wird eines der obigen einem Zehntelmilligramm gleichen Haarstücke in zehn gleiche Theile getheilt, was uns ein Gewicht von $1/_{100}$ Milligramm gibt. Die durch diese Gewichte verursachten Abweichungen geben, wenn man sie in zehn gleiche Theile theilt, $1/_{1000}$ Milligramm. Da der geringste Luftzug auf die Graduationen und das Wägen einwirkt, so wird das ganze Instrument durch ein Glasgehäuse geschützt, und das Ende des Gehäuses befindet sich zunächst dem graduirten Bogen an einer Angel. Bei elastischen Stäben einer Geviertsection steht die Abweichung im Verhältniß zum Gewicht; bei denen einer Circular-Section erleidet dieses Gesetz eine geringe Abänderung; allein durch die obige Methode, den Werth jeder Theilung direct zu bestimmen, wird der Irrthum vermieden.

Miscellen.

Künstliches Rosenwasser. Es ist bekannt daß die Producte der freiwilligen Zersetzung des salicylsauren Kali's sich durch specifischen Rosengeruch auszeichnen. Man erhält letzteres Salz durch Kochen von dem gegenwärtig im Handel billig zu habenden Gaultheriaöl (Wintergrünöl, ätherisches Oel der Gaultheria procumbens) mit Kalilauge. Die von dem sofort sich bildenden Krystallbrei abgegossene Mutterlauge besitzt einen durchdringenden Rosengeruch, und liefert bei der Destillation mit Wasser, nach Prof. Wagner, künstliches Rosenwasser. Der Verfasser zweifelt nicht daß die Parfümerie von dieser Notiz Nutzen ziehen kann. (Polyt. Journal.)

Fledermaus-Dünger. Auf der allgemeinen Pariser Ausstellung im Jahr 1855 befand sich ein Product als sardinischer Guano bezeichnet. Dasselbe bestand aus den in gewissen Grotten in Sardinien gesammelten Excrementen von Fledermäusen, welche schon seit Jahrhunderten in jenen Grotten hausen. Diese Ablagerungen sind sehr bedeutend, und es soll sich eine Gesellschaft zu ihrer Ausbeutung gebildet haben. Auch in Algier sollen sich ähnliche Lager gefunden haben, von welchen ich aber nicht weiß ob sie ausgebeutet wurden. Einer meiner Schüler, bemerkt Hr. Hervé Mangon, erinnerte sich aus seiner Jugend an Grotten oder alte verlassene Steinbrüche, in welche damals viele Fledermäuse ihre Zuflucht nahmen; es gelang ihm auch darin eine Quantität Guano zu sammeln, die jedoch nicht bedeutend war, weil denselben ein

Landwirth vor einigen Jahren herausgenommen hatte. Von zwei Proben desselben nahm ich die Analyse vor, und fand darin:

	I.	II.
1) Flüchtige oder verbrennliche Substanzen:		
bei 105° C. verflüchtigtes Wasser	19,50	12,66
organische Substanzen, der Stickstoff nicht inbegriffen	62,65	66,14
Stickstoff	8,18	9,03
2) Asche:		
phosphorsaures Natron und andere Alkalisalze	2,42	1,83
Kieselerde und sehr feiner Kieselsand	2,13	4,97
Kalk	2,37	2,74
Magnesia	0,02	0,02
Phosphorsäure	2,58	2,39
Schwefelsäure	0,09	0,17
nicht bestimmte Substanzen und Verlust	0,06	0,05
	100	100

Man sieht daß dieser Guano sehr reich an Stickstoff und an phosphorsauren Salzen ist.

Ein morgenländischer Compaß. Sie haben (sagt R. Webster in einem Schreiben an das Athenäum) bei Besprechung von Wrights Werk die Bemerkung gemacht daß des Seecompasses in einer Abhandlung aus dem zwölften Jahrhundert Erwähnung geschehe, in welcher er als gen Osten zeigend beschrieben wird. Einer meiner Freunde hat aus Indien einen Compaß mitgebracht, dessen Nadel wie eine Taube gestaltet ist, deren ausgespannte Flügel die Pole des Magnets bilden, und deren Kopf gen Westen deutet. Die Gläubigen tragen ihn gewöhnlich als Zaubermittel, und nennen ihn den „Finger der Wahrheit" — indem er stets nach Mekka zeigt. Viele Europäer machen auf die Erfindung des Seecompasses Anspruch, allein es unterliegt geringem Zweifel daß er ursprünglich aus dem Morgenlande kam, und es ist nicht unmöglich daß Christen des zwölften Jahrhunderts einen ähnlichen „Finger der Wahrheit" mit umgekehrten, nach Jerusalem deutenden Polen hatten.

Güterspeculation im amerikanischen Westen. Hr. G. Fr. Train bemerkt in seinem Werke Young America in Wall Street unter anderm: „Ich kann die Tollheit des Zeitalters am besten dadurch erläutern daß ich einen Ländereihandel im Westen anführe; es wird dieß eine richtige Anschauung von dem Speculationsfieber gewähren. Ein westlicher Handelsmann wünscht einiges von dem Geld welches er dem Osten schuldig ist anzulegen, indem er glaubt, er könne einige Tausende gewinnen, ehe der Wechsel über die trockenen Waaren fällig werde. Wo nicht, so könne er sein Papier leicht erneuern lassen. Er kauft ein „Lot," erhebt Geld auf Unterpfand, und verkauft an einen andern, welcher für in New-York gekaufte Waaren schuldig ist. Das „Lot" wechselt neunmal seinen Besitzer, und zwar folgendergestalt:

Erster Kauf	1000	Dollars.	Erste Hypothek	500	Dollars.
Zweiter	1500	„	Zweite	750	„
Dritter	2000	„	Dritte	1000	„
Vierter	3000	„	Vierte	1500	„
Fünfter	4500	„	Fünfte	2000	„
Sechster	7000	„	Sechste	3250	„
Siebenter	10,000	„	Siebente	4500	„
Achter	12,500	„	Achte	5000	„
Neunter	15,000	„	Neunte	6500	„

Als der Besitz zum neuntenmal in eine andere Hand übergeht, erhebt der Eigenthümer 5600 Dollars auf die 1000 Dollars um die das Lot ursprünglich angekauft ward, und der Preis wird vor der Krisis auf 15,000 Dollars hinaufgeschwindelt. Die Verkäufe wurden alle in anderthalb Jahren abgeschlossen — das Land aber in keiner Weise verbessert."

Statistik der unterseeischen Telegraphen. Nachstehende Tabelle über die wichtigsten bis jetzt hergestellten unterseeischen Telegraphenlinien dürfte für manche unserer Leser nicht ohne Interesse seyn. Wir entnehmen sie einer in der Revue Contemporaine enthaltenen Abhandlung über die elektrische Telegraphie. Der Leser wird daraus eine Anschauung erhalten über die Länge der Taue, über die Wassertiefe in welche sie hinabgelassen sind, über das Gewicht der Taue und über die Zahl der in diesen befindlichen Leitungsdräthe. Hiebei ist jedoch, was sich eigentlich von selbst versteht, nur noch zu bemerken daß die Länge der Taue eine größere ist als die wirkliche Entfernung zwischen dem Anfangs- und Endpunkt der einzelnen Linie.

Unterseeische Taue.	Wassertiefe.	Länge. Kilom.	Gewicht. Tonnen.	Zahl der Leitungsdräthe.
Von Dover nach Calais	Mètres 55	39	175	4
Vom Canal St. Georges	130	103	62	1
Von Dover nach Ostende	55	112	504	6
Von Suffolk nach dem Haag	„	217	846	3
Von Dänemark nach der Insel Seeland	„	26	83	3
Von Schottland nach Irland	275	40	180	6
Vom Helder (Holland) nach Neu-Diep	„	8	38	6
Von Neu-Braunschweig nach der Prinz Edwards-Insel	„	240	264	1
Von la Spezzia ans Vorgebirge von Corsika	640	145	740	6
Von Corsika nach Sardinien	„	19	97	6
Von Varna nach Balaklawa	„	640	100	1
Von der Insel Seeland nach Schweden	„	9	„	3
Von Sardinien nach Algerien	2350	200	„	4
Von Valentia (Irland) nach St. Jean auf Neufundland (projectirt.)	3971	3400	2000	1

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 16. 16 April 1858.

Julius Fröbels Reisen durch den Westen der Vereinigten Staaten nach Californien.

Der zweite Band von J. Fröbels Reisen und Studien [1] führt uns über Arkansas nach dem „fernen Westen" und zunächst nach Chihuahua (spr. Tschiwawa) jener mexicanischen Provinz, welche als der nächste Bissen der ländergierigen aber „nach sichtbarem Rathschlusse" (manifest destiny) verschlingenden Demokratie anheimfallen wird. Fröbel begleitete eine ansehnliche Handelskarawane, denn ohne Gesellschaft zu reisen, wäre beabsichtigter Selbstmord. Selbst die Karawanen sind immer auf dem Qui vive! und mit der Hand an dem Revolver, da gerade der Westen von den streitbarsten der rothen Nationen den Comantschen (Comanchen) und Apatschen (Apachen) heimgesucht wird. Bei Fort Atkinson am Arkansas erhielt man jedoch einen Besuch von „zahmen" Comantschen-Häuptlingen. Um sich das Zutrauen der Karawane zu erwerben, zeigten die Häuptlinge Atteſtate vor, die ihnen andere Reisende ausgestellt hatten. Einer der Häuptlinge producirte ziemlich zweideutige Papiere welche lauteten: „Inhaber dieses, der rothe Aermel, lebt in Freundschaft mit den Weißen. Es wird gut seyn, ihn wohlwollend zu behandeln, dabei aber auf der Hut zu seyn." Ein anderer bescheinigte dem Wackeren, „daß er sich anständig im Lager betragen," ein dritter aber hatte auf das Attest geschrieben, „traut dem verdammten Indianerkerle nicht." Natürlich wurden diese Zeugnisse mit stummer Gravität von dem Inhaber vorgelegt, der sich nicht wenig auf das einbildete, was er schwarz auf weiß besaß. Die Comantschen-Krieger trugen außer ihrem Adlerfederputz und ihrer Zinnober-Schminke, an ihrem dicken und langen Zopf einen eigenthümlichen Schmuck, nämlich silberne Scheiben, deren Durchmesser vom Nacken nach dem Ende der Haare immer kürzer werden, so daß die Scheiben allmählich von der Größe einer Untertasse bis zu der eines Thalers sich vermindern. Diese Scheiben sind ein Artikel mexicanischer Industrie, der eigens für den Handel mit den Comantschen angefertigt wird. Auch mit Keiowäh (Kiowah) Indianern kam man unterwegs in Verkehr, die geläufig spanisch redeten und sogar unter sich dieser Sprache sich bedienten. Nicht selten bieten sie den Reisenden Frauen und zwar zum Theil Mexicanerinnen zum Verkauf oder gelegentlichen Gebrauch an. Einige Stämme halten zu diesem Gewerbe etliche Prostituirte, die entweder Gefangene oder durch sonst eine Verschuldung zu dieser unehrenhaften Stellung gekommen sind. Sie putzen sie dazu mit rother Schminke auf, womit sie aber auch, wie es sich zeigte, den Hintern ihrer Pferde bestreichen. Weder die Comantschen noch die Keiowähs nahmen Branntwein, entschädigten sich für diese Enthaltsamkeit aber durch unmäßigen Genuß von Thee und Kaffee. Man trifft auf der Karawanenstraße, die sich vom Arkansas nach dem Cimmaron und an der Ostseite der Sierra Moro hinabzieht auch auf ganze Colonien mexicanischer Dirnen, die nur von den vorüberziehenden Fuhrleuten sich ernähren, ja es gibt sogar Bordelle am Rande der großen nordamerikanischen Wüste die für die Karawanen errichtet worden sind! Wenn wir auf unsern Karten Orte wie Barclay's Fort, Bents Fort, Laytons Fort angegeben finden, so dürfen wir uns darunter nicht kleine befestigte Ortschaften mit Garnisonen denken, sondern es sind oft nur einzelne Maierhöfe, die mit Pfahlwerk geschützt und mit ein paar Kanonen bewaffnet sind, und die von einem einzigen Pflanzer mit seinem Dienstgefolge bewohnt werden. Selbst die Forts welche von Truppen bezogen werden, sind nichts als befestigte Lagerplätze und nicht etwa kleine Colonien.

Einer harten, ja beinahe einer Sklavenbehandlung ist der mexicanische Troß einer nordamerikanischen Karawane ausgesetzt. Gegen ihre spanisch redenden Miethlinge bedienen sich die amerikanischen Fuhrleute mit Härte und Grausamkeit der Peitsche. Würde sich ein Amerikaner gegen seinesgleichen ähnliche Mißhandlungen erlauben, so käme es zu Mord und Todtschlag. Der Amerikaner unterdrückt alles was sich drücken läßt, denn die Großmuth des Starken gegen den Schwachen fehlt ihm gänzlich, wehe also dem der sich nicht selbst Recht schafft! Das Gebirge welches den Pecos vom Hauptarm des Rio Grande oder Rio Bravo del Norte trennt, wurde in der Nähe des Ortes La Joya überschritten und ein anderes benachbartes Dörfchen la Joyita am Rio Grande erreicht. Auf jenem Gebirge bemerkte Fröbel eine Lerche, die ihn durch ihren Gesang mächtig an die Heimath erinnerte. Er macht dabei die sehr scharfsinnige Bemerkung, daß der Charakter des Gesanges und Rufes der Vögel Merkmale des Genus und der Familie besitze, die sich in weit auseinander liegenden Ländern gleich bleiben, und

[1] Aus Amerika. Leipzig 1858. J. J. Weber.

diese Thatsache mag auch als Warnung dienen daß wir aus oberflächlichen Sprachverwandtschaften allein noch nicht berechtigt sind auf eine Einheit des Menschengeschlechtes zu schließen. Der Rio Grande, der wie der Missouri, Arkansas, Ohio und Mississippi, die amerikanische Schmutzfarbe besitzt, bildet da, wo seine Wasser zu Bewässerungen durch Canäle (acequias) benutzt werden, einen langen und schmalen Culturstreifen, oder vielmehr eine Schnur beckenförmiger, durch Thalengen und Schluchten getrennter Oasen in der Wüste, die sich zu beiden Seiten auf tausende von Quadratmeilen erstreckt. Die Bewässerung des Landes, wo man oft auf drei in verschiedenem Niveau übereinander fortlaufende Canäle von der Stärke eines Mühlwassers stößt, gibt einen hohen und günstigen Begriff von den Leistungen der alten spanischen Colonisten. Fröbel glaubt, und wie uns scheint nicht mit Unrecht, daß die Amerikaner nicht für den Anbau des Rio Grande Thales Beruf haben, denn wo der Ackerbau nur mit Hülfe künstlicher Bewässerung gedeihen kann, da erfordert das Gemeinwesen eine strenge Polizei, zu der sich Amerikaner noch nicht so bald bequemen werden. Bei La Jovita (Kleinod) begegnete man den ersten Apatschen, den furchtbaren Feinden Neu-Mexico's und Chihuahua's, die sich von der Karawane bewirthen ließen und dann verabschiedeten. Am Morgen aber näherten sich zwei von ihnen dem Lager, und Fröbel sowie der Koch, vom Hufschlag erweckt, richteten sogleich ihre Feuerwaffen auf die Kerle, bis diese sie mit einem: No tira, compadre (schieß nicht, Gevatter) zu beruhigen suchten und vorgaben, sie hätten nur Kaffe mit ihnen trinken wollen. Jeder Tag brachte aufregende Scenen. Als die Karawane am nächsten bei der mexicanischen Ortschaft Sabino lagerte und einer der Amerikaner den Tanzboden besuchte, erregte er solche Eifersucht daß er von den einheimischen Burschen umringt wurde, worauf er ohne weiteres ein Pistol zog und mitten unter den Haufen hineinschoß, glücklicherweise ohne jemand zu treffen. In derselben Nacht hieb einer der Fuhrleute seinen mexicanischen Burschen mit dem Säbel über den Schädel daß eine zwei Zoll lange Wunde klaffte, bloß weil er ihn auf dem Wachtposten eingeschlafen gefunden hatte. Daraus mag man schließen welches Schicksal den spanischen Amerikanern bevorsteht, wenn sie unter das Joch der brutalen Anglosachsen fallen!

Die Charakterpflanze des Rio Grande Thales ist die Mezquite (vom aztekischen Mezquitl, spr. Meskitl) — Algarobbia glandulosa — ein akazienartiger Busch oder Baum, der von Texas bis Californien angetroffen wird, und gleich einem vegetabilischen Proteus in Neu-Mexico als Strauch auftritt, der Aeste und Zweige über den Boden ausbreitet, in Texas zu einem kleinen, am Gila und Colorado zu einem ansehnlichen Baum sich entwickelt, der Wäldchen und Haine bildet. Die Mexicaner wollen zwei Arten unterscheiden, und halten nur die Schoten der einen Art für eßbar. Die Mezquitebüsche am Rio Grande stehen gewöhnlich auf kleinen Sandhaufen und sind das Obdach so zahlreicher Klapperschlangen daß Fröbel einmal während des Marsches sechs Stück erschlagen konnte. Die Schlangen sind nur gefährlich wenn man bei der Jagd auf californische Wachteln unversehens auf sie in einem Mezquitegebüsch tritt, übrigens vertilgt die junge Brut fleißig der Erdkukuk, Geococcyx viaticus, der in Neu-Mexico wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Fasan Paisano (corrumpirt aus faesano) in Texas und Californien aber der Straßenläufer (Corre-camino) genannt wird.

Bei Fort Conrad unsrer Karten verläßt die Fahrstraße den Rio Grande, der durch unwegsame Engen strömt, und schlägt einen kürzern südlichen Marsch durch die verrufene Todtenwüste (Jornada del Muerte) ein. Doch ist die 90 (engl.) Meilen lange Strecke selten ganz ohne Wasser, und da es an vortrefflichem Grase nicht fehlt, so läßt sich der Weg mit Maulthieren ohne Gefahr zurücklegen. Als charakteristische Pflanze tritt dort zum erstenmal die baumartige Yucca auf, welche von den Mexicanern nicht übel Palmilla (kleine Palme) genannt wird. Die Pflanze hat nur scheinbar einen dicken Stamm, so dicht umkleiden die spitzen, abwärts gebogenen spitzen Blätter mantelförmig den Stengel. Um sich während der kalten Morgen zu erwärmen, zündete die Karawane mehrere solche Stämme an, aus denen prasselnd hohe Flammen stiegen und die Pflanze dabei ganz einhüllten. Endlich sah man auch die ersten Exemplare von Echinocactus Wislizeni, eines vegetabilischen Ungethüms von 3 bis 4 Fuß Höhe und 2 bis 3 Fuß Dicke, eine tiefgerippte, tonnenförmige grüne Masse, die gruppenweise mit langen und starken Stacheln bewaffnet ist, welche tödtliche Wunden zu versetzen im Stande sind. Die Wüste endigte als man Doñana (Doña Ana), ein Dörfchen am Rio Grande, erreichte, wo die Landschaft durch die jenseitigen hochaufgethürmten Felsenmassen der Orgelpfeifen (Sierra de los Organos) die ihren Namen gut rechtfertigen, an Majestät gewinnt. Die Dörfer welche am Flusse liegen, betreiben viel Obst- und Weinbau, und Fröbel lobt die trefflichen Trauben. Fort Fillmore etwas südlicher war ein befestigtes Lager der Vereinigten Staaten an der mexicanischen Gränze, wo 200 Mann Infanterie und 200 Dragoner lagen. Unter diesen begegnete Fröbel einem Landsmann, der wie eine gesegnete Mahlzeit aussah und dennoch über seine Behandlung klagte, weil die Garnison nicht für Land- und Hausbauten eine Soldzulage von 18 Cents, will sagen von 27 kr. bezog. Er beschuldigte auch die Officiere des Unterschleifes an Gage und Rationen der Mannschaften. Fröbel bemerkt indessen daß für die Truppen mehr als reichlich gesorgt seyn müsse, da überall bei jedem Fort der Reisende ersparte Rationen und überzählige Mäntel kaufen könne, und letztere in so trefflichen Zustande, daß mancher deutsche Bürgersmann sie mit Stolz tragen würde. Unser Landsmann desertirte auch bald nachher, wie Fröbel später erfuhr. Desertionen, natürlich mit Waffen und Roß nach der mexicanischen Gränze, sind sehr häufig; der Verfasser vermuthet aber, sie geschähen nicht sowohl wegen harter Behandlung oder materiellen Unbehagens, sondern aus langer Weile, besonders da die Officiere in einer, für jene Gegenden abgeschmackten gesellschaftlichen Absonderung von der Mannschaft leben.

Der Rio Grande bricht bei El Paso durch eine Sandsteinfelsenenge, die auch der dortigen Stadt ihren Namen verschafft hat. Die Natur scheint sich in jenen Landstrichen Mühe gegeben zu haben möglichst unliebenswürdig zu seyn, auf dem rauhen Gestein suchen nur Pflanzen Nahrung, die mit Borsten und Dornen bewaffnet sind. Alles starrt, stachelt und sticht und steht in merkwürdiger Harmonie zu dem steinigen Boden und den rauhen kahlen Gebirgen. Allein wenn sich im Frühling das zarte, lichte Gefieder der Mesquitebüsche mit gelben Blüthenbürstchen schmückt, die Kronen der Yuccabäume auf riesenhaften Stengeln tulpengroße Maiglocken tragen, die Ruthen der Fouquiera flammenrothe Blüthen-

ähren entwickeln, auf dem grauen Boden die rothen Blüthen der Mammillarien brennen, darüber ein tiefdunkelblauer Himmel von solcher Durchsichtigkeit sich ausspannt daß man die entferntesten Gegenstände mit Händen greifen möchte, die Luft mit Wohlseyn und übermüthiger Kraft den Körper erfüllt, da bekommt die merkwürdige Natur unvergeßliche Reize. Das Städtchen El Paso ist jetzt in Verfall gerathen, zählt aber, wenn man alles dazu rechnet was auf wohlbewässerten Feldern und Gärten 6 bis 8 englische Meilen am Strome hinab sich angebaut hat, 14—15,000 Menschen. Das Klima ist bei 3800 Fuß absoluter Erhebung ein köstliches, und nur wer den grünen Tönen, den Laubmassen und duftigen Perspectiven in der Landschaft den Vorzug gibt, wird nicht ästhetisch von dem Naturgemälde befriedigt werden. Der Mexicaner fühlt nicht jene Mängel, denn er meint, die grüne Farbe sey mehr für die Kühe als für die Menschen, weßhalb auch grüne Kleiderstoffe in Mexico beinahe unverkäuflich sind. Die Trauben des Rio Grande könnten bei besserer Behandlung den trefflichsten Wein liefern, während das jetzige Product wie eine Mischung aus Malaga und Essig schmeckt. In El Paso mußte die Karawane ihre Zollgebühren entrichten, was auf eine sehr summarische Art, nämlich durch Verständigung mit den Zollbehörden über eine Summe in Bausch und Bogen geschieht. Obgleich aber auf diese Art nur etwa das Drittel der Tarifsätze entrichtet wird, mußte doch die Karawane 10,000 Thlr. bezahlen, und außerdem wurden ihr später noch in Chihuahua sämmtliche fertige Kleidungsstücke confiscirt, deren Einfuhr zwar prohibirt war, welche aber das perfide Zollpersonal in El Paso hatte durchgehen lassen, um dann die Einfuhr zu denunciren, weil in einem solchen Falle sich die Zollpersonen der Hauptstadt und des Gränzamtes in die Contrebande theilen dürfen.

Von El Paso führt der Weg nach der Hauptstadt der Provinz über Carrizal, einen halb verfallenen Ort in reizender Lage. In der Ferne liegt ein Kranz kahler Gebirge, während die Ebene durch klare Bergwasser, die auf Dämmen oft meilenweit über die Flächen geführt werden, reichlich getränkt in üppigen Wiesen und Feldern sich ausbreitet. Vor zwanzig Jahren noch weideten auf dieser Plateaufläche Heerden von Hundertausenden, die zu kümmerlichen Resten zusammengeschwunden sind. Die Zerstörer dieses Glückes waren von der Ebene aus sichtbar, denn von den Häusern des Ortes zeigte man mit den Fingern auf ein Apatschendorf in den benachbarten Gebirgen, so daß aus diesem Nest die indianischen Räuberbanden die Stücke der Heerden zählen können, die sie sich für ihre Ueberfälle aussuchen wollen. Es hat für uns viel Ueberraschendes, zu hören daß das Eindringen indianischer Raubstämme in Chihuahua, eine wohlbevölkerte und reiche Provinz Mexico's allmählich in Verödung versetzen konnte. Wir sind so gewöhnt, an die Ueberlegenheit des Europäers über farbige Menschen zu glauben, daß der Schluß sehr nahe lag, die Mexicaner, überhaupt die spanischen Amerikaner, als sittlich und physisch entartete Race, als ein verlorenes Völkerelement zu betrachten. Diese Ansicht ist denn auch fleißig von den angelsächsischen Amerikanern in Umlauf gesetzt worden. Man erklärt die Rolle der spanischen Colonisten in Amerika beendigt, und sucht die künftige Einverleibung Mexico's unter die Vereinigten Staaten im voraus damit zu rechtfertigen, weil die Bewohner des nordöstlichen Mexico's nicht einmal mehr Muth und Kraft gegen die Angriffe der Apatschen besitzen und von diesen sich ausrotten lassen. Fröbels Beobachtungen aber führen zu ganz andern Schlüssen. Er schildert die Zustände freilich nicht in einem rosigen Lichte. Er versichert uns daß es gefährlich sey sich zwanzig Schritt von der Karawane zu entfernen, weil allenthalben Räuber lagern. Der Hirt auf den Weiden, der Landmann am Pfluge haben stets geladene Gewehre über dem Rücken, denn jeden Augenblick kann der Feind erscheinen. Nun ist dem Bewohner Mexico's nichts weniger als Feigheit vorzuwerfen, namentlich nicht dem gemeinen Volke. Die Apatschen sind auch überall gezüchtigt worden, wenn sich eine Mehrzahl Einwohner zu einer Expedition gegen sie vereinigte; es ist aber natürlich daß, wo sich eine dünne Bevölkerung über große Flächen verbreitete, der Einzelne durch große Räuberbanden aufgerieben werden mußte. Zur Vertilgung der Apatschen hätten die Kräfte eines gesunden Staates aufgeboten werden müssen, aber seit der Losreißung vom Mutterlande fiel das spanische Amerika in völlige Anarchie, und statt die Apatschen zu vertilgen, verbrauchte man die Kräfte zu einfältigen Pronunciamientos und beständigen Umwälzungen. Das spanische Element bedarf der monarchischen Form, um zu bestehen, und ohne diese sinken die spanischen Creolen-Staaten, auch wo die Apatschen fehlen. Daß unter einer königlichen Verwaltung die Spanier zu großartigen Anstrengungen fähig waren, das zeigen allenthalben ihre monumentalen Bauten der ältern Zeit, das beweist ihre Ausdauer eben in Chihuahua, wo sie einen sterilen Boden durch Kunst in Fruchtland umwandelten. Wären die Spanier von Natur aus zum Colonisiren nicht befähigt, sie hätten sich niemals auf dem unergiebigen Tafellande des nördlichen Mexico's niedergelassen. Die Ueberlegenheit des Europäers über die Rothhaut ist heutzutage noch so groß als im Jahre 1492, an Muth und Tapferkeit sind die Spanier weder entartet noch gesunken, wohl aber schwinden die Kräfte des civilisirten Menschen überall wo die Gesellschaft verwildert, und nichts als eine Verwilderung war das Product der „Befreiung" des spanischen Amerika vom Mutterlande. Außerdem hat in Chihuahua die Bevölkerung abgenommen, seit der Bergbau minder ergiebig und viele Gruben völlig verlassen wurden. Dieß gilt namentlich von der Hauptstadt selbst, wo Fröbel sich von November 1852 bis Mai 1853 aufhielt.

Chihuahua, d. h. die Freudenstadt in der Tumare-Sprache, liegt 4640 Fuß über dem Meer und ist von einer Bevölkerung von 76,000 Köpfen allmählich auf 12,000 herabgesunken. Die Stadt ist so unsicher daß Fröbel keine Nacht ohne Drehpistole sich zu Bett legte, daß jedermann in der Dunkelheit auszugehen vermeidet, ja nicht einmal in den geschlossenen Hofraum, „weil man von den Fenstern der Nachbarn vielleicht auf den Unvorsichtigen schießen könne." Die Prostitution ist ein schwunghaftes Gewerbe, so daß schon am ersten Tage dem Reisenden Anträge von einer Kupplerin gemacht wurden. Zu dieser Demoralisation trägt aber sehr viel bei daß Ehen oft nicht geschlossen werden können, weil die Parteien die hohen Kirchengebühren nicht erschwingen können. Die Blüthe der Stadt erstarb mit dem Aufhören der Silberminen in Eulalia, aus deren Erzen in Chihuahua im Laufe von 130 Jahren nicht weniger als 43 Mill. Mark ausgeschmolzen wurden. Viele hundert Häuser sind aus den Silberschlacken aufgeführt, in welchen nach zuverlässigen Analysen noch so viel Silbergehalt übrig ist daß sich bei technisch-rationellem Betriebe mit Gewinn noch jetzt

das Metall ausscheiden ließe. Die Stadt wird von einer mehrere Meilen langen, prächtigen Wasserleitung, die über Bögen hinwegführt, mit köstlichem Wasser versehen, und dieses stattliche Römerwerk war das Geschenk eines patriotischen Bürgers! Die Gruben von Sta. Eulalia werden jetzt nur von 1500 Personen bearbeitet, die in Lehmhütten und Felsenlöchern wohnen. Im Raume von 6 englischen Meilen ins Gevierte findet sich Silber. Mehr als 200 Gruben sind ehemals betrieben worden, wovon etliche 50 Schachte bis über 600 Fuß Tiefe enthalten. Die Erze sind sehr arm, denn aus der Carga (300 Pfd.) gewinnt man nur 3 Unzen Silber, dafür aber ist die Masse der Erze kolossal. Wahrscheinlich liegt es an der veralteten und kostspieligen Ausscheidung (Cupellation) daß der Bergbau nur kümmerlich noch fortgesetzt werden kann. Das Erz wird von Maulthieren in das Thal hinabgetragen, wo sich die Hüttenwerke finden.

Im Februar machte Fröbel einen Ausflug nach Concepcion, einem Städtchen welches an einem Seitengewässer des Yaqui, also in einem pacifischen Stromgebiete liegt. Als Begleiter hatte er einen Spanier, Don Guillermo, dessen Diener, Jesus Dominguez, von Apatschen geraubt und bei ihnen erzogen worden war. Dieser athletische Bursche war mehr werth als eine Escorte von zehn Mann, und er würde sich lieber lebendig haben scalpiren lassen, ehe er seine Herrschaft preisgegeben hätte. In einer zweispännigen Kutsche wurde die Fahrt angetreten, während Jesus zu Pferd vorausritt. Man hatte sich bis an die Zähne bewaffnet und 32 Kugeln in den Läufen der Gewehre und Pistolen in Bereitschaft. Solche Vorkehrungen waren nicht überflüssig, denn der Weg führte durch die verrufensten Pässe, z. B. durch die Cañada del Fresno, wo die Straße auf 4 (engl.) Meilen an den Stellen, wo Apatschen Reisende ermordet hatten, dermaßen mit Kreuzen besäet war daß sie vollständig einem Kirchhofe glich, obgleich ein Gouverneur von Chihuahua in früherer Zeit schon einmal „zur Beruhigung" des Publicums die ältern Gedenkzeichen hatte entfernen lassen. In jener Gebirgsgegend stieß man auf europäischen Pflanzenwuchs, auf Nadelwälder und immergrüne Eichen, welche die Savanen in Parkland verwandelten. Die Gastfreundschaft in den Dörfern oder Städtchen und die wohlerzogenen Manieren der Bewohner entzückten unsern Landsmann. Der mexicanische Bauer stehe in fast jeder Beziehung, versichert er uns, über dem deutschen. Die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und stillen Meere, welche am Fuße der Bufa de Cosihuiriachic überschritten wird, schätzt Fröbel auf 7000 Fuß absolute Höhe. Der Paß selbst führt durch groteske Porphyrfelsen, auf und in deren Stufen und Spalten verschiedene Eichenarten und Kiefern mit fußlangen Nadeln wachsen. Wenn man die Höhe gewonnen hat, tritt man in eine neue Welt, nämlich auf endlose Grasflächen, die in der Ferne nach Gebirgsketten und Berggruppen streben und von einer Anzahl größerer oder kleinerer Seen bedeckt sind. Die Gebirge sind reich an Erzen und die Erze reich an Metall, denn die Carga (300 Pfd.) enthält mindestens 3 Mark oder 24 Unzen Silber, so daß jede Maulthierladung 400 Dollars werth ist. In einer der Gruben, del Rosario genannt, die zeitweise wöchentlich 10,000 Dollars Ausbeute geliefert hat, wird ein so goldhaltiges Silber gewonnen, daß die Mark mit 10 Dollars an der Münze, statt mit $8^1/_4$, wie die Taxe ist, bezahlt wird. Eine der Minen hat in sechs Monaten schon 400,000 Dollars reinen Gewinn abgeworfen, aber die Hauptgrube, die Santa Juliana, steht seit der „Befreiung" von Spanien ersäuft, und es will sich niemand finden um die 200,000 Dollars zu wagen, was ihre Trockenlegung kosten würde. Es waren Geschäfte welche Don Guillermo nach den Gebirgsstädtchen an der Wasserscheide führten. Er hatte überall seine Schuldner, denen er als Kaufmann Credit gewährt, und die ihn noch nicht bezahlt hatten. Zwei davon hatten die Darlehen im Spiele durchgebracht, und es fiel ihnen daher das Schicksal zu, Peonen zu werden. Ohne Umstände ergaben sie sich in das neue Loos, und begleiteten den Kaufmann zu Fuß nach der Hauptstadt. Wenn nämlich ein Mexicaner den Gläubiger nicht zu befriedigen vermag, so ist er gesetzlich gezwungen, je nach der Höhe der Schuld, auf größere oder geringere Zeit als Peon für seinen Gläubiger zu arbeiten oder ihm zu dienen. Einer dieser Peonen war, wie man später erfuhr, Mitglied einer Räuberbande gewesen, und eben deßwegen versicherte er den Reisenden treuherzig, daß sie in seiner Begleitung nichts für ihre Sicherheit zu besorgen hätten. Uebrigens wurde die Hin- und Rückreise ohne Gefahr vollendet.

Nachdem der Verfasser nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt war, finden wir ihn später auf einer Reise von Mesilla am Rio Grande nach dem Colorado auf der sogenannten Cooks-Route wieder, nämlich durch den Guadalupe-Paß über Tubac, Tucson in das Gila-Thal und von da nach Fort Yuma am Colorado. Er berichtigt hier den Irrthum einiger älteren Karten, welche die Sierra de los Mimbres als südliches Glied der Felsengebirge mit der Sierra Madre in Zusammenhang setzten. Eine solche Vereinigung gibt es nicht, sondern das was man Sierra Madre nennt, liegt getrennt von jenen nördlichen Gebirgsmassen. Das Wort Sierra Madre ist überhaupt kein Eigenname, sondern der Spanier bezeichnet damit die Hauptkette jedes Gebirges, wie schon der Name andeutet. Die Cooks-Route führt anfangs über eine mit einzelnen Bergen und kleinen Berggruppen belebte Grassteppe, und überschreitet den nordwestlichen Ausläufer der mexicanischen Gebirge oder die sogenannte Sierra Madre beim Guadalupe-Paß. Bevor man diesen erreicht, muß man eine 35 englische Meilen lange wasserlose Gegend kreuzen und die Maulthiere 48 Stunden ohne Trunk lassen. Dann trifft man auf sogenannte natürliche Brunnen (natural wells), tiefe mit Wasser gefüllte runde Löcher auf der Grassohle baumloser Thäler, wo die Karawanenspuren den Reisenden zum Wegweiser dienen. Eine halbe Tagreise voraus war ein Indianerzug gegangen, und unter den Spuren die er hinterlassen, entdeckte Fröbel die Stapfen eines kleinen weiblichen Fußes in feinen Schuhen, wahrscheinlich einer Gefangenen, welche die Indianer entführt hatten. Menschenraub ist überhaupt sehr häufig im nördlichen Mexico. Fröbel erzählt uns viele Vorfälle aus dem Staate Chihuahua, die gewöhnlich damit endigen daß der oder die Geraubte schließlich Herkunft und Abstammung vergessen und sich indianisiren. Mancher Häuptling rother Stämme ist ursprünglich ein Kind der europäischen Civilisation gewesen, und ein abenteuerlicher Lebenslauf, wie der von Beckwourth, welchen wir den Lesern dieser Blätter mitgetheilt haben, [1] gehört zu einer großen Mehrzahl anderer Fälle. Frauen und Mädchen, die von den Stämmen ent-

[1] Selbstbiographie eines Häuptlings der Krähen. Ausland 1857. S. 9. S. 58.

führt werden, wachsen völlig in die indianische Gesellschaft hinein und werden der Civilisation entfremdet, oder wie sich ein Spanier in Chihuahua ausdrückte, apatschisirt (apachados). In Chihuahua sind für jeden lebendig oder todt eingebrachten Apatschen 200, 150 oder 100 Thaler Prämie ausgesetzt, je nachdem der Gefangene ein Mann, eine Frau oder ein Kind ist. Die Apatschenkinder, die man erzieht, erben dann umgekehrt die europäische Civilisation und mit ihr den Barbarenhaß, das heißt die Abneigung gegen den eigenen nomadischen Mutterstamm.

Beim Guadalupe-Paß steigt die Straße fünf Meilen lang an, bis man an den Rand jäher Abgründe gelangt. Zwar zeigen sich in der Nähe höhere Berge, die Straße führt aber über keinen Sattel oder ein Joch, sondern es geht stracks hinab in ein Chaos von Schluchten, Kämmen und Felsen, die mit Wachholderbüschen, zwergartigen Eichen, Yuccas, Cactus und Agaven bewachsen sind. Die Frachtwagen mußten an zwei Rädern gehemmt und an Stricken aufrecht erhalten werden, während die Fuhrleute die einzelnen Paare jedes Gespannes zwischen dem Gestrüppe und den Steinblöcken hindurchführen mußten, so daß man zwei volle Tage brauchte, um wenige (engl.) Meilen zurückzulegen. Die Quellen auf der andern Seite gehören schon zum Wassergebiete des Yaqui, des reichsten Stromes von Sonora, der sich bekanntlich in das rothe Meer oder den californischen Meerbusen ergießt. Es dauerte nicht lange, so stieß man auf eine Schaar Apatschen, welche einen Pulverhandel beginnen wollten, aber abzogen als man ihnen trocken erklärte, man habe Pulver genug gegen, aber keins für die Apatschen. Unsere Karten kennen jenseits des Guadalupe-Passes eine Ortschaft S. Bernardino, die aber südlicher liegen muß, denn der erste Wohnort auf den Fröbels Karawane stieß, seit sie den Rio Grande verlassen hatte, war das verkommene Städtchen Santa Cruz, in dessen einst gepflegten Obstgärten jetzt Aepfel, Birnen, Pfirsiche und Aprikosen verwildern, weil die Eingebornen selbst ihre Waizenfelder nur mit Lebensgefahr vor den Apatschen bestellen.

Die Karawane zog jetzt am Flusse von S. Xavier abwärts, wo die Nordamerikaner bereits ihre Militärposten aufgestellt haben, an den kleinen Weilern Tubac und Tucson vorüber, wo sich der Xavier, oder wie ihn Fröbel nennt, der Fluß von Santa Cruz völlig in der Wüste verliert, während unsere Karten ihn den Gila erreichen lassen. Dieses Stromthal wird von einem liebenswürdigen indianischen Stamm, den Pimas, bewohnt. Die Rothhäute hielten damals gerade ihre Ernte in den Mezquitewäldchen. Der Strauch der Algarrobia ist nämlich mit gelblichgrünen Schoten bedeckt, die vom Aste fallen bevor sie dürr werden, halbreif einen angenehmen apfelsauern Geschmack besitzen, aber nur ausgesogen und gekaut, nicht gegessen werden können. Oft liegt der Boden der Mezquite-Wälder zollhoch mit Schoten bedeckt, deren Bohnen eßbar sind und in Mexico sogar vermahlen und verbacken werden. Für Pferde und Maulthiere ist die Mezquitebohne die Hauptkost in diesen Ländern, und wenn die Thiere einmal das Futter probirt haben, sind sie kaum mehr in Ordnung zu halten, wenn der Marsch durch Mezquiteland führt. Die Pimas sind ein tapferer Menschenschlag, dessen Streitbarkeit selbst die Apatschen achten, den Europäern dagegen bezeigen sie eine kindliche Zutraulichkeit. Männer, Frauen und Mädchen ließen sich harmlos bei der Karawane nieder, und obgleich das schöne Geschlecht sehr viel Reize besitzt und sich mit einem selbstgewobenen Baumwollenschurze begnügt, der von den Hüften bis auf die Knie reicht, so imponirte doch die Sittsamkeit dieser paradiesischen Kinder so sehr, daß sie vor jeder Fuhrmannsgalanterie geschützt blieben. Ihr alter Fürst, der von den Spaniern den höchst unanständigen Namen Cola Azul oder Culo Azul — die Lesarten überbieten sich an cynischer Kraft — erhalten hat, begleitete die Karawane eine Strecke, um das Vergnügen einer Fahrt im Wagen zu genießen. Man reiste der Hitze wegen bei Nacht, und obgleich die mexicanischen Fuhrleute sich völlig entkleideten, rann ihnen doch der Schweiß noch über die Haut.

Durch eine vom Gila durchbrochene Felsenenge gelangt man in die Ebene, wo jener Fluß sich mit dem Colorado vereinigt und die Nordamerikaner einen Militärposten, das Camp Yuma, errichtet haben, von wo aus Hr. Arthur Schott längere Zeit seine Schilderungen an die Leser dieser Blätter sendete. Die Karawane wurde sogleich von Yuma-Indianern jeden Alters und Geschlechts besucht. Die Yumas sind ein munter zutrauliches Völkchen, dem man jedoch nicht vollständig trauen darf. Die Mädchen hübsch und voll Schelmerei erschienen in einem Opernballetcostüm, d. h. in einem Röckchen um die Hüften, welches aus lose neben einander hängenden Schnüren und Troddeln, aus bunter Baumwolle oder gefärbter Baumrinde bestand, und die sich sogleich unter die bärtigen Maulthiertreiber mischten, denn die Sitten dieser Nymphen sind bei weitem liberaler als wie die der Stämme am obern Gila. Dem Fort gegenüber entsteht bereits eine Stadt, Colorado City genannt, wo rüstig gebaut wurde und der eine grandiose Zukunft bevorsteht.

Von Cap Yuma nach Los Angeles am stillen Meere hat man eine mit Lagunen und Brunnen ausgestattete Wüste zu durchschreiten, welche sich als Fortsetzung des californischen Meerbusens gegen Norden golfartig zwischen zwei in einen spitzen Winkel zusammenlaufende Gebirge hineindrängt, und die mit Agaven und Cactusarten im strengen Styl der Steppenvegetation bedeckt ist. Sowie man aber gegen Westen sich dem stillen Meere nähert, ändert sich auffallend der Pflanzenwuchs, denn die Höhen überziehen sich mit immergrünen Gebüschen, während Thäler und Kämme Eichen und riesenhaftes Nadelholz (Taxodien) tragen; doch bleibt der Baumwuchs immer nur die Ausnahme, so daß die westamerikanische Steppe vom Missouri sich bis hart an den pacifischen Saum des Continentes erstreckt. So wie man sich der Wasserscheide nach dem stillen Meere nähert, werden einjährige Gräser herrschend. Wilder (verwilderter?) Hafer und wilder Klee überzieht Höhen und Thäler, und bedeckt Räume von vielen hundert Quadratmeilen. Der ausgefallene Kleesamen liegt oft zollhoch auf dem Boden und nährt Monate lang Viehherden, deren Häupter nur nach Tausenden sich zählen lassen. Der wilde Hafer, den Fröbel bei Los Angeles sah, stand so dick und so hoch, und trug ein so schweres Korn, wie der beste cultivirte Hafer in Europa. Bei Warners Rancho, in einer absoluten Wildniß, will Fröbel wilde Gerste, und auf einer landwirthschaftlichen Ausstellung in San Francisco Proben wilden Waizens aus der Sierra Nevada von vorzüglicher Schönheit gesehen haben. Diese Beobachtungen sind von höchstem Werthe. Bekanntlich sucht man schon lange nach dem Ursitze unserer Brodfrüchte, denn noch nie hat man sie in wildem Zustande angetroffen. Ob nämlich eine Pflanze wild oder nur verwildert

sey, ist selbst für höchst geübte Botaniker schwierig zu entscheiden, und vorläufig mag man jene wilden Halmfrüchte, die Fröbel gesehen hat, für verwilderte halten bis die interessanten Gewächse öfter untersucht worden sind. Wenn wir auch vorläufig dem verlockenden Gedanken entsagen müssen am Gestade des Stillen Meeres die oder eine der Heimathen unserer Cerealien zu erkennen, so zeigen doch jene Beobachtungen daß sich an jener Stelle das Normalclima der Halmfrüchte findet, wo sie ohne Pflege gedeihen, wie das Gras auf einer Steppe, und wo der Mensch buchstäblich nicht mehr das Brod im Schweiße seines Angesichtes zu essen braucht.

Wir verlassen hier den Verfasser, obgleich er uns jetzt nach S. Francisco führen würde, über dessen Gesellschaft er ein merkwürdig scharfes und äußerst günstiges Urtheil fällt, und können seinem Buche, dem wir so viele Belehrung verdanken, nur die größte Verbreitung wünschen, da es beträchtliche Irrthümer und falsche Vorstellungen von der Neuen Welt und ihren Bewohnern berichtigt. Besonders erfreulich an diesem Werk ist es daß die Ruhe des Beobachters nirgends durch Unduldsamkeit gestört wird, sondern er überall bestrebt ist, das Fremdartige sich und seinen Lesern verständlich zu machen.

Loftus' Forschungen im südlichen Babylonien.

(Von Prof. Fr. Spiegel.)

(Schluß.)

Unter den Ruinen von Warka ist das in der Mitte gelegene Gebäude, von den Arabern Buwariya, d. i. Rohrmatte genannt, das bedeutendste. Von der Ferne gesehen, ist es ein kegelförmiger Berg, in der Nähe aber überzeugt man sich bald daß es die Ruinen eines eigenthümlich gebauten Thurmes enthält, dessen Reste noch etwa 100 Fuß hoch sind, wovon aber nur etwa 27 Fuß über den umgebenden Schutt emporragen. Die Breite des Thurmes ist 200 Fuß, er ist ganz aus Backsteinen gebaut, die nur an der Sonne getrocknet sind; er hat nicht, wie die übrigen babylonischen Gebäude, eine äußere Bekleidung von gebrannten Steinen, sondern in der Mitte jeder Seite Strebepfeiler von höchst eigenthümlicher Form. Die Art und Weise wie diese Ruine gebaut ist, zwingt zu der Annahme, daß dieselbe zu den ältesten Bauwerken der Babylonier gehöre. In Zwischenräumen von 4 bis 5 Fuß ist Rohr zwischen die Steine gelegt, über und unter jeder Lage Rohr sind 4 bis 5 Reihen von Backsteinen in horizontaler Lage und mit Lehm verkittet. Oeffnungen zwischen den Steinen finden sich auch hier hie und da, wie an allen babylonischen Gebäuden. Die Oberfläche des Thurmes ist vollkommen flach. Die Strebepfeiler sind 19 Fuß hoch, jeder ist durch einen Zwischenraum von etwa 1 Fuß in zwei gleiche Theile getheilt. Die Backsteine enthalten Inschriften in einer sehr complicirten, mit vielen Monogrammen untermischten Art der babylonischen Keilschrift. Auf den Inschriften der Strebepfeiler will Rawlinson den Namen eines Königs Urukh und eine Dedication an Sin oder die Mondgottheit gelesen haben. Cylinder, Inschriften, wie man sie sonst häufig in den Ecken babylonischer Gebäude findet, konnten hier, aller Nachforschungen ungeachtet, nicht entdeckt werden. Das zweite bedeutende Gebäude in Warka wird von den Arabern Wuswas genannt, nach einem Negersklaven, der hier zuerst gegraben haben soll, vermöge eines Traumes aber von weitern Ausgrabungen abstand. Dieses Gebäude ist 840 Fuß vom vorigen entfernt, es weist, wie alle babylonischen Gebäude, mit einer Ecke nach Norden, und bildet ein geräumiges, mit Mauern umgebenes Viereck. Die äußere Einschließung ist länglich und umfaßt einen Raum von 7½ Acres. Am östlichen Ende ist ein großer Hof, zu dem mehrere Eingänge führen, ein anderer Weg von der südwestlichen Seite führt nach einer Terrasse, auf welcher das Hauptgebäude lag. Ein zweiter Hof, niedriger als der erste gelegen, befindet sich in ähnlicher Lage an der nördlichen Ecke und hat seinen Eingang von Nordwest. Die noch übrigen Theile der nordwestlichen und südwestlichen Seite werden von Terrassen ausgefüllt, welche mit dem Hauptgebäude parallel laufen. Das Hauptgebäude selbst ist nach babylonischer Art auf einer künstlichen Terrasse von 50 Fuß Höhe aufgeführt. Die ungeheure Masse von Schutt, die das Gebäude von allen Seiten umgibt, läßt auf seine frühere Größe schließen, denn dieser Schutt füllt nicht nur alle innern Räume vollständig aus, sondern erhebt sich noch 5 bis 6 Fuß über die Ruinen und beträgt von der Basis der äußern Mauer an 20 bis 30 Fuß. Durch diese Anhäufung von Erde wird das Arbeiten in diesen Ruinen äußerst gefährlich, doch wurde die Ausgrabung glücklich zu Ende geführt. Zuerst wurde eine Seite des Gebäudes bloßgelegt, welche weder Eingang noch Fenster hatte, sie maß 174 Fuß in der Länge, und die Ruine ist an manchen Stellen 23 Fuß hoch, so daß man sich noch einen ziemlich deutlichen Begriff davon machen kann, wie das Gebäude ehemals ausgesehen haben muß. Obgleich ohne alle die Zierden, welche die spätere Baukunst zur Verschönerung der Gebäude anwandte, muß es doch durch seine Massenhaftigkeit einen bedeutenden Eindruck gemacht haben. Diese Ruine bleibt somit immer ein äußerst merkwürdiges Denkmal der ältesten Baukunst, und ist um so wichtiger, weil es jetzt höchst wahrscheinlich ist daß auch das äußere Ansehen der assyrischen Paläste nicht viel unterschieden war. In Assyrien wie in Chaldäa war die äußere Bekleidung der Gebäude von ungebrannten Backsteinen angefertigt, aber dieses Material war in dem feuchten Assyrien nicht so dauerhaft als in dem trockenen Chaldäa, und die so aufgeführten Mauern zerfallen schon nach einigen Jahren wieder, wenn man aufhört Sorge für die Ausbesserung zu tragen. Darum hat man auch bei den Ausgrabungen in Ninive nie äußere Mauern entdeckt; erst in der letzten Zeit ist es dem französischen Consul Place gelungen zu Chorsabad die äußern Mauern eines Gebäudes bloßzulegen, und dieses zeigt nun ganz denselben Baustyl wie das Gebäude zu Warka. An dem untern Ende des Gebäudes sind Gruppen von 7 Halbsäulen siebenmal wiederholt. Diese sind aus Backsteinen gebaut, welche die Form eines Halb-

kreises haben, und mögen die rohesten Anfänge des Säulenbaues seyn welche man besitzt. Das Gebäude enthält einen Haupteingang, durch den man in einen großen Hof gelangt, der Zimmer auf beiden Seiten enthält, von verschiedener Größe, die einen geräumig, die andern klein; nirgends zeigt sich in ihnen eine Spur von Farbe oder sonstiger Ausschmückung, auch ließ sich durchaus kein Kunstgegenstand in ihnen entdecken der uns berechtigte irgend eine Vermuthung über die Zeit ihrer Erbauung aufzustellen. Nur die Aehnlichkeit des Styls mit dem unzweifelhaft alten Gebäude zu Chorsabad kann für das hohe Alter des Hauses sprechen.

Südlich von Wuswas befindet sich ein anderes Gebäude, das nach Plan und Einrichtung den eben geschilderten sehr ähnlich ist. Da indeß das erste Gebäude so wenig Ausbeute geliefert hatte, so wurde beschlossen in diesem keine Nachgrabungen zu veranstalten. Auch die übrigen kleinern Gebäude, so weit sie untersucht wurden, zeigten nichts Merkwürdiges, mit Ausnahme einiger höchst eigenthümlichen Wände in Terracotta. Aber die ganze Masse der Ruinen ist eine Fundgrube sonderbarer, bisher ganz unbekannter Baustyle. Das Merkwürdigste jedoch ist die ungeheure Masse von Gräbern, die, mit Ausnahme eines sehr kleinen Raumes zwischen den drei Hauptruinen, den ganzen weiten Platz überdeckt. Kein anderer Ort der Welt dürfte in dieser Beziehung mit Warka zu vergleichen seyn, und es ist schwer dem Leser eine Anschauung zu geben von den Massen menschlicher Ueberreste, die hier aufgehäuft liegen. Wie tief diese Gräberschichten hinabreichen vermag man jetzt noch nicht zu sagen, denn das leicht nachstürzende Erdreich macht das Graben in der Tiefe sehr gefährlich, aber in einer Tiefe von 40 Fuß folgten noch immer Särge auf Särge, wahrscheinlich reichen sie bis zu 60 Fuß hinab, so viel als die Erhebung der Terrasse über den Boden beträgt. Diese Ruinen sind somit die Reste eines großen Kirchhofs, und dadurch wird nun auch die Gattung der Alterthümer bedingt die man hier findet. Es sind dieß theils Schmucksachen, die man geliebten Todten mitzugeben pflegte, theils Urnen, Särge und andere beim Begräbnisse nothwendige Gegenstände. Die Urnen sind von den verschiedensten Formen, auch die Särge sind durchaus nicht alle von einer und derselben Form. Es scheint daß man die Särge offen hinstellte und wartete bis sie von selbst von dem aus der Wüste herantreibenden Sande bedeckt wurden, so erklärt sich am besten die oft nur sehr dünne Sandschichte, die zwischen den einzelnen Särgen liegt. Daraus folgt auch weiter daß die untersten Särge die ältesten seyn müssen. Die ältesten Leichen auf dem Friedhof von Warka sind aber nicht in Särgen aufbewahrt, sondern in den wohlbekannten babylonischen Urnen, die inwendig mit Harz verpicht sind, die Oeffnung ist mit Backsteinen geschlossen, nur in einzelnen Fällen haben sie einen Deckel von demselben Material wie die Urnen selbst. Eine zweite Form ähnelt schon mehr den Särgen: sie ist oval, die Größe schwankt von 7 bis 4 Fuß, sie sind oben 2 Fuß breit und 3 Fuß tief; wenn man den Deckel wegzieht, so findet man das Skelett auf der linken Seite liegend mit gebogenen Knien. In einem der Särge fand sich ein feines Netz mit einer Menge von Haaren. Die Arme und Füße trugen Ringe an verschiedenen Stellen als Schmuck. Diese eben beschriebene Art des Begräbnisses, auf die wir unten noch einmal zurückkommen müssen, ist in Warka nicht häufig; Reste dieser Art finden sich nur in den untersten Ecken der Terrasse, fast auf gleicher Höhe mit dem Boden. Die Zahl aller dieser und verschiedener anderer Formen ist aber klein zu nennen gegen die ungeheure Menge von glasirten, irdenen Särgen, die hier gefunden werden. Von solchen Särgen hatte Layard schon in Niffer mehrere ausgegraben und Abbildungen bekannt gemacht. Diese haben etwa die Form eines Pantoffels, sind aber sehr symmetrisch und elegant gearbeitet. Oben an der breiten Seite ist eine Oeffnung, durch die der Leichnam in den Sarg gekommen seyn muß, obwohl dieselbe so klein ist daß man die Möglichkeit nicht recht einzusehen vermag. Diese Oeffnung ist stets durch einen Deckel sorgfältig wieder geschlossen. Unten befindet sich ein offenes Loch, durch das die sich bildenden Gase entströmen konnten, wodurch das Bersten des Sarges vermieden wurde. Auf der obern Seite des Sarges ist gewöhnlich die Figur eines Kriegers, mit eng anliegender Tunica und weiten Unterkleidern, manche Särge sind aber auch ohne alle Figuren. Nur wenige Gräber sind förmlich ausgemauert, die Todten liegen dann in Gewölben, die von Backsteinen aufgeführt sind. Die Skelette im Innern der Särge zerfallen meist zu Staub wenn sie der Luft ausgesetzt werden, doch hat Taylor in Mugayar die Erfahrung gemacht daß die Gebeine bei vorsichtiger Behandlung nach etlichen Tagen wieder ganz hart und fest werden. Die Gesichter der Leichname scheinen in manchen Fällen mit einem dünnen Goldbleche nach Art eines Schleiers bedeckt gewesen zu seyn. Solche Schmuckgegenstände, wie sie in den Gräbern zu Warka gefunden werden, sind bis jetzt nur selten in den Handel gekommen, denn die Araber schmelzen sie meist ein, ehe sie dieselben verkaufen. Außer dem Schmuck findet man noch irdene Lampen, gläserne Flaschen und häßliche Bilder aus Bein gefertigt Um die Särge herum findet man bisweilen kupferne Münzen ausgestreut, sie sind der einzige Gegenstand der einen einigermaßen sichern Anhaltspunkt für das Alter der Gräber geben kann. Loftus hat zwar keine der Münzen abgebildet, aber er behauptet daß sie unzweifelhaft der parthischen Zeit angehören. Das beweist also daß dieser Begräbnißplatz auch in der nachbabylonischen Zeit fortwährend im Gebrauche war und wohl erst mit dem Aussterben der alten Landesreligion gänzlich verödete. Auf eine neuere Zeit weisen auch mehrere Terracottafiguren hin, die unzweifelhaft griechischen Einfluß verrathen. Daneben finden sich jedoch wieder Monumente mit Keilschrift, namentlich mehrere thönerne Tafeln, auf denen Rawlinson die Namen Nabukudrussur, Cyrus und Cambyses gelesen haben will. Andere Denkmäler aus späterer Zeit, z. B. ein parthisches Grabmal, einen Grabstein mit himjaritischer Inschrift rc. übergehen wir.

Trotz der massenhaften Ausbeute welche die dreimonatlichen Ausgrabungen in Warka gewährten, kann man doch sagen, der Ort sey noch so gut wie unerforscht. Dieß ist namentlich der Fall mit den ältern Gräbern, die, wie gesagt, in einer Tiefe liegen, bis zu der die Ausgrabungen nicht mit Sicherheit fortgesetzt werden konnten. Was bis jetzt dort untersucht wurde, gehört somit meist späteren Zeiten an, und die Entdeckung der altbabylonischen Gräber ist somit noch zukünftigen Forschern aufbehalten.

Fünfzehn engl. Meilen südöstlich von Warka, am Ende derselben schon erwähnten Ebene, liegen die Ruinen von Sinkara. Die Wasser des Schat-el-Kahr reichen bei gewöhnlichem Wasserstande im Osten bis an den Fuß derselben. Es bestehen diese Rui-

nen aus einer kreisförmigen, niedrigen Terrasse, die etwa 4½ engl. Meilen im Umkreise hat und sich allmählich vom Boden bis zu einem Hügel von 70 Fuß erhebt. An diesen Hügel schließt sich gegen Westen eine niedrige aber ausgedehnte Folge von Ruinenhügeln an, theils Backsteinmauern theils gepflasterter Boden. Vierhundert Schritte nordöstlich ist eine andere Ruine von rothen, halbgebrannten Backsteinen. Spuren einer Umzäunung mit kleinen Gemächern sind noch am Boden zu erkennen. Gegen Südosten sind wellenförmige Ruinenhügel, die wegen ihres Aussehens von den Arabern Dschemal, das Kamel genannt werden. Der übrige Theil der Ruinen besteht aus gepflastertem Boden. Alle diese Ruinen gehören ein und derselben Zeit an und zwar einer alten; schon das Aussehen des Bodens gegen den von Warka zeigt das deutlich. Nachgrabungen in der Hauptruine zeigten die Trümmer eines Gebäudes, dessen einzelne Stockwerke sich terrassenförmig über einander erheben. Im Innern fand sich jedoch nichts als ein Cylinder mit Keilschrift, daneben gewölbte Gräber aus Backsteinen, von diesen trugen einzelne Inschriften mit Keilschrift von verschiedenen babylonischen Königen, doch keine jünger als Cambyses. Die Bedeutung Sinkara's scheint also schon mit der Eroberung Babylons durch die Perser gesunken zu seyn. Der ganze Umkreis um die Ruinen ist wieder ein Kirchhof, wo nur immer man nachgrub, fand man Leichen und unzählige Grabschriften in Keilschrift. Einzelne Ruinenhügel erwiesen sich als Familienbegräbnisse, dann fanden sich meist kleine Kammern neben den Gräbern vor. Irdene Gefäße, darunter manches von sehr eleganter Arbeit, fand man allenthalben. Einige Tafeln von gebranntem Thon enthalten auch Zeichnungen: auf einer derselben ist ein Löwe dargestellt, der eben von einem Krieger gestört wird, während er beschäftigt ist einen Ochsen zu verzehren. Die Zeichnung des Thieres ist sehr lebendig und verräth große Naturkenntniß, wiewohl einzelne Theile etwas verzeichnet sind.

Weitere Ruinen ähnlicher Art finden sich noch mehrere in der Umgegend von Sinkara, von welchen Ablah, El Assam, Tell-Sifr die bedeutendsten sind. An dem letztgenannten Orte förderten die Ausgrabungen eine Menge Thontafeln zu Tage, sowie sehr viele Kupfergeräthschaften, als: Kessel, Schüsseln, Hämmer, Messer, Fesseln u. s. w., so daß es den Anschein hat als hätte man den Laden eines Kaufmannes entdeckt. Nirgends findet sich aber hier oder in andern Ruinen die Spur von eisernen Werkzeugen; das Alter der gefundenen Geräthschaften geht aus thönernen Tafeln hervor, die man unmittelbar neben ihnen gefunden hat, sie sind sämmtlich mit babylonischer Keilschrift geschrieben, enthalten 20 Zeilen auf jeder Seite und haben einen breiten Rand, auf den häufig Siegel eingedrückt sind. Genau sind diese Tafeln noch nicht untersucht worden, Rawlinson setzte sie, nach einer flüchtigen Durchsicht, etwa 1500 Jahre v. Chr. Geb.

An diese Ausgrabungen von Loftus schließen sich die sehr genauen des Hrn. Taylor, brittischen Viceconsuls in Basra, an, die ziemlich gleichzeitig mit den obigen unternommen wurden. Wir haben sie schon früher in diesen Blättern flüchtig erwähnt, müssen aber hier, der Vollständigkeit wegen nochmals auf sie zurückkommen. Der bedeutendste dieser Orte ist Muqayar, nicht weit von Warka gegen Süden gelegen, aber an dem rechten Ufer des Euphrat. Loftus hat auch diesen Ort besucht, aber noch ehe Ausgrabungen dort angefangen wurden. Auch Muqayar liegt auf einer Stelle die etwas erhaben ist gegen die umliegende niedrige Gegend, und darum bei der allgemeinen Ueberschwemmung gleich einer Insel aus dem Wasser hervorragt. Wie die früher beschriebenen Orte, so besteht auch dieser aus einer Folge von Ruinenhaufen, das Hauptgebäude gegen Norden gerichtet. Der Umkreis dieser Ruinen ist auch hier mit Leichen angefüllt. Der Name Muqayar (d. h. mit Pech überzogen) gehört eigentlich nur der Hauptruine an, deren Mauern mit Erdharz verkittet sind. Dieses Gebäude ist unter den bis jetzt gefundenen Ruinen das besterhaltene. Es besteht aus zwei Stockwerken, das zweite Stockwerk ist aber, wie sowohl das Baumaterial als die Inschriften auf den Backsteinen zeigen, erst später aufgesetzt. Die eine Ecke weist direct gegen Norden, die beiden längsten Seiten gegen Nordost und Südwest messen 198 Fuß, die beiden kürzeren aber nur 133 Fuß. Außer den Mauern selbst hat man aber trotz aller Mühe in diesem Gebäude keine Alterthümer finden können, mit Ausnahme eines mit Keilschrift beschriebenen Cylinders, dessen Inhalt freilich interessant genug wäre, wenn Rawlinsons Deutung desselben sich bestätigen sollte. Er behauptet nämlich: in den Inschriften auf diesem Cylinder sowie auf den Backsteinen die Namen von Königen zu lesen, die von 2230—540 vor Chr. Geb. in Babylon regiert haben, das große Gebäude aber soll ein dem Monde geweihter Tempel gewesen seyn. Den Namen des Ortes will er Hur lesen und darin das Ur der Chaldäer wiederfinden, von dem Abraham ausgezogen ist. Die Zukunft wird lehren wie weit diese Deutung richtig ist, vor der Hand dürfte es gerathen seyn, sie mit Vorsicht aufzunehmen. Die kleineren Hügel zeigten gemauerte Gräber, in diesen lagen Leichen, theils einzeln theils in Gruppen zusammen, wo letzteres stattfindet, sind offenbar Familienbegräbnisse gewesen. Die gemauerten Behältnisse, in denen sie liegen, können nur uneigentlich mit Särgen verglichen werden. Das Innere solcher Behältnisse zeigen Taylors Abbildungen sehr anschaulich. Das Skelett liegt auf der Seite, gewöhnlich auf der linken, der Kopf ruht auf einem Ziegelsteine, über den zuweilen ein Kissen oder ein Stück Teppich gebreitet ist. Auf der linken Seite steht ein kupfernes Gefäß, über welchem der rechte Arm ruht, die Finger sind gewöhnlich in dem Gefäße. Der linke Arm und die linke Hand sind ausgestreckt, das kupferne Gefäß ruht gewöhnlich auf der Fläche der linken Hand. Oefters findet man beschriebene Cylinder oder Meteorsteine an dem Arme festgebunden, auch zwischen den Füßen liegen bisweilen Cylinder, aber unbeschrieben. Bei den Füßen sind auch die thönernen Gefäße niedergelegt, von denen wir schon oben gesprochen haben. Zwei Ruinen: Tell-El-Lahm und Abu Schahrein liegen noch seitab von Muqayar, sie werden in Zukunft gewiß noch näher untersucht werden und unsere Kenntniß dieser Ruinen erweitern.

So ist denn ein nicht unbedeutendes Culturland der alten Welt unserer Kenntniß wieder eröffnet und die Resultate dieser Ausgrabungen sind nicht geringer anzuschlagen als die von Ninive, nur sind sie der Gattung nach verschieden. In Ninive vermißt man neben den öffentlichen Documenten und Darstellungen des öffentlichen Lebens nur ungern die Kunde des assyrischen Privatlebens. Hier im südlichen Chaldäa scheinen so gut als keine öffentlichen Urkunden zu Tage gefördert zu seyn, aber reicher Stoff für die Kenntniß des babylonischen Privatlebens mag in den Tafeln

niedergelegt seyn, die jetzt in so großer Anzahl vorhanden sind. Allem Anscheine nach ist aber die babylonische Cultur die ältere und die assyrische erst von ihr ausgegangen, darum müssen die Entdeckungen die hier gemacht sind, auch dem jüngern Volke zu Gute kommen.

Das Peel'sche Bankgesetz und die letzte Handelskrisis.

Man hatte erwartet daß in der diesjährigen Sitzung dem brittischen Parlament eine Bill zur Abänderung der jetzt geltenden Verfassung der Bank von England, die nach ihrem Urheber Sir Robert Peel benannt wird, vorgelegt werden sollte. So wenigstens ließen sich Stimmen zur Zeit der Handelskrisis vernehmen, aber seit das Gewitter sich entfernt hat, ist alles still geworden, und außerdem hat ein Wechsel in der Regierung stattgefunden, welcher das alte Gesetz mindestens nicht gefährdet. Wäre Lord Palmerstons Cabinet aber auch geblieben, so hätte es wahrscheinlich die Bankakte von 1844 vertheidigt, wie wir aus einem vortrefflichen Aufsatz des Edinburgh Review [1] schließen dürfen, da dieses Journal seit längerer Zeit die Ansichten Lord Palmerstons vertritt. Man hatte nämlich gewünscht und beabsichtigt das zum Gesetz zu erheben, wozu die Umstände nun zweimal schon 1847 und 1857 genöthigt hatten, nämlich bei dringlichen Zeitläufen die jeweilige Regierung zur Suspension der Peels-Bill zu ermächtigen. Würde man, sagt das Edinburgh Review mit vollkommenem Recht, der Regierung diese Machtbefugniß gewähren, so sänke die Peel'sche Bankverfassung zu einem Schatten herab, denn ihre Vorschriften hätten keinen Einfluß mehr auf das Betragen und die Politik der Bankverwaltung sowie des Publicums. Man würde sich immer damit trösten daß bei extremen Fällen die Regierung das Gesetz aufheben müsse, und man würde aufhören durch eine correcte Politik diesen extremen Fällen vorzubeugen.

Das vielgeschmähte Gesetz hat eine Menge sehr lauter Feinde, namentlich die sogenannten praktischen Geschäftsleute und diejenige Schule der Theoretiker, welche hauptsächlich auf statistische Berechnungen ihre Lehrsätze gründet, und als deren Haupt bisher der als Statistiker vortreffliche Tooke und sein Adjutant, Hr. Newmarch angesehen wurden. Auf sie läßt sich der Spruch anwenden daß der Adler die Made auf dem Felsen sieht, aber nicht den Felsen, daß in reiner Beschäftigung mit dem Detail der Blick für große Phänomene gänzlich verloren gehe. Wenn etwas für die Vortrefflichkeit des Peel'schen Gesetzes spricht, so ist es der Ausgang der letzten Geschäftskrisis, welche an dem brittischen Handel sehr milde vorübergieng, wenn man damit die Verluste in Amerika und die Ohnmacht Hamburgs vergleicht. Wie richtig überhaupt Sir Robert Peel das Wesen eines so großartigen Instrumentes, wie die Bank von England, erkannt hat, darüber kann man sich eine classische Aufklärung beim Edinburgh Review holen. Die Trennung der großen Bank in zwei völlig getrennte Körper war keine mechanische Vorkehrung, sondern beruhte auf der tiefen Einsicht, daß jenes Institut zwei völlig verschiedene Functionen besitze, die durchaus nicht mit einander verbunden zu seyn brauchen, und die, wo sie sich zusammen mischen, auseinander gehalten werden müssen.

Die Bank von England ist zur Ausgabe von Noten berechtigt, und nach ihren Privilegien darf in London und im Umkreise von so und so viel Meilen keine zweite Bank Noten ausgeben; auch sind alle übrigen Banken des Vereinigten Königreichs in ihrer Notenausgabe durch Maxima derartig beschränkt daß die Notencirculation sämmtlicher übrigen Banken immer nur wie ein Bruchtheil neben der Circulation der Bank von England erscheint. Es ist freilich niemand gezwungen Banknoten dieser Bank an Zahlungsstatt anzunehmen, allein da sie jedermann nimmt und viele sie sogar nehmen müssen, so ist die Bank von England die Schöpferin von Papiergeld. Nun ist streng genommen ein innerer Unterschied zwischen Banknoten und Staatspapiergeld, allein diese feinere Unterscheidung kommt bei unsern Betrachtungen hier nicht ins Spiel. Jeder Staat nämlich bedarf zur Bewegung seines Handelsverkehrs eine ganz bestimmte Quantität von Geld, und zwar diese volle Quantität und nichts mehr und nichts weniger. Würden daher in einem Staate, wie zum Beispiel Californien, Goldminen entdeckt, alles Gold in Münzen umgeprägt, und diese Münzen in Umlauf gesetzt, so könnten nur zwei Fälle eintreten, entweder es würde genau so viel Gold ausgeführt werden als für den Zweck des Güterumsatzes überschüssig vorhanden war, oder — wenn die Goldausfuhr verboten und alles Gold innerhalb des Staates bleiben würde — es müßten die Preise aller Güter symmetrisch mit dem Anwachsen des überschüssigen Metallgeldes fallen. Da nun Münzausfuhrverbote in den civilisirten Staaten nicht mehr vorhanden sind, so würden die edlen Metalle aus einem Lande ausgeführt werden, so oft sie überschüssig sind, und eingeführt werden, so oft sie mangeln. Wie jede Waare und jedes Product denjenigen Markt sucht wo sie relativ am höchsten bezahlt werden, so suchen auch die edlen Metalle denjenigen Markt wo am meisten ihnen nachgefragt wird. Das mit Silber und Gold gesättigte Europa vermochte nicht mehr das Gold Californiens und Australiens aufzunehmen, es reexportirte daher edle Metalle nach Asien und zwar behielt es consequenter Weise das Gold und schaffte sein Silber hinweg, weil Silber in Asien relativ höher stand als Gold, verglichen mit den europäischen Werthverhältnissen. Metallgeld ist aber ein sehr kostspieliges Instrument. Gesetzt ein Staat wie Frankreich bedarf zweier Milliarden für seinen täglichen Verkehr, so würden, wenn man statt der edlen Metalle, die so kostspielig sind, wohlfeilere Instrumente an die Stelle setzen könnte, an Zinsen sich nicht weniger als 80 Mill. ersparen lassen. Diese Ersparniß wird je nach der mercantilen Entwicklung einer Nation bis zu einem gewissen Grade sich wirklich ausführen lassen. Der große Handel hat das Geld beinahe völlig entbehren gelernt, denn der Kaufmann kauft eine Waare, indem er einen Wechsel ausstellt und bezahlt sie wiederum mit Wechseln, die er von einem dritten erhalten hat. Im

---

[1] Lord Overstone on Metallic and Paper Currency.

nicht-mercantilen Verkehr läßt sich das kostbare Metallgeld nur bis zu einem gewissen Grade, nur innerhalb gewisser Gränzen, durch Papiergeld ersetzen. Das Papiergeld oder — sagen wir besser — das papierne Geld ist nur so lange Geld als es gegen Metallgeld im vollen Nennwerth umgesetzt werden kann. Das Staatspapiergeld oder Papiergeld im strengern Wortsinn, wird daher nur dann seinen vollen Nennwerth behalten können, wenn und so lange die Staatscassen hinreichende Quantitäten davon an Zahlungsstatt annehmen, so daß man mit Recht behauptet hat, die umlaufende Summe Staatspapiergeld müsse im Gleichgewicht stehen zu den jährlichen Staatseinnahmen. Noch besser aber sichert man den vollen Werth des papiernen Geldes wenn man für eine Quote desselben baar Geld in Bereitschaft hält, um jeden Augenblick für den Nennwerth in Papier Metallgeld zum Tausch zu bieten. Gesetzt nun ein Staat wie England setzte für 20 Mill. Papiergeld in Verkehr, so würde es genügen, wenn er 6 Mill. baar Geld in gewissen Cassen deponirte mit dem Zwecke, so oft jemand die Umwechslung eines Cassenscheines begehre, den Lautwerth in baarem Gelde hinauszuzahlen, und so oft jemand Papiergeld begehre dieses nur zu verabfolgen gegen einen gleichen Werth in Metallgeld. Auf diese Art ließen sich 14 Mill. edler Metalle im Verkehr durch ein beinahe werthloses Material, durch Papier ersetzen. Es würden dadurch also 14 Mill. edler Metalle ihrer Functionen ledig und der Nation erspart. Man könnte dafür Eisenbahnen oder Häfen bauen, Subsidien oder Soldaten bezahlen, oder 14 Mill. von der Nationalschuld zurückkaufen. In der That hat auch die Bank von England dem brittischen Staate für den größten Theil ihrer unbedeckt umlaufenden Circulation ein Darlehen unverzinslich gegeben. Würde dieß nicht geschehen seyn, so wäre die Nationalschuld um das gleiche Capital größer, und es müßten auch zur Deckung dieser Zinsen die Britten mehr Steuern zahlen.

Dieß ist die eine, die öffentliche, die nationale Geschäftsfunction der Bank von England, und diese eine Natur des Institutes ist ganz verschieden von der zweiten. Um das nationale Interesse an den Geschäften der Bank zu sichern, hat deßhalb Sir Robert Peel die Bank in zwei Kammern geschieden, wovon die eine (das Notendepartement) der andern nur so viel Noten über 14½ Mill. Pfd. St. zukommen läßt als diese ihr baar Geld übermittelt, und so viel baar Geld wiederum als diese ihr Noten zurückgibt. Die andere Kammer treibt ganz andere Geschäfte, denn sie ist ein großes Bankhaus, welches Depositen empfängt und Geld auf Wechsel oder gegen verpfändete Staatspapiere leiht. Die Depositen können bekanntlich zu jeder Zeit zurückgezogen werden, und zwar selbst bei gewöhnlichen Banken die keine Zettel (Noten) ausgeben, und die Depositen unter dem schwachen Vorbehalte verzinsen daß der Deponent, wenn er sein Capital vor Ablauf eines Monats zurückbegehrt, die stipulirten Zinsen verlieren soll. Die Bank von England leiht also Geld, welches sie in jedem Augenblick zurückerstatten muß, gegen Wechsel aus, die vielleicht erst in drei Monaten fällig werden. So gefährlich nun dieses Geschäft auf den ersten Blick erscheint, so selten sind die Fälle wo eine wirkliche Verlegenheit eintritt. Ein großer Theil der Depositen in der Bank wird nie zurückgezogen, sondern bleibt immer in den Kellern liegen, ein anderer Theil wird nur dann zurückgezogen, wenn große Besorgnisse sich verbreiten ob die Bank überhaupt im Stande seyn werde ihre Depositengläubiger zu befriedigen. In der Zeit vor dem Peel'schen Gesetz war die Bank nicht gezwungen ihre Darlehensgeschäfte genau nach der Höhe ihrer Depositen zu reguliren, sondern da sie so lange Noten ausgab als sie noch begehrt wurden, so war sie beim Ausbruch eines panischen Schreckens der doppelten Gefahr ausgesetzt, daß die Depositen zurückgezogen und zugleich Geld gegen Noten begehrt wurde, wie im Jahre 1839, wo die Bank nur einer Zahlungseinstellung entwischte, daß ihr im letzten Moment die französische Bank 2½ Mill. Pfd. St. vorstreckte. Die Crisis von 1839 läßt sich mit folgenden Ziffern beschreiben:

	10 Jan. 1839	12 Nov. 1839
Notenumlauf	18,207,000 Pf. St.	17,235,000 Pf. St.
Depositen	10,315,000 „	6,132,000 „
Wechsel und Lombard	21,680,000 „	23,873,000 „
Baarvorrath	9,336,000 „	2,545,000 „

Man denke sich die Lage der Bank in diesem Augenblick. Sie mußte sich gefaßt machen daß 6 Millionen Depositen zurückgezogen, und 17 Millionen Banknoten zur Umwechselung präsentirt wurden, während sie beiden Gläubigern nur 2½ Mill. baar Geld zu bieten hatte. Nun ist die Gefahr einer solchen Lage gerade die, daß je mehr sich die Zahlungsfähigkeit einer Bank verringert, die Lust für die Gläubiger, ihre Depositen zurückzuziehen oder ihre Noten in Geld zu verwandeln wächst. Nach der Peel'schen Bill kann ein Bankausweis, wie der vom 12 November 1839 gar nie mehr vorkommen. Wenn das Notendepartement 17 Millionen Banknoten ausgegeben hat, muß es 2½ Mill. Baarvorräthe besitzen, und das Bankhaus würde dann nur mit den noch übrigen 6 Mill. Depositen haben operiren, also im äußersten Fall eben nur diese sechs Mill. haben ausleihen können, und nicht 23 Mill. wie es leider der Fall war. Nun hat die Peel'sche Bill durchaus nicht Handelskrisen abzuwehren vermocht, allein sie verhindert vollständig daß in Zeiten der Krisis das Uebel sich verdoppelt, daß die Bank nicht zugleich um Auswechslung der Noten und Rückgabe der Depositen bestürmt werde. Für eine genügende Reserve gegen die Notencirculation sorgt das Notenbureau, und für eine genügende Reserve nicht engagirter Depositen muß das Bankdepartement dadurch sorgen daß, so wie sich die Depositenreserve über eine gewisse Gränze vermindert, es durch Erhöhung des Zinsfußes sein Discontogeschäft zu beschränken sucht. Man muß nur nie verwechseln daß die Bankdirectoren einen doppelten Charakter und doppelte Verantwortlichkeit haben, daß sie der Staat oder die Nation ermächtigt hat einen Theil des Geldumlaufes durch Noten zu ersetzen, und daß sie diese Befugniß nicht zu Gunsten ihrer Bankgeschäfte mißbrauchen dürfen. „Das Bankgesetz von 1844, bemerkt das Edinburgh Review, hat uns gegen Krisen geschützt die aus übertriebener Notenausgabe, Erschöpfung des Baarschatzes und Stürmen zur Auswechslung von Banknoten entsprangen; es hat uns aber nicht bewahrt und konnte uns nicht bewahren gegen die Krisen die aus leichtsinnigen Discontirungen, übertriebenen Handelsspeculationen, Erschöpfung der Depositenreserven und Stürmen zur Zurückziehung von Depositen entstehen. Was aber sind die Mittel welche unsere statistischen Nationalökonomen [1] zur Linderung dieser gelinderten Krisen empfehlen?

[1] Newmarch und Tooke.

Eine Beseitigung der Ursachen? Ein Zwang für die Bankhäuser, die alten gesunden Geschäftsregeln nie außer Acht zu lassen? Sie zur Beobachtung eines gehörigen Verhältnisses zwischen ihren Reserven und ihren Passiven zu nöthigen? So überraschend es klingen mag, ist ihr Heilmittel gerade das Gegentheil von allen. Allen frühern und neuern Erfahrungen zum Trotz, möchten die Gegner des Gesetzes von 1844 die Wirkung eines Rückzugs von Depositen dadurch mildern daß sie auch noch Stürme gegen die Notenauswechslungscassen hinzufügen, möchten zu dem System unbeschränkter Notenausgabe zurückkehren, welches 1825 uns einem doppelten Rückzug der Depositen und der Baarvorräthe aussetzte, und uns dem Zustande eines Tauschhandels zudrängte, oder 1839 die Directoren der Bank von England nach Paris als Bettler trieb, und erst kürzlich in den Vereinigten Staaten allen frühern Wohlstand der Union plötzlich verschlang, als hätte die Erde sich geöffnet, und zu einer Geldklemme führte wie in Europa seit dem Brechen der Südsee-Speculation nichts ähnliches sich zugetragen hat."

Natur und Menschen in Paraguay und den La-Plata-Staaten.

(Schluß.)

Unter den verschiedenen indianischen Völkerschaften, die sich, ohne feste Wohnsitze zu haben, auf ein gewisses Gebiet beschränken, welches immer durch eine oft weite Steppe von dem Reviere eines andern Stammes getrennt ist, sind die Charruas diejenigen welche sich in Gebräuchen und Sprache von aller fremdartigen Beimischung frei erhalten haben. Nachdem sie nach langen Kämpfen von den Spaniern vom Meer abwärts mehr nördlich ins Innere zurückgedrängt wurden, setzten sie sich im Gebiete der Yaros und Bohanes fest, nachdem sie diese Stämme gänzlich vertilgt hatten. Hier verbanden sie sich mit dem sehr kriegerischen Stamme der Minuanes-Indianer, um sich gegenseitig in ihren Ausfällen auf die Spanier beizustehen. Als letztere endlich die Uebermacht erhielten, zwangen sie einen Theil sich am Urugay niederzulassen, wo sie Weideplätze anlegten und den Europäern Tribut geben mußten. Ein anderer Theil wurde in der Gegend von Cayusta cernirt. Aber noch immer ist ein beträchtlicher Theil dieser Völkerschaft vorhanden, welche mit den übriggebliebenen Minuanes verbunden, wandernd die Reviere des östlichen Ufers des Urugay bewohnt, und ohne auf Friedensvorschläge zu hören, durch ihre Raubanfälle die Bewohner der spanischen Gränzansiedelungen in steter Aufregung erhält.

Diese Indianer sind gewandt, schlank und wohlgebaut; selten daß einer unter ihnen mißgestaltet ist. Ihr Kopf ist schön geformt, Stirn und Gesichtszüge frei und offen, ein nicht trügendes Zeichen ihres Stolzes und kriegerischen Muthes. Ihre Haut ist dunkelkupferfarbig. Die Augen sind eher kleiner als groß, glänzend, immer schwarz und fest auf den gerichtet mit welchem sie sprechen. Sie sehen ungemein scharf und hören in demselben Verhältniß; ein Geräusch welches vom Europäer nicht beachtet werden würde, macht sie aufmerksam. Ihre Zähne stehen schön, sind blendend weiß, selbst im hohen Alter, und fallen nie von selbst aus. Sie haben keinen Bart. Dagegen ist das Haupthaar glänzend schwarz, dicht und sehr lang, es fällt nie aus und wird gegen das achtzigste Lebensjahr kaum zur Hälfte grau. Hände und Füße sind kleiner und schöner geformt als bei den Europäern.

Sie schneiden die Haare nie ab. Die Weiber lassen sie lang herabfallen; die Männer binden sie auf, und die Erwachsenen stecken durch den Knoten der sie zusammenhält, weiße senkrecht gestellte Federn, was ihnen ein kriegerisches Ansehen verleiht. Sie sind gewöhnlich arg von Ungeziefer geplagt. Die Weiber suchen es mit Vergnügen auf, um sich den Genuß zu verschaffen es zuvor an die Zungenspitze zu halten ehe sie es verzehren. Diese ekelhafte Gewohnheit herrscht bei fast allen Indianerinnen des Südens, selbst unter den Mulattinnen und dem armen Volke in Paraguay. Sie tragen keinen Schmuck noch andere Putzstücke, auch bemalen die Männer sich den Leib nicht. Allein zur Zeit, wo ein Mädchen mannbar wird, malt man ihr drei blaue Streifen auf das Gesicht, die von der Stirn senkrecht bis zur Nasenspitze herablaufen, und zwei andere die quer über die Schläfe gehen. Da man zu dieser Operation die Haut aufritzt, sind die Linien unvergänglich, ein unterscheidendes Zeichen des weiblichen Geschlechts. Das männliche Geschlecht unterscheidet sich durch den Mundpflock. Einige Tage nach der Geburt eines Knaben durchbohrt ihm die Mutter die untere Lippe nahe am Zahnfleische, und steckt den Pflock durch das Loch. Das Stückchen Holz ist etwa 4 Zoll lang und hat 3 Linien im Durchmesser. Sie nehmen den Pflock nie heraus, selbst nicht wenn sie schlafen wollen, es wäre denn daß das Hölzchen zerbräche und durch ein anderes müßte ersetzt werden.

Ihre Wohnungen sind leicht zu erbauen. Vom ersten besten Baum werden vier Zweige genommen, deren Enden gebogen und in die Erde gesteckt werden. Auf diese Bogen wird eine Kuhhaut gedeckt und fertig ist das Haus, groß genug für Mann, Frau und einige Kinder. Wird es beim Zuwachs der Familie zu klein, so baut man noch eins daneben. So macht es jede Familie. Der Eingang ist so niedrig daß sie wie die Kaninchen in ihre Löcher hineinkriechen müssen. Ihr Lager besteht aus einigen Häuten. Sie schlafen stets auf dem Rücken wie alle Indianer um besser horchen zu können. Von Stühlen, Bänken oder Tischen ist bei ihnen keine Rede. Das ganze Hausgeräthe besteht in einigen hölzernen Schalen und einem Kruge. Auch der letztere wird oft durch eine ausgehöhlte Calabasse ersetzt. Sie fühlen sich nicht unglücklich durch das Entbehren von Bedürfnissen, die ihnen beim Weiterziehen nur lästig werden würden.

Um sich gegen die kühle Witterung zu schützen, machen sich wohl einige ein enges Wams aus weichem Leder ohne Aermel, welches kaum über die Hüften herabgeht. In einzelnen Fällen, d. h. wenn sie leicht dazu kommen können, sieht man auch wohl den Poncho, bei kaltem Wetter auch den Filzhut. Am liebsten

gehen sie ohne alle Bekleidung. Die Weiber tragen einen Poncho oder ein kurzes baumwollenes Hemd ohne Aermel, wenn der Mann oder der Vater eines stehlen konnte. Sie waschen so wenig ihre Anzüge, als Hände und Gesicht, ausgenommen wenn sie sich in der heißen Jahreszeit zuweilen baden. Es gibt nicht leicht etwas unreinlicheres als diese Weiber, die man schon in weiter Entfernung durch den von ihnen ausgehenden übeln Geruch wahrnehmen kann. Sie arbeiten fast gar nicht, kaum daß sie die Hütte im Monat einigemal ausfegen.

Ackerbau ist ihnen unbekannt. Sie nähren sich von dem Fleische wilder Kühe, deren ihr Gebiet im Ueberfluß hat. Die Weiber besorgen die Küche, aber ihre Kochkunst beschränkt sich auf Braten ohne Salz; zuweilen sieht man sie einen Pinienapfel rösten. Sie stecken durch das Fleisch einen hölzernen Spieß, den sie neben das Feuer in die Erde senken und einmal umdrehen, damit das Fleisch gleichförmig gar werde. Es werden mehrere Spieße an das Feuer gestellt; wenn einer abgegessen ist, kommt der andere an die Reihe. Wer Lust zum Essen hat, gleichviel zu welcher Zeit, der holt sich einen Spieß, stellt ihn vor sich, und mit untergeschlagenen Beinen sitzend, ißt er davon was ihm beliebt ohne ein Wort zu sprechen, selbst wenn Eltern und Kinder von einem Stücke essen. Sie trinken erst wenn sie abgegessen haben.

Sie kennen weder Musik noch Tanz oder Gesang, weder Gesellschaft noch erholende Unterhaltung. Ihre Miene ist so ernst daß man keine Spur von Leidenschaft bemerkt. Wenn sie lachen, verziehen sie kaum die Mundwinkel. Lautes Lachen halten sie für eine große Unschicklichkeit. Sie reden immer leise und lassen nie ein Geschrei, selbst wenn sie getödtet werden, keinen Klaglaut hören. Wenn sie mit jemand der zehn Schritte von ihnen entfernt ist, zu reden haben, so rufen sie ihn nicht, sondern gehen ihm nach bis sie ihn erreichen.

Diese Indianer haben weder Gesetze noch verbindende Gebräuche. Alle sind einander gleich, keiner ist dem andern dienstbar, es wäre denn eine alte Frau die gänzlich verlassen sich in den Schutz einer Familie begibt, oder das Geschäft die Todten zu begraben, übernimmt. Indessen versammeln sich die Familienhäupter bei Anbruch der Nacht um die Schildwachen zu bestimmen und die von ihnen zu besetzenden Posten anzuweisen. Sie sind so vorsichtig daß sie diese Sicherungsmaßregel nie versäumen. Hat einer von ihnen bei dieser Gelegenheit einen Entwurf zur Vertheidigung oder zu einem Angriff gemacht, so theilt er denselben der Versammlung mit und führt aus was davon gebilligt wird. Alle hocken dabei im Kreise auf den Fersen. Aber ungeachtet der allgemeinen Billigung ist niemand verpflichtet zu der Ausführung mitzuwirken, selbst nicht derjenige, von welchem der Vorschlag ausgeht. Den Abwesenden wird keine Strafe auferlegt. Bricht unter einzelnen Streit aus und sie können nicht einig werden, so schlagen sie einander so lange mit den Fäusten bis der eine den Rücken wendet und den andern allein läßt, ohne wieder von der Sache zu reden. Nicht selten wird bei diesem Boxen Blut vergossen, weil sie sich auf die Nase schlagen. Zuweilen kostet es auch wohl einige Zähne, wie das auch im Brittenlande recht oft der Fall ist.

Sie haben Pferde und auch eine Art Gestüt. Die meisten besitzen Zäume die ihnen die Spanier in Friedenszeiten im Tauschhandel gegen Pferde geben. Die Männer sitzen auf dem nackten Pferde, die Weiber auf einer aus einem Fell bereiteten Decke. Ist nur noch ein Pferd in der Familie vorhanden, so besteigt es der Mann, während Frau und Kinder mit dem Reste des geringen Gepäcks zu Fuß folgen. Einige führen Lanzen von eilf Fuß Länge mit eiserner oder aus Knochen gefertigter Spitze. Einige führen auch Bogen und Pfeile.

Wenn sie auf ein kriegerisches Unternehmen ausgehen, verbergen sie zuerst ihre Familien im Walde und schicken wenigstens sechs Stunden weit wohlberittene Kundschafter voraus. Diese gehen mit der größten Vorsicht zu Werke, legen sich ausgestreckt auf die Pferde, reiten langsam und lassen die Thiere zuweilen weiden, wobei sie dieselben nicht abzäumen, sondern nur einen schmalen Riemen um die untere Kinnlade legen, der mit dem Zügel in Verbindung steht. Bei allen diesen Maßregeln kommt ihnen auch noch ihr scharfes Gesicht zu gut, wodurch sie in den unermeßlichen Ebenen ihre europäischen Feinde viel früher erkennen als sie selbst von diesen gesehen werden. Wenn sie etwa noch zwei Stunden von dem zum Angriff bestimmten Punkte entfernt sind, halten sie an, koppeln mit Sonnenuntergang die Pferde und nähern sich zu Fuße, oft ganze Strecken gleich einer Schlange auf dem Bauche durch Gras und Gestrüpp kriechend, bis sie des Feindes Lager oder das zum Angriff bestimmte Haus und die dort getroffenen Sicherheitsmaßregeln entdeckt haben. Auch ohne feindliche Absicht folgen ihre Späher in gewisser Entfernung den durch ihr Gebiet ziehenden Truppen.

Haben die Späher die nöthige Kundschaft eingezogen, so kehren sie mit verhängtem Zügel zurück, um den Ihrigen Nachricht zu geben. Hat man sie entdeckt, nehmen sie fliehend ihren Weg nicht nach der Seite wo ihr Kriegshaufen sich aufhält, sondern gerade nach der entgegengesetzten, und man kann niemals darauf rechnen sie einzuholen, weil ihre Pferde den Vorzug großer Schnelligkeit haben. Glauben sie aber einen Vortheil erringen zu können, so vertheilen sie sich nach eingegangenen Berichten nach den Orten welche sie angreifen wollen und rücken langsam vor. Sobald sie nahe genug sind, erheben sie das Kriegsgeschrei, schlagen sich wiederholt auf den Mund, und blitzschnell über den Feind herfallend, tödten sie alles was ihnen in den Weg kommt, ohne jemand zu schonen als Frauen und Kinder unter 12 Jahren. Sie nehmen ihre Gefangenen mit und lassen sie frei in ihrer Mitte leben. Die meisten verheirathen sich bei ihnen und gewöhnen sich so leicht an die ungezwungene Lebensweise daß sie nur selten zu ihren Landsleuten zurückkehren mögen. Gewöhnlich machen sie ihre Angriffe vor Tagesanbruch. Auch verstehen sie sich darauf einen falschen Angriff zu machen oder eine Flucht zu fingiren, einen Hinterhalt zu legen. Man kann sicher darauf rechnen daß ihnen von den Fliehenden keiner entgeht, weil sie ihre Pferde mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu lenken verstehen.

Nach den Beschreibungen von den blutigen Kämpfen, zu welchen die Charruas die Spanier noch lange nachher gezwungen haben als die Heere Montezuma's längst vernichtet waren, sollte man glauben daß diese Wilden auch noch eine sehr zahlreiche Völkerschaft ausmachen. Es sind aber kaum einige hundert streitbare Männer, die noch unüberwunden den Gränzbewohnern manche unruhige Nacht bereiten.

Sie verheirathen sich sobald das Bedürfniß sie zu einer solchen Verbindung treibt. Ehen zwischen Geschwistern kommen nicht vor.

Von Natur wortkarg und ernst, weder mit Putz noch Spielen bekannt, wird die von der Natur so laut empfohlene Verbindung, die Ehe, mit größter Kaltblütigkeit geschlossen. Das Ganze besteht darin daß der Heirathslustige die Tochter von den Eltern begehrt und sie wegführt, wenn sie keine Einwendung machen. Die Tochter weigert sich nie und nimmt den Ersten der sich ihr anbietet, selbst wenn er alt oder häßlich wäre. Vielweiberei ist erlaubt, aber nie hat eine Frau mehr als einen Mann, und wenn ein Mann mehr als eine Frau hat, verlassen sie ihn, wenn sie einen finden dessen einzige Gattin sie werden sollen. Scheidung ist beiden Geschlechtern gestattet, aber selten trennen sich Eheleute wenn sie schon Kinder haben. In dieser Hinsicht könnten sie den cultivirten Europäern als Beispiel dienen. Wenn Kinder ihre Eltern verlieren, übernehmen Verwandte die Sorge für sie.

Die Männer, nie aber die Weiber oder Kinder, berauschen sich so oft sie können in Branntwein, und wenn dieser fehlt in einem gegohrenen Getränk aus Wasser und Honig. — In Krankheiten, von denen sie jedoch nur selten befallen werden, haben sie ein Universalmittel welches darin besteht daß sie aus allen Kräften an der Magengegend des Kranken saugen um das Uebel herauszuziehen.

Wenn ein Indianer gestorben ist, wird die Leiche an einen bestimmten Ort geschafft, gewöhnlich die höchste Stelle in ihrem Reviere und dort mit Waffen und allen im Leben gebrauchten Geräthschaften begraben. Gewöhnlich wird das Lieblingspferd des Gestorbenen von einem Verwandten auf dem Grabe getödtet. Die Familie betrauert den Todten lange Zeit, und die Gebräuche sind eben so sonderbar als grausam. Wenn der Gestorbene ein Gatte, Vater oder erwachsener Bruder ist, so schneiden sich die Töchter und die schon verheiratheten Schwestern sowie die Ehefrau ein Fingerglied ab, indem sie bei dem kleinen Finger anfangen. Außerdem stoßen sie das Messer oder die Lanze des Geschiedenen durch Arme, Brust und Seiten. Dann bleiben sie zwei Monate einsam in ihren Hütten, wo sie nur wenig Nahrung zu sich nehmen. Man sieht selten eine Frau deren Finger nicht verstümmelt wären oder deren Körper nicht Narben von Lanzenstichen trüge.

Der Mann trauert nicht um seine Frau, so wenig als der Vater um seine Kinder. Wenn die letztern bei des Vaters Tode erwachsen sind, verbergen sie sich zwei Tage hindurch ganz nackt in der Hütte, bei sehr weniger Nahrung, die nur aus dem Fleische oder den Eiern von Rebhühnern bestehen darf.

Am Abend kommt ein alter Indianer um folgende Operation mit ihnen vorzunehmen. Er drückt das Fleisch des Arms zusammen und steckt ein Stück Rohr, etwa acht Zoll lang hindurch, so daß beide Enden verstehen. Das erste Stück wird über der Handwurzel eingestoßen, und zwei Zoll weiter ein anderes bis zur Schulter hinauf, und recht tief Trauernde lassen auch diese noch auf die beschriebene Weise spicken. Diese Rohrstücke sind scharfe, vier Linien breite Splitter von gleicher Länge. In diesem schrecklich leidenden Zustande geht der Leidtragende aus seiner Hütte, und begibt sich allein und ganz entkleidet in einen Wald oder auf einen Hügel. In der Hand trägt er einen Stab mit eiserner Spitze, eine Art Hacke, deren er sich nebst seinen blutigen Händen bedient um eine Grube zu graben, in der er bis an die Brust mit Erde umgeben, aufrecht stehend die Nacht zubringt. Am Morgen, beim ersten Sonnenstrahle, steigt er heraus, um sich nach einer kleinen Hütte zu begeben welche ausdrücklich für die Leidtragenden bestimmt ist. Hier nimmt er die Rohrstücke aus dem Arme, legt sich nieder um auszuruhen, wenn ihm die Schmerzen der entzündeten Wunden überhaupt Erholung gestatten, und verweilt hier zwei Tage ohne irgend ein Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. In den folgenden Tagen bringen ihm die Kinder seines Stammes Wasser und einige Rebhühner. Sie stellen die Nahrungsmittel so daß der Erschöpfte sie erreichen kann, und machen sich eilig fort ohne ein Wort zu sprechen. Dieß dauert zwölf Tage, nach deren Verlauf der Trauernde sich wieder zu den übrigen begibt.

Es ist kein Gesetz zur Beobachtung dieser Trauergebräuche unter ihnen vorhanden, aber keiner sagt sich von ihnen los, und wer sie nicht ganz genau ausführt, wird für einen Schwächling gehalten. Das ist seine einzige Strafe, und diese Meinung gereicht ihm sonst nicht zum Nachtheil. Die Opfermuthigkeit der Frauen bei Todesfällen ist stets zu bewundern, man hat deren gesehen die das aus den sich beigebrachten Wunden entströmende Blut aufgefangen und den Grabhügel des Mannes damit besprengt haben.

Unter den Stämmen welche oft nur einige Hundert stark die südlichen Districte des La-Platastromes bewohnen, sind die Pampasindianer, in ihrer äußeren Erscheinung die schönsten. Obgleich sie sich ab und dann auch noch einen räuberischen Einfall auf die Besitzungen der Europäer erlauben, so leben sie doch im allgemeinen auf einem friedlichen Fuße mit den Nachkommen der ersten Eroberer.

Ihre Sprache ist runder und volltönender als die aller übrigen Indianer, sie legen Ausdruck in ihre Rede, und dürfte es nicht schwer fallen ihre Worte mit lateinischen Lettern zu schreiben. Sie haben ein schönes, ernstes Gesicht, und ihre Hautfarbe ist heller als bei andern indianischen Völkerschaften. Die Männer tätowiren sich nicht und tragen ihr langes Haar durch eine Kopfbinde befestigt. Die Frauen flechten sie in Zöpfe, die auf die Schultern und Arme herabhängen. Sie sind unter allen Indianerinnen die saubersten, aber auch die eitelsten, stolzesten und sprödesten. Die Männer tragen keine Mundpflöcke, und bekleiden sich mit einem Poncho, die Höherstehenden auch wohl mit Röcken und Westen, die sie von den Spaniern eintauschen. Sie stehen unter Häuptlingen, welche so wie ihre eigenen innern Angelegenheiten auch den mit den Spaniern unterhaltenen Verkehr ordnen. Die Frauen tragen Ohrringe, Halsbänder und Geschmeide, und hüllen sich in eine Art Tunica, die am Halse schließt und nur die Arme und die schön geformten Beine unbedeckt läßt. An den feinen Füßen tragen sie kurze, niedlich gestickte und mit blanken Zwecken gezierte Stiefelchen. Die Reitzeuge der Frauen und Männer sind nicht selten mit Silberplatten geschmückt.

Jeder Häuptling bewohnt mit der ihm untergeordneten Schaar ein abgesondertes Gebiet. Bei allgemeinen Unternehmungen und den ihnen vorangehenden Berathungen treten sie zusammen, und der gefaßte Beschluß muß unweigerlich von allen ausgeführt werden. Sie treiben keinen Ackerbau, und die Arbeit der Frauen besteht in der Führung des Haushaltes und im Verfertigen von Flechtwerken, von Pferdezäumen und Schlingen, worin sie eine große Gewandtheit besitzen. Sie tauschen diese Fabricate gegen Branntwein, Paraguaykraut, Zucker, den sie sehr lieben, Gebisse, Messer u. s. w. aus. Die eheliche Zuneigung ist bei ihnen stärker als

bei den übrigen Indianern, Ehescheidung kommt selten vor, und sie lieben ihre Kinder mit großer Zärtlichkeit.

Ihre Waffen bestehen in Wurfspießen und langen Lanzen. Den letztern geben sie den Vorzug, weil sie ihnen zu Pferde nützlicher sind. Eine ihrer gefährlichsten Waffen ist der Lasso, der lange Riemen mit der Kugel, welche sie auf große Entfernung mit Erstaunen erregender Sicherheit auf Thiere und Menschen werfen. Flucht ist dem von diesem Wurfgeschoß umschlungenen Individuum unmöglich. Auch die Spanier haben eine große Fertigkeit in Anwendung des Lasso beim Einfangen von Stieren und Pferden erlangt. Die Pampasindianer fangen die genannten Thiere nie auf andere Weise. Der Anblick einer solchen wilden Jagd macht auf den europäischen Jäger einen unauslöschlichen Eindruck; aber es hält schwer etwas darin zu leisten wenn man schon über die Jünglingsjahre hinaus ist, und es ist schon mehrfach vorgekommen daß das zu fangende Thier einen ungeschickten Jäger zu Tode geschleift hat. Bessere Reiter als die Pampasindianer werden in jenen Gegenden nicht angetroffen, und sie verdienen den ihnen deßhalb von den Spaniern scherzweise beigelegten Namen, Los Caballeros, mit vollem Rechte.

Trotz den vielen, auf vorgefundene Ueberreste schöner Bauten begründeten Indicien, daß Amerika ehemals seine großen und schönen Städte gehabt, wird man in dem Leben und Treiben dieser und aller anderer Indianerstämme auch nicht die entfernteste Spur der einst stattgefundenen Cultur entdecken. Die jetzigen Indianer wissen nichts von dem was in ihrem Lande geschah; sie können nicht von alten Zeiten reden, und die Denkmäler ursprünglicher Kraft sind Räthsel für sie, wie es die Pyramiden für die gegenwärtigen Bewohner der afrikanischen Wüste sind. Man wird jedoch bei genauer Forschung zu der Erkenntniß kommen, daß es vor den alten Stämmen welche die Europäer zu bekämpfen hatten, mächtigere gab, welche sich ihrerseits wieder auf dem Untergange noch mächtigerer erhoben.

Man erkennt in Amerika deutlich die Spuren zweier Menschengeschlechter, welche aufeinander gefolgt sind. Das erstere war vielleicht weniger zahlreich, aber es scheint als wäre seine Civilisation herrlicher und prächtiger gewesen, und damals war ohne Zweifel der höchste Glanzpunkt in Amerika. Die Menschen welche nach ihnen kamen, haben mehrere Spuren ihrer Wanderung zurückgelassen; aber schon vermochten sie nichts als nachzuahmen, und folglich die Werke ihrer Vorgänger im verjüngten Maßstabe zu wiederholen. Dieses geschwächte Geschlecht ist es welchem die Europäer den ersten Stoß gaben, und welches auch jetzt noch, vereinzelt und erlöschend wie die Waldungen welche einst die jetzt leeren Ebenen bedeckten, in den südlichen Staaten meist zwischen den Flüssen zerstreut lebt.

Ein Ausflug an den Liris ins Gebiet der alten Volsker.

(Von Dr. S.)

III.

Sora's Geschichte und Alterthümer. — Der Weg über Ponte Tapino an der Fibreno-Quelle vorüber nach Atina. — Die Melfa und das Meta-Gebirge. — Atina. — Rückkehr nach Isola di Sora. — Ein Ausflug ins Römische nach dem Kloster Casamara (Casa Marii). Arpino und seine historischen Erinnerungen. — Rückkehr nach San Germano und Neapel.

(Fortsetzung.)

Die Quelle der Melfa, auch Melpi genannt, befindet sich 3230 Fuß hoch, am Monte Pizzuto, einem nördlichen Ausläufer der Metakette; in unzähligen Krümmungen schlängelt sie sich um den Fuß der Hauptspitze des Gebirges, der eigentlichen Meta herum, gelangt zwischen Picinisco und Settefrati nach Atina, fließt eine kurze Strecke in ebener Gegend, durchbricht zwischen Casal Attico und Rocasecca eine neue Gebirgskette (auf welchem Wege sie früherhin eine Zeitlang unterirdisch geflossen seyn soll), und ergießt sich zwischen Pontecorvo und Ceprano in den zum Garigliano gewordenen Liris. Der Name Melpi (Μέλπις) ist griechischen, nach Corcia pelasgischen Ursprungs. Hr. Corcia erinnert an gleichlautende Fluß- und Städtenamen, und weist aus Pausanias nach daß es in Arkadien eine Land- und Ortschaft, Namens Melpea oder Melpia gegeben. Auch soll die Stadt Aquino in den ältesten Zeiten den Namen Melpi geführt haben.

Wer von Atina und den rings umher gelegenen Höhen aus die Blicke in die reizenden Thäler der Melfa, des Mellarino und auf das hohe Mittelgebirge lenkt, der wird von der Lust beseelt werden da hinein seine Schritte zu lenken. Ein sehr romantischer, aber auch sehr beschwerlicher Weg führt von Atina über Picinisco, über den Paß Forestella in 6 bis 8 Stunden nach Alfidena. Die Metakette hat drei besonders hervorragende Höhen; die höchste davon, die Meta, erhebt sich 6948 Fuß über das Meer. Wälder von Eichen und Buchen sind zahlreich, Tannen kommen nur höchst selten vor, dagegen aber Eschen und Hagebuchen in großer Menge. Das Klima ist kalt und rauh. Gebirgsseen fehlen gänzlich. Am westlichen Fuße der Meta, in der Nähe der Melfa, grub man früher auf Eisen. Geognostisch scheint das Gebirg bis zur Stunde wenig ausgebeutet.

Wir kehren nach Atina, der alten Volskerstadt, wohin sich nur höchst selten ein moderner Tourist verirrt, zurück, übergeben einer sehr mittelmäßigen Locanda unsere Fibrenofische nebst andern gastronomischen Aufträgen, und nehmen den historischen und archäologischen Wanderstab zur Hand. Es existirt eine alte Chronik von Atina, welche — wie dieses bei Chroniken und Monographien gewöhnlich der Fall ist — der Stadt eine außerordentliche Bedeutung zur Zeit der Römer beilegt. Daß hier nicht alles geglaubt werden kann, versteht sich von selbst; dennoch aber offenbart sich aus den überall gefundenen Ueberresten eine große Bedeutung und Glanzperiode Atina's zur Zeit der römischen Herrschaft. (Atina

darf nicht mit dem kürzlich durch das heftige Erdbeben verwüsteten Atena, welches im Valle di Diana liegt, verwechselt werden.)

Die steile, felsige Anhöhe, auf welcher Atina liegt, macht den Ort zu einer natürlichen Festung, welcher gigantische Mauern (Cyklopenmauern) und sonstige Vertheidigungsbauten nachhalfen. Silius Italicus redet von ihrer hohen und rauhen Lage; Virgil und Martial geben ihr die Beinamen: mächtig und alt. Ueber den Ursprung des Namens ist viel gestritten, aber nichts bestimmtes herausgebracht worden. Der Cyklopenbau der Mauern deutet auf hohes Alterthum, und um dieses recht begreiflich zu machen, gab man ihr (wie Arpino) den Saturnus zum Erbauer, welchem es natürlich an Tempeln und Altären nicht fehlen durfte. Der volskischen Stadt Atina geschieht im Jahre Roms 441 Erwähnung (Livius), wo der Consul C. Junius sie im Kriege gegen die Samniter einnahm, wahrscheinlich weil sie mit diesen im Bunde gewesen war. Später scheint sie wieder in den Besitz der Samniter gerathen zu seyn, denn wir lesen im Livius, daß die Consuln L. Papirius und Spurius Carvilius das Gebiet im J. 459 ringsumher verwüsteten. Nach der Zerstörung der benachbarten Stadt Cominium scheint Atina gänzlich in römischen Besitz übergegangen zu seyn; sie war indessen nur Präfectur und blieb eine solche bis in die letzte Zeit der Republik. Cicero redet von der atinatischen Präfectur, nennt sie volkreich und rühmt den kräftigen Menschenschlag. Später, nach dem Bundeskriege, wo das römische Bürgerrecht allgemein ward, wurden die Atinaten der terentinischen Tribus zugetheilt. Nero schickte Colonisten nach Atina; später ist von ihr kaum mehr die Rede.

Ein Theil der heutigen Stadt ist auf den Trümmern der alten erbaut, deren Umfang theilweise noch aus Mauerüberresten erhellt. Diese cyklopischen Mauerüberreste sind gleich denen von Arpino und andern benachbarten Städten vielfältig abgebildet, z. B. von Petit-Radel, Madame Dionigi u. s. w. Die oben erwähnte Chronik redet von sieben Thoren, einer großen Anzahl von Tempeln, öffentlichen Gebäuden und Bädern, und in der That sind mehrere der heutigen Kirchen auf den Fundamenten alter Tempel gegründet, z. B. San Cataldo auf dem festen Gemäuer des alten Saturnus-Tempels, San Silvestro auf demjenigen der Diana (von Hadrian erbaut), S. Pietro auf den Fundamenten eines Jupiter-Tempels. Von zwei, der Juno und dem Serapis geweihten Heiligthümern, von den Thermen, von dem großen Amphitheater und von andern öffentlichen Gebäuden ist nichts mehr vorhanden. Das Forum zierten einst die Statuen mehrerer um die Stadt wohlverdienter Personen, Männer und Frauen, wie aus gefundenen Inschriften erhellt; diese nennen folgende: M. Rubrenus Priscus, M. Tillius Rufus, Q. Herius Justus und eine Junia Gratilla, welcher „wegen ihrer Keuschheit“ eine Statue errichtet wurde. Diese Bildsäule soll Diomedes Carafa nebst einer andern, die Aria Junia Rufina darstellenden, und vielen Kunstschätzen nach Neapel verschleppt haben; wo sie jetzt sich befinden, weiß niemand. Säulenüberreste, Mosaiken, Statuen und andere Fragmente, welche sowohl in Atina selbst als in den nächsten Umgebung gefunden wurden, deuten darauf hin daß in ältester Zeit ein gewisser Kunstsinn hier gepflegt worden. Sorgfältige Nachgrabungen dürften auch hier schöne Resultate zu Tage fördern. Ein von Winckelmann besonders geschätztes Mosaikgemälde der feinsten Arbeit, eine That des Hercules darstellend, wurde im J. 1760 zu Atina gefunden: Hercules befreit die Hesione, die Tochter des Laomedon, von dem Meerungeheuer, welchem sie als Beute ausgesetzt worden war. Spuren alter Wasserleitungen, welche das Wasser aus der Gegend von Agnone und aus den Thälern Giordana und Foresta 3 Miglien weit bis auf den Marktplatz Atina's leiteten, sind noch an mehrern Punkten vorhanden. Die nächste Anhöhe über der Stadt trug die Akropolis, von welcher ebenfalls noch Ruinen vorhanden sind. Die alte Chronik von Atina redet von mehrern kostbaren Grabdenkmälern in pyramidalischer Form (neben der Kirche S. Marciano), von einer Straße, welche den Namen Gräberstraße geführt haben soll, von Vorstädten und benachbarten, reichbevölkerten Dörfern, von kostbaren Villen, Bädern, Vergnügungsorten u. dgl., dieß alles ist jetzt fast spurlos verschwunden; nur die Ueberreste eines Bades, welches ohne Zweifel das frische Quellwasser der Berge um Agnone erhielt, sind noch in der Nachbarschaft vorhanden. In einer der benachbarten Villen ruhte einst Q. Cicero, um sich von dem wirren Getriebe der Hauptstadt zu erholen. Hier erschien ihm im Traume C. Marius mit allen Insignien der consularischen Gewalt bekleidet, und führte ihn mit Worten der Beruhigung und des Trostes in den von ihm erbauten Tempel des Jupiter.

In zwei kleinen Stunden hatten wir unsere archäologische Wanderschaft beendigt und kehrten müde und hungrig in die Locanda zurück. Das Essen übertraf unsere Erwartungen: die Fische aus dem Fibreno waren vortrefflich zubereitet, und obschon Milch und Käsegerichte die Hauptrolle spielten, so fehlte es doch nicht an einem guten Ziegenbraten mit Salat von wildem aromatischen Spargel, an frischen Walderdbeeren und gutem Wein. Der schon von Cicero gerühmte kräftige Menschenschlag offenbarte sich uns nicht allein in dem Wirthe selbst, sondern auch in seinem sämmtlichen Stall- und Küchenpersonal. Nach dem Essen erkundigte sich der Wirth persönlich, der Landessitte gemäß, ob wir zufrieden gewesen, und führte uns dann in ein nahe gelegenes Café, wo wie er sagte, einige sehr angesehene und sehr liebenswürdige Bewohner der Stadt Atina unsere Bekanntschaft zu machen wünschten. Das Café fanden wir vollgepfropft mit Atinaten welche sich die seltenen Forestieri näher besehen wollten, die kein Geld, keine Zeit und keine Mühe gescheut hatten ihre abgelegene Vaterstadt zu besuchen. Wir fanden freundliches Entgegenkommen, gute geschichtliche Kenntnisse, ein sehr anständiges Benehmen, aber während fast alle in Neapel gewesen und dort sehr bekannt waren, kannte niemand das romantische nahe gelegene Meta-Gebirge aus eigener, mit selbstfüßiger Muskelanstrengung erkauften Anschauung. Unsere beiderseitigen Interessen kreuzten sich fortdauernd: die liebenswürdigen Atinaten wollten nur Neuigkeiten aus Neapel, und wir Forestieri nur Mittheilungen aus der Nachbarschaft Atina's haben. Indessen stockte die Unterhaltung nicht, und wir brachen später auf als wir uns vorgenommen hatten. Wir schlugen denselben Weg, den wir am Tage gemacht, am Abend zur Rückkehr ein, obschon von Atina eine fahrbare Straße in zwei Stunden, an Belmonte und S. Elia vorüber nach S. Germano führt. Wir hatten das interessante Arpino noch nicht besucht, und außerdem fesselte uns die außerordentlich reizende Umgebung von Isola di Sora. Die Pferde hatten geruht und die Rückfahrt nach Isola fand rasch und ohne Unfall statt. Es war ein köstlicher Abend, in rosenrothem Lichte

erglühten bei Sonnenuntergang die Berge in der Umgegend von Alvito und Sera, und bald umschwirrten in den feuchten Niederungen unzählige Glühkäfer den Wagen. An der Lapino-Brücke harrten einige Fischerbuben mit einer großen Schleihe aus dem Fibreno auf uns. Einige neapolitanische Carlini machten sie überglücklich, und ihr „felicissima notte" war mit fröhlichem Jauchzen gemischt. Gegen 9 Uhr Abends waren wir wieder in Isola, die Schleihe genügte zum Nachtessen, und nach einem genußreichen Tage umfieng uns bald der erquickendste Schlaf.

In aller Frühe traten wir am andern Morgen die Fahrt nach Arpino an. Der Weg führt in mehrern buschreichen Einschnitten und Windungen den Monte Cisterna hinan und zieht sich auf der Höhe in anmuthiger Umgebung, hin und wieder schöne Aussichten darbietend, fort. Bald war Arpino erreicht. Diese hübsche, gewerbfleißige, volkreiche Stadt liegt auf zwei steilen Hügeln, welche Cicero rauh und gebirgsartig nennt. Eine Kette anderer Hügel zieht sich rings umher und verleiht Arpino ein eigenthümliches, sehr malerisches, aber etwas melancholisches Gepräge. Die ganze alte Stadt war nicht sowohl durch die natürliche Steilheit der Felsen als durch riesige Mauern aus polygonen, ohne Mörtel mit einander verbundenen Blöcken vertheidigt. Von diesem „Cyklopenwerk" sind noch mehrere in zahlreichen Abbildungen verbreitete Ueberreste vorhanden. Die hohe, schöne Lage gewährt Arpino eine sehr reine und gesunde Luft, und nicht selten suchen Fieberkranke der feuchteren Niederungen hier im Sommer und Herbst Genesung und Erholung. An mehrern Punkten ist die Aussicht auf das Gebirge, auf zahlreiche Flüsse und Bäche, auf Städte, Dörfer und Weiler rings umher herrlich und umfassend. Die Bewohner Arpino's (etwa 5000) genießen allgemein den Ruf sehr gefällig, gastfrei und zuvorkommend gegen Fremde zu seyn. Fleiß und Thätigkeit, sowie auch ein gewisser Grad von Bildung zeichnet sie vortheilhaft vor andern, besonders den benachbarten römischen Städtebewohnern aus. Der Arpinate, an welchen wir empfohlen waren, besaß reiche historische Kenntnisse, und war uns ein sehr gefälliger und liebenswürdiger Führer.

Wir begannen die Wanderung in dem Quartier, oder vielmehr auf dem Hügel der sogenannten Civita vecchia, welche den allerhöchsten Punkt von Arpino einnimmt. Dahin zog uns die Frische des Morgens und die prächtige Aussicht. Hier stand die älteste Stadt, wie der moderne Name es noch andeutet. An dem Thor, Porta del Celle genannt, prangt eine elegante, ziemlich moderne Inschrift, welche gleichsam die ganze Geschichte dieser alten, berühmten Volskerstadt umfaßt. Sie lautet: Arpinum a Saturno conditum, Volscorum civitatem, Romanorum municipium, Marci Tullii Ciceronis, eloquentiae principis, et C. Marii, septies Consulis, patriam ingredere viator, hinc ad imperium triumphalis aquila egressa urbi totum orbem subjecit, ejus dignitatem agnoscens et sospes esto. Wer wird es den Arpinaten übel deuten daß sie, während die festesten Mauern und Monumente zusammenstürzen und verschwinden, das Andenken an Cicero und Marius, welche einst mit ihrem Ruhme den ganzen Erdkreis erfüllten, auf alle erdenkliche Weise in Inschriften, Statuen und Emblemen verherrlichen und ununterbrochen erneuern. Daß sich, was die Erbauung Arpinums durch den alten Saturn betrifft, die Mythologie in die Geschichte mengt, kann dem Andenken an die genannten Männer keinen Abbruch thun. Um das aller graueste Alterthum zu bezeichnen nimmt gar oft der heißblutige Italiener zu Phantasien aller Art seine Zuflucht, und wir lesen in dem (selten gewordenen) Werke des Benedictiners Clavelli über seine Vaterstadt Arpino nicht allein alles Nähere über die Gründung derselben durch Saturn, sondern wir erfahren auch allen Ernstes, daß dieser alte Herr in Arpinum begraben liegt. Der Pater Clavelli gab seinen Storia di Arpino im Jahre 1623 heraus.

(Schluß folgt.)

Nicht-so-was.

Ein Märchen aus dem finnischen Karelien.

Es war einmal ein Mann, der gieng auf die Jagd. Indem er so einherschritt, gelangte er ans Ufer eines Flusses; da begann er sich umzuschauen ob es was zu schießen gäbe. Bald kamen drei Enten sorglos an das grasige Ufer geschwommen. Als der Mann sie gewahr wurde, duckte er sich hinter einen Busch, um vor ihnen verborgen zu bleiben, bis sie näher gekommen wären; indem er ihnen aber so auflauerte, hörte er wunderbares; die Enten fiengen nämlich während des Schwimmens an mit einander zu plaudern, indem eine zur anderen sagte: „Wollen wir nicht ein Bad nehmen, da das Ufer hier so niedrig und schön ist?" So sprechend, stiegen sie zusammen ans Land und verwandelten sich augenblicklich in drei reizende Mädchen; diese warfen ihre Kleider ab und giengen wieder ins Wasser, um zu baden. Der Mann sah dieß in seinem Versteck und dachte: da diese Mädchen so schön sind, möchte ich wohl die Kleider der einen an mich nehmen; vielleicht kann ich auf diese Weise ein Gespräch mit ihnen anknüpfen. Dieß denkend, erhob er sich sachte aus seinem Versteck, gieng heimlich auf die Kleider los, wählte das beste davon, verbarg es, und gieng wieder in seinen Schlupfwinkel.

Als die Mädchen eine kleine Weile im Wasser sich getummelt hatten, stiegen sie ans Land und eilten sich wieder anzuziehen; aber das Kleid der einen war fort. Alle drei erschracken sehr darüber; die beiden die sich bekleiden konnten, thaten dieß in großer Hast und flohen vor Furcht, die dritte aber blieb nackt zurück, und wußte sich gar nicht zu rathen. Endlich sprach sie in ihrem Kummer ganz laut: „Wenn mir jemand jetzt meinen Anzug brächte, ich wüßte nicht womit ich ihn genug belohnen könnte; wär er ein Knabe, so begrüßte ich ihn als meinen Bruder; wär er in mittlerem Alter und wollte mich heirathen, so erklärte ich ihn für meinen Bräutigam, und wär er schon bejahrt, so liebte ich ihn wie einen Vater." Als der Mann dieß gehört, blieb er nicht länger in seinem Versteck, sondern kam hervor und reichte ihr die Kleidung. Sie begrüßte ihn dafür als ihren Bräutigam, wie sie gelobt hatte, gieng mit ihm nach Hause und wurde seine Gattin.

Der Mann gieng nun seltener in den Wald, da er ein so schönes Weib hatte, und alles machte sich gut. Sie lebten eine Zeitlang zusammen wie Ehegatten immer pflegen, und alle in der Umgegend wohnenden Herren kamen des Mannes Weib zu schauen, denn keiner unter ihnen hatte eine Gattin von solcher Schönheit. Durch diese Herren gelangte die Kunde von der liebreizenden jungen Frau bis zum König. Der König hatte damals einen vollkommen heirathsfähigen Sohn, und man überlegte in der Familie, woher man diesem eine angemessene Gattin beschaffen solle. Als nun das junge Weib jenes Mannes immer so sehr gerühmt ward, kam dem König der Gedanke, sie für seinen Sohn zu erwerben, gleichviel wie es geschehen möchte. Er eröffnete den in der Burg anwesenden Großen sein Vorhaben, und fragte sie wie der jetzige Mann des Weibes wohl beseitigt werden könnte. Die Herren zerbrachen sich ein Weilchen den Kopf, und sagten endlich: „Gnädiger Gebieter, wir wissen keinen anderen Rath als daß man dem Mann eine Arbeit auflege bei der er zu Grunde gehen muß." Dieser Rath gefiel dem König wohl; er ließ den Mann zu sich kommen und sagte: „Du stehst im Rufe alles mit großer Klugheit auszuführen; beweise nun daß der Ruf nicht lügt; du sollst mir bis morgen früh ein Tischtuch machen, auf welchem Mond und Sterne dargestellt sind; ist das Tischtuch in 10 Stunden nicht fertig, so hast du dein Leben verwirkt."

Als der Mann dieß gehört, verließ er kummervoll die Hofburg und gieng nach Hause. Er hatte seiner Frau noch nichts gesagt, da las sie schon in seinen Blicken daß etwas vorgefallen sey, und fragte: „Warum bist du so traurig, mein Lieber?" „Ich habe wohl Ursache dazu," antwortete er, und sagte ihr was der König ihm angemuthet. „Mach dir darum keine Sorge," versetzte sie, „der Morgen ist klüger als der Abend; lege dich nur ruhig schlafen." Da der Mann nichts anderes zu thun wußte, folgte er dem Rath seiner Frau, und schlief bald ein; die Frau aber durchwachte die ganze Nacht arbeitend, und als ihr Mann am Morgen aufstand, war das verlangte Tischtuch mit Mond und Sternen fertig, und er nahm es und brachte es dem König. Dieser musterte die Arbeit sehr genau, konnte aber nicht das geringste daran tadeln, so sorgfältig und fehlerfrei war sie ausgeführt.

Damit kam der Mann jedoch nicht davon, der König überlegte nur, wie er ihn auf andere Art verderben könnte, und suchte darum wieder Rath bei seinen Großen. Nach kurzem Besinnen glaubten diese das Rechte gefunden zu haben — denn sie bildeten sich viel auf ihre Klugheit ein — und meldeten dem König was ihnen eingefallen war. Dieser berief den Mann wieder zu sich und sagte ihm: „Du sollst in meiner Angelegenheit nicht so wohin gehen und nicht so was bringen; kriegst du dieß nicht fertig, so kommst du um deinen Kopf!" Das war ein Befehl den kein Mensch verstehen konnte! Der unglückliche Mann gieng sehr niedergeschlagen wieder heim. Da frug sein Weib ihn wieder, warum er traurig sey. „Ach, ich habe wohl Grund," entgegnete er, „da der König mich ganz ohne Ursache quält," und erzählte was ihm angemuthet worden. „Mach dir darum keinen Kummer," sagte die Frau, „geh' ruhig schlafen, der Morgen ist klüger als der Abend, vielleicht läßt sich Rath schaffen." Da nun der Mann vor Verdruß so erschöpft war daß er zu nichts mehr Kraft hatte, so gab er dem Zureden seiner Frau nach, und legte sich zur Ruhe.

Als die Frau ihren Mann fest eingeschlafen sah, machte sie sich wieder an eine Arbeit und nähte die ganze Nacht fleißig. Auf diese Weise bekam sie ein schönes Taschentuch fertig genäht, und am Morgen reichte sie es ihrem Mann und sagte: „Wenn du nun gehst, Freundchen, das namenlose Ding zu suchen, wie dir befohlen ist, so fürchte nichts, sondern stapfe dreist vorwärts bis du zu einem Bauernhause kommst; in demselben Hause bringe die Nacht zu. Siehst du daselbst etwas ungewöhnliches, so sey ohne Sorge, hänge dein Ränzel, deine Mütze und Handschuhe an einen Nagel, und spaziere dann im Zimmer herum als ob du zu Hause wärest; dieses Tuch schwinge dabei hin und her, und wische dir damit die Nase, damit man es sehen kann."

Der Mann machte sich auf den Weg und wanderte immerfort bis zum Abend, kam aber nicht zu einem Bauernhause. Doch machte ihm dieß keine Bekümmerniß, er schlenderte immer weiter,

bis schwarze Nacht ward, da kam er vor eine große Burg. Er trat in den Vorhof und betrachtete das Gebäude, an dem er Wunderdinge bemerkte: ein die Burg umgebender Zaun war aus lauter Knochen erbaut, und auf der Spitze jedes Zaunpfahls steckte der Kopf eines Menschen; nur einer der Pfähle war ohne einen solchen. Da dachte der Mann: „Hier komme ich um, wenn ich umkommen soll, aber ich gehe doch in die Burg, da ich einmal hier bin." Er that also und gieng in eine Stube, in welcher niemand war als ein sehr dickes altes Weib mit langer Nase. Als er eben eintrat, rief die Alte: „Ei sieh doch, mir verlangte eben nach Menschenfleisch, der kommt jetzt gerade recht." Nun, da würde wohl mancher sich entsetzt haben; allein der Mann gedachte der Warnung seiner Frau, darum nahm er von der Alten keine Notiz, sondern hieng sein Ränzel sammt Mütze und Handschuhen an einen Nagel, und begann in der Stube auf und nieder zu schlendern als ob er daheim wäre; zugleich schwenkte er das von seiner Frau genähte Taschentuch in der Hand, oder wischte damit seine Nase, um es sehen zu lassen. Kaum hatte die Alte das Tuch bemerkt, als sie in freundlichem Ton sagte: „Ei, du bist ja der Ehegatte der Tochter meiner Muhme! dich darf ich nicht tödten; warum bist du aber hieher gewandert?" Der Ankömmling erzählte ihr nun was für ein Geschäft ihm der König aufgebürdet. „Wie?" sprach sie, „ein solches Geschäft führt dich hieher? Nun, vielleicht können wir dir helfen!" Dann gieng sie zur Thür hinaus und rief mit starker Stimme: „Meine treuen Diener, kommt alle herbei!" Sogleich hörte man Lärm und Getöse, denn schon hatten sie sich im Vorhof versammelt. Da frug die Alte: „Wisset ihr was das bedeutet: nicht so wohin gehen und nicht so was bringen?" Alle antworteten wie mit einer Stimme: „Wir wissen's nicht." Da schickte sie den Haufen wieder fort und sagte zu dem Mann: „Ich kann aus deiner Sache nicht klug werden; gehe aber weiter, bis du zu einer anderen Burg, wie diese ist, kommst; da wohnt meine Schwester, die verschafft dir vielleicht Kunde."

Als der Mann dieß gehört, schied er von der Alten und wanderte weiter. Es begann schon zu dunkeln als er eine andere Burg erreichte. Hier wohnte wieder eine Greisin, die aber noch dicker und langnäsiger war als die erste. Als diese am Nastuch des Mannes erkannte daß er in ihre Familie geheirathet, und die Ursache seiner Ankunft vernommen hatte, rief sie, wie die erste gethan, alle ihre Diener zusammen und stellte ihnen dieselbe Frage, aber diese wußten es auch nicht. Da verabschiedete die Frau den Mann, und sagte ihm: „Geh' in dieser und jener Richtung, da wirst du zu einer anderen Burg gelangen, wo wir noch eine Schwester haben; die kann vielleicht Rath schaffen; wo nicht, so erhältst du gar keinen." Was war zu thun? Der Mann dankte für die Weisung und machte sich wieder auf den Weg. Als er den ganzen Tag gewandert, kam er abermals zur Nacht an eine Burg, wo auch eine einsame Alte wohnte, die aber größer war als ihre Schwestern und mit noch längerer Nase. Diese rief ebenfalls ihre Diener herbei, um in der Angelegenheit ihres Verwandten etwas von ihnen zu erfahren. Gleich nach ihrem Rufen hörte man um die Burg herum ein Gequick und Gequack, und der ganze Hof füllte sich mit Fröschen. Auf die Frage der Alten sagten auch diese: „Wir wissen's nicht." „Weiß es wirklich gar keiner," frug sie wieder, „und seyd ihr auch alle beisammen?" „Noch ist der älteste von uns zurück," riefen die Frösche, und sogleich kam auch der älteste Frosch in den Hof gehüpft. Darauf frug die Greisin wiederum alle in folgender Weise: „Wisset ihr was das ist, und wo es lebt, dessen Name Nicht-so-was lautet?" „Nein, das wissen wir nicht," gaben sie wieder zum Bescheid, aber der älteste Frosch hüpfte an die Frau heran und sprach: „Ich weiß das was ihr verlangt." Darauf schickte sie ihre übrigen Diener fort, und befahl dem alten Frosche bis zum anderen Morgen im Hofe zu verharren, weil man ihn dann gebrauchen würde; dem Mann aber gab sie in ihrer Burg reichlich zu essen und zu trinken, und bereitete ihm als ihrem Verwandten ein Nachtlager.

Als der Mann am andern Morgen zur Abreise fertig war, führte ihn die Alte zu dem Frosch und sagte: „Geh' nur immer hinter diesem Frosch her und fürchte nichts, so kommst du schon zum Zweck deiner Reise." Der Mann sagte Lebewohl, und ließ sich von dem Frosch, der vor ihm her hüpfte, den Weg zeigen. So wanderten sie zusammen bis an den Abend, und kamen endlich an eine Burg, derjenigen ähnlich von welcher sie aufgebrochen. Aus dem Hof hüpfte der Frosch auf die Rampe; da öffnete sich die Thüre zum Flur selber. Sodann hüpfte er auf den Flur, da öffnete sich auch die Stubenthür von selbst; er hüpfte hinein, und der Mann folgte nach. In dem Boden der Stube war ein großes Loch, da hinein sprang der Frosch; der Mann blieb nicht zurück, sondern sprang ihm nach, versank aber bis an die Hüften unter den Boden, so daß nur sein Oberkörper in der Stube blieb. Da stand nun der arme Mann und wartete ab was erfolgen würde, allein es war niemand zu sehen noch zu hören. Nach einer Weile ward es ihm zu lange, und er gedachte schon aus dem Loch wieder heraufzusteigen; aber plötzlich öffnete sich die Thüre und herein schritt ein Herr, ein Jäger in schönem Anzug. Dieser warf sein Jagdgeräth ab und schlenderte dann in der Stube herum, ohne den im Loch Stehenden anzureden. Nachdem er so eine Zeitlang, die Arme auf dem Rücken kreuzend, schweigsam herumgegangen war, sagte er endlich leise vor sich hin: „Nicht-so-was!" „Was?" entgegnete eine Stimme aus dem Loch. „Bring zu Essen," sagte der Mann, und gieng dabei immer auf und ab. Als er dieß gesagt, kam ein schöner Tisch zu ihm heran, der voll Speisen und Getränke war. Der Angekommene setzte sich davor, aß und trank sich satt und sagte dann wieder in voriger Weise: „Nicht-so-was!" „Was?" frug die Stimme wie zuvor. „Nimm fort," sagte der Mann, und sogleich war der Tisch verschwunden. Darauf öffnete der Jäger die Thüre und gieng wieder hinaus.

Der im Loch Stehende, welcher mit Staunen alles gesehen und gehört hatte was in der Stube vorgieng, merkte sich die Worte des Jägers gut und dachte: „Nun, hier könnte ich ja versuchen ob ich eben das bekomme." Dann sprach er zur Probe in leisem Tone: „Nicht-so-was!" — „Was?" entgegnete die Stimme ebenso. „Bring Essen!" Sprach der Mann, und alsbald kam ein Tisch in gleicher Weise zu ihm heran, wie er zu dem Jäger gekommen; nur war dieser Tisch niedriger, so daß der Mann im Loch stehend essen konnte. Nach der Mahlzeit sagte er wieder: „Nicht-so-was!" Der Unsichtbare frug: „Was?" — Nimm fort!" sagte der Mann, und gleich verschwand wieder der ganze Tisch. Da dachte der Mann: „Ob ich wohl diesen Unsichtbaren zu meinem Begleiter bekommen kann?" Und sprach wieder: „Nicht-so-was!" „Was?" frug die Stimme. „Ich gehe aus dem Loch," sprach der Mann. „Nun, ich gehe mit," antwortete das unsichtbare Wesen. „Gut daß du mit gehst," dachte der andere, stieg aus dem Loch und gieng auf den Flur; dann flüsterte er wieder: „Nicht-so-was!" „Was?" entgegnete die Stimme. „Ich bin schon im Flur." — „Da bin ich auch schon." — „Recht gut daß du da bist," dachte der Mann, schritt weiter und kam auf die Rampe. Jetzt flüsterte er wieder: „Nicht-so-was!" — „Was?" frug die Stimme. „Ich gehe auf die Landstraße." — „So gehe ich mit." — „Ist mir

recht angenehm," dachte der andere und gieng eine Strecke vorwärts; dann fiel ihm wieder sein unsichtbarer Gefährte ein und er frug sich: „Ob der auch jetzt noch um mich ist?" Er flüsterte also: „Nicht-so-was!" „Was?" gab die Stimme zurück. „Ich habe Lust zu essen," sagte der Mann, und auf der Stelle kam der Tisch wieder vor ihn, und der Mann aß sich wieder satt, da die Speisen so gut waren; nachdem er aber gegessen, ließ er den Tisch auf dieselbe Art, wie das erstemal, wieder fortbringen und dachte: „Nun, es ist gut daß der unsichtbare Gefährte mit geht, jetzt hat es keine Noth mehr, da auch der Tisch mitwandert."

Wohlgemuth gieng der Mann fürbaß, und kam nach kurzer Wanderung an den Strand des Meeres. Da sah er in einiger Entfernung ein Schiff, welches ins Meer hineinsegelte; er begann die Schiffer anzurufen daß sie ihn gegen Bezahlung mitnehmen möchten. Diese kamen auch mit einem kleinen Boote, ihn abzuholen. Der Mann stieg ein, fürchtete aber, sein Gefährte möchte zurückbleiben, er sprach also ganz leise: „Nicht-so-was!" Es entgegnete: „Was?" — „Ich bin schon im Kahne." — „Ich deßgleichen," war die Antwort. „Recht gut daß du es bist," dachte der Mann und fuhr dem Schiffe zu. Auf diesem angelangt, erkundigte er sich in gleicher Art ob sein Gefährte noch um ihn sey, und der Unsichtbare antwortete wie gewohnt. Das Schiff segelte nun weiter. Um sich einen Spaß zu machen, ließ der Mann durch seinen unsichtbaren Diener jenen Eßtisch herschaffen und speiste und tränkte die ganze Mannschaft. Die Schiffer bekamen große Lust den wunderbaren Tisch durch Tausch zu erwerben, denn auch sie hatten ein Wundergeräth, nämlich einen Amboß, auf den man nur dreimal mit einem Hammer zu schlagen brauchte, so kamen zwölf starke Männer zum Vorschein, und thaten was man ihnen anbefahl; diesen Amboß nun wollten sie gegen den Tisch, von welchem der Mann sie beköstigt hatte, austauschen. Nun, man handelte mit einander, und der Mann überließ den Schiffern seinen Tisch und bekam an dessen Stelle jenen Amboß; allein mit dem unsichtbaren Gefährten sprach er beim Tausche nichts.

Endlich waren sie am Ziele ihrer Meerfahrt; das Schiff lief in einen Hafen ein, und der Mann stieg mit dem eingetauschten Amboß ans Land. Er wanderte eine Zeitlang vorwärts, bis er müde wurde. Da dachte er: „Wenn mein unsichtbarer Gefährte mich noch begleiten sollte, so möchte ich jetzt gern essen!" Er sprach also leise: „Nicht-so-was!" Darauf frug es wieder: „Was?" „Ich habe Lust zu essen," sprach der Mann; und sogleich war derselbe Tisch wieder da und wohlbesetzt mit Speise und Trank. Das gefiel dem Mann überaus wohl; in seiner Freude betrachtete er bald den Amboß, bald den Tisch, und dachte: „'s ist doch gut, daß ich zwei solche Geräthe habe, da ist von keiner Seite was zu befahren!" Er aß, er verweilte an seinem Tisch und trank viel, bis er schläfrig wurde und die Augen ihm zufielen. „Wohlan," dachte er, „ich habe ja keine Eile," warf sich der Länge nach auf den Rasen und schlief ein.

Wie standen unterdeß die Sachen auf dem Schiffe? Die Männer vermeinten einen guten Tausch gemacht zu haben, aber was begab sich? Als sie eine Mahlzeit halten wollten, da war der schöne Tisch fort! Man überlegte die Sache und sprach zu einander: „O weh, der Reisende hat den Amboß von uns bekommen und den Tisch auch mitgenommen!" Was war zu thun? Sie machten sich auf, dem Mann nachzujagen ob sie ihn noch greifen könnten. Da er nun schlief, so würden sie ihn leicht gefaßt haben, allein sie machten mit Geschrei und Getrappel solchen Rumor daß der Mann vor ihrer Ankunft davon erwachte. Schnell aufspringend, begriff er gleich daß es die Schiffer waren, die ihm nachsetzten, und schlug in seiner Noth dreimal auf den Amboß. Sogleich erschienen 12 Männer und frugen wozu man sie gebrauche. „Hauet die Schiffer, die mir nachsetzen, nieder," sprach der Mann. Da entstand ein gewaltiger Tumult, und die Männer prügelten auf die Schiffer los, daß sie beinahe den Geist aufgaben und endlich ihrer Länge nach am Boden lagen, worauf jene wieder verschwanden. Als von Seiten der Schiffer nichts mehr zu befürchten war, ließ der Mann seinen Eßtisch in des Unsichtbaren Obhut und gieng, seinen Amboß tragend, weiter. Bald erreichte er seine Heimath und gieng stracks nach der königlichen Burg. Hier feierte man eben die Hochzeit seiner Frau mit des Königs ältestem Sohne, als der Mann, in einen Haufen Volkes sich mengend, hineinkam. Er war ein sehr guter Spielmann, so bat er um Erlaubniß, zur Ergötzung der Leute etwas aufspielen zu dürfen. Dieß gestattete man ihm, und er spielte so schön daß alle ihm wohlgeneigt wurden. Auch die Braut fühlte Theilnahme und sagte: „Man muß diesem Spielmann zu trinken geben, vielleicht wird er dann fröhlich und spielt noch besser." Gleich brachte man eine Bowl Branntwein, und die Braut reichte ihm den Trank mit eigener Hand. Als er die Bowl empfangen hatte, ließ er beim Trinken seinen Fingerring hineinfallen, den er einst von ihr bekommen, und stellte ihr die leere Bowl wieder zu. Die Frau bemerkte den Ring auf dem Boden der Bowl, erkannte ihn gleich und sagte: „Jetzt lass' ich mich nicht mit dem Sohn des Königs trauen, und wenn ihr mich in drei Stücke zerhiebet; mein erster Gatte ist noch am Leben!" Da erriethen alle die Sache; sie sprachen: „Es ist dieser Spielmann!" und drangen auf ihn ein; der Mann aber schlug dreimal auf seinen Amboß, die zwölf Männer kamen ihm zu Hülfe, und prügelten das ganze Volk, ja sogar die königliche Familie zu Tode. Da nun die bisherigen Gewalthaber nicht mehr lebten, so bekam der Mann sein Weib zurück, und wurde selbst König in der Burg, wo er noch jetzt glücklich lebt. (Erman's Archiv für Kunde von Rußland.)

M. A. Levy's phönicische Studien.

Unter diesem Titel hat der obengenannte Orientalist zwei Broschüren erscheinen lassen, die sich hauptsächlich mit Erklärung von Inschriften, namentlich des Sargdeckels von Sidon beschäftigen. Solche Untersuchungen müßten uns fremd bleiben, wenn sie sich auf das fachwissenschaftliche Gebiet der Philologie beschränkten, allein der große Gelehrte tritt auch mit einer neuen Erklärung über den Ursprung der semitischen Alphabete auf, die im höchsten Grade unser Interesse in Anspruch nimmt. Scharfsinnig ist schon seine Bestimmung des Zeitalters der großen phönicischen Inschrift von Sidon. Ewald hatte sie in das 11te Jahrhundert, wo Homer nur Sidonier und keine Tyrier bewundert; Hitzig in das 7te Jahrhundert; und der Duc de Luynes wegen der paläographischen Physiognomie und andrer historischer Argumente in die Zeit von

574—572 v. Chr. gesetzt. Levy dagegen entscheidet sich für das Jahr 335 oder kurze Zeit vor der Eroberung Sidons durch Alexander den Großen. Die Phönicier waren nämlich, nachdem Assyrer und Chaldäer ihre Macht gebrochen hatten, eine leichte Beute der Perser geworden, unter deren Schutz freilich Sidon zum höchsten Wohlstande gelangte. Allein der Druck der Achämeniden welche den Phöniciern hohe Flottencontingente in den Kriegen gegen die Hellenen auferlegten, trieb die Sidonier zu einem Aufstand unter ihrem König Tennes gegen Artaxerxes III (Diodor. XVI, 41). Sie begannen damit den Palast des Achämeniden zu zerstören, den dieser bei seinen Besuchen in der Seestadt zu bewohnen pflegte, auch ermordeten sie alle Perser, die sich in ihren Mauern aufhielten. Anfangs schlugen sie kleinere Truppenmassen, die zur Unterdrückung des Aufstandes gegen sie gesendet wurden, als aber Artaxerxes in eigener Person gegen die empörte Stadt rückte, da blieb dem Sidonischen König Tennes nichts übrig als die Stadt und die Häupter der Rebellion zu überliefern. Als Artaxerxes die Stadt wieder im Besitz hatte, belohnte er den König Tennes nach Verdienst, d. h. er ließ ihn tödten. Nun nennt sich der König auf dem Sargdeckel Asmanasar, Sohn des Königs Tebnith, Sohnessohn des Asmanasar und seine Mutter Amaschtoreth, eine Priesterin der Astarte und Regentin, auch läßt die Grabschrift den Todten sprechen: „ich Beklagenswerther bin dahingerafft worden vor meiner Zeit," d. h. vorzeitig, also vielleicht noch als minderjährig. Wäre diese Deutung richtig, dann wüßten wir auch, weßhalb seine Mutter den Titel Regentin führte, nämlich weil sie als Vormund im Namen dieses Sohnes regierte. Nun ist Hr. Levy der Ansicht daß der Tebnith der Inschrift, welcher als Vater des in der Minderjährigkeit verstorbenen Asmanasar II genannt wird, jener rebellische Tennes des Diodor seyn müsse. Als Alexander der Große von den Sidoniern mit offenen Armen empfangen wurde (332 v. Chr.), herrschte als Vasallenkönig der Perser über die Stadt Straton, der von den Macedoniern abgesetzt wurde, weil er sich für die persische Partei entschieden hatte. Levy denkt sich nun den geschichtlichen Zusammenhang folgendermaßen. Als Artaxerxes III Sidon gebändigt und den König Tebnith (Tennes) getödtet hatte, setzte er, um die Anhänglichkeit der Phönicier an ihre Dynastie nicht zu verletzen, das Söhnchen des Empörers, den Asmanasar II der Inschrift, auf den Thron, und ließ die Herrschaft während der Minderjährigkeit von der Mutter als Regentin verwalten. Diese nun war es welche dem Sohn bei seinem frühzeitigen Tode jene Grabschrift setzen ließ. Dauerte seine Regierung etwa 14 Jahre (351—336), so ist ihm dann Straton gefolgt der 332 abgesetzt wurde. Nun ist es ganz gewiß daß die Grabschrift nicht nach der Einnahme durch Alexander gesetzt worden seyn kann, weil seit dieser Zeit die Phönicier die macedonische Jahreseintheilung annahmen, auf dem Sargdeckel aber die alten Monatsnamen sich finden. Daß aber die Grabschrift dem 4ten Jahrhundert v. Chr. angehört, schließt Levy aus folgender Stelle: „Möge uns geben der Herr der Könige Dora und Jope, die Länder herrlichen Getreides in Saron's Gefilde zu der mächtigen Herrschaft, welche ich gegründet." Der Herr der Könige, sollte man meinen, sey Gott der Allmächtige, allein Levy sieht darin einen Titel der Achämeniden, ähnlich wie Schahinschah. Der Herr der Könige ist also der Autokrat des persischen Reiches. Ist diese Erklärung richtig, so muß die Inschrift aus einer Zeit stammen, wo die Könige von Sidon nur die Vasallen der Achämenidenschahs waren. Dieß wird auch höchst wahrscheinlich durch den Umstand daß der Sidonische König den patriotischen Wunsch ins Grab nimmt Dora und Jope mit Sidon vereinigt zu sehen. Nun gehörten diese Gebiete im 5ten Jahrhundert nach einer Stelle des Hekatäus zu Sidon, während Skylax in dem spätestens um 336 v. Chr. verfaßten Periplus Dora eine Stadt der Sidonier nennt. Höchst wahrscheinlich sind daher diese königlichen Domänen erst kurze Zeit vor dem Tode Asmanasars II oder vielmehr mit seinem Tode, weil er keinen directen Thronerben hinterlassen, verloren gegangen, woraus sich zugleich erklären läßt, weßhalb die Grabschrift gerade den Wunsch einer Wiedervereinigung dem todten Könige in den Mund legt.

Indem nun Hr. Levy auch paläographisch seine Chronologie zu rechtfertigen sucht, gelangt er dazu eine glänzende Hypothese über den Ursprung der semitischen Alphabete zu entwickeln. Die geläufige Ansicht ist bekanntlich die daß man Bilder wählte und mit dem Bild den Anfangsbuchstaben des Wortes für das Ding, welches das Bild bezeichnete, gleichsam anschlagen wollte, also z. B. einen Stierkopf, ein Haus, ein Kamel rc. Dieß ist wenigstens der Weg den die Aegypter einschlugen. Allmählich wurden dann die Hieroglyphen abgekürzt, so daß z. B. vom Stierkopf nur die Hörner stehen geblieben wären, und es entstanden aus dieser Abkürzung allmählich die Buchstaben. Nach dieser Ansicht würden also solche Inschriften die ältesten seyn, wo die Buchstaben noch die meisten Aehnlichkeiten mit dem angeblichen Bilde selbst enthielten. Allein es findet sich umgekehrt daß die älteren phönicischen Inschriften weit geringere Aehnlichkeiten mit den muthmaßlichen Lautbildern zeigen. Levy hält es daher für natürlicher daß es dem Nachdenken eines einzelnen auf Einen Wurf gelungen sey das Alphabet zu erfinden, d. h. die verschiedenen Laute zu individualisiren. Nun kostet es einige Mühe eine so große That des Geistes einem einzelnen Menschen zuzuschreiben, besonders weil es auch sehr schwer gehalten hätte die Erfindung populär zu machen und sie vererben zu können. Und dennoch scheint es nicht anders sich zugetragen zu haben. Levy beweist uns seine Vermuthung durch eine graphische Darstellung, die im höchsten Grade überrascht. Er ordnet nämlich die Buchstaben des altsemitischen Alphabetes nach ihrem organischen Charakter, und er zeigt uns daß verwandte Laute auch mit ähnlichen Zeichen geschrieben wurden. Die drei Hauchlaute Aleph, He und Chet besitzen die nächste graphische Verwandtschaft, z. B. gleicht Aleph einem lateinischen K, He wird dann ein umgedrehtes oder von rechts nach links geschriebenes K, Chet endlich ist wieder nur ein He mit einem vierten Strich. Man sieht, es gab ein Lautzeichen für die Hauchlaute, welches durch eine leichte Unterscheidung oder durch Hinzufügung eines andern Striches (Potenzirung) modificirt wurde. Die Lippenlaute Beth, Wav, Phe sind unter sich völlig ähnlich, denn sie sind nur Modificationen eines Grundzeichens, welches mit einem g die meiste Aehnlichkeit hat. Am schönsten zeigt sich das Gesetz bei den Gaumen- und Kehllauten. Gimel ist ein Winkel mit der Spitze nach oben; Kaph wird durch Beisetzung eines großen Striches an den einen Schenkel des Winkels unterschieden; Jod erhält zur Unterscheidung zwei Striche durch den beigefügten Strich, Ain ist ein auf der Spitze stehendes Quadrat, also ein verdoppeltes Gimel, und Koph wieder ein Ain mit einem Stiele oder mit einer Diagonale, so daß die einzelnen Buchstaben immer nur Variationen des Grundzeichens bilden. Frappant ist die Aehnlichkeit bei den Zischlauten Sain, Samech, Zade, Schin, und bei den flüssigen Lamed, Mem, Nun. Nur der Buchstabe Resch der zwischen den flüssigen und den Kehllauten steht, läßt sich nicht unterbringen. Er hat die meiste Aehnlichkeit mit dem Daleth, und merkwürdig genug müssen d und r in den Ursprachen sehr nahe Lautverwandtschaften besessen haben,

wie Levy aus dem Hebräischen nachweist, wie das Umbrische den Laut d eingebüßt und r unter der Form D besitzt, und endlich auf den iguvinischen Tafeln das d der lateinischen Schrift zwischen zwei Vocalen regelmäßig in r übergeht. Die Hypothese also welche durch die beigegebene Tafel dem Auge wenigstens vollständig bewiesen wird, läßt uns keinen Zweifel übrig daß der oder die Erfinder der altsemitischen Alphabete nicht bloß jedes Wort in seine Lautindividuen (Buchstaben) auflösten, sondern auch die Buchstaben in organische Gruppen theilten, daß sie z. B. Lippen- von Kehllauten unterschieden und für jedes verschiedene Genus der Buchstaben ein Grundzeichen aufstellten. Also war die Erfindung, das gesprochene Wort in seine Bestandtheile zu zerlegen und jeden einzelnen Laut wieder vor dem Auge abzubilden, eine systematische, und der menschliche Geist vermochte wirklich diesen ungeheuren Sprung auszuführen, ohne daß sich die Schrift stufenweise aus hieroglyphischen Versuchen auszubilden brauchte. So neu und fremdartig auch diese Idee erscheinen mag, so bietet doch die neue Welt eine Analogie. Man hat in der Regel die alte Netzschrift (Quippus) der Peruaner viel niedriger gehalten als die aztekischen Hieroglyphen, obgleich diese sich nicht über den Rang einer rebusartigen Sylbenschrift erhoben. Die bunten Netze der Peruaner scheinen dagegen ganz ähnliche Dienste wie eine Buchstabenschrift geliefert zu haben, denn um sich beim Memoriren der Vaterunser oder anderer Gebete zu helfen, flochten die peruanischen Beichtkinder sich Quippus oder Netze mit bunten Knoten, worauf es ihnen gelang selbst lateinische Gebete dem Gedächtniß einzuprägen. Ob man den Laut durch Figuren oder Farben darstellt, kann verschiedenen praktischen Werth haben, aber das intellectuelle Verdienst der Erfindung bleibt dasselbe. Da nun die Peruaner keine Hieroglyphen besaßen, so war für sie die Erfindung der Quippus ein ebenso großer Sprung als die Erfindung des altsemitischen Alphabets nach der Darstellung des Hrn. Levy.

Der Vulcan San Andres in Michoacan.

Hr. v. Saussure hat in einem Brief an Hrn. de la Roquette (Bulletin de la Soc. de Géogr.) seinen Besuch eines alten ziemlich unbekannten Vulcans von Mexico, des San Andres, geschildert, welcher in der Provinz Michoacan zwischen den Dörfern Taximaroa und Zaripeo liegt. Der Weg vom letztern Ort ist beschwerlich und nicht ohne Gefahren. Der Boden des Berges besteht aus einem bläulichen Trachyt-Perlstein, welcher wieder mi Gängen von Obsidian durchsetzt ist, so daß an unzähligen Stellen Menschen und Thiere buchstäblich über Glas sich bewegten. Nach mehrstündigem Marsch erreichte man endlich ein felsiges Amphitheater. Diesen Trichter des Berges füllt in der Tiefe ein Teich von etwa 100 Metres Breite, von dessen trübem und brodelndem Wasser eine Dunstwolke sich erhebt und Stickdämpfe verbreitet. Auf den Felsmassen haben sich gelbe und rothe Farbenscheine abgelagert, während an den obern Rändern die Vegetation verkümmert. Der Kampf der giftigen Schwefeldämpfe gegen den Pflanzenwuchs verleiht dem Anblick eine trübselige Wildheit. In dieser Einöde stehen ein paar armselige Hütten, die, obgleich vor den Mofetten geschützt, dennoch noch im Bereich der Schwefeldämpfe liegen, so daß die Lehmwände in Sulfate, namentlich in Alaun mit der Zeit verwandelt werden. Diese Hütten werden von den Schwefelarbeitern bewohnt, welche mit Schlamm vermischten Schwefel aus dem Teich heraufholen und ihn gereinigt dann zur Pulverfabrication abliefern. An dem nämlichen Abend (6 August 1855) besuchte man eine andere vulcanische Merkwürdigkeit in der Nähe. Von Indianern geführt, mußte man sich mit dem Faschinenmesser einen Weg durch tropisches Dickicht bahnen, oder über querliegende Riesenbaumstämme springen, denn es ist nicht gerathen auf solche modernde Reste den Fuß zu setzen, weil die Rinde einbricht und der Wanderer plötzlich in Wolken von Staub und Moder eingehüllt wird. Nachdem man eine halbe Stunde in einem Thal vorgedrungen war, vernahm man ein Rauschen wie von einem abgelegenen Wasserfall, und bemerkte eine große weiße Dampfsäule, die ihre Wolken mit Heftigkeit durch die Wipfel der Tannen trieb, welche die Thalabhänge bekleideten. Bald nachher stand man vor einem seltsamen Schauspiel. Vor den Wanderern erhob sich eine weiße Wand, die aus Porcellanblöcken zusammengesetzt schien. Auf der Höhe entdeckte man einen Brunnen von zwei Metres Oeffnung, aus welchem unter grimmigem Pfeifen ein ungeheurer Dampfschwall hervorschießt und sich zu bedeutender Höhe hinaufschwingt. Gleichzeitig rieselt in verschiedenen Strängen kochendes Wasser in das Thal hinab, welches eine Menge Kieselsäure absetzt und alle Felsen mit einer Porcellanrinde überzieht. Alle Steine die von dem Wasser benetzt werden, vergrößern sich. Ihre Oberfläche ist schlüpfrig, als ob sie von einem Teig überzogen wäre, später aber erhärtet sie sich und bildet eine Art festen Opales. Tiefer im Thal findet sich noch eine andere warme Quelle, die aber, mit der andern verglichen, außer ihrer hohen Temperatur (100° C.) nichts merkwürdiges bietet.

Noch waren aber die Wunder des San Andres nicht erschöpft, sondern als man die Abhänge des Thales erstieg, sah man sich vor einem tiefen Trichter, dessen Lehmränder unter den Füßen wegzugleiten drohten. In der Tiefe dieses Loches brodelte in heftigem Sieden ein Pfuhl von Schlammwasser. Bald senkte sich sein Spiegel, bald hob er sich in ungeheuren Blasen, die wieder zersprangen, indem sie Gischtmassen hoch aufspritzten. Tannenbäume, welche durch das Einstürzen der Kraterränder in die Tiefe gefallen waren, wurden von dem siedenden Schlamm umhergewirbelt und erlitten förmlich den Proceß des Kochens als ob ein Rübezahl oder Macbeths Hexen in einem Kessel ihre Gemüse sieden ließen. Der Anblick war im höchsten Grade schreckhaft, besonders weil er unvorbereitet kam, und unwillkürlich wichen die Beschauer etliche Schritte zurück, aus Furcht, der Boden möge unter ihren Füßen nachgeben, und den Unvorsichtigen in die Hölle hinabreißen.

R. W. Haskins über das offene Nordpolarmeer.

(American Journal of Science and Arts.)

Davis, ein englischer Seefahrer, der im Jahr 1585 mit zwei Schiffen nach Norden gesendet wurde, um eine nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, und wirklich die seinen Namen führende Meerenge auffand, hat, neuern Schriftstellern zufolge, nur 66° 40′ nördlicher Breite erreicht, während Camden in seinen Jahrbüchern Elisabeths behauptet, Davis sey bis 83° vorgedrungen. Morons Bericht, über ein holländisches Schiff das an den Pol und selbst darüber hinaussegelte, lautet folgendermaßen: „Als ich, sagt er, vor etwa 22 Jahren in Amsterdam war, begab ich mich in ein Wirthshaus, um einen Becher Biers zur Löschung meines Durstes zu trinken, und setzte mich unter mehrere andere Leute an ein öffentliches Feuer. Da kam zufälligerweise ein Seemann herein; er erblickte unter den Gästen einen seiner Freunde, von dem er wußte daß er eine Fahrt nach Grönland mitgemacht habe, wunderte sich ihn hier zu finden — denn es war noch nicht Zeit für die Heimkehr der Grönlandflotte — und fragte ihn welcher Zufall ihn sobald schon nach Hause geführt habe. Sein Freund, welcher in diesem Sommer Steuermann auf dem Grönlandschiff war, erklärte, sein Schiff sey während dieses Sommers nicht auf Fischfang ausgegangen, sondern habe nur die Ladung der ganzen Flotte eingenommen, um sie so früh als möglich zu Markt zu bringen. Allein, fügte er bei, ehe die Flotte Fische genug gefangen hatte um uns damit zu beladen, segelten wir, auf Befehl der Grönlandsgesellschaft, nach dem Nordpol, und kamen wieder zurück. Da mir seine Erzählung neu war, so ließ ich mich hierauf in ein Gespräch mit ihm ein, und gab mir den Anschein als stelle ich die Wahrheit seiner Aussagen in Zweifel; allein er ertheilte mir die Versicherung daß sie wahr seyen, daß sich das Schiff in Amsterdam befinde, und daß viele zu demselben gehörige Seeleute die Wahrheit seiner Angaben bestätigen würden. Er sagte mir überdieß, sie seyen zwei Grade über den Pol hinaus gesegelt. Ich fragte ihn ob sie kein Land und keine Inseln um den Pol herum gefunden hätten. Er verneinte es, alles sey freies und offenes Meer. Ich fragte ihn ob sie nicht auf große Massen Eis gestoßen. Er verneinte dieß abermals, und behauptete sie hätten kein Eis gesehen. Auf meine Frage was sie für Wetter gehabt, entgegnete er, es sey stets schön und warm gewesen.“

Diese Unterredung fand in Amsterdam etwa ums Jahr 1624 statt, zu der Zeit als das Schiff eben zurückgekehrt war. Moron, von dem dieser Bericht herrührt, war kein obscurer oder unwissenschaftlich gebildeter Mann, denn in dem Titel zu der von ihm hierüber herausgegebenen Schrift nennt er sich Mitglied der königlichen Gesellschaft, und Barrington führt an, er sey Hydrograph Karls II und Verfasser mehrerer wissenschaftlichen Werke gewesen. Seine Aufmerksamkeit wurde daher wahrscheinlich durch seinen Lebensberuf auf diesen Gegenstand gelenkt, und er hiedurch veranlaßt in Amsterdam Erkundigungen einzuziehen. Bald darauf wurde von der Akademie der Wissenschaften in Berlin eine Karte herausgegeben welche ein Schiff auf den Pol setzt, das holländischen Berichten zufolge daselbst angekommen sey. Wir wissen nicht ob das Datum dieser Karte erhalten ist, allein es scheint wahrscheinlich daß der oben erwähnte Bericht Morons eine der Autoritäten für die Stellung dieses Schiffs bildet.

Wood segelte zur Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt im Jahr 1676 nach Japan ab, und in seinem Reisebericht, welchen er später drucken ließ, sagt er, er sey zu seinem Unternehmen hauptsächlich durch den Bericht veranlaßt worden welchen Capitän Goulden von einem holländischen Schiff, das etliche dreißig Fahrten nach Grönland gemacht, erstattet habe. Die Aussage dieses Capitäns lautete dahin: er sey in Gesellschaft mit zwei andern holländischen Schiffen östlich von Edge's Eiland auf dem Wallfischfang begriffen gewesen; da sich aber daselbst keine Wallfische gezeigt, so hätten die beiden Holländer beschlossen weiter nordwärts zu gehen. Sie thaten es, kehrten nach Verfluß von zwei Wochen zurück, und sagten aus: sie hätten ihre Fahrt bis zum 89. Breitengrade fortgesetzt. Als Capitän Goulden dieß bezweifelte, legten sie ihm aus den zwei Schiffen vier Tage- oder Logbücher vor, welche die Angabe bestätigten, und in allen nur um vier Minuten eines Grads von einander abwichen. Auf dieser Fahrt nach dem Norden stießen sie auf kein Eis, sondern hatten ein freies und offenes Meer. Dieses Ereigniß hat, wie Capitän Goulden sagt, etliche zwanzig Jahre vor seiner Mittheilung an Hrn. Wood stattgefunden, der es irgendwo ungefähr in das Jahr 1650 versetzt.

Im Jahr 1662 erhielt Hr. Oldenburgh, Secretär der königlichen Gesellschaft in London, den Auftrag eine Schrift zu registriren, welche den Titel führte: „Fragen in Betreff Grönlands, beantwortet von Hrn. Grey, welcher diese Theile besucht hatte.“ Auf die Frage: „Wie nahe ist, so viel bekannt geworden, irgendjemand dem Pol gekommen?“ Hr. Grey antwortete: „Ich traf einmal (das Datum ist nicht angegeben, natürlicherweise aber vor 1662) an der Küste von Grönland einen Holländer, welcher betheuerte, er sey nur einen halben Grad vom Pol entfernt gewesen, und der mir sein Logbuch zeigte — eine Aussage die auch sein Steuermann bestätigte. Sie hatten dort weder Eis noch Land gesehen, sondern lauter Wasser.“

Dr. Campbell, welcher Harris' Reisen compilirte, führt darin folgendes an: „Nach den holländischen Tagebüchern gelangten sie in 88° 56′ nördlicher Breite, und das Meer war offen.“ Nach der Gewährschaft für diese Angabe befragt, antwortete Dr. Campbell: „er habe sie aus Holland erhalten, und sie sey ein Auszug aus den im Jahr 1665 den Generalstaaten vorgelegten Tagebüchern.“ Martin sagt in seinen Reisen: „Im Jahr 1671 segelten wir bis zum 81. Grad, und keine Schiffe wagten sich in *diesem Jahr* weiter.“ Dr. Dallie, ein geborner Holländer, der ums Jahr 1745 in Racquet Court, Fleet Street, als practicirender Arzt wohnte, äußerte gegen den oben erwähnten Dr. Campbell, er habe in seiner Jugend eine Seefahrt gemacht auf einem holländischen Kriegsschiff, das zum Schutze der Wallfischfänger nach Norden gesendet worden sey; das Schiff habe bei dieser Gelegenheit 88° nördlicher Breite erreicht, und das Wetter sey dort warm, das Meer ganz eisfrei gewesen. Diese Fahrt möge um das Jahr 1685 vorgenommen worden seyn. Jakob Schol, der im Helder wohnte, segelte im Jahr 1700 beim Wallfischfang bis zu 84° nördlicher Breite, und hatte dort offene See ohne alles Hinderniß. Andrew Fisher, ein englischer Capitän, welcher vierundzwanzig Fahrten in die grönländischen Meere gemacht, bezeugt daß er im Jahr 1746, im Schiff Ann Elizabeth, aus London, bis zu 82° 34′ nördlicher Breite segelte, wo er loses Packeis traf. Er fischte daselbst, und fuhr nicht höher nordwärts, hegte aber keinen Zweifel daß er, wenn er gewollt, durch alles dort befindliche Eis hätte hindurch kommen können.

Im Jahr 1751 fuhr Capitän Mac Callam, im Schiff Campbelltown, beim Grönland-Wallfischfang, bis zu 83° 30′ nördl. Br., wo das Meer im Norden nicht nur ganz offen war, sondern wo

er auch während der letzten drei Grade nicht ein Stückchen Eis gesehen hatte, und wo das Wetter warm und angenehm war. In diesem Fall wurden, um über ihre Stellung Gewißheit zu erlangen, sorgfältige Beobachtungen angestellt, sowohl mit Davis' als mit Hadley's Quadranten, und zwar von nicht weniger als drei verschiedenen Personen. Der Capitän gieng nicht weiter, weil er fürchtete er könne sich wegen Vernachlässigung des Fischfangs Vorwürfe zuziehen; dieß war sein einziger Grund, da ihm kein Hinderniß im Wege stand.

Im Jahr 1752 war Hr. John Phillips Steuermann des Schiffs Loyal Club, in welchem er den 81° erreichte, und er sagte aus, es sey sehr gewöhnlich daß man in solchen Breiten Wallfische suche.

Das Jahr 1754 war fruchtbarer als irgendein früheres an bekannt gewordenen Besuchen in diesem offenen Polarmeer, da wir von nicht weniger als dreien solcher Besuche während dieses einzigen Jahrs Berichte haben. Capitän James Wilson, vom Wallfischschiff „Sea Nymph," bahnte sich seinen Weg durch alles Eis hindurch, dessen letztes unterhalb 81° gesehen wurde, segelte dann nördlich bis zu 82° 15′, wo das Meer, so weit man mit den Schiffsgläsern sehen konnte, vollkommen klar war. Hier erörterten die Schiffsofficiere die Frage ob sie die Fahrt nach Norden weiter fortsetzen sollten oder nicht; die Matrosen fürchteten sich aber davor, und so wurde der Plan aufgegeben. In demselben Jahr erreichte das Wallfischschiff Unicorn, Capitän Guy, 83° 3′, bestimmt durch sorgfältige Beobachtungen; man sah hier, von der Mastspitze aus, das Meer auf allen Seiten eben so eisfrei wie den atlantischen Ocean, und nichts stand einer unmittelbaren Fahrt nach dem Pol im Wege. Das dritte Beispiel dieses Jahrs ist das Hrn. Stephens', welcher in Gesellschaft mit einem andern, einem holländischen Schiff, durch einen Südsüdostwind von der Höhe von Spitzbergen in 84° 30′, also bis auf 5° 30′ vom Pol, verschlagen wurde; er stieß nur auf wenig Eis, das immer geringfügiger ward, je weiter er nach Norden gelangte.

Im Jahr 1756 verfolgte Capitän Montgomery, vom Schiff Providence, Wallfische bis zum 83° der Breite, im Monat Junius, bei offener See nach Norden hin.

Im Jahr 1759 gelangte Capitän H. Ford, im Schiff Dolphin, bis unter 81° 30′, und er gibt an, er sey seitdem zu öfteren Malen bis zu 81° gekommen. James Bisbrown erreichte im Jahr 1765, auf dem Schiff Prince Frederick, 83° 40′ nördlicher Breite, wo er drei Wochen lang, in südlicher Richtung, von Eis umgeben war, nach Norden hin aber während dieser Zeit das Meer offen sah. Das Jahr 1766 lieferte uns zwei Beispiele hoher nördlicher Fahrten, Jonathan Wheatley, segelte, da er bälder keine Wallfische fand, bis 81° 30′; in dieser Breite konnte er von der Mastbaumspitze aus nach keinerlei Richtung hin Eis sehen, obgleich des Nordosts wegen die See sehr unruhig war. Capitän Thomas Robinson war in diesem Jahr, auf dem Schiff Reading in 82° 30′ nördl. Breite, bei offener See.

Im Jahr 1767 segelte Samuel Standidge aus Hull in England, an Bord des Schiffs British Queen, dessen Eigenthümer, aber nicht Master er war, in die Nordmeere. Am 6 Mai erreichte dieses Schiff den 80°. der Breite, „der," sagt der Erzähler, „nahe dem ist was die Masters eine Fischerei-Breite nennen," und er fügt bei: „Ich fand um so weniger Eis, je weiter ich nach Norden gelangte."

Für das Jahr 1770 haben wir zwei Beispiele anzuführen. James Marshall, als Steuermann auf dem Schiff Royal Exchange von Newcastle, war in diesem Jahr in 82° 30′ nördlicher Breite. Capitän Brown, von dem Schiffe Freelove, sagt aus, er sey in diesem Jahr im 82. Breitegrade gewesen, und habe das Meer damals ganz klar gefunden.

Das Jahr 1771 scheint einem Vordringen in hohe nördliche Breiten günstig gewesen zu seyn. Capitän Jan Klaß Castricum fischte im Schiff Jonge Jan erfolgreich im 81° 40′ Breite, in Gesellschaft mit einem Hamburger Schiff. Auch zwei englische Schiffe befanden sich dort auf Fischfang, und diese giengen noch weiter nach Norden, bis man sie von der Mastbaumspitze aus nicht mehr sehen konnte. Sie setzten solchergestalt ihre Fahrt zwei bis drei Tage lang fort, und nach ihrer Rückkehr kamen die Capitäne an Bord von Castricums Schiff, und versicherten, sie seyen bis unter den 83° vorgedrungen. Im Jahr 1773 gelangte John Clarke, von der Sea Horse, bis 81° 30′, wo er nach Norden hin offene See und heftige Wellenbewegung aus Nordost bei frischem Wind hatte. Capitän Bateson, vom Schiff Whale, war am 14 Jun. dieses Jahrs in 82° 15′ nördlicher Breite, mit Wallfischfang beschäftigt, und klagte nicht über Eis. Das Journal des Savans für den Monat October 1774 erzählt daß ein in englischem Dienste stehender Officier die Tagebücher eines Grönland-Schiffs in Verwahrung hatte, und daß darin vermerkt worden besagtes Schiff habe im Monat Mai — das Jahr ist nicht angegeben, es läßt sich aber vermuthen daß es das laufende war — sich in 82° 20′ nördlicher Breite befunden, und das Meer sey offen gewesen.

Abnahme der Frequenz und der Rente brittischer Eisenbahnen.

Bekanntlich befinden sich die brittischen Bahnen, was ihre Einnahmen und Renten betrifft, in einem sehr kümmerlichen Zustande, der durch folgende statistische Uebersicht der sechs größten Bahnen illustrirt wird. Es betrugen nämlich die Einnahmen in den ersten sechs Monaten:

Name der Bahnen,	an Personenfracht. per engl. Meile		an Güterfracht. per engl. M.		Länge der Bahnen.	
	1847	1857	1847	1857	1847	1857
	Pf.St.	Pf.St.	Pf.St.	Pf St.	eng.M.	eng.M.
Great Western . .	1820	1070	485	575	165	449
London und N.-West.	1770	1210	900	1245	378	637
Brighton	1205	1450	215	370	121	184
South-Western . .	1145	1050	320	380	131	277
South-Eastern . .	1135	1220	230	340	150	301
Eastern Countirs .	745	605	425	705	244	489

Hier zeigt sich zu allererst daß mit Ausnahme der unbedeutenden Vermehrungen der Brighton und South-Eastern die Personenfrachten per Meile auf allen übrigen Bahnen abgenommen haben, und zwar um beinahe 90 Proc. bei der ersten und wenigstens um den dritten Theil bei der zweiten Bahn. Die Einnahme

von den Frachten hat dagegen bei allen Bahnen ohne Unterschied zugenommen, bei einigen in dem Grade daß sie den Ausfall der Personenfrequenz deckt. Während in Deutschland die Gütereinnahmen das Doppelte der Personeneinnahmen betragen, sehen wir in England daß sie bei einzelnen Bahnen früher nur das Sechstel, im günstigsten Fall die Hälfte der Personeneinnahmen betrugen. Die Güterfrequenz hat sich indessen derartig gesteigert daß bei der zweiten und letzten Bahn die Frachtlöhne für Güter die Personeneinnahmen überstiegen haben. Im allgemeinen aber ist die Roh-Einnahme aus beiden Posten stark gesunken und nur wenig bei zwei Bahnen (Brighton, South-Eastern) gestiegen. Es stellen aber die genannten Bahnen folgende Capitalsanlagen dar:

	Kosten der Bahn, Millionen Pf. St.	Jährliche Zinsen für je 100 Pf. St.			
		Pf.St. 1854	Pf.St. 1855	Pf.St. 1856	Pf.St. 1857
Great-Western . .	$23\frac{1}{4}$	3	$2\frac{1}{4}$	$2\frac{3}{4}$	$1\frac{1}{2}$
London und N.-West.	$33\frac{1}{2}$	5	5	$5\frac{1}{4}$	5
Brighton	$7\frac{5}{8}$	$5\frac{1}{2}$	5	6	5
South-Western . .	$9\frac{3}{5}$	$4\frac{3}{8}$	5	6	$4\frac{3}{4}$
South-Eastern . .	$13\frac{1}{3}$	3	$3\frac{5}{8}$	4	3
Eastern-Countries .	$17,^{8}$	$2\frac{5}{8}$	2	$1\frac{3}{4}$	$2\frac{1}{2}$

Diese sechs Bahnen repräsentiren daher mehr als ein Drittel des gesammten brittischen Eisenbahnvermögens, welches durchschnittlich nur 3 Procent trägt, während die französischen Bahnen mit $6\frac{1}{2}$, die deutschen Privatbahnen mit 6, und incl. der Staatsbahnen die deutschen Bahnen überhaupt mit $4\frac{1}{2}$ Proc. die Anlagekosten verzinsen. Der Grund, weßhalb Einnahmen und Renten in England sinken, muß in der allzu großen Concurrenz der Bahnen gesucht werden. Man hat also bereits dort jenen Zustand erreicht wo mit der Ausdehnung der Meilenlänge die Frequenz per Meile abnimmt, wenigstens was die Reisenden betrifft; auf dieser Frequenz aber beruhten, wie wir sahen, hauptsächlich die Erträgnisse der großen brittischen Bahnen.

Miscellen.

Doppeltschwefelsaurer Kalk bei der Zuckerraffinerie in Amerika. Seit etwa zwei Jahren bediente man sich hin und wieder in Südamerika zur Klärung des Zuckers mit außerordentlich günstiger Wirkung des doppeltschwefelsauren Kalkes. Die Thatsache mag längst bekannt seyn, der hohe Preis jenes Productes und die Schwierigkeit seiner Beziehung gestatteten indessen eine allgemeinere Anwendung nicht. Die HH. Dr. E. Martin und L. Gamotis machten deßhalb vielfache Versuche, um eine bequemere Gewinnungsweise zu entdecken und, wie es scheint, ist ihnen dieß endlich gelungen. Vor einiger Zeit war in New-Orleans ein durch sie construirter Apparat aufgestellt, durch welchen in kurzer Zeit eine ziemlich bedeutende Menge jenes Kalkes bereitet wurde. Eine Beschreibung desselben dürfte demnach vielleicht von weiterem Interesse seyn und neue Erfindungen hervorrufen, wenigstens eine Vervollkommnung des Apparates erzielen, der, wie uns scheint, in seiner jetzigen Construction in zu hohem Grade von der Säure angegriffen werden muß. Der Apparat bestand aus mehreren — in diesem Falle fünf — Kufen, deren zwei äußerste in gleicher Ebene standen, die übrigen auf verschiedenen Erhöhungen angebracht waren. Einige Fuß von der mittleren Kufe entfernt, stand ein kleiner Ofen, in welchem Schwefel verbraunt wurde. Dieser verbindet sich bei seiner Verbrennung mit dem Sauerstoffe der Luft und bildet mit ihm Schwefelsäure. An der äußersten niedrig stehenden Kufe ist eine Saugepumpe angebracht, welche die Schwefelsäure auffängt und in ein Verbindungsrohr leitet, durch welches die Pumpe mit der ersten Kufe zusammenhängt. Diese ist mit reinem Wasser gefüllt, in welchem sich die etwaigen fremdartigen Bestandtheile welche dem Gase noch anhängen, niederschlagen sollen. Durch ein zweites Rohr wird es alsdann in die nächste Kufe geleitet, welche durch eine Scheidewand in zwei Abtheilungen getheilt ist, eine obere und eine untere. Die untere Abtheilung welche das Gas zuerst aufnimmt, enthält etwa vier Zoll hoch eine Lage von Kalkmilch, über welcher ein größerer Raum leer bleibt. Ein wenig über der Kalkmilch mündet das Verbindungsrohr, welches die Schwefelsäure in den leeren Raum leitet, wo sie sich mit der Kalkmilch zu doppeltschwefligsaurem Kalk verbindet und den Sauerstoff frei läßt. Das Gas aber, welches der Verbindung mit der Kalkmilch entgeht, wird durch andere Verbindungsrohre aus der ersten unteren Abtheilung in die zweite obere aus einer Kufe in die nächstfolgende höher stehende geleitet, wo es immer wieder wie in der ersteren über eine Lage von Kalkmilch streicht. Letztere wird, um die Verbindung zu beschleunigen, von Zeit zu Zeit durch kleine Drehkurbeln welche in den einzelnen Gefäßen angebracht sind, aufgerührt. Aus der oben genannten Saugepumpe münden ebenfalls Röhren in alle leeren Abtheilungen der Kufen, um diese Räume luftleer zu machen, weil sonst das leichte Gas nicht aufsteigen würde. Die Zahl der Kufen ist natürlich unbeschränkt; diese Herstellungsweise soll das Präparat um $\frac{4}{5}$ seines früheren Preises billiger liefern. In New-Orleans war man sowohl mit dem Apparat, wie mit dem dadurch erzielten Producte sehr zufrieden; es fragt sich ob dasselbe nicht mit Vortheil zur Klärung des Zuckers auch in den Raffinerien Deutschlands verwendet werden kann.

Zur Statistik von Californien. Nach californischen Blättern betrug im Jahr 1857 die Gesammtzahl der Kinder im schulpflichtigen Alter (von 4 bis 18 Jahren!) 37,722. Davon haben 32,207 die Schule wirklich besucht. Der Gesammtexport des Goldes während des Jahrs 1857 betrug 49,256,182 Dollars. Der Gesammtbetrag des ausgeführten Quecksilbers 21,265 Flaschen. (Vergl. Ausland 1857. Nr. 50. S. 1199.) Gesammtwerth der aus San Francisco exportirten Waaren 4,415,759 Dollars. Der Betrag der für importirte Waaren bezahlten Fracht war 1,275,329 Doll. — Während des letzten Jahrs haben in San Francisco 125 Bankerotte stattgefunden; Gesammtbetrag der Passiva 2,376,899, der Activa 812,417 Doll.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 17. 23 April 1858.

Zur Geschichte des Tischrückens und der Klopfgeister.

Wir hören unser Jahrhundert gern ein Zeitalter der Aufklärung nennen, auch ist dieses Selbstgefühl gar nicht so ungebührlich, denn wir verbrennen keine alten Weiber mit rothen Augen als Hexen, wir suchen nicht mehr den Stein der Weisen und alchymistische Elixire, verstehen aber dafür die Kunst aus verachteten Erden edle Metalle darzustellen, wir sind erhaben über die Irrthümer der Astrologie, zu denen sich doch noch Tycho de Brahe und Kepler bekannten. Kommt irgendwo ein Betrug auf, wo mit Hülfe des holden Aberglaubens der Geldbeutels des Pöbels angezapft worden ist, so trösten wir uns damit daß Schatzgräberei und Zigeunerwesen doch nur bei den sogenannten ungebildeten Classen noch angetroffen werden können. Und dennoch ist der Aberglauben und die Gier nach Wundern noch so groß als im Mittelalter, nur daß wir mit andern Puppen spielen, denn der Hokuspokus hat seine Moden, und verlangt von Zeit zu Zeit einen neuen Affen tanzen zu sehen. Man bringe einen frischen Spuk, vorausgesetzt daß er noch nicht dagewesen sey, und alle „Bildung" der sogenannten gebildeten Classen verdampft wie Aether auf der flachen Hand. Es fehlt dann dem Spuk auch nie an hohen Priestern, die mit wissenschaftlichem Rüstzeug den Wahn vertheidigen, und der arme Laie weiß dann nicht welchem Propheten er recht trauen soll. Oft ist es die Wissenschaft selbst die ein Schalk mißbraucht, indem er Terminologien aus ehrbaren Disciplinen herüberholt, um seine Wunderkräfte achtbar taufen zu können. Die Geschichte des Tischrückens war eine prächtige Sonde für die Tiefe unserer vielgepriesenen Intelligenz; nur schade daß niemand ein schwarzes Buch geführt hat um uns die Namen aller derer aufzubewahren welche damals schadenfroh triumphirten, daß es noch Dinge zwischen Himmel und Erde gebe von denen sich die Schulweisheit nichts habe träumen lassen. Zur Ehre Deutschlands muß man freilich bekennen daß jene Epidemie, nachdem sie schon länger als fünf Jahre in der neuen Welt ihre Opfer an sich gerafft hatte, und gegenwärtig noch an sich rafft, sehr rasch an uns vorübergieng, und im allgemeinen weit mehr den Humor und die Neugierde anregte als die Narrenhäuser bevölkerte. Es gab auch bei uns sehr vornehme Adepten, die ihren wissenschaftlichen Ruf um die hohle Nuß verspielten; auch bei uns ließ sich die Geistlichkeit beider Bekenntnisse verführen mit ihrem Interdict die Versuchung der Geisterwelt zu verpönen, also die Wirksamkeit der neuen Magie anzuerkennen; allein die gute Dosis Zweifelsucht, die jeder Deutsche auf die Welt bringt, benahm dem Wunder die besten Reize. In England war die Versuchung viel gefährlicher, und dort bedurfte es schon des Machtspruches eines alten Hexenmeisters um die wandelnden Besen wieder zur Ruhe zu bringen. Der große Faraday verschmähte es nicht dem läppischen Aberglauben zu Leibe zu gehen, und die Tische welche lange „als eine Verlängerung unseres Daseyns" gegolten hatten, wieder der Newton'schen Disciplin zu unterwerfen. Wie alle fachwissenschaftlichen Gelehrten erklärte er den betroffenen Laien die Bewegung der Tische als eine unbewußte Thätigkeit der Muskeln, und erfand einen einfachen Apparat um diese Thätigkeit sichtbar auftreten zu lassen. Er legte nämlich unter die Finger der Adepten glattes Kartenpapier, welches mit einem Zeiger, der sich frei um das Centrum des Tisches bewegte, in Verbindung stand. So wie der Tischrücker einen Druck seitwärts üben wollte, verschob er den Zeiger, und die Folge war daß derselbe Tisch von denselben Leuten, die ihn vorher lustig zum Rotiren gebracht hatten, sich nicht mehr bewegen lassen wollte, wobei man außerdem noch die nicht werthlose Beobachtung gewann daß jene unbewußte Muskelthätigkeit aufhört sobald sie eine Controle zu besorgen hatte. Die orthodoxen Tischrücker waren damit aber nicht besiegt, sie erklärten daß das Kartenpapier, die Glimmerblättchen, oder der aufgestreute Staub, [1] das „Fluidum der unsichtbaren Kraft isolirten." Darauf wurde mit einem einfachen Experiment geantwortet. Es zeigte sich nämlich daß, wenn man die Glimmerblättchen fest auf die Tischplatte klebte, der Tisch sich nicht drehen ließ, so daß also von einem Fluidum und einer Isolation nicht mehr die Rede seyn konnte. Jetzt blieb den Gläubigen nichts übrig als feierlich zu erklären daß das Wunder eben nur unter empfänglichen Gemüthern sich offenbare und für die Zweifler nicht vorhanden sey, wobei sich beide Theile beruhigen mögen.

[1] Man kann nämlich auch Staub auf den Tisch streuen, wenn die Kette der Hände geschlossen ist, und dann später sehen daß die Finger wirklich einen seitlichen Druck ausgeübt haben, indem sie Spuren zurücklassen. Rückt der Tisch, dann sieht man im Staube die Spuren der Hände, im Sinne der stattgefundenen Bewegung oder des ausgeübten Druckes, während, wenn sich der Tisch gleichsam unter den Händen hinwegbewegt hätte, die Spuren der Finger gegen die Umdrehung gerichtet seyn müßten.

Unter den vielen Magiern des 19ten Jahrhunderts gab es etliche Schelme, die auf die krankhaften Begierden der Gesellschaft eine Industrie gründeten, allein die Mehrzahl war überwältigt von der Erscheinung, und gar manche büßten im Irrenhause für ihre Frevel. Dieß war das Schicksal des Herrn Victor Hennequin und seiner Frau, wovon der erste im Jahre 1853 die französische Literatur über die Klopfgeisterei, welche schon eine kleine Bibliothek bildet, bereichern half. Der arme Narr erklärte daß er das Tischrücken bis zu einer solchen Fertigkeit getrieben habe, daß sich das Object seiner Studien in eine Stimme verwandelte, die ihm ähnlich wie Swedenberg, dem Geheimschreiber im Herrn, ein Buch dictirte unter dem Titel: „Rettet das Menschengeschlecht." Hennequin erklärt öffentlich daß er „unzertrennlich sey von dem Erdgeist und dieser wieder der nächste Bevollmächtigte Gottes bei der Menschheit." Dieser Erdgeist nun habe gegen ihn und seine Gemahlin Octavia „einen permanenten anormalen Strang (cordon anormal) ausgestreckt," und mit Hülfe dieser irregulären Nerven sey er im Stande gewesen spiritu dictante sein Buch zu verfassen. Wenn die Klopfgeisterei und die beseelten Tische ihren Weg nach dem Mysticismus einschlugen und eine Menge Zungen in falscher Pfingstbegeisterung sich zu lösen begannen, so ist der Clerus nicht ganz von der Schuld frei zu sprechen, gerade weil er mit geistlichen Waffen den Spuk bekämpfte. So behauptet Abbé Bautain, der Großvicar des Erzbisthums von Paris in seiner Schrift Avis aux Chrétiens s. l. Tables tourn. er habe einen besessenen Korb „wie eine Schlange sich winden" und vor einem Evangelium entfliehen sehen. Das war sicher der falsche Weg zur Bekämpfung der sittlichen Epidemie. Hatte durch Faraday's Experiment das Tischrücken alle Reize verloren, so mußte, so wie geistliche Autoritäten zugaben daß sich wirklich infernalische Mächte durch Menschenwitz herbeizaubern ließen, die magische Praxis hohe Versuchungen auf Adepten ausüben. In Frankreich blühte bald eine neue Literatur über die bösen Künste, und in den Jahren 1853 bis 1856 erschien Buch auf Buch mit Titeln wie folgende: „die Entschleierung der Magie," „Glaubenssätze und Ritual der hohen Magie," „die Geheimnisse des Jenseits sind erschlossen," „Offenbarungen aus dem Jenseits." Geisterbeschwörungen und Geisterbesuche wurden häufiger, und die Zahl derjenigen denen Inspirationen aus einer andern Welt zukamen, mehrte sich in besorgnißvoller Weise. Ein Hr. Robert Owen erhielt Visiten von der verstorbenen Herzogin von Kent, mit deren Beistand er ein Werk producirte unter dem Titel „die Zukunft der Menschheit oder glorreiche und friedsame Revolution, vollbracht durch Vermittlung der Seelen einer Gesellschaft Männer und Frauen," während gleichzeitig ein Franzose einen „Befehl Gottes zur Errichtung eines Tempels des von Salomon vorausgesagten Reiches Christi in Paris, ergangen durch eine Vision an Bries," durch den Druck verbreiten ließ.

Von allen diesen Experimenten war jedenfalls das Geisterbeschwören das gefährlichste, und hätte von der Gesundheitspolizei mit Recht verfolgt werden können. Alte vergessene Herengeräthschaften, die noch heutigen Tages im Orient mit sehr viel Glück benutzt werden, wie z. B. die Zauberspiegel, die Burton erst kürzlich erwähnt hat, [1] kamen von neuem wieder in Gebrauch, und es läßt sich gar nicht läugnen daß die meisten Beschwörer es wirklich dahin brachten die Geister hervorzurufen. So erzählt Alphonse-Louis Constant, der unter dem verschämten Namen Eliphas Levy eine ansehnliche Reihe von Geisterliteratur herausgegeben hat, es sey ihm gelungen im Frühling 1854 in London das Gespenst des Apollonius Thyanes zu beschwören. Er gesteht nun selbst: „soll ich aus allem schließen daß ich thatsächlich den großen Apollonius Thyanes erweckt, gesehen und befühlt habe? Ich bin weder zu sehr betäubt, noch gewissenlos genug um es zu bejahen. Allein die Wirkung der Vorbereitungen und der betäubenden Wohlgerüche steigerte sich zu einem solchen Rausche der Einbildungskraft, daß leicht empfängliche und nervös erregte Personen lebhaft davon ergriffen werden mochten. Ich kann nicht erklären nach welchen physiologischen Gesetzen ich gesehen und befühlt habe, ich versichere nur daß ich sah und fühlte, und zwar klar und entschieden, ohne zu träumen, gesehen habe, so daß man an der Wirksamkeit der magischen Zauberformeln nicht mehr zweifeln kann." Uebrigens bekennt dieser große Hexenmeister etwas ketzerisch daß die beschwornen Geister auf die Fragen nicht hörbar, sondern nur durch Zeichen antworten, deren Sinn mehr innerlich wiederklinge, daß die Gestalten der Abgeschiedenen nichts von den Geheimnissen der andern Welt verrathen, und daß, wenn sie etwas über die irdischen Dinge verlauten lassen, es nur der Rückhall der eigenen Vorstellungen des Adepten seyn möge. Jedenfalls gehört dieser Priester zu den Aufgeklärten seiner Zunft, während eben schwächere Creaturen, wie Hr. Hennequin und seine Frau, die Nervenverbindung mit dem Erdgeist im Narrenhause büßen mußten.

Wenn in der alten Welt die Opfer nur nach Hunderten zählten, so finden wir die Ernte in der neuen Welt viel gesegneter. Es geschah nämlich schon im Jahre 1847 daß in der kleinen Stadt Arcadia (New-York) 14 d. Meilen von Rochester eine Familie Namens Fox, bestehend aus einem Elternpaar und zwei Töchtern von 18 und 12 Jahren, sich in einem alten Hause einmiethete, welches in dem Rufe stand daß es darin „umgehe," denn man hatte bisweilen in der Küche einen Gast in grauen Kleidern und schwarzer Mütze sitzen sehen. Die Familie zog arglos ein, und bewohnte drei Monate lang das unheimliche Obdach, wo andere das „Spritzen von geronnenem Blut, Schleifen eines Körpers über den Boden, Zunageln von Kisten oder Särgen, Schaufeln von Erde oder eines Grabes" früher vernommen hatten. Endlich ließ sich vier oder fünf Nächte hintereinander Klopfen zur Beängstigung der Familie vernehmen, bis endlich die jüngste Tochter auf die Entdeckung kam daß das Gespenst auf ihre Handbewegung durch Klopfen antworte. Um nun den beunruhigten Geist zum Sprechen zu bringen, verständigte man sich mit ihm über einen alphabetarischen Schlüssel für das Klopfen, und die Gedanken der Geisterwelt ließen sich mit dieser Hülfe in reines Englisch übertragen. Die Sache wurde bald ruchtbar, die Neugierigen belagerten das Haus, Methodistenprediger gaben ihre Weihe, und da es hieß in der verrufenen Wohnung sey ein Unglücklicher ermordet und verscharrt worden, so kehrte man den Boden um, ohne jedoch auf etwas verdächtiges zu stoßen. Es gelang nicht jedermann die Geister zum Klopfen zu bringen, die Auserwählten aber empfiengen den Namen Media, und nachdem sich ihre Zahl in Arcadien und in Rochester von 1848 bis 1850 bescheiden vermehrt hatte, wuchs seitdem die Ansteckung

[1] Ausland 1855. S. 1101.

mit solchen arithmetischen Kräften, daß man jetzt die Zahl der Media in den Vereinigten Staaten bereits auf 40,000 schätzt, und bei Partridge und Brittan seitdem ein fachwissenschaftliches Journal, der Spiritual Telegraph, Correspondenten und Abonnenten finden konnte. Die Familie Fox richtete im Jahre 1850 ihre Schritte nach dem Hôtel des bekannten Barnum, des Bärenführers der Jenny Lind und sonst berüchtigt als Regisseur jedes kolossalen Humbug. Die Fox gaben etliche Gastrollen in Klopfgeisterei, verschwanden dann aber in völliger Obscurität. Es bildete sich sogleich eine Akademie, die sich nach Analogie des großen Reichstages der brittischen Naturforscher den Titel einer Association for the Diffusion of Spiritual Knowledge gab, und dem Congreß eine „Denkschrift" überreichte, die mit 14,000 Unterschriften bedeckt war. Man bezeugte darin unter anderm daß die Geister auch musikalische Macht besäßen, daß man bald Psaltergesänge, bald das Spielen von Pfeifen, Trompeten und Guitarren, bald aber auch Geräusch wie das Aechzen eines Schiffes im Sturm, wie entfernte Kanonensalven oder Donnerschläge vernommen habe. Alle solchen hörbaren Manifestationen der Geisterwelt, gestehen jedoch die 14,000 Unterzeichneten, trügen sich nur bei völliger Dunkelheit zu. Miß Perter in Bridport, in deren Hause sich eine kleine Gemeinde Orthodoxer versammelte, zeichnete sich als Medium durch außerordentliche Leistungen aus. Eines Abends, als etliche Gläubige zu einem Experiment zusammengekommen waren, legte man ein Blatt Papier und einen Stift auf einen Sessel. Sogleich schossen aus allen vier Winkeln des Zimmers Strahlen am Stuhl zu einem Brennpunkte zusammen, und bildeten eine Scheibe von 2 Fuß (engl.) im Durchmesser von außerordentlicher Lichtschärfe, in deren Mitte ein ehrwürdiger Greis mit silbernem Bart und Locken sichtbar wurde, welcher mit dem Ausdruck höchster Güte den Stift aufhob, ein paar Worte schrieb und dann mit dem Lichteffecte verschwand, während die Zuschauer deutlich das Niederfallen des Stiftes vernahmen. Auf dem Blatte stand im Styl einer Visitenkarte geschrieben: Mrs. Minor, Lichfield. Niemand kannte eine solche Dame beim Namen, und keines Falls war es die Adresse des ehrwürdigen Gentleman im Glorienschein. Aber am andern Tage meldet sich ein fremder Herr bei Mrs. Porter zu Besuch und nennt sich Mr. Minor. Als ihm der Zettel gezeigt wird, erklärt er erstaunt, Mrs. Minor, Lichfield sey seine verstorbene Frau. Weiter ließ sich das Räthsel nicht lösen, allein Mrs. Porter hatte doch ein Bravourstück vollführt, denn die Geister hatten ihr das Versprechen gelöst ohne Menschenhand etwas zu schreiben, gleichviel was es sey. Es konnte auch in einem literarischen Jahrhundert nicht fehlen, daß die beseelten Tische als Autoren auftraten. So erschien in der Staatsdruckerei von Guadalupe 1853 „Juanita, eine Novelle, verfaßt von einem Stuhl, mit einer Vorrede und etlichen auserwählten Poesien von demselben Autor." Daß viele Geister Verstorbener in den V. S. wieder gesehen wurden, kann uns nicht auffallen, besonders wenn zwei Damen, die in einem Präparirsaal mit Sectionsstudien (!) beschäftigt waren, plötzlich durch Auferstehung der Cadaver erschreckt wurden. Am 18 Febr. 1855 gelang es Professor Hare, dem Pontifex der transatlantischen Magier, zu einem Meeting zehn berühmte Verstorbene, darunter Leute wie Washington, Franklin, Newton und Lord Byron zu citiren. Ein anderer Künstler, Mr. Fenno, hat dagegen der Literaturgeschichte keinen kleinen Dienst erwiesen, denn er holte Shakespeare unter die Lebenden zurück, oder vielmehr Shakspeare, denn dieß, erklärte das Gespenst zur Entscheidung einer bekannten Controverse über die Rechtschreibung seines Namens, sey die authentische Orthographie. Der Dichter verschmähte auch nicht Proben seiner jüngsten Poesie zu geben, z. B.

The eye! the eye! — without it man were blind and play would ne'er be acting. Thine eye speaks volums. Silly mouthers may mince and mawk, but with the piercing eye thou'lt dumb them all.

Sollte nun jemand den Gedanken, „daß der Mensch ohne das Auge blind sey," nicht ächt shakspearisch finden, so muß er doch nicht vergessen daß der Geist des großen William durch das „dicke Wasser" gehen mußte, ehe er in Amerika landen konnte. Hat das Geisterspiel hier eine spaßhafte Seite, so artet es andrerseits in die stärksten Lästerungen aus, wenn man von einer Lästerung reden kann, wo der blanke Blödsinn das Wort führt. So trat in Providence ein geistersehendes „Medium" auf, welches den Geist des Erlösers beschwor und von ihm mit Poesien inspirirt wurde, wie folgende:

J see you all — do not start;
God from his children never will depart.

* * *

The invisible power will never go back:
It continues to rap all over the world,
And no being his power to control.

Man mag daraus abnehmen wie weit es mit der religiösen Andacht der Amerikaner her ist, wenn solche Dinge öffentlich practicirt werden. Der Narren-Sabbath erreichte aber seine Höhe in High Rock (Massachusetts), wo einem gefeierten Medium, weiblichen Geschlechtes, Mrs ** die spirtualistische Botschaft zukam, sie werde mit einem neuen Messias schwanger werden. Es wurde damals in der Stadt eine etwas mysteriöse Maschine gebaut, und die betreffende Person erhielt von der Geisterwelt den Auftrag sich in die Nähe des Mechanismus zu begeben. Sie fühlte sich wohl schwanger, allein der Leibesproceß hatte doch einen von gleichen Erscheinungen sehr abweichenden Proceß. In der Nähe der Maschine gerieth vor einem Kreise Andächtiger die Person in Geburtswehen, die jedoch ganz eigenthümlicher Art waren, denn sie beschränkten sich mehr auf innerliche oder spiritualistische Anstrengungen und Schmerzen, obgleich sie, tröste man uns, ebenso angreifend waren als eine gemeine Geburt. Kaum war die unsichtbare Frucht gelöst, so fieng die Maschiene zum Erstaunen aller Anwesenden an sich zu bewegen, und man entdeckte jetzt daß Mrs ** mit einer „Bewegungskraft" niedergekommen war. Damit endigte aber nicht das Wunder, sondern das Knäblein verlangte auch Nahrung. Wunderbar genug hatte die Natur schon vorgesehen und durch einen eigenthümlichen Proceß in dem mütterlichen Organismus für eine innerliche und spiritualistische Milch gesorgt. Passend emfing daher das Kind von den gläubigen Taufpathen den Namen eines „physikalischen Erlösers."

Man wundert sich vielleicht wie ein solcher greller Unsinn in der großen Demokratie Jahrelang fortblühen kann, aber erklärlich wird die Erscheinung durch das einfältige Benehmen der Geistlichkeit. Der eine Theil derselben ergriff mit Heißhunger die neue

Zeit der Wunder, um diesen eine mystische Wendung zu geben, der andere Theil fühlte Beruf gegen dieses Heraufbeschwören dämonischer Kräfte zu eifern, und es kam wie in Paris vor daß ehrenfeste Pastoren „im Namen des Herrn Jesus Christ" den Teufeln befahlen, aus den Tischen zu fahren. Welches Gaudium für die Herrn, die Kraft ihrer Exorcismen zu üben! Daneben fehlte es nun freilich nicht an vollständigen Entlarvungen. Der erste Fall ereignete sich aber erst im Februar 1851 zu Buffalo, wo zwei Media Mrs. Fisch und ihre Schwester Margarethe drei Professoren der Medicin, welche die Klopfgeisterei als eine eigenthümliche Bewegung der Muskeln am Fuß erklärt hatten, zu einem öffentlichen Beweise herausforderten. Die Aerzte ließen sich nicht zweimal rufen und ersannen zur Vertreibung der Klopfgeister ein sehr einfaches Mittel, sie ließen nämlich entweder die Damen mit den Beinen auf ein Sofa ausgestreckt liegen, oder wenn sie saßen ihre Fersen auf Kissen legen, so daß kein Druck der Beine gegen den Boden ausgeübt werden konnte. Die Schwestern vermochten auf diese Art nicht das Klopfen hervorzubringen und erklärten, die Geister hätten keine Lust zu erscheinen. Bei einem spätern Versuche halfen sie sich damit daß sie die Kniee aneinander drückten, aber auch dieser Mechanismus wurde entdeckt. Erst im Jahre 1854 erklärte ein Arzt in Frankfurt am Main wissenschaftlich das ganze Kunststück des Geisterklopfens. Der räthselhafte Ton wird nämlich durch fortgesetzte Verschiebung der Sehne des peroneus longus Muskels in der Wade welche unter dem äußern malleolus liegt, hervorgebracht. Obgleich man aber 1851 in den Vereinigten Staaten noch nicht so weit war, so siegten die Professoren in Buffalo doch so vollständig daß die verunglückten Klopfschwestern ärgerlich erklärten, es sey kein Wunder wenn die Geister „sich bei einer so rohen Behandlung ihrer Verfolger" nicht mehr einstellen wollten. Schließlich fehlte auch nicht ein Judas unter den Jüngern. Im 1852 legte ein weibliches Medium Mrs. Nerman Culver, eine Verwandte der Familie Fox, der Erfinder des Tischrückens, ein öffentliches Bekenntniß mit Proben ihrer Kunst ab. Sie selbst war eine „Schülerin" von Katharine Fox gewesen, und gestand daß anfangs das Klopfen eine sehr harte Arbeit sey, aber in acht Tagen gründlich erlernt werden könnte. Das Klopfgeister-Alphabet zu lernen, d. h. bei dem richtigen Buchstaben zu klopfen sey sehr leicht, und ebenso einfach sey es unter einer Reihe von Namen, die auf ein Blatt Papier geschrieben werden, denjenigen zu rathen welchen eine Gesellschaft im Sinne habe, denn man brauche dabei nur die Mienen und Bewegungen der Zuschauer zu beobachten, wenn mit dem Finger auf den richtigen Namen gedeutet werde, worin man durch die Praxis zuletzt eine große Sicherheit erlange. Sie unterrichtete das Publicum, daß wenn das Klopfen auf dem Tische hörbar werden sollte, man nur den Fuß an ein Tischbein drücken müsse. Sollte man das Klopfen aber an der Wand hören, so mußte das Geräusch lauter hervorgebracht werden und das Medium zugleich starr nach der Stelle sehen von wo der Ton erwartet wurde, eben so brauche man nur den Fuß an die Schwelle einer Thür zu drücken, damit das Klopfen scheinbar oben hörbar würde.

Chemische Thätigkeiten im Urzustand der Erde.

(Aus einem im *American Journal of Science and Arts* enthaltenen Schreiben Hrn. T. Sterry Hunt's an Prof. J. D. Dana, d. d. Montreal 25 Nov. 1857.)

Das Urgestein, welches im geologischen System des letzten Jahrhunderts eine so große Stelle einnahm, ist jetzt vergessen. Wir wissen nun daß die ältesten sichtbaren Theile der Erdkruste aus Sedimenten, den Trümmern noch älterer Felsen, gebildet wurden, welche ebenso in ihren Charakterzügen, wie in den von ihnen stammenden Stoffen von einander abwichen. Das urzeitliche Substrat hat sich solchergestalt vor der vorrückenden Wissenschaft immer weiter zurückgezogen, und wir werden zu dem Schlusse geführt daß mechanische und chemische Bedingungen, ähnlich denen der gegenwärtigen Epoche, die Bildung der ältesten bekannten Felsen herbeiführten. Allein obgleich die materia prima der sedimentären Felsen schon lange unter ihren eigenen Ruinen begraben worden, so bietet ihre Beschaffenheit doch einen interessanten Gegenstand der Betrachtung für den Geologen und Chemiker. Wenn wir die Feuertheorie der Erde als richtig voraussetzen, so können wir einen Begriff erhalten von der Beschaffenheit des dermaleinst flüssigen Erdballs und seines Dunstkreises, indem wir annehmen daß die jetzt vorhandenen Stoffe der Erdkruste und der sie umgebenden Flüssigkeiten geschaffen worden um unter dem Einfluß einer intensiven Hitze aufeinander zu reagiren; daß der Quarz den kohlensauren Kalk zersetzte mit Erzeugung eines Silicats und Freiwerden von Kohlensäure, deren Volumen sich ferner vermehrte durch die Verbrennung aller mineralischen Kohle auf Kosten des atmosphärischen Sauerstoffs; daß ferner die Reaction zwischen dem Quarz und den Chloriden (salzsauren Salzen) des Meers sich, bei der Anwesenheit wässerigen Dunstes, in der Bildung von Silicaten und Chlorwasserstoffsäure (Salzsäure) zeigten, während der Schwefel ebenfalls als eine flüchtige Säure freigemacht wurde. Aus diesen Reactionen ergab sich dann andrerseits eine mehr oder weniger homogene Masse von Thonerde und Alkali-Silicaten, mit Silicaten von Kalk, Magnesia und Eisen — eine wahrscheinlich dem Dolerit ähnliche Mischung — während die Atmosphäre aus wässerigen Dünsten, Stickstoff, einem wahrscheinlichen Uebermaß von Sauerstoff, nebst Kohlensäure, Schwefelsäure und Salzsäure zusammengesetzt war, die insgesammt den Kohlenstoff, Schwefel und das Chlor des Erdballs repräsentirten.

Als die Abkühlung des Erdballs so weit vorgeschritten war, daß die Niederschlagung des Wassers aus dieser dichten Atmosphäre möglich wurde, fiel es als saurer Regen herab, welcher, bei einer erhöhten Temperatur die Silicate angreifend, den Calcium-, Magnesium- und Sodium-Chloriden, vermengt mit schwefelsauren Salzen dieser Basen, ihr Entstehen gab. Die freigemachte Kieselerde trennte sich wahrscheinlich während der Abkühlung der erhitzten Gewässer in der Form von Quarz. Die darauffolgende Zersetzung des bloßgestellten Theils der urzeitlichen Kruste that sich kund in der Verwandlung ihres Feldspaths in Kaolin (chinesische Porcellanerde) und ein lösliches Alkali-Silicat, welches, durch eine überschüssige Kohlensäure zersetzt, als Bicarbonat zum Meer geführt wurde, wo es, das Kalksalz zersetzend, Chlornatrium (Kochsalz) und Kalk-Bicarbonat erzeugte, welches letztere theils in krystallinischer Form

niedergeschlagen, theils durch Seethiere ausgeschieden wurde. Der kohlensaure Kalk und die kohlensaure Magnesia, welche während der langsamen Zersetzung des urzeitlichen Gesteins freigemacht wurden, trugen ebenfalls zur Vermehrung der kohlensauren Salze im Ocean und zur Fixirung der Kohlensäure der Atmosphäre in den Mineralmassen bei.

Endlich gelangen wir an die Kohlenperiode in der Geschichte der Erde, zu der Zeit wo ein üppiger Pflanzenwuchs das Werk der Reinigung der Atmosphäre dadurch vollendete daß, wie Brongniart schon längst behauptet hatte, das noch vorhanden gebliebene Uebermaß von Kohlensäure in Kohlenstoff- und Sauerstoffgas verwandelt und so die Luft für das Gedeihen warmblutiger Thiere zubereitet wurde.

Mittelst dieser Hypothese können wir uns, glaube ich, eine klare Anschauung bilden von der Art und Weise wie aus einer urzeitlichen homogenen Masse die quarzigen, thonigen und kalkigen Materialien entstanden welche die Hauptmasse der in Schichten übereinander gelagerten Felsen bilden, und gleichzeitig erhalten wir einen Begriff von dem Ursprung der Salzbestandtheile des Meers. Die Chemie des Oceans, die Bildung von Gyps, Steinsalz und Magnesiafelsen aus seinen Gewässern, und die Art und Weise wie durch Meerpflanzenwuchs und anscheinend durch die Bildung von Glaukonit Kali aus demselben abgeschieden wurde, führen auf manche wichtige Untersuchungsgegenstände, deren Besprechung ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalte. Die Geschichte unsers Erdballs, besonders während der Zeit wo chemische Kräfte noch in der Zunahme begriffen waren, und ihn für das Reich des organischen Lebens vorbereiteten, bietet höchst interessante Betrachtungen, die ich, wie ich hoffe, bald, umständlicher als es in obigen paar Zeilen geschehen, werde entwickeln können.

Die Zukunft des brittischen Reiches in Indien.

Es ist merkwürdig daß, obgleich jede Woche beinahe irgend eine Broschüre über die Empörung der indischen Truppen brachte, dennoch so wenig klare Einsicht über den Ursprung der Katastrophe gewonnen worden ist. Unbestritten sind nur folgende Thatsachen: daß der Aufstand nicht durch die Bevölkerung unterstützt wurde; daß die Vasallenfürsten zu der brittischen Regierung hielten; daß der Abfall auf die bengalische Armee beschränkt blieb; daß die Sikhs und die Truppen der andern Präsidentschaften mit Fahnentreue gegen die Rebellen sich führen ließen; daß endlich ohne europäische Officiere selbst eine von den Britten eingeübte asiatische Armee, die namentlich eine unübertreffliche Artillerie besaß, dennoch von einer Handvoll europäischer Truppen aus einer Stadt in die andere gejagt werden konnte; daß sie überall dort weichen mußte wo sie nicht mindestens eine fünffache Zahlenüberlegenheit besaß. In welchem Sinne aber die Britten gesündigt haben, ist noch heutigen Tages ein großes Räthsel. Daß die Patronen nur ein Vorwand für den Ausbruch und nur das Losungswort gewesen sind, sieht jetzt jedermann ein, denn der Abfall der meisten Regimenter geschah in einer Zeit wo längst das anstößige Object beseitigt war. Daß die indischen Fürsten sich nicht auf die Seite der Rebellen schlugen, beweist sehr viel für ihre politische Schlauheit, aber nichts zu Gunsten der Britten, denn diese Fürsten hatten bei dem Aufstand alles zu verlieren und nichts zu gewinnen. Wäre es den Sipahis gelungen die Engländer aus dem Lande zu werfen, so würde ihren tapfersten und kühnsten Anführern das Reich zur Beute geworden seyn, und sie hätten die phlegmatischen Kartenkönige unter brittischem Schutz gewiß nicht auf dem Thron gelassen. Das Landvolk in Indien ist ebenso stumpf für die nationale Sache wie gleichgültig für die brittische Regierung. Es ist gewöhnt an das Lasttragen, ist gewöhnt einem Herrn nach dem andern zuzufallen, und hat keine Aussicht auf Aenderung seines Looses, mag in Indien herrschen Brahmane, Muselman oder Christ. Auch ist diese Classe geistig viel zu stumpf um die Vorzüge europäischer Regierung inne zu werden. Sie steht ja doch zunächst nur unter einem Steuerpächter, und dieser Steuerpächter ist immer wieder ein Hindu oder ein Muselman, mag in Delhi ein Mongole thronen oder in Calcutta ein Statthalter residiren. Diejenigen Elemente der Bevölkerung welche nationale Gefühle besitzen könnten, dienten in der Armee. Dort vereinigte sich nicht bloß der physische Adel der Völkerschaften, sondern auch die höchsten socialen, also die intelligenten Classen. Es war dieß vorzugsweise bei der bengalischen Armee der Fall. Der Sipahi ist ein weltläufiger Mann, der die Pracht von Delhi, die Heiligthümer von Benares, Lahore und Pischawer, die großen Städte der Sikhs und Afghanen, und endlich das europäische Leben in Calcutta gesehen hat. Jeder Sipahi sucht seine Kinder und seine Verwandten in dasselbe Regiment zu bringen, so daß zuletzt ein solcher Körper eine Art von Clanschaft darstellt. Da vollends in der bengalischen Armee nur die hohen Kasten dienten, weil kein Sudra in Reihe und Glied neben Brahmanen oder Radschputen geduldet wurde, so knüpfte nicht bloß die Soldaten eine Waffenbrüderschaft zusammen, sondern jedes Regiment war vielmehr eine Brüderschaft in Waffen. Der Sipahi betrachtete sich als den Eroberer Indiens, und da alle seine übermüthigen Forderungen in den letzten Jahren von der brittischen Regierung mit Unterwürfigkeit bewilligt wurden, so bildete er sich wohl ein, Nachgiebigkeit sey Schwäche, Schwäche aber ist der Tod jedes asiatischen Regimentes. Daß bei dem Sipahi der Fremdenhaß noch mächtiger war als die religiöse Abneigung, das bewies die Allianz zwischen Hindu und Muselmanen. Das kleinere Contingent der Madras-Armee blieb treu, weil man bei der Anwerbung nicht Rücksicht auf hohe Kaste nahm, die hohen Kasten nur in sehr schwacher Minderheit die Reihen füllten, eine Verständigung ganzer Regimenter also viel schwieriger war, und endlich weil jene Armee hauptsächlich aus Tamulen bestand, einem Volkselement, dem die intellectuellen Kräfte der arischen Hindus fehlen, und das, voller Sinnlichkeit, für einen hohen Sold alle Unabhängigkeitsgedanken verkaufte. Allein gewiß ist es daß wenn die drei Armeen in eine einzige vereinigt gewesen wären,

daß also in den Cantonnirungen Bombay- und Madrastruppen neben bengalischen Regimentern gelegen wären, der Geist der letzteren auch die dumpfen Elemente belebt und einen universellen Soldatenaufstand angefacht hätte.

Nun trösten sich leichtsinnige Publicisten in England, man könne künftigen Wiederholungen vorbeugen, wenn man keine bengalische Armee, sondern nur ein Contingent von Bengalen, Agra, Lahore, Malwa, Multan rc. organisirte, wenn keines dieser Contingente 20,000 Mann überschritte, jedes nur innerhalb seines Militärgebietes dienen dürfe, aber auch nur zum Theil innerhalb dieses Gebietes und zwar gemischt aus allen Kasten recrutirt werde. Würde man dann noch — wir schreiben dem toryistischen Quarterly Review nach — die Artillerie nur in die Hände europäischer Truppen geben, „so hätte man für alle Zukunft nichts mehr von Soldatenaufständen zu besorgen." Freilich aber wird noch zugestanden daß die europäischen Truppen mindestens auf 50,000 Köpfe gebracht werden müssen.

Mindestens! Andere Gewährsmänner rechnen auf eine Verdopplung der königlichen Armee in Indien, oder auf Erhöhung der europäischen Truppen bis zu 60 oder wohl 70,000 Mann. Nun verlieren aber die europäischen Truppen in Indien an Todten und Invaliden jährlich 10 Proc., und es ist daher berechnet worden daß, um die europäische Truppenmacht nur auf 50,000 Mann zu erhalten, Großbritannien jährlich 15,000 Mann nach Indien schicken müßte, um die Verluste zu decken und die ausgediente Mannschaft abzulösen. „Würden wir nun, ruft das Edinburgh Review aus, in auswärtige Kriege verwickelt und müßten dabei unsern eigenen Herd vertheidigen, so würden wir eine fühlbare Schwächung unserer Kräfte empfinden." Was schon wiederholt in diesen Blättern ausgesprochen wurde, das klingt mit denselben Worten jetzt in der englischen Presse wieder und zwar gerade in den Vierteljahrschriften, an denen die Elite der brittischen Publicisten arbeitet. Es wird die Frage kühl erörtert, ob denn das indische Reich der großen Opfer werth sey die man ihm bringe. Man meint auf dem Festland daß die Größe und die politische Schwere des brittischen Reiches von dem indischen Besitze abhänge, man bildet sich wohl gar ein, der brittische Handel könne ohne diese Domänen in den Pfefferländern nicht bestehen. Diese Meinung theilt auch die Mehrzahl des brittischen Volkes, und gewiß ist daß England bis zur äußersten Erschöpfung seine Kräfte anstrengen würde, ehe es sich die Eroberungen seiner asiatischen Helden wieder entreißen ließe. Im Grunde aber ist die indische Herrschaft nur ein kostbares Garderobestück, eine Liebhaberei, die nichts einbringt, sondern im Gegentheil sehr viel kostet. Was könnte England als europäische Großmacht für eine Rolle spielen, wenn ihm nicht eben wegen seiner indischen Besitzungen überall die Hände gebunden wären, wenn es seine Regimenter in Asien und am Cap für europäische Zwecke zur Verfügung hätte! Wir haben oben gesehen daß eine Erhöhung der europäischen Truppen in Indien bis zu 50—60,000 Streitern gebieterisch gefordert wird. Es fragt sich aber, ob denn überhaupt Geld genug vorhanden ist, um diesen neuen Aufwand zu bestreiten. Wird man auch eine bengalische Armee aus Eingebornen nicht wieder bilden, so muß doch gleichwohl die Lücke durch kleinere Contingente ergänzt werden. Indische Truppen können geradezu gar nicht entbehrt werden, denn für manche Dienste sind die Europäer gar nicht zu gebrauchen, und dann verlangen die europäischen Truppen körperliche Schonung in der heißen Jahreszeit oder ihre Verluste an Invaliden würden sich zu einem unerträglichen Verhältniß steigern. Daraus folgt einfach daß wenn man auch die europäischen Truppen verstärkt, deßhalb doch keine oder nur wenige Sipahis entbehrlich werden, da die Erhöhung der europäischen Macht nur dazu dienen soll die eingebornen Soldaten vor künftigen Rückfällen zur Empörung abzuschrecken. Nun kostet jeder europäische Soldat mehr als das Doppelte wie der Sipahi,[1] nämlich jeder Infanterist durchschnittlich 60, jeder Reiter 100 Pfd. St. Gesetzt also daß man die indische Armee um 15.000 Mann zu Fuß und 5000 Mann zu Pferd erhöhen wollte, so würde dieser Zuwachs um beinahe 1½ Mill. Pfd. St. das Armeebudget steigern. Aller Welt aber ist bekannt daß die indischen Finanzen seit einem Menschenalter mit einem schleichenden Deficit belastet sind. In dem Finanzjahr welches im April 1857 endigte, betrugen die rohen Einnahmen 29,344,960 Pfd. St., wovon für die Steuererhebung (4,887,674 Pf. St.) für Pensionen an indische Fürsten, Dorfhäuptlinge rc. zusammen 7,350,000 Pf. St. abgezogen werden müssen, so daß in runder Summe nur 22 Mill. reiner Erträgnisse bleiben. Die indische Schuld verschlang davon 2,945,446 Pf. St., die Armee 12,548,512 Pf. St., die Marine 635,000 Pf. St., und das Kriegsgeräth 915,822 Pf. St., also das gesammte Kriegsbudget mehr als 14 Mill., während der Civildienst mit 2,500,196 Pfd. St. und die Justizverwaltung mit 2,633,714 Pf. St. bestritten wurde. Wenn man jetzt nachrechnen will, so werden diese vier Posten: Schuld, Krieg, Inneres und Justiz allein schon die Einnahme aufzehren. Dazu kommen noch 1,216,266 Pf. St. für öffentliche Arbeiten und 650,000 Pf. St. für „diverse Ausgaben," welche zusammen ein Deficit von 1,981,062 Pf. St. mitten im Frieden, in einem glücklichen Jahre, *bei einem sehr niederen Armeestande* verursachten. Jede neue Annexation hat die Staatsschuld und das Deficit vergrößert. Was sind aber das für Verhältnisse, wo die Armee allein zwei Drittel des reinen Einkommens verschluckt, und wo der Rest nicht mehr zu öffentlichen Arbeiten ausreicht! Die Britten sehen auch ein daß ihre Verwaltung Indiens nichts weniger als wohlfeil ist und auch nicht wohlfeil seyn kann, denn als Fremdlinge welche Indien durch Inder beherrschen wollen, sind sie genöthigt ihre Truppen übertrieben hoch zu bezahlen, obgleich der Sold doch nicht hoch genug war um den bengalischen Sipahi vergessen zu lassen daß er fremdes Brod aß! Auch nicht einmal der Trost bleibt den Britten übrig daß ihre kostspielige Verwaltung durch anderen Segen dem Volke vergolten werde. Gewiß genießt dieses seit Begründung der brittischen Herrschaft Ruhe und Frieden, es ist nicht mehr die Beute kriegslustiger Despoten oder streitbarer Raubschaaren, an die Stelle asiatischer Willkür sind, wenigstens auf der Oberfläche, Rechtszustände getreten. Es soll

---

[1] Nach Hrn. Melvill's Angaben kosteten 1851 jährlich

8 Trupps (701 Säbel) königl. Dragoner . .	79,680 Pf. St.
6 Trupps (500 Säbel) eingeborne Cavallerie .	34,840 „
6 Trupps (584 Säbel) „ irregul. Cavallerie	18,770 „
9 Comp. königl. Infanterie (1068 Bajonette) .	61,120 „
10 „ O. J. C. „ (970 „) .	52,380 „
10 „ eingeb. „ (1160 „) .	25,670 „

Die sogenannten irregulären Truppen sind natürlich so reguläre wie jede andere Mannschaft, und unterscheiden sich nur von den andern Corps daß sie keine europäischen Uniformen, sondern Landestracht tragen.

Niemand mehr seines Lebens, seiner Freiheit, seines Eigenthums beraubt werden. Allein alle diese guten Dinge schwimmen nur auf der Oberfläche, denn der Hindu wird doch immer nur wieder vom Hindu regiert, der Bauer vom Steuerpächter ausgefegen und (wie in Madras) gefoltert, ohne daß die englischen Behörden den Unfug abstellen, der großen Bevölkerung zu Hülfe kommen könnten. Ist die brittische Verwaltung kostspielig, so empfinden ihre Wohlthaten doch nur die wohlhabenden Classen des Reiches, während der Bauer nach wie vor in demselben Elend schmachtet. Es ist natürlich daß durch den bengalischen Aufstand die Zinsen der indischen Schuld weit höher steigen werden als die Ersparnisse an verwirkten fürstlichen Apanagen betragen möchten. Drohen also die Kosten der Staatsschuld und die Kosten für die Armee mit einem doppelten Wachsthum des Deficits, so fragt es sich, womit dieser beständig sich vergrößernde Ueberschuß an Mangel gebändigt werden solle. An den Posten für das Innere und die Justiz läßt sich, da sie überhaupt nur 5 Mill. betragen, nichts Erkleckliches sparen, und alle übrigen Ausgaben sind im Wachsthum begriffen. Also könnte man das Deficit nur durch eine Erhöhung der Steuern decken, aber leider sind auch hier alle Kräfte bis zum äußersten angespannt.

Sehen wir uns nämlich näher an auf welche Art die Staatseinkünfte die Höhe von 29⅓ Millionen erreicht haben, so bemerken wir daß die Landrente allein mit 16,682,908 Pfd. St. aufgeführt wird, also beträchtlich mehr als die Hälfte aller Einnahmen beträgt. Die Compagnie ist nämlich der Eigenthümer alles Grundes und Bodens den sie an die Landwirthe verpachtet. Die alten Regierungen in Indien erhoben von den Bauern einen Pacht der zwischen zwei bis drei Fünftel der gewonnenen Producte schwankte. Die Moguldynastie war berechtigt die sogenannte reine Rente, d. h allen Ueberschuß nach Abzug der Culturkosten und des Arbeitslohnes zu erheben, und man hielt durchschnittlich die Hälfte der rohen Producte für ein Aequivalent der reinen Rente. Die Britten beschränken sich darauf zwei Drittel der reinen Rente als Grundsteuer zu erheben oder erheben zu lassen, je nach den verschiedenen Systemen, wo der Bauer entweder direct pachtet und zahlt, oder Steuerpächter die Mittelsleute spielen, oder ganze Dörfer solidarisch ihre Quote aufbringen. Man sieht daß der Hindu schon zwischen der Citronenpresse steckt und daß von einer Erhöhung der Grundsteuer kaum die Rede seyn kann. Die Zölle tragen 2 Mill. und das Salzmonopol 2,362,308 Pfd. St. [1] Im Durchschnitt werden in Indien 12 Pfd. Salz per Kopf verbraucht, und da die Steuern 3 Farthings auf das Pfund bei einem Taxpreise des Salzes von 1 Penny in Calcutta und 2 Pence in Benares betragen, so zahlt also der Hindu per Kopf 9 Pence (27 kr.) jährlich an Salzsteuer, oder, da der Arbeitslohn, welcher z. B. bei bengalischen Eisenbahnarbeiten verdient wird, auf 3 Rupien (3 fl. 36 kr.) im Monat, will sagen auf wenig mehr als 7 kr im Tage sich beläuft, so viel als er in nicht ganz vier Tagen als Handlanger verdienen kann. Wenn wir den Ertrag des Opiummonopols abziehen, belaufen sich die indischen Steuererträgnisse auf 28 Mill. Pfd. St. für 150 Mill. Einwohner, oder auf nur 3⅓ Sh. (2 fl. rh.) per Kopf. Dieß klingt nun freilich sehr wenig, wenn wir damit z. B. brittische Verhältnisse vergleichen, wo das Zwölffache, oder preußische, wo das sechsfache per Kopf erhoben wird. Wer aber weiß daß in Indien das Geld einen unendlich höhern Werth hat als in Europa, der wird gewiß darüber staunen daß die Hindu auch diese scheinbar kleine Last zu tragen vermögen, denn 3⅓ Sh. stellen den Arbeitslohn von etwa 16 Tagen dar, und wo ein Familienvater für vielleicht fünf besteuerte Köpfe arbeiten muß, verschlingen die Steuern die Früchte von mehr als zwei Monaten im Jahr!

Wir haben von dem indischen Einkommen den rohen Ertrag des Opiummonopols (4,487,269 Pfd. St.) völlig abgezogen. Der Reinertrag beläuft sich gegenwärtig auf etwa 3 Mill. Pf. St. Gäbe es kein Opiummonopol, so würde das Deficit des indischen Budgets nicht 2, sondern 5 Mill. Pfd. St. betragen. Nun kann jene Revenue von heute auf morgen fehlen. Es gehört dazu bloß ein Federzug des Kaisers von China, denn wenn die Chinesen einmal so klug werden und in ihrem eigenen Land eine Opiumregie zu errichten beginnen, so ist der indische Schatz um jährlich 36 Mill. Gulden ärmer. Welche schimpfliche Demüthigung aber für die Britten daß sie ihr indisches Reich nur damit finanziell zu erhalten vermögen daß sie gewissenlos als „rothe Barbaren" das Gift nach China schmuggeln! Das Erbaulichste ist aber dabei daß das Opiummonopol wohl einen Einnahmeposten im indischen Budget, aber keine indische Steuer bildet, denn wenn die Regie ihr Opium mit 200 Proc. Nutzen an den Opiumschmuggler verkauft, so läßt sich dieser wieder von dem chinesischen Opiumraucher bezahlen. Also ist das Opiummonopol nur eine Besteuerung der Chinesen, und wenn diese nicht Narren genug wären jährlich 3 Mill. Pfd. St. in die indischen Kassen für das Vergnügen eines Opiumrausches zu zahlen, so würden an den indischen Reineinnahmen 14 Procent fehlen! Es ist natürlich daß das Opiummonopol ganz unabhängig ist vom Besitze Indiens, denn das Monopol könnte fortdauern, auch wenn die Britten nur einige Küstenplätze besäßen. Mit solchen Finanzen nun wird der ostindischen Compagnie zugemuthet die königlichen Truppen auf doppelte Höhe zu bringen, während wiederum andere Politiker dazu drängen die „alte Dame in Leadenhall-Street," die „leider unsterbliche" Compagnie, die längst in den Ruhestand versetzt ist, aus der Liste der Lebenden zu streichen, um jenes verschuldete Erbe anzutreten und sich mit dem „fressenden Capital" der indischen Herrschaft zu bereichern. Dazu muß zu aller Schande sich das brittische Volk von einem „Staatsmann," wie Lord Ellenborough den schimpflichen Rath ertheilen lassen, man möge vor allen Dingen verhüten daß sich die Hindu europäische Kenntnisse und europäische Gesinnungen aneignen möchten, weil sie die Herrschaft der Britten dann mit Einem Hauche ausblasen könnten. „Es ist von viel geringerer Bedeutung für die brittische Nation als man gewöhnlich annimmt, erwidert darauf das Edinburgh Review, ob wir jene großartigen Besitzungen beherrschen, allein so lange es geschieht, ist es eine Ehrensache und zugleich unser größter Vortheil gerade die Herrschaft geistiger und sittlicher Cultur zu erweitern. Wir setzen nur hinzu, bemerkt dieselbe Quelle bei einem andern Anlaß, daß so hoch wir auch die Erhaltung unserer Herrschaft in Indien schätzen, wir ihren Werth doch mehr nach unserer eigenen als nach den Interessen der Bevölkerungen jenes Landes bestimmen sollten. *Es wäre daher ungerecht, es wäre gefährlich,* dem

[1] Man rechnet 3 Millionen, wenn man die Einfuhrzölle für englisches Salz mit hinzu addirt.

englischen Volk große und fortwährende Opfer zuzumuthen, um eine Soldatenherrschaft einem fremden Lande aufzulegen wo keine unmittelbaren politischen Vortheile für uns erwachsen."

Mittheilungen aus der Louisiana.

Der sehr früh und mit ungewohnter Kälte im November eingetretene Winter, welcher hier bei warmen Tagen mehrere Wochen lang kalte Nächte mit Reif und Schnee brachte, nöthigt mich eine Mittheilung meines letzten Schreibens zuvörderst zu berichtigen. Die Vegetation und der Ertrag des Zuckerrohrs ist durch die Kälte auf das empfindlichste benachtheiligt, so daß die meisten Pflanzer etwa nur die Hälfte des erwarteten Ertrages geerntet haben. Auch die Orangen sind nicht zur völligen Reife gelangt, fast alle welche ich gegessen, waren sauer geblieben oder angefroren. Während des Decembers und Januars war die Witterung dagegen wieder drückend warm, so daß ich noch spät Abends Thüren und Fenster geöffnet lassen mußte und nur ohne Oberkleider meine Studien zu betreiben vermochte. Ueberhaupt ist es eine auffallende Erscheinung daß den hier lebenden Eingewanderten die Hitze erst im dritten und vierten Jahre ihres Aufenthalts besonders drückend wird; als ich vor vier Jahren kam, fand ich zu meiner Verwunderung das Klima bei weitem nicht so warm als ich erwartet hatte, und jetzt habe ich alle Mühe mich zu acclimatisiren.

Sehr viele Gegenstände deren wir uns hier zum täglichen Gebrauche bedienen, sind direct aus Europa eingeführt; meine Bücher sind, wie es scheint, fast ohne Ausnahme in Paris gedruckt. Die eigentliche Fabrication ist trotz des ungeheuren Reichthums dieses Landes an den verschiedenartigsten Producten nur eine unbedeutende, im Norden sowohl wie im Süden, und eine Masse von Rohstoffen geht bekanntlich nach Europa, um als Fabricat hier von neuem eingeführt zu werden. Dieser Umstand, welcher sich theils aus dem Mangel an Arbeitern erklärt, theils daraus daß die Mehrzahl der Bevölkerung sich wie bei allen erst entstehenden Staaten allein mit dem Ackerbau beschäftigt, macht das Leben hier weit theurer als in Europa, und durchschnittlich läßt sich annehmen daß eine Preiserhöhung der Lebensbedürfnisse, so weit sie Importartikel sind, um 15 bis 20 Procent stattfindet. Diese Preiserhöhung ist jedoch dem hohen Lohn welcher hier überall gezahlt wird, gegenüber eine noch immer sehr geringe, und es ist deßhalb für den Augenblick nicht von Vortheil wenn Amerika seine Producte in größerem Maße selbst zu verarbeiten suchte, als solches bisher geschieht. Zu berücksichtigen ist aber dabei daß jene Preiserhöhung nur mit Rücksicht auf die in Folge von der Bestechlichkeit der hiesigen Zollbeamten u. s. w. in ungeheuren Quantitäten eingeschmuggelten Waaren auf das angegebene Maß zu fixiren ist; wäre die Schmuggelei nicht so überwiegend großartig, so würde allerdings eine Vertheurung von mindestens 50 Procent stattfinden. Eine Folge der gedachten Verhältnisse ist daß es hier, in geringerem Maße auch in den nördlichen Staaten, eigentlich nur Handelsstädte und ländliche Bevölkerung gibt. Die vielen kleinen Städte, welche die Karten zeigen, und auf die man als Beweis des schnellen Wachsthums gern hinweist, sind nichts weniger als Städte; so hat beispielsweise die Stadt Napoleonville, die größte der Parish Assumption, ein Courthaus, zwei Hotels, ein Gefängniß und etwa 30 Privathäuser, welche fast nur von Aerzten und Advocaten bewohnt werden. Handwerker leben dort nicht ein Duzend, und ist es nicht zu bewundern daß diese nur durch die ärmsten Bewohner der Umgegend erhalten werden. Wer es nur irgend möglich machen kann, entnimmt seine Bedürfnisse aus New-Orleans, und dieß wird hier um so nothwendiger als der republicanische Charakter — weit mehr als in den nördlichen Staaten — eine möglichste Gleichheit der Bedürfnisse anstrebt. Auch wer auf eine Berücksichtigung gar nicht Anspruch machen will, ist dennoch gezwungen sich z. B. in Hinsicht seiner Lebens- und Kleidungsweise genau nach den Ansprüchen seiner Umgebung zu richten. Es soll hier keinen Unterschied zwischen Reichen und Armen geben. Alle wollen das Gleiche haben, wie es bekanntlich für alle freien Leute nur erste Classe gibt (selten auch eine zweite), so in den Hotels wie im Theater, an den öffentlichen Vergnügungsorten, wie auf der Eisenbahn. Für Einwanderer welche hier Geld verdienen und ersparen wollen, ist dieß ein sehr großer Uebelstand, da trotz der hohen Löhne die Ausgaben kaum in ein richtiges Verhältniß zu bringen sind, und man thut sehr wohl das Gesagte neben allen erfreulichen Aussichten auf gelbes Fieber und dergleichen mehr in ernste Erwägung zu ziehen, ehe man sich zur Auswanderung in den Süden der Union entschließt.

Der Mangel an Arbeitern macht sich übrigens täglich fühlbarer, und wie schon früher mitgetheilt worden, bemüht man sich lebhaft zu seiner Abhülfe Rath zu finden. Die Einführung freier schwarzer Arbeiter auf die Antillen von Seiten der französischen Regierung hat dieser Frage einen neuen Impuls gegeben. Man glaubt, was Frankreich sich erlauben durfte, das kann auch Amerika thun, und besorgt überhaupt weniger eine Einsprache der europäischen Staaten als der eigenen nördlichen Brüder. Der Senator Paul hat in diesem Sinne einen Antrag an den Senat von Louisiana gerichtet, daß die Einführung von 5000 freien Arbeitern von der Westküste Afrika's versuchsweise gestattet werden möge. Die hiesigen Zeitungen liegen sich über die Angelegenheit arg in den Haaren; die einen heben die Gefahr hervor welche aus der Einführung freier Neger in einen Sklavenstaat mit Nothwendigkeit entstehen müsse, die andern deuten auf den Arbeitermangel, und werfen jenen die Dummheit vor, zu glauben daß frei eingeführte Neger auch frei bleiben. Auf den letzten Punkt wird die ganze Sache sich wahrscheinlich hinausführen, wenn sie zu Stande kommt; die Gaz. de N. Orleans sagt, „eine milde Sklaverei, eine sehr milde, die sey immer ein verführender Wunsch." Das Wahre ist indessen daß eine Abhülfe schlechterdings nothwendig, und weiße Arbeiter nicht im Stande sind die Hitze des tropischen Klima's, zumal bei der Baumwollencultur, noch die verderblichen Ausdünstungen

der Sümpfe auf lange Dauer zu ertragen. Diese Gründe erforderten die besprochene Einfuhr auf Martinique und Guadalupe; daß aber auch auf diesen Inseln ein Zwang zur Arbeit nothwendig stattfinden muß, behauptet hier jeder Kundige, denn ohne solchen arbeitet der Neger einmal nicht. Wie gering überhaupt die Leistungen dieser sind, ist im allgemeinen bekannt, die nachstehende officielle Tabelle wird das Verhältniß darthun in welchem der Werth der Privatgrundstücke (incl. der Häuser) und der Sklaven in New-Orleans steht. Derselbe betrug nämlich im Jahre 1857:

	Dollars.		Dollars.	
für den 1. District	6,200,750	lieg. Grdst. und	685,600	Sklaven.
„ „ 2. „	7,030,250	„ „ „	780,900	„
„ „ 3. „	20,400,625	„ „ „	821,800	„
„ „ 4. „	9,981,350	„ „ „	452,800	„
„ „ 5. „	7,509,400	„ „ „	756,100	„
„ „ 6. „	4,638,750	„ „ „	744,100	„
„ „ 7. „	2,907,450	„ „ „	325,250	„
„ „ 8. „	1,760,170	„ „ „	135,300	„
„ „ 9. „	2,277,830	„ „ „	283,600	„
„ 10. „	7,544,850	„ „ „	796,000	„
Summa	70,251,425	„ „	5,781,450	„

Diese zum Zwecke der Steuererhebung entworfene Tabelle ergibt zugleich die Steuersumme New-Orleans. Es war nämlich:

der Werth liegender Grundstücke	70,251,425	Dollars.
„ „ der Sklaven . .	5,781,450	„
dazu steuerbares Capital . .	22,260,350	„
Summa	98,293,225	„

Hievon wurden erhoben:

	Doll.	C.
1) Staatsabgabe, $16^2/_3$ Cents für 100 Dollars	163,822	4
2) Militärabgabe, 10 „ „ „ „	98,293	22
3) Für innere Meliorationen, $3^3/_4$ C. von 100 Doll.	36,859	95
4) Staats-Licenz „ „ „ „ „	203,645	—
5) Wahlabgabe „ „ „ „ „	8,181	—
Summa	510,801	21

Die neuesten Unterhandlungen der Niederländer mit Japan.

Von Dr. Friedmann.

Wir gaben früher (Nr. 27 und 28 Jahrg. 1856 des Auslandes) eine Uebersicht der von Niederland bis zum Jahre 1855 angewandten Mittel zur Milderung des von Japan befolgten Abschließungssystems und der damals erlangten Resultate. Für die Vereinigten Staaten von Nordamerika sollten dem Tractate gemäß die Häfen von Hakodade und Simoda offengestellt seyn. Großbritanien hatte eine Uebereinkunft geschlossen, gemäß welcher seiner Flagge Zugang zu den Häfen von Hakodade und Nagasaki gestattet seyn sollte. Den Niederländern waren in officieller Weise, aber ohne Tractat, diejenigen Vortheile zugesichert welche andern Völkern bereits zugesagt oder später bewilligt werden sollten. Auch Rußland hatte, wie man später erfuhr, im J. 1855 bereits einen Handelstractat mit Japan geschlossen. Da aber alle vier Mächte sich in ihren Tractaten diejenigen Vortheile mitbedungen hatten welche andern Nationen zugestanden werden, so sollten sie alle freien Zugang zu den Häfen von Simoda, Nagasaki und Hakodade haben. Trotz dieser Verträge blieb jedoch die japanische Regierung bei ihrem alten System, und erklärte ausdrücklich daß der Verkehr mit dem Auslande sich auf den Handel im Hafen von Nagasaki beschränken soll, der den Holländern und Chinesen geöffnet ist.[1] Deßhalb betrachtete man in Niederland auch alle genannten Tractate und die officiellen Zusicherungen der japanischen Staatsmänner in Briefen an niederländische Abgeordnete nur als den ersten Schritt zu einer Umkehrung des Staatssystems bei den Japanesen, welche durch fortgesetzte geistige und moralische Einwirkung endlich erzielt werden müsse.

Indessen zeigte sich im Jahre 1856 laut verschiedenen Berichten eine merkwürdige Veränderung in der Denkweise der japanischen Bevölkerung, die beim Anblicke der europäischen Kriegsdampfschiffe, des elektro-magnetischen Telegraphen und vieler andern physikalischen und nautischen Werkzeuge, welche die Niederländer der japanischen Regierung zum Geschenk machten, einzusehen begann daß sie selbst in Bezug auf Wissenschaft und Kunst den europäischen Nationen weit nachstehe, so daß ihnen eine kräftige Entwicklung in der Cultur noth thue, wobei aber das Abschließungssystem nur hemmend im Wege stehen würde. Japanische Fürsten und andere hochgestellte Personen zeigten ein lebhaftes Interesse am Seewesen, an der Mechanik und Physik, und die niederländischen Seeofficiere, die sich in diesen Fächern besonders unterrichtet zeigten, wurden von ihnen öfters besucht, und es nahmen manche Wißbegierige regelmäßigen Unterricht von ihnen. Auch verlangte die japanische Regierung jetzt eine Marine nach europäischer Weise, zu welchem Zwecke die Vermittlung der Niederländer angerufen wurde. Niederland empfieng zahlreiche Gesuche um Absendung von Sachverständigen sowohl als insbesondere eines Kriegsdampfers, verschiedener Waffen, physikalischer Instrumente, welche der Kaiser mit Dank annehmen würde. Augenzeugen dieser neuen Wendung der Dinge in Japan hielten dafür daß jetzt der freie Verkehr mit allen Nationen gewiß bald gestattet seyn dürfte.

Die niederländische Regierung beschloß ohne Rückhalt den Japanesen Unterricht in den Künsten des Friedens und des Krieges zu ertheilen, im Vertrauen daß Japan in demselben Maße den Rathschlägen, ihr Land dem Welthandel zu öffnen, Gehör geben werde, als es an Cultur zunehmen und sich den Völkern des Abendlandes anschließen werde. Zugleich sollte ein neuer Vertrag die bereits erlangten Rechte befestigen, und jene alten und lästigen Beschränkungen sollten aufgehoben werden durch welche der niederländische Handel in Japan zum Kleinhandel herabgesunken war, der zwar bedeutenden Gewinn abwarf, aber den weitergehenden und hochherzigen Planen der Regierung durchaus nicht entsprach.

[1] Tweede openbaar rapport over de japansche aangelegenheden uitgebragt door de Ministers van Kolonien en buitenl. zaken. 7 Mei 1857.

Die Plane der niederländischen Regierung stießen aber auf gewaltige, zum Theil auf guten historischen Grund basirte Hindernisse, von welchen das herrschende Mißtrauen gegen die Christen obenan steht. Die Geschichte lehrt daß die theilweise Vertreibung und beschränkte Zulassung der christlichen Völker in Japan mit dem Sturz eines Usurpators zusammenhängt, der sich mit Hülfe der Christen auf den Thron des gesetzlichen Kaisers geschwungen hatte. Das Abschließungssystem schenkte dem japanischen Staat ein paar Jahrhunderte hindurch Ruhe und Friede, so daß das wirkliche, nicht nur scheinbare Aufgeben dieses Systems im ganzen Reiche bei den hochgestellten Beamten noch immer hartnäckig bekämpft wurde.

Es ist ferner zur Herstellung eines ausgebreiteten Handels und eines lebhaften Verkehrs mit dem Ausland eine gänzliche Reform der staatswirthschaftlichen Einrichtungen nöthig. Denn trotz der Fruchtbarkeit des Landes und seines Reichthums an Metallen besitzt Japan zur Zeit doch keineswegs eine hinlängliche Quantität von Producten, die es für eine nur einigermaßen bedeutende Waarenzufuhr von außen in Tausch geben könnte. Ein Land, dessen Industrie seit Jahrhunderten nur für die eigene Bevölkerung und ihr Bedürfniß berechnet war, dessen dichte Bevölkerung die Agriculturerzeugnisse beinahe ganz nöthig hat, und dessen Bewohner endlich im Bergbau noch nicht so weit vorgeschritten sind daß sie ihren Reichthum an Metallen und fossilen Brennstoffen gehörig ausbeuten könnten, kann natürlich nicht sogleich einen bedeutenden Handel mit dem Ausland anknüpfen. Hiezu kommt das damals noch bestandene Verbot der Geldausfuhr ins Ausland, welches auch die Baarzahlungen unmöglich machte. Was den alten privilegirten Handel der Holländer zu Nagasaki betrifft, so sind die bei demselben bestehenden Bestimmungen mit den Grundsätzen eines freien Handels nicht in Einklang zu bringen, und Niederland war bereit auf die geringen Preise welche die japanische Regierung auf das von ihm bezogene Kupfer, den Kampfer und die Kabajen (Kleidungsstücke aus eigenthümlich bedrucktem Kattun) setzte, zu verzichten, und diese Artikel gleich andern Nationen von Privaten zu kaufen, wenn die vorgeschlagene Reform gründlich und ohne Rückhalt zur Ausführung gebracht würde.

Mit der größten Eile wurde indessen dem löblichen Verlangen der Japanesen, mit den Wissenschaften und Künsten der europäischen Nationen möglichst bekannt zu werden, Genüge geleistet. Auf der Insel Desima ward eine wissenschaftliche Bibliothek in holländischer Sprache, so wie eine Modell- und Instrumentensammlung angelegt zur Veranschaulichung des gegenwärtigen Standpunktes der Mechanik und Physik. Zugleich wurde dem Kaiser ein Kriegsdampfschiff angeboten, mit dem Bemerken daß die Regierung bereit sey auf Desima oder anderswo einige Dampfschiffe für Japan bauen zu lassen, wobei japanesische Mechaniker und Arbeiter praktischen Unterricht im Anbau und in Führung von Dampfschiffen genießen könnten. Ein Marinedetachement wurde nach Japan bestimmt zur Verfügung der Factorei auf Desima; dieses Detachement sollte, wenn die japanesische Regierung den Forderungen der Niederländer Genüge leisten würde, regelmäßig und in umfassender Weise jenen Unterricht fortsetzen der im Jahre 1854 vom Commandanten des Dampfschiffes Gedeh, dem Oberst Fabius, begonnen, und der zum zweitenmal nach Japan geschickt wurde. Auch erhielt der Vorstand der Factorei zu Desima den Titel „Niederländischer Commissär in Japan," so wie ein seinem Rang entsprechendes Costüm, um der ganzen Niederlassung mehr den Charakter einer Gesandtschaft als einer kaufmännischen Unternehmung zu geben.

Der neu ernannte niederländische Commissär gieng am 9 Nov. 1855 eine vorläufige, vom Hof zu Jeddo bekräftigte Uebereinkunft mit dem Provinzialgouverneur ein, welche die alte Handelszulassung der Niederländer in Japan befestigte, die andern Nationen bereits bewilligten oder noch zu ertheilenden Vortheile auch den Niederlanden zusagte, die geforderte persönliche Freiheit den auf Desima befindlichen Niederländern zugestand, und endlich viele alte Beschränkungen in Bezug auf den Verkehr aufhob. Das Resultat konnte für jenen Augenblick befriedigend genannt werden, und der ganz ungehinderte Besuch der Stadt Nagasaki, der früher nur in Begleitung eines japanesischen Commissärs geschehen durfte, mochte ohne Zweifel als eine nicht unbedeutende Abweichung vom alten System der Beschränkung und des Mißtrauens der Japanesen gelten. Das angebotene Dampfschiff wurde mit Dank angenommen, und da bereits eine Anzahl Japanesen hinlänglichen Unterricht in der Führung eines Dampfschiffes auf Desima genossen hatten, so wurde die niederländische Mannschaft durch Japanesen ersetzt. Der dem Hrn. Donker Curtius ertheilte neue Titel wurde ohne Anstand von der japanesischen Regierung anerkannt. Die von Dr. Van der Broek gegebenen Vorlesungen in der Physik, Chemie und Mechanik wurden immer zahlreicher besucht, und trugen nicht wenig zur Verbreitung von Kenntnissen und zu neuen industriellen Unternehmungen bei den Japanesen bei.

Den übereinstimmenden Berichten der HH. Donker Curtius und Fabius gemäß, daß eine durchgreifende Reform des japanesischen Staates bevorstände, hielt es die niederländische Regierung für gut mit dem begonnenen Unterrichtssystem fortzufahren. Aber die zunehmenden Forderungen der Japanesen an die Niederländer geboten letztern doch einige Vorsicht, damit nicht etwa Japan die Absicht verfolgen könnte sich nur mit der europäischen Kriegskunst und Taktik bekannt zu machen, ihre Land- und Seemacht so wie ihre Festungen nach europäischer Weise einzurichten und zu waffnen, um dann gegen andere Nationen, außer den Holländern, wieder sein altes Abschließungssystem in Anwendung zu bringen. Deßhalb lehnte man das Gesuch ab in Japan eine Kanonengießerei und eine Waffenschmiede zu gründen, so wie eine Werft für die japanesische Marine zu errichten. Hingegen nahm man keinen Anstand, noch ein Schraubendampfschiff in Niederland für Japan anfertigen zu lassen, so wie einen Ingenieur nach Japan zu senden, der Unterricht im Bergbau und Hüttenwesen ertheilen sollte. Der Oberst Fabius wurde zum drittenmal mit einem Dampfschiff nach Japan geschickt, um die Häfen von Hakodade und Simoda zu besuchen. Dem niederländischen Commissär wurde der Auftrag ertheilt die nöthigen Unterhandlungen zur Abschließung eines neuen Vertrags anzuknüpfen, durch welchen alle mit Japan befreundeten Nationen freien Zutritt in die Häfen erhalten, der christliche Glaube ungehindert in Japan ausgeübt, und besonders das jährlich vorgenommene „Bildertreten," eine für das Christenthum schmähliche Ceremonie, abgeschafft werden sollte. So standen die Dinge im Frühjahre von 1856.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug an den Liris ins Gebiet der alten Volsker.*

(Von Dr. G.)

III.

Sora's Geschichte und Alterthümer. — Der Weg über Ponte Tapino an der Fibreno-Quelle vorüber nach Atina. — Die Melfa und das Meta-Gebirge. — Atina. — Rückkehr nach Isola di Sora. — Ein Ausflug ins Römische nach dem Kloster Casamara (Casa Marii). Arpino und seine historischen Erinnerungen. — Rückkehr nach San Germano und Neapel.

(Schluß.)

Hoch oben in der Altstadt besuchten wir die vermeintlichen Ueberreste des Tullischen Familiensitzes, welchen Quintus Cicero erbte: uralte, mit Rauch und Schmutz bedeckte Wände, jetzt von einer armen Weberfamilie bewohnt, welche den Cicero als einen Trinkgelder spendenden Halbgott hoch verehrte und sich sehr zudringlich benahm. Eine Cisterne und unterirdische Gewölbe, Muro di Cecc (Abkürzung von Cicerone) genannt, sind in der Nähe und gehörten zum Tullischen Wohnhause. Sogar eine Straße führt hier den Namen des Cicero, und eine andere, mitten durch den Berg geschnittene, den Namen Via Greca, wo nach Clavelli's Ueberzeugung die griechischen Sklaven des Cicero wohnten. Sehr interessant ist ein altes, ebenfalls häufig abgebildetes Thor in diesem Quartier. Es gehörte zu der pelasgischen oder Cyklopenmauer, welche die Akropolis schützte, und hat eine zugespitzte, roh-pyramidalische Form mit kolossalem Einsatzstück, welches vielleicht früher ein Phallus als Symbol den pelasgischen Hermes zierte. Fast alle Städte der Umgegend, z. B. Aquino, Arce, Atina, Alatri rc. zeigen Ueberreste ähnlichen Mauerwerks, welches den Stößen der Widderköpfe und Balkenstürmer kräftig widerstand. Der alte Clavelli zerbrach sich den Kopf über die Kräfte, welche solche Mauern aufrichten konnten, und nahm ohne Bedenken seine Zuflucht zu Riesen und Cyklopen. An einem Punkte der Akropolis scheint der natürliche Felsen künstlich geglättet, um jedes Emporklimmen unmöglich zu machen.

In der Kirche des h. Michael, welche auf dem Platze zwischen den beiden Hügeln steht, bemerkt man hinter dem Chor eine hohe und weite Wölbung in dem lebendigen Gestein in der Gestalt eines Tempels mit mehrern Seitennischen, von denen Clavelli glaubte — er zählte ihrer neun — daß die Statuen der neun Musen sie geschmückt; auch dieses Ueberbleibsel gehört uralter pelasgischer oder volskischer Zeit an. Steigt man in entgegengesetzter Richtung zum Quartier der sogenannten Civita falconaria hinan, so fällt ein großes, palastartiges Gebäude in die Augen, welches, obwohl sehr verfallen, den Namen eines Castells führt. Es ist aus Quadern erbaut und soll einst dem König Ladislaus als Wohnung gedient haben. Nachdem mit so großer Genauigkeit die erbgesessene Wohnung des Ciceronianischen Geschlechts in Arpino ermittelt worden, versteht es sich von selbst daß auch für den Sohn der Fulcinia, den kriegerischen C. Marius, eine Behausung entdeckt werden mußte. Diese Behausung soll und muß das sogenannte Castello seyn. In der Nähe liegt die Kirche S. Maria di Civita, einst — wie man fest versichert — ein Tempel des Mercurius Lanarius. Der Abbé Pistilli, Grossi u. a. citiren eine hierauf bezügliche Inschrift, welche bei einer Reparatur des Fußbodens der Kirche gefunden wurde. Der Titel Lanarius, welcher dem Mercur beigegeben werden, belehrt uns daß die Wollenweberei, d. h. die Tuchfabrication, schon zu den ältesten Zeiten in Arpinum blühte. Noch heute steht sie hier und in der ganzen Umgegend in hohem Flor, und ist nicht allein der Hauptnahrungszweig der Einwohner, sondern auch eine Quelle der Wohlhabenheit und des Reichthums für viele. Mercur, der Gott des Gewinns und des Handels, konnte recht wohl den Titel Lanarius führen, wenn die Wolle so viel Gutes in Arpinum bewirkte. Gaben doch in der Regel die Alten ihren besondere Verehrung genießenden Göttern und Heiligen Beinamen von Künsten, Gewerben, Unternehmungen, Localitäten rc., welche ihren Säckel füllten, ihrer Eitelkeit schmeichelten oder sonst ihrem Interesse dienten. Die genannte Kirche besitzt mehrere Inschriften, welche auf die schon im Alterthum geübte Kunst der Wollenweberei Bezug haben; es kommen Ausdrücke und Namen wie: tingere, fulonica, turreis u. s. w. vor, welche auf Walkerei, Färberei und besondere Werkstätten sich beziehen, und Namen antiker Fabricanten enthalten.

Bei der Porta dell' Arco, in der Nähe der Mauern von Arpino, befindet sich, aus sehr festem, rohem Gestein erbaut, das sogenannte Monumento oder die Cona del Monumento, welches Clavelli ausführlich beschreibt und sehr ernsthaft für das Grabmal des Saturn ausgibt. Hier — behauptet er — sey die Aschenurne des Saturn gefunden, welche aus Sorglosigkeit der Arpinaten in die Hände des römischen Cardinals Carpi gekommen, ohne daß Hoffnung vorhanden sie für seine Vaterstadt wieder zu gewinnen. Ich übergehe mehrere Inschriften, welche hier und dort in Kirchen und Privathäusern vorhanden und die Namen Marius, Notus, Fufidius u. s. w. bringen. Cicero redet zu verschiedenenmalen von der Gens Fufidia aus Arpinum, welche gute Redner und tapfere Krieger zu den ihrigen zählte.

Nicht geringes Vergnügen gewähren dem Touristen in mehrern Kirchen und Privatwohnungen Arpino's die schönen, prächtigen Gemälde des Giuseppe di Cesare, bekannt unter dem Namen des Cavalier d'Arpino, und überall sehr geschätzt. Im Hause der Familie Infanciulli befindet sich ein Porträt des Malers, im Hause der Familie di Cesare, vor der Porta dell' Arco, ein schönes Deckengemälde des Meisters, Phaëton darstellend, welcher den Wagen des Sonnengottes durch den Himmel fährt. Auch die Familie Battiloro besitzt Werke des „Cavalier d'Arpino" und ein vortreffliches Bild von Domenichino. Die Kirchen des h. Andreas, Michael, Dominicus und der S. Maria sind ebenfalls mit Gemälden von seiner Hand geschmückt.

Arpinum war eine alte, berühmte Stadt der Volsker. Der griechische Name deutet indessen auf pelasgischen Ursprung, und der gelehrte Corcia weist aus Strabo und Pausanias nach daß sich in Elis eine gleichnamige Ortschaft befunden. Clavelli behauptet daß das Symbol des Priapus sich an mehrern Punkten der alten Stadtmauer Arpino's befunden habe, und aus Herodot ist uns der Phallus-Cult der Pelasger nicht unbekannt. Daß Arpinum eine Stadt der Volsker war, wissen wir von allen Schriftstellern, welche die bei-

den berühmten Männer, die hier geboren, Marius und Cicero, verherrlichten. Die Samniter nahmen den Volskern die Stadt, aber im Jahr 448 wurde sie, gleichzeitig mit Sora, den Samnitern wieder von den Römern genommen. Arpinum zeigte den Römern sehr freundliche Gesinnungen, und erhielt im J. 450—51 das römische Bürgerrecht, jedoch ohne Stimmrecht. Arpinaten kämpften in Oberitalien gegen die Carthaginenser und in Verbindung mit den Lirinaten bei Cannae, und zwar unter dem Commando eines Tullius, eines Abkömmlings des Attius Tullus, von welchem auch Cicero seine Abstammung herleitet. Im J. 589 verheerten afrikanische Truppen das Gebiet von Arpinum, ohne jedoch die Stadt zu belästigen, welche endlich nach so vielen Verdiensten Municipalrechte erhielt und der Tribus Cornelia zugetheilt wurde. Die mittelalterliche Geschichte der Stadt ruht sehr im Dunkeln, und wird durch Clavelli wenig beleuchtet. Gegenwärtig erfreut sich Arpino eines beträchtlichen Wohlstandes und eines im Verhältniß zu andern Städten sehr reinlichen Ansehens. Obschon mehrere freie Plätze vorhanden und der eigentliche Stadtraum viel mehr Häuser fassen könnte, so gewähren die Häuser doch, mit Ausnahme der obern und entlegenern Gassen, ein wohnliches und solides Ansehen. Daß Cicero und Marius nicht allein in verstümmelten Büsten und Inschriften, sondern auch in Dedicationen von Theatern, Brunnen, Cafés u. s. w. geehrt und apotheosirt sind, versteht sich von selbst. Die Steine welche die Namen Marius und Cicero tragen, werden von vielen für nicht antik gehalten, auch deutet der Beisatz: cives nostri, auf moderne Verherrlichungsgelüste. Ohne Zweifel ächt sind jedoch die Steine, welche die Namen Novius und Fufidius tragen.

Wir hatten unsere Wanderung durch die Stadt vollendet, und pflogen der Ruhe in einem Café. Nach wenigen Minuten waren wir von mehrern gebildeten und zuvorkommenden Arpinaten begrüßt und zu längerem Verweilen eingeladen. Die Unterredung lenkte sich alsobald auf die Alterthümer und die jetzige Bedeutung der Stadt. Dabei fehlte es nicht an einer Aufzählung sämmtlicher Verdienste und Thaten des Marius und des Cicero, und da die Herren Arpinaten in diesem Capitel viel bewanderter waren als wir, so hatten wir einen nicht leichten Stand. Sogar das Adlernest, welches einst dem Marius (als seine Mutter Fulcinia die Wiege, in welcher er schlummerte, an eine Eiche gebunden hatte) auf den Leib gefallen, kam zur Sprache. Ueber die sieben kleinen Adler (aus welchen man die sieben Consulate des Marius vorhersagte) macht sich nun freilich schon Plutarch lustig, welcher recht gut wußte daß die Adler mit dem Eierlegen nicht so verschwenderisch umgehen; das hatten wir also im Café zu Arpino nicht mehr nöthig; aber die Marianische Eiche, ihre Wirklichkeit, ihr Standort wurde lebhaft besprochen und bestritten. Leider gieng das Gedicht Cicero's mit dem Titel: „Marius,“ verloren, und die übrigen Stellen wo dieser Eiche gedacht wird, sagen auch nicht viel. Als Atticus einst den Cicero nach derselben fragte, antwortete er: sic traditum est, und der Bruder Quintus Cicero erklärte diese Tradition lächelnd für eine Fabel. Nichtsdestoweniger siegte im Café zu Arpino ein gelehrter junger Arpinate mit der Behauptung, daß die Eiche des Marius, des Arator Arpinas, wie ihn Plinius nennt, nicht in dem entfernteren Cereate unbekannten Standorts, sondern in der nächsten Nähe von Arpino gestanden. Von höherem Interesse war für uns die Erinnerung an alle Lebensereignisse der beiden berühmten Männer, deren Charakter nebenbei einer lebhaften Kritik und Parallele unterworfen wurde.

Unsere Köpfe waren mit allen Thaten und Abenteuern des Marius und des Cicero angefüllt, aber die Mägen waren leer, und deßhalb eilten wir noch vor Mittag nicht zu den Fleischtöpfen, wohl aber zu den Fischschüsseln Isola's zurück. Die Forellen und Karpfen schmeckten vortrefflich, und es gefiel uns so gut in Isola, daß wir abermals daselbst zu übernachten, aber den Abend mit einem Spaziergang nach dem Kloster Casamara (im Römischen) unterhalb Veroli auszufüllen beschlossen.

Zuvor jedoch einige Worte über die alten Volsker selbst, deren Gebiet wir nun schon mehrere Tage lang durchstreiften. Ueber die Gränzen des alten Volskergebiets zu schreiben, wäre eine vergebliche Arbeit. Strabo, Plinius und Ptolemäus sagen nichts bestimmtes darüber, und Pomponius Mela scheidet sie von den Latini, sey es wegen der Größe ihres Gebiets, sey es wegen ihrer Macht und ihres unter den andern latinischen Völkerschaften hervorragenden Einflusses. Sie bewohnten das Land von den Gebirgen des Fuciner Sees abwärts bis zur Küste des tyrrhenischen Meers — Scylax berechnet ihr Küstengebiet auf die Schifffahrt eines einzigen Tages, also etwa auf 40 Miglien — hatten nördlich die Aequer, die Herniker und Marsen, östlich die Samniter, Sidiciner, Campaner, Aurunker, südlich die Ausonen, westlich die Latiner und Bewohner der römischen Campagna zu Nachbarn. Die heutigen Ponza-Inseln gehörten zum volskischen Gebiet, dessen größter Theil, wie aus obigem erhellt, sich in dem heutigen Kirchenstaat befand. Eine umfassende Schilderung des ganzen Volskergebiets ist uns nicht bekannt. Grossi schrieb Lettre sule città di Volsci; Pistilli gab ein Buch, betitelt: Città sul Liri heraus, Pilla, Breislak, Tenore behandelten das Geologische einzelner Districte, Corcia in seiner Storia del Regno delle Due Sicilie beschreibt nur den zum Neapolitanischen gehörigen Theil des Volskergebiets, und Gregorovius berührt in der „Allgemeinen Zeitung“ nur den westlich vom Liris gelegenen Theil desselben. Man kann mit Wahrheit behaupten daß einzelne Strecken des alten Volskerlandes bis zur heutigen Stunde für die zahllosen Reisenden, welche alljährlich nach Rom und Neapel pilgern, eine terra incognita blieben.

Es streiten sich die Gelehrten, ob die Volsker das Land von den Bergen herab oder vom Meere kommend bevölkerten und bebauten. In den ältesten Traditionen erscheinen die Volsker gleichbedeutend mit den Aboriginern, Opikern (Oskern), welche die Geschichte hier als die ältesten Ansiedler kennt. Aristoteles setzt die Opiker (Osker) auf dasselbe Uferland des alten Latiums, wo andere Schriftsteller die Volsker wohnen lassen, und wir finden z. B. Fregellä zuerst im Besitze der Opiker, dann in demjenigen der Volsker. Es ist am einfachsten und wahrscheinlichsten anzunehmen daß die Volsker von den Oskern abstammen, wie denn überhaupt die vielen Namenunterschiede, welche oft nur in Specialitäten ihren Grund haben, in Betreff der eigentlichen Abstammung nicht viel Bedeutung zu haben scheinen. Verwechseln doch schon Livius und Dionys v. Halicarnaß Volsker, Aurunker und Ausonen, und wie wäre es möglich hier genaue geographische und historische Unterscheidungen zu machen. Der Name Volsci scheint aus Vol-Osci (mit verschiedener Erklärung des Vol) entstanden. Mit dem Na-

men Volsci soll nach der Meinung Jannelli's der am nördlichsten wohnende Stamm der Osker speciell bezeichnet worden seyn, und wenn es bei Festus heißt: qui osce et volsce fabulantur, nam latine nesciunt, so ist diese Verschiedenheit des Sprachidioms schwerlich ein Grund für die Verschiedenheit des Stammes. So werden die Volsci auch Vulschi, Vulsci mit sehr gewöhnlicher Verwechselung des u und o genannt, und es kommt sogar das Deminutivum Vulsculus vor. Scylar schrieb Ὄλσοι, was mit Weglassung des Digamma nichts anderes ist als Volsi, aus welchem dann Volsici, Volsci gebildet wurde.

Der mehrfach in diesen Skizzen genannte neapolitanische Gelehrte Corcia gibt den Volskern eine kolchische oder pelasgische Abstammung oder wenigstens Beimischung, den Cultus der Circe auf dem gleichnamigen Vorgebirge, denjenigen der Feronia, die Mythe von der Wanderung der Schlange von Epidaurus nach dem tyrrhenischen Meere, die griechischen Namen so vieler Orte, einzelne Bemerkungen alter Classiker über Wanderzüge aus Lakonien, Aetolien u. s. w. mit unendlichem Fleiß und großer Gelehrsamkeit, aber auch mit entschiedenster Vorliebe für pelasgische Einwanderungen heranziehend. Ich verweise auf Hrn. Corcia's Arbeit, welcher auch die Arbeiten deutscher und französischer Gelehrter in diesem Fache, z. B. Niebuhrs, Klausens, R. Rochette's, Petit-Radels u. s. w. sorgfältig benützt hat.

Die Geschichte des ganzen Volskergebiets, auch der gebirgigern Theile, ist diejenige ihrer Städte welche wir kennen lernten. Cicero spendet den Volskern, seinen Landsleuten, manch schönes Lob: er rühmt besonders die Einfachheit ihrer Sitten und das Wohlwollen für ihre Landsleute.

Wir traten am Nachmittag, nachdem es kühler geworden, die kleine Fußwanderung ins Römische hinüber nach Casamara an. Ein römischer Beamter begleitete uns, und war so gefällig uns von allen Paßquälereien an der nahe gelegenen Gränze zu befreien, wir überschritten den westlichen Arm des Liris, giengen an Castelluccio vorüber, und erreichten bald, nahe bei Casamara in der Nähe eines Baches, die Gränze, wo Spuren einiger Befestigungen und Schanzen vorhanden sind. Der Weg bot kein besonderes Interesse dar, doch ist die Aussicht auf die rings umher gelegenen Berg- und Felsenstädte, auf Monte S. Giovanni, Bauco, Colle Berardo, besonders aber auf das stattliche Veroli ausnehmend schön. Das Trappistenkloster Casamara leitet seinen Ursprung von Casa Marii, einer Villa des Marius (vielleicht Cereate) her, hat aber keine Alterthümer aufzuweisen. Es liegt in einer fast rings umher geschlossenen Vertiefung, einsam und melancholisch, und trägt diesen Charakter auch in seinem Innern. Man führte uns in Kirche, Gärten, Zellen und Refectorium, und bewirthete uns gastfreundlich mit Kaffee und selbstbereitetem, vortrefflichem Liqueur. Die Unterhaltung drehte sich um die körperlichen Gebrechen der guten Mönche — der eine war wassersüchtig, den andern quälte eine Hernia &c. — und die Forestieri mußten, sie mochten wollen oder nicht, ihren Rath abgeben. Dieß erinnerte mich an den Orient, wo jeder Reisende eo ipso Arzt und Heilkünstler ist. Indessen ward unser Rath gut aufgenommen, denn wir erhielten eine kleine Flasche Liqueur zum Geschenk, welcher uns auch am andern Tag vortrefflich mundete. Mit dem schmerzlichsten Bedauern, das herüberwinkende stattliche Veroli und das nicht allzuferne Alatri mit seinen riesigen Cyklopenmauern nicht mit in unsern Ausflug hineinziehen zu können, schieden wir bei Sonnenuntergang von den Mönchen Casamara's, und langten in dunkler Nacht, von zahllosen Glühkäfern umsummt und von dem Gezirp der Heuschrecken begleitet, wieder in Isola an.

Am andern Morgen in aller Frühe verließen wir das Städtchen und zwar nicht ohne Kampf mit dem allzu gierigen Gesinde der Locanda, durcheilten in der Kühle des Morgens das frische Liris-Thal, zogen an Arce, Roccasecca und der sehr bedenklichen Melfa-Kneipe unterhalb Roccasecca vorüber, der großen Landstraße folgend, welche Aquino rechts und das Gebirge des Monte Cairo links läßt, und in directer Linie, hin und wieder durch kleine Waldungen, aber fast ganz eben, von Ceprano nach San Germano führt. Der Blick auf das Gebirge links, welches die Melfa durchbricht, ist schön und großartig: unzählige Dörfer, Weiler, Ruinen, Castelle und Capellen schmücken die Abhänge, zu welchen von der Ebene aus sich eine leidliche Cultur hinanerstreckt. Die Bergspitzen jedoch sind kahl und grau. Der höchste Berg, der Monte Cairo wird zu 5142 Fuß Meereshöhe angegeben: ihm folgen der M. Cimarone, M. Occhio, Sorone u. s. w. Dieser ganze Gebirgszug, welcher die Ebene von Aquino und San Germano von den Thalflächen des Fibreno und der oberen Melfa trennt, führt nach dem höchsten seiner Gipfel den Namen Cairo-Gebirge.

Die Gegend von San Germano bis Capua habe ich in früheren Reiseskizzen ausführlich in diesen Blättern geschildert. An den Bergen von Roccamonfina vorüber, erreichten wir, nach mehrstündiger Rast in San Germano am späten Abend das wunderschön gelegene Teano, besuchten alte Freunde und Bekannte daselbst und eilten von hier am andern Tag in wenigen Stunden nach Capua.

Ueber den Ursprung morgenländischer Märchen.

Die Märchen wandern von Volk zu Volk und bürgern sich überall ein. So stoßen wir bei den verschiedensten Völkern immer auf dieselben Sagen mit wenig veränderten Wendungen. Odysseus Abenteuer in der Höhle des Polyphem kehrt in Sindbad's Reisen wieder, so gut wie bei den Rhapsoden der rumänischen Bauern. Unser Märchen vom Burschen „der das Gruseln lernen wollte,“ kann man in dem lithauischen Sagenschatz beinahe unverändert finden. Die Mongolen haben Märchen, die in den Hauptzügen übereinstimmen mit gleichen Producten der Sanskritliteratur. Nach der gewöhnlichen Vorstellung sind für uns die Araber die fruchtbarsten Märchenproducenten, und doch weiß man daß eine Mehrzahl der Märchen aus Tausend und Eine Nacht von den Arabern nur fremden Quellen nacherzählt werden. Nach den neuern For-

schungen ist denn mehr und mehr Indien als die Heimath der Originale erkannt worden. In diesem Sinne hat erst kürzlich wieder Theodor Benfey im Bulletin der St. Petersburger Akademie (Tom. XV. Nro. 337) eine größere Arbeit veröffentlicht, worin er zuerst nachweist daß die kalmükische Sammlung von 25 Märchen unter dem Titel Siddi-kür (Siddhi im Sanskrit Zauberer, kür im Mongolischen Leichnam) identisch sey mit dem im Sanskrit vorhandenen Vetâlapancavinçati oder den „fünfundzwanzig Erzählungen eines Dämonen." Zur Ueberzeugung der Leser legt er die Uebersetzung eines Märchens nach dem indischen Texte vor.

Märchen.

„Es gibt eine Stadt mit Namen Harshavatî, und da war ein vornehmer Mann, mit Namen Dharmadatta, ein Kaufmann, Besitzer von vielen Millionen. Dieser hatte eine Tochter, Vasudatta mit Namen, welche alle anderen Mädchen an Schönheit übertraf und dem Kaufmann lieber war, als sein Leben. Diese — der Frauen schönste, wie ein Rebhuhn anzusehen — ward einem ihr gleichen gegeben, einem an Gut und Jugendschönheit reichen, wie Ambrosia strahlenden, braven Kaufmannssohn, mit Namen Samudradatta, welcher in der von den Arya geliebten Stadt Tamralipti wohnte. Einst, als ihr Mann sich in seinem Lande befand, sah diese Kaufmannstochter, welche sich im Hause ihres Vaters aufhielt, irgend einen Mann aus der Ferne. Da dieser ein schöner Jüngling war, so ließ die leichtsinnige, bethört vom Liebesgott, ihn heimlich von einer Freundin sich zuführen, und umarmte ihn als ihren geheimen Buhlen. Von da an erfreute sie sich mit ihm im Verborgenen Nacht für Nacht und ihr Herz war einzig an ihn gefesselt. Eines Tages aber kam ihr junger Gatte aus seinem Heimathlande heran, gleichsam eine verkörperte Freude ihrer Eltern. Der Tag wurde festlich begangen, und sie, mit Schmuck versehen, von der Mutter in der Nacht zu ihm geschickt, aber, obgleich auf seinem Lager ruhend, umarmte sie den Gatten nicht, und als er sie bat, stellte sie sich — da ihr Sinn nur auf den anderen gerichtet war — schlafend; vom Trunk berauscht und vom Wege ermattet, fiel er darauf in Schlaf. Darauf, als alle Leute, von Essen und Trinken voll, eingeschlafen waren, stahl sich ein Dieb in das Schlafzimmer, nachdem er ein Loch in die Mauer gemacht hatte. Zur selben Zeit erhob sich die Kaufmannstochter, ohne diesen zu erblicken und gieng heimlich heraus, da sie mit ihrem Buhlen eine Zusammenkunft verabredet hatte. Als der Dieb, dessen Verlangen dadurch vereitelt ward, dieses sah, überlegte er: „mit eben den Kleinodien bedeckt, um derentwillen ich hier ins Haus gedrungen, geht sie in tiefer Nacht hinaus; da muß ich doch wenigstens sehen, wohin sie geht!" Nachdem er so überlegt, gieng er hinaus und folgte der Kaufmannstochter Vasudatta, sie sorgfältig im Auge behaltend, ohne von ihr gesehen zu werden. Diese aber, mit Blumen und ähnlichem in der Hand, begleitet von einer vertrauten Freundin, gieng und trat außerhalb des Hauses in einen Garten, welcher nicht sehr weit entfernt war. Da aber erblickte sie ihren Buhlen an einem Baum hängend, mit einem Strick um den Hals und todt; denn die Wächter der Stadt hatten ihn, als er, in Folge der Uebereinkunft mit seiner Geliebten in der Nacht herangegangen kam, für einen Dieb gehalten, gefangen und aufgehängt. Darauf erschrack sie, ihre Sinne verwirrten sich; „weh! ich bin vernichtet!" rufend, sank die Arme zu Boden und klagte und weinte. Sie nahm ihren todten Buhlen vom Baum herab, setzte sich nieder und schmückte ihn mit Salben und Blumen. Indem sie nun sein Gesicht aufhob und, obgleich voll Schmerz, küßte, da fuhr plötzlich ein Vetala [1] in ihren leblosen Buhlen und dieser biß ihr mit den Zähnen die Nase ab. Dadurch erschreckt, fuhr sie vor Schmerz zwar zurück, aber, da sie sich verwundet fühlte, dachte sie, „sollte er wohl noch leben," und trat wieder hinzu und betrachtete ihn; da sie ihn aber — weil der Vetala wieder herausgefahren war — ohne Bewegung und ganz todt sah, gerieth sie in Angst und Verzweiflung und gieng weinend langsam davon. Alles dieses sah der Dieb, welcher im Verborgenen stand, und dachte, „was hat da dieses schlechte Weib gethan!? Ha! Jammer! schrecklich ist jetzt das Herz der Frauen, nicht die Schlange! es ist einem unergründlichen versteckten Brunnen gleich, alsdann voll von den Höllen der Unterwelt. Was mag sie wohl nun beginnen?" Nachdem er so überlegt, folgte er ihr aus Neugier nochmals von ferne nach.

Sie nun gieng, und nachdem sie in ihr Haus, wo ihr Mann noch schlief, getreten war, fieng sie laut an zu schreien und rief folgendermaßen: „Kommt zu Hülfe! Dieser Bösewicht, der unter der Gestalt meines Mannes mein Feind ist, hat mir, ohne daß ich etwas verschuldet habe, die Nase abgeschnitten." Als sie ihr wiederholtes Schreien hörten, erwachten alle und sprangen vor Schrecken auf: Mann, Diener und Vater. Als der Vater herbeigeeilt, sie mit halbabgeschnittener Nase erblickte, ward er erzürnt, nannte ihren Mann einen Verbrecher gegen seine Gattin und ließ ihn binden. Er aber, obgleich er gebunden ward, war stumm wie ein Fisch und sprach kein Wort. Nachdem Schwiegervater und alle wach waren und dieses hörten, der Dieb alsdann, der ebenfalls zugehört, sich rasch entfernt hatte, und die Nacht nach und nach in Lärm verlaufen war, wurde dieser Kaufmannssohn von dem Kaufmann, seinem Schwiegervater, sammt der Gattin mit der abgeschnittenen Nase vor den König geführt, und nachdem der König erklärt hatte, „er ist ein Verbrecher gegen seine eigene Frau," verurtheilte er den Kaufmannssohn — ohne Rücksicht auf seine Vertheidigung — zum Tode. Als er nun unter Trommelschlag zum Richtplatz geführt ward, trat der Dieb heran und sagte zu des Königs Dienstmannen, „dieser ist unschuldig und darf nicht getödtet werden; ich weiß wie es zugieng, führt mich vor den König, damit ich ihm alles sage!" Nachdem er so gesprochen, wurde er vor den König geführt und, nach zugesicherter Straflosigkeit, erzählte der Dieb sämmtliche Vorgänge der Nacht von Anfang an. Dann sprach er: „Wenn Majestät meiner Rede keinen Glauben schenkt, dann möge sie sogleich die Nase im Munde des Leichnams suchen lassen." Nachdem der König dieß gehört, entsandte er Diener, um nachzusehen, und, sobald diese die Wahrheit erkannt, sprach er den Kaufmannssohn frei von der Todesstrafe, verbannte das schlechte Weib, nachdem er ihr noch die Ohren hatte abschneiden lassen, aus dem Lande, strafte den Schwiegervater um sein ganzes Vermögen, und machte den Dieb, der sich seine Zufriedenheit erworben hatte, zum Oberaufseher der Stadt."

[1] Dämonen die in Leichen zu fahren pflegen.

In der mongolischen Darstellung finden sich einige charakteristische Aenderungen, um dem Gedichte eine locale Färbung zu geben. Es ist hier der Bruder des Ehemanns, der sich in das Haus schleicht um etwas zu stehlen, sobald die beiden Gatten in Branntwein sich betrunken haben werden. Die Frau erhebt sich dann, um in der Küche Speisen zu bereiten, mit denen sie sich heimlich entfernt, während ihr der Dieb folgt. Die Frau begibt sich nun hinweg zu dem Sarg ihres Geliebten, hebt den Deckel, und sucht die Leiche mit den Speisen zu nähren, indem sie mit einer Zange die Kiefern des Todten aufsperrt, und die Nahrung die sie vorher zerkaut hat, mit der Zange dem Todten in den Mund schiebt. Plötzlich springt die Zange los und zwickt der Frau die Nasenspitze ab, während der Todtenschädel ihr im Zuschlagen die Spitze der Zunge abbeißt. (Das bloße Hineinfahren eines Dämons wird also hier künstlich umgangen.) Die Frau verleumdet hierauf ihren Mann, aber die Unschuld kommt auf, als der Dieb vor dem Chan den Hergang berichtet und die Spitze der Zunge zum Beweis im Schlunde des Todten entdeckt wird.

Die dämonischen Erzählungen sind durch Buddhistenmissionäre zu den Kalmüken gekommen, wie sich daraus ergibt daß statt des im Sanskrit auftretenden Zauberers Çânticila in der mongolischen Form der berühmte buddhistische Heilige (Bhikshu, Bettler) Nâgasena (corrumpirt in Nangaluna Baktschi) genannt wird. Für die Literaturgeschichte wäre es nun von besonderem Werthe zu wissen ob die Originale der Märchen bramanischen oder buddhistischen Ursprungs gewesen sind. Die Frage läßt sich aber nie mit Sicherheit beantworten, da Brahmanen und Buddhisten über 1000 Jahre friedlich neben einander lebten. Benfey ist jedoch der Ansicht daß die gesammte brahmanische Literatur mit Ausnahme der Veden nachbuddhistisch sey, und daß gerade die Märchen, Erzählungen und Fabeln, welche sich im Indischen finden, schon bei unserer verhältnißmäßig noch so geringen Bekanntschaft mit der buddhistischen Literatur als Producte derselben erkannt worden sind. Man wage daher nicht sehr viel mit der Hypothese daß erst mit den Buddhisten das Märchen in der indischen Literatur aufkam. Wir wollen uns diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, diejenigen der Leser denen diese Sache neu seyn sollte, auf das Studium der buddhistischen Legenden aufmerksam zu machen, die Schätze guter Erfindungen enthalten. Um davon eine Probe zu geben, schalten wir hier eine der anziehendsten ein.

Buddhistische Legende von Vitâsoka.

Vitâsoka war der Bruder des berühmten Königs Asoka, der sich eifrig bemühte ihn für die noch neue Lehre Buddha's zu gewinnen. Allein gelehrte Zweifel standen im Wege. In der Ascetik waren die Brahmanen viel strenger als die Buddhisten, und dennoch gelang es keinem brahmanischen Büßer mit allen Selbstqualen die völlige Unterjochung der Leidenschaften zu erzwingen. Wie hätte also das Ding einem buddhistischen Sramana glücken sollen? Der König verfiel daher auf folgenden Einfall. Eines Tages, als er alle seine fürstlichen Ornamente abgelegt hatte, um in das Bad zu steigen, überredeten auf sein Anstiften die Hofbeamten Vitâsoka das Diadem und das königliche Gewand aus Neugierde anzuprobiren. Der König überraschte den Bruder in dem fremden Putze, und stellte sich als entdecke er darin einen Versuch ihn vom Thron zu stoßen. Er verurtheilte ihn deßhalb zum Tode, doch gestattete er ihm eine Gnadenfrist von sieben Tagen. Während dieser Zeit sollte auf seinen Befehl der Bruder vollständig wie ein König behandelt werden. Das Hofgesinde begrüßte ihn völlig nach der Etikette, die königliche Capelle unterhielt ihn durch Musik, das Balletcorps durch seine Tänze. Am Schlusse jeden Tages aber erschien der Scharfrichter mit seiner Glocke und seinen blaugekleideten Knechten vor dem Prinzen, und erinnerte ihn daß der erste, der andere, der nächste Tag verstrichen sey, und wie viel ihm noch zu leben übrig bleibe. Am siebenten Tage wurde Vitâsoka vor seinen Bruder geführt, der ihn fragte wie er die königlichen Vergnügungen genossen habe. „Wie konnte ich, erwiederte der Befragte, für die Tänze Auge haben, wie konnte ich den süßen Weisen lauschen, köstliche Wohlgerüche einschlürfen, Leckerbissen kosten, an Gold und Edelsteinen mich weiden, oder die Umarmungen holder Frauen genießen, wenn am Thore die grimmen Todesboten lauschen? Die Furcht vor dem Tode war am Tage ein brennendes Fieber und bei Nacht eine Last auf meinem Haupte." Wohl! entgegnete Asoka, wenn dich die Furcht vor dem Schlusse dieses Lebens verhinderte die königlichen Freuden zu genießen, um wie vieles mehr müssen die Sramanas das Nahen des Todes fürchten, welches Hunderte von nachfolgenden Leben beschließen und wie viele denkbare Zustände von Wiedergeburten eröffnen soll! Ist jemand bestimmt in die Hölle zu fahren, wie furchtbar der Gedanke an das Feuer; oder unter die Thiere, wie schaudervoll daran zu denken daß er zerreißen und verschlingen, zerrissen und verschlungen werden soll; oder unter die Menschen, daß ihn eitle Wünsche wieder beunruhigen werden; oder unter die Götter, daß er doch zuletzt wieder aus dem Zustand der Seligkeit fallen werde. Wenn dich also die Furcht vor dem Verluste des Lebens unempfänglich machte für alle seine Lüste, um wie vieles mehr müssen die Sramanas stumpf seyn für weltliche Güter, da sie beständig die möglichen Uebel der Wiedergeburten und die Mittel zu ihrer Erlösung erwägen! — Durch diesen frommen Betrug wurde Vitâsoka für den Buddhismus gewonnen und erlangte als Bhikshu den ersten Grad buddhistischer Heiligkeit.

*

Auch in Bezug auf den Märchenkreis von Sindbad, dem der arabische Reisende Masudi eine indische Herkunft zuschreibt, weist Benfey die Identität mit einer persischen Recension, mit einer sanskritischen Sammlung der Çukasaptati oder Siebzig Erzählungen eines Papagais und dem in Tausend und Einer Nacht enthaltenen Cyklus der „Sieben Wesiere" nach. Benfey vermuthet nun daß es ein indisches Originalwerk gegeben hatte, aus welchem alle Erzählungen des Sindbadkreises stammen, das aber, da die Märchen stückweise in andere Sammlungen übergiengen, seltener abgeschrieben wurde, zu Masudi's Zeit noch existirte, aber nicht auf uns gelangt sey. Der Name Sindbad selbst sey eine Corruption des sanskritischen siddhapati oder Herr der Siddhas, d. h. der Zauberer, wie denn auch in der hebräischen Bearbeitung Sindbad ein „Haupt der Weisen" genannt werde.

Die Muhammedaner in China.

Die Muhammedaner und ihre Religion heißen in China Hoey-hoey, vielleicht von den Uiguren oder Ost-Türken genannt, welche 750 n. Chr. als Hülfstruppen dem chinesischen Kaiser dienten. Eine chinesische Encyklopädie sagt: „das Volk der Hoey wohnt über 1000 engl. Meilen jenseits der Gränzen der N. Tartarei, 53° n. Br. Es ist ihnen eigenthümlich daß sie nur den Himmel allein verehren. Zu Anfang der Dynastie Tang (750 n. Chr.) kamen sie zu Schiffe nach der Provinz Kanton, wo sie sich einen Tempel bauten. Unter Kublai breiteten sie sich durchs ganze Reich aus; wo sie hinkamen, schloßen sie sich eng aneinander an und ließen sich nieder." Ein anderer chinesischer Bericht setzt die Einführung des Muhammedanismus in China schon 633 n. Chr. Die arabischen Gesichter mehrerer Moslimen in Kanton, deren Vorfahren sich da vor mehreren Jahrhunderten niedergelassen haben sollen, scheinen ihre Abkunft aus Arabien zu bestätigen. Von Anfang an scheinen sie bloß Handelszwecke verfolgt zu haben und auch nie auf Proselytenmachen ausgegangen zu seyn. Ihre Vermehrung wird durch Heirathen und Kindererzeugung vor sich gegangen seyn. Sie beobachten strenge ihre Religionsvorschriften, sonst in Tracht, Sprache und Sitten nicht von der Masse der Chinesen unterschieden. Jetzt sind sie in allen Provinzen China's verbreitet, doch mehr im N. W. als im Süden; besonders in Kan-su, Schen-si, Schan-si, Sse-tschuen und Yun-nan, aber auch in Tschi-li, Schan-tung und Leao-tung. In Lin-tsin-tscheu in Schan-tung fand Bruguiere 10,000 Muhammedaner, auch in Kanton sollen 30,000 seyn. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts rechnete man ½ Million. In den acht muhammedanischen Städten der kleinen Bucharei unterscheidet man 3 Secten nach ihrer Kopftracht, dem rothen, weißen und gewöhnlichen arabischen Turban. Renaudots arabische Reisende im 9ten Jahrhundert erwähnen schon daß der Kaiser einen Muhammedaner als Richter über seine Glaubensgenossen bestellt hatte. An Festtagen sprach er das Kotbah in üblicher Form, und am Schlusse das Gebet für die Moslim. Die Kaufleute aus Irak waren nicht unzufrieden mit ihm, da er nach dem Koran und dem muhammedanischen Rechte entschied. Unter den kaiserlichen Truppen, die 1853 im Herbste nach Schang-hai kamen die Piraten zu vertreiben, waren viele Muhammedaner aus Kan-su und Schen-si. „Männer die keine Götzenbilder haben und kein Schweinefleisch essen, sich des Weines enthalten, Allah anbeten und Muhammed folgen." „Obwohl das Land der Muhammedaner, sagt ein chinesischer Schriftsteller, an das der Inder gränzt, sind sie von diesen doch sehr verschieden; sie verehren Buddha nicht, beten nicht zu den Todten, sie opfern nicht den Geistern, sondern verehren nur, was wir mit dem einen Charakter Thian „den Himmel" bezeichnen. In Kai-fung-fu sind sie zahlreich. Vornehmlich in großen Städten haben sie Moscheen erbaut, oft mit der arabischen Inschrift über dem Thorwege: „Ein Tempel für Muhammedaner, welche den Koran befragen wollen." In Kanton ist der glänzende Thurm Kuang-tha, etwa vor 1000 Jahren von Muhammedanern da errichtet worden; an seinem Fuße haben sie ihre Moschee, jenseits der Stadtmauer ihren Begräbnißplatz Hiang-fen, „der widerhallende" genannt.

Es gibt in China einen eigenen Kalender zum Gebrauche für Muhammedaner. Milne erhielt von einem ihrer Lehrer den für 1843. Er kam von Hang-tscheu, dem Hauptsitz ihrer Religion in China, war mit kaiserlicher Genehmigung gedruckt und enthielt Anweisungen für die Fest-, Ruh- und Fasttage. Oben war ein Tempel abgebildet mit zwei Sprüchen in großen Charakteren: „Nimm die Lehren mit Ernst und Ehrfurcht auf und beobachte genau die Fasttage und die zum Gottesdienst bestimmten Tage." Am Rande liest man: „Wenn man den Neumond am ersten Tag der Woche sieht, muß man sich seiner gewöhnlichen Beschäftigungen entschlagen und sie lieber den Tag zuvor thun. Wenn der Mond den dritten Tag erscheint, den folgenden Tag ruhen."

Der Almanach gibt eine Liste der Sabbathe und der Fast- und Festtage. Er datirte „vom 23 Jahr Tao-kuangs, 1249 nach dem Tode Muhammeds im W.." Jeder arabische Monatsname ist sehr unvollkommen chinesisch geschrieben. Milne S. 416 gibt sie z. B. Moharram, Mei-ho-lan, Rajeb, Le-tsche-pu u. s. w.; die Chinesen haben bekanntlich kein R, und setzen dafür ein L. Wohl nur einzelne chinesische Muhammedaner pilgern nach Mekka. Das „Chinese Repository" für 1834 erwähnt eines solchen aus Tschi-li, der mit einer Menge arabischer Bücher heimkehrte, und obwohl keiner ihn verstand, von den muhammedanischen Lascars am Bord eben als Pilger mit Achtung behandelt wurde. Seine Glaubensgenossen in Canton gaben dem armen Manne das nöthige Geld, daß er in seine Heimathsprovinz zurückkehren konnte.

Einen ganz andern Charakter zeigen die Muhammedaner in den äußern Provinzen, wo der Muhammedanismus die herrschende Religion ist, wie schon in Hami, im Nordwesten, vor allem aber in der kleinen Bucharei. Wenn sie in China dem chinesischen Wesen sich anschmiegen und tolerant sind, ertragen sie die Herrschaft der Ungläubigen dort nur ungern, und sind gegen die Chinesen oft förmlich aufgestanden, so 1784, 1826 und sonst. Allerdings war 1826 die Herrschsucht ihrer frühern Fürsten mit im Spiele. Indeß veranlaßten den ersten Aufstand 1784 doch religiöse Parteiungen unter ihnen selbst, die zwischen den Roth- und Weißmützen (Hung u. Pe-Mao) in Kansu ausbrachen. Die Chinesen kümmern sich um ihre religiösen Meinungen nicht und wußten die Sektirer nur nach ihren Mützen zu unterscheiden; die letztern sollen die Orthodoxen gewesen seyn. Als es aber zu öffentlichen Auftritten kam, wurden 10,000 Familien der Weißmützen vertrieben; diese hetzten nun alle Muhammedaner auf, die ein Heer von 100,000 Mann aufgebracht haben sollen, das in China mordend und plündernd einfiel. Besiegt, wurden alle Aufständigen über 15 Jahre mit Weibern und Kindern vernichtet; die unter 15 Jahren waren, wurden zu Sklaven gemacht und die Gegend neu bevölkert. Siehe Plaths Geschichte des östlichen Asiens II. S 688—96.

Aus Dr. Lamonts Reisebriefen über Spanien und Portugal.

Von Tarragona nach Saragossa.

Von Tarragona begab ich mich nach Lerida. Die Landstraße zieht fort in einem Thal, dessen Ende nach einer Fahrt von 3½ Stunden erreicht wird. Offenbar ist dieß einst ein Meerbusen gewesen, ringsum von hohen Ufern eingeschlossen. Die Ufer erscheinen jetzt als Berge von demselben Charakter den ich bereits in der Nähe von Barcelona bemerkt hatte. Es sind Felsen, bedeckt mit etwas Erdreich, jedoch so daß das nackte Gestein gewöhnlich die Krone bildet und auch an der Seitenfläche in größern oder kleinern Massen hervorschaut. Die Formen sind durch die Verwitterung bedingt. Noch ehe man ganz das Ende des Thales erreicht hat, zieht die Straße hinauf an der ziemlich steilen Anhöhe links; erst nach einer halben Stunde erreicht man den höchsten Punkt, von wo aus rückwärts eine prachtvolle Aussicht auf die ganze Ausdehnung des Thales welches man eben verlassen hat, gewährt wird. Ein paar Schritte weiter eröffnet sich vorwärts ein höchst überraschender Anblick. Man sieht hinab in einen gegen 1000 Fuß tiefen Kessel von großer Ausdehnung, in dessen Mitte ein weißes Fleckchen sich zeigt: es ist dieß die kleine Stadt Montblanch. Nicht bloß der Boden oder die Sohle dieses Kessels ist mit catalonischem Fleiß bebaut; die Cultur zieht sich an den steilen und felsigen Seitenwänden bis fast zum höchsten Rande hinauf. Das Blau der hervortretenden Felsen, das dunkle Grün der Bäume und das Hellgrün der Getreidefelder, das Krapproth der frisch bearbeiteten Erde, vorzüglich der Weinberge, und einzelne blaßrothe Striche unfruchtbaren Sandbodens an dem nördlichen Abhange; dieß alles von einer südlichen Sonne beleuchtet, macht auf den Fremden einen ganz eigenthümlichen unvergeßlichen Eindruck.

Als ich von oben zuerst in die Tiefe, wo Montblanch liegt, hinabsah, glaubte ich, es sey ein Kessel im eigentlichen Sinne des Worts; dieß ist jedoch nicht der Fall, und die Täuschung entsteht dadurch daß eine Anzahl von Hügeln neben und hinter einander stehen, wodurch die Zwischenräume verdeckt werden.

Nach einem kurzen Aufenthalte verließ die Diligencia das ganz alterthümliche Städtchen Montblanch und verfolgte die Straße, die zwischen Hügel sich gegen Lerida fortwindet, hin. Der Boden wird allmählich sandiger und weniger fruchtbar; die Hügel sind nur noch dünn mit Bäumen bedeckt. Zuletzt wird eine kleine Höhe überstiegen und bald bietet sich dem Auge ein neues Schauspiel dar. Man sieht nach der Richtung der Straße in eine endlose Ebene hinaus, links begränzt durch eine kleine Anhöhe, rechts durch einen dunkel aussehenden Gebirgszug, hinter welchem einige schneebedeckte Gipfel hervortreten. Die ganze Ausdehnung des Gebirgs konnte ich übrigens nicht bemerken, da eine Wolkendecke sich angelegt hatte. Die Ebene hielt ich im ersten Augenblick für einen See, eine Täuschung, welche durch die dunstige Luft und die bläuliche Färbung der hier in großer Zahl wachsenden Olivenbäume erzeugt wurde.

In kurzer Zeit erreichten wir eine ärmliche Wohnung und bald darauf ein Dorf von dem trostlosesten Aussehen, bestehend zum Theil aus niederen Hütten mit Stroh oder Schilf bedeckt, zum Theil aus Häusern mit steinernen Mauern, an denen jedoch der Mörtel größtentheils herabgefallen, die Fensterstöcke und Thüren so durch die Zeit angegriffen waren, daß man nicht eine bewohnte Ortschaft, sondern eine Dorfruine zu sehen glaubt.

Nicht bloß die Wohnungen, sondern auch der Boden zeigte deutlich daß ich hier in einem Landstrich von ganz anderer Beschaffenheit als bisher, angelangt war. Tiefere Lehmlager und darunter Kies bemerkt man allenthalben anstatt der sonstigen Felsengrundlage. Der Weinbau ist verschwunden, der Feldbau wird mit großem Fleiß betrieben. Auf den Feldern wachsen zugleich Olivenbäume, in regelmäßige Distanzen gepflanzt. Auffallend sind die kleinen Erhöhungen oder Lehmhügel, die man hie und da auf der Ebene erblickt, ganz so wie sie für Artillerieübungen sonst errichtet zu werden pflegen, nur beträchtlich größer. Nach einer Fahrt von nahe 12 Stunden langten wir endlich in Lerida an. In dieser bedeutsamen Stadt erwartete ich zunächst ein gutes Gasthaus anzutreffen. Man nannte mir los tres reyes als erstes, und die in französischen Handbüchern vorzugsweise empfohlene Posada del Hospital als zweites Gasthaus. Ich ließ mein Gepäck zu den tres reyes führen, aber welchen Anblick gewährte das Haus! Wände, Thüren und Fenster schienen gerade das Gegentheil von Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu verrathen. Der Anblick erschreckte mich; ich blieb in einer kleinen Entfernung von der Thüre stehen und verlangte in die Posada del Hospital geführt zu werden. Hier bot sich aber ein noch weit trostloserer Anblick dar. Gleichwohl trat ich hinein. Der untere Theil eines alten spanischen Gasthauses ist nicht etwa in Zimmer abgetheilt, sondern bildet einen einzigen großen Raum wo Pferde und Maulesel, Wägen und Fuhrleute mit einander untergebracht werden. Durch diesen Raum gelangt man zu einer Stiege, welche in den ersten Stock hinaufführt: hier findet man als Hauptlocalitäten die Küche und den Speisesaal. Die Fremdenzimmer des ersten Stockes öffnen sich gewöhnlich in den Speisesaal. Diesen sonderlichen Gebrauch habe ich schon in Gerona bemerkt: es ist damit insbesondere der Uebelstand verknüpft daß die Beleuchtung theilweise höchst spärlich ausfallen muß. In Gerona öffneten sich vier Zimmer des Gasthauses, wo ich wohnte, in den Speisesaal; zwei davon erhielten Licht von der Straße aus und wurden von den vornehmsten Gästen bewohnt, ein drittes war mir angewiesen, wo das Licht wie in einer Gefängnißzelle durch ein kleines Fenster einfiel, welches nur dadurch daß man auf einen Sessel hinaufstieg, behufs des Oeffnens und Zumachens erreicht werden konnte. Das vierte Zimmer hatte ein ächter Spanier mit reichverziertem Gewand und stolzer Haltung inne; dort war gar kein Fenster vorhanden, sondern er mußte, um sich anzuziehen, die Thüre öffnen, und so etwas Licht vom Speisezimmer erhalten.

Dießmal, in Lerida, erhielt ich ein Zimmer seitwärts vom Speisesaal; es war niedrig und, wie hier gewöhnlich, ohne Plafond. Zwei Schragen trugen eine Unterlage, auf welcher eine Matratze und ein Unterbett ruhten. Die Decke bestand aus einem einfachen Leintuche und einem dünnen baumwollenen Ueberzug. Von Reinlichkeit will ich nichts sagen. Dieß war das vornehmste Gasthaus in einer Stadt von 14,000 Einwohnern, wo ein Bischofssitz, ein zahlreiches Justiz- und Administrativpersonal und eine starke Gar-

nison sich befinden, und wo überdieß eine der frequentesten Landstraßen durchführt.

In Lerida besuchte ich den neuen Dom. In den spanischen Kirchen wird das Tageslicht theils durch die Kleinheit der Fenster, theils durch Vorhänge sehr vermindert, so daß sie auf den Fremden beim Eintritt einen düstern Eindruck hervorbringen. Auf meinen weitern Wanderungen in der Stadt fiel mir die eigenthümliche Gesichtsbildung der Bewohner auf, auch fand ich daß nur die vornehmen Häuser mit Glasfenstern, die übrigen bloß mit Fensterläden versehen sind. Die Bedürfnisse sind auf ein geringstes Maß reducirt, von Luxus keine Rede. Gleichwohl bemerkte ich hier einen Gebrauch, den ich wenigstens als Luxus betrachte. Bei Tische nahm die Kellnerin einen fahnenartig construirten Fächer von der Wand herunter und fachte uns an, was bei einer Temperatur von etwa 14° R. mir sehr überflüssig schien. Ich muß übrigens bemerken daß auch bei dieser Temperatur auf der Straße keine Dame ohne Fächer erschienen ist.

Von Lerida schlug ich den Weg nach Saragossa ein. Es hatte seit ein paar Tagen stark geregnet und die Wege waren so aufgeweicht daß die Diligencia, obwohl von 10 Pferden gezogen, nur mühsam fortkommen konnte. Besonders war dieß der Fall als wir nicht weit von Lerida in eine fast kesselförmige Vertiefung hineinkamen, welche gegen eine Stunde im Durchmesser haben mochte. Die eigentliche Straße war kaum zu unterscheiden; 50 Fuß links und rechts davon hatten die Fuhrwerke fortzukommen gesucht, und überall schnitten die Räder ein paar Fuß tief in den erweichten Lehm ein. Mehrere Rinnen bemerkte ich wo das Wasser in einer Breite von 8—10 Fuß und in einer Tiefe von 5 Fuß den Lehm fortgeführt hatte, hie und da eine Insel gleichsam zurücklassend. Es war als wenn wir uns in einer Lehmgrube befänden, wo die Natur mit ihren großartigen Kräften gearbeitet hätte. Alles war über die langsame Bewegung der Diligencia und die Aussicht, alle Augenblicke umgeworfen zu werden, untröstlich; nur der Mayoral blieb in der heitersten Laune und sang uns seine niña morena unaufhörlich mit einer gewissen volksthümlichen Modulation der Stimme vor, wie man sie in allen Orten von dem gemeinen Volke zu hören Gelegenheit hat. Mir, der ich keine musikalischen Kenntnisse besitze, kommt diese Modulation der Stimme durchaus nicht unangenehm vor: sie spricht ein tiefes, an Wehmuth gränzendes Gefühl aus.

Wenn eben erwähnt wurde daß das Wasser in dem Lehmboden so gewaltige Wirkungen hervorbringt, so hat die Sache noch weitere Beziehungen, auf welche meine Aufmerksamkeit erst in höherem Grad gerichtet wurde als ich über den Rand der Vertiefung hinauskam. Hier erblickte ich nichts als kleine Hügel mit flacher Krone und Einschnitte von gewaltiger Tiefe, deren Aehnlichkeit mit den Formen, die das Wasser nach kleinerm Maßstab in der großen Lehmgrube hervorgebracht hatte, mir sogleich auffiel. Man stellt sich gewöhnlich vor als seyen die Erhöhungen der Erdoberfläche zum größten Theile aus dem Innern durch vulcanartige Kräfte hervorgetreten. Ein solcher Vorgang ist hier entschieden nicht anzunehmen; die Conformation der Oberfläche ist bloß durch das Wasser entstanden, welches nach und nach Vertiefungen ausgehöhlt und die compacteren Massen stehen gelassen hat. In der Urzeit war hier eine große Ebene, welche erst nach und nach in so eigenthümlicher Weise ausgespült und umgestaltet worden ist. Dieselbe Bodenbeschaffenheit dauert fort bis zu dem Städtchen Fraga, dessen Häuser in solche ausgespülte Klüfte zum Theil hineingebaut sind.

Bei Fraga führt die Straße über die Cinca mittelst einer schönen Kettenbrücke. Nach längerm Fahren bemerkt man daß man in einer Gegend von ganz neuer Beschaffenheit angelangt ist. Bisher war der Boden fruchtbar, wenn nur die Fortführung des Humus durch den Regen verhindert wird (was durch einfache Steinreihen, oder, wo es die Umstände erfordern, durch aufeinander geschichtete Steine zu geschehen pflegt); hier beginnt dagegen eine mehr sandige und allem Anschein nach sterile Bodenfläche, und nur in großen Entfernungen trifft man einzelne Häuser oder ärmlich aussehende Dörfer an. Von diesen unerfreulichen Erscheinungen habe ich jedoch wenig wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, da die Nacht bald hereinbrach. Morgens vier Uhr langten wir in der Venta Santa Lucia an. Nach wiederholtem Anklopfen öffnete sich die Thüre. Wir traten seitwärts von dem Stalle in eine ärmliche Stube hinein, wo ein Dienstmädchen eben eifrig beschäftigt war die angebrannten Enden zweier Baumstämme, die am Kamin lagen, zusammenzurücken und mittelst einiger dazwischen gelegter Reiser in Flamme zu bringen, um Chocolade zum Frühstück für die Reisegesellschaft zu bereiten. In einer Viertelstunde war dieses frugale Frühstück vorüber, und die Diligencia führte uns weiter durch einen öden Landstrich, wo kein Haus und kein Baum zu bemerken war, bis endlich die Aussicht auf ein seichtes, aber breites Thal sich öffnete — es war das Ebrothal. Offenbar hat der Ebro nach und nach sein Bett sehr bedeutend verändert, so daß er zwischen zwei felsigen Erhöhungen, die sich beiderseits befinden, im Laufe der Zeit eine Ebene von mehr als einer Stunde in der Breite gebildet hat. Auf diese Ebene allein beschränkt sich die Fruchtbarkeit, die Höhen sind kahl und öde. In diesem Thal führte uns die Straße bis Saragossa fort, wo wir Mittags anlangten.

In Saragossa sind die Straßen eng und winden sich fort in den sonderbarsten Krümmungen, die Häuser im allgemeinen reinlich und gut erhalten, so daß die Stadt dem Fremden ein freundliches Aussehen darbietet. Ich wohnte an der Plaza de Santa Engracia, wo jetzt eine schöne Allee und eine ganze Reihe neuer geschmackvoller Häuser hergestellt werden. Vor meinem Fenster mitten auf dem Platz befand sich der Hauptbrunnen. Hieher kommen in unaufhörlichem Zug von Morgens früh bis auf die Nacht die Wasserträger mit ihren Eseln, denen sie je sechs große Wasserkrüge aufladen. In Spanien ist in der Regel kein Haus mit fließendem Wasser oder Pumpbrunnen versehen, sondern das Wasser wird auf Eseln herumgeführt und auf der Straße verkauft. Auffallend für den Fremden dabei ist nur die Grausamkeit, womit die armen Thiere behandelt werden. Nicht bloß haben sie eine fast unerschwingliche Last zu tragen, sondern auch die zahllosen Hiebe auszuhalten, die tactmäßig fallen, gar häufig ohne Zweck und Veranlassung. Es ist als ob Mißhandlung zu den Bestimmungen ihres Daseyns gehörte.

Auf dem linken Ufer des Ebro hat man eine ziemliche Aussicht nach Osten. Den Tag nach meiner Ankunft heiterte sich der Himmel vollkommen auf, und ich konnte hinter den Vorbergen, die ich bereits oben erwähnt habe, die schneebedeckten Pyrenäen mit ihren meistens pyramidenförmigen Spitzen und schroffen Abhängen deutlich unterscheiden.

Der Ebro war in Folge des gefallenen Regens beträchtlich angeschwollen und trüb von dem röthlichen Lehm, den er an den Ufern abspült. Was mich aber am meisten interessirte, war der Zustand des Bodens. Nachdem ein stürmischer und trockener Ostwind, der, vereinigt mit der Sonnenhitze, in München innerhalb

weniger Stunden den Boden aufgetrocknet haben würde, zwei Tage hindurch bei einer Temperatur von ungefähr 18° R. fortgedauert hatte, waren nur wenige Stellen trocken geworden, und selbst an den scheinbar trockenen Stellen trat augenblicklich das Wasser hervor, sobald man den Fuß hinsetzte. Es ist dieß ein Beweis daß das Wasser nur bis auf eine geringe Tiefe in den Lehmboden dieser Gegend eindringen kann. Die Folge ist daß es einerseits an Quellen fehlen muß, während andrerseits das Wasser auf der Oberfläche den tieferen Stellen zueilt und zu Bächen angesammelt durch Fortführen des Erdreichs im Laufe der Zeit jene großartigen Wirkungen erzeugt, die ich bereits oben hervorgehoben habe.

Ueber eine monströse Verdauungsfähigkeit.

Unter die auffallendsten Erscheinungen welche die Naturgeschichte des Menschen in dem Capitel von den Abnormitäten seiner physischen Natur z. B. Zwergen, Riesen, Fressern u. a. außerordentlichem, einzuregistriren hatte, gehörte der Franzose Jacques de Falaise, geb. 1754 in der Nähe von Paris, welcher sich in dem zweiten und dritten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts auf dem Theâtre Comte für Geld sehen ließ, und sich den großen Fressern oder vielmehr den mit einem auf die ungewöhnlichsten Dinge gerichteten Appetit, und einer nicht so sehr um der Quantität als der Qualität des Verschluckten willen bewundernswerthen Verdauungsfähigkeit, begabten Menschen würdig anreiht. Derselbe hatte einen ziemlichen Theil seines Lebens mit harter Arbeit in den Steinbrüchen des Montmartre zugebracht, als er durch puren Zufall auf die Entdeckung der erstaunlichen Fähigkeit gerieth, welche die Natur ihm verliehen hatte. Bei einer Hochzeitfeier auf einem Dorf, wobei er um seines lustigen Humors willen ein bei den Landleuten gerne gesehener Gesellschafter war, unterhielt man sich mit allerhand Gesellschaftsspielen, von denen eines darin bestand daß einer der Mitspielenden irgendeinen werthvollen Gegenstand, z. B. Ring oder etwas dgl. bei sich verstecken und ein anderer denselben suchen muß. Jacques de Falaise mußte bei dieser Gelegenheit eine Kette mit einem Medaillon, welche die Neuvermählte von ihrem Hals genommen, verstecken, und hatte unvorsichtigerWeise dieselbe in den Mund genommen. Die Verzerrung seines Gesichts welche die Folge davon war, brachte den Suchenden auf den Einfall daß Jacques das Ding haben müsse. Er sollte nun Antwort geben ob er dasselbe im Mund habe oder nicht; er schluckte es aber in der Ueberraschung und Verwirrung daß er sobald errathen worden, hinunter, und antwortete zum größten Schrecken der andern, die da wußten daß er das Ding in den Mund genommen, ganz deutlich und mit weit geöffnetem Mund: „Du siehst daß ich nichts darin habe." Als man erfuhr daß er es hinuntergeschluckt hatte, entstund in der Gesellschaft die größte Sensation. Er aber schlich sich von dannen und sagte, morgen werde er es schon wieder bringen, man solle ihn nur gehen lassen. Noch größer wurde das Staunen als er am andern Tag ganz gesund wieder an seine Arbeit gieng. Seit dieser Zeit gab er wiederholte Proben von seiner dießfallsigen Geschicklichkeit. Schlüssel, Kreuze, Ringe bekam er in Menge zu verschlucken. Bald versuchte er es auch mit lebendigen Thieren mit demselben Erfolg, und belustigte dadurch seine Mitarbeiter in den Steinbrüchen fast ein ganzes Jahr hindurch, bis ein speculativer Kopf ihm den Antrag that gegen Zusicherung eines anständigen Gehalts sich öffentlich sehen zu lassen und vor dem Publicum Beweise seiner Geschicklichkeit abzulegen.

Naturforscher und Aerzte zu Paris wurden dadurch veranlaßt genaue Untersuchungen mit ihm anzustellen, fanden aber in seinen Verdauungsorganen durchaus keine merkliche Verschiedenheit von denen gewöhnlicher Menschen; nur sein Schlund ward etwas weiter befunden als er bei andern ist und einer größern Ausdehnung fähig. Dieser Unterschied war jedoch nicht von der Art daß sich daraus diese erstaunenswürdigen Erscheinungen erklären ließen, deren Ursachen vielmehr nur in einer ganz besondern und außerordentlichen Organisation seines Verdauungsapparats begründet seyn konnten.

Das Auffallendste hiebei war daß er mehreremal des Tags diese Experimente wiederholen konnte ohne Beschwerden oder üble Folgen und ohne davon erschöpft zu werden, während in hundert andern Fällen das Einbringen des kleinsten fremdartigen Körpers in die Speiseröhre tödtlich geworden ist. Man weiß daß der altgriechische Dichter Anakreon an einer Weintraubenbeere erstickte, die ihm im Halse stecken geblieben. Der französische Dichter Gilbert († 1780 im Hôtel-Dieu zu Paris) erstickte an dem Schlüssel seiner Schatulle, den er in einem Anfall von Wahnsinn hinuntergeschluckt hatte.

Das Experiment mit einem stumpfen zwei Fuß langen Degen, den er bis ans Heft in seinen Magen hinabstieß, hat man schon anderwärts gesehen. Auch ist es nicht so gefährlich oder außerordentlich, weil man die Klinge in jedem Augenblick wieder herausziehen kann, als z. B. das Verschlingen ganzer Welschnüsse ist, weil diese nicht nur stecken bleiben, sondern auch durch ihre rauhe, unten spitzige Schale die innern Membrane des Schlundes verletzen und dadurch sehr schmerzhafte Zustände herbeiführen könnten. Es ist gegen alle Gesetze der Physiologie daß es möglich seyn sollte eine Tabakspfeife mitsammt dem Kopf hinunterzuschlucken. Und doch leistete er auch einmal dieses Ungeheure. Es ist unbegreiflich daß die Schlingwerkzeuge, die doch mit einer so zarten Haut überzogen sind, durch das Hindurchschlüpfen eines so harten und eckigen Körpers, oder auch einer Rose mit dornigem Stiel und Blättern nicht zerrissen werden sollten. Man hielt anfangs die Leistungen des genannten Fressers für Taschenspielerei, welche auf Augentäuschung und Schnelligkeit beruhe. Dem widersprach aber die ganze Erscheinung des Menschen, der sich allein vor die Zuschauer hinstellte, so daß diese alle seine Bewegungen verfolgen konnten, und sich sagen mußten daß zu einer so vollkommenen Täuschung, wie sie obige Annahme voraussetzt, eine noch viel unbegreiflichere Geschicklichkeit gehören würde als das wirkliche Verschlingen solcher Gegenstände ist. Spielkarten schluckte er ganz wie sie waren, ohne sie lange im Mund durch Speichel zu erweichen oder mit den Zähnen zu zerknittern. Weiße Mäuse, die ursprünglich in Afrika zu Hause, und deren Gebiß und Zehen schärfer sind als die der gemeinen bei uns einheimischen, verschluckte er lebendig, ohne daß es jemals ihm geschadet hat, außer daß er einigemal in die Lippen gebissen wurde als er sie zum Mund brachte. Der gemeine Haussperling oder Spatz hat für seine Größe einen sehr starken Schnabel; auch besitzt er sehr kräftige Griffe in seinen Füßen, so daß man ihn recht fest halten

muß, wenn man ihn gehascht hat. Außerdem sollte man glauben daß schon sein Gefieder es unmöglich machen würde einen solchen Vogel ganz hinunter zu schlingen. Mit einer Blindschleiche scheint dieß noch eher thunlich zu seyn als mit einem lebendigen Krebs oder Aal, da letzterer ein zäheres Leben hat und beweglicher ist als ersterer; daher Jacques öfters noch eine Viertelstunde, nachdem er ihn verschlungen, die Bewegungen desselben in seinem Magen fühlte. Wenn es ihm aber zu lange dauer e bis ein Thierchen das er lebendig geschluckt, nicht mehr sich rührte, so nahm er nur einen Schluck Rum oder Branntwein zu sich. Davon starben sie, und die Verdauung derselben gieng dann vor sich wie bei den gewöhnlichen Nahrungsmitteln.

Falaise war kein Vielfraß wie es etwa nach dem obigem scheinen könnte. Sein Appetit war durchaus nicht ungewöhnlich stark. Für einen Menschen der von Jugend auf an harte Arbeit gewöhnt und in bäurischer Lebensweise aufgewachsen war, war er sogar sehr leicht zu ersättigen. Diese Abweichung von den gewöhnlichen Gesetzen der physischen Natur des Menschen, welche in dem genannten Individuum sich kundthat, kann man bloß als seltene Ausnahme betrachten, die durch Gewohnheit und Uebung auf einen sehr hohen Grad gesteigert worden. Es war offenkundige, durch seine mehrjährige Praxis bestätigte Thatsache daß seine Gesundheit dabei nicht im mindesten litt. Er brauchte sich auch keinen Zwang anzuthun oder den Ekel zu überwinden, um solche Thiere wie die genannten — welche andere Leute nur anzurühren, geschweige denn in den Mund zu nehmen sich entsetzen würden — bis in seinen Magen zu befördern. Vielmehr gehört eine solche Gabe unter die Sonderbarkeiten und wunderlichen Spiele der Natur, welche ihn also organisirt hatte. Er brauchte gar keine Vorsichtsmaßregeln, keine Mittel um sich zu stärken oder seiner Natur zu Hülfe zu kommen, und seine wunderliche Kunst sich zu erhalten war, daß er Mäßigkeit im Trinken beobachtete und sich täglich ein wenig Bewegung machte, kurz, ein geordnetes und regelmäßiges Leben führte. Nur dadurch war es möglich daß die große Menge so vielerlei ungewöhnlicher Stoffe, die er manchmal 24 Stunden lang in seinem Bauch beherbergte, ihm keinerlei Beschwerden oder Schaden verursachte.

Es war am 20 August 1815 als er vor einem zahlreichen Publicum, worunter sich mehrere Engländer befanden, Proben seiner Geschicklichkeit zeigte, und ihn einer derselben fragte ob er auch wohl im Stande seyn würde, seine Taschenuhr hinunterzuschlucken. Unser Wundermann bat sich dieselbe aus um zu sehen, wie groß dieselbe sey. Kaum hatte er sie aber in den Händen, so nahm er sie auch in den Mund und schluckte sie mitsammt der Kette und den Breloquen daran hinunter. Ueberraschung und Bestürzung bemächtigte sich aller Zuschauer bei diesem Anblick; viele der anwesenden Frauenzimmer kreischten laut vor Schrecken, und die Söhne Brittanniens tönten mit ihren „very well“ (Bravo!) dazwischen. Auf dieses strömten die damals zahlreich zu Paris anwesenden Engländer auf den Schauplatz um den Freßkünstler und vielleicht ein zweites Experiment der genannten Art zu sehen. Allein trotz der Bereitwilligkeit des letzteren das Kunststück zu wiederholen, das ein Gegenstand allgemeinen Staunens gewesen, fand sich niemand mehr der seine Uhr dazu hergeben mochte. Statt dessen machte ihm ein Lord den Vorschlag, Fünffrankenthaler zu verschlucken, wozu sich jener sehr gerne bereit finden ließ. Er bekam so ein Dreißig-Fünffrankenstücke zu schlingen, was er mit großer Leichtigkeit zur höchsten Belustigung der Zuschauer vollbrachte; so daß die Casse nicht Fünffrankenstücke genug auswechseln konnte. Auch Prof. Voigt in Jena führt in seinem Lehrbuch der Zoologie diesen außerordentlichen Menschen, und mehrere Beispiele seiner erstaunenerregenden Naturfähigkeit an, und selbst von den in voranstehendem Artikel angeführten Gründen abgesehen, wäre schon die Autorität jenes Gelehrten hinreichend, jeden Gedanken an Täuschung abzuschneiden, wenn gleich derselbe in Betracht der tausendfältigen Künste der Hauptstadt Frankreichs und der dortigen Virtuosität in jeder Art von Gelderwerb zunächst sich aufdrängen könnte.

Politische Zustände in Wadan.

Einige Notizen über Wadan, welches für uns durch Dr. Vogels Schicksal ein besonderes Interesse gewonnen hat, finden wir in einem in den Nouv. Annales des Voyages enthaltenen Briefe Dr. Cuny's, eines Arztes in Siut (Aegypten), welcher aus Mittheilungen von Pilgern aus dem Sudan schöpft. Er bemerkt: Der Sultan Scherif von Borgu ist nicht gestorben; er ist seit ungefähr drei Jahren von einem Augenstaar befallen, und kann jetzt nur das Licht der Finsterniß unterscheiden. Ich thue gegenwärtig Schritte bei der ägyptischen Regierung, um die Ermächtigung derselben zu erlangen mich zur Vornahme der Staaroperation beim Sultan nach Wara begeben zu dürfen. Der Sultan hat einen Sohn, der sich Mohammed Tantalek nennt, und von einer Kordofanerin geboren wurde. Dieser wird in Wadan sehr gehaßt, und um diesen Haß zu vermehren, hat man unter dem Volke das Gerücht verbreitet er sey der Sohn einer Furierin. Der Prinz, welchen ich auf seiner Pilgerreise nach Mekka in Kene zu sehen Gelegenheit gehabt, zeichnet sich durch geistige Fähigkeiten aus wie man sie unter den Söhnen Centralafrika's selten findet. Unter dem Vorwand er stehe in Zwistigkeiten mit seinem Vater, flüchtete er nach Dâr-Fur; der eigentliche Zweck dieser scheinbaren Flucht ist aber die Erforschung des Landes und seiner Hülfsquellen. Prinz Mohammed wird der Nachfolger seines Vaters werden, und es ist mehr als wahrscheinlich daß er sich dereinst Dâr-Furs bemächtigt — eines Landes das minder gesittigt ist als Borgu, welches bereits einige regelmäßige Truppen besitzt. Wenn sich der Scherif Dâr-Furs nicht bemächtigt hat, so liegt der Grund darin daß er von dem Sultan Fadel wieder auf den Thron gesetzt wurde; er hat diesem nicht nur geschworen ihm alljährlich Tribut zu bezahlen, sondern auch ihn niemals zu bekriegen; überdieß besteht ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen diesen beiden afrikanischen Monarchen. Wenn es sich eines Tags zugetragen daß die Feldhauptleute von Borgu einen bewaffneten Einfall nach Dâr-Fur gemacht und sogar die kaiserlichen Magazine geplündert haben, so geschah dieß ohne Befehl ihres Kriegsherrn und ohne dessen Theilnahme. Wenn ferner der Sultan Scherif seit mehreren Jahren an Dâr-Fur keinen Tribut bezahlt, und wenn der Sultan Hosseyn im verflossenen Jahr (1856) einen Gesandten an ihn abgeschickt hat um ihn an seine eidlich geleisteten Verheißungen zu erinnern, so lag der Grund, wie er dem Abgesandten El-Aguid Ahmed, Sohn Chabir Imams, antwortete, darin daß er sich vor seinen Truppen fürchtete, und wirklich konnte er den Forderungen

Dâr-Furs nur mit Mühe Genüge leisten. Er sah sich genöthigt den furischen Gesandten vierzig Tage lang auf eine Audienz warten zu lassen, ohne die Geschenke des furischen Herrschers in Empfang nehmen und ihm andere dafür übersenden zu können. Indeß ist Aguid Ahmed ein Sohn Chabir Imams, des Handelsministers, und der Vater Aguid Ahmeds hat dem Sultan Scherif Gastfreundschaft gewährt, als dieser, des Throns entsetzt, in Dâr-Fur umherirrte. Obgleich ferner der Sultan, den wadayischen Sitten gemäß, sein Gesicht vor niemandem sehen lassen darf, so enthüllte er es doch in den vertraulichen Unterhaltungen mit dem Sohne seines alten Gastfreunds, und bezeugte ihm jede Art von Freundschaft. Ich habe oben gesagt, Borgu sey stärker als Dâr-Fur und zahle diesem sogar Tribut; die Ursachen dieses eigenthümlichen Verhältnisses erhellen aus folgendem. Die Sultane von Dâr-Fur, besonders der letzte, haben den Wunsch gehegt ihre Völker zu civilisiren; allein die eifersüchtige Habgier der Dschellabs, dieser Menschenfleischkrämer, hat sie stets wieder von den Gedanken Europäern den Zutritt in ihr Land zu gestatten, abwendig gemacht. Scherif, der zur Zeit seines Unglücks sogar in Konstantinopel gewesen, hatte mit eigenen Augen einige der Wunder der neuern europäischen Gesittung gesehen. Seine erste Sorge nach der Wiederbesteigung seines Throns war daher daß er sich aus allen Kräften bemühte seinem Volk die Wohlthaten einer regelmäßigen Regierung zu sichern. Zu seinem Lobe muß gesagt werden daß er einen Menschenschlag unter die Botmäßigkeit der Gesetze zu bringen suchte der bisher keine Gesetze kannte, und der seinen Ruhm in Plünderung und Mord setzte. Vor ungefähr zehn Jahren befand sich ein Moghrebi in Wara um daselbst Sklavinnen zu kaufen; unter denjenigen welche er erworben hatte, befand sich auch ein junges Mädchen welches als Schmuck einen Cylinder im linken Nasenloche trug; der Moghrebi erkannte daß dieser Cylinder ein Diamant war, und setzte den Sultan davon in Kenntniß. Dieser schickte eine Expedition in das Geburtsland des Mädchens, und bekam solchergestalt fast eine Kameilladung (?) roher Diamanten. Die größten wurden an den Sultan nach Konstantinopel abgesendet, und der Rest an den Moghrebi verkauft. Der Sultan Scherif stellte bei Uebersendung dieser Diamanten an die hohe Pforte die Bitte ihm einige fähige Männer zu schicken um sein Volk zu civilisiren. Sein Begehren wurde ihm bewilligt, und Abdul Medschid sandte ihm vier unterrichtete Türken zu, unter welchen sich ein Militär-Instructor befand. Auf diese Art kam er daher in den Besitz von Kanonen, Gewehren rc., so wie einiger regelmäßigen Truppen.

Birchs Geschichte der Töpferkunst.

(Aus dem Athenäum.)

Die alten archäologischen Versuche und Theorien über den ersten Gebrauch des Thons, und die Verbesserungen darin, waren ebenso mühselig als in den Schlußfolgerungen unbefriedigend. Wir werden nie erfahren wer seine Hütte zuerst mit Thon pflasterte — welcher große Genius zuerst auf den Gedanken verfiel den Thon an der Sonne oder am Feuer zu härten — wer ihn zuerst in rechtwinkelige Klumpen bildete und sie Ziegel nannte — wer dann um einen Schritt weiter gieng und irgendein vielgebrauchtes Ding daraus formte, oder eine Idee verkörperte, sie dann als das Abbild des Allwissenden betrachtete und ihr den Namen Gott beilegte — wer den Gebrauch seine Gebilde mit den Fingern zu gestalten aufgab und zu Werkzeugen griff — wer den Thon zuerst zu plastischen Skizzirungen verwendete, und durch Benützung von Mustern seinen in Thon verkörperten Gedanken zuerst druckte und reproducirte. Hr. Birch sagt mit Recht: „Die Materialien die man gebrauchte um darauf zu schreiben waren andere in verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Völkern. Unter den Aegyptiern verwendete man dazu allgemein Kalksteintäfelchen, Leder, Leinwand und Papyrus, besonders letztern. Die Griechen benützten Bronze und Stein zu öffentlichen Denkmälern, Wachs für Gedenkschriften und Papyrus für den gewöhnlichen Lebensverkehr. Die Könige von Pergamus eigneten sich das Pergament an, und die übrigen Völker der alten Welt hiengen hinsichtlich ihres Papiervorraths zumeist von Aegypten ab. Die Assyrier und Babylonier aber gebrauchten für ihre Staatsarchive, ihre astronomischen Berechnungen, ihre religiösen Widmungen, ihre geschichtlichen Jahrbücher, und selbst für ihre Titel-Urkunden und Wechselbriefe, Täfelchen, Cylinder und sechseckige Prismen aus Terracotta. Zwei dieser, noch vorhandenen, Cylinder enthalten die Geschichte des Feldzugs Sennacheribs gegen das Königreich Juda, und zwei andere in Birs Nimrud ausgegrabene geben eine umständliche Erzählung von der Einweihung des von Nebuchadnezzar den sieben Planeten gewidmeten großen Tempels. Diesem unzerstörlichen Material und dem glücklichen Gedanken es auf diese Weise zu verwenden, verdankt unser Jahrhundert eine ausführliche Geschichte des assyrischen Reichs, während die Dekaden des Livius, die Schauspiele Menanders und die Gesänge Anakreons, die vergänglicherem Material anvertraut waren, entweder ganz oder theilweise unter den Trümmern der Reiche verschwunden sind."

Kurz, die ägyptische Töpferkunst ist die älteste, weiter zurück können wir nicht gehen. Die Lauchesser und Zwiebelverehrer, die Menschen des blauen Flusses und der orangefarbenen Sande glaubten, alle Wissenschaften seyen Erfindungen der Götter, welche, wenn nicht vergötterte Abstractionen, gewöhnlich die patriarchalen Erfinder waren. Durch das Düster einer consecrirenden und idealisirenden Zeit gesehen, sagte man, Num, der leitende Geist des Weltalls und das älteste der erschaffenen Wesen, habe den ersten Mann und das erste Weib auf einem Töpferrade gebildet, und der Künstler-Gott habe selbst den Erdball auf seiner Drehbank geschaffen. Das Töpferrad, das Wagenrad, das Spinnrad waren die großen urzeitlichen Erfindungen. „Die Anwendung des Thons auf die Verfertigung von Gefäßen veranlaßte wahrscheinlich bald die Erfindung des Töpferrads, vor welcher Zeit Gefäße nur mittelst der Hand und in roher unsymmetrischer Gestalt gemacht werden konnten. Allein die Anwendung einer kreisförmigen, horizontal gelegten und sich auf einem gewissen Zapfen, auf den man den Thon legte, und an welchem er festhieng, drehenden Maschine war seiner Zeit ein wahrhaft wundervoller Fortschritt in der Kunst. Sowie das Rad sich herumdrehte, konnten alle erdenklichen Arten ovaler, sphärischer und cylindrischer Formen erzeugt werden, und die Gefäße wurden nicht nur in ihren Verhältnissen ebenmäßig, sondern auch in ihrem Gelaß zuverläßig. Die Erfindung des Rades ist allen größern Völkern des Alterthums zugeschrieben worden. Es ist in voller Thätigkeit abgebil-

det in den ägyptischen Skulpturen; es ist erwähnt in den hl. Schriften, und war gewiß schon sehr frühzeitig in Assyrien im Gebrauch. Die Griechen und Römer schrieben es einem scythischen Weltweisen und den Staaten Athen, Korinth und Sikyon, den drei großen Nebenbuhlern in der Ceramik, zu. Schon die alleräitesten Gefäße Griechenlands, von denen man muthmaßt sie seyen theilweise noch im Heidenzeitalter verfertigt worden, tragen Zeichen davon daß sie auf dem Rade gemacht sind. In der That lassen sich keine andern griechischen Gefäße auffinden als solche welche mittelst des Rads oder nach Modellen gemacht worden; letzteres Verfahren wurde indeß erst in späterer Zeit angewendet."

Gehärtete irdene Waaren sind älter als irgendeine Urkunde über geschichtliche Ereignisse. Man findet dieselben in den ältesten ägyptischen Gräbern. Die ältesten Ziegelsteine in Assyrien sind, wie man erkannte, gebrannt worden. Ein Gedicht aus dem Homerischen Zeitalter thut der Samischen Töpfer Erwähnung. Die ältesten Reste der hellenischen Töpferkunst, sowohl zu Sisyplus wie zu Mykene, sind durch die Oefen gegangen. Die griechischen Gefäße, so göttlich einfach und vollkommen in ihrer Form, werden von Hrn Birch höchlich gelobt, der von ihnen als Aeußerungen der praktischen Seite jenes Geistes spricht welcher uns Plato's Philosophie, Euklids unerschütterliche Wahrheitsbeweise, die Geschichtschreibung des Thukydides, die Redekunst des Demosthenes, die welterobernden Kriegsthaten Alexanders, und das Musterbild eines Staatsmannes in Perikles gab. Hr. Birch sagt mit voller Wahrheit: „Durch die Anwendung der Malerei auf Gefäße machten die Griechen sie zu etwas mehr als zu bloßen Artikeln commerciellen Werths oder täglichen Gebrauchs. Sie sind ein Wiederschein der Malereien der griechischen Schulen und eine unerschöpfliche Quelle für die Illustrirung der Mythologie, der Sitten, der Gebräuche und der Litteratur Griechenlands geworden. Leider sind nur sehr wenige mit geschichtlichen Gegenständen geschmückt; indeß erhält die Geschichte doch hin und wieder Aufklärung durch sie, und die Darstellungen der Verbrennung des Krösus, der Orgien des Anakreon, des Reichthums des Arcesilaus und des Zusammentreffens des Alcäus und der Sappho gewähren uns die Hoffnung daß künftige Entdeckungen weitere Beispiele liefern werden. Die Rhapsoden, die celtischen Dichter, die großen Tragöden und die Lustspielschreiber können aus diesen Ueberbleibseln, welche viele ihren unsterblichen Werken entlehnte Scenen darstellen, in hohem Grad erläutert werden, und die von den Scholiasten und andern Compilatoren aufbewahrten dunkleren Ueberlieferungen treten durch dieselben in unerwartetes Licht. Selbst die mit Gegenständen en relief gestempelten römischen Lampen und Rothwaaren zeigen manche merkwürdige Abbildungen von Werken der Kunst, und viele Illustrationen von Gebräuchen und Sitten und geschichtlichen Ereignissen, so z. B. die bei dem Triumph des Titus getragenen goldenen Leuchter der Juden, die Feier der Säcularspiele und die Lustbarkeiten des Circus und Amphitheaters."

Wirthschaftliche Zustände Frankreichs in den Jahren 1787 bis 1790 im Vergleich mit den gegenwärtigen.

Das letzte Heft des Journal des Economistes hat auf eine für die Geschichtsforschung vortreffliche Quelle aufmerksam gemacht, nämlich auf das Reisejournal des berühmten brittischen Agronomen Arthur Young, der in der Zeit von 1787—1790 Frankreich besuchte, in die gute Gesellschaft Zutritt hatte und anfangs die Revolution mit Begeisterung begrüßte, bis ihm später die Augen auf- und übergiengen. Er sah sich in Frankreich, namentlich nach den materiellen Zuständen und besonders nach den Leistungen der Landwirthschaft um, die er mit den brittischen Verhältnissen zu vergleichen nicht träge ist. „Wenn die Franzosen, bemerkt er gleich am Anfang, nicht wissen was Ackerbau ist, so haben sie dafür die schönsten Straßen." Pracht und Dauerhaftigkeit der Straßen bewundert der Reisende allenthalben, dafür kostete aber auch eine Strecke von drei Lieues zwischen Sijean und Narbonne, die für damalige Begriffe unerhörte Summe von 1,800,000 Livres, also mehr als eine gleiche Strecke auf mancher deutschen Eisenbahn. Um so größer war sein Staunen daß er alle diese luxuriösen Verkehrsmittel wie abgefegt fand, denn höchstens begegnete man ein paar Bauern auf einem Esel, oder zu Fuß mit den Schuhen in der Hand. Selbst in der Nähe von Paris gab es wenig Verkehr, und nachdem der Reisende viermal diese Hauptstadt besucht hatte, konnte er sich den Mangel an Straßenbelebung, verglichen mit dem Beispiel Londons, nicht anders erklären als daß die Franzosen die sitzsamsten Geschöpfe der Erde seyn müßten. Sogar in Städten von 12—15,000 Einwohnern fehlte es oft an Wagen, selbst der allerschlechtesten Art. Die Gasthöfe scheinen damals den Mangel an Reinlichkeit durch unsaubere Kleidung der Dienstboten ersetzt zu haben, denn in Pezanes servirte an der Wirthstafel eine Magd baarfuß, während Young, gewöhnt an die Reinlichkeit der englischen Ställe, die französischen nur als das Obdach von Misthaufen beschreibt. In der untern Bretagne findet er das Landvolk im tiefsten Elend, denn die Häuser sind ohne Fenster, oder die Fenster ohne Scheiben, und er kann nicht begreifen daß ein Mann wie Hr. v. Chateaubriand es in Combourg vor Gestank und Schmutz aushalten konnte. Ein Gegenstand seiner Ueberraschung war es die französischen Bauernfrauen auf den Feldern Mist karren und bei schweren Arbeiten verwendet zu sehen. Darin hat sich in Frankreich wie auf dem Festland seitdem nichts geändert, während Young darin ein Merkmal von halber Barbarei erblickte, denn in England werden seit länger als einem Jahrhundert Frauen höchstens bei der Heuernte mit dem Rechen auf die Felder geschickt.

Arthur Young, der ein warmer Anhänger des großen Grundbesitzes ist, betrat in Frankreich nur mit Entsetzen die Domänen der Barone. Bei einem Besuch der Markgrafschaft Barbezieux, welche dem Herzog von Larochefoucauld gehörte und bei dem er zu Gaste war, bemerkt der unhöfliche Britte: „Die Menge brachliegenden Landes in dem trefflichsten Theile Frankreichs erregt wirkliches Staunen. So oft man auf einen großen Baron stößt, selbst wenn er Millionen besäße, kann man sicher seyn daß seine Besitzungen in der Wildniß liegen. Der Fürst v. Soubise und der Herzog v. Bouillon sind die größten Grundbesitzer Frankreichs, aber die einzigen Merkmale ihrer Größe, die ich bisher wahrnehmen konnte, sind Brachflächen, Steppen, Oeden, Heiden und Moore. Sucht man ihr Schloß auf, so liegt es mitten in einem großen

mit Ebern, Hochwild und Wölfen reich bevölkerten Wald. Oh! Wenn ich nur einen Tag in Frankreich die Gesetze geben könnte, wie sollten mir die Grand Seigneurs springen! — Wir aßen zu Nacht bei dem Herzog von Larochefoucauld." Verkümmerte damals die Bevölkerung des flachen Landes, so wuchs der Wohlstand der Städte, namentlich der von Bordeaux und Nantes in unerhörtem Grade. Während die Bauern in tiefem Schmutz in Hütten wohnten, sah man in den Städten strotzende Schauspielhäuser, wo bereits Spielhonorare bis zu 500 Livres für den Abend von Matadoren gewonnen wurden, ein schweres Geld für die älteren Werthverhältnisse, so wenig für uns eine solche Summe etwas außerordentliches hat. Der französische Handel hatte sich damals in 20 Jahren geradezu verdoppelt, und man beobachtete gleichzeitig wie jetzt ein Steigen aller Marktpreise. In Limousin hatte sich der Preis des Holzes verdreifacht und die Rente des Ackerbaues verdoppelt. Die Häusermiethe stieg in Hâvre um das dreifache, und in der Franche-Comté hatten alle Producte im Verhältniß von 3 zu 8 aufgeschlagen, während in Burgund sie sich in 20 Jahren verdoppelt hatten. Es war aber der Wohlstand der Bürgerclassen und der städtische Verbrauch, welcher besonders gewachsen war, denn während der Preis des Brodes sich nicht änderte, stieg hauptsächlich der Marktwerth des Fleisches und des Geflügels. Es ist ein außerordentlich wichtiger Punkt bei großen Preisveränderungen genau zu beobachten, welche Artikel von den neuen Tendenzen des Markts ergriffen werden, um sich über die Ursachen des Phänomens gehörigen Aufschluß zu verschaffen. Ist nämlich eine gesteigerte Production edler Metalle die Ursache, so wird der innere Werth des Geldes selbst afficirt, und in diesem Falle werden alle Marktgüter gleichmäßig in die Höhe gehen. Bemerkt man die Steigerung nur bei einzelnen Artikeln, so ist oft nur ein Mangel des Angebotes die Schuld. Das Holz z. B. wird und muß in jedem Lande mit der Entwicklung der Industrie und der Zunahme der Bevölkerung im Preise steigen, wenn nicht Kohlenreviere angebrochen oder ferne Kohlenreviere durch wohlfeile Verkehrsmittel (Eisenbahnen oder Canäle) dem Consumtionsgebiete erreichbar werden. Steigen aber die bessern Lebensmittel nur im Preise, während der Hauptstoff der Ernährung im alten Niveau verharrt, so hat sich die Classe der Verbraucher besserer Lebensmittel vergrößert, also der Wohlstand gemehrt, und es müssen, wenn die Production mit dem Begehr nicht Schritt zu halten vermag, die Preise naturgemäß steigen, also die Portionen, die man für einen gewissen Geldeswerth erhält, kleiner werden, damit die Quantitäten des dargebotenen Geldes wieder ins Gleichgewicht mit den erzeugten Marktwaaren kommen.

Das Elend der Ackerbaubevölkerung schreibt Young der Güterzersplitterung zu, die in Frankreich damals schon einen Grad erreicht hatte daß in einzelnen Fällen als Ackerloos nur ein Obstbaum mit ein paar Beeten für manche Familie übrig blieb. Hier ist nun besonders lehrreich den Agronomen in einem Athem über die Latifundien des Adels und über die Zwergwirthschaft der Landbevölkerung klagen zu hören, zumal da wir noch die Erfahrungen der spätern 60 Jahre überblicken können. Zu Youngs Zeiten zählte Frankreich erst 26 Mill. Köpfe, und der Landwirth hatte völlig Recht, wenn er behauptete daß diese Bevölkerung für die Ackerfläche und für den Zustand des Ackerbaues zu groß sey, denn die Hälfte der Landbevölkerung hatte nicht einmal Brod zu essen, sondern mußte sich mit Castanien, Erbsen und Mais dürftig begnügen. Nun hat sich seitdem die Bevölkerung um die Hälfte vermehrt, die Güterzersplitterung gleichen Schritt gehalten, und dennoch ist die Ernährung der Bevölkerungsmasse besser geworden. Soll man nun daraus schließen daß der Theilung des Bodens diese Verdienste zugeschrieben werden müssen?

Young war ein Verehrer des großen Grundbesitzes, obgleich er in Frankreich alle seine Nachtheile gewahrte. Man ziehe daraus die Lehre daß der große Grundbesitz an und für sich durchaus nicht immer den Ackerbau zu fördern vermag. Soll er wirklich ein Segen seyn, so gehört dazu auch ein gewisser Charakter des Besitzers. Die französische Aristokratie, verwöhnt durch das Hofleben und die Aufregung großer Städte, ließ ihre Besitzthümer verwildern, und begab sich nur auf das Land um die Saison der Jagden lustig zu genießen. In England dagegen sucht der Adel seinen Wohnsitz auf dem Lande und begibt sich nur zur Saison in die Stadt. Er besitzt Kenntnisse und Liebhaberei von und für den Ackerbau, und er verliert die Flur, die er einem Pächter übergeben hat, nie aus dem Auge. Großer Grundbesitz ohne ackerbautreibenden Adel schlägt dann vollständig zum Nachtheil aus, es verwildert die urbare Fläche oder bleibt unbebaut liegen, und es mag dann wohl geschehen daß die Zertrümmerung der Latifundien, wie dieß in Frankreich geschehen ist, zum Aufschwung des Ackerbaues führt.

Miscellen.

Die deutsche Stadt Humboldt in Kansas. Während der Streit ob Kansas ein Freistaat oder ein Sklavenstaat werden soll, noch immer nicht entschieden ist, sind die Freistaatleute dort für alle Fälle entschlossen sich die Sklaverei nicht aufnöthigen zu lassen, und an Zahl ihren Gegnern im Lande selbst weit überlegen, ununterbrochen und rüstig an der Arbeit, bauen sie Städte und Dörfer, und lassen sich durch den Lärm im Congreß, den Buchanans sklavenfreundliche Botschaft zwar wieder hervorgerufen, nicht im geringsten an der Fortsetzung des Colonisationswerks stören. Wie einst die Juden am Tempel zu Jerusalem, so bauen die dortigen Ansiedler, voran die Deutschen, gleichsam in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert. Ein Brief von einem der Führer einer deutschen Ansiedlergesellschaft im Süden von Kansas, der uns vorliegt, gibt uns einen Begriff von der Art und Weise, wie dort die Deutschen deutsche Cultur nach dem Westen tragen und deutsche Städte anlegen. Die HH. F. M. Serenbetz und Dr. Moriz Hartmann (nicht der Dichter) in Verbindung mit James A. Coffey legten im vorigen Jahr im Süden von Kansas eine Stadt an, und gaben ihr den Namen Humboldt. Wie die Stadt den Namen einer der größten Celebritäten Deutschlands und dieses Jahrhunderts trägt, so haben auch alle Straßen von Westen nach Osten deutsche Namen, sie heißen Uhland, Herder, Wieland, Jean Paul, Lenau, Miller, Goethe, Robert Blum, Trützschler. Die Straßen von Westen nach Osten sind nach amerikanischer Weise numerirt. Die Stadt umfaßt 320 Acker Land, und liegt auf dem linken Ufer des Neosho in einer schönen holzreichen Gegend, nach der

Mündung zweier bedeutenden Creeks, wovon eine den Namen Kohlenwerk führt, indem Steinkohlen im Ueberfluß dort sich finden und zu Tag liegen. Die geographische Lage der Stadt ist in südlicher Richtung ungefähr 75 (engl.) Meilen von Lawrence, 110 Meilen in südwestlicher Richtung von Kansas City, 40 Meilen westlich von Fort Scott. An Fruchtbarkeit, behauptet unser Gewährsmann, werde die Gegend von keiner andern übertroffen, die klimatischen Verhältnisse seyen ungefähr dieselben wie die des herrlichen Frankreichs. Blumen, die im östlichen Theile der Union nur in Treibhäusern gezogen werden, wachsen in Humboldt wild, wie z. B. Cactus, die in der Blüthenzeit einer Gegend ein prachtvolles Ansehen geben. Schnee haben die Ansiedler im vergangenen Winter nicht gesehen, das Wetter war lieblich, wie etwa der indianische Sommer (October) im Osten der Vereinigten Staaten, allenthalben sah man während der Wintermonate Arbeiter in Hemdärmeln. — Als Serenbetz Anfangs Mai vorigen Jahrs mit einer Partie Deutscher dort ankam, fanden sie ein halbes Dutzend Hinterwäldler meist von Missouri und Arkansas, die „Claims gemacht" hatten, und nun, ehe ein Jahr vorüber, ist die Gegend — nach hinterwäldlerischen Begriffen — schon dicht besiedelt, die schönsten Prairie-Claims dicht um die Stadt herum sind noch nicht aufgenommen, und Claims mit 10—40 Acker Holzbestand werden um eine Bagatelle gekauft. Es kommen dort Deutsche aus dem Osten an, die vielleicht nicht mehr als 500 Doll. besitzen, aber dieß reicht für sie, wenn sie thätig sind, hin, sich die nöthige Wohnung zu bauen, Ochsen und Wagen anzuschaffen, diese Prairie umzubrechen, Fencen zu machen rc., so daß sie im ersten Jahre schon bei gehörigem Fleiß eine gute Ernte machen und im zweiten so viel zurücklegen können als zum Vorankauf von 160 Ackern nöthig ist, 200 Doll. Deutsche, die ihr Handwerk forttreiben und in der Stadt selbst sich niederlassen wollen, erhalten die Bauplätze umsonst, wenigstens bis zum April 1858. Daß eine Eisenbahn von Jefferson City durch die neue Stadt Humboldt hindurch den Neosho entlang, gebaut wird, wird ihrem Aufblühen sehr förderlich seyn. Die Vermessungen haben bereits begonnen.

•

Das chinesische Zuckerrohr. In ganz Nordamerika, vom Süden bis in den höchsten Norden hinauf, wurden im letzten Jahr mit der neuen, vielgepriesenen Zuckerpflanze landwirthschaftliche Versuche angestellt. Fast überall, wo man ihr die nöthige Pflege angedeihen ließ, ist sie vortrefflich gediehen, und im Herbst wurden überall Mostpressen und ähnliche Maschinerien in Bewegung gesetzt, um den Saft auszupressen, der eingekocht auch einen mehr oder minder guten Syrup gab, welcher sich auch zur Branntweinbereitung ganz gut benutzen ließ. Auch über den Werth des chinesischen Zuckerrohrs war unter den amerikanischen Landwirthen nur Eine Stimme. Aber allgemein war die Enttäuschung als man daran gieng, von dem Syrup wirklichen weißen krystallisirten Zucker zu bereiten. Trotz aller angewandten Mühe waren die Molassen nicht dazu zu bringen Zuckerkrystalle anzusetzen. Der Farmer, der gehofft hatte sich in Zukunft seinen Zuckerbedarf selber produciren zu können, sah sich bitter getäuscht. In Ohio und Pennsylvanien sind jedoch in neuester Zeit Experimente angestellt worden, die nach dortigen Mittheilungen mit Erfolg gekrönt wurden, und man hofft daß zwar nicht die nördlichen Staaten, wie Massachusetts, Wisconsin rc., wo das chinesische Rohr zu wenig Zuckerstoff enthält, wohl aber die mittleren Staaten, wie Pennsylvanien und die südlichen Theile von Ohio, Indiana, Illinois, Missouri rc., durch den Anbau und die Ausbeutung der neuen Pflanze in die Reihe der zuckererzeugenden Staaten eintreten können. Gelänge das, so wäre schon viel gewonnen, und die Zuckerproduction und Consumtion, und der Preis dieses Nahrungsmittels werden eine förmliche Revolution erleben. Amerikanischen Blättern zufolge ist es ein Deutscher, Joseph Lovering in Oakland, Philadelphia County, dem es zuerst gelungen ist aus dem Saft des Sorghum saccharatum krystallisirten Zucker herzustellen. Man hatte vor ihm den Saft nur nicht lang genug gekocht. Lovering hatte, wie tausend andere Farmer, den Syrup zu gehöriger Dicke eingesotten, als er aber statt der gehofften Zuckerkrystalle nur eine dunkelfarbige zähe Masse bekam, war er bereits auf dem Punkt, jeden weiteren Versuch als hoffnungslos aufzugeben. Nach sechs Tagen vergeblichen Wartens wollte er noch einen letzten Versuch machen. Er stellte den Kessel auf einen warmen Ofen, und ließ ihn da noch vier weitere Tage stehen. Seine Ausdauer wurde belohnt. Als er nachsah, fand er am Boden einen Klumpen weicher, dunkelbrauner Krystalle, ähnlich der „Melade" von Cuba (Kandelzucker), nur von dunklerer Farbe. Das Problem war gelöst. Denn aus diesen Krystallen läßt sich ganz auf dem gewöhnlichen Wege des Raffinirens guter weißer Zucker herstellen. Sieben gelungene Versuche, die Lovering später anstellte, ergaben das überraschende Resultat daß ein Acker auf 1846 Gallonen Saft mindestens 1466 Pfund Zucker und 74 Gallonen Syrup liefern kann. Ist es nun weiter richtig daß im gegebenen Fall die Maschinerie zum Auspressen des Saftes noch höchst unvollkommen war, und daß man Beispiele hat, wo doppelt so viel Saft als Ertrag eines Ackers gewonnen wurde, so wäre in der That ein überraschendes Resultat von der größten Tragweite gewonnen. Weitere Berichte werden aber jedenfalls abzuwarten seyn.

•

Desjardins über die Geschirre der alten Peruaner. Wir glauben nicht daß den Peruanern irgendein Volk die Ceramik, was die wundervolle Mannichfaltigkeit der Formen betrifft die sie ihren Gefäßen zu geben wußten, streitig machen könne. Sie stellten Thiere aller Art, Vierfüßer, Fische, dann Früchte und Gemüse dar. Zuweilen haben sie für ihre Abbildungen die bizarrsten Muster ersonnen, ohne von der Natur die erste Idee dazu erhalten zu haben. Die Farben und Firnisse welche sie auf die Erde anwandten, sind dergestalt vervollkommnet daß sie dem Gefäß manchmal einen das Auge täuschenden Anblick gewähren. Gelb, Hochroth und Schwarz waren ihre Lieblingsfarben. Wir wollen als einen der merkwürdigsten Gegenstände der peruanischen Ceramik ein Gefäß aus schwarzer Erde anführen, dem Hr. de Longperier in seinem Verzeichniß die Nr. 903 gegeben hat, und das einen an die Stellung der ägyptischen Gottheiten erinnernden sitzenden Bären darstellt. Der einfache Vergleich zwischen den im Museum der amerikanischen Alterthümer aufbewahrten Gegenständen und denen der ägyptischen Sammlung bietet so auffallende Aehnlichkeiten daß jedermann davon betroffen wird. (Nouv. Ann. des Voyages).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 18. 30 April 1858.

Geschichte der brittischen Gesandtschaft an den Hof von Ava im Jahre 1855.

Anderthalb Jahre nach Schluß des letzten birmanischen Krieges, am Beginn des Jahres 1855, erschien eine Gesandtschaft der „goldfüßigen Majestät" bei dem damaligen Statthalter von Indien, Lord Dalhousie, und zur Erwiederung der Artigkeit wurde Major Arthur Phayre, der factische Statthalter der neuen Provinz Pegu, mit zwei Dampfern die Irawady hinauf geschickt, um den König von Ava zu begrüßen und wo möglich einen Handels- und Friedensvertrag von ihm zu erwirken. Am 1 August verließ der „Bentinck" und die „Nerbudda" mit zwei andern Schiffen im Tau Rangun, und eine Beschreibung ihrer Fahrt und der Erlebnisse der Gesandtschaft verdanken wir jetzt dem zweiten Befehlshaber Capt. Henry Yule. [1] Am 12 August wurde das Geschwader an der Gränze von einem Minister und andern Beamten empfangen und bis zur Residenz begleitet. Die birmanischen Großen erschienen mit fünf oder sechs Kriegskähnen. Diese werden ursprünglich aus einem ausgehöhlten Baumstamm verfertigt, dann aber noch mit Planken versehen. Der Bug ist scharf zugeschnitten, während das Hintertheil hoch über das Wasser ragt. Die Formen sind von einer großen nautischen Eleganz, die in Einzelnheiten an die venetianischen Gondeln erinnert. Ueber den Stern des Bootes liegt eine große Fahne nach europäischem Geschmack ausgestreckt, und denkt man sich dazu daß die äußern Schiffswände und die Ruder der zwanzig bis dreißig Gondolieri vergoldet sind, so bekommt man einen Begriff von asiatischer Pracht und Kunst im Schiffsbau. Ebenso merkwürdig sind die Kauffahrer der Irawady. Der Schnabel dieser Schiffe von 120—130 Tonnen im Durchschnitt ist scharf geschnitten und vereinigt so anmuthig ausgeschweifte Linien, wie man sie zierlicher nicht bei modernen Dampfern findet. Hinter dem Mast stehen einige Hütten, wovon die letzte mit einem Balcon versehen ist. Das Hintertheil des Schiffes ragt mit dem Kiel hoch aus dem Wasser, so daß der Mann am Steuer noch über die Dächer der Cajüten hinweg sehen kann. Der eigentliche Schiffskörper ist so schlank, und zeigt so wohlberechnete und gefällige Linien, als ob das Fahrzeug auf europäischen Werften construirt worden wäre, so daß wir einen außerordentlich hohen Begriff von dem Schiffsbau der Birmanen bekommen. Dafür ist das Segelwerk um so eigenthümlicher. Der Mast besteht nämlich aus zwei Bäumen, die an der Spitze zusammenlaufen und durch Sprossen verbunden sind, so daß das Instrument vollständig wie eine Leiter aussieht, deren Füße von Bord zu Bord reichen. Die Segelstange hat ziemlich gleiche Länge wie der Mast, hängt aber nicht gerade, sondern bildet nach unten eine Curve. Das Segel, dieser Form sich anpassend, ist nach oben und unten concav, so daß es in der Mitte schmal und nach dem Rande zu beträchtlich an Breite gewinnt. Es hat 4000 Quadratfuß Flächeninhalt bei 130 Fuß Länge, so daß, wenn das Tuch vom Winde geschwellt wird, ein solches Schiff beinahe aussieht wie ein Luftballon, oder besser, wie ein ungeheurer weißer Schmetterling. Das Segel wird aus dünnem baumwollenen Kleiderstoff verfertigt, sonst vermöchte das Schiff gar nicht solche Flügel auszuspannen. Da diese Fahrzeuge nur mit dem Wind im Rücken zu segeln vermögen, so kommt es ihnen vortrefflich zu statten daß im Thale der Irawady während der Regenzeit beständig ein guter Wind zur Bergfahrt weht. Andere technische Fertigkeiten der Birmanen wurden an den Brückenbauten bewundert. Die Brücken bestehen aus hohen Teakpfosten, die durch Querbalken verbunden und über welche wiederum Dielen gelegt sind. Die Geländer an der Seite sind reich geschnitzt, die Pfähle stehen fest, und die Bauten zeigen hohe Ueberlegenheit über ähnliche Producte eingeborner Kunst in Indien. Außerordentlich mannichfaltig sind die musikalischen Instrumente der Birmanen. Das größte davon ist eine Art „Trommelharmonica". Das Gehäuse selbst gleicht einer großen offenen Trommel, und ist so geräumig daß der Virtuos darin sitzen kann. An den innern Wänden sind 18 bis 20 Trommeln und Pauken von 2½ bis 10 Zoll Durchmesser angebracht, und verschieden gestimmt. Der Spieler schlägt sie mit den Fingern, so daß man das Instrument auch ein Trommelclavier nennen könnte. Aehnlich ist das Gehäuse einer Beckenharmonika, die aber mit Trommelstöcken geschlagen wird, und nach Yule's Versicherung von ganz besonderm Wohlklang ist. Ihre Blasinstrumente (Clarinetten und Trompeten) verdienen wenig Lob, dagegen sind ihre Harfen, die einen Resonanzboden aus Büffel-

---

[1] A Narrative of the Mission to the Court of Ava in 1855. London 1858. Das Werk, ein stattlicher Quartband, ist „auf höheren Befehl" sehr splendid in Goldschnitt und in Ziegenleder mit unzähligen werthvollen Holzschnitten und Farbendrucken erschienen und kostet für deutsche Leser ziemlich 3 Pfund St.

leder und 13 Saitenstränge besitzen, wegen ihrer äußerst eleganten Form zu erwähnen, da sie, wie die altägyptischen, keinen „Pfeiler" oder Frontstück besitzen, sondern die Saiten nur an einen schön geschwungenen Hals gespannt sind. Ganz vorzüglich ist aber ein anderes den Birmanen eigenthümliches Instrument welches unserer Glasharmonika gleicht, nur daß, statt der Glaskasten, auf doppelten Schnüren kleine Bambussplitter mit der converen Seite nach oben schweben. Die Abstufung der Töne wird dadurch hervorgebracht daß der mittlere Theil der Bambusstäbchen mehr oder weniger ausgehöhlt ist. Die Claviatur hängt über einem luxuriös geschnitzten Kästchen von anmuthiger Form, und die Stäbchen, die mit zwei Stöcken geschlagen werden, geben einen äußerst weichen Ton. Obgleich das Material, woraus dieses Instrument verfertigt wird, keinen Werth besitzt, so haben gute Exemplare doch einen Affectionspreis wie Cremoneser Geigen, und die Virtuosen geben sie um kein Geld her. Schließlich gedenken wir noch einer dreisträngigen Guitarre, die aber wie eine Zither gespielt, und deren Gehäuse sehr sinnreich in Form eines Alligators ausgeschnitzt wird. Aus solchen Instrumenten war das Orchester bei den Schauspielen gebildet, die fast jeden Abend die Gesandtschaft unterhalten sollten. Die Bühne des birmanischen Theaters wird unter freiem Himmel aufgeschlagen und mit Matten bedeckt. Für vornehme Zuschauer sind erhöhte Galerien aus Bambu errichtet, während die Plebs umherkauert, wo sie etwas sehen kann. Erleuchtet wird die Scene durch irdene Töpfe, in denen Baumwolle, in Erdöl getaucht, mit rothen Flammen qualmt. Könige und Prinzen waren stets die Mittelpunkte der Darstellung, auch sorgte eine Art „lustiger Person" für Befriedigung des Humors, sonst aber wird über Mangel an dramatischer Handlung geklagt, während die Dialoge sich in die Länge spannen wie feiner Drath, und zwar werden sie nicht gesprochen, sondern gesungen, so daß die Darstellung den Europäern wie die Caricatur einer italienischen Oper vorkam. Da wir uns vorbehalten den Lesern den Inhalt eines solchen Drama's später zu geben, so bemerken wir hier nur daß mit Ausnahme der Hauptstadt die Frauenrollen von Knaben gespielt werden. Indecente Actionen kamen äußerst selten vor, allein dieß geschah wahrscheinlich nur, weil man den Gästen gute Begriffe beizubringen wünschte, während Kenner der birmanischen Bühne versichern daß oft die unglaublichsten Dinge scenisch dargestellt werden. Natürlich fehlen auch nicht Marionetten-Theater mit Puppen von 10 bis 15 Zoll Größe, die mit großer Geschicklichkeit gelenkt werden. Vor der lebenden Darstellung haben die Puppentheater den großen Vortheil daß sie die Märchenwelt, verzauberte Prinzessinnen, fliegende Wagen, Drachen, Nats (Gespenster) und den andern Hausrath der Geisterwelt, so wie religiöse, auf Gaudama (Buddha) bezügliche Dramen oder Mysterienspiele darzustellen vermögen.

Am 15 August besuchte man die Erdölbrunnen bei Yennaugyoung an der Irawady. Diese Brunnen hatten eine Tiefe von 180, 190, 270 und 306 Fuß. Sie bilden einen einfachen Schacht, aus dessen Tiefe mit Eimern, die an Seilen über Walzen auf- und niederlaufen, das Erdöl ausgeschöpft wird. In Birma dient das Product zur Beleuchtung und zum Anstrich des Holzwerkes in den Häusern, weil es die Insecten vertreibt. In England hat man es als Schmieröl und zur Kerzenfabrication benutzt und die Tonne in London mit 40 bis 45 Pfd. St., also den Centner mit 24 bis 27 fl. bezahlt. Die Brunnen gehören nur wenigen Familien, die in älterer Zeit unter einander heiratheten, bis die „jungen Leute" vor kurzem jene gute alte Gewohnheit brachen. Aber noch verstatten sie keinem Fremden einen Brunnen zu bohren, und wenn ein Besitzer seinen Brunnen verpfänden oder verkaufen will, so kann es immer wieder nur innerhalb der Zunft oder jener monopolsberechtigten Familien geschehen. Ein Brunnen von 150 Ellen Tiefe kostet 1500 bis 2000 Tikals (1 Tikal = 2½ Rupien = 3 fl.) zu bohren, und oft genug ist die Unternehmung eine Lotterie, da man sehr oft gar nichts findet, wenn auch der neue Schacht nur wenige Schritte von einem reichlichen Brunnen steht. Die Arbeit wird auch lebensgefährlich, sobald man sich der Oelschicht nähert, wegen der irrespirabeln Gase, die dann ausströmen. Wird dann der Bergmann herausgezogen, und „es hängt ihm die Zunge zum Halse heraus," so ist nach den Beobachtungen einheimischer Aerzte keine Rettung mehr, außerdem wird er durch Frictionen leicht wieder hergestellt. Arme Brunnen geben nur 5 bis 6 Viß (1 Viß = 3,6 Pfd. avdps.), reiche dagegen 700, 1000, ja 1500 täglich, doch ist der Durchschnitt für die nördliche Gruppe 220, für die südliche 40 Viß im Tage. Natürlich nimmt der Ertrag mit der Zeit ab, doch behaupten die Unternehmer daß, wenn man einen Brunnen brach liegen lasse, die Ausbeute beim Neubeginn beträchtlich schwächer erscheine. Früher bezahlte man den Artikel mit 1 Tikal für 100 Viß (1 Ctr. = 50 kr.), jetzt aber seit von Rangun Nachfrage sich eingestellt hat, ist der Preis auf 35 Sh. die Tonne (1 fl. 3 kr. der Ctr.) gestiegen. Die Gesammtproduction läßt sich auf etwas mehr als 7 Mill. Viß oder 11,690 Tonnen annehmen.

Wir haben vor kurzem schon aus dem asiatischen Journal von Bengalen der merkwürdigen Baureste bei Pagan erwähnt,[1] und jetzt, wo uns die guten Abbildungen vorliegen, können wir noch weniger unser Staunen unterdrücken über die Aehnlichkeit mit europäischen gothisch-italienischen Mustern. Einzelne Sachen sind so schön, daß man die Bevölkerung an der Irawady nur um ihre ästhetische Vergangenheit beneiden kann. Auch wächst das Staunen über die Begabung dieses eigenthümlichen Volkes, je mehr wir ihm durch die Schilderung näher treten. Manche der Schloßruinen würden völlig an die Ufer des Rheines oder in ein grünes Thal der schottischen Hochlande passen, und Thürme mit gothischen Fenstern treffen wir an, die uns an Prager Bauwerke erinnern. Die birmanische Kunst hat etwas anheimelndes, einen europäischen Zug mitten in einer tropischen Welt, und es scheint beinahe als ob sich bei dem Bewohner des Irawadythales die guten Eigenschaften zweier großen Culturvölker, die geistige Begabung des Hindu und der Fleiß wie die Geschicklichkeit der Chinesen verschmelzen fänden.

Von Pagan aufwärts ist das östliche Ufer der Irawady prächtig bewachsen und dick besäet mit Palmenhainen, aus welchen dann und wann Pagoden, eingehegte Felder und vergnügte Dörfer hervorlauschen, während hinter ihnen lange Hügelketten sich erheben. Der Strom erweiterte sich in der Regel bis zu 5 engl. Meilen, doch schien er in Folge von Hochwasser sein Bett überschritten zu haben. Lustige Inseln mit Wohnungen die hart am Wasserspiegel lagen, und Dörfer die auf venetianische Art mitten in den Strom

[1] Siehe Ausland 1858. S. 230.

gebaut waren, belebten die mit reizend bewachsenen Ufern eingeschlossene Wasserfläche. Bei Samaik-gon hatte man Gelegenheit große Salpetermanufacturen zu sehen. Das Salz wird, wie in Indien, aus der obern Bodenschicht gewonnen. Der Apparat ist sehr einfach, denn er besteht nur aus konischen Körben, in welche die Erde hineingeschüttet und mit einer Lage von Reisstroh bedeckt wird. Man läßt dann von oben Wasser durchgehen, welches den Salpeter aufgelöst in untergesetzte Geschirre führt. Das Aufgießen wird zweimal wiederholt, und die Krystalle durch Abdampfen des Wassers in eisernen Pfannen gewonnen. Das erste Product ist roth und voller erdigen Unreinheiten; wenn aber das Salz noch einmal im Wasser aufgelöst und wieder eingedampft wird, erhält man bei einem Gewichtverlust der Hälfte reine weiße Salpeterkrystalle. Das Auflegen des Reisstrohes geschieht nur in der Absicht damit das unreine Wasser seine fremden Bestandtheile an dem Stroh zurücklassen soll. Die jährliche Ausbeute der Fabrik wird auf 20,000 Viß (offenbar zu niedrig) angegeben, der reine Salpeter durchschnittlich mit 15 bis 20 Tikals für 100 Viß ($7\frac{1}{2}$ bis 10 kr. das Pfund) bezahlt und hauptsächlich zu Feuerwerken verbraucht, worin die Birmanen gleiche Wunder leisten wie die Chinesen.

Ehe man sich der Residenz näherte, konnte man einen Blick auf Sagain werfen, welches mehr als einmal die Reichshauptstadt gewesen war. Ein verfallender Wall umgürtet die wohlbeleibte Stadt, aber der innere Raum ist dünn bewohnt, und bot ein Gemälde politischer Verwitterung. Dafür entschädigte die Aussicht von der Plattform der großen Pagode reichlich durch ihre unvergeßliche Schönheit. Keine Landschaft am Rhein vermag sich mit diesem Gemälde zu messen, dessen Naturreize von Mitgliedern der Gesandtschaft im Range noch über den Comer-See gestellt wurden. Der Strom, welcher dort einen Ellenbogen bildet, war nach Norden zu mit Inseln bevölkert, bis er zwischen den Bergen eingefangen wurde, gegen Westen verlor er sich in der Gluth der sinkenden Sonne. Im Nordwesten zog eine Bergkette hin, wo jede Spitze und jeder Vorsprung mit einer Pagode oder einem Kloster verziert war. Gegenüber jenseits des Stromes aber lag die Hauptstadt Amrapura, deren Tempel und Thürme durch den abendlichen Duft den Zauber einer italienischen Stadt gewannen, besonders da man die hellschimmernde glockenförmige Hauptpagode gern mit einer südeuropäischen Marmor-Kathedrale zu verwechseln sich gestimmt fühlte. Aus der Ferne ließ sich nicht unterscheiden daß die Stadt aus Bambus und Lehm aufgeführt war, so daß das Schauspiel an Pracht nicht gewonnen hätte, wenn statt Amrapura Venedig an die Irawady geschoben worden wäre. Hinter der Stadt stiegen Bergketten in blauer Verklärung auf, während auf dem glatten Strom, von dem man nur durch einen lustig grünen Streifen mit weißen Tempeln, Thürmen und Dächern getrennt war, der schattige Saum des Ufers und die Abendgluth der Wolken so treu sich abspiegelten, daß man sich an einem See hätte träumen dürfen, wenn man nicht bemerkt hätte mit welcher Gewalt die Kriegsgondeln, die den Fluß kreuzten, von der Strömung abwärts getrieben worden wären. Gegen Osten lag eine Insel mit steil aufsteigendem Ufer, bedeckt mit dem glorreichen Pflanzenwuchse Birma's, oder gekrönt mit Thürmchen, wo sich auf dem Kamm eine vegetationslose Stelle fand, während dahinter Insel auf Insel, Dörfer, Tempel und Klöster aus dem Wasser stiegen und im Süden das alte Ava, in Gärten und Dschengel versunken, seinen einstigen Werth durch die aus der Wildniß aufschießenden Thurmspitzen der Tempel verkündigte.

Am folgenden Tage (30 August) lernte man die einheimische Papierfabrication kennen, die jedoch nicht sehr entwickelt ist. Auf Baumwollenzeug, das über Rahmen gespannt ist, wird die Papiermasse aufgetragen und mit Bambusstäben gerollt, muß aber dann, ehe man den Bogen abziehen kann, in der Sonne völlig trocknen. Die Papiermasse besteht aus den zerstampften Fasern der jungen Bambus, und wird etliche Wochen in Wasser geweicht. Man benutzt dazu Bambus von $1\frac{1}{4}$ Zoll Durchmesser und zerreibt sie in Brocken von $\frac{1}{8}$ Zoll. Das Papier ist sehr weich und haltbar, aber faserig und von ungleicher Dicke, so daß es sich nur zu Verpackungen, nicht zum Schreiben eignet. Will man es zu diesem Zwecke benutzen, so wird es mit Holzkohle überzogen und mit Steatitstiften darauf geschrieben. Obgleich die Schrift dann auch nicht besser fixirt wird als auf einer Schiefertafel, so wird doch die amtliche Correspondenz auf diese Art geführt, wie die Urkunden zeigten, welche den Engländern bei Eroberung Pegu's in die Hände fielen. Aechtes Schreibpapier wird nicht in Birma erzeugt, Bücher werden daher mit Griffeln auf Palmblätter geschrieben, und zu den wenigen Briefen, die mit Feder und Dinte geschrieben werden müssen, nimmt man englisches oder chinesisches Papier.

Die Gesandtschaft wurde auf dem Wege freundlich behandelt, und nur der Gebrauch weißer Sonnenschirme war untersagt worden, seitdem man die Gränze von Birma überschritten hatte, da weiße Sonnenschirme zu den Emblemen der Souveränität gehören. Der Minister oder Woongyi, welcher den Britten die Honneurs machte, war ein leidlicher Gesellschafter, mit dem man sich unterhalten konnte. Eines Tages kam das Gespräch auf kosmische Gegenstände, und Major Phayre begann das Copernikanische System zu erklären. Davon wollte der Birmane aber nichts wissen, sondern setzte die altindische Anschauung vom Weltbau auseinander, nach welcher im Norden ein hoher Berg, der Myen-Mo (Meru) liegt, um welchen die Sonne kreist, und an dessen Südabhang als zwei Inseln Europa und Asien befestigt sind. Als aber einer der Britten etwas trocken das Daseyn eines solchen Berges verneinte, erwiederte der Woongyi aufgebracht: „Er wird in unsern heiligen Büchern erwähnt, seine Höhe ist angegeben, und die Bewohner jeder seiner Regionen sind genau bekannt." Dagegen ließ sich nun mit Copernikus nicht aufkommen. Die geringen kosmischen Kenntnisse verhindern die Birmanen jedoch nicht fleißig auswärtige Politik zu treiben, und damals gerade beschäftigte sie lebhaft der Aufstand der Santals in Indien und der russische Krieg.

Die Küche der Birmanen wird uns vielfach gerühmt. Aufgetragen wurden die Gerichte in elegant gearbeiteten Silberschüsseln auf Füßen und bedeckt mit Glocken. Eine Reispastete mit einem Gemisch von Schweinefleisch und Geflügel hatte das appetitliche Aussehen als käme sie warm aus dem Palais-Royal. Unter den Süßigkeiten fand großen Beifall eine gallertartige dunkle Masse aus Reismehl und Palmzucker, denen das Aussehen eingemachter Früchte gegeben und wovon jedes Stück in ein Palmblatt einge-

schlossen, die Palmblätter aber künstlich zu einem Halsband verschlungen waren. Solches eßbare Geschmeide tragen die Birmanen auf Reisen, da sich die süße Speise lange frisch erhält. Als man die Residenz Amrapura betrat, fand man die erste Gelegenheit birmanische Landwehr zu mustern. Die „Regulären" trugen einen deutschen Waffenrock aus rothem groben Zeug mit einem Gürtel, und dazu grün- oder goldlackirte Pikelhauben aus Holz, ganz nach preußischem Schnitt, nur daß statt des Schirms ein Rand wie an einem Pariser Herrenhut rings um den Helm lief. Der Rock schien ihr einziges Kleidungsstück zu seyn. Die Reiterei trug anstandshalber Hosen, und die Officiere hatten sehr pomphaftes Sattelzeug, aber auch sie giengen oder saßen vielmehr barfuß. Die Irregulären tragen keine Uniform, sondern kleiden sich nach eigener Discretion — oder Indiscretion, wenn man will. Die Infanterie war mit Musketen altfranzösischer Form, die Cavallerie mit kurzen Speeren bewaffnet, beide Truppenkörper aber sahen schäbig und erbarmenswürdig aus.

Nachdem die Gesandtschaft ein geräumiges Gebäude bezogen, welches von der Stadt durch einen kleinen See getrennt war, begannen die Unterhandlungen über die feierliche Audienz beim König, und zwar durch Vermittlung des Paters Abbona, eines Piemontesen, der als Missionär in Birma ergraut ist. Etikettenfragen sind im Morgenlande noch mehr als bei uns große Staatsfragen; Lebensfragen kann man beinahe sagen, weil das Ansehen asiatischer Despoten auf solchen dem Volke gegebenen Schaustücken beruht. Die höchste Feierlichkeit ist mit einem Empfang im Yoom-Dan, dem königlichen Staatspalaste, verknüpft. Da aber die birmanische Etikette verlangte daß die Gesandtschaft ohne Schuhe ihren Einzug hielt, und das brittische Personal gegen derartige Zumuthungen sich regte, so wurde das Yoom-Dan aufgegeben. Jedenfalls müssen die Schuhe in der königlichen Nähe entfernt werden, und chinesische Gesandte, die 1281 verweigerten dem Hofe von Pagan diese Ehre zu erweisen, wurden ermordet. Am Empfangstage (13 Sept.) erschienen die Reichswürdenträger in Gala, mit einer Mitra von rothem Sammet und dergleichen Mänteln mit Brocat. Als sich der Zug in Bewegung setzte, wurde über dem Brief des Statthalters von Indien an den König, der auf einer Haudah von einem Elephanten getragen wurde, die englische Flagge entfaltet. Ursprünglich hatte man den Brief unter einem Sonnenschirm überbringen wollen; da aber der Sonnenschirm im Morgenlande das Attribut der Souveränität ist, so hatten die birmanischen Hofmarschälle gegen jeden derartigen Versuch protestirt. Auch das Aufziehen der Flagge, auf welches sie nicht vorbereitet waren, hätten sie gern verhindert, als aber Major Phayre erklärte, er werde ohne seine „Farben" nicht einen Schritt weiter gehen, so ließ man sich diese kleine „Schlappe" gefallen. Die Birmanen hatten sich dafür eine andere Genugthuung vorbereitet. Als die Botschaft durch das Palastthor einziehen wollte, bog plötzlich der Thronfolger von einer andern Seite um den Palast, und hielt seinen Einzug mit militärischer Bedeckung. Dadurch nun wurde die brittische Procession genöthigt zu halten. Die vorbeimarschirenden Truppen wollten kein Ende nehmen, so daß man auf den Verdacht kam sie marschirten, ähnlich wie auf den Theatern, um den Hintergrund herum, um von neuem zu defiliren. Kurz der Bühnenstreich gelang vollständig, und man gab dem Pöbel die Satisfaction daß die fremde Gesandtschaft demüthig habe warten müssen. Am Palastthore mußten alle Sonnenschirme verschwinden und die Officiere ihre Degen abgeben. Die Schuhe wurden erst an der Treppe abgelegt, die, beiläufig bemerkt, ziemlich schmutzig war. Im Audienzsaal einer großen Säulenhalle strahlte alles, mit Ausnahme der rothen Säulenfüße, von Gold. Im Hintergrund führten etliche Stufen zu einer Art hohen Altars, der mit einem Himmel bedeckt und mit rothen Sammetmatratzen und Kissen belegt war. Dieß war der Thron, auf welchen der Monarch durch eine hintere Treppe, wie auf eine Kanzel in Begleitung seiner Gemahlin hinaufstieg, und zwar langsam, Stufe um Stufe, indem er sich auf seinen Säbel stützte. Die Arbeit kann auch nicht gering seyn, denn die Europäer in Amrapura versichern daß der Juwelenschmuck des Galakleides nahe an hundert Pfund wiege. Als das königliche Paar auf dem Throne mit gekreuzten Beinen Platz genommen hatte, begann die Königin ihren Fächer spielen zu lassen und ließ sich von ihren Kammerfrauen eine angezündete Cigarre reichen, denn Tabak in Gegenwart des Königs zu rauchen, wird seltsamer Weise allen Liebhabern von der birmanischen Etikette verstattet. Der König zeichnete sich durch intelligente Züge und eine fein und zart geformte Hand aus. Seine Kleidung bestand aus einem seidenen Gewande, welches so dicht mit Juwelen besetzt war daß sich kaum seine Farbe unterscheiden ließ. Auf dem Haupte trug er das Thara-poo oder die Reichskrone, eine runde Tiara mit Ohrlappen, einer Thurmspitze und einem Stirnblech, alles aus Gold und Edelsteinen. Die Königin, welche nach dem Herkommen eine Halbschwester ihres Gemahls seyn soll, trug eine Haube, die Haar und Ohr bedeckte und nach oben in eine Nashornspitze auslief. So wie der König erschien, zogen die Britten ihre Hüte ab, während das birmanische Personal die Gesichter nach dem Boden senkte und mit den Händen bedeckte. Nach dem Throne zu stand eine Reihe kleiner Prinzen hintereinander, die sich beim Erscheinen der Majestät niederwarfen, so daß sie aussahen wie eine Reihe übereinander gefallener Bücher. Gleichzeitig krochen wie die Frösche ein paar Hofbeamte näher dem Throne, um eine Art lebendiger Telegraphen zu bilden und die Fragen und Antworten vom und nach dem Thron weiter zu befördern. Von den Geschenken befand sich nur ein Eisenbahnmodell in der Halle, welches die größte Neugierde der Eingebornen erregte. Nachdem etliche „Brahminen" eine Art Lobgesang angestimmt hatten, begann die Audienz, die nicht direct zwischen dem „Goldfüßigen" und dem Botschafter, sondern zunächst durch die lebendigen Sprachrohre geführt wurde. Se. Majestät erkundigte sich nach dem Befinden des englischen Regenten (Generalstatthalters), nach der Dauer der Reise von Bengalen bis Amrapura, und nach dem Stand der Ernte in Indien, womit das Drama schloß.

Besonders angezogen wurde der König von den Leistungen des Photographen, und er hätte gern gesehen daß einer seiner Unterthanen die Kunst der „Sonnengemälde" erlernt hätte. Man gab sich auch viele, aber sehr vergebliche Mühe seine Wünsche zu befriedigen. Merkwürdig ist es daß die Birmanen für solche Darstellungen Sinn haben, daß sie sogar den Gebrauch von Landkarten verstehen, während in Indien alle Völkerschaften, Arier wie Tamulen, Brahmanen, Muhammedaner und Parsis kein Auge für Zeichnungen und dergleichen besitzen sollen, so daß sie z. B. nie eine Porträtähnlichkeit erkennen, wenn sie auch gewahren daß ein Menschen-

sind dargestellt seyn soll. Von Landkarten haben sie keine Idee, ebenso wenig wie von Landschaften, und Capt. Yule hält sogar die Anekdote für ächt daß ein indischer Pandit bei dem Porträt eines Siegers auf dem Derby-Rennen (also eines Pferdes) gefragt hatte, ob das London sey, wie in Gegenwart des Verfassers ein Parsi einen Kupferstich von Kensington Palace für ein Dampfschiff hielt!

Es folgten nun mehrere andere Zusammenkünfte mit dem König ohne weitere Feierlichkeit. Da ergab sich denn daß man es mit einem sehr gutherzigen und wißbegierigen Monarchen zu thun hatte. Er gab dem Botschafter Erlaubniß frei vom Herzen zu sprechen, und so kam die Rede auf den Staatsvertrag. Major Phayre stellte in Aussicht daß man, was sehr gewünscht wurde, die Einfuhr von Waffen und Munition freigeben werde, allein der König dachte an Rückgabe der letzten Eroberungen und brach ab. Lebhaft erkundigte er sich, ob Sebastopol wohl fallen, ob Oesterreich, ob Persien im orientalischen Kriege neutral bleiben würden, ob man ihm einen Bergmann für seine Rubingruben empfehlen könne, und ob der „Stein-Lehrer" (nämlich der Geolog Oldham von der Gesandtschaft) bereits die Kohlenlager besichtigt habe. Schließlich wünschte er das Modell eines menschlichen Skelets aus Holz zu haben, aber so daß man die Thätigkeit der Gelenke beim Sitzen und Aufstehen beobachten könnte, was ihm natürlich mit Eifer bewilligt wurde. Während dieser Audienz zündeten die Prinzen, seine Kinder, ihm die Cigarren an, brachten Trinkwasser, und das jüngste, ein Kind von 18 Monaten, erschien völlig nackend und kletterte munter dem Papa auf den Schooß. Bei einem zweiten Zusammentreffen fragte Se. Maj. ob die Dynastie von Großbritannien älter sey als 200 Jahre, worauf der Botschafter rühmte daß die Königreihe in England 14 bis 1500 Jahre hinaufreiche. Der König bemerkte hierauf nicht ohne Hochmuth daß er von Mahatamada (Mahasammata), dem ältesten König der Erde nach buddhistischen Traditionen, der über Myit-tiye-ma-detha (Madhyadesa, Mittel-Indien) herrschte, in gerader Folge abstamme. Das Gespräch kam dann auf die bei Bhilsa neu entdeckten buddhistischen Topen (Tempel), nach denen sich die Birmanen eifrig erkundigten, denn es ergab sich daß der Botschafter Phayre Major Cunninghams berühmtes Werk über jene Entdeckung einem der Minister ins Birmanische übersetzt hatte, weßhalb auch der König gern ein Exemplar zu sehen wünschte. Se. Maj. sprach dann von den öffentlichen Arbeiten, die er habe ausführen lassen, nämlich 99 Tanks (Kunstteiche) und 66 Canäle zur Bewässerung des Landes, auch sey in dem birmanischen „Königsbuche" oder der Reichschronik von einem Herrscher die Rede der 9999 Teiche und Canäle erbaut habe, welche er wieder herzustellen beabsichtige. Nun darf man sich hier nicht an die Tendenzziffern 99 und 66 stoßen, oder die Angabe für übertrieben halten, denn man überzeugte sich später daß der jetzige Souverän von Birma den Verlust an Gebiet durch materielle Hebung seiner übrigen Besitzungen zu ersetzen sucht und viele hydraulische Bauten zur Befruchtung armer Ländereien hatte ausführen lassen. Beiläufig bemerkt, sind die Birmanen nicht ungeschickt in ihrem Wasserbau, wie die Abbildung einer Schleuße mit beweglichen Balken zu beweisen scheint. Nicht minder wißbegierig als der König war sein Staatskanzler, der sich genau erkundigte, ob denn die Russen, wie die Franzosen und Engländer, runde Hüte trügen. Man halte diese Frage nicht für kindisch, denn sie hat einen tieferen Sinn. Für den Morgenländer ist der runde Hut das Merkmal europäischer Civilisation, weßhalb auch die Europäer in Indien die Kaste der Rundhüte genannt werden. Er wollte dann die Truppen- und Flottenmacht der einzelnen europäischen Staaten, die Seewege um das Cap und durch das rothe Meer, die Regierungsformen in England und den Vereinigten Staaten, sowie die Beziehungen beider Mächte kennen lernen; er hat auch um eine Karte der Welt „aber keinen Globus" [1] mit birmanisch geschriebenen Orts- und Ländernamen. So vertraulich aber auch diese Unterhandlungen waren, so erreichte man doch nicht den Hauptzweck, nämlich den Abschluß eines Vertrags. Als Grund wurde angegeben, daß der König fürchte nach seinem Tode in der Reichschronik tadelnd genannt zu werden. Auch dieß darf man als keinen leeren Vorwand betrachten, denn merkwürdig genug führen die Könige in Birma keine Namen, sondern jeder Souverän heißt schlechtweg der König. Um nun der Geschichte zu Hülfe zu kommen, werden sie durch Beinamen unterschieden. So heißt ein Monarch „der Ersäufte," weil er in den Kyendwen geworfen wurde, ein anderer Kala ya men, der den Portugiesen 1612 in die Hände fiel, „Gefangener der Kalas" (Europäer), ein dritter aus dem Regentenhause von Pagan, „von Fremden entthront," noch ein anderer „Flüchtling vor den Chinesen." Nach morgenländischen Begriffen sieht jeder Vertrag wie eine Unterwerfung aus, und der jetzige König mußte, wenn er die brittischen Wünsche erfüllte, besorgen auf die Nachwelt unter einem nicht eben beneidenswerthen Namen zu gelangen.

Amrapura, ein Name aus dem Pali, der dasselbe bedeutet wie Amritsir bei den Sikhs, nämlich die unsterbliche Stadt, wurde von dem Großgroßvater des jetzigen Königs erbaut. Seitdem aber ist die Residenz mehrmals wieder nach Ava verlegt worden, welches seit 400 Jahren die Reichshauptstadt gewesen war, und erst seit 1837 ist Amrapura ohne Unterbrechung Residenz geblieben. Die Stadt bildet ein Quadrat und ist durch eine 12 bis 13 Fuß hohe Backsteinmauer geschützt, die an einzelnen Stellen durch Erdwälle verstärkt wird. Im Mittelpunkt liegt das königliche Schloß, ein malerisches Gebäude auf einer 260 Fuß langen und 10 Fuß hohen Terrasse. Es ist ein seltsames Bauwerk mit luftigen Säulenhallen, die vorspringende Dächer nach Schweizer Art tragen, während unmittelbar über dem Thron ein schlanker Thurm in acht Etagen spitz aufsteigt. Das Gebäude ist aus Holz aufgeführt und übergoldet, nur daß der Thurm durch das Wetter schon seinen Glanz verloren hat. Im Norden liegt abgetrennt der Palast des weißen Prinz-Elephanten. Die vierbeinige Hoheit ist schon bejahrt, denn sie wurde 1806 bereits gefangen. Außer seinen kolossalen Zähnen besitzt der Prinz keine elephantinischen Reize, er hat vielmehr vollständig die Taille verloren, sieht kränklich und mißvergnügt aus, und seine Wärter haben Angst vor seinen üblen Launen. Das Geschmeide welches er trägt, ist mehr als eine Grafschaft werth, auch besitzt er als ein „Großer des Staates" seinen eigenen Hausminister und seine Domänen in dem fruchtbarsten Baumwollendistrict des Landes. Als man einst zur Bezahlung von Kriegscontribu-

[1] Die Kugelgestalt hat etwas anstößiges für die kosmische Anschauung der orthodoxen Buddhisten.

tionen an die Kalas (Europäer) das Budget Sr. Hoh. in Anspruch nahm, schrieb der König eine Adresse auf ein Palmblatt, worin er die Heimzahlung in zwei Monaten gelobte und welche dem Elephanten feierlich überreicht wurde. Auch gebührt ihm die Ehre von vier weißen Sonnenschirmen, also königliche Attribute. Der jetzige König reitet nie mehr auf dem weißen Elephanten, wohl aber geschah dieß noch von dem Onkel, seinem Vorgänger.

Vor dem Palast stehen 20 Kanonen aufgefahren, die den birmanischen Geschützgießereien, denen sie wahrscheinlich ihren Ursprung verdanken, sehr viel Ehre machen. Obgleich in der Stadt keine Vorkehrungen für Reinlichkeit getroffen sind, sondern nur die Hunde das Polizeigeschäft besorgen, so sind die Straßen dennoch sehr rein und die Luft niemals dumpf wie in indischen Städten. Nur bei Regenwetter verwandeln sich die Verkehrsmittel in einen großen Sumpf. Die meisten Häuser sind Bambushütten, die ein wenig über dem Erdboden auf Pfählen errichtet werden. Ein paar Schritte vor den Häusern sind Pfähle in die Erde gesenkt, mit Gitterwerk verbunden und durch Blumen in Töpfen geziert, wie auch zwischen dem Gitter und dem Hause etliche Blumen gezogen werden. Diese spanischen Wände finden sich in allen Straßen, durch welche möglicherweise der Hof sich bewegt, damit der König nicht durch das Gedränge belästigt wird, und weil es den Birmanen verboten ist dem Souverän ins Antlitz zu schauen. Da durch dieses „Königsgitter" die Häuser und die Kaufläden bedeckt werden, so bekommt die Stadt ein eintöniges und halberstorbenes Aussehen. Mit den Vorstädten wird Amrapura 17,659 Häuser und eine Bevölkerung von 90,000 Einwohnern zählen. Ein einziger Britte, Thomas Spears, bewohnt nun 18 Jahre Amrapura unangefochten. Er hat die Absetzung dreier Könige erlebt, und gilt, obgleich er sich immer als Britte gebärdet, sehr viel bei Hofe. Außer einigen ab- und zugehenden Agenten von Handelshäusern in Rangun und zwei französischen Abenteurern, bewohnte noch ein Portugiese, Hr. Camaretta, seit 1839 Shabandar (Hafencapitän) und der bereits genannte Pater Abbona die Hauptstadt, wo sich eine christliche Gemeinde von 200 Köpfen befindet, während die Zahl der Bekehrten im ganzen Reiche auf 2300 angegeben wurde, für deren Seelen noch vier andere katholische Missionäre sorgen. Armenier, die ehemals in Rangun eine Kirche besaßen, gibt es in der Residenz ein Dutzend Familien, welche vom Handel leben und sich durch Brittenhaß auszeichnen. Sie schlugen beim Ausbruch des orientalischen Krieges dem König vor eine Mission an den Kaiser von Rußland zu übernehmen, aber der Hof blieb den Umtrieben fremd. Von ihnen stammten die Nachrichten über die Belagerung Sebastopols, deren Verlauf an den asiatischen Höfen, wie man sieht, mit großer Spannung abgewartet wurde. Man mag sich also leicht vorstellen, wie aufregend auch der indische Aufstand gewirkt haben muß, und zugleich schließen daß der jetzige König von Birma nicht den Frieden zu brechen gedenkt, sonst würde er diese letzte kostbare Gelegenheit sich nicht haben entgehen lassen. Griechen und Juden gibt es jetzt nicht mehr in Amrapura, dafür aber einige Handelshäuser von „Mongolen," d. h. von Muhammedanern theils aus dem persischen Golf, theils aus Buchara! Die Chinesen haben ihr eigenes Viertel, denn sie mögen wohl 2000 Familien stark seyn. Gewöhnlich werden Birmanen und Chinesen für einen verschwisterten Volksstamm wegen physischer Aehnlichkeit gehalten, Capt. Yule versichert aber, daß die Unterschiede so auffallend sind, um einen Chinesen am Gesicht aus der Menge so gut in Amrapura als wie im Hyde Park zu erkennen.

Der Ackerbau der Chinesen.

Der Ackerbau steht in China hoch in Achtung, und der Landmann rangirt nächst dem Literaten, dann erst kommt der Fabrikant und der Kaufmann. Der Ackerbau, sagt der Li-ki, ist die große Grundlage (Wurzel) des Reiches. Die Ackerceremonie, wo der Kaiser alljährlich selber die Hand an den Pflug legt und das Getreide säet, das er dem Himmel opfert, wie die Kaiserin selber Seidenwürmer zieht (s. Plath Geschichte des östlichen Asiens II. S. 751—56), das Ackerfest, wo die Gouverneure jährlich mit Blumen geschmückt mit einer großen thönernen Kuh, die, zuletzt zerschlagen, eine Menge kleine von sich gibt, dem Frühlinge entgegenziehen, soll diese Achtung des Landbaues wenigstens bethätigen. Factisch wird freilich auch in China jetzt der reiche Kaufmann und Fabrikant eine ganz andere Stellung einnehmen als ein armer Bauer. Die Ackergesetzgebung, welche kein Grundeigenthum anerkennt ohne Anbau desselben, mußte diesem auch förderlich seyn. Das Strafgesetzbuch (Ta-Thsing-liu-li sect. 90 fgg. T. I. p. 162 fgg.) bestimmt: kehren Familien oder Individuen in den District zurück zu dem sie ursprünglich gehört haben, und es findet sich nach dem Kataster im Verhältnisse der Größe des Areals ein Deficit in der Bevölkerung, so erhalten sie auf eine eingegebene Petition nach ihren Mitteln Land angewiesen, wovon sie nur die Grundsteuer und Frohnden zu leisten haben. Ist in dem District kein uncultivirtes Land, so erhalten sie solches an dem nächsten Orte, wo sich unbebautes Land findet. Nehmen sie aber mehr Land als sie bebauen können, so erhalten sie für 3—10 Meu, die sie zu viel nahmen, 30 Hiebe, eben so wenn sie den Anbau des Landes vernachlässigen, je nach Verschuldung. Auch die Beamten werden bestraft, wenn das Land nicht angebaut ist, z. B. der Vorstand von 100 Familien mit 20 (in Wirklichkeit 5) Hieben, wenn ein Zehntel seines Districtes uncultivirt ist. Andererseits kommt auch der Staat bei Mißwachs, Dürre, Ueberschwemmungen dem Landbauer zu Hülfe.

Besonders die ältern Missionäre haben indeß den blühenden Zustand des Anbaues von China früher offenbar zu vortheilhaft geschildert, als ob China nur ein großer Garten wäre, kein Flecken unbebaut und die Berge bis zur Spitze terrassirt. Dieß ist seit Lord Macartneys, Titsinghs und Lord Amhersts Gesandtschaften, und den Berichten von Staunton, Barrow, van Braam, de Guignes jun., Ellis, Abel u. a. sehr übertrieben befunden worden, und Hucs neueste Nachrichten, der von Sse-tschuen nach Canton reiste,

bestätigen dieß. Die kahlen Berge, z. B. im Süden, die Kalksteingebirge des Mei-ling, sind in China ebensowenig angebaut und terrassirt als anderswo; und in den Ost-Provinzen an den großen Seen, dem Po-yang, Hong-tse, Kao-yeu u. s. w. und den Flüssen, ist auch viel Land versumpft, was den Chinesen urbar zu machen noch nicht gelungen ist; man meint ein Viertel des Landes stehe da unter Wasser und sey Sumpf, Moos oder saurer Boden und culturunfähig. Wie wenig in den West-Provinzen noch Anbau seyn muß, ergibt die Vergleichung der statistischen Angaben über das angebaute Land im Vergleiche mit dem Areal.

Gewiß sind die Chinesen ein fleißiges, arbeitsames Volk, selbst Wasserflächen benutzen sie. Huc (215) erwähnt z. B. der schwimmenden Inseln auf dem Ping-hu und allen großen Seen. Es sind dieß enorme Flöße aus dickem Bambu mit Erde bedeckt, auf welchen man Reis und andere Sachen zieht, auf welchen Gärten und Häuser angelegt sind und mit welchen sie weiter segeln, in Stunden der Muße dabei fischend, wie sie denn auch im Wasser die Wassernuß u. s. w. ziehen. Hedde meint daß ein Drittheil der Bevölkerung von Tsche-kiang und Kiang-nan auf dem Wasser wohne. Man baue Häuser auf Pfahlwerken in die Canäle und Flüsse, an den Ufern des Tai-hu-Sees sehe man Blockschiffe, schwimmende künstliche Inseln. Diese beweglichen Flächen seyen aus Bimsstein, der aus Hai-hien bezogen wird, gebildet, leicht genug sich auf dem Wasser zu erhalten. Zweige und Stämme von Bambu damit verbunden, bilden einen soliden Boden, den man durch Taue an die Felsen des Sees befestigt. Es werden Wohnungen darauf gebaut, Gärten angelegt, Getreide gesäet und Maulbeerbäume gepflanzt. Die Bewohner derselben verlassen wohl auch gelegentlich den See und folgen dem Laufe der Flüsse.

Auf den Bergen, wo nichts weiter wächst, pflanzt man Maulbeeren und Seifenbäume, oder wenigstens Fichten und Terebinthen, um etwas Brennholz zu haben. Ein eigentliches Forstwesen und einen Waldbau gibt es nicht, eben so wenig einen Wiesenbau, und ihr Ackerbau hat einen ganz andern Charakter als der unsrige. Ein großer Theil des Landes wird mit Spaten und Hacke bearbeitet, und sie sind mehr Gärtner als große Landbauer. Alle die Vervollkommnungen des Ackerbaues, die Europa in den letzten 100 Jahren gesehen, sind zu ihnen nicht gelangt; weder die bedeutenden Geldmittel, noch die Wissenschaft Großbritanniens kommen hier dem Ackerbau zu gute. Ihre Ackergeräthe sind von der rohesten, unvollkommensten Art, so der Pflug, der wenig tief geht, nie frische Erde heraufholt, die Egge u. s. w. Es sind ihrer nach Hedde im Ganzen wenige — alle sehr einfach außer dem Pfluge — im Süden von Büffeln und Eseln, im Norden von Ochsen, Pferden und Mäulern gezogen (Huc sah auch Frauen vor dem Pfluge, den Mann hinten, wie Nieuhoff eine Frau mit einem Esel an einen Pflug gespannt, den der Mann führte). Die hölzerne Egge mit eisernen Zähnen, oft hinten mit einem Sitze, eine Hacke, ein Grabscheit, ein Karst, ein Hammer, um die Erdklöße zu zerschlagen, ein Rechen, eine Sichel zum Mähen, ein Pflanzenstock, ein Dreschflegel — selten braucht man eine Kornschwinge, der Wind muß das meiste thun — ein Mörser zum Reisstampfen u. dgl. Zeit und Kraftverlust der Menschen kommt bei der Uebervölkerung des Landes nicht in Betracht. Was eine vereinzelte, kleinliche Industrie mit großem Fleiße vermag, das haben die Chinesen geleistet. Mit dem Säen verfahren sie sparsam, streuen selten den Samen mit der Hand aus, sondern stecken ihn in Rillen oder bedienen sich einer Art Säemaschine, der Reis wird sogar erst gesäet und dann einzeln verpflanzt, wobei eine vollkommene Theilung der Arbeit stattfindet. Einer zieht die 6'' langen Reisschößlinge heraus und übergibt sie einem andern, der einem dritten, der im Wasser steht, die Löcher macht und sie hineinsteckt, während ein vierter die Erde andrückt.

J. Hedde, der den französischen Gesandten 1843 — 46 nach China begleitete, hat über den Ackerbau in China eine Abhandlung geschrieben, die, aus dem Französischen übersetzt, aus Wiecks deutscher Gewerbezeitung, Leipzig 1853 besonders abgedruckt, einige neue Mittheilungen namentlich über ihre Ackerwerkzeuge, mit Abbildungen derselben in Holzschnitten, enthält.

Die Ackergeräthe, deren Entwendung dem Raube gleich bestraft wird, fand er natürlich ohne die Vervollkommnungen des neueren Europa's, mehrere genau mit denen übereinstimmend die nach Loudons landwirthschaftlicher Encyklopädie schon bei den Aegyptern und andern Völkern des Orients vorkommen; sie zeigen indeß doch einige Eigenthümlichkeiten, und Hedde hat natürlich nur einen ganz kleinen Theil derselben gesehen, da sie bei der verschiedenen Bodenbeschaffenheit in den verschiedenen Provinzen verschieden sind. Der gewöhnliche chinesische Pflug ist wie der der Japaner und Malayen ganz einfach, ohne Rad und Streichbrett. Die er beschreibt, gehören alle zu den freien Schwingpflügen, da sie keine auf Rädern ruhende Vordergestelle haben. Der Pflug von Kiang-su (Su-li) mit Streichbrett, Pflugsterz, Pflugbaum, Pflugbaumträger und Ortscheit eignet sich für schweren Boden zur Bearbeitung desselben für Saaten und Pflanzungen; die Zuglinie geht von der Stirn des Thieres aus, statt daß bei den meisten chinesischen Pflügen der Büffel an einem Halsjoche zieht. Der Pflug von Kuangtung (Kuang-li) ist sockenförmig, mit rundem Streichbrette von Eisen oder Holz zur Bearbeitung von sumpfigem oder Moorboden. Er hat keine Aehnlichkeit mit unseren Beackerungsinstrumenten, und bietet bei großer Einfachheit den Vortheil durch Zusatz oder Wegnahme von drei Ansatzdeckeln die Pflugscharlänge mehren oder mindern und bei dem steigenden Umfange der Ansätze den Furchen die gewünschte Breite geben zu können. In den Südprovinzen Yun-nan, Kuei-tscheu und den beiden Kuang, braucht man zur Verrichtung der Feldschläge einen andern Seckenpflug oder vielmehr Hacken aus hartem Holze, mit Ausnahme des Eisens am Endpunkte des Seckels, ähnlich einem Ackergeräthe der Malayen und Araber für einen Büffel, dessen Anspannung am Halse oder um die Mitte des Leibes angebracht ist. Je nachdem die Kraft des Arbeiters ist, zieht er Furchen, wie einfache Striche oder 10—15 Centimeter tief. Der vollkommenste aller chinesischen Pflüge ist nach Hedde der von Fu-kian (Tschau-li), zwei Metres von der Pflugspitze bis zum Sterzgriff lang, mit flachem Streichbrette von leichter Form und leicht zu handhaben. Er war auf der Ausstellung chinesischer Producte in St. Etienne, und mehrere Landleute der Gegend haben ihn versucht, er erreicht aber noch lange nicht die einfachen Pflüge mit gewundenen Streichbrettern, wie sie Dombasle und Grangé erfunden haben.

Eggen kommen in Canton mehrere vor, mit einer Reihe langer Zinken an einem Eggebalken (Pa), mit drei Reihen, 25 — 30 Centimeter lang, an drei Balken (Tscheu), eine viereckige mit einer

Bedeckung auf die der Führer tritt um dem Werkzeuge mehr Gewicht zu geben (Fang-pa), im Süden braucht man dreieckige zur Unterbringung der Saaten.

Vor und nach dem Säen, auch die jungen Triebe an den Boden anzudrücken, dienen verschiedene Walzen: die Kerbwalze, in einem hölzernen Gestelle gehend, eine steinerne Stachelwalze und eine Walze mit Rädern. Zum Ebnen des Bodens dient ein einfacher, breiter hölzerner Schlegel (Yeu) oder ein Streichholz. Dann haben sie unsern Spaten aus Bambu, oder Holz mit Eisen eingefaßt oder fast ganz aus Eisen, zum Ziehen der Furchen und zur Anlegung von Reisfelder-Dämmen, den Spatenpflug, der mit der Hand gehandhabt wird. Auf hartem, festem Boden ist die Spatenhacke wirksam, einfacher die Haue und Radhaue, ein zugespitztes Eisen mit Handhabe. Die andern Ackergeräthe sind: ein Spaten zum Jäten, Hacken, Schaufeln von Holz und Eisen, Gießkannen und Bewässerungseimer, Schubkarren mit einem Rade, dessen Achse im Mittelpunkte der Last befestigt ist und mit welchen einer leicht drei Centner fortschafft.

Da sie wenig oder gar kein Vieh halten, die Brache bei der Uebervölkerung nicht zuläsig ist, so wird, den Mangel an eigentlichem Dünger zu ersetzen, alles was statt dessen dienen kann, Haare, Asche, Knochen, Horn, Oelkuchen, Ruß und besonders Asche, selbst die Abfälle der Bärte und Köpfe, der Millionen die täglich rasirt werden, aufgehoben und verwendet, selbst Nußschalen, Schlamm, Gassenkoth u. s. w. in großen Gruben sorgfältig gesammelt, der Luft und dem Wetter ausgesetzt, zum Theil getrocknet und zergehen gelassen. An der Meeresküste dienen auch die Ueberreste von Fischen und Seepflanzen, überall aber die Abfälle von Schlachtstellen und Küchen, Federn, Menschen und Thierhaare, Knochen zu Mehl verwandelt u. a. zum Düngen. An den wenigst besuchten Straßen findet man nach Huc aus Stroh, Erde, Mauerwerk Abtritte angelegt, um nichts umkommen zu lassen. Auf den Feldern fand Lay überall Behälter von Thon in der Erde, allerlei Saucen zum Dünger zu bereiten. Alles Unkraut, Stroh u. dgl. wird sorgfältig zusammengescharrt und verbrannt, und ökonomisch eine Handvoll von der Asche über die Saat gestreut oder eine Jauche daraus bereitet, in welcher der Same eingeweicht oder mit welcher die Pflanzen löffelweise begossen werden. Der Hauptdünger ist nach Hedde aber der Menschenkoth, [1] der überall sorgfältigst gesammelt wird; jedes Haus, jede Straße, jeder Fußpfad, jedes Stück Feld besitzt große, in die Erde eingelassene Behälter, ihn aufzunehmen. Die hauptsächlichsten sind überdacht und ausgemauert, daß die Flüssigkeit sich weder verflüchtigen, noch nach außen verlieren kann.

Man weiß in China nichts von Latrinen wie bei uns, sondern hat in dem ansehnlichsten und bequemsten Theile seiner Wohnung irdene Kufen oder sorgfältig ausgemauerte Cisternen, und der Begriff der Nützlichkeit beherrscht nach Fortune den Geruchsinn des Chinesen so völlig daß alle Classen, reich oder arm, dort mit dem größten Wohlbehagen betrachten, was in jeder civilisirten Stadt Europa's als ein unerträglicher Uebelstand angesehen wird. In langen, plumpen Fahrzeugen, welche die Straßencanäle durchkreuzen, werden diese Stoffe täglich abgeholt und im Lande verbreitet. Jeder Kuli, der Morgens seine Producte zu Markte gebracht hat, bringt Abends zwei Kübel voll von diesem Dünger an einer Bambusstange heim, und ersetzt so dem Boden wieder was er ihm wegnahm. „Bei unsern täglichen Spaziergängen in Schanghai, sagt Milne, war uns Fremden nichts ennuyanter als diesen Dünger-Booten, Dünger-Tanks, Dünger-Eimern, Düngerfuhren und Cabinets d'aisance immer zu begegnen. Einige dieser letztern waren bloß ein großes irdenes Gefäß mit einem Gitter umgeben, andere standen in Nebenstraßen oder auf der Landstraße und sahen aus wie Schilderhäuser aus Schlamm und Backstein gebaut, die weißen Wände oft mit Blumen bemalt, mit einem Fenster in Form eines Fächers oder Weinblattes oder Blumentopfs. Die andern sind nicht so verkleidet, denn der Menschenkoth, wie ein Eingeborner sagte, gilt ihnen „gleich den köstlichsten Juwelen," und man sammelt ihn sorgfältigst, worin sie uns zum Muster dienen könnten. Man läßt nicht das geringste davon umkommen, und hat berechnet daß das Product der Ausleerungen von 5 Personen das Jahr 20 Hektoliter à 15 Fr. Werth, betrage. Man mischt ihn mit verschiedenen animalischen und vegetabilischen Substanzen, trocknet und pulverisirt ihn wie unsere Poudrette, und streut ihn rings um die Pflanzen. Der Chinese düngt, den Reis ausgenommen, nicht das Feld, sondern die Pflanze, und weicht das Korn in verdünnter Jauche zuvor ein.

Demnächst dienen Thierexcremente, namentlich von Schweinen, zum Düngen. In Tschu-san mischt man ihn mit einer thonartigen Erde, formt ihn zu kleinen Kuchen, die getrocknet in den Handel gebracht werden, womit man nach allen Theilen des Reiches ein großes Geschäft macht. Die örtliche Production genügt für den Bedarf nicht, man bezieht daher auch noch vielen aus Siam und Cochinchina. Diesen Dünger verwendet man aber nie im trockenen Zustande, sondern so viel als möglich in Flüssigkeiten, namentlich Urin, eingemischt.

Einen kräftigen Dünger gewinnt man aus dem Schlamm der Teiche, Moräste und Canäle; die Gärtner bei Canton schätzen ihn sehr, und 3 bis 4 Picul davon werden mit einem Dollar bezahlt. Man baggert den Schlamm aus mit zwei halbrunden Körben von 30 Centimeter Durchmesser, die oben an einander anschließen, der eine ist oben, der andere unten an die Enden zweier langen Bambusstangen befestigt, die ins Wasser hinabgelassen und, wenn voll, emporgehoben und ausgegossen werden. Ist das Schiff voll Schlamm, so fährt der Landmann ihn auf sein Feldstück und thut ihn in eine Grube, wobei Frau und Töchter helfen, die nie anstehen den härtesten und widerlichsten Arbeiten sich zu unterziehen, wenn es sich darum handelt die Mittel zum Lebensunterhalt zu vervielfältigen.

Endlich kennen die Chinesen auch verschiedene Arten künstlichen Düngers. In Ning-po errichtet man im Winter große Erdhaufen mit vegetabilischen Substanzen vermischt, hält sie fortwährend feucht, arbeitet sie mit einem Werkzeuge um und breitet sie nachher mit der Haue auf dem Boden aus. Ohne chemische Kenntnisse haben

[1] Liebig (Beilage Allgem. Zeit. 1857 Nr. 213 und 214) hat auf die Bedeutung des Menschenkothes beim chinesischen Ackerbau, der beim Abgange fast allen Stallmistes nach Eckeberg häufig das 120ste Weizenkorn, im Mittel nach Davis das 15te Korn erzielt, aufmerksam gemacht. Die Gärtner bezahlen ihn in den Städten mit Gemüsen. Nach Gemelli Careri T. IV. p. 92 bezahlen sie mehr für den der von Fleisch, als für den der von Fischkost herrühet, und kosten ihn zu dem Ende sogar, si fabula vera est!

sie doch manche praktische Erfahrung; so mischen sie Mergel und Thonboden mit leichtem sandigen und setzen zu Sand Thon und Schlammerde. Auch Asche und alter Gyps werden verwandt, Kalk mehr zur Zerstörung der Unkräuter, obwohl seine treibende Kraft ihnen nicht unbekannt ist. Bei der Cultur des Ma dient häufig alter Bauschutt als künstliche Düngung, und man umstreut die Stengel der jungen Pflanzen mit Ziegelmehlstaub, nachdem sie mit ölhaltigen Substanzen eingedüngt worden sind.

Fortune sah auf Tschu-san im Winter eine Species von Coronilla und eine Art Klee eigens zum Dünger der Reisfelder bauen; im April wird dieser grün über die Felder gestreut, im Schlamm und Wasser begraben, die zweite Reisernte aber mit den Reisstoppeln gedüngt. Wenn man erwägt daß dieser Boden zum Theil schon 3000 Jahre und darüber Jahr aus Jahr ein, ohne ihn ruhen zu lassen, und zwar im Jahre zwei, mitunter drei Ernten geben muß ohne erschöpft zu werden, so muß man annehmen — da eine ursprünglich dicke Humusschicht, die in 3000 Jahren nicht aufzuzehren wäre, doch nicht wahrscheinlich ist — daß der thierische Dünger wenigstens beim Reisbau, wo nur gehörige Nässe und Hitze vorhanden sind — indem Luft und Wasser die etwa fehlenden Bestandtheile liefern — nicht so nöthig ist, wenn nur das Stroh, das in China kein großes Vieh auffrißt, dem Boden wieder zukommt, wie auch der Wald sich ja selber düngt. Die Chinesen glauben nicht, daß wenn nur verschiedene Pflanzen nacheinander auf einem Felde gebaut werden, der Boden jemals erschöpft werde, vielmehr haben sie die richtige (?) Einsicht, wenn eine Pflanze einen besondern ihr nothwendigen Stoff absorbire, lasse sie immer noch einen andern der Cultur günstigen Nahrungsstoff zurück; bei ihren natürlichen und künstlichen Düngmitteln, der fortwährenden Bewässerung des Bodens und den aufeinander folgenden abwechselnden Culturen bleibe daher der Boden immer fruchtbar.

Der Fruchtwechsel ist nicht unbekannt, obwohl beim kleinen Haushalte sie mehr an bestimmte Culturen gebunden sind. Im Süden, wo das Klima es zuläßt, erzielen sie 2 bis 3 oft verschiedene Ernten; weiter nördlich, wo dieß nicht mehr geht, pflanzen sie wechselnde Reihen, zwischen Korn Hülsenfrüchte, das erste im Mai, letztere 2 bis 3 Wochen später; wenn die erste Saat dann im August geerntet wird, bekommt die zweite Luft, und kann sich nun recht ausbreiten. Das Korn wird daher mit der Handsichel geschnitten, oft auf dem Felde oder auf der Tenne ausgedroschen, oft auch mit der Hülse aufbewahrt.

Vor allem aber wird auf die Bewässerung der größte Fleiß verwandt. Ueberall werden Canäle angelegt; wo Berge oder Hügel sind, wenn es angeht, diese terrassirt, das Wasser gesammelt und ökonomisch vertheilt. Solche Ackercanäle wurden nach Cibot schon früh nach einem combinirten allgemeinen Plane angelegt. Sie verfielen später und wurden nur zur Hälfte in den alten Provinzen Schen-si, Schan-si und Ho-nan wieder hergestellt, und nur sehr unvollkommen in Kiang-nan, Tsche-kiang und den andern Südprovinzen nachgeahmt, wie die Kaiser diese dem Ackerbau eroberten. Sie fanden erst Widerspruch bei der Anlage, und führten sie zunächst auf ihren Domänen ein, bis das Volk den Nutzen derselben einsah, sie überall nachahmte, und die Regierung hat sämmtliche Canäle zu einem System zu verbinden. Im Alterthum gab es Canäle von 4 Fuß Tiefe und Breite, die in andere von 8 Fuß, und diese wieder in noch größere von 20 Fuß Tiefe und Breite sich ergossen, daher fast alle Ein- und Ausfuhr der Felder auf Nachen geschah. Durch Schleußen wurde nach der Jahreszeit der höhere oder niedere Wasserstand geregelt. In der Geographie aller Provinzen, wie des kleinsten Districts, ist ein besonderer Artikel über die Ackercanäle. In der Particular-Geographie von Schen-si z. B. werden ihre 350 großen Ackercanäle auf 65 Blättern, District für District beschrieben, und jeder Beamte muß den gegenwärtigen und ehemaligen Zustand aller Canäle, Dämme und Schleußen seines Gebietes kennen. Von Zeit zu Zeit werden die Canäle gereinigt, was den anliegenden Dörfern obliegt. Auch die Lagunen, die man häufig in China an den Ufern der Flüsse und Canäle findet, wo Land in der Nähe ist das niedriger als das Ufer ist und beim Uebertritt der Flüsse überschwemmt wird, oder wo sich Regenmassen ansammeln, sind nach Milne's Bemerkung obwohl der Gesundheit nachtheilig, besonders in Zeiten der Dürre für die Bewässerung von unermeßlichem Nutzen. Die Chinesen haben außerdem aber mehrere Bewässerungsmaschinen, meist sehr einfach, aber wirksam, bloß aus Bambus gebaut, von einem oder mehreren Menschen in Bewegung gesetzt. Ihre Ketten-Pumpe mit dem großen Wasserrade übertrifft die persischen und ägyptischen Räder, und ist mit Erfolg in Indien von den Engländern eingeführt worden. Ihre Wasserräder sind öfter beschrieben worden, namentlich von Staunton; nach der Höhe des Ufers sind sie von 20 bis 40 Fuß Durchmesser und Höhe. Ein solches Rad hatte an 20 Röhren von 4 Fuß Länge — Ellis sah eines mit 47 Röhren à 2' u. 2'' Durchmesser, und jedes faßte $^{6}/_{10}$, die 20 Röhren also 12 Gallonen Wasser. Ein Strom von mäßiger Schnelligkeit reicht hin das Rad in einer Minute viermal umzudrehen, liefert also in einer Minute 48 Gallonen, in einer Stunde 2880, in einem Tage 69,120 Gallonen oder über 300 Tonnen Wasser, und am Kan-kiang zählte Davis an einem Tage bis 30 solcher Wasserräder. Diese Maschine übertrifft, wie gesagt, jede der Art. Im südlichen Frankreich und Tirol hat man eine Art Wasserrad, das sich diesem noch am meisten nähert, aber weit kostbarer, weniger einfach in seiner Construction und weniger ingeniös in seiner Vorrichtung ist. Der Besitz des Bambus kommt freilich den Chinesen dabei außerordentlich zu statten. Das kürzlich entdeckte Verfahren, mittelst eines um das Rad gelegten Kragens das Wasser zu heben, ist nach Lay nur wenig einfacher als das chinesische. Hedde nennt als Bewässerungsmaschinen die gewöhnliche Wasserpumpe Tung, aus einem Baum- oder Bambusstamm, in die Erde gepflanzt, an der Spitze ein Schwengel, an einem Ende mit einem Gefäß, mit dem ein Mann Wasser aus dem Flusse schöpft, um es auf das höher liegende Land zu schaffen, oder zwei Mann schöpfen Wasser, jeder das Ende eines Seiles haltend, an dem ein Eimer befestigt ist. Dieser Schöpfeimer ist sehr alt und liefert einfach und schnell Wasser. Vollkommener sind die hydraulische Wasserpumpe (Ta-tsche), durch eine Kurbel bewegt, die ein Mann dreht; das hydraulische Schöpfrad (Dju-tsche), das mehrere Personen mittelst der Füße bewegen; das unterschlächtige Wasserrad (Tung-tsche) und ein hydraulisches Schöpfrad, das durch Räder bewegt wird (Nieu-tsche). Ein Modell davon war auf der letzten Ausstellung chinesischer Producte zu St. Etienne zu sehen. Es ist eine ununterbrochene Kette von Schaufeln, die in einem hölzernen

Gerinne arbeiten, wird, je nachdem der Fall des Bodens größer oder geringer ist, mehr oder minder geneigt aufgestellt, und durch ein oder zwei rechts und links am obern Theile angebrachte Kurbeln bewegt. Zwei Mann liefern in einem Tage von 8 Stunden 12 Kubikmeter Wasser, unsere gewöhnlichen Pumpen $28^{7}/_{10}$. Doch läßt es sich vervollkommnen, und wäre bei Trockenlegung von Morästen schon im gegenwärtigen Zustande von Nutzen.

Wenn wir trotz aller dieser Sorgfalt und des Fleißes der Einwohner und des sorgfältigen Anbaues, bei Ueberschwemmungen oder Dürre, in China dennoch oft die verheerendste Hungersnoth wüthen sehen, so erklärt sich dieß zwar schon aus der Art des Anbaues des Reises, da, wenn die Dürre anhält, 2 bis 3 Ernten auf einmal fehlschlagen, aber die Uebervölkerung und die Vertheilung des Eigenthums und die kleinliche Zwergcultur trägt die größere Schuld. Der schlecht genährte Boden, meint Eisenhart, trägt weniger. In England rechnet man auf 4,000,000 Hectaren Kornland 12 Millionen Wiesen und Felder zur Ernährung des Viehes, und sieht darin den Schlüssel von Englands landwirthschaftlicher Größe, die es in den Stand setzt die dichteste und bestgenährte Bevölkerung in Europa zu unterhalten, und zwar eine doppelt und dreifach so starke städtische und gewerbtreibende als die ackerbauende Classe, da sie nach Rubichon's „Statistique Agricole" mit derselben Arbeit 18 Säcke Getreide hervorbringt, die in dem wie in China zersplitterten Frankreich nur 3 Säcke erzielt. Die Landbevölkerung China's würde bei diesem vernünftigern System allerdings vielleicht auf ein Drittel ihres gegenwärtigen Bestandes zusammenschmelzen, aber es wäre nicht das arme, entnervte Geschlecht mehr, dessen kraftlose Mahlzeit eine Handvoll gekochter Reis und eine Tasse Thee bilden, um mit einer Pfeife Tabak oder Opium das Werk der Entnervung zu vollenden, das in einer elenden Barrake, mit Stroh gedeckt, ohne Estrich wohnt, nur mit einem rohen Tisch oder Stuhl, als fast dem einzigen Möbel, mit einem baumwollenen Anzuge und einem Hut von Bambus versehen ist.

Neun Zehntel der Landleute in China sind nach Barrow nur im Besitze von Zwergwirthschaften. Ein Morgen Reis nährt nach ihm fünf Menschen ein ganzes Jahr hindurch — täglich auf die Person 2 Pfund und den Ertrag eines Kornes auf das 20- bis 25fache gerechnet; im Süden aber, wo man zwei Reisernten im Jahre hat, sogar 10 Personen; ein Morgen mit Baumwolle besäet, kleidet 2 bis 300 Personen. Wenn man einem ihrer Bauern, urtheilt er, so viel Land gäbe, als er und seine Familie mit dem Spaten bearbeiten können, so würden sie darauf mehr zum Unterhalt der Menschen gewinnen, als irgendwo in Europa der Fall ist; gäbe man aber einem Pächter in China 50 bis 100 Morgen, auch zu mäßigen Zinsen, so würde er, weit entfernt den Betrag dieser Zinsen dreimal daraus zu gewinnen, wie der brittische Pächter, kaum im Stande seyn nach Bezahlung des Arbeitslohnes für die Bearbeitung des Gutes seine Familie zu erhalten.

Wenn Porter die Unmöglichkeit nachweist,[1] das kleine Großbritannien durch Einfuhr von fremdem Getreid zu ernähren, was kann eine Reis-Einfuhr — wenn auch von 6 bis 9 Millionen Kilogrammen — bei mehr als 400 Mill. Chinesen verschlagen? Keine reichen Pächter, großen Kornhändler oder Capitalisten speichern den Ueberfluß des einen Jahres auf, um den Mangel des andern zu ergänzen; nur die öffentlichen Magazine kommen der Noth zu Hülfe, und schaarenweis wandern die Einwohner in solchen Fällen aus einer Provinz in die andere aus, die Mildthätigkeit ihrer Mitbürger beanspruchend. Das Grundeigenthum fesselt sie nicht und hat gar keinen Werth. Dieß erklärt die große Verschiedenheit in den statistischen Angaben der Bevölkerung der einzelnen Provinzen in nicht sehr verschiedenen Zeiten; während bei uns der Bauer an den Boden gefesselt ist, wogt da die Bevölkerung hin und her. Bei diesem Leben ergibt sich nicht nur kein Ueberschuß, sondern man gewinnt auch nicht einmal den nothwendigen Bedarf überall. Von 830,000 Ballen Baumwolle z. B., die China verbraucht, werden über 300,000 eingeführt, ein offenbarer Nachtheil dieser kleinen Wirthschaften. Jeder baut sich seinen Bedarf an Zucker, Korn, Tabak, Baumwolle, Thee, wenn es angeht; hat er Absatzwege, wohl auch etwas noch zum Verkauf; mangeln diese aber, wie es bei den schlechten Communicationsmitteln oft der Fall ist, wohl selten über den Bedarf. Auch der Fleiß der Chinesen schien uns theilweise immer übertrieben, und P. Baldus bestätigt dieß. Die Zeit gilt ihm nichts, ein paar Sapeken aber alles; wenn es seyn muß strengen sie sich an, aber dann ergeben sie sich auch wieder lange der Trägheit, dem Spiele u. s. w.

Die bosnischen Angelegenheiten.

Das Schicksal scheint keine Ruhe zu geben. Kaum ist die Pforte der drohenden Union der Donaufürstenthümer entgangen, so hören wir von einer Deputation der bosnischen Raja, die sich nach Wien flüchtet, um von dort eine Adresse an den Großherrn dem türkischen Botschafter zu übergeben, und die sich eine Art Geleitsbrief und Amnestie für diesen Schritt ertheilen läßt, ehe sie in die Heimath zurückzukehren wagt, denn sie fürchtet für ihre Köpfe. Dieser Vorfall mag sehr vielen geringfügig erscheinen, allein die Leser dieser Blätter sind so vortrefflich über den Zustand der osmanischen Provinzen unterrichtet daß es ganz unnöthig ist, noch zu bemerken wie gerade in Bosnien und der Herzegowina sich das Verhängniß des osmanischen Reiches entscheiden muß. Diese Gebiete werden von derselben slavischen Nationalität wie das Fürstenthum Serbien bewohnt, und die Serben wieder sind dasjenige Element der europäischen Türkei welches allein noch eine größere Zukunft in nachosmanischer Zeit zu erwarten hat. Die Rolle der Neugriechen, auf welche die Philhellenen altväterischen Styles ein übertriebenes Gewicht legen, ist bekanntlich sehr beschränkt. Denkt man sich Epirus und Thessalien zu dem jetzigen Königreiche geschlagen, so hat man alle Gebiete vereinigt, wo das griechische Element compact auftritt. Freilich tritt es noch sehr stark am thracischen Küstensaume, sowie in den großen Seestädten Europa's und Kleinasiens auf, aber doch nur in den Städten, nicht in dem in-

nern Lande, und der Besitz dieser Brückenköpfe würde doch nicht ausreichen um große Ländermassen beherrschen zu können. Ferner würden sich die slavischen Bevölkerungen bedanken, wenn sie wieder zu Unterthanen eines neubyzantinischen Reiches herabsinken, sie würden sich sogar besinnen, wenn sie zwischen einer griechischen oder türkischen Herrschaft wählen sollten, ja im Interesse der Civilisation wäre ein solcher Tausch mindestens ein Wagniß, denn was die Griechen als Regenten leisten, das beweist die tiefe Verkümmerung und der politische Unrath, in welchen Phanarioten die Donaufürstenthümer gestürzt haben. Sobald die Serben ihre Hände frei hatten, jagten sie ihre griechischen Bischöfe fort, wie ja auch die Bulgaren mehr über den Druck ihres byzantinischen Clerus als über die Härte ihrer osmanischen Herrn seufzen.

Ganz anders erscheint das serbische Element. Es tritt als compacte Nationalität im Süden der Donau auf, und es ließe sich ein großes und starkes Reich aus diesen rein ackerbautreibenden Bevölkerungen bilden. Daß der Kern der Serben durch eine beinahe vierhundertjährige Unterwerfung seine Gesundheit sich erhalten hat, beweist die glückliche Befreiung des östlichen Stammes und das leibliche Bestehen des befreiten serbischen Bauernstaates bis auf die neuesten Zeiten; daß die westlichen Serben in Bosnien und der Herzegowina nicht zugleich mit ihren Brüdern jenseits der Drina frei wurden, lag bekanntlich an der verschiedenartigen gesellschaftlichen Gliederung. Im Fürstenthum Serbien wurde bei der Eroberung die gesammte Nation — Adel und Hintersassen — Raja oder kopfsteuerpflichtige Unterthanen des Sultans, in Bosnien und der Herzegowina dagegen trat der grundherrliche Adel zum Islam über, unter dem Vorbehalt seine alte gutsherrliche Herrschaft über das christlich gebliebene Landvolk zu behalten. Daraus entwickelten sich bekanntlich sehr seltsame Verhältnisse. Mit dem Religionswechsel gieng durchaus nicht der nationale Unabhängigkeitssinn verloren. Die mohammedanischen Bosnier sprechen nicht türkisch, ja selbst wenn sie die Sprache verstehen, so lassen sie es aus Stolz nicht merken. Obgleich oder vielleicht eben weil sie Renegaten sind, herrscht unter ihnen ein orthodoxer Eifer. War ihnen ein osmanischer Statthalter unbequem, so wurde er in Konstantinopel christlicher Gesinnungen verdächtigt und gestürzt. Dennoch ist auch der bosnische Fanatismus halb und halb nur Verstellung. Man weiß recht gut daß der mohammedanische Bosniak sich keine Vielweiberei verstattet, daß er seiner Frau den Schleier nicht aufzwingt, daß er heimlich wohl hie und da eine Messe lesen läßt oder ein Marienbild beschenkt, daß sogar mohammedanische Priester dem besorgten Vater am Krankenbett seines Kindes rathen, zu den Franciscanern zu schicken, um „die bösen Christengeister zu beschwören;" endlich aber daß, als die Pforte nahe daran war den bosnischen Adel zu unterwerfen, dieser offen gedroht hat zum Christenthum überzutreten, und durch diese Drohung wirklich die Osmanen eingeschüchtert wurden.

Nie ist es der Pforte gelungen vollständig den serbischen Adel Bosniens und der Herzegowina zu bändigen. Die serbischen Lehensherren in ihren festen Schlössern führten ihre Fehden fort, unbekümmert um die Verbote des osmanischen Beamten, der unter dem Titel eines Wesirs von Bosnien in Travnik residirte und in die Hauptstadt Serajewo nur wie ein Gast und nur auf 24 Stunden hineingelassen wurde. Rekruten hat Bosnien nie gestellt, wenn sie nicht mit Gewalt ausgehoben und geknebelt aus dem Lande geschafft wurden. Die Vernichtung der Janitscharen und die Gründung des Nizam fand in Bosnien bekanntlich den heftigsten Widerstand. Dort war und ist die Burg des Alttürkenthums, welches Mahmud zwar gebrochen hat, dessen Reste aber wie es scheint, der phlegmatische Nachfolger nicht zu bewältigen vermag. Man hört sehr oft die sogenannten Reformversuche der Osmanen verspotten, oder nennt sie eine Heuchelei, um die Civilisationsforderungen Europa's scheinbar zu befriedigen. Ja es ist ganz merkwürdig gerade diejenigen Publicisten welche am lautesten das Osmanenthum verlästern, Partei nehmen zu hören für die sogenannten Alttürken, wie auch die russische Diplomatie immer unter dieser Partei ihre Anhänger sich erwarb. Die Wahl war auch nicht übel, denn der kräftigste Alliirte welcher Diebitsch auf seinem verwegenen Marsch über den Balkan zu Hülfe kam, waren 30,000 Bosniaken, die mit den Albanesen vereinigt gegen Konstantinopel sich bewegten, nicht um die Russen wieder über die Donau zu treiben, sondern um den „Ketzer-Sultan" (Mahmud), der die Janitscharen aufgehoben, die Conscription und das kreuzweis zu tragende Lederzeug bei der Infanterie eingeführt hatte, vom Throne zu stoßen. Die politischen Reformen, nach welchen die Osmanen ringen, bestehen nur darin daß die Macht der Lehensleute in den Provinzen aufhöre. Die Bosniaken haben diese Versuche immer mit großer Kraft zurückgewiesen, ja es gelang ihnen sogar zur Zeit des Friedens von Adrianopel der Pforte das Höchste abzutrotzen, nämlich daß sie den Wesir oder Statthalter der Provinz nur aus dem einheimischen Adel wählen dürfe. Man denke sich die Lage eines solchen Gebietes. Bosnien ist ein rauhes Gebirgsland, und daher leicht zu vertheidigen. Es hängt mit dem übrigen türkischen Reich nur durch einen einzigen Paß, den von Novibazar zusammen. Gegen Süden liegt Montenegro, gegen Osten Serbien, im Norden Oesterreich, im Westen das Meer, wenn wir die Herzegowina und Bosnien als ein Ganzes betrachten. Abgeschnitten von dem türkischen Reich und verfeindet mit den Osmanen, lebten die bosnischen Capetans, Begs und Timarlis vollständig im süßen Zeitalter des Faustrechts. Die Städtebevölkerung, namentlich die von Serajewo, regierte unabhängig wie das Patriciat einer Reichsstadt, während die Raja, der christliche Bauer, vom mohammedanischen Edelmann beraubt, gedrückt, geknechtet wurde. So wie es in Bosnien aussah, oder wo möglich noch schlimmer, stand es mit den andern Provinzen der Osmanen. In Albanien drohte ein glücklicher Häuptling mit gänzlicher Losreißung, Serbien und Griechenland waren frei, die Donaufürstenthümer schon beschattet vom russischen Protectorat, und Aegypten rüstete gegen den eigenen Lehnsherrn. Es ist ganz gewiß daß, wenn die Macht der Pforte einem raschen Verfall entrissen worden ist, sie dieß den Reformmännern zu verdanken hat. Den Bosniaken fehlte zur Freiheit nur ein Oberhaupt. Kaum hatten sie einen oder vielmehr zwei Wesire serbischer Abkunft, zwei Häupter aus ihrer Mitte, so begannen die Fehden der mohammedanischen Edelleute unter einander, und nachdem sich zwei Parteien mürbe gemacht, wußte der schlaue Reschid Pascha die Provinz wieder zu bewältigen und die gefährlichen Häupter des letzten Aufstandes auf das Schaffot zu liefern. Bei diesen Unruhen hatten im Innern die Elemente der Bevölkerung folgenden Antheil genommen. Im Nordwesten, im

sogenannten Türkisch-Croatien, wo die Raja römisch-katholisch ist, erhob sie sich zu Gunsten der Pforte — Edelleute wie Bauern — gegen die sogenannten alttürkischen Bosniaken. Die Städtebevölkerung, unter der sich sehr zahlreiche alte Janitscharen befanden, folgte den Fahnen der Empörung oder kämpfte — wie sie sagte — für die alten Privilegien, für die Unabhängigkeit Bosniens. Die griechisch-katholische Raja dagegen nahm Partei für den osmanischen Wesir, für die Reform, für die Unterwerfung Bosniens unter die osmanische Centralisation. Die Serben im Fürstenthum waren gleichfalls kaiserlich gesinnt, d. h. Obrenowitsch bedrohte die aufsässigen bosnischen Barone. Es geschah damals daß die Raja sogar Waffen erhielt, um für die Sache des Großherrn gegen die mohammedanischen Gewalthaber zu fechten — so verzweifelt war die Lage, denn immer und immer werden die Türken fürchten müssen ihren christlichen Unterthanen das Gewehr in die Hand zu geben. Die Raja im Fürstenthum Serbien wurde auch einst gegen die Janitscharen bewaffnet, und es war dieß der erste Schritt zu ihrem Unabhängigkeitskampfe. Mit den türkischen Garnisonen haben sich die bosnischen Christen immer gut vertragen, wie auch der osmanische Wesir stets von ihnen wie eine schützende Macht verehrt wurde. Die Pforte hat aber nie gänzlich das Alttürkenthum zu besiegen vermocht, und wenn wir so oft vernehmen müssen daß die Befehle der Pforte in den Provinzen zum Gespött werden, so dürfen wir nicht etwa an dem guten Willen in Stambul zweifeln, sondern daran merken daß eben die osmanischen Sultane nicht die störrigen Elemente zu bewältigen vermochten. Immer und immer, wenn die Pforte nahe daran war Bosnien gänzlich zu bezwingen, erwuchsen ihr Verlegenheiten in einem andern Paschalik, wie es bei einem Reiche mit schlotternden Gliedern nicht anders seyn kann. Die Verwicklungen haben nicht aufgehört, und was an dem einen Punkte gewonnen wurde, gieng auf dem andern verloren. Doch war es bis zum Jahre 1850 der Pforte noch gelungen sich Autorität in Bosnien zu verschaffen. Die Macht des Adels war einer Zerrüttung nahe, der osmanische Wesir wurde nicht mehr durch Empörung bedroht, doch hatte sich die Raja 1845 auf eigenen Impuls gegen die Feudalherren erhoben, und zwar schlossen sich damals auch die Katholiken an die Griechen. Dieß veränderte ein wenig die Politik der Pforte, und seit 1850 sind offenbar Rückschritte geschehen, welche der Ausbruch des russischen Krieges nur beschleunigen konnte. Die Raja gegen die Feudalherren in Schutz zu nehmen und den Gehorsam der ritterlichen Häuptlinge durch die Furcht vor einer Entfesselung der Hintersassen sich zu erzwingen, war die alte Politik der osmanischen Statthalter gewesen. Neuerdings hat man die Raja preisgegeben, und es dominirt in Bosnien wieder das Alttürkenthum. Man würde sehr irren wenn man jetzt vielleicht irgend eine gewaltsame Katastrophe, die Entladung irgend einer revolutionären Mine in Bosnien erwarten wollte. Die christliche Raja in Bosnien hat nicht das numerische Uebergewicht, denn zu den mohammedanischen Feudalherren stehen die mohammedanischen Städtebevölkerungen; auch ist der griechische Bauer seit 1850 entwaffnet worden. Nun sind die mohammedanischen Bosnier stark genug gewesen ihre Unterthanen zu drücken und der Pforte Trotz zu bieten, sie würden sogar ein unabhängiges Reich bilden können, wenn die Häuptlinge nicht durch Familienfehden getheilt wären. Ein Aufstand der Raja hat nur Aussicht wenn er entweder von den osmanischen Truppen oder von den Serben des Fürstenthums unterstützt würde. Aber selbst dann müßte der Ausgang zweifelhaft seyn. Uebrigens könnte eine erfolgreiche Erhebung nichts eintragen als europäische Kriege. Oesterreich kann niemals dulden daß ein griechisch-slavischer Staat serbischen Namens entstehe, der Bosnien und die Herzegowina mit dem Fürstenthum vereinige. Ganz abgesehen davon daß eine solche Schöpfung Oesterreich wegen seiner serbischen Unterthanen beunruhigen müßte, liegt nach Bosnien zu eine höchst bedrohte Gränze, wo man sich nur ruhig fühlen kann, so lange dort eine entkräftete Macht wie die osmanische nichts befürchten läßt. Ein großer serbischer Staat liegt auch kaum im Plane des russischen Cabinets, lag wenigstens nicht darin zur Zeit des berüchtigten Dialogs zwischen Kaiser Nikolaus und Lord Seymour. Man kann daher nur eine Linderung der jetzigen Uebelstände durch eine Erstarkung der osmanischen Macht in Bosnien erwarten. Der mohammedanische Serbe haßt seinen osmanischen Glaubensbruder, und widersetzt sich allen Versuchen einer Centralisation von Konstantinopel aus. Daß die Pforte nicht mit Erbauung von den Erpressungen des bosnischen Adels hört, daß sie die christliche Raja, wenn sie Macht besäße, von der Abgabe des „Drittels" befreien würde, daran zu zweifeln ist nicht erlaubt. Es fehlt aber, wie es scheint, an Kräften, um den Staat seinen mittelalterlichen Zuständen zu entreißen, und der Staatsgewalt in den Provinzen Gehorsam zu verschaffen. Und dennoch, wenn dieß nicht geschieht, geht die Pforte der Auflösung entgegen. Wir behaupten gar nicht daß eine streng durchgeführte Centralisation dem türkischen Staat eine ewige Dauer geben würde, aber die Centralisation ist der einzige Weg den Verfall zu verzögern. Wenn die Pforte der eigenen Provinzen nicht mehr mächtig wird, wenn es ihr nicht gelingt die Reste der mohammedanischen Bevölkerung von dem verstockten Alttürkenthum zu erlösen, und sie für die Forderungen der Gegenwart zu erziehen, so verstreicht die letzte Frist zur Reconvalescenz. Darin liegt nun das Interesse der jetzigen Verwicklungen in Bosnien. Es handelt sich einfach darum ob der Großherr Herr im eigenen Hause werde, ob er stark genug ist seinen mohammedanischen Unterthanen Gesetze vorzuschreiben, ob er nicht erleben muß daß eine zitternde Deputation der Raja, die von einem neutralen Ort aus schüchtern ihre Klagen zu ihm erhob, bei der Rückkehr von den Feudalherren an die Bäume geknüpft wird. Daraus wird man sehen ob die Zeit für Reformen in der Türkei schon versäumt war, als der eiserne Mahmud begann seine Janitscharen mit Kartätschen niederzuschmettern.

Die neuesten Unterhandlungen der Niederländer mit Japan.

Von Dr. Friedmann.

(Schluß.)

Die Regierung mußte nun sehr in Erwägung ziehen wie man sich gegen die japanesische Regierung benehmen sollte in dem Fall daß sie zögerte einen freien und allgemeinen Handelsverkehr in ihrem Lande zu gestatten. Am 30 Januar 1856 wurde der oben erwähnte, am 9 Nov. 1855 abgeschlossene vorläufige Vertrag zu Nagasaki ratificirt, wobei ausdrücklich vom niederländischen Bevollmächtigten bemerkt wurde daß die Erfüllung dieses Vertrages nur den Uebergang bilden sollte zur völligen Freigebung des Handels mit Japan für alle Nationen welche in Handelsverbindungen mit demselben treten wollten. Der Commissär zu Desima legte nach erhaltenen neuen Instructionen vom Mutterlande den Behörden zu Nagasaki einige additionelle Artikel zu oben genanntem Vertrag am 23 August 1856 vor. Es kommt darin unter anderm folgende Stelle vor: „Die japanesische Regierung erklärt sich bereit Handelsbeziehungen anzuknüpfen mit allen fremden Nationen deren Regierungen mit jener von Japan Tractate abzuschließen wünschen." Das vom Commissär beigefügte, sehr ausführliche Geleitschreiben, das an manchen Stellen einer Vorlesung über Handelsverkehr verschiedener Völker unter sich und über den daraus entspringenden Nutzen gleicht, ist sehr charakteristisch und bezeichnet am besten den Standpunkt welchen die niederländische Regierung der japanesischen gegenüber einnimmt, so daß ein möglichst gedrängter Auszug aus demselben hier folgen soll:

Auszug aus einem Briefe des niederländischen Commissärs in Japan dd. 23 August 1856 an die japanesischen Autoritäten zu Nagasaki.

„In Folge meiner im vorigen Jahre eingesendeten Berichte hat die niederländische Regierung beschlossen, so viel als möglich dem Verlangen der japanesischen Regierung und vielen japanesischen Fürsten Genüge zu leisten und die gewünschten Gegenstände zu senden. Dieses Zugeständniß muß von der japanesischen Regierung als ein besonderer Beweis des Vertrauens betrachtet werden, welches Niederland in dieselbe setzt. Meine Regierung hat stets sehr ernstlich gerathen das früher bestandene und großentheils noch fortdauernde Abschließungssystem allmählich in solcher Weise zu modificiren als die von ihr vorausgesehenen Umstände es forderten. Dazu gehört nun vor allem ein freier Handelsverkehr mit allen Nationen welche mit Japan in Handelsverbindungen treten wollen. Es gehört dieß zu dem natürlichen Verlauf der Dinge, und wird gegenwärtig von allen gebildeten Nationen so dringend gefordert daß die factisch von Japan noch beobachtete Abschließung nicht mehr bestehen kann. Während die mächtigsten handeltreibenden und seefahrenden Nationen gewiß keine andere Absicht haben als in freundschaftlichster Weise einen freien Handelsverkehr mit Japan zu Stande zu bringen, hegt die niederländische Regierung doch die Ueberzeugung daß eine fortwährende Weigerung von Seite Japans mit diesen Nationen in Verkehr zu treten, das glückliche japanesische Reich endlich in einen Krieg verwickeln wird.

„Se. Maj. der König der Niederlande ist keinen Augenblick von den Grundsätzen abgewichen welche höchstdessen seliger Vater in Bezug auf Japan befolgte, und wünschte stets das japanesische Reich einerseits vor dem Unglück zu bewahren welches dasselbe bedroht, da in jetziger Zeit die Abschließung eines Reiches zu den Unmöglichkeiten gehört, während Se. Maj. andrerseits den Regierungen anderer Staaten Beweise zu geben wünschte daß Sie ihren Erwartungen wohl zu entsprechen geneigt seyen, welche Erwartungen darin bestehen daß Niederland seine alten Rechte und Beziehungen zu Japan stets dienstbar mache dem großen und allgemeinen Zweck, Japan in den Kreis der übrigen handeltreibenden und seefahrenden Nationen aufzunehmen.

„Würde die japanesische Regierung, was nicht zu erwarten ist, den wohlmeinenden Rathgebungen Niederlands kein Gehör schenken oder nur halbe Maaßregeln ergreifen, so würde unser Unterricht und die Lieferung von Kriegsschiffen und Kriegsmaterial bei andern Nationen den Verdacht erwecken können als ob Niederland bezüglich seiner Politik nicht aufrichtig wäre und die japanesische Regierung vielmehr unterstützen wolle in ihrem alten System der Abschließung, und in eigennütziger Weise nur seine eigenen Handelsvortheile im Auge habe. Das Andenken an den seligen Vater Se. Maj. des Königs fordert nothwendig daß ein schlagender Beweis des Gegentheils gegeben werde, welcher Beweis am besten dadurch geliefert wird daß die japanesische Regierung den Erwartungen fremder Nationen entspricht, wozu alsbald Gelegenheit sich bieten wird, indem bald ein Bevollmächtigter J. Maj. der Königin von Großbritannien und Irland nach Nagasaki kommen wird, um einen Handelstractat mit Japan abzuschließen.

„Die niederländische Regierung verlangt auch daß sie von der japanesischen nicht als Lieferant von Kriegsmaterial angesehen werde. Zugleich aber hält sie es für billig wenn Japan die Unterthanen fremder Nationen im Reiche zuläßt, daß es sich auch auf europäische Weise waffne. Für die Zukunft verlangt die niederländische Regierung für sich bloß einen freien Handelsverkehr mit Japan, und betrachtet sie ihre Factorei zu Desima nur als eine temporäre Einrichtung. Deßhalb ertheilt die niederländische Regierung jetzt den Rath auch den Hafen von Nagasaki, so wie jenen von Simoda und Hakodade allen übrigen Nationen zu öffnen mit welchen die japanesische Regierung Tractate abgeschlossen hat, obgleich in dem jüngst mit Rußland und Nordamerika abgeschlossenen Vertrag von diesem Hafen keine Rede ist. Niederland glaubt hiedurch einen Beweis zu liefern daß es nur den dauernden Vortheil von Japan, keineswegs aber eigene Vorrechte und Handelsvortheile im Auge habe.

„Was den von der japanesischen Regierung uns jüngst gemachten Einwurf gegen die Einführung eines freien Verkehrs betrifft, daß nämlich Japan nicht im Besitz von hinlänglichen Tauschartikeln sey, so wie daß die fremden Schiffe vielleicht Waaren bringen für welche in Japan kein Bedürfniß besteht, so muß ich dagegen bemerken daß es kein Land gibt welches bei Eröffnung des Handelsverkehrs mit fremden Völkern sogleich so viele Waaren besitzt daß die zahlreich ankommenden Schiffe hinlängliche Retourfrachten erhalten können, daß aber bei einem freien Handelsverkehr die Sache durchaus den Kaufleuten überlassen werden kann, die, wie die Erfahrung lehrt, schon die nöthigen Retourfrachten aufzusuchen

oder ins Leben zu rufen wissen. Auch braucht sich keine Regierung darum zu kümmern daß fremde Schiffe vielleicht vergebliche und nutzlose Reisen nach den Gestaden ihres Landes unternehmen. Uebrigens werden bei einem freien Handelsverkehr, und zwar zum Vortheil des Betreffenden, öfters Artikel eingeführt die wieder zur Ausfuhr bestimmt sind. So können beispielsweise durch niederländische Schiffe Kaffee oder Butter, welche beide Artikel zur Zeit in Japan noch keinen Werth haben, angebracht werden. Sobald aber russische oder andere fremde Schiffe nach Japan kommen und eine Nachfrage nach diesen Artikeln durch dieselben geschieht, dann werden sie sogleich auch in Japan einen Werth erhalten. Die japanesischen Kaufleute werden daher ihren Handel auch auf Artikel ausbreiten können die ihre Landsleute selbst noch nicht für den eigenen Gebrauch bedürfen. Auch sollen fremde Kaufleute die sich in Japan niederlassen, sowohl mit fremden als japanesischen Artikeln Handel treiben. Diese Art des Handels nennt man Durchfuhr- oder Transitohandel. Die Regierung von Japan kann sich vorbehalten auf solche Waaren einen mäßigen Durchfuhrzoll zu legen, so wie sie auch mäßige Eingangs- und Ausgangszölle erheben kann."

In demselben Briefe wird auch die Nothwendigkeit der Religionsfreiheit und mehrerer anderer Punkte ausführlich besprochen.

So sehr es gegen Ende des Jahres 1856 den Anschein hatte daß die japanesische Regierung kräftig Hand an die Reformirung ihrer Handelsgesetze legen werde, so lauteten die Nachrichten in der ersten Hälfte von 1857 aus Japan doch wieder ungünstiger. Zwar hatte Niederland, was die eigene Nation betrifft, bedeutende Vortheile erlangt, aber zu der geforderten allgemeinen Freigebung des Handels konnte sich die japanesische Regierung so wenig als zur Religionsfreiheit entschließen. Der Vertrag mit den oben erwähnten Zusätzen war noch nicht ratificirt und die Unterhandlungen hierüber dauerten in der ersten Hälfte 1857 noch fort. Es zeigte sich bei diesen Unterhandlungen daß die japanesische Regierung Neigung verräth bereits gegebene Concessionen wieder zurückzunehmen, so wie in engherziger Weise selbst unbedeutende alte Gebräuche festzuhalten. Anfänglich wurde Donker Curtius nach der Uebergabe der additionellen Artikel zum Tractat vertröstet auf die Ankunft des neuen Gouverneurs zu Nagasaki. Derselbe kam aber schon Mitte October 1856, ohne die nöthige Vollmacht zum Abschluß des Tractats aus Jedo mitgebracht zu haben. Conferenzen hatten zwar über diese Punkte statt, aber die zwischen dem niederländischen Commissär und dem Gouverneur getroffenen Uebereinkünfte sollten erst nach sechs Monaten die Zustimmung oder die Ablehnung vom Hofe zu Jedo erhalten. „Unter diesen Umständen," heißt es in einem Berichte des Colonialministers vom 7 Mai 1857 an den König, „möchte es wohl bedenklich scheinen unsrerseits eine Handelsweise in Bezug auf Japan fortzusetzen, wie wir sie bis jetzt beobachteten.

„Niederland hat seit 1844 bei der japanesischen Regierung die Milderung des Abschließungs-Systems und der harten Gesetze gegen Fremde, so wie den freien Handelsverkehr mit allen Nationen angestrebt. Seit 1855 hat es im allgemeinen Interesse dem Reiche seine kräftige Unterstützung verliehen um es seiner staatlichen und industriellen Umgestaltung näher zu rücken. In dem Maß als Japan seine Häfen öffnete, von seinem veralteten System abwich und Grund vorhanden war zur Erwartung einer vollständigen und baldigen Umgestaltung seiner bisherigen Einrichtungen, nahm die niederländische Regierung keinen Anstand ihre Hand auch zur Errichtung einer japanesischen Marine nach europäischem Fuße zu bieten und die Waffung und militärischen Einrichtungen daselbst dem gegenwärtigen Stand des Kriegswesens anzupassen. Denn wollte man das japanesische Reich in ungehinderte Gemeinschaft mit fremden Völkern bringen, so mußte man es billigerweise auch zur Kenntniß und Benützung seiner Hülfsquellen heranziehen, es zum Bewußtseyn seiner Macht erheben, und ihm die Mittel nicht entziehen seine Macht zu handhaben und seine Unabhängigkeit zu bewahren. Die niederländische Regierung würde jedoch ihren Ruf verkennen wenn sie in derselben Weise handelte, sobald Japan von dem bereits eingeschlagenen Weg ablenkt. Wir würden gegen unsere Absicht und gegen den Vortheil des japanesischen Reiches handeln, wenn wir diesem Waffen an die Hand gäben um den gemeinschaftlichen Forderungen der Seemächte Widerstand zu leisten, und ihm die Mittel geben würden ein System zu vertheidigen das wir seit einer Reihe von Jahren stets bekämpften."

In Folge der Zögerung der japanesischen Regierung den Tractat so wie er vom niederländischen Commissär vorgelegt wurde zu ratificiren, wurde einigen neuen Gesuchen aus Japan um Kriegsmaterial keine Folge gegeben. Das Benehmen der niederländischen Regierung gegen Japan hatte sich also etwas geändert. Man wollte zwar keineswegs mit einemmal dem Reich jenen geistigen und moralischen Beistand entziehen den man ihm bisher geleistet und der keineswegs ohne Früchte geblieben war. Auch war in der dem Charakter der Japanesen zuzuschreibenden Verzögerung der Ratification des Vertrages kein hinlänglicher Grund zu finden das bisherige vertrauliche Verhältniß aufzugeben, und die bereits zugesagte und bisher fortgesetzte Unterstützung des geistigen Aufschwunges unter den Japanesen zu unterbrechen. Man war im Gegentheil im Ministerium der Ansicht daß man die intellectuelle und industrielle Erziehung des japanesischen Volkes mit derselben Energie wie bisher fortsetzen sollte. Deßhalb wurde auch das zu Desima seit kurzer Zeit stationirte Marinedetaschement nicht abberufen, und die Officiere desselben fuhren fort theoretischen und praktischen Unterricht in den nautischen Wissenschaften zu ertheilen. Doch fand man noch nicht für gut dieses Detaschement nach dem Verlangen der japanesischen Regierung auch mit Officieren der Artillerie und des Genie zu vermehren. Das Vertrauen und die ausgezeichnete Freundschaft in welcher wir zu Japan stehen, verpflichtet uns der dortigen Regierung die Ueberzeugung beizubringen daß wir eben so sehr bereit sind ihr zu dienen, als wir abgeneigt seyn müssen ihr in einer Richtung zu folgen die ihr zum Verderben gereichen muß." Rapport aan den Koning 7 Mai 1857 S. 6.)

Es konnte der japanesischen Regierung nicht entgehen daß das Benehmen Niederlands gegen dieselbe sich geändert hat, und wenn auch kein Freundschaftsbruch eingetreten war, so erlitt doch das intime Einverständniß einige Unterbrechung. Der niederländische Commissär zu Desima ermangelte auch nicht in seinen Briefen an den Gouverneur zu Nagasaki auf die Vorfälle im benachbarten chinesischen Reich aufmerksam zu machen um die japanesische Regierung zum Nachdenken zu bringen und die Ueberzeugung in ihr zu erwecken daß die Oeffnung der Häfen von Japan durch die Klugheit eben so wie durch einen weisen Staatshaushalt geboten, und

insbesondere die Annahme der von Niederland angebotenen additionellen Artikel zum Tractat von 1856 unumgänglich nöthig sey.

Die Beharrlichkeit der niederländischen Regierung und ihr richtiger Tact gegenüber der japanesischen hatte endlich die erfreulichsten Erfolge. Nach langen Unterhandlungen, welche Donker Curtius als niederländischer Bevollmächtigter mit den vom Hofe zu Jedo gekommenen Abgesandten Midsuno Tsieogono Kami, Alao Iwamiro Kami und Iwase Igano Kami, gepflogen hatte, kam es endlich am 16 Oct. 1857 zur Ratification des Tractates vom 30 Januar 1856 sammt den Zusatzartikeln, welche letztere nur unwesentliche Modificationen erlitten. Kraft dieses Vertrages wurde der Hafen von Nagasaki sogleich und jener von Hakodade zehn Monate nach Unterzeichnung des Vertrages für den Handel für alle Nationen frei gestellt. Es heißt im Art. 5 des Vertrages: „In der Zahl der zuzulassenden Handelsschiffe findet eben so wenig als im Betrag der abzuschließenden Geschäfte irgend eine Beschränkung statt." Was den Hafen von Simoda betrifft, so ist derselbe dem Vertrag gemäß noch nicht allen Nationen geöffnet. Der christliche Glaube kann ungestört innerhalb der Häuser und der Begräbnißplätze ausgeübt werden. Auch können niederländische Frauen und Kinder fortan ungestört in Japan wohnen. Das sogenannte Bildertreten ist dem Vertrag gemäß abgeschafft. Doch glaubte sich die japanesische Regierung in einem besondern Zusatz zu diesem Artikel gegen die Proselytenmacherei von Seite auswärtiger Nationen schützen zu müssen, indem es heißt: „Die Verbreitung von christlichen Büchern, Bildern und Statuen, so wie die Einführung des christlichen Glaubens darf in Japan nicht stattfinden." Hr. Donker Curtius schreibt hierüber an den Minister folgendes: „Wohl hatte ich gewünscht diesen Punkt ganz unberührt zu lassen, „doch die japanesischen Abgesandten betrachteten diesen Zusatz als „eine conditio sina qua non. Sie erklärten mir indessen zu wiederholtenmalen daß bei der japanesischen Regierung weder Widerwillen gegen den christlichen Glauben, noch Haß gegen die Christen „mehr bestehe, aber es bestünden in Japan unbesiegbare Hindernisse „die Annahme dieser Religion bei den Einwohnern zuzulassen."

„Was mich betrifft, so habe ich die Ueberzeugung daß die Zeit „noch nicht da ist zur Einführung des Christenthums in Japan, „und daß ruchlose und unzeitige Bestrebungen von Fanatikern im „hohen Grade zu mißbilligen sind. Solche Bestrebungen fanden „bereits von Seite der Amerikaner statt. Es haben dieselben, wie „wohl zu erwarten war, das Mißtrauen der Japanesen aufs neue „erweckt, und werden auch mißbilligt in dem vom Commodore Perry „über seine Fahrten nach Japan verfaßten Werke."

„Das japanische Volk hat bereits einen so hohen Grad von „Cultur erreicht, und ist durch eine lange Zeit des Friedens in seinen Sitten so verfeinert daß es wohl bald die christliche Moral „zu der seinigen machen wird, ohne daß es hiezu der Missionäre „bedarf."

Jedenfalls hat die japanesische Regierung durch diesen Tractat wieder einen bedeutenden Schritt zur Annäherung und Verknüpfung mit den übrigen civilisirten Nationen gethan, so daß an ein vollkommenes Gelingen der Bestrebungen von Seite Niederlands nunmehr wohl nicht zu zweifeln ist.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland.

Die Leibeigenschaft ist in Rußland eine moderne Einrichtung. denn erst am 21 Nov. 1601 hob ein Ukas des Czaren die Freizügigkeit der Bauern auf und fesselte sie an die Scholle, die sie bisher bewohnt hatten. Kaiser Alexander I, der voller frommen Wünsche war, hätte gern die Fesseln gebrochen, aber es fehlte ihm für die That an Entschlossenheit. Bei seinem Nachfolger Nikolaus wurden gleiche Absichten vorausgesetzt, allein in die ersten Jahre seiner Regierung fiel der türkische Krieg (1828—1829), und nach der Beendigung hieß es, der Adel des Reiches sey durch die Lasten dieses Krieges so angestrengt worden, daß man ihm Zeit gönnen müsse seine materiellen Verhältnisse wieder zu bessern, und daß man ihn nicht völlig durch die Emancipation seiner Bauern an den Bettelstab bringen dürfe. So unterblieb denn auch hier jeder Schritt zur Aufhebung der alten agrarischen Verfassung. Dennoch gieng das alte Institut langsam, aber sicher seinem Ende zu. Der Grundherr in Rußland hat bekanntlich von der Zahl seiner Leibeigenen bei jeder Recrutenstellung die seinen Grund und Boden trifft, eine gewisse Anzahl Soldaten zu stellen. Der Dienst im Heer aber hebt die Leibeigenschaft auf, und der ausgediente Soldat wurde als Kronbauer völlig frei. Die adeligen Leibeigenen und die Kronbauern, je 20 Millionen, hielten sich bisher in den Zahlen das Gleichgewicht, und es galt in Rußland als Axiom daß die Leibeigenschaft den Zeitpunkt nicht werde überdauern können, wo die freien Bauern die Leibeigenen an Kopfzahl überträfen. Der regierende Kaiser hat jetzt Vorschläge von den Grundherren gefordert, auf welche Art man den Uebergang zu neuen Zuständen vermitteln könne. Es genügt aber in Rußland vollständig daß der Kaiser nur den Wunsch öffentlich äußert die Bauern frei zu sehen, damit die alte agrarische Verfassung aufhöre. Auf ein solches Wörtchen von dem „Väterchen," wie der zärtlich und abgöttisch verehrte Monarch genannt wird, lauert schon längst der Leibeigene. Wer wollte dann noch 20 Millionen zu bändigen vermögen, neben 20 Millionen freier Leute? Der Russe ist schwerer zu regieren als man glaubt, denn er besitzt großes Talent und Liebhaberei für Geheimbünde. Der Associationstrieb ist sogar so stark, daß die Gemeinden in einer Art communistischer Genossenschaft leben. War ein Edelmann in der Lage seine Herrschaften verkaufen zu müssen, und bot er seinen Leibeigenen den Kauf an, so wurde unfehlbar das Geld herbeigeschafft. Woher es kam, blieb immer ein Räthsel, aber man vermuthet daß andere Gemeinden ihren Brüdern zu Hülfe kamen, wo es galt daß die Freiheit wieder ein Gebiet errang, ja daß vielleicht zu diesem Zwecke geheime genossenschaftliche Fonds unterhalten wurden. Es fehlte auch nicht an einzelnen Bauernaufständen, namentlich unter den finstern, aber entschlossenen Klein-Russen. Dort betrachtet der Leibeigene die Herrschaft mit derselben Feindseligkeit wie ehemals in Galizien. Scenen wie sie dort 1846 vorkamen, müßten in verschiedenen Theilen Rußlands vom Adel befürchtet werden, wenn sich dieser der Aufhebung widersetzen wollte. Man darf daher wohl sagen daß sich jetzt nicht mehr die Ereignisse aufhalten lassen. Der Bauer weiß daß man ihm die Freiheit gönnen möchte, er wartet mit Ungeduld auf die Worte des Gesetzes, und es wäre gefährlich seine Begierden nur gereizt zu haben.

Aus diesem Beispiel mag man die Lehre ziehen wie bequem, aber auch wie leichtfertig es ist, mit liberalen Gesinnungen Lärm zu machen, wie schwierig dagegen eine Forderung der Billigkeit wirklich durchzuführen. Es gehörte ein hoher moralischer Muth dazu einen so großen Anschlag, wie die Befreiung der russischen Bauern, zu fassen und durchzusetzen, denn der Monarch gibt sich hier dem Spiele großer unberechenbarer Ereignisse preis, er wird auch verantwortlich ob sein gutgemeintes Werk zur Wohlfahrt von Reich und Nation ausschlage. Wohl sind auch wenige Regenten so rasch populär geworden wie Kaiser Alexander II, und wer je für die Entwicklung von Cultur und Veredlung der menschlichen Gesellschaft ein warmes Herz fühlte, wird mit gespannter Theilnahme den Ereignissen in Rußland und mit heißen Wünschen für das Gelingen der hochherzigen Plane folgen. Allein man darf auch Betrachtungen nicht unterdrücken welche den Blick in eine schimmernde Zukunft wieder verdüstern. Es gibt eine ideale Ansicht von der Leibeigenschaft, welche nicht nur dieses Verhältniß vollständig rechtfertigt, sondern jede Aenderung daran als einen verwegenen Versuch erscheinen läßt. Der Russe ist unstät und wanderlustig, und dieß war der Grund oder Vorwand ihn an die Scholle zu fesseln. Er hat keinen Sinn und keine Liebe für den Ackerbau, und er muß also zur Arbeit gezwungen werden, wenn das Land so viel produciren soll daß die Gesellschaft alle Forderungen höherer Zustände befriedigen kann. Der Grundherr war oder sollte wenigstens an den Leibeigenen seinerseits verpflichtet und gefesselt seyn. Er mußte für eine Ackerfläche, für Obdach sorgen, und für die Verpflegung von Invaliden einstehen. Es ist nun freilich empörend und erniedrigend, zu denken daß der Gutsherr vollständig über seinen Knecht verfügen konnte, daß er ihn unter die Soldaten steckte wenn er wollte, einem Leibeigenen das Heirathen verbot, einen andern dazu zwang, einen dritten unfreiwillig zu seinem Kammerdiener erhob, oder wenn der Leibeigene in der Residenz ein Bankiergeschäft errichtet hatte und bereits mit Millionen operirte, ihn vielleicht plötzlich abberief, und ihn nöthigte Kohl zu bauen und Dünger zu führen. In der Praxis aber fielen alle diese Härten hinweg, wenigstens bei dem großen Grundbesitz. Man kann annehmen daß die Leibeigenschaft überall aufhört eine Plage zu seyn wo die Zahl der Leibeigenen, die Einem Herrn gehören, eine gewisse Höhe überschreitet, und daß sie am härtesten da war wo der Herr weniger als ein Dutzend Leibeigene besaß. Das Institut entartete und mußte mit der Zeit entarten. So lange der Grundherr dem Bauer ein Ackerloos gab und für den Genuß wieder Leibeigenschaftsdienste verlangte, blieb das Verhältniß ein zweiseitiger Vertrag; sowie aber die Leibeigenschaft vom flachen Land in die Stadt sich erstreckte, wurde das Institut eine Sklaverei ohne rechtlichen Sinn und oft von dem verworfensten Charakter. Wäre die Leibeigenschaft an sich ein unerträgliches Ding, wie möchte man sich dann erklären daß freie Gemeinden — allerdings nur bei Magnaten — in die Leibeigenschaft sich freiwillig begeben haben, daß Leibeigene, die selbst wieder Hunderte von Afterleibeigenen besaßen, nicht daran dachten sich frei zu kaufen? Ein schändlicher Mißbrauch menschlicher Freiheit aber war es daß die Herren, die ihren Leibeigenen kein Ackerloos gaben, sie in die Stadt als Handwerker und in die Fabriken als Arbeiter schickten daß sie selbst den Leibeigenen Künste, z. B. Malerei, oder den Leibeigenen Gewerbe in den Bordells treiben ließen, und je nach den Leistungen und Fähigkeiten des Subjectes ihm einen Obrock oder Jahresgeld auferlegten. Ein solches entartetes Verhältniß welches seinem agrarischen Ursprung völlig ungetreu geworden ist, verdient keine Schonung und Entschädigung. Weit schwieriger aber wird die Lösung wenn wir an den großen Grundbesitz denken. Der Werth eines Leibeigenen schwankt zwischen 200—2000 Rubel Silber, das Object der Emancipation stellt also im gesammten Reiche bei 20 Mill. Köpfen mindestens einen Werth von 4 Milliarden Silberrubel oder 8000 Mill. Gulden dar. Nimmt man den Grundherrschaften die leibeigene Arbeit, so ist der Werth ihrer übrigen festen Habe so gut wie null, denn Hypotheken werden in Rußland bekanntlich nicht auf die Flur, sondern auf die Köpfe der Leibeigenen geschrieben, gleichsam als wäre der Boden nichts, sondern nur die Arbeit etwas werth. Man sollte nun meinen daß in Rußland, wo es 20 Millionen frohndpflichtige Arbeiter gibt, der Arbeitslohn sehr niedrig stehe.

Allein obgleich das Geld in Rußland im Vergleich mit dem westlichen Europa viel höhern Werth besitzt, die Nahrungsmittel noch einmal so wohlfeil sind als in Deutschland, so ist doch der Lohn von Knechten, die sich frei verdingen, oder von Fabrikarbeitern, so wie von Handwerkern namhaft höher als in Deutschland. Was eintreten wird wenn die Leibeigenschaft wegfällt, läßt sich leicht voraussagen, da wir die Erfahrungen in Galizien und in Ungarn seit Aufhebung der Roboten vor Augen haben. So wie der Bauer Grundbesitzer wird, baut er genau so viel als er für sich bedarf, und für Arbeiten auf den Feldern der ehemaligen Grundherrschaft ist er weder um Geld noch um gute Worte zu bewegen. Hat der große Grundbesitzer es bis zur Aussaat gebracht, so werden ihm die Hände zur Ernte fehlen, und er muß das Korn auf dem Halme verfaulen lassen. Einer Vertheuerung der Arbeit, die jeden Anbau der großen Herrschaften verhindert, sollte nun das Ablösungsgesetz vorbeugen. Der Grundherr muß durch ein Aequivalent für das Ackerloos entschädigt werden, welches er dem Leibeigenen abtritt, und dieses Aequivalent darf nicht zu niedrig zugemessen werden, so daß der ehemalige Leibeigene genöthigt ist durch verdoppelte Arbeit sich das Grundeigenthum zu erwerben. Das Beste wäre, unserer Ansicht nach, die Parteien in ihre rechtliche Lage vor der Leibeigenschaft zu restituiren, der Herrschaft ihr volles Eigenthum an der Flur, den Gemeinden die Verfügung über ihre Arbeit zurückzugeben, und es nun dem Spiel von Nachfrage und Angebot zu überlassen wie hoch der Grundherr die freie Arbeit, wie hoch der freie Arbeiter den Besitz von Grund und Boden bezahlen könnte.

Die neueste Niger-Expedition.

(Von Dr. Krapf.)

Nachdem ich in einem frühern Blatt des „Ausland" der neuen Niger-Expedition, welche im Julius des vorigen Jahrs unter dem Befehl des Dr. Baikie unternommen werden sollte, Erwähnung gethan habe, wird mir jetzt das Vergnügen zu Theil den Verlauf dieser Expedition, so weit er mir aus dem Tagebuch des Hrn. Samuel Crowther, der als Geistlicher die Expedition (im Auftrag der kirchlichen Missionsgesellschaft in London) begleitete, bekannt geworden ist, zu berichten.

Ehe ich jedoch diesen Bericht folgen lasse, muß ich einige Bemerkungen über den westafrikanischen Handel überhaupt, und über die Wichtigkeit des Nigerflusses insbesondere, vorausschicken.

Es ist aus amtlichen Berichten der englischen Regierung bekannt daß seit 1850 die Einfuhr von Westafrika nach England sich bedeutend vermehrt hat. Kein Theil der Welt hat für England, in Beziehung auf das Wachsthum der Einfuhr, mit Westafrika gleichen Schritt gehalten. Im Jahr 1850 betrug die westafrikanische Einfuhr 615,958 Pfd. St.; dann 1854 belief sie sich auf 905,634 Pfd. Gegenwärtig soll sie sich beinahe auf 2 Mill. Pfd. belaufen. Ueberdieß sind die eingeführten Artikel von großer Wichtigkeit für England. Palmöl, das im frischen Zustand eine transparente Olivenfarbe hat, ist ein wesentliches Bedürfniß für Eisenbahnen geworden, und wird als Substitut für Talg und Wachs zur Lichter-, Seifen- und Pomadefabrication benützt. Vor 25 oder 30 Jahren wurde kaum eine Gallone (ein Maß von vier Quart) zum Verkauf producirt, während jetzt alle Jahre mehrere hundert Tonnen ausgeführt werden. Da der Palmbaum von der Küste vom Senegal bis Benguela gepflanzt werden kann, so ist eine maßlose Ausdehnung dieses wichtigen Artikels in Aussicht gestellt. Der Baum wächst ohne alle Cultur und trägt seine Frucht 50 oder mehrere Jahre lang. Seine kleinen ovalen Nüsse haben im unreifen Zustand eine schwarze Farbe, welche sich aber vor der Einsammlung in ein schönes Roth verwandelt. Die eigentliche Nuß ist in einer weichen Masse eingeschlossen, aus der dann das Oel auf eine sehr einfache Weise ausgepreßt wird. Die Nüsse werden gekocht, in einem Mörser gestoßen und in einen Trog der reines Wasser enthält, geworfen. Die ganze Masse wird eine Zeitlang umgerührt bis das Oel auf der Oberfläche schwimmt, wo es dann abgeschäumt und in irdenen Krügen zum Gebrauch aufbehalten wird. Der harte Kern wird von den Eingebornen nur in großen Hungersnöthen gebraucht. Die Europäer haben jedoch eine Maschine erfunden, worin dieser Kern zermalmt wird, aus dem sie ein gutes Oel bereiten. Die große Nachfrage der Europäer nach Palmöl hat besonders die Eingebornen im Jorubaland bestimmt, große Anstrengungen zur Erzeugung der Palmfrucht zu machen. Der Palmölhandel hat einer Menge Menschen in jenem Land einträgliche Beschäftigung gegeben. Die Männer sammeln die Früchte ein; die Weiber bereiten das Oel und verkaufen es auf den Märkten, wo es die eingebornen Händler kaufen, und von wo die Bootsleute es auf den Flüssen nach der Küste bringen, woselbst die Mäkler von Sierra Leone es an die weißen Kaufleute in Lagos verhandeln.

Ein zweiter wichtiger Artikel ist das Elfenbein, wovon die Hälfte der Gesammteinfuhr, die nach England kommt, aus Afrika, und zwar größtentheils aus Westafrika bezogen wird.

Der dritte und wichtigste Artikel ist Baumwolle, die in Westafrika ebenfalls in maßloser Ausdehnung gepflanzt werden kann. Viele Ballen sind nach Manchester gebracht worden, wo die Baumwolle von der Handelskammer untersucht und als sehr brauchbar erklärt wurde. Ein Kaufmann in Manchester sagt über diesen Gegenstand: „Die Baumwolle die gewöhnlich hieher gekommen ist, hat einen Werth von 5—7 Pence (15—27 kr.), nach dem Zustand in welchem sie gesendet wird. Indien sendet große Massen, die von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen sind. Die indische Baumwolle wird zu 3—4½ Pence verkauft. Die Westküste von Afrika kann die Baumwollen-Qualität von Neuseeland erzeugen, wenn große Sorgfalt darauf verwendet wird, und diese Qualität wird hier für 1—2 Shilling (36—72 kr.) verkauft." Im Jorubaland sind vier Baumwollenarten bekannt, aber nur diejenigen Arten welche am meisten tragen, werden angebaut. Die Baumwolle wird dort meistens auf Feldern gepflanzt, wo zugleich Korn oder Yams angebaut werden, weil sie erst groß wird, wenn das Korn oder die Yams entfernt sind.

Weitere wichtige Handelsartikel der Westküste sind: Indigo, Pfeffer, Gummi, Färbeholz, Rinden zur Fabrication von Seilwerk, Goldstaub, Tabak, Zuckerrohr u. s. w. Damit jedoch diese Naturproducte für den Handel nützlicher werden, ist es nöthig daß den Eingebornen die europäische Geschicklichkeit und Maschinerie zu Hülfe komme, wornach sie an manchen Orten bereits ein großes Verlangen haben. Da Sierra Leone den besten Seehafen zwischen der Meerenge von Gibraltar und der Saldanha-Bucht hat, und da die Wichtigkeit dieser Colonie noch durch die Flüsse Pongos, Rio Nuñez u. s. w., welche die Producte aus dem Innern bringen können, erhöht wird, so könnte sie, wenn sie zu einem Freihafen erhoben würde, das bedeutendste Depot der ganzen Küste vom Gambia an bis Cap Palmas werden.

Doch auch dabei kann die Expansivkraft des europäischen Handels nicht stehen bleiben. Sie muß in das Innere des afrikanischen Continents eindringen, und dazu dient ihr der Nigerfluß als die wichtigste Arterie, deren Oeffnung trotz der im Jahr 1841 mißlungenen großartigen Unternehmung immer wieder versucht werden wird und muß, will man anders die industriellen, commerciellen und christlich-civilisatorischen Elemente von Innerafrika nicht preisgeben. Daß an kein Aufgeben dieses afrikanischen Problems zu denken sey, hat die Expedition welche 1854 300 engl. Meilen weit den Tschadda hinauf segelte, deutlich bewiesen. Die Tschadda-Expedition hatte gezeigt daß das Klima für Europäer bei gehöriger Vorsicht nicht so tödlich sey wie die Expedition von 1841 in abschreckender Weise befürchten ließ; sie hatte ferner bewiesen daß im Innern eine große Bevölkerung existirt, welche im allgemeinen gegen die Weißen freundlich gesinnt und bereit ist mit diesen in Verkehr zu treten.

Ermuntert durch die Erfolge dieser Expedition, und überzeugt von der Wichtigkeit des zunehmenden Verkehrs mit der afrikanischen Westküste, entschloß sich eine Anzahl bedeutender Männer in England im Jahr 1856 ihrer Regierung ein Memorial „über die Ausdehnung des westafrikanischen Handels durch Eröffnung des Nigerflusses für gesetzlichen Handel, und durch die Ausführung weiterer Plane," zu unterbreiten. In diesem Memorial wurden folgende Maßregeln vorgeschlagen:

1) Die Regierung möge das afrikanische Geschwader in der Stärke belassen, in der es vor dem Ausbruch des russischen Krieges gestanden sey, da man damals die Aufhebung des

Sklavenhandels der ganzen Westküste entlang habe berichten können.

2) Die Regierung möge dafür sorgen daß entweder durch jenes Geschwader oder auf eine andere Weise, für die nächsten fünf oder sieben Jahre ein kleines Dampfschiff den Niger hinaufgesendet werde bis zum Zusammenfluß mit dem Benue, um den Handelsniederlassungen welche von den Auswanderern von Sierra Leone oder andern Küstenpunkten gegründet werden würden, Vertrauen und Muth einzuflößen, und rechtmäßige Handelsleute gegen die räuberischen Stämme welche das Delta des Nigers bedrohen, zu schützen.

3) Daß den brittischen Händlern der freie Gebrauch eines Hafens, entweder in Fernando Po, durch einen Handelsvertrag mit Spanien, oder an einem andern Ort, etwa in der Nachbarschaft der Kamarun-Inseln gestattet werden möchte, damit brittische Schiffe eine Niederlage hätten.

4) Daß ein kleines Kriegsdampfschiff bei der Lagune in welcher die Insel Lagos liegt, aufgestellt werde, um beinahe 200 Meilen weit die Küstengewässer zu beherrschen, in welchen die Sklavenboote den brittischen Kreuzern gegenwärtig zu entwischen pflegen.

5) Endlich daß Sierra Leone, im Blick auf die Erweiterung des westafrikanischen Handels für einen Freihafen erklärt werden möge.

Dieses Memorial wurde am 18 Juli 1856 durch eine Deputation dem Lord Palmerston übergeben, der eine ganze Stunde lang das Memorial mit den Abgeordneten besprach und das Versprechen gab, in Verbindung mit seinen Collegen diesem Gegenstand die sorgfältigste Beachtung zu widmen.

Die Frucht dieser Eingabe war daß zwischen der Regierung und Hrn. Macgregor Laird eine Uebereinkunft zu Stande kam, kraft deren jährlich ein Dampfschiff, für den Zeitraum von fünf Jahren, den Niger hinaufgesendet werden sollte, in der Absicht den Fluß genauer zu untersuchen, und einen Handelsverkehr mit den an dem Fluß wohnenden Nationen und Stämmen einzuleiten. Die Zwischenzeit zwischen diesen jährlichen Expeditionen sollte auf anderweitige Bestrebungen verwendet werden. Ein Schooner (langes, schmales Schiff), mit Brennholz und Proviant u. s. w. beladen, soll bis zum Zusammenfluß des Kowarra und Tschadda hinaufbugsirt, und dort als Depot- und Operationsbasis bleibend aufgestellt werden, während ein anderes Dampfschiff, das ein Eigenthum des Hrn. Macgregor Laird ist, im Herbst von 1857 den Fluß befahren und die Verbindung zwischen Fernando Po und dem Zusammenfluß unterhalten sollte.

Das erste Schiff, das den Namen „Dayspring" führt,[1] stand unter dem Befehl des Dr. Baikie, welcher, nachdem er in Sierra Leone die nöthigen Dolmetscher, Diener und Begleiter angeworben hatte, am 3 Juli 1857 am Braßfluß ankam und am 13ten den Niger erreichte, nachdem er die Acassa-Bucht passirt hatte. Der Eingang durch den Braß-River erwies sich geeigneter als der des Nun. Er ist zwar voller Windungen, aber große Schiffe können bei hohem Wasserstand mit Sicherheit in den Niger einlaufen, was auf dem Nun nicht der Fall ist. Als der „Dayspring," welcher den Schooner „George" im Schlepptau hatte, in den Braß-River einlief, waren sechs Schiffe daselbst, welche Palmöl einnahmen. Hr. Crowther besuchte das kleine Dorf Tuon, welches eine sumpfige Lage hat und von Leuten des Braß-Stammes bewohnt wird, der trotz seines vieljährigen Verkehrs mit Europäern noch auf einer niedrigen Culturstufe steht. Der Hauptort des Braß-Districtes ist Nembe, etwa 30 engl. Meilen von der Mündung des Braßflusses entfernt. Nembe war die Stadt wo King Boy und King Jacket, die oft in Lander's Tagebuch erwähnt sind, sich aufhielten.

Bei der Stadt Aboh ankerten die Schiffe zwei Tage, worauf weiter gefahren wurde bis Onitscha, ein Ort, der wegen der zahlreichen Einwohnerschaft und der verschiedenen Volksstämme, welche sich hier zu Handelszwecken versammeln, wichtig ist; weßhalb von der Expedition die Anlegung einer Factorei an dieser Stelle beschlossen wurde.

Bei der Stadt Idda wurde wieder Halt gemacht. Da der alte Häuptling Attah gestorben war, so hatte die Expedition nicht mit den lästigen Formalitäten zu kämpfen, welche den Expeditionen 1841 und 54 so große Schwierigkeiten in den Weg gestellt hatten, indem der damalige Häuptling, welcher mit seinem Kleid von rothem Sammet, seinen Glöckchen an den Füßen, seiner Masse von Glasperlen um den Hals, und seinen Pantoffeln, die groß genug für einen Elephanten gewesen wären, sich wichtig machen, und daher für die Europäer nicht sobald zugänglich seyn wollte. Von Idda segelte der „Dayspring" nach der Stadt Igbegbe, welche in der Nähe des Zusammenflusses des Niger mit dem Tschadda liegt. Die Reisenden wurden hier gut aufgenommen, und die Versicherung daß sie an der Südseite der Stadt, nahe am Fluß eine Factorei anlegen wollten, gewährte den Leuten unbegränztes Vergnügen. Ueber das relative Verhältniß zwischen Igbegbe und Idda, der Hauptstadt des Stammes Igara, spricht sich Hr. Crowther folgendermaßen aus:

Als Depot und Centrum der Flußverbindung hat Igbegbe den entschiedenen Vortheil über jeden andern Ort, aber wenn man die Lage der Stadt selbst, und die Einwohnerzahl in Betracht zieht, so ist Igbegbe im Nachtheil gegen Idda. Sobald die Flüsse anschwellen, verwandelt sich Igbegbe in eine Insel durch die Pfützen welche die Stadt umgeben, und man kann mit den Nachbarstädten keinen Verkehr haben, wenn man nicht durch eine morastige Bucht auf Kähnen eine englische Meile weit fahren will. Dieser Ort wurde von den Einwohnern von alt Odokodo nicht so sowohl wegen seiner vortheilhaften Lage, sondern als Zufluchtsstätte gegen die Angriffe der Felata gewählt. Sollten Europäer in Igbegbe stationirt werden, so würden sie wohl daran thun, ihre Häuser in einer der Städte zu bauen, welche am Fuß der trockenen und der Seeluft ausgesetzten Hügel Purdy und Adimpa liegen. Auch könnte man sich gelegentlich nach dem Berg Patta begeben, um eine Luftveränderung zur Stärkung der Gesundheit zu genießen.

Anders verhält es sich mit der Stadt Idda. Sie hat einen trockenen Boden, eine Lage die sich 2 oder 300 Fuß über den Spiegel des Flusses erhebt. Sie ist jedem Wind ausgesetzt, hat eine große Einwohnerzahl und viel Verkehr mit Akpoto, Mitschi, und dem großen Land Kororofa am Ufer des Tschadda.

Von Idda aufwärts hat der Fluß eine äußerst reizende Gestalt. Man erblickt Reihen von Hügeln, und hat man sich ihnen genähert, so bieten sich wieder neue Reihen dem Auge dar. Anstatt der ermüdenden Mangrove-Sümpfe der Küste erheben sich Berge in all der wilden Mannichfaltigkeit ihrer vulcanischen Bildung, und ein neues und prächtiges Pflanzenleben ergötzt das Auge. Gelegentlich erinnern sich die Reisenden an wohlbekannte Naturscenen an der Clyde oder am Rhein; aber die Täuschung verschwindet bald, wenn man die fremden Bürger betrachtet welche in diesen afrikanischen Flüssen sich aufhalten. Nilpferde schnauben bei Nacht

[1] Das zweite Schiff, das am Ende des Jahres 1857 folgen sollte, heißt „Sunbeam."

um das Schiff, und Krokodile von 10 oder 20 Fuß Länge schlafen ruhig an den Sandbänken.

Als das Dampfschiff vom Zusammenfluß des Nigers mit dem Tschadda aufwärts nach Egga fuhr, entdeckte man neue Flüsse — den Romſi und den Lafun. Der Romſi wurde gesehen von den Rennel-Bergen aus. Er kommt von Ostsüdost. Seine Mündung wurde von frühern Dampfschiffen nicht bemerkt. Beide Flüsse fallen in den Kowarra, aber sind auf den Karten nicht angegeben. Da wo der Lafun in den Kowarra fließt, hat Hr. Allen (1841) auf der Karte bemerkt, „wahrscheinliche Mündung vom Kudunia.“ Er ist so breit als die Themse bei London Bridge (Brücke), seine Strömung ist sehr schnell.

Die Stadt Egga war der äußerste Punkt, den die unglückliche Expedition von 1841 erreicht hatte. Sie hatte damals sieben oder 8000 Einwohner. Die Felatas machten in jener Zeit große Anstrengungen die verschiedenen Nationen von Sudan zu unterjochen; am südlichen Ufer des Flusses hatten sie Illorin genommen, und suchten von diesem Vorposten aus das Königreich Joruba zu unterwerfen. Furcht und Schrecken vor diesen Einfällen war damals auf alle Nationen gefallen, und Rogang, der Häuptling von Egga, entsetzte sich vor Sumo Saki, dem Felata-König von Rabba. Rogang sympathisirte sichtlich mit den Engländern und würde gerne ihre Zwecke befördert haben, wenn er es hätte wagen dürfen; er fürchtete sich auch nur an Bord des Schiffes „Albert,“ zu gehen, damit es nicht in Rabba hieße, „Rogang hält es mit den Weißen;“ was er nach der Abreise der letztern hätte schwer büßen müssen. Die Einstellung der Kriege und die Abschaffung des verwickelten Systems der einheimischen Sklaverei sind große sociale Veränderungen, welche nie plötzlich und jählings ausgeführt werden können. Verträge welche zu diesem Zweck eingegangen und unterzeichnet werden, hält man, wenn sie nicht aus dem freien Willen einer Nation hervorgehen, nur so lange als die überlegene Macht einen Zwang auferlegt; sobald dieser aufhört, wird auch der Vertrag beiseite gesetzt, die starke Strömung der menschlichen Begierde verändert sich nicht, sie fließt fort in gleicher Richtung, und die künstliche Eindeichung ist bald wieder durchbrochen.

Zur Zeit der ersten Expedition bemerkte man bei den Eingebornen von Egga viel Betriebsamkeit und Fabrikation, obgleich die Unternehmungen mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Einige hundert Webstühle waren in Thätigkeit, und der Zeug der verfertigt wurde, war ungewöhnlich sauber und von verschiedener Farbe, weiß, oder gestreift weiß, blau und roth. Die Gewebe waren 3 Zoll breit und 50 oder 60 Ellen lang, und wurden nachher zusammengenäht, so lang oder breit als man sie wollte. Das Weben wird von den Männern verrichtet, die Frauen bereiten die Farbestoffe. Ueberdieß sah man die Töpfer beschäftigt an ihren irdenen Gefäßen; die Schmiede an ihren Amboßen, und die Maismahlenden an ihren Steinen.

Die Häuser von Egga, sowie die von Idda, haben eine kegelförmige Gestalt; die Thüren sind etwas hoch, so daß man hineingehen kann ohne den Kopf an die Oberschwelle zu stoßen; die Mauern sind von Erde welche mit Stroh vermischt wird, damit sie dauerhafter werden. Die Häuser haben keine Fenster und nur Eine Thüre. Die bessern Häuser haben zwei Mauern, etwa 2 Fuß von einander getrennt; die äußere Mauer bildet eine Art Veranda, wodurch das Innere des Hauses trocken und kühl erhalten wird.

Egga hat seit der ersten Expedition eine größere Bevölkerung erlangt. Da während der Kriege der Felata-Herrscher — Sumo Saki's von Rabba und seines Bruders Dasaba von Lade — diese beiden Städte verwüstet wurden, so suchten die Einwohner eine Zufluchtsstätte in den niedrigen Gegenden des Flusses, wo sie den Verheerungen der Felatas weniger ausgesetzt waren. Die Bevölkerung ist von 8000 auf 12,000 angewachsen.

Egga muß als der Mittelpunkt der Nufi (oder Nufe-) Nation betrachtet werden, welche von den Jorubas „Tagba“ genannt wird. Dieser afrikanische Stamm dehnt sich vom Zusammenfluß (dem linken Ufer des Niger entlang) bis Rabba und weiter hinauf, aus. Hier müssen die Nufis, die einst Sklaven waren, aber in Sierra Leone Christen wurden, wieder ihre Heimath finden, um ihre Stammgenossen zu evangelisiren und civilisiren, wie dieß bei Hr. Crowther in Beziehung auf seine Landsleute in Joruba, und bei Hr. Taylor rücksichtlich der Ibos bereits der Fall geworden ist.

Mit der Abreise von Egga begann die Expedition in das Herz von Sudan, in diejenigen Gegenden einzudringen von denen der große Reisende Dr. Barth sagt: „Da gibt es fruchtbare Länder, welche, von großen schiffbaren Flüssen und ausgedehnten Seen bewässert, mit dem schönsten Bauholz geschmückt sind, und welche verschiedene Arten von Korn, Reis, Sesam, Erdnüsse im Ueberfluß, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo u. s. w. erzeugen. Ganz Centralafrika, östlich von Bagirmi an bis in den Westen von Timbuctu, ist voll von diesen Producten. Die Eingebornen dieser Länder weben nicht nur ihre eigene Baumwolle, sie färben auch ihre selbstverfertigten Hemden mit ihrem eigenen Indigo.“ Der weitberühmte Niger und seine Zuflüsse gewähren Zutritt zu den Regionen, in welchen bisher die große Walstatt des Mohammedanismus gewesen ist, der durch Handelsunternehmungen und räuberische Ueberfälle das schwache Heidenthum angegriffen, dasselbe zu Boden getreten und sich selbst mit seiner wilden Herrschaft festgesetzt hat. Von dem Zusammenfluß an aufwärts sind seine Eingriffe merklich geworden durch die Zahl seiner nominellen Anhänger, welche im Herzen Heiden geblieben sind und den neuen Glauben nur der Zeitumstände wegen angenommen haben. In vielen Städten und Dörfern jedoch, z. B. in Edere, Muye und Kakanda zwischen dem Zusammenfluß und Egga sind die Mohammedaner ziemlich selten. In Toi, in der Nähe der Rennel-Berge sind fast gar keine. Ebenso ist dieß der Fall in vielen Städten und Dörfern der Kakandas und Nufis. Der Islam hatte nicht Zeit, die Unterwerfung dieser Länder zu vollenden und seine Herrschaft zu befestigen. Sein Reich ist hier noch getheilt, und die Ankunft des Christenthums auf der Walstatt ist daher ganz gelegen. Wo immer der Mohammedanismus auftritt, hat er den Sklavenhandel in seinem Gefolge, und dieser gedeiht unter seinem Schutz. Die Mohammedaner sind nicht nur die größten, sondern auch die unbarmherzigsten Sklavenhändler. Dr. Barth beschreibt in dem dritten Band seiner Reisen die Verheerung welche die Raubeinfälle der Armeen von Bornu in den reichen und fruchtbaren Regionen zwischen dem Benue und Scharl angerichtet haben, und die blutigen Sklavenjagden welche gegen friedliche Dörfer angestellt wurden. An einem einzigen Tag wurden nicht weniger als 1000 Gefangene eingebracht. „Nicht weniger als 170 erwachsene Menschen wurden unbarmherzig und mit kaltem Blut erschlagen, wovon der größere Theil zu Tode blutete, nachdem ein Glied vom Leib getrennt war. Die meisten derselben waren große Leute mit schönen Zügen.“ Wie die Felatas für die afrikanischen Stämme an den Ufern des Niger und Tschadda, so sind die Kanuris für die mehr östlichen Nationen eine Geißel geworden.

(Schluß folgt.)

Der Thee.

(Atlantic Monthly.)

Der einheimische Name des Thees ist Tscha, er hat aber unter den Chinesen noch zwei oder drei andere Bezeichnungen getragen; im vierten Jahrhundert hieß er Ming. Den Botanikern ist er als Thea bekannt, indem er manche Verwandtschaften mit der Camellia hat. Man hat lange gezweifelt ob es zwei Arten Thee gebe oder nicht, nämlich den grünen und den schwarzen Thee. Zwar gibt es, mehrere hundert Meilen von einander entfernt, eine Grünthee- und eine Schwarzthee-Region, allein die neuesten Forschungen haben bewiesen daß in Wirklichkeit nur Eine Theepflanze besteht. Hr. Robert Fortune, dessen neueres und interessantes Werk „die Theegegenden China's und Indiens" vielen unserer Leser bekannt ist, hatte nicht nur das Glück daß er in seinen Bemühungen sich genaue Kenntnisse über die in China wachsende Theestaude zu erwerben durch besondere Umstände begünstigt wurde, sondern er ist überdieß einer der wissenschaftlichst gebildeten englischen Botaniker. Er spricht sich für die „Einheitstheorie" der Pflanze aus, und wir stimmen mit ihm hierin gern überein, da die Verschiedenheiten in den Blättern offenbar nur von dem Klima, der Lage, dem Boden und andern zufälligen Einflüssen herrühren. Die Staude ist gewöhnlich drei bis sechs Fuß hoch; sie besitzt eine Menge Zweige und hat ein sehr dichtes Blätterwerk. Ihr Holz ist hart und zäh, und gibt einen unangenehmen Geruch wenn man sie schneidet. Die Blätter sind glatt, glänzend, von dunkler Farbe und gekerbten Rändern; diejenigen der Thea Bohea, des schwarzen Thees, sind geringelt und länglich, während die der Thea viridis, des grünen Thees, verhältnißmäßig breiter als lang, aber nicht so dick, und an der Spitze geringelt sind. Die Pflanze blüht früh im Frühling, und die Blüthe dauert etwa einen Monat; die Samen reifen im December und Januar. Chinesischen Gewährsmännern zufolge wächst der Thee in fast allen Provinzen des Kaiserreichs; der größere Theil davon aber wird in vier oder fünf Provinzen erzeugt, welche allen den Thee liefern der von Canton aus verschifft wird. Sehr große Massen Thee werden indeß von den an der Westgränze liegenden Ländern verbraucht, und Rußland bezieht durch Karawanen einen unermeßlichen Vorrath, der ganz das Erzeugniß der nordwestlichen Provinzen ist. Die Bohea-Berge, unter 27° 47′ nördlicher Breite und 119° östlicher Länge, ungefähr 900 (engl.) Meilen von Canton entfernt, bringen die feinsten Arten schwarzen Thees hervor, während der grüne hauptsächlich in einer andern, mehrere hundert (engl.) Meilen weiter nordwärts gelegenen Provinz gezogen wird. Der Boden vieler von Hrn. Fortune untersuchten Pflanzungen ist sehr dünn und arm, an einigen Stellen wenig mehr als bloßer Sand, kurz ein Boden wie er sich etwa für Pinien und Zwergeichen eignen würde. Die Stauden werden gewöhnlich an den Abhängen der Hügel angepflanzt, und die Pflanzen stehen an vielen Stellen dem Anbau von Weizen und anderm Getreide nicht entgegen. Sie werden stets aus dem Samen gezogen, der sehr dicht gesäet werden muß, da viele Körner nicht aufgehen. Haben die Pflänzchen die gehörige Größe erreicht, so werden sie in die für sie vorbereiteten Beete versetzt, obgleich auch in einzelnen Fällen, in geeigneten Lagen, die jungen Pflanzen unverrückt an ihrem ursprünglichen Standort verbleiben. Man sorgt dafür daß die Pflanzen von keinen großen Bäumen überschattet werden, und viele abergläubische Begriffe herrschen bezüglich des schädlichen Einflusses gewisser in der Nähe befindlicher Gewächse. Obgleich die Staude gegen Kälte sehr hart ist und vom Schnee nicht leicht Schaden leidet, so hat die Witterung doch großen Einfluß auf die Beschaffenheit der Blätter, und die chinesischen Schriftsteller geben viele Verhaltungsvorschriften rücksichtlich der bei dem Anbau der Pflanze zu beobachtenden gehörigen Pflege. Die Blätter werden zum erstenmal eingesammelt wenn die Pflanze drei Jahre alt ist, allein sie erreicht ihre Größe erst nach sechs oder sieben Jahren, und gedeiht, je nach Pflege und Standort, zehn bis zwanzig Jahre.

Im Thee gibt es eine sehr große Auswahl; Kenner sind in ihrem Geschmack weit eigenthümlicher als selbst die heikelsten Weintrinker. Die Käufer fragen nach der Lage der Gärten aus welchen die Muster genommen sind; Thee vom Gipfel eines Hügels ist in seinem Werth sehr verschieden von dem welcher auf der Mitte oder am Fuß einer Anhöhe gewachsen ist. Einzelne Stauden werden ungemein hoch geschätzt; eine davon heißt die „Ei-Pflanze;" sie wächst in einer tiefen Bodeneinsenkung zwischen zwei Hügeln, und nährt sich von dem Wasser das an den Halden herabrieselt. Eine andere ist ausschließlich für den Gebrauch des Kaisers bestimmt, und ein Beamteter wird alljährlich aufgestellt um das Einsammeln und die Zubereitung zu beaufsichtigen. Das Product solcher Pflanzen wird nie nach Canton gesendet, sondern einzig und allein für den Kaiser und die Großen des Hofes aufbewahrt, und zu ungeheuren Preisen verkauft; der werthvollste Thee soll auf 150 Dollars das Pfund zu stehen kommen; der wohlfeilste auf nicht weniger als fünfundzwanzig Dollars. Eine sehr feine Sorte soll den Namen „Affenthee" führen, weil er auf Höhen wachse die für Menschen unzugänglich seyen, und Affen zum Einsammeln derselben abgerichtet würden. Ich kann die Wahrheit dieser Behauptung nicht verbürgen, und verlange natürlich auch nicht daß man sie glaube. Das Brechen des Laubes geschieht häufig von einer andern Arbeiterclasse als derjenigen durch welche die Pflanze angebaut worden; allein die Sitten wechseln nach den verschiedenen Oertlichkeiten. Es finden im Laufe des Jahres vier Brechungen statt — indeß wird die letzte als ein bloßes Aehrenlesen betrachtet. Die erste Brechung wird schon um Mitte Aprils und zuweilen bälder vorgenommen, wenn die zarten Knospen zum Vorschein kommen, und das mit einem weißlichen Flaum bedeckte Blätterwerk sich gerade öffnet. Aus dieser Brechung werden die feinsten Theesorten gemacht, obgleich die Menge klein ist. Die nächste Einsammlung führt den technischen Namen „zweiter Frühling," und findet Anfangs Juni statt, wenn die Zweige gut bedeckt sind und die größte Menge Blätter hervorbringen. Die dritte Einsammlung, oder der „dritte Frühling," folgt ungefähr einen Monat später, wo man die Zweige wieder untersucht und die gemeinsten Theearten daraus gewinnt. Die vierte Einsammlung heißt der „Herbstthau;" sie wird jedoch nicht allgemein beobachtet, da die Blätter jetzt alt und nicht mehr so gut sind. Diese ärmsten Sorten werden manchmal mit Scheeren abgeschnitten; meist aber geschieht das Brechen mittelst der Hand, und man legt dann die Blätter leicht in Bambuströge.

Die Pflege des Blattes ist ungemein wichtig, denn bei einigen Theearten hängt der Werth fast ganz von der Zubereitung ab. Wenn die Blätter in die Zurichtungshäuser gelangt sind, so werden sie in dünnen Schichten auf Bambuströge ausgebreitet und dem Wind ausgesetzt, um so lange zu trocknen bis sie einigermaßen weich werden. Während sie dann auf den Trögen liegen, werden sie mehrmals sanft gerieben und gerollt. Wegen der bei diesem Verfahren üblichen Arbeit erhält der Thee den Namen kung

futscha oder „bearbeiteter Thee;" hieraus ist der englische Name „Congou" entstanden. Sind die Blätter gehörig bearbeitet, so kommen sie an das Feuer — eine Operation welche die größte Sorgfalt erheischt. Die bei diesem Verfahren gebrauchte eiserne Pfanne wird rothglühend gemacht, der Arbeiter streut eine Handvoll Laub darauf und wartet bis jedes Blatt mit einem leichten Getöse aufpufft, worauf er, damit die Blätter nicht verbrennen, alle auf einmal aus der Pfanne herausnimmt und eine andere Handvoll hineinstreut. Sodann werden die Blätter in trockene über einer Kohlenpfanne stehende Körbe gelegt. Man sorgt, indem man Asche über das Feuer legt, dafür daß kein Rauch in die Blätter aufsteige, welche mittelst der Hand so lange in Bewegung gehalten werden bis sie ganz trocken sind. Hierauf schüttet man den Thee in Kisten und schließt ihn in Schachteln ein welche bleierne Büchsen enthalten; diese Büchsen aber werden, um die Feuchtigkeit abzuwehren, mit Papier überklebt. Bei der Zubereitung der feinsten Theearten, wie z. B. des Powchong, Pekoe ꝛc., bringt man nicht mehr als zehn bis zwanzig Blätter auf einmal in die Feuerpfanne, und rollt nur wenige Pfund auf einmal in den Trögen. Gleich nach der Zurichtung wird dieser feine Thee in Papiere verpackt, zwei oder drei Pfund in jedes, und mit dem Namen der Pflanzung und dem Datum der Zurichtung gestempelt. Außer den Hongs in Canton gibt es auch noch umfangreiche Gebäude, „Packhäuser" genannt, welche den ganzen Zurichtungsapparat enthalten. In diese Anstalten erlangen Fremde nicht leicht Zutritt. Zwei oder drei Reihen Oefen werden in einem großen luftigen Gemach gebaut; in denselben ist eine Anzahl halbkreisförmiger eiserner Pfannen angebracht, und stets werden zwei Pfannen durch ein Feuer erhitzt. In diese Pfannen wirft man die gerollten Blätter und rührt sie mit dem Arm so lange um bis die Hitze einen Grad erreicht daß das Fleisch des Arms sie nicht mehr ertragen kann. Hierauf werden sie herausgenommen und auf einen mit Matten bedeckten Tisch gelegt, wo sie neuerdings gerollt werden. Das Feuern und Rollen wird, je nach dem Zustand der Blätter, drei oder viermal wiederholt. Das Rollen ist mit einiger Beschwerlichkeit begleitet, weil die Blätter eine scharfe Flüssigkeit ausschwitzen, welche auf die Hände wirkt. Die ganze Operation der Theezurichtung und Verpackung ist wegen des sich erhebenden und in Nase und Mund eindringenden feinen Staubes einigermaßen unangenehm. Um dieß zu verhindern, bedecken die Arbeiter den untern Theil des Gesichts mit einem Tuch. Die Blätter werden während des Zurichtungsverfahrens häufig dadurch erprobt, daß man sie mit siedendem Wasser begießt; ihre Stärke und Güte aber beurtheilt man nach der Anzahl der Aufgüsse welche von einer und derselben Portion Blätter gemacht werden können. Von der weichsten Art erhält man zuweilen fünfzehn Abschöpfungen.

Jedes fremde Haus verwendet einen Aufseher oder Schmecker, dessen Geschäft es ist Muster von allen der Firma zum Kauf vorgelegten Theesorten zu untersuchen. Wenn ein Schmecker eine Partie Thee zu untersuchen hat, so werden ihm mehrere, aus verschiedenen Kisten ausgewählte Muster vorgelegt; er nimmt nun zuerst von allen eine große Handvoll und beriecht sie wiederholentlich; dann kaut er einiges davon, und verzeichnet seine Ansicht auf einen mächtig großen Folianten, worin die Vorzüge jeder von ihm untersuchten Partie aufgeführt werden; endlich legt er kleine Portionen der verschiedenen Arten in eine große Menge kleiner Becher, in welche siedendes Wasser gegossen wird, und gießt man dann den Thee ab, so benippt er den Trank. Mit aller schuldigen Achtung vor seiner Kunst, wird dennoch zuweilen, wenn der Schmecker nicht genau weiß was er von dem Muster sagen soll, das Buch das Zeugniß tragen daß die Partie einen „entschiedenen Theegeschmack" hat. Allein die Genauigkeit guter Schmecker ist wirklich wundervoll; sie werden den wahren Werth einer Portion Thee auf das unbestreitbarste classificiren und feststellen, und die Schmecker der ostindischen Compagnie leisteten durch Aufdeckung von Betrügereien oft ausgezeichnete Dienste. Ein Meister in der Schmeckkunst kann in wenigen Jahren ein Vermögen ansammeln; allein wegen der beständigen Einsaugung winziger Theilchen des Krauts wird ihre Gesundheit oft zu Grunde gerichtet.

Die nordöstliche Kirgisensteppe.

Die Fortschritte der Russen in Centralasien haben manche Aehnlichkeit mit dem Vordringen der Amerikaner im „fernen Westen." Auch auf den Steppen welche ehemals das russische Reich vom Nordwesten China's trennten, entstehen Ansiedlungen, und rückt durch Unterwerfung nomadischer halbwilder Stämme der Schatten des weißen Czaren langsam in das Innere des Welttheiles vor. Es ist daher auch dort nothwendig von Zeit zu Zeit nach den Zuständen sich umzuschauen, besonders da in den Berührungspunkten der asiatischen Großmächte — Rußland und China — nämlich in Chokand und dem chinesischen Turkistan eben jetzt große Veränderungen reifen. Der 20ste Band der von Baer herausgegebenen „Beiträge zur Kenntniß des russischen Reiches" bringt uns Wiangali's Reise nach der östlichen Kirgisensteppe (1849—51), welche hauptsächlich für bergmännische Unternehmungen die nöthigen Voruntersuchungen liefern sollte. Die Flüßchen nämlich welche am Nordabhang des Tarbagatai-Gebirges entspringen und in den Saisan-See münden, sowie die Gewässer die weiter nördlich zum linken Gebiete des Irtysch gehören, sind goldführend. Die russischen Goldwäscher hatten aber bald wegen der großen Armuth des Schlichs ihre Unternehmungen aufgegeben. Wiangali tadelt diese Vernachlässigung, da der Goldschutt nahe an der Oberfläche liegt, das gewonnene Gold eine sehr hohe Probe hat, und der Arbeitslohn, der in Waaren mit Vortheil entrichtet werden kann, bei größter Wohlfeilheit der Lebensmittel sehr niedrig steht. Es fehlt in der östlichen Kirgisensteppe sehr an Wald, und nur in der Nähe des Irtysch bedecken Nadelhölzer den Granit, sonst aber sind die Steppenflüßchen nur mit Gesträuch eingesäumt. Beträchtlichen Schaden richten auch die Kirgisen unter dem Wald an, indem sie aus lauter Uebermuth die größten Feldfeuer anzünden. Sie kennen den Werth des Holzes nicht, denn sie wissen sich, wo es fehlt, mit Kamelmist zu begnügen. Zum Trost kann man hinzusetzen daß sich in der Steppe ein Reichthum von Steinkohlen findet, auf welche schon im vorigen Jahrhundert, z. B. in der Nähe der chinesischen Stadt Tschugutschak, am Südabhang des Tarbagatai gebaut wurde. Im October erstarrt und vereinsamt die Steppe, weil dann die gefürchteten Schneestürme beginnen, und schon im Spätsommer sind die Nächte so kalt daß man

sie nur unter einem Filzzelt zubringen kann, und der Reisende sich nach dem erwärmenden Thee sehnt. Bewohnt werden diese weiten und leeren Gebiete von den sogenannten Kirgis-Kaisaken, von denen ein Stamm nach dem andern der russischen Hoheit sich unterwirft. Die Weidegebiete dieser Nomaden sind streng abgegränzt, da jeder einzelne Stamm jedes Jahr im Frühling genau denselben Weg einschlägt, dieselben Sommer- und dieselben Winterquartiere bezieht. Solche Lebensart verstattet wenig Ackerbau, obgleich am Irtysch sich der vortrefflichste Weizenboden findet, sondern nur Viehzucht, deren Producte dafür um so leichter sich verwerthen lassen. Irrig ist die vielverbreitete Ansicht als ob Nomaden für den Ackerbau ganz verloren wären, es haben sich vielmehr in der Nähe der russischen Ansiedlungen Kirgisen festgesetzt, Bauernhäuser aufgebaut und sich zu Ackerarbeiten verdingt, ohne daß sie nach 10- und 15jährigen Erfahrungen die geringste Lust nach einer Rückkehr zu ihrem Wanderleben verrathen hätten. Die Kirgisen werden in besondere Bezirke eingetheilt, wovon jeder wieder aus mehreren (15—20) Wolosty- (Stämmen) besteht, während ein Wolost 10—12 Auls (Lager) und diese etwa 50—70 Kibitken oder Jurten (Zelte) zählen. Die alten Häuptlinge sind nicht gänzlich aus ihren Würden verdrängt worden. Die Abkömmlinge der Chane oder der Leute vom „weißen Knochen" [1] werden jetzt Sultane genannt und ihre Würde ist erblich. Aus den Sultanen nun wählt die Wolost ihr Oberhaupt auf drei Jahre, während die Auls ihre Aeltesten besitzen. Endlich wählen wiederum sämmtliche Sultane eines Bezirks ihren Aeltesten auf drei Jahre. Dieser älteste Sultan mit zwei russischen Beamten bildet den Bezirks-Prikas oder die oberste richterliche und polizeiliche Behörde. Wird ein Sultan zum drittenmal „Aeltester," so erhält er dadurch das Recht sich das russische Adelsdiplom zu erbitten. Außerdem steht er während seiner Amtsdauer im Rang eines Majors. Die innere Wache der Kirgisenbezirke wird von Linienkosaken gebildet, die unter dem Prikas stehen. Kein Wolost darf sich ohne obrigkeitliche Erlaubniß in einen anderen Bezirk begeben.

Wie die Rothhäute besitzen die Kirgisen großes Geschick und großen Geschmack am Pferdediebstahl. Die Barantatschi oder Pferdediebe kommen vom rechten Ufer des Irtysch, gehen an dem chinesischen Wachtposten vorbei und schleichen sich nächtlich an die Heerden der russischen Kirgisen heran. Einer der Diebe kriecht auf allen Vieren unter die Pferde, und da diese durch das geringste Geräusch aufgescheucht werden, so kann er sie leicht nach der Richtung hintreiben, wo seine berittenen Gefährten lauern, die dann durch Schreien und Heulen die geängstigten Thiere oft bis zu tausend Stück davonjagen. Setzen die Hirten den Barantatschi nach, so kommt es bisweilen zu Raufereien mit Säbeln, Piken und Knütteln, allein jede Partei nimmt sich in Acht einen Gegner zu erschlagen, weil die Verwandten des Getödteten eine sehr große Buße von den Uebelthätern verlangen dürfen und erhalten müssen, denn es gibt auch Recht unter den Dieben. Bei ihren Lagerfeuern erzählen die Kirgisen noch gern von den Kriegsthaten gegen ihre uralten Feinde die Kalmüken, obgleich seitdem mehr als hundert Jahre verflossen sind. Während der Kämpfe der Songaren gegen die Chinesen hatten die Kirgisen die kalmükischen Nachbarn durch Einfälle gereizt. Galdan Zyren oder Tscheren, der große Songarenfürst, rächte sich 1742 dafür in einer siegreichen Schlacht, wo ihm der mächtige Kirgisen-Chan Ablai in die Hände fiel. Vergebens boten die Kirgisen Geiseln für die Auslieferung ihres Oberhauptes, und erst auf Verwendung Rußlands, welches 1743 von Orenburg aus den Major Müller an den songarischen Herrscher sendete, erfolgte Ablai's Befreiung. Mit Galdan Zyrens Tode (1746) zerfiel das Songaren-Reich, die Songarenstämme geriethen nach einander in Abhängigkeit von den Chinesen, und wurden, wo sie sich noch in der Kirgisensteppe zeigten, von den Kirgisen auf chinesisches Gebiet gedrängt.

Auf einen Nachkommen des Ablai, der damals Sultan der Wolost Karauldshassyk war, Namens Kulika, stieß man am Kusudshin. Er glich eher einem Kaukasier als einem Kirgisen, war gut und schön gewachsen, übrigens aber ein gezierter Geck, der beständig die Augen verdrehte und eine dumme Blasirtheit zeigte. Er trug Pluderhosen und eine Jacke, über der Jacke aber ein Jargak, d. h. ein übergeworfenes Gewand aus Pferdefellen mit der rauhen Seite nach außen, ferner auf dem Kopf die tatarische Kappe und über der Kappe eine Pelzmütze. Obgleich es Herkommen ist daß Leute vom „weißen Knochen" neben ihrer ersten und vornehmsten Frau kein Weib niederer Herkunft besitzen sollen, so hatte doch Kulika neben seiner Gemahlin von sultanischem Geschlecht noch einen schwarzen Knochen, d. h. eine gemeine Kirgisin geheirathet. Einen andern Häuptling, Namens Tana, der in der östlichen Steppe hohes Ansehen genoß, traf man gerade als die Wolost eine Baiga oder Pferderennen hielt, bei dem es genau hergieng, wie anderswo. Es liefen im Ganzen 100 Rosse und für die 15 ersten Gewinner waren Preise ausgesetzt. Der höchste bestand aus nicht weniger als einem Kamel, 9 Stück chinesischen Seidenstoffes und einem Sklaven; denn Sklaven, männliche wie weibliche, finden sich noch unter den Kirgisen, obgleich dieses Verhältniß immer seltener wird. Wenn die Kirgisen sich putzen wollen, tragen sie außer dem rothen Kaftan gestickte seidene Hosen, und für solche Kleider zahlen sie bisweilen den Kaufleuten aus Taschkend mehrere hundert Rubel, übrigens verfertigen sie selbst Stickereien, da sie diese Kunst nach taschkender Mustern betreiben. Bei ihren Gelagen sind die Kirgisen nicht zänkisch, sondern betragen sich mit vielem Anstand. Bei dem Häuptling Tana wurde man mit dem berüchtigten Nationalgetränk, dem Kumyß bewirthet, der in drei großen Schalen aufgetragen stand. Hinter ihnen befand sich der Schlauch, worin der Kumyß gequirlt wird, denn ähnlich wie Molken, bildet sich im Kumyß ein Bodensatz, während das Obere dünner wird. Deßhalb steckt im Schlauch eine Stange mit einem durchlöcherten Brettchen, die, so oft man trinken will, ähnlich wie in einem Butterfaß auf- und nieder bewegt wird, damit das Getränk eine gleichmäßige Dicke erhält. Da die Kirgisen, obgleich Bekenner des Propheten, ihre Frauen nicht verschleiern, so sah man beim Häuptling Tana dessen Frau und Tochter, die ihr Haar in kleine Flechten geordnet und ihr Gesicht stark geschminkt hatte. Tana's Jurte zeichnete sich durch besondere Reinlichkeit aus. Für diese Tugend sorgt die Nähe einer Moschee, welche der Häuptling auf seine Kosten bauen läßt, denn der Islam hat wenigstens das Gute daß er auf etliche Abwaschungen dringt, und fromme Kirgisen Gesicht und Hände rein halten, während die andern durch körperlichen Schmutz nicht selten Ausschlag sich zuziehen. Tana zeigte mit Stolz ein russisches Lieutenantspatent, mit welchem 1845 sein Vater belohnt worden war. Dieser ehrsüchtige Kirgise trachtet mit Schlauheit darnach Obersultan zu werden, wozu er als der reichste Mann der reichsten Gemeinde auch viel Aussichten hat, da er mit Berechnung wohlthätig ist und die Kirgisen ihm schon den Titel Mirsa (Herr) geben. Tana

[1] Sie heißen so im Gegensatz der Kirgisen vom schwarzen Knochen. Weiß und Schwarz hat bekanntlich die Bedeutung von Frei und Unfrei, daher der Name „weißer Czar."

treibt großen Handel mit Hammeln, die in Chokand und Taschkend je drei Stück mit einem Ducaten bezahlt werden, und welche sogenannte tatarische Kaufleute in der Steppe gegen Waaren aufkaufen. Den ächten Reichthum aber stellen die Kamele dar, die dort mit 12 Pud (5 Ctr.) Last oft 45 Werst (6—7 d. M.) im Tag zurücklegen, und nur für zwei oder drei Pferde feil sind. Der Reisende war genöthigt ein solches Thier zum Tragen seines Kosch oder Filzzeltes sich anzuschaffen. Ein Filzzelt, das mit 10—15 Rubel Silber bezahlt wird, faßt fünf, und wenn es seyn muß, mehr Personen. Seltsam genug wurde die Summe mit russischem Papiergeld bezahlt, denn das Papiergeld wird gern genommen, wenn auch nur bei solchen Stämmen die schon unter russischer Oberhoheit stehen. Man kam aber durch Gebiete von Stämmen, die erst ganz kürzlich in Bezirke gezogen worden waren und denen der Termin der ersten Steuerzahlung noch bevorstand. Dort hatte das Silbergeld merkwürdigerweise einen sehr schwachen Werth, so daß man für einen Rubel Waaren beinahe das Doppelte erhält als für einen Rubel Münze. Das Geld haben die Kirgisen erst kennen und schätzen gelernt, seitdem sie Steuern zahlen müssen, außerdem wäre es ihnen völlig entbehrlich. Die Kirgisen bedürfen sehr wenig Getreide, und das wenige (Weizen und Hirse) erhalten sie durch reichliche Ernten, die sie durch künstliche Bewässerungen erzielen, indem sie ihre Ackerfelder in der Nähe eines Flusses wählen, von dem sie erst in großen, dann in kleineren Gräben, die wieder in Rinnen sich verzweigen, dem Felde Wasser zuführen. Die Gräben werden mit Lehm verstopft, so daß sie nach Bedürfniß dem Getreide Wasser zu geben vermögen, je nachdem sie die Gräben trennen oder verbinden. Da es in der Steppe nicht an Bären, Wölfen, Ebern, Rehen und Füchsen fehlt, so vernachlässigen die Kirgisen die Jagd nicht, zu der sie entweder die schnellen Hunde turkmenischer Race oder ein noch edleres Thier den Goldadler (falco fulvus) nach Falkenart abrichten. Wenn ein Kirgise einen Goldadler gewahrt, so schleicht er sich so nahe heran, bis er ihm sein Gewand über den Kopf werfen kann. Dieß ist aber nur dann möglich, wenn der Adler vorher einer Beute habhaft geworden ist, denn seine Gefräßigkeit ist so groß daß er sich so lange mästet, bis er verhindert ist aufzusteigen. Der Goldadler wird an einer Kette mit auf die Jagd genommen und losgelassen sobald die Beute in Sicht ist, die der Vogel dann, in der Luft kreisend, so lange verfolgt bis er herabstoßen kann.

Im Bezirk Kokbekty, der erst seit 1844 besteht und wo damals (1849) eine russische Niederlassung noch von geringem Umfang sich befand, wurden die Goldschürfen des Flüßchens Aganakatty, sowie eines seiner Seitengewässer untersucht. Man fand dort etliche Bauernhütten und die Jurten der Kirgisen, die sich zur Arbeit verdungen hatten. Der Goldschutt ist äußerst arm, denn er liefert nur 10 Doli auf je 100 Pud Sand. Im Sommer 1849 waren 88 Personen bei zwei Waschherden beschäftigt. Man verwendet dazu Kirgisen, die sich für 4 R. S. der Mann und 3 R. S. die Frau monatlich verdingen. Im Winter, d. h. vom October an hört jede Arbeit wegen der Schneestürme auf, und in die schönen Monate Mai bis September sollen etwa nur 14 Tage fallen, wo der Wind die Arbeit verstattet. Eine andere Waschgrube liegt am Sarbulak in der Nähe von Ustkamenogorsk, die der Kaufmann Grechou in Pacht genommen hat. In der ersten Hälfte des Sommers waren dort 316,650 Pud Sand verwaschen und 9 Pfund 9 Solotnik 8 Doli Gold gewonnen worden, so daß auf 100 Pud Sand 26½ Doli Gold kommen. Man sieht wenigstens so viel aus diesen Angaben daß die Goldlager der Kirgisensteppe sich nicht messen können mit den uralischen und sibirischen, ja daß vielleicht der Schutt völlig unbeachtet bliebe, wenn nicht der Arbeitslohn sehr wohlfeil wäre, denn die Kirgisen empfangen den verdienten Geldeswerth nicht bar, sondern in Waaren.

Die Comantschen in Cinaloa, im westlichen Mexico.

Wir lesen in Tempsky's „Mitla: A Narrative of Incidents and Personal Adventures on a Journey in Mexico" nachstehende Reisescene, welches das Interesse manches für amerikanische Zustände sich interessirenden Lesers erregen dürfte. Der Reisende gelangte auf seinen Wanderungen auch nach Mazatlan. Dieser Ort ist ein kleiner Seehafen im nördlichen Mexico, der sich in den letzten fünfzehn Jahren, wegen seiner Nähe bei den großen Goldfeldern, aus einer Anzahl um einander herumliegender Hütten zu einer gut gebauten kleinen Stadt erhoben hat, deren weiterer Aufschwung aber jetzt durch die Verheerungen der Comantsch-Indianer gehemmt wird, welche fast alle Verbindung mit dem Innern abgeschnitten haben und ihre grauenerregenden Kriegszüge bis vor die Thore Durango's, der Hauptstadt dieses Theils von Mexico, ausdehnen. Die Dons und Doñas von Mazatlan bekreuzten sich bei dem bloßen Gedanken an eine Fußreise nach Durango über zwölf Leguas eines wilden von Indianern unsicher gemachten Landes; sie sagten unserm Reisenden es wäre besser wenn er seinen Ausflug in Gesellschaft eines Trupps gut bewaffneter und berittener Männer unternähme; allein der vorsichtige Reisende, der dem mexicanischen Muth mißtraute, lehnte es ab sich ihnen anzuschließen, und sah die heitere Cavalcade von dreißig wohlbewaffneten Menschen unter Freuderufen und Gelächter aus der Stadt ziehen, während er und sein Freund Dr. S. kurze Zeit darauf, allein und zu Fuß, folgten. Nachstehender Auszug aus oben genanntem Werk wird zeigen wie weise sein anscheinend übereilter Entschluß in Wirklichkeit war: „Die Dunkelheit, erzählt er, brach langsam über unsern Weg herein, doch wir hatten weiter zu gehen, da unsere Aufgabe für den Tag noch nicht beendigt war. Der Morgen brach an, und leitete unsere Schritte über einen Weg dahin der allmählich rauh und gebrochen wurde. Plötzlich bleibt mein Freund stehen, und deutet auf einen Gegenstand, der, halb im Schatten, auf der Straße liegt. Wir geben unsern Begleitern ein Zeichen zu halten (ein Maulthiertreiber mit seinem Gepäck und ein spindeldürrer Schneider hatten sich den beiden Reisenden angeschlossen), spannen die Hahnen unserer Flinten, und rücken bedächtig auf einer Seite der Straße von Baum zu Baum vor. Dem Gegenstande gegenüber machen wir Halt um zu recognosciren, und warten auf eine Bewegung. Die Form ist menschlich und nackt, sonach ein Indianer; die Haltung, so viel sich unterscheiden läßt, liegend gleich einem Menschen der mit dem Ohr am Boden horcht. Es ist ohne Zweifel ein Vorposten von irgendeiner größern Kriegerabtheilung. Sich seiner mittelst eines Schusses zu entledigen, wäre daher unklug gewesen. Ich entblöße mein Messer, lege mein Gewehr nieder, messe vorsichtig meinen Abstand, und habe mit einem Sprung seine Kehle in meiner Hand. Mein Messer senkt sich herab, als ich, zu meinem Entsetzen, an der Klebrigkeit der Kehle fühle daß

die Hand des Todes der meinigen zuvorgekommen war. In diesem Augenblick bricht die Sonne, die einige Zeit verhüllt gewesen, durch das Morgendüster hinter den Wolken hervor, und wirft den Glanz ihrer Strahlen auf den skalplosen Schädel eines von Lanzenwunden durchbohrten Leichnams. Das Gesicht ist zusammengezogen und starr, und ich sehe daß wir irrthümlich ein mexicanisches Opfer für seinen indianischen Mörder gehalten hatten. Mit Schaudern gehen wir vorwärts, und finden einen zweiten und einen dritten in demselben Zustande, und sofort, bis wir neunundzwanzig Leichen zählen! Endlich erkennen wir in einem der Getödteten die Gesichtszüge des mexicanischen Sachwalters der uns in Mazatlan aufgefordert hatte ihn zu begleiten! Dieser Haufen Leichname war die Abtheilung der er sich angeschlossen hatte; sie waren, mit Ausnahme eines einzigen, der nicht gefunden werden konnte, alle zu Grunde gegangen. Es schien uns, als seyen sie ohne großen Widerstand ihrerseits getödtet worden, denn viele von ihnen hatten noch geladene Carabiner in ihren Händen."

Alte Geographie der Insel Ceylon.

Keine Insel kann sich eines größeren Namenreichthums rühmen als Ceylon. Es ist daher nicht zu verwundern daß ein gelehrter Orientalist, wie Eugène Burnouf, im Journal Asiatique des vorigen Jahres eine ziemlich umfangreiche Monographie über die Etymologie der verschiedenen Benennungen verfassen konnte. Die älteste Form des Inselnamens Tâmraparna oder Tâmraparni, welches die Buddhisten, wenn sie sich des Pali bedienen, Tambapanna oder Tambapanni schreiben, bedeutet einen Ort, wo sich kupferfarbiges Laub befindet. Nach einer andern Version aber sollen die arischen Eroberer, als sie in die Insel drangen, bemerkt haben daß ihre Hände von Staub sich roth gefärbt hatten, weßhalb sie der Hauptstadt den Namen Tâmbrapârni Nuvara oder der „kupferfarbigen Stadt" gaben, und wirklich scheint es daß die erste Stadt, welche der Anführer der bengalischen Colonie auf Ceylon gründete, Tambapanna geheißen habe. Daraus entlehnten dann die griechischen und lateinischen Geographen den Inselnamen Taprobane. Berühmter und mehr verbreitet ist der Name Simhalâ sanskritischen Ursprungs geworden. Simhalaya würde „Aufenthalt der Löwen," wie Himalaya „Aufenthalt des Schnees" bedeuten. Simhala soll also soviel heißen als eine Insel, die von Simhalas oder Löwensöhnen bewohnt wird. Vidjaya nämlich, der aus Bengalen die arischen Ansiedler nach der Insel führte, war der Sohn Singhabâhu's, der wiederum Sohn eines Singha oder eines Löwen war. Daraus ist unser Völkername Singalesen entsprossen, dem der gelehrte Portugiese Barros fälschlich aus Chingalla, d. h. Chinesen von Galé erklärt hat. Die älteste Benennung der Insel vor Ankunft der Arier scheint Langka gewesen zu seyn, aber es läßt sich nicht mehr errathen ob die eingeborne Bevölkerung sich so nannte oder der Name ihr nur aufgedrängt wurde. Plinius spricht von einer Stadt Palâsimundum auf Ceylon, und nach Ptolemäus hätte die ganze Insel diesen Namen geführt. Die einheimischen Quellen kennen weder eine solche Stadt, noch einen solchen Inselnamen, den man aus Palal-sumanadiva, d. h. die „Insel mit dem Sumanaberge" (Adamspik) hat erklären wollen. Endlich gibt Ptolemäus Ceylon noch den Namen Σαλική, nach dem Namen der Einwohner welche Salai geheißen haben sollen. Dieß ist nach Burnouf eine Corruption der Paliform Sihala, wie sich die Singalesen selbst nennen. Aus der Sanskritform Simhalam ist die Paliform Sihalam entstanden und daraus Silang oder Selang (Ceylon) zusammengezogen worden. In Verbindung mit dem indischen Worte dvîpa (Insel) erhalten wir dann die Erklärung für den Namen Σιελέδιβα, der zu des Indienfahrers Cosmas' Zeit (6ten Jahrh. n. Chr.) in Gebrauch war, und des Namens Serendivi (Plural), wie Ammianus Marcellinus, und Serendib oder Selendib, wie die Araber die Insel nannten.

Eine Omnibusfahrt in Algier.

Die Omnibusse, welche ziemlich gut bespannt sind, stehen in der Straße Bab el Wed stets bereit um den Ausflugslustigen nach St. Eugène, Point Pescade, oder wo er sonst hin wünscht, zu befördern. Sie sind in jedem Augenblick reisefertig, und dürfen hoffen auch unterwegs Wanderer aufzunehmen. Die Fahrtaxe nach St. Eugène beträgt nur fünf Sous, und die kleinen arabischen Pferde legen oft die ganze Entfernung im Galopp zurück. Die durch diese „voitures" allen Classen gebotene leichte und nützliche Fahrgelegenheit ist beachtenswerth, und der Besucher braucht sein Auge nur auf die eigenthümliche und malerische Menge zu werfen welche zuweilen darin Platz genommen, um versichert zu seyn wie volksthümlich diese Fuhrwerke sind. So z. B. kann man in dem Coupé vorn den Mahonesischen Kutscher neben einem in ein blaues Bettgewand eingewickelten, vor Freude über die Schnelligkeit, mit der sie weiter kommt, grinsenden Negerweibe sitzen sehen, während ihr zunächst ein maurischer Fischer mit einem dreißig Fuß langen Bambusstab Platz genommen hat; er begibt sich nach Point Pescade, um Meerbarben und Stein-Weißlinge zu fangen. Das Innere ist nicht, wie es bei einem englischen Omnibus der Fall seyn würde, wie ein Sardellenfaß vollgepfropft, sondern es ist Raum genug für alle vorhanden. Eine muntere französische Dame mit einem Reifrock à la Pompadour sitzt behaglich neben einem Beduinen-Araber in seinem feierlichen Burnus, während ihm gegenüber eine schöne Maurin sich befindet, von deren Gesicht nur die feurigen und schönen Augen sichtbar sind, welche aber, funkelnd wie Sterne, vollkommen genügen um ihn an jenen Himmel zu gemahnen welcher dem Gläubigen verheißen ist. Ferner bilden ein Türke, ein Engländer, zwei Officiere der Chasseurs d'Afrique und eine ehemalige Kammerdame bei einer der Königinnen von England — eine annoch hübsche und würdige Repräsentantin der englischen Aristokratie, und eine der größten Schönheiten ihrer Zeit — eine Gesellschaft, die wir nicht ersonnen, sondern wirklich in einem Omnibus zu Algier gesehen haben. (E. W. L. Davies, Algiers in 1857.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 19. 7 Mai 1858.

Susiana.

(Von Prof. Fr. Spiegel.)

Wir können nach den großen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte nicht mehr bezweifeln daß die mächtigen Handelsstädte am Euphrat und Tigris: Ninive und Babylon, zugleich die Sitze einer alten Cultur waren, deren Ursprung und Verlauf zur Zeit aber noch in ein tiefes Dunkel gehüllt ist. Daß diese Cultur aber nicht bloß an ihren Sitzen blieb, daß sie auch in weiterem Umkreise sich verbreitete, nicht nur bei den stammverwandten Völkern im Westen, sondern auch bei den noch ungebildeten fremden Stämmen im Osten, davon haben wir schon jetzt genügende Beweise in den Händen. Am leichtesten muß diese östliche Ausbreitung vom Süden des babylonischen Landes in das benachbarte Susiana von statten gegangen seyn. Unter verschiedenen Namen, als Susis oder Susiana bei den Alten, als Uwadscha oder Khusistan bei den eingebornen Persern, erscheint diese Provinz von den ältesten bis in die neuere Zeit herab als bedeutend. Wichtige geographische und ethnographische Probleme knüpfen sich an sie, theils begonnene, theils zu hoffende Nachgrabungen in den Ruinen versprechen zu der endlichen Lösung dieser Aufgaben beizutragen.

Die nur wenig aus dem Meere hervorragenden Niederungen, in denen der Euphrat wie der Tigris seinen Lauf beendet, ziehen sich noch östlich von diesen beiden Flüssen fort und zeigen uns dort im wesentlichen gleiche Erscheinungen. Wie in Babylonien, so hängt auch dort die Fruchtbarkeit der sandigen Ebene ganz von der Bewässerung ab, und diese muß, da die natürliche nicht ausreicht, künstlich ersetzt werden. Der Fleiß der Bewohner hat auch da die zum Meere oder zum Tigris eilenden Flüsse mit zahlreichen Canälen zerspalten; wo diese durch Krieg oder sonstiges Unglück in Verfall gerathen, da vermindert sich der Ertrag der Felder, und bald wird zur Wüste was vorher bebaut war. Doch besteht dieses Land nicht ganz aus solchen Ebenen wie das westlich gelegene Babylonien. Während die südliche Ebene mit der babylonischen in unmittelbarer Verbindung steht, schließen sich die Berge des Nordens, die eine Höhe von 8 bis 10,000 Fuß haben, an das Zagrosgebirge und die ganze Bergkette an, welche überall das iranische Hochland von den westlichen Niederungen trennt. Es zerfällt demnach Susiana in Hochland und Tiefland.

Der allgemeine Charakter des Hochlandes von Susiana ist leicht zu beschreiben. Die Gebirge ziehen von Kermanschah bis gegen Schiraz in südöstlicher Richtung. Ihr äußerer Anblick ist mehr der von welligen Hügeln, sie sind nur selten zackig, aber mitunter von bedeutender Höhe, mehrere mit ewigem Schnee bedeckt. Zwischen diesen Gebirgskämmen liegen fruchtbare Thäler, wohl bewässert und des Anbaues in hohem Grade fähig. Der Boden ist sehr reich, trägt Gerste und Korn und gute Weide für Schafe und Rinder. Die Eiche (Bellut) ist der gewöhnliche Baum auf den Bergen, Nußbäume, Feigen, Weinstöcke finden sich in den mehr gesicherten Lagen der Thäler. Die Berge sind der Sommeraufenthalt der Luren, im Winter ziehen sich diese in die Thäler zurück. Die Quellen aller der bedeutenden Flüsse des Landes sind in diesem Hochlande zu finden; von da aus werden die weiten Ebenen bewässert welche die Perser Arabistan nennen, und die sich von der Gränze Persiens in einer ununterbrochenen niedrigen Ebene bis an den Tigris, Schat-el-Arab und die See erstrecken. Die Beschaffenheit des Landes, namentlich des südlichen Theiles, gibt den Flüssen eine noch größere Wichtigkeit als sie in andern Gegenden besitzen, und es ist nöthig ihren Lauf, den wir noch nicht sehr lange genauer kennen, etwas ausführlicher zu verfolgen. Der wichtigste unter den Strömen des Landes ist der Karun, wie er nach arabischer Aussprache heißt, in der Sprache der Bakhtiaris aber Kuran genannt wird. Er entspringt in den Bergen von Zarda-kuh (d. i. den gelben Bergen) aus sehr reichen Quellen, und ist schon von seinen ursprünglichen Quellen an ein bedeutender Fluß. Nur wenig entfernt auf der andern Seite des Zarda-kuh, entspringt der Zende-rud, der Fluß von Ispahan. Nachdem der Karun verschiedene kleinere Gewässer in sich aufgenommen hat, vereinigt er sich mit seinem Hauptzuflusse, dem Abi Bors, einige Meilen oberhalb Susan. Der Abi-Bors ist ein nicht minder bedeutender Strom als der Karun selbst, breit und reißend bahnt er sich den Weg durch verschiedene Engpässe, er ist nur an wenig Stellen, und selbst da mit Schwierigkeit und nur im Herbste zu passiren. Nach seiner Vereinigung mit dem Abi-Bors setzt der Karun seinen Lauf als ein breiter und reißender Strom durch das Bergland fort. Er wird ruhiger, nachdem er in die Ebene eingetreten ist, und würde

schiffbar seyn, wenn nicht ein Damm bei Schuster es den Schiffen unmöglich machte stromaufwärts vorzudringen. Bei Schuster theilt sich der Strom in zwei Arme, die sich jedoch nach einem Laufe von 30 (engl.) Meilen bei Bendi-qir wieder vereinigen. Der östliche Arm heißt Abi-Gargar, und fließt in einem milchweißen Strome durch einen künstlichen Canal, der westliche Arm ist das eigentliche Flußbett, er wird Shutait genannt, sein Wasser ist röthlich, und er ist reißender als der östliche Strom.

Bei Bendi-qir, wo die beiden Arme des Karun sich wieder vereinigen, nimmt dieser auch den zweiten bedeutendern Strom des Landes, den Dizful, in sich auf. Es entspringt dieser Fluß unweit der Stadt Burudschird. Nur wenige Bäche münden in diesen Fluß bei seinem Laufe durch die Berge, kein Strom von Bedeutung. Ungefähr 5 (engl.) Meilen oberhalb der Stadt Dizful fließt der bedeutendste Nebenstrom, der auf unsern Karten gewöhnlich Balad-rud heißt, aber richtiger Bala-rud (der obere Fluß) genannt wird, in den Dizful. Dieser Strom ist im Sommer sehr unbedeutend, aber äußerst wild und gefährlich im Winter. Nach der Aufnahme des Bala-rud wendet sich der Dizful gegen Südosten, und fließt nach unzähligen Krümmungen in den Karun. Als ein weiterer Strom, den der Dizful vor seiner Vereinigung mit dem Karun aufnimmt, wäre der Schapur oder Schaur zu nennen. Er entspringt bei dem Dorfe Kaleh Hadschi Ali in der Ebene, nicht weit vom Kerkhah, sein Bett ist schmal und tief, der Lauf sehr träge. Nur wenig von seinem Wasser erreicht den Dizful, da sein eigentliches Flußbett durch eine Menge künstlicher Canäle zur Bewässerung der Felder ganz trocken gelegt wird. Das Wasser des Dizful ist röthlich, wie das des westlichen Armes des Karun, es dauert eine Zeitlang bis das Wasser mit dem weißen des Abi Gargar sich einigt, zuletzt aber behält die schmutzig-rothe Farbe des Dizful die Oberhand. Die so vereinigten Flüsse strömen nun ohne weitern Aufenthalt dem Meer zu. Nur eine Reihe von Sandsteinklippen setzt bei der Stadt Ahwaz quer über den Fluß, ein künstlicher Damm verstärkt sie noch und hindert den Durchgang der Schiffe. Der natürliche Weg des Karun führt gerade ins Meer, ein künstlicher Arm, der Haffar heißt, bringt aber jetzt einen großen Theil seines Wassers in den Schat-el-Arab.

Nach dem Karun gebührt die nächste Stelle unter den Flüssen Susiana's dem Dscherrahi. Er entspringt unweit Bebehan, fließt aber nicht an dieser Stadt vorüber, sondern etwa 4 (engl.) Meilen entfernt. Bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Ab-Ala heißt er Kurdistanfluß. Durch niedrige Sandhügel hindurch bahnt er sich seinen Weg in die Ebene Ram-Hormuz, wo er nahe bei dem Dorfe Kaleh-Scheikh den Abi-Ramuz aufnimmt, einen bedeutenden Strom, aus dem Zusammenflusse des Ab-Ala und Abi-Zard gebildet. Beide Nebenflüsse kommen von den Mungaschtbergen. In dieser Vereinigung strömt nun der Dscherrahi durch die Niederungen weiter, dem Meer zu, aber nur ein Arm desselben erreicht es, der andere ergießt sein Wasser in den Karun. Unzählige künstliche Canäle entziehen dem Flusse sein Wasser. In seinem obern Laufe hat der Fluß bewaldete Ufer, weiterhin hört das Gesträuch auf, und an seinem untern Laufe bedecken Moräste und Schilfwaldungen seine Ufer bis zur Mündung. Weniger wichtig ist der Kerkhah, der seinem Laufe nach gleichfalls zu Susiana gehört. Er entspringt in den Gebirgen unweit Kirmanschah, und tritt nicht weit westlich von Dizful in die Ebene ein und ergießt sich in den Schat-el-Arab. Sein Wasser ist durch seine Reinheit sehr berühmt, unterhalb Hawiza nimmt er jedoch viel stagnirendes Wasser aus den Ebenen in sich auf. Als Gränzfluß Susiana's ist endlich der Zohreh zu nennen, der auf den Karten gewöhnlich Tab genannt wird. Er entsteht aus zwei Quellenflüssen, Abi-Shur und Shirin, die sich etwa 2 Farasangen von Zeitun vereinigen. Dieser Strom hat sehr viel Wasser, aber da er sich in viele Arme theilt, so kann er nur bis zum Dorfe Hindian beschifft werden. Er ergießt sich in das Meer. Andere, weniger bedeutende Flüsse übergehen wir.

Das Klima ist, der Beschaffenheit des Landes gemäß, ein doppeltes. In den Höhen ist es kühl und luftig, in den Ebenen drückend heiß. Hier wird schon im Mai die Vegetation von der Hitze versengt, und diese hält dann 9 Monate lang in so hohem Grade an, daß es nicht ganz unwahrscheinlich ist was Strabo berichtet, daß selbst Schlangen und Eidechsen zur Mittagszeit nicht über die Wege kriechen könnten, ohne verbrannt zu werden. Im Anfang des Januar aber fängt bereits das Gras an zu sprießen, und wächst dann mit unglaublicher Schnelligkeit und in großer Fülle. Wo aber nicht die künstliche Bewässerung nachhilft, ist bald nach dem Eintreten der heißen Jahreszeit alles in Wüste verwandelt. Bei richtiger Cultur des Bodens jedoch sind namentlich die Ebenen sehr fruchtbar. Zur Zeit als Strabo schrieb, trug Gerste und Weizen dort hundertfältig, zuweilen sogar zweihundertfältig; in den Zeiten des Chalifats war die Gegend reich an Baumwolle, Reis und Korn, so wie an Datteln und allen Arten von Obst, nur die Wallnüsse fehlten dort. Vorzüglichen Ruhm aber hatten im Mittelalter die Zuckerplantagen Susiana's, denn namentlich in der Gegend von Ahwaz gedieh das Zuckerrohr vortrefflich.

Ein so gesegnetes Land, an den Gränzen zweier Culturvölker gelegen, mußte bald die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; wir finden es darum auch schon sehr früh in der Geschichte hervortreten. Auch die classischen Autoren haben öfter Gelegenheit diese Provinz zu nennen, und mehrere derselben, wie Plinius, Strabo u. a., haben uns sogar Beschreibungen hinterlassen. Man sollte glauben daß man an der Hand der genauen Localbeschreibungen, die wir Rawlinson, und vorzüglich Layard verdanken, leicht sich auch in den Namen und Beschreibungen der ältern Zeit werde zurechtfinden können. Dieß ist jedoch keineswegs der Fall, es ist aber leicht zu erklären warum die ältere Geographie Susiana's ein so dunkles Gebiet bis jetzt geblieben ist und wahrscheinlich auch bleiben wird. Die Schuld an vielen Dunkelheiten trägt die Natur des Landes selbst. Der Lauf der Ströme im Tieflande ist wenig sicher, und geringfügige Ursachen reichen hin einem bedeutenden Flusse eine ganz andere Richtung zu geben. So ergoß sich der Karun z. B. noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in zwei Armen ins Meer; einer dieser Arme ist jetzt nicht nur ausgetrocknet, sondern selbst die Spuren des frühern Flußbettes sind verschwunden. Der Dizful ergießt sich jetzt in den Karun, nach einer Ueberlieferung der Einwohner jedoch soll er früher in den Kerkhah gefallen seyn, und die Möglichkeit wenigstens ist nicht abzustreiten. So mag denn auch seit Strabo's Zeit manche Veränderung im Stromlaufe vorgegangen seyn, von dem die Geschichte uns nichts meldet. Zu läugnen ist auch nicht daß mancher Irrthum der Autoren selbst

zur Vergrößerung der Verwirrung beigetragen haben mag, denn außer Herodot hat keiner das Land selbst besucht. Den Choaspes hält man ziemlich allgemein für den heutigen Kerkhah, an ihm oder auch am Euläus lassen die Alten Susa liegen. Für den Euläus der Alten hielt man lange den Karun, weil kein anderer Fluß dort in der Nähe vorbeifließt. Jetzt hat indeß Loftus nach genauen Untersuchungen an Ort und Stelle gefunden daß der Kerkhah — also der frühere Choaspes — sich früher oberhalb Susa, bei einem Orte, der Pai-pul genannt wird, in zwei Arme theilte; der östliche Arm floß 2 engl. Meilen östlich von Susa vorüber, und nahm den Schapur bei dem Orte Umm-el-Ummera in sich auf, und floß dann bei Ahwaz in den Karun. Dieses östliche Flußbett ist jetzt ausgetrocknet, aber noch sehr wohl sichtbar. Es führt dasselbe bei den Arabern den Namen Shat-atiq (der alte Strom), und ist an den Stellen, wo Loftus dasselbe untersuchte, etwa 900 Fuß breit und 12 bis 20 Fuß tief. Zahlreiche Canäle sind früher von ihm ausgegangen. Durch die Entdeckung dieses alten Flußbettes werden allerdings manche Zweifel in den Berichten der Alten gelöst. Curtius läßt den Alexander auf seinem Wege von Babylon nach Susa den Choaspes überschreiten, Strabo führt ihn auf dem Wege von Susa nach Persepolis wieder über den Choaspes, dann über den Kopratas (den Dizful). Dieß ist nur möglich wenn der Choaspes zwei Arme hatte. Wenn nun dieses alte Flußbett des Kerkhah höchst wahrscheinlich der Euläus der Alten und der Ulai des Buches Daniel ist, so muß man dagegen zugeben, daß die Orientalen einen andern Fluß mit diesem Namen benannten. Der Bundehesch nennt einen Fluß Orei, und Orei ist, wie jeder Kenner des Altpersischen zugeben wird, lautlich mit Ulai identisch. Dieser Orei ist aber kein anderer Fluß als der heutige Dscherrahi, in dessen Namen sich noch eine Spur des alten erhalten hat. Der Oroatis oder Arosis ist wahrscheinlich der Zohreh, obwohl man neuerdings auch dieß bezweifelt hat; der Hedyphon ist ganz zweifelhaft.

An die ethnographischen Verhältnisse Susiana's in der alten Zeit knüpft sich ein bedeutendes Interesse, doch auch hier sind sehr verwickelte Fragen erst zu beantworten, ehe wir zur Klarheit gelangen. Am besten beginnen wir mit der Darstellung der jetzigen Völkerverhältnisse in Susiana über die wir sehr genau unterrichtet sind, sie sind auch lehrreich für die ältere Zeit. Auch in ethnographischer Beziehung finden wir denselben Unterschied zwischen Hochland und Tiefland wie in der Geographie. Die Bergvölker, die sich von der Umgegend von Kirmanschah bis in die Nähe von Schiraz erstrecken, sind unter dem Namen der Luren bekannt. Wie alle iranischen Stämme zerfallen sie in Unterabtheilungen, diese wieder in noch kleinere die alle gesonderte Namen tragen, bis zu den einzelnen Familien hinab. Die Luren theilen sich also zuerst in Stämme, nämlich die Feili, die Bakhtiari, Kuhgelu und Maamaseni. Von diesen zerfallen die Feilis wieder in zwei Abtheilungen: die Pish-kuh und die Pushti-kuh (d. h. die vor und die hinter dem Berge wohnen). Die Pish-kuh theilen sich wieder in vier Tribus, jede Tribus in viele Unterabtheilungen. Ein gemeinsames Haupt haben sie nicht, aber an der Spitze jeder Tribus sowie jeder Unterabtheilung steht ein besonderer Häuptling. Alle vier Tribus sind gewöhnlich in Fehde unter einander. Die Pushti-kuh haben neben dieser Stammeintheilung noch einen Wali, oder ein gemeinsames Oberhaupt. Das Land welches die Feilis einnehmen, heißt Luri-kutschik (das Land der kleinen Luren). Südöstlich von den Feilis wohnen die Bakhtiaris, die mit den Kuhgelus und Maamaseni zusammen Luri-Buzurg, d. i. Großluristan bilden. Die nördliche Gränze der Bakhtiarigegend ist der Fluß Dizful, die südliche eine Linie von Deh-nur in der Ebene Ram Hormuz bis Felat unweit Kumescha. Oestlich wohnen sie von der Stadt Burudschird bis zwei Tagreisen von Ispahan, westlich in dem Hügellande welches den obern Theil der Ebene von Dizful und Ram Hormuz ausmacht. Vier Häuptlinge, die gewöhnlich unter sich im Kriege sind, beherrschen sie. Ihre beiden Hauptabtheilungen sind die Haft-lang und die Tschahar-lang. Andere Stämme die mit ihnen zusammen wohnen: die Dinaruni, Dschanniki Garmsir und Dschanniki Sardsir gelten als unterworfen, ebenso die Gunduzlu, ein ursprünglich türkischer Stamm. Nur die Binduni gelten für frei und werden sogar von den Bakhtiaris als die Aboriginer angesehen die schon vor ihnen die Gegend bewohnten. Die Kuhgelus betrachten sich als ein von den Bakhtiaris gesonderter Stamm. Sie wohnen im Süden des Thales Mal Daud bis nach Bascht, einem Dorfe zwischen Behehan und Schiraz. Sie werden nicht zu Susiana gerechnet und stehen jetzt unter dem Gouverneur von Fars. An das Gebiet der Kuhgelus stößt das der Maamaseni, über die nur sehr wenig bekannt ist. Sie rühmen sich großer Alterthümlichkeit und mögen aus etwa 3000 Familien bestehen. Sie sind berüchtigt durch ihre Räubereien. Der Sprache nach gehören alle diese Gebirgsbewohner ohne Frage zum iranischen Sprachstamme. Am wenigsten ist die Sprache der Feilis bekannt, doch setzt das kurze Wörterverzeichniß, das Rich gegeben hat, diese Thatsache außer Zweifel. Die Bakhtiaris unterscheiden sich in mancher Hinsicht von den Feilis, ihre Sprache ist dem Persischen ähnlicher, und die Angehörigen dieser beiden Stämme können sich nur mit Mühe verstehen. Auch die Religion ist verschieden, die Feilis gehören zu der fanatischen Secte der Ali-Illahis, die Bakhtiari aber nicht. Die Gunduzlu sind, wie gesagt, ein türkischer Stamm, der ursprünglich zu den Afschar gehörte, aber sie haben sich nicht rein erhalten. Namentlich viele arabische Familien sind in sie aufgenommen, und wenn auch unter ihnen das Türkische allgemein verstanden wird, so sind doch das Arabische und Persische die gewöhnlichen Umgangssprachen.

Wenn also die Bevölkerung des Hochlandes dem iranischen Stamme angehört, so haben sich dagegen die Semiten in den Ebenen behauptet, welche überall ihre eigentliche Heimath bilden. In diesen Ebenen liegen auch die beiden bedeutendsten Städte des Landes: Schuster und Dizful, die den Mittelpunkt des Handels bilden, aber heutzutage nicht mehr so blühend sind wie ehedem. Sie sind berüchtigt durch den Schmutz und die bigotte Denkweise ihrer Einwohner. Die Ebenen, in welchen diese Städte liegen, durchziehen die Anafiya-Araber und die Beni Kethir, letztere aus den Trümmern verschiedener arabischer Stämme zusammengesetzt. Die wichtigste Stelle aber unter den Bewohnern der Ebene nehmen die Schab-Araber ein. Ihre Gränze erstreckt sich von Wais, im Süden von Schuster am Karun bis Khalfabad, einem Dorfe am Dscherrahi und von da weiter über die Hügel von Zeitun bis an den Zohreh im Osten und bis an das Meer im Süden. Sie stehen unter einem Häuptlinge und sind keine ursprünglichen Bewohner der Gegend, sie kamen von Westen und verdrängten theils mit List,

theils mit Gewalt die Affchar, die früheren Bewohner jener Gegend. Die Schab haben durch Mischheirathen mit Persern ihren arabischen Charakter vielfach verloren. Die Beni Lam wohnen eigentlich jenseits des Tigris, kommen aber so oft in die Ebenen Susiana's herüber und erstrecken nach Umständen ihre Streifzüge selbst bis in die Nähe von Schuster, so daß man sie füglich auch unter die Bewohner dieser Provinz rechnen kann.

(Schluß folgt.)

Politische und sittliche Zustände von Birma.

Die jetzige Dynastie in Birma ist selbst nach asiatischen Begriffen kein altes Herrscherhaus, denn ihr Ahnherr Alompra starb im Jahre 1760. Als die Britten mit dieser morgenländischen Macht in Krieg verwickelt wurden, hatte der Staat seine größte Ausdehnung erlangt, während er 30 Jahre später an England alles einbüßte was er durch 200jährige Eroberungen erworben hatte. Im Jahre 1824 verloren die Birmanen durch den Frieden von Yandabo Aracan und Tenasserim, allein zwei Jahre später stand der Hochmuth der Besiegten schon wieder so voll in Blüthe daß der brittische Botschafter Crawfurd in Ava vom Könige nur an einem Ko-dau, das heißt an einem „Gnadbittentage" empfangen und das Schreiben des Generalstatthalters keiner Antwort gewürdigt wurde. In den Jahren 1830 — 1837 blieb Major Burney als Botschafter in Ava. Es regierte damals König Phagi-dau, der bei dem Pöbel durch seine Liebhaberei für öffentliche Schauspiele, Processionen, Bootwettrennen und andere Feste in großer Gnade stand und für einen wohlwollenden Regenten gehalten wurde. Er taugte aber schlecht auf den Thron, weil er nicht vertragen konnte daß seine Minister ihm widerwärtige Dinge vortrugen. Wie König Saul war er im Stande nach seinem Premier in der Halle den Speer zu schleudern und auf diese summarische Art Staatsgeschäfte zu erledigen. Einen höchst verderblichen Einfluß übte auf ihn die Königin, ein Weib gemeiner Herkunft, die bei Hof die Hexe oder die Zauberin genannt und in ihrem üblen Handwerk von ihrem Bruder, einem ehemaligen Fischhändler, unterstützt wurde, der es bis zum Titel Menthagyi (großer Prinz) gebracht hatte. Daß der Sakya-men, das heißt der Thronfolger und einzige Sohn des Königs von einer Prinzessin königlichen Blutes, durch seine Stiefmutter in den Hintergrund gedrängt wurde, lag völlig in den Umständen. Der König litt in späteren Jahren an tobsüchtigen Anfällen, die ziemlich an Wahnsinn gränzten, und es bildete sich gegen ihn und seine Frau mit ihrem Schwager eine Partei, als deren Haupt der Prinz Tharawadi, Bruder des Königs, angesehen wurde. Dieser Mann hatte viele gewinnende Eigenschaften und stellte sich anfangs als sey er den Britten zugethan. Daneben war er aber jähzornig, liebte Spiel, Trunk und gemeine Gesellschaft. Im Jahre 1837 reifte endlich die Katastrophe. Die Minister schickten am 27 Febr. auf Anstiften des König-Schwagers Menthagyi eine Soldatenbande in den Palast Tharawadi's, um dort nach einem Banditen zu suchen. Der Prinz trieb die Mannschaft mit Hülfe seines Gesindes von dem Palaste hinweg, sah sich aber darauf genöthigt zu fliehen und offenen Aufruhr durch seine Agenten betreiben zu lassen. Der Hof war dieser Insurrection nicht gewachsen, und Burney, welcher den Prinzen zu besänftigen versuchte, erschien zu spät, denn das Revolutionsgesindel, lüstern auf die Plünderung der Hauptstadt, wollte nichts von Versöhnung hören. Einen Monat später war Tharawadi Sieger und Herrscher des Reiches, nachdem sein Vorgänger zur Abdankung genöthigt worden war. Mit Hülfe von Verbrechern und notorischen Räubern war Tharawadi auf den Thron gelangt, und der Erfolg verhärtete sein Herz so stark daß Blutvergießen zur Tagesordnung gehörten. Gegen Burney, dem er früher so große Anhänglichkeit gezeigt, wurde er frostig, so daß der Botschafter seinen Platz verließ und nach England zum großen Mißvergnügen seiner Regierung zurückreiste. Zunächst wurde auf eine unbegründete Hochverrathsklage der Sohn des entthronten Königs und zwei Jahre später auch die Königin und ihr weiland fischhandelnder Bruder aus dem Wege geräumt, und nur der Entthronte selbst geschont, aus Furcht vor den astrologischen Warnungen von Tharawadi's ältester Tochter, der jetzt regierenden Königin, bis er 1845 im Kerker eines natürlichen Todes starb. Unter Tharawadi begaben sich zwei brittische Botschafter Obrist Benson (1838) und Capt. Macleod (1839—40) an den Hof in Amrapura, beide aber wurden schnöde behandelt, und Tharawadi nahm ein Benehmen an als hielte er sich nicht mehr an den Frieden v. Yandabo gebunden. Nur im Jahre 1843, als Sir Charles Napier's Thaten im Sind bekannt wurden, erbot sich Tharawadi gegen einen brittischen Kaufmann für ein kleines Geschenk Hülfstruppen der ostindischen Compagnie zu senden. Damals aber kannte der Blutdurst des Monarchen schon kein Maß und Ziel mehr. Es machte ihm Vergnügen Leute erschießen zu lassen, wie z. B. einen seiner Sonnenschirmträger, der in guter Absicht dem königlichen Rosse, als es stolperte, in die Zügel gefallen war. Die Lebern der Opfer brachte der König dann selbst seinen Hausgötzen zum Geschenk. Tharawadi vollzog die Hinrichtungen aus Liebhaberei mit eigener Hand und zwar täglich. Nur wenn ihn Burney besuchte, fand keine Execution statt, weßhalb die birmanischen Minister den brittischen Botschafter heimlich baten, jeden Tag bei dem König sich zu melden, um den grauenhaften Genuß ihm abzugewöhnen. Wenn trotz dieser wahnsinnigen Grausamkeit der Name Tharawadi's noch heutigen Tages mit Zärtlichkeit in Amrapura genannt wird, so erklärt sich dieses Angedenken nur dadurch daß es nach ihm noch schlimmer hergieng. Im Frühling 1845 versuchte einer seiner Söhne den Vater unter Gewahrsam zu stellen, aber Tharawadi bemächtigte sich rasch wieder der Gewalt, und erst als im Herbst ein zweiter Sohn den Versuch erneuerte, gelang eine Palastrevolution, und der König wurde in Ketten geworfen, als Irrsinniger bis zu seinem Tode im November 1846 behandelt. Während dieser Zeit befand sich das Reich unter der Regentschaft des Prinzen von Pagan, Tharawadi's ältestem Sohne, bis dieser nach des Vaters Tode den Thron förmlich bestieg. Dieser vorletzte König von Birma übertraf seinen Vater noch an

Blutdurst. Seinen Bruder den Taroup-man Mentha, der ihm auf den Thron geholfen, ließ er sammt seinem Hausstande, 80—100 Personen hinrichten. Alle Laster seines Vaters besaß er in höherem Grade, ohne daß er sich durch Freigebigkeit, wie dieser, Anhänger gewonnen hätte. Seine Grausamkeiten geschahen nebenbei aus Habgier, weil er sie oft anwendete um den Opfern Lösegeld zu erpressen unter nichtigen Vorwänden, als hätten die Unglücklichen in den königlichen Weihern gefischt, Rindfleisch gegessen, Gänse geschlachtet rc. Mehr als 3000 Personen sollen während seiner Zeit in den Kerkern Amrapura's heimlich erwürgt worden seyn, und ebensoviel wurden öffentlich hingerichtet. Dieser König war so brittenfeindlich daß von ihm die Anekdote Curs bekam, er hasse alle Wörter die mit einem k beginnen.[1] Am 10 Januar 1852 knallten die ersten Schüsse aus dem Pfahlwerk der Birmanen auf dem Rangunfluß, und damit begann der zweite birmanische Krieg, der den Angreifern die schöne Provinz Pegu kostete, deren Einverleibung in die brittischen Besitzungen Lord Dalhousie am 20 December 1852 in Rangun verkündigen ließ. Dieser trübselige Ausgang mußte nothwendig das Ansehen des Königs erschüttern. In dem nämlichen Monat hatte er sein Auge auf den Prinzen von Mendun und seinen Bruder den gegenwärtigen Thronfolger gerichtet. Beide waren Söhne Tharawadi's, aber von einer Frau niederer Herkunft. Der König aber schien Ursache zu haben diese Halbbrüder zu fürchten, und der Prinz von Mendun sah sich am 17 Dec. genöthigt den Nachstellungen des Souveräns zu entfliehen. Bereits war aber eine neue Revolution reif. Der Prinz von Mendun sah sich bald an der Spitze eines zahlreichen Heeres von Mißvergnügten, mit denen er am 1 Jan. 1853 vor Amrapura erschien und die Vorstädte besetzte. Wie in früheren Fällen bestanden die Insurgenten größtentheils aus raubsüchtigem Gesindel, welches plündernd durch die Vorstädte zog. Die innere Stadt wurde vorläufig nicht angegriffen, sondern drei Tage verstrichen in Unterhandlungen, während welcher Zeit die Thore der Stadt offen und die Wälle unbesetzt blieben, ohne daß weder die Aufständischen einen Einfall, noch die Königlichen einen Angriff auf die Gegner gewagt hätten. Am vierten Tag endlich faßte der König ein Herz, die Thore wurden geschlossen, die Wälle mit Geschützen bewaffnet und das Feuer zwischen Angreifern und Vertheidigern eröffnet. Die Kanonade dauerte 46 Tage mit einem Verlust von 3—400 Streitern auf beiden Seiten. Endlich gelang es am 18 Februar 1853 dem jetzigen Premierminister innerhalb der Stadt den König und seine Kanzler gefangen zu nehmen. Während der nachfolgenden Verwirrung stürmten die Truppen des Prinzen und fielen plündernd und sengend in die Residenz. Am Ende des Jahres wurde der glückliche Empörer gekrönt und vermählte sich nach altem Hausgebrauch mit seiner Halbschwester. Der entthronte König war zur Zeit der letzten brittischen Mission, die Capt. Yule beschreibt, noch am Leben und wurde in einem obscuren Winkel Amrapura's unter Gewahrsam gehalten, wie sich denn im Vergleich zu früheren Umwälzungen der letzte Thronwechsel in Birma ziemlich rein von Blutvergießen hielt, und dem jetzigen König nachgerühmt werden darf daß er durch seine Gerechtigkeit nicht bloß das eigentliche Birma beruhigt, sondern auch die Schan-Gebiete, welche unter seinem Vater und seinem älteren Bruder in beständiger Empörung sich befanden, zum Gehorsam gezwungen habe.

An der Irawadhy liegen die Keime zu einem großen Reiche, denn der Strom ist der mächtigste in den transgangetischen Gebieten, und sein fruchtbares Thal gut abgeschlossen durch Meridianketten nach Osten und Westen. Die Bevölkerung vermag sich also ungestört zu entwickeln, kann fremden Eroberern Schritt für Schritt widerstehen, und besitzt ein Küstenland um mit der Welt in Verkehr zu treten. Wachsen dann die Kräfte des Volkes, so mag es als Eroberer nach den Gestaden zweier Weltmeere, entweder nach Osten in das Menamthal und an den siamesischen Golf, oder westwärts nach Aracan an den Meerbusen von Bengalen vordringen. Die Glanzzeit birmanischer Herrschaft fällt in das 11te Jahrh. n. Chr., wo in Pagan die Residenz lag und jene oft gedachten gothisch-birmanischen Tempel erbaut wurden. Um das Jahr 1500 dagegen zerfiel das Irawadythal in vier kleinere Herrschaften, und namentlich in ein südliches (Pegu) und ein nördliches (Ava) Reich. Den Höhenpunkt erreichte die birmanische Macht unter der Toungoo-Dynastie von Pegu, namentlich unter König Tshen-byoo-myayen, der 1554 Ava eroberte. Das Reich wuchs damals bis zum Kambodjaflusse, indem es ganz Siam sich einverleibte. Diese Eroberung gieng freilich verloren, aber einen neuen Höhenpunkt erlangte die birmanische Macht unter Alompra, dem Gründer der jetzigen Dynastie, bis zum Beginn des ersten brittisch-birmanischen Krieges (1824—1826). Damals erstreckte sich das Reich über Tenasserim, Aracan, Assam, Katschar und Munnipur, also bis ins Thal des Brahmaputra. Auf unsern Karten, selbst den neuesten, ist die heutige östliche Gränze des Reiches nicht richtig, das heißt zu eng angegeben, denn die Herrschaft der birmanischen Könige erstreckt sich etwa unter 20° n. Br. über die Thäler des Saluän und Meklang (Cambodja), so weit diese von den Schan-Stämmen bewohnt werden. In seiner gegenwärtigen Gestalt aber, wo die birmanische Macht durch den Verlust Pegu's auf das mittlere und obere Irawady-Thal angewiesen und von der Küste abgedrängt worden ist, hat das Reich keine Aussicht zu neuem Wachsthum, so lange nicht die brittische Macht in Asien zertrümmert wird.

Die Birmanen bekennen sich bekanntlich zur Lehre Buddha's, also zum Atheismus, der eine Unsterblichkeit der Seele in der Form unzähliger Wiedergeburten annimmt, bis es dem Frommen gelingt den Lauf der Wandelungen durch eine Art von ascetischem Seelenmord, durch das Nirvana oder gänzliche Erlöschen im Nichts, zu beenden. Im allgemeinen wird zugegeben daß der Buddhismus in Birma sich reiner als anderswo vor dem Eindringen von Schutzgötterwesen erhalten hat und die Klostergelübde der Armuth und des Cölibats am wenigsten dort gebrochen werden. In Ceylon gibt es buddhistische Priester, die vom Patriarchen in Amrapura die Weihen erhalten haben, und die nach birmanischen Begriffen den ceylonesischen Buddhismus sehr heterodox finden. Als ketzerisch in Ceylon bezeichnen sie Anrufungen von Hindugottheiten, die Ausübung weltlicher Künste, der Naturwissenschaften und der Astrologie durch die Mönche, endlich die Anerkennung obrigkeitlicher Edicte in Religionssachen von Seiten des Clerus, wie wir etwa sagen würden, eines königlichen Placet. Am Ende des vorigen und am Anfang des jetzigen Jahrhunderts breiteten sich zwei Secten in Birma

[1] Weil nämlich die Birmanen die Europäer Kala nennen.

aus, wovon die eine die Lehre aufstellte daß die Gottheit durch das ganze Weltall ausgegossen sey und sich in verschiedenem Grade durch verschiedene Intelligenzen, am höchsten und reinsten in den Buddhas, offenbart habe. Die andere Secte verwarf Gaudama gänzlich und näherte sich mehr einem Deismus. Sie läugnete die Wiedergeburten, betrachtete den Tod als den Eingang zu ewiger Seligkeit und Verdammniß, je nach dem sittlichen Wandel des Verstorbenen, und verehrte einen allmächtigen und allwissenden Nat (Geist), den Schöpfer der Welt, während sie das Klosterwesen und den buddhistischen Bilderdienst gründlich verwarf. Der gegenwärtige König, als eifriger Sohn seiner Kirche, hat vierzehn solcher Ketzer auf den Scheiterhaufen gebracht, und läßt den Anhängern allenthalben nachspüren, um sie durch öffentliche Anbetung Gaudama's zum Abschwören ihrer Lehre zu nöthigen. Dennoch soll die Secte nach Capitän Yule's Versicherung immer noch sehr zahlreich seyn, wenn sie sich auch verbergen muß.

Das birmanische Reich wird durch den Hlwot-Dau oder den Staatsrath regiert, welchem der Einshé-Men oder designirte Thronfolger, oder in Ermanglung seiner ein Prinz präsidirt, und der aus den Woongyis oder Ministern, vier in normalen Zeiten, gebildet wird. Die Minister theilen sich nicht in einzelne Geschäftszweige, wenn auch je nach Befähigung dem Einzelnen Geschäfte einer bestimmten Natur zufallen. Das Ministerconseil ist auch eine Art Appellationshof für Streitfälle, die aus der Provinz nach der Residenz gebracht werden, während andere Rechtsfälle an die einzelnen Minister gelangen und ihnen ein wichtiges Einkommen zuführen, da sie 10 Procent vom Werth des streitigen Objects als Gebühr beziehen.

Der König von Birma besitzt keine Arsenale, sondern sein Vorrath an Artillerie und Pulver befindet sich innerhalb der Palastmauern. Dort zählte man 270 messingene und 200 eiserne Kanonen, von denen aber nur 53 auf Lafetten ruhten, die besten darunter waren an der Palastfronte aufgefahren. Sieben neue Stücke, mit Elevationsschrauben und sorgfältig nach englischem Muster gearbeitet, sah die letzte brittische Botschaft in den Werkstätten; allein es fragt sich trotzdem ob die Birmanen 30 brauchbare Geschütze in den Kampf zu führen vermögen, abgesehen davon daß es an Bespannung und geübten Kanonieren fehlt. Ein Armenier ist der Pulverfabricant des Reiches, doch ist sein Product fehlerhaft granulirt, und so schlecht verwahrt daß die Vorräthe durch Feuchtigkeit rasch zu Grund gehen. Das Kanoniercorps besteht aus 500 Köpfen, und wurde von dem Kronprinzen ein Jahr oder mehr vor Ankunft der brittischen Botschaft zwei oder dreimal monatlich im Schießen nach der Scheibe geübt, diese Versuche aber während der Anwesenheit von Major Phayre eingestellt, wahrscheinlich weil man keine Aussicht hatte mit der artilleristischen Virtuosität den Fremden zu imponiren. Im Grunde darf man von den Birmanen sagen daß, je weniger sie Kanonen haben, es desto besser für sie sey, denn Geschütze sind nutzlose Waffen in ihren Händen, und würden nur ihre Bewegungen lähmen. Ein gefürchteter und hartnäckiger Feind ist der Birmane dann wenn er mit der Muskete ein Pfahlwerk mit einem Dschengel im Rücken vertheidigt, also nicht besorgen muß umgangen zu werden. Die Britten messen daher die Stärke ihres Nachbars nach der Anzahl seiner Flinten, und wenn die Ziffern richtig sind, befinden sich in den Händen der Birmanen 25 bis 30,000 Läufe, von denen indessen selbst nach birmanischen Begriffen etwa nur ein Drittel in gutem Zustande ist. Waffen aber dürfen bekanntlich die brittischen Gränzen nicht überschreiten, und da die Irawady das einzige wirksame Verkehrsmittel bildet, so läßt sich auch nicht viel einschwärzen. Wenn eine Aushebung vom Hlwot-Dau ausgeschrieben wird, so muß jede Provinz und jeder District sein Contingent stellen. Wie nun schließlich die Mannschaft aufgebracht wird, ist örtlich sehr verschieden. In dem einen District wurden z. B. 16 Familien zu einem „Hause" vereinigt, und dieses genöthigt zwei Mann zu stellen. Die Häupter der Städte oder Dörfer wählten die Streiter, doch war es diesen erlaubt einen Stellvertreter für 100 bis 150 Tikals (3 bis 450 fl.) zu kaufen, was nicht selten zu Unterschleifen führte, indem die Hauptleute das Einstehergeld in die Tasche steckten und ihre Compagnien nicht vollzählig hielten. Die 16 Familien mußten ihre 2 Rekruten kleiden, bewaffnen, ihnen monatlich einen „Korb" (56 Pfd.) Reis und 5 Rupien (6 fl.) Sold zahlen. So geschah es im District Meaday. In Prome, welches 1500 Mann zum letzten Kriege stellte, meldeten sich lauter Freiwillige, die aus den öffentlichen Magazinen der Steuerpflichtigen ernährt wurden. In Padoung wurden jedem Soldaten zwei Familien zum Unterhalt angewiesen. Davon bekam eine 5 Acres abgabenfreies Land, wovon sie die Hälfte der Producte den Soldaten abgeben mußte, die andere Familie zahlte ihm 10 Tikals (30 fl.) im Jahr und lieferte ihm Holz so wie andere kleine Bedürfnisse. Der Thwethouk-gyi oder „Hauptmann über fünfzig" erhielt von 6 Familien 10 Tikals und von einer siebenten die halben Ackerproducte. Der Bo oder Centurion war auf 52 Familien angewiesen, während der Bo-gyi oder Obrist von seinen Officieren und Mannschaften den eigenen Sold erhob. Neben diesen außerordentlichen Aufgeboten gibt es eine Art stehender Armee, angeblich von 10,000 Mann, die von bestimmten Dörfern aufgebracht wird, welche für diese Leistung dann völlige Abgabenfreiheit genießen. Das beste was sich von den birmanischen Heeren sagen läßt, besteht darin daß sie keiner Verpflegung bedürfen, denn der Soldat trägt an dem einen Ende der Muskete seine Hängematte, am andern seinen Kochtopf, während er um die Hüften seinen Vorrath an Reis mit sich schleppt. Beim Empfang der brittischen Gesandtschaft in Amrapura am 13 Sept. 1855 standen 9830 Infanteristen und 1286 Reiter unter Gewehr, während gleichzeitig in Sagain 500 Mann und im alten Ava ebensoviel Truppen in Garnison lagen, so daß in der Nähe der Residenz 11,616 Mann zusammengezogen waren, freilich nicht ohne die Absicht um die Besorgnisse des Volkes vor dem Erscheinen der brittischen Dampfer zu beschwichtigen. „Die Birmanen, bemerkt Major Allan in einer Denkschrift, welche das auswärtige Amt in Calcutta besitzt, zeichnen sich vor den übrigen Asiaten dadurch aus daß man ihnen kriechendes Wesen nicht vorwerfen darf, sie sind munter und haben einen scharfen Sinn für alles Lächerliche. Rasch erholen sie sich von persönlichem oder häuslichem Unglück. Wenn sie auch wenig Vaterlandsliebe zeigen, so besitzen sie doch Anhänglichkeit an ihre Heimath, und noch weit mehr für ihre Familien. Befreit von Kasten- und Geburtsvorurtheilen, schließen sie mit Fremden rasch Brüderschaft, und beugen sich willig der europäischen Ueberlegenheit. Bei großer Unwissenheit untersuchen sie doch gern Dinge, sobald keine große geistige Anstrengung dazu erfordert wird, und

verrathen Wißbegierde bis zu einem gewissen Grade. Ohne grausam zu seyn, bleiben sie doch gefühllos bei dem Blut welches ihre Herrscher vergießen. Zu ihren Tugenden gehören Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Abhärtung, zu ihren Fehlern Mangel an Ausdauer, weßhalb auch Zucht und anhaltende Beschäftigungen ihnen höchst lästig werden, doch fehlt ihnen nicht gänzlich eine gewisse Art von Unternehmungsgeist. Beim Kleinhandel entwickeln sie viele Schacherkünste, die Frauen namentlich sind geborne Höckerinnen. Wenn sie auch von Natur nicht zu Lüge und Betrug neigen, so sündigen sie doch durch Leichtgläubigkeit und monströse Uebertreibungen; in Amt und Würden sind sie anmaßend und prahlerisch, und wo man sie nicht scharf beaufsichtigt, bestechlich, willkürlich und herrisch. Tapferkeit gehört nicht zu ihren Vorzügen, ihre Anführer sind im Gegentheil durch Feigheit berüchtigt geworden, denn Kriegslist gilt bei ihnen mehr als Muth. Mit ihren Waffen sind sie schlecht vertraut und behandeln sie sorglos, daher schießen sie schlecht, und zeigen als Jäger in einem mit Wald bedeckten Lande wenig Kühnheit. Wenn es ihnen auch in dem letzten Kriege mit uns an Entschlossenheit mangelte, so würden sie doch unversöhnlich gegen einen Feind sich rühren der sich im Nachtheil befände, ihre Behendigkeit und ihre Grausamkeit in einem solchen Falle wäre um so gefährlicher, je größer vor dem Ausgang ihre Verzagtheit gewesen wäre."

Die Einkünfte des Reiches fließen zunächst aus einer Haussteuer, die auf einzelne Dörfer gelegt, und dann je nach Vermögen auf die verschiedenen Hausstände vertheilt wird. In Proome betrug sie 6 Tikals auf den Herd, in Toungoo 27 Tikals, ja bei einzelnen wohlhabenden Kaufleuten stieg sie auf 60, 70 bis 100 Tikals. Von dieser Steuer existiren zahlreiche Befreiungen, für die Militärpflichtigen, oder für die Pächter der königlichen Domänen, oder für Handwerker die zu öffentlichen Diensten in Anspruch genommen werden. Von den Feldern wird entweder eine Steuer in Geld wie bei Tabak, oder 5 Procent der Früchte wie beim Reis bezahlt. Auf den königlichen Domänen wird eine höhere Quote, wahrscheinlich der halbe Ertrag erhoben. Weiher, Seen und Flüsse werden an Fischer verpachtet, entweder für Geld oder gegen Ablieferung einer Quantität getrockneter Fische. Diese Einkünfte werden den verschiedenen Beamten angewiesen, so daß jeder von ihnen sein bestimmtes Dorf oder irgend einen See zu „essen" bekommt. Die „Civilliste" des Königs dagegen besteht in dem Ertrage der Monopole, unter denen Baumwolle das höchste Item bildet. Die Einwohner werden nämlich genöthigt die monopolisirten Producte, z. B. Blei für 5 Tikal (15 fl.) das 100 Biß (360 Pfd.) abzuliefern, während der König es für 20 Tikal verkaufen läßt. Der Ertrag der Monopole steigt daher auf 1,820,000 Tikal oder 227,500 Pfd. St. jährlich, wozu noch 44,250 Pfd. St. als Ertrag der Zölle hinzugerechnet werden müssen. Mit diesen Geldern wird der Haushalt des Königs bestritten, während das Heer, wie wir sahen, von dem Lande selbst bezahlt wird, und die andern Beamten ihre Gehalte in den ihnen zufallenden Districten erheben, ein System welches bei der Civilisationsstufe der Birmanen nicht unpraktisch ist und jedenfalls den Vorzug der Einfachheit beanspruchen darf.

Bekanntlich besitzen die Birmanen keine Münzen, und in Amarapura gelang es, seltsam genug, der brittischen Gesandtschaft schwer und nur gegen Verlust ihr englisches Geld anzubringen. Das birmanische Geld ist reines Bullion, also Gold und Silber nach dem Gewicht. Da nun aber der Feingehalt des Metalles sehr verschieden ist, so muß, ehe ein Handel geschlossen werden kann, erst ein Mittelsmann oder Mäkler zugezogen werden, welcher den Werth des angebotenen Metalls taxirt und dafür 1 Proc. Provision empfängt. Obgleich er nun für seine Werthangabe haften muß, so ist doch die Taxirung so unzuverlässig daß die Angaben der geschicktesten Mäkler oft um 10 Proc. von einander abweichen. Kauries (Muscheln) haben als Scheidemünze keinen Curs in Birma, dagegen wird Reis auf den Dörfern im Kleinhandel als Geld benutzt. Das „Standard-Silber," in Birma Youwet-ni (rothes Blatt) oder blumiges Silber wegen der Figuren auf der Oberfläche genannt, besitzt zehn bis 15 Proc. Kupferzusatz. Ein Feingehalt von $^{85}/_{100}$ scheint gesetzlich festgehalten zu werden. In solchem Standardsilber müssen die Steuern entrichtet und alle Verträge erfüllt werden, wenn nicht ausdrücklich eine andere Leistung stipulirt worden ist. Aus solchem Silber werden Stücke von 5 und von 7 Tikals im Gewicht geprägt und in Curs gesetzt.

Die Irawady entspringt am Südabhang der Schneegebirge, die den Namen Lang-tang führen und die eine Meridiankette mit Gletschern wie das Hauptgebirge als westliche Gränzscheide China's nach Süden aussenden. Ein Zweig davon trennt zuerst die Irawady von dem Saluän und drängt sich dann noch zwischen diesen letztern und den Sitang. In gleicher Breite wie Toungoo an der Irawady gewinnen die Gipfel dieser Kette Höhen bis zu 8000 Fuß. Minder gebirgig ist das Land im Westen der Irawady. Von den Gebirgen Assams herab ziehen sich zahlreiche dicht bewachsene Berge zwischen 93 und 95° östl. L. Gr. nach Tschittagong und Aracan herab, und diese unbekannte und unzugängliche Wildniß wird nur von rohen Nagastämmen bewohnt. Das eigentliche Birma liegt also zwischen Gebirgszügen im Osten und Westen eingebettet und umfaßt die Thäler der Irawady und des Sitang, deren unterer Lauf bis 19° 30′ nördl. Breite jetzt den Britten gehört. In ältesten Zeiten reichte die birmanische Bevölkerung gegen Süden nur etwa 8 Meilen über Prome hinaus, aber ganz Pegu ist nach und nach birmanisirt worden, so daß man der eingebornen Race der Talains oder Mons nur noch im Osten und Süden des Irawady-Delta's, in Martaban und Tenasserim begegnet. Besonderes Interesse unter den Bevölkerungen des südlichen Birma verdienen die Karens, welche im Districte Bassein compact auftreten und sich so rasch zum Christenthum bekehrt haben, daß man nach 25jährigem Missionswirken schon 134 eingeborne Prediger unter ihnen zählt. Die Stärke der Gesammtbevölkerung wird höchst verschieden angegeben. Symes rechnete (Ende des vor. Jahrh.) 17 Millionen, Cox reducirte diese Ziffer auf die Hälfte, und Crawfurd ermittelte auf vier verschiedenen Wegen, 2¼ bis 4⅔ Mill., Burney (1835) sprach von 1,831,467 Einwohnern im eigentlichen Birma, und Pater Sangermano gab als runde Summe 2 Mill. an. Nach der officiellen Schätzung besteht die Bevölkerung Pegu's aus etwa 770,000 Köpfen, und wenn man das eigentliche Birma gleich dicht bewohnt hält, so ergibt sich nach der Größe des Flächeninhalts eine Bevölkerung von 1,173,480 Köpfen (ohne die Schanstaaten). Rechnet man alles dazu was sich unter den geographischen Begriff von Birma bringen läßt, also auch Pegu, Martaban, Tenasserim und die Schanstaaten, so erhält man eine Bevölkerung von 3 Mill.

oder höchstens 3,600,000 Köpfen. Die Gebiete der Schan, die man zu Birma rechnen darf, liegen zwischen 24—20° n. Br. und 97—101° östl. L. Gr. Die Suzeränität des Hofes von Ava oder richtiger von Amrapura ist eine drückende Wirklichkeit für alle solche Gebiete welche der Hauptstadt nahe liegen, wird aber, je weiter man nach Osten fortschreitet, desto blässer. Im Nordosten ragt auch die Oberhoheit der Chinesen herüber, so daß man nicht weiß wo birmanische oder wo chinesische Herrschaft aufhört. In einzelnen Gebieten besteht der Tribut an den birmanischen Hof nur in einem kleinen goldenen Becher, einer silbernen Blume und Mustern der Landesproducte, und solche Geschenke werden von manchen Gebieten zugleich an Birma und an China entrichtet. Cap. Yule rechnet daß die Schanbevölkerungen, oder vielmehr die tributpflichtigen Tai, wie sie sich selbst nennen, 20,000 Mann als Contingent zu stellen verpflichtet sind, doch wird ihre Hülfe nur in bedenklichen Zeiten angerufen, wie bei dem letzten birmanischen Krieg, wo etwa 8 bis 9000 Mann wirklich im Felde erschienen. In jedem Gebiet ist die Würde des Tsanwab oder Lehnkönigs in der fürstlichen Familie erblich, doch ertheilt der Hof von Amrapura jedem Thronfolger die Investitur, und designirt den Ein-she-Men oder nächsten Thronerben. In den Fürstenthümern, wo die Suzeränität in Gemeinschaft mit den Chinesen ausgeübt wird, verständigen sich beide Mächte über die Wahl des Nachfolgers, bisweilen aber werden sie nicht eins, und es geschieht dann daß zwei Nachfolger auftreten und sich bekriegen. Uebrigens sind diese Länder eine völlige terra incognita, und die Städte, womit freigebige Kartenzeichner den leeren Raum bevölkerten, schwerlich mehr als die elenden Dorfresidenzen der kleinen Zaunkönige.

Man sieht aus diesen Schilderungen, daß die Eroberungen der Britten an der Irawady just nicht zu den schlechtesten Erwerbungen in Asien gehören. Die Bevölkerung hat, verglichen mit den Hindu wie mit den Chinesen, außerordentliche Vorzüge. Das Thal der Irawady ist gegenwärtig sehr dünn bevölkert, während es einst dicht bewohnt gewesen seyn muß, damit es möglich war daß in Pagan Hunderte von Tempeln erbaut werden konnten. Pegu ist deßhalb mit Recht das Ziel für auswandernde Hindu geworden, und wenn nicht die Kastenvorurtheile die Seereise verhinderten, so würden Hunderttausende von Bengalis nach dem Thale der Irawady ziehen. Die Macht der goldfüßigen Majestät von Ava ist, wie man bemerkt haben wird, äußerst geringfügig, und die Engländer besitzen, da jede Entscheidung der Waffen nur an den Gestaden der Irawady stattfinden könnte, ein Kriegswerkzeug, gegen welches alle asiatische Kunst und Tapferkeit machtlos ist, nämlich ihre Kriegsdampfer. Die Zukunft der brittischen Herrschaft an der Irawady ist daher ziemlich gesichert, und die birmanischen Provinzen versprechen ihr jedenfalls mehr Früchte und weniger Sorgen als das große indische Reich.

Ueber die älteste Geschichte Mexico's und der Culturvölker Central-Amerika's.

I.

Ein bekannter amerikanischer Archäolog und Sprachenkenner, der Abbé Brasseur aus Bourbourg bei Dünkirchen, hat im vorigen Jahre ein längst angekündigtes Werk über die Geschichte der Culturvölker Mittel-Amerika's [1] vor dem Erscheinen der Spanier in der Neuen Welt herausgegeben. Wenn wir nun sagen daß dem Verfasser fünfzig und etliche Handschriften, von denen nur sehr wenige überhaupt bekannt waren und worunter sich sehr viele in den einheimischen amerikanischen Sprachen geschriebene befinden, zugänglich waren, so darf man sich auf außerordentliche, neue Dinge gefaßt machen, selbst wenn man kennt was Spanier wie Torquemada und Sahagun oder getaufte Indianer wie Ixtlilxochitl und Tezozomoc verfaßt haben. Wenn wir billig zugestehen daß die Arbeit des Abbé zu den glänzenden Eroberungen der Geschichtschreibung in den letzten Zeiten gehört, so ist doch das zu Tag gebrachte Erz nicht immer lauteres Gold, da sich bei dem wackern Abbé oft ein bitterer Mangel an Kritik zeigt und er nur allzugeneigt ist, Lücken in den Quellen durch sogenannte historische Phantasien auszustopfen. Ein Theil der kostbaren Handschriften gehört in die Sammlung eines amerikanischen Sprachforschers Hrn. Aubin, der eine höchst belehrende Arbeit über die mexicanische Schriftart verfaßt hat, woraus wir in Brasseurs Vorrede starke Auszüge empfangen.

Man weiß daß die alten Mexicaner sich der Bilderschrift bedienten und daß sie Bücher besaßen, wovon europäische Bibliotheken z. B. die Dresdener und der Vatican einzelne Exemplare besitzen, und Abdrücke daraus den meisten Lesern schon aus A. v. Humboldt's Monumens des peuples indig., von andern Sammelwerken zu schweigen, bekannt worden sind. Den Schlüssel zum Verständniß dieser mexicanischen Schrift liefert der Bischof las Casas in seiner handschriftl. „Vertheidigungsgeschichte." Wollten z. B. die Mexicaner, sagt er, das Wort Amen schreiben, welches sie aber in ametl mexicanisirt hatten, so zeichneten sie die Hieroglyphe des Wassers, um den Buchstaben a zu bezeichnen, denn a ist der Stamm von atl (Wasser). Dazu fügten sie dann eine Maguey (metl), womit auch me als Stammwort von metl geschrieben zu werden pflegt. In größere Verlegenheit versetzte sie schon ein lateinisches Gebet, wie das Vaterunser. Statt Pater zu schreiben, wählten sie das Zahlenzeichen für Zwanzig, eine kleine Fahne, die pantli ausgesprochen wurde, und statt noster setzten sie nochtli oder einen indischen Feigenbaum. Freilich mußte man sich vorher über den Sinn dieser Abbreviaturen verständigt haben, denn pantli nochtli half ihnen nicht weiter, als uns die Sylben Pa No statt Paternoster dienen würden. Neuere Forschungen und namentlich die des Hrn. Aubin haben uns helleres Licht über die mexicanische Schriftart verschafft. Jede Schrift ist eine Lautmalerei, und ehe es ein conventionelles Alphabet gibt, wird man immer damit beginnen nach Art unserer Rebus zu schreiben, bis gewisse Lautbilder einen phonetischen Sylben- oder Buchstabenwerth erhalten. Die Schwierigkeit wächst

[1] Histoire des Nations civilisées du Mexique et de l'Amérique centrale. 2 t. Paris 1857.

aber durch die Einführung ideographischer Zeichen oder der Begriffsmalerei. Um z. B. eine Ziffer wie 64×8 auszudrücken, malten die Mexicaner einen Cacaosack. Der Cacao war ihre Münze, und ein Sack der 8×8×8 [1] Cacaobohnen enthielt, scheint im Handel eine Art grober Münze vertreten zu haben, wie ja auch die Portugiesen nach Milreis, das heißt nach Tausenden von Realen rechnen. Aehnlich konnte die Hieroglyphe Blut (eztli) entweder für ez gelesen werden oder auch roth bedeuten. Umgekehrt hatten sie wieder einzelne Buchstabenzeichen für E, z. B. eine Bohne (etl), für O einen durch Fußstapfen bezeichneten Weg (otli). Bei solcher Auswahl konnten gar viele Wörter verschiedenartig ausgedrückt werden. So hieß der vierte König von Mexico Itzcoatl, Schlange aus Itzli, [2] und man schrieb seinen Namen entweder indem man eine Schlange (coatl) mit Obsidianklingen (itzli) malte, genau nach Art der Rebus, oder durch phonetische Sylbenschrift, indem man zuerst ein Itzli malte und itz aussprach, dann einen Topf (comitl) hinzufügte, wovon die erste Sylbe co ausgesprochen, und zuletzt das Zeichen für Wasser (atl) hinzugesetzt wurde. Solcher Buchstaben- und Sylbenzeichen kennt Hr. Aubin bis jetzt 104, und es wird auch nicht viel mehr gegeben haben bei der großen Lautarmuth der mexicanischen Sprache, welcher das b, d, f, g, j, ll, gn, r, ü, ö, w und z fehlte, und wo kein Wort mit einem L anfieng. [3] Es lassen sich sehr leicht einige Beispiele über diese Buchstabenzeichen anführen. Ein Auge (ixtli) stand für die Sylbe ix. Om schrieb man mit zwei Strichen oder zwei Punkten, welche das Zeichen für zwei (ome) waren, in Zusammensetzungen wurde om gesprochen. Ein Hase (citli) gewährte die Sylbe ci; ein Wachtelkopf die Sylbe sol oder zol, denn zollin hieß die mexicanische Wachtel; ein Hundskopf die Sylbe chi von chichi der Hund; ca oder cac wurde mit einem Schuh (cactli) ausgedrückt; non stellte einen Menschenkopf dar mit einer Binde über dem Mund, denn nontli hieß stumm. Oft sind die Zeichen aber auch sehr verwickelt, z. B. sehen wir eine Hand mit einem Stab und eine andere die mit einem Messer am Stab schneidet, als Zeichen für xin, denn xinqui (spr. schinki) hieß ein Schneidender.

An der Schwelle der amerikanischen Geschichte steht immer das Problem, ob wir für die Bewohner der neuen Welt eine originelle und gesonderte Schöpfung anzunehmen haben, oder ob wir sie als Einwanderer der alten Welt uns denken sollen. Nach der gegenwärtigen Reife der Untersuchungen läßt sich die Frage mit wissenschaftlichem Ernst weder verneinen noch bejahen. Unmöglich ist es keineswegs daß aus dem nordöstlichen Asien Bevölkerungen über die Behringsstraße oder über die Aleuten, oder über die Archipele des stillen Meeres nach Amerika gekommen sind. Aber noch fehlt es an Thatsachen, welche uns zu dieser Hypothese nöthigen könnten, und wenn es je geschehen wäre, so müßten doch Zeiträume seitdem verflossen seyn, für die sich kein chronologischer Ausdruck finden ließe. Uebrigens ist es merkwürdig daß beinahe alle mythischen Geschichten der amerikanischen Völker Einwanderungen von Osten her behaupten, und daß sie in der Richtung wo die Sonne sich erhob, auch die ersten Wohnsitze der Menschen zu suchen pflegten. Nur die Tschippewäer und die Muskhogles erzählen von einer Urheimath im Westen, aus der sie von streitbaren Völkern verdrängt wurden. Die erstern wollen auf ihrer Wanderung über ein inselbedecktes Meer und über Eisflächen gekommen, und an einem Strom gelandet seyn, den man für den Kupferminenfluß gehalten hat. Auf dem schlüpfrigen Boden solcher Traditionen vermag die Geschichte keinen Fuß zu fassen, zumal es bis jetzt der kosmopolitischen Sprachkunde noch nicht gelungen ist ächte linguistische Verwandtschaften zwischen den Völkern der alten und neuen Welttheile nachzuweisen. Ein tiefes Dunkel schwebt über der Geschichte des eigentlichen Nordamerika vor Ankunft der Europäer. Die Reste von Festungswerken am Missouri, die großen Grabhügel am Ohio und die pyramidenähnlichen Denkmale am Missisippi, die, je mehr man sich dem Süden nähert, an Umfang zunehmen, enthalten für uns nur die Urkunde daß an den großen Strömen im Innern des nordamerikanischen Festlandes einst Culturreiche bestanden haben, die wahrscheinlich durch Barbareneinfälle vom Norden her zu Grunde giengen. Wann dieß geschehen und ob die Cultur des Missisippithales in irgend einer historischen Beziehung zu den gebildeten Völkern Mittelamerika's gestanden habe, darüber liegt kein Zeugniß vor.

Mag nun der amerikanische Mensch ein Einwanderer in seinen Welttheil gewesen seyn, so müßte doch die Wanderung selbst in höchst entfernten Zeiten geschehen seyn und die einströmenden Horden keine höhere Gesittung getragen haben, als die heutigen rothen Jägervölker in den Felsengebirgen oder im Innern Südamerika's. Deßwegen ist die Civilisation in Mittelamerika jedenfalls eine originelle, das heißt sie entwickelte sich ohne fremde Einflüsse auf dem Boden der neuen Welt, und wurde den Leistungen einzelner außerordentlicher Männer aus der sogenannten rothen Race verdankt. Die Wiege der amerikanischen Gesittung sucht aber unser Abbé am Golfe von Campeche, am Flusse Tabasco und an der Laguna de Terminos, also an der Südgränze der Halbinsel Yucatan. Dort sollte nach den Ueberlieferungen der Urbevölkerung Votan gelandet seyn. Dieses göttliche Wesen, welches in der amerikanischen Geschichte dieselbe Rolle spielt wie bei den Hellenen Bacchus oder Herakles, besitzt die höchste Aehnlichkeit mit dem Gucumatz der Quiché und dem Quetzalcohuatl der mexicanischen Mythologie, wie denn alle Nationen Yucatans, des eigentlichen Centralamerika's und Mexico's, ihre mythische Geschichte von einander entlehnten, so daß man nicht weiß bei welchem dieser Völker man das Original zu suchen hat. Auch in ihrer Kosmogonie sind die Traditionen von merkwürdiger Aehnlichkeit. Vier vorhergehende mißlungene Menschenschöpfungen, die wieder durch Sündfluthen oder Weltbrände vertilgt werden müssen, wurden in der Regel angenommen. Votan nun landete zwischen Potonchan [1] und Xicalanco mit etlichen Begleitern an der Küste Yucatans. Woher die Flotte mit den Fremdlingen kam, läßt sich nicht sagen. Doch wird eine Herkunft aus Osten behauptet, wobei man irrig an Cuba oder Haiti gedacht hat. Die Cultur auf Haiti scheint nie sehr groß gewesen zu seyn, die

[1] Die Mexicaner zählten nur bis acht, daher 8×8×8 in ihrem System das Aequivalent für 100 in dem unsrigen war.

[2] Itzli ist der Obsidian, aus welchem die Mexicaner ihre glasscharfen Messer und Degenklingen verfertigten.

[3] Statt w haben sie einen Laut wie das englische w. Zu bemerken ist ferner daß das ch wie im Englischen und Spanischen tsch, das x dagegen immer wie sch oder besser wie das englische sh; endlich das z immer wie s in den mexicanischen Wörtern ausgesprochen werden muß.

[1] Bekanntlich synonym mit Champoton.

auf Cuba war jedenfalls bei Ankunft der Europäer noch niedriger als auf Haiti. Daß die amerikanischen Völker ihre zu Gottheiten erklärten Civilisatoren von Osten her kommen lassen, scheint nur einen symbolischen, keinen geographischen Werth zu haben, denn im Osten gieng ja die Sonne, die Gottheit selbst auf, von dort her mußte also alles Göttliche kommen. Votan gieng am Uzumacinta hinauf nach Chiapas und gründete dort die Stadt Palenque, deren älterer wahrer Name in den Quellen aber Nachan lautet. Chiapas wird von den Tzendalen bewohnt, die durch ihre Sprache mit den Mayavölkern Yucatans verschwistert sind, weßhalb man sich auch nicht wundern darf daß beiden die Votansage gemeinsam ist. Votan und seine Gefährten kamen auf Schiffen, trugen lange und weite Gewänder und sollen nach einer Quelle das Nahuatl, also die Sprache der Culturvölker Mexico's gesprochen haben (?). Votan unternahm, heißt es weiter, vier Reisen nach seiner Heimath, und er kam dabei durch die Stadt wo man „das Haus Gottes, ein ungeheures Mauerwerk (una pared muy larga) erbaute,“ worin fromme Spanier eine Anspielung auf den babylonischen Thurm erblickt haben! Nach dem Codex Chimalpopoca fällt das Ereigniß von Votans erstem Erscheinen in das Jahr 955 v. Chr. (!) Außer Palenque soll er auch Mayapan, die Hauptstadt des alten Yucatan, erbaut haben. Mit Sicherheit läßt sich aber nur behaupten daß die Ruinen von Palenque und Tulha's in Chiapas, so wie die Substructionen Mayapans zu den ältesten Culturresten Nordamerika's unstreitig gehören. Nach den yucatekischen Traditionen war aber nicht Votan, sondern eine ähnliche Figur, Zamna, der Urheber der Civilisation auf der Halbinsel der Mayavölker. Der Name Maayha bedeutet Land ohne Wasser, und so hieß man die Halbinsel, die wir jetzt Yucatan nennen. Zamna landete in Begleitung von Kriegern, Priestern und Handwerksleuten. Er vertheilte das Land unter seine Vasallen, erfand oder überbrachte den Mayastämmen ihre Schriftzeichen, und wurde, nachdem er ein sehr hohes Alter erreicht hatte, in Izamal oder Itzmal-Ul begraben, weßhalb seitdem diese Stadt das Mekka oder Jerusalem für alle Mayavölker wurde. Der Name selbst führt auf Zamna zurück, der gewöhnlich Itzamnat, bisweilen aber auch Itzen-Mayal, „Thau des Himmels“ genannt wird. Es ist nicht unwahrscheinlich daß die Völker, welche Palenque, Tulha und Mayapan bauten, in politischen Beziehungen zu einander standen, daß sie vielleicht einen Staaten- oder Städtebund bildeten, da solche Conföderationen bei den Culturvölkern Mittelamerika's sehr häufig sind. Bewunderung verdient unter den Ruinen von Palenque die prächtige Steinbrücke über den Fluß Michol, die aus sorgfältig ohne Mörtel zusammengefügten Quadern besteht, so wie eine unterirdische Wasserleitung ebenfalls aus Quadern von 180 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und 12 Fuß Höhe. Nirgends finden sich in den Ruinen von Palenque Backsteine, wie bei andern Bauwerken Mittel-Amerika's, dagegen waren bis in die neuesten Zeiten noch auf manchen Wänden der Paläste Frescomalereien sichtbar, welche sorgfältig ausgeführte Blumen, Früchte und Thiere in ihren wirklichen Farben darstellten. Zu den architektonischen Zierathen gehört auch das berühmte Kreuz, von beinahe lateinischer Form. Man hatte aus diesem Denkmal auf eine frühere Verbreitung des Christenthums in der neuen Welt geschlossen. Historisch unläugbar ist es daß nicht nur in Mexico, sondern auch in Chiapas und in Yucatan die Eingebornen ein Kreuz anbeteten, welches jedoch oft nur die Gestalt eines T hatte, allein man weiß jetzt längst daß das Kreuz als Symbol der Befruchtung, dem Regengotte Tlaloc geheiligt war, dessen Cultus bei fast allen gebildeten Völkern Mittel-Amerika's angetroffen wird. Votan, heißt es in der Geschichte der Tzendalen, sey der Sohn des Imos gewesen, Imos aber war eine Personification der Sonne. Man achte auf diesen Umstand, da bedeutsamer Weise alle Culturvölker Nord- und Südamerika's ihre Könige der heroischen Zeit von der Sonne abstammen lassen. Das Sinnbild des Imos war der majestätische Seibabaum, der noch heutigen Tages in Mittel-Amerika und Mexico auf dem Hauptplatz der Ortschaften oder vor der Kirche gepflanzt wird, dessen Aeste man an bestimmten Tagen mit Blumen schmückt, dem man den einheimischen Weihrauch (copal) darbringt, und unter dessen Schatten die Wahl des Alcalden vollzogen wird. Daß Votan eine historische Person gewesen sey, die nur später vergöttert wurde, das scheint daraus zu folgen daß die Geschichte der Tzendalen von seinen Nachkommen eine Königsreihe der Herrscher von Palenque ableitet.

Zur Zeit dieser Votaniden landeten in Chiapas andere Fremdlinge, die Nahoas. Sprechen wir sogleich aus daß die Nahoas zu den Völkerschaften gehörten welche das Nahuatl redeten, eine Sprache die vom Gila abwärts über ganz Mexico sich erstreckt und sporadisch bis nach Guatemala verbreitet ist. Die Nahoas werden identificirt mit den Tolteken, diese wieder mit den Chichimequen, zu denen auch wieder die Aztequen Tenochtitlans (alter Name der Stadt Mexico) gehörten. Nahual oder nawal bedeutet im Nahuatl, wie nao oder nahual im Quiché und Cakchiquel,[1] Wissen oder alles Wissen. Wenn also die Ankömmlinge Nahoas genannt werden, so war damit weiter nichts gesagt, als daß sie keine Barbaren, sondern ein Culturvolk waren, wie ja auch der Name Toltek nichts anders bedeutet als einen Künstler. Zwanzig, dreizehn, oder sieben[2] Familien der Nahoas landeten zunächst am atlantischen Küstensaume Mexico's. Sie kamen, hieß es, aus Hue-hue-Tlapallan oder dem uralten Tlapallan, wo anarchische Zustände sie vertrieben hatten, und warfen die Anker an der Mündung des Panuco in dem mexicanischen Golf mit sieben Fahrzeugen, die auch Chicomoztoc oder die sieben Höhlen genannt werden, unter einem Anführer, der Quetzalcohuatl oder Gucumatz nach den Quichéchroniken hieß. Sie trugen eine Gottheit in einem Tlaquimilolli, einer Art von Bundeslade mit sich, und nannten sie Opu die Unsichtbare oder Yohualli Ehecatl, den Nachtwind. Opfer wurden in der Dämmerung alle zwanzig Tage, also monatlich einmal dargebracht. Vom Panuco aus gelangten sie nach dem Tabasco und nach jenen Culturländern, wo die Votaniden noch über Palenque oder Xibalba herrschten. Nachdem Quetzalcohuatl dort Wohnplätze für sein Volk auserwählt hatte, verschwand er auf eine räthselhafte Weise. So viel man aus allen Zaubergeschichten der Quiché- und Cakchiquel-Chroniken klug wird, kam es nun zum Kampf zwischen den Häuptern der Nahoas und den votanidischen Tzendalenfürsten, bis diese letztern unterlagen und der Sitz des neuen Nahuatlstaates nach Tulha verlegt wurde, Ereignisse, für welche der Abbé das Jahr 174 n. Chr.

[1] Dieß sind Mundarten der Mayasprache, die also nicht zur Nahuatlsprachengruppe gehören.

[2] Lauter heilige Ziffern.

nach der Mayachronologie bei Stephens als wahrscheinliche Zeitangabe gelten läßt (!). Aus den mit allegorischen Mythen und Wundergeschichten verunreinigten Chroniken läßt sich nur so viel mit historischer Gewißheit schließen daß zwischen den Nahuatl- und den Mayavölkern, also zwischen Mexicanern und Yucateken enge Berührungen stattfanden, zu einer Zeit wo Palenque noch bewohnt wurde und das alte Mayapan noch stand. Der untrüglichste Beweis dafür ist die Einheit des mexicanischen und yucatekischen Kalenders, welcher das Jahr in 18 Monate zu 20 Tagen eintheilte.[1] Vor Einführung der Zeitrechnung nach Sonnenjahren besaßen Mexicaner, Yucateken und Guatemalteken eine Mondrechnung, denn sie haben für Mond (Meztli, U, Iy) und Monat nur dasselbe Wort. Der neue Kalender wurde in Mexico — dieß wissen wir genau — von dem historischen Könige Quetzalcohuatl eingeführt, der ein Zeitgenosse Karls des Großen und Harun al Raschids war. Wahrscheinlich also fällt die Berührung der Nahuatl- und Mayastämme in das 8te oder 9te christliche Jahrhundert.

Linguistisch zur Gruppe der Mayavölker gehören die Quichéstämme welche das Südseegestade der Provinz Chiapas (Soconusco) bewohnen. Wir haben ihre Kosmogonie und die Sage ihrer Einwanderung vom Osten früher schon nach Ximenes dargestellt.[2] Man kann dem Abbé Brasseur nur beistimmen, wenn er annimmt, daß die Quichévölker ein Plagiat an der heiligen Geschichte der Mexicaner begiengen. Auch sie wollen aus dem räthselhaften Tulan gekommen seyn und sich längere Zeit in einem Thal mit sieben Grotten aufgehalten haben, wie auch in ihrer mythischen Geschichte der ältesten Stadt Anahuacs Teotihuacan und der dortigen Einführung der ersten Menschenopfer erwähnt wird. Ergiebig für ächte Geschichte sind diese Ueberlieferungen nicht, und nur zwei gelegentliche Mittheilungen müssen wir uns merken. In einem der heiligen Gesänge wird gesagt: „Ja, Tohil ist derselbe Gott, der Quitzalcuat genannt wird." Ist Quitzalcuat nur eine Corruption für das in den amerikanischen Traditionen allgegenwärtige halbgöttliche halb historische Wesen Quetzalcohuatl, so hat man hier, da Tohil die Sonne bedeutet, eine Identificirung mit dieser Gottheit vor Augen, gleichsam eine menschgewordene Sonne, und abermals den Beweis daß der Sonnendienst ein beinahe ohne Ausnahme gemeinsamer Zug aller amerikanischen Völker gewesen ist. Die andere Bemerkung bezieht sich auf die Heimath der Lustseuche. Es ist bekanntlich sehr bestritten, ob die syphilitischen Krankheiten die vor 1496 in Europa noch nicht beobachtet wurden, erst durch Ansteckung aus Amerika zu uns kamen. Nach den Quichéchroniken muß das letztere der Fall gewesen seyn. Ihr Heros Nanahuatl führt den Beinamen Buboso als Zierde, wie denn merkwürdigerweise jene Krankheit, als ein Zeichen des Adels, physischer Vollkommenheit und politischer Majestät betrachtet wurde. Galel-ajop ist ein fürstlicher Titel und zugleich die Bezeichnung eines syphilitischen Patienten. Tantel xogohauh kann heißen: sie ist Prinzessin, oder sie ist angesteckt worden. Tepeu, welches den Superlativ der Seuche bezeichnet, bedeutet in Wortverbindungen wie Gagal tepewal, und Nawal tepewal, göttliche Majestät und Allmacht. Missionäre, versichert der Abbé, welche den Ursprung dieser Worte nicht kannten, haben sie arglos in ihren Katechismen gebraucht, um unsere höchsten religiösen Begriffe auszudrücken!

Haben wir bisher wenig sichern Boden in der nebelhaften Geschichte jener Stämme gefunden, welche Yucatan und die Landenge von Tehuantepec bewohnen, so steht die Sache etwas besser, wenn wir uns nach Anahuac oder dem eigentlichen Mexico begeben. Das älteste Volk welches dorthin Cultur brachte, waren die Olmeken. Wir wissen weder woher die Olmeken kamen, noch zu welcher linguistischen Gruppe sie gerechnet werden müssen, und ob sie Vorläufer der Nahuatlstämme gewesen seyen, die später einfielen. Die Olmeken fanden das Land von Quinames bewohnt, das heißt wörtlich von Riesen, womit immer barbarische Autochthonen bezeichnet werden. Zu gleicher Zeit saßen aber in Mexico mit den Olmeken die Totonaken und Othomis. Die erstern bewohnen jetzt den Westrand Mexico's, namentlich die Küste am Golfe von Panuco bis nach Vera Cruz, während von den Othomis noch zwei Enclaven auf dem mexicanischen Tafellande besessen werden. Die Sprachen dieser Stämme haben weder unter sich noch mit dem Nahuatl irgend eine Gemeinschaft. Daß die Totonaken ältere Einwohner Mexico's sind als die nahuatlakischen Tolteken, Chichimeken, Azteken oder Mexicaner im engern Sinne, rühmen ihre Ueberlieferungen; denn als sie nach Anahuac gekommen seyen, hätten die Chichimeken noch in Chicomoztoc, in den Sieben Grotten eingeschlossen gesessen. Von den Ureinwohnern oder den Quinames (Riesen) blieb nichts übrig als daß man von ihnen den Cultus des Tlaloc oder des im Kreuze verehrten Regengottes beibehielt. Die Othomis, welche die rauhen Gebirge der Ebene vorzogen, ihre harte einsylbige Sprache festhielten trotz aller Völkerwanderungen die an ihnen vorüber oder über sie hinwegschritten, die sogar ihre alte Mondrechnung nicht gegen den wissenschaftlich so bewunderungswürdigen toltekischen Kalender vertauschten, und vorzüglich auf Berggipfeln ihre religiösen Andachten verrichteten, wurden als wenig entwicklungsfähig für die höher gesitteten Einwanderer ein Gegenstand der Verachtung, und Othomi bei den spätern Mexicanern ein Spottname für alles Gemeine. Wir wissen über das Olmekische Zeitalter, welches jedenfalls die ersten Jahrhunderte n. Chr. ausfüllt, nichts weiter als daß damals schon die heilige Stadt Teotihuacan (wörtlich: Stadt der Götter) stand, die gegenwärtig zu dem kleinen Dorfe San Juan, 8 Stunden nordöstlich von Mexico zusammengeschrumpft ist. Dort bewundert man noch die beiden berühmten Pyramiden der Sonne und des Mondes, deren Kanten sorgfältig nach den vier Himmelsrichtungen geordnet sind, und die wie die ägyptischen Pyramiden ursprünglich zu Begräbnißstätten dienten. Sie sind die ältesten Urkunden mexicanischer Geschichte, die einzige sichtbare Hinterlassenschaft des Olmekenreiches, und standen vielleicht schon als Tacitus seine Germania schrieb. Von diesen Pyramiden aus laufen im Sinne der Meridiane und der Parallelen Reihen von Grabhügeln von 9 bis 10 Metres Höhe, welche die Spanier den Pyramidengarten (Llano de los Cues[1]), die Mexicaner später Micaotli, den Todespfad, nann-

[1] Fünf Tage wurden eingeschaltet.

[2] Siehe Ausland 1858. S. 625.

[1] Das Wort Cu für Tempel oder Pyramiden ist yukatekischen Ursprungs, gehört also der Mayasprache an, im Aztekischen heißt der Tempel Teocalli, Gotteshaus.

ten. Wie lange dieses Reich oder diese Reiche gedauert haben, dafür gibt es kein Zeitmaß, aber sie endigten mit dem Einfall der nahuatlakischen Chichimeken, und mit diesem Ereigniß beginnt die chronologisch befestigte Geschichte der Culturvölker Nordamerika's.

Zustände auf Haiti.

(Aus dem Boston Weekly Courier.)

„St. Domingo (Hispaniola, Haiti) — heißt es dort — nach Cuba die schönste Insel der Antillen, fast so groß wie Irland, einst reich bebaut und von ausgedehnter Cultur, ist jetzt eine verwilderte Fläche, bewohnt von freien Negern. Es zerfällt in zwei verschiedene Staaten: das Kaiserreich Haiti welches das westliche Drittheil, und die Republik St. Domingo welche das östliche Zweidrittheil der Insel umfaßt. Ihre Oberfläche ist gebirgig, die Ebenen sind nur von geringer Ausdehnung; das Cibao-Gebirge, welches sich quer durch den mittleren Theil der Insel in der Richtung von WSW nach NNO zieht, ist reich an Partien von ächtem Gebirgscharakter, in denen aber das Starre und Felsige verwischt, die Winkel schön gerundet, das Bergige wellenförmig und anmuthig sich darstellt. Seen mit krystallhellem Wasser; Inseln mit einer Vegetation von nie vergehendem Glanze und reichster Farbenpracht; stattliche und ausgebreitete Wälder von Mahagoni-Bäumen; Blumen mit den glänzendsten Farben geschmückt; Vögel mit dem schillerndsten buntesten Gefieder zwischen dem dunklen Grün der Wälder; scharlachfarbene Flamingos, die an den Küsten in leisem Fluge hinstreichen; Fische, welche in dem klaren Wasser klaftertief sichtbar sind und durch ihre Zeichnung, wie ihre theilweise wunderbare Gestalt ergötzen — dieß sind einige Einzelheiten welche die Aufmerksamkeit und das Staunen des Reisenden fesseln, bis sich sein Blick, vom Beschauen des Einzelnen gesättigt, zu der Gesammtheit wendet und auch in dieser die glanzvolle, farbenreiche Schönheit auffaßt. Weithin durch die klare Atmosphäre werden die sich thürmenden Gebirge sichtbar und begränzen den farbigen Vordergrund. Was die Natur in dem tropischen Klima aus so reicher Fülle gibt, stellt sich dem Blick in einer großartigen Gesammtheit dar. Von dem Ufer mit seinem fast schneeweißen Sande, auf dem die Wogen spielen, oder das hin und wieder in ein wellenförmig geschwungenes Vorgebirge ausläuft; über die fruchtbaren Lagunen fort, die mit Gruppen von Orangen- und Citronen-Bäumen oder mit Kaffee-Pflanzungen bedeckt sind, aus denen sich eine einsame Rauchsäule, die dem Blicke versteckte menschliche Wohnung andeutend, aufrecht und deutlich in die Höhe kräuselt; über Gruppen von Mandelbäumen hin welche sich dem Anscheine nach aus der Mitte des Wassers, in Wirklichkeit aber aus sehr gefährlichen Untiefen erheben; über Wälder und Hügel hin bis zu den Gebirgen im tiefsten Hintergrunde umfaßt das Auge das ganze reiche Gemälde mit einemmale. Und wieder wenn der Beschauer von einem erhabenen Punkte aus die vor sich liegende Insel überblickt bis weit hinaus auf die See, wo er winzige Segel hingleiten sieht oder gleich winzige weit entfernte Inseln erkennt — wieder empfängt er das Ganze und schwelgt immerfort in dem Gefühle des bei scheinbarer Ueberschwänglichkeit doch anmuthigen Reichthums, des nicht überwältigenden, stets befriedigenden Anschauens.

Wie aber der Eindruck des Ganzen, so erfüllt auch das Einzelne mit Vergnügen. Der Reisende, der keine gebahnte Straßen findet, sondern seinen Weg selbst mit Mühe suchen und finden muß, vergißt die mancherlei Unbequemlichkeiten die er überwinden mußte, und findet dieselben bei jedem Schritte durch die wechselnde Schönheit der ihn umgebenden Natur reichlich belohnt. Hier zieht sich der Pfad an der Seite eines Hügels entlang, der mit Orangen und Bananen bedeckt ist; dort erhebt sich ein hoher Berg, von dessen Gipfel aus er in weiter Entfernung die dunkelblauen Gebirge von Cuba und Jamaica schaut, während der glänzend schöne Ocean sich zu seinen Füßen weitet; hier durchwandert er ein tiefes fruchtbares Thal, an dessen Abhängen die Hütten der Eingebornen stehen, jede mit einem Haine von Cocosbäumen umgeben, zwischen und neben denen hie und da Orangen ihre goldenen Früchte zeigen. Oder der Weg führt durch eine ausgedehnte Ebene, die mit Palmen beschattet ist, zwischen denen die Ruinen der einst von den Franzosen erbauten Wohnungen liegen. Die geräumigen niedrigen Wohnhäuser, die ausgedehnten Gebäude zur Zuckerfabrication, die Negerhütten u. s. w. erkennt man gewöhnlich noch in ihren Trümmern, obgleich an manchen Orten Erdbeben und Orkane die letzte Spur von ihnen verwischt haben

Doch mitten in all dieser Schönheit und diesem Reichthum kann der Reisende, welcher sich nicht mit den nöthigsten Nahrungsmitteln versehen hat, dem Hunger anheimfallen, mit Ausnahme von Früchten wird er etwas eßbares nur selten erhalten können. Denn St. Domingo, von der Natur zu einem Garten bestimmt, ist durch die Menschen in jeder Hinsicht zu einer Wüste geworden; seine jetzige Bevölkerung entfernt sich mehr und mehr von der Civilisation, welche sie gerade — um die Fähigkeit der Neger-Race zu beweisen — erstreben sollte.

Das Kaiserreich Haiti mit 650,000 Einwohnern auf 11,000 Quadratmeilen umfaßt denjenigen Theil von Domingo, auf welchem sich in der Mitte des 17ten Jahrhunderts die Bukanier niedergelassen hatten, welcher später von Spanien an Frankreich abgetreten wurde. Bis 1791 blieb derselbe im Besitz der französischen Regierung, fiel aber alsdann in Folge siegreichen Sklaven-Aufruhrs in die Gewalt der Neger, welche seitdem seine Herren geblieben sind. Der regierende Kaiser Faustin I (Soulouque) ist bekanntlich zur Zeit des französischen Besitzthums als Sklave auf einer hiesigen Pflanzung geboren, ist grausam, argwöhnisch und so unwissend daß er seinen Namen nicht schreiben kann, besitzt aber natürlichen Verstand und einen bedeutenden Grad von Schlauheit und List. Es ist bekannt daß er Herrschaftsansprüche auch auf den östlichen Theil der Insel macht, daß er dieselben mehrmals gewaltsam durchzusetzen versucht hat, immer aber die schmählichsten Niederlagen erlitt. Santana, welcher auch gerade kein Held ist, schlug mit 400

Mann Faustins 2000 Krieger und hätte um ein Haar den Kaiser mit allen seinen Planen von künftiger kaiserlicher Größe gefangen genommen, weil dieser sich, zwar früh genug, doch aus Furcht in falscher Richtung geflüchtet hatte.

Der Kaiser bezieht seine Einkünfte dadurch daß er allen Einfuhr- und Ausfuhrhandel zum Monopol gemacht hat. Auf jeden Artikel ist ein bestimmter Preis gesetzt, zu welchem der Producent verkaufen muß; der Gewinn des Handels bleibt in der Tasche des Kaisers. Wer sich diesem Staatsgrundgesetze widersetzt, dem werden alle seine Güter auf gewaltsame Weise genommen, jedenfalls eine consequente Durchführung des Gesetzes selbst. Das Haupterzeugniß, also auch das bedeutsamste Monopol, ist der Kaffee, dessen Preis die Regierung jedesmal und zwar ganz willkürlich bestimmt. Letztere verkauft den Kaffee an die ausführenden Kaufleute, indem sie ihn zu einem ebenfalls bestimmten Preise unter diese in dem Maße vertheilt wie sie von ihnen Einkünfte bezogen hat, so daß der Kaufmann also, von welchem sie den größten Nutzen gehabt hat, die größte Menge Kaffees erhält und umgekehrt. Der Druck welcher durch diese Handlungsweise ausgeübt wird, ist aber um so größer, als der Producent sowohl wie die Kaufleute des Landes gezwungen sind das Haitische Papiergeld als Zahlung anzunehmen. Dieses in jeder Hinsicht völlig unsichere Geld welches in beschriebenen Scheinen von grobem Papier besteht, hat einen Nennwerth von 1 oder 2 Haitischen Dollars (à 100 Cents); die Zwei-Dollars-Scheine sind die höchsten welche ausgegeben werden. Zu Anfang der Ausgabe betrug ihr wirklicher Werth 95 haitische Cents, ist jetzt jedoch auf 8 oder 9 Cents für den Dollar gesunken. Die Ausfuhr edler Metalle ist daneben verboten.

Das Reichsgesetzbuch ist auf den Code Napoléon gegründet, und würde den Verhältnissen sehr angemessen seyn, wenn von seiner Ausführung überhaupt die Rede wäre. Gesetzgeber, Gesetz und Richter ist der Kaiser in eigener Person, die Richter sind seine unterthänigen Sklaven, welche nach seinem Befehle Recht sprechen. Es darf keine Sache von irgend einer Wichtigkeit entschieden werden ohne Consultation des Militär-Commandanten in dem Orte wo das Gericht stattfindet, und jener ist zur vorherigen Einholung der kaiserlichen Instruction genöthigt. Nach dieser also wird jedesmal entschieden, doch kann sie durch eine gut angebrachte Bestechung der Betheiligten, also auch des Kaisers selbst, wohl geändert werden. Der Berichterstatter, welchem wir folgen, hat bei zweijährigem Aufenthalt nur Einen Rechtsgelehrten auf Haiti kennen gelernt, und dieser war in solcher Armuth daß er von den Capitänen der neu ankommenden Schiffe seinen Unterhalt zu erbetteln gewohnt war. Personen welche dem Kaiser mißfällig sind, oder von denen er fürchtet daß sie ihm schaden, werden ohne weiteres eingezogen und oft nach gar keinem, gewöhnlich nur einem scheinbaren Verhör getödtet. Gefängnisse gibt es freilich, doch läßt sie der Kaiser nicht gern besetzen, weil er nicht Lust hat die Gefangenen zu ernähren. Letztere sind deßhalb auf ihre Verwandten angewiesen, und da diese sehr oft nichts besitzen, so haben sie nicht selten die qualvollsten Leiden zu erdulden. Bestechung und Bestechlichkeit ist die Folge von diesen Einrichtungen; der Beamte bei den öffentlichen Einkünften schmuggelt mit eben so geringer Bedenklichkeit wie der Schatzbeamte zu seinem eigenen Nutzen Reichsbanknoten fabricirt.

Die Armee besteht aus mehr als 20,000 Mann; aus allen Schichten des Volkes und von jeglichem brauchbaren Alter herbeigezogen, ist sie eine möglichst bunte Vereinigung ohne militärische Kenntnisse und Disciplin. Dienstinstructionen sind unbekannt, und die Waffen oft im schlechtesten Zustande. Ursprünglich war der haitische Soldat mit einem blauen, roth bordirten Rock und gleichen Beinkleidern uniformirt; da die Staatscasse aber eine Ersetzung des im Laufe der Zeit Ruinirten nicht vermocht hat, so bildet jetzt das Militär die possierlichst bekleidete Sammlung. Hier fehlt ein Arm, dort ein Bein, die Farben sind längst unerkennbar, Hemden und Westen aber sind den Soldaten verbotener Luxusartikel. Dazu haben einige Musketen, andere nur Bajonnette, einige große Schwerter, und wieder andere tragen alle diese Waffenarten zusammen an ihrem Körper. Officiere kleiden sich nach Belieben und Vermögen; der reiche Corporal stellt oft den ärmern General in den Schatten. Port au Prince bezieht in großer Menge von den Gebr. Winchester in Boston verfertigte Seife und Lichter, welche in Blechbüchsen eingeführt werden. Diese Büchsen, ihres Inhaltes entleert, dienen später auf längern Märschen den Soldaten als Behältnisse für ihre Munition. Sie werden auf dem sonst entblößten Kopf getragen, und da sie mit der Bezeichnung des Handlungshauses versehen sind, führt die haitische Armee auf solchen Märschen die Firma: „C. A & W. Winchester, Seife und Licht!" Ein Bild hiesiger Verhältnisse.

Gleich achtungswerth wie die Armee ist die Seemacht, welche aus 4 bis 5 kleinen Schiffen von geringer Tragfähigkeit und einem kleinen Dampfer besteht; die Besatzung ist eben so ungeübt wie unwissend, und im Kriege gänzlich unbrauchbar.

Ueber den kaiserlichen Hof ist schon viel geschrieben; die adeligen Familien vermehren sich täglich, da mit dem Adel nicht der geringste Vortheil verbunden ist. Hier bettelt ein Ritter der Ehrenlegion vom Kreuze Faustin's I Schweinefleisch von dem fremden Schiffsherrn, während dort seine Frau ihren Nachbarn Seife und Lichter verkauft. Hier kann man Orangen und Bananen auf dem Marktplatze von einer Herzogin kaufen sehen, während nebenan Se. Gnaden, ihr Gemahl, in einem Grogladen aufwartet. Prinzen erhalten ihre wenig bedürfende Existenz durch die Nadel, Gräfinnen durch Waschen. Die erste Bitte des Generals, welcher uns bei unserer Landung in Port au Prince empfieng, war um Rindfleisch, die zweite um Rum. Daß mit dieser seltsamen Vereinigung von Armuth und hohem Range manche andere Lächerlichkeiten verbunden sind, ist selbstverständlich. Die Magnaten des Reiches sind sehr oft mit den von den herrschaftlichen Bedienten civilisirter Staaten abgelegten Livréen bekleidet; Oberhäupter erlauchter Häuser wissen sich an Festtagen nicht prachtvoller zu schmücken als durch Zierathen von Glas und Messing; die Kutsche einer kaiserlichen Prinzessin rollt durch die Straßen der Hauptstadt, von Kerlen an Seilen gezogen, welche über ihrem fast nackten Leibe mit Goldpapier beklebte Harnische tragen. Der Kaiser selbst trug bei seiner feierlichen Krönung eine mit falschen Juwelen überdeckte Krone von Pappe.

Aus dem Gesagten läßt sich ohne Mühe schließen wie es mit dem physischen und moralischen Zustande der Bewohner Haiti's bestellt ist. Das Leben in einem Lande wo kaum einige Arbeit zur Gewinnung des nothwendigen Unterhaltes erforderlich ist, kann

durch eine Verwaltung wie die bestehende nicht gehoben werden. Wenige Platanen und Bananen geben hinreichenden Vorrath, die benachbarte See hat Fische im Ueberfluß, der Bau einer Wohnung erfordert die Arbeit nur weniger Tage. Durch die Bildung des Adels ist allerdings das Lebensbedürfniß erweitert und der Wunsch nach Luxus rege geworden; für irgend eine Industrie aber ist hieraus bis jetzt kein Vortheil erwachsen, da man die vermehrten Bedürfnisse durch Bettelei einzubringen sucht. Mit der Sittlichkeit ist es schlecht bestellt; von den Beamten war schon die Rede; die Ehe besteht, obgleich die Bevölkerung sich zum Katholicismus bekennt und die Vornehmen diesen mit großer Ostentation zur Schau tragen, durchweg in unsanctionirter Verbindung, die nach Belieben geschlossen und gelöst werden kann. Die Familienarbeiten fallen der Frau zu; das Gesetz gibt dem Gatten gewisse Rechte über das Eigenthum einer legitimen Frau, weßhalb gerade hier die durch das Gesetz nicht beschützten Frauen die illegitime Verbindung vorziehen, um die Gewalt des Mannes nöthigenfalls, durch die Drohung daß sie ihn verlassen wollen, zu beschränken. Dazu kommt daß Unkeuschheit den Negern überall ein unbekannter Begriff ist, sie seyen verheirathet oder nicht; die Bitte um Bestrafung derselben würde allgemeines Lächeln erregen, von dem schwarzen Oberhaupte an welches auf dem Throne sitzt, bis zum niedrigsten seiner Unterthanen hinab. Unter solchen Umständen kann man sich nicht wundern daß Unwissenheit und Aberglaube herrschen. Noch gedenkt der Neger trotz alles Vorgefallenen mit Furcht seiner ehemaligen Herren, keine Ueberredung würde ihn verleiten nach Einbruch der Nacht die verfallene Stätte der einstigen Pflanzerwohnung zu besuchen, er würde glauben eine augenblickliche Beute des Todes zu werden. In den schmutzigsten Hütten findet man den ehemaligen Pflanzern gestohlene silberne Teller und Schüsseln, oder Gegenstände aus dem feinsten geschnittenen Glase gearbeitet, über deren Gewinn die jetzigen Besitzer nie sprechen, an die sie aber augenscheinlich eine Art Aberglauben knüpfen, dessen Erforschung bisher nicht gelingen wollte.

Beständige Bürgerkriege, Blutvergießen und Raub, Unbeständigkeit der Regierung, Unsicherheit des Lebens und Eigenthums, Abnahme des Wohlstandes sind die Kennzeichen der Negerherrschaft in Haiti. Im Jahre 1791 betrug die Zuckerausfuhr 163½ Mill. Pfund, heute wird eine beträchtliche Menge eingeführt; die Kaffeeausfuhr wird jährlich geringer, alle andern Producte des reichen Landes sind fast gänzlich unbenutzt. Die Erwähnung dieser einfachen Daten erzählt eine traurige und bedeutungsvolle Geschichte.

Die Republik St. Domingo zählt auf ihrem großen Areal nur 150,000 Einwohner, und umfaßt das Gebiet, welches früher die spanische Colonie St. Domingo bildete. Der Sklavenaufruhr von 1791, welcher das französische Gebiet verwüstete, erstreckte sich nicht bis hieher, wo die Sklaven erst 1824 zur Freiheit gelangten. Nach dem Falle Boyers, welcher als Präsident der Republik sich wieder dem Mutterlande unterworfen hatte, erklärte das Land (1844) wiederholt seine Unabhängigkeit, und hat dieselbe seitdem behauptet. Die Regierung soll nach der Verfassung in Gemeinschaft mit einem Repräsentantenhause und einem Senate vom Präsidenten geleitet werden, welcher letztere ein geborener Dominicaner, 35 Jahre alt seyn und nach vierjähriger Regierung neu gewählt werden soll. Diese Verfassungsbestimmung wird aber gänzlich außer Acht gelassen; in Wirklichkeit ist Domingo eben so eine militärische Gewaltherrschaft wie Haiti, in welcher das Recht des Stärkern das schließlich allein gültige ist. In Folge dessen besteht ein fortgesetzter Kampf zwischen den Nebenbuhlern um die Präsidentenstelle, wie die Namen Buenaventura, Baez, Santana zur Genüge beweisen, die während der letzten 5 bis 6 Jahre abwechselnd regierten, im Kerker schmachteten oder auf flüchtigem Fuße leben mußten.

Das französische Gesetzbuch der Restauration ist die Grundlage der hier gültigen Gesetzgebung, und ist (theoretisch) den hiesigen Verhältnissen aufs zweckmäßigste angepaßt, findet aber leider keine strenge Anwendung und Ueberwachung. Die unwissenden und feilen Richter, selbst die des höchsten Gerichtshofes, welche letztere für die monatliche Dienstzeit nur 16 Dollars an Gehalt bekommen, stehen gänzlich unter der Abhängigkeit und Controle des Präsidenten. Die Armee besteht aus 12,000 Mann, freilich ebenfalls nur wenig eingeübt und noch weniger equipirt, aber doch um vieles brauchbarer als der Pöbel, welcher Haiti's Armee bildet.

Der Zustand der Einwohner ist gleich dem in Haiti. Obgleich der Boden des Landes sich zur Cultur eines jeglichen tropischen Productes eignet, ist doch das einzige gute und ausführbare Erzeugniß der im District Cibao gebaute Tabak, von welchem jährlich 50 bis 80,000 Seroons gewonnen werden, Kaffee und Zucker dagegen werden aus den Vereinigten Staaten zugeführt. Jener Anbau beschränkt sich auf den nördlichen Theil der Insel, im südlichen Theil herrscht eine Trägheit, welche nur mit derjenigen der Wilden Guyana's verglichen werden kann. Die einzige Arbeit welche die Bewohner verrichten, besteht im Fällen der Mahagonibäume, wobei sie mit leichter Mühe in einem Monat so viel verdienen daß sie zwei folgende Monate zu Hause bleiben und die Zeit in Müßiggang, Schmutz und Schlaf verbringen können, was sie denn aber auch regelmäßig thun. Als Verkehrsmittel dient ein eben so werthloses Papiergeld wie dasjenige des Nachbarstaates ist, dessen ursprünglicher Werth um das dreißigfache, nämlich von 40 auf 1200 dominikanische Paos für 16 spanische Dollars gesunken ist. Immoralität und Unwissenheit, Faulheit und Hülflosigkeit sind den Bewohnern gemeinschaftlich.

Die Stadt St. Domingo ist über eine halbe (engl.) Meile lang, von sehr bedeutendem Umfang, an der Landseite von einer Mauer umgeben und mit Bastionen bewehrt, regelmäßig gebaut, hat breite ungepflasterte Straßen und größtentheils Häuser von Steinen. Letztere sind fast alle von gleicher Bauart mit flachen Dächern und offenen, durch Latten geschützten Fenstern. Die Kathedrale, 1514 begonnen und 1540 vollendet, ist ein sehr ansehnliches Gebäude, in welchem 2½ Jahrhunderte hindurch die sterblichen Ueberreste von Columbus und seinem Bruder lagen, die bei der Abtretung Domingo's an Frankreich nach Havana übergeführt wurden. Neben der Kathedrale gibt es noch 14 Capellen und Ruinen verschiedener Klöster. Manche durch die ersten Spanier in maurischem Styl erbaute Häuser stehen noch heute, die Gesammtzahl beträgt etwa 1600, in welchen 11,000 Menschen wohnen.

Ein australischer Robinson.

Im Mai 1835 versuchte ein Einwohner Launceston's in Tasmania, Namens John Batman, eine Niederlassung bei Port Philip zu gründen, obgleich man diese Uferstrecke des australischen Continents für unbewohnbar hielt. Es kam dieß daher, daß schon 30 Jahre früher, oder genauer 1803, ein Versuch zur Begründung einer Verbrechercolonie dort mißglückt war. Obrist Collins war nämlich in jenem Jahre mit 367 Deportirten und 50 Soldaten, wohl versehen mit allen Bedürfnissen im April von Plymouth abgegangen und im October bei Port Philip gelandet. Es geschah dieß aber außerhalb der „Heads," wie die Klippenreihe vor der Hafeneinfahrt genannt wird, und unglücklicherweise an einem Punkte wo der Boden völlig von Pflanzenwuchs entblößt und süßes Wasser in der Nähe nicht zu haben war. Nachdem ihm acht Sträflinge dort entwischten, von denen nur fünf wieder eingefangen wurden, hob der Obrist die Anker, und gründete später die Strafcolonie Tasmania. Weit glücklicher war John Batman dreißig Jahre später, denn er landete am westlichen Gestade der Bay, bei einer Stelle, die er Indented Head nannte, und wo er vortrefflichen Ackerboden und fette Triften entdeckte. Vergnügt über diesen Erfolg ließ er sechs Begleiter mit Vorräthen für drei Monate auf seinen frisch erworbenen Domänen zurück, und versprach mit Einwanderern wiederzukehren. Die Zurückgelassenen waren ohne Besorgniß vor den Eingebornen, mit denen Batman einen freundlichen Verkehr unterhalten, und die ihm nach Art der Wilden einen großen Landstrich abgetreten hatten. Als Batman sich entfernt hatte, erschien eines Tages ein Australier mit zwei Lubras oder Weibern, einem Knaben und einem Mädchen, angeblich seinen Adoptivkindern. Er unterschied sich durch physische Stärke und Wohlgenährtheit von seinesgleichen, führte einen gewaltigen, am Feuer gespitzten Speer mit Widerhaken, trug aber auf dem Leibe nur den luftigen, einheimischen Mantel aus Känguruhfellen, während Haupt- und Barthaar in unbekämpftem Wuchse das Gesicht bedeckten und über die Schultern herabwallten. Der seltsame Camerad fiel den Ansiedlern durch die etwas lichtere Hautfarbe auf, da man bisher nur Australier von schwarzbrauner Art gesehen hatte. Man gerieth dadurch auf den Gedanken, daß der Gast ein verirrter Europäer seyn möchte und richtete allerlei Querfragen an ihn, worauf er aber nur unverständliche Laute erwiederte. Einer der Ansiedler gab ihm ein Stück Brod, indem er zugleich dieses Wort aussprach, welches der Wilde zu wiederholen sich bemühte, während er gierig die Gabe verschlang. Endlich schien ein Gedanke in dem Australier aufzuleuchten. Er hob seinen Arm und zeigte mit dem Finger auf zwei in das Fleisch geschnittene Buchstaben W und B, wie Matrosen die Anfangsbuchstaben ihrer Namen zu verewigen pflegen. Daß W William bedeuten solle, wurde bald errathen, denn der Wilde nickte lebhaft mit dem Kopfe als der Name von den Lippen kam, aber vergeblich rieth man auf Brown, Bruce, Ball, Burges u. s. w., um das B zu erklären, bis endlich nach sichtlich großen innern Anstrengungen der Wilde mit einem guten englischen Accent die Worte herauswarf: „W statt William, B statt Buckley." Als nun Batman nach Port Philip zurückgekehrt war, gab er sich die größte Mühe den verlorenen Sohn Europa's der Civilisation wieder zu gewinnen. Scheere, Rasiermesser, Seife verrichteten ihre schwere Arbeit, und Mrs. Batman erbaute mit großem Aufwand von Leinwand ein Hemd für den riesenhaften Pseudo-Australier, der nach und nach wieder zum Gebrauch seiner Muttersprache gelangte. Seine eigenen Erlebnisse, die er nur mit großem Verdruß und mit öftern Widersprüchen erzählte, waren in der Kürze folgende.

William Buckley, geboren in Cheshire 1780, hatte das Handwerk eines Steinmetzen ergriffen, bis er 6 Fuß 6 Zoll hoch einem Werbsergeanten in die Augen stach, Handgeld nahm und im 4ten Regiment die Muskete oder „braune Lise" schultern lernte. Wegen eines Cameradendiebstahls wurde er zur Deportation verurtheilt, und gelangte 1803 auf jenem Schiff unter Obrist Collins, dessen wir erwähnten, nach Port Philip, wo es ihm gelang mit zwei Gefährten zu entspringen. Was aus diesen Unglücklichen geworden sey, konnte nie mit Sicherheit ermittelt werden, denn Buckley verrieth Unruhe und Argwohn so oft man sich nach ihnen erkundigte. Bald behauptete er, der eine sey umgekehrt, der andere erschöpft verlassen worden, bald sie hätten sich verirrt, oder wieder sie seyen von Schlangen gebissen worden. Denkt man daran daß die flüchtigen Verbrecher an einer völlig nahrungslosen Stelle entschlüpften, so läßt sich noch eine schaudervolle Erklärung ihres Verschwindens denken.

Buckley gelangte endlich an eine freundliche Stelle der Bucht, wo er seinen Hunger wenigstens mit Schalthieren stillen konnte. Seine Kleider und Schuhe verzehrten sich endlich am Leibe, und er irrte hoffnungslos auf und nieder, ob nicht endlich ein Schiff erscheinen und ihn aus der Einöde erretten werde. Bei diesen Wanderungen fand er einst im Sand einen abgebrochenen Speer, der fortan sein Begleiter wurde. Eines Tages nun, ohne daß er es ahnte, erblickten ihn drei australische Frauen, die ihn lange betrachteten und endlich unter sich eins wurden, er sey der Geist des Murragark, ihres kürzlich verstorbenen Häuptlings, dem er an Stärke und Gestalt glich. Seine helle Haut war dieser Illusion nicht schädlich, sondern eher fördersam, denn die Eingebornen Australiens stellen sich ihre Gespenster mit weißer Haut vor, weßhalb sie auch die europäischen Ansiedler für die Geister ihrer abgeschiedenen Brüder halten. Gefährlich kann es dann für diese werden, wenn sie Aehnlichkeit mit verstorbenen Feinden haben, wie es Buckley rettete daß man ihn für Murragark glorreichen Angedenkens hielt. Nachdem die drei Schönen sich dem gespensterhaften Simson genähert und mit ihm Bekanntschaft gemacht hatten, brachten sie ihn im Triumph nach dem Lager ihres Stammes. Dort freilich war die Skepsis größer, denn eine Mehrzahl der Krieger wollte den wiederauferstandenen Murragark nicht wieder erkennen, schien überhaupt weniger Pietät für verdienstvolle Ahnen, als Appetit nach dem wohlbeleibten Mann des 4ten Regimentes zu verspüren, dem sie schon lange nachgestellt hatten, da sie auf seine Fußstapfen im Sande gestoßen waren. Zum Glück hatte der abgebrochene Speer einst Murragark gehört oder wurde für die Waffe dieses Heroen gehalten, und schließlich wollte man auch noch an Buckley's Leibe eine Narbe wiederfinden, an welcher der erlauchte Verstorbene kenntlich war. Nach einer lebhaften Debatte beschloß endlich die souveräne australische Gemeinde den Wiederauferstandenen anzuerkennen, doch blieb Buckley, wenn auch mit Achtung behandelt, immer noch ein Gegenstand des populären Argwohns. Gleichwohl hatte er sich über seine „Civilliste" nicht zu beklagen, denn man litt nicht daß er

sich mit schweren Arbeiten ermüdete, sondern gab ihm freiwillig das zarteste Stück vom Känguru, den saftigsten Bissen vom Opossum, die größten Eier, die besten Fische und die weißesten Knospen der Mimosa, während die köstlichsten Farbstoffe zur Hautmalerei und die wärmsten Felle zu seiner Bekleidung ihm dargebracht wurden, so daß es ihm wenigstens an einem gewissen leiblichen Comfort in seinem Indianerkönigreiche nicht fehlte. Der Stamm erkannte ihm auch eine junge, zwar dunkelfarbige, sonst aber höchst zärtliche Wittwe als Gemahlin zu. Der erste Wonnemond dieses trolligen Paares war kaum verstrichen, als in einer Nacht ein paar eingeborne Herren in die Hütte des Pseudo-Murragark eindrangen, ältere Rechte auf die schöne Wittwe vorschützten und ihm die Braut vor der Nase entführten. Dieser Schlag des Schicksals brach sein Herz keineswegs, ja der kühle Ehemann regte nicht einmal einen Fuß um seine schönere Hälfte wieder zu gewinnen. Wie in einem guten Roman wurde aber auch hier das Laster bestraft und die Tugend belohnt, denn das ungetreue Weib wurde wegen ihres anstößigen Benehmens in Gesellschaft ihrer Liebhaber gespießt, während eine Jungfrau aus dem Stamme den unverschuldeten Wittwer aufsuchte und zu trösten begann. Obgleich Buckley später noch mehrmals Ehen schloß und in polygamischen Verhältnissen von den Ansiedlern angetroffen wurde, so hat er doch immer mit unverrostender Liebe an seiner zweiten Schönen gehangen. Sein Einfluß auf die wilde Brüderschaft war sehr schwankend, denn er hatte nur die älteren Leute des Stammes für sich. Zuletzt gewöhnte er sich an die australische Lebensweise, an rohe Nahrung und barbarische Kleidung so vollständig, daß er gleichgültig mehr als einmal europäische Schiffe in die Bucht einlaufen sah, ohne daß er im geringsten versuchte sich ihnen zu nähern.

Der Ansiedlung Batman's war Buckley von großem Nutzen, da er die Differenzen zwischen den Eingebornen und den Colonisten in Frieden vermitteln half. Nachdem Batman für ihn vom Gouverneur Tasmaniens Pardon ausgewirkt hatte, erhielt er die Anstellung eines Dolmetschers mit 50 Pfd. St. jährlichem Gehalt; allein er war für dieses Amt nicht tauglich, oder vielmehr zu gut, denn er nahm bei Streitfällen immer die Partei der Australier, seiner Adoptivgeschwister, und behauptete es sey nur die Grausamkeit der Europäer an allen schlimmen Händeln mit den Eingebornen Schuld. Batman, der von Seiten seines Schützlings einen Rückfall in die Barbarei befürchtete, sendete Buckley nach Hobarttown in Tasmania, wo er bald in einem Auswandererdepot und später als Hausmeister eine Anstellung fand. In seinem 60sten Jahre verheirathete er sich von neuem mit einer Auswandererwittwe, und seit 1850 bezog er eine Pension von 12 Pfd. St., die im folgenden Jahre von dem Parlamente Victoria's auf 40 Pfd. St. gesteigert, von ihm aber nur fünf Jahre genossen wurde, da der im Alter von 76 Jahren noch rüstige Mann 1856 in Folge eines Sturzes aus einem Wagen starb. Als locale Berühmtheit hat er denn auch in Hobarttown einen Mr. Morgan als Biographen gefunden, dessen Buch zugleich ausführliche Beschreibungen über australiste Feste, Jagden und Gefechte enthält.

Russisches Fabrikwesen.

(Nach Mittheilungen eines Moskauer Fabrikanten von J. G. Elsner.)

Die Großartigkeit des Fabrikbetriebs, wie er an mehreren Orten in Rußland, vornehmlich aber in Moskau, stattfindet, ist in Deutschland noch wenig bekannt, und es versicherte unser Gewährsmann daß man in der Fabrik, an welcher er Theil habe, täglich mehr als 200 Stück Tuch herstellen könne. Den Rohstoff bezieht man hier vorzüglich aus den südlichen Gouvernements, und das Emporium für den Wollhandel ist Charkow, wo zur Zeit der Märkte ungeheure Quantitäten von Wolle aufgehäuft sind. Von diesen Märkten aus bildet sich die Wollconjunctur für ganz Rußland, und da auf dem letzten, der vor einem Monat abgehalten wurde, die Preise sehr gesunken sind, so wird sich das auch auf das ganze Reich übertragen. Die Preise für die gewöhnlichen Sorten waren von 18 bis zu 25 S. R. per Pud. Indeß werden nach Charkow auch edlere Sorten, insbesondere aus Bessarabien gebracht, die für 30—35, ja bis 40 S. R. weggiengen. Im Verhältniß zum Ganzen sind jedoch diese Sorten unbedeutend, und mögen kaum den achten Theil austragen. Mehrere Fabrikanten hatten schon früher für höhere Preise contrahirt und werden nur mit Schaden arbeiten.

Ein besseres Loos als irgendwo haben die Fabrikarbeiter in Rußland. Die geschicktesten kommen wöchentlich auf 6—8 S. R., und Frauenzimmer auf 2—4 S. R. Es sind fast lauter Leibeigene, und sie genießen die Bevorzugung daß sie, während sie in den Fabriken arbeiten, vom Obrok (der Abgabe an den Grundherrn) befreit sind (?). Würden nun diese Arbeiter fleißig und ununterbrochen thätig seyn, so könnten sie sich in kurzer Zeit ein für ihre Verhältnisse anständiges Vermögen erwerben. Das sind sie aber nicht, sondern sie versäumen häufig viele Tage, während welcher sie ausschweifend leben und den erworbenen Lohn vergeuden. Es lassen sich hieraus Prognostika für die Aufhebung der Leibeigenschaft stellen.

Die leibeigenen Bauern standen zeither unter Aufsicht und Zucht ihrer Grundherren, und waren gezwungen zu arbeiten. Es läßt sich daher fürchten daß sie die Freiheit zum Faulenzen und zur Liederlichkeit mißbrauchen werden, und es wird ziemlich lange dauern, ehe sie dahin kommen werden ihre Wirthschaft fleißig und sorgfältig zu betreiben, und sie in die Verfassung zu bringen daß sie darauf zu Wohlstand gelangen. Wird nur aber erst die Bahn gebrochen seyn, und werden einzelne Beispiele vorliegen, wie weit es die Bauern bringen können, dann darf man für die Nachahmung nicht bange seyn, denn es ist der Russe für jedes Bessere leicht empfänglich, sobald er nur die volle Ueberzeugung davon hat. Dazu kommt noch daß es in seinem Wesen liegt, zu speculiren und zu erwerben (wie sich das bei den russischen Kauf- und Handelsleuten aufs klarste manifestirt), und dieser Charakterzug wird auch bei den Bauern hervortreten, wenn erst einzelne werden wohlhabend geworden seyn. Ein Beispiel geben schon jetzt die Kronbauern (?).

Nach dieser Interpellation komme ich noch einmal auf das Fabrik- und Manufacturwesen zurück. Man liefert dabei bereits Waaren, die mit den vorzüglichsten des Auslandes rivalisiren, wie man das unter andern auf der Industrie-Ausstellung voriges Jahr in Warschau sehen konnte; aber die Preise sind dafür auch fast durchgehends um 50 Procent höher als z. B. in Deutschland. Der hohe Schutzzoll sichert diese hohen Preise, und man darf sich da über den großartigen Schmuggel, wie er zeither stattgefunden hat, nicht wundern. Denn wenn auch von vier Transporten immer einer in die Hände der Douane gefallen wäre, so haben dennoch die Unternehmer enormen Gewinn gezogen.

Ebenso großartig wie die Tuchmanufactur werden in Rußland viele andere Fabriken betrieben. Von diesen will ich nur die Rübenzuckerfabriken anführen. Deren bestehen bereits eine große Anzahl, und es gibt, namentlich in den südlichen Gouvernements solche die gegen eine Million Pud Rüben im Jahr verarbeiten. Producirten nun auch dieselben bis jetzt noch nicht die Hälfte des Bedarfs des Landes, so kann man dennoch in Betracht des Fortschritts und der vielen neuen Anlagen annehmen, daß sie in nicht gar zu ferner Zeit es so weit wie in Deutschland bringen und den innern Bedarf größtentheils decken werden.

Die meisten Lehrmeister und Werkführer in den russischen Fabriken sind Deutsche und Engländer, die, wie man wohl voraussetzen kann, gut besoldet werden und sich gar bald ein Vermögen erwerben, sich später auch oft associiren und ein glänzendes Loos gewinnen. Nur ist ihre Stellung insofern etwas schwierig daß man gegen sie neidisch und mißtrauisch ist, bis sie sich endlich nationalisirt haben. Es würde für sie auch noch leichter werden sich ein Vermögen zu erwerben, wenn nicht der große Luxus wäre mit welchem ein Mann von Stellung in Rußland sich umgeben muß wenn er nicht zurückgesetzt seyn will. Darin gehen ungeheure Summen auf, zumal alle Gegenstände des Luxus viel theurer sind als im westlichen Europa. Dazu kommen noch die vielen Gastereien, denen man sich nicht entziehen kann und die man gegenseitig geben muß. Auf den Aufwand der bei solchen gemacht wird, kann man aus dem einen schließen daß da immer große Quantitäten von Champagner fließen, wovon die Flasche mit 3—4 S. R. bezahlt wird.

Was den Preis der Lebensmittel in Moskau betrifft, so ist derselbe nur bei den gemeinsten, wie z. B. bei Brod und Fleisch, billiger als in Deutschland. Alles übrige ist ebenso theuer, ja vieles theurer als hier. Da nun aber die Fabrikarbeiter fast nur von ersteren leben, so kann eine ganze Familie ihren Unterhalt auf eine Woche mit 3—4 S. R. bestreiten, und sie würde, wenn Mann und Frau arbeiten und das ununterbrochen fortsetzen wollten, fast doppelt so viel zurücklegen können, wenn nicht, wie weiter vorn gesagt ist, Faulheit und Liederlichkeit diese Ersparnisse verzehrten.

Wie bekannt, reist man in Rußland sehr rasch, freilich aber nur da wo die Straßen und Wege solches gestatten. Das ist aber nicht überall der Fall, vielmehr gibt es viele Gegenden wo man im Frühjahr und Herbst fast im Koth stecken bleibt, und froh ist wenn man in einem Tag auch mit dem besten Gespann zur Noth 40 Werst (= kaum sechs deutsche Meilen) zurücklegt. Bei guten Wegen aber macht man das Doppelte, ja wohl auch das Dreifache. In den stark bevölkerten Gouvernements ist das Postwesen in ziemlicher Ordnung, nur muß man sich mit offenen Pritschken begnügen, auf denen man furchtbar zerstoßen und bei

Regenwetter völlig durchnäßt wird. Nur auf den Hauptrouten, wie z. B. von St. Petersburg nach Moskau, Warschau u. s. w. sind große Postwagen eingeführt, die aber bei weitem nicht so bequem wie in Deutschland sind. Wie man auf denselben reist, darüber wollen wir uns aus der Erzählung unseres Gewährsmannes belehren.

Er kam von Moskau über Warschau und theilte folgendes mit: „Will man die Reise machen, so muß man sich einige Wochen vorher einschreiben lassen, weil man sonst keinen Platz bekommt. Die Sache ist die: es geht täglich nur ein Postwagen ab, in welchem nur sechs Personen Platz haben. Beiwagen werden nicht gegeben. Nun erfolgt die Beförderung nach der Reihe der Anmeldung und Einschreibung, und es sind da stets mehrere hunderte eingeschrieben, die auf ihre Abreise warten. Bedenkt man die Frequenz zwischen zwei Hauptstädten des Reichs, so muß man diese Einrichtung als äußerst mangelhaft und den Verkehr aufs höchste beengend betrachten."

„Kommt man nun endlich zur Beförderung, so wird man in den Wagen eingepfercht, dessen beide Sitze für je drei Personen höchst beschränkt sind, und muß da sechs Tage lang Tag und Nacht aushalten, wozu allerdings eine gute und gesunde Constitution gehört. Zum Glück ist auf der ganzen, gegen 1100 Werst langen Strecke gute Chaussee, sonst wäre eine solche Fahrt nicht auszuhalten. Der Postwagen ist, außer den Passagieren, mit ungeheuer vielem Gepäck belastet, aber mit sechs Pferden bespannt, die jedoch, wenn der Weg schlecht, oder im Winter mit Schnee verweht ist, verdoppelt werden. Seinem vorgeschriebenen Curse nach soll er täglich 200 Werst (= gegen 30 deutsche Meilen) machen, die er auch, wenn keine Hindernisse vorkommen, zurücklegt. Nur auf den wenigsten Stationen ist etwas zur Erquickung an Speise und Trank, zu haben, und der Reisende thut gut wenn er immer etwas bei sich führt. Denkt man sich nun noch in welche Gesellschaft man nicht selten auf diesen Wagen kommt, so wird man sich vorstellen können daß eine derartige Reise gerade keine Lustpartie ist."

„Ich reiste am 1 April n. St. (20 März. a. St.) ab. Von Moskau her bis auf 300 Werst gegen Warschau war der Schnee bereits weggethaut, von da an aber fanden wir ihn noch in Massen, so daß wir darin stecken blieben, und trotz zwölf vorgelegter Pferde nicht weiter kamen, bis die Straße geräumt war. So versäumten wir einen ganzen Tag, mußten aber froh seyn daß die Schneemassen sich nur auf etwas über hundert Werst erstreckten, und wir dann wieder freie Bahn hatten, so daß wir zwar sehr ermüdet, aber doch wohlbehalten in Warschau ankamen."

Aus dieser Erzählung kann man den Schluß ziehen, welche Wichtigkeit Eisenbahnen für Rußland haben, und wie nur sie ein Mittel zur Hebung und Belebung des innern Verkehrs in diesem ungeheuren Reiche werden können, dann aber auch die ungeheuren Reichthümer, die das Land enthält, aufschließen und in den Besitz der Bevölkerung bringen werden.

Atkinson über das westliche Sibirien.

Hr. Th. W. Atkinson hat bekanntlich sehr ausgedehnte Forschungsreisen in Asien, von Sibirien an bis nach Centralasien hinein unternommen. Die Ergebnisse dieser mühsamen Wanderungen sind nun von ihm in einem bei Hurst und Blackett in London erschienenen Werke niedergelegt, das den Titel führt: Oriental and Western Siberia: A Narrative of Seven Years' Explorations and Adventures in Siberia, Mongolia, the Kirghis Steppes, Chinese Tartary, and Part of Central Asia. Wir theilen aus der Abhandlung des „Economist" über dieses Werk folgende, das westliche Sibirien betreffende Stellen mit. Der Verfasser reiste zu Schlitten auf einer schlechten, durch das Herannahen des Frühlingsthauwetters noch schlechter gemachten Straße von St. Petersburg nach Moskau. Von hier aus setzte er seine Schlittenfahrt fort bis nach Jekaterinburg, der Hauptstadt des an dem östlichen Abhang dieser Gränze Europa's und Asiens gelegenen Bergwerksdistricts des Ural. Von Jekaterinburg besuchte er die vornehmsten „Zavods" oder Bergwerksstationen, untersuchte die reichen Mineralhülfsquellen dieses Himmelsstrichs, und nahm die Verfahrungsweisen der Arbeiter beim Beschneiden der Edelsteine, die sich hier in großer Fülle finden, in Augenschein. Kurz vor seiner Ankunft war eine unermeßliche Menge Malachit entdeckt worden; er besichtigte ihn ebenfalls, und sagt darüber: „In Gesellschaft eines der Aufseher besuchte ich das Bergwerk, und fand daß man von dieser Masse bereits eine große Menge weggenommen hatte und daß sich die Arbeiter mit dem Aufbrechen des Restes beschäftigten. Hätte man diesen in seinem vollkommenen Zustand hinwegbringen können, so hätte man damit eine der größten Naturmerkwürdigkeiten gehabt die man je gesehen. Man sagte mir, die ganze Masse werde, wenn sie herausgezogen sey, wahrscheinlich ungefähr 20,000 Pud oder 720,000 Pfund schönen und soliden Malachits liefern, der mindestens 170,000 Pfd. St. werth sey. So groß ist der Mineralreichthum einiger der uralischen Bergwerke, in einer Gegend wo, wie man annimmt, die Natur ihre späteste metallurgische Thätigkeit entwickelte."

Auch Silber fand man, aber in keinen großen Quantitäten. „Das Gesammterträgniß der Silberbergwerke im Ural überschritt nie tausend Pud, oder 36,000 Pfund." Gold ist in größerer Menge vorhanden, und gewährt einen Jahresertrag von 75,000 russischen Pfunden; allein dieß — sein Maximalertrag — ist nichts im Vergleich zu den Goldfeldern Australiens. Man findet zahllose Varietäten von Edelsteinen sowohl in den Altai- als in den Uralgebirgen: alle gehören dem Kaiser, wo man und wer sie auch finden mag. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren klaubten einige Bauernkinder mehrere schöne Smaragdkrystalle auf: diese wurden in den kaiserlichen Werkstätten geschnitten, fanden aber ihren Weg nicht an den Hof, bis sie eines Tags als Schmuck einer deutschen Prinzessin daselbst zum Vorschein kamen. Großes Aufsehen machte es, als die Kaiserin, in der Antwort auf ihre bewundernden Fragen, vernahm die Edelsteine seyen aus Sibirien gekommen, und schwer war die Strafe welche über die nachlässigen oder verrätherischen Directoren der Bergwerke verhängt wurde. Die Löhne der in den Minen und Werkstätten beschäftigten Arbeiter sind über alles Maß hinaus klein: die Oberaufseher erhalten nur ungefähr 11 Pfd. St. jährlich und ihr Roggenmehl. „Hier, sagt Hr. Atkinson, sind die Löhne fast nichts. Ich habe einen mit der Ausschneidung von Blätterwerk auf einigen der Jaspisvasen beschäftigt gesehen, das er in so vortrefflichem Styl ausführte daß es ihm in ganz Europa kein Künstler zuvorthun könnte, dessen

Lohn aber nur drei Shilling und acht Pence monatlich betrug; dazu bekam er noch zwei Pud oder 72 engl. Pfund Roggenmehl monatlich für seinen Brodbedarf. Fleisch wird er wohl nie zu essen erhalten. Ich habe ferner einen andern Mann gesehen, welcher nach antikem Muster einen Ajarkopf in zweifarbigem Jaspis — der Grund war dunkelgrün und der Kopf gelblich rahmfarbig — in Hautrelief, für eine Broche bestimmt, ausschnitt. Es war ein herrliches Kunsterzeugniß, und würde den Mann in jedem andern europäischen Land als Rußland in eine hohe Stellung gebracht haben. Auch er, der arme Mann, erhielt seine drei Shilling und acht Pence monatlich, so wie sein Brod. Ueberhaupt sind bei diesen Erzeugnissen eine Menge hohe natürliche Anlagen besitzender Männer beschäftigt. Dürften sie ihre Talente zu eigenem Nutzen frei gebrauchen, dieses Land könnte in das gesittigte Europa zahlreiche höchst verdienstvolle Werke schicken. Ein verheiratheter Mann mit einer Familie empfängt zwei Pud schwarzes Mehl für seine Frau und ein Pud für jedes Kind, wovon die Familie dann lebt und ein kräftiges Aussehen zeigt." Indeß haben sie nicht immer ein kräftiges Aussehen. Unter den bei den Metallfuhren beschäftigten Leuten fand Hr. Atkinson größere Entblößung und größeres Elend als, wie er glaubt, in den erbärmlichsten Wohngelassen unserer übervölkerten Städte.

Von Jekaterinburg nach Barnaoul, dem „Centrum für die Administration der Bergwerke des Altai," wurde die Reise in einem von sechs Rossen gezogenen Fuhrwerk zurückgelegt, das die gelehrigen Thiere mit „Windeseile" über die offenen Ebenen dahinzogen. „Zuweilen ließ der kirgisische Wagenlenker einen schrillen Ruf hören, worauf die Pferde bei ihrer Arbeit sich wie Windhunde krümmten: unser Kirgise befand sich in einer wahren Ekstase, wenn er mit den Pferden plauderte als wären sie menschliche Wesen. Er schaute sich um, zu sehen welche Wirkung dieß auf uns mache, und freute sich wenn er bemerkte daß uns das Wettrennen angenehm sey." Von Barnaoul aus durchzog Hr. Atkinson die herrliche Scenerie des Altai, skizzirte sie in all ihrer wundervollen Mannichfaltigkeit von Sturm und Sonnenschein, bald in glühender Hitze unter den Felsen irgendeines geschützten Thals, bald zähneklappernd in der durchbohrenden Kälte des Gipfels, nachdem er beim Erklettern der Höhe durch Nebel, Regen oder Gießbäche bis auf die Haut durchnäßt worden war. Die folgende Schilderung eines der vielen Ungewitter welche ihn zu solchen Zeiten überfielen, wird unsern Lesern einen Begriff von der Charakterstärke des Verfassers und ein Beispiel von einer der Phasen seiner Reise geben: „Das Ungewitter war annoch hinter uns, denn bis jetzt hatten wir nur das Zucken des Blitzes, nicht aber die Blitzströme gesehen, welche alle zwei oder drei Minuten hinter uns herabfuhren. Ich sah ungeheure, fünfzig oder sechzig Fuß hoch emporragende Felsenpfeiler, welche mich, jedoch in riesenhafterm Maßstab, an Stonehenge gemahnten. Meine Leute wandten sich ein wenig linkwärts um dieses Felsenlabyrinth zu umgehen. Ich betrachtete den Platz mit dem höchsten Interesse, entschlossen ihn, wo möglich, am folgenden Tage zu besuchen. Wir waren nur noch ein paar Werste vom Eingang in den Engpaß entfernt, als wir ein großes Rauschen hinter uns vernahmen. Im Nu waren unsere Köpfe umgedreht um zu sehen was da komme. Der Anblick der sich uns darbot, war schauerlich erhaben: eine Ceder war im Thale entwurzelt, die Aeste vom Sturmwind über die Felsenspitzen hinübergetragen und hoch in der Luft in wirbelnde Bewegung gesetzt worden. Dieß war der Windstoß der dem Ungewitter vorangieng, das nun mit schrecklicher Gewalt heranzog. Ein Glück für uns war es daß die Felsenpfeiler die Wuth des Sturmes brachen, sonst wären wir unfehlbar niedergeworfen worden; denn in kurzer Entfernung auf jeder Seite von uns wurden die an den Felsen sich hinaufziehenden Zwergcedern entwurzelt und von dem Orkan mit fortgerissen. Mit Mühe nur konnten wir unsere Sitze auf den Pferden behaupten, da diese den Gehorsam versagten und Sprünge machten, als der fürchterliche Windstoß vorüber war. Das Ungewitter war nun nahe, allein in den letzten Augenblicken hatte sich kein Blitzstrahl bemerklich gemacht. Dieß war noch entsetzlicher als der laute Donner. Ich wandte meinen Kopf um, und sah einen dicken rothen Strom unter die Felsen schlagen, an denen wir so eben vorübergekommen; in demselben Augenblick that es einen dreifachen Knall als habe man über unsern Köpfen schwer geladene Gewehre abgefeuert; dann krachte es so entsetzlich daß unsere Pferde, obgleich im Galopp, vor Angst zitterten, und nun fiel ein so dichter Hagel auf uns, daß er uns einen Augenblick fast blendete, endlich folgte Blitz auf Blitz, und die Donnerschläge währten ununterbrochen fort. Wir erreichten den Paß, und traten in dessen zerrissenen Rachen mit einer Freude ein welche nur ein Seemann kennt, der, wenn sein Fahrzeug am Versinken ist, in den sichern Hafen segelt. In etwa zehn Minuten standen wir ruhig unter dem Schutz einiger freundlichen Felsen, und unsere ermüdeten und zitternden Pferde erholten sich von ihrer Furcht.

Gegensätze chinesischer Sitten gegen die europäischen.

In seinen Sitten und Gewohnheiten bildet der Chinese vielfach einen völligen Gegensatz gegen uns Europäer. Beim Begrüßen nehmen wir den Hut ab und er behält ihn auf; wir reichen dem Freunde die Hand und schütteln die des Freundes; er schließt seine Fäuste und schüttelt seine eigenen Hände. Beim Mahl beginnen wir mit Suppe und Fisch, und beenden es mit einem Desert von Früchten und Wein; er beginnt dagegen mit Früchten, Wein und Bisquit, und beschließt das Mahl mit Fischen und Suppe. Während bei der Hochzeit die englische Braut weiß gekleidet ist, kann die chinesische kein weißes Kleid tragen, sondern nur andere Farben. Keine blühenden, weiß gekleideten Brautjungfern begleiten sie, sondern alte Matronen, in Schwarz gekleidet. Sie macht den Honigmonat über keinen Ausflug aufs Land, wie bei uns, sondern lebt den Monat eingeschlossen zu Hause und empfängt niemanden. Weiß ist die Trauerfarbe, nicht Schwarz, wie bei uns. Die Todten kleidet man aber nicht in Weiß, wie wir, sondern in die lebhaftesten Farben. Erwachsene unterhalten sich, indem sie Drachen steigen lassen, und die Jugend schaut zu. Den Ball wirft man nicht mit der Hand, sondern mit der Ferse.

Bücher beginnen von hinten, wie wir sagen würden. Der Name des Verfassers steht unten am Rand; statt einer Ueberschrift oben schreiben sie den Inhalt des Buchs am Rand; eben da steht die Seitenzahl, statt wie bei uns oben in der Ecke. Man schreibt und liest die Zeilen von oben nach unten, und von rechts nach links.

Der Beiname folgt nicht, sondern geht dem Hauptnamen voran. Selbst beim Mondschein geht man mit Laternen. Der

Matrose, wenn er die Compaßrichtungen aufzählt, sagt: Ost, West, Süd, Nord. Geht ein Schiff in die See, so läßt man es seitwärts ins Wasser. Besteigt ein Reiter sein Roß, so geschieht es an dessen rechter Seite. Der Schüler, der seine Lection hersagt, kehrt seinem Lehrer nicht das Gesicht, sondern seinen Rücken zu. In Gesellschaft trägt man nicht leichte Schuhe, sondern möglichst dickbesohlte, und die schwärzt man nicht, sondern weißt sie mit Bleiweiß, aber nur die Ränder der Sohle.

Was ihre Tracht betrifft, so ist charakteristisch der Zopf, der im Mittel eine engl. Elle oder drei Fuß lang ist, aber auch noch durch eine seidene Flechte verlängert, während das Haar vorne und hinten alle 10 Tage kahl abrasirt wird; nur in der Trauer und bei tiefer Armuth läßt man es stehen. Dem Arbeiter wird der Zopf oft unbequem, er schlingt ihn daher in einen dicken Knoten, oder bindet ihn um den Kopf. Der Pädagoge braucht ihn wohl den Schüler damit zu züchtigen; böse Schulbuben machen sich auch wohl einen Spaß daraus, 2—3 Cameraden mit den Zöpfen zusammenzubinden und sie dann plötzlich aus einander zu sprengen. Nur buddhistische Mönche rasiren den Kopf ganz kahl, während die Tao-tse-Priester ihr Haar wie die gewöhnlichen Chinesen scheeren, den Theil den sie stehen lassen, aber oben auf dem Kopf zusammenbinden. Bettler lassen es wachsen, ohne es zu reinigen und es zu flechten, und die unabhängigen Miao-tseu sind stolz auf ihren Haarwuchs. Auch die alten Chinesen ließen ihr Haar wachsen, und erst die Mandschu zwangen sie vor 200 Jahren diese ihre Sitte anzunehmen. Die Chinesen widersetzten sich lange, endlich gewöhnten sie sich daran. Die Aufständigen (die Tai-ping) wollen jetzt die alte chinesische Haartracht wieder einführen.

Eine andere bekannte Eigenthümlichkeit der Chinesinnen ist der kleine Fuß. Doch würde man nach Milne sehr irren, wenn man glaubte daß diese Sitte ganz allgemein wäre. Die nackten Füße der Bootsfrauen in Canton zeigen den natürlichen Wuchs, ebenso im allgemeinen die weiblichen Dienstboten in Canton. In Tschu-san und Ningpo sah Milne 1842 und 43 dagegen kaum einen einzigen natürlich gewachsenen Fuß. Doch das ist nur local; denn im N. und im Innern von Kuang-tung, Kiang-si, Tsche-kiang sah er täglich arbeitende Frauen, deren Füße ihren natürlichen Wuchs hatten. Die ½ Mill. Frauen welche die Rebellen 1853 in Nanking zusammengetrieben und in Brigaden von 13,000 unter weiblichen Officieren formirt hatten, waren auch wohl der Art. Tataren haben auch diese Einzwängung der Füße ihrer Töchter nicht angenommen, oder doch wohl nur einzelne Vornehme. Diesen verbot der Kaiser es 1838 und 1840. „Wer in diese gemeine Sitte verfalle, habe keine Aussicht zu einer Ehrendame des Palastes erwählt zu werden.“ Ist aber diese Sitte in China keineswegs allgemein, so ist sie doch auch nicht, wie behauptet worden ist, bloß auf Reiche beschränkt. Man findet sie bei allen Classen; die „goldenen Lilien“ — wie diese kleinen Füße genannt werden — kommen bei der Abschließung einer Heirath wesentlich in Betracht. Der Ursprung dieser sonderbaren Sitte ist dunkel; nach einigen stammt sie von der Kaiserin Tan-key her (1100 v. Chr.), die ihre Klumpfüße so verbergen wollte. Nach andern ließ Kaiser Yang-ti 600 n. Chr. eine geliebte Concubine sie zuerst annehmen, nach andern ein Fürst der Tang 916 n. Chr. Beide fanden sie schön, wie unsere Damen ja auch eine schmale Taille. Ein Schriftsteller aus dem vorigen Jahrhundert läßt letztern dafür verdammt werden 700 Jahre in der Hölle 1,000,000 kleine Schuhe zu machen. Die Operation wird im 6ten—7ten Jahre, bei Reichen aber gleich, wenn das Kind zu gehen anfängt, vorgenommen. Vier Zehen werden unterbunden, und nach Lockharts Beobachtungen in seinem **Medical Missionary Report of his Hospital of Chusan in the year 1840—41** ist diese Marter nicht von so verderblichen Folgen als man gewöhnlich annimmt.

Die langen Nägel kommen bei Frauen und Männern, selbst Zollbeamten, Copisten und Schreibern vor. Man trägt sie einzeln in silbernen Behältern, schneidet und beißt sie nicht ab; doch sind lange Nägel immer nur eine Ausnahme.

Der Fächer dagegen ist im S. das ganze Jahr durch, anderswo nur im Sommer, bei beiden Geschlechtern jeden Standes im allgemeinen Gebrauch, und fällt den Fremden sehr auf. Der Arbeiter hat ihn bei seiner Arbeit, der Officier fächelt sich damit, wenn er in die Schlacht geht; der Geck führt ihn statt Peitsche oder Rohr; der Schulmeister gibt damit auch dem Jungen eins auf den Kopf. Vermögende haben ihren Fächer in einem Behälter aus Seide; der Arbeiter steckt ihn, wenn er ihn nicht brauchen kann, in seinen Gürtel oder hinten in seinen Kragen. Man sieht ihn von allen Formen, rund, blattförmig oder von der Form eines Kreisabschnittes. Er ist offen und steif, und dann aus Seide, Palmblättern oder Federn, oder er ist biegsam und läßt sich falten. Diese sind gewöhnlich aus Papier, mitunter aus feinen Gänsefedern oder schön geschnitztem Elfenbein. Er dient als Schirm unter einer brennenden Sonnenhitze von 98° F. Man schläfert sich und die Kinder damit ein, fächelt sich Kühlung damit zu, indem man langsam ihn ruhig und regelmäßig bewegt, um die Kräfte nicht zu erschöpfen. Sie werden mannichfaltig verziert, die seidenen gestickt, die papiernen mit Blumen, Abbildungen von Städten und besondern Localitäten bemalt. Man schmückt sie auch mit Sentenzen; wie wir einem Freunde ein Stammblatt schreiben, so kauft man in China einen Fächer und läßt den „ältern Bruder“ 1—2 Sentenzen darauf schreiben und sie untersiegeln.

Laternen sieht man in China vor allem in ungeheurer Menge, und von den mannichfaltigsten Formen und Farben. Von einem Spielzeug des Kindes, das nur ½ Farthing kostet und der Handlaterne des Armen für 1 Penny bis zu den großen von 12—16′ Durchmesser, die 100 Pfd. St. kosten. Sie sind rund, viereckig, unregelmäßig, in der Gestalt von Vögeln, Fischen, Vierfüßern. Das Gestell aus Holz, Bambu, Drath, Flechtwerk, mit Seide, Papier, Glas, Horn, Gaze, Leim überzogen, mit Schnitzwerk, Malerei, Stickerei oder Vergoldung verziert. Sie brennen nur Oel oder Lichter, das Gaslicht setzte einen Chinesen, der 1844 England besuchte, sehr in Erstaunen.[1] Man hat Laternen die man zusammenklappen und in eine Ecke stecken kann, wenn man sie nicht braucht. Beim Laternenfest im Frühling und Herbst sieht man die sogenannte Drachenlaterne von mehr als 100′ Länge. Auch die wandelnde Pferdelaterne, ein phantastisches Automat, ist an Stellen beliebt. Der Wind bewegt darin auf leichten Cylindern allerlei Figuren von Männern und Thieren. Niemand geht Nachts ohne Laterne. Der Maler setzt seinen Namen oder einen weisen Spruch darauf, Officiere auf der Reise ihren Titel; Kinder spielen mit allerlei sonderbar gestalteten Laternen; ja beim Angriff der Engländer auf Ningpo 1842 führten die 3—4000 chinesischen Soldaten Laternen mit sich, so daß die Engländer gut auf sie zielen konnten.

Chinesen essen bekanntlich mit Eßstöckchen, ursprünglich Tschu genannt. Das Zeichen ist zusammengesetzt aus den Charakteren für Bambu und Hilfe; es waren ursprünglich Bambu, die beim Essen behilflich waren; jetzt heißen sie Kuai-tsen, flinke Bursche.

---

[1] S. seine Beschreibung in Chambers' Journal 1855, Nr. 62.

Sie sind meist aus Holz, die bessern aus Elfenbein oder Silber, oben viereckig, unten rund; man faßt sie mit der Rechten in der Mitte. Die Reisschale hält man vor den Mund und schiebt den Reis mit den Eßstöckchen hinein. Nur die Reichen haben eine Art von Löffel aus Porcellan, selten aus Silber. Daß die Chinesen Ratten, Mäuse und Eidechsen essen, kommt nur bei Armen vor, wie auch wohl in Europa. In Californien wurde den 15 Juni 1853 dieß als ein Grund der Verfolgung der Chinesen mit angeführt. Ein Chinese antwortete darauf, daß dergleichen bei ihnen gar nicht Sitte sey. Die Vogelnestsuppe, Wallfischflossen und andere sonderbare Gelüste findet man auch nur bei Reichen. Der hohe Preis spricht schon dafür, da die indischen Vogelnester der feinsten Art der engl. Centner mit 800 Pfd. St. bezahlt, sie also doppelt mit Silber aufgewogen werden.

Die neueste Niger-Expedition.

(Von Dr Krapf.)

(Schluß.)

Die Expedition kam in einem sehr günstigen Zeitpunkt nach Rabba. Die aufregenden innern Kriege der Felata-Könige waren für den Augenblick gehemmt, und diese Herrscher waren jetzt während der Waffenruhe geneigt, den Leitern der Expedition und ihrer Aufgabe ein günstigeres Gehör zu geben, als unter andern Umständen zu erwarten war.

Da die Expedition vernommen hatte daß Sumo Saki, der Exkönig von Rabba, von Sokoto zurückgekommen, und auch sein Bruder Dasaba von Lade aus Illorin zurückgekehrt sey, daß der Sultan von Sokoto beide Brüder mit einander ausgesöhnt habe, und daß beide in einem Kriegslager bei der Stadt Bida sich befänden (wohin der Nebenstrom Lafun die Expedition in kurzer Zeit bringen könnte), so wurde das Dampfschiff vom Hauptstrom nach dem Lafun dirigirt, der 200 Ellen weit und 3—5 Faden tief gefunden wurde. Das Schiff befuhr den Lafun gegen 11 engl. Meilen aufwärts bis zur Fähre Wunagi. Am 14 Sept. wurde das Lager bei Bida erreicht, das etwa drei Stunden vom Ufer des Lafun entfernt war. Am 15ten hatten die Reisenden eine Unterredung mit den Herrschern Sumo Saki und Dasaba, welche sie freundlichst aufnahmen und bewirtheten. Beide Könige warteten nur auf das Ende der Regenzeit, um ihr Lager nach Rabba zu versetzen und diese zerstörte Stadt wieder aufzubauen; auch gewährten sie der Expedition nicht nur die freie Schifffahrt des Flusses für Handel und Verkehr, sondern gaben auch ihre volle Erlaubniß daß Lehrer die heidnische Bevölkerung ihres Landes in der Religion der Anasára (Christen) unterrichten dürften.

Die Stadt Rabba liegt auf Felsen welche 96 Fuß über den Spiegel des Niger erhaben sind. Die Ruinen erstrecken sich über eine englische Meile dem Fluß entlang und verlieren sich in einer weiten offenen Landschaft im Innern. Von den Felsen aus kann man das Hochland in dem Reich Joruba deutlich sehen. Die Lage von Rabba mit ihren Felsen auf der Vorderseite hat große Aehnlichkeit mit der von Idda im Igara-Land, nur ist sie offener und hat die gerade Straße von Kano nach Illorin, mit Pferden, Eseln, Elfenbein, Sklaven und andern Artikeln, welche auf den Märkten der Eingebornen gesucht werden. Wenn Rabba wieder aufgebaut ist, wird hier ein großer Handelsverkehr entstehen, besonders wenn er durch eine Handelsniederlassung genährt würde. Europäische und asiatische Waaren finden ihren Weg durch die Wüste nach Rabba, und einige wurden der Expedition an Bord des „Dayspring" zum Verkauf angeboten. Die Bevölkerung welche die Expedition in Bida sah, mag sich auf 60,000 Menschen belaufen haben; und wenn die zerstreuten Ueberreste der verschiedenen Städte und Dörfer in Rabba zusammenkommen, so wird die Bevölkerung dieser Stadt wenigstens 70,000 Seelen stark werden, bestehend aus Fulanis, Nufis, Haussas und einer gemischten Körperschaft von Joruba und Egba-Leuten, welche als Soldaten im Dienst der Felani-Könige stehen. In Rabba und Illorin ist die Hauptmacht des Mohammedanismus concentrirt. Die Haussa-Sprache ist das Verbindungsmittel für die gemischte Bevölkerung in Rabba; sie ist, im vollen Sinn des Worts, die Handelssprache, welche verstanden wird von den im Lande herumreisenden Händlern und von den Gelehrten, welche als Lehrer und Schulmeister sich etablirt haben, und welche neben diesem Beruf noch ihren Handel treiben.

In Rabba wurden die weitern Unternehmungen der Expedition Gegenstand einer ernsten Berathung. Der ursprüngliche Plan, der in England entworfen worden war, erwies sich den localen Verhältnissen gemäß als unausführbar. Es war nämlich die Absicht gewesen daß Hr. Crowther bei der Ankunft des Dampfschiffes am Zusammenfluß, oder in Rabba, zu Land nach Sokoto gehen sollte, während das Schiff auf dem Fluß weiter aufwärts, vielleicht bis Bonsa, fahren und von dort aus eine Verbindung mit Lagos über Abbeokuta (eine große Stadt im Joruba-Land) eröffnen dürfte. Aber da die Ankunft der Expedition gleichzeitig mit der Jahreszeit stattfand, wo (während des Schlusses der Regenzeit) alle Flüsse, Seen und Moräste ihre höchste Höhe erreichen, so war die Landreise nach Sokoto sehr schwierig. Ueberdieß waren alle erfahrnen Leute gegen den Versuch, das Dampfschiff zu den Felsen oberhalb Bonsa zu führen. Es wurde deßhalb ein Besuch in Illorin vorgeschlagen, behufs einer Verbindung zwischen dieser Stadt und Rabba, und so durch Abbeokuta nach Lagos, während das Dampfschiff nach dem Zusammenfluß zurückkehren, und dort das zweite Dampfschiff, den „Sunbeam" erwarten und mit den aus England erwarteten Geisen und Vorräthen nach Rabba zurückgehen sollte. Während dieser Zeit würde der Weg nach Sokoto thunlicher werden, nicht nur weil das Regenwasser indessen sich verlaufen, sondern auch weil sich eine Gelegenheit darbieten würde unter dem Schutz einer Escorte zu reisen, indem die Mannschaft welche Sumo Saki von Sokoto begleitet hatte, wieder dorthin zurückkehren wollte. Diese Plane wurden jedoch später verändert als man den Entschluß faßte den hohen Wasserstand zu benützen, und so weit als möglich den Fluß hinanfzufahren ehe das Wasser anfangen würde abzunehmen; die Briefe nach England und der Küste sollten durch einen Boten von Sumo Saki nach Illorin, und von da nach Abbeokuta befördert werden. Die Absendung der Post wurde sogleich besorgt und erreichte glücklich den Ort ihrer Bestimmung. Eine Ueberlandpost durch das Joruba-Land wurde eingerichtet, und so kam es daß die Briefe welche am 6 Oct. von Rabba abgiengen, London am 6 Jan. 1858 erreichten — eine Schnelligkeit der Verbindung mit Europa, welche in der Geschichte afrikanischer Unternehmungen unerhört ist.

Nachdem die Expedition ihre Post abgesandt hatte, wurden die Anker zur Weiterfahrt gelichtet am Nachmittag des 6 Oct. Man passirte die Dörfer Sigosi, Lufua und Luisi auf der rechten Seite des Flusses, und kam dann an die Mündung des Osin-stromes, in deren Nähe man über Nacht ankerte. Die Reisenden hörten mancherlei sich widersprechende Nachrichten, und wurden nicht gewiß ob der Osin mit Kähnen oder Booten zu befahren ist; eine Thatsache jedoch steht fest, nämlich daß die Nupe-Leute weit ins Innere gehen, um Kähne zu verfertigen und sie dann den Osin herab nach dem Kowarra zu flößen. Waaren u. s. w. scheinen sie auf dem Osin bis an die Mündung des Kowarra nicht zu verführen.

Am 7 Oct. wurden die Anker wieder gelichtet. Als man sich den Felsenhügeln, zwischen welchen sich der Fluß hindurchzwängt, genähert hatte, wurde die Landschaft höchst bezaubernd und malerisch schön. Auf der rechten Seite des Flusses sind felsige Hügel von etwa 300 Fuß Höhe, welche die Gränze zwischen Nupe und Joruba bilden. Die Nupis beanspruchen diese Hügel als zu ihrem Land gehörend, obwohl sie unbewohnt sind wegen ihrer felsigen Oberfläche. Da sie direct ins Joruba-Land führen, so heißen sie Joruba-Hügel, wiewohl sie von rechtswegen den Nupis gehören. Links ist eine Hügel-Insel, auf deren nördlicher Seite das Dorf Jeba steht. Die eigenthümliche und neue Erscheinung der an den Fluß angränzenden Gegend ist schwer zu beschreiben. Der Dampfer folgte der Biegung des Stromes auf der rechten Seite, wo er 3—4 Faden Wasser hatte bei der Jeba-Insel. Nachdem diese umfahren war, theilte sich der Kowarra wieder in drei Theile, zwei Felsen-Inseln in der Mitte bildend, wovon die eine bewohnt ist und Kasangi heißt, die andere aber eine ungeheure, zuckerhutartige Felsenspitze bildet, welche in der Mitte des Flußbettes gegen 250 Fuß hervorragt. Der Lootse erklärte beide Durchgänge für fahrbar. Da die Dorfbewohner, die man noch über diesen Gegenstand befragte, die andere Durchfahrt auch für passirbar hielten, so wählte man den Durchgang auf der rechten Seite der Zuckerhut-Insel, und der Lootsmann wurde besonders aufgefordert jede Stelle anzugeben, wo Felsen unter dem Wasser waren, um sie auf der Karte andeuten zu können. Man hatte 2—3 Klafter Wassertiefe. Bald nachher erreichte das Schiff eine andere Passage, durch welche das Wasser in den Hauptcanal rechts von den Felsenbetten herströmt, und abermals eine Felsen-Insel bildet, dem Felsengipfel gegenüber. Das Senkblei sondirte fort und fort, während man an den obern Theil der Zuckerhut-Insel und an eine schmale Bucht kam, welche sich hier mit dem Hauptcanal verbindet. Vor dem Schiff waren zwei Felsblöcke, deren einer gegen 60, und der andere etwa 10 Fuß über den Wasserspiegel sich erhob. Da die richtige Passage zweifelhaft war, ließ man das Schiff Halt machen, und Lieutenant Glover untersuchte zuerst die Bucht und dann die drei Durchgänge zwischen der Insel und den zwei großen Felsen. Weil man nun drei Faden Tiefe außer vor dem kleinern Felsen fand, und der Schiffskahn mit fünf Rudern die Strömung durch diese enge Passage bewältigen konnte, so dachte man, der „Dayspring" würde im Stande seyn mit voller Dampfkraft durchzudringen. Während das Schiff vor Anker lag und die Sondirung vorgenommen wurde, kam der Häuptling von Gbiaja (eines der Dörfer auf der Jeba-Insel) um die Expedition zu begrüßen. Vier Kähne kamen mit ihm, aber nichts wurde von einer bessern Passage gesprochen. Der Anker wurde jetzt gelichtet und das Schiff mit halber Kraft gegen den engen Canal gerichtet. Der oberste Ingenieur stand bei der Maschine, der zweite war auf dem Verdeck bereit zu befehlen, und Lieutenant Glover stand bei dem Steuermann. Einige Minuten lang ward das Schiff in den rechten Lauf gebracht, den es aber nicht festhalten konnte. Es wurde ein wenig auf die Seite getrieben und stieß sein Vordertheil an den Felsen, was die Maschine für einen Augenblick hemmte, um das Schiff etwas zurückzutreiben, worauf es wieder mit voller Kraft in Bewegung gesetzt wurde. Für einige Augenblicke behielt es seinen festen Lauf und fuhr artig dahin, bald aber wurde es von der Strömung und dem Wirbel auf der linken Seite ergriffen und an die Felsen im Flußbett getrieben, wo es festgehalten ward und sogleich anfieng Wasser in dem Maschinenraum und in der hintern Kabine zu fassen. Die Pumpen wurden angewendet und schleunige Schritte gethan um das Schiff aufzuwinden, und nach der nächsten Sandbank zu bringen. In der Zwischenzeit wurde das Geräth von der Hinterkabine entfernt, die Vorderkabine war noch trocken. Da jedoch das Schiff bald anfieng sich auf die Seite zu neigen und das Wasser durch die Seitenlöcher hereinzulassen, und es folglich gefährlich wurde länger an Bord zu verweilen, so ward der ganzen Gesellschaft befohlen sich ans Land zu begeben, und so viel Geräth als möglich ans Ufer zu nehmen. Der Dampf wurde ausgelassen und der Kessel entladen. Weil man nur zwei Boote hatte, so würde die Verlegenheit groß gewesen seyn, wenn nicht die Kähne der Eingebornen, welche gerade da waren, bereitwillig Hülfe geleistet hätten.

Die Mannschaft wurde auf der nächsten Sandbank, die gerade aus dem Fluß hervorragte, gelandet und erst nachher sah man sich nach einer bessern Stelle um. Man zog sich auf das Ufer zurück, reinigte ein Stück Boden vom Gras und Gebüsch, und errichtete temporäre Zelte für die Nacht. Lieutenant Glover und Capitän Macintosh blieben zuletzt an Bord, mußten aber endlich das Schiff verlassen, da es offenbar war daß dasselbe bis Tagesanbruch sinken werde. Zum Glück gieng kein Menschenleben verloren.

In der Nacht auf den 8 Oct. war die Expedition in einer unerquicklichen Lage. Ein heftiger Sturm mit Regengüssen tobte, und die Reisenden mußten sich mit ihren Mänteln, Matten und Regenschirmen helfen so gut sie konnten. Mit Tagesanbruch waren aller Augen auf das Schiff gerichtet. Sein Vordertheil war im Wasser bis an die Maschinenkammer versunken, während das Hintertheil über dem Wasser stand, so daß der Kiel und das Ruder mehrere Fuß hoch gleichsam in der Luft hiengen. Man konnte noch mehr Geräthschaft retten. Da es sich herausgestellt hatte daß die Reisenden auf Morastgrund sich gelagert hatten, so wurde eine höhere und mehr trockene Stelle zum Lager aufgesucht. Während dieß vergieng, kamen Boten von den benachbarten Dörfern um den Schiffbrüchigen ihr Mitleid zu bezeugen. Die Eingebornen erzählten ihnen daß Hr. Beecroft, der vor einigen Jahren hier war, vor einem der Dörfer geankert und in einem Boot die rechte Passage zuerst aufgesucht habe, und dann auf der linken Seite des Flusses durch eine Bucht und nicht durch den mittlern Canal gefahren sey. Die freundlichen Eingebornen versahen die Expedition reichlich mit Lebensmitteln, was für die große Gesellschaft, die aus 12 Europäern und 38 Schwarzen bestand, sehr erwünscht war.

Da man sich überzeugt hatte daß das Schiff unwiederbringlich verloren sey, so beschloß man den Wrack zu verkaufen und das Schicksal der Expedition möglichst schnell an die Küste zu berichten, ob vielleicht der aus England erwartete Dampfer „Sunbeam" den Fluß heraufkommen und die Stelle des „Dayspring" ersetzen könnte. Am 17 Oct. sandte der Häuptling des Rabba-Dorfes zwei Boote, welche bis zum Zusammenfluß des Niger

mit dem Tschadda hinabsegeln sollten. Da diese Boote aber nicht ohne die Erlaubniß des Königs von Rabba gehen konnten, so mußte man erst nach Bida, wo er sich damals aufhielt, einen Boten schicken.

Am 19 Oct. kehrte der Bote, der die Post der Expedition nach Illorin im Joruba-Land gebracht, wieder zurück mit der Nachricht daß einer der Reisenden selbst mit der Post von Illorin nach Abbeokuta, der Hauptstadt von Joruba gehen müßte, weil die Stadt Illorin auf keinem guten Fuß mit dem König von Joruba stünde und letzterer glauben würde, die Post enthalte Zaubermittel, wodurch seinem Land geschadet werden könnte

Am 23 Oct. verließ Lieutenant Glover das Lager der Expedition um die verschiedenen Durchfahrten des Flusses zu untersuchen, und um den Häuptlingen der benachbarten Dörfer für ihre Theilnahme und Hülfleistungen zu danken. Zuerst wurden die heidnischen Dörfer Kpasua und Jeba besucht. In Jeba sah man zwei menschliche Figuren (männliche und weibliche) in der Veranda des Götzenhauses. Am 24 Oct besuchte man die Dörfer Kasangi und Gbiasa. Der Häuptling von Gbiaja war sehr zufrieden mit dem rothen Tuch und einer Tabaksdose die ihm geschenkt wurde. Die Untersuchung der verschiedenen netzförmigen Durchfahrten des Flusses bewiesen daß die Passage, welche der „Dayspring" versucht hatte, die beste war die man wählen konnte, ehe die Bucht am Ufer entdeckt worden war. Nach der Untersuchung besuchte Hr. Glover mit Crowther eine Insel wo die Verehrer des Ketsa, des Gottes der zuckerhutförmigen Felsenspitze, wohnen. Ein Priester kam den Fremden zornig entgegen und fragte was sie auf der Insel zu schaffen hätten. Da die Eingebornen glauben, Ketsa, der Gott der Felsenspitze, habe eine große Abneigung gegen die rothe Farbe (weßhalb sie immer eine große Strecke weit ihre rothen Kleider ablegen, wenn sie den Fluß hinauf- oder hinabfahren), so meinten sie, die rothen Sachen die auf dem „Dayspring" sich befanden, hätten den Zorn des Gottes erregt und so den Untergang des Schiffes herbeigeführt.

Die Reisenden bemerkten dem erzürnten Priester auf der Insel daß sie als Fremde mit den Sitten der Leute unbekannt wären und daß, da der Gott Ketsa rothe Kleider nicht liebe, sie für ihn (den Priester) auch kein Geschenk mitgebracht hätten. Hr. Glover fügte bei daß er nie seine rothe Kleidung ändern werde, da er sie auch in seinem Vaterland trage, und wenn er seine rothe Kleidung ändern würde, so müßte er auch sein rothes Gesicht ändern, was ja unmöglich sey. Hr. Crowther stellte die Frage, wenn der Gott Ketsa den Eingebornen den Genuß von Palmwein und Fleisch verbieten würde, ob dieses Gebot auch für andere verbindlich wäre. Die Leute brachen in ein Gelächter aus und verneinten die Gültigkeit für Fremde. Der Streit mit dem intoleranten Priester wurde endlich friedlich beigelegt, und die Leute versprachen die Reisenden am nächsten Tag zu besuchen, was diese aber ablehnten, da morgen ihr Sonntag, der Tag des Soho, d. h. des großen Gottes sey, der aus einem Blut alle Nationen der Erde (bei welchen Worten Hr. Crowther die Hand des Hrn. Glover und die des Nupe-Dolmetschers in seine eigene faßte, um die Verschiedenheit und doch zugleich die Einheit der Menschen anzudeuten), der dieses große Wasser und auch den Hügel des Ketsa gemacht habe. Die Leute waren erstaunt als sie hörten daß die Fremden auch einen heiligen Tag hätten, und versprachen am Montag zu kommen. Am 26 Oct. kam wirklich der Hülfspriester des Oberpriesters Doro aus dem heiligen Dorf Dorosu, die Fremden zu besuchen. Auf ihre Frage über den Gott Ketsa erwiederte der Priester, der Gott wohne in einer Höhle unter der Felsenspitze, er sey ein betagter Gott, dem die Könige von Nufi seit alter Zeit große Verehrung gezollt hätten. Da die Ceremonien in der Joruba-Sprache verrichtet werden müssen, so muß der Priester des Ketsa diese Sprache etwas verstehen. Weiber dürfen den Namen des Gottes nicht nennen, und nur der Priester darf in die Höhle desselben eintreten.

Am 28 Oct. kamen Boten von den Königen Sumo Saki und Dasaba, welche von dem Schiffbruch des „Dayspring" gehört hatten, mit dem Befehl an alle Häuptlinge der Dörfer von Sigoß bis Maßi, die Lage des Schiffes zu untersuchen, dasselbe von dem Felsen weg und in das Wasser zu leiten, und Sorge zu tragen daß während der Arbeit nichts von dem Geräth entwendet werde. Dr. Baikie dankte den Königen für ihre Güte, und den Häuptlingen für die schnelle Vollstreckung der königlichen Befehle, und bat sie zu warten bis das Wasser gefallen wäre und der Zustand des Schiffes genau untersucht werden könnte; wenn dann ihre Hülfe nöthig sey, so werde man sich ihrer bedienen. Nachdem ihnen einige Geschenke gegeben worden waren, begaben sie sich an das Schiff, um dessen Zustand zu untersuchen und aus persönlicher Anschauung den Königen Bericht zu erstatten. Sie hatten keine Idee von dem großen Fahrzeug und verwunderten sich sehr als sie den „Dayspring" wie eine Eisenmasse an dem großen Felsen hängen sahen. Ihr guter Wille wurde für die That angenommen.

So tragisch nun auch die erste Unternehmung der neuesten Niger-Expedition geendet hat, so hat sie doch eine Fülle von Erfahrungen eingebracht, welche das endliche Gelingen des Planes mit Zuversicht in Aussicht stellen.

1) Die Europäer wurden überall mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, ihre Absichten verstanden, und wo sich nur ihr Wunsch nach Anlegung von Factoreien und Missionsniederlassungen kundgab, wurde demselben entsprochen.
2) Es stellte sich heraus daß die befreiten Afrikaner von Sierra Leone überall zerstreute Verwandte an den Ufern des Nigers fanden. So z. B. fand W. Reader von dem Owe-Stamm in Kakanda, den Dr. Baikie von Sierra Leone mitgenommen hatte, seine Schwester mit drei Kindern; Hr. Crook, ein alter entlassener Soldat aus der Nupe-Nation, der Anno 1813 in Sierra Leone befreit worden war, fand eine alte Frau, welche früher seines Vaters Weib gewesen war; W. Parker, ein Eingeborner der Bassa-Nation, fand seine Schwester; und Hr. Turner aus dem Joruba-Land begegnete mehreren Personen welche aus seiner Vaterstadt gebürtig waren. Die Aufregung und Freude der Leute welche solche unerwartete Begegnungen bezeugen durften, war sehr groß und zeigte welchen großen Einfluß die befreiten Sklaven in Sierra Leone später auf die Niger-Gegenden ausüben werden.
3) Das Gräuelhafte der Neger-Religionen und gottesdienstlichen Ceremonien ist durch die Expedition in ziemlichem Maße aufgedeckt worden. In der Stadt Onitscha fand Hr. Crowther daß Menschenopfer bei den Begräbnissen der Verwandten der Eingebornen vorkommen. Er sprach beim König und seinen Räthen sehr eindringlich gegen diese Sitte, und hatte die Freude von dem König das Versprechen zu erhalten, daß in Zukunft die Menschenopfer abgeschafft werden sollten.

In der Stadt Ala, oberhalb Onitscha, wurde ein neunjähriger Sklavenknabe bei der Schlichtung einer politischen Streitigkeit geopfert. Dem armen Knaben wurden zuerst Hände und Füße ausgerenkt, worauf man ihn in ein für ihn bereitetes Loch warf, das mit einem großen Topf zu-

gedeckt wurde. Er schmachtete daselbst drei oder vier Tage bis er starb, und die Leute das Loch über ihm zuscharrten.

4) Die Expedition hat das große Verlangen wahrgenommen, das die Eingebornen nach europäischen Waaren bereits an den Tag legen. In dem Niger-Delta sind Hemden und Manchesterwaaren sehr gesucht für Ziegen, Hühner, Yams und Holz. In Onitscha begehren die Leute Hemden, Jacken und Strohhüte, u. s. w.

Im Braß-Land ist der Verkehr und die Verbesserung der Cultur sehr im Zunehmen begriffen. Man sah gegen 100 große Boote, wovon einige gegen 80 Gallonen Palmöl an Bord hatten. In dem Delta zählte man gegen 27 Dörfer mit etwa 12,825 Seelen.

Wir wollen hoffen daß die kirchliche Missionsgesellschaft bald ihr Versprechen erfüllen werde, das 86 Folioseiten starke Tagebuch des wackern Hrn. Crowthers zu veröffentlichen, woraus die Einzelheiten der Expedition ersehen werden mögen. Ebenso wollen wir hoffen daß die gegenwärtigen Operationen an den Ufern des Niger der Anfang einer großen und wichtigen commerciellen und religiösen Thätigkeit werden mögen, bei der die Colonie von Sierra Leone, die im Anfang zu unterliegen schien und viele Jahre lang mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, den Hauptantheil haben wird. Ihre polyglottische und christlich civilisirte Bevölkerung läßt uns unter dem Segen Gottes große Leistungen für Westafrika, besonders für die Niger-Gegenden, mit Recht erwarten.

Miscellen.

Handel Chokand's mit Rußland. Er wird mittelst zweier Routen geführt: durch die Stadt Troizk an der Orenburger Linie und durch die Städte Semipalatinsk und Petropawlowsk an der Sibirischen. Die Handelsbeziehungen Chokands mit diesen beiden letzteren Städten sind von größerer Wichtigkeit als die mit Troizk. Nach den officiellen Listen stellte sich der Werth der an der Orenburger Linie in den 12 Jahren von 1843—1854 ein- und ausgeführten Waaren wie folgt:

	Einfuhr aus Chokand.		Ausfuhr nach Chokand.	
Im Jahr 1843	4646 Rub.	45 Kop.	8447 Rub.	70 Kop.
„ „ 1844	19,745 „	45 „	35,543 „	25 „
„ „ 1845	26,650 „	10 „	20,261 „	77 „
„ „ 1846	74,563 „	40 „	36,610 „	5 „
„ „ 1847	28,220 „	40 „	12,191 „	40 „
„ „ 1848	45,291 „	75 „	8609 „	36 „
„ „ 1849	60,551 „	75 „	37,078 „	43 „
„ „ 1850	137,199 „	50 „	29,915 „	25 „
„ „ 1851	125,758 „	6 „	73,671 „	81 „
„ „ 1852	96,338 „	17 „	47,685 „	18 „
„ „ 1853	134,686 „	90 „	69,697 „	92 „
„ „ 1854	137,371 „	55 „	101,124 „	30 „

Von den aus Chokand nach Rußland gebrachten Artikeln sind Früchte, Thee, rohe Baumwolle, Krapp und verschiedene baumwollene und seidene Fabrikate, als Bettdecken, Tücher, Schärpen, Mützen u. s. w. die wichtigsten; die Ausfuhr aus Rußland besteht aus Eisen, Stahl, Kupfer, Blei, Sandelholz, Cochenille, Sassaparilla, Zucker, Pelzwerk, Häuten, Schreib- und Packpapier, Koffern, Tuch und Manufacturwaaren.

Asbest oder Steinflachs im Gouvernement Perm. Unter den Producten des Mineralreichs, an welchen der Kreis Newjansk so reich ist, nimmt der Asbest oder der sogenannte Steinflachs nicht die letzte Stelle ein. Die erste Entdeckung von Asbest in Newjansk erfolgte im Jahr 1720, das ist 22 Jahre nach Gründung des Sawod. Auf Anordnung Nikita Demidow's, des damaligen Besitzers von Newjansk, wurde sogleich zur Bearbeitung dieses Materials geschritten, und mit solchem Erfolg daß man schon damals verschiedene Gegenstände daraus zu verfertigen begann. Eine von Demidow Peter dem Großen vorgelegte Probe von Leinwand aus Newjansker Asbest erregte die Aufmerksamkeit des Monarchen, und das kaiserliche Bergcollegium erließ an Demidow den Befehl, ein Stück von der unverbrennlichen Leinwand einzuschicken, sowie darüber zu berichten wo der Stein sich vorfinde aus welchem diese Leinwand bereitet worden, und ob er in bedeutenden Quantitäten angetroffen werde. Pallas, der im Jahr 1770 den Ural besuchte, sah noch die Arbeiten, die auf Veranstaltung Akinfi Demidow's im Asbest-Berge vorgenommen worden waren, und fand in Newjansk eine alte Frau, welche aus Steinflachs Leinwand zu weben, Handschuhe zu stricken und Papier zu machen verstand. Heutzutage beschäftigt sich niemand mehr mit dieser Fabrication, und es ist nur wenigen Bewohnern von Newjansk bekannt daß sie noch im vorigen Jahrhundert hier geblüht hat. Das bei der Bearbeitung des Steinflachses gebräuchliche Verfahren ist sich nicht immer gleich. In Newjansk war der Proceß äußerst einfach: nachdem man den Asbest gewonnen, zerschlug man ihn mit einem Hammer und trennte ihn mit der Hand in Schichten, kämmte die herausgezogenen Fasern mit hölzernen Kämmen, und spann und webte sie dann wie gewöhnlichen Flachs. Ueber die Bearbeitung des in den Pyrenäen gefundenen Asbest sagt Ciampini daß man, um zum Spinnen brauchbares Material zu erhalten, die Asbest-Steine auf eine Zeitlang in siedendes Wasser legt; im Wasser werden sie zerknetet und zerrupft, bis sie weich werden und die nöthige Weiße erlangen und das Wasser eine Milchfarbe annimmt. Hierauf werden die zurückbleibenden Asbestfasern aus dem Wasser genommen; man spinnt sie in Verbindung mit Flachsfäden und webt daraus Leinwand, die um die Flachsfäden auszubrennen und ihr eine größere Weiße zu verleihen, endlich in den Ofen geworfen wird.[1] Im Alterthum bildete die Bearbeitung des Asbest einen bedeutenden Industriezweig, allein der dabei angewandte Proceß ist verloren gegangen. Unter den von Hrn. Ogloblin dem statistischen Comité vorgelegten Proben des im Newjansker Kreise gefundenen Asbest ist die größte ein mit Serpentin verwachsenes Stück von einer halben Arschin Länge. Dieses Stück wurde 10 Werst nordwestlich von Newjansk, am südlichen Abhange des Lindenberges (Lipowaja gora) zu Tage gefördert. Das Gestein, aus welchem dieser Berg besteht, ist Serpentin. (Ermans Archiv.)

[1] De lino incombustibili. Romae 1691.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 20. 14 Mai 1858.

Der Tafelluxus im römischen Alterthum.[1]

Der Uebergang in Sitten und Lebensweise der Römer von strenger, ja rauher Einfachheit zu ausschweifendem und zuletzt unsinnigem Luxus erfolgte mit der steigenden Macht des Staats durch die glückliche Beendigung der punischen Kriege, durch das Zusammenströmen der Capitalien aus den Provinzen nach Rom, vor allem durch die Bekanntschaft mit dem Luxus der griechischen und orientalischen Länder, in und nach den dort geführten siegreichen Kriegen. Von der Rückkehr der Armee aus Kleinasien im Jahr der Stadt 561 (187 v. Chr.) datiren die alten Historiker das Ueberhandnehmen der Pracht in der häuslichen Einrichtung, der Weichlichkeit und Ueppigkeit in der ganzen Lebensweise. Auch die Mahlzeiten, sagt Livius, fieng man an mit Sorgfalt und größerem Aufwand zu bereiten. Der Koch, bei den Alten der geringste unter den Sklaven nach Achtung und Nutzen, fieng dann an im Preise zu steigen, und was früher eine Dienstleistung gewesen war, wurde nun als Kunst behandelt. In der Regel war sogar in der frühern Zeit kein eigentlicher Koch unter dem Dienstpersonal selbst der größern Häuser gewesen; bedurfte man eines solchen bei außerordentlichen Veranlassungen, so miethete man ihn vom Speisemarkt: so geschieht es regelmäßig in den Comödien des Plautus, die wenn auch nach griechischen Originalen bearbeitet, doch vorzugsweise die Zustände des damaligen Rom veranschaulichen. Bald nachher (nach Plinius im Jahr der Stadt 580, v. Chr. 174) fieng auch die Bäckerei an ein eigenes Handwerk zu werden, während die Frauen bisher den Bedarf der Haushaltungen an Brod selbst besorgt hatten. Natürlich bildete sich hier ebenfalls eine Virtuosität aus, die sehr geschätzt und theuer bezahlt wurde. In der letzten Zeit der Republik gab man für einen Sklaven, der sich gut auf die Kunstbäckerei verstand, gern 100,000 Sesterzen, d. h. ungefähr 25,000 Francs. Gelegentlich mag hier bemerkt werden, daß zu einer ausgesuchten Mahlzeit auch ein förmlich ausgebildeter Vorschneider gehörte. Es gab in Rom Schulen, wo Lehrlinge dieser Kunst sich an hölzernen Nachbildungen verschiedener Braten übten; geschickte Vorschneider verrichteten ihr Geschäft in einer Art von Tanzschritt nach dem Takte, wobei ihre Bewegungen nach der Natur des zu zerschneidenden Bratens wechselten. Doch diese Sitte gehört freilich erst der Kaiserzeit an. Man sieht hieraus welche Bedeutung das Küchenpersonal allmählich gewann, und welche Wichtigkeit seinen Diensten beigelegt wurde. Wie zahlreich es in großen Palästen war, mag man daraus ersehen, daß in der Grabschrift eines kaiserlichen Oberkochs im Anfang des zweiten Jahrhunderts ein Collegium der kaiserlichen Köche erwähnt wird.

Die aus Asien eingedrungene Schwelgerei erregte die heftigste Indignation bei den Männern der conservativen Richtung, die allen Veränderungen zum Trotz das altrömische Wesen auch äußerlich beizubehalten strebten. An ihrer Spitze stand der alte Cato. In einer seiner Reden an das Volk sagte er, man könne den Verfall des Staats am deutlichsten daraus erkennen, daß jetzt für schöne Sklaven mehr bezahlt würde als sonst für Landgüter, und für ein Fäßchen Sardellen aus dem schwarzen Meer mehr als für einen Ackerknecht. Für die letztere Delikatesse wird ein Preis von 300 Francs angegeben. In früherer Zeit hätte man im Atrium (dem Hauptsaal des Hauses), nicht in besondern Speisesälen und mit nicht mehr als zwei Gängen gespeist. Durch Gesetze und Verbote glaubte Cato und die Gleichgesinnten dem Eindringen des Tafelluxus einen Damm entgegensetzen zu können. Im Jahr 573 der Stadt (181 v. Chr.) gieng das von dem Tribunen Orchius vorgeschlagene Luxusgesetz durch, in welchem unter anderm die Zahl der einzuladenden Gäste festgesetzt war. Wie wenig diese Bestimmungen fruchteten, zeigen die nun in schneller Folge hintereinander erlassenen ähnlichen Gesetze. Schon zwanzig Jahre später (593/161) erfolgte das Gesetz des Fannius. Ein neues, strenges Gesetz, so wird berichtet, sey dringend nothwendig gewesen, da bereits die Schlemmerei die größten Schäden angerichtet, freigeborene Knaben ihre Keuschheit und Freiheit verkauft hätten um ihrer Lasterhaftigkeit zu fröhnen, und ein großer Theil der Bürger betrunken in die Volksversammlung gekommen wäre. Einer der Redner über den Gegenstand schilderte wie die Beisitzer der Tribunale während der

[1] Wir werden von dritten Personen aufgefordert zu erklären, daß der Verfasser des obigen Artikels, dessen archäologische Skizzen die Leser dieser Blätter schon wiederholt zu schätzen Gelegenheit hatten, den Stoff zu einer früheren Arbeit, „die Stellung der Juden im Alterthum“ zunächst aus den classischen Schriftstellern selbst, dann aus Mommsen Röm. Gesch. Bd. III, aus Marquard, Handb. des Röm. Alth. Bd. 4, S. 81; ferner aus Bynkershoek Opusc. II. p. 191, endlich und reichlich aus Graetz Geschichte der Juden geschöpft habe. Da keine der neueren Arbeiten genannt wurde, so hatte auch niemand Anlaß über Vernachlässigung sich zu beklagen. D. Red.

Verhandlungen betrunken zur Sitzung kommen. „Verdrießlich erscheinen sie; die es angeht reden, der Richter fordert die Zeugen vor, er selbst geht bei Seite. Wie er zurückkommt, sagt er: Ich habe alles gehört, gebt die Stimmen ab. Er sieht die Buchstaben an, kaum hält er vor Wein die Augen offen. Wenn er zur Berathung geht, sagt er: Was habe ich mit den Narren zu thun? Warum trinken wir nicht lieber einen Meth mit griechischem Wein bereitet, essen einen fetten Krammetsvogel und einen guten Fisch, einen ächten Hecht, der zwischen den beiden Brücken gefangen ist?“ Derselbe Redner zeigte, daß bei Gastmählern öfter das sogenannte trojanische Schwein aufgetragen werde, d. h. ein ganzes Schwein, das, wie das trojanische Pferd mit Kriegern, mit kleinern Gerichten verschiedener Art gefüllt war. Das fannische Gesetz bestimmte daher eine gewisse sehr geringe Geldsumme, die an gewöhnlichen Tagen für Mahlzeiten ausgegeben werden dürfe, an zehn Tagen in jedem Monat war die dreifache, an gewissen Jahresfesten, wie den Saturnalien die zehnfache gestattet (20 Sgr., 2 Thlr., 6 Thlr. 20 Sgr.). Je geringer diese Ansätze waren, desto eher wurden sie ohne Zweifel überschritten. Schon 18 Jahre später erfolgte ein neues Luxusgesetz, das die Bestimmungen des vorhergehenden auf ganz Italien ausdehnte, und die Gäste bei einer zu kostspieligen Mahlzeit für eben so strafbar erklärte als den Wirth. Sodann verstrich ein längerer Zeitraum bis 651 (104 v. Chr.), wo ein von Licinius Crassus vorgeschlagenes Gesetz die frühern Vorschriften aufs neue einschärfte. Auch aus einer der für dieß Gesetz gehaltenen Reden ist ein Bruchstück erhalten. „Die Matadors der Garküche und der Schlemmerei,“ sagte der Redner, „erklären keine Mahlzeit für fein, wo nicht jedes Gericht gerade dann fortgenommen wird wenn es am besten schmeckt, und ein besseres und reichlicheres seine Stelle einnimmt. Dieß gilt jetzt bei jenen Leuten für die Blüthe der Mahlzeit, denen Verschwendung und Vornehmthun mehr werth ist als gute Unterhaltung. Sie sagen daß man außer der Schnepfe keinen Vogel ganz verzehren dürfe; wenn von dem übrigen Geflügel und Federvieh nicht so viel aufgetragen wird daß man von den Keulen satt werden kann, so erklären sie die Bewirthung für filzig; wer von dem Geflügel und Federvieh auch die obern Stücke ißt, von dem sagen sie er habe keinen Gaumen. Wenn die Schlemmerei in diesem Verhältniß zu steigen fortfährt, so bleibt nichts übrig als daß sie sich die Mahlzeit von andern vorkosten lassen, damit sie selbst nicht durch das Essen angestrengt werden, da doch bereits die Zurüstung der Tafeln und Speisesophas mit Gold, Silber und Purpur reicher für einige Menschen ausgestattet wird als für die unsterblichen Götter.“ Das Gesetz des Licinius wiederholte zum Theil die Bestimmungen des Fannius, für Hochzeitsmahle ward der doppelte Betrag der höchsten Summe (13 Thlr. 10 Sgr.) erlaubt. Außerdem war festgesetzt, wie viele Pfunde frischen und gesalzenen Fleisches an den verschiedenen Tagen gegessen werden könnten, während Gemüse, Baumfrüchte und Weintrauben in beliebiger Menge zu allen Zeiten aufgetragen werden durften. Wenig mehr als zwanzig Jahre später (673/81) fand der Dictator Sulla abermals ein Luxusgesetz nöthig da, wie uns berichtet wird, viele in großem Reichthum schlemmten und schwelgten, und Dienerschaft und Baarschaft verpraßten. Hier waren als höchste Sätze für Mahlzeiten gewöhnlicher Tage 2, für Festtage 20 Thaler angesetzt. Dabei scheint es aber daß Sulla durch einen Maximaltarif für die Preise der Speisen und Getränke zugleich eine größere Billigkeit bewirken wollte. Sein Tarif enthielt eine Liste von ausgesuchten Leckerbissen, Fischen, Fleischspeisen, die mehrere Jahrhunderte später das Erstaunen der Alterthumsforscher erregten, und deren Namen man zum Theil nicht mehr kennt. Der Gesetzgeber übertrat übrigens seine eigenen Verordnungen aufs unbekümmertste. Man sollte glauben daß die Vergeblichkeit der Luxusgesetze nach so vielen mißglückten Versuchen endlich erkannt worden wäre; aber bald nach Sulla's Tod wird ein neues erwähnt, welches die gemästeten Haselmäuse (eine später zu erwähnende römische Delicatesse), die Muscheln und Vögel aus fremden Welttheilen verbot. Ein anderes aus derselben Zeit enthielt die Bestimmung, daß ein Beamter oder Bewerber um ein Amt nur bei gewissen Personen speisen dürfe. Der Urheber dieses letztern Gesetzes nahm nach seiner Veröffentlichung keine Einladung mehr an, weil er nicht Zeuge seyn wollte wie es allgemein übertreten wurde. Auf diese Reihe von unnützen Verordnungen aus der Zeit des Freistaats folgten noch einige nicht minder fruchtlose aus dem Anfang der Kaiserzeit, die schon etwas höhere Ausgaben für die Mahlzeiten gestatten. August erlaubte bei Hochzeiten und deren Nachfeiern bis 70 Thaler ungefähr auszugeben, sein Nachfolger das doppelte — Summen, die freilich im Verhältniß zu dem exorbitanten Luxus dieser Periode lächerlich gering erscheinen mußten.

Von den Satiren, in denen Marcus Terentius Varro, der größte Gelehrte des alten Rom, Zeitgenosse Cicero's und Cäsars, die Schwächen, Thorheiten und Laster seiner Generation geißelte, war auch eine den Extravaganzen der damaligen Gastronomie gewidmet. Ein Schriftsteller späterer Zeit hat ein Verzeichniß daraus aufbewahrt, aus dem wir erfahren, wie alle Länder und Meere durchforscht wurden um die Gaumen der Feinschmecker zu kitzeln. Es figuriren darin Pfauen von Samos, Haselhühner aus Phrygien, Kraniche von Melos (jetzt Milo, dem Fundorte der berühmten Venus im Louvre), Böckchen aus Ambracia, junge Thunfische aus dem Bosporus, Muränen aus der Meerenge von Gibraltar, Eselfische von Pessinus, Austern von Tarent, Störe von Rhodos, eine andere Fischart von Cilicien, Nüsse von Thasos, Datteln aus Aegypten, spanische Eicheln. Noch instructiver ist das Programm einer großen Festmahlzeit aus derselben Periode, die der Einweihung eines Priesters zu Ehren veranstaltet worden war, genau aufgezeichnet von einem Anwesenden. Auch Julius Cäsar, damals Pontifex, nahm daran Theil, die Gesellschaft bestand aus zwölf Priestern und sechs Vestalinnen, die an drei Tafeln auf Speisesophas, mit Elfenbein ausgelegt, speisten. Es muß bemerkt werden daß die Mahlzeiten der Priestercollegien, besonders bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes, wegen ihrer Ueppigkeit berühmt waren. Das Voressen bestand in Meerigeln, rohen Austern (à discrétion), Muscheln (zwei verschiedene Sorten), Krammetsvögel auf Spargeln, eine gemästete Henne, Austernragouts, schwarze und weiße Maronen. Sodann folgte als erster Gang abermals verschiedene frutti di mare (wie man jetzt die eßbaren Seegeschöpfe in Italien nennt), Schnepfen, Keulen von Zicklein und Wildschweine, Geflügel in einer Teigkruste (also etwas wie die Wiener „backenen Hendl“) und verschiedene Schneckensorten. Der Hauptgang bestand aus Saueutern (einer sehr beliebten Delicatesse im alten Rom), Schweinskopf, Fischfricassée, Ragout von Saueutern, Enten, gedämpfte wilde

Enten, Hasen, Geflügel, vicentinischen Broden (die für die besten galten). Hier endet der Bericht: wenn nicht mehr, so fehlt wenigstens das Dessert.

Mit dem Raffinement und der Vermehrung der Schüsseln hatte der Luxus in den Getränken Schritt gehalten. Die vortrefflichen und zahlreichen italienischen Weinsorten boten den Feinschmeckern schon längst nicht mehr Abwechslung genug. Unter ihnen behauptete der Cäcuber (in der Gegend von Gaeta) den ersten, der Falerner den zweiten Rang, nächst ihm waren die Sorten vom Vesuv, von Sorrent und Albano geschätzt. Ein berühmtes Weinjahr war das Jahr 633 d. Stadt (121 v. Chr.), aber damals unterschied man noch nicht die Sorten, und alle in diesem Herbst gekelterten Weine trugen nur den Namen des Consuls (Opimius); noch länger als ein Jahrhundert wurde dieser „römische Elfer" wie ihn Mommsen genannt hat, getrunken, wenn auch nicht alles was als Opimianerwein galt, ächt war. Als Lucull ein Knabe war, wurde bei größern Mahlzeiten zwar schon griechischer Wein herumgereicht, doch noch nicht öfter als einmal; als er von seinen Kriegen in Asien zurückkehrte, ließ er bei einem Volksfeste mehr als hunderttausend Krüge (jeden beinahe zu 3 Quart preußisch) vertheilen. So gemein waren die feurigen Gewächse der griechischen Inseln und Küsten während eines Menschenalters in Rom geworden. Varro kannte noch einen Mann von alter Frugalität, in dessen Haus zum erstenmal Chierwein gekommen war, als der Arzt ihn bei einem Magenleiden verordnet hatte; der Redner Hortensius, Cicero's Rival, hinterließ in seinem Keller einen Vorrath von mehr als zehntausend Krügen. Bei der Bewirthung des Volks nach seinem Triumph ließ Cäsar den Falerner eimerweise (der Eimer zu 23 Quart), den Chier in Krügen reichen (zu $2\frac{1}{3}$ Quart), bei einer andern öffentlichen Schmauserei vier Sorten: Falerner, Messineser, Chier und Lesbier. Diese beiden letztern behaupteten unter den griechischen auch später den ersten Rang. Daneben trank man schon seit alter Zeit Würzwein, mit aromatischen oder bittern Dingen, Aloe u. dgl. versetzt, und in der Kaiserzeit wurde es sogar Mode kostbare Wohlgerüche in die Weine zu mischen.

Um den gesteigerten Ansprüchen an die Besetzung der Tafeln genügen zu können, hatten die Gastronomen von Fach schon in der letzten Zeit der Republik eine Erfindsamkeit und Thätigkeit entwickelt, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre; die gesuchtesten Delicatessen konnten — Dank ihren Wildgehegen, Thiergärten, Vogelhäusern, Fischteichen (mit heißem und salzigem Wasser), Austern- und selbst Schneckenbehältern, in jedem Augenblick in jedem Grade der Vollkommenheit geliefert werden. Der erwähnte Redner Q. Hortensius besaß einen eingehegten Thiergarten von fünfzig Morgen (preußisch), in dem Hirsche, Wildschweine und andere Thiere gehalten wurden, die gewöhnt waren auf ein Zeichen mit der Trompete zur Fütterung zusammenzukommen. Daß auch Wildschweine in Thiergärten gehalten wurden, war damals noch etwas ganz neues; ein gewisser Fulvius Lupinus hatte es zuerst mit Erfolg versucht, und Hortensius und Lucull beeilten sich ihm nachzuahmen. Hasen wurden in besondern Käfigen eingesperrt und systematisch gemästet, und zwar im Finstern (wie auch Hühner und Kapaunen), weil die des Lichts und der Bewegung beraubten Thiere mehr Fett ansetzten; ebenso verfuhr man mit den Haselmäusen, die mit Kastanien gestopft wurden. Diese für uns sonderbare Delicatesse ist noch in der neuern Zeit in Rom beliebt gewesen; namentlich hielt die Familie Colonna viel auf die Zucht dieser Thiere, von denen sie vorzügliche Exemplare zuweilen an auswärtige Große versandte. Auch die Volieren sind eine Erfindung dieser Zeit; zu größeren Fasanerien bediente man sich der kleinen unbewohnten waldigen Inseln an der Westküste Italiens, die in der Kaiserzeit öfter als Verbannungsorte gedient haben. Pfauen zu speisen führte Hortensius ein, man muß glauben daß das fast ungenießbare Fleisch dieser Vögel durch irgendwelche Erfindung verbessert worden ist, obwohl die Abgeschmacktheit die Pfauen bloß darum zu essen weil sie die schönsten Federn hatten, allenfalls schon dem Luxus dieser Zeit zugetraut werden kann. Hortensius Beispiel fand Nachahmung, bald kostete ein Pfauenei fünf, ein Pfau fünfzig Denar (Francs), eine Heerde von hundert Hühnern konnte 10,000, und wenn man durchschnittlich drei Junge erhielt, 15,000 Francs einbringen; der erste der sich darauf legte Pfauen zu mästen, hatte eine Jahreseinnahme von dieser Höhe. Auch die Taubenzucht in großem Maßstabe war ein sehr einträgliches Geschäft, obwohl freilich die hohen Preise hier mehr für ausgezeichnete schöne Exemplare oder Brieftauben gezahlt wurden. Oft waren in einem Schlage fünftausend Stück. Varro erwähnt als gangbaren Preis für ein schönes Taubenpaar 40, als hohen 250, ja 400 Francs. Ringel- und Turteltauben, die in der Gefangenschaft nicht nisteten, wurden für die Insel in besondern dunkeln Behältern unter den Taubenhäusern gemästet. Auch die hochgeschätzten Krammetsvögel wurden in den Volieren gemästet, das Stück galt zu Varro's Zeit drei Francs, und ein Vogelhaus konnte in einem Jahre 5000 Stück liefern. Aus Cornelius Nepos hat Plinius die Notiz bewahrt daß man damals Störche den Kranichen (deren Bereitung für den Tisch schon erwähnt ist) vorzog! Kaum bedarf es einer Erwähnung daß man Gänse der Lebern halber mästete, und zwar, um sie besonders wohlschmeckend zu machen, mit Feigen und Datteln.

Fische und Schalthiere nahmen in der Rangordnung der Delicatessen einen noch höhern Rang ein als die feinsten Braten. Das Geschlecht der Licinier erhielt nach Varro den Beinamen Muräna von der Vorliebe für diesen Fisch. Der Erfinder der Fischbehälter war Licinius Muräna. Von den beiden Censoren des J. 662—92 v. Chr. wird erzählt, daß der eine von ihnen eine Lieblingsmuräne seines Teiches bei ihrem Tode wie eine Tochter in Schwarz betrauerte. Sein College Cn. Domitius hielt ihm dieß vor, worauf er erwiederte, jener habe freilich drei Frauen begraben ohne sie zu betrauern. Die neue Erfindung ward natürlich von den Gastronomen der nächsten Zeit eifrig cultivirt und vervollkommt, auch hier standen Hortensius und Lucullus in erster Reihe. Der letztere ließ einen Berg bei Neapel durchstechen um Meerwasser in seinen Teich zu leiten, mit größerm Aufwande als die Anlage der ganzen Villa gekostet hatte; dieß Unternehmen trug ihm von Pompejus den Beinamen des Xerxes in der Toga ein (eine Anspielung auf die Durchgrabung des Athos, die Xerxes veranstaltete). Nach Lucull's Tode wurden für 10,000 Denar Fische aus seinen Teichen verkauft. Die verschiedenen Fischsorten waren in Abtheilungen der Teiche gesondert, Varro vergleicht die Einrichtung mit den Fächern eines Farbenkastens. Man scheute nicht Mühe noch Kosten um sie aus fernen Gewässern, in denen sie am vorzüglichsten waren, nach Rom zu schaffen. Die Muränen wurden aus der sicilischen Meerenge,

eine Art Störe von Rhodos, eine Art Butten von Ravenna geholt u. s. w. Unter Kaiser Claudius verpflanzte ein Gourmand einen Lieblingsfisch von der kleinasiatischen Küste nach dem Meer zwischen Ostia und Campanien, und trug Sorge daß fünf Jahre lang alle von dieser Gattung gefangenen Exemplare wieder ins Meer geworfen wurden. Von den Tiberfischen genoß der Hecht die Ehre für eine Delicatesse gehalten zu werden, aber nur wenn er zwischen zwei bestimmten Brücken gefangen war. Die Fischzucht wurde im größten Maßstabe betrieben; ein Züchter von Muränen lieferte dem Dictator Julius Cäsar 2000 Stück, die den Empfängern zugewogen wurden, eine Bezahlung dafür anzunehmen verbot ihm sein gastronomischer Stolz, weil eine solche Lieferung preislos war, er begnügte sich mit der Ehre Cäsars Gläubiger zu seyn, die Schuld konnte nur durch eine entsprechende Lieferung abgetragen werden.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete die römische Gastronomie den Austern. Die Gewässer der italischen Küsten producirten mehrere vorzügliche Sorten, von denen ein bedeutender Kenner in der letzten Zeit der Republik Sergius Oraba die Lucriner für die besten erklärte; derselbe legte auch die ersten künstlichen Austernbänke an, nicht sowohl zu seinem eigenen Gebrauch als wegen der bedeutenden Revenüen die er davon zog.

Später (schon in Horaz Zeit) kamen die Austern vom Cap Circeo mehr in Mode, dann die von Tarent, Brundisium (Brindisi), dann die von der kleinasiatischen Küste, und schon in Plinius Zeit auch von den englischen Austerbänken; Plinius gibt eine Aufzählung der verschiedenen Sorten und ihrer Eigenschaften nach der Classificirung eines Kenners. Uebrigens wurden die fremden häufig noch eine Zeitlang im Lucrinersee gemästet, um zu ihren angestammten Vorzügen die Reize der dortigen hinzu zu erwerben. Kurz vor dem Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus kam ein erfinderischer Kopf darauf, eine Schneckenzucht anzulegen. Die verschiedenen Sorten erhielten auch hier getrennte Abtheilungen, und wurden mit einem eigens erfundenen Gemisch von eingekochtem Mostsaft, Mehl und mehreren andern Ingredienzien gefüttert. Diese edlen Bestrebungen belohnte ein glänzender Erfolg: die Schnecken erreichten eine Größe die alle Erwartungen übertraf.

Bei einer in so großem Maße betriebenen praktischen Ausübung der Gastronomie konnte eine wissenschaftliche Entwicklung der Koch- und Eßkunst nicht ausbleiben. Die feinen Unterscheidungen der verschiedenen Sorten derselben Gerichte, die Bestimmungen der vorzüglichsten Theile u. s. w. zeigen wie systematisch die Theoretiker der Gastronomie schon damals verfuhren. In Ermanglung von Schilderungen aus der letzten Zeit der Republik wird es erlaubt seyn, sich die Eßkünstler dieser Periode nach den Catius und Nasidienus vorzustellen, die durch Horazens Satiren unsterblich geworden sind; denn in Bezug auf Tafelluxus dürfte zwischen der letzten Zeit der Republik und der Herrschaft Augusts kein Unterschied stattgefunden haben, man könnte sogar annehmen daß die Frugalität, die August zur Schau trug, eine momentane Abnahme der Schwelgerei herbeigeführt hätte. Horaz hat es der Mühe für werth gehalten, die Eßkünstler die das Raffinement der Speisen zur Aufgabe ihres Lebens machten und die erprobtesten Recepte „den Lehren des Pythagoras, Sokrates und des weisen Plato" vorzogen, in einem Gedicht von fast 100 Versen zu persifliren. Der Held desselben, Catius, theilt dem Dichter eine Anzahl von Vorschriften mit, die sich auf das ganze Gebiet der Koch- und Eßkunst erstrecken, selbst der Reinlichkeit der Geschirre, der Tafeln und Sophas eingeschlossen; er hat sie von einem ungenannten Adepten der Gastronomie so eben erhalten. Niemand habe bisher untersucht, heißt es dort, in welchem Alter Fische und Geflügel am schmackhaftesten wären. Es sey nicht genug sich auf ein beschränktes Gebiet zu verstehen, wie wenn z. B. jemand sich nur um Weine kümmern wollte ohne den Fischsaucen die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen. Andere gebe es, die nur in Bezug auf Kuchen und Pasticcerien erfinderisch seyen.

Mit souveräner Verachtung sieht der Eßkünstler auf die rohen Naturalisten herab, die schon glauben viel gethan zu haben, wenn sie ein für schweres Geld eingekauftes Fischgericht von dem Tisch des Verkäufers herunterfegen, ohne auch nur zu ahnen welche in einer Brühe gesotten werden müssen, und welche gebraten den schon ermatteten und zurückgelehnten Gast bewegen von neuem zuzugreifen. Ein ganz ungeheurer Fehler ist es vollends auf dem Fischmarkt eine große Summe zu zahlen (die genannte beläuft sich auf mehr als 200 Thlr.) und die Fische dann in einer zu kleinen Schüssel anzurichten. Aber auch gegen Fachgenossen in der Eßkunst übt er eine scharfe Kritik. Aufidius z. B. beging den Fehler zu seinem Honigwein (eines der beliebtesten Mischgetränke, das besonders zu Anfang der Mahlzeit genossen wurde) starken Falerner zu nehmen; es ist milder nöthig, der sich für den leeren Magen viel besser eignet. Für neue Erfindungen werden namhafte Autoritäten angeführt: Curtillus hat erfunden zu einer gewissen Muränensauce unabgewaschene Meerigel hinzu zu thun, Nasidienus hat einige Gemüse angegeben, durch deren Ankochen man sie verbessern kann. Am meisten Ehrfurcht vor den Fortschritten dieser Wissenschaft erwecken die Vorschriften über die Zubereitung der Speisen, die Horaz mittheilt, durch ihre Complicirtheit, das Raffinement in den Einzelnheiten, und die tiefe und gründliche Motivirung. Seinen Eber bezieht der Weise aus Lucanien oder Umbrien, der sich von den Eicheln der Steineiche in den Gebirgswäldern genährt hat; er verschmäht dagegen den von der Seeküste bei Laurentum, dessen Fleisch durch die Mast von Rohr und Sumpfpflanzen kraftlos geworden ist: wohlgemerkt, das Thier muß bei gelindem Südwind gefangen seyn, bei einer Temperatur die eben hinreicht den Braten mürb zu machen, ohne ihm zu starken haut-goût zu geben. Wird man durch einen plötzlichen Besuch überrascht, so ist dringende Gefahr vorhanden daß der Gast die eben geschlachtete Henne hart und zäh finden werde; der Gebildete läßt sie in Most von Falerner lebendig ersticken, und ist sicher daß sie zart seyn wird. Der Triumph der wissenschaftlichen Gastronomie sind zu allen Zeiten die höhern Saucen gewesen. So auch damals. Catius gibt folgendes Recept: Frisches Oel wird mit diesem (d. h. wohl unabgeklärten) Wein und Salzlake von ächt byzantinischen Thunfischen gemischt; dieß auf geschnittene Kräuter aufgegossen, auf denen es eine Weile kochen und dann mit bestem (cilicischen) Safran stehen muß; dann gießt man noch bestes venafranisches Oel hinzu. Zu welchem Gericht die Sauce bestimmt ist, hat Horaz der Nachwelt mitzutheilen leider unterlassen. Noch viel gelehrter ist das Recept zu der Sauce, in der Muränen (trächtig gefangen, weil sich nach dem Laichen das Fleisch verschlechtert) mit Seekrebsen garnirt aufgetragen werden. Die Ingredienzien sind feinstes Venafraneröl aus erster Pressung,

eine Brühe aus den Eingeweiden spanischer Thunfische (der antike Caviar, garum), und fünfjähriger Wein, der aber nothwendigerweise inländisch seyn muß; dieß wird zusammen aufgekocht; sodann aber ausländischer Wein, und zwar am besten Chier zugesetzt, nebst weißem Pfeffer und Weinessig, der aber wieder nur von lesbischem Wein bereitet seyn darf. Hiezu wurden nach Rasidianus' Erfindung grüne Gerstenranken und bitterer Alant, nach Curtillus Angabe wie gesagt, ungewaschener Meerigel gethan.

Man sieht daß die Gastronomie sich bereits auf einer Höhe befand, die nicht füglich überboten werden konnte. In der That machte sich nur das so oft beobachtete Gesetz auch in der fernern Entwicklung dieser edlen Kunst geltend; nach ihrer Culmination verfiel sie wieder. Der größte Tafelluxus, sagt Tacitus, war in den hundert Jahren vor der Schlacht bei Actium bis auf Nero's Tod, nachher nahm er (zunächst durch das Beispiel welches Vespasian mit seiner Frugalität gab) wieder ab. Er äußerte sich aber weit mehr in unsinniger Verschwendung, extravaganten Gelüsten und Vielfräßigkeit als in Verfeinerung der Genüsse. Was von dem Tafelluxus der Kaiserzeit berichtet wird, das zeigt, daß den Schlemmern dieser Periode nicht mehr ausschließlich das hohe Ideal vorschwebte, nach dem die frühern Eßkünstler gestrebt hatten: nämlich bei jedem Gericht auf den höchsten denkbaren Grad der Vollkommenheit zu raffiniren. Jetzt begann neben der Feinschmeckerei eine wüste, unästhetische Schlemmerei überhand zu nehmen, der es mehr auf die Masse als auf die Qualität der Speisen ankam, zugleich fieng man an kostbare und seltene Dinge höher zu schätzen als schmackhafte, und schließlich konnten die abgestumpften Geschmacksnerven nur noch durch ekelhafte Zuthaten gereizt werden.

(Schluß folgt.)

Der birmanische homo hirsutus und seine Nachkommen.

(Aus Yule's Narrative rc.)

Heute (18 Sept. 1855) hatten wir einen sonderbaren Besuch in der Residenz. Es war Maphun, die Tochter Schwé-maongs, des homo hirsutus, wie er in Crawfurd's Erzählung geschildert und abgebildet ist, und wo sich auch ein Porträt von ihr, als junges Kind, vorfindet. Keinen solchen Besuch erwartend, stießen wir unwillkürlich einen Schreckenslaut aus, als ein Wesen eintrat das man auf den ersten Anblick unbedingt für eine Incarnation des hundsköpfigen Anubis halten mußte.

Das ganze Gesicht Maphuns war mehr oder weniger mit Haar bedeckt. Auf einem Theil der Wange, und zwischen der Nase und dem Mund, war dieß auf einen kurzen Flaum beschränkt, über dem ganzen übrigen Gesicht aber lag ein dickes braunfarbiges Seidenhaar, das um Nase und Kinn herum vier oder fünf Zoll lang war. An den Nasenflügeln, unter dem Auge und auf dem Backenknochen war es sehr voll entwickelt, in und an dem Ohr aber zeigte es sich am außerordentlichsten. Mit Ausnahme der äußersten obern Spitze war kein Theil des Ohrs sichtbar. Alles übrige war angefüllt und überdeckt durch eine große Masse Seidenhaars, das anscheinend aus jedem Theil des äußerlichen Organs hervorwuchs und in einer ungebundenen Locke acht oder zehn Zoll lang herabhieng. Das Haar über ihrem Vorderhaupt war so gekämmt daß es sich mit dem Kopfhaar vermischte, und letzteres nach chinesischer Art (wie gewöhnlich bei ihren Landsmänninnen) hergerichtet. Es war nicht so dick daß es den Vorderkopf gänzlich verbarg.

Die Nase, so dicht mit Haar bedeckt wie bei keinem mir bekannten Thier, und mit langen schönen Locken ausgestattet, die sich krümmten und wie die Wische eines schönen Skye-Dachshundsfells herabhiengen, hatte ein höchst sonderbares Aussehen. Der Bart war blaß an Farbe, etwa vier Zoll lang, und scheinbar sehr weich und seidenartig.

Die Manieren der armen Maphun waren gut und bescheiden, ihre Stimme sanft und weiblich, ihr Gesichtsausdruck, sobald man den ersten instinctiven Abscheu überwunden, mild und nicht unangenehm. Ihr Aeußeres flößte mehr die Idee eines maskirten freundlich aussehenden Weibes als die von irgend etwas rohem ein. Dieser Unterschied war indeß bei der Skizzirung ihres Bildnisses — eine Aufgabe die in Abwesenheit Hrn. Grants heute mir zufiel — sehr schwer festzuhalten. Bei einem spätern Besuch nahm aber Hr. Grant ein Porträt von ihr auf, das allgemein als das beste anerkannt wurde.[1] Ihr Hals, ihr Busen und ihre Arme schienen mit einem feinen blassen Flaum bedeckt, der hin und wieder kaum sichtbar war. Sie machte eine Bewegung als wolle sie ihre obere Kleidung wegnehmen, aber mit Widerstreben, und wir hinderten sie daran. Ihr Mann und zwei Knaben begleiteten sie. Der ältere, ungefähr vier oder fünf Jahre alte Knabe hatte nichts abnormes an sich. Der jüngste, welcher vierzehn Monate alt und noch an der Brust war, schlägt augenscheinlich seiner Mutter nach. Das Kind hatte auf dem Kopf nur wenig Haar, sein Ohr aber war voll langer Seidenfäden, und es konnte sich eines Knebel- und Gesichtsbarts von blassen Seidenflaum berühmen, der das Herz manches jungen Officiers hoch erfreut hätte. Das Aeußere des Kindes stimmt fast genau mit dem was Crawfurd von Maphun als Kind selbst sagt. Dieses Kind ist das dritte seines Stammes welches diese auffallende Eigenthümlichkeit zeigt, und in dieser dritten Generation, wie in den beiden vorangegangenen, haftet diese Eigenthümlichkeit, wie es scheint, nur an Einem Individuum. Maphun hat auch dieselbe Zahneigenthümlichkeit wie ihr Vater — den Mangel an Schneid- und Backenzähnen, der untere Theil des Gaumens zeigt einen bloßen harten Rücken. Hr. Camaretta erzählt, ein Italiener habe sie heirathen und mit nach Europa nehmen wollen, was aber nicht zugegeben wurde. Sollte der große Barnum von ihr hören, er würde sich nicht so leicht von seinem Plan abbringen

[1] Maphun hatte eine große Aehnlichkeit mit dem in voller Länge dargestellten Bildniß ihres Vaters in Hrn. Crawfurds Buch. Die Abbildung von ihr als Kind auf derselben Seite ist augenscheinlich fehlerhaft. Sie stellt einen alten bärtigen Mann, nicht aber ein haariges Kind dar.

lassen. Dem Wundouk zufolge bot der König dem Manne der sie heirathen würde eine Belohnung; es dauerte indeß lange bis sich einer fand, der kühn und geizig genug war dieses Wagestück zu unternehmen. Ihr Vater Schwé-maong wurde vor vielen Jahren von Räubern ermordet.

Susiana.

(Von Prof. Fr. Spiegel.)

(Schluß.)

Die Einwohner Susiana's zerfallen demnach jetzt in zwei, und, wenn wir die geringe Anzahl der Gunduzlu mit in Rechnung bringen, in drei Classen: Luren, Semiten und Türken. Die Völkerverhältnisse im Alterthum dürften auch nicht viel anders gewesen seyn. Die Elamäer, welche die Alten als Bewohner eines Theiles von Susiana nennen, dürfen wir gewiß zu den Semiten zählen, da Elam in der Genesis zu den semitischen Völkerstämmen gerechnet wird. Die wilden Uxier in den Gebirgen, die selbst dem Perserkönig den Gehorsam verweigerten, und von ihm Zoll verlangten wenn er durch ihr Land passiren wollte, dürften zu den iranischen Stämmen zu zählen seyn. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich daß noch ein drittes Völkergeschlecht verschiedenen Stammes in einem der Bezirke Susiana's wohnte, und das Bekanntwerden der Keilinschriften hat nicht wenig dazu beigetragen dieser Ansicht Gewicht zu geben. Es ist nämlich aufgefallen daß gerade dieses Land in jedem Zweig der Keilinschriften einen verschiedenen Namen führt, während die übrigen aufgeführten Länder gleiche Namen zeigen. Die Perser nennen das Land Uwadscha, die babylonischen Inschriften Elam, die zweite (früher medisch, jetzt scythisch genannte) Keilschriftgattung aber Afarti. Daß gerade diese Provinz drei Namen führt, mag entweder daher kommen daß jedes der verschiedenen Völker das ganze Land nur nach dem ihm zunächst gelegenen Theil benannte, wie Niebuhr meint, oder auch daß das Land von drei verschiedenen Völkerschaften bewohnt war. Diese letztere Ansicht ist es welche Norris zuerst aufgestellt hat, und welche von den Erklärern der Keilinschriften ziemlich allgemein angenommen ist. Das Volk welches die Sprache der zweiten Keilschriftgattung sprach, die weder dem indogermanischen noch dem semitischen Sprachstamm beigezählt werden kann, soll nach der Ansicht des eben genannten englischen Gelehrten in Susiana gewohnt haben. Der Name mit welchem sich dieses Volk selbst bezeichnete, wäre demnach Afarti gewesen, und diesen hält Norris wieder mit dem der Amarder bei den Alten für identisch. Die Amarder nennt Plinius als einen Stamm an der Gränze von Medien und Elymais, und sagt (Hist. Nat. VI. 19) ausdrücklich daß sie scythischer Abkunft seyen. Aber auch andere Gründe, die nicht aus den Keilinschriften entnommen sind, sprechen für die Annahme einer fremdartigen Bevölkerung in Susiana außer der indogermanischen und semitischen. Schon die Genesis nennt Nimrod einen Kuschiten, und griechische Berichte sprechen von Aethiopiern in den Euphrat- und Tigrisländern. Susa galt schon bei Herodot als eine Gründung Memnons, und der Name des östlich von Babylon gelegenen Landes Kissia (nach anderer Lesart gar Kyssia) klingt deutlich an Kusch an. So vereinigt sich denn alles um auch in alter Zeit der Provinz Susiana eine dreifache Bevölkerung zuzuschreiben.

Es scheint auf den ersten Anblick ziemlich gleichgültig ob in diesem südwestlichen Winkel des persischen Reiches ehemals auch eine kuschitische Bevölkerung gewohnt habe oder nicht. Aber wenn wir näher zusehen, so finden wir daß es für die Culturgeschichte der ältesten Völker Asiens kaum eine wichtigere und verhängnißvollere Frage geben kann als die eben behandelte ethnographische. Die anarische Keilschrift ist älter als die iranische, und auch höchst wahrscheinlich nicht von einem semitischen Volk erfunden. Wir müssen also bei dem Volke welches die Sprache der zweiten Keilschriftgattung redete und bei seinen Verwandten die erste Entstehung der Keilschrift und wahrscheinlich der ganzen hier einschlägigen Cultur suchen. Wie umfassend die Folgerungen sind die sich daraus ziehen lassen, davon hat Rawlinson in seiner gewiß weit über das Ziel hinausgehenden Abhandlung über die älteste Geschichte Babyloniens ein lehrreiches Beispiel gegeben. Es handelt sich nun zunächst darum, die Herkunft dieser gewöhnlich „scythisch" genannten Völkerschicht näher zu bestimmen, denn der Name scythisch ist viel zu allgemein. Am nächsten läge es an ägyptische Colonien zu denken, da die Genesis den Nimrod einen Kuschiten nennt, und die Verbindung in die Herodot den Memnon mit Susa setzt, gleichfalls auf Aegypten hinzuweisen scheint. Indessen die Sprache der Inschriften bestätigt bis jetzt diese Ansicht eben nicht. Man könnte ferner vermuthen diese fremde Bevölkerung stehe mit dem südindischen Sprachstamm in Verbindung. Noch heutzutage wohnen Abkömmlinge jenes Stammes, die Brahui, mit den Belutschen zusammen; es wäre leicht möglich daß dieser Stamm sich in alter Zeit weiter bis in das südliche Persien erstreckt hätte. Endlich ist auch die Möglichkeit nicht abzustreiten daß ein jetzt ausgestorbener Sprachstamm in alten Zeiten in jenen Gegenden lebenskräftige Glieder gehabt haben könne.

Doch wir dürfen nicht vergessen daß die Annahme einer scythischen Bevölkerung in Susiana, wenn auch wahrscheinlich, doch immer nur eine Hypothese ist, für die uns innerhalb der historischen Zeit die Beweise mangeln. Das Zusammentreffen des Namens Afarti mit Amardi ist zwar merkwürdig genug, aber ein schlagender Beweis ist es nicht. Wir haben kein Zeugniß daß die Afarti wirklich die Sprache der zweiten Keilinschrift gesprochen haben, keinen Beweis daß diese gerade in Susiana zu Hause gewesen sey. Einen Umstand könnte man sogar dagegen anführen. Darius nennt im Verlauf seiner Inschrift einige Orte, mit dem Zusatz daß sie in Armenien liegen. Dieser Zusatz fehlt in der zweiten Keilinschrift, und ich kann mir kaum einen andern Grund denken als daß eben die Lage dieser Ortschaften bekannt war. Ist diese Vermuthung richtig, so wäre jenes Volk eher in der Nähe Armeniens zu suchen. Ferner, wenn es sich wirklich herausstellen sollte,

daß die Sprache dieser Inschrift dem türkisch-tatarischen Sprachstamm angehörte, wie jetzt gewöhnlich angenommen wird, so wäre es unwahrscheinlich zu nennen, daß Völker dieses Sprachgeschlechtes bereits in so früher Zeit so tief südlich wie Susiana vorgedrungen seyen. Doch was man auch sagen mag, der Beweis für eine solche Sprachverwandtschaft ist bis jetzt keineswegs mit der Strenge geführt wie man heutzutage von sprachwissenschaftlichen Beweisen verlangen muß. Die Annahme einer türkisch-tatarischen Bevölkerung in Susiana und überhaupt in ganz Iran bereits zur Zeit der Assyrer, welche neuerdings besonders M. v. Niebuhr zu begründen versucht hat, darf bis jetzt noch als sehr problematisch gelten.

Welchem Stamm nun aber auch die frühern Bewohner von Susiana angehört haben mögen, gewiß ist daß sie sich bald in eine geordnete Staatsgemeinschaft zusammengeschlossen haben. Neben Babylon und neben Assyrien blühte das Reich, wiewohl meist in sehr bescheidenen Gränzen; einzelne Eroberungen, namentlich gegen Osten hin, mögen gemacht worden seyn. Schon zur Zeit Abrahams bekriegt der König Kedorlaomer von Elam in Verbindung mit andern Königen die Bewohner des Thales Siddim, weil diese mit ihrem Tribut im Rückstand geblieben waren. Nach den assyrischen Keilinschriften begann Sennaherib in seinem ersten Regierungsjahre seine Kriegsthaten mit einem Zug gegen den König von Susiana, den Rawlinson Merodach Baladan, dessen Residenz aber Kar-Dunyas nennt. Er schlug denselben, wahrscheinlich in der Nähe von Warka, und nöthigte ihn zur Flucht; diese suchte der König von Susiana zu Wasser zu bewerstelligen, seine Schiffe retteten ihn von gänzlichem Untergang. Seine Fahnen und Kriegswagen, seine Pferde und Kamele, kurz sein ganzes Gepäck fiel in die Hände der siegreichen Assyrer. Zur Zeit der Blüthe des assyrischen Reiches stand Susiana natürlich meistentheils unter assyrischer Oberhoheit, nachdem die Perser die Herrschaft an sich gerissen hatten, dehnten sie dieselbe alsbald auch über das benachbarte Susiana aus. Aber noch unter Darius scheint der Gedanke an Unabhängigkeit bei den Susianern lebendig gewesen zu seyn, denn dieser Fürst hatte dort zwei Empörungen niederzukämpfen. Der eine dieser Empörer war Athrina, der Sohn Upadarmas, der zweite hieß eigentlich Martiya, nannte sich aber Imanis oder Umanis. Obwohl beide Männer Anspruch darauf machen Könige von Susiana zu heißen, so macht doch keiner geltend aus dem susianischen Königsstamm zu seyn, wie dieß doch bei babylonischen, medischen und persischen Empörern stets der Fall ist. Beide Empörungen wurden schnell wieder gedämpft, und Susiana blieb dauernd dem persischen Reiche einverleibt, die Achämeniden schlugen sogar ihre Sommerresidenz da auf; sie führt den Namen Susa, und tritt von da ab mehr in der Geschichte hervor als das Land selbst. Daniel und das Buch Esther kennen diese Stadt als persische Residenz, und Plinius (H. N. VI. 27.) behauptet, sie sey von Darius gegründet worden. Auch Herodot nennt sie als eine der persischen Residenzen. Von da aus unternahm Xerxes seinen Zug nach Griechenland, dahin wurden die geraubten Schätze von Delphi und Athen gebracht. In den Feldzügen Alexanders wird Susa mehrfach erwähnt, nach der Schlacht bei Arbela marschirte der König von Macedonien dahin und fand dort die Schätze des Perserkönigs: 1000 Talente Silber und ungeheure Massen von Purpur, welcher an Kostbarkeit den edlen Metallen gleich geachtet wurde. Noch unter den Parthern und beim Beginn der arabischen Eroberungen hatte Susa einen Namen, dort hielt sich Hormosan gegen die Macht der Chalifen, bis ein Verräther den Arabern einen geheimen Weg zeigte um in die Festung zu gelangen. Erst mit dem siebenten Jahrhundert verschwindet die Stadt vollständig aus der Geschichte.

Es ist begreiflich daß in diesem Lande welches so lange eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte Asiens gespielt hat, manche Denkmale aus alter Zeit sich erhalten haben. Der räuberische unzuverlässige Charakter der Einwohner hat jedoch lange an der Besichtigung derselben gehindert, und erst in den letzten Jahrzehnten haben wir ausführlichere Nachrichten über sie erhalten. Wir verdanken diese denselben Männern die auch auf den Gebieten von Ninive und Babylon so Großes geleistet haben: Rawlinson, Layard und Loftus. Der zuletzt genannte Reisende hat noch in der jüngsten Zeit dort werthvolle Entdeckungen zu machen Gelegenheit gehabt. Er hat namentlich den wichtigsten Ruinen Susiana's, denen von Susa, seine Aufmerksamkeit geschenkt. Diese liegen in einer Ebene zwischen den beiden Flüssen Kerkhah und Dizful. Dort nähern sich diese beiden Ströme nach ihrem Eintritte in die Ebene bis auf $2^1/_4$ engl. Meilen, gehen dann aber wieder auseinander. Gerade in jener Verengung des Thales liegt Susa $^3/_4$ engl. Meilen vom Kerkhah, $1^1/_2$ vom Dizful entfernt. Am östlichen Ende der Ruinen steht das Grabmal des Propheten Daniel, ein neueres Gebäude, am Ufer des schmalen und tiefen Schapur. Der Raum, den die Ruinen einnehmen, beträgt etwa $3^1/_4$ engl. Meilen im Umkreise, sie bedecken, wenn man auch die kleinern Ruinenhügel einrechnen will, die ganze Ebene östlich vom Schapur; auf der Westseite dieses Flusses gibt es keine Ruinen. Die höchste Erhebung dieser Ruinen ist gegen Norden und beträgt 119 Fuß über dem Schapur. In der Mitte des Trümmerhügels bemerkt man eine bedeutende Senkung — wahrscheinlich ein Hof. Auf der Südwestseite wurde ein Stein mit Keilschrift gefunden, auf welchem Rawlinson den Namen des Königs Susra gelesen hat. Auch die spätern Nachgrabungen förderten noch verschiedene Steine mit Inschriften zu Tage, aber der Sprache und Schrift nach verschieden und in den Dialekten geschrieben, welchen Oppert den spätern susischen genannt hat. Diese spätern susischen Urkunden gehören zu den dunkelsten Partien der Keilschriftforschung. Andere merkwürdige Ueberreste, die hier gefunden wurden, sind Stücke von Alabastervasen die den Namen des Xerxes tragen. Die Höhe dieser Ruine und ihre ganze Lage macht es wahrscheinlich daß sie früher die berühmte Burg von Susa gewesen sey. Westlich von der Citadelle und durch einen großen Graben von ihr getrennt liegt eine große Terrasse mit der höchsten Erhebung (etwa 70 Fuß) gegen Süden gewendet, während gegen Norden und Osten die Erhebung nicht mehr als 40 bis 50 Fuß beträgt. Ein dritter Hügel endlich liegt gegen Norden, und gegen Osten hin sind mehrere zerstreute kleinere Hügel sichtbar, sie scheinen die Lage der Stadt zu bezeichnen. Von Mauern ist keine Spur vorhanden, obwohl Strabo deren erwähnt. Die ersten Nachgrabungen ließ Loftus in dem Hügel anstellen welchen er für die Citadelle ansieht, aber ohne weiter einen bedeutenden Fund zu machen, außer den schon oben genannten Inschriften. Glücklicher jedoch war er in dem nördlichen Hügel, dort fand er die Reste einer Säulenhalle welche ganz so wie die zu Persepolis

gewesen seyn muß. Die Säulen scheinen sogar noch eleganter gewesen zu seyn als dort, aber die Burg ist gründlich zerstört, und wir müssen uns erst aus den einzelnen Trümmern wieder ein Bild des Ganzen zu machen suchen. Am Fuße mehrerer dieser Säulen befanden sich Inschriften, wie gewöhnlich bei den Achämeniden in drei Sprachen eingehauen; leider sind sie zumeist zerstört, nur die Inschrift in der zweiten Sprache ist an einer Stelle vollständig erhalten, von der altpersischen nur ein Fragment, dem die gerade sehr wichtigen letzten Zeilen fehlen. Norris hat diese Inschriften bekannt gemacht, sie rühren von Artaxerxes II her und besagten daß dieser König eine Statue der Anahita oder Anaitis aufgestellt habe. Daß das Gebäude zu dem Cultus der Anaitis in irgend einem Verhältnisse gestanden haben müßte, sieht man auch daraus daß an einer anderen Stelle der Ruinen eine Anzahl Terracottafiguren dieser Gottheit aufgefunden wurden. Diese Statuetten sind für die genauere Kenntniß des Cultus der Göttin von Wichtigkeit: sie stellen dieselbe nackt dar mit den beiden Händen unter der Brust. Weitere Ergebnisse haben die Nachgrabungen in Susa bis jetzt nicht gehabt, in der südwestlichen Ecke fand sich ein anderes Gebäude, aber aus der Zeit der Seleuciden.

Andere merkwürdige Denkmale finden sich in Mal-Amir, wir verdanken Layard die Kenntniß derselben. Mal-Amir ist ein Bergthal im Bakhtiarigebiete, von allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen, die überall fast senkrecht sich aus der Ebene erheben. Das Monument, von dem wir sprechen, liegt in einer Schlucht, Kul-Faraun, und scheint die eine Seite eines Altars oder Gebäudes gewesen zu seyn. An fünf verschiedenen Stellen zeigen sich Basreliefs, zusammen etwa 340 Personen. Die am meisten hervortretende Gruppe ist ziemlich hoch am Berge angebracht, doch kann man leicht zu ihr gelangen. Es ist ein ziemlich großes Basrelief, besteht aus etwa 10 Figuren über die eine lange Keilinschrift hinwegläuft, welche vollkommen gut erhalten ist. Die Hauptfigur steht fast in der Mitte und stellt wahrscheinlich einen Priester vor. Er ist in lange Kleider gehüllt, die ihm bis zu den Knöcheln herabreichen, prachtvoll verziert und mit Franzen versehen sind. Sein Bart ist gekräuselt und reicht bis auf die Brust herab, das Gesicht ist aber — wie das der übrigen Figuren — absichtlich verstümmelt worden. Diese Figur ist etwa 4 Fuß hoch, hinter ihr stehen zwei kleinere nicht ganz 2 Fuß hohe Personen über einander, die erste trägt eine kurze Tunica, ein weites Gewand fällt von den Schultern bis auf die Knöchel herab. In der rechten Hand hält sie einen Bogen. Die andere Person hat ein reich verziertes Gewand, das bis zu den Knöcheln herabfällt, ein Gürtel bindet es in der Mitte. Die Arme sind über die Brust gefaltet wie die der größern Figur, und der Bart ist gleichfalls lang und gekräuselt. Vor der Hauptfigur stehen sieben kleinere, andere Figuren haben Musikinstrumente, wieder eine andere Figur fängt eben eine Gazelle, andere bringen ein Opfer dar u. s. w. Die meisten dieser Figuren haben kleine Inschriften in Keilschriften, die getrennt von der größern Keilinschrift sind, welche 24 Zeilen in einer der complicirten Keilschriftarten enthält und quer durch die ganze Tafel läuft, ohne sich um die Figuren zu kümmern. Die Länge der Tafel beträgt 5 Fuß 6 Zoll, die Höhe etwa 4 Fuß. Andere Sculpturen haben mehr gelitten. Ein dreieckiger Block ist ganz mit Sculpturen bedeckt, die Hauptfigur ist aber zu sehr verstümmelt um erkannt zu werden, hinter ihr stehen vier Reihen von Figuren, in der ersten und vierten sind 19, in den beiden mittlern 16 Figuren aufgestellt. Wieder eine andere Stelle enthält 113 Figuren, darunter den König auf seinem Throne sitzend, aber das Ganze ist sehr beschädigt, und die Einzelnheiten kann man nur mit Mühe noch erkennen.

In derselben Ebene, gegen Osten, ist eine kleine Tafel, gleichfalls aus der alten Zeit, welche 6 Figuren enthält. Der Monarch sitzt auf einem Throne, fünf Gefangene mit gebundenen Händen stehen vor ihm. Der Einfluß der Witterung hat dieser Tafel sehr geschadet, eine Inschrift mag früher vorhanden gewesen seyn, jetzt ist keine Spur mehr von einer solchen vorhanden.

Im Süden der Ebene Mal-Amir befindet sich eine Höhle, innerhalb dieser Höhle ist eine natürliche Vertiefung, an beiden Seiten derselben sind Sculpturen. Die Figur auf der rechten Seite hat ein langes Kleid, das bis zu den Knöcheln reicht, die Arme sind gefaltet, der Kopfputz gleicht dem der Magier. Die andere Figur hat bloß ein kurzes, bis an die Knie gehendes Gewand, die Arme sind erhoben und zum Gebet gefaltet, der Kopfputz ist dem der andern Figur ähnlich. Beide Figuren sind von übernatürlicher Größe und sehr gut ausgeführt. Eine beinahe ganz gut erhaltene Inschrift, 36 Zeilen in complicirten Charakteren, befindet sich zur Linken der zuerst beschriebenen Figur, auf dem Anzuge der Figuren sind auch noch Reste von Inschriften. Auf der entgegengesetzten Seite der Höhle, hoch oben in den Felsen, sind noch zwei Tafeln. Die erste enthält drei große und zwei kleine Figuren, die erste auf der linken Seite ist nur etwa halb so groß wie die übrigen, und stellt wahrscheinlich ein Kind vor, das Kleid ist lang, die Arme sind auf der Brust gefaltet. Die zweite Figur, etwa 4 Fuß hoch, stellt einen alten Mann im langen Kleide, die Arme ausgestreckt und die Finger ausgespreizt vor. Die dritte und vierte Figur haben die Hände gefaltet. Die vierte Figur ist an Größe der ersten gleich, aber das Kleid ist kurz. Die fünfte Figur stellt wahrscheinlich eine Frau vor, die rechte Hand hält sie erhoben, ihr Kleid ist lang und der Kopfputz fällt wie ein Sack hinter dem Haupte hinab. Die zweite Tafel enthält drei Figuren, die erste hat die Hände vor der Brust, eine kurze Tunica und einen Kopfputz wie die kleinern Figuren auf der ersten Tafel, der Bart ist auch hier lang und gekräuselt; die zweite Figur ist ein Kind, die dritte wieder eine Frau. Auch auf den Kleidern dieser Figuren sind Ueberreste von Keilinschriften sichtbar. Die Sculpturen sind kühn und gut ausgeführt.

Susiana ist außerdem noch reich an alten Denkmalen, wenigstens nach Angaben von Eingebornen, viele aber sind noch keinem Europäer zu Gesicht gekommen. Auch die Zeit der Sasaniden hat hier viele Denkmale hinterlassen, die einer größern Beachtung und genauern Verzeichnung wohl werth sind. Ihnen gehören wahrscheinlich auch die Ruinen von Susan im obern Karunthale, wo Rawlinson sogar das ächte alte Susa suchen wollte. Diese Ansicht ist nun wohl kaum mehr haltbar, doch suchte Layard bei einem zweimaligen Besuch in Susan vergeblich nach Inschriften. Jedenfalls sind uns aber in dieser Gegend viele werthvolle Denkmale erhalten, die sich in Zukunft noch wichtig erweisen werden für die älteste Geschichte der Menschheit.

Ueber die älteste Geschichte Mexico's und der Culturvölker Central-Amerika's.

2. Das Toltekenreich in Anahuac.

Vom 7ten bis zum 15ten Jahrhundert n. Chr. folgten mit größern oder geringeren Unterbrechungen Einfälle fremder Völker nach dem Tafellande Mexico's, und zwar im allgemeinen vom Norden gegen Süden, ähnlich wie in neuesten Zeiten Comantschen und Apatschen immer tiefer nach Chihuahua eindringen. Jene Stämme, die nach Anahuac in so verschiedenen Zeiten einfielen, führten sämmtlich den Namen der Chichimeken (spr. Tschitschimeken), wie auch die Völker Montezuma's II hießen, die Fernan Cortes besiegte. Der Abbé Brasseur vermuthet daß man unter Chichimeken alle Fremdlinge verstanden habe, und der Ausdruck in so allgemeinem Sinne gebraucht worden sey wie das Wort Barbaren im Alterthum. Indem wir ihm die Verantwortung dieser Hypothese, für welche grammatikalische Belege nicht beigebracht werden, überlassen, bemerken wir daß jene nördlichen Eroberer zur Zeit des Einfalls eine Art Adel besaßen, und daß die Mexicaner zur Zeit der spanischen Eroberung noch stolz waren auf ihre Geburtsregister, die hinaufreichten zu den Häuptlingen der Clanschaften jener ältesten Zeit. Alte epische Gesänge, die dem Verfasser des Codex Chimalpopoca zugänglich waren, enthalten die noch reichlich mit Wundern ausgestattete Geschichte der Kämpfe um Anahuac. Der erste Chichimekenstamm welcher das Tafelland betrat, waren die Mixcohuas und ihnen folgte der größte der Chichimekenhelden Mixcohuatl mit dem Culhuastamm; der erste Einfall wird in das Jahr 635 gesetzt, die Culhuas dagegen erschienen erst um 670, während 686 die Aera von Tetzcuco beginnt und zugleich der Name Tolteken für die fremden Eroberer gebräuchlich wird, über dessen Ableitung sehr verschiedene Ansichten herrschen, der aber jedenfalls im Zusammenhang steht mit Tollan [1] der ältesten Toltekenstadt, welche rasch nach dem Einfalle erbaut wurde und lange Zeit der politische Mittelpunkt des Reiches blieb. Der Adel der Tolteken nannte sich Pilli und leitete seine Herkunft von den sieben Häuptlingen der sieben Urstämme ab, während das Volk Macehuales genannt wurde, ein Ausdruck der ganz gut einen frohndpflichtigen Hintersaßen bezeichnet. Es heißt nun weiter, diese Aristokratie hätte auf einem Reichstage beschlossen sich einen Sohn des Chichimekenkönigs von Huehuetlapallan (das heißt aus ihrer Heimath) als Monarchen zu erbitten. Da die alten Völker Mexico's ihre Könige zu salben pflegten und diese Handlung für sie den Werth eines Sacramentes besaß — denn die Person des Fürsten wurde dadurch geheiligt, so können wir uns damit erklären daß so viele große Fürsten zuletzt als Gottheiten von den Nachkommen verehrt wurden. Am Anfange des 8ten Jahrhunderts finden wir gerade wie zu Cortes' Zeiten in der Nähe der Seen des Tafellandes einen Staatenbund von drei Königreichen: Tollan, Culhuacan und Quauhtitlan. Mixcohuatl der erste König von Tollan, welches den politischen Brennpunkt des Toltekenbundes bildete, hinterließ den Thron seinem Sohne Huetzin. Ein Zeitgenosse von ihm war Totepeuh-Nonohualcatl der über Culhuacan herrschte, welches unter ihm nach und nach Tollan verdunkelte. Nachdem dieser bedeutende Fürst Cuitlahuac [1] erobert hatte, gründete er die Ritterorden der Nahual Teteuctin oder der Meister des Wissens, die sich noch bis auf die Zeiten der Spanier erhielten. Wie bei den Freimaurern gab es verschiedene Grade dieses Ordens, wie sich aus den Titeln die Richter, die Ritter vom Smaragd, die Adler und Tiger, die Falken und Wölfe zu ergeben scheint.

Von diesem Könige berichtet nun die Legende, er sey einst gegen die Stadt Huitznahuac [2] gezogen welche einer Fürstin hohen Muthes, Namens Chimalman gehörte. Sie focht völlig nackt an der Spitze einer Amazonenbande und schlug die Chichimeken zu verschiedenenmalen in die Flucht. Bei dem letzten Treffen aber hatte sie Kleider angelegt, und gerade damals wollte es das Kriegsgeschick daß sie dem Könige von Culhuacan in die Hände fiel, der sie gefangen mit sich nahm, aber später mit ihr einen Ehebund schloß. Sie gebar einen Sohn, starb aber vier Tage nach der Entbindung (Jahr X Acatl, 839 n. Chr.). Der Knabe wurde der Schwester seines Vaters, Namens Cohuatl, übergeben, welche als Vestalin im Tempel Quilaztli das heilige Feuer der Sonne hütete. Diese fürstliche Prinzessin war es die nach ihrem Tode in den Olymp stieg und mit der Göttin Cihua-Cohuatl zu einer Person verschmolz. Cihua-Cohuatl heißt wörtlich Schlangen-Weib, und man behauptete von der Göttin, sie sey ohne Manneshülfe Mutter geworden. Als Helferin in Geburtsnöthen wurde sie angerufen, und da man sie gewöhnlich mit zwei Kindern im Arme darstellt, so genügten zufällige Analogien sie mit der biblischen Eva zu identificiren. Allein wie es immer geschieht, schwinden solche Aehnlichkeiten je besser man die geschichtlichen Urkunden verstehen lernt. Das Kind nun von Totepeuh-Nonohuacatl und der Amazone Chimalman erhielt von dem Tage, an welchem es geboren wurde, den Namen Ce-Acatl, und als zweiten Namen, Quetzalcohuatl, wie es heißt aus Ehrfurcht der Mutter vor dieser toltekischen Schutzgottheit.

Hier stehen wir nun vor einem der größten Räthsel der alten amerikanischen Geschichte. Wir sahen schon, daß der Name Quetzalcohuatl von südlichern Völkern einem göttlichen Culturstifter ertheilt wurde, und wir stoßen hier auf einen zweiten Quetzalcohuatl, der eine historische Person gewesen ist wie Buddha, Christus und Muhammed, und welcher in Anahuac vollständig die Rolle eines Messias spielte, zu Cortes' Zeiten aber als eine der drei Hauptgottheiten Anahuacs verehrt wurde. Es fragt sich nun ob dem historischen Quetzalcohuatl ein früheres Erscheinen als Culturstifter zugeschrieben wurde, oder ob er aus Zufall den Namen einer ältern Gottheit empfieng. Der Abbé Brasseur scheint das letztere anzunehmen, allein es ist schwer zur Klarheit zu gelangen, da immer die historischen Gestalten und die Gottheiten bei den alten Mexicanern zusammenfließen. Wir müssen hier noch bemerken, daß die aztekischen Mexicaner gerade zur Zeit von Cortes' Landung eine Rückkehr des Messias Quetzalcohuatl erwarteten, gleichsam als hätten sie verschiedene Fleischwerdungen dieser Gottheit angenommen. Bald nach der Geburt des historischen Quetzalcohuatl brach eine Verschwörung unter den Großen von Culhuacan aus, welche ihren König Nono-

[1] Das heutige Tula auf der Straße von Mexico nach Queretaro.

[1] Ehemals eine Insel, jetzt eine Landenge zwischen dem See von Xochicalco und dem See von Xalco.

[2] Da es sehr viele dieses Namens gab, so läßt sich die Lage dieser Stadt nicht sicher bestimmen.

hualcatl (Anno III Calli, 845 n. Chr.) mit Pfeilen erschossen. Der erledigte Thron gieng nicht an Quetzalcohuatl über, doch wird man nicht recht klar wem er zufiel. Nur so viel erfahren wir noch, daß später der Sohn mit Hülfe jener Ritterorden, die Nonohualcatl gestiftet, den Tod seines Vaters blutig an den Mördern rächte. Nach einer Zeit der Anarchie finden wir endlich Yohualltonac auf dem Thron von Culhuacan, der nach dieser Stadt einen Reichstag der toltekischen Fürsten und Herren beruft, von ihnen den Kaisertitel (Tlatocat-Achcauh) sich bewilligen und zugleich ein neues Thronfolgegesetz beschwören ließ. Nach dem Tode eines Fürsten sollte nämlich zunächst nicht der älteste Sohn, sondern der älteste Bruder, und erst nach dem Tode dieses Onkels der älteste Sohn des ursprünglichen Fürsten, nach ihm aber wieder der älteste Sohn des Onkels folgen, worauf der Thron zurückfiel auf den nächsten Erben der älteren Linie, der wieder von neuem den Turnus begann. Dieses Gesetz war scharfsinnig genug erdacht, weil es die Regierung minderjähriger Prinzen völlig ausschloß.

Fünfzehn Jahre nach Nonohualcatl, seines Vaters Tode, erscheint Prinz Topiltzin-Ce-Acatl-Quetzalcohuatl plötzlich wieder im toltekischen Reich. Er wird uns geschildert als ein schöner Mann, mit heller Hautfarbe, blondem Haar und starkem Bartwuchs. Er hatte sich eine Zeitlang verborgen gehalten im alten Tlapallan, der unauffindbaren Toltekenheimath, und erschien zuerst am Panuco. Der Abbé Brasseur sucht jenes Huehuetlapallan am Uzumacinta, also dort, wo sich die Cultur von Palenque und Mayapan berührten, und wo die Quetzalcohuatl-Sage, wie wir sahen, unter den Tzendalen und Yukateken sich verbreitet hatte. Doch werden wir bald gewahren daß sich die Dinge auch anders erklären lassen. Nach seiner Rückkehr trat Ceacatl Quetzalcohuatl zuerst in der alten Toltekenstadt Tollantzinco (nordöstlich vom heutigen Mexico), und zwar als der Verkündiger einer neuen Religion auf. Das Wesen dieser neuen Lehre ist bis jetzt nur sehr unvollkommen bekannt geworden. Fromme Spanier hielten Quetzalcohuatl lange Zeit für den Apostel St. Thomas, worin sie durch örtliche Sagen bestätigt wurden, da die Errichtung von Kreuzen in Tollan, Cholula, Tetzcuco und auf dem Berge Meztitlan, jedoch in der Form eines T ihm zugeschrieben wurde; doch waren Kreuze, wie wir bereits erwähnt haben, das Sinnbild des Regengottes. Ein altes Fragment im Codex Chimalpopoca behauptet, Quetzalcohuatl habe zum „Centrum des Himmels" gebetet. Die Beinamen aber, welche er dieser seiner Gottheit verlieh, zeigen deutlich daß er damit die Sonne gemeint habe. Nur dürfen wir hinzusetzen daß sich seine Art des Gottesdienstes bis zur Höhe eines Monotheismus verklärte, wie ja auch die Rothhäute nur einen Großen Geist in der Sonne anbeten. In diesem Sinne war die Lehre Quetzalcohuatls gegen den polytheistischen Naturdienst der alten Mexicaner gerichtet. Es ist dann leicht zu erklären daß Quetzalcohuatl, nachdem er einen neuen Cultus, und, wenn man so sagen darf, eine neue Kirche hinterließ, zuletzt durch Apotheose seiner Anhänger zur Gottheit selbst erhoben wurde, die er verkündigt hatte. Wir wissen ferner daß der Oberpriester der Secte, die unser Prophet stiftete, den Titel Quetzalcohuatl führte, ferner daß der Name Ce Acatl [1] bei den Yaquis

[1] Wörtlich Ein Rohr, die Hieroglyphe für einen mexicanischen Wochentag.

das astronomische Zeichen ihres Quetzalcuat gewesen ist, der ihnen gleich galt mit der Sonne. Der Name Quetzalcohuatl selbst erklärt sehr wenig, denn er bedeutet gefiederte Schlange, wie denn überhaupt die Namen der mexicanischen Gottheiten sehr oft nur von äußerlichen Attributen abgeleitet wurden. Besser bezeichnet wird das Wesen Quetzalcohuatls dadurch, daß er als Gegner des Tetzcatlipoca auftrat. Tetzcatlipoca heißt glühender oder strahlender Spiegel, worunter abermals nur die Sonne verstanden wurde. Wir haben also zwei Sonnenculte vor uns, die sich gegenseitig auf das bitterste bekämpfen und das Toltekenreich in gewaltige Religionskriege stürzen müssen. Quetzalcohuatl verkündigte eine milde und liebreiche, eine segenverbreitende Gottheit, während der Dienst Tezcatlipoca's ein blutiger bis in die letzten Zeiten blieb. Die Sonne in dieser Gestalt verehrt und gefürchtet, war jene Naturkraft welche Trockenheit und Hungerpest verbreitete, während Quetzalcohuatl nur ihre erwärmende und befruchtende Thätigkeit anbeten lehrte. Im Nahuatl war der Ausdruck für Gottheit Teotl, [1] und die Sonne Tonatiuh, die Glänzende geheißen, war diese Gottheit par excellence jener einzige Gott zu dem der feingebildete König von Tezcuco Netzahualcoyotl seine Gebete erhob. Quetzalcohuatl brachte mit seiner Lehre ein Schisma in die Religion der Mexicaner, denn nicht eine andere Gottheit, sondern jene allgemeine sichtbare lehrte er auf andere Art anbeten. Fasten bei religiösen Gelegenheiten und der Gebrauch mit Dornen sich blutig zu stechen zum Wohlgefallen der Götter scheinen schon vor Quetzalcohuatl bei den Tolteken in Uebung gewesen zu seyn. Dagegen führte der Prophet die feierliche Abwaschung der Kinder nach der Geburt, die Ohrenbeichte, das Klosterleben bei Trennung der Geschlechter mit dem Gelübde ewiger Keuschheit ein. Bereits zählte Quetzalcohuatl eine Menge von Anhängern, als plötzlich durch den Tod Ihuitimals der Königsthron von Tollan erbenlos wurde (Anno V Calli, 873) und das Volk unsern Messias Topiltzin-Ceacatl-Quetzalcohuatl auf den Thron berief. Tollan erhielt dadurch wieder den Rang der ersten Stadt Anahuacs, und wurde bald zum Sitze der toltekischen Industrien und Künste. Es blühten damals schon die Baumwollen-, Leder- und Seidenmanufacturen, die Färbereien mit Cochenille, mit der Purpurschnecke von Tehuantepec, mit dem goldgelben Nih [2] oder mit Indigo. Auch kannte man bereits die später so viel bewunderten Gewerbe der Federn Mosaik, während die Töpferei jenen Höhenpunkt bereits erreicht hatte, welcher die Tolteken in dieser Kunst auf gleichen Rang erhob wie die Etrurier und Chinesen. Vergleichen wir die materielle Civilisation Anahuacs mit dem Zustande des damaligen nördlichen Europa's unter den Karolingern, so entdecken wir zu unserer Ueberraschung daß mit geringen Ausnahmen die Cultur unsers Welttheiles hinter der mexicanischen zurückstand. Aber freilich harrte der europäischen Völker die große geistige Erbschaft aus dem Alterthum; es waren Reste ehemaligen Glanzes in Italien und im griechischen Kaiserreich noch nicht er-

[1] Eine Name der auf eine Wurzel (teo) zurückführt, die mit dem Griechischen die nächste Verwandtschaft hat, ganz ähnlich wie auch im Aztekischen der Weg (otli) gleiche Wurzel mit dem griechischen Wort besitzt, während der Ausdruck für Haus (calli) der nämliche ist wie im Spanischen für Gasse (calle). Aus diesen Beispielen mag man die Lehre ziehen, welchen großen Spielraum der Zufall bei Lautähnlichkeiten völlig abgetrennter Sprachen besitzt.

[2] Ebenfalls ein Insect.

loschen, während eine frische Cultur von den Arabern nach Spanien versetzt worden war, und bei den nahen Berührungen so vielseitig gebildeter Völker die geistige Reife der noch jugendlichen Nordeuropäer rasch eintreten mußte. Die Tolteken dagegen standen vereinzelt in der neuen Welt ohne Aufmunterung und Belebung durch anders entwickelte Völker. Dem Auftreten Quetzalcohuatls folgten unmittelbar Religionskämpfe, denn kaum fühlte sich der Prophet zu einem großen Streiche kräftig, so hob er die Menschenopfer völlig auf. Es muß hier daran erinnert werden daß die Othomis, die alte, von den Tolteken verachtete Urbevölkerung, immer ihren Abscheu vor solchen Blutopfern bewahrt hatten. Teotihuacan, die älteste Stadt Anahuacs, wo die berühmten Pyramiden der Sonne und des Mondes standen, war der religiöse Mittelpunkt auch in dem toltekischen Staatenbunde, und zugleich der Schauplatz der Menschenopfer geblieben wo Verbrecher oder Kriegsgefangene zur Zeit der Ernte mit ihrem Blut die gierigen Gottheiten befriedigen mußten. In Tollan war die Praxis dagegen eine Ausnahme gewesen, so daß Quetzalcohuatl auf geringen Widerstand mit seinem Verbot anfangs stieß. In der That scheint auch die freundliche Lehre Quetzalcohuatls ganz zu dem sittlichen Wesen der Tolteken gepaßt zu haben Es war ein sanftes, wohlerzogenes Volk, welches sich bei gegenseitiger Anrede den Titel „mein Gebieter, mein älterer oder mein jüngerer Bruder" gab, und deren Rede nur Ja oder Nein war, wie denn der Abscheu vor der Lüge, ein schöner Zug der alten Mexicaner, noch frisch sich bis zur Zeit der spanischen Eroberung erhielt. Die Männer kleideten sich sittsam mit kurzen Hosen und mantelartigen Gewändern; die Frauen trugen Röcke und Hemden mit kurzen Aermeln, auf der Straße außerdem einen weißen Bernus mit maurischer Capuze. Die Kleidung der Priester war völlig schwarz. Ihr langes Haar fiel in Flechten auf die Schultern, und niemals wagten sie das Auge aufzuschlagen zur Zeit der Fasten oder während des Tempeldienstes. Mehr als *eine* Frau durfte kein Tolteke heirathen, auch die Fürsten nicht, denen sogar beim Tode der Frau die zweite Ehe verboten war. Starb der König früher, so soll die Königin, versichern einige Quellen, die Herrschaft angetreten haben. Welche Meister die Tolteken in der Arzneikunde waren, beweist der Umstand daß noch zu Sahaguns Zeiten ihre Schriften studiert wurden und die Kenntniß vieler Heilmittel nach der spanischen Eroberung auf die Europäer vererbte. Am glänzendsten waren aber jedenfalls ihre Leistungen in der Astronomie. Sie kannten den Zeitwerth eines Sonnenjahres so genau, daß ihre einfache hieroglyphische Rechnung, der wir die genaue Chronologie der alten Geschichte zu verdanken haben, mit der wirklichen astronomischen Zeit in näherem Einklang stand als der Julianische Kalender, den die Spanier unter Cortes mitbrachten. Quetzalcohuatl, der Prophet von Tollan, wird als ein Verbesserer dieses Kalenders gepriesen und ihm die Autorschaft des Tonalmatl oder des *Buches von der Sonne* zugeschrieben, welches die Summe der toltekischen Astronomie enthielt und von den Tonalpouhquis oder den *Sonnenrechnern* studiert wurde, welche Zunft im höchsten Ansehen bei den Tolteken stand. Die Tagesstunden wurden durch Blasinstrumente von den Gipfeln der Tempel verkündigt; dort feierte auch der Clerus beim Aufgang der Sonne täglich mit Musik eine Art Messe, die mit harmlosen Opfergeschenken an Blumen, Früchten und Weihrauch endigte.

Zwanzig Jahre, heißt es nun, hätte die friedliche und goldene Zeit der Herrschaft Quetzalcohuatls gedauert, als ihm aus dem Schooße der Orthodoxen oder Altgläubigen Widerstand erwuchs und abermals die Einführung von Menschenopfern begehrt wurde. Der königliche Priester von Tollan bestrafte zwar streng diese frevelhaften Wünsche, aber die Anhänger des alten Glaubens waren bereits stark geworden um offene Empörung zu wagen. Mit Unrecht erfüllt uns der Gedanke an die Menschenopferung der alten Mexicaner nur mit Abscheu, weit mehr verdiente er unser Bedauern, in gewissem Sinne sogar unsere Bewunderung, denn es waren gewaltige, religiöse Leidenschaften, und die höchste gottesdienstliche Ehrfurcht, die sich Beruhigung nicht anders als durch Menschenblut verschaffen konnten. Die Mexicaner, sagt der edle Las Casas treffend, sind das bigotteste Volk der Erde, und neben ihrer Andacht schienen selbst die Spanier noch frivol. Die Anhänger der alten Götterlehre erhielten bald ein Oberhaupt in Huemac, aus dem Hause Tezcaltepocatl, zu welchem auch der damalige König von Culhuacan, Namens Yohuallatonac, gehörte. Huemac führt in den Chroniken sehr verschiedene Beinamen, der auffallendste darunter aber ist Tezcatlipoca. Hier ist der nämliche Fall wieder, wie bei Quetzalcohuatl, wo wir nicht wissen, ist eine historische Person zur Gottheit selbst durch Apotheose, oder ist der Name einer Gottheit nur einer solchen Person beigelegt worden. Wir haben hier also zwei Gottheiten, zwei Religionshäupter, zwei Sonnenculte und zwei Fürsten die sich gegenseitig bekämpfen. Die Empörung der Altgläubigen brach in verschiedenen Städten zugleich aus, die Priester der neuen Lehre wurden beschimpft und der Schrei nach Menschenopfern erhob sich immer lauter. Da kam der Prophet Quetzalcohuatl zu dem wenig männlichen Entschluß seinen Feinden das Feld zu überlassen. Heimlich entwich er aus Tollan und mit ihm in Masse seine Anhänger. Unterwegs wurde er von Botschaftern Tezcatlipocas eingeholt, die ihn heuchlerisch baten umzukehren oder, da er diesen Wunsch abschlug, wenigstens etwas über die Thronfolge zu bestimmen. Quetzalcohuatl setzte seinen Pfad fort, und nachdem er kurze Zeit in Quauhtitlan verweilt war, näherte er sich dem Vulcan Popocatepetl. Dort wurde er von seinen nachsetzenden Gegnern eingeholt, die ihm nicht nur alle Bücher über toltekische Wissenschaften abnahmen, sondern auch die Handwerker in seinem Gefolge zur Umkehr nach Tollan zwangen.

Endlich fand der Prophet Ruhe in Hiutzilapan, welche Stadt damals rasch ihren Namen in Cholula oder die *Stadt des Verbannten* umtauschte. Cholula war die *heilige Stadt* Anahuacs zur Zeit der spanischen Eroberung, das aztekische Mekka, zu dessen Heiligthümern alle Nahuatlaken pilgerten, und auf dessen Messen alle Producte des Tafellandes und des Küstensaumes umgetauscht wurden. Dort herrschte noch, als Cortes die Stadt betrat, der Cultus Quetzalcohuatls, dem vor allem die große Pyramide der Stadt geheiligt war, eines der älteren Bauwerke Anahuacs. Wenn auch jünger als die Pyramiden von Teotihuacan, stand sie doch schon zur Zeit als Quetzalcohuatl dort sein Exil suchte, und die Legende will daß sie Xelhua ein „Riese" (Autochthon) zu Ehren des Regenbringers Tlaloc erbaut habe. Cholula wurde bald der Sammlungspunkt für alle Anhänger Quetzalcohuatls, und dem längern Aufenthalt des Propheten verdankte diese Stadt ihre Bedeutung, die sie bis zum Einfall der Spanier behielt.

Nächst Cholula gehörten Huexotzinco und Tlaxcallan [1] zu den Ortschaften, die der Prophet beglückte und die durch seine Anwesenheit gediehen. Auf diese drei Städte beschränkte sich auch die Institution der Teuctlis oder Ritter der verschiedenen Orden, die bei den religiösen Mysterien in den Tempeln ihre Würde empfiengen. Da sich Cholula immer mehr durch Auswanderer aus den andern Toltekenstädten hob, so wurde der Neid Huemacs gegen die Stadt rege und er erschien mit einer starken Heeresmacht vor Cholula. Quetzalcohuatl wollte, so heißt es, der geliebten Stadt die Leiden des Krieges ersparen und erklärte seinen festen Entschluß nach dem mysteriösen Tlapallan zurückzukehren. Wirklich brach er auch mit vier auserwählten Jüngern nach der atlantischen Küste auf, schiffte sich dort gegen Südosten ein und verschwand in der Nähe der Mündungen des Coatzacualco, also an der Landenge von Tehuantepec. Hier bieten sich nun zur Lösung der historischen Sage zwei Auswege. Da wir sahen daß die Völker an der Landenge von Tehuantepec einen Quetzalcohuatl als Civilisationsstifter verehren, so kann damit der historische Prophet von Tollan gemeint seyn, der mit den Anhängern seiner Secte vor den Verfolgungen der Altgläubigen aus Anahuac entwich und toltekische Civilisation nach Palenque und unter die Mayavölker verbreitete. Der Abbé Brasseur dagegen scheint geneigt die Landenge als das alte Tlapallan, die Urheimath toltekischer Gesittung zu halten, so daß von dorther, also von Palenque und Mayapan die Civilisation nach Anahuac sich verbreitet habe. Beide Ansichten lassen sich rechtfertigen, doch gewähren die Angaben der alten Quellen uns den Eindruck als seyen die Tolteken von Norden her nach Anahuac eingewandert und die Cultur der Landenge von Tehuantepec jünger als die toltekische in Anahuac, von der sie wiederholt neue Impulse empfieng.

Das Entweichen des Propheten hielt Huemac indessen nicht ab vor Cholula zu rücken und alle Anhänger Quetzalcohuatls, namentlich den Clerus und die Ritterschaft, so viel er habhaft werden konnte, erschlagen zu lassen, und dem Dienst Tetzcatlipoca's des strengen Sonnengottes, mit dem er selbst verschmolz, in Anahuac den Sieg zu verschaffen. Doch blieb ein baldiger Rückschlag nicht aus, denn gegen Huemacs Druck erhoben sich verschiedene Städte, und namentlich die Aristokratie der Tolteken in offener Empörung. Zwischen Colhuacan und Tezcuco kam es (Anno X Tochtli, 930) zum entscheidenden Treffen, welches Huemac verlor, worauf der hochbetagte Monarch in geheimnißvoller Weise verschwand und nie mehr unter den Lebenden erblickt wurde. Seitdem wurde er als Tetzcatlipoca verehrt, als Weltgeist, als Beleber aller Dinge und Herrscher über Himmel und Erde, weßhalb man ihn im Gebet auch den Herrn, [2] oder Moyocayatzin, den Allmächtigen nannte, der gleich sey „dem Winde in der Dunkelheit." Vertraulicher war die Bezeichnung Telpochtli, oder Jüngling, denn in der Form eines schönen und zierlichen Knaben wurde er dargestellt. Zu seinen Opfern wählte man später den schönsten Kriegsgefangenen, und dieser Gefangene, dem man alle Genüsse bis zum letzten Tage verstattete, wurde als der fleischgewordene Gott angebetet, so oft er sich dem Volke zeigte. Man gab aber auch Tetzcatlipoca den Namen Yaotzin, Fürst des Bösen, der Zwietracht und des Krieges; durch ihn waren nämlich die Religionskämpfe begonnen worden, die sich nun auf alle folgenden Geschlechter vererbten, denn immer und immer wieder befehdeten sich die Anhänger jener doppelten Bekenntnisse des Sonnencultus.

Das Haupt der Empörung, Nauhyotl, bestieg jetzt den Thron von Tollan. Unter seiner Hoheit erholte sich Cholula rasch von dem erlittenen Unheil. Vier Jünger Quetzalcohuatls erschienen wieder in der Stadt des Verbannten, welche seitdem von einem oligarchisch gebildeten Senat regiert wurde. Neben dieser Metropole der Neugläubigen behielt Teotihuacan, die Götterstadt, ihren alten historischen Werth für die Orthodoxen, denn dort mußten die Toltekenkönige gesalbt werden, und dort ließen sie sich beisetzen. Nauhyotl führte auch den Cultus einer neuen Gottheit ein, nämlich der Iztac-Chalchiuhlicue oder der Frau im blauen Gewande, sonst noch Toci, unsere Mutter, oder Teteuynan, Mutter der Götter, oder Matlalcueye nach Matlallin, einer blauen Blume, geheißen. Von dieser Göttin rühmten sich die Könige Tollans abzustammen; sie beherrschte die Wasser des Himmels und die Seen, wurde als Gefährtin des Tlaloc betrachtet, und von einem Clerus gefeiert, der ewige Keuschheit geloben mußte. Auch ihr fielen Opfer, wie dem finstern Tlaloc, dem aller vier Jahre ein kleiner Knabe und ein Mädchen aus den vornehmsten Geschlechtern dargebracht wurde, indem man sie reich geputzt unter prächtigen Palanquinen auf den Vulcan von Tolucan trug und sie in den eisigkalten Kratersee des Tlacotepecgipfels hinabstürzte.

Nauhyotl starb im Jahr 945 (Anno XII. Calli) und nach ihm regierte seine Gemahlin noch vier Jahre ohne Störung. Unter der friedlichen Herrschaft dieser beiden Regenten erreichten trotz der Religionsspaltung die Tolteken ihre höchste Entwicklung. Jede Stadt, jeder Stamm, ja jedes Dorf unterschied sich durch die Farben seiner Clanschaft, ähnlich wie ehemals in Schottland die einzelnen Stämme durch die Quadrate ihrer Plaids. Culhuacan behielt im Staatenbunde die politische Hegemonie, während Tollan durch die Urbanität der Sitten, durch die Reinheit und Eleganz seiner Mundart, ähnlich wie später Tetzcuco das Athen Anahuacs wurde. Aber diese goldene Zeit neigte sich zum Ende, als Huemac II [1] den Thron bestieg. Unter ihm, heißt es, wurde das Pulque, das berauschende Nationalgetränk der alten und modernen Mexicaner erfunden, oder vielmehr es kam bei den Tolteken in allgemeinen Gebrauch, denn gewürzt und mit Agavewasser versüßt, hieß es Pantecatl, nach der Heimath der Erfindung Panuco, dessen Bewohner immer als Trunkenbolde verschrien waren. Religiöse Legenden schreiben der Bosheit Tetzcatlipoca's die Erfindung zu, denn der Gott sollte seine Agenten mit dem berauschenden Getränk seinem Gegner Quetzalcohuatl zugesendet haben, worauf dieser von dem süßen Pulque überwältigt, seine Einwilligung zu den Menschenopfern ertheilt habe. Sinnliche Enthaltsamkeit war die höchste

[1] Die Stadt hat früher wahrscheinlich einen andern Namen geführt, denn die chichimekischen Tlaxcaltteken erscheinen erst gegen Ende des Toltekenreiches in Anahuac.

[2] Titlacahuan, wörtlich: wir sind deine Sklaven.

[1] Um einen Begriff von den Schwierigkeiten der Geschichtsforschung zu liefern, bemerken wir daß dieser Fürst außer Atecpanecatl, auch noch Tecpancaltzin und Iztlaquauhtzin genannt wird. Wäre nicht die Chronologie der ältern Geschichte so genau, jede Verk[?]ltung der Ereignisse müßte doch das Gewirr der wechselnden Orts- und Personennamen vereitelt werden.

Tugend der alten Mexicaner, und es ist charakteristisch, daß ihre Annalen den Untergang des Toltekenreiches einer Lockerung der Sitten zuschreiben. Neben dem Laster der Trunkenheit verbreitete sich auch ein unerlaubter Umgang der Geschlechter. Das erste Beispiel kam von Oben. Während die alten Gesetze den Toltekenkönigen die zweite Ehe verboten, vergaß sich Huemac II so weit, daß er Quetzalcochitl die reizende Frau eines seiner Vasallen durch Ehebruch zu seiner Gemahlin erhob und mit ihr einen Sohn (Anno IV, Tochtli, 1002) erzeugte, den man vorwurfsvoll Meconetzin, das Kind der Agave, [1] später aber Prinz Acxitl hieß.

Als nun die wirkliche Gemahlin Huemac's und Quetzalcochitls Gatte gestorben waren, wurde diese öffentlich zur Königin erhoben, obgleich die zweite Ehe verboten, der Ehebruch aber nach altem Herkommen ein todeswürdiges Verbrechen war. Das nächste Beispiel von Zuchtlosigkeit gab Huemacs II Tochter. Sie war eines Tages mit ihren Hofdamen spazieren gegangen, als sie auf den Feldern einen Macehual oder Leibeigenen Namens Tohueyo arbeiten sah. Der Mann war hoch gewachsen und von ungewöhnlicher Stärke. Nach Art der Leute seines Standes arbeitete er, wie es noch heutigen Tages geschieht, völlig unbekleidet, und die Prinzessin weidete sich auf Kosten ihres Seelenfriedens allzu lange an dem aufregenden Anblick. Als sie nach Hause kam stellte sie sich liebeskrank, und dem zärtlichen Papa blieb nichts anderes übrig als nach dem Macehual zu schicken, der endlich gefunden und von den Hofmarschällen ins Bad geführt, frisirt, parfümirt und in Zeit von vierundzwanzig Stunden zum Gemahl der Prinzessin erhoben wurde. Diese Mißheirath war dem toltekischen Adel nicht wenig anstößig, und besonders skandalös wurde die Hast der Vermählung betrachtet, denn nach dem guten Herkommen sollte vor der Hochzeit eine angemessene Frist verstreichen und allerhand Ceremonien erst erfüllt werden. Es bildete sich also jetzt schon eine revolutionäre Partei, und zu dieser zählten gerade die Prinzen und überhaupt die hohe Gesellschaft, wenn man sich so ausdrücken darf. Der Norden des Reiches wurde damals durch Markgrafen verwaltet, welchen die Sorge oblag das Reich vor den Einfällen anderer wilder Chichimekenstämme zu schützen. Diese Markgrafen, welche wir uns als sehr streitbare Herren denken dürfen, fühlten die größte Lüsternheit souverän zu werden. Sie verbanden sich im geheimen mit den Häuptlingen der wilden Stämme, und warteten nur auf die Gelegenheit um ihre Anschläge auszuführen. Das Signal gab ihnen, als Huemac II seinen Bastard Acxitl zum Thronerben ausrufen ließ. Jetzt empörten sich nicht nur die toltekischen Großen, sondern die Markgrafen erschienen mit ihren Truppen und wilden Chichimekenbanden. Huemac II wußte sich nicht besser zu helfen als daß er seinem anstößigen Schwiegersohn Tohueyo den Oberbefehl über die königlichen Truppen anvertraute, in der Hoffnung daß er wenigstens diese unbequeme Figur durch einen Tod in der Schlacht von seinem Hof los werden könnte. Allein der ehemalige Leibeigene, der sich mit angeborner Grandeza in seine prinzliche Lage gefunden und durch Hoheit der Manieren seine gemeine Herkunft verdeckt hatte, kehrte als Sieger heim, und hielt einen Triumphzug in Tollan, ganz nach dem Geschmack altrömischer Sieger, worauf Huemac ihm eine Krone von Quetzalfedern, das heißt mit andern Worten, den Rang der Prinzen verlieh.

Wir wissen nicht ob der Hof von Tollan sich zur Secte der Neugläubigen bekannte, aber wir erfahren daß Huemac doch den Titel Quetzalcohuatl führte, und die Würde eines Oberpriesters mit der monarchischen Gewalt vereinigte. Bekannte er sich aber zu dem milderen Dogma, so unterlag dieses jetzt grausamen Prüfungen. Zunächst wurde das Land durch Ausbrüche der Vulcane Anahuacs erschreckt, und die Bestürzung wuchs als man bei einem Sühnopfer für Tezcatlipoca kein Herz bei dem Geopferten fand. Hagelschäden stellten sich ein, und ihnen folgte 1018 (Anno VII Tochtli) eine furchtbare Trockenheit. Die königliche Gewalt hatte alles Ansehen verloren, und so bildeten sich in Folge des Nothstandes zahlreiche Räuberbanden, während Unruhen in der Hauptstadt die fürstliche Familie zur Flucht nach dem festen Schlosse Xicocot zwangen. Mißwachs und Hungersnoth lehrte wieder zu den alten Göttern beten und namentlich stieg Tlaloc zu besonderen Ehren, als endlich nach vielen Jahren ein nasser Sommer eintrat. Gebeugt von so viel Unglück, beschloß Huemac II zu Gunsten seines Sohnes Acxitl auf die Krone und das Pontificat zu verzichten, allein diese letztere Machtvollkommenheit wurde ihm bestritten. Einer der vornehmsten Priester Quauhtli von königlichem Geblüt und Maxtlatzin der Herzog von Xochimilco, der zu den Neugläubigen gehörte, erhoben die Fahne der Empörung, und zwar mit solchem Glücke daß Huemac ihren Gehorsam nur erkaufen konnte, indem er sie zu königlichen Prinzen erhob, worauf endlich Acxitl gesalbt werden konnte (Anno V, Calli, 1029.)

Acxitl spielte vollständig eine Rolle wie Ludwig XV; aus einem bescheidenen und sittsamen Monarchen wurde bald ein schamloser Wüstling, der seinen Palast mit frechen Dirnen füllte. Die Sittenlosigkeit hatte sich vom Hofe bald über das ganze Land verbreitet und namentlich die Nonnenklöster in Stätten der Unzucht verwandelt. Es kam sogar dahin daß die Oberpriesterin der Göttin der Wasser auf einer Pilgerfahrt zur Pyramide des Ce-Acatl in Cholula vom Oberpriester Quetzalcohuatls in den Heiligthümern selbst und ohne Rücksicht vor den Zeugen Zärtlichkeiten empfieng, ein doppelter Frevel, da beide Personen durch furchtbare Eide zur Keuschheit verpflichtet waren. Acxitl kam später wohl zur Reue, er suchte wieder zur alten sittlichen Strenge zurückzukehren, aber es war zu spät, die Folgen des üblen Beispiels ließen sich nicht mehr aufheben.

Es geschah im Jahre 1040 (Anno III, Tecpatl) daß von Norden her, und zwar aus Texas und Neu-Mexico, [1] wo jetzt die Comantschen und Apatschen hausen, gegen das verfeinerte Toltekenreich Barbarenhorden sich in Bewegung setzten, unter ihnen der zahlreiche und mächtige Chichimekenstamm der Teotenancas. Statt daß sich nun der toltekische Staatenbund gemeinsam der Gefahr entgegengeworfen hätte, begann gerade damals Nauhyotl II, König von Culhuacan, den Bastardkönig Acxitl von Tollan zu bekriegen,

[1] Euphonisch, statt Kind der Trunkenheit, denn aus der Agave wurde das Pulque bereitet, und Huemac II war betrunken, als er Quetzalcochitl verführte.

[1] Nur Ixtlilxochitl läßt diese Völker vom californischen Meerbusen aufbrechen, Veytia dagegen nennt obige Länder, und Brasseur gibt ihm Recht.

mußte jedoch, völlig geschlagen, nach seiner Hauptstadt flüchten. Dieß alles begünstigte nun die Fortschritte der Barbarenhorden, welche schon vor die Thore der größeren Städte rückten, herbeigerufen theils durch politische; theils durch religiöse Parteien, unter denen die Anhänger Quetzalcohuatls, da wo sie die Oberhand besaßen, durch Verfolgungssucht sich gehaßt machten. Schon hatten zahlreiche toltekische Auswanderungen nach dem Süden stattgefunden, als Hungersnoth von neuem in Begleitung der Pest (Anno X, Acatl, 1047) erschienen, in Folge dessen der Ackerbau vernachlässigt wurde, so daß viele Fluren in die Wildniß zurücksanken. In Teotihuacan griff man zu den stärksten Mitteln, denn man beschloß dort die Sonne, die als Xiuhtencli (Feuergott) verehrt wurde, durch zahlreiche Menschenopfer zu besänftigen. Als die Festnacht erschien, erzählt die Legende, loderten die Scheiterhaufen hoch auf und zu den heiligen Gesängen und den schauerlichen Klängen des Teponaztli oder der Tempeltrommel gesellte sich der Schrei der Gequälten in den Flammen. Die toltekischen Edelleute welche im gemessenen Schritt der religiösen Tänze die Gluth umschritten, warfen rückwärts gigantische Schatten nach den Mauern der Paläste. Da stahl sich unter die Tänzer ein hageres knöchernes Gespenst, das niemand sich anzureden getraute. Es faßte hier und dort einen Tänzer, der bei der Berührung leblos niedersank, ohne daß man Acht darauf gab, und so dauerte dieser Todtentanz bis zum kühlen Morgen, denn niemand wagte sich zu entfernen. Nicht genug daß die Pest, auf die sich die Legende offenbar bezog, ihre Verheerungen vollzog, auch widerwärtige Erscheinungen, wie sie politischen Verwesungen eigenthümlich sind, traten zu Tage. Es war dieß eine obscöne Secte, die im Jahre 1058 in Cuextlan auftauchte, und die Ixcuinames genannt wurde. Die Cuextecas waren auch noch zu Cortes' Zeiten wegen ihres Phallusdienstes berüchtigt. Die Ixcuinames (d. h. Frauen mit Masken) bestanden dagegen zum größten Theil, wenn nicht gänzlich aus Weibern, die sich religiösen Orgien hingaben, wobei auch das Blut unschuldiger Knaben fließen mußte. Die toltekischen Obrigkeiten besaßen nicht mehr Kraft diese Secte zu unterdrücken, auch waren andere Rächer schon auf der Bühne, denn im Jahre 1060 (Anno X Tecpatl) drangen die Teochichimekenstämme, zu denen auch die durch ihre treue Allianz mit den Spaniern wohlbekannten Tlaxcalteken zählten, bis in das Herz des Reiches vor. Acxitl floh aus Tollan, und ließ diese Stadt, weil er sie vor den Feinden nicht retten konnte, von seinen Anhängern in Brand stecken. Sein Vater Huemac II, der zu seinen Gunsten abgedankt hatte, trat noch einmal an die Spitze des Reiches, und lieferte mit dem Reste der toltekischen Kraft den Barbaren eine letzte, aber unglückliche Schlacht. So sank denn eine der herrlichen Städte nach der andern in Schutt, während auf kurze Zeit den Thron von Tollan noch ein schattenhafter Fürst, Huemac III, behauptete, der unter Mörderhänden endigte. Auch ihn, wie überhaupt den Sturz des Reiches, überlebte der Anstifter alles Uebels Huemac II, dem eine einzige Toltekenstadt, das alte Chapultepec, übrig blieb, und wo er hoch betagt im Jahre 1070 (Anno VII, Tochtli) starb. Dieses Jahr wird als das chronologische Ziel der Toltekenherrschaft bezeichnet, und auf den Trümmern ihrer hohen Cultur frohlockten jetzt die wilden Raubstämme des Nordens.

Niepce aus Saint-Victor, über neue Wirkungen des Lichts.

Man kann auf zweierlei Art die Wirkung nachweisen, welche das Licht auf die von demselben getroffenen Körper ausgeübt hat, nämlich unter den Umständen, die ich in meiner ersten Abhandlung [1] angab. Die erste Methode, welche ich daselbst schon beschrieben habe, besteht darin, irgend eine Zeichnung, z. B. einen Kupferstich, der Sonne oder selbst dem zerstreuten Tageslichte auszusetzen und dieselbe hernach auf einem empfindlichen Papiere anzubringen, welches mit Chlorsilber präparirt ist.

Die zweite Methode welche ich nun beschreiben will, ist folgende: man nimmt ein Papierblatt welches mehrere Tage in der Dunkelheit geblieben ist; man bedeckt es mit einem (negativen) Lichtbild auf Glas oder Papier; man setzt das Ganze den Sonnenstrahlen aus, eine kürzere oder längere Zeit über, je nach der Intensität des Lichts, und bringt es dann wieder in die Dunkelheit; man hebt dann das Lichtbild ab, und behandelt das Papier mit einer Auflösung von salpetersaurem Silber; es kommt dann in sehr kurzer Zeit ein Bild zum Vorschein welches man nur gut in reinem Wasser zu waschen braucht, um es zu fixiren. Will man ein Bild erhalten welches sich rascher entwickelt und kräftiger wird, so imprägnirt man das anzuwendende Papierblatt mit einer Substanz welche die hier zu besprechende Lichteinwirkung in höherem Grade erfährt, das Licht mit verbleibender Wirksamkeit desselben so zu sagen aufspeichert. Eine derartige Substanz ist eine Auflösung von salpetersaurem Uranoxyd in Wasser, die man erhält, wenn man entweder Uranoxyd mit verdünnter Salpetersäure behandelt, oder Krystalle von salpetersaurem Uran in Wasser auflöst.

Das Papierblatt muß mit so viel Uransalz imprägnirt werden daß es eine merklich strohgelbe Farbe erhält; man trocknet es und bewahrt es in der Dunkelheit auf. Will man experimentiren, so bedeckt man es mit einem negativen Lichtbild; man setzt es beiläufig eine Viertelstunde der Sonne aus, und bringt es dann wieder in die Dunkelheit; man behandelt es mit einer Auflösung von salpetersaurem Silber, wodurch sogleich ein sehr kräftiges positives Bild zum Vorschein kommt, mit der kastanienbraunen Farbe der gewöhnlichen Lichtbilder. Um dieses Bild zu fixiren, braucht man es nur in reines Wasser zu tauchen, damit sich alles Uransalz auflöst, auf welches das Licht nicht einwirken konnte, weil es durch die Schatten des Lichtbildes geschützt war.

Will man dem Bild, nachdem es in reinem Wasser gut gespült worden ist, eine schwarze Farbe ertheilen, so braucht man es nur mit einer sauren Chlorgold-Auflösung zu behandeln. Um denselben Zweck zu erreichen, genügt es auch das Bild nach der Belichtung durch eine Auflösung von Quecksilbersublimat zu passiren, und es darin bloß einige Minuten zu lassen, je nach der auf die Exposition verwendeten Zeit, welche dreimal länger seyn muß als im ersten Falle; das Bild wird dann in reinem Wasser gespült, und hernach mit einer Auflösung von salpetersaurem Silber behandelt, in welcher man es läßt, bis es gänzlich mit einem ebenholzschwarzen Ton entwickelt ist; man spült es hierauf in reinem Wasser, um es zu fixiren.

[1] S. Ausland 1858, S. 78.

Wenn man nach der Belichtung des mit Uransalz imprägnirten Papierblattes als Entwicklungsflüssigkeit anstatt des salpetersauren Silbers eine saure Chlorgold-Auflösung anwendet, so kommt das Bild augenblicklich mit sehr intensiver blauer Farbe zum Vorschein; man fixirt es ebenfalls durch Waschen in reinem Wasser.

Wenn man eine Zeichnung welche mit einer Auflösung von salpetersaurem Uran oder von Weinsteinsäure auf einem Pappeblatt ausgeführt wurde, dem Licht exponirt, und sie dann auf einem mit Chlorsilber präparirten empfindlichen Papierblatt anbringt, so liefert sie eine Copie ihres Bildes, und ein viel intensiveres Bild als wenn die Zeichnung, wie bei einem früheren Versuch, mit schwefelsaurem Chinin ausgeführt wurde. Ich glaube sogar nach neuen und zahlreichen Versuchen behaupten zu können, daß ich früher nur deßhalb mit dem schwefelsauren Chinin etwas intensive Bilder erhielt, weil ich mit einer Auflösung dieses Salzes in Weinsteinsäure operirte; denn bei Anwendung einer Auflösung von schwefelsaurem Chinin in Salpetersäure oder Schwefelsäure erhält man nur schwache und oberflächliche Bilder.

Wenn man die Zeichnung auf dem Pappeblatt mit Uransalz- oder Weinsteinsäure-Lösung in groben Strichen ausführt, so wird sie sich noch in 2 bis 3 Centimeter Entfernung vom empfindlichen Papier reproduciren, besonders wenn die Temperatur etwas hoch ist.

Die folgenden Versuche zeigen, wie groß der Einfluß der Wärme ist. Als ich das mit der belichteten Zeichnung versehene Pappeblatt, nachdem es mit dem (mit Chlorsilber präparirten) empfindlichen Papierblatt belegt war, mit einer auf 50° C. erhitzten Metallplatte bedeckte, kam das Bild in einigen Minuten zum Vorschein, während bei der Temperatur 0° eine Zeit von 2 bis 3 Stunden erforderlich gewesen wäre, um eine schwache Copie, und wenigstens 24 Stunden um das Maximum der Wirkung zu erhalten.

Meine früheren Versuche über die Aufspeicherung des Lichts in Röhren habe ich mit Pappeblättern wiederholt, die mit salpetersaurem Uranoxyd oder mit Weinsteinsäure imprägnirt waren, und erhielt viel auffallendere Resultate, besonders mit der Weinsteinsäure, welche die Gold und Silbersalze weniger leicht reducirt als das Uran, die aber eine stärkere Strahlung gibt.

Ich setze ein Pappeblatt, welches mit zwei bis drei Schichten einer Auflösung von Weinsteinsäure oder von Uransalz sehr stark imprägnirt ist, dem Licht aus; nach der Belichtung bekleide ich mit der Pappe das Innere einer ziemlich langen, aber engen Röhre von Weißblech; ich schließe die Röhre hermetisch, und es zeigt sich dann nach Verlauf langer Zeit wie am ersten Tage daß das Pappeblatt auf einem mit Chlorsilber präparirten empfindlichen Papier sein Lichtbild hervorbringt. Bei der Temperatur der umgebenden Luft sind 24 Stunden erforderlich um die Maximalwirkung zu erhalten; spritzt man aber in die Röhre einige Tropfen Wasser, um das Pappeblatt schwach zu befeuchten, verschließt sie dann wieder, exponirt sie bei einer Temperatur von 40 bis 50° C., öffnet sie und bringt ihre Mündung auf einem empfindlichen Papierblatt an, so sind nur einige Minuten erforderlich um ein kreisförmiges Bild der Mündung zu erhalten, welches eben so kräftig ist als wenn das empfindliche Papier dem Sonnenlicht ausgesetzt worden wäre. Dieser Versuch gelingt nur einmal, d. h. das Licht scheint vollständig aus der Pappe entwichen zu seyn, so daß man, um ein zweites Bild zu erhalten, eine zweite Belichtung vornehmen muß.

Die Uransalze sind bekanntlich sehr fluorescirend, und das krystallisirte salpetersaure Uranoxyd wird durch Stoß in hohem Grade phosphorescirend; ich habe mich aber mittelst der elektrischen Lampe überzeugt daß die reine Weinsteinsäure keineswegs fluorescirend ist, oder daß sie durch Einwirkung der brechbarsten Strahlen des mit dem elektrischen Licht erhaltenen Spectrums, so wie durch Einwirkung des Sonnenlichts, gar nicht leuchtend wird; es war mir auch nicht möglich einige Phosphorescenz in den Weinsteinsäure-Krystallen zu entdecken.[1]

Die Versuche welche ich in dieser Abhandlung beschrieben habe, beweisen entscheidend daß das Licht gewissen Substanzen, welche es getroffen hat, eine wahrhafte Wirksamkeit mittheilt; mit andern Worten, daß gewisse Körper die Eigenschaft besitzen Licht in einem Zustand permanenter Wirksamkeit aufzuspeichern.

Die Intensität dieser permanenten Wirksamkeit ist mehr oder weniger groß, je nach der Natur der Substanz, der kürzeren oder längeren Dauer der Belichtung, nach den atmosphärischen Umständen unter welchen dieselbe stattfand &c. Sie hat ihre Gränzen, d. h. es gibt für jede Substanz eine Maximal-Wirksamkeit, und wenn sie diese erreicht hat, bleibt ein fortgesetztes Belichten erfolglos.

Ein durch Belichtung wirksam gewordener Körper behält mehrere Tage lang in der Dunkelheit und an freier Luft das Vermögen auf die Gold- und Silbersalze zu wirken; er wird endlich diese Eigenschaft verlieren, man kann sie ihm aber durch eine neue Belichtung wieder ertheilen, vorausgesetzt jedoch daß die Substanz in ihrer chemischen Zusammensetzung nicht verändert wurde, wie es z. B. bei den Jodiden und Bromiden der Fall ist.

Das mit salpetersaurem Uranoxyd imprägnirte Papier zeigt eine merkwürdige Eigenschaft: das Uransalz färbt sich unter dem Einfluß des Lichts und wird unauflöslich; es entfärbt sich hernach in der Dunkelheit und wird nach Verlauf einiger Tage wieder auflöslich, um sich neuerdings am Licht zu färben; es reducirt die Gold und Silbersalze, so lange es gefärbt und unauflöslich ist. Die permanente Wirksamkeit, welche einem Körper durch das Licht ertheilt wurde, äußert ihren Einfluß nicht bloß auf die Gold- und Silbersalze, sondern auch auf mehrere der organischen und unorganischen Substanzen, welche das Licht durch seine directe Wirkung afficirt oder modificirt. So wird ein durch Belichtung wirksam gemachter Körper diese Wirksamkeit durch Contact und in der Dunkelheit auf einen andern Körper, z. B. die Weinsteinsäure, übertragen.

Das zweifach-chromsaure Kali wird, unter demselben Einfluß, in Wasser unauflöslich, gerade so als wenn man es der Sonne exponirt hätte; aber der heliographische Judenpech-Firniß und das Guayac-Harz widerstehen der permanenten Wirksamkeit des mit Uransalz oder mit Weinsteinsäure imprägnirten und belichteten Papiers. Ein befeuchteter und belichteter Kupferstich reproducirt sich sehr gut auf dem empfindlichen Papier; wenn er aber mit einigen Millime-

[1] Man kann also die merkwürdige Eigenschaft der Auflösungen von Uransalz und von Weinsteinsäure, sich gewissermaßen mit Licht zu sättigen, nicht bloß der Phosphorescenz oder der Fluorescenz zuschreiben.

tern Wasser bedeckt ist, reproducirt er sich nicht mehr, selbst in einer Auflösung von Uransalz oder Weinsteinsäure. Ich habe die merkwürdige Thatsache entdeckt daß die Lichter eines mit Uransalz oder Weinsteinsäure imprägnirten und belichteten Kupferstichs sich sehr gut auf dem mit Chlorsilber präparirten empfindlichen Papier copiren, ohne daß die Schatten die geringste Spur von Wirkung hinterlassen. Eben so verhält sich eine mit wässeriger Tinte ausgeführte Zeichnung und ein mit Kienruß geschwärztes Papierblatt. Schließlich will ich ein Verfahren zum Reproduciren der Kupferstiche mittelst Phosphordämpfen mittheilen: Durch eine von mir im Jahre 1847 veröffentlichte Abhandlung ist bekannt daß diese Dämpfe die Eigenschaft besitzen sich auf die Schatten, mit Ausschluß der Lichter, zu begeben und daselbst zu verdichten. Man setzt den zu copirenden Kupferstich den Dämpfen langsam in der Luft brennenden Phosphors aus; nur die Schatten imprägniren sich mit Phosphordämpfen; man bringt ihn dann auf einem mit Chlorsilber präparirten empfindlichen Papierblatt an; nachdem der Contact eine Viertelstunde gedauert hat, befindet sich auf dem Papier die Zeichnung des Kupferstichs, aus Phosphorsilber bestehend, welches, wenn es kräftig genug ist, der Einwirkung der mit Wasser verdünnten chemischen Agentien widersteht. Die beste Operationsweise besteht darin, den Kupferstich in einem Kasten anzubringen, gegenüber einem Pappeblatt, dessen Oberfläche mit einer Phosphorstange hinreichend gerieben worden ist, und welches eine der Wände des Kastens bekleidet; man muß bei jeder Operation neu reiben, denn wenn der Phosphor roth ist, bringt er keine Wirkung hervor. Eine Wasserschicht von 1 Centimeter und mehr Dicke hält die Ablagerung oder die Wirkung der Phosphordämpfe nicht auf. Auf das empfindliche Papier wird die Wirkung selbst durch das chinesische Papier hindurch ausgeübt, d. h. wenn man gegen ein Blatt empfindlichen Papiers einen Kupferstich auf chinesischem Papier anbringt und denselben in dem Kasten gegenüber der phosphorescirenden Wand aufstellt, so wird man ein negatives Bild des Kupferstichs erhalten, wie wenn die Schatten als Schirm functionirt und die Lichter die Phosphordämpfe hindurchgelassen hätten, welche sie auf dem empfindlichen Papier copiren. Setzt man jedoch die Exposition zu lange fort, so copiren die Schatten ebenfalls ihr Bild, und dieses waltet sogar auf dem ganz gefärbten Grunde vor. Der Dampf des Schwefels bringt analoge Wirkungen hervor, und gibt eine Copie des Kupferstichs, durch Schwefelsilber gezeichnet; aber dieses Bild ist nicht sehr beständig.

R. Schlagintweit über religiöse Schauspiele in den Buddhisten-Klöstern Tibets.

(Zeitschrift für Erdkunde.)

Die fünf tibetanischen Gesichtsmasken, so wie der Anzug, die ich der Gesellschaft zur Ansicht vorlege, sind Gegenstände, die von den Lamas, den Mönchen der buddhistischen Klöster, zur Aufführung eigenthümlicher, religiös mythologischer Dramen benutzt werden, die wie Schauspiele dargestellt werden. Sie haben eine überraschende Analogie mit jenen Darstellungen wie sie häufig im Mittelalter gegeben wurden, wo sie Mysterien hießen, von denen sich auch jetzt noch Spuren in einigen Theilen Süd-Deutschlands erhalten haben.

Der Stoff des Schauspiels ist mit wenig Veränderungen fast immer derselbe, und zwar folgender: ein böser Geist sucht einen armen tugendhaften Mann zu überreden eine böse That zu verrichten, z. B. zu stehlen oder zu rauben, und sucht ihn auf alle Weise zur Ausführung derselben zu bewegen. Der Versucher erscheint anfangs allein, wird aber später von einem anderen weiblichen Dämon in seinen Bestrebungen unterstützt, dessen Gestalt und Wesen jener weiblichen Person gleicht die auch häufig in unseren Sagen erwähnt und beschrieben wird; doch auch das gute Princip ist in der Gestalt eines Engels vertreten, der alles aufbietet den Einfluß der bösen Geister zu verhindern. Der zu Versuchende scheint anfangs den Einflüsterungen der bösen Geister nicht widerstehen zu können; doch zuletzt siegt das gute Princip und seine moralische Stärke. Nachdem er glücklich alle Versuchungen zurückgewiesen hat, erscheint Buddha selbst, der den Tugendhaften für seine Standhaftigkeit belohnt und, umringt von guten ihm untergebenen Geistern, die Versucher vertreibt. Eine Anzahl Tänze, die den Sieg des Versuchten so wie die Freude über das Vertreiben der bösen Geister darstellen, schließt die Handlung, deren Aufführung gewöhnlich 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunden Zeit in Anspruch nimmt.

Von den vorgelegten Masken ist die erste, einem Lama ähnlich, diejenige welche der zu Versuchende trägt, die rothe ist die des bösen Geistes, die dritte, mit den langen weiblichen Zöpfen, ähnlich jenen der tibetanischen Frauen, die des weiblichen Dämons, die gelbe mit den drei Augen repräsentirt Buddha und die mit dem Turban die Engel.

Es gelang uns auch einen Anzug zu erhalten wie er zur Aufführung solcher Schauspiele stets benutzt wird. Charakteristisch ist daß der Anzug bei allen Theilnehmern derselbe ist, während nur die Masken verschieden sind. Der Anzug ist aus reichen chinesischen Seidenstoffen gemacht, außen grün, mit gelben und blauen Bändern besetzt und mit einer weißen Schärpe um den Leib befestigt. Er wird über dem gewöhnlichen Anzuge wie ein Ueberrock getragen und die ungemein weiten Aermel, sowie die Größe des ganzen Rockes, tragen wesentlich dazu bei, die einfachen und wenig charakteristischen Tänze dennoch belebt und mannichfaltig zu machen.

An einer Darstellung dieser religiösen Schauspiele nehmen sämmtliche Bewohner eines Klosters Antheil. Sie finden nur einige-

[1] Die obige Notiz wurde nämlich der Berliner geogr. Gesellschaft mitgetheilt.

mal im Jahre statt und werden als höhere Kirchenfeierlichkeiten mit sehr viel Ernst und Würde gefeiert. Nur der Schluß der Tänze, der stets von einer Schaar von Knaben ausgeführt wird, die später zu Lamas herangebildet werden, ist gewöhnlich etwas roh und grotesk.

Die gefälligen Lamas des Klosters Himis bei Leh in Ladak waren so freundlich uns eine eigene Aufführung eines dieser merkwürdigen Schauspiele zu geben. Sie werden, wie es scheint, nur in größeren Klöstern aufgeführt; dieß erklärt auch daß in dem so interessanten Buche von Huc und Gabet keine Erwähnung dieser Schauspiele gemacht wird.

Es gelang uns nur durch Ueberredung und Geld und andere Geschenke die sonst so gefälligen und toleranten Lamas zu bewegen uns die Masken und den Anzug zu überlassen, theils weil sie als heilige Kirchengeräthe betrachtet werden, theils weil es unmöglich schien neue aus Lhassa, wo sie allein gefertigt werden, bis zur nächsten Aufführung zu erhalten.

Zweite Belagerung von Missolonghi.

(Aus der Geschichte des griechischen Aufstandes nach Spiridion Trikupis.)

Da die Pforte die bis dahin in Griechenland erlittenen Kriegsunfälle auf die Ungeschicklichkeit ihrer Feldherren schob, so ernannte sie dieses Jahr (1825) zum Wali von Rumelien Reschid Pascha, zugenannt Kiut-Aga. Dieser wurde als ein unternehmender und gefahrliebender Mann sowohl in der Schlacht von Peta als auch bei der ersten Belagerung von Missolonghi erkannt, bei der, wäre ihm Gehör geschenkt worden, die Stadt gefallen wäre. Die Pforte gab ihm bei seinem Abzug unbeschränkte Vollmacht und reichliche Hülfsmittel, versetzte seinen Nebenbuhler Omer Pascha von der Statthalterschaft Berat in die von Salonichi, und kündete ihm bei seinem Wegziehen an: „entweder Missolonghi oder deinen Kopf." Dieser neue Oberfeldherr gieng im Januar nach Larissa ab, und von dort zog er nach Janina, um die Unruhen in Albanien zu stillen, und um gegen hohen und festen Sold ein Heer zu werben.

Bei der Darstellung der ersten Belagerung von Missolonghi haben wir seine Mauer beschrieben. Von jener Zeit an wurde dieselbe stark gemacht, und erhielt eine neue Gestalt unter der unermüdeten Sorgfalt Michael Kokkinis'; auch der Graben wurde gereinigt, weiter und tiefer gemacht. Während Kokkinis bei der Herstellung der Mauer zur Arbeit antrieb, ließ er dem Leiter des westlichen Griechenlands bestimmt melden, diese Festung sey im Stande jeden feindlichen Angriff auszuhalten, und Engländer haben sie, nachdem sie dieselbe besichtigt, bewundert, und seyen in Staunen gerathen. Sicherlich aber hatte diese Festung nichts das geeignet gewesen wäre zur Bewunderung hinzureißen, oder den kundigen Beschauer in Erstaunen zu setzen, weil nicht einmal die Mauer gut hergestellt war; und wenn bei all ihrer Unvollkommenheit die Stadt von den Feinden erst an dem Tage genommen wurde als sie von ihren Vertheidigern verlassen worden war, so mögen wir dessen eingedenk seyn daß Männer die Städte befestigen, nicht Mauern.

Die Mauer hatte zur Zeit dieser Belagerung die Gestalt eines Siebenecks. Gegen das Centrum derselben, das gegen Norden sich erstreckte, lag die Bastion Bozzaris; westlich vom Centrum lagen der Reihe nach der Thurmbau Korals, die Bastion Franklin, die Batterie Byron, die Thurmbauten Wilhelm Tell und Kotsikukos und die Batterie Kyriakulis. Es lag auch in derselben Reihe, jedoch auf dem danebenliegenden kleinen Eilande Marmaros, die Batterie Sachturis; östlich vom Centrum lagen die Bastion Makris, die Lunette Wilhelm von Oranien, die Batterien Rigas und Antonios Kokkinis, das Zangenwerk (tenaille) Montalembert und die Batterie Sieseld, Kanaris und Skanderbeg. Auf der ganzen Mauer waren 48 eiserne Kanonen, welche Kugeln von verschiedenem Gewicht bis zu 48 Pfund faßten, und vier Mörser, von welchen zwei einen Durchmesser von 10, einer einen von fünf, und der vierte einen solchen von $4^2/_5$ Zoll hatte.

Die Festungsverwaltung hatte zu gehöriger Zeit für die Absendung von Truppen unter Notis Bozzaris, Tsonkas und andern zum Schutz von Karbasara, Vonizza und der Engpässe des Makrynoros Sorge getragen, und diese Truppen waren gehorsam. Allein als die Feinde an das Makrynorosgebirg zogen, verließen die zum Schutz jener Stellungen verwendeten die Reihen; es verließen auch die andern die Stellungen bei dem rechten Ufer des Acheloos, so daß die Feinde am 23 März ungehindert durch das Makrynorosgebirg drangen, und ohne Widerstand sich auf Valtos und Xiromeros warfen. Die höchst unglücklichen Bewohner jener Gegenden wurden, wie anderswo, so auch dort zerstreut; sie fanden jedoch diesesmal eine bereite und sichere Stätte, das unter dem Siebeneilandstaate stehende kleine Eiland Kalamos. Die Feinde trafen weder bei dem Uebergang über den Acheloos, noch jenseits desselben Widerstand, weil, so weit sie vorrückten, ebenso weit die Griechen gegen die Städte Missolonghi und Anatoliko sich zogen, und auf diese Weise kamen sie am 11 April unangegriffen vor Anatoliko an. Am 15ten erschienen sie vor Missolonghi. Sie drangen in das westliche Griechenland nicht alle auf einmal, sondern in Zwischenräumen. Ihr Nachtrab, bei welchem auch der Oberfeldherr sich befand, langte erst am 23sten vor Missolonghi an; und auch die Eingedrungenen traten nicht alle vor Missolonghi zusammen, sondern viele von ihnen besetzten während des Zuges andere Stellungen. Die genaue Zahl derer die eingedrungen waren, ist nicht bekannt; allein nach den Lebensmitteln, die sie verbrauchten, wurden sie auf 20,000 geschätzt, unter denen auch

3000 Mineurs und christliche Arbeiter aus Macedonien und Thessalien waren. Unter Kiut-Aga standen auch Ismael Pascha, Omer Pascha, Sohn des Ibrahim Pascha, und die bekannten Feldherren von Albanien Agos Baslaros, Tachir Ampazis, Sultsakortas und Paniusis Sevranis. So groß und so beschaffen war nahezu die Macht des Feindes. Die der Hellenen innerhalb der zwei Städte bei dem Anfang der Belagerung bestand aus ungefähr 3000 Bewaffneten unter Anführung des Sturnares, Makris, Notis Bozzaris, Tsonkas, Deligeorgopulos, Koitsikas, Iskos, Liakatas, Sukas und anderer.

Nachdem dieser feindliche Auszug bekannt geworden war, beeilte sich die Regierung zur Verwaltung des westlichen Griechenlands einen aus drei Gliedern bestehenden Ausschuß, nämlich die Senatoren Giannakis Pappadiamantopulos, Georgakis Kanabus und Dimitris Themelis abzusenden. Dieser Ausschuß kam am 12 April in Missolonghi an, und beschäftigte sich eifrig mit der Anordnung des Festungsdienstes. Die Stadt war auf die Belagerung zum Ueberfluß vorbereitet; Nahrungsmittel, Munition, kriegserfahrne Truppen und eine Fülle an Holz waren vorhanden; es stand zu dem das Meer offen, und konnte durch dasselbe das Nöthige von außen bezogen werden. Auch Kiut-Aga unterhielt eine Verbindung, nämlich mit Naupaktos und Patras, und erhielt auch er von dort das Nöthige.

Als der Vortrab der Feinde in die Oelgärten von Missolonghi gelangt war, kamen an demselben Tage auch einige von den Belagerten aus der Stadt, lieferten ein Gefecht, und zogen sich wieder zurück. Das nämliche geschah auch am folgenden Tage. Getödtet wurden in diesen Tagen zwei Fähndriche, der eine ein Hellene, der andere ein Türke; verwundet acht Griechen und ebenso viele Feinde. Von einem Hinterhalte aus machten die Griechen am folgenden Tage bei Kephalobryson sechs der durchziehenden Feinde nieder.

Bei der Erzählung des um die Zeit der Belagerung von Anatoliko 1823 Vorgefallenen haben wir erwähnt daß jenes kleine Eiland kein süßes Wasser hatte, und daß die Bewohner zu ihrem Bedarf von einer Quelle auf dem Festlande an der Nordseite der Stadt schöpften. Diese Quelle wurde bei dem Einfall der Feinde von den Griechen bewacht, aber am 10ten verlassen und von den Feinden besetzt, und von da an entstand ein sehr fühlbarer Wassermangel in der Stadt. Am 18ten stürzte sich ein von den am Meer wohnenden Kriegern in das vorne liegende Meer, um zu schwimmen; zufällig trank er ein wenig Wasser, und fand es wider alles Erwarten süß; er meldete dieß den Belagerten, die dann in großer Zahl an das Ufer kamen, das süße Meerwasser kosteten, und, nachdem sie es auch selbst süß gefunden, alle ihre Gefäße füllten. Süß blieb das Meerwasser auch die folgenden zwei Tage, und die welche die Thatsache nach Gesetzen der Weltordnung zu erklären suchten, behaupteten, es sey von den nahen Höhen herabgeflossen, und wegen größerer Leichtigkeit auf dem salzigen Wasser stehen geblieben; die frömmeren aber glaubten, es sey ein Wunder der Rechten des Höchsten gewesen, der bei Moses das bittere Wasser in süßes verwandelt, und sein dürstendes Volk befriedigt hat.

Nach der Nachstellung bei Kephalobryson wurden die Griechen in Missolonghi innerhalb der Stadt eingeschlossen; ihre Feinde dagegen begannen vor der Bastion Bozzaris zu arbeiten Um vor den Angriffen der Belagerten geschützt zu seyn, öffneten sie einen Graben von dem Zangenwerke bis zu der Batterie Kyriakulis, 300 Klafter von der Mauer entfernt, und am 25sten traten sie in denselben, und stellten oben ihre Feldzeichen auf. Allein der Graben wurde nicht hinlänglich tief gemacht; deßhalb wurden einige von ihnen getödtet als die Belagerten eine Kanonade anstellten, und viele vertrieben. Am Abend desselben Tages kamen ungefähr 36 von den Sulioten in Anatoliko unter Kitsos Pasches und Chiannis Pekas in die Gegend des Weissagers Elias mit Artillerie zu ihrer Unterstützung heraus, und in einem Hinterhalt den Feinden nachstellend tödteten und verwundeten sie sechs, und sandten einen Feindeskopf nach Missolonghi ab. Am 26sten erbauten die Türken während der Nacht zwei Schanzen, 250 Klafter vor der Mauer von Missolonghi in der Gegend der niedergerissenen Kirche des heiligen Dimitrios, um von dort aus die Bastion Franklin, die Thurmbauten Wilhelm Tell und Koisiukos, und die Batterie Kyriakulis anzugreifen. In derselben Nacht errichteten sie auch eine Batterie mit vielen breiten Schießscharten auf dem Boden der andern niedergerissenen Kirche des heiligen Athanasios und eine Contravallation an der Vorderseite des Zangenwerkes. In der folgenden Nacht bauten sie gegenüber der Batterie Rigas hinter dem Graben eine Katze (cavalier). Am 28sten nach Mitternacht stellten sie gegenüber dem Brillenwerke (lunette) einen Mörser auf, und warfen zum erstenmal fünf Bomben, allein sie richteten keinen Schaden an. In der Nacht begann von innen und von außen eine Kanonade, die von 2 Uhr Nachts bis 8 Uhr Morgens dauerte, allein auch diesesmal erlitten die in der Stadt keinen Schaden. Die Beschießung wurde auch die folgende Nacht von 2 Uhr bis 6 Uhr fortgesetzt, allein ebenso auch jetzt wieder ohne Schaden; sie begann auch am 30sten vor Sonnenaufgang, an welchem Tag zum erstenmal innerhalb der Stadt ein Verlust erlitten wurde, und zwar eines Todten und fünf Verwundeter. Durch Kanonenschüsse hatten die Feinde am ersten Mal die Thurmbauten Wilhelm Tell und Kotsiukos beschädigt. An demselben Tage hatten sie zwischen der Bastion Makris und der Batterie Rigas eine andere Redoute gleichfalls mit Schießscharten hergestellt, und in der Nacht warfen sie vier Bomben in die Stadt; es warfen auch die in der Stadt mehrere auf sie. Bis zu jenem Tag hatten die Feinde zu ihrem Gebrauch nur drei Kanonen und einen sechszölligen Mörser, so daß ihr Geschützkampf wenig bedeutend war; sie hörten übrigens auch nicht auf die ganze Nacht zu arbeiten, und bald wurden vor der Mauer Gräben, bald Gegenverschanzungen, bald Katzen zu Tage gefördert. Daraus schien hervorzugehen daß die Feinde sich auf eine strenge Belagerung bereiteten, während ihre mit vieler Sparsamkeit abgefeuerten Bomben- und Kanonenschüsse ihren bisherigen Mangel an Muniton verriethen. Am dritten begannen die Griechen Zwischenmauern zum Schutz vor den feindlichen Granaten zu errichten. Die hervorragendern unter den Feinden versetzten an jenem Tag ihre Zelte jenseits der Oelgärten an den Fuß der Hügel, um dem hellenischen Feuer zu entgehen. Indem, wie wir sagten, die Feinde ununterbrochen arbeiteten, waren sie den nächsten Tag bis auf 40 Klafter in die Nähe des Brillenwerks im Zickzack durch einen Graben, welchen sie während der Nacht gezogen hatten, vorgerückt, und nach Mitternacht begann wieder das Kanonenschießen, bei welchem ein Weib getödtet wurde.

Wenn auch der Hafen von Missolonghi geöffnet war, so zogen doch häufig von Patras vier feindliche Fahrzeuge, nämlich zwei Briggs, eine Schambecke und ein andres kleines Fahrzeug unter dem Unteradmiral Mahmud aus, und belästigten die Fahrzeuge der Missolonghiten. Diese Fahrzeuge waren auch vor kurzem ausgezogen, bis nach Kalamos zu einer Verfolgung der unter hellenischer Flagge fahrenden Schiffe gefahren, und waren nach ihrer Zurückkunft am 4ten vor Missolonghi im Hafen gewesen; allein nach wenigen Stunden wurden sie vertrieben. Am 5ten brachte der Feind einen andern Mörser, kleiner als der erste, und eine

weitere große Kanone; er hatte auch mit andern Trancheen sich der Mauer genähert, und, da er in der Nacht vom 7ten unter besserem Zielen eine Kanonade ausgeführt hatte, einen Theil der großen Bastion zusammengeschossen; er errichtete in derselben Nacht auch weitere Brustwehren und Katzen. In derselben Nacht machten etliche Hellenen zur Recognoscirung des feindlichen Lagers einen Ausfall, wobei der Missolonghite Rutsos gefangen wurde. Am folgenden Tage warfen die Hellenen eine weitere Batterie zwischen der Bastion Franklin und dem Thurmbau Wilhelm Tell auf, die sie Tokelis nannten. Am 11ten wurden neue Trancheen näher an die Mauer geführt und warfen die Feinde mittelst einer geschickten Kanonade gegen die Bastion Franklin einen Theil der Schießscharte nieder, und näherten sich der Mauer bei jenem Theil um 80 Klafter. Inzwischen hatten auch die Hellenen eine weitere Batterie zwischen der Bastion Franklin und dem Thurmbau Korais unter dem Namen des Generals Normann errichtet. In der Nacht vor dem 17ten betraten die Feinde Plostäna, ein kleines Eiland zwischen Missolonghi und Anatoliko, und führten einige Pferde weg. In derselben Nacht wurde eine weitere Tranchee gegenüber der Bastion Franklin gezogen, auf welche der Feind sein Hauptaugenmerk gerichtet hatte. Am 19ten legte in dem Hafen von Missolonghi das hellenische Schiff Leonidas an, das den Belagerten Lebensmittel und Munition brachte.

Am 21sten warfen die Türken mittelst einer Kanonade einen Theil der Bastion Bozzaris nieder; allein die Hellenen hatten während der Nacht innerhalb einen neuen Wall errichtet, und auch den gefallenen Theil wieder ausgefüllt.

Am 23sten hatte der Feind gegenüber der Bastion Franklin eine andere, kaum 15 Klafter von der Mauer abstehende Tranchee gezogen. An demselben Tage zeigten sich wieder in der Nähe des Hafens die vier feindlichen Fahrzeuge. Der Leonidas griff sie an und trieb sie nach der gegenüber stehenden peloponnesischen Küste; sie kämpften auch am folgenden Tage mit einander, und wurden die feindlichen Fahrzeuge so sehr beschädigt daß sie nach Patras zurücksegeln mußten, und nicht mehr auf See erschienen. Am 25sten warfen die Kanonen der Feinde wegen Mangels an Kugeln Steine; bis zu jenem Tage führten die Feinde acht Kanonen und fünf Mörser. Am 28sten wurde eine neue feindliche Batterie, gegenüber der Batterie Normann und 80 Klafter von dieser entfernt, errichtet.

Am dritten Juni feierten die in der Stadt den Seekampf des Kaphirnus, und an dem folgenden vollendeten sie eine neue Batterie auf der westlichen Seite der Mauer mit dem Namen Miaulis; an demselben hatten die Feinde auch eine weitere vollendet, 200 Klafter von der Batterie Rigas entfernt.

Seit dem Beginn der Belagerung hatten sich die Feinde, jedoch vergeblich, um die Auffindung des hineinfließenden Wassers bemüht. Als sie aber den Rutsos gefangen genommen hatten, welcher als ein Einheimischer wußte woher es floß, befahlen sie ihm unter Androhung des Todes am Tage des 6ten sich der Mauer zu nähern, als ob er von solchem Standorte aus mit den Belagerten über seine Loskaufung reden wolle, und sich bei der Wasserleitung hinzustellen. So geschah es, und die Türken welche in der folgenden Nacht gruben, fanden die Wasserleitung und unterbrachen sie. Allein die Belagerten bohrten eine Mehrzahl seichter, kleiner Quellen auf, die trinkbares Wasser hervorsprudelten. Am 17ten errichteten die Feinde, um für die Zukunft jeden Ausfall der Besatzung des kleinen Eilands Marmaros und der Batterie Kyriakulis zu verhindern, diesen gegenüber eine Batterie.

Nachdem die Stadt eine Verstärkung erhalten hatte, beschloß man einen Ausfall, und nachdem man eine Mine unter den vordern Verschanzungen des Feindes hatten springen lassen, griffen die Hellenen am 20sten gleichzeitig das Centrum und beide Flanken an, während ununterbrochen die Kanonen Steine und dergleichen warfen. Hundert Türken wurden in den Schanzgräben getödtet, fünf gefangen genommen, die übrigen zerstreut, sieben Feldzeichen erobert, und viele Waffen und Geräthschaften erbeutet; getödtet wurden aber auch drei Hellenen, und ungefährlich verwundet vier.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem russischen Bauernkrieg unter Pugatschew.

Wir finden in Ermans Archiv eine Uebersetzung der Memoiren des Senators Mertwago (geb. 1760, † 1824) aus dem Russkji Wjestnik, worunter gerade jetzt wegen Aufhebung der Leibeigenschaft die Erlebnisse während des Aufstandes von Pugatschew oder des falschen Peter III, die einen grell socialen Charakter trugen, für uns von großer Belehrung sind.

„Meine Eltern," erzählt er, „besaßen ein Gut im Gouvernement Orenburg, in der Gegend wo der Aufstand ausbrach, und ein anderes, 500 Werst von dem ersteren entfernt, im Gouvernement Simbirsk, Kreis Alatyr, auf welchem sie lebten. Da sie, obschon nur gerüchtweise, erfahren hatten daß viele von unseren Bauern in den Dienst des Prätendenten (Samoswanez) getreten waren und sich bei ihm befanden, so machten sie sich zwar darauf gefaßt ihr Vermögen zu verlieren, glaubten sich aber persönlich in Folge der Entfernung und der von der Regierung getroffenen Maßregeln außer aller Gefahr; allein das Schicksal hatte es anders bestimmt.

„Pugatschew, bald von den zur Beschwichtigung des Aufstandes ausgesandten Truppen geschlagen, bald durch neue Schaaren Uebelgesinnter verstärkt, hatte lange wie ein Gewitter über den Bergen und den menschenleeren Steppen geschwebt, als er sich im Sommer 1774 gegen Norden bewegte und Kasan blokirte. Hier wurde sein Vordringen durch die Gegenwehr der Einwohner aufgehalten; die Plünderung und Verbrennung der Vorstadt gereichte ihm selbst zum Nachtheil; die zahlreichen Pöbelhaufen die sein Heer bildeten, gaben sich der Trunkenheit und Excessen jeder Art hin, und die Truppen Michelson's überfielen und schlugen ihn, konnten aber des Bösewichts selber nicht habhaft werden; er floh mit einer starken Bande seiner Genossen über die Wolga nach Alatyr, in jenes ruhige Land in welchem wir lebten. Anfangs ließ er nichts von sich hören; als jedoch nach einigen Tagen eine Menge Knechte und Bauern sich ihm anschlossen, erschien er in der Nähe unseres Dorfes, indem er seinen Marsch überall durch Blutvergießen bezeichnete.

„Drei Wochen vorher war meine Mutter entbunden worden, und an dem Tag an welchem unser Unglück begann, den 22 Juli, wurde ihr Namensfest gefeiert. Nach Landessitte hatten wir Gäste geladen, und schon war der Tisch gedeckt, als plötzlich der Vater ein Schreiben von einem Freund und Nachbar erhielt, der zum Fest gebeten worden, und der ihm berichtete daß der Prätendent nicht mehr als 30 Werst entfernt sey, ein herrschaftliches Dorf

überfallen, den Verwalter aufgehängt und das Gut geplündert habe; zugleich setzte der Briefsteller hinzu daß er mit seiner ganzen Familie flüchte, ohne zu wissen wohin ihn das Schicksal führen werde.

„Wir packten schnell zusammen und machten uns auf nach der Stadt Alatyr, 40 Werst von unserem Dorf. Als wir uns gegen Abend der Stadt näherten, trafen wir einen Bekannten, der dem Vater sagte daß Pugatschew eben in Alatyr einziehe, und daß das Volk ihm mit den Heiligenbildern und mit Brod und Salz entgegengehe. Diese Kunde war ein Donnerschlag für uns; wir mußten fliehen — wohin, wußte nur Gott. Die Ermüdung der Pferde nöthigte uns von der Straße abzulenken; wir fuhren in ein Wäldchen hinein, wo wir in einem Bienengarten einen einzigen Menschen fanden, bei dem wir in der Jöba die Nacht zubrachten.

„Um 10 Uhr Morgens gelangten wir zu einer im Dickicht des Waldes befindlichen Mühle, wo wir anhielten um die Pferde zu füttern. Der Vater ließ sich mit dem Müller in ein Gespräch ein, und erfuhr von ihm daß im Inneren des Waldes ein Anger sey, längs dem ein Bach fließe, acht Werst von der Mühle und 15 von den nächsten Ortschaften; der Weg dahin sey so schlecht daß man kaum bis zum Anger fahren könne, und nur wenigen sey dieser Weg bekannt. Der gutherzige Müller willigte ein uns als Führer zu dienen, indem er eidlich versprach niemandem davon etwas zu sagen. Erst gegen Abend konnten wir die bezeichnete Stelle erreichen, wo der Müller von uns Abschied nahm, sein Versprechen wiederholend, welches er auch gehalten hat.

„Am folgenden Morgen gieng der Vater die Umgebungen unseres Zufluchtsortes zu untersuchen. Da er in einiger Entfernung einen zweiten Anger fand, befahl er die Pferde dort hinzuführen, während auf dem wo wir blieben, eine Strohhütte errichtet wurde. An alle wurden Gewehre und Pistolen vertheilt, um sich im Fall eines Angriffs vertheidigen zu können. Am vierten Tage unseres Aufenthalts im Wald begannen wir Mangel an Lebensmitteln zu verspüren. Die Unbekanntschaft mit den Verhältnissen jener Zeit, die Hoffnung daß die Truppen die wiederholt von ihnen geschlagenen Insurgenten einholen würden, vor allem aber die Krankheit der Mutter, durch geistige und körperliche Unruhe hervorgerufen, veranlaßte den Vater, einen von unseren Leuten in das nächste Dorf zu schicken, um dort Vorräthe einzukaufen und sich zu erkundigen was in der Welt vorgehe. Im Dorf angekommen, suchte er das ihm Aufgetragene einzukaufen und that zugleich Fragen über Pugatschew. Den Bauern schien dieß sonderbar; bei der allgemein herrschenden Bewegung dachte niemand ans Kaufen, sondern jeder nahm was er haben wollte, und brachte den Schwächeren um, der seine Forderungen zu erfüllen verweigerte. Man hielt daher unseren Kundschafter fest und begann ihn auszufragen, wer er sey und woher er komme; ohne Zweifel bewog ihn seine eigene Gefahr die Wahrheit zu sagen, worauf 200 Dorfbewohner gegen uns auszogen, denen er den Weg zeigte, der zu dem Ort führte an dem wir uns verborgen hatten. In der Nähe unseres Asyls theilten sie sich in mehrere Parteien, umzingelten uns und stürmten von allen Seiten mit großem Geschrei heran. In diesem unglücklichen Augenblick hatte der Vater sich eben in der Hütte zur Ruhe begeben; unsere Leute erschraken und ergriffen die Flucht; meine Schwestern faßten die Mutter bei der Hand und flohen in den Wald; die Bösewichte warfen sich auf den Vater. Er schoß ein Pistol auf sie ab, und obgleich er niemanden tödtete, so veranlaßte er sie doch zum Rückzug; er nahm seine Flinte, die bei ihm lag, nebst einem Stockdegen, und da er keinen von den Seinigen um sich sah, so eilte er in das Dickicht des Waldes mit dem Ausruf: „Lebt wohl, Weib und Kinder!" Dieß waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte.

„In größter Angst war ich dem Vater nachgelaufen, verfehlte ihn aber im dichten Walde und rannte weiter — ich wußte selbst nicht wohin. Ich stolperte über einen verbrannten Baumstamm, der im Weg lag, fiel zur Erde und bemerkte in diesem Augenblick dicht bei mir einen großen hohlen Baum, in welchen ich hineinkroch; nach einigen Minuten erholte ich mich von meinem Schrecken, hörte aber in der Nähe Schießen und das Geschrei: „Sucht sie und schlagt sie todt!" Ich blieb so lange in dem hohlen Baum, bis sich der Lärm verzogen hatte; dann wagte ich mich hinaus, sah mich nach allen Seiten um, horchte — endlich, da alles still war, gieng ich nach der Wiese zurück, wo wir bivouakirt hatten. Dort fand ich einige Fetzen von zerrissener Wäsche und ein blutiges Tuch, nach welchem ich schließen mußte daß einer von meinen Angehörigen hier getödtet worden sey.

„Ich war eine Strecke gegangen und es begann schon zu dämmern, als ich ein Geräusch zur Seite des Weges vernahm. Ich rief: Wer da? Es waren meine Brüder, wovon der eine zehn, der andere sieben Jahre zählte. Sie erkannten meine Stimme und kamen auf mich zugelaufen, mit ihnen die Wärterin; wir waren über die Maßen erfreut uns wieder zu sehen, und da wir kein Obdach zu finden wußten, so beschlossen wir, unter einem Baum zu übernachten. Sobald der Morgen dämmerte, brachen wir wieder auf und giengen den Weg entlang, ohne zu wissen wohin er führe. Die Sonne stand schon hoch am Himmel als wir uns dem Bach näherten, längs dem sich die Straße zog; die reizende Gegend, die freundlichen kleinen Wiesen, die angenehme Morgenluft und die überall herrschende Stille hatten uns beinah unsere schreckliche Lage vergessen lassen, als wir plötzlich das furchtbare Geschrei vernahmen: „Greift sie, schlagt sie todt!" Ich faßte den einen Bruder bei der Hand, stürzte zum Fluß und verbarg mich im dichten Grase am Ufer, während die Wärterin mit dem jüngeren längs der Straße forteilte. Die Bösewichte, die sie für die Edelfrau hielten, setzten ihr nach und einer von ihnen hieb mit dem Beil nach ihr; im Schreck hob sie die Hand auf um sich zu schützen, aber das scharfe Werkzeug durchschnitt ihr die Hand und drang in die Schulter ein; ihr Angstruf erschütterte mein Herz. Zugleich hörte ich das Geschrei meines Bruders, den sie ergriffen und fragten, wohin wir geflohen wären. Ohne zu wissen was ich thue, antwortete ich, sprang aus dem Gras hervor und trat zu ihnen; sie erkundigten sich nach meinem Namen, sagten daß sie den Vater kennten, aber nicht wüßten was aus ihm geworden sey; dann zogen sie uns die Kleider und Schuhe aus und, ohne uns weiter ein Leid zuzufügen, ließen sie uns im bloßen Hemde gehen, indem sie uns den Weg nach der in der Nähe gelegenen Mühle zeigten.

„Ich half der durch den Schmerz der Wunde und noch mehr vor Schreck fast ohnmächtigen Wärterin aufstehen und führte sie am Arm nach der Mühle. Als wir zum Mühldamm kamen, wurden wir von zwei großen Hunden angefallen, deren wir uns schwerlich hätten erwehren können, wenn uns der Müller nicht zu Hülfe geeilt wäre. Dieser gute Mensch sagte offen daß die Wärterin zwar bei ihm bleiben dürfe, daß er aber uns als Edelleute nicht aufzunehmen wage, da er fürchte deßhalb mit seiner ganzen Familie ermordet zu werden. Als wir ihm jedoch sagten daß wir seit 24 Stunden nichts genossen hätten, ließ er uns in die Mühle hereinkommen und versprach uns Milch und Brod zu geben. In der Mehlkammer setzte man uns wirklich einen Krug

Milch vor, und gab jedem ein Stück Brod und einen Löffel; aber kaum hatten wir uns an diese für Hungrige so angenehme Arbeit gemacht, als die Müllerfrau plötzlich ausrief: „Weh! Kosaken!“ Wir sahen uns um und erblickten in der That einen sich nähernden Volkshaufen; ich erschrak gewaltig, und weiß nicht wie ich mich mit den Brüdern unter der Mühle versteckte. Als die Leute herankamen und unsere blutende, auf der Erde bei der Mehlkammer liegende Wärterin bemerkten, fragten sie den Müller was dieß bedeute. Er sagte die ganze Wahrheit, und zeigte ihnen den Ort wo wir uns verborgen hatten. Zwei von der Rotte stiegen die Treppe hinab und trugen meine Brüder in den Armen wieder hinauf; ein dritter schleifte mich an den Haaren die Stufen herauf, während ein vierter von hinten mit einem Knüttel auf mich losschlug. Dann stellte man uns in die Mitte der Mehlkammer und begann Gericht über uns zu halten.

„Jeder sprach seine Meinung aus. Mich wollte man todtschlagen, meine Brüder aber als Unmündige an kinderlose Bauern übergeben, die sie adoptiren sollten. Da trat einer aus dem Haufen hervor und sagte daß er in der Stadt gewesen sey, und dort von dem Prätendenten den Befehl erhalten habe ihm einen jungen Edelmann, einen Knaben von etwa 15 Jahren, zu bringen, der gut lesen und schreiben könne, und für den er eine Belohnung von 50 Rubeln geben werde. Die Bauern beschlossen sogleich dieser Aufforderung zu gehorchen, und fiengen an, mich zu examiniren, indem sie mich mit Kohle auf ein Brett schreiben ließen, mir einige leichte Rechenexempel aufgaben und mich endlich für würdig erklärten den wichtigen Posten eines Secretärs bei Pugatschew einzunehmen. Auf meine Bitten willigten sie ein, mich von meinen Brüdern nicht zu trennen.

„Wir blieben in der Mühle, während man die Pferde fütterte und die Leute sich ausruhten. Unterdessen begannen sie achtungsvoll mit mir umzugehen, nannten mich „Secretär,“ erzählten verschiedene auf den Prätendenten bezügliche Vorfälle, sprachen von seiner Macht und seinem Vorhaben alle Edelleute auszurotten, endlich von seiner den Bauern ertheilten Anweisung sich mit aller Kraft gegen die Militärcommandos zu vertheidigen, die bald zu erwarten seyen . . . .

„Während unserer Reise befreundete ich mich mit einem Bauern, der sich der Rotte aus einem nahen Dorfe angeschlossen hatte. Der Tag neigte sich schon zum Abend; wir kamen allmählich aus dem Wald heraus; große, mit Getreide besäete Fluren gaben zu erkennen daß wir uns menschlichen Behausungen näherten. Unterdessen hörte ich das Gespräch der Reiter, von welchen einige sagten daß sie den Prätendenten vielleicht in der Stadt Alatyr nicht treffen und dann genöthigt seyn würden mich weiter zu führen, ohne zu wissen ob sie Pugatschew fänden und ob er die versprochene Summe zahlen werde; andere bemerkten daß, wenn sie mich nach dem Dorf brächten und ich als Secretär Pugatschew's aufträte, man sie zwingen werde mich zu begleiten und ihre Zeit und Mühe vielleicht umsonst zu opfern. Es ward daher beschlossen, mich zu tödten, ehe man den Wald verließ, meine kleinen Brüder aber als Pflegesöhne an kinderlose Bauern zu vertheilen. Das Herz sank mir als ich diese Erörterungen vernahm; aber ich konnte nichts anders thun als schweigen, und mich stellen als ob ich nicht zuhöre. In diesem Augenblick führte der Bauer der sich mit mir befreundet und an der Debatte nicht theilgenommen hatte, mich etwas zur Seite und fragte: „Hörst du nicht was die Jungen da reden?“ — „Ich höre,“ antwortete ich, „und wenn du kannst, so rette um Gotteswillen mich und meine Brüder.“ Er nahm mir das Wort ab als Arbeiter zu ihm zu kommen; versprach, mich an Sohnesstatt anzunehmen; unterrichtete mich wie ich das Dorf und sein Haus finden könne, und ließ uns dann in das Gebüsch fliehen und uns dort verbergen. Sobald es dunkel wurde, trat ich aus dem Wald hinaus und sah vor mir das Dorf, in welchem sich die Wohnung meines Retters befand, neben demselben aber jenen Mordwinen-Weiler, wo wir angehalten hatten ehe wir uns in den Wald begaben. Ich entschloß mich nach dem letzteren zu gehen und den gastfreien Mordwinen wieder aufzusuchen; er war nicht zu Hause, aber seine Frau empfieng uns als Bekannte mit Wohlwollen. Nach einigen Minuten versammelte sich jedoch bei ihr eine Menge Einwohner des Ortes; die Aeltesten schienen der Wirthin etwas mit drohender Stimme in mordwinischer Sprache zu sagen, und einer von ihnen kam auf mich zu und befahl mir den Ort augenblicklich mit meinen Brüdern zu verlassen, da ihnen verboten sey Edelleute aufzunehmen. Ich gehorchte, gieng auf das Feld hinaus und setzte mich auf die Erde; die Ungewißheit drückte mir das Herz ab; ich fürchtete mich nach dem Dorf zu begeben wo der Bauer wohnte, der mich zu sich eingeladen hatte. Unterdessen war die Nacht bereits angebrochen; die melancholischen Stimmen der Leute die das Vieh nach Hause trieben, das Brüllen und Trampeln der Kühe und die Finsterniß der Nacht — alles dieses brachte eine solche Wirkung auf meine eingeschüchterte Phantasie hervor daß es mir besser schien zu sterben als diese Seelenqual zu erleiden. Ich stand rasch auf und gieng zurück nach dem Weiler, wo ich niemanden auf der Straße traf; ich trat in das Haus des Mordwinen; auch die Frau war nicht mehr in der Isba. Ein kleines Kind, welches man dort gelassen hatte, saß in der Wiege und weinte; ich nahm Brod und ein Messer vom Tisch, schnitt jedem ein Stück ab und legte dann meine Brüder auf die Ofenbank, wo ich auch selbst hinaufkletterte.

„Nach Beendigung ihrer häuslichen Arbeiten kehrte die Wirthin in die Isba zurück, steckte Licht an, aß zu Abend, spielte eine Zeitlang mit ihrem Kind und wollte hierauf schlafen gehen. In diesem Moment stieg ich rasch von der Ofenbank hinunter, warf mich ihr zu Füßen und bat um Erlaubniß in ihrer Wohnung übernachten zu dürfen; am Morgen könne sie, wenn es ihr gefiele, uns selber tödten oder uns den Mördern ausliefern. Lange antwortete sie kein Wort, sondern blickte nur gerührt auf mich, indem sie den Kopf hin- und herwiegte; endlich überzeugten mich die Thränen die an ihrem Antlitz niederflossen, daß das Mitleid in ihr die Oberhand über die Furcht gewonnen habe. Sie hob mich auf mit den Worten: „Wenn man erfährt daß ich Edelleute bei mir verborgen halte, so wird man mich, meinen Gatten und unser Kind umbringen und das Haus in Brand stecken; aber es sey darum . . .“ Alsdann zog sie uns allen mordwinische Kleider an, trug meine Brüder, die schon auf der Ofenbank eingeschlafen waren, nach dem Heuboden und breitete dort einen Pfühl aus, auf den wir uns niederlegen mußten, worauf sie uns mit einem Schafpelz zudeckte und unter einem Bauernschlitten verbarg. Vor Ermüdung sank ich in einen so festen Schlummer daß nicht einmal ein Traum mich beunruhigte.

Kaum begann es zu dämmern als der Hausherr mich weckte, indem er den Schlitten, unter welchem wir lagen, herunternahm und mich dringend bat, ihn nicht ins Verderben zu stürzen, sondern das Dorf zu verlassen, während die Leute noch schliefen. In kurzen Worten setzte er mir die ganze Gefahr unserer Lage auseinander, und fügte hinzu daß man meine Mutter mit den Schwestern zu Pugatschew gebracht habe und daß sie wahrscheinlich nicht mehr auf der Erde seyen.“

Nach unzähligen neuen Gefahren wurde er endlich von den

Bauern nach Alatyr abgeliefert. Hiermit verhielt es sich, wie Mertwago an einer andern Stelle erzählt, folgendermaßen: „Der Fähnrich Serdeschew vom Invaliden-Commando hatte sich dem Pseudo-Czaren vorgestellt und ihm den Eid der Treue geleistet. Pugatschew ernannte ihn zum Wojewoden von Alatyr, mit dem Befehl alle Edelleute aufzuhängen. Serdeschew erklärte dem Volk daß es verboten sey die Edelleute auf dem Land umzubringen, und daß man sie zu diesem Zweck nach der Stadt bringen müsse. Um den Gehorsam der Bauern zu sichern, versprach er ihnen für jede männliche Person zehn und für jede weibliche fünf Rubel, und rettete auf solche Weise vielen Edelleuten das Leben.

„Nur mit Mühe," fährt der Verfasser in seinem Bericht fort, „schleppte ich mich, von einem mir unbekannten Menschen unterstützt, die Treppe hinauf, und man kann sich meine freudige Ueberraschung vorstellen, als ich die Mutter und Schwestern dort unter vielen anderen Edelleuten sitzen sah. Ich stürzte mit Entzücken zur Mutter, allein sie gab mir kalt die Hand und fragte: „Wo ist der Vater?" Ich antwortete daß ich's nicht wisse. Hierauf redete sie während des ganzen Tages und der folgenden Nacht mit niemandem ein Wort. Die Schwester erzählte mir daß der von dem Vater als Kundschafter ausgesandte Diener bei der Rotte gewesen sey, von der wir angefallen wurden; daß er betrunken war und die Mutter und sie mit einem Knüttel auf den Kopf geschlagen habe; ihre blutigen Kleider bestätigten die Wahrheit dieser Aussage. Nachdem die Räuber alle Habseligkeiten aus den Wagen genommen hatten, theilten sie dieselben unter sich und wollten dann meine Mutter und die Schwestern todtschlagen; aber unsere Leute baten für sie um Gnade, indem sie bezeugten daß es eine gute Herrschaft sey; auch begleiteten sie sie zum Wald hinaus, solange sie mit den Wagen, die ziemlich langsam fuhren, Schritt halten konnten, und hörten unterdessen nicht auf, der Mutter und den Schwestern Achtung und Theilnahme zu beweisen; sogar der Mensch, der mit dem Knüttel nach ihnen geschlagen hatte, schwieg und schien Reue zu fühlen. Alles dieses war Ursache daß die Bauern höflich mit ihnen umgiengen und sie nach der Stadt führten, um sie dem von dem Prätendenten eingesetzten Wojewoden vorzustellen. Mit Thränen sagte mir die Schwester daß unsere Mutter schon seit zweimal 24 Stunden kein Wort spreche, und daß in ihren Handlungen die Spuren von Geisteszerrüttung bemerkbar seyen.

„Am folgenden Morgen kam zu uns ins Gefängniß, um uns Almosen zu reichen, das Kammermädchen unserer während des Aufruhrs getödteten Cousine. Die Mutter fragte sie ob sie etwas von dem Vater wisse. „Man hat ihn gestern auf eurem Gute gehängt," antwortete das Mädchen kalt. Bei diesen Worten fiel die Mutter in Ohnmacht und lag lange ohne Besinnung; wir glaubten daß auch sie todt sey und umringten sie schluchzend; ihr zu helfen verstanden wir nicht und hatten überdieß kein Mittel, da es uns sogar an Wasser fehlte. Endlich kam sie zu sich, warf sich auf die Kniee und betete lange zu Gott; alsdann bat sie das Kammermädchen uns die Einzelheiten unseres Unglücks zu erzählen. Von diesem Frauenzimmer erfuhren wir nun folgendes: Der Vater erschien früh Morgens am Saum seines Dorfes, wo er unser Hausgesinde und mehrere Bauern antraf. Er sagte ihnen daß er drei Tage nichts genossen und seine Kleider im Wald abgeworfen habe, da er zu schwach sey sie zu tragen; er bat sie, ihm Milch und Brod zu geben, was augenblicklich geschah, und als er hörte daß man die Mutter und die Schwester nach der Stadt geschafft habe, verlangte er daß man auch ihn dorthin schicken solle. Die Leute erfüllten seinen Willen und spannten zwei Pferde vor eine Teléga, auf der er zum Dorf hinausfuhr; da rief eine Frau welche Kleider im Flusse wusch und eine Rotte von Bösewichten das jenseitige Ufer entlang reiten sah, ihnen zu: „Der Herr ist hier!" Diese Menschen durchschwammen sogleich den Fluß, und als sie den Vater nicht mehr auf dem Gute fanden, galoppirten sie ihm nach. Sie erreichten ihn einige Werst vom Dorf, zwangen ihn umzukehren und versammelten dann das Hausgesinde und die Bauern, denen sie erklärten: wer wolle, könne ihn todtschlagen. Als jedoch alle erwiederten daß sie mit dem Vater zufrieden seyen, und um Gnade für ihn baten, befahlen die Bösewichte, ihn nach der Stadt zu führen. Aber in diesem Augenblick begann derselbe Mensch, der die Mutter und die Schwester mit dem Knüttel über den Kopf gehauen hatte, den Vater mit einer Peitsche zu schlagen; wonach die Kosaken ihn aufhiengen und nach ihm schossen. Endlich, da sie glaubten daß er schon todt sey, nahmen sie ihn vom Galgen herunter, schleiften ihn an den Füßen zum Fluß und ließen ihn dort im Schlamm. Aber es scheint daß er damals noch lebte, indem treue Leute, die einige Tage später seinen Körper aufsuchten und fanden, uns bezeugt haben daß die Finger seiner rechten Hand zum Zeichen des Kreuzes zusammengelegt waren.

„Das war das Ende eines Mannes, den man mit vollem Recht zu den redlichsten zählen kann. Alle, die ihn kannten, versichern dieß einstimmig, und alle seine Handlungen bestätigen es; fest in seinen Grundsätzen, war er gerecht und freigebig. Er wurde neben der Kirche beerdigt. Oft haben wir nachher an seinem Grabe geweint, und niemals wird die Ehrfurcht vor seinem Andenken aus meinem Herzen schwinden."

Neueste Nachrichten aus Abessinien.

(Von Dr. L. Krapf.)

Da es manche Leser des „Auslands" interessiren dürfte, von den neuesten Vorgängen in Abessinien einige Kunde zu erhalten, so will ich aus einem gestern erhaltenen Schreiben, das mein ehemaliger Begleiter in Abessinien, Hr. Martin Flad (ein Württemberger) unter dem 26 Oct. 1857 von Gondar (der Hauptstadt des westlichen Abessiniens) aus, an mich gerichtet hat, das wichtigste ausheben.

„Ich habe Ihnen in meinem letzten Schreiben (1 Mai 1857) die Nachricht mitgetheilt daß der koptische Patriarch in Cairo, im Auftrag von Said Pascha, dem Herrscher von Aegypten, nach Gondar gekommen ist um Freundschafts-Verhältnisse mit Theodoros, dem jetzigen König von Abessinien, anzuknüpfen. Kaum hatte der Patriarch nach seiner Ankunft in Abessinien seine Botschaft ausgerichtet, so faßte Theodoros einen wüthenden Zorn gegen ihn, und erklärte ihm er könne unmöglich das Oberhaupt der koptischen und abessinischen Kirche seyn, wenn er sich bewegen lasse in den Dienst eines muhammedanischen Fürsten zu treten, der die Abessinier zu Muhammedanern machen wolle, wie der König den Zweck des Freundschafts-Bündnisses mit Aegypten aufzufassen schien; auch könne er deßwegen nicht das rechte Oberhaupt der Kirche seyn, weil noch nie ein koptischer Patriarch nach Abessinien gekommen sey; er habe zwar die Pflicht, den Abuna (Erzbischof

von Abessinien) zu ordiniren, aber nicht persönlich nach Habesch zu gehen. Der bedrängte Patriarch, der vor seiner Erhebung zur Patriarchenwürde in Abessinien gewesen war, und im Gefolge des Abuna Abba Salama mehrere Jahre zugebracht und selbst die amharische Sprache reden gelernt hatte, betheuerte wiederholt daß er das rechtmäßige Oberhaupt der koptischen und abessinischen Kirche sey, und der Abuna Abba Salama nebst vielen Abessiniern bestätigten diese Erklärung; allein der erzürnte Monarch wollte nichts davon wissen, und ließ beide Kirchenfürsten, den koptischen Patriarchen sowie den abessinischen Erzbischof arretiren und von seinen Soldaten streng bewachen. Auch mußten sie mit dem König auf seinen Kriegszügen überall herumziehen unter fortwährender Bewachung der königlichen Soldaten. Obwohl zuletzt eine Aussöhnung zwischen dem Patriarchen und dem König zu Stande kam, weigerte sich doch der letztere beharrlich erstern nach Cairo zurückkehren zu lassen. Es kam während dieser Fehde zwischen den Kirchenfürsten und dem König oft so weit, daß sie gegenseitig einander schimpften wie die Gassenbuben. Die Schimpfwörter welche sie in dieser Zeit wechselten, sind zu schmutzig als daß man sie der Feder übergeben kann. Einmal belegte der Patriarch den König mit dem Bann und verlangte, Se. Maj. und die Soldaten sollten weder essen noch trinken, bis ihm erlaubt würde nach Aegypten zurückzukehren, oder bis man ihn umgebracht hätte.

„Die Entdeckung daß der Patriarch ein Abgesandter von Said Pascha ist, brachte ihn um alles Ansehen bei Hoch und Nieder, König, Priester und Volk; daher auch der Bannstrahl wirkungslos blieb. Ohne Zweifel wird in kurzer Zeit eine große Umwälzung in Abessinien stattfinden, und wahrscheinlich kein Abuna mehr von den Kopten genommen werden. Auch ist es noch zweifelhaft ob Theodoros sich ganz Abessinien unterwürfig erhalten kann. Außer dem mächtig gewordenen Agau Neguse in Tigre, gibt es in Schoa, Godscham, und besonders unter den Wollo Galla mehrere Rebellen. Tigre jedoch wird der Sache den Ausschlag geben. Und weil die meisten Soldaten und Großen des Königs ihn wegen seiner durchgreifenden Strenge in ihrem Herzen hassen, weil auch der König sich alle Debtera (Gelehrte) zu Feinden gemacht hat, dadurch daß er ihnen ihre Einkünfte entziehen und ihre Kaste sogar abschaffen wollte, so fürchtet man daß ihm sein Heer untreu werden und sich auf die Seite desjenigen Rebellenhäuptlings schlagen könnte der am beliebtesten ist. Wird der König den Sieg über die Rebellen erhalten, so ist es wahrscheinlich daß er sich dann mit Aegypten in einen Streit einlassen wird wegen der Provinzen die ehemals zum äthiopischen Reich gehörten, und die der König vom Pascha von Aegypten zurückverlangt.

„Der englische Consul hat noch nichts erreicht, und der König hat ihm kürzlich sagen lassen: „Wege sind da, du kannst gehen wann und wohin du willst, kannst aber auch bleiben." Eine österreichische Gesandtschaft ist in Massowa angelangt. Sie wird auch nicht mehr erreichen als der englische Consul. Theodoros ist viel zu stolz als daß er sich in politische Verbindungen mit Europa einlassen würde; ja er glaubt sogar, er sey berufen Europa noch zu demüthigen. Des Aus- und Eingehens der Europäer sey er, wie er sagt, müde. Hr. Coffin, ein Engländer, der über 40 Jahre in Abessinien lebte, ist gestorben."

In einer spätern Nachschrift vom Anfang dieses Jahres bemerkt Hr. Flad: „Der König hat endlich den koptischen Patriarchen verabschiedet und eine Gesandtschaft mit Geschenken an Said Pascha abgesandt, von dem er die Zurückgabe von Sennar verlangt. Der Patriarch erhielt beim Abschied 80 Elephantenzähne und 25 Sklaven, meistens Kinder von 6—14 Jahren.

„Noch vor der Abreise des Patriarchen, mit dem auch Flad wegen Krankheit nach Aegypten zurückkehrte, kam die Nachricht nach Gondar daß der katholische Missionär P. Jakobis, der seit 20 Jahren eine bedeutende Rolle in Abessinien gespielt hat, von dem Rebellenhäuptling Agau Neguse als Abuna von Abessinien anerkannt worden sey, und daß Jakobis nach der Anerkennung von dem Häuptling die Verbrennung der Kirche des Abba Salama in Maigogo bei Adoa verlangt habe, dessen sich aber Agau Neguse weigerte. Auch seyen die Träger der Depeschen, welche der englische Consul nach Massowa senden wollte, von den Anhängern des P. Jakobis aufgefangen und gebunden zu letzterem gebracht worden, welcher sofort die Briefe dem Agau Neguse einhändigte, sie öffnen und lesen ließ. Dieser Umstand wird, wenn der König Theodoros Sieger bleibt, den völligen Ruin der katholischen Mission in Habesch ohne Zweifel zur Folge haben. In Chartum hat diese Mission ein kolossales Gebäude hingestellt, das jedoch noch nicht ganz ausgebaut ist.

„Was die protestantische Mission in Gondar betrifft, so hat sich bis jetzt der König weder besonders günstig, noch ungünstig gegen dieselbe benommen, hat übrigens die Bauarbeiten welche einige der Missionäre geleistet haben, dankbar angenommen und will Brücken u. s. w. durch sie bauen lassen, auch den Ackerbau- und andern Colonisationsplanen nicht entgegen seyn. Am wichtigsten ist daß der König das Lesen der Bibel in der alten äthiopischen Sprache, die das Volk nicht versteht, beschränken, und dafür den Gebrauch der amharischen Sprache, die in ganz Abessinien verstanden wird, einführen will, was ein großer Fortschritt zur Aufklärung des in religiösen und bürgerlichen Dingen so unwissenden abessinischen Volkes wäre. In der äthiopischen Sprache will er nur noch das Lesen der Geschichten der Heiligen gestatten. Es ist schwer zu sagen, wie sich die Verhältnisse in diesem von Natur so schönen, aber durch beständige Revolutionen und Kriege zerrütteten Lande noch gestalten werden. Ich sehe mit hohem Interesse der weitern Entwicklung der abessinischen Geschichte entgegen, mit der das Innere von Afrika vielfach verschlungen ist."

Miscellen.

Die Beschiffung des obern Colorado, welche auf öffentlichen Befehl mit dem Dampfer „Explorer" versucht wurde aber mißglückt war, ist jetzt von dem „Jessup" auf Kosten der Colorado-Compagnie ausgeführt worden. Dieses Schiff gelangte 450 engl. Meilen über Fort Yuma (Mündung des Gila) hinauf und konnte sich dem großen Salz-See bis auf 150 Meilen nähern. Am entferntesten Punkte fand der Dampfer die Indianer mit Schießgewehren bewaffnet und sehr feindselig gestimmt. Da nie in jene Thäler der Handel gedrungen ist, so müssen die Indianer jene Waffen von den Mormonen erhalten haben. Ueber den bisher unbekannten Stromlauf des Colorado erhalten wir weiter keine Aufschlüsse in der Nummer des California Democrat (5 März), der wir obige Thatsachen entlehnen, aber wichtig genug ist schon die Angabe daß überhaupt der große Strom bis in die Nähe des Salz-Sees schiffbar befunden worden ist.

Entdeckung von Wolkenformen in den Jupitersstreifen. Die gewöhnlichen bloß streifenartigen Bänder welche über die Scheibe des Jupiter hinziehen, lösten sich im Teleskop, bei verstärkter Kraft, in Wolkenregionen auf. Die helleren Räume waren die Wolken, und ihre Formen waren eben so charakteristisch gezeichnet, und trieben eben so augenscheinlich unter dem Einfluß eines Rotationswindes dahin, wie die Cumuli und Cumulostrati, welche der Erdnordoststrom in eben diesem Augenblick, vor unsern Augen und unter unsern Füßen, an Teneriffa vorbeibrachte. In jeder der drei Nächte in welchen ich im Teleskop Zeichnungen von diesen Jupiterswolken machte, war die Wirkung der Umdrehung des Planeten vollkommen deutlich, während es neben diesem noch geringe Veränderungen in den relativen Stellungen und Formen der Dunstmassen in beiden Hemisphären gab, welche eben sowohl das Vorhandenseyn von Winden wie die ephemere Beschaffenheit des Nebels andeuteten. Noch weit schlagender indeß war das Zeugniß welches durch die constanteren Formen der Wolke abgelegt wurde, die man in voller Deutlichkeit in der Richtung des Aequators des Planeten sah. Diesen Theil Jupiters konnte man nicht lange betrachten ohne den Eindruck zu gewinnen daß man einen windigen Himmel im Auge habe. Die ganze Dunstzone schien in Bewegung zu seyn, während von ihrem zackigen Rande Theile abgerissen und fortgetrieben wurden, indem einige derselben sich über und über wälzten, andere sich in die Länge zogen und sich, wie ein vor dem Wind laufendes Segelboot, nach dem Vordertheil in die Höhe erhoben. (Smyth, Teneriffe, an Astron. Exper.)

*

Ottawa, die neue Hauptstadt von Canada. Ottawa, früher Bytown genannt, eine der bedeutendsten Städte von Central-Canada, liegt an der Mündung des Rideauflusses in den Ottowa, 87 Miles von der Vereinigung des letzteren mit dem St. Lorenz. Ihren ursprünglichen Namen erhielt die Stadt nach ihrem Gründer, dem Ingenieurobersten By, den die englische Regierung im Jahr 1827 mit der Leitung der Arbeiten zum Bau des Rideaucanals beauftragte. Im Jahr 1854 wurde Bytown durch einen Act des canadischen Parlaments zu einer City erhoben und ihm sein jetziger Name beigelegt. Der Canal trennt den oberen Theil der Stadt von dem unteren und wird durch acht prächtige steinerne Schleußen in den Ottawa geleitet. Eine massive Brücke von behauenem Stein führt über den Canal, der aber dem sich rasch entwickelnden Verkehr schon jetzt nicht mehr Genüge leistet. Die Stadt ist gut angelegt; ihre Straßen sind breit, grade und regelmäßig, und durchschneiden sich meistens in rechten Winkeln. Die Hauptstraßen sind mit Gas erleuchtet, und man beabsichtigt nächstens die Anlage einer Wasserleitung. Am westlichen Ende der Stadt befinden sich die berühmten Chaudièrefälle, die an Großartigkeit und Schönheit in Amerika nur von dem Niagara übertroffen werden, mit dem sie in mancher Beziehung sich messen können. Ueber diesen schäumenden Abgrund zieht sich eine von der Provinzialregierung mit einem Aufwand von 66,448 Dollars errichtete Hängebrücke, welche Ober- mit Untercanada verbindet. Im Nordosten der Stadt sind noch zwei Katarakte, über welche die Gewässer des Rideauflusses sich mit wildem Ungestüm in den Ottawa stürzen, und welche, obschon an Erhabenheit und Majestät mit dem Chaudière nicht zu vergleichen, für den Bewunderer einer schönen Natur nicht ohne Reize sind. Ueberhaupt ist die Scenerie in dieser Gegend von unübertrefflicher Schönheit; wild, romantisch und pittoresk, bietet sie eine Mannichfaltigkeit dar die in keinem anderen Theile der Provinz zu finden ist. Zu dem Handel Ottawa's liefern die unermeßlichen, jenseits der Stadt gelegenen Wälder das hauptsächlichste Material, das in der Form von Brenn- und Nutzholz hier durchgeführt wird. Von diesem ächt canadischen Stapelartikel wird mehr in dem District erzeugt von welchem Ottawa das Emporium ist, als in irgendeinem anderen Theile Canada's, und die von hier aus gelieferten Vorräthe versehen hauptsächlich die aus Europa ankommenden Schiffe mit ihren Rückladungen, sowie nicht minder die Märkte der Vereinigten Staaten, wo der Begehr nach canadischem Bauholz in stetem Zunehmen ist. Die Hull Iron Mines, etwa 7 Miles von der Stadt gelegen, werden mit Erfolg ausgebeutet, und versprechen binnen wenigen Jahren eine Quelle bedeutenden Reichthums zu werden. Die Zukunft Ottawa's ist nicht schwer vorauszusehen: im Mittelpunkt eines fruchtbaren und sich rasch entwickelnden Landes gelegen, im fast ausschließlichen Besitz des Holzhandels, mit einer unerschöpflichen Wasserfülle versehen, die den Verkehr mit den Hauptorten Canada's und der benachbarten Republik erleichtert, ist es bestimmt in einer nicht entfernten Periode der Sitz einer umfassenden industriellen Thätigkeit zu werden, und wenn der Ottawa and Georgian Bay Ship-Canal ins Leben treten sollte, wird es einen Knotenpunkt der großen Wasserstraße nach dem Westen bilden. Auch zur Vertheidigung ist es durch seine Lage vortrefflich geeignet. In die legislative Versammlung wählt Ottawa ein Mitglied. Der Werth des steuerbaren Eigenthums betrug im Jahr 1856 3,300,000 Doll. Zwischen Ottawa, Montreal und Kingston besteht eine tägliche Dampfbootverbindung, und auf der Ottawa-Prescott-Eisenbahn werden täglich zwei Züge nach Prescott expedirt, wo dieselben sich der Grand Trunk- und der Ogdensburgh-Eisenbahn anschließen. Ottawa ist von Montreal 126 Miles entfernt, von Quebec 296, von Kingston 95, von Toronto 233, von New-York 450 und von Boston 485 Miles. Die Bevölkerung wird auf etwa 10,000 Seelen geschätzt. (Zeitschrift für Erdkunde.)

*

Bevölkerung der Hudsonsbay-Länder. Wir entnehmen dem kürzlich erschienenen englischen Blaubuch über die Hudsonsbay-Länder folgende Angaben des frühern Gouverneurs dieses ausgedehnten Landes, Sir George Simpson, über die Zahl der weißen und indianischen Bevölkerung in allen unter der Verwaltung der Hudsonsbay-Compagnie stehenden Ländern. Was die Zahlenangaben der Indianerstämme anbetrifft, so beruhen dieselben nur auf Schätzung.

Thickwood-Indianer, östlich von den Rocky Mountains	35,000	Seelen.
Die Stämme in der Ebene (Blackfeet u. s. w.)	25,000	„
Eskimos	4000	„
Indianer die in Canada [1] wohnen	3000	„
Indianer in Britisch-Oregon und an der Nordwestküste	80,000	„
Summe der indianischen Bevölkerung	147,000	„
Weiße und Mischlinge im H.-B.-Territorium	11,000	„
im ganzen	158,000	„

(Peterm. geogr. Mittheilungen.)

[1] Es sind hier diejenigen Indianer mitgezählt welche in der Nachbarschaft derjenigen Handelsposten der H.-B.-Compagnie leben, die in Canada und in den jetzt zu den Vereinigten Staaten gehörigen Territorien Oregon und Washington liegen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 21. 21 Mai 1858.

Die Biberjäger am Arkansas.

Hr. Gustave Aimard ist aus Amerika zurückgekehrt, wo er an den Civilisationsgränzen bei Pelzjägern und Rothhäuten Studien gemacht, und sogar einige Indianersprachen, z. B. die Sprache der Comantschen, erlernt hat — alles zu dem Zweck für seine Landsleute das zu werden was Cooper den seinigen, Gerstäcker den unsrigen geworden ist. Hr. Aimard hat gelobt ein halbes Dutzend Urwald- und Prairien-Romane zu schreiben und seine Drohung auch bereits mit einem Buch unter obigem Titel [1] erfüllt. Das wilde und aufregende Leben an beiden Abhängen der Felsengebirge bedarf der Uebertreibungen nicht. Man braucht nur das Tagebuch einer californischen Karawane zu lesen, um vollständig mit Schauderscenen gesättigt zu werden. Wer besonders auf die Quantitäten der Thaten im Zeitalter des Faustrechtes sieht, wie es zwischen dem 100 und 120° w. L. von Paris noch heutigen Tages herrscht, der nehme nur die Nummer einer californischen Zeitung zur Hand, wo er wirklich eine Auswahl von Gewaltthaten jeder Gattung in der nicht politischen Tageschronik finden wird. Solche verwilderte Zustände haben für unsere friedsamen und loyalen Gemüther ganz besondere Reize, denn wir werden dabei erst die unbegreiflichen Wohlthaten der Civilisation inne, während wir sonst, eingeschläfert durch die Alltäglichkeit, nur zu oft denken es könnte nicht anders seyn, sey nie anders gewesen und werde sich nie ändern. Da nun Romane uns mit weit größerer Freiheit die außerordentlichen Dinge jenseits der Civilisation zu schildern vermögen, so haben wir mit großen Erwartungen das Buch des französischen Gerstäcker zur Hand genommen, aber leider wenig neues darin gefunden. Die Erzählung ist auch so schlecht verwebt, daß sich die eine Hälfte des Romans völlig von der andern abschälen läßt, und dann nur einige hübsche Jägerstückchen übrig bleiben, die wir für uns auserwählen, mit dem Bemerken daß wir, bei unserer geringen entwickelten Blutgier, nacherzählend uns bemühen werden ökonomischer mit rothem und weißem Blut umzugehen als das Original.

*

Im J. 1837, im Monate Inaqui Quiss oder dem Monat der fallenden Blätter, wie die Rothhäute ihn nennen, hielten auf einem der Jagdgründe zwischen den Quellen des Red River, des Arkansas und des Canadian zwei berühmte Jäger, ein älterer Namens Coeur loyal und ein Anfänger aus Canada Belhumeur großen Kriegsrath. Es hatte sich nämlich ergeben daß eine Streifpartie von Comantschen des Weges gezogen war und einige Biberfallen mitgenommen hatte, die unserm Paar gehörten. Der Verlust war um so größer, als die Fallen auf einem wohlerwählten Grund ausgestellt waren. Belhumeur hatte erst kürzlich dieses classische Biberwasser in tiefer Einsamkeit zwischen Weidengebüschen entdeckt. Die Thiere hatten dort Muße gehabt großartige Bauten auszuführen, denn indem sie das Flüßchen an einer günstigen Stelle eingedämmt hatten, war weit und breit das tiefer liegende Land in einen Morast umgewandelt worden. Als sich Belhumeur heranschlich, war ein einziger Biber an der Arbeit, denn der Damm hatte Beschädigung erlitten und mußte auf Gemeindekosten reparirt werden. Bald kamen aber fünf andere Gesellen herbei und brachten als Handlanger dem Meister Stücke Holz und Schlamm. Die Arbeit schritt rüstig vorwärts, die Biber schwammen und tauchten. Die Lücke in dem schadhaften Bauwerk wurde mit Holz verrammelt, während der Schlamm als Mörtel diente, und das Geschäft gieng so lange fort bis die Bresche geheilt war. Weiter oberhalb waren zwei andere Gemeindeglieder mit noch ernsteren Aufgaben beschäftigt. Sie hatten es auf eine junge Fichte am Ufer abgesehen, der sie mit ihrem scharfen Gebiß zu Leibe giengen, sie saßen bei der Arbeit auf den Hinterfüßen und ergötzten den Beobachter durch ihre Grimassen, wenn sie ein Stück Rinde abgelöst hatten, das sie dann wie Eichhörnchen in die Vordertatzen nahmen und benaschten. Die Rothhäute haben Recht, wenn sie den Biber einen stummen Menschen nennen, denn er ist klug, tapfer, gewerbsam und haushälterisch. Besonders wenn der Winter heranrückt, ist Jung und Alt über die Maßen geschäftig. Oft genug müssen sie weit suchen, ehe sie Bäume finden, deren Rinde nach ihrem Geschmack ist. Dann werden sie mit den Zähnen durchsägt, die Aeste vom Hauptstamm gelöst und hinabgeflößt nach der Biberstadt, wo andere Biber die angeschwemmten Stücke in Empfang nehmen und in die Magazine führen, ganz nach dem großen Princip der Arbeitstheilung. Sie sorgen auch für die öffentliche Reinlichkeit, denn die abgenagten Aeste werden immer über die Schleuße geworfen, damit das Wasser vom Kehricht frei bleibt. Niemals dulden die Biber fremde Ein-

[1] Les Trappeurs de l'Arkansas. 2. édit. Paris. 1858.

wanderer. Sie haben die größte Abneigung gegen hergelaufenes Gesindel, und liefern sich oft Gefechte um den Besitz ihrer Domänen. Nur im Frühling, wenn die Zeit der Mause eintritt, bewegen den Biber absonderliche Gelüste. Er entfernt sich von Haus und Hof und reist in die Bäder, das heißt im Strom aufwärts, wo er sich das junge Gemüse, die zarten Sprossen der Weiden und Pappeln wohl schmecken läßt. Erst zur Sommerszeit kehrt er wieder nach Hause zurück, wo er dann ein jüngeres Geschlecht findet, das er zwar nicht „Speere werfen," wohl aber die Biberuahrung suchen lehrt. Der geübte Jäger erkennt sogleich die Fährte eines Bibers, und dieser mag seinen Bau noch so gut zwischen den Gebüschen am Ufer versteckt haben, er ist leicht zu finden, und einmal gefunden auch leicht die Zahl seiner Bevölkerung zu taxiren. Es wird dann die Stelle für die Fallen ausgesucht, ein Pfahl in den Schlamm getrieben und an dem Pfahl mittelst einer eisernen Kette die Falle befestigt, die wenige Zoll unter dem Wasserspiegel angebracht wird. In die Falle wird ein Zweig gesteckt, dessen Rinde abgeschält und der mit „Medicin" bestrichen worden ist, das heißt mit der Lockspeise, die den scharf riechenden Biber bald herbeizieht. So wie das Thier sich dem verhängnißvollen Pflock nähert, schnappt die Falle zu und erwischt das Thier bei den Pfoten. Der Biber beginnt jetzt einen Kampf um Leben und Tod, indem er sich loszureißen sucht. Hält die Kette fest, so ist der Gefangene gewöhnlich rasch ertränkt, weil er nicht allzulange unter Wasser bleiben kann. Wo das Ufer felsig ist und sich die Fallen nicht an der Kette befestigen lassen, müssen die Jäger die Fallen und die gefangenen Thiere oft weit unterhalb suchen. Sonst ist die Wirksamkeit der Fallen sehr vergänglich, denn sind erst ein paar Biber erwischt worden, so nehmen sich die andern Thiere ein Exempel, sie rühren entweder die Lockspeise gar nicht an, oder bringen vorher einen Zweig in die Falle, so daß die Feder zur unrechten Zeit einschnappt.

Die beiden Jäger hatten einen vortrefflichen Fang versäumt, und der Verlust der Fallen hätte sich nicht nur beim Ertrag der „Saison" fühlbar gemacht, sondern es war auch eine Ehrensache für die Bewohner des Westens sich nicht bestehlen zu lassen, denn wo der Diebstahl die Manneswürde erhöht, da ist natürlich der Verlust von Eigenthum eine kleine moralische Befleckung. Der Fall war um so ärgerlicher, als die Jäger wußten daß die Räuber zu der Comantschenbande des Nenu-nutah (Adlerkopf) zählen, eines Häuptlings mit dem man schon am Arkansas in Feindseligkeiten verwickelt worden war. Biberjäger begeben sich gewöhnlich in größern Gesellschaften nach dem Westen, und zerstreuen sich erst wenn sie die Jagdgründe erreicht haben. Das Hauptquartier der beiden Wackern war aber zu weit abgelegen, und es blieb den beiden Helden nichts übrig, wenn sie ihre Feinde nicht entwischen lassen wollten, als zu zweit ihnen nachzusetzen. Man fand bald die Spur der Comantschen, die in dem hohen Prairiegrase selbst für einen Laien sichtbar gewesen wäre. Da die Indianer die größten Meister im Verbergen ihrer Spuren sind, so machte dieser Umstand die Verfolger nachdenklich, denn es schien darauf angelegt daß die Comantschen verfolgt seyn wollten oder daß sie so stark waren um alle Vorsichtsmaßregeln zu verschmähen. Die Jäger verdoppelten daher ihre Aufmerksamkeit, bis die Spuren sie zu dem Grünspanfluß, einem Seitengewässer des Canadian, führten. Hier hielten sie an, um von neuem Kriegsrath zu halten. Man verständigte sich jetzt, daß man die Verfolgung nur fortsetzen könnte, wenn man vorher die Pferde — denn in den Comantschengebieten ist alles beritten — an einen sichern Ort untergebracht hatte. Belhumeur kannte einen solchen, bekannt unter dem Namen der weißen Schlösser, eine thurmartige Klippenreihe heller Farbe dicht am Fluß, wo er auf Bären gejagt und die erkenntlichen Thiere ihm den Eingang zu einer geräumigen Höhle verrathen hatten. Dorthin also begab man sich zunächst, und nachdem die Thiere befestigt und mit Futter für die nächsten Tage versehen worden waren, kehrte man nach der alten Spur zurück. Die Nacht war unterdessen eingebrochen, was die Jäger jedoch nicht hinderte den Spuren der Diebe zu folgen, deren Lager sie auch bald erkannten, da die Comantschen arglos oder übermüthig ein Nachtfeuer angezündet hatten. Es waren etwa 25 Mann beisammen unter Nehu-nutah, der Hauptstamm jedoch konnte nicht sehr fern seyn, sonst würden die Comantschen, die offenbar auf dem Kriegspfade waren, vorsichtiger sich betragen haben. Nachdem man ihre ausgestellten Schildwachen glücklich umgangen hatte, konnte man sie zählen, wie sie mit Bogen und Pfeilen oder Gewehren bewaffnet, und mit Zinnober- und Kreidestreifen bemalt am Feuer sich wärmten. Nehu-nutah gehörte nicht einmal zur Nation, sondern war Osage seinem Ursprung nach, von den Comantschen aber adoptirt worden, und wie dieß nicht selten in solchen Fällen geschieht, zum Häuptling aufgestiegen. Die Jäger konnten sich in große Nähe heranschleichen und gemächlich ihre Feinde beobachten, die in einer lebhaften Berathung begriffen waren. Plötzlich gewahrte Coeur loyal eine auffallende Bewegung der Gruppe. „Wir sind aufgespürt," flüsterte er dem Gefährten zu. „Was können wir thun?" fragte Belhumeur. „Vorwärts!" lautete die trockene Antwort. Die beiden Jäger kletterten geräuschlos an den Bäumen empor, dann von Wipfel zu Wipfel, beinahe über den Häuptern der Comantschen sich hinwegschwingend nach der entgegengesetzten Seite des Lagers, bis sie die Stelle erreichten wo die Comantschen ihre Pferde angeschirrt hatten. In aller Stille, während die Rothhäute nach ihnen suchten, banden sie die Thiere los, und als die Heerde frei war, jagten sie sie mit Halloh davon. Die Kriegslist gelang vollständig, denn kaum vernahmen die Comantschen daß ihre Rosse in Bewegung geriethen, so machten sie sich hinter ihnen drein. Nur Nehu-nutah blieb zurück, gefaßt auf einen Angriff seiner Feinde. Während sich das Geräusch der flüchtigen Pferde und der nachsetzenden Comantschen immer tiefer in den Wald verlor, rückten die beiden Jäger gegen ihren Feind, der sich gut hinter einem mächtigen Baum deckte. Nur versah er es in dem Augenblick, wo er einen Pfeil auf die Schnur legte, denn Coeur loyal war rascher mit dem Gewehr und schoß ihm eine Kugel durch den Arm. Nachdem dieser Feind niedergestreckt und vorläufig unschädlich gemacht worden war, suchten die Jäger nach ihren Biberfallen, und machten sich mit dem geraubten Eigenthum rüstig auf den Rückweg. Allein die Last die sie zu tragen hatten, war nicht leicht, und sie kamen daher langsamer vorwärts als ihnen lieb war. Schon hörten sie das Rauschen des Grünspanflusses aus der Ferne, als der ältere Jäger plötzlich das Wiehern eines Rosses in der Ferne vernahm. Man setzt uns nach, flüsterte er seinem Gefährten zu. — Vielleicht war es nur ein wildes Pferd, suchte ihn dieser zu beruhigen. — „Ein wildes Pferd, entgegnete Coeur

loyal, wiehert auf andere Art. Es sind Comantschen, übrigens werden wir bald Gewißheit haben!" Vor allem suchte man sich der Fallen zu entledigen, die der ältere Jäger, in ein Büffelfell gewickelt, in den Strom versenkte, worauf dieser hurtig gekreuzt wurde. Nach indianischer Kriegsart machten die Jäger hierauf eine falsche Fußspur am andern Ufer, und giengen dann vorsichtig wieder durch das Wasser, um sich in dem dichteren Walde zu verbergen. Dort erkletterten sie den nächsten Baum und begannen nun wieder von Wipfel zu Wipfel sich zu bewegen. Diese Art den Feinden auszuweichen, ist außerordentlich bequem, weil der Entschlüpfende auf den Bäumen wenig oder keine Spuren seines Pfades hinterläßt. Man kann auf große Strecken weiter kommen und den Verfolger kreuzen, wie es auch dießmal geschah, wo die Comantschenbande unter den Jägern vorüberzog, die sich lautlos in den Aesten hielten, denn das geringste Geräusch, das Brechen eines Astes, das Fallen eines Blattes hätte sie verrathen. Ehe die Comantschen ihre falschen Spuren entwirrt haben konnten, mußten die Jäger einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen haben, und wären ihren Feinden auch sicher entschlüpft, wenn nicht Belhumeur entdeckt hätte daß ihm bei dem Klettern sein Jagdmesser aus der Scheide gefallen sey. Fanden es die Comantschen, so war die Kriegslist verrathen, und die Flüchtlinge mußten alles fürchten. In der That hatten sie ihre Reise in den Wipfeln nicht allzulange fortgesetzt, als Belhumeur es zwischen den Zweigen licht werden sah. Die Jäger blickten sich um, und gewahrten in mehrern Winkeln des Waldes helle Gluth. Die Comantschen hatten nämlich kaum errathen auf welche Art ihnen ihre Beute entgangen war, als sie in verschiedenen Richtungen auseinander sprengten und den Wald so wie die angränzende Prairie anzündeten. Ihre Feinde waren jetzt in einem feurigen Cirkel eingeschlossen, während nach dem Flusse zu die Comantschen im Hinterhalte lagen um die Flüchtlinge niederzustrecken, wenn sie dort durchbrechen wollten. Es war die Zeit der Trockenheit, wo Wiese und Wald wie Stroh brannten, und es galt jetzt keinen Augenblick zu versäumen. Die Jäger stürzten sich vorwärts um eine Lücke zu erreichen, wo das Feuer noch nicht den Kreis völlig geschlossen hatte. Aber im Vordringen schlugen die Flammen aufeinander, und durch diese höllische Gasse mußten die Wagehälse hindurch, während in den Wipfeln schon die Lohe wüthete, der Rauch die Augen beizte und Funkenwolken in das Gesicht sprühten. So gelangten sie endlich über die Brandstätte hinaus auf die freie Prairie, die aber bald darauf licht wurde, und wo sich der Brand mit Lust über die Fläche zu wälzen begann.

Dort stießen die Jäger unvermuthet auf eine Karawane Maulthiertreiber, die zum Gefolge einiger vornehmen Mexicaner gehörten, die vom Brande überrascht völlig rathlos das Verderben anrücken sahen. Die Hauptpersonen waren ein General — denn in Mexico gibt es bekanntlich mehr Generale als Compagnien Soldaten — und seine Nichte, eine hübsche Creolin, die mit vielem Comfort reiste, und in ihrem eleganten Zelte von rosenfarbig und blaugestreiftem Seidenzeuge rauh aus ihrem Schlummer durch den Feuerruf geweckt worden war. Die Gefahren solcher Grasbrände haben für kundige Männer nichts entsetzliches, aber die Lage der Mexicaner war verzweifelt, da sie sich offenbar in schlechten Händen befanden. Der Führer, dem sie sich anvertraut hatten, war ein verrufener Kerl, der in allerlei schlechten Verbindungen stand, und dem der Steppenbrand willkommene Gelegenheit zu bieten schien seine Absichten auszuführen. Die Jäger vereitelten aber diese Plane vollständig, indem sie das einfache Mittel zur Gegenwehr angaben. Das Gras wurde weit und breit um das Lager ausgerissen und zu Ballen aufgehäuft, die einen Wall bildeten: es hüllten sich hierauf die Reisenden, ihre Thiere und ihre Habe unter wollene Decken, die man vorher naß gemacht hatte, und die Jäger warfen dann eine Handvoll Pulver auf das Gras, um es zu entzünden. Die Flamme schlug hoch auf, und einige Minuten lang blieb man von erstickender Gluth und dichtem Dampf eingehüllt. Allmählich aber erweiterte sich der Cirkel, man konnte freier athmen, der Brand entfernte sich nach andern Richtungen, und das Lager war gerettet; so leicht läßt sich Feuer durch Feuer bekämpfen! Am andern Morgen lagen Steppe und Wald im Chaos der Verheerung, und bedeckt mit den verunglückten Geschöpfen, die erstickt oder verbrannt waren. Die Jäger nahmen Abschied von den Geretteten, warnten sie aber auf das dringendste vor ihrem Führer, dessen zweideutiges Benehmen die gefährlichsten Anschläge verrathen hatte.

Wie so viele seines Gleichen hatte Coeur loyal nicht freiwillig sich in die Einöden des Westens auf die Jagdgebiete der Rothhäute begeben. Er stammte vielmehr aus einer angesehenen Familie Hermosillo's in Sonora. Dort hatte er als sechzehnjähriger Bursche beim Montespielen einen Cameraden erstochen, und war nur durch seine Reitergewandtheit entschlüpft, während die Stadt in Allarm ihm durch die hellen Straßen nachsetzte. Als der Thäter entschlüpft war, erschien die Justiz, der Richter Don Inigo d'Albaceyte am Schauplatz des Verbrechens und erhob den Thatbestand. Er ließ dann zehn bewaffnete Alguacils (Gendarmen) satteln und trabte mit dieser Bedeckung zu dem Thore hinaus nach der Hacienda del Milagro, dem Familiensitze des jugendlichen Missethäters. Don Ramon Garillas de Saavedra, der Vater des unglücklichen Spielers, rühmte sich der Abkunft von einem der Hauptleute des Hernan Cortes, gehörte also zum vornehmsten Adel des Landes. Er hatte durch Heirath mit einer halbblütigen Dame ein ungeheures Vermögen erworben, war aber dadurch mit der prüden Gesellschaft zerfallen und hatte, um sich keinen Kränkungen auszusetzen, sich völlig auf seinen entfernten Landsitz del Milagro zurückgezogen, dessen Herrenhaus mit vergoldetem Gitterwerk an den Fenstern die Prachtliebe des Besitzers jedem Vorbeiziehenden verrieth. Es war gerade die Zeit der Matanza del Ganado, das heißt Erntefest für die großen Viehzüchter, und das Blut der gehörnten Thiere floß reichlich im Corral. Die Familie hatte sich zum Abendessen im Saale des untern Raumes versammelt, unter ihnen auch mit Bangen der Sünder Rafael. Ein tropisches Gewitter zog über die Flur mit furchtbarem Krachen, als die Glocke am Eingang des Hofes mit Heftigkeit gezogen und zwei Pistolenschüsse vernommen wurden. Don Ramon öffnete selbst und sah einen Mann völlig durchnäßt und zerzaust an der Pforte halten. Es war der Richter von Hermosillo, den seine furchtsamen Schergen beim Anbruch des Gewitters verlassen hatten, und der dann erzählte, er sey von wilden Bestien bis zur Hacienda verfolgt worden, wo er sie nur durch seine Pistolen habe verscheuchen können. Don Ramon nöthigte ihn einzutreten und hieß ihn im Saale mit allen Erfrischungen versehen. Aber kaum erholt von ihren Schrecknissen, gewahrte die Obrigkeit von Hermosillo in der Tiefe des Zimmers Rafael und

erhob sich mit den unerwarteten Worten: „Im Namen des Königs verhafte ich, Don Inigo d'Albaceyte, Richter der Stadt Hermosillo, diesen Menschen dort wegen Mordes.“ Von beiden Seiten folgten nun Erklärungen, und da Rafael seine That nicht läugnen konnte, wurde er von seinem eigenen Vater gebunden in ein Zimmer geführt und eingeschlossen. Es begannen dann Unterhandlungen zwischen dem Richter und dem Besitzer der Hacienda, worauf sich alle zur Ruhe begaben. Am andern Morgen ließ Don Ramon einen Theil seiner Leute aufsitzen, um der ehrbaren Justiz von Hermosillo das Geleite nach der Stadt zu geben. Auch entgieng es den Bedienten nicht daß sie einen Sack mit 4000 Thalern der Obrigkeit auf den Sattel hatten schnallen müssen. Der Richter und Don Ramon grüßten sich kalt, und Don Inigo machte sich heim von seinem Beinfsgange. Der Besitzer der Hacienda versammelte jetzt seine übrige Dienerschaft im Saale und erschien dann in schwarzem Sammet mit Federhut und gegürtet mit einem Degen in dunkler Stahlscheide. Auf jenen Besitzungen nämlich, die am Rande der Civilisation lagen und den Einfällen feindlicher Indianerstämme ausgesetzt waren, hatten sich zur Zeit der spanischen Herrschaft und wahrscheinlich auch jetzt noch die Familienhäupter ihre eigene Gerichtsbarkeit gerettet. Don Ramon ließ in seiner Eigenschaft als Souverän der Hacienda seinen Sohn gebunden in den Saal bringen und erklärte ihm trocken daß er nicht gesonnen sey den Namen der Saavedras auf dem Schaffott berühmt zu machen, daß er den verbrecherischen Sohn aus der Familie stoße und ihn wie vogelfrei behandeln werde, wenn er sich jemals wieder auf seinem Territorium blicken lasse. Damit wurde die Sitzung aufgehoben, Don Ramon befahl ein Pferd zu satteln, nahm seinen Sohn auf das Thier hinauf und ritt mit ihm davon. Als er sich auf ein paar Tagereisen entfernt, mitten in der Einöde hielt er an, übergab dem Sohne einige Nahrungsmittel, die besten Waffen die sich auf der Hacienda befanden, und hieß ihn seines Weges gehen, während er selbst zu Pferd zurückkehrte.

So wurde Rafael in die Einöde gestoßen und gelangte nach dem östlichen Abhange der Felsengebirge, wo er unter die Vorhut unserer „Civilisation“ gerieth, wie so viele andere Leute seines Schlages.[1] Es gelang ihm jedoch nach einiger Zeit den Seinigen, oder vielmehr seiner zärtlichen Mutter Nachricht von seinem Wohlbefinden zu geben, und Doña Jesusita machte sich in Begleitung eines alten Dieners Eusebio zur Zeit der Herbstjagden während der Abwesenheit ihres Gemahls verstohlen auf den Weg zu dem Sohne Rafael oder Coeur loyal mit seinem Prairienamen. Der Jäger sorgte für die zärtliche Mutter und ihren Diener mit kindlicher Treue, während Don Ramon, der harte, aber jedenfalls achtbare Vater, verwittwet auf seiner Hacienda blieb. Diese zärtliche Mutter nun hatte Coeur loyal in einem sogenannten amerikanischen Fort am Canadian-River einquartiert, wo eine kleine Besatzung von zwölf Mann lag, wohin die Pelzhändler zur Messe kamen, und wo die Pelzjäger ihre freie Zeit zubrachten.

Die beiden Jäger konnten sich nach dem Prairienbrande vom Abzug der Comantschen überzeugen, ihre Fallen wieder holen und ihre Pferde aus der Höhle der weißen Schlösser erlösen. Beunruhigt über den Marsch ihrer Feinde beschlossen sie ihnen zu folgen, zumal da die Spuren in der Richtung nach dem Fort am Canadian führten. Als man sich dem Platze näherte, fiel den Jägern die ungewöhnliche Leblosigkeit der Gegend auf. In der Richtung des Forts erhob sich eine dünne Rauchsäule, und als man sich der Verschanzung näherte, gewahrte man nichts als ein Bild des Schauderns. Das Pfahlwerk war niedergebrannt, die Wohnungen waren eingestürzt, mitten auf den Trümmern aber hatten die Comantschen einen Mast errichtet und daran die abgehauenen Hände der Soldaten festgenagelt, während eine ekelhafte Cohorte von Urubus (Aasgeier, Cathartes atratus) sich um halbverbrannte menschliche Gliedmaßen stritten.

Die beiden Jäger wühlten in den Ruinen ob sie nicht irgend wo noch einen der Unglücklichen retten könnten, denn offenbar war das Fort erst kurz zuvor überfallen worden. Wirklich gelang es ihnen auch wenigstens ein lebendes Wesen, nämlich einen Hund zu befreien, und zwar gehörte er Eusebio, dem treuen Diener von Doña Jesusita. Er freilich konnte nicht viel von dem Vorgefallenen erzählen, sondern nahm gierig einige Nahrung zu sich und verschwand dann eilig von der Stätte der Verheerung. Beim weitern Scharren öffneten die Jäger den verschütteten Eingang zum Keller des großen Blockhauses. Ein entsetzlicher Leichengeruch drang ihnen entgegen, und als sie hinabstiegen, fanden sie dicht zusammengedrückt ein Dutzend menschlicher Körper, meist verwundet und halb verbrannt, die in dem Loch erstickt waren. Nur ein einziger verrieth noch Lebenszeichen. Man brachte ihn ins Freie, mußte sich aber bald überzeugen daß er nicht mehr zu retten sey. Der Unglückliche kam aber wenigstens eine Zeitlang zur Besinnung, um Nachricht von dem Unglücksfall geben zu können. Etliche Tage früher hatte sich dem Fort ein Comantschenstamm genähert, zu dem auch jene Streifpartie unter Nehu-mutah gehört haben mochte. Man kannte im Fort ihre Anzahl nicht, und einige der Leute begiengen den Frevel nach zwei Comantschen, die in einem Canot auf dem Strom dahinfuhren, obgleich man mit dieser Nation in Frieden stand, zu schießen, bloß um einige frisch angekommene Gewehre zu prüfen. Die Kugeln hatten nur zu gut ihr Ziel erreicht, aber die That war auch den Comantschen nicht verborgen geblieben, und obgleich man im Fort seitdem auf der Hut war und die Gegend fleißig durchstreift wurde, gelang es doch den Comantschen die Niederlassung nächtlich zu überrumpeln. Die Ansiedler und Soldaten wehrten sich ihrer Haut so gut sie konnten, als aber zuletzt die Rothhäute das Blockhaus anzündeten, da verkroch sich, was überhaupt noch am Leben war und sich weiter schleppen konnte, in den Keller, um dort von den einstürzenden Ruinen lebendig begraben zu werden. Was aus der Mutter des ältern Jägers geworden war, blieb vorläufig ein Räthsel, doch war es einigermaßen ermuthigend nirgends ihre Leiche anzutreffen, auch ergab sich bei der

[1] Der Verfasser des Romans, der sich überall rühmt wahre Anekdoten ausgebeutet zu haben, läßt seinen Helden ein gemeines Verbrechen begehen, nämlich Brandstiftung und Mord, was ihn dann hinterdrein nicht verhindert ihn als Ausbund von Edelmuth und Sentimentalität zu schildern. Wenn doch die Romanfabricanten endlich ihren eigenen Vortheil einsehen und uns Figuren der wirklichen Welt geben wollten! Die Helden des Urwaldes sind ein eigenthümliches Geschlecht, welches recht gut eine poetische Behandlung verträgt, das aber durchaus für empfindsame Verklärungen und einen novellistischen Liebeshandel ungeeignet ist. Cooper hat das viel besser verstanden und die Klippe gemieden. Bewundernswerth ist nichts an jenen merkwürdigen Exemplaren des Urwaldes und der Steppen als physische Kraft und Muth. Sowie man Romanheilige aus ihnen verfertigen will, verwickelt man sich in grelle Unwahrheiten.

Untersuchung der Fußspuren des abziehenden Comantschenstammes daß die Rothhäute Frauen als Gefangene mit sich geschleppt hatten. Nachdem der letzte überlebende Zeuge der Schreckensnacht unter den Händen der Jäger verschieden war, machten sich diese zur Verfolgung des Comantschenstammes auf. Allein die Rothhäute kannten zu gut die Folgen ihrer That. Sie hatten ein Fort der Vereinigten Staaten zerstört, und wußten daß früher oder später ihnen Truppen oder wenigstens Verwandte der Erschlagenen nachsetzen möchten. Dießmal hatten sie also jede Kunst aufgeboten um ihre Spuren zu verstecken. Oft waren sie zwanzig und etlichemal immer wieder zu der nämlichen Stelle zurückgekehrt um ihre Spuren in einen unentwirrbaren Knoten zu knüpfen. Jedes günstige Terrain, namentlich felsiger Boden, war ausgesucht worden um die Spur zu unterbrechen; bisweilen waren sie halbe Tage lang im Bett von Gewässern oft bis zum Gürtel tief marschirt, und immer hatten sie sich an verrätherischen Stellen so dicht hintereinander gehalten, daß man wenigstens die Zahl ihrer Pferde und ihrer Fußgänger nicht errathen konnte. Aber alle diese Vorsichtsmaßregeln waren vergeblich gewesen, denn der Hund den man im Fort fand und welcher dem Geruch folgte, ließ sich nicht täuschen, und auf seiner Spur liefen die Jäger sicher wie an einem Faden, und der Vorsprung den die abziehende Bande gewonnen hatte, war sehr rasch ausgeglichen worden, denn das Verstecken des Pfades nöthigt zu so großem Zeitverlust daß man nur sehr geringe Entfernungen in einem Tage zurücklegen kann. Während des Nachsetzens hatten die Jäger auch Gelegenheit gehabt ihre Cameraden in der Nähe von ihrem Vorhaben zu unterrichten, und sie waren sicher in kurzer Zeit durch etliche zwanzig der geübtesten Schützen sich verstärkt zu sehen. Bald wurden die Spuren der Comantschen breiter und gemächlicher. Der Stamm hatte seine Jagdgründe erreicht, und er befand sich nicht mehr auf dem „Kriegspfade," sondern hatte sich wie es schien mit dem Lager vereinigt, da auch Frauen und Kinder den Trupp begleiteten. Die beiden Jäger folgten ihnen jetzt ebenfalls gemächlich, indem sie immer an der nämlichen Stelle wo ihre Feinde in der Nacht zuvor gerastet hatten, übernachteten. Da wurden sie eines Tages einen Reiter gewahr, der aus der Richtung des Lagers ihnen entgegensprengte. Coeur loyal erkannte einen weißen Mann, und als man den Eilfertigen einholte, ergab es sich daß es Eusebio, der alte Stallmeister Don Ramon Saavedra's, war, der seine Herrin nach den Jagdgebieten des „Westens" begleitet hatte. Auch er war dem Blutbade im Fort sammt seiner Gebieterin nur entgangen, weil ihn die Rothhäute zu einer bestimmten Mission aufgespart hatten. Nehu-nutah, den seine letzte Verwundung nicht abgehalten hatte an dem Ueberfall des Forts theilzunehmen, wußte vollständig daß sich dort die Mutter Coeur loyal's befand. Da ihn nun dieser Jäger zweimal schon besiegt und das Ansehen des Häuptlings durch diese Schlappe gelitten hatte, so beschloß er seinen Feind empfindlich zu züchtigen. Die alte spanische Doña, die durch ihre Geschwätzigkeit sich überflüssigerweise als Mutter des gefürchteten Jägers verrieth, mußte als Gefangene der Bande folgen. Nehu-nutah verstand es nun die Comantschen in der öffentlichen Versammlung zu überreden die alte Frau zu den Todesqualen nach indianischer Art zu verurtheilen. Es war dieß gegen die Sitte des Stammes, da in der Regel ältere, schwache Frauen vor grausamer Behandlung sicher sind. Das Urtel wurde auch nicht vollstreckt, sondern Eusebio zurückgeschickt um Coeur loyal aufzusuchen und ihm anzukündigen, daß wenn er seine Mutter nicht bis zur bestimmten Frist auslöse, die Martern an ihr vollzogen werden würden. Daß die Comantschen ihr Wort zu halten beabsichtigten, daran zweifelten die Jäger keinen Augenblick, und eben so klar war es was sie unter der Auslösung verstanden, denn das einzige Lösegeld konnte in diesem Falle nur der Skalp Coeur loyals seyn. Noch lief die von den Comantschen gestellte Frist, und man hatte nichts zu versäumen wenn man einige Tage wartete. Allein Coeur loyal hieng mit der größten Zärtlichkeit an seiner Mutter, die Geschwister und Gemahl verlassen hatte um dem verstoßenen Sohn in die Armuth der Wildnisse zu folgen. Er war daher nicht zu überreden auf die Ankunft der andern Jäger zu warten, die ohnedieß für das Leben seiner Mutter gefährlich werden mußte, da die Comantschen, wenn sie sich verfolgt und angegriffen sahen, die letzten Regungen von Menschlichkeit unterdrückt haben würden. Belhumeur bat den brüderlichen Gefährten, wenigstens noch den andern Morgen zu erwarten, da man das Eintreffen des Succurses auf die nächste Nacht als längsten Zeitpunkt berechnete. Der andere aber blieb fest bei dem Vorsatz seine Mutter auszulösen, und überließ es seinen Gefährten ihn zu rächen und für die unglückliche Frau an Sohnesstatt später zu sorgen. Er brach gegen Abend unbewaffnet und zu Fuß mit Eusebio auf, und wanderte gemessenen Schrittes nach dem Lager seiner Feinde, denn er hatte Belhumeur versprechen müssen nicht vor dem andern Mittag es zu erreichen, wogegen dieser gelobte die Comantschen nicht eher anzugreifen als bis Doña Jesusita geborgen bei den Jägern eingetroffen seyn würde.

Coeur loyal hielt Wort, denn erst als sich die Schatten nach Osten zu neigen begannen, schritt er mit Eusebio auf das Lager zu. Seine Ankunft erregte einiges Befremden, nicht daß man ihn nicht erwartet hätte, sondern weil er so zeitig kam, denn die Comantschen, welche ihn recht gut auf ihrer Fährte wußten, rechneten daß er mehrere Tage zur Enträthselung ihres Pfades brauchen würde, und Eusebio ihn daher viel später hätte einholen können. Darin lag ein ungeheurer Vortheil, denn die Comantschen hätten größere Vorsichtsmaßregeln angewendet, wenn sie ihren Feind in solcher Nähe ahnen konnten; auch giengen sogleich nach allen Richtungen Krieger aus, um die Mitglieder des Stammes, die sich in Wald und Weide zerstreut hatten, zu warnen. Coeur loyal zeigte den Häuptlingen an daß er gekommen sey seine Mutter auszulösen, und bat, ohne weiteres die alte Dame zu entlassen, weil er als Geisel bleibe. Die Comantschen erfüllten sogleich ihre Pflicht; es wurde ein Pferd gesattelt, und nach einem herzbrechenden Wiedersehen und Abschied zog die spanische Doña mit ihrem Stallmeister zum Dorf hinaus. Die Rothhäute waren bald einig daß man sich beeilen müsse mit Coeur loyal nach Kriegsrecht zu verfahren, und dann ohne Zeitverlust in militärischen Märschen abzuziehen, da man recht gut wußte daß weiße Jäger selten ohne Helfer in der Nähe sind. Es wurde also schleunig der Marterpfahl in den Boden gesenkt und das Opfer daran gefesselt. Aber während dieser Vorbereitungen kam einer der ausgesendeten Boten athemlos zurück, und theilte den Häuptlingen etwas mit, was alle in die größte Aufregung versetzte. Das Lager schaarte sich, und die Männer rüsteten sich zur Kampfbereitschaft. Aus diesen Zeichen merkte

Coeur loyal, daß seine Freunde in der Nähe und die Comantschen bereits umstellt seyen. Doch tröstete ihn dabei nur daß die Rache nicht lange warten lassen werde, denn für sich selbst konnte er nichts mehr hoffen als eine Abkürzung der Martern. Da wurde plötzlich alles still, und die Augen richteten sich gemeinschaftlich nach der Richtung, in welcher Doña Jesusita abgezogen war. Von dorther kam ein Reiter im Jagdgalopp angesprengt, den alle rasch als Belhumeur erkannten. Er sprengte mitten in das Lager und zwar direct auf den Marterpfahl zu. Niemand regte ein Glied, sondern geduldig wartete jeder auf die Rede des Ankömmlings. Der Biberjäger begann nun seine oratorischen Kräfte nach Geschmack der Rothhäute zu zeigen. Er erörterte den vorliegenden Rechtsfall Coeur loyals und forderte die Comantschen auf den Preis des Lösegeldes für den Jäger zu bestimmen, er bot ihnen Waffen, Kriegsvorrath, Häute, aber die Comantschen schienen unbestechlich. Auch hatte es Belhumeur nur auf einen Theaterstreich abgesehen. Er drohte zuletzt mit zwanzig sichern Büchsen welche das Comantschenlager umstellt hätten, erinnerte die feindseligen Krieger an frühere Verluste und warnte sie, die Kopfhaut eines Jägers nicht zu theuer zu erkaufen. Er wußte recht gut, wie wenig sich mit dergleichen Drohungen ausrichten lasse, die ihm nichts eintrugen, als daß die Comantschen ihm anzeigten, er selbst, der sich so unvorsichtig in ihre Mitte gewagt, werde das Lager nicht mehr lebendig verlassen, denn umringt, wie er sey, könne er und sein Kamerad dem Tode nicht entgehen, sobald der erste Feind am Saume des Waldes sichtbar werde. Belhumeur hatte jetzt die dramatischen Reize eines solchen Zwiegesprächs unter den Waffen erschöpft, denn die rothen und die weißen Häute des Westens lieben es, wie homerische Helden, vor der Entscheidung der Waffen die Kraft ihrer Rede zu messen und namentlich durch Kaltblütigkeit vollständige Bemeisterung der Leidenschaften zu zeigen. Der kecke Jäger kam jetzt mit seinem letzten Vorschlage heraus, er bot für den Gefangenen die Auslieferung der Squaw und des Knaben eines der wackersten Comantschenhäuptlinge, des Nehunetah. Mit Meisterschaft unterdrückten die Comantschen ihr Erstaunen, aber aller Blicke liefen suchend durch den Kreis oder hiengen fragend an dem genannten Häuptling. Dieser hatte schon längst verstohlen nach Weib und Kind sich umgesehen, denn die Squaw war nach Holz in den Wald gegangen, hatte den Buben mitgenommen und war noch nicht zurückgekehrt. Es war kein Zweifel daß sie den Jägern in die Hände gefallen seyn mußte, sonst würde Belhumeur sich gewiß nicht mitten in seine Feinde gewagt haben, auch erwarteten die Comantschen schon längst daß er irgend einen Trumpf ausspielen werde. Kaum war der Vorschlag vernommen worden, so änderte sich die Scene. Man lud den Jäger ein zur Unterhandlung niederzusitzen, entledigte Coeur loyal seiner Bande und brachte die Friedenspfeife herbei. Die Comantschen rechtfertigten ihren Ueberfall des amerikanischen Forts, der streng genommen nur den Soldaten gegolten habe, die den Stamm durch Mord zur Blutrache aufgereizt hätten, man erinnerte sich dann der alten Friedenszeiten und drückte den Wunsch aus, mit den Jägern die ehemalige Freundschaft zu erneuern. Belhumeur erzählte dagegen auf welche Art sie den Pfad der Comantschen ausfindig gemacht hätten, wie er seinem Freunde Coeur loyal nach Ankunft von Succurs auf dem Fuße gefolgt sey, ihn beinahe überholt habe, daß am frühen Morgen schon das Lager umstellt gewesen, die arme Squaw aber durch ein Ungefähr in ihre Hände gefallen sey. Der Knabe habe nämlich eine Biene bemerkt und nach Honig lüstern die Mutter gebeten den Stock zu heben. Die Rothhäute lieben die Bienen nicht, denn sie verkünden ihnen Unheil. Es gab keine Bienen vor Ankunft der Europäer in der neuen Welt, [1] die Thiere aber besitzen einen merkwürdigen Instinct; gleichwie nämlich die Aasvögel den Schlachtfeldern nachziehen, so erscheint die Biene als Vorhut der Civilisation, denn eine alte und richtige Prophezeiung ist den rothen Stämmen gemeinsam und auch sehr einfach zu erklären, daß wo sich Bienen niederlassen, bleiche Gesichter als Ansiedler bald nachfolgen und die Rothhäute weichen müssen. Die Squaw begab sich also auf die Bienenjagd, denn man merkt jeder Biene schon am Fluge an, ob sie mit Honig beladen heimkehrt oder noch sucht. Man braucht den beladenen Bienen nur zu folgen, man wird bald einer zweiten, einer dritten begegnen, und je mehr man sich dem Neste nähert, um so häufiger. Der Stock lag ziemlich tief im Walde und befand sich in einem abgestorbenen Ebenholzbaum. Die Frau machte sich daran den Stamm an der Nähe der Wurzel zu fällen. Die Bienen kamen und giengen, und schienen wenig durch die Axtschläge gestört; erst als der Baum mit Krachen sich neigte und halb auseinander splitterte, fuhr der entsetzte Schwarm auseinander und bildete eine Wolke um den zerstörten Wohnsitz. In diesem Augenblick müssen die Jäger trockenes Gras und Feuer bereit halten, um ihre Feinde durch den Qualm zu vertreiben. Die Squaw hatte auch ihre Sache vortrefflich gemacht, der Rauch wirbelte empor und die Honigschätze wurden während dieser Zeit geplündert. Vergnügt über die Eroberung wollte sich die Frau auf den Rückweg begeben, als sie von rauhen Händen angehalten wurde. Die Jäger hatten den Rauch aufsteigen sehen, sich herbeigeschlichen und die rothe Frau sammt dem Knaben gefangen. Die Mutter war unvorsichtig genug gewesen, für das Leben ihres Kindes zu bitten und reichliches Lösegeld vom Vater, dem Nehu-nutah, dem vornehmsten unter den Comantschenhäuptlingen zu versprechen.

Wir könnten nun, da wir zwischen Biberjägern und Comantschen Frieden gestiftet haben, unsere Freunde verlassen, wenn uns nicht eine andere Episode aus dem Leben in den Prairien reizte. Die Jäger waren so verspätet zu ihren Freunden gestoßen, weil, als das Aufgebot an sie gelangte, sie bereits zu einer andern Unternehmung aufgebrochen waren, die sie jedoch verschoben. Es war nämlich bekannt geworden daß die Karawane der Mexicaner, die Coeur loyal schon aus der Gefahr des Grasbrandes errettet hatte, ihrem Schicksal nicht entgangen war. Der Führer hatte Gelegenheit gehabt sich mit einer Bande schlechten Gesindels, den Piraten der Steppe, zu verständigen, das Lager seines Miethsherren zu überfallen, und was sich widersetzte, niederzuschlagen. Der Streich war beinahe vollständig gelungen, nur daß die Räuber bei der Plünderung von etlichen Jägern aufgescheucht worden waren. Diese fanden unter dem Gepäck, welches die Räuber verschmäht hatten, die Nichte des mexicanischen Generals, welche während des Ueberfalls in einen ledernen Schlauch geschlüpft und den habgierigen

[1] Dieß ist ungenau, denn es gibt sehr viele einheimische amerikanische Arten, und nur von der zahmen europäischen Art kann das obige richtig seyn.

Blicken der Räuber entgangen war. Die Jäger nahmen sie mit, und stießen auch bald auf ein zweites Mitglied der Karawane, einen Gelehrten, der während des Ueberfalls auf einer botanischen Excursion sich entfernt hatte, und den Räubern unabsichtlich entgangen war. Der mexicanische General selbst war dem Gesindel in die Hände gefallen, sein Leben aber verschont worden, wahrscheinlich um ein Lösegeld zu erpressen. Die Steppenräuber waren mit ihrem Fang umgekehrt und hatten wieder den Weg nach der mexicanischen Gränze eingeschlagen. Wie man ihre Schlupfwinkel aufspürte, den gefangenen General befreite und die edle Zunft der Piraten mit Hülfe der neubefreundeten Comantschen einfieng, ist für das Nacherzählen zu umständlich und voller Unwahrscheinlichkeiten. Charakteristisch ist dagegen daß die Jäger und ihre Alliirten, die Rothhäute, über die Räuber zu Gericht saßen und sie zum Tode verurtheilten, weil sie weder rothe noch weiße Haut geachtet, sondern allen Bewohnern der Steppe den Krieg erklärt hatten. Zuletzt schlug Coeur loyal vor auf alle unnöthigen Grausamkeiten zu verzichten, und die Gefangenen, zwanzig an der Zahl, ihren Tod selbst wählen zu lassen. Von einer solchen „Begnadigung" wollten die Herren anfangs nichts wissen, sondern suchten durch Rohheiten ihre Gegner zur Vollstreckung der üblichen Qualen zu reizen, denn sie wollten nicht wie Memmen, sondern wie Krieger sterben. Man mußte ihnen zuvor erklären daß der Gnadenakt nicht im erniedrigenden Sinne gemeint sey, bis sie sich entschlossen sich den Tod selbst zu geben. Der erste bat sich ruhig ein Messer aus und stieß es sich in die Brust; der nächste zog die Waffe kaltblütig heraus und tödtete sich auf gleiche Art, bis das Messer von Hand zu Hand den letzten erreicht hatte. Dann nahm es Nehn-nutah, wischte es am Gras ab, und erklärte sich nicht mehr von diesem Dolche zu trennen, denn das sey eine treffliche Waffe für einen Krieger. [1]

Der Tafelluxus im römischen Alterthum.

(Schluß.)

Schon in der letzten Zeit des Freistaats hatten die Tafelfreuden einen starken Anflug von Bestialität bekommen. Cicero erzählt in einem Brief an Atticus ganz unbefangen und wie selbstverständlich, daß Cäsar, der ihn auf einem seiner Güter besuchte, nach der Mahlzeit ein Brechmittel nahm; ja in der öffentlich gehaltenen Vertheidigungsrede für den König Dejotarus erinnert er Cäsar an die einzelnen Umstände eines bei demselben genossenen Mahls, unter anderm auch daß er nach demselben den Wunsch geäußert habe zu vomiren. Da Cäsar nicht nur mäßig, sondern auch ein Mann von feinem Geschmack war, muß diese Unsitte damals schon ganz allgemein gewesen seyn. Dieß blieb sie auch in der Folge. Zu Seneca's Zeit wurde sie von den Frauen mitgemacht. Man speit, sagt derselbe, um zu essen, ißt um zu speien, und will nicht einmal die auf dem ganzen Erdkreise zusammengesuchten Mahlzeiten verdauen. Kaiser Claudius stand nie anders vom Tisch auf als betrunken und mit überladenem Magen; wenn er dann ausgestreckt dalag und im Schlaf den Mund öffnete, wurde er mit einer Feder im Munde gekitzelt, um die gewünschte Erleichterung zu befördern. Es kam so weit daß schöne rothe Federn von Flamingos oder ähnlichen Vögeln, die man zu diesem Behuf anwandte, eben so gewöhnliche Utensilien bei Mahlzeiten wurden als z. B. die eleganten Zahnstocher von der Mastixpistacie.

Diese thierische Vielfräßigkeit fand ihren vollendetsten Repräsentanten in dem Kaiser Vitellius. Er hielt an jedem Tage drei oder vier große Mahlzeiten, welche bewundernswerthe Leistung er durch Vomitive ermöglichte. An jedem Tage sagte er sich anderswo zu Gast an, und zwar wurde die Ehre, ihn tagüber zu bewirthen, vertheilt, so daß einer seiner Gastfreunde das Frühstück, der zweite das Mittagessen, der dritte die Abendmahlzeit, der vierte den Nachttrunk besorgte. Da nach Sueton keine Bewirthung unter hunderttausend Francs kostete, war diese Vertheilung nothwendig. Am berühmtesten war unter diesen Festen die Mahlzeit, welche dem Kaiser von seinem Bruder zur Feier seiner Ankunft in Rom gegeben wurde, es sollen dabei 2000 feine Fische und 7000 Vögel aufgetragen worden seyn. Doch Vitellius hatte den Ehrgeiz noch größeres zu leisten. Eine Riesenschüssel wurde verfertigt, welche der Schild der Minerva hieß, weil sie dem Schild der kolossalen Phidias'schen Minerva zu Athen an Größe gleichkam. Sie mußte von Silber gearbeitet werden, weil sie von Thon in dieser Größe nicht herzustellen war; man bewahrte sie als Merkwürdigkeit auf, bis Hadrian sie sah und einschmelzen ließ. Ein eigener Ofen wurde für die anzurichtende Mahlzeit erbaut. Ganze Armeen und Flotten wurden in Bewegung gesetzt um dieses Kunstwerk mit einem würdigen Inhalt zu füllen; nur Zungen, Gehirn und Lebern der seltensten Vögel (als Flamingos, Pfauen und Fasanen) und Fische (die von der Meerenge von Gibraltar bis tief in den Orient hinein zusammengefangen waren) durften hier Aufnahme finden. Der Preis dieses Gerichts wird auf 250,000 Francs angegeben, doch soll es Vitellius gelungen seyn für eine ganze Mahlzeit über eine Million auszugeben. Glaubwürdig ist durch Tacitus Angabe bezeugt, daß er in den wenigen Monaten seiner Regierung 225 Millionen (Francs) verpraßte.

Auch jener Depravation, die in der Zerstörung eine Wollust findet, begegnen wir schon in der letzten Zeit der Republik. Der Sohn des berühmten tragischen Schauspielers Aesopus (Zeitgenossen von Cicero) verschwendete den von seinem Vater erworbenen fürstlichen Reichthum in unsinnigen Gelagen. Unter andern setzte er seinen Gästen Vögel vor, die wegen ihres Gesanges, oder weil sie zum Sprechen abgerichtet waren, einen hohen Preis hatten; auch ließ er sie aufgelöste Perlen trinken. Der Ruhm dieß letztere er-

[1] Hr. Aimard versichert uns daß er einer solchen Execution wie sie hier beschrieben wird, beigewohnt habe, nur mit dem Unterschiede daß es nicht auf dem Gebiet der Comantschen, sondern der Apatschen geschah, eine Incorrectheit, die hier ohne Bedeutung ist.

funden zu haben, gebührte aber nicht ihm, sondern der Königin Kleopatra, die mit Antonius gewettet hatte, sie werde in einer einzigen Mahlzeit 2½ Millionen (Francs) ausgeben. Sie gewann die Wette, indem sie eine von den Perlen erster Größe, die ihre Ohrgehänge bildeten, in Essig aufgelöst trank; sie war im Begriff auch die zweite zu zerstören, aber der Schiedsrichter der Wette verhinderte es. Nach ihrem Tode kam diese Perle mit ihrem übrigen Schmuck nach Rom, wurde halbirt und die beiden Hälften einer Statue der Venus im Pantheon als Ohrgehänge eingefügt.

Dieser Zerstörungstrieb erscheint am ausgebildetsten in Caligula. Man kann darüber streiten, ob er in medicinischem Sinne verrückt war; gewiß ist daß sein Wahnsinn nur in einem Allmachtsschwindel bestand, wie er eben nur den Beherrscher der damaligen römischen Welt erfassen konnte. Es sollte für ihn in der Natur wie in der sittlichen Welt nirgend eine Schranke geben, und da er sich an dem Becher des Genusses bald übersättigte, hatte fortan nur noch das widernatürliche und scheinbar unmögliche für ihn Reiz. Er überbot noch die Getränke aus Perlenauflösungen: er setzte seinen Gästen Speisen und Brode aus reinem Golde vor; hätte er die Absicht gehabt die Perversität dieses Luxus zu persifliren, so hätte er es nicht treffender thun können. Daneben erfand er die ungeheuerlichsten Arten von Gerichten und Mahlzeiten, und löste (wenn auch nicht ohne Mühe) die schwierige Aufgabe, den Tribut dreier Provinzen in einer einzigen Mahlzeit zu vergeuden. Dieselbe Monstrosität des Gelüsts wiederholte sich zwei Jahrhunderte später in Heliogabal, der sich von Caligula nur durch die asiatische Färbung seines scheußlichen Treibens unterscheidet. Er liebte es, die kostbarsten wirklichen oder eingebildeten Delicatessen, als Füße von Kamelen, Hahnenkämme, Hirn von Pfauen, Papagayen, Milch und Leber der feinsten Fische seinen Hunden und Löwen oder dem römischen Pöbel vorzuwerfen. Seefische aß er nie in der Nähe der Küste, sondern nur tief im Binnenlande, und lud dann die Bauern der Umgegend zu seinen Mahlzeiten ein. Er setzte einmal seiner Tischgesellschaft 600 Straußenköpfe vor, und vermaß sich — einen Phönix auftragen zu lassen, wo nicht eine Buße von tausend Pfund Gold zu zahlen. Die stärksten Reizmittel waren schon in Seneca's Zeit in Gebrauch. Glühend heiße Speisen, die auf tragbaren eisernen Herden in das Speisezimmer gebracht und rauchend verschlungen wurden, wechselten mit eisgekühlten Getränken. Und als wenn an den Tafeln der römischen Kaiser keine Ungeheuerlichkeit fehlen sollte, ließ Commodus unter die köstlichsten Speisen Unflath als Würze mischen.

Wir haben hier den Luxus der Tafel bis zu seinen extremsten Ausartungen verfolgt. Wir müssen jetzt noch eine Anzahl seiner merkwürdigsten Manifestationen aus der Zeit der Kaiserherrschaft hinzufügen, die für die Zustände jener Periode nicht minder charakteristisch sind. Auch sie hatte natürlich neben brutalen und unsinnigen Schlemmern ihre denkenden Eßkünstler. Vor allem muß hier jenes berühmten Apicius gedacht werden, dessen Name sprüchwörtlich geworden ist. Er war ein Zeitgenosse Tiberius, dessen Sohn Drusus er in die Geheimnisse der höhern Eßkunst eingeweiht zu haben scheint, nicht ohne Mißbilligung des Vaters, der zwar den Wein, aber nicht die Genüsse der Tafel liebte, und in dieser Beziehung sogar mit einer unkaiserlichen Frugalität Ostentation trieb. Als ihm eine Seebarbe (mullus) von ungeheurer Größe angeboten wurde, befahl er sie auf den Fischmarkt zu bringen, und sagte zu seinem Gefolge: wenn ihn nicht alles trüge, werde entweder Apicius oder dessen Rival in der Gastronomie, P. Octavius, den Fisch kaufen. Seine Voraussagung gieng über Erwarten in Erfüllung: sie boten beide darum. Octavius trug den Sieg davon und mit ihm großen Ruhm, weil er einen Fisch, den der Kaiser nicht kaufen gewollt und Apicius nicht gekonnt, mit mehr als 1200 Francs bezahlt hatte. Apicius war kein gemeiner Prasser, er wollte mit allen Sinnen zugleich genießen; bei seinen Mahlzeiten wurden dem Auge Schauspiele geboten, das Ohr durch Musik ergötzt, dem Geruchssinn durch Düfte geschmeichelt. Er behandelte die Gastronomie durchaus wissenschaftlich, und scheint förmlichen Unterricht darin ertheilt zu haben, und Seneca versichert daß er in damaliger Jugend eine starke Schule gebildet habe. Plinius nennt ihn für mehrere culinarische Reformen als Gewährsmann oder Erfinder. Noch in seiner Zeit kochte man den Kohl in apicianischer Manier, wobei er mit Oel und Salz durchgerieben wurde, und durch diese Procedur sein Grün behielt. Es war Apicius, der zuerst die Zungen der Flamingos würdigen lehrte, der zuerst zeigte daß auch die Lebern der Schweine wie die der Gänse einer Veredlung fähig seyen, wenn die Schweine nämlich mit trockenen Feigen gemästet, und nachdem man ihnen im Trunk Meth eingeflößt, plötzlich abgestochen wurden. Auch die Bereitung der Seebarbe hatte seinen fruchtbaren Geist beschäftigt. Er entdeckte daß ihr Geschmack am besten sey, wenn sie in der feinsten Brühe aus Eingeweiden der Fische (des oben erwähnten Garus) erstickt würden; auch stellte er die Aufgabe, aus ihrer Leber eine Sauce zu bereiten; aber wer sie gelöst habe, wußte Plinius nicht zu sagen. Das Ende dieses großen Mannes war seines Lebens würdig. Nachdem er ungefähr 25 Millionen Francs für die Küche ausgegeben und seine Finanzen aufs äußerste zerrüttet hatte, zog er eine Bilanz zwischen seinem Soll und Haben: sie ergab daß ihm nur noch 2½ Millionen blieben, und da er mit einem solchen Bettel zu leben unmöglich fand, gab er sich durch Gift den Tod. Unter seinem Namen ist ein lateinisches Kochbuch auf uns gekommen, höchst wahrscheinlich nicht von ihm, sondern von einem spätern, der diesen Namen als Titel am passendsten fand.

Der Fisch, dem Apicius so viele Aufmerksamkeit widmete, der Mullus, ward überhaupt von den Kennern der ersten Kaiserzeit am höchsten geschätzt. Unter Caligula zahlte ein vornehmer Liebhaber 2000 Francs für ein Prachtexemplar, wobei Plinius mit Trauer jener Zeiten gedenkt, in denen man klagte daß Köche höher bezahlt würden als Pferde. Jetzt, fährt er fort, kosten die Fische so viel als sonst die Köche, die Köche soviel als sonst ein Triumph, und fast niemand wird höher geachtet, als wer das Vermögen seines Herren auf die kunstgemäßeste Art verschwendet. Natürlich wurden hier mehrere feine Distinctionen gemacht. Einige Gattungen aß man gar nicht, zum Beispiel die sich in unmittelbarer Nähe der Küste aufhaltenden: die feinsten erinnerten durch ihren Geschmack an die Purpurschnecke. Sodann mußten sie ein gewisses Gewicht haben: zwei Pfund war das erforderliche Minimum, wenn sie Anspruch haben sollten eine kostbare Schüssel zu zieren. Schwerer wurden sie nicht oft, auch in Teichen und Fischbehältern nicht. Um so höher stieg der Preis der mehrpfündigen, und wer sich rühmen konnte einen vier- oder sechspfündigen erlangt zu haben, wurde von

den übrigen Gastronomen aufs äußerste beneidet. Doch scheint man damals noch nicht die Einrichtung gekannt zu haben, die im vierten Jahrhundert in Rom üblich war, daß nämlich die Fische vor den Augen der Gäste gewogen und ihr Gewicht von dem Secretär des Hauses zu Protokoll genommen wurde. Dagegen wollte man sich und die Gäste aufs gewisseste überzeugen, daß die Fische frisch seyen. Früher, sagt Seneca, hätte man sich schon über diejenigen gewundert, die nur die an demselben Tage gefangenen, „die noch nach dem Meer schmeckten" essen wollten. Sie wurden dann von den Trägern im Lauf von dem Ort des Fangs auf die Tafel gebracht. Gegenwärtig genügte auch dieß nicht. Die Fische mußten lebendig im Kübel den Gästen vorgewiesen und vor ihren Augen getödtet werden. Dieß hatte noch einen andern Grund. Es war nämlich entdeckt worden daß der Mullus, der von Natur hochroth ist, im Todeskampf durch alle Nüancen vom dunkelsten Violett bis zum blassesten Rosa die Farben wechselte; besonders schön konnte das Schauspiel in einem gläsernen Gefäß beobachtet werden. Man saß um das Glas und machte sich wetteifernd auf die einzelnen Schattirungen aufmerksam. Fortan war der Genuß nicht vollständig, wenn man nicht die letzten Zuckungen des verscheidenden Fisches beobachtet hatte. Bisher hatte es geheißen: nichts ist besser als eine an Klippen gefangene Seebarbe. Jetzt hieß es: nichts ist schöner als eine sterbende. So, sagt Seneca, erfindet der Wahnsinn der das Gewohnte verachtet, täglich etwas feineres und zierlicheres.

Doch alles irdische ist wandelbar, und wie der Mullus andere Fische vom ersten Rang verdrängt hatte, so gieng auch seine Zeit vorüber. In alten Zeiten war der Acipenser (eine Art Stör) am höchsten geschätzt worden; in der ersten Kaiserzeit war er in gar keiner Achtung, worüber Plinius sich wundert, da er selten sey, also das Haupterforderniß für den Geschmack der Schwelger besitze. In der letzten Zeit der Republik galten der Lupus (Flußhecht), und Asellus (ein Seefisch), für die feinsten; dann kam die Herrschaft des Mullus, der aber, als Plinius schrieb, schon wieder von dem Scarus verdrängt war (derselbe Fisch, der von der kleinasiatischen Küste an die italische verpflanzt wurde). Aber auch hier bestätigte sich der Satz, daß jede Bewegung zu ihrem Anfang zurückkehrt. Im Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. finden wir wieder den Acipenser in eben so hohen, ja noch höhern Ehren als er es vier Jahrhunderte früher, in der Zeit der Scipionen gewesen war. An der kaiserlichen Tafel des Septimius Severus wurde er von bekränzten Dienern unter dem Schall der Flöten aufgetragen.

Die Getränke kommen bei der Geschichte des alten Tafelluxus weniger in Betracht, da hier die Kunst nicht so viel thun konnte als bei den Speisen, obwohl sie keineswegs ganz unthätig blieb. Die bereits erwähnten herrlichen, milden und feurigen Gewächse, welche die Sonne Campaniens oder Griechenlands zur Reife gebracht hatte, hatten natürlich auch in der spätern Zeit eine bestimmte Rangordnung, die freilich nicht immer dieselbe blieb. Man sah auch jetzt besonders auf hohes Alter und vermaß sich wo möglich Wein aus der Königszeit aufzutischen. Man kühlte ihn mit Eis und Schnee; aber Nero machte die Erfindung den Schnee abkochen und das abgesottene Wasser abermals künstlich gefrieren zu lassen; dieß galt für noch wohlschmeckender als einfaches Eis, zuweilen kam dabei das Wasser höher zu stehen als der Wein. Gemischt wurden die Weine nach wie vor besonders mit theils bittern theils wohlriechenden Substanzen, zuweilen sehr kostbaren, wie Nardenöl; Heliogabal erfand mehrere neue derartige Mischungen. Auch hier suchte man durch verschiedene künstliche Mittel die Genußfähigkeit über die natürlichen Gränzen hinaus zu erweitern. Um mehr trinken zu können, schwächte man die Weine durch Filtrirung, man reizte den Durst durch Medicamente wie Schierling, zerstampften Bimsstein und andere Dinge, welche wie Plinius sagt „die Scham mitzutheilen verbietet." Auch sehr heiße Dampfbäder wurden zu diesem Zweck angewandt, und wirkten so stark daß manche nicht auf die Tafel, ja nicht einmal auf die Kleider warten mochten, sondern nackt ungeheure Weingefäße leerten bis sie den Inhalt wieder von sich gaben, was dann zum zweiten und drittenmal wiederholt wurde „als wenn es kein anderes Mittel gäbe den Wein zu vergeuden, und er nur durch das Medium des menschlichen Körpers ausgegossen werden könnte." Auch durch angestrengte gymnastische Uebungen steigerte man künstlich den Durst. Durch eifrige Bemühung erreichten einzelne Säufer in der That sehr anerkennenswerthe Resultate. Novellius Torquatus aus Mailand, ein Mann von Stande, der in der amtlichen Laufbahn bis zum Proconsulat gelangte, brachte es dahin acht und ein halb Quart (preußisch) auf einen Zug auszutrinken, eine Leistung die Tiberius in seinem Alter, als er bereits überaus finster und wild war, wundershalber mitanzusehen sich entschloß, vielleicht weil sie ihn angenehm an die Vergangenheit erinnerte, in welcher er selbst als starker Trinker berühmt gewesen war. Man behauptete sogar, noch als Kaiser habe er einen Stadtpräfecten von Rom darum ernannt, weil derselbe zwei Tage und Nächte ohne Unterbrechung mit ihm durchgezecht hatte; in dieser Beziehung war sein Sohn durchaus (der Schüler des Apicius) dem Vater am ähnlichsten. Jener Torquatus zeichnete sich nicht bloß durch die Masse des Getränks das er zu sich nahm, sondern besonders durch die vollendete Kunst aus, mit welcher er dabei zu Werke gieng. Er erleichterte sich weder durch Erbrechen „noch aus einer andern Oeffnung des Körpers," er holte beim Trinken nicht Athem, noch spie er aus und ließ nicht so viel Wein übrig daß man damit einen klatschenden Ton auf dem Pflaster hervorbringen konnte; dabei stammelte er nicht und war am frühen Morgen wach. Die Genauigkeit, mit der die Einzelnheiten dieses Meisterstücks angegeben werden, zeigt (wie auch Plinius bemerkt) daß es eine hohe Schule des Saufens gab, die sehr bestimmte und geregelte Satzungen hatte. Auch Cicero's (dem Vater sehr unähnlicher) Sohn war ein berühmter Säufer, er pflegte fünf bis sechs Quart auf einmal zu leeren.

Der Tafelluxus beschränkte sich nicht auf die Speisen und Getränke, auch in der Decoration der Speisesäle und der Tafeln, in den zur Würze des Mahls gebotenen anderweitigen Unterhaltungen und Genüssen, in der Wahl und Menge der aufwartenden Dienerschaft gieng man von Einfachheit zu Pracht, von Pracht zu geschmackloser, unsinniger und monströser Verschwendung über. Schon zu Ende der Republik hatte man in dieser Beziehung bedeutende Fortschritte gemacht, wie die Beschreibung einer Mahlzeit zeigt die dem Besieger des Sertorius, Metellus Pius (71 v. Chr.) in Spanien gegeben wurde; sie rührt aus einem verlornen Werk Sallusts, also eines Zeitgenossen her. Der Saal war mit Teppichen und Prachtstücken geschmückt und eine Bühne zu theatralischen Aufführ-

rungen aufgeschlagen. Der Boden war mit Safran (einem im römischen Alterthum höchst beliebten Parfüm) bestreut und sonst alles wie in einem sehr besuchten Tempel decorirt. Dem König des Festes wurde bei seiner Ankunft Weihrauch angezündet, und als er sich niedergelassen, setzte ihm die Statue einer Siegesgöttin unter dem Rollen des Theaterdonners auf einer Maschinerie herabschwebend einen Kranz auf. Eine goldgestickte Toga diente ihm zur Decke als er bei Tische Platz nahm. Zu der höchst ausgesuchten Mahlzeit hatte nicht nur ganz Spanien Beiträge geliefert, sondern auch jenseits des Meers, in Nordafrika war Geflügel und Wild dazu aufgetrieben worden, von welchem mehrere Arten bisher unbekannt gewesen waren. Wenn es dem Metellus in der Achtung der Gutgesinnten seiner Zeit schadete daß er sich eine solche Aufnahme gefallen ließ, so würde die Pracht derselben hundert Jahre später vermuthlich mesquin, jedenfalls nicht auffallend erschienen seyn. In Nero's goldenem Hause hatten die Speisesäle ein bewegliches Deckengetäfel, durch dessen Verschiebungen ein Blumenregen auf die Gäste herabfiel, und Röhren aus denen sich Wohlgerüche auf sie ergossen. Der vornehmste Speisesaal war rund und drehte sich Tag und Nacht um seine Axe, vermuthlich ein Kuppelsaal in der Art des Himmelsgewölbes ausgemalt und decorirt. Jener Blumenregen aus der Decke soll bei Heliogabals Gastmählern in solcher Massenhaftigkeit veranstaltet worden seyn daß einige Gäste unter den Bergen von Rosen, Veilchen u. s. w., aus denen sie sich nicht herausarbeiten konnten, erstickten; freilich offenbar eine erfundene Anekdote, die aber doch auf die Uebertriebenheit dieser Einrichtung schließen läßt. Zur Bekränzung der Gäste ließ man im Winter (in Domitians Zeit) Rosen aus Aegypten kommen oder zog sie in Glashäusern.

Zu einer verschwenderischen Mahlzeit gehörte auch eine möglichst große Menge von aufwartenden Sklaven; der Nasidienus der Horazischen Satire steckt bei dem Essen mit dem er Mäcenas bewirthet, selbst seine Pferdeknechte in Livree. Wo möglich wartete bei jedem Gange eine andere Abtheilung auf. Namentlich galt es als Würze des Mahls, von schönen lockigen Knaben aus Griechenland oder Jonien bedient zu werden, aus ihrer Hand den Becher oder den schneegekühlten Trank zu empfangen; als Gegensatz wurden aber auch Neger zum Amt der Mundschenken gewählt. Deßgleichen forderte die Sitte neben der Bewirthung den Gästen noch andere Unterhaltungen zu bieten, namentlich musikalische. In alter ehrbarer Zeit hatten die Gäste selbst oder ihre Kinder Lieder zum Lobe der Ahnen mit Begleitung der Flöte gesungen, seit der Expedition nach Kleinasien (187 v. Chr.) drang die dortige Sitte ein, Harfenmädchen, Sängerinnen und andere Spieler und Tänzer bei Tisch zu produciren. Dieß wurde später sehr ausgedehnt. Rauschende Orchester spielten zum Schmause, Chöre trugen Lieder vor, spanische Tänzerinnen führten Castagnettentänze auf, die keineswegs wegen ihrer Anständigkeit berühmt waren, Scenen aus Lust- und Trauerspielen, Solos und Dialoge wurden von Schauspielern aller Art agirt. Aber es gab noch scheußlichere Unterhaltungen, in denen die verwandten Leidenschaften der Blutgier und Wollust Befriedigung fanden. Die Sitte, die in Campanien schon in alter Zeit bestanden haben soll, bei Mahlzeiten Gladiatorenkämpfe zu veranstalten (es heißt sogar daß die Gäste auf eine bestimmte Anzahl von Paaren eingeladen wurden) — diese Sitte fand unter den Kaisern von neuem Aufnahme. Das Gegenstück dazu sind die Feste, wo nackte Mädchen bei Tafel aufwarteten. Tiberius hat sich einmal bei einem alten Wüstling unter der ausdrücklichen Bedingung einer solchen Bedienung zu Gaste. Die Schmäuse Heliogabals zu beschreiben, erlaubt der Anstand nicht.

Die vorstehenden Mittheilungen umfassen nur die beiden ersten und den Anfang des dritten Jahrhunderts nach Chr. und beziehen sich ausschließlich auf Rom. Zum Schluß soll hier noch der Tafelluxus der Theodosianischen Zeit kurz charakterisirt werden. Die Welt war in zwei Jahrhunderten eine völlig andere geworden. Das Abendland war mehr und mehr mit orientalischen Elementen durchdrungen, das Heidenthum lag in den letzten Zügen, das Christenthum herrschte in allen Provinzen des Reichs. Die Wogen der Völkerwanderung brausten schon näher und näher, das Gefühl daß die Erde in ihren Fugen wanke, war allgemein. Nichtsdestoweniger war der Luxus jener Zeit ausschweifender und üppiger als jemals; man hat diese Erscheinung wohl richtig aus einer Art von dunkel empfundener Verzweiflung über den bevorstehenden Untergang hergeleitet, in der man den Becher wenigstens bis auf die Neige leeren wollte. Den Luxus der Hauptstädte des Orients (Konstantinopel und Antiochia) schildern besonders die christlichen Prediger, namentlich Chrysostomus und Gregor von Nazianz. Zu großen Schmäusen wurden Jäger und Fischer geraume Zeit vorher gemiethet, Salben und fremde Weine ließ man zur See kommen, und Meister der Kochkunst wurden weit und breit verschrieben. Das halbrunde Speisesopha auf dem die Gäste lagen, war mit kostbaren Teppichen bedeckt und strotzte von Gold und Silber. Der Estrich war auch im Winter mit Blumen bestreut, der Tisch duftete von Wohlgerüchen, fiel etwas aus einer Schüssel darauf, so wurde er mit einem balsamgetränkten Schwamm abgewischt. Die Dienerschaft war schmuck gekleidet (nach der orientalischen Sitte in weite Hosen) und geputzt. Unter den aufgetragenen Speisen waren Pfauen, Fasanen und indische Papagaien. Große goldene Trinkgefäße zierten die Tafel, und schöne Pagen in langer Reihe aufgestellt reichten den Gästen gläserne, mit Silber überzogene, oft mit Heiligenbildern verzierte Becher, voll Thasier oder Falerner, im Winter mit Rosen bekränzt, im Sommer mit Eis gemischt, die sie zierlich mit den Fingerspitzen hielten. Andere boten silberne Waschbecken und leinene Tücher zum Waschen der Hände herum, andere bliesen den Gästen mit Blasebälgen Kühlung zu. Die Unterhaltungen mit Tanz, Saitenspiel und Komödie fehlten nicht, und besonders waren die Tänzerinnen beliebt welche lascive Tänze aufführten; ein Gewerbe das die spätere Kaiserin Theodora, Gemahlin Justinians des ersten, bekanntlich in ihrer Jugend trieb. Die Harfenistinnen saßen auf einer Erhöhung, von welcher aus sie sich am besten der Gesellschaft darstellten, wobei sie nicht ermangelten ihre runden Arme und sonstigen Reize zur Schau zu tragen. Auch Spaßmacher, die andere Personen copirten, die Gäste mit Witzworten herausforderten, zuweilen sogar Stellen der heiligen Schrift frevelhaft travestirten, gehörten zu den stehenden Ergötzlichkeiten der Gastmähler.

Ueber die Einrichtung der Mahlzeiten im damaligen Occident erfahren wir zahlreiche Einzelheiten, besonders aus Ausonius, Sidonius Apollinaris und den römischen Kirchenschriftstellern. Durch das Estrich der Speisesäle zog sich mitunter ein Canal mit fließen-

dem Wasser, zur Aufbewahrung der für die Tafel bestimmten Fische. Das halbmondförmige Speisesopha hatte für sechs oder sieben Gäste Raum, die beiden Eckplätze, deren Polster etwas erhöht waren, nahmen die vornehmsten ein. Ein Dichter jener Zeit bemerkt, daß jeder Vernünftige sich wohl hüte sich hier niederzulassen, denn wenn nach ihm ein geehrterer Gast erscheine, müsse er auf schimpfliche Weise den Platz räumen. Der Tisch war mit einem schneeweißen Tuch gedeckt (eine Sitte, die früher mindestens nicht allgemein war) und mit Lorbeer, Epheu, Weinlaub geschmückt, Guirlanden zogen sich auch um die Polster, die über die schönen purpurnen oder mit Thierfiguren gestickten Teppiche gebreitet waren. Unter den Leckerbissen, die in ciselirten Gefäßen aufgetragen wurden, gab es auch Austern von Bordeaux. Mit Einbruch der Nacht verbreiteten zahlreiche Hängelampen, in denen ein flüssiger Balsam die Stelle des Oels vertrat, helles Licht. Die Unterhaltungen durch Musik und Tanz waren dieselben wie im Orient, darunter werden Wasserorgeln erwähnt. Die eingeladenen Spaßmacher mußten sich zum Ergötzen der Gesellschaft äußerst rohe Späße gefallen lassen; man zupfte sie am Bart, zog ihnen während sie tranken die Stühle weg, mischte Holz- und Glassplitter in ihre Speisen, die überdieß sehr viel geringer waren als die der andern Gäste. Beim Abschied erhielten diese kleine Geschenke.

Bei Zechgelagen wurden häufig Wettstreite im Trinken gehalten. Die Kämpfer erhielten ihr genau bestimmtes Maß, Kampfrichter sprachen die Entscheidung aus. Besonders bei militärischen Festen wurde man durch die ausgebrachten Gesundheiten auf das Wohl des Kaisers, der Armeen u. s. w. genöthigt mehr zu trinken als heilsam war. Selbst Frauen berauschten sich mitunter und boten beim Nachhausegehen dem Publicum einen mehr anziehenden als erbaulichen Anblick; dieß kam im Orient nicht vor, wo Frauen überhaupt nur ausnahmsweise bei Mahlzeiten erschienen.

Unter den Festen, die durch Mahlzeiten begangen wurden, verdienen die Geburtstage der Märtyrer besondere Erwähnung. An diesen strömten große Menschenmassen zusammen, zahlreiche Krämer fanden sich ein, und Jahrmärkte wurden an den heiligen Gräbern gehalten. In den Kirchen selbst schmauste man, Köche und Mundschenke liefen durch die geweihten Räume, die von Fettduft erfüllt waren, viele betranken sich zu Ehren der Märtyrer, und selbst Pantomimen führten ihre Tänze auf. In Afrika erhielt sich diese Unsitte am längsten, und wurde auch durch den h. Augustin, der das auf diese Gedächtnißmahlzeiten verwendete Geld zu Almosen an die Armen bestimmen rieth, noch nicht völlig beseitigt.

Ein birmanisches Schauspiel.

(Aus Yule's Narrative of the Mission to the Court of Ava.)

Das Drama von welchem ich, sagt der Verfasser des obengenannten Werks, eine Skizze zu geben gedenke, ist das Leben U-dein-na's, des Königs von Kau-tham-bi, eines Landes in Indien. Es wurde während unsers Aufenthalts in Amarapura durch Puppen aufgeführt, und ist eine Uebersetzung aus dem Pali; das Ganze ist in viersylbigen birmanischen Versen abgefaßt. Die Scene eröffnet in der Hauptstadt von Kau-tham-bi. Der König sitzt auf seinem Throne, und die Höflinge sind um ihn versammelt.

König (sie anredend): Große Edle und Häuptlinge!

Edle. Phra! (Herr!)

König. Sind meine Unterthanen glücklich und im Wohlstand?

Edle. Seit Ewr. Majestät glückliche Regierung begann, hat die Religion ununterbrochen mit Glanz geleuchtet; die Jahreszeiten sind günstig, die Erde ist gütig gewesen — die Reichen und die Armen, die Männer und die Frauen, haben Frieden und Wohlfahrt genossen, und die Jahre waren ihnen wie das Wasser des Lotus.

(Die Scene schließt in den Himalaya-Gebirgen. Eine Nat[1] tritt ein.)

Nat. Jetzt bin ich eine Nat! Wann und in welchem Leibe war ich zuvor? Ach, nun ich mit den Augen und dem Verstand einer Nat sehe, erkenn' ich daß ich ein Einsiedler war in diesen Wildnissen. Mein Gefährte A-la-kap-pa ist noch hier! Ich will meinen Freund suchen. (Gelangt an eine Höhle.)

Einsiedler. Wer bist du, der du plötzlich in meine Zelle kommst in dem Gewand und dem Aussehen einer Nat, mit den neun Juwelen in deiner Krone?

Nat. O heiliger Einsiedler, Abkömmling einer edlen Familie, der du stets im Walde lebtest, nenne mir all deine Wünsche, so daß nichts ungesagt bleibe!

Einsiedler. O Nat! Die du durch erstaunliches Verdienst deine erhabene Wohnung erreicht hast, ich habe nichts besonderes zu fragen; allein unzählige Elephanten sammeln sich um meine Zelle, und thun großen Schaden. Verbiete gütigst dieß für die Zukunft.

Nat. O heiliger Einsiedler! Ich will dir eine goldene Harfe geben, und dein Gesang, mit dem du dein Spiel begleitest, wird machen daß die Elephanten kommen und gehen wohin du befiehlst.

Scene im Palast zu Kau-tham-bi.

König und Königin treten auf.

Königin. O ruhmreicher Herr von Berg und Ebene! Von den drei Jahreszeiten, den Regen, dem Winter und dem Sommer, ist jetzt die allerkälteste. Kein Gewand erwärmt mich; soll ich gehen und draußen bleiben im Sonnenschein?

König. Geliebte Königin, das Sternbild des Orion und der Mond sind jetzt nahe bei einander, und die Jahreszeit ist kalt.

[1] Körperlose, theils geschlechtliche, theils ungeschlechtliche Wesen der indischen Mythologie.

Wenn du dich in der Sonne zu wärmen wünschest, so hülle dich in den Carmesinmantel, stecke diesen funkelnden Ring an deinen Finger, und geh' fort dich zu erfreuen. (Die Königin geht hinaus und setzt sich in die Sonne.)

Scene in den einsamen Wildnissen des Himalaya.

Ein ungeheurer Vogel tritt auf.

Vogel (spricht): Von dem Beginn der Welt an hat es zahlreiche Arten von Vögeln gegeben: Kraniche, Enten, Krähen, Pfauen und andere. Ich gehöre nicht zu ihrer Art. Meine Macht würde sie alle vertilgen. Meine Heimath ist inmitten weiter Gebirge und pfadloser Wälder, und fort und fort steig' ich von ihnen herunter. Ich will nun in das Land Kau-tham-bi gehen und Nahrung suchen. So spiele denn (zu der Musikbande), [1] da ich hinwegzufliegen im Begriff bin, eine siegreiche Weise auf, o Lenker des Orchesters! (der Vogel schwebt davon, schwingt sich empor und sagt:) Dieß ist ein schönes Land, und voll goldener Paläste und lieblicher Gärten mit prächtigen Blumen und Gesträuchen. Dennoch muß ich nach Speise darin suchen. Gen Mitternacht und gen Mittag mich wendend, in die Höhe und in die Tiefe blickend, erspäh' ich außerhalb des Königspalastes ein Stück Fleisch — roth, roth wie Blut. Es ist so sicher meine Beute wie die Speise in der Bettelschüssel eines Mönchs — es kann mir nicht entgehen. Ich will Halt machen dabei, es packen und hinwegfliegen, und nun, damit ich den großen Baum in meinem eigenen Gebirge von diesem Lande Kau-tham-bi aus leicht erreiche, spiel' eine sanfte und einfache Weise, o Lenker des Orchesters! (Der Vogel packt die Königin, ihren rothen Mantel für das Aeußere von Fleisch haltend, fliegt hinweg mit ihr nach den Gebirgen, und läßt sie auf einem Baume nieder. Der Vogel kommt an sie heran, als wolle er sie verschlingen, worauf die Königin mit ihren Händen nach ihm greift, dadurch den Vogel in Schrecken setzt und ihn hinwegscheucht.)

Scene in Kau-tham-bi.

Anwesend — der König und die Minister.

Minister. Großer und ruhmreicher König, ein ungeheurer Vogel ist herniedergestiegen, und hat die gesalbte Königin, welche im Süden an Ewr. Majestät rechter Hand wohnt, hinweggeführt, und wir bringen die traurige Kunde, Gehorsam leistend den goldenen Füßen.

König. Sie war schön wie die Königin des Himmels. Der grausame Vogel hat die Königin des südlichen Palastes ergriffen. Augenblicklich versammle ein Heer, und ich selbst will zu ihrer Rettung eilen.

Die Scene wechselt.

Die Königin entblößt und weinend auf einem Baum.

Königin. Ach, dermaleinst war ich glücklich bei meinem Herrn des Palastes. Nun muß ich dem bösen Tod entgegengehen. Ich weiß nicht wo ich bin. Der Osten, der Westen, der Norden, der Süden, wo sind sie? Ach, ich gedenke meiner entschwundenen Freude, und bin wie eine die vom Feuer verzehrt wird. Schau an, o mein Gemahl, meine traurige Lage!

[1] Der komische Bühneneffect, daß Schauspieler das Orchester anreden, kommt sehr häufig vor.

(Es fängt an zu regnen, und die Königin bringt einen Sohn zur Welt.)

Der Einsiedler A-la-kap-pa (in seiner Zelle entdeckt). Jeden Tag suche ich nach Nahrung unter dem Baum auf welchem der Elephantenvogel nistet, und klaube auf was er fallen läßt. So handle ich wie ein Einsiedler des Waldes. Ich will nun gehen, wie ich gewohnt bin. (Der Einsiedler geht an den Fuß des Baumes auf welchem sich die Königin befindet. Die Königin weint.)

Königin. O mein Kind, inmitten eines wilden Waldes, wo ein Baum nur zu deinem Schutz dient, kann ich deiner nicht pflegen und nicht für dich sorgen. Ich will dich umarmen und küssen. Wären wir in Kau-tham-bi, dein Vater würde dich zärtlich in seine Arme schließen. Möge deine Macht dereinst groß werden. Ich liebe dich als ein kostbares Kleinod. In dem Palaste würdest du Ammen und Diener und Gespielen und eine mit Edelsteinen besetzte Wiege haben, und Sänger würden dich in den Schlaf lullen. Dieß kann hier nicht seyn. O wie böse ist mein Geschick, daß dieses Unglück mich betroffen hat! Ich fühle mich wie eine die man geschlagen. Da du geboren worden im Wechsel der Jahreszeiten, so will ich dich U-dein-na nennen.

(Der Einsiedler A-la-kap-pa tritt auf.)

Einsiedler. Ich höre den Ton des Weinens wie ich ihn nie zuvor gehört. Es ist höchst wunderbar. Ist es ein Mann, eine Nat, oder eine Naga? Ich will fragen: Wer ist auf diesem Baume droben? (Er sieht die Königin.) Aus welchem Lande bist du, Tochter?

Königin. Ich bin die Königin eines großen Herrschers; der große Vogel hat mich meinem Gemahl entrissen, und mich auf diesen Baum gesetzt. Seit ich hieher gebracht bin, hab' ich nur das Angesicht meines Kindes gesehen.

(Der Einsiedler hilft der Königin vom Baum heruntersteigen. Sie bleibt in dem Walde, und da sie der großen Entfernung wegen nicht im Stand ist in ihr Land zurückzukehren, so heirathet sie den Einsiedler, und lebt fortan in der Höhle.)

Die Scene wechselt.

Der Prinz ist groß geworden.

Der Einsiedler (nach den Sternen schauend). Die Gestirne haben sich nach der westlichen Insel herabgesenkt. Von den Planeten ist der Saturn düster — so ist, wie ich weiß, der König von Kau-tham-bi aus diesem Leben geschieden.

(Die Königin weint.)

Einsiedler. Warum weinst du?

Königin. Er war mein Gemahl, und der Vater meines Kindes, obgleich äußerlich gleichgültig gegen mein Schicksal, leide ich doch innerlich tiefe Pein.

Einsiedler. Gräme dich nicht. In Neibban allein gibt es keinen Tod. Tod ist das Loos aller Wesen auf Erden.

Königin. Ich billige deine Worte; allein annoch ist mein Sohn vorhanden, und erfreut sich seiner Rechte nicht.

Einsiedler. Ich liebe deinen Sohn, und will Sorge für ihn tragen und ihm Beistand leisten.

(Der junge Prinz U-dein-na tritt auf. Der Einsiedler überreicht ihm eine goldene Harfe und lehrt ihn eine Weise und ein

Lied. Der Prinz zieht sich an den Baum zurück auf welchem er geboren worden, steigt hinauf und spielt. Die wilden Elephanten des Waldes versammeln sich um ihn, und sind gehorsam seiner Stimme und seiner Harfe. Der Eremit befiehlt ihm dann nach Kau-tham-bi zu gehen.)

Prinz. Gnädige Mutter! Ich gehe nach Kau-tham-bi. Welches sind deine Befehle?

Königin. Geliebter Sohn, wenn du in Kau-tham-bi ankommst, so werden die Edlen nicht glauben daß du der Thronerbe seyst. Ich gebe dir einen Smaragdring, den sollst du zeigen. Wenn sie diesem nicht glauben, so zeig' ihnen diesen Mantel, welcher der deines Vaters war. Sie werden dann keinen Widerstand mehr leisten.

Scene bei Kau-tham-bi. Prinz U-dein-na sendet Boten aus.

Prinz. Ich thue den Bewohnern von Kau-tham-bi sonach kund daß sie mich als ihren König empfangen und mir den Palast übermachen sollen. Dieß soll von ihnen ohne Verzug geschehen.

Antwort von Edlen. Die Königin unsers Monarchen wurde während ihrer Schwangerschaft von einem großen Vogel hinweggeführt. Es ist seitdem eine lange Zeit verflossen, und wir wissen nicht ob sie noch am Leben ist oder nicht, oder ob sie ein Kind hatte oder nicht, daher wünschen wir dir den Palast nicht zu überliefern.

Prinz. Ich werde mich mit meinem Heere der Stadt nähern, und an die Edlen eine Aufforderung erlassen.

(Edle treten auf. Der Prinz hält eine Anrede an sie, erzählt ihnen seine Geschichte, die Geschichte seiner Geburt, und nennt seinen Namen.)

Edle. Dieß ist eine wundervolle Erzählung! Gib uns ein Zeichen, auf daß wir dir glauben können.

Prinz. Sehet den Smaragdring und den rothen Mantel, welchen meine königlichen Eltern besaßen.

Edle. Wir glauben, Herr! Wir leisten dir den Eid der Treue, und bitten dich von deines Vaters Reich Besitz zu nehmen.

Prinz. Wenn die Sterne günstig sind, und alles vorbereitet ist, will ich von acht Brahmanen gesalbt werden, dann die Gelöbnisse eines Königs entgegennehmen, und den goldenen Palast besteigen.

(Diese Ceremonie wird, wie man voraussetzt, verrichtet, und er begibt sich in den Palast.)

Scene im Palast zu Kau-tham-bi.

König U-dein-na. Ich habe nun die Stellung meines Vaters als Oberhaupt des Landes erlangt; allein ich habe keine Königin. Man thue daher männiglich kund und zu wissen, die Edlen und Angesehenen möchten ihre Töchter herbeibringen auf daß ich mir eine Frau erkiese.

Edle. Es gibt einen reichen Mann mit Namen Gau-tha-ka, welcher eine Tochter hat, genannt Tha-ma-wa-di; sie ist wundervoll schön, und würdig Königin zu seyn.

(Tha-ma-wa-di wird herbeigebracht und sogleich als Königin eingesetzt. Hier deutet dann die Bühnendirection an daß, da die Zuhörer vornehmlich gern von Königen und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen hören, so müßten die Schauspieler einen Theil der Geschichte überspringen, und weiter gehen zu der)

Scene im Uk-zai-ni-Lande, dessen König in seinem Palaste genannt wird Tschan-da-pitz-zau-ta.

König. Ich werde mich in den Garten begeben, rufet die Leibwachen und Diener.

Edle. Wir gehorchen

König. Gibt es einen König in der Welt welcher so schöne Elephanten und Rosse hat wie ich?

Edle. Es gibt einen König unter den sechzehn großen Ländern, welcher auch ein großer König ist wie du. U-dein-na von Kau-tham-bi.

König. Ist es nicht thunlich U-dein-na gewaltsam hieher zu bringen?

Edle. Er hat eine große Macht, und besitzt das Geheimniß Elephanten seinem Willen unterthänig zu machen; dieß macht seine Gefangennahme schwierig.

(Sie gehen in den Garten.)

Scene in einem Wald an der Gränze der zwei Länder Kau-tham-bi und Uk-dzai-ni. Ein Jäger tritt auf.

Jäger. Ich will nun mit meinem Hunde gehen und jeden Feind tödten der sich mir zeigt. Mit meinem Bogen und meinem Hund kümmere ich mich nicht um das was mir in den Weg kommt, seyen es Elephanten, Tiger, Rehe oder was sonst; so komm nun mit (zu seinem Hunde), braver Tiger. (Zur Musikbande:) Da ich auf eine große Unternehmung ausziehe, so brecht nun los wie der Donner.

(Er tritt in den Wald und setzt sich nieder.)

Scene im Uk-dzai-ni-Palast.

König. Weise Edle und Häuptlinge! Ich bin gesonnen die Gestalt eines großen, durch Maschinerie beweglichen Elephanten machen zu lassen, der an die Gränze von Kau-tham-bi gebracht werden soll, und wenn U-dein-na davon hört, so wird er kommen um ihn zu fangen. Der sich dann zurückziehende Schein-Elephant wird ihn in einen Hinterhalt locken, und wir werden ihn gefangen nehmen.

(Der Elephant wird gemacht und in den Wald geschickt.)

Scene im Wald.

Der Jäger tritt auf.

Jäger. Ich habe mich hier abgemüht und nichts getroffen. Kein Pfeil hat meinen Bogen verlassen. Wie kommt dieß? Ah, da sehe ich jetzt einen weißen Elephanten; dieß erklärt's. Ich will gehen und meinem Herrn U-dein-na Kunde davon bringen. (Zu der Musikbande:) da ich nach Hause zurückkehre, so hebet eine ohrzerreißende Weise an.

Scene im Kau-tham-bi-Palast.

König U-dein-na und Edle.

Edle. In einem tiefen Wald ist von einem Jäger ein weißer Elephant mit einem wie Silber glänzenden Leib und prächtigen Fangzähnen getroffen worden.

König. Ist es wahr? wenn dem so ist, werde ich selbst aufbrechen und ihn gefangen nehmen.

Scene im Walde.

König. Wie! Obgleich ich die Harfe schlage, kommst du doch nicht herbei; allein ich will dich verfolgen bis ich dich zwinge.

(Der König folgt dem Elephanten inmitten dichter Wälder, und wird von seinen Begleitern getrennt, in den Gebüschen versteckte Männer stürzen auf ihn los und nehmen ihn gefangen.)

Scene in Uk-dzai-ni.

König Tschan-da-pit-hau-da und Edle.

Edle. König U-dein-na ist gefangen genommen, o König!

König. Haltet ihn in strengem Gewahrsam, und laßt ihn wohl bewachen, auf daß ich erfahre was er sagt; zuvörderst aber ruft ihn nun in meine Gegenwart.

(König U-dein-na tritt auf.)

König. Du bist in mein Land gekommen und mußt mir gehorchen. Du mußt mir auch das Geheimniß Deiner Macht über Elephanten enthüllen. Sobald ich dieß kenne, wirst du in dein eignes Land zurückkehren.

U-dein-na. Ich kann in dieser Kunst nur den unterrichten der mir Gehorsam leisten will.

König. Du bist jünger als ich, darum werde ich nicht gehorsamen, und wenn du mir das Geheimniß nicht mittheilst, mußt du sterben.

(Da U-dein-na seine Einwilligung nicht dazu gibt jemanden zu unterrichten der sich ihm nicht unterwirft, so wird ausgemacht daß der König zur Unterweisung eine Dienerin sende; er sendet seine verkleidete Tochter um das Geheimniß zu erfahren. Man sagt ihr den Rang des Mannes nicht der sie unterrichten soll.)

Scene.

Der versammelte Hof — die Königstochter, Wathu-la, hinter einem Vorhang verborgen:

U-dein-na. Schwester, wenn du das Geheimniß kennen lernen willst, mußt du sorgfältig wiederholen was ich sage.

(Er scheint gegen den Vorhang hin zu flüstern.)

Du kannst nicht wiederholen wie ich; deine Fassungskraft scheint schwach.

Prinzessin. Ich will mir Mühe geben dich zu verstehen; allein du sprichst rauh.

(Nach beträchtlichem Wortstreit zwischen beiden:)

U-dein-na (den Vorhang öffnend). Wie, sie ist keine Dienerin! Sie ist eine schöne, hochgeborne Dame.

(Hier tritt die Bühnen-Direction ins Spiel: „die Prinzessin sieht den jungen Mann, sie verlieben sich." Am Ende leitet die Prinzessin die Flucht König U-dein-na's ein, und flieht mit ihm aus ihres Vaters Besitzungen in sein Königreich.)

Scene in Kau-tham-bi.

Ein Brahmane (zu seiner Nichte Magan . Ich will dich dem König vorstellen.

Magandi. Sehr wohl, Oheim.

(Im Palast; der Brahmane tritt auf.)

König. Woher bist du?

Brahmane. Von Gu-a-ru-pit — mein Bruder gieng in den Wald als Ascetiker, und hinterließ mir seine Tochter, welche ich erzog, und jetzt Ew. Maj. vorstelle.

König zu Edlen. Ich habe nun drei schöne Königinnen. Tha-ma-wa-di, welche ich bei meiner Ankunft hier zuerst heirathete, und die, obgleich nicht von königlicher Abstammung, meine Hauptkönigin ist, Wa-thu-la und Magandi. Ich wünsche daß man für jede einen passenden Palast baue.

*

Die folgenden Scenen sind zu langweilig um sie ausführlich hier zu schildern. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Streitigkeiten der beiden Königinnen Tha-ma-wa-di und Magandi. Tha-ma-wa-di ist eine Verehrerin Gautama's, der damals noch lebte, und der dargestellt wird als komme er hin und wieder nach Kau-tham-bi um Speise zu erbetteln. Der König, aufgestachelt von Magandi (welche eine Widersacherin der von Gautama verkündigten Religion ist) gegen Tha-ma-wa-di, sucht diese mit Pfeilen zu tödten; allein die Pfeile prallen von ihrem Leib ab und treffen den König. Er fleht Tha-ma-wa-di um Schutz an, und sie sagt ihm, der beste Schutz sey der Glaube an Gautama und die Ausübung des Gesetzes Buddha's.

Das Schauspiel endigt mit dem Siege Tha-ma-wa-di's und der Ungnade der ränkevollen und boshaften Magandi, welche in ihrem Betragen eine Stütze an ihrem Oheim, dem Brahmanen, gefunden zu haben scheint. Das Schauspiel enthält keine Andeutung über der Rückkehr der Mutter U-dein-na's nach Kau-tham-bi.

Die Hauptpersonen und Begebnisse dieses Schauspiels sind dem Katha Sarit Sagara Somadeva's entnommen — die Geschichte Udayanas, des Prinzen von Kausambi, und Tschandasena's, des Königs von Udschayin, ist im Oriental Quarterly, Junius 1824, S. 273 ins Englische, und von Brockhaus ins Deutsche übersetzt.

Erinnerungen aus Niederländisch-Indien.

1. Lebensweise in Batavia.

Der Tag des in Batavia wohnenden Europäers fängt schon um fünf Uhr Morgens an; ein Kanonenschuß von der Rhede, und ein anderer vom Fort Prinz Hendrik beim Militär-Campement Weltevreden, [1] weckt die Schläfer, die von den Betten springen, denn man liegt hier auf, und nicht in dem Bette; nach einem kalten Bade bleibt man in der Nachtkleidung, weite Hosen von far-

[1] Wohlzufrieden.

digem Kattun und dem Kabai, einem weiten vorne ganz offenen Hemde, das wie ein Schlafrock getragen wird, ein Viertelstündchen in der Hintergalerie sitzen, und schlürft eine Tasse Kaffee; wer nicht ausgehen will und nur im Garten oder in der Nähe des Hauses herumspaziert um die kühle Morgenluft zu genießen, bleibt in seinem Negligé bis zum Frühstück, die andern kleiden sich und machen einen Spazierritt.

Um neun Uhr gewöhnlich erschallt in den Häusern der Civilbeamten und Kaufleute, und eins von beiden sind, mit Ausnahme des Militärs, so ziemlich alle Europäer, der Ruf „Kareta!" im Regenmonsun mit der Variation „Kareta Plankin!" worauf im ersten Falle eine gewöhnliche offene Kutsche, im andern aber ein Palanquin auf Rädern vorfährt; das einspännige Cabriolet des Subalternbeamten kömmt dagegen auf den Ruf „Bendie!" zum Vorschein, darauf sieht man die Jungen, so heißen alle Bedienten auch wenn sie steinalt sind, schwarze und gelbe große Blechdosen in den Wagen pikkelen, das heißt tragen; erstere enthält gewöhnlich Papiere und Geld, die andere das lunch oder zweite Frühstück, das auf den Bureaux um ein Uhr genommen wird.

Daß der Malayer die Namen ihm fremder Gegenstände wie kareta, mantega, medjah, lampo (Wagen, Butter, Tisch, Lampe) in seine Sprache aufgenommen hat, ist natürlich, aber sonderbar klingt es, wenn man die Holländer malayische Zeitwörter mit niederdeutscher Conjugation brauchen hört: als ich heute Morgen mandiete statt badete; er siramt sich, statt er nimmt ein Sturzbad; sie haben ihn weggepikkelt, für weggetragen; simpang das, für hebe es auf; oder wenn man ihn mit einem Baren sprechend — so heißt nämlich der Neuangekommene von baru, neu — in wenigen Minuten wohl dreimal mit dem Ausdrucke des Mitleidens ausrufen hört kaseh-an! (wörtlich „o Liebe!") welches für den andern ganz kabalistische Wort ihn nicht wenig mystificirt. Einzelne malayische Wörter haben selbst die Reise ums Cap gemacht und sich bis nach Holland verirrt, z. B. bakkeleien von ber-kalahie, sich raufen, ist dort ganz eingebürgert und hat seine neue Heimath wahrscheinlich den Matrosen zu danken, denen bei ihren häufigen Raufereien das Wörtchen nicht unbekannt bleiben konnte. Aber auch einzelne holländische Wörter haben in den Colonien mit der Zeit einen Sinn angenommen, der zwar noch immer etwas mit dem ursprünglichen verwandtes hat, aber doch ein anderer geworden ist; lekker bedeutet im Holländischen ganz dasselbe wie im Deutschen, in Batavia aber gebraucht man das Wort auch für sich's bequem machen, und man sagt daher, machen Sie sich lekker; dagegen ich bin nicht „lekker" bedeutet, ich bin unwohl. So antwortete mir eines Tages ein alter Herr, dem ich guten Morgen wünschte und fragte wie es ihm gehe, „gut, aber meine Frau war heute Nacht nicht lekker." Und so las ich auch eines Tages im Kaapsche Courant (holl. Zeitung, die in der Kapstadt erscheint) bei Gelegenheit eines Anschlags auf das Leben der Königin von England die komische Bemerkung: „es wäre doch schade, wenn das junge Mensch [1] (het jonge mensch) so früh ums Leben gekommen wäre."

Es ist Abends 5 Uhr, setzen wir uns auf den Balkon der Harmonie in Ryswyk und trinken eine Tasse Thee, da sehen wir Hunderte von Wagen und Cabriolets, welche die Kaufleute aus der Stadt nach Hause bringen, als gälte es eine Wette, an uns vorbeijagen. In einer halben Stunde ist dieser Strom abgelaufen, um einem andern Platz zu machen, denn nun beginnt die Tour, d. h. die Abendspazierfahrt, und andere Hunderte von vierspännigen und zweispännigen Kutschen mit bleichen Herren und Damen ziehen an uns vorüber, der Kutscher und die hinten aufstehenden Bedienten tragen zwar Livree, sind aber barfuß, was für den Neuangekommenen ein sonderbarer Anblick ist, der mir aber doch nicht so widerlich war als die venezianischen Gondoliere in Lakaientracht, die langsamerhand das pittoreske Costüm des Landes verdrängt und den bekannten Gesang der Gondoliere im Mondenschein zu einem Gesang von Lakaien im Mondenschein herabgewürdigt habe.

Um ein allgemeines Vorurtheil der Baren zu berühren, muß ich noch einmal auf die bleichen Herren und Damen zurückkommen; die meisten Reisebeschreibungen sprechen von dem kränklichen bleichen Aussehen der Europäer in Indien, während gerade diese Blässe ein Zeichen von Gesundheit ist, denn solange der Europäer in jenem Klima seine rothen Wangen behält, ist er nicht akklimatisirt, d. h. jene Veränderung des organischen Processes, die zu dortigem Wohlbefinden nöthig, hat sich noch nicht vollkommen eingestellt; oft hört man daher von Leuten, die noch jene europäische Frische besitzen, sagen, und zwar mit Recht, „er sieht noch nicht ganz gesund aus."

Um 6 Uhr sehen wir einen nicht enden wollenden Zug von kleinen Fledermäusen unter dem Dache der Harmonie hervorbrechen, und alle Abend regelmäßig in einem langen, schwarzen Streifen nach Nordosten flattern, während hoch in der Luft mit trägem Flügelschlag eine Menge Kalongs oder fliegende Füchse von oft 4 Fuß Flucht landeinwärts ziehen und sich auf den Bäumen niederlassen, von deren Früchten sie sich nähren.

Gegen halb 7 Uhr, mit der eintretenden Dunkelheit, werden die Straßen leer. Es ist Essenszeit; schon vor einigen Minuten hat die Njonja (Frau des Hauses) gerufen: „Kluar makanan," wörtlich: „heraus mit dem Essen!" und nun erscheint der Mandur oder malayische Intendant mit seinem sacramentalen „makanan sudah sedija!" (das Essen steht bereit), und der Tuwan-besaar, der Hausherr, die Njonja, die andern Tuwan-tuwans, die Gäste — denn ohne ein paar Gäste läuft selten ein Mittagessen ab, und die Sinjos und Nonas, die Söhne und Töchter des Hauses, setzen sich zu Tische. Bei dieser Hauptmahlzeit des Tages ist die Tafel ganz europäisch, und kein indisches Gericht wird aufgetragen; diese erscheinen nur beim Lunch, der um 12 Uhr von den zu Hause Gebliebenen genommen wird. Um 8 Uhr macht man Visiten, oder man geht ins Theater, oder bleibt in den reich von Lampen erleuchteten Vorgalerien sitzen, um selbst Visiten zu empfangen.

Da, wo den Hausherren seine Geschäfte nicht anderwärts rufen, erleidet die Hausordnung eine Veränderung; der Lunch wird dann zum Hauptessen, und die Hauptschüssel ist der in Dampf gekochte Reis; dagegen wird in diesen Häusern ein Abendbrod genommen, das ganz so gut ist als eine reiche Mahlzeit, nur daß dabei nichts warmes auf den Tisch kömmt.

Der Malayer kocht seinen Reis gewöhnlich in einem Glied vom Bambushalm, in das er ihn schüttet, ein wenig Wasser dazu

[1] Muß doch wohl übersetzt werden: das junge Geschöpf. D. R.

gießt und dann mit einem Stöpsel, der fest eingetrieben wird, schließt; der Dampf in dieser Röhre, durch die Hitze erzeugt, sprengt sie nach kurzer Zeit, und das geschieht nach der Meinung des Eingebornen gerade in dem Augenblick wo der Reis gar ist, der nun mit etwas spanischem Pfeffer und einem kleinen Stückchen getrockneten Fisches oder gedörrten Fleisches (Dengdeng) verzehrt wird. Der Europäer und der Creole sind so genügsam nicht; unter ein paar Löffel Reis mengen sie Kerrie, der durch die darin abgekochten Hühner, den Bumbu und die Kokosnußmilch in eine goldgelbe ölige Substanz verändert ist; gebratene Pisangschnittchen und Frikadelle, gesalzene Eier, Sessati, Bobotto, kleine Stückchen gebratenen Dengdengs, Atjar (saure Gurken, Zwiebeln u. dgl.); marinirte rothe Fischchen von Makassar, und endlich Sambal-sambal. Dieser letztere wird herumgereicht auf einer großen lackirten Scheibe, auf der in zwei oder drei Kreisen kleine Tellerchen stehen, die zwischen die Radien des Blattes passen und 20 bis 30 verschiedene Assaisonnements enthalten, von denen jedermann mit einem kleinen Gäbelchen etwa so viel nimmt als eine tüchtige Tabakprise. Alles gut durcheinander gemengt, verändert den wenigen Reis in einen aufgehäuften Teller voll, der so vorzüglich schmeckt daß ich nie einen Europäer angetroffen habe dem das Gericht nicht mundete.

Der Altgast (der in Indien schon längere Zeit angesiedelte Europäer) ist im allgemeinen ein wunderlicher Kauz; der Hauptzug seines Charakters, wenn nicht tief in seine Ruhe eingreifende Begebenheiten ihn erschüttern, ist eine scheinbare Philosophie, die man besser Gleichgültigkeit nennen würde für alles was ihn und seine Interessen nicht unmittelbar berührt; er hat aber immer seine scheinbar guten Gründe dafür sich nicht in seiner Ruhe stören zu lassen. Wenn z. B. in Europa ein anonymes Werk erscheint das Aufsehen erregt, so ruht man da nicht bis man den Schreiber ausfindig gemacht hat; dem Altgast aber ist das ganz einerlei, denn — sagt er, sich in seinem Schaukelstuhle wiegend — will der Schriftsteller allen Ernstes unbekannt bleiben, so erweise ich ihm keinen Dienst wenn ich seinen Namen zu entdecken suche, wünscht er aber entdeckt zu werden, und ist das ganze Manöver nur Koketterie, so bin ich der Narr nicht der sich durch seine eiteln Künstchen fangen läßt.

Gastfrei ist der Altgast im höchsten Grad, und hülfreich ohne alle Ostentation; das was man in Europa Geiz nennt, ist ihm so fremd daß ein geiziger Altgast in Europa noch nicht einmal für haushälterisch gelten würde. Beinahe ohne Ausnahme ist der Ankömmling, der ihm ein Empfehlungsschreiben von einem guten Freund oder nahen Verwandten (man bekommt auch oft Empfehlungen, wo ein Unbekannter von einem andern Unbekannten empfohlen wird) überbringt, sein Gast; er weist ihm ein Zimmer an, macht ihn mit der Hausordnung bekannt, und läßt ihn übrigens seines Weges gehen ganz wie es ihm beliebt; erscheint er zu bestimmter Zeit an der Tafel, so ist's gut, erscheint er nicht, so ist's eben auch gut; niemand wartet auf ihn, man genirt sich gegenseitig nicht, und das ist der Hauptunterschied zwischen europäischer und indischer Gastfreiheit.

Den Baren erkennt man auf den ersten Blick, nicht nur an seinen rothen Wangen, sondern auch an einer gewissen geschäftigen Eile und Unruhe, die dem Altgast ganz lächerlich vorkommt, und die er allen Ernstes für sehr ungesund hält; plahan, plahan! (sachte nur) liegt ihm im Munde erstorben, und obwohl er kein Italienisch versteht, hat er sich doch das „chi va piano, va sano“ eigen gemacht, und bringt es bei jeder Gelegenheit aufs Tapet.

An der Tafel ißt und trinkt jeder so viel und von welchen Schüsseln er will, und man könnte Hungers sterben wenn man warten wollte bis man zum Essen genöthigt wird. So ist es auch bei den Abendvisiten, außer dem Thee wird nie etwas rundgereicht, Manillacigarren stehen auf dem Tische, und jeder fordert vom ersten besten Jungen die Erfrischung die ihm ansteht; der eine will Rheinwein mit Selterserwasser, ein anderer zieht Pale Ale vor, und ein dritter Bordeauxwein; nur bei geladenen Soiréen werden dann außerdem Eis, kalter Punsch und kühlende Getränke verabreicht, aber auch für diese versetzt man keinen Fuß, man fordert, und ein Sapada [1] bringt.

Unzertrennlich vom Altgast auf allen Wegen und Stegen ist ein malayischer Knabe, welcher den Tali api trägt, an dem die Cigarre angezündet wird. Seine einzige Beschäftigung ist, aus den Fasern welche die Cocosnußschale umhüllen, diese Lunte zu drehen; reitet der Tuwan aus, der Tali api folgt auf seinem kleinen Pferdchen, fährt er aus, so steht der Tali api hinten auf, und sitzt er in der Galerie in seinem chinesischen Armstuhle von Bambus und Rottang, so hockt der Tali api in der Nähe, um auf den Ruf api! (Feuer) immer gleich zur Hand zu seyn. Ist der Tuwan Officier, so folgt ihm der Tali api selbst ins Feld, und mehr als einmal hatte ich Gelegenheit die Kaltblütigkeit dieser kleinen Taugenichtse, denn das sind sie meistens, zu bewundern, die aus ihrem Versteck auf den bekannten Ruf Api zum Vorschein kamen, und bis der Herr die Cigarre angezündet hatte, dem Kugelregen ausgesetzt blieben, ohne eine Miene zu verziehen.

So war der Altgast als ich nach Java kam, so war er für mich noch, als ich nach 15jährigem Aufenthalt das Land verließ; er fängt aber an selten zu werden und stirbt aus wie die Rothhäute an der modernen Civilisation. Gastfreiheit und Hôtels mit Telegraphen vertragen sich schlecht.

[1] Von siapa ada, wer ist da? oder jemand! so werden alle Jungen in fremden Häusern und auch im eigenen angerufen, wenn es gleichgültig ist wer zur Bedienung erscheint.

Die europäischen Creditbanken.

Der eben veröffentlichte Jahresbericht des Pariser Crédit mobilier ist der fünfte seit dem Bestehen der Gesellschaft, und da Zeit und Erfahrung immer die besten Mittel zur Kritik neuer Erscheinungen bieten, so ist jetzt der Augenblick gereift, wo man mit Ruhe und Unbefangenheit über den Werth jener Etablissements sprechen darf. Von den großartigen Erwartungen die sie erregten, und von den Verheißungen die sie zu erfüllen versprachen, ist nur ein ganz kleiner Theil wahr geworden. Die meisten der fraglichen Banken sind mit ihren Unternehmungen gestrandet, andre die sich vorsichtiger benommen haben, gedeihen spärlich in bescheidener Obscurität, und da selbst der Pariser Crédit mobilier auf eine magere Dividende von 5 Proc. gesunken ist, werden die Actien der andern Institute noch größere Vernachlässigung an den Börsen zu erdulden haben. Auf der andern Seite ist aber auch keine der Unglücksprophezeiungen eingetroffen, welche sich an das Auftreten dieser Unternehmungen knüpften. In den Statuten der Pariser Gesellschaft fand sich der Paragraph daß die Creditbank ermächtigt seyn sollte den zehnfachen Betrag ihres Gesellschaftsvermögens, also 600 Mill. Frcs. in Obligationen auf längere Termine auszugeben. Ein kalter Schauder überlief damals das geldverständige Europa, und in England zumal sah man bereits Law's Geist aus der Gruft gestiegen. Fragen wir nun nach fünfjährigen Erfahrungen nach der Wirkung jenes Schreckniffes, so ergibt sich daß die Creditbank noch nicht für 500 Frcs. Obligationen ausgegeben hat. Man übersah nämlich vollständig daß solche Gesellschaften doch unter einer sehr wirksamen Gesetzgebung stehen, nämlich unter der großen Ordnung aller Werthverhältnisse. Um Obligationen ausgeben zu können, muß man nothwendig Käufer finden und zwar Käufer zu anständigen Preisen, denn wollte die Gesellschaft ihre Creditpapiere unter Pari feilbieten, so würde sie jedes Zutrauen auf ihre eigene Lage vernichtet haben. Da sich aber keine Gelegenheit zur Ausgabe der Obligationen fand, so ist jener Schreckensparagraph der Statuten bis auf den heutigen Tag ein leerer Buchstabe geblieben. Die Pariser Creditbank führte daher ihre Geschäfte theils nur mit eignem Vermögen, theils mit Darleihen andrer Capitalisten oder mit Depositen, genau wie die Joint Stock Banks in England, nur daß das dargeliehene Capital unter dem unklaren Titel „laufende Rechnungen und Obligationen" als Passiva in ihren Bulletins auftrit. Es ergab sich nun nach Millionen Frcs. gerechnet folgender Geschäftsgang.

	Vermögen.	Depositen.	Zusammen.	Dividende.
1853	56	66	122	10 Proc.
1854	60	65	125	13 „
1855	60	103	163	47 „
1856	60	101	161	23 „
1857	60	69	129	5 „
			Zusammen	98.

Aus dieser Uebersicht ergibt sich daß die Depositen noch nie das Doppelte des Stammvermögens überschritten haben, ein außerordentlich geringes Verhältniß im Vergleich zu den englischen Instituten. Ferner zeigt sich daß die Dividende im allgemeinen mit der Höhe der Depositen Schritt hält. Endlich daß die Gesellschaft im Laufe von fünf Jahren nahezu so viel Gewinn erzielte als ihr Stammvermögen betrug. Wenn wir uns nun in den Rechenschaftsberichten über die Natur der Bankgeschäfte Rath erholen, so findet sich daß ein sehr kleiner Theil der verfügbaren Fonds zu Wechselgeschäften, ein größerer zu Creditgewährungen für Börsenspeculanten (Reports), bei weitem der größere Theil aber in Unternehmungen mit andern Actiengesellschaften und namentlich Eisenbahncompagnien verwendet wurde.

Wir sehen daraus ganz entschieden welche Function die Creditbanken zu erfüllen haben. Ein Theil der Gewerbe hat einen Umfang gewonnen, wo das einzelne Capital nicht mehr zum Geschäftsbetrieb hinreicht. Eine solche Industrie wie die Eisenbahnen z. B. kann nur vom Staat selbst oder von einer Actiengesellschaft begonnen und betrieben werden. Das gleiche ist der Fall bei der Versorgung großer Städte mit ihrem Bedarf an Licht (Gas), Wasser und zum Theil wichtiger Verkehrsmittel (Omnibusse, Droschken). Endlich sind Zweige wichtiger Gewerbe, wie Spinnerei, Weberei, Zuckerfabriken zum Theil oder völlig dem associirten Capital (Actiengesellschaften) anheimgefallen. Der Gewerbsmann nun braucht zur Betreibung seines Geschäftes einen Credit von gewissem Umfang. Diesen fand und findet er noch bei dem Kaufmann, der sich mit Discontirung von Wechseln beschäftigt, nämlich beim städtischen Bankier. Wo aber sollte die große Industrie mit ihrem mächtigen Geschäftsumfang Credit suchen? Natürlich nur bei den größten Bankiers, bei jenen Häusern die in London, Paris, Amsterdam, Wien und St. Petersburg den Markt der Capitale beherrschten. Begreiflich ist es nun daß, wo sich wenig Angebot findet, der Preis einer Leistung steigen muß. Es gab wenig europäische Häuser die ein Staatsanlehen unternehmen und den Absatz öffentlicher Obligationen verbürgen konnten. Die wenigen stellten daher enorme Preise für die Gefahr die sie liefen, und da sie im Durchschnitt mit einer Geldprämie das Geschäft durchführten, häuften sich bei diesen Häusern ungeheure Vermögen an. Gegen dieses Monopol, welches zu brechen sowohl im Sinn der Regierungen wie sämmtlicher Gewerbtreibenden lag, gab es nur ein Mittel: eine Association der kleinen Capitale zu großartigen Bankiergeschäften. Dieß ist der einfache Gedanke der sogenannten Creditbanken. In England gab es schon seit undenklichen Zeiten eine Menge ähnlicher Gesellschaften, die sich mit solchen Creditgeschäften befaßten, und die Bildung des Pariser Crédit mobilier würde dort nie Anstoß erregt haben, wenn sich nicht in den Statuten jener Paragraph zur Ermächtigung der Ausgabe von Börsenpapieren gefunden hätte. Es kann gar kein Zweifel seyn daß solche Institute auch auf dem Festland ein Bedürfniß waren. Ebensowenig läßt sich läugnen daß der Neid und die Furcht vor dem großen Capital sich nicht anders als durch Association der kleinen Capitale beseitigen lassen. Mit 500 Frcs. läßt sich kein Bankiergeschäft eröffnen, das kleine Capital mußte also von vornherein auf die hohen Zinsen verzichten, welche nur das große Capital im Bündniß mit den höchsten Intelligenzen zu erzielen vermag. Allein mit 500 Frcs. ließ sich wohl eine Actie einer Creditanstalt erwerben und mit ihr an der hohen Verzinsung (durchschnittlich 20 Proc. wie bei dem Pariser Institut) theilnehmen. Das war die verführerische Aussicht, welche in Zeiten der Aufregung das leicht schwindelige Publicum den Creditbanken zuführte. Jedermann weiß daß die ersten Unternehmer bei Begründung einer Industrie sich die fettesten Gewinne vorbehalten. Sie haben dazu

so großes Recht daß sie Narren wären wenn sie anders handelten, denn auf ihnen lastet die größte Gefahr und ihr Name, d. h. ihr Vermögen und Credit ist es, welcher zweifelhaften Unternehmungen Zutrauen, d. h. Kraft und Leben gibt. Der kleine Capitalist der zaghaft sich ihnen anschließt, der ein ermunterndes Beispiel verlangt, der sich der höheren Einsicht des großen Capitals unterordnet, muß sich nothwendig auch mit schmaleren Bissen begnügen, denn sein Einsatz ist geringer, ihm entsprang auch nicht die schöpferische Initiative, er entschloß sich erst als die Hälfte, als zwei Drittel der Gefahr überstanden, als das Unternehmen schon populär war. Aber auch die fetten Antheile der ersten Unternehmer, das Verdienst der Initiative, des höheren Calculs, des entschlossenen Unternehmungsgeistes kann er sich durch die Association an große Capitalien, durch Eintritt in das größte Bankiergeschäft, in eine solche Creditbank sichern.

Diese Gedanken sind so unwiderlegbar noch heute wie vor fünf Jahren als die erste Creditbank geboren wurde. Dennoch haben sehr viele Regierungen Beruf gefühlt die Vervielfältigung solcher Institute zu hindern. Sie haben vielleicht vorsichtig gehandelt, weil jene Schöpfungen in eine aufgeregte Zeit fielen oder wo die Unternehmer wirklich nichts anderes beabsichtigten als den Rausch des Augenblicks auszubeuten, ihre Prämien einzustreichen und das begonnene Werk dem Zufall zu überlassen. Allein gewiß ist es auch daß jetzt die größten Concessionen nicht ausreichen würden, wenn man solche Institute brauchen könnte und schaffen wollte. Jene Creditbanken haben freilich nicht geleistet was sie verhießen, nämlich die Abwehr großer Handels- und Börsenkrisen durch die Allmacht ihres Credits. Sie sind vielmehr selbst von den natürlichen Katastrophen der Geldwerthe erfaßt worden und zur Kenntniß ihrer Ohnmacht gelangt. Allein gewiß ist auch daß sie weit mehr Objecte als Anstifter des Börsenrausches vom Jahr 1856 gewesen sind. Die Dinge hätten mit und ohne Creditbanken wahrscheinlich den gleichen Verlauf genommen. Betrachten wir daher das Wesen dieser neuen Gesellschaften ohne Leidenschaft, so werden wir wahrnehmen daß sie weder so sichern Schrittes, wie man geglaubt hat, zu Reichthümern führen, noch daß sie vergängliche Geschöpfe zur Befriedigung jener aufgeregten Begierden der Schwindelzeit gewesen sind, daß sie wirklichen Nutzen schaffen können und ernste Functionen für sie vorhanden waren und noch vorhanden sind. Wer freilich nur den kläglichen Ausgang der deutschen Institute vor Augen hat, der geräth leicht in Gefahr die Sache selbst mit den Personen zu verwechseln. Die meisten Creditbanken diesseits des Rheins befinden sich auf dem nächsten Wege zum Ruin. Daran war nun zum Theil die Zeit Schuld, wo die Unternehmungen entstanden. Sie waren genöthigt ihre Capitalien in Objecten zu engagiren, welche der Speculationsmoment weit über ihren innern Werth hinaufgetrieben hatte. Es kam dann die Baisse, und die meisten Creditbanken schlossen ihr erstes Geschäftsjahr mit einem empfindlichen Verlust. Aber nicht alle, sondern nur diejenigen welche in falsche Hände gerathen waren. Die Pariser Creditbank hat sich durch die schwierigsten Zeitläufe bis jetzt durchgearbeitet, und leidliche, wenn auch durchaus nicht verlockende Geschäfte hat hie und da eine kleinere Bank gemacht. Am meisten verwickelt war wohl die österreichische Creditbank, obgleich gerade in Oesterreich außerordentlich fruchtbarer Boden für jene Institute sich fand. Von andern Banken hört man weit schlimmere Dinge, denn entweder war eine unfähige oder oft genug eine unredliche Leitung schuld daß die Capitalien nicht zum Gewinn der Actionäre, sondern dritter Personen welche Einfluß auf die Verwaltung besaßen, verwendet wurden. Es wäre unerlaubt Beispiele anzuführen, auch ist es ganz allgemein anerkannt daß die meisten Creditbanken in unrechte Hände gelangt sind. Nicht die Institute selbst, die ja nichts weiter sind und seyn können als Associationen von Capital zu Bankiergeschäften, sondern die Art und Weise wie man sie in die Welt geschickt hat, bewirkte einen Rückschlag der öffentlichen Meinung. Wenn die Pariser Creditbank sich besser gehalten hat, so war es nur das Verdienst der hohen Intelligenzen und Talente welche in der Verwaltung thätig sind. Auf die Wahl, auf die Fähigkeit und Redlichkeit der leitenden Personen, auf den Tact, Scharfsinn, die Erfahrung und Besonnenheit der Directoren kommt alles an. Das große Capital in solchen Händen vermag wirklich außerordentlichen Segen zu stiften, indem es neue Unternehmungen wohl organisirt, oder alte und lahme neu belebt, oder streitende versöhnt und verschmilzt, und es sind auch, mit Ausnahme der Schifffahrtsgesellschaften, alle Etablissements die der Crédit mobilier bisher begonnen und unterstützt hat, glänzend gelungen. Wenn aber große Capitalien in unfähige Hände gerathen, wenn in kurzer Zeit das ganze Vermögen in übereilte und maßlose Speculationen gesteckt, wenn sämmtliche Operationen nur auf die vergänglichen Impulse der Börse berechnet werden, dann wird die Association von Capitalien ebenso zu Grunde gehen, wie der Privatmann.

Die Gegner der Creditbanken dünken sich wunderklug, weil sie jetzt auf die Trümmer mißrathener Versuche schauen, allein diese Niederlagen sprechen so wenig gegen die Sache selbst als etwa der Flor des Crédit mobilier im Jahr 1855 oder die damalige Dividende von 43 Proc. etwas für die Untadelhaftigkeit jener neuen Gesellschaften bewiesen hatte. Auch könnte ja im nächsten Jahr wieder das Speculationsfieber zurückkehren und alle jene gestrandeten Fahrzeuge wieder flott machen, was abermals nichts zu ihren Gunsten feststellte. Es wird also immer und immer wieder auf die Personen ankommen die ähnliche Dinge unternehmen, weßhalb auch solche Regierungen die jene mächtigen — segensreichen wie schädlichen — Gesellschaften in falsche Hände gerathen ließen, nicht ohne Verantwortung sind, besonders da Actiengesellschaften einer öffentlichen Beaufsichtigung erreichbarer sind als Privatgeschäfte. Möchte man doch jetzt nach fünf Jahren sich überzeugt halten daß mit den Creditbanken nichts geschaffen wurde als eine neue Form der Association, daß diese Institute weder pessimistische Besorgnisse, noch abgeschmackte Hoffnungen erregen dürfen, daß sie gerathen oder mißrathen wie alle Unternehmungen, je nachdem sie in schwache oder geschickte Hände fallen, daß sie nichts sonderlich neues, nichts sonderlich gefährliches waren, daß sie brauchbar oder lästig werden können, je nach der Physiognomie der leitenden Personen, daß sie weder die Anstifter schwindelhafter Erregungen noch untrügliche Sicherheitsanstalten gegen Börsenkrisen, sondern nichts weiter sind als große Bankierhäuser, die durch Association des geringeren Capitals geschaffen worden sind, nichts mehr und nichts weniger, nichts besseres und nichts schlimmeres.

Auszug aus einem Reisebericht des Oberst Fabius nach den japanesischen Häfen Hakodade und Simoda mit der niederländischen Schrauben-Corvette Medusa in den Monaten September und October 1856.

(Nach dem Original mitgetheilt von Dr. Friedmann.)

Bei der Ankunft der Medusa zu Hakodade kam ein japanesischer Beamter mit einem holländischen Dolmetscher an Bord um dem Commandanten ein in englischer Sprache verfaßtes Hafenregiement zu übergeben, welches dieser jedoch anzunehmen sich weigerte, da in Japan, wo allenthalben holländische Dolmetscher sich befinden, die officiellen Actenstücke den Niederländern auch in ihrer Sprache übergeben werden müßten. Zugleich händigte der Commandant dem Dolmetscher einen Brief an den Gouverneur von Hakodade ein, worin das Verlangen zu erkennen gegeben ward Sr. Excellenz einen Besuch abstatten zu dürfen. Er theilte den Inhalt des Briefes dem Dolmetscher mit dem Auftrag mit daß er denselben unmittelbar dem Gouverneur übergeben möchte, ohne ihn erst schriftlich zu übersetzen, da er aus Erfahrung wußte, wie viel Zeit die japanesischen Dolmetscher verwenden um nur einen kurzen Brief aus dem Holländischen ins Japanesische zu übertragen, so daß hiedurch unnöthige Verzögerungen entstehen. Der Dolmetscher trug anfangs Bedenken den Auftrag auszuführen, indem solches der Gewohnheit widerstreite, versprach aber endlich, da der Commandant auf der sofortigen Uebergabe des Briefes bestand, dem Verlangen zu entsprechen. Die Folge hievon war daß alsbald der Vicegouverneur mit einigen Secretären und anderem Gefolge an Bord kam, um den Commandanten zu bewillkommnen im Namen des Gouverneurs, und ihn zu benachrichtigen daß derselbe sammt vier Officieren der Medusa sich die Ehre seines Besuches für den folgenden Tag erbitte. Zugleich übergaben die Herren das jetzt in holländischer Sprache verfaßte Hafenreglement. In demselben kommen unter andern folgende Bestimmungen vor: „Es ist verboten ans Land zu kommen, bevor man hiezu die Erlaubniß der Behörde erhalten hat." „Beim Wandeln durch die Stadt und um die Tempel ist es nicht erlaubt in das Innere der Gebäude oder Wohnhäuser, oder außerhalb des Weges sich zu begeben." Man sieht aus diesen beiden Bestimmungen schon daß die Freiheit des Verkehrs mit fremden Nationen in Japan zu jener Zeit noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht hatte. Der Einladung des Gouverneurs gemäß begab sich Hr. Fabius am folgenden Tage mit vier Officieren zum Gouverneur, der uns mit dem Vicegouverneur und einer großen Anzahl Beamter in Gala empfieng. Nachdem man sich niedergesetzt hatte, wurde sogleich das japanesische Pfeifchen, Thee und Backwerk angeboten.

Man erkundigte sich gegenseitig nach dem Wohlbefinden, worauf das Gespräch auf den Staatshaushalt, auf Handel, Rußland und seine am Amur gegründete Niederlassung, auf die zu hoffende Eröffnung der Häfen von Japan für befreundete Nationen und ähnliches fiel. Se. Excellenz ist der Meinung daß die Freistellung des Handels in Japan eine Nothwendigkeit sey und das bisherige Abschließungssystem nicht länger mehr bestehen könne. Nach Beendigung des Gesprächs versprach der Gouverneur am folgenden Tag einen Gegenbesuch zu machen. Einen angebotenen Salut von 15 Schüssen lehnte er freundlich dankend ab, indem die Kanonenschüsse die Fische der Bay verjagen könnten, was für die Bevölkerung, welche großentheils vom Fischfang lebt, nachtheilig werden könne. Da die Commandanten der englischen Kriegsschiffe Winchester und Barakouta Hrn. Fabius versicherten daß sie die Erlaubniß erhalten hätten an der der Stadt gegenüber liegenden Seite der Bay Jagden abzuhalten, sprach dieser hierüber mit dem Gouverneur, worauf die Antwort gegeben ward daß eine solche Erlaubniß niemals ertheilt worden, sondern es wurde bloß gestattet die Gewehre zur Uebung abzuschießen, was auch uns nicht verwehrt sey.

Nach der Audienz unternahmen wir einen Spaziergang durch die Stadt und in der Umgegend, besahen die Tempel und Kaufläden, erlaubten uns auch in manche Häuser zu gehen um Feuer für unsre Cigarren oder Wasser zu holen, und wurden überall mit Freundlichkeit begrüßt.

Hakodade ist eine kleine Stadt mit 6000 Einwohnern, versehen mit einer schönen und sichern Bay. Für den Handel ist sie bis jetzt noch ziemlich bedeutungslos; jedoch sollte alsbald Freiheit des Handels in Japan eingeführt werden, so würde Hakodade durch die Nähe von Asiatisch-Rußland und den Strom Amur bald eine größere Bedeutung gewinnen. Rußland kann dann von dort durch niederländische und andere Kaufleute Kaffee und andere Artikel beziehen, an welchen es selbst Mangel hat. Es ist in jüngster Zeit zweien amerikanischen Handelsschiffen gelungen Gewehre, Perspective und Chronometer gegen Porcellan, Lackwerke und Soya (eine Art flüssigen Fleischextractes) zu vertauschen. Eines dieser Schiffe, The General Pierce, war das Eigenthum eines deutschen, zu Hongkong etablirten Handelshauses, fuhr unter amerikanischer Flagge, und war eben wieder auf der Rhede von Hakodade vor Anker. Es hatte 3000 Gewehre an Bord, die der Supercargo zu 14 Doll. das Stück der japanesischen Regierung überließ. Im übrigen war die Rhede leer, und nur japanesische Schiffe und kleine Handelsfahrzeuge, welche Küstenhandel trieben, besetzten die Bay, die groß genug ist eine bedeutende Flotte aufzunehmen.

Am folgenden Vormittag kam der Gouverneur, der Vicegouverneur und, wie es schien, alle bei der Audienz des vorigen Tages anwesenden Beamten an Bord der Medusa. Ein den Herren angebotenes Frühstück fand besondern Beifall, den Champagner scheint man auch im östlichsten Theile Asiens zu schätzen, und selbst der den Japanesen sonst unbekannte Kaffee wurde nicht verschmäht. Als der Gouverneur von den Officieren der Medusa vernahm daß der Commandant jene Person sey welche im vorigen Jahre mit zwei Ehrensäbeln vom Kaiser beschenkt wurde, drückte er das Verlangen aus dieselben zu sehen und wünschte seinem Gastherrn zu dieser besondern Auszeichnung Glück. Nach Beendigung des Frühstücks wurde das Schiff mit seinen Waffen und Magazinen besichtigt, und wurden einige Exercitien den Gästen zu Ehren ausgeführt. Die Gesellschaft verließ nach fünf Stunden, wie es scheint sehr befriedigt, die Medusa.

Das Eiland Jesso, auf welchem Hakodade liegt, scheint sehr fruchtbar zu seyn. Man sieht in der Nähe der Stadt die herrlichsten Korn- und Weizenfelder, sowie auch die Gebirge reich an Kupfer- und Silberminen seyn sollen, die aber noch nicht bearbeitet werden. Steinkohlen von vorzüglicher Art sind erst vor kurzer Zeit entdeckt worden, doch hatte der Gouverneur aus Jeddo noch keine Erlaubniß erhalten die Gruben bearbeiten zu lassen und die Kohlen zu verkaufen. Vier Tage blieb die Medusa noch zu Hakodade, während welcher Zeit die Officiere täglich Excursionen in die Stadt und Umgegend vornahmen. Sie fanden die Bevölkerung sehr wohlwollend gesinnt, sowie sie auch in keiner Weise in ihrer Freiheit beschränkt oder einer Aufsicht unterzogen wurden. Will man in einem Laden etwas kaufen, so bedingt man den Preis, schreibt denselben nebst dem Namen des Käufers auf, worauf der gekaufte Gegenstand ins Zollhaus gebracht wird, wo man denselben gegen Bezahlung in Dollars erhalten kann.

Am 17 Sept. verließ die Medusa Hakodade und setzte ihre Reise längs der Ostküste von Niphon nach Simoda fort, wobei sie mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen hatte. Die dortige Küste ist noch ziemlich unbekannt, die Karten sind ungenau und die Meeresströmungen heftig. Dazu kam daß am 22. und 23. ein heftiger Orkan wehte, der glücklicherweise ohne Nachtheil ablief.

Als die Medusa am 29 Sept. auf der Rhede von Simoda ankam, vernahm man daß dieser Ort durch den jüngsten Sturm großentheils verwüstet wurde. Der von Klippen begränzte Strand war wie besäet mit zerschmetterten Dschonken, und alle Häuser waren verwüstet.

Zu Simoda gibt es keine Hafenreglements, und sind überhaupt jene lästigen Formalitäten unbekannt, welche noch in andern Häfen von Japan bestehen. Der Commandant schrieb bei seiner Ankunft sogleich zwei Briefe an den Gouverneur, wovon der eine das Gesuch um eine Audienz, der andere die Nachsuchung um Lieferung von Wasser und Steinkohlen enthielt. Bald nachdem der Anker gefallen war, kam der amerikanische Generalconsul Hr. Townsend Harris an Bord. Er erzählte daß er seit einem Monat in einem für ihn hergerichteten Tempel zu Simoda in nicht allzu großem Comfort wohne, und daß außer ihm und seinem Secretär noch kein Europäer oder Amerikaner zu Simoda wohne; daß ferner der Handel an diesem Platz höchst unbedeutend und er selbst endlich beständigen Plackereien von Seite des Gouverneurs ausgesetzt sey, und zwar in einer Weise, wie sie die Niederländer auf Desima niemals empfunden haben. So ist es beispielsweise diesem Consul nicht erlaubt bei seinen Einkäufen für sein Hauswesen sich der japanesischen Münzen zu bedienen, da solche nicht in den Besitz eines Ausländers kommen dürfen; da aber der amerikanische Dollar von den Einwohnern andrerseits nicht angenommen wird, so ist Hr. Harris genöthigt für jede Kleinigkeit, die er kaufen muß, die Vermittlung eines japanesischen Beamten in Anspruch zu nehmen, der die Bezahlung in Dollars empfängt, dem Verkäufer aber den Preis seiner Waare in japanesischer Münze erstattet. Auf diese Weise muß Hr. Harris sein Brod, sein Fleisch und alle für das Hauswesen nöthigen Dinge sich verschaffen. Dieser und anderer Unannehmlichkeiten müde, hatte Hr. Harris nach Jeddo geschrieben um die Erlaubniß dahin reisen zu dürfen, indem die amerikanische Regierung ihm bereits Vollmacht gab einen neuen Tractat mit Japan zu schließen, oder den bestehenden zu verändern. Es beabsichtigte der Consul die japanesische Regierung zu ersuchen einen andern Küstenplatz als Simoda, wo die Schiffe nur wenig Sicherheit vor Stürmen haben, als den Sitz des amerikanischen Consulats zu bestimmen, zu welchem Zweck er mit kaiserlichen Commissären sich zu besprechen wünschte.

Während dem Consul bei seinem Abschied ein Salut von 11 Schüssen gegeben ward, meldete man die Ankunft des Vicegouverneurs, der den Commandanten benachrichtigte daß es dem Gouverneur sehr angenehm seyn würde ihn mit den Officieren des Schiffes am folgenden Tage zu empfangen, zu welchem Zweck eine von einem japanesischen Officier befehligte Barke die Herren abholen werde. Auch sey bereits Befehl zur Ablieferung von Steinkohlen und Wasser gegeben. Am folgenden Morgen kam der japanesische Officier mit seiner Barke um die Officiere abzuholen; diese jedoch dankten für die Barke und bedienten sich mit dem Commandanten der großen Schaluppe des Schiffes. Nicht ohne Besorgniß verließ der Commandant die Medusa, indem Zeichen eines herannahenden Sturmes vorhanden waren, und das Schiff keinen genügenden Raum zum Treiben hatte, so daß es leicht an eine der nahen Klippen stoßen konnte.

Am Lande wurden wir von einigen Beamten und zwei Officieren empfangen und in die Wohnung des Gouverneurs geführt. Dort wurden wir in den sogenannten großen Rathsaal gebracht, wo der Gouverneur von Simoda, ein andrer Beamter von gleichem Rang und der kaiserliche Oberaufseher auf erhöhten Plätzen vor einem langen Tische saßen. Gegenüber war eine Art Sopha und ebenfalls ein langer, mit rothem Stoff behangener Tisch, auf welchem Büchsen mit Backwerk und Pfeifen zum Rauchen sich befanden. Man führte die Officiere dahin, wo sie auch Platz nahmen. Zwischen beiden Reihen von Sitzen lag der Dolmetscher auf den Knieen. Der Gouverneur begann das Gespräch damit daß er seine Freude über die Ankunft eines niederländischen Schiffes ausdrückte, da er sich schon lange gewünscht mit den Niederländern persönlich bekannt zu werden. Er habe schon viel von dem Unterricht gehört der auf Befehl des Königs zu Desima bereits seit drei Jahren stattfindet, der die japanesische Regierung, sowie das ganze Volk zu besonderm Dank verpflichte, den er selbst in lebhafter Weise empfinde, weßhalb er sich angelegentlichst nach der Gesundheit des Königs der Niederlande erkundige. Nachdem der Commandant hierauf geantwortet und nach japanesischer Sitte sich auch nach dem Wohlbefinden des Kaisers erkundigte, wurde das Gespräch auf den Staatshaushalt, auf Handel und Handelsfreiheit gelenkt. Nun ergriff der genannte zweite Beamte, der die Function eines Commissärs für auswärtige Angelegenheiten hatte, das Wort, und suchte sich Auskunft zu verschaffen über die Bedeutung und die zu beobachtenden Bestimmungen bei Ein- und Ausfuhrzöllen, über Transitohandel, Entrepots und ähnliche Einrichtungen, worüber der Commandant in Kürze die nöthige Auskunft ertheilte, indem er zugleich bemerkte, daß gerade über diese Punkte ein ausführliches Schreiben von Desima aus an die japanesische Regierung vor kurzer Zeit ergangen sey, und daß man sich hierüber aus Werken belehren könne, die jeder japanesische Beamte aus der Bibliothek zu Desima auf Verlangen erhalte. Der Commissär erklärte hierauf daß der freie Handel oder die Abschließung von Handelstractaten für Japan schwer thunlich sey, indem Japan so wenig für den europäischen oder amerikanischen Markt besitzt; daß in Japan gerade jene Artikel welche für den auswärtigen Handel sich eignen, zu theuer sind wegen der hohen Arbeitslöhne die der japanesische Arbeiter beansprucht. Wenn ferner die japanesische Regierung die unbegränzte Ausfuhr von Kupfer oder edlen Metallen zugesteht, so würden alsbald die Minen erschöpft und das Land verarmen. Der Commandant erwiederte daß nach seiner Meinung die Metallminen des Landes nicht so leicht sich erschöpfen würden, wenn sie gehörig bearbeitet werden. Es sey deßhalb durch die niederländische Regierung ein Ingenieur nach Jeddo gesandt worden, damit er die Bergwerke untersuche und die gehörige Anleitung zum Bergbau den japanesischen Beamten ertheile. Ueberdieß solle man bei völlig freiem Handel nie besorgen daß ein Land Mangel an nöthigen Artikeln haben werde. Die drei Herren hörten diese Ansichten mit großem Interesse an, sprachen dann unter sich sehr lebhaft und gaben endlich ihre Zustimmung zu den ausgesprochenen Grundsätzen.

Der Gouverneur frug hierauf ob Hr. Fabius wohl denke daß außer Niederland, England, Rußland, Amerika und vielleicht noch Frankreich auch andere Staaten Handelsverbindungen mit Japan anknüpfen wollten. Fabius antwortete daß dieß allerdings wohl der Fall seyn könne, da der Handel keine Entfernungen mehr achte, und die Industrie und der Unternehmungsgeist gegenwärtig über alle Welttheile verbreitet seyen, so daß sie unaufhaltsam vorwärts schreiten. Diesen Geist der Zeit kennen zu lernen, ist gegenwärtig jedem Volk das seine Selbständigkeit bewahren will, nothwendig,

weßhalb auch der selige König Wilhelm II, die Wichtigkeit dieser Erkenntniß einsehend und für die Existenz des japanesischen Reiches besorgt, eigenhändig an den Kaiser hierüber schrieb. Vielleicht erkannte man damals in Japan noch nicht die ganze Bedeutung jenes königlichen Rathes, aber es ist sicher daß die wohlwollende Gesinnung der niederländischen Regierung mehr und mehr wird erkannt werden, je tiefer die Einsicht des japanesischen Volkes in die Zustände der auswärtigen Nationen und ihrer Bestrebungen seyn wird. Von der Wahrheit dieser Worte schienen die Herren überzeugt zu seyn.

Der Gouverneur frug ferner was Hr. Fabius über die zukünftige Bedeutung von Simoda in Bezug auf Handel denke, worauf dieser erwiederte daß nach seiner Meinung Simoda nie ein bedeutender Handelsplatz werden könne, da zu einem solchen vor allem eine gute Rhede gehöre, wo die Schiffe sicher vor Klippen und Stürmen seyen, was hier nicht der Fall. Hingegen wäre es rathsam alle Aufmerksamkeit auf Hakodade zu wenden, das eine schöne und sichere Bay besitze, und mit der Zeit der Stapelplatz werden könne für die Erzeugnisse von Indien und Amerika, welche von da nach Rußland geführt werden können, dessen östlicher Theil sich gegenwärtig mit Kraft entwickle. Auch diese Bemerkung wurde mit großem Interesse angehört. Endlich leiteten die beiden Gouverneure das Gespräch auf die auswärtigen Consuln, und frugen in welchem Verhältniß diese eigentlich zu den einheimischen Behörden ständen, und wie sie zu behandeln seyen. Hr. Fabius erwiederte daß ein Generalconsul wie der amerikanische ein hochgestellter Beamter sey, seine Regierung repräsentire und mit Distinction behandelt werden müsse. Aber, entgegneten die Herren, er will das für sein Hauswesen Benöthigte in unserer Münze bezahlen, wir aber stützen uns auf den Tractat, worin es heißt daß alle Einkäufe in Dollars bezahlt werden müssen, die aber nur die Regierung, kein Privatmann annehmen darf. Hr. Fabius bemerkte daß nach seiner Meinung eine solche Auslegung des Tractats und Anwendung auf die in Japan wohnenden Ausländer unstatthaft sey. Die Bestimmung des Tractats, daß in Dollars die Einkäufe bezahlt werden müssen, beziehe sich auf solche Fremde die entweder Handel treiben oder andrer Zwecke wegen nur kurze Zeit in Japan verweilen, für den in Japan Wohnenden aber sey es ungemein lästig bei jedem Huhn oder Brod die Vermittlung eines japanesischen Beamten in Anspruch nehmen zu müssen. Dieß könne unmöglich in der Absicht jener Personen gelegen haben die den Tractat schlossen. Es entstand hierauf ein lebhaftes Gespräch unter den japanesischen Herren, welches damit endigte daß sie der Ansicht des Hrn. Fabius beistimmten. Während der etwas mühsamen Unterredung wurde ein reichliches Diner mit seltsamen Speisen aufgetragen. Nach Beendigung desselben kündigten die Gouverneure an daß sie am folgenden Tage einen Gegenbesuch an Bord der Medusa abstatten würden, was auch geschah. Es wurde den Herren bei ihrem Abschied ein Salut von 17 Schüssen angeboten, den sie nicht, wie der Gouverneur von Hakodade, ablehnten, sondern sie ersuchten im Gegentheil daß man denselben während sie noch am Bord seyen, abfeuern möchte, da sie gerne die Handhabung der Kanonen durch holländische Matrosen zu sehen wünschten.

Die Medusa lichtete bald darauf die Anker und verließ Simoda und die japanesischen Küsten, und die Mannschaft hatte Ursache über die Zuvorkommenheit und die Hochachtung, welche das Volk und die Behörden in Japan ihnen bezeugten, im hohen Grade zufrieden zu seyn.

Zweite Belagerung von Missolo

(Aus der Geschichte des griechischen Aufstandes nach Spili

(Fortsetzung.)

Bis zu jenem Zeitraum verbarg die mit Windungen und Irrgängen versehene Gestalt der Werke des Feindes, gegen welchen Theil der Mauer sie ihrer Zeit anzuziehen gedachten; allein von da an richteten sie offenbar ihre Arbeiten geradezu gegen die Vorderseite der Mauer, die zwischen der Batterie Rigas und der Bastion Franklin lag; deßhalb beschäftigten sich auch die Hellenen mit der Verstärkung jener bedrohten Vorderseite. Die Feinde, welche im Verlauf vieler Tage gegen jenen Theil Erdschollen angehäuft hatten, wälzten sie so nahe zum Rand des Grabens daß auch daraus hervorleuchtete, und aus einigen Gründen zur Gewißheit erhoben wurde daß der Feind durch sie jenen Theil des Grabens zum Behuf eines Sturmes auszufüllen trachtete. Am folgenden Tage kamen zur Verstärkung der Besatzung aus dem Peloponnesos die Obersten Georgakis Kitsos und Georgis Bagias; es stieg die Zahl der innerhalb der Stadt befindlichen Waffentragenden Ende Juni auf 4500. Kiut-Aga schoß täglich in Zwischenräumen aus Kanonen und mit Bomben, allein er vermochte nichts der Rede werthes wegen Mangel an Belagerungsmaterial, womit er von der byzantinischen Flotte wohl versorgt werden sollte. Wenigen Schaden hatten die seit dem Beginn der Belagerung bis zu dem Ende des Juni auf die Stadt geworfenen Kugeln und Bomben angerichtet; 40 waren kaum die Getödteten, und ebenso viele ungefähr die während dieser ganzen Zwischenzeit innerhalb der Stadt Verwundeten; es litten aber so wenige, weil die Bomben, die auf den weichen Boden der Stadt fielen, selten zersprangen. Schwereren Schaden empfiengen die Türken, und allein der hellenische Ausfall vom 20sten richtete mehr als doppelt so viel zu Grunde als die Hellenen während dieser ganzen Zwischenzeit verloren hatten.

Die byzantinische Flotte war, wie wir vorher gesagt haben, nach Suda abgeschifft, wohin auch die ägyptische vorher gekommen war. Als die Befehlshaber des in dem Hafen von Milos liegenden hellenischen Geschwaders von dem zur Recognoscirung ausgesandten Capitäne Sakas inne wurden daß alle feindlichen Fahrzeuge in dem innern Hafen von Suda ungeordnet und unbewacht lägen, faßten sie den Entschluß solche innerhalb des Hafens zu verbrennen, und in dieser Absicht liefen am 29 Mai die zwei hellenischen Geschwader aus. Es segelte auch der Kampfgenosse der Hellenen, der Engländer Jakob Emerson, mit. Am Abend des 31sten langten die zwei Geschwader außerhalb vor Suda an, wo sie 15 feindlichen Wachtschiffen begegneten, sie angriffen, und sie zwangen in das Innere des Hafens sich zu flüchten; allein, statt die feindlichen Fahrzeuge ungeordnet hinter der bei dem kleinen Eilande, das sich bei der Mündung des Hafens befindet, liegenden Festung zu treffen, wie sie Sakas benachrichtigt hatte, fanden sie solche in Ordnung in vier Abtheilungen getrennt, von welchen die eine bei der Burg des innerhalb der Festung gelegenen Hafens vor Anker lag, zwei bei dem einen und dem andern Eingange zu dem kleinen Eilande auf der rechten und auf der linken Seite waren, die vierte aber im Hafen außerhalb des kleinen Eilandes lag.

Die Griechen waren unangenehm berührt als sie unerwartet die Ordnung und veränderte Stellung der feindlichen Fahrzeuge gewahrten, und schoben sie auf die folgende geheimnißvolle Ursache. Zu der Zeit als die hellenische Flotte nach Milos abgegangen war, befand sich dort die französische Goelette Amarante. Ihr Capitän, der den Admiral Miaulis besucht hatte, sagte zu diesem, er habe

Anker geworfen um Wasser einzunehmen, und er beabsichte nach Hydra oder Nauplios zu segeln. Es lichtete auch in der That die Goelette an dem nämlichen Tage wie die hellenische Flotte die Anker; allein anstatt nach Hydra oder Nauplios zu laufen, wurde sie gegen alle Erwartung innerhalb des Hafens von Suda getroffen als die hellenische Flotte dorthin gelangt war. Daraus ergab sich eine Veranlassung zu starkem Verdacht daß ihr Capitän die Entwürfe der hellenischen Flotte entdeckt hatte, und beeilt gewesen ist solche dem Kapudan-Pascha mitzutheilen. Es entstand deßhalb viel Gerede in Griechenland; als schuldig betrachtete den Capitän auch die Regierung welche, da sie immer ihre Zuneigung gegen das französische Volk offenbarte, dessen neutrale Staatsverwaltung angieng, in Zukunft derlei Kundgaben zu verhindern.

Die Hellenen aber, wenn sie auch ihre Feinde vorher gerüstet fanden, kamen am 2 Juni doch in den äußern Hafen von Suda, wo ungefähr 40 feindliche Fahrzeuge lagen, hinein, und lieferten einen Seekampf; und während dieser dauerte, ließen sie drei Brander treiben, einen nach dem andern auf eine und dieselbe Corvette; der erste mißglückte, die andern zwei aber hielten fest, und verbrannten die Corvette; es ließ nach kurzer Zeit auch Georgis Politis seinen Brander auf eine andere Corvette los, die unter der Festung lag, allein es mißglückte auch dieser.

Nach diesem Vorfall zogen sich die feindlichen Fahrzeuge in den innern Hafen, die hellenischen aber zu dem Vorgebirg Melachi, wo sie die ganze Nacht verblieben. Die verbrannte Corvette hatte 24 Kanonen und 200 Schiffsleute, von welchen drei allein gerettet wurden, von den übrigen aber ertranken oder verbrannten alle die nicht schwimmend getödtet wurden. Es fielen auch 10 Hellenen, und beinahe ebenso viele wurden verwundet. Am 12ten fieng plötzlich die Pulverkammer des unter Thanasis Krizis aus Hydra stehenden Fahrzeuges Feuer; es verbrannte das Fahrzeug, und giengen der Capitän, sein Bruder und 62 Schiffsleute zu Grunde, will sagen, die ganze Besatzung, außer zweien, die in das Meer gesprungen waren. Einer von diesen Geretteten berichtete daß der Capitän seinen Diener einen gefangenen jungen Türken an jenem Tag wegen Ungehorsams mit Ruthenstreichen hatte strafen lassen, und dieser aus Rache das Feuer in die Pulverkammer des Fahrzeugs geworfen hatte. Die Kunde von diesem Vorfall gelangte nach Hydra am 13ten. Es gerieth die Menge, weil viele Verwandte und Freunde verloren hatten, in Wuth; sie öffneten die Gefängnisse in dem Kloster, wo die vor kurzem in Syra gefangen genommenen Türken bewacht wurden, und als ob diese an dem Unglück schuldig gewesen wären, wurden sie alle geschlachtet, ohne daß die in die Zukunft Blickenden und Vernünftigen diese unmenschliche und unsinnige Handlung verhindern konnten. Da aber die Zahl der in den Gefängnissen aufbewahrt gewesenen ungenügend erschien, so sammelte das Volk auch noch alle andern Gefangenen welche es im Dienst der Haushaltungen oder Schiffe fand. Zweihundert Unglückliche schlachtete es bei diesem Ereigniß, nämlich alle die welche es unter seinen Händen hatte; wenige verbarg die Menschenliebe einzelner, und übergab sie nach nicht langer Zeit auf ein englisches Fahrzeug, welches zu ihrer Rettung Hamilton gesandt hatte. Vorausſichtige Politiker auf Spezzia übergaben, aus Besorgniß es möchte etwas derartiges auch auf ihrem Eiland vor sich gehen, von freien Stücken in dasselbe Schiff alle Gefangenen der Insel. Indem wir in gerechter Entrüstung solche Volksverbrechen verurtheilen, müssen wir anzeigen daß mit schmerzlichem Gefühl die griechische Regierung sich immer bestrebte, das gemeine Volk zu größerer Menschenliebe gegen die Gefangenen nicht nur durch ihre Anordnungen und Belehrungen, sondern auch durch ihre nacheiferungswürdigen Beispiele zu bewegen, indem sie die einen der gefangenen Araber zu Dienstleistungen hergab, die andern mit Arbeiten für das gemeine Beste unter Gewährung von Erholungszeiten beschäftigte, während sie ihnen auch den zu allgemeiner Ergötzung bestimmten Uebungen der Kriegsleute beizuwohnen erlaubte. Die Aegyptier in den messenischen Festungen dagegen verfuhren, auf Anstiften Ibrahim Pascha's, anders gegen die Gefangenen, indem sie die preiswürdigen und jungen, gleichviel welchen Geschlechtes, bei gefülltem Markt wie Viehstücke verkauften, die übrigen in Ketten unter harter und roher Behandlung zur Arbeit antrieben, und nach mühseliger Tagesarbeit in dunkle und feuchte Verließe einsperrten, bis sie nach Aegypten abgeschickt und auf Lebenszeit in die Knechtschaft geworfen wurden.

Die feindliche Flotte in Kreta, mit 4000 Fußgängern, 600 Reitern und 1200 Schanzgräbern und Arbeitern unter Hussein-Bey an Bord, lichtete am 13ten nach Neokastron, und zwar bestand diese Flotte aus 80 Schiffen von verschiedener Größe aus Byzanz, Aegypten und Algier, und gelangte unbeschädigt nach Neokastron, wo die Truppen ausgeschifft wurden. Nach der Landung lichteten 55 Fahrzeuge (unter diesen auch acht Fregatten), und am 28sten erschienen sie außerhalb Missolonghi, und zwangen die hellenischen Schiffe welche den Busen von Patras sperrten, in ihre Stationen sich zurückzuziehen; die feindliche Flotte verstärkte die Belagerung, indem sie in das türkische Lager reichliche Lebensmittel, jede Art von Munition und 300 wohlgeübte Seekriegsleute vom schwarzen Meer zuführte.

Nach der Ankunft der feindlichen Flotte erhielt die Belagerung eine belebtere Gestalt. Belagerer und Belagerte verdoppelten von da an ihre gewöhnlichen Arbeiten. Es errichtete der Feind gegenüber der östlichen Seite der Mauer eine Batterie, besetzte sie mit Sechzigpfündnern, und nach wenigen Tagen rückte er näher an die Mauer vor, wo die Bastion Franklin lag; die Tranchee wurde bis auf 10 Klafter Nähe geführt, und es begann der Feind Erde und Zweige von Oelbäumen in den Graben von dem linken Theile des Hügels herzuwerfen. Aber nicht minder rührten sich die Eingeschlossenen, indem sie eine neue Batterie errichteten und daraus die Brustwehr der vordersten Parallele niederschossen, diese zerstörten, die Schanzkörbe zerstreuten und verbrannten, und den Feind zwangen in die zweite Parallele zurückzuweichen. Deßwegen empfieng die wirksame Batterie den Namen des „Donnerwetters" (κεραυνοφόρος). Die Feinde dagegen bedrohten jetzt auch den Graben vor der Bastion Bozzaris, sie hoben am Abend des 2 Juli mittelst einer Mine den dieser Bastion gegenüberstehenden Boden auf, und warfen durch die Explosion viel Erdreich in den Graben. Die Türken riefen Hurrah und es folgte ein heftiges Geschützfeuer von innen und von außen, als ob ein Sturm vor sich gehen sollte, nach der Kanonade aber warf man mit Steinen, wobei sich sogar die Kinder in der Stadt betheiligten.

Die Türken begannen nach der Ankunft der Flotte den Platz auch vom Meer aus anzugreifen. Außer der gewöhnlichen Einfahrt in den Hafen von Missolonghi durch Vasiladion besteht eine verstecktere und ungewöhnlichere bei Prokopaniston, einem kleinen Eilande, das südlicher als Vasiladion liegt. Die Türken brachten, seitdem sie zwei- und dreimal versucht hatten Vasiladions sich zu bemächtigen, ohne zum Ziel zu gelangen, nachdem sie in gleicher Art bei einer Bewegung gegen Prokopaniston, wo hellenische Besatzung stand, zurückgeschlagen worden waren, Arbeiter und Material zur Errichtung einer Batterie auf dem kleinen Eilande Aisostis zwischen Vasiladion und Prokopaniston; und indem sie am 8ten einige leichte Fahrzeuge auf die Schulter hoben,

und mit ihnen durch das Meer fuhren, brachten sie solche durch die Einfahrt von Vasiladion in den Hafen. Die Hellenen auf Prokopaniston, durch keine Befestigung geschützt, und in Furcht, durch diese feindlichen Fahrzeuge von der Stadt, aus der sie mit Lebensmitteln versorgt wurden, abgeschnitten zu werden, flohen an demselben Tage, und die Feinde, die sich dieser Stellung bemächtigten, führten durch die Einfahrt bei jenem Theil auch andere Fahrzeuge von größerm Umfang hinein. Es beliefen sich alle feindlichen Fahrzeuge innerhalb des Hafens auf 36 bewaffnete, einschließlich einiger die Mörser führten, unter dem Befehl des Contre-Admirals Mahmud. Als die Belagerten sahen daß ihr Hafen auf solche Weise besetzt worden, stellten sie in Eile an verschiedenen Theilen der Stadt gegen das Meer zu sieben Batterien her, und setzten auch sechs Kanonenboote in Bewegung, welche trotz ihrer unverhältnißmäßigen Minderzahl zwei- und dreimal einen Seekampf wagten. Sobald die Türken auf solche Weise die Stadt vom Festlande und vom Meer her eingeschlossen hatten, schickten sie zu den Belagerten Unterhändler, welche mit dem Sturm drohten, zugleich aber den Oberfeldherrn einem Vergleich geneigt erklärten. Allein sie schlugen so schimpfliche Bedingungen vor daß die Belagerten aus einem Munde sie ohne weitere Berathschlagung verwarfen. Nach zwei Tagen wiederholte der Befehlshaber der feindlichen Flottille den Capitulationsantrag. „Zwischen Hellenen und Türken, antwortete auch diesesmal die Besatzung, können nur die Waffen entscheiden." Jetzt beschlossen die Türken den Sturm. Sie hatten bereits den Graben vor der Bastion Bozzaris gefüllt, und, nachdem sie unter ihm eine Mine hergerichtet hatten, zündeten sie diese am 16ten nach Mitternacht an; es wurde der Boden der Stadt erschüttert, die Bastion Bozzaris zertrümmert, und der größte Theil von ihr emporgehoben. Unmittelbar hinterdrein drangen die Türken von mehreren Seiten unter Kriegsgeschrei gegen die Mauer vor, sprangen durch die Bresche und steckten ihre Feldzeichen auf die Mauer. Unerschüttert aber warf sich die Besatzung der Bastion den Feinden entgegen, schlug sie zurück, warf ihre Feldzeichen um, tödtete eine Mehrzahl und verschloß vorläufig die Bresche mit Decken und Kissen. Zweihundert Feinde wurden bei diesem Sturm getödtet und nicht weniger verwundet. Getödtet wurden aber auch fünf Hellenen, darunter drei Schanzgräber welche zur Auffindung der feindlichen Mine gruben, und beim Ausbruch verschüttet wurden. Verwundet wurden auch Giotis Gkionis und Dimos Kluiasas, welch letzterer nach wenigen Tagen starb. Die Türken von dem Mißlingen und Verluste nicht entmuthigt, drangen am folgenden Tage gegen die Bresche vor und pflanzten, wie am vorhergehenden, ihre Feldzeichen auf; allein sie wurden auch diesesmal mit Verlust zurückgeschlagen; sie warfen Feuer in die Decken und in die Kissen, indem sie die durch diese bis auf weiteres geschlossene Bresche öffnen wollten, erlangten aber hiedurch keinen Erfolg, weil die Hellenen unmittelbar nachher die Flamme löschten, indem sie Erde und Wasser auf dieselbe warfen. Getödtet wurde an jenem Tag der General Giannis Sukas. In Folge zweimaliger Niederlage schlug Kiut-Aga am 15ten von neuem eine Uebereinkunft unter mäßigern Bedingungen vor. Er wiederholte seinen Vorschlag auch am folgenden Tage, nachdem er seine Forderungen auf die Uebergabe der Stadt allein beschränkt hatte; und da die Griechen ihre Erwiederung auf den folgenden Tag verschoben, vermuthete er daß sie einen Vergleich eingehen würden, und schrieb ihnen um Mitternacht, sie möchten ihm für die Gegenwart zwei Batterien und eines von den Thoren der Mauer übergeben, bis die Uebereinkünfte unterschrieben wären; allein zur Antwort hörte er daß weder Missolonghi abgetreten, noch daß Batterien und Thore ohne Blut erobert würden. Mit Zustimmung der Besatzung sandte auch Lampros Veikos an Tair-Ampazis, der in freundschaftlicher Weise ihnen die Uebergabe anrieth, einen Brief mit den Worten daß sogar Gott ihnen zürnen, und die ganze Welt sie verurtheilen und er als ihr Freund sie tadeln würde, wenn sie eine Festung, ausgerüstet mit allem Nöthigen, übergeben würden; er ersuchte ihn auch selbst seinem Oberfeldherrn zu sagen daß Missolonghi nur durch das Schwert erobert würde, und sandte ihm auch Getränke für die Feldzeichenträger bei ihrem Anrücken. Die Türken wurden erzürnt als sie die Erwiederung der Besatzung und den Brief des Lampros erhielten; allein als sie die zum Sturm ermuthigenden Getränke sahen, geriethen sie, weil sie verhöhnt zu werden glaubten, in Wuth, und schossen vom Festland und vom Meer her, wie noch nie. Gegen Abend begannen sie viele Leitern zu ihren Vorwachen zu bringen, und schienen sich zum Sturme zu rüsten. Wohlgemuth hatte die Besatzung die ganze Nacht gewacht; und als es zu leuchten anfieng, sahen die Besatzungen der Bastionen Franklin, Bozzaris und Makris und des Zangenwerkes die Feinde in Bewegung und sich zum Sturme rüsten, und richteten, als die Trompete erscholl, das Kriegsgeräthe her.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gesammtverbrauch an Baumwolle in Europa. Die eminente Steigerung des Fabrikenbedarfs an roher Baumwolle läßt sich in nachstehender Uebersicht treffend beurtheilen. Es wurden in jährlichem Durchschnitt verbraucht:

In den fünf Jahren	1781—85	10,800,000	Pfd. Gewicht,
„ „	1791—95	27,400,000	„ „
„ „	1801—05	56,600,000	„ „
„ „	1811—15	79,680,000	„ „
„ „	1821—25	152,200,000	„ „
„ „	1831—35	313,510,000	„ „
„ „	1841—45	585,300,000	„ „
„ „	1851—55	711,500,000	„ „
in dem Jahr	1856	913,800,000	„ „

Es hat demnach der Verbrauch der rohen Baumwolle in den letzten 80 Jahren die beispiellose Steigerung um das Dreihundertfache erfahren, und selbst noch in den 50 Jahren des laufenden Jahrhunderts hat dieser Verbrauch um mehr als das Sechzehnfache zugenommen, seit der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens in Europa im Jahr 1815 noch um mehr als das Eilffache. Allerdings beträgt gegenwärtig die Consumtion der rohen Baumwolle in den brittischen Manufacturen zwei volle Drittheile ihres Gesammtverbrauchs in ganz Europa. Wäre die Maschinenthätigkeit nicht hinzugetreten, die Handspinnerei noch in demselben Zustande verblieben wie vor dem Jahr 1767 in Europa, und wie sie noch jetzt in dem größten Theile des südlichen und östlichen Asiens betrieben wird, so würden 91,380,000 Menschen erfordert werden um das Quantum des brittischen Verbrauchs im Jahr 1856 nach der Methode vor 1770 zu verarbeiten, d. h. gerade so viel Menschen als die Ge-

sammtbevölkerung der drei Großmächte Frankreich, Oesterreich und Preußen beträgt. Gegenwärtig sind indeß in den 2210 großen brittischen Baumwollfabriken (Spinnereien und Webereien zusammengerechnet) 379,219 Arbeiter beschäftigt, die mehr oder weniger nur als überwachende Aufseher der Maschinenthätigkeit dienen; diese aber wirkt mit 88,001 Dampf- und 9131 Wasser-Pferdekräften bei 20,000,000 Spindeln. Jede Pferdekraft durchschnittlich zu 16 Menschenkräften veranschlagt — weil eine große Zahl der mechanischen Kräfte auch des Nachts arbeitet — gibt dieses einen Ersatz für 1,408,016 Menschenkräfte. Die neuen Dampfmaschinen in England und Schottland leisten überdieß mit jeder Pferdekraft mehr als die älteren, und wenn man noch im Jahr 1850 durchschnittlich für eine Pferdekraft die Bewegung von 275 Spindeln berechnete, so ist diese im Jahr 1856 durchschnittlich auf 315 Spindeln angenommen. Der Arbeitslohn für den geübteren Arbeiter steigt gleichzeitig mit der Vervollkommnung der Maschinen, da er sonst höchstens 500—1000 Spindeln überwachen konnte, gegenwärtig 1500—2200, und demgemäß ist das Maximum des früheren Arbeitslohnes von 20 Shilling (6 Thlr. 20 Sgr.) für die Woche, bis auf 35 Shilling (11 Thlr. 20 Sgr.) die Woche für die feinsten Gespinnste gestiegen. Mittelbar bezieht noch eine Bevölkerung von nahe an zwei Millionen Seelen ihren Unterhalt fast ausschließlich aus den bei dieser Industrie beschäftigten Gewerben, entweder für eigene Thätigkeit oder als Familienglieder ihrer Versorger, mithin dankt in diesem Staat der vierzehnte Theil der Bevölkerung seinen Lebensunterhalt der so mannichfachen Verwendung der Baumwolle. (Zeitschrift für Erdkunde.)

Schilderung eines Vesuvausbruches.

Nacht schon deckte das Meer und Campania's schattige Berge,
Die um Neapolis' Golf sanft gürtend im Kranze daherstehn,
Still abspiegelnd die Häupter im ewig erblauenden Sunde.
Immer erschaudert am Tag von des Helios Kusse die Welle,
Immer in lauliger Nacht von dem Kuß sehnsüchtiger Sterne.
Sieh, und es glomm jetzt voller und voller ein Schein des Vesuv auf,
Feurige Wolken umschwebten die Kuppe des grollenden Berges.
Weithin brannte die Luft und der Spiegel des Meeres vom Abglanz,
Weit in das Land auch zuckte die Gluth, um die Fluren von Nola,
Wo stets Flora die Au'n und die Hügel mit würzigen Blüthen,
Gleichwie mit Flammen bestreut, und der feuerumknospte Granatbaum
Persephoneia's brennt von der rothen vulcanischen Blume.
Und als wäre dem Meer aufs neue der Abend entstiegen,
Ward vom Schein des Vesuv rings purpurn Himmel und Erde,
Purpurfarben die Stadt, und es leuchteten Plätze und Straßen.
(Aus Gregorovius' Euphorion. 2ter Gesang.)

Eine japanesische Gesandtschaft. Endlich hat sich der Fürst von Tsi-Kusen, der über auswärtige Beziehungen best unterrichtete Japanese, als außerordentlicher Botschafter des Hofes von Yeddo am Bord des auf japanesische Kosten gemietheten Dampfers Samarang in Simoda eingeschifft. Er begibt sich zunächst nach den Vereinigten Staaten, wo er sich einige Zeit aufzuhalten gedenkt, und dann nach den europäischen Höfen, die mit Japan früher und neuerdings in Verkehr getreten sind, nach England, Holland und Rußland. Se. Maj. der Seogun soll sich sogar geneigt zeigen mit Portugal einen Freundschaftsvertrag abzuschließen, während gerade die politischen Umtriebe portugiesischer Missionäre es waren welche die Japanesen zu einer 200jährigen Absperrung gegen alle Europäer nöthigten. Eine japanesische Ambassade ist jedenfalls eine der größten historischen Curiositäten. Ist der Botschafter nur ein Mann von hellem Verstand, so wird er bald sehen wie wenig Japan bei der Rivalität so vieler Mächte mit einer Freigebung des Handels Gefahr läuft, während die Absperrung eben jetzt eine so große Macht wie China in die schlimmsten Bedrängnisse versetzt hat. (Revue de l'Orient.)

Eine hebräische Fuchsfabel aus dem 11ten Jahrhundert, erzählt von einem Talmud Commentator R. Salomon Jsaaki, theilt Hr. Landsberger in einem Aufsatz der Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellschaft mit, worin er nachweist daß die griechischen Fabeln des Syntipas wahrscheinlich aus einem syrischen Original entlehnt worden sind. Als Erfinder der hebräischen Fuchsfabeln gelten die Talmudlehrer R. Meir (2 Jahrh. n. Chr.) und Bar Kapparah (3 Jahrh. n. Chr.). Thierfabeln wurden später von den Talmudisten oft benutzt, um Stellen der hl. Schrift zu illustriren. Eine davon ist uns allen bekannt, da sie dem christlichen Mittelalter frühzeitig mitgetheilt wurde, aber es wird sehr viele interessiren sie in ihrer ursprünglichen Gestalt kennen zu lernen: „Der Fuchs beredete einst den Wolf, am Rüsttage des Sabbaths in ein jüdisches Haus zu treten, um dort bei der Zubereitung der Sabbathspeisen behülflich zu seyn, und zum Lohn dafür stellte der Fuchs ihm in Aussicht, am Sabbath an der Mahlzeit selbst theilnehmen zu dürfen. Kaum war jedoch der Wolf in das Haus getreten, als die Bewohner desselben mit Stöcken über ihn herfielen und ihn in die Flucht schlugen. Erbittert suchte nun der Wolf den Fuchs auf und wollte ihn tödten; dieser besänftigte ihn indeß mit den Worten: „Man vertrieb dich aus jenem Hause nur um deines Vaters willen, der einst ebenfalls hineinkam und während seiner Hülfeleistung bei der Zubereitung der Speisen jeden fetten Bissen wegschnappte." — „Wie," sprach der Wolf, „meines Vaters wegen sollte ich leiden?" — „Siehe," entgegnete ihm der Fuchs, „die Väter essen saure Trauben und den Kindern werden die Zähne stumpf (Hesek. 18, 2); aber komm, ich werde dich an einen Ort bringen, wo du deinen Hunger wirst stillen können." Und er führte ihn hierauf an einen Brunnen, auf dessen Rande ein Balken mit zwei daran befestigten Schöpfeimern lag. Der Fuchs stieg in den einen Eimer und ließ sich in den Brunnen hinab (wodurch natürlich der andere Eimer sich in die Höhe schwang) und erwiederte dem Wolf auf dessen Frage was er denn eigentlich da unten mache, es lägen im Brunnen Fleisch und Käse in großer Fülle. Als Beweis dafür zeigte er ihm gleichzeitig den Wiederschein der Mondscheibe auf der Oberfläche des Wassers mit dem Bemerken, diese runde Figur sey ein großer Käse. Auf die Anweisung des Fuchses setzte sich sodann der hungrige Wolf eiligst in den andern Eimer, und ließ sich in die Tiefe hinab, wodurch selbstverständlich der Eimer, in welchem der Fuchs sich befand, wieder aufwärts stieg. Und als nun der Wolf schrie: „Wie komme ich hinauf?" entgegnete ihm der Fuchs: „der Gerechte wird aus der Noth gerettet, und der Frevler kommt an seine Stelle" (Levit. 19, 36), und „richtige Wage, richtiges Gewicht." (Sp. Sal. 11, 8.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 22. 28 Mai 1858.

Die Thugs oder die Mörderorden in Indien.

Es war im Jahre 1831 als es den Nachforschungen Lord Bentincks gelang zu entdecken daß in Indien seit Jahrhunderten eine über das ganze Land verzweigte Kaste existirte, welche den Mord, nach gewissen Regeln und Gesetzen vollbracht, als erlaubtes Gewerbe betrieb, und als religiösen zu ihrem Cultus gehörigen Act betrachtete. Die Mitglieder dieses Mörderordens, die von den einheimischen Regierungen gekannt, geduldet, ja sogar besteuert waren, beliefen sich auf mehrere Tausend, nannten sich Thugs (spr. Thags) und durchzogen einzeln oder in ansehnlichen Trupps das Land, um ihr entsetzliches Gewerbe (Thuggée) auszuüben, bis es endlich den Anstrengungen der englischen Behörden gelang diesem Unwesen ein Ziel zu setzen.

Ihren, wie sie sagen, „göttlichen" Ursprung führen die Thugs bis zur Erschaffung der Menschen zurück.

Ein Dämon, Rukuj-Beet-Dana, verheerte — so lautet die Sage — die Erde, und verschlang so viele Menschen als geschaffen wurden, und die Göttin Kalee-Davey[1] beschloß den bösen Geist zu tödten, damit die Welt sich bevölkern konnte. Der Dämon war so groß daß der Ocean ihm nicht bis an den Gürtel reichte, dennoch griff ihn die Göttin an, und es gelang ihr ihn zu tödten. Aber aus jedem Blutstropfen der zur Erde fiel, entstand ein anderer Dämon, und als auch diese von der Göttin umgebracht wurden, gab jeder ihrer Blutstropfen abermals einem neuen Dämon das Leben, und so fort und fort, bis die erschöpfte Göttin gezwungen war einzuhalten und ein anderes Mittel zur Vernichtung der bösen Geister zu ersinnen. Sie nahm also den Schweiß, der ihre Arme nach dem harten Kampfe bedeckte, formte zwei Männer daraus, gab jedem ein Tuch, und befahl ihnen damit die Dämonen zu tödten, ohne daß ein einziger Tropfen Blut vergossen würde. Die Männer gehorchten, und als sie ihre Aufgabe gelöst hatten, brachten sie die Tücher der Göttin zurück. Diese aber befahl ihnen sie als Insignien des Berufs zu behalten, welchem sie ihre Nachkommenschaft widmen sollte. „Lehrt Eure Kinder Menschen zu tödten, wie Ihr die Dämonen getödtet habt, sagte die Göttin, denn da Ihr das Menschengeschlecht vom Untergang gerettet habt, so ist es billig daß Eure Nachkommen das Recht besitzen einen Theil dieses Geschlechts zu tödten und sich ihre Güter anzueignen."

Dann sagte die Göttin den Männern, daß sie selbst die Bestattung der Erdrosselten übernehmen würde, verbot ihnen aber streng sich umzudrehen, um zu sehen auf welche Weise das geschähe. Aber ein Sklave konnte einst seine Neugier nicht bezwingen, er schaute sich um und sah daß Kalee-Davey die zurückgelassenen Todten verschlang. Die durch diese Indiscretion beleidigte Göttin erklärte nun ihren Dienern daß sie von diesem Tage an ihre Todten selbst begraben müßten, aber sie gab ihnen zu diesem Zweck eine Hacke, welche mit übernatürlichen Eigenschaften ausgestattet war.

Jede Gesellschaft der Thugs besaß eine solche heilige Hacke, mit welcher man, bevor man zu einem Unternehmen auszog, besondere Ceremonien vornahm. Das Instrument war für die Thugs etwa was für den Soldaten der Degen ist, das Zeichen seines Standes. Er schwor bei dieser Hacke, und keine Macht der Erde würde ihn bewogen haben einen solchen Eid zu brechen. Zogen die Thugs zu einer ihrer Expeditionen aus, so wurde die Hacke dem erfahrensten und geachtetsten Manne der Truppe übergeben, und dieser trug sie im Gürtel. Machte die Gesellschaft Halt, so wurde das Instrument in die Erde vergraben mit der Spitze nach der Richtung hin nach welcher man zog, und änderte sich bei dieser Rast der ursprüngliche Reiseplan, beschloß man einen andern Weg einzuschlagen, so drehte sich die Hacke in der Erde von selbst nach dieser Richtung. Früher warf man die Hacke an Orten wo man länger verweilte in einen Brunnen, aus dem sie von selbst zu ihrem Herrn zurückkehrte, wenn dieser sie mit den üblichen Formeln beschwor; aber seit die Bundesbrüder im Norden des Landes die Satzungen des Ordens mißachten lernten und seiner Schutzgöttin ungehorsam waren, hatte das heilige Werkzeug diese Eigenschaft verloren; nur im Decan, wo der Cultus Kalee-Davey's sich in voller Reinheit erhielt, besaß die Hacke ihre frühern wunderbaren Gaben bis auf die letzte Zeit.

Ein hauptsächlicher Bestandtheil des Cultus der Göttin ist die Befragung der Auguren, ohne welche der Thug nicht das geringste unternehmen darf. Haben die Mörder durch ihre Kundschafter erfahren daß sich Gelegenheit zu irgend einer erfolgreichen Expedition bietet, so werden die drei oder vier ältesten Mitglieder der Gesell-

[1] Auch Durga oder Bhawanee genannt.

schaft beauftragt die Vorzeichen zu prüfen, und Kalee-Davey zu bitten diese Zeichen günstig seyn zu lassen. Die Vorzeichen sind verschiedener Art und werden nach dem Geschrei oder Begegnen von Thieren, z. B. des Wolfes, der Eule, des Esels u. s. w. gedeutet. Läßt sich z. B. das eine oder andere dieser Zeichen auf der rechten Seite des Weges wahrnehmen welchen die Thugs einzuschlagen gedenken, so sind sie günstig, versprechen Erfolg und heißen dann Thibaoo. Gewahrt man dieselben Zeichen jedoch zur Linken, so heißen sie Pilhaoo und werden für ungünstig gehalten, wenn sich nicht bessere Zeichen dazu gesellen. Bemerkt man z. B. die Zeichen des Pilhaoo und es folgen augenblicklich darauf die des Thibaoo, so sagen sie daß die Göttin ihre Getreuen mit beiden Händen führen will. Hat die Göttin durch günstige Auguren ihren ausdrücklichen Wunsch für die Ausführung eines Unternehmens kundgegeben, so müssen die Thugs gehorchen, selbst wenn nicht die geringste Beute als Belohnung in Aussicht steht, denn sie würden nicht wagen ihrer Schutzpatronin ein Opfer zu verweigern, das sie sich ausersehen hat.

Außer durch Befragung der Auguren, Verehrung der heiligen Hacke und Darbringung zahlreicher Menschenopfer, bezeugen die Thugs der Göttin ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit dadurch daß sie ihr einen Theil der Beute weihen.

Nach jedem erfolgreichen Unternehmen breitet man an einem passenden Platze einen Teppich auf die Erde, und legt eine Quantität gewöhnlichen Zuckers, die heilige Hacke und ein kleines Goldstück darauf. Dann setzt sich der Mann, welcher bei seinen Genossen im höchsten Ansehen steht und allem Vermuthen nach der Göttin am wohlgefälligsten ist, mit westwärts gewendetem Gesicht ebenfalls auf die Decke, und ihm zur Seite nehmen so viele Erdroßler Platz als der Teppich faßt, doch muß die Zahl eine gleiche seyn. Der übrige Theil der Truppe umgibt die Sitzenden in weitem Kreise. Nun gräbt der Thug, welcher sich zuerst gesetzt hat, ein Loch in die Erde, wirft ein wenig Zucker hinein und richtet nun mit zum Himmel gerichteten Augen und erhobenen Händen ein brünstiges Gebet an die Göttin, welches von der Versammlung Wort für Wort wiederholt wird. Nachdem das Gebet beendigt ist, gießt er ein wenig Wasser in das Loch und über die heilige Hacke und legt etwas Zucker in die Hand jedes der Männer, die mit ihm auf dem Teppich sitzen. Auf ein gegebenes Zeichen essen alle ihren Zucker in tiefem Schweigen. Wenn sie damit fertig sind und etwas Wasser getrunken haben, wird der geweihte Zucker unter die übrigen Mitglieder der Versammlung vertheilt, und das Goldstück demjenigen zurückgegeben der es für die Ceremonie hergeliehen hat. Aber nur der Mann welcher schon mit eigenen Händen Menschen erdrosselt hat und zugleich ein Freier ist, hat ein Recht an den heiligen Zucker. Die Sklaven und diejenigen welche ihr Probestück noch nicht abgelegt haben, essen von dem Zucker den man apart für sie hingelegt hat, und der nicht durch die Ceremonie geweiht ist.

Die Thugs selbst schreiben diesem geweihten Zucker eine außerordentliche Wirkung zu. „Wenn ein Mann von dem Zucker kostet," sagte der darum befragte Chef einer dieser Mörderbanden, „so wird kein Beruf ihn zu fesseln vermögen — er muß Thug werden, weß Standes er auch sey. Ich selbst besaß was mein Herz begehrte. Die Familie meiner Mutter war reich und angesehen, ich hatte ein gutes Amt, war überall gern gesehen und eine vortreffliche Carriere konnte mir nicht fehlen — aber ich fühlte mich unglücklich, ich konnte nicht leben; es zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt zum Dienste der Göttin Kalee. Mein Vater hatte mir von dem heiligen Zucker gegeben als ich noch ein Kind war, und wenn ich noch tausend Jahre alt würde, ich könnte nichts anderes seyn als ein Thug."

Die Thugs waren anfänglich in sieben Hauptstämme getheilt, aus welchen später zahlreiche Zweigvereine hervorgiengen. Wie alle Gewerbe in Indien, ist auch das der Thugs in den Familien erblich, aber die Verbrüderungen welche sowohl Muhammedaner wie Hindus zu ihren Mitgliedern zählen, verschmähen es auch nicht sich durch Adoption von Kindern zu recrutiren. Zuweilen, wiewohl seltener, werden auch erwachsene Personen nach abgelegter Probe in den Orden aufgenommen.

Jede der einzelnen Gesellschaften besteht aus Burkas (Meistern), und Kuboolas (Lehrlingen). Der Burka ist ein geprüfter Thug, der die Fähigkeit und Berechtigung besitzt in einem beliebigen Theile des Landes eine Truppe zu bilden, oder der Anführer einer solchen schon bestehenden zu werden; der Kuboola hingegen ist nichts als ein Instrument, welches ohne den Befehl des Meisters nichts unternehmen darf, und ohne diesen der menschlichen Gesellschaft nicht schädlich wird.

Kein Thug kann den Grad eines Burka erhalten oder den Dienst eines Erdroßlers (Bhurtotes) versehen, ehe er an zahlreichen Expeditionen theilgenommen und sich nach und nach die nothwendige Gefühllosigkeit und den erforderlichen Muth erworben hat. Sie werden anfänglich als Wachen, als Sothas (die den Reisenden ins Netz locken), als Lughas (die den Todten forttragen und mit der heiligen Hacke das Grab bereiten), dann als Shumseeas (die den zum Tode Bestimmten Hände und Füße halten) und dann erst als Erdroßler benützt. Wenn ein Mann sich zu diesem letzten Grade fähig glaubt, wendet er sich an den obersten Thug seiner Truppe und bietet sich ihm als Schüler an. Der Burka willigt ein sein Gooroo, d. h. sein Berather und Lehrer zu werden, und wenn die Bande einen Reisenden antrifft der sich körperlicher Schwäche wegen zu einem ersten Versuch eignet, so wird es dem Aspiranten gestattet sein Probestück zu machen, vorausgesetzt daß die Auguren günstig sind. Sendet die Göttin Pilhaoo, oder würdigt sie ihn gar keines Zeichens, so wird der Reisende durch einen andern Thug erdrosselt, und der Aspirant muß für sein Debut eine günstigere Zeit erwarten.

Die Thugs durchziehen das Land oft in Trupps von zehn bis hundert Mann und bedienen sich aller möglichen Verkleidungen. Sie zeigen sich als reisende Kaufleute, als Pilger, als Sepoys, oder auch als Gepäckträger, die ihre Dienste anbieten, und nicht selten figurirt einer von ihnen als Rajah, während die übrigen die Rolle seiner Diener spielen. Wenn die Horde zu zahlreich ist, scheidet sie sich in mehrere Abtheilungen, die einander entweder in gewissen Distanzen auf derselben Straße folgen, oder auf verschiedenen Wegen nach dem Ziele ihrer Wanderung gelangen. Ihre Opfer sind fast immer Eingeborene, in deren Vertrauen sich die Schlauesten der Bande auf geschickte Weise einzuschleichen wissen. Man macht z. B. dem Reisenden den Vorschlag, die Reise gemeinschaftlich zurückzulegen, um bei etwa drohender Gefahr besser Wider-

stand leisten zu können, und wenn er dieß Anerbieten etwa argwöhnisch zurückweisen sollte, so findet er weiterhin eine andere Abtheilung der Bande, die sein Vertrauen gewinnt, indem sie seinen Argwohn zu theilen scheint. Hat man endlich das Opfer sicher gemacht, so sendet man einen Mann aus, um den für die That passenden Platz zu wählen und an verschiedenen Punkten Schildwachen aufzustellen, die eine Ueberraschung verhindern. An Ort und Stelle angekommen, bereden die Thugs die Reisenden ein wenig auszuruhen und auf ein Signal des Chefs werden sie, wenn es mehrere sind, alle in demselben Moment erdrosselt. Bei jedem Morde sind gewöhnlich zwei Thugs thätig, wovon der eine bemüht ist Arme und Beine des unglücklichen Opfers festzuhalten, während der andere ihm die Schlinge um den Hals wirft. Wenn die That vollbracht ist, beeilen sich die Mörder die Leichen zu verscharren, nachdem sie dieselben vorher ausgeplündert haben. Besitzt der Erdrosselte einen Hund, so wird auch dieser getödtet, weil man fürchtet daß durch ihn eine Entdeckung herbeigeführt werden könnte.

Um dem Leser einen deutlichen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie diese Mordthaten verübt wurden, führen wir einige Beispiele an.

„Wir begegneten," erzählte Chutter, ein Anführer der Thugs, dem Moonshee [1] und seiner Familie zu Chupara und begleiteten ihn, ohne Gelegenheit zur Ausführung unserer Absicht zu finden bis Luckadown, wo wir erfuhren daß am folgenden Tage eine Compagnie europäischer Soldaten ankommen sollte. Wir beschlossen nun die Reisenden jedenfalls noch an demselben Abende umzubringen, damit sie uns nicht etwa unter dem Schutze der europäischen Soldaten entschlüpften. Der Moonshee hatte sein Zelt ganz in der Nähe der Stadt aufschlagen lassen, und unser Lager befand sich in geringer Entfernung von dem seinigen. Am Nachmittag kamen die Diener einiger englischer Officiere mit den Zelten ihrer Herren, die sie etwas entfernter von der Stadt aufschlugen. Sobald die Nacht angebrochen war, giengen mehrere von uns nach dem Zelte des Moonshee, um zu singen und Guitarre zu spielen, wie wir schon am Abende vorher gethan hatten, und während die Frau und die Kinder zuhörten, nahm einer von uns den Säbel des Moonshee, wie um ihn zu besehen. In diesem Augenblicke wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Der Moonshee bemerkte es, begriff sogleich die Gefahr in der er schwebte, schrie um Hülfe und versuchte aus dem Zelte zu entkommen, aber er wurde festgehalten und erdrosselt. Seine Frau stürzte mit dem jüngsten Kinde auf dem Arme herbei, einer der unsrigen bemächtigte sich ihrer, erwürgte sie und brachte das Kind in Sicherheit. Auch die älteste Tochter des Moonshee wurde im Zelte erdrosselt. Seine Diener waren eben beschäftigt die Pferde zu striegeln. Einer von ihnen bemerkte was vorgieng, rief um Hülfe und versuchte sich unter die Thiere zu verstecken, aber er wurde hervorgezogen und getödtet, wie seine beiden Cameraden. — In dem Augenblicke als das Signal zur That gegeben wurde, näherten sich einige von uns so laut als möglich singend und spielend den Zelten der Europäer, während andere ein paar Pferde losmachten und diese mit lautem Geschrei verfolgten. Auf diese Weise hörten die Engländer nichts von dem Hülferufen des Moonshee und seiner Familie, und wir brachten die Leichen bei Seite, ohne daß sie die leiseste Ahnung von dem hatten was vorgefallen war."

Die zweite Expedition der Thugs, die wir erwähnen wollen, gibt ein Beispiel, mit welcher Geduld die Mörder die günstigste Gelegenheit zur Ausführung ihrer Pläne zu erwarten wissen. Ein Thug, Namens Dorgha, erzählte:

„Wir hatten gehört daß Chureeb-Sing, Commandant der Festung Gawilgur, eine Anzahl hindostanischer Soldaten anzuwerben wünschte und zu diesem Zwecke seinen jüngsten Bruder, Chyan-Sing, mit einer Summe Geld versehen und von einer starken Escorte begleitet, in die Districte schicken wollte, welche zwischen dem Ganges und dem Flusse Jumna liegen.

„Im Junius kam Chyan-Sing in Jubulpore an. Sein Gefolge bestand aus 52 Männern, sieben Frauen und einem 4 Jahre altem Kinde. Sobald wir durch unsere Kundschafter von der Ankunft der Karawane Kenntniß erhalten hatten, sandte jeder unserer Trupps seine geschicktesten Leute nach der Stadt, um sich zu den Reisenden zu gesellen und wo möglich einen Theil der Bedeckung durch List von Chyan-Sing zu entfernen, wodurch die Ausführung unseres Planes um vieles erleichtert worden wäre. Aber alle Versuche blieben erfolglos, und wir faßten nun den Entschluß unsere Kräfte zu vereinigen, auf unverdächtige Weise eine Begegnung mit der Karawane des Chyan-Sing herbeizuführen, uns ihr anzuschließen und an einem einsamen Orte alle auf einmal umzubringen. Und so geschah es.

„Als wir uns Shora näherten, beredeten wir die Reisenden die große Straße zu verlassen und eine andere, wie wir behaupteten, nähere einzuschlagen, welche durch ein fast ganz unbewohntes und von Jungles bedecktes Terrain führte. Indessen fand sich auch in diesem abgelegenen Landstriche lange nicht die erwartete Gelegenheit zur Ausführung unserer Absicht, und wir mußten den Reisenden mehrere Tage lang ins Land hinein folgen, wobei wir aber ihr Vertrauen mehr und mehr gewannen.

„Endlich kamen wir in die Nähe eines Ortes der von jeder menschlichen Wohnung fern lag, und wählten diesen zum Schauplatz unserer That. Wir schickten wie gewöhnlich eine Anzahl Männer aus um den Ort zu recognosciren und zu bewachen, und bestimmten Chyan-Sing und seine Escorte, um Mitternacht die Ruheplätze zu verlassen und sich wieder auf den Weg zu machen um Chitterkote gegen Morgen zu erreichen. Während des Marsches gesellten sich je zwei von uns zu jedem der Reisenden und suchten ihre Aufmerksamkeit durch lebhaftes Gespräch zu fesseln. Dieselben Maßregeln und dieselbe Vorsicht beobachteten wir auf der ganzen Linie und zwar mit so gutem Erfolge, daß sobald das Signal zum Angriff gegeben war, alle Reisenden vom ersten bis zum letzten, mit Ausnahme des vierjährigen Knaben, in demselben Augenblicke gepackt und erdrosselt wurden. — Da wir fürchteten vor Anbruch des Tages nicht mit der Bestattung der Leichen fertig zu werden, brachten wir sie einstweilen nach dem Ufer eines Flusses der sich in der Nähe befand, und bedeckten sie mit Sand, dann begaben wir uns mit unserer Beute und dem Kinde nach Chitterkote. Wenige Tage darauf begann indessen die Regenzeit, der Fluß an dessen Ufern wir die Todten eingescharrt hatten, schwoll an, und als unsere Gefährten an den Ort zurückkehrten um sie zu bestatten, fanden sie nur

[1] Munschi ist so viel als Gelehrter.

noch drei oder vier Cadaver, die übrigen hatte das Wasser fortgespült. Das Kind wurde durch einen unserer Anführer erzogen und hat im vorigen Jahre sein Probestück als Thug abgelegt."

(Schluß folgt.)

Ueber die älteste Geschichte Mexico's und der Culturvölker Central-Amerika's.

3. Die Azteken.

Wenn das Jahr 1070 n. Chr. als die äußerste chronologische Gränze der Toltekenreiche gelten mag, so folgt nun ein Zwischenraum von 100 bis 120 Jahren, wo Anahuac oder das mexicanische Tafelland ein Bild der Verwirrung bot, da die Einbrüche frischer Völker fortdauerten, die alten Zustände mehr und mehr in Verwitterung übergiengen und neue Bildungen ängstlich und kränklich um ihr Daseyn stritten. Jede neue Barbarenwelle schwemmte wieder hinweg was sich zu entwickeln begonnen hatte, und das Land selbst gieng mehr und mehr in Wildniß über; es entschlüpfte der Zucht ackerbautreibender Völker, um zur Domäne roher Jägerstämme zu werden. Für diesen todten Raum, der zwischen zwei große Zeitalter sich hineindrängt, fehlt es nicht an Annalen, die mit den Fehden der Chichimekenfürsten angefüllt sind. Allein die Geschichtsquellen tragen das Gepräge des chaotischen Zustandes, sie sind in arger Verwirrung, ungeordnet und unverständlich. Auch hat der wackere Abbé Brasseur wenig Licht und Klarheit in die Thatsachen gebracht, sondern nur gegeben was er fand. Drückend ist namentlich der Mangel an Chronologie, so daß sich auch die Ereignisse nicht logisch gliedern lassen. Uebrigens ist der historische Verlust nicht sehr groß, denn Zeiten der Völkerwanderung bieten wenig denkwürdige Erscheinungen, welche uns über die Gesetze menschlicher Entwicklung aufklären könnten. Unser Interesse ist auch bei diesem geschichtlichen Zeitraum lebhaft nur auf einen Punkt gerichtet, wie es nämlich gelang die toltekische Cultur durch die Zeit der Chichimekenwanderung hindurch zu retten, bis Völker erschienen die befähigt waren die goldene Erbschaft des zerrütteten Reiches anzutreten.

Von welchem Punkte der erste Impuls der großen amerikanischen Völkerwanderung ausgieng, wissen wir nicht. Jedenfalls aber muß man den Gedanken aufgeben daß die Chichimeken, ein Wort welches — wir bemerken es noch einmal — so allgemein gefaßt werden muß wie Barbaren, Nomaden, Beduinen, Jägerstämme rc., zunächst aus Asien kamen. Dieß verneint selbst Brasseur, obgleich er die Bevölkerung Michoacans, die Quichéstämme und die Yukateken wegen ihres jüdisch-arabischen Gesichtsschnittes, der Aehnlichkeit der Trachten und sehr vieler Gebräuche (Beschneidung), so wie wegen der Hautfarbe gern von den Semiten der alten Welt abstammen lassen möchte, und von gelehrten Orientalisten die Bestätigung dieser Hypothese erwartet. Wer mit der älteren amerikanischen Geschichte vertraut ist, dem sind dergleichen Vermuthungen nicht neu, denn die Mehrzahl der spanischen Historiker bekennt sich zu ihnen. Auch versichern sämmtliche Reisende die Centralamerika besuchten, daß ein hebräischer Gesichtstypus mehrern dortigen Stämmen eigenthümlich sey, und Dr. Scherzer unterrichtete den Verfasser dieser Arbeit, daß er überall wo er mit centralamerikanischen Gelehrten über die angeregte Streitfrage gesprochen habe, sie einstimmig sich zu der Ansicht bekannten daß ein Theil jener Culturvölker jüdischer Abkunft sey. Wir bemerken diesen Umstand zur Warnung für manche, die vielleicht sich aufgelegt fühlen über jene Hypothese gehässig zu urtheilen, denn wo die Uebereinstimmung so groß ist, wird immer eine Vermuthung ihre Berechtigung haben und verdient wenigstens mit Gründlichkeit widerlegt zu werden, also von den sprachfähigen Gelehrten, nämlich unsern Orientalisten. Jedenfalls aber hat das amerikanische Israel, oder besser, haben diese israelitischen Amerikaner nichts mit den Chichimeken gemein, denn die Bevölkerungen mit jüdischem Typus gehören zu den ältesten ethnographischen Elementen der Länder die sie bewohnen. Die Chichimeken dagegen, welche in das verfallene Toltekenreich einzogen, kamen von Norden. Wahrscheinlich waren es Stämme sehr verschiedenen Ursprungs, verschiedener Sprachen und verschiedener Gesittung. Mehrere von ihnen brachten eine originelle Cultur in die neue Heimath, denn ganz sicher ist es daß es zur Toltekenzeit im Norden von Anahuac, selbst bis zu den großen Seen umfangreiche Städte, ackerbautreibende Völker und gegliederte Gesellschaften gab. Bezeichnet werden die Wanderhorden bisweilen mit dem räthselhaften Namen Teo-Chichimeken,[1] der uns aber keine weitere Aufklärung bietet. Sie kleideten sich nach Art der Jägerstämme in Thierfelle, indem sie des Sommers das Vließ nach außen, im Winter dagegen nach dem Leib kehrten. Diese Felle verstanden sie zu gerben und zu glätten, auch bedienten sie sich des Leinenzeuges aus Nequen, d. h. aus den Fasern der Agave americ. und bisweilen sehr zarter Baumwollengewebe. Im allgemeinen war ihr Körperwuchs minder hoch als der toltekische, dafür aber waren sie nerviger und stärker. Ihre Haut hatte eine Olivenfarbe, der Bart war gut entwickelt und das Haupthaar schwarz, hart und lang. Ihre Waffen bestanden aus Bogen und Pfeilen, Schleudern und Schlingen aus Leder, die sie geschickt zu werfen verstanden, aus Streitäxten, Keulen und Blasröhren, aus welchen sie gebrannte Thonkugeln mit tödtlicher Wirkung zu schießen verstanden. Sie verehrten die Sonne als ihren Vater und brachten Thieropfer. Krankheiten, die selten waren, heilten sie bei längerer Dauer gründlich, indem sie den Patienten aus der Welt schafften.

[1] Das Präfixum Teo kann nicht aus dem Nahuatl abgeleitet werden, wo es Göttlich bedeuten würde. Sahagun schreibt Teu, und versichert es soll so viel bedeuten als wild und roh. Brasseur dagegen leitet es von teu ab, welches in der Quichésprache Kälte, Norden, überhaupt alles Borealische bedeutet. Diese Erklärung ist die widerwärtigste von allen, da sie einen verführerischen Sinn gewährt, denn warum hätten die mexicanischen Geschichtschreiber die Quichémundart zu Hülfe ziehen sollen?

Sie führten sehr genaue Geschlechtsregister, was auf eine Clanverfassung deutet, hielten streng auf Monogamie und bestraften den übrigens seltenen Ehebruch mit dem Tode. Sie kamen — dieß weiß man wenigstens genau — zunächst aus den Staaten, die wir jetzt Sinaloa, Durango, Chihuahua, Xalisco, Zacatecas nennen, also vom Westen und vom Nordwesten. Alle nannten sie ihre Heimath Aztlan oder Chicomoztoc (sieben Grotten). Wo dieses lang erforschte Aztlan lag, glaubt Abbé Brasseur jetzt ermittelt zu haben. Er sucht es zu unserer Befriedigung im nördlichen Sonora und am Gila, und denkt zunächst an die unter dem Namen Casas Grandes de Montezuma vielbesprochenen Baudenkmäler. Er beweist aber auch daß von den Guatemalteken sämmtliche Mexicaner, jedoch ohne Unterschied ob es Tolteken oder Chichimeken waren, als Yaquis bezeichnet werden, wie noch heutigen Tages der Fluß in Sonora genannt wird, der ehemals Aztatlan hieß. Ferner bewohnten die Chichimeken vor ihrer Wanderung eine Stadt, die Teo-Culhuacan [1] von ihnen genannt wird, und die das heutige Culiacan in Sonora seyn möchte.

Um sich den damaligen Zustand Anahuacs deutlich vorzustellen, mag man sich erinnern daß Bürgerkrieg, Hungersnoth, Pest und Auswanderung das Land gelichtet hatten, auch mußte mit tropischer Geschwindigkeit der Wald die ehemals sonnige Ackerflur bedeckt haben, sonst hätten Jägervölker dort ihre Sitze nicht aufschlagen können, allein gleichwohl hatten sich noch Reste der Tolteken in festen Schlössern, in den durch Moräste gedeckten Halbinseln an den Seen vor der Barbarenfluth gerettet, auch blieb ihnen Cholula beständig ein sicheres Asyl. Geschützt durch seine Sümpfe bevölkerte sich Culhuacan wieder von neuem, während auf der Insel Xicco andere Toltekenreste Zuflucht fanden, und dort die Keime des Fürstenthums Chalco [2] gelegt wurden. Viele der wilden Chichimekenbanden ließen sich nur dort nieder wo sie höhlenreiches Gestein fanden, denn an troglodytische Lebensweise gewöhnt, zogen sie Grotten jeder andern Behausung vor. Ob diese sämmtlichen Stämme unter einem Oberhaupte standen, wissen wir nicht, doch wird als der mächtigste Chichimekenführer Cholotl genannt, eine Benennung, die aber nachher so viele Fürsten führen daß es entweder kein Eigenname gewesen seyn kann, oder wenn er es war, später eine so allgemeine Bedeutung erhielt wie der des Julius Cäsar im römischen Reich. Die Cholotls nun schlugen ihre Residenz in Tenayocan auf, eine Stadt die aus alten Toltekentrümmern rasch aufgebaut wurde. Da änderten sich in den ersten Jahren des zwölften Jahrhunderts die Geschicke Anahuacs durch die Ankunft neuer Wanderstämme, die zwar auch Chichimeken genannt, aber als Tepaneken und Acolhuas von der großen Masse unterschieden werden. Tepaneken und Acolhuas sprachen verschiedene Mundarten und blieben auch politisch getrennt, wie sie auch in getrennten Massen und zu verschiedenen Zeiträumen das Tafelland Mexico's erstiegen. Doch gestehen ihnen die Annalisten eine gemeinsame Urheimath zu, und zwar wird als solche die californische Halbinsel und Sonora bezeichnet, auch denkt man gern, da sie auf ihrer Wanderung ein großes Wasser überschritten haben wollen, dabei an das rothe Meer (calif. Busen). Sie unterscheiden sich von den früheren wilden Horden durch ihre Vorliebe für den Ackerbau, auch trugen sie feine Kleider und brachten ihre Hieroglyphenschrift mit. Es war daher ganz natürlich daß sie sich zu den gesitteten Tolteken hingezogen fühlten, durch Heirathen mit ihnen sich rasch verknüpften, und daß durch diese Allianz die toltekische Cultur vor der Barbarei der Chichimekenhorden gerettet werden konnte. Zunächst entstand nun das Tepanekenreich Azcapozalco, eine Stadt die auf etlichen Inseln des Sees von Mexico erbaut wurde. Auch die Chichimeken begannen jetzt ein wenig sich zu civilisiren, wenigstens versuchten die Xolotl von Tenayocan ihr Reich in erbliche Lehen aufzutheilen. Die Zustände waren aber für ruhige Entwicklungen noch immer nicht günstig, denn eben damals entschloß sich der letzte rein und unvermischt gebliebene Toltekenrest, der die Felsenreste Xapultepec (Heuschreckenberg) noch bewohnt hatte, zur Auswanderung durch Michoacan nach Aztlan. Indessen konnten die Barbaren nicht lange dem moralischen Einfluß der höher gearteten Völker widerstehen. Die Acolhuas hatten sich mit den Chichimeken von Tenayocan vereinigt, und die Könige dieses Reiches suchten eifrig Familienverbindungen mit toltekischen Prinzessinnen. Der Chichimekenkönig von Tenayocan Amacui war der erste welcher den Wildpark von Tezcuco mit einer Mauer einfassen ließ, und von ihm stammen die strengen Jagdgesetze, die bis auf die Zeit der Spanier noch Geltung behielten. Mit seinem Tode aber drohte über das Thal von Anahuac von neuem Anarchie einzubrechen. Es lassen sich damals genau sieben Staaten an den Seen unterscheiden, jeder nicht größer als ein Schweizer Kanton. Der wichtigste darunter blieb immer Tenayocan, der Sitz der alten Chichimekenkönige, dem als nächster im Rang der Tepanekenstaat Azcapozalco, und das halbtoltekische Culhuacan folgten. Amacui hatte von einer toltekischen Prinzessin als Sohn Xlotzin auf den Thron hinterlassen, und dieser Prinz war von einem toltekischen Priester Tecpoyo Achcauhtli für die höhere Gesittung gewonnen worden; denn wie eine alte hieroglyphische Urkunde erzählt, lehrte der Priester zuerst seinem Zögling gesottenes Fleisch zu essen, da vorher die Chichimeken roh (?) ihre Jagdbeute verzehrt haben sollten. Dieser Fürst war es, der das alte, anfangs Oztoticpac genannte Tezcuco ausbauen ließ, neue Fluren durch Mauern abgränzte und hinter dieser Einfassung Ackerbau zu treiben anfieng. So begann der Chichimekenstaat eine neue Physiognomie zu gewinnen. Zwei Städte, das neue Tezcuco und das alte Tenayocan, stellten zugleich die Gegensätze im Innern des Reiches dar. In Tezcuco finden wir Acolhuas und toltekische Trümmer vereinigt, den Ackerbau und etliche Gewerbe im Aufblühen, in Tenayocan die alten rohen Chichimeken, welche mit Mißtrauen und Abscheu die neue Zeit betrachten und nichts wissen wollen von Cultur, von Tolteken und Acolhuas, von königlicher Gewalt, von Ordnung und Gesetz, sondern die ohne höhere Lebensbedürfnisse Jagd- und Kriegsbeute suchen und das Waffenhandwerk jeder andern Beschäftigung vorziehen. Damit endigte das 12te Jahrhundert und gleichzeitig erlosch der toltekische Name, denn was sich von den alten Culturelementen noch vorfand, war längst verschmolzen mit den Tepaneken Azcapuzalcos, mit den Culhuas in Culhuacan, und mit den Acolhuas und Chichimeken des Reiches Tenayocan (später Tezcuco).

Um diese Zeit gelangt ein Chichimekenstamm nach Anahuac,

[1] Nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Stadt in Anahuac.

[2] Die Chalcas sind indessen ein eingewanderter Stamm, von gleicher Herkunft wie die Azteken.

der bald darauf alles verdunkeln und ein Reich gründen sollte welches an Glanz die Toltekenherrschaft übertraf. Die Anfänge waren aber so klein wie die des weltenbeherrschenden römischen Volkes. Vier Stämme, unter dem Namen der Azteken, setzten sich von ihren Ursitzen, dem sie den Namen verdankten, nämlich von Aztlan, seit 1062 in Bewegung; der letzte Clan, die Mexicas, woraus durch ein Ungefähr der Name Mexico und Mexicaner entstanden ist, brach erst im Jahre 1090 (Anno I Techtli) auf. Den Ausdruck Mexicas verdankten sie einem Häuptling Mecitl, der aus einer berühmten Familie Aztlans stammte. An der Spitze der Nation stand aber ein Oberpriester des Gottes Tetzauh oder der Sonne, Namens Huitzil oder Huitziton,[1] mit dem Beinamen Opochtli der Linkische, woraus später Huitzilopochtli (corrumpirt Vitzliputzli) entstand. Dieser Mann war es, der die Azteken zur Auswanderung bestimmte, denn er wollte beständig einen Vogel in den Zweigen: tihui, tihui (sprich: tiwi, tiwi) singen gehört haben, was zufällig bedeutete: brecht auf! Im Jahre 1116 (Anno I Tecpatl.) erreichten die Azteken Chicomoztoc, wo ein mächtiger Fürst Moteuczomatzin (Montezuma) herrschte. Die Azteken, welche eine Fischerbevölkerung gewesen zu seyn scheinen, fanden dort einen großen Fluß und erwarben sich als Fährleute längere Zeit ihr Brod. Daraus scheint zu folgen daß Chicomoztoc näher an Anahuac lag als Aztlan. Auf ein Orakel ihres Gottes ergriffen sie aber wieder den Wanderstab und giengen über Teo-Culhuacan[2] nach Acaltzinco, wo sie, heißt es, im Jahre 1143 (Anno II, Acatl) die toltekische Zeitrechnung annahmen und zum erstenmal den Anfang eines neuen toltekischen Jahrhunderts feierten. Wir haben es also offenbar mit einem frommen theokratisch regierten und gebildeten Volke zu thun, dem sich auf der Wanderung so viele Stämme zugesellten daß die Nation nach und nach bis auf neun Clanschaften anschwellen konnte. Da verschwand plötzlich Huitzilopochtli aus der sichtbaren Welt, vielleicht hinweggeräumt durch die herrschsüchtige Priesterzunft, und der Clerus verkündigte dem Volke, sein Held und Anführer sey in der Gestalt des Tetzauh, der Gottheit selbst, erschienen und habe verkündigt daß er den Azteken die Herrschaft der Welt verleihen werde, wenn sie sich niederlassen wollten, da „wo sie eine Feigendistel auf einem Felsen im Wasser wachsen und auf der Distel (Nopal) einen Adler mit einer Schlange in den Klauen[3] erblicken würden." Von diesem Augenblick an wurde Huitzilopochtli der Schutzpatron und Nationalgott der Azteken oder Mexicaner. Seine Gebeine verbarg man in einem allerheiligsten Schrein, den vier der höchsten Priester, die Gottesträger (Teomamas) auf ihre Schultern luden, und vor dem das Volk seine Gebete und seine Weihgeschenke darbrachte. Durch einen neuen Wanderzug erreichten sie den Kanton Cohuatlycamac in der Nähe des ehemaligen Tollan. Dort entzückte sie die Milde des Klima's so sehr daß das Volk sich nicht entfernen wollte, als nach neun Jahren die Priester ihm als Gottesbefehl einen abermaligen Aufbruch verkündigten. Damaliger Oberpriester war Quauhtlequetzqui, ein Mann, der nicht leicht vor Schwierigkeiten zurückschreckte. Er befahl die Dämme zu durchstechen welche die fruchtbaren Fluren vor dem Wasser des Oberlandes schützten, damit die herabrollenden Fluthen die Cultur der früheren Jahre vertilgen möchten. Er ließ auch das Volk zu Huitzilopochtli herantreten und zeigte ihm zum erstenmale als Bildniß des bisher Unsichtbaren ein häßliches Götzenbild. In der folgenden Nacht war die Priesterzunft lebhaft am Altar Huitzilopochtli's beschäftigt, und am Morgen fand man schaudernd alle Häuptlinge, die sich der Wanderung widersetzt hatten, dem Gotte geopfert, das heißt es war ihnen die Brust geöffnet und das herausgerissene Herz dem Götzen dargebracht worden. Nach dieser Schreckensnacht trennten sich mehrere Stämme vom Hauptkörper, die übrigen aber setzten ihre Wanderung fort (Anno X, Calli, 1177 n. Chr.). Aus dieser Episode ergeben sich sehr fruchtbare Schlüsse, denn wir gewahren daß die Azteken vor ihrer Ankunft in Anahuac unter einem theokratischen Despotismus standen, welcher mächtiger war als der kriegerische Adel oder die Häuptlinge der Clans; ferner daß das Volk schon große Künste in der Feldwirthschaft besitzen mußte, da es durch hydraulische Bauten bedrohte Flächen für den Ackerbau zu gewinnen verstand. Geschwächt durch die Theilung sehen wir die Azteken nach den Seen von Anahuac herabsteigen und mehrere Jahre lang umherirren, immer wieder aufgescheucht, wenn sie sich festsetzen wollen, bis sie endlich nach der von den Tolteken jetzt entblößten Felsenstadt Chapultepec kommen, deren natürliche Stärke ihnen fürs erste Schutz gewährte, und wo sie 1195 zum zweitenmal das Fest eines neuen toltekischen Jahrhunderts (52 Jahre) feierten. Sie befanden sich aber dort auf tepanekischem Grunde, und der König von Azcapotzalco, damals noch der mächtigste Souverän in Anahuac,[1] ließ ihnen verschiedenemale wissen daß sie ihm einen Tribut schuldig geworden seyen. Die Lage von Chapultepec hart am See war für das aztekische Naturell ganz besonders förderlich, und die Wahl des Ortes macht dem politischen Scharfblick der Stammhäupter, also der Priester, große Ehre, denn an das Leben auf dem Wasser gewöhnt, konnten sich die Azteken zugleich mit Ackerbau und mit Fischfang beschäftigen. Wir hören daß sie damals Huitzilihuitl zu ihrem Fürsten wählten, während die Oberpriesterwürde auf Quauhtlequetzqui II übergieng, der seinen Vorgänger an Fanatismus und Härte noch übertraf. Acolnahuactl, König der Tepaneken von Azcapotzalco, erklärte endlich den Mexicanern die ihm noch immer nicht gehuldigt hatten, den Krieg und marschirte gegen Chapultepec. In dieser Bedrängniß wandten sich die Azteken an die Chichimekendynastie in Tezcuco und baten um Hülfe, indem sie sich bereit erklärten Lehnsleute dieses Staates zu werden. Allein der damalige König von Tezcuco war nicht in der Lage ihnen kräftig zu helfen, sondern rieth ihnen sich fürs erste Acolnahuacatl zu unterwerfen. Die Azteken versuchten gleichwohl ihr Kriegsglück, und obgleich ihr Widerstand höchst erbittert war, mußten sie doch vor der Uebermacht die Waffen strecken und die Oberherrschaft der Tepaneken anerkennen, die ihnen jedoch aus Achtung vor ihrer Tapferkeit nur einen geringen Tribut auferlegten.

Der damalige König von Tezcuco, Quinantzin, mußte die Allianz der Azteken ausschlagen, weil sich Thron und Staat in der

---

[1] Diminutiv von Huitzil, was bekanntlich Colibri im Nahuatl bedeutet.

[2] Nicht mit dem Culhuacan an den mexicanischen Seen zu verwechseln, sondern in Sonora (siehe oben) zu suchen.

[3] Bekanntlich das Reichswappen von Mexico (Tenochtitlan).

[1] Man hat sich diese Staaten nicht größer vorzustellen, als wie Schweizerkantone oder wie etwa die Republiken im alten Griechenland.

höchsten Krisis befanden. Wir sahen schon früher, wie der Chichimekenprinz Tlotzin, von toltekischen Priestern erzogen, den Barbaren abzustreifen begann. Er verlegte mit Vorliebe seinen Sitz nach dem rasch unter toltekischer Industrie aufblühenden Tezcuco, dessen Bevölkerung größtentheils aus gesitteten Acolhuas bestand. Allein die völlige Unterdrückung chichimekischer Barbarei sollte nicht diesem Fürsten, sondern erst seinem Sohne Quinantzin gelingen, zu dessen Gunsten der Vater abgedankt hatte. Die königliche Gewalt war indessen noch nicht so weit erstarkt um die spröden Elemente für die neue, oder vielmehr restaurirte Cultur zu gewinnen, namentlich erwuchs ihr in den ehemaligen Clanhäuptlingen, den chichimekischen Magnaten, ein heftiger Widerstand. Die königliche Macht stützte sich auf die städtebauenden Acolhuas und auf eine seßhafte ackerbautreibende Bevölkerung, der Adel hatte die alten ächten Chichimeken, die Jägerbanden, für sich, welche die elenden Hütten Tenayocans, der alten Hauptstadt, der königlichen Pracht des modernen Tezcuco vorzogen. Es gelang aber Quinantzin die Knaben des chichimekischen Adels als Pagen an seinen Hof zu ziehen. Er ließ sie kriegerisch üben, stellte sie unter strenge militärische Zucht, und schuf sich dadurch eine ergebene Leibwache, mit der er jeden Rebellen bedrohen konnte. So reifte eine entscheidende Epoche für Anahuac. Nach seines Vaters Tode hatte Quinantzin, der den Aufenthalt in dem unfreundlichen Tenayocan scheute, in der Statthalterschaft dieser Stadt, welche immer noch der politische Mittelpunkt des Reiches blieb, seinen Bruder Tenancacatl gelassen, welcher vollständig die Neigungen und Abneigungen der alten Chichimeken theilte, und der bald das Haupt der Adelspartei wurde, die von Tezcuco, von acolhuanischer Gesittung und von Entwicklung königlicher Macht nichts wissen wollte. Bei der Thronbesteigung wagte es Quinantzin die alte toltekische Etikette einzuführen; er bestieg nämlich einen Tragsessel, der auf den Schultern von vier Edelleuten ruhte, während vier andere Magnaten einen Thronhimmel über ihm trugen. Die chichimekischen Patrimonialherren, die an der alten Clanverfassung festhielten, und nicht vergaßen daß Quinantzins Vorfahren beim Abzug aus Chicomoztoc ihres Gleichen gewesen seyen, fanden diese Neuerung höchst anstößig, und zogen sich nach Tenayocan zurück, wo sie sich enger um Tenancacatl schaarten, so daß ein Kampf dieser Gegensätze nächstens ausbrechen sollte. Inzwischen gelang es Quinantzin die Chichimekenfürsten von Huexotla und Coatlychan völlig seiner Gewalt zu unterwerfen. Sie mußten der Krone von Acolhuacan (Tezcuco) huldigen, und behielten dafür ihren Fürstentitel und das Eigenthum ihrer Domänen bis zur Ankunft der Spanier. Diese Machterweiterung erregte die Eifersucht des Tepanekenkönigs in Azcapotzalco, welcher den Tenancacatl, den Bruder Quinantzins und Statthalter von Tenayocan zur Empörung ermunterte. Von dem Ausgang dieses Kampfes hieng die Begründung monarchischer Gewalt in Tezcuco und zugleich der Sieg der Civilisation über die Chichimekenbarbarei ab. Zum Glück für Quinantzin waren die Gegner nicht einig, sondern Tenancacatl in Tenayocan und Acolnahuacatl in Azcapotzalco arbeiteten im Geheimen gegen einander, während Quinantzin auf der Lauer, seine Stadt Tezcuco immer stärker befestigte und auf den Sturm sich rüstete. Deßwegen hatte er auch die Allianz der Azteken ausgeschlagen, um nicht durch auswärtige Händel seine Kräfte für die innere Krisis zu schwächen. Der Tepanekenkönig fühlte ein großes Gelüste zum Verräther an seinem Alliirten Tenancacatl zu werden, und Tenayocan dem Reiche von Azcapotzalco einzuverleiben; er unterstützte daher die Azteken, die in Fehde mit Tenancacatl gerathen waren, durch tepanekische Kriegsschaaren, die jedoch hinter aztekischer Tracht sich verbargen. Wirklich gelang es auch den Azteken Tenayocan zu überfallen und zu plündern. Als aber Tenancacatl gegen die „elenden Fischer" von Chapultepec rüstete, kam es zu einer mörderischen Schlacht, welche die aztekischen Mexicaner mit Hülfe der clandestinen tepanekischen Unterstützung glorreich gewannen. So wurde Quinantzin einen gefährlichen Gegner los, aber freilich gieng auch Tenayocan an die Tepaneken verloren, die dorthin zwanzig Jahre lang den Sitz des Reiches verlegten. Die hart gezüchtigten Chichimeken sammelten sich jetzt um ihren legitimen König Quinantzin, der sie zwar amnestirte, aber immer im scharfen Auge behielt. Jedenfalls hatte die Civilisation gewonnenes Spiel, denn die Tepaneken waren ein hochgeartetes Volk und für Cultur empfänglich wie die Acolhuas. Aber noch war ein Rest ungebändigter Raubschaaren unter dem Namen Teochichimeken in Poyauhtlan übrig geblieben, welche durch ihre Raubeinfälle die Culturreiche Anahuacs beunruhigten. Als diese sich zu einem gemeinsamen Bündniß rüsteten, kamen ihnen die Teochichimeken zuvor, und Quinantzin sah mit Schmerzen von seinen fünf Söhnen vier zu den Fahnen dieser barbarischen Gegner übergehen. Der Monarch von Tezcuco zog persönlich ins Feld, und lieferte ihnen einige siegreiche Gefechte, worauf die abtrünnigen Söhne reumüthig an seinen Hof zurückkehrten, von ihm zwar begnadigt, aber aus dem Reiche verwiesen wurden. Nach diesem ersten glücklichen Erfolg vereinigten sich die andern Staaten Anahuacs, die Tepaneken, Azteken, die Xochimilken und Culhuas, um die Teochichimeken gänzlich zu vertilgen. Zwischen dem heutigen Flecken Coatlychan und Chimalhuacan stießen die Geschwader auf einander, und es kam zu der blutigsten Schlacht, die jemals in Anahuac geschlagen wurde. Der Sieg blieb unentschieden (1246 n. Chr.), aber er hatte den Teochichimeken so vieles Blut gekostet, daß sie sich entschlossen aus Anahuac auszuwandern. Tezcuco hatte sich bei diesem zweiten Kampfe nicht betheiligt, war aber durch Eroberungen so mächtig geworden, daß die Tepaneken auf die erste Aufforderung gutwillig Tenayocan wieder herausgaben. Bald nachher wurde ein Staatenbund, wie ehemals unter den Tolteken geschlossen, und zwar waren es die drei Kronen von Acolhuacan (Tezcuco), von Azcapotzalco (Tepaneken) und Culhuacan, welche sich (Anno I, Tecpatl, 1272) vereinigten. Tezcuco gebührte die Hegemonie, doch darf man nicht daran denken daß die andern Staaten etwa Tribut zahlten, nur nahm damals Quinantzin den edlen Titel Tlaltecatl an, was so viel bedeutet als Ebener der Erde.

Nach ihrer Niederlage hatten die Teochichimeken von Poyauhtlan die Monarchen Anahuacs um die Erlaubniß gebeten über ihr Gebiet gegen Osten auszuwandern. Sie brauchten, da sie öfters in den Jagdgründen ihr Lager aufschlugen, etliche Jahre, ehe sie den Gebirgskranz überstiegen, welcher die Seen von Mexico, das Anahuac im engern Sinne einschließt, und bis sie auf das Gebiet von Cholula gelangten. Die Stadt des Verbannten war bisher wie durch ein Wunder von den Heimsuchungen der Chichimekenwanderung verschont geblieben, es hatte sich vielmehr dort alles wie zur Toltekenzeit erhalten; die Stadt besaß noch ihre

alte, halb patricische, halb theokratische Verfassung, nur war die Bischofswürde allmählich in Einer Familie erblich geworden. Die Teochichimeken befanden sich nach ihren Abenteuern in so kläglichen Zuständen, daß sie die Barmherzigkeit der Cholulteken anriefen und um Aufnahme in das Reich als Macehuales, d. h. als Leibeigene oder Frohnpflichtige, baten. Allein mit der guten Nahrung kamen den Teochichimeken die alten Kräfte wieder, sie fühlten alle Schmach ihrer Sklaverei und das Unerträgliche der Knechtschaft doppelt, da ihnen in der Stadt des Propheten verboten war ihrem Gott, dem Tetzcatlipoca, zu dienen. Eine List verschaffte ihnen endlich Gelegenheit zur Rache. Das Oberhaupt der Macehuales bat den Senat von Cholula um die Erlaubniß einen Nationaltanz aufzuführen, und die vergnügensüchtigen Cholulteken bewilligten gern die Bitte, erschlossen sogar ihre Arsenale, um die Chichimeken für die Aufführung des kriegerischen Ballets zu bewaffnen. Die Stadt wurde, wie es noch heutigen Tages Brauch ist, mit Fackeln festlich illuminirt, Quetzalcohuatl mit reichlichen Opfern geehrt, es floß das Octli (der Agavewein) in reichlichen Strömen, als das nächtliche Schauspiel begann und die teochichimekischen Verschwornen, sämmtlich bewaffnet, einen Ring um den Chorführer bildeten, der ihnen mit dem Teponaztli, der schauerlichen mexicanischen Trommel, den Tact schlug. Plötzlich gab der Musikant sein Zeichen und die Teochichimeken stürzten sich auf die geputzte schaulustige Menge, unter der sie ein furchtbares Blutbad anrichteten. Am andern Tage war die Stadt des Propheten in den Händen dieser barbarischen Ungläubigen, zu denen, nachdem sich die Nachricht weiter verbreitete, alle noch heimathlos umherirrenden Teochichimekenhorden stießen, so daß bald eine beträchtliche Streitmacht in Cholula gesammelt stand. Von Cholula aus erstreckten die Teochichimeken ihre Eroberungen nach dem Ostrande des mexicanischen Plateaus, und zwar fiel ihnen damals die Felsenburg Tepeticpac in die Hände, die auch Texcalticpac geheißen, seitdem den Namen Tlaxcallan, das Brodland,[1] empfieng. Dieß waren die Anfänge der berühmten Republik, die ursprünglich gegen Hernan Cortes so feindlich auftrat und später sein mächtigster Alliirter ward.

Tezcuco, der Sitz des Friedens, der Gesittung und der Künste, vergrößerte sich um diese Zeit durch die Niederlassung zweier edler rückeinwandernder Toltekenstämme, der Tlailotlaken und Chimalpaneken, beide ausgezeichnet durch ihre Virtuosität in der Malerei und — was damit im Zusammenhang stand — durch die Kunst ihrer historischen Schriften. In Culhuacan dagegen dauerte der widerwärtige confessionelle Hader fort, die Anhänger von Quetzalcohuatl und Tetzcatlipoca verfolgten sich mit toltekischer Intoleranz und mit dem Eifer zweier philosophischer Schulen, an die sich mehr oder minder politische Parteien anschlossen, um von den theologischen Zänkereien zu profitiren. Der Hof scheint sich nicht entschieden erklärt zu haben, doch verstattete er dem Huitzilopochtli in Culhuacan Tempel zu bauen, und da der Dienst dieses Gottes identisch war mit dem des Tetzcatlipoca, so darf man vermuthen daß er sich zur Lehre dieses Namens hinneigte. Weit klüger handelte der König von Tezcuco, der alle Religionen Anahuacs in seiner Stadt duldete, aber den Götterdienst auf die Heimlichkeit der Behausungen beschränkte und keine Tempelbauten gestattete, während der Hof dem alten einfachen, tempellosen monotheistischen Sonnencultus der Chichimeken treu blieb.

Mittlerweile waren die aztekischen Mexicaner in Chapultepec durch ihre beständigen Fehden und Räubereien dem Thale von Anahuac unerträglich geworden, und es bereitete sich gegen sie eine Coalition der Staaten von Azcapotzalco und Culhuacan, zu denen auch die andern Kantone ihr Contingent stellten. Anfangs blieben die Azteken glücklich. Bei einem Scharmützel gegen die Tepaneken fiel ihnen König Acolnahuacatl, ihr ehemaliger Suzerän, in die Hände, den sie erschlugen und ohne Schonung in Stücke hieben. Ein anderesmal drangen aztekische Freischaaren bei einem nächtlichen Ueberfall nach Culhuacan, und es gelang ihnen, vielleicht mit heimlicher Unterstützung der Secte Tetzcatlipoca's, den Tempel Quetzalcohuatls anzuzünden. Als aber Tepaneken und Colhuas gemeinschaftlich das Raubnest bedrohten, nahte der Tag der Rache. Die Mexicaner hatten in Chapultepec nur Greise und Wehrlose zurückgelassen, während alle Streitbaren gegen Culhuacan aufgebrochen waren. Es kam zu einer heißen Schlacht, aber ehe sie noch entschieden war, verbreitete sich die Nachricht die Tepaneken hätten Chapultepec erstürmt. Gelähmt durch diese Schreckensbotschaft wichen die Azteken. Wirklich war auch Chapultepec bedroht und umgekehrt durch die Nachricht geschreckt worden, die Culhuas hätten das mexicanische Heer geschlagen. So fiel die aztekische Veste den Tepaneken in die Hände, welche sie sogleich den Flammen übergaben, die von den Mexicanern am See erblickt werden konnten. Ihre Niederlage war jetzt entschieden, und es blieb ihnen nichts übrig als zu den Füßen des damaligen Königs von Culhuacan, Coxcoxtli, der kurz zuvor den Thron bestiegen hatte, Erbarmen zu erflehen. Huitzilihuitl, der Anführer und König der Mexicaner, wurde gefangen und erschlagen, Chapultepec geschleift, und die mexicanische Nation gerieth in gänzliche Knechtschaft der Krone Culhuacans. (Anno XIII, Calli, 1297 n. Chr.).

Nach Acolnahuacatls Tode war zum König der Tepaneken von Azcapotzalco Tezozomoc (geb. Anno XIII, Tecpatl, 1284) ein vierjähriger Knabe, Tochtersohn des verstorbenen Königs und Sohn des Königs von Culhuacan Coxcoxtli erhoben worden. An seiner Stelle aber übernahm seine Mutter, eine tepanekische Prinzessin und Gemahlin Coxcoxtli's, die Regierung, so daß also die Kronen von Azcapotzalco und Culhuacan, wenn auch getheilt, doch in Einem Hause vereinigt wurden. Coxcoxtli, ein mürrischer Greis, war seiner glänzenden Stellung nicht gewachsen, und namentlich benahm er sich nicht klug gegen die gedemüthigten Mexicaner. Ein Theil des aztekischen Adels hatte sich in Culhuacan angesiedelt, der Ueberrest der Nation aber wurde auf die von gefährlichen Schlangen bevölkerte Insel Tizaapan verwiesen (1299 n. Chr.). Statt nun die Elemente der unverwüstlichen aztekischen Nation dort in Obscurität verkümmern zu lassen, fand es Coxcoxtli bequemer sie als Soldaten gegen die Xochimilken zu schicken, ihnen wieder Gelegenheit zu kriegerischen Auszeichnungen zu geben und sie Zutrauen zu ihren Kräften gewinnen zu lassen. Sie zeichneten sich auch durch ihre Tapferkeit so vortheilhaft aus daß der König ihre Häuptlinge durch Heirathen mit vornehmen Culhuanerinnen belohnen mußte. Seit diesem Zeitpunkte fand eine Vermischung aztekischen und culhuanischen Blutes statt, und zwar gieng das zweite in das erste Element allmählich über. Wahrscheinlich zogen auch religiöse Sym-

[1] Von tlaxcal, Maisbrod.

pathien einen Theil der Culhuas zu den Mexicanern, denn eben blühten wieder die alten Religionsstreitigkeiten in neuem Flor, während der Hof sehr entschieden dießmal für den Cultus Quetzalcohuatls Partei ergriff. Culhuacan war das Pantheon Anahuacs geworden. Neben Quetzacohuatl hatte Tlaloc auf dem Hügel Huexachtecatl, an den sich die vier aristokratischen Quartiere der Stadt lehnten, seinen Tempel, Huitzilipochtli aber wurde öffentlich verehrt, und genoß wegen seiner Aehnlichkeit mit Tetzcatlipoca große Popularität. Als aber Coxcoxtli in seinem confessionellen Fanatismus einen Bildersturm organisirte und die Tempel der Gegengötter zerstörte, wanderten sehr viele Culhuas nach Tezcuco aus, wo sie wenigstens vor Verfolgung sicher waren.

Jetzt schlug auch für Cholula wieder die Stunde der Befreiung. In Tlaxcallan hatte sich nämlich ein teochichimekischer Häuptling Namens Culhua-Teuctli-Quanex stark befestigt, und begann monarchische Gelüste zu zeigen. Die Teochichimeken, an oligarchische Verfassung gewöhnt und beunruhigt durch die Ausbildung monarchischer Gewalt in beinahe sämmtlichen Cantonen Anahuacs, wollten in ihrer eigenen Mitte etwas ähnliches nicht aufkommen lassen. Es vereinigten sich also die Anführer der Clans und rückten gegen Tlaxcallan. Die Tlaxcalteken baten in ihrer Bedrängniß Tezcuco um Hülfe, dessen König mit ihrem Fürsten verschwägert war. Die andern Teochichimeken sahen sich jetzt auch nach auswärtiger Hülfe um, und begaben sich an den Hof von Culhuacan. König Coxcoxtli wurde durch ihr Gesuch in Verlegenheit gesetzt, er wollte weder den Haß der Teochichimeken noch die Feindschaft Tezcuco's sich zuziehen. Er half sich also durch Verrath. Während er den Teochichimeken Hülfe zusagte, schickte er heimlich Gesandte zu den Tlaxcalteken, und ließ ihnen wissen daß er zwar seine Truppen gegen sie ausschicken, aber ihnen den strengsten Befehl geben werde sich völlig neutral zu halten und sich nicht in den Kampf zu mischen. Am Tage vor der entscheidenden Schlacht hatten die Tlaxcalteken ihren Nationalgott Camaxtli (angeblich der Vater Quetzalcohuatls) um ein Wunder zu ihren Gunsten gebeten. Der Gott schien lange zu zaudern, endlich aber verkündigten die Priester das Mirakel, daß der Becher worin man einen Tropfen Milch von einer Jungfrau aufgefangen hatte, überzuschäumen beginne. Elektrisirt von dieser Nachricht warfen sich die Tlaxcalteken siegesgewiß auf ihre Gegner, und der große, in ihren epischen Gesängen hochgefeierte Tag entschied die Unabhängigkeit Tlaxcalla's.

Geschwächt durch diese Episode waren die Teochichimeken nicht mehr fähig Cholula zu behaupten, welches Coxcoxtli, den König von Culhuacan als Befreier herbeirief und, nachdem die teochichimekischen Unterdrücker gewichen waren, mit Tlaxcallan ein ewiges Bündniß schloß. Es währte auch nur ein Jahr, so hatte sich die Stadt des Propheten ihrer alten Domänen wieder bemächtigt und war zur ehemaligen Verfassung zurückgekehrt, welche neben einem Bischof und einem militärischen Oberanführer einen Senat von 6 Patriciern kannte und seitdem (Anno II. Acatl, 1299) bis zum Einzug der Spanier in Kraft blieb. Von dieser Zeit an wurde Cholula als heilige Stadt betrachtet und hatte äußerst selten durch Kriege zu leiden. Die unzähligen Heiligthümer welche die Stadt besaß, zogen alljährlich eine große Zahl von Pilgern an, und da auch die Fürsten dort ihre Andacht zu verrichten pflegten, so hatten sie für ihren Aufenthalt prächtige Paläste aufrichten und in deren Nähe Tempel ihrer Nationalgottheiten gleichsam unter dem Schutze Quetzalcohuatls erbauen lassen. Es bedarf keiner weitern Ausführung, daß eine solche im Genuß eines religiösen Friedens stehende Stadt ein Brennpunkt der Civilisation werden mußte. Pilgerstätten sind zugleich große Meßplätze, und die Innungen der cholultekischen Kaufleute, die unangetastet durch die Gebiete Mexico's ziehen durften, bemächtigten sich natürlich der einträglichsten Handelszweige, während die Stadt selbst in der Erzeugung buntgemusterter Baumwollenzeuge, Tuche, Schmuck aus Gold und Schildpat und des edelsten Thongeschirres sich auszeichnete. Die dramatischen Künste, namentlich die Posse und das Ballet, entwickelten sich in Cholula am höchsten, und ergötzten später sogar solche Kenner wie die spanischen Eroberer, während Missionäre mehr als einmal gelungene Partien auf die christliche Bühne herüberzogen.

In den ersten Jahren des 14ten Jahrhunderts (1305) starb Quinantzin hochbetagt über 100 Jahre alt, und hinterließ den Thron von Tezcuco und die Beendigung des Civilisationswerkes seinem jüngsten Sohne Techotlala, der, von einer Amme aus Culhuacan erzogen, in zarter Kindheit schon das Nahuatl erlernt hatte, dessen sich die beiden letzten Chichimekenkönige doch nur ausnahmsweise bedienten. Er erließ ein Gesetz welches die Sprache der Tolteken zur politisch gültigen erhob, das heißt sie wurde bei Hof, in den Parlamenten und in den Gerichtshöfen fortan gesprochen. Da sich nicht der geringste Widerspruch erhob, so muß überhaupt das Nahuatl schon eine große Verbreitung erhalten haben. Ob die Azteken eine Mundart des Nahuatl sprachen als sie nach Anahuac kamen, erfahren wir nicht, allein ihre fortdauernde Verschmelzung mit den Colhuas würde uns erklären können, warum auch auf sie die Spracheinheit sich später erstreckte. Tezcuco war so mächtig geworden, daß bei der Krönung Techotlala's Fürsten aus Xalisco, aus Tonalan, Tehuantepec, Guatemala und Vera Paz erschienen oder sich vertreten ließen! Die Macht des Monarchen war so groß daß es ihm gelang den Magnaten, die bisher die königliche Macht nur durch Entrichtung geringer Tribute und Stellung von Contingenten anerkannt hatten, den besten Theil ihres politischen Einflusses zu entziehen. Er gieng dabei mit größter Berechnung zu Werke, indem er den schwächern Patrimonialherren den Titel Tlatoani (Hoheit), den sie noch nicht besaßen, verlieh, sie dadurch den andern gleichstellte und durch weitere Gnaden an den Thron fesselte. Man zählte damals 26 Reichsbarone,[1] die zu einem Parlament oder Reichsrath vereinigt und dadurch genöthigt wurden, in der Residenz zu leben. Ihre Eitelkeit sättigte der König durch die Schöpfung großer Hofämter, namentlich der vier höchsten Reichswürden. Dann theilte er die 26 Provinzen plötzlich in 65 Departements und ließ den Patrimonialherrn die Gerichtsbarkeit nur in je einem Departement, während die 39 neuen Jurisdictionsgebiete von der Krone besetzt wurden. Ferner befahl er Colonisationen aus einem Kanton in den andern, so daß z. B. 2000 Feuerstellen von dem Gebiet des einen Baron in das eines andern verlegt wurden. Nun behielt zwar der ursprüngliche Herr seine Lehenshoheit über seine alten Unterthanen, allein sie waren auseinandergedehnt und wurden ihm entfremdet. Der Adel ließ alles schweigend ge-

[1] Ihre Namen und Titel sind uns sämmtlich erhalten worden.

schehen, doch bewiesen spätere Ereignisse daß sich Groll gegen die königliche Macht bei ihm aufgespeichert hatte. Während diese Dinge in Tezcuco reiften, eilte Culhuacan unter Coxcoxtli seinem Verfall entgegen. Religiöse Verfolgungen und Straßenkrawalle folgten sich aufeinander. Die Söhne des Königs empörten sich gegen den Vater, der zuletzt die Stadt räumen mußte.

Bei diesen Vorgängen hatten die mit den Culhuas immer enger verschmelzenden aztekischen Mexicaner für die Anhänger Tetzcatlipoca's Partei genommen, aber noch war es dem Volke nicht gelungen eine nationale Unabhängigkeit sich zu erringen, denn der innere Streit zwischen der demokratisch fühlenden Priesterkaste und dem Adel theilte seine Kräfte. Noch irrten sie ohne Heimath an den Ufern der Seen umher. Iztaccalco war eine Zeitlang ein Sammelpunkt gewesen, allein auch von dort vertrieben, sannen die Azteken darauf sich gleichsam eine neue Heimath zu bauen. Sie schlugen ihre Hütten auf großen Flößen auf und trieben diese in die Moräste, so daß mitten im Wasser eine bewegliche Stadt entstand. Noch andere bedeckten die großen Bambusflöße mit Erdreich um Ackerfrüchte darauf zu ziehen. So entstanden die **Blumeninseln und schwimmenden Gärten** auf den Seen, deren Anblick Hernan Cortes und seine Gefährten später so höchlich entzückte. Als Heimath der Nation aber betrachtete man immer noch den Punkt, wo es den Priestern gefiel das Allerheiligste, nämlich die Reliquien Huitzilopochtli's aufzustellen. Endlich verkündigte der Clerus, es sey der Gott bereit durch Orakel den Ort der schließlichen Ansiedlung zu verkündigen. Man wählte ihn in dem Morast von Tlalcomocco, in der Nähe einer Klippe oder Felsenplatte, die einst Quetzalcohuatl besucht haben sollte. Auf diesem Gestein wollten die Priester zur Erfüllung der Orakel eine Feigendistel (Nopal) und darauf einen Adler mit einer Schlange in den Klauen erblickt haben. In der Nähe fand sich ein Brunnen, in dessen Tiefen einer der Priester geheimnißvoll verschwand. Als er wieder auftauchte, erzählte er, unten den Wassergott Tlaloc gesehen und von ihm die Versicherung empfangen zu haben daß er seinen Bruder Huitzilopochtli an diesem Orte willkommen heiße.

Aus solchen Legenden geht klar hervor daß der Clerus den Ort der Ansiedlung wählte. Auch wurde sogleich der heilige Schrein des Huitzilopochtli aufgestellt, und auf der Klippe ihm ein Tempel erbaut. Man beeilte sich nun rasch der Niederlassung die Physiognomie einer Stadt zu geben. Die Gewässer waren von Fischen und Geflügel dicht bevölkert, so daß es nicht an Nahrung fehlte, und als nun die Stadt in vier Quartiere oder Calpullis getheilt, halb im Wasser, halb auf festem Grunde stand, wurde den umwohnenden Staaten amtlich von dem Etablissement Anzeige gemacht, und zwar geschah es im Jahre II Calli (1325 n. Chr. Geb.) zu einer Zeit also, wo in der alten Welt seit 34 Jahren die Franken ihre letzte syrische Besitzung verloren hatten, wo die türkischen Osmanen begannen aus dem historischen Dunkel zu treten, und genuesische Kauffahrer im atlantischen Meer nach den Canarien und Azoren vordrangen, nicht völlig zwei Jahrhunderte vor der Landung des Hernan Cortes bei Vera Cruz. Allein anfangs duldeten die schwachen Mexicaner, daß ihnen in ihrer neuen Stadt **Tenochtitlan** (Mexico) Tezozomoc der Alte, König von Azcaputzalco, einen Statthalter einsetzte. Wichtig für die Größe des jungen Tenochtitlan war es aber, daß bald nachher (1347) die ehemalige toltekische Hauptstadt Culhuacan durch eine Fehde mit Chalco vollständig in Trümmer sank, und die meisten ihrer Bewohner in Tenochtitlan eine neue Heimath suchten, während in die Territorien der culhuanischen Krone die gierigen Nachbarn sich theilten. Neue Zwietracht verzögerte aber die Entwicklung der vereinigten Azteken und Culhuas. Clerus und Aristokratie waren gänzlich zerfallen. Der Adel, der zur Partei der tepanekischen Statthalter zählte, zog von Tenochtitlan aus, und gründete hart an dieser eine zweite Stadt, so daß sich längere Zeit zwei feindliche Lager oder Quartiere, Tlaltiloca die Adels-, und Tenuchca die Priesterstadt, befehdeten. Der Clerus, mit dem niedern Volke vereint, vertrat jedenfalls die nationale auf Unabhängigkeit gerichtete Sache, und erhob auf den Thron den Sohn des vorletzten Königs von Acolhuacan Acamapichtli, der, noch ein Knabe, unter der Vormundschaft der Priester stand, während diese einen Senat der Aeltesten aus dem Volke ihm beigesellten. Damals erreichte Tezcuco den Gipfel seines Glanzes. Im Jahre 1342 (Anno IV Tochtli) berief Techotlala ein Parlament, von dem er ein neues Thronfolgegesetz bestätigen und die Steuern gleichmäßig vertheilen ließ. Der Chichimekencodex wurde durch die alten toltekischen Gesetze verdrängt und von Tenochtitlan culhuanische Juristen berufen, um gut besoldet an den öffentlichen Gerichtshöfen zu fungiren. Der König hatte zwar Religionsfreiheit ertheilt, und dem bunten Göttergewimmel der Tolteken Tempel in der Stadt erbauen lassen, doch blieb er selbst dem monotheistischen Sonnencultus seiner Vorfahren treu, duldete niemals Menschenopfer, und äußerte sich nur spöttisch über die Rohheit des Bilderdienstes. Mit Techotlala, der 60 Jahr alt 1357 (Anno VIII Calli) starb, endigt das „Mittelalter" für Anahuac, d. h. der Durchgang durch die Barbarenherrschaft von alter zur modernen Civilisation. Außer einer Menge freier Cantone, wie Chalco, Xochimilco, oder größerer Republiken, wie Tlaxcallan, oder freier Städte, wie Cholula, waren noch zwei Königreiche übrig, das tepanekische von Azcaputzalco und das acolhuanische in Tezcuco. Sollte die classische Staatsform Mittelamerika's, nämlich ein Staatenbund dreier Kronen sich zum drittenmal wiederholen, so mußte an die Stelle des gefallenen Culhuacan der Erbe dieses Staates, die aztekischen Mexicaner von Tenochtitlan treten. Darüber soll uns aber erst ein neuer und zwar dritter Band von Brasseurs großem Geschichtswerk Rechenschaft geben.

Sitten und Natur in der Umgegend von Neapel.

Reiseskizze von Anna Löhn.

Wie ich zuerst mit der Eisenbahn von Neapel nach Portici und den weitern Stationen fuhr, hatte ich einen kurzen, innern Kampf zu bestehen, um mich nicht ganz in Deutschland zu fühlen.

Da hielten wir zum Glück an, die Thüre wurde aufgerissen und es ertönte der Ruf: Torre dell' Annunziata. Die deutschen Uebel, die mich bei dem auf jenem Terrain noch seltenen Rasseln der Waggons umsponnen hatten, flohen. Wie wohl war mir! Wir schlenderten im Städtchen herum. Es war festlich geschmückt, weil die achttägige Nachfeier des Frohnleichnamsfestes im Schwange war. Alles war auf den Beinen, trotz der glühenden Sonnenhitze die auf der Erde brütete. Blumen waren nicht gespart, und von Balconen und aus Fenstern überschütteten Mädchen-, Frauen- und Kinderhände die Procession mit den reichlich gesammelten Blüthen der goldgelben Genista. Auf dem Baldachin, auf Meßgewändern, Teppichen, Hüten und Kleidern aller Art hafteten die herabgeflogenen goldenen Schmetterlinge, und wurden auf der Erde zu ganzen Schaaren zertreten. Ich bemerkte daß hier in dem kleinen Orte die Gewänder der Würdenträger, die von altitalienischem Schnitte sind, sehr reich, reicher und kostbarer gestickt, frischer und neuer und von gediegenerem Stoffe waren als in Neapel selbst. Die Magistratspersonen giengen in weißen Talaren mit Silber, und darüber vom schönsten ächten Lilasammet einen kurzen, runden Mantel, der himmelblau gefüttert und mit herrlichen Silberstickereien versehen war. Alles schien neu zu seyn. Aber die Leute dauerten mich, denn sie mußten natürlich sämmtlich in bloßem Kopf herumziehen, und auf manchem Haupte sah es aus wie auf einem deutschen Aehrenfelde in den Jahren des Mißwachses, manches glänzte gar wie ein unbedecktes Knie. Es sollen bei solchen Processionen in der heißen Jahreszeit bisweilen Unglücksfälle vorkommen. In Nola war einer der Rathsherren vor Hitze umgesunken, ein anderer hatte den Sonnenstich bekommen und war in Folge dessen gestorben. Ich habe das von glaubwürdigen Personen erzählen hören, und bin weit entfernt es zu bezweifeln.

Wir flüchteten vor der uns überall hin verfolgenden Procession und dem Pauken- und Trompetenschall, so wie auch vor den strafenden, vorwurfsvollen Blicken die uns trafen, da wir nicht geneigt seyn konnten gleich den andern Zuschauern auf den Knien herumzurutschen, sobald sich der erste weiße Mantel wieder an der Straßenecke zeigte, in ein schmutziges Kaffehaus.

Wenn mich nur nicht in den Provinz-Kaffeehäusern überall die unausstehlichen, nie gescheuerten kleinen Blechkannen für Koffee sowohl als Milch verfolgt hätten! Diese gewiß nie seit ihrer Geburt gewaschenen oder geputzten, mit den schwärzlichen oder bräunlichen Rändern, mit einer substantiellen Fütterung in jeder Ritze, wo Blech sich an Blech schmiegt, ihre dunkle, graue Färbung überhaupt, gegen die ein deutscher Herbsthimmel proper aussieht, und die nun noch dazu von Händen regiert werden, an welche man gleichfalls Seife und Sand pfundweise verschwenden möchte — diese kleine Blechkännchen, diese Schornsteinfeger in der Arbeit — waren mir beständig ein Gräuel.

Einen herrlichen Anblick dagegen gewährte das Meer. Wohl eine Stunde lang trieben wir uns am Ufer herum, unterhalb der Brückenbögen, über welche der Drache der Neuzeit, der Dampfwagen hinsaust. Aber schöner als dieß Sausen war das Brausen des Meeres. Die Fluthen nahmen an jenem Morgen einen heftigen Anlauf gegen die schwarzen Lavablöcke, die dort am Ufer aufgehäuft lagen, bestimmt dem Muthwillen des bewegten Elements, mit welchem dasselbe so gern am Busen der Erde spielt, ein wenig zu steuern. Ein herrlicher Anblick, wenn die Wogen vom Ufersande zurückgleiten und ihn, den vulcanischen, schwärzlichen und doch im Strahle der Sonne so wunderbar glänzenden und blinkenden dem Auge bloßlegen. Männer waren beschäftigt, dem herantobenden Element zum Trotz, und schnell und eilfertig als gälte es einen Raub, solchen nassen Ufersand auszuschaufeln und in Körbe zu werfen, ehe noch die nächste Welle wieder heransprühte und ihren Händen sicher die Werkzeuge entrissen hätte.

Mit dem nächsten Zug flogen wir gen Nocera. Nun hörte das Meer auf uns das Geleite zu geben, was die Eisenbahnfahrt von Neapel nach Portici, Torre dell' Annunziata und Torre del Greco so zauberisch schön macht. Der Anblick ist unvergleichlich. Selten verbergen Häuser, öfter in allen grauen und braunen und schwärzlichen Tinten schimmernde hohe Lavaschichten mit Tuff und Puzzolanerde abwechselnd die Fluth dem Auge, welches dieselbe, so oft es sie sah, doch immer wieder begierig sucht. Ist das Meer gerade bewegt, so hört man sein Toben über das Rasseln der Waggons hinweg, wie es sich an den Lavawällen, durch die wir dahin rasen, bricht. Vom Giardino Reale in Portici winken Palmen, und den ganzen ewiggrünen Park, den die königliche Familie deßhalb im Spätherbst besucht, herab und aus dem schwärzlichen und unfruchtbar scheinenden Stein- und Erdreich dicht neben uns ziehen die fleischigen Blätter des rothblühenden Mesembrianthemum, der Aloe und des Cactus ihre Nahrung. Scheint uns die Hitze im Waggon einmal umbringen zu wollen, siehe, da geht der Wall der uns einschloß, schon wieder rechts zu Ende, und das Meer hat Raum und Zeit uns einen frischen Lufttrunk zuzusenden, den wir begierig und dankbar entgegennehmen. Bis Nocera war Garten an Garten, schön gepflegt und üppig anzusehen. Wo Wege die Eisenbahn durchschnitten, harrten bisweilen, um ihre Straße weiter zu ziehen, wenn der Dampfwagen vorüber war, anmuthige Gruppen von Landleuten. Hochbeladene Esel, oben darauf noch ein Weib mit einem Kinde, Mädchen und Frauen mit Körben und Kübeln auf den Köpfen, die sich nicht erst die Mühe nehmen wollten ihre Last vom Kopf auf die Erde zu setzen, bisweilen ein kleines zweirädriges Fuhrwerk, mehr bepackt und mit Waaren und Menschen beladen als zuträglich war. Die Menschen horchten eben so neugierig und gespannt auf den heranbrausenden Dampfwagen, und sahen ihm eben so erstaunt nach als ihre Thiere, die Esel, den Blick hartnäckig zur Erde senkten, und wenn ihnen, glaube ich, der Eisenbahnzug noch dichter vor der Nase vorbeigefahren wäre, als es ohnehin schon geschah.

In Nocera, von wo die Eisenbahn nach Salerno noch in dem höchst schwierigen Bau über das Gebirg begriffen ist, glaubten wir ein Unglück sey geschehen als der Zug still hielt, ein solches eminentes Geschrei, nein, Gebrüll, empfing uns. Eiserne Gitter sperrten die Menge, die den ungebührlichen Lärm verführte, von dem Aussteigeplatz ab. Aber nun bemerkte ich welcher zudringlichen Classe von den Industriellen in Italien sie angehörten! Es waren Kutscher, welche die Ankommenden für eine Fahrt nach Salerno oder anderswohin fischen wollten. Ihr Brüllen war ein Jauchzen, als sie in jedem Eisenbahnpassagier eine Beute heranfahren sahen, eine Beute für ihre Gewinnsucht. Bei Gott, die Gitter, die sie von uns trennten, waren nothwendig, sonst hätte sich das zudringlich gefällige Volk in die rollenden Räder gestürzt

um sie aufzuhalten, man wäre aus den Waggons herausgezerrt und in einen Miethwagen geschleift worden. Wie Löwen und Tiger in den Käfigen klemmten sie sich an die verschlossenen Eisengitter, gesticulirten mit Händen und Füßen hindurch; ihre glühenden schwarzen Augen winkten und funkelten, ihre weitausgestreckten Finger fragten nach der Anzahl der Plätze die wir verlangten, und bestimmten auf eben diese Weise schon den Preis. Es war ein rasendes, ächt südliches Treiben, von dem man bei uns keinen Begriff hat.

Und als nun endlich die Gitter aufgiengen und die Passagiere dem Platze zueilten, auf dem die Wagen standen! Ach guter Gott! mein Tuchmäntelchen hätten sie mir fast vom Leibe gerissen, mein Hut stand schief nach dem Kampfe. Ueberall starrten einem die braunen Gesichter mit den dunkeln, dunkeln Augen voll schelmischen, pfiffigen, verschmitzten, spitzbübischen Ausdrucks unter den Hut und fragten, zerrten, winkten, riefen einen da und dort hin. Untereinander aber schimpften und fluchten sie, rauften und balgten sich, wenn einer oder der andere dem und jenem die Beute durch einen billigern Preis hinwegfischte. Sowie sie sich zu uns wendeten, waren sie voll himmlischer Freundlichkeit und schmeichelten uns um una bottiglia (was hier so viel als buona mano heißt), und im Umkehren schäumten sie Wuth auf einen der übrigen, der zu billige Preise machte und lachend mit einer Ladung Passagiere davonfuhr, indem er mit großem triumphatorischen Geschrei und Peitschengeknall durch die noch schachernden Cumpane hindurchraste, daß man hätte glauben mögen er wolle der einen oder der andern oft sehr schwankenden und schwächlichen Carrosse ein Rad mit entführen.

Aber im Lenken und Ausweichen haben sie alle eine außerordentliche Geschicklichkeit und Sicherheit. Man könnte glauben sie übten sich noch wie vor Jahrhunderten ihre tapfern Ahnen im Circus.

Ein Omnibus, gerade nicht von den schönsten, fuhr für einen bestimmten und mäßigen Preis von Nocera nach Salerno. Ich stieg hinein, weil ich des Handelns, des Kampfes und Geschreis müde war, und winkte meinem Reisegefährten ein gleiches zu thun. Das versetzte den Kutscher, der uns seine Caleſche durchaus aufdringen wollte, außer sich. Er schrie und demonstrirte noch immer hinten in den Omnibus hinein und wollte uns mit allen möglichen verführerischen Versprechungen wieder herausparlamentiren, aber wir blieben sitzen. Endlich wurde ihm die Thüre vor der Nase zugeschlagen, und ich sah nur noch, wie sein braunes Gesicht einen grimmigen Ausdruck annahm, der sicherlich dem Institute der Omnibusse galt. Er rückte den schwärzlichen, ausgefranzten spitzen Filzhut, ich weiß nicht zum wievieltenmale, weit aus dem Gesichte hinaus und begann dem dahinrollenden kleinen Häuse, in dem wir uns mit befanden, eine Fluth Schimpfreden nachzusenden.

Der Omnibus fuhr sehr gut, denn im Neapolitanischen sind die Pferde alle ausgezeichnet schön, gut genährt und voll Feuer und Muth.

Die Gegend, durch die wir nun fuhren, war prachtvoll, links thürmten sich drei gewaltige Gebirgszüge hintereinander empor. Die vordersten Berge erschienen herrlich grün, die dahinten liegenden dunkler und die höchsten und letzten fast violett. Ueberall zierten die nächsten Höhen, außer romantisch gelegenen Schlössern und Klöstern in reizendster Umgebung, die schmalen hohen Thürme der Saracenen. Sie sind rund und haben nur einige Oeffnungen. Es ist unentschieden, ob sie von den Saracenen selbst oder zum Schutze gegen die Saracenen erbaut wurden. Jetzt fängt man die wilden Tauben zu Tausenden darin, indem man, wenn selbige sich dort zur Nachtruhe niedergelassen haben, Netze über die Thürme zieht, die nur ganz oben einige kleine Oeffnungen haben.

In Salerno's reizendem weit geöffneten Hafen überraschte uns ein Ungewitter. Wir flüchteten, geleitet von einem ältlichen Herrn, der sich selbst uns zum Führer anbot, in die uralte Kathedrale, die mit Mosaikfußböden, Säulen und Reliefs aus den Tempeln von Pästum geziert ist.

Als wir Abends wieder in Nocera, oder vielmehr auf der Eisenbahnstation eintrafen, spielte sich im nahen Wirthshause eine höchst ergötzliche Scene vor unsern Augen ab. Mehrere vornehme Neapolitaner machten sich das seltsame Vergnügen von einem Balkone herab Wein aus Flaschen auf die unten versammelte Menge herabzugießen. Wir hatten dieß Manöver nicht eher bemerkt als bis ich, unterhalb des Balkons aus der Locanda tretend, selbst einige solche Tropfen röthlicher Himmelsgabe auf meinen Sonnenschirm bekam. Nun war es possierlich das Volk unten zu sehen das sich über alle Maßen anstrengte, einer den andern verdrängend, den rothen herabschießenden Strahlen den rechten Lauf anzuweisen, indem sie die Mäuler so weit als möglich aufrissen und mit Trichtern, die sie in den Mund nahmen, das edle Getränk in ihren Schlund zu leiten suchten. An Geschrei und Gelächter, Grimassen aller Art, Kampf und Wettstreit fehlte es natürlich nicht dabei. Mancher bekam eine ganze Ladung ins Gesicht, aber seinen geöffneten Mund erreichte die Bacchusgabe nicht.

Jammernd darüber und mit „rothweinenden" Augen im eigentlichen Sinne des Worts floh er und kehrte eben so schnell zurück. Dieß Spiel dauerte noch fort als wir mit dem Eisenbahnzuge davonfuhren.

Der Abend war unvergleichlich schön, der Himmel italienisch blau, der Vesuv und sein Adjutant, der Somma, lagen dunkelbläulich-schwarz vor uns da. Von Nocera kommend, erscheinen die beiden Gipfel im Profil noch viel gezackter, eleganter, die lange dunkle Bergschleppe, die sich an sie anschließt, noch feingeschwungener, als von Neapel aus gesehen. Und aus dem dunkeln, von keinem Nebel, wie oft bei unsern Bergen, in seinen Umrissen verkümmerten Gipfel, traten, wie zwei entsetzlich klaffende Wunden, die rothen glühenden Lavaströme hervor, über denen eine röthlich schimmernde Rauchsäule hinschwebte, die sich endlich mit dem violetten Himmel vermischte. Ueber dem Krater schwamm erst eine weiße schleierartige Wolke, da mochte drinnen Vulkan die Kohlen auf seinem Herde zusammenschüren, und plötzlich verwandelte sie sich in eine Rosenglorie, oft durchzuckt von einer emporstürmenden Feuersäule, im Geleite zahlloser Funken. Die Sonne war glühend untergegangen und weit, weithin am Horizonte legten sich goldige Bänder um die schimmernde Erde. Purpurwolken standen ruhig, von keinem Luftzug gescheucht, am Himmel, und smaragdgrün und violett lag das Meer da und trieb seinen Wogenschaum sanft und gemessen ans Ufer.

Erinnerungen aus Niederländisch-Indien.

2. Der Malaye.

Die Bevölkerung Java's wird sich gegenwärtig auf ungefähr 10 Millionen belaufen; Europäer, Chinesen und Araber liefern zu dieser Summe nur einen kleinen Bruchtheil, kaum ein Sechzigstel des Ganzen, die andern neunundfünfzig Sechzigstel sind malayischer Race, und können nach ihren Sprachen in Javanen, Sundanesen, Maduresen und Malayen eingetheilt werden. Die Zahl der eigentlichen Malayen ist sehr gering, man findet sie nur in zerstreuten Gruppen an der Nordküste; die Maduresen haben sich zahlreich auf dem ihrer Insel gegenüberliegenden Küstenstrich Java's angesiedelt, die Sundanesen bewohnen den westlichen, die Javanen die Mitte und den östlichen Theil der Insel.

Die Einwohnerzahl ist im allgemeinen im Zunehmen begriffen; wenn aber Hr. Dr. Friedmann im „Ausland Nr. 34. 1856" bewährt, daß sie im Jahr 1780 nur ungefähr zwei Millionen betragen habe, so ist das ganz gewiß ein Irrthum; diese zwei Millionen können nicht das Ergebniß einer Volkszählung der ganzen Insel seyn, sondern nur des nördlichen Küstenstrichs, der damals der holl. ostind. Compagnie gehörte, und dürfte außerdem eher auf einer allgemeinen Schätzung, als auf einer regelmäßigen Zählung beruhen. So ist es auch handgreiflich daß im Jahr 1824 vor dem javanischen Kriege, der bis 1830 dauerte, die Bevölkerung der Provinzen, die erst durch diesen Krieg Eigenthum der Niederländer wurden, in einer Volkszählung der ihnen angehörigen Länder nicht figuriren konnten. Nicht allein glaube ich mit Hrn. Friedmann daß ein Steigen der Bevölkerung von 2 Mill. im J. 1780, zu 8 Mill. im J. 1838, also eine Vervierfachung in zwei (?) Generationen sich kaum irgendwo wiederholt, sondern auch daß sie ebensowenig auf Java als an irgend einem andern Orte ohne fremde Einwanderung stattgehabt hat, obwohl jener Berechnung noch zu gute kömmt daß man auf 58 Jahre füglich drei Generationen rechnen kann, in einem Lande wo, wie im indischen Archipel, Männer und Frauen mit zwölf bis vierzehn Jahren reif und mit vierzig Jahren Greise sind.

Die malayische Race, die den ganzen indischen Archipel bevölkert, ist sehr klein; 5 Fuß hohe Leute findet man schon sehr selten, ihr Körper ist schön und zierlich proportionirt, Hände und Füße sind klein, aber frühe verrunzelt, und erstere haben dann eine auffallende Aehnlichkeit mit denen des Orangutans, die Hautfarbe ist ein helleres oder dunkleres Gelbbraun, das Haar ist lang, schlicht, rabenschwarz und grob, die Stirne mittelmäßig hoch und etwas gewölbt, die Augen groß und dunkel, die Nase nicht breit aber etwas eingedrückt an der Wurzel, der Mund ist groß und wäre gut geformt wenn nicht ein großer Tabakpfropfen, den sie immer zwischen den Lippen tragen, ihn mißformte; so verhält es sich auch mit den Zähnen, bei Knaben und jungen Mädchen sind sie sehr regelmäßig und weiß; ein ganz wunderlicher Schönheitsbegriff läßt sie aber in die Jahre der Pubertät tretend die Glasur von den Zähnen feilen, die dann vom Sirih oder Betel, dem Kalk, Areka-Nuß und noch andere Ingredientien beigefügt sind, und den sie beständig kauen, glänzendschwarz, die Lippen dagegen ziegelroth gefärbt werden. Weiße Zähne nennt der Malaye mit tiefer Verachtung giegie andjing, Hundezähne, und für kein Geld der Welt würde eine malayische junge Frau ihr schwarzes Gebiß mit einem weißen vertauschen.

Die Unterabtheilungen der malayischen Race lassen sich, wenn man längere Zeit in jenen Gegenden sich aufgehalten hat, sehr leicht unterscheiden; die Verschiedenheit des Ausdrucks der Gesichtszüge zwischen Deutschen und Italienern ist kaum größer als die zwischen Timoresen und Javanen, oder Sumatranern und Buginesen. Der eigentliche Malayer bewohnt nur die Halbinsel Malacca, einen Theil Samatra's und einige kleinere Inseln, seine Sprache aber ist die lingua franca des Archipels und auch die Sprache der Diplomatie; Verträge und Correspondenz der niederländischen Regierung mit den verschiedenen Fürsten der Inseln sind in ihr abgefaßt; sie wird mit Ausnahme von fünf Buchstaben, die Klänge bezeichnen, für welche das arabische Alphabet kein Aequivalent hat, mit arabischen Lettern geschrieben.

Die javanische Sprache, die aus der Kawisprache hervorgegangen ist, hat ihre eigene Schrift, deren Züge nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der malayischen, wohl aber wie dieß aus ihrer Abkunft hervorgeht, eine ferne Familienähnlichkeit mit den Sanskrit-Schriftzügen haben.

Welche Sprache die verschiedenen Völkerschaften der malayischen Race aber auch sprechen, welche Schrift sie schreiben mögen, viel Interessantes schreiben sie nicht; die schwankenden Bilder ihrer Phantasie werden in eben so unbestimmten Umrissen ausgedrückt; die consequente Durchführung eines Gedankens findet man selten, und ihre ganze Literatur ergeht sich in fabelhaft unsinnigen Erzählungen mit etwas Geschichte und Moralsprüchen durchzogen.

Nicht nur in seinen Briefen, in seinem ganzen Thun und Lassen ist der Javane ungemein höflich und ceremoniös, und hat natürlich auch in dieser Hinsicht seine eigenen Begriffe; nie wird er einem Vorgesetzten widersprechen; wenn dieser daher die Ansicht eines Javanen über irgend einen Gegenstand erforschen will, muß er sich wohl versehen, seine Frage so einzurichten daß nichts von seiner eigenen Meinung durchstrahlt, sonst kann er sicher seyn daß die Antwort in seinem Sinne ausfällt. Selbst von Leuten aus den untern Volksclassen erhält man oft Entgegnungen die durch ihre Gewähltheit auffallen, so hörte ich eines Tages einen einfachen Bauernknaben, der in seinen Kampong zurückkehrte und dem eine Dame ein Andenken mitgab, sagen: „möge die gnädige Frau so lange des vollkommensten Glückes sich erfreuen, als Radjib (so hieß er) ihr Geschenk in Ehren halten wird." Ich glaube kaum daß ein Bauer in unserm civilisirten Europa sich so zierlich ausgedrückt hätte.

Wo wir bei dem Javanen sklavische Unterthänigkeit wahrzunehmen glauben, in seinem Kriechen, seinem Niederhocken und seinen unaufhörlichen Salams und Sumbahs vor einem Höhergestellten, sieht er nichts als eine einfache Höflichkeitsbezeugung; wo wir dagegen meinen nur höflich zu seyn, indem wir unser Haupt entblößen, sieht er eine so schmähliche Erniedrigung, daß wenn man sie ihm zumuthete, er gewiß nach seinem Kriß greifen oder wenigstens auf Rache sinnen würde; wir beweisen einem Vorgesetzten Respekt dadurch, daß wir vor ihm stehen bleiben, der Javane indem er vor ihn niederhockt. Wenn ich in Europa auf der Straße einem Fürsten oder vornehmen Herrn begegne den ich kenne, so ist es unhöflich wenn ich ihm den Rücken zudrehe, der Javane ist es

wenn er sich erlaubt ihm den Rücken nicht zuzudrehen und ihn anzusehen. Aeußerlichkeiten haben bei fremden Völkern oft einen ganz andern Sinn als den wir ihnen unterschieben, daher auch eine Beurtheilung nach den Begriffen die wir damit verbinden, gewöhnlich irrig ist; auch ihre Ausrufe bedeuten oft etwas ganz anderes als der Fremde der ihrer Sprache nicht mächtig ist, glaubt; so ist z. B. ein stark aspirirtes „äh!" bei uns ein Zeichen des Aergers oder des Widerwillens, beim Malayen bedeutet es Zustimmung. Es ist mir selbst begegnet daß ich in der ersten Zeit meines Aufenthalts auf Java, einem Bedienten einen Befehl gebend, dieses zustimmende äh für ein Zeichen bösen Willens nahm, und ihm sagte wie er sich unterstehen könne äh zu antworten, wenn ich ihm etwas befehle; der arme Teufel sah mich verwundert an, und mochte wohl denken daß es schlecht mit meinem Kopf aussehe. Glücklich wurde das Mißverständniß durch einen hinzutretenden Cameraden, der schon lange im Lande war, gelöst. In gleicher Weise beruhigt der Javane sein unruhiges Pferd durch Schnalzen mit der Zunge, während wir die unsern durch dieses Zeichen antreiben. Die malayische Race besitzt meines Bedünkens nur die Fähigkeit das zu erlernen was durch ein gutes Gedächtniß zu erlernen ist; mathematische Köpfe glaube ich nicht daß es unter den Malayen gibt, das beweist schon ihre chaotische Zeitrechnung und in den untern Volksclassen der gänzliche Mangel am Begriff eines längern Zeitraums; es kann einem eben so gut begegnen daß man von einem bejahrten Mann, den man nach seinem Alter fragt, zur Antwort bekömmt: trutan barangkali limablas tahon, ich weiß es nicht, vielleicht fünfzehn Jahre, als von einem Jüngling, ich weiß es nicht, vielleicht sechzig.

Ohne mich auf das bekannte Thema der menschlichen Brüderschaft einzulassen, kann ich doch nicht umhin zu bemerken daß der malayischen Race gewisse Affeninstinkte eigen sind, die der kaukasischen fehlen; dazu gehört ihre natürliche Schwindelfreiheit, das Schlafen auf Geländern, der Gebrauch der Füße oder Zehen zum Aufheben selbst der kleinsten am Boden liegenden Gegenstände, und das Ueberbringen derselben aus der Hinter- in die Vorderhand; das sichtbare Vergnügen am gegenseitigen Lausen, und das Tödten der Thierchen zwischen den Zähnen, und dann noch zu guter Letzt die vorzüglich Frauen eigene Krankheit, Lâta genannt, in der die Kranke wie ein Affe alles nachahmt was ihr vorgethan wird; man sieht oft Kinder sich damit unterhalten daß sie vor bejahrten Weibern, die daran leiden, Burzelbäume machen, die auch von den alten Betteln gewissenhaft nachgeschlagen und dann mit den Kindern aus vollem Herzen belacht werden. Solcher Originalitäten, die dem Neger in noch viel stärkerem Grad eigen sind, könnte ich zum Gaudium der Proslavereimänner vielleicht noch mehrere anführen, wohl nie aber so viele daß dadurch bewiesen würde daß der Neger oder der Malaye nicht, wie letzterer sich selbst nennt, ein Orang manuschia, ein mit Vernunft begabter Mensch sey, und darum auch gegründete Ansprüche auf Menschenrechte machen kann.

Ein modernes norwegisches Trauerspiel.

Eine kritische Musterung der schönen Literatur des Auslandes gehört nicht zur Aufgabe dieser Blätter. Wenn wir hier eine Ausnahme machen, so rechtfertigt sie die besondere Natur des Gegenstandes. P. A. Munch, der Verfasser von „det norske Folks Historie" hat eine historische Tragödie verfaßt, wovon eben durch John Heyliger Burt in Kopenhagen eine befriedigende Uebersetzung besorgt worden ist. Lord William Russell, der große Blutzeuge der Whigs, ist der Titel und der Held des Stückes, und gewiß wird jedermann mit großer Neugierde eine Episode englischer Verfassungsgeschichte von einer literarischen Celebrität Scandinaviens behandelt sehen. Der Lord war das Haupt der Whigpartei in den letzten Jahren Karls II und der Urheber der Bill, welche Jakob II als Katholiken, oder in der Sprache der Partei, als Papisten vom Throne nach Ableben seines Bruders ausschließen sollte. Das Stück spielt im Jahre 1683, zu einer Zeit also, wo die Tories allmächtig waren, die Whigs in Minorität sich befanden, das englische Volk nichts weniger als auf die noch ferne Revolution vorbereitet war, und wo die Stuarts nur erlaubter Mittel innerhalb der Verfassung sich bedienten um ihre Gegner zu bekämpfen. Die Häupter der Whigs beschäftigten sich damals mit Vorbereitung eines Aufstandes, doch betraten sie noch nicht das Gebiet strafbarer Versuche. Ohne ihr Wissen aber hatte ein verwegener ungeduldiger Bruchtheil ein Attentat gegen Karl II, das sogenannte Rye House Plot geschmiedet. Der Anschlag wurde entdeckt, und die Regierung benutzte diese Gelegenheit auch die vorsichtigen und an dem Mordversuche nicht betheiligten Häupter der Whigs zu verfolgen. Lord William Russell wurde vor die Geschwornen gebracht, verurtheilt und hingerichtet. Sein Tod war ein Justizmord, fällt aber der Krone und den Stuarts nicht mehr zur Last als den Tories, denn toryistischer Geist beseelte damals noch die Nation und bewirkte den Schwurgerichtsspruch. Was den poetischen Werth der Tragödie betrifft, so bemerken wir mit Vergnügen zuerst daß der Dichter streng an die geschichtliche Wahrheit sich gehalten hat, und daß er uns durch keinen sentimentalen Liebeshandel, sondern mit einer zärtlichen und zwar ächt historischen Gattenliebe der Lady Rachel Russell vortrefflich zu fesseln versteht. Dagegen ist der Herzog von York (König Jakob der Zweite) das böse Princip im Stücke — denn Karl II erscheint zwar auf der Bühne, spricht aber kein Wort — ein falsches Zerrbild, wie nur protestantischer Confessionshaß es zu ersinnen vermag. Wir sind weit entfernt den letzten Stuart für ein Monarchenmuster zu halten, allein Menschen handeln aus Leidenschaft, sie suchen selbst da wo sie Unrecht thun ihre Thaten innerlich zu beschönigen, und sie werden nie sich eingestehen daß sie „Tiger" sind. Goethe hat uns in seinem Alba gelehrt daß das was uns feindselig berührt, dennoch unsere Achtung verdient und gehört seyn will. Wir begreifen den Goethe'schen Alba, aber wir begreifen kein Ungeheuer welches sich absichtlich des Bösen erfreut. Außerdem liegt die Schwäche unserer Tragödie darin, daß der Held am Ende des dritten Actes schon verurtheilt ist und hinter den Riegeln des Towers steckt, denn natürlich sagt sich jedermann im voraus daß der vierte Act mit unfruchtbaren Versuchen zur Errettung, der fünfte mit Abschiedsscenen im Kerker gefüllt werden wird. Interessant aber ist an dem Drama sein politischer Inhalt.

Russell ist die Incarnation einer conservativen Opposition, welche auf dem gesetzlichen, auf parlamentarischem Wege der verhaßten Monarchie zu Leibe gehen will. Der dritte Act überrascht uns mit einer englischen Schwurgerichtsscene, und wir wohnen dem wechselnden Spiel eines öffentlichen Rechtsfalles bei. Der Dichter hat offenbar viel bei dieser Gelegenheit versäumt, da die Entwicklung ziemlich kraftlos fortschreitet, aber ganz besonders neu für uns ist es doch wiederum daß solche scheinbar so doctrinäre Dinge, wie parlamentarische Oppositionen und Schwurgerichte, eine reiche Saat dramatischer Effecte bieten. Und welches Interesse hätte sich dem Gegenstand bei anderer Behandlung abgewinnen lassen, wenn der Dichter nicht bloß den Ereignissen, sondern der historischen Lehre der Begebenheiten treu geblieben wäre, wenn er uns einen Staatsmann gezeigt hätte, der verblendet über die Popularität seiner Anschläge, der im Irrthum über die wahre Stimmung seines Volkes eine unreife Opposition beginnt, unbedachtsam an unreine Elemente streift, unwillkürlich durch seine vorzeitige Leidenschaft in Bündnisse mit unreinen Elementen geräth, und von der logischen Folge der Begebenheiten endlich überwältigt wird. Immerhin aber bezeugt die Auswahl des Stoffes sehr viel Blick für dramatischen Stoff, und es wäre zu wünschen daß deutsche Bühnen mit dem Russell Munch's einen Versuch öffentlicher Aufführung wagten, unter der Voraussetzung daß man die gehässigen Papistenfresssereien ausscheidet, die nur unsern confessionellen Frieden trüben könnten.

Ueber den auf der Insel Naros vorkommenden Smirgel.

Von X. Landerer.

Naros, auch Naxia, die größte und fruchtbarste Insel der Cykladen, hieß in den frühesten Zeiten Strongyle, weil sie eine ziemlich runde Form besitzt. Diese Insel beherrschte seit dem Anfang historischer Kunde den Archipel, bis die Perser selbe verwüsteten. Für diese Verwüstung rächte sich dieselbe durch vier Schiffe, mit welchen sie an dem Siege von Salamis theilnahm, so wie durch die Tapferkeit ihrer Bürger in der Schlacht von Platäa. Aber getheilt im Innern, zog es die Waffen der Athenienser gegen sich, welche durch die Eroberung der Stadt Naros die Anhänger der Perser bestraften. Nach Diodor war diese Insel von geflüchteten Thraciern bevölkert, es fehlte denselben an Frauen; sie wählten daher das kürzeste Mittel, und raubten Frauen und Mädchen in Thessalien, wurden jedoch wegen dieses Frauen- und Mädchenraubes von den Thessaliern verfolgt, die Insel von den Söhnen des dortigen Königs eingenommen, und von denselben ihrer Fruchtbarkeit halber „die göttliche Insel," Diadivina, genannt; dieselbe kehrte jedoch wieder unter die Herrschaft der Thracier zurück, nachdem die thessalischen Prinzen, Otos und Ephialtes, wie Pausanias sagt, sich im Zweikampf gegenseitig getödtet hatten. Nach den Thraciern folgten die Karier: ein König dieses Volkes, Naxios, gab der Insel den Namen, den dieselbe noch heute trägt. Sein Enkel herrschte hier, als Theseus die Tochter des Minos, Ariadne, von Kreta hieher brachte, und, einen Traum verschätzend, dort verließ. Herodot nennt Naros ebenfalls die glücklichste der Inseln, und Archilochus vergleicht ihren Wein dem olympischen Nektar; um dieses ihres herrlichen Weines halber hieß sie auch Dionysia, nach dem Bacchus, der auf dieser Insel seine erste Nahrung empfieng. Später theilte Naros das Schicksal von Griechenland, Macedonien, Rom und Byzanz, bis 1204 durch die Kreuzfahrer das lateinische Kaiserthum Balduin's gestiftet wurde. Den dabei am meisten thätigsten Venetianern fiel das ägäische Meer als ein Theil der Beute im Jahr 1207 zu. Da aber die Inseln desselben noch zu besetzen waren, forderten sie alle Ritter auf, hier Eroberungen zu machen, indem sie sich nur die Oberlehensherrlichkeit vorbehielten. Damals suchten sich alle an dem verendenden griechischen Kaiserreich zu bereichern, und als Venedig, einen Dandalo an der Spitze, Kreta nahm, bemächtigte sich einer der damaligen Condottieri, Marco Sanudo, aus dem Venetianischen, dieser Insel, und ward im Jahr 1207 von Kaiser Heinrich VI als Herzog und Fürst des römischen Reiches anerkannt. Er erbaute das Schloß über der Stadt, das er mit 12 Thürmen befestigte. Ihm folgten sechs seiner unmittelbaren Nachkommen, bis das Herzogthum durch die Erbtochter Florenza an Johann della Carcere von Negropont kam. Dessen dritter Nachfolger ward von einem gewissen Crispo, Herrn von Melos, ermordet, welcher sich des Herzogthums bemächtigte. Endlich fiel Naros während der Regierung seines 22sten Herzogs unter Selim II im Jahre 1574 durch Barbarossa in die Hände der Türken. Diese gaben die Insel an einen Juden, Johannes Miches, der sie durch einen spanischen Hidalgo, Cornelio, verwalten ließ. Nach seinem Tode fiel die Insel seit 1600 unter türkische Herrschaft, welche aber in die innere Verwaltung wenig eingriff, so daß sich die hiesige venetianische Aristokratie an die Spitze des Gemeindewesens stellte und die griechischen Bewohner unterdrückte. Auf dieser Insel finden sich gegen 250 katholische Familien, und von den Nachkommen der Venetianer leben hier noch einige, eben so auch von den Herzogen aus den drei Dynastien der Sanudo della Carcere und Crispo. Ich gehe nun auf die Beschreibung des Hauptproducts dieser Insel, auf den Smirgel über.

Die Ausbeute dieses nützlichen Mineralproductes, das auch der königl. Regierung jährlich gegen 60,000 Drachmen einbringt, geschieht auf folgende Weise. In der Nähe und auf dem Smirgel-Lager selbst, die man ihrer außerordentlichen Härte wegen mit den gewöhnlichen eisernen Instrumenten nicht zertrümmern kann, indem selbe sogleich stumpf werden, zündet man große und rasch brennende Feuer an um sie in einen glühenden Zustand zu bringen. Während des Glühens wird sodann so rasch als möglich Wasser darauf gegossen. Durch diese schnelle Abkühlung bilden sich eine Menge von kleinen Sprüngen und Rissen, und so wird es nun möglich, diese Blöcke in kleinere Stücke zu zerschlagen. Je härter der Smirgel ist, desto besserer Qualität ist derselbe, indem seine Hauptanwendung zum Schleifen und Poliren der Metalle, des Glases, ist.

Die Bestimmung seines Härtegrades, von dem auch der Werth dieses Minerals abhängt, ist mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft, und unter den verschiedenen Methoden zur Ermittlung desselben scheint die folgende, die ich in Smyrna von einem englischen Mechaniker, welcher die Smirgelgruben in Kleinasien von der türkischen Regierung pachtete, ausführen zu sehen Gelegenheit fand, die zweckmäßigste. Der zu untersuchende Smirgel wird in einem Stahlmörser zu möglichst feinem Pulver zerrieben und sodann durch ein Haarsieb geschlagen, das 900 Oeffnungen in einem Quadrat Centimeter enthält. Auf diese Weise verschafft man sich die möglichst feinsten Pulver der zu untersuchenden Smirgelsorten. Sodann wird ein Gramm des pulverisirten Smirgels auf eine starke früher genau gewogene Glasplatte gebracht und mittelst eines Achatpistills so lange gerieben als sich noch von der Glasscheibe Glastheilchen abschleifen lassen, was man sehr leicht merken kann. Nach Beendigung des Versuches wird das Glas abgewaschen, genau gewogen und der Gewichtsverlust bestimmt. Dieser ist um so größer je härter der Smirgel gewesen. Durch diesen sehr schönen und lehrreichen Versuch ergab sich daß 1 Gramm Smirgels der Insel Naxos, der für den besten in Europa gehalten wird, 0,630 Gramm Glas abzuschleifen im Stande ist, während die andern Smirgelsorten von Kleinasien nur 350 bis 390 abschleifen.

Durch diesen lehrreichen und für jeden gebildeten Menschen interessanten Versuch ergab sich daß 1 Gramm Korund sowie der Saphir, Rubin auch Demantspath genannt, 0,930 Gramm von diesem Glase, Bladglas genannt, abzuschleifen im Stande ist. Den Smirgel kannten schon die Alten und Hellenen, benützten denselben zum Poliren der Metalle und ihrer Metallspiegel, worüber ich folgende interessante Notiz mitzutheilen mir erlaube. In dem tiefsten Alterthum schon kannte man Spiegel, oder man benutzte glänzende Gegenstände, um sich darin sehen zu können, und als solcher bediente man sich der verschiedensten Gefäße, Gläser &c. Die Spiegel der Alten waren wirkliche Metallspiegel, und bestanden aus einem Metallgemisch aus Zinn und Kupfer. Plinius erwähnt auch Metallspiegel aus Silber, und aus den Schriften der Alten erhellt daß solche von Praxiteles unter der Regierung des Pompejus verfertigt wurden. Der Werth dieser Metallspiegel hieng nach Vitruv von der Dicke der Metallplatte ab. Als Gegenstände des übertriebenen Luxus wird auch eines Spiegels aus Gold Erwähnung gethan. Außer den Metallspiegeln werden auch Spiegel aus Obsidian, aus Rubin und aus Smaragd erwähnt, und eines solchen Spiegels aus Smaragd bediente sich nach Plinius der Feldherr Nero.

Die Alten hatten auch Spiegel aus Glas, und diese wurden besonders aus den Glashütten von Sidon gebracht, während die Metallspiegel aus Brindisi kamen, indem man solche dort am schönsten zu arbeiten verstand. Die Spiegel der Alten waren klein, rund oder oval mit einer Handhabe, und denjenigen an Form und Größe ähnlich, die man heutzutage hat. Die Frauen hatten auch große Spiegel, und dieß erhellt aus einer Stelle des Quintilius, Specula totis paria corporibus, auch hielten sich die Reichern eigens Bediente und Mägde, um diese Spiegel während des Gebrauchs derselben, d. h. während des Bespiegelns zu halten. Solche kleine Metallspiegel fanden sich schon mehrere in den Gräbern der Alten, besonders in Korinth, und aus dem Auffinden solcher in einem Grabe kann man mit Gewißheit schließen daß das Grab einer Frau angehörte, und man ihr noch ihre Hauptgegenstände, die sie während des Lebens benutzt, mit ins Grab gegeben habe. Sehr interessant war mit dem Auffinden eines solchen Metallspiegels auch das Auffinden einer kleinen Vase mit einem Pulver, das sich aus Bimsstein mit Smirgel bestehend erwies. Daß sich die Alten eines solchen Pulvers zum Putzen der Spiegel bedienten, erhellt aus den Worten des Plato, wo es deutlich heißt daß der Spiegelnde vorher eines Pulvers aus Κίσσηρις des Lapis Pumiceus sich bediente, um sich vor dem Gebrauch den Spiegel rein zu putzen und denselben glänzend zu machen.

Die Lage der Bauern in den Donaufürstenthümern.

Es ist merkwürdig wie wenig man sich mit dem Zustande der Bevölkerung in den beiden Donaufürstenthümern beschäftigt hat, und wie dürftig er überhaupt gekannt ist. Aber freilich haben die Fragen der großen Politik viel mehr Reiz, und es läßt sich über sie auch besser sprechen ohne Kenntniß des Landes, der Bewohner und ihrer Geschichte. Aber gerade diese Verhältnisse sind die wichtigsten, wenn anders die politischen Formen zu der Civilisationsstufe passen sollen. Es gibt in den Fürstenthümern keinen adeligen Grundbesitz, sondern der Grundbesitz ist rechtlich ganz gleichgestellt. Erwirbt der Bauer Eigenthum, so wird er von allen Lasten befreit, von denen auch die Bojaren frei sind. Alle großen Herrschaften in den Fürstenthümern sind durch das Gegentheil der Grundzersplitterung, durch eine Mehrzahl von Ankäufen kleiner Parcellen entstanden. Alle großen Grundbesitzer in den Fürstenthümern — und es gibt deren die über 20,000 Hectaren besitzen — führen deßhalb mächtige Actenstöße über ihre unzähligen Kaufverträge. Die Güter in der Moldau sind im allgemeinen besser bewirthschaftet als in der Walachei, aus dem einfachen Grunde weil moldauische Bojaren auf ihren Landsitzen ihre meiste Zeit zubringen. Das Rechtsverhältniß zwischen Grundherren und Bauern ist ein höchst eigenthümliches, es ist im Grunde ein Pachtvertrag, der sich wiederum dem Frohndverhältniß und durch einen gewissen Zug der Leibeigenschaft nähert. Mit der letzteren hat er nur das gemein daß der Bauer sich nicht ohne Einwilligung der Herrschaft von der Scholle entfernen darf, wenigstens nicht innerhalb der Zeit von fünf Jahren, und zwar erst wenn er ein Jahr zuvor gekündigt hat. Diese Freiheit soll in der Praxis aber sehr illusorisch seyn. Der Gutsherr besitzt nämlich allerlei Mittel, besonders wenn der Hintersasse verschuldet ist, ihn zurückzuhalten, er entwirft auch die Recrutirungslisten, die Justiz kann ihre Sprüche nur mit seiner Einwilligung und seinem Beistand auf den Gütern vollstrecken; endlich ist der Klerus vollständig in den Händen der Bojaren, denn der Grundbesitzer allein kann dem Popen seine materielle Lage verbessern. Deßhalb soll gesetzlich auch, außer durch Heirath und Erbschaft, Grund und Boden in den Fürstenthümern niemand erwerben der nicht zur griechischen Kirche gehört, weil nur den Orthodoxen dieser Einfluß auf die Geistlichkeit gegönnt wird. Man sieht hier auf den ersten Blick daß der Cirkel für wirklich durchgreifende Reformen sehr eng gezogen ist. Kein feudaler Nexus knüpft dort den Bauer an die Gutsherrschaft, also kann auch nicht der Pfad der Ablösungen betreten werden. Der Bauer war ehemals dem Bojaren ganz gleichberechtigt, aber Verschwendung und schlechte Wirthschaft nöthigten ihn zum Verkauf seiner liegenden Habe. Der Bojar besaß jetzt unter dem besten Rechtstitel das ehemalige Bauerngut, der Bauer aber wurde auf seinem früheren Eigenthum der Pächter des Bojaren. Würde in den Donaufürstenthümern bereits „Geldwirthschaft" herrschen, so wäre das Verhältniß zwischen Grundherrn und Landwirth genau dasselbe wie in England. Der eine gibt den Boden, der andere zahlt den Pachtschilling. Allein dazu fehlte es eben dem Bauer an Geld, und der Grundherr hütete sich wohl ihm den Pacht zu creditiren und darauf zu warten daß der Bauer ihn aus dem Ernte-Erlös bezahlen würde, denn sorglos, wie die Rumänen sind, hätten sie gewiß an alles andere früher gedacht als an Befriedigung des Verpächters. Der Pachtschilling lautete daher auf solche Werthe die nöthigenfalls mit Zwang erhoben werden konnten, also auf Arbeitsleistung. Dadurch hat die Stellung des Bauern ganz den Anstrich eines feudalen Verhältnisses bekommen, besonders da die Reichsgesetze, das sogenannte organische Reglement, die Ansprüche und Pflichten des Pächters genau feststellten. So wie man diese Umstände erwägt, wird man sich sogleich sagen daß von Aufhebung feudaler Lasten nicht die Rede seyn kann, und daß man dem Bauer nicht einmal eine große Wohlthat erzeigen würde, wenn man ihn durch einen großherzigen Federzug vom Hintersassen zum Eigenthümer seiner Hufe erheben wollte, denn er würde dann einige wenige Jahre im süßen Nichtsthun leben, von dem Geschenk zehren und schließlich doch wieder an den Bojaren seinen Grund und Boden verkaufen. Die Lasten des Bauern wurden, wie wir gesagt haben, durch die Reichsgesetze festgestellt. Dennoch ist es bekannt daß der Bauer vollständig den Erpressungen des Grundherrn ausgesetzt blieb, denn nach dem Zustande des Ackerbaues reichte die zugebilligte Fläche für die Wirthschaft des Bauern nicht aus, er mußte also noch mehr Acker pachten und für dieses Plus konnte ihn der Grundherr willkürlich mit Frohnden belasten. So war die Lage der Dinge nach dem organischen Reglement, welches die Russen den Fürstenthümern unter der Regierung des Generals Kisseleff gaben. Seitdem hatten sie in Folge des Vertrages von Balta-Liman (1849) einige sehr achtbare Verbesserungen bewirkt. Wenn der Bauer kein Vieh, oder ein Paar, oder zwei Paar Ochsen besaß, mußte er an Garten, Feld und Weiden erhalten 7560 Quadrat Stinschenen (moldauische Toisen) oder 11,880, oder 16,200 Q. St. Nach dem organischen Reglement hatte der Bauer außer seinen Robottagen noch den Zehnten, und wenn er kein Vieh besaß, noch vier Tagewerke, anstatt zweier Holzfuhren zu leisten, was in Folge des Vertrages von Balta-Liman beseitigt wurde. Im allgemeinen wird gerechnet daß ein Tag Arbeit mit ein Paar Ochsen 1½, mit zwei Paar Ochsen zwei einfache Tagewerke aufwiege. Der Bauer ohne Vieh hat für seinen Besitz zusammen 37 einfache, der Besitzer eines Joches Ochsen 58⅓ einfache, der Besitzer zweier Joche Ochsen 61 einfache Tagwerke (also 30½ mit seinem Vieh im letztern Fall) zu leisten. Doch sind die Verhältnisse in beiden Fürstenthümern nicht gleich, denn in der Moldau kommen nur 264 Stinschenen, in der Walachei über 284 Stinschenen Grund und Boden für einen einfachen Robottag. Abgesehen von diesen Leistungen müssen je 100 Familien 10 Personen dem Grundherrn als Dienstboten stellen. Man mag sich vielleicht sagen daß 37 Tage Robot keine unbillige Forderung sind wenn der Grundherr dem Landwirth eine ausreichende Fläche für seinen Haushalt dafür liefert, denn er verlangt ja nur je den zehnten Tag. Man vergesse aber nicht daß die Roboten nicht auf das ganze Jahr vertheilt werden, nicht auf zwölf, sondern nur auf sechs Monate, und innerhalb der sechs Monate auf Frühling und Herbst, auf Saat- und Erntezeit, auf diejenigen Momente der Landwirthschaft, wo gerade die Arbeit am werthvollsten ist, so daß die Robottage vielleicht sämmtlich in den Raum der entscheidenden drei Monate fallen. Ferner hat der Bauer noch eine Menge andre Roboten, namentlich Wegbauten für die Behörden zu leisten, und schließlich ruhen auf ihm allein alle Steuern, da die Bojaren von Abgaben befreit sind. Es ist natürlich hier an keinen Fortschritt zu denken. Da die Lage der rumänischen Bevölkerung eine selbstverschuldete ist, so läßt sich durch

Gesetze keine Rettung herbeiführen, weil Gesetze nie die Charakterfehler der Bevölkerung ändern können. Selbst wenn man die harten Lasten des Rumänen mildern wollte, so würde man dadurch nichts erzielen als seinem Hang zur Faulheit mehr fröhnen, denn anstatt die neugewonnene Zeit zu erweitertem Erwerb zu benutzen und nach höheren Lebensgenüssen zu trachten, würde er nur ein paar Tage länger müßig liegen und das Land noch weniger als bisher produciren. Eine gründliche Hülfe wäre nur möglich, wenn der Erwerb von Grundeigenthum nicht von der Confession abhängig gemacht und Einwanderer nach der reichen Donau-Ebene gezogen würden. Aber auch diese Hoffnung ist sehr schwach, denn wer sich einmal zum Auswandern entschließt, der geht doch nach der neuen Welt, die ihm drei Dinge bietet, die sich in der alten nicht finden: Befreiung vom Militärdienst, von Steuern, und von politischer wie municipaler Bevormundung.

Eine Elephantenzähmung.

(Aus Yule's Gesandtschaftsreise an den Hof von Ava.)

Am 26 Sept. verließ eine Anzahl unserer Leute die Residenz um dem Schauspiel einer Elephantenzähmung beizuwohnen, für das die Birmanen eben so sehr eingenommen sind, wie die Spanier für die Stiergefechte. Zu diesem Zweck ist im Osten der Stadt, nahe an den Ufern eines der Seen, eine Arena errichtet, und an dieselbe ein geräumiger Pavillon, den man gewöhnlich den Elephanten-Palast nennt, zum Gebrauche des Königs angebaut. Dieß ist eine der stehenden „Institutionen“ von Birma, und Notizen darüber trifft man in den Büchern der frühesten Reisenden. Die Arena selbst besteht aus einem Raume von etwa achtzig oder hundert Geviert-Ellen, der mit einer fünfundzwanzig Fuß hohen und eben so dicken Mauer umschlossen ist. In einem Zwischenraum von ungefähr zwanzig Fuß läuft vom Innern der Mauer aus eine sehr massive Zimmerholz-Palissade, deren Oeffnungen gerade weit genug sind um dem Körper eines Mannes freien Durchgang zu lassen. Eine kleineres Pfahlwerk, ähnlichen Charakters, nimmt die Mitte des viereckigen Platzes ein, und im Mittelpunkt des Ganzen befindet sich ein für Zuschauer bestimmtes kleines Gebäude. Auf zwei Seiten waren Eingänge in das Innere des Vierecks, deren Thore aus zwei schweren Balken bestehen, welche sich von Zapfen aus vertical schwingen und, wenn geschlossen, genau in eine ausgehöhlte Schwelle am Boden passen. Da derartige Thore sowohl in der Linie der Mauer als in der des Pfahlwerks angebracht worden sind, so wurde der von der einen zur andern führende umzäunte Durchgang in eine ungefähr fünfundzwanzig Fuß lange „Falle“ verwandelt, welche rasch und wirksam geschlossen werden konnte. Eine Reihe Treppen führte auf die Zinne der Mauer, welche der Lieblingsplatz für Zuschauer jeden Rangs zu seyn schien, und dort waren auch Hütten hergerichtet für Besucher aus der Residenz. Als wir an Ort und Stelle kamen, sahen wir eine Gruppe von etwa zwei Dutzend weiblicher Elephanten, einige mit Führern, die meisten ohne alle Begleitung; sie standen in einer dichten Masse in der Ebene, ungefähr 400 Ellen von der Umfassungsmauer, und hielten die beiden neu gefangenen wilden Männchen sorgfältig in ihrer Mitte. Die Weibchen schienen ihre Pflicht vollkommen zu verstehen, und drängten die Opfer unausgesetzt auf die Arena zu. Als sie den Eingang erreichten, trat ein Weibchen mit seinem „Mahout“ zuerst in das Innere des ummauerten Raumes, und ihm folgte fast auf den Fersen das größere der wilden Männchen. Der Eingang wurde sofort geschlossen, und eine Gelegenheit ergriffen das Lockthier durch das andere Thor hinwegzuführen. Das Männchen war ein nahezu ausgewachsenes Thier, schien aber mager und schwach, da es eine Zeitlang zuvor auf kurze Nahrung gesetzt worden war. Der Elephant lief um die Palissaden herum, suchte einen Ausgang und schien den Weg durch welchen er hereingekommen war zu recognosciren; denn er rannte zu verschiedenenmalen mit seiner ganzen Wucht gegen die ihn verschließenden Balken an, oder suchte, indem er niederkniete, sie herauszureißen. Von diesem Platze wurde er durch Schläge und Geschrei von den hinter dem Pfahlwerk Versteckten weggetrieben, während andere zwischen den Pfosten hervorstürzten und ihn mit eisernen Spitzen stachen. Als er sich umwandte, um Jagd auf seine Peiniger zu machen, eilten diese flink wieder hinter die Pfosten, während er seinen Kopf gegen letztere stieß und den ganzen Bau zum unendlichen Ergötzen der Birmanen und zu seinem eigenen nicht geringen Schaden zum Wanken brachte. So wurde das arme Thier, um es zu ermüden und muthlos zu machen, eine ziemlich lange Zeit unaufhörlich gehetzt.

Als der Elephant Zeichen der Ermüdung zu geben begann, führte ihn einer der Hauptmahouts, indem er ihn auf dieselbe Weise, wie die andern gethan, zur Verfolgung reizte, in den von einem der Eingangsdurchgänge gebildeten Verschlag. Da der Eingang augenblicklich geschlossen wurde, während der Mann zwischen den Pfosten entfloh, so fand sich der Elephant in einem Käfig, der nicht so groß war daß er sich darin umdrehen konnte. Nun fieng man an ihm seine Hinterfüße zu binden und Bänder um seinen Hals zu legen. Um dieß thun zu können, und das Thier zu hindern die Halsbänder wegzureißen ehe sie noch gehörig festgemacht waren, ward ihm zuerst eine lederne Schlinge über das Ohr gelegt, und das Ende über die entgegengesetzte Seite seines Halses hinübergeworfen. So oft er nun versuchte das Halsband zu packen, ergriff sein Rüssel stets zuerst diese Schlinge. Dadurch daß er sie anzog, that er nur sich selbst Schaden, und seine Aufmerksamkeit wurde von dem Thun und Treiben der Mahouts abgelenkt. Während dieses ganzen Fesselungsverfahrens entfaltete der arme Elephant eine unbändige Wuth, er stieß nach allen Pfosten rings herum, bohrte seine Fangzähne in dieselben, riß große Splitter ab, zerrte sie auf dem Boden herum, und schrie laut auf. Eben war ein zweites Band über seinen Hals geworfen worden, und die Leute machten sich gerade bereit es fest zu ziehen, als der Elephant, der sich, wie aus gänzlicher Erschöpfung, häufig niedergelegt hatte, plötzlich auf seine Hinterbeine sprang, und dann — seitwärts todt niederfiel.

Bei dem zweiten, kleineren Elephanten schlug man ein anderes Verfahren ein. Auf ein gegebenes Zeichen wurde er von den ihn umringenden Weibchen preisgegeben, und von neun oder zehn gewaltigen Männchen, deren Mahouts mit ledernen Lassos ausgerüstet waren, Jagd auf ihn gemacht. Nachdem mehrere dieser Schlingen über eines seiner Hinterbeine zusammengezogen waren, befestigte man die Enden der Taue an einen im Boden befindlichen Pfahl. Auf diese Weise ward er in einen Kreis mit einem Halbmesser von ungefähr vierzig Ellen gebannt. Die alten Ele-

phanten fiengen dann regelmäßig ihr Ködern an, stießen ihn mit ihren Fangzähnen, folgten ihm auf und ab, und drängten ihn von der einen auf die andere Seite so lange bis er ganz abgemattet war. Zwei große Elephanten nahmen ihn hierauf in die Mitte, während deren Reiter ihm Halsbänder um den Nacken legten. Zuletzt wurde er in eine Hütte abgeführt und fest gebunden, wo er nun auf schmaler Kost zu bleiben hat bis er die Nothwendigkeit des Gehorsams allmählich einsehen lernt. [1]

Gezähmte Fische. Als ich nach einem Ausflug auf eine kleine Insel zu meinem Boot zurückkehrte, erwartete mich hier ein Anblick durch den ich mehr als durch alles bisher Gesehene in Staunen gesetzt wurde. Bei der Annäherung an das Eiland hatte nämlich der Bootsführer, als wir den Fluß hinabfuhren, so laut als möglich den Ruf ertönen lassen tet-tet! tet-tet! Auf meine Frage, was dieß bedeute, gab er mir zur Antwort, er rufe den Fischen. Meine Kenntniß des Birmanischen erlaubte mir nicht ihn näher hierüber zu befragen, und mein Dolmetscher befand sich, unwohl, in dem andern Boote. Allein als ich wieder zu dem Boot hinabkam, fand ich es auf beiden Seiten von großen Fischen umringt, deren etliche drei oder vier Fuß lang waren; sie gehörten der stumpfnasigen, breitmauligen Hundsfischart an. Ihre Anzahl mochte sich auf etwa fünfzig belaufen. In einer Gruppe, der ich mein Augenmerk mehr als den übrigen zuwandte, befanden sich ihrer zehn. Diese waren auf Einer Seite des Boots, und reckten ihre Leiber zur Hälfte, oder beinahe zur Hälfte, mit weit aufgesperrten Mäulern, senkrecht aus dem Wasser empor. Die Leute hatten einigen Reis zu ihrer eigenen Mahlzeit hergerichtet, und mit diesem fütterten sie die Fische, indem sie Reiskügelchen nahmen und diese den Fischen in den Schlund steckten. Jeder Fisch tauchte, so wie er etwas zu essen bekommen hatte, unter, verschlang den ihm zu Theil gewordenen Bissen, und kam dann abermals an die Bootsseite heran. Die Leute ließen hin und wieder den Ruf tet-tet-tet! hören, langten mit ihren Händen über das Boot hinüber, und gaben den Fischen einen Schlag auf den Rücken, gerade wie sie einem Hunde eins versetzen würden. Ich wohnte diesem Schauspiel etwa eine halbe Stunde lang bei, das Boot bewegte sich langsam umher, stets kamen die Fische auf den ihnen bekannten Ruf, und wurden gefüttert wie zuvor. Die einzige Wirkung welche der Schlag auf den Rücken oder das Hinabpatschen zu haben schien, war die daß die Fische das Maul zur Fütterung noch weiter aufthaten als vorher. Im Laufe des März gibt es hier, wie man mir sagte, ein großes Fest, wobei eine gewöhnliche Belustigung der Leute darin besteht daß sie einige Fische in das Boot bringen und deren Rücken mit Goldblättern, wie es gewöhnlich bei den Pagoden geschieht, vergolden. An einigen dieser Fische waren noch Ueberreste der Vergoldung sichtbar. Ich hatte nie eine angenehmere, mich in größeres Staunen versetzende Unterhaltung. Ich wünschte einen der Fische als Muster mitzunehmen, allein die Leute hielten dieß für eine Art Sacrilegium, so daß ich der Sache keine weitere Folge gab. Die Phunghis nehmen, wie ich hörte, diese Fischfütterung alle Tage vor. Der Aufenthaltsort dieser Fische ist der tiefe Sumpf welchen hinter der Insel zwei dort zusammentreffende Ströme bilden. Wie es scheint, ist dieß ein Schauspiel zu welchem die Leute aus großen Entfernungen eben so zahlreich herbeiwandern wie zum Besuch der sehr alten und in hoher Verehrung stehenden Pagode. (Yule's Gesandtschaftsreise.)

[1] Wir haben hier einen Beweis von der festen Anhänglichkeit der Birmanen an alte Gewohnheiten. So sagt Master Cäsar Frederike, indem er vom Hof von Pegu spricht, im Jahr 1569: „Dieser König hat einen schönen Kunstgriff beim Jagen, um diese Elephanten einzufangen wann er will. Zwei Meilen von dieser Stadt hat er einen schönen ganz vergoldeten Palast erbaut, und darin einen schönen Hof, und in und um den Hof sind eine unendliche Anzahl Plätze hergerichtet, für Männer welche stehend dieser Jagd zuschauen wollen. Wenn die Jäger ihre Voranstalten getroffen haben und der Elephant so verwirrt gemacht ist, führen sie die Weibchen nach dem Palast, welcher Tamball genannt wird, und dieser Palast hat ein Thor, das man mit Maschinen öffnet und schließt.“ Kurz, er schildert das Verfahren fast ganz so wie ich es nach Lieutenant Heathcote's Bericht darüber gethan. Hiemit stimmen auch die Angaben Nicolo di Conti's, des ältesten europäischen Reisenden in Ava, ums Jahr 1430, so wie die De la Loubère's überein. Indeß geht es bei derartigen „Amusements“ nicht immer ohne ernste Unfälle ab, die sich besonders dann ereignen wenn der Elephant plötzlich umwendet und auf seine Verfolger losstürzt. Doch sind sie selten.

Politische Zustände und mercantile Bedeutung von Massuah.

Massuah ist der beste Hafenplatz am ägyptischen Ufer des rothen Meeres, in mercantiler Bedeutung aber zählt er unmittelbar nach Suez und Dschidda, und geht im Rang jedenfalls vor Suakin voraus. Da nun die Gestade jenes Meerbusens durch die freilich mehr als problematische Canalisirung der Landenge von Suez besondre Aufmerksamkeit verdienen, so kommt ein Bericht des Missionärs Münzinger an Hrn. Jomard (abgedruckt in den Nouv. Ann. des Voyages, April) jetzt nicht ungelegen. Bis zum 15ten Jahrhundert erstreckte sich das Reich der abessinischen Christen des sogenannten Erzpriesters Johannes bis zum rothen Meer, und Massuah war der Exporthafen von Habesch. Damals aber begann das muhammedanische Gallareich Adal sich auszubreiten, und ohne Dazwischenkunft der Portugiesen wären die Christenkönige Abessiniens von der Küste völlig abgetrennt worden. Allein die Türken, die am Beginn des 16ten Jahrhunderts Aegypten eroberten, bemächtigten sich bald der Insel und des Hafens von Massuah. Frisch zum Islam bekehrt, schlossen sich an die Türken die streitbaren Belos oder Bewohner von Dokono (Arkiko) auf dem Festland unweit Massuahs an. Aus diesen Belos erwählte die Pforte einen Naib, der als Statthalter über die beiden Städte mit Hülfe einer Soldatenbande herrschte, deren Besoldung (1005 Thaler) aus den Zollcassen von Massuah bestritten wurde. Die Naibs suchten die angränzenden Stämme sich zu unterwerfen und sie vom Christenthum zum Islam herüberzuziehen. Wo dieß letztere nicht gelang, wurden wenigstens christlichen Völkerschaften, den republicanischen Bogos z. B., unter denen gesetzlich kein Muselmann Grundbesitz erwerben kann, Tribute aufgelegt. Die türkische Herrschaft war indessen auf einen Schatten herabgesunken, denn sie bestand zuletzt nur darin daß sie bei Erbfällen in Dschidda den jedesmaligen Nachfolger des Naib aus einer und derselben Familie bestimmte. Erst Muhammed Ali, der Statthalter von Aegypten, zu dessen politischer Domäne auch der vergessene Posten im rothen Meere gehörte, schickte Truppen nach Massuah, welche den Naib vertrieben und seine Herrschaft auf das Festland, hauptsächlich auf die Stadt Dokono (Arkiko), beschränkten. Seitdem hatten die Türken

mit solcher Geschicklichkeit gegen die Familie dieser Häuptlinge intriguirt, daß das Ansehen der Nyab (Plural von Naib) rasch dahinschwand, bis im Jahr 1854 (Sept.) ein sehr energischer Mann, Wod Abderrahim, erschien, dem sogleich die Schoho und Habab-Beduinen zufielen, mit deren Hülfe er seine Macht als Naib auf dem Festlande glänzend wieder herstellte, so daß die türkische Macht sich jetzt nur auf die Insel und die Stadt Massuah beschränkt, und der dortige Pascha, obgleich er 200 sogenannte Reguläre im Solde hat, nicht auf dem Festlande sich zeigen darf. Seine Einkünfte bestehen aus den Zöllen von 12—14 Proc. nach türkischem Tarif, die etwa 50,000 Thaler einbringen. Uebrigens sind die Soldaten schlecht geübt und noch schlechter disciplinirt, da Empörungen und Mord der Officiere nicht zu den Seltenheiten gehören. Eine völlige Aenderung der politischen Zustände kann jetzt eintreten. Die alten Könige von Habesch, die angeblichen Abkömmlinge König Salomo's und der Königin von Saba sind bekanntlich nur noch Kartenkönige, und an ihrer Stelle regieren Häuptlinge. Unter diesen steht jetzt Kassay obenan, und wenn es ihm gelingt seinen Nebenbuhler, den alternden Ubié, zu besiegen, so wird Habesch wieder Einem Hause gehören, und Kassay kann wahr machen was er oft geäußert, und was Ubié 1848 vergeblich versucht hat, die Reichsgränzen bis zum Meer auszudehnen.

Massuah (nicht Massowa, oder Massauwa), in der Landessprache Basé geheißen, wird von einem schönen Menschenschlag bewohnt, der kaukasischen Typus wie die Abessinier besitzt, durch die Mischung mit Türken gewonnen und durch die Gallasklaven nicht gelitten hat, allein in Folge von Verweichlichung feig geworden und entartet ist. Die Handwerker, besonders die indischer Herkunft, liefern vortreffliche Producte, verfertigen namentlich elegante Barken, sowie alle Gegenstände der Maurer- und Zimmermannsarbeit. Tritt in der Stadt der Islam höchst duldsam auf, und macht sich der brutale Fanatismus nach Art der Araber nirgends lästig, so fehlt es dafür den Massuanern an Freimuth, da trügerische Schmeicheleien immer auf ihrer Zunge sind. Die Nahrung besteht aus Fleisch, Reis, Durra (Hirse), Milch und Käse. Hitzige Getränke sind nur bei den Soldaten anzutreffen. Die Kleidung aus Seide ist ziemlich anspruchsvoll, aber nur der erbleichende Schimmer ehemaligen Wohlstandes. Auf 5000 Köpfe schätzt Hr. Münzinger die Bevölkerung der Stadt, eine Zahl die sich nach Ankunft der Karawanen verdoppelt. Obgleich die Magazine für Waaren aus Steinen erbaut werden, sind doch verheerende Feuersbrünste bei der Strohbedachung der übrigen Wohnhäuser keine Seltenheit. Das Klima ist viel günstiger als Bruce es zu schildern beliebt; Dysenterie und Augenübel gehören zu den Ausnahmsfällen, die Fieber aber, auf die Regenzeit beschränkt, nehmen keinen bedenklichen Verlauf. Das Trinkwasser, welches vom Festland herübergebracht wird, hat dagegen einen üblen Beigeschmack, ist also nicht gesund. Als Hafenplatz genießt Massuah das Monopol der Ausfuhr für das rückwärts liegende Habesch, es ist nur zwei Tagfahrten von dem Kaffeelande Yemen entfernt, und liegt in ziemlicher Nähe von Dschidda, dem Piräus eines Welthandelsplatzes wie Mekka. Litte das Festland nicht beständig durch Anarchie und Fehde, so möchte Massuah rasch gedeihen. So aber müssen sich die abessinischen Karawanen wie zu einem Feldzug rüsten, und erscheinen nur einmal im Jahr, im Juni oder Juli; denn die Waaren, in Ziegenhäute verpackt und auf dem Rücken von Maulthieren getragen, bedürfen drei Monate zur Reise nach Massuah von den Gränzen der Gallaländer, woher sie Kaffee, Gold, Wachs rc. bringen. Jeder abessinische Handelsmann besitzt in Massuah einen Commissionär, der ihn während der Messe beherbergt und seine Geschäfte besorgt, wofür er 5—10 Proc. Provision empfängt, und von welchem Gewinn hauptsächlich sich die Massuaner nähren. Alle Geschäfte werden in Maria Theresiathalern geschlossen, und zwar bringen die Abessinier durchschnittlich für 200,000 Thlr. Waaren, wovon sie 130,000 Thlr. baar und für 70,000 Thlr. meistens indische Industrie-Artikel zurücknehmen. Europäische Waaren haben einen sehr geringen Absatz, denn die Karawanen kaufen davon nur für etwa 10,000 Thlr. im Werth, und zwar meistens Feuergewehre. Außer den großen Karawanen erscheint aus dem nahen Tigre und Hamasen während der Handelssaison, also während des Sommers, eine Menge kleinerer Handelszüge. Wenn daher auf Massuah die sanguinischen Unternehmer des Suez-Canals einen besondern Werth legen, so ist dieser Markt bis jetzt noch sehr niederen Ranges, und nur einer Blüthe dann fähig wenn für das verwilderte Habesch wieder eine goldene politische Zeit anbricht. Wachs, wovon 4—500 metrische Centner (quintaux) jährlich nach Massuah gebracht werden, kommt theils schwarz und unrein aus Tigre, theils rein und beinahe weiß aus Gallabeit, theils gelb aus den andern Gebieten, wird dann in Massuah gebleicht und geht gewöhnlich nach Bourbon und Bombay. Kaffee wird aus den Gallagebieten, Kaffa, seiner Urheimath, das ihm den Namen gegeben hat, aus Naréa und Guderu gebracht. Die letzte Sorte, kleine gelbliche Bohnen mit starkem Arom, ist die beste, aber der Gallakaffee wird selten rein ausgeführt, da ihn die Einwohner, um ihn wohlfeiler zu machen, mit Mochabohnen mischen, auch soll noch nie Gallakaffee europäische Märkte erreicht haben. Massuahs Kaffee-Export schwankt zwischen 300—2000 metrischen Centnern. Elfenbein, welches ein Item von 20,000 Thlrn. bildet, wird gewöhnlich von den Banianen (indischen Kaufleuten) aufgekauft. Moschus, im Mittelalter ein Artikel von erstem mercantilen Rang, wird in großen Quantitäten gebracht, aber die Nachfrage hat so stark abgenommen, daß dieser Handelszweig gänzlich darniederliegt. Einst war Massuah ein flotter Sklavenmarkt, allein in den letzten Jahren sind kaum tausend Häupter eingebracht worden. Die Gallasklaven, deren Schönheit unbestritten ist, die aber für anmaßend und boshaft gelten, gehen nach Dschidda (Mekka), wo man schweres Geld für sie bezahlt. Mit diesem Handel beschäftigen sich nur muhammedanische Abessinier, denn den Christen ist er untersagt. Die Sklavinnen, bemerkt Hr. Münzinger, haben sich nicht über ihr Harems-Daseyn zu beklagen, sondern eher ihre Herren über die eigensinnigen Geschöpfe, wie denn, versichert unser Gewährsmann, die Sklaven im Orient weit menschlicher behandelt werden als die Dienstboten von ihren dortigen europäischen Herren.

Ueber den alten Lauf des armenischen Araxes.

Am 19 Juni 1857 las der berühmte russische Geograph K. v. Baer einen neuen Abschnitt seiner caspischen Studien der St. Petersburger Akademie vor, wovon jetzt das Bulletin dieser gelehrten Körperschaft einen Abdruck bringt. Strabo (geb. 60 v. Chr., † 20 oder 25 n. Chr.), der Geograph von Amasia, dessen

Vorfahren zu den hohen Würdenträgern des pontischen Reiches gehörten, und der sicherlich eine genaue Kenntniß der kaukasischen Landenge besitzen konnte, berichtet in einer vielfach untersuchten Stelle (lib. IX. Cap. 4. §. 2), der Aras (Araxes) ergieße sich in der Nähe des Kur (Kyros) in das caspische Meer. Alle unsre modernen Karten aber zeigen uns daß die beiden geschwisterlichen Flüsse 14 deutsche Meilen (100 Werst) oberhalb ihrer Mündung sich vereinigen und einen gemeinsamen Ausweg nach dem kaspischen Meere suchen. Hat sich nun Strabo geirrt, oder sind seitdem Veränderungen eingetreten welche die hydrographische Physiognomie der kaspischen Gestadelande veränderten? Es wäre denkbar daß das kaspische Meer früher bis hinter die Vereinigung dieser Flüsse hinaufgereicht, und die Flüsse erst durch Anschwemmung von Geröll das Meer zurückgedrängt hätten. Allein die Ebene zwischen den Flüssen und dem See ist so stark salzhaltig, daß sie nicht ein Product von Süßwasseralluvionen seyn kann. Andre Forscher geben daher, um Strabo's Genauigkeit zu retten, dem caspischen Meere einen ehemals höheren Spiegel, der, durch Abdampfung gesunken, eine neue Uferstrecke entblößt und die Flüsse, die früher den Seerand getrennt erreichten, zu einer Vereinigung genöthigt habe. Allein der kennbare Uferwall des alten Meeres lag nur etwa eine Klafter über dem jetzigen Wasserspiegel, während das Niveau des Wassers beim Vereinigungspunkt des Kur und Aras noch 18 Par. Fuß Höhe über den caspischen Spiegel besitzt. Die Wirkungen der Abdampfung aber können in einem Zeitraum von 2000 Jahren oder seit Strabo bei weitem nicht so groß gewesen seyn.

Zur Lösung dieser Widersprüche stieß Hr. v. Baer Mitte Wegs von Lenkoran nach Saljan (am Kur) auf ein trockenes Flußbett, welches der Postknecht ungenau als einen alten Canal bezeichnete, wie die Russen jede ausgetrocknete Wasserrinne heißen. Allein nirgends waren Spuren sichtlich welche auf einen künstlichen Ursprung jenes Wasserlaufes gedeutet hätten. Auf näheres Befragen gaben auch die frisch dort hingekommenen russischen Ansiedler, wahrscheinlich unterrichtet von der älteren tatarischen Bevölkerung, die Auskunft, das Wasser jenes trockenen Bettes sey ehemals aus dem Aras gekommen. Der alte „Canal" mündet aber in die tiefeingeschnittene Bucht, in die sich der heutige Bolgartschai ergießt.

Hier hätten wir also Aussicht Strabo's Angabe zu rechtfertigen, allein es fragt sich: wie war es dem Aras möglich sein altes Bett zu verlassen und statt in einem Ellenbogen das caspische Meer zu erreichen, geradeaus nach dem Kur zu strömen? Aufschluß darüber geben die Karten des russischen Generalstabs, die uns auf der Landenge zwischen Kur und Aras den Boden durch eine Menge Canäle durchschnitten zeigen. Nach den Ueberlieferungen der Einwohner sollen die Mongolen diese hydraulischen Werke verschüttet haben. Hr. v. Baer bemerkt indessen mit Recht daß kein Volk so roh sey um sich aus Zerstörungslust eine große Arbeit aufzulegen, am wenigsten kann man den Mongolen es zumuthen, und besonders unwahrscheinlich ist die Sache im Orient, wo das Canalwasser besteuert war und dem Fiscus goldene Schätze zuführte. An der Sage ist also nur soviel historisch daß durch den Einfall der Mongolen und durch die Entvölkerung die alten Canäle vernachlässigt wurden. Unter diesen Canälen der Generalstabskarte ist jedoch einer, der vom linken Ufer abgeht und in mäandrischen Windungen eine Richtung einschlägt, welche ihn in die Nähe des von Baer entdeckten alten Flußbettes am Meer bringen würde. Eben wegen seines mäandrischen Laufes kann es kein Canal, sondern wird es das alte ursprüngliche Bett des Aras gewesen seyn. Canäle zur Bewässerung werden immer so geführt werden daß sie senkrecht nach dem Lauf des Flusses stehen, damit eben das Wasser tiefer binnenwärts nutzbar werde. Die alten Canäle stehen auch durchweg senkrecht auf dem Lauf des ehemaligen Aras, während sie seiner modernen Richtung ziemlich parallel gehen, also in der unvortheilhaftesten Richtung gelaufen seyn müßten. Jene alten Canäle aber, die zwischen Kur und Aras das Land durchschneiden, müssen ein sehr hohes Alterthum besitzen, denn ihre Erbauung wird dem epischen Guschtasp (Hystaspes?) zugeschrieben, wenigstens darf man also annehmen daß ein Theil von ihnen zu Strabo's Zeiten vorhanden war. Durch einen solchen Canal nun fand das Wasser des Aras allmählich seinen Weg in den Kur, und da der Aras eine größere Geschwindigkeit als der Kur besitzt, so ist es erklärlich weßhalb der Kur nicht in den Aras fließen konnte, sondern der umgekehrte Fall eintrat. Mit dieser Erklärung stimmt vortrefflich die Angabe des Claudius Ptolemäus, welcher eine Gabeltheilung des Araxes annimmt, einen Arm des Flusses in das caspische Meer, einen andern in den Kur (Cyrrhos) sich ergießen läßt. Plutarch, der drei bis vier Menschenalter nach Strabo schrieb, läßt den Aras bald in das caspische Meer, bald in den Kur sich ergießen, während Arrian und Appian nur noch die Einmündung in den Kur kennen. Physikalisch aber läßt sich die Erscheinung noch dadurch bestätigen daß die Landenge zwischen Kur und Aras gegen Norden geneigt ist, weßhalb auch alle Canäle vom Aras gegen den Kur, keiner vom Kur gegen den Aras geführt wurde, so daß es nur einer kleinen Nachhülfe von Menschenhand bedurfte um die Wasserlinien jener caspischen Gestade völlig zu verändern. Es ergibt sich also aus dieser Darstellung mit höchster historischer Wahrscheinlichkeit daß sich der Aras am Beginn christlicher Zeitrechnung noch getrennt in das caspische Meer ergoß, und in Folge von Canalbauten im ersten oder zweiten christlichen Jahrhundert einen Erguß in den Kur gewann.

Zweite Belagerung von Missolonghi.

(Aus der Geschichte des griechischen Aufstandes nach Spiridion Trikupis.)

(Fortsetzung.)

Sobald es Tag geworden war, warfen die unter der Bastion Franklin stehenden Feinde Feuer in eine vorher zubereitete Mine, und nach ihrem Zerspringen zogen unter Kriegsgeschrei die Feldzeichenträger heran, die einen bei jener Bastion, die andern bei den Bastionen Bozzaris und Makris und bei dem Zangenwerke, und stellten ihre Feldzeichen auf. Letzteres Feldzeichen zeigte an daß die Stadt erobert worden, und auf der ganzen Linie der Bastion innerhalb und außerhalb hörte man nur schweres Schießen aus Kanonen, mit Bomben und aus Gewehren.

Die Hellenen, im voraus auf die Einnahme der Breiche gefaßt, hatten innerhalb andere Gegenwälle errichtet, hinter denen sie, so wie oben auf der Mauer und von den Seiten der bedrohten Theile her, kräftig fochten. Zwei und eine halbe Stunde schien die Schlacht schwankend, allein am Ende wichen die Feinde,

und die auf der Mauer aufgestellten Feldzeichen verschwanden. Fünfhundert feindliche Leiber wurden in den Graben geworfen, und überall hörte man das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden in dem feindlichen Lager, und lautlos blieben während jenes ganzen Tages alle Batterien des Feindes, und bewegungslos alle seine Truppen. Kiut-Aga, der durch sein Mißgeschick alle Fassung verloren hatte, enthauptete an demselben Tage den Rutsos und einige andere Gefangene, ohne daß dieselben etwas verschuldet hatten. Während auf dem Festlande die Schlacht dauerte, rückte das feindliche Geschwader an die Stadt; voraus fuhr ihr aber ein brennendes und rauchendes Fahrzeug, damit die Flottille hinter dem Qualme ungesehen zu der Stadt vorrücken könne. Allein der Rauch war zu dünn, der Fahrzeuge dagegen viele, so daß sie von dem Feuer der am Meer gelegenen Batterien gezwungen wurden von der Stadt wegzuflüchten, nachdem sie sich auf 10 Klafter genähert hatten. Zwanzig Griechen wurden an jenem Tag getödtet und verwundet.

Sowohl bei dieser als auch bei den andern frühern Gelegenheiten hatte die Besatzung thatsächlich gezeigt daß sie weder die Zahl, noch die Tapferkeit der Feinde fürchtete; sie fürchtete allein den Mangel an Zufuhr. Zu gutem Glück erschienen an dem dritten Tage nach dem letzten Siege 40 hellenische Fahrzeuge unter Miaulis, Sachturis, Kolandrutsos und Apostolis außerhalb Missolonghi. Vier kleine türkische Fahrzeuge flüchteten sogleich tiefer in den korinthischen Meerbusen. Es lief hinter ihnen auch das hellenische Vorgeschwader; zwei von den vier kamen voraus und wurden unter Naupaktos in Schutz genommen, das dritte entkam gleichfalls, allein das vierte, nahe daran in die Hände seiner Feinde zu fallen, fuhr auf das Festland an; die übrige feindliche Flotte begab sich außerhalb Cephallenias, und bot erst am folgenden Mittag das Treffen an. Zwölf Corvetten unter Rialembey bildeten ihren rechten Flügel, ungefähr 14 ihren linken, neun Fregatten und einige Goeletten das Centrum, auf dem sich auch der Kapudan Pascha befand. Die Hellenen rückten gegen die Feinde kühn heran, und lieferten ihnen zwischen Missolonghi und Pappas eine Seeschlacht. Als sie auf das türkische Admiralschiff drei Brandgeschosse geworfen hatten, gerieth Topalis in solche Furcht daß er gegen Süden wenden ließ, und seine ganze Flotte in schändlicher Flucht ihrem Anführer nachfolgte. Eine Corvette, vier Briggs, vier Goeletten und fünf Lastschiffe flohen in den Meerbusen, alle andern aber folgten dem kampfflüchtigen Kapudan Pascha, und wurden zu ihrer Schande bis Cephallenia verfolgt. Niemals haben sich nach dem Zeugniß der hellenischen Capitäns die auf dem Meer überhaupt furchtsamen und ungeschickten Türken so ungeschickt und so zaghaft benommen!

Während der Verfolgung hatten sich fünf Fahrzeuge unter dem Gegenadmiral Sachturis von der übrigen Flotte getrennt, gegen Abend vor der belagerten Stadt Anker geworfen und die Nahrungsmittel und Munition, welche sie zum Gebrauch der Besatzung mitführten, abgeladen. Am folgenden Tage fuhr die ganze Flotte in den Hafen, und führte 20 bewaffnete Fahrzeuge in denselben durch Vassiladion ein, um unter Mitwirkung auch der Ortsfahrzeuge die Belagerungsmarine zu Grunde zu richten. Diese hatten sich seit dem Tag als die hellenische Flotte erschienen war, an das Festland gegen den Theil hin genähert, wo die Feinde gelagert waren; an dem Tag der Gefahr aber kamen an jene Küstengegend ungefähr tausend Reiter und Fußgänger zu ihrer Beschirmung; allein die hellenischen Fahrzeuge fielen so heftig auf sie daß sie innerhalb einer Viertelstunde sieben eroberten, die übrigen entkamen der Gefahr, indem sie sich unter den Schutz der auf dem gegenüberstehenden Festlande gelegenen Batterie flüchteten. In diesem Seegefecht wurden sieben Hellenen getödtet und vier verwundet. Nach zwei Tagen besuchte Miaulis die Besatzung, und am folgenden segelte er ab, nachdem er acht Fahrzeuge zur Aufrechthaltung der Sperre des korinthischen, des ambrakischen Meerbusens und der thesprotischen Küstengegend bis Sybotä abgesandt hatte.

Das wiederholte Mißlingen der feindlichen Stürme ermuthigte die Belagerten zu einem Ausfall. Vor einigen Tagen waren außerhalb Missolonghi zur Belästigung des Feindes die nach dem Kampf bei Distomon am 9 Juni von dem Lager des östlichen Griechenlands abgegangenen Obersten Karaiskakis, Tsabellas und andere, die in das westliche Griechenland getreten waren, herumgezogen. Mit ihnen verabredeten die Belagerten einen gemeinsamen Angriff von innen und von außen, und an dem Tag an welchem die feindliche Flottille zu Grunde gerichtet wurde, um die dritte Stunde der Nacht fielen, nachdem das Zeichen gegeben worden, ungefähr 500 auf die in den Gegenden am Fuß des Zygos in Zelten lagernden Feinde; es zogen bald nachher auch tausend Auserlesene der Besatzung aus, die einen von der östlichen Seite, die andern von dem Centrum her, und der Vortrab derselben, der keine andere Waffe hatte als den Säbel, fiel plötzlich auf die feindlichen Gräben; die welche hinter dem Vortrab kamen, rückten, nachdem sie ihre Gewehre zweimal abgefeuert hatten, gleichfalls mit dem Säbel vor und eroberten vier Batterien. In Furcht verließen die Feinde die Katzen der östlichen Seite, und stellten sich gegen die westliche und die nördliche zusammen; die Hellenen aber, die mitten in dem feindlichen Lager umherzogen, machten alles nieder, nahmen viele Feldzeichen und viele Waffen weg, und kehrten in die Stadt zurück, indem sie auch einige der bei den Türken arbeitenden Christen mitführten. Ueber 300 wurden an getödteten und verwundeten Feinden gezählt; getödtet wurden aber auch von den unsern 17, und verwundet 13.

Die nacheinander erfolgten Niederlagen und Verluste hatten den harten Kiut-Aga nicht niedergedrückt. Die Zahl seines Heeres und insbesondere seiner Arbeiter war stark geschmolzen; während am Anfang der Belagerung 20,000 Rationen vertheilt wurden, sank ihre Zahl am Anfang des August auf 12,000; allein die Thätigkeit des Anführers hatte sich nicht vermindert. Da er in allen seinen Unternehmungen unglücklich gewesen war, so heftete er all seine Aufmerksamkeit und beschränkte beinahe alle seine kriegerischen Arbeiten auf die Anhöhung des am Centrum der Mauer gelegenen Hügels. Dieser künstliche Berg, welchen in Gestalt einer Katze Kiut-Aga unaufhörlich verlängerte, breiter machte und mittelst der Erdsäcke und Schanzkörbe erhöhte, gelangte zu einer Länge von 80, und an einem Ort zu einer Breite von drei, an einem andern zu einer von vier, und an einem weitern Orte zu einer solchen von fünf und einer halben Klafter; in der Mitte aber theilte ihn ein Winkel von ungefähr 120 Graden gegenüber der Bastion Franklin. Umsonst bestrebten sich die Griechen dieses Werk zu zerstören, indem sie Kugeln, Steine, Eisen u. dgl. aus den Thurmbauten Kosziusko und Wilhelm Tell auf die Arbeitenden schossen; umsonst machte am 27sten, in der Hoffnung sie in die Flucht zu schlagen, die Besatzung der Bastion Franklin, von der sieben getödtet und neun verwundet wurden, einen Ausfall; die Hartnäckigkeit des Kiut-Aga bezwang alle Angriffe, und am 29sten wurde der künstliche Berg sogar über die Bastion Franklin erhöht. An seinem vordern Theile und an seinen Seiten wurden Brustwehren aufgerichtet, von welchen aus der Feind, nachdem er am 11 August die Bastion Franklin erobert hatte, die Stadt zu be-

streichen hoffte, allein er täuschte sich in seinen Hoffnungen. Die Griechen warfen, sobald sie vermutheten daß jener Wall, den die Türken „Höhe der Vereinigung“ nannten, ihnen Gefahr drohte, einen andern Graben mehr als 200 Schritt weiter innerhalb auf, der bei dem Meer sich in gleichem Abstand gegen den alten Graben ausdehnte, und mit dem Brillenwerke sich vereinigte. Hinter diesem neuen Graben hatten sie einen neuen Wall und neue Batterien errichtet, so daß der Feind, statt nach der Einnahme der in Frage stehenden Bastion innerhalb der Stadt, wie er hoffte, sich zu befinden, immer noch außerhalb blieb und mehr belagert als belagernd, da er mitten in das Feuer der bei der Gegenbastion und der andern von der Seite der Bastion Franklin her liegenden Kanonen gerathen wäre. So weit übrigens von den Feinden ihre Brustwehr auf dem Gipfel der „Höhe der Vereinigung“ erhöht wurde, eben so weit wurde auch von den Hellenen ihre Gegenbastion erhöht. Allein der unermüdete Kiut-Aga ließ sogleich innerhalb der Bastion Franklin eine andere „Vereinigungshöhe“ ähnlich der frühern errichteten zur Eroberung der Gegenbastion erbauen; seine innern Arbeiten giengen jedoch nicht so rasch vorwärts wie einst die äußern vorgeschritten waren, weil die Schanzgräber unter dem Feuer der flankirenden hellenischen Batterien arbeiten mußten. Nicht weniger rüstig als die Türken arbeiteten aber auch die Hellenen zur Vollendung des innern Walles und errichteten außerdem eine verdeckte Batterie, die sie mit drei Kanonen und einem Mörser besetzten. Beide Theile arbeiteten unter unausgesetztem Feuer, bei welchem Pantoleon Platykas getödtet wurde. Als die Griechen sahen daß die Feinde mit ihren Erdwerken bis an den Rand des Grabens gelangt waren, ließen sie eine unter der Leitung des hochverdienten Panagiotos Soteropulos errichtete Mine an dem Mittag des 19ten anzünden, und in einem Augenblick waren die langwierigen Arbeiten der Türken zerstört und die Feinde zitternd zurückgeworfen. Die Hellenen bemächtigten sich rasch sämmtlicher innerhalb der Bastion Franklin gelegener feindlicher Schanzgräben, und drangen eifrig gegen die Bastion selbst vor. Da Kiut-Aga dieses sah und in Furcht schwebte die Hellenen möchten kluger Weise auf einmal alle seine mit vieler Mühe zu Stande gebrachten Werke zu nichte machen, erschien er auf der „Höhe der Vereinigung“ zur Aneiferung seiner Kämpfer, und ließ zum Zeichen seiner Gegenwart seine Statthalterfeldzeichen aufrichten. So nahe waren übrigens Hellenen und Türken an einander gerathen daß sie mit Steinen und Knütteln kämpften; die Türken warfen auch gläserne Handgranaten, welche die Griechen vor ihrem Zerspringen mit Erde zu bedecken pflegten. Unterdessen hatten die Griechen die Feinde auch von der Bastion Franklin vertrieben, und, nachdem sie die dortigen feindlichen Arbeiten zerstört und dem Boden gleich gemacht hatten, begannen sie die „Höhe der Vereinigung“ zu stürmen Es dauerte der Kampf bis Mitternacht, um welche Stunde die Türken gezwungen wurden hinter die „Höhe der Vereinigung“ sich zurückzuziehen; die Hellenen aber blieben unbestrittene Herren der Bastion und des angränzenden Theiles der „Höhe der Vereinigung“. Zwanzig Hellenen wurden getödtet und 46 verwundet, unter ihnen auch Georgis Tsabelas, Ntankas und Giannakis Nazokotsikas.

Als einen tödtlichen Streich betrachtete Kiut-Aga die Wegnahme der Bastion, um deren Erwerbung er sich so viel bemüht hatte. Scham bedeckte sein Antlitz, und Aerger verwilderte sein Herz; er fürchtete auch den Unwillen des Sultans, welchem er versprochen hatte Missolonghi vor dem Bairam zu unterwerfen. Das Wort des Sultan bei seinem Abzug: „Missolonghi oder deinen Kopf,“ klang noch immer in seinen Ohren; auch sah er seine Munition erschöpft und den Winter herannahen. Seine Unruhe vermehrte sich bei der Nachricht daß Abtheilungen von Hellenen in Aetolien und Akarnanien umherstreiften, und häufig die Lebensmittel wegnahmen welche zum Unterhalt seines Heeres bestimmt waren; ja er fürchtete schon vom Festland und vom Meer her abgeschnitten zu werden, auch hörten seine Kriegsleute nicht auf täglich die Reihen zu verlassen und sich zu beklagen daß sie keine Löhnungen erhielten, und Gersten- statt Weizenbrod essen müßten; mit einem Wort, alles kündete zum voraus an daß das Heer der Belagerer in Auflösung begriffen war, und der Kopf seines Anführers in Gefahr stand. Nach dem im vorgehenden zuletzt erwähnten Kampfe beeiferte sich Kiut-Aga wieder in der Mitte der „Höhe der Vereinigung“ 40 Klafter von dem von den Griechen behaupteten Theile sich zu befestigen, und auch eine Batterie, 150 Klafter von der Gegenbastion entfernt, vorn an dem zwischen der Bastion Franklin und dem Thurmbau Korais gelegenen Mittelwalle zu errichten; die Griechen dagegen stellten unter der Höhe der Vereinigung eine andere Mine her, zündeten sie in der Nacht vom 22sten auf den 23sten an, zerstörten die vorderen Schanzgräben der Feinde, und zwangen sie, weil sie auf solche Weise unter ihr Feuer gebracht worden waren, sich in größerer Entfernung zu befestigen. Zweihundert wurden an Getödteten und Verwundeten in Folge des Ausbrechens der Mine gezählt; es waren diese von den auserlesenern Kriegsleuten welche Kiut-Aga dorthin zu der Aufführung der Bastion gebracht hatte. Einen großen Schaden richtete die oben erwähnte verdeckte Batterie mittelst der drei bei ihr aufgestellten Kanonen und des Mörsers an. Alles setzte Kiut-Aga in das Werk, um sie zum Schweigen zu bringen, und als er sah daß er sich umsonst abmühte, und daß die von dort geworfenen Bomben oft sogar in das Lager selbst fielen, so versetzte er die meisten seiner Zelte wieder an die Bergabhänge.

In jenen Tagen bestimmte die Regierung zum Anführer der im westlichen Griechenland befindlichen Truppen den Karaiskakis. Als die Commission in Missolonghi diese Ernennung erfuhr, beeilte sie sich dieselbe den Westgriechischen bekannt zu machen, indem sie ihnen zugleich die Pflichten gegen das Vaterland in die Erinnerung brachte, von neuem die welche dem Kampf für das Volk sich entzogen hatten, zur Sinnesänderung rief, und der Besatzung der Stadt das verdiente Lob ertheilte.

Kiut-Aga, welcher gewahr wurde daß die Lage der Griechen sich täglich besserte, die der Türken aber sich verschlimmerte, sann darauf, einen neuen Sturm anzuordnen. Allein so muthlos war sein Heer daß kaum 2000 Kampflustige aufgetrieben wurden. Die Hellenen erfuhren zu rechter Zeit von diesen Entwürfen ihres Feindes, und voll Freude erwarteten sie die Verwirklichung derselben; als sie aber sahen daß die Tage vorübergiengen und immer die Feinde zum Sturm sich rüsteten, sich aber nicht bewegten, so sagten sie ihnen mit höhnender Stimme von den Brustwehren herab, sie möchten aufhören unnütz zu arbeiten, und je bälder desto lieber anrücken. Da die Türken hierauf nicht achteten, so beschlossen die Griechen auf andere Art sie zum Sturme zu zwingen.

Vor einigen Tagen hatten sie eine große Mine unter die Katze der Bastion Franklin und bis unter die Höhe der Vereinigung gegraben; sie hatten vor kurzem auch eine andere kleinere gegraben. Am Abend des 9 September wurde die kleine Mine abgebrannt; schweres Kanonen- und Flintenschießen begann unterdessen zugleich auf der ganzen zwischen dem Thurmbau Kosziusko und der Bastion Bozzaris gelegenen Linie; es erwiederten dieses die Türken außerhalb wie wahnsinnig; Schwärme Albanier und Asiaten kamen auf einmal aus den Gezelten an den Bergabhängen,

und wurden unter der Geißel der Reiter hinabgetrieben. Kiut-Aga selbst hatte sein Zelt verlassen, und war, während ihm seine Wache folgte, zu einer nah an der Mauer gelegenen Batterie getreten. Es entzündete sich der Kampf unter seinen eigenen Augen, und in der größten Hitze des Gefechtes rückten die auserlesenen Albanier und Guegen an die Mauer vor. allein sie wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen. Nach diesem Sturm hörte innerhalb das Schießen an der Vorderseite der Mauer, abgesehen von der bei der Bastion Franklin, auf, und keiner ließ sich in jener Gegend weder blicken noch hören. Kiut-Aga, der die Vermuthung geschöpft hatte daß die ganze Besatzung auf jene Bastion sich vereinigt und die übrigen Stellungen unbesetzt gelassen habe, befahl den vor der Bastion Makris, der Batterie Rigas und dem Scheerenwerke befindlichen Truppen die Mauern zu ersteigen. Es befolgten diese seinen Befehl. Allein die Hellenen, welche absichtlich den Blicken sich entzogen hatten und stille hinter den Mauern warteten, erschreckten die Stürmenden durch ihr plötzliches Sichtbarwerden, schlugen sie kühn zurück und zwangen sie in ihre Schanzgräben sich zu flüchten. In dieser Zwischenzeit fand ein unablässiges Schießen innerhalb und außerhalb der Bastion Franklin statt, und sehr viele Türken kämpften „auf der Höhe der Vereinigung," bis wohin die große Mine getrieben worden war. Jetzt wird sie entzündet. Plötzlich dröhnt der Boden; zerrissen wird die Erde; herausspringt eine dunkle Wolke den Luftkreis verfinsternd; dann fallen nach kurzer Zeit von oben herab Steine, Schanzkörbe, Köpfe, Schenkel, Hände, Füße; niedersenkt sich jene dunkle Wolke, bedeckt und erstickt alle welche die Mine bei ihrem Ausbruch nicht verstümmelte; ein Hagel von Steinen, Kanonenkugeln und Flintenkugeln schlägt nieder; die Türken, übel zugerichtet, werden zersprengt; das Schwert der Hellenen verfolgt sie sogar in ihre aufgerissenen Schanzwerke, und nur die Schlünde welche die Mine geöffnet, und das Erdreich welches sie zusammengehäuft hatte, hielten das weitere Vorrücken der Hellenen auf. Die Türken kehrten mit großem Verlust in die Trümmer der Höhe der Vereinigung, welche von den Griechen verlassen worden waren, zurück, und schwangen ihre entblößten Säbel unter Drohungen gegen ihre entferntstehenden Besieger. Fünfhundert und darüber wurden an jenem Tag getödtet, unter diesen auch viele Vornehme, wie es den Waffen und den Anzügen nach schien, welche die Hellenen weggenommen hatten; den Verwundeten, deren Zahl unbekannt war, wurden beigezählt Banusis Sevranis und Aslambey; getödtet wurden auch 15 von der Besatzung, und verwundet 35, unter diesen auch Konstantis Tsabelas, Thamasis Zerbas und Antonis Bakas, ein Knabe von 14 Jahren, welcher sich auch bei dem Sturme vom 21 Juli ausgezeichnet hatte, da er zwei Gewehre aus den Händen der Feinde gerissen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Vorkommen von Blausäure im Tabaksrauch. Die Methode, um Blausäure im Tabakrauch zu entdecken, ist folgende. Man läßt Tabakrauch durch eine concentrirte Lösung von caustischem Kali hindurchströmen. Die Lösung färbt sich dadurch schwach braun, und muß, wenn beim Verdünnen mit Wasser eine Trübung entsteht, filtrirt werden. Hierauf versetzt man die Lösung mit schwefelsaurem Eisenoxyd-Oxydul und erwärmt. Es ist nothwendig dazu ein geräumiges Gefäß zu verwenden, da namentlich beim Kochen eine starke Kohlensäure-Entwicklung stattfindet. Man behandelt nun den erhaltenen Niederschlag mit chemisch reiner Salzsäure im Ueberschuß, wobei sich das gefällte Eisenoxyd-Oxydul auflöst unter Zurücklassung von Berlinerblau. Auf die Quantitätsbestimmung der Blausäure im Tabakrauch behalten wir uns vor, demnächst noch ausführlicher zurückzukommen; ich bemerke vorläufig nur daß von zwei Cigarren, zusammen im Gewicht von 10,6 Grm., 0,018 Berlinerblau und von zwei Cigarren einer anderen Sorte, zusammen im Gewicht von 8,2 Grm., 0,010 Berlinerblau erhalten wurden. Unter allen Tabaksorten, die ich bis jetzt auf Blausäure nach der angegebenen Methode untersucht habe, befand sich nur eine und zwar eine sehr alte abgelägerte, welche auf fünf Grm. nur eine unwägbare Spur von Berlinerblau ergab. Alle übrigen zeigten ganz entschieden Blausäuregehalt. Auch die Art des Rauchens der Tabakblätter, ob in Form einer Cigarre oder aus der Pfeife, überhaupt die Art der Verbrennung scheint auf die Bildung der Blausäure im Tabakrauch nicht ohne Einfluß zu seyn. Das Vorkommen von Blausäure im Tabakrauch ist übrigens durchaus nicht auffallend, da sie ja, wie man weiß, unter den Destillationsproducten von Steinkohle und Torf in so reichem Maß vorkommt, daß in neuerer Zeit sogar die Darstellung der Blausäure aus Steinkohlen in Frankreich patentirt worden ist. Ihr Vorkommen schien mir nur hier in diesem speciellen Falle, in den Verbrennungsproducten des Tabaks, eines Genußmittels des täglichen Lebens, nicht ohne Interesse. (Polyt. Journ.)

Eine indianisirte Mexicanerin. Am Sonntag Abend waren die angesehensten Männer des Dorfes im Hause unseres Wirthes, und es wurden, wie gewöhnlich, Indianergeschichten erzählt. Eine derselben, welche in hohem Grade charakteristisch für die wilde Romantik des nordamerikanischen Lebens ist, erregte ganz besonders mein Interesse, und ich will sie hier wiederholen. Vor einer Reihe von Jahren machte sich in der Gegend von Carretas ein Apachenhäuptling furchtbar, welcher in dem Hause eines Geistlichen im Staat Sonora eine ziemlich gute christliche Erziehung genossen hatte. Seine Fähigkeit zu lesen und zu schreiben benutzte er so gut wie es irgendein civilisirter Räuberhauptmann hätte thun können. Er fieng die Briefposten aus den Minengegenden auf, öffnete und las die Briefe um sich über Silber- und Waarentransporte zu unterrichten, und war so fast immer im Stande ein glückliches Unternehmen auszuführen. Endlich fiel er mit seiner Schaar in einen Hinterhalt mexicanischer Truppen, und die ganze Bande wurde ausgerottet. Dieser Indianer lebte mit einem mexicanischen Mädchen, welches er aus dem elterlichen Hause geraubt hatte. Sie nahm an dem Gefecht gegen die Truppen Theil wie eine ächte Indianerin. Ihre Landsleute riefen ihr zu daß man sie kenne, daß sie nichts zu fürchten habe und sich ergeben möchte. Sie verwarf aber dieses Anerbieten, und fiel mit den letzten der Bande, nachdem vorher noch ihre Pfeile mehrere Soldaten durchbohrt hatten. (Aus Fröbels Reisen in Amerika. 2. Bd.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 23. 4 Junius 1858.

Ein Ausflug nach dem Monte Caroche.

Während unseres Aufenthaltes in Jativa hatten wir viel von der reichen Fauna der Sierra von Enguera gehört, und deßhalb beschlossen eine Zeitlang in diesem Städtchen Quartier zu nehmen. Unsere Erwartungen wurden einigermaßen getäuscht, als wir in den einsamen, buschbedeckten oder mit Kiefern bewaldeten Höhen, welche die Sierra von Enguera bilden, fast dieselbe Fauna wiederfanden die uns von Jativa's Umgebung her bekannt war. Die blaue Elster (Pica cyanea) und den mittelländischen Würger (Lanius meridionalis), welche nach den Aussagen der Jativenser in jener Sierra vorkommen sollten, bekamen wir nicht zu Gesicht. Doch trafen wir viele Perdix rubra an, welche um Jativa selten sind. Auch der südeuropäische Ziegenmelker, Caprimulgus ruficollis und der niedliche Sänger der Provence, Sylvia provincialis, wurden bei Enguera von uns beobachtet und erlegt. Hirsche und Rehe sollen jetzt selten, Wölfe und Luchse fast gar nicht mehr bei Enguera vorkommen. Dagegen hörten wir daß in dem von Enguera etwa neun Wegstunden entfernten Monte Caroche die „cabra montesa" heerdenweis leben solle. Man wies uns mehrere Gehörne dieser Thiere, woraus wir sahen daß unter cabra montesa der spanische Steinbock, capra hispanica, zu verstehen sey. Das brachte uns auf den Entschluß, eine Excursion nach dem Monte Caroche zu unternehmen. Mein Vetter begab sich deßhalb am 13 Julius nach Jativa, um von dort allerhand zur projectirten Tour erforderliche Utensilien zu holen. Ich blieb zum Schutz unseres Gepäckes in Enguera zurück. Das war durchaus nöthig: Enguera könnte sicher ein schönes Contingent an Spitzbuben und Raubgesindel stellen, dazu hatten unsere Waffen und Geräthschaften die Habgier der Bewohner des Ortes rege gemacht. In der That versuchte auch heute ein junger Bursche in unser Zimmer einzudringen, während ich gerade im gardinenverhängten Alcoven Nachmittagsruhe hielt. Ich ließ ihn über den Balcon und über eine halboffene Thür steigen, welche denselben vom Zimmer trennt, sprang dann aber, den Revolver in der Hand, auf, und frug was ihm gefällig wäre. Da schwang sich der Spitzbube mit einem plötzlichen, mächtigen Satz über Thür und Balcon hinweg, und ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Am Abend des folgenden Tages kehrte mein Vetter zurück und wir beschlossen nun am nächsten Morgen aufzubrechen. Als Führer und Gehülfen auf der Jagd engagirten wir einen jungen Spanier, Camillo mit Namen, welcher schon öfter mit uns gejagt hatte, und dieser versprach für ein Maulthier zum Aufladen unserer Effecten zu sorgen.

Am 15 Julius früh 4 Uhr kam Camillo mit einem Jagdhund und dem versprochenen Maulthier nach unserer Posada. Letzteres wurde hierauf mit folgenden Gegenständen beladen: zwei Büchsen, eine Kiste, ein Mantelsack mit etwas Wäsche, außerdem mit Reis, Salz, Zucker und Kaffee bepackt, drei wollene Decken, einige Brode, eine große Bota (Lederschlauch) mit Wein. Doppelflinte, Jagdtasche und Pulverhorn trug jeder selbst. Der Weg führt erst ein Stück durch die baumreiche Huerta des Städtchens, dann steigt er in die Sierra hinan. Bald schwinden Weinberge, Felder und Bäume, und machen den öden, mit Geröll bedeckten und zum Theil mit Buschwerk überzogenen Flächen Platz, durch welche sich die Vorberge der Sierra auszeichnen. Der Weg zieht sich nun abwechselnd in Thälern oder auf sanftgewölbten Rücken hin, bis man sich der Höhe des Gebirges nähert. Hier nimmt die Gegend allmählich einen anderen Charakter an. Das Strauchwerk, welches den Boden überzieht, wird dichter; zwischen üppigem Gebüsch von Rosmarin, Stacheleichen, Cistus und anderen Pflanzen stachelnden Angedenkens zeigen sich einzelne niedrige, theilweis verkrüppelte Kiefern; weiterhin folgen Gruppen derartiger Kiefern, und steht man auf dem breiten, ebenen Rücken des Gebirges, so hat man auf Stundenweite fast nichts anderes um sich als niedrigen, aber zum Theil dicht bestandenen Kiefernwald, von strauchbedeckten Haiden unterbrochen.

Meilenweit in die Runde gibt es kein Dorf, nur von Zeit zu Zeit erblickt man in der Ferne eine einsame Hacienda, sonst ringsum nichts, als weite und stille Einöde. Nach etwa vierstündigem Marsch langten wir bei einer solchen Hacienda an. Dicht bei derselben fanden wir eine Quelle mit köstlichem Wasser. Nachdem wir uns abgekühlt und durch einige Becher dieses Wassers erquickt hatten, traten wir in die Hacienda ein. Der Eigenthümer, wie es schien ein wohlhabender Landmann, nahm uns gastfrei auf. Wir baten um etwas Essen und erhielten eine sehr gute Mahlzeit. Das Haus, in welches wir eingekehrt waren, hatte von außen und innen ein sehr sauberes Ansehen. Es lag an einem öden, walbentblößten Platz. Längs der einen Fronte des Gebäudes zog sich eine dichte,

schattige Weinlaube hin, einige Feigen- und Johannisbrodbäume standen zur Seite des Hauses in einer muldenartigen Vertiefung; wo der Boden vielleicht feuchter und fruchtbarer war, lagen die Felder des Eigenthümers. Der Raum, wo wir uns aufhielten und welcher auch täglicher Aufenthaltsort der Familie seyn mochte, war eigentlich nur ein ungepflasterter Vorplatz und eine Thür führte aus demselben unmittelbar ins Freie. In ähnlicher Weise sind die meisten Bauernhäuser gebaut, die wir in Catalonien und Valentia gesehen. Unser Wirth sagte uns, die ausgedehnten Kiefernwaldungen der Sierra seyen größtentheils Eigenthum des Grafen von Survellon (?), die Haidedistricte seyen ohne Eigenthümer, wer sich daselbst anbauen wolle, könne sich nach Belieben davon nehmen. Dessenungeachtet finden sich wenige die von dieser Licenz Gebrauch machen, der Anbau lohnt sich nur an den wenigen Stellen welche das ganze Jahr hindurch keinen Mangel an Wasser haben

Die Nachmittagshitze war vorüber, als wir uns wieder auf den Weg machten. Die Gegend wurde waldiger und oft malerisch. Von Zeit zu Zeit sah man den Caroche über die niedrigeren Bergketten hervorragen, aber je mehr wir bergauf und bergab kletterten, desto mehr schien auch der Berg zurückzuweichen. Eine große Wohlthat war es für uns daß die Quellen häufiger wurden als auf der ersten Hälfte des Weges, der feurige spanische Wein hat uns nie so erquickt wie ein Trunk frischen Quellwassers. Das Gebirge nahm allmählich kühnere Formen an, die runden Umrisse der Berge wurden immer mehr durch senkrechte, hohe Felswände unterbrochen, in den Thälern und Barrancos (Wasserrissen) wuchsen Büsche blühenden Oleanders zwischen Felsblöcken hervor, leider fehlte aber überall das fließende Wasser. Je näher man dem Caroche kommt, um so malerischer wird die Gegend. Die Sonne gieng unter als wir von einer beträchtlichen Anhöhe herab das Thal am Fuß des Monte Caroche überblicken konnten. Aus dem Thale steigen noch einige minder hohe, mannichfach gestaltete Berge empor. Diese Berge und der größte Theil des Thales sind mit dichter, aber meist niedriger Kieferwaldung überzogen. Einige nackte nur mit Gestrüpp bedeckte Stellen geben der Landschaft mehr Abwechselung und ein freundlicheres Ansehen.

Auf einer Waldblöße weidete eine große Ziegenheerde, sonst fehlte mit Ausnahme einiger Vögel (Elstern, Würger, Haubenlerchen) jede Spur lebendiger Wesen. Wir stiegen in das Thal hinab. Die Sonne war untergegangen, aber der Vollmond stand leuchtend am Himmel und verbreitete über die ganze Landschaft sein magisches Licht. Wir hatten etwa eine halbe Stunde lang durch dieses Thal zu gehen, das mir mehr als je eine andere Gegend das Bild der reizendsten Waldeinsamkeit gegeben hat; dann stieg der Weg am Monte Caroche noch etwa eine Viertelstunde lang aufwärts, die Bäume verschwanden wieder, und wieder hatten wir eine Einöde vor uns, wie auf der Sierra von Enguera, als wir das Licht einer Hütte bemerkten, die uns, unser Maulthier zum wenigsten, für diese Nacht aufnehmen sollte. Wir traten ein. Eine Frau bewillkommnete uns und suchte dann für meinen Vetter und für mich zwei Schemel hervor, damit wir nicht, wie die anderen, uns auf die Thürschwelle oder auf die bloße Erde zu setzen brauchten. Mein Schemel mochte früher einmal vier Beine gehabt haben, jetzt waren nur noch drei vorhanden, von denen das eine vor Altersschwäche knarrte und wackelte, ich mußte fortwährend balanciren, um nicht umzufallen. So ungelegen mir auch bei meiner Müdigkeit solche equilibristische Uebungen kamen, war ich doch froh wenigstens sitzen zu können. Während des Ausruhens hatten wir Zeit unsere Wohnung näher zu betrachten. Der Raum, in welchen wir eingetreten waren, schien das einzige Zimmer im Häuschen zu seyn. Er diente zugleich als Küche. Ein Feuer knisterte auf der bloßen Erde, die den Fußboden der Hütte bildete, ein ungeheurer Schlot gestattete dem Rauch freien Abzug. Eine nur bei Nacht verschlossene Thür führte aus der Stube in den Hühnerstall, eine kleine Treppe auf den Bodenraum, wo die ganze Familie schlief. Wir machten uns über dem Feuer einen Kaffee zurecht und sahen uns dann nach einer Schlafstätte um. Camillo frug, ob wir in oder vor dem Hause schlafen wollten, wir zogen das letztere vor. Der Hauseigenthümer, der unterdeß vom Feld gekommen war, brachte uns einen Strohsack als Unterlage und trug ihn vor die Thür des Hauses, neben den Platz wo unser Maulthier angebunden stand. Wir breiteten unsere Decken aus, legten uns, müde wie wir waren, ohne Umstände hin, und freuten uns auf den Schlaf. Wir waren dem Einschlafen schon nahe, als uns ein unerträgliches Jucken am ganzen Körper fast gleichzeitig munter machte. Wir merkten nur zu bald die Ursache des Juckens, und daß wir von Legionen blutdürstiger schwarzer Husaren überfallen waren. An Schlaf war nun nicht mehr zu denken. Wir hatten aber unsere Schlafstätte auch unvorsichtig genug gewählt, einen Strohsack zur Unterlage genommen und uns in die Nähe des Hühnerstalles, des Schweinestalles und einer spanischen Bauernhütte zur Ruh gelegt — das hieß auf die Menschlichkeit der Flöhe zu viel bauen! Noch eine Weile blieben wir, kratzend und fluchend, liegen. Ein paar Schweine, die zur offenen Thür ihres Stalles herausgekommen waren, beschnupperten uns und liefen dann mit mitleidigem Grunzen um uns herum. Wir schwuren unsern Peinigern für den andern Morgen blutige Rache, nahmen die Decken über die Schultern und suchten nach einem anderen Lagerplatz für die Nacht. So liefen wir einige Minuten in der Irre herum, als wir dicht neben uns Hundegebell hörten; zugleich riefen uns ein paar Männer an, wir verstanden sie aber nicht und giengen weiter. Da sahen wir, wie uns fünf oder sechs mit Knüppeln bewaffnete Kerls folgten, uns augenscheinlich für Räuber haltend. Der Lärm weckte glücklicherweise unsern Jäger Camillo, der den Leuten das Mißverständniß aufklärte, ihre Knüppel hätten sonst vielleicht intimere Bekanntschaft mit uns geschlossen, als wir wünschen konnten. Als die kampflustigen Bauern beschwichtigt waren, legten wir uns auf einem Roggenfeld, etwa 100 Schritt von der Hacienda entfernt, nieder, und erwarteten mit Sehnsucht den Morgen. Als uns die Sonne ihre ersten Strahlen zusendete, fand sie uns schon in eifriger Ausübung der niederen Jagd. Hierauf gieng es in die Hütte, wo die Frau unseren Kaffee kochte. Nachdem wir ein paar Tassen getrunken, brachen wir auf, um den Gipfel des Berges zu besteigen. Da der Weg schon von Enguera an im Ganzen mehr steigt als fällt, so braucht man kaum mehr als eine Stunde, um vom Fuße des Berges bis zum Gipfel zu gelangen.

Der Monte Caroche hat, von Osten und Süden aus betrachtet, fast das Aussehen einer kolossalen, mit mehreren parallel übereinander hinlaufenden Mauern umgebenen Bergfestung. Von einer

dieser Felsenmauern bis zur anderen steigt der Berg nur sanft an, die Mauern aber sind hoch und furchtbar steil. Nur an wenigen Stellen sind dieselben so unterbrochen daß man von einem Absatz auf den nächstfolgenden gelangen kann. Die unteren zwei Terrassen liegen theils ganz uncultivirt da, theils sind sie mit Getreide angebaut. Weiter nach oben werden die Felder seltener, die Terrassen selbst steiler. Neben strauch- und geröllbedeckten Flächen sieht man einzelne Gruppen und Gehölze von Kiefern. Mit dem spärlichen Pflanzenwuchs der Terrassen contrastirt in auffallender Weise die üppige Vegetation der Bergschluchten und Felsenrisse. Undurchdringlich dichtes Gebüsch, aus welchem hie und da Feigenbäume hervorwachsen, bedeckt dieselben, während Epheu sich allenthalben an den Felswänden emporrankt. Diese Contraste zwischen üppig begrünten Schluchten und kahlen, sonnverbrannten Bergwänden sind den valencianischen Kalkgebirgen überhaupt eigen. Der höchste Gipfel des Caroche, einem kolossalen Würfel ähnlich, ist rings von senkrecht abfallenden Felswänden umgeben und nur mit Mühe zu erreichen, indem man in einer engen, steilen Schlucht hinanklimmt. Oben stehen Kiefern zwischen allerhand Gestrüpp, unter welchem die Stacheleiche vorherrscht. Der Hauptkamm des Carochegebirges erstreckt sich noch mehrere Meilen weit in beträchtlicher Höhe nach Westen und ist von der Sierra von Enguera nur durch ein schmales Thal getrennt.

Der Blick vom Gipfel des Berges in das einsame Waldthal, das sich an seinem Fuße hinzieht, ist reizend. Auch genießt man von oben eine ziemlich ausgedehnte Fernsicht über die südvalencianischen und murcianischen Gebirge, doch steht diese keineswegs mit der Höhe des Gipfels im Verhältniß, denn fast allerwärts engen hohe und schroffe Gebirge den Gesichtskreis ein. Im Süden ziehen sich die Ketten von Enguera und Almansa hin, nach Westen erblickt man die steile Peñanegra, nach Norden das wilde Gebirgsland des Jucar (Jucar), nur nach Osten ist die Aussicht etwas freier, so daß man über die umgebenden Höhen hinweg bis ins Flachland der Küste sehen kann. Sonst überall nur Felsen und Einöden! Nirgends eine Spur menschlicher Thätigkeit; keine Stadt, kein Dorf ist zu sehen so weit das Auge reicht, und keine Chaussee, nicht einmal die holperigste Landstraße, hat sich bis zu dieser Wüste verirrt. Der Adler welcher nach Beute spähend um die Felswände kreist, an denen er seinen kunstlosen Horst gebaut hat, scheint das einzige belebte Wesen zu seyn. Aber das Auge haftet mit Wohlgefallen an den abenteuerlichen Gestalten der Berge, und wenn es mit Schauder in die Abgründe blickt, so mischt sich selbst diesem Schauder ein Freudengefühl bei, und das Ohr lauscht mit Wonne dem Krächzen der Adler und dem unheimlichen Rufe der Eulen. Fehlen auch die freundlichen Huertas mit ihren Orange- und Granatbäumen, mit ihrem muntern, jubelnden Chor gefiederter Sänger —

> Die Natur ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!

Trotz dieses Mangels an Sylvien ist doch die Fauna, insbesondere die Ornis des Caroche reicher als die der übrigen Gebirge Ostspaniens, welche wir bis jetzt besucht haben. Leider waren unsere Beobachtungen zu kurz um für vollständig gelten zu können. An der Felswand, die sich zunächst über unserer Sennhütte erhebt, fanden wir viele Cotyle rupestris. Eine Stufe höher befand sich in einer höhlenartigen Vertiefung am senkrechten Felsabsturz der Horst des „weißen Adlers,“ wie die Leute den Raubvogel nannten, später sahen wir daß es Aquila Bonelli war. Nicht weit davon, in einem andern Loch der Felswand, horstete Pyrrhocorax alpinus, während eine seichte aber weite Höhle am Fuße der genannten Wand die Nester des flüchtigen Alpenseglers (Cypselus melba) schützte, welcher mit ewigem Geschrei und pfeilschnellem Fluge längs der Felsen hin- und herflog. Die Blaudrossel (Turdus cyanus) zeigte sich besonders häufig am Gipfel, wo wir auch Fregilus graculus antrafen. Das große, schön gezeichnete rothe Rebhuhn (Perdix rubra) ist sehr gemein am Caroche. Außerdem leben über den ganzen Berg vertheilt Saxicola cachinans, der hier weniger scheu ist als in bevölkerten Gegenden; ferner Emberiza Cia und Sylvia provincialis; ihre Verwandte, der kleine weißbärtige Sänger (S. leucopogon), meidet wenigstens die höhern Partien des Gebirges. Caprimulgus ruficollis findet sich zwar am Caroche, doch ist er hier seltener als auf der Sierra von Enguera. Den Gipfel des Berges umschwärmen mehrere Raubvogelarten. Außer Aquila Bonelli beobachteten wir Falco peregrinus, F. tinnunculus und Milvus (?). Ob auch der Lämmergeier (Gypaëtos barbatus, Blas & Keys, G. grandis, Brehm) im Caroche horstet, haben wir nicht in Erfahrung gebracht. Bald nach unserer Rückkehr zeigten sich mehrere von dieser gewaltigen Raubvogelart in der Gegend von Jativa, und einer davon gelangte in unsern Besitz. Man sagte uns, der Lämmergeier sey nicht selten bei Alcoy; demnach scheint er also in der Sierra von Mariola und in den schroffen Montes de Aitana zu horsten.

Die Leute am Caroche bestätigten zwar daß die „cabra montesa“ in kleinen Trupps den Kamm des Gebirges bewohne, leider aber mußten wir wegen Mangels an Zeit die Jagd auf dieses interessante Thier aufgeben. Allgemein hörten wir nämlich daß man mindestens 6 bis 8 Tage auf die Steinbocksjagd verwenden müsse, wolle man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Erfolg rechnen. Die gewöhnliche Methode der Steinbocksjagd ist in jenen Gegenden die Treibjagd, zu der sich 20 bis 30 Mann vereinigen. So viele Leute konnten wir aber jetzt mit bestem Willen nicht zusammenbringen. Unsere Hoffnungen auf Erlegung der capra hispanica waren also zu Wasser geworden, dafür wollten wir nun unser Glück bei Aquila Bonelli versuchen. Der Horst des Raubvogels war ziemlich niedrig in die senkrechte Felswand eingebaut, welche sich etwa eine halbe Stunde oberhalb der erwähnten Bauernhütte erhob. Wir beschlossen die Nacht unter dem Horste zuzubringen, um den andern Morgen vor Sonnenaufgang am Platze zu seyn. Unser Jäger trug uns ein Stück Brod, die bota mit Wein und eine dicke wollene Decke, auf die wir uns beide hinstrecken konnten, hinauf; jeder von uns nahm seinen Doppelshawl und sein Jagdzeug. Gegen Abend verließ uns Camillo, um sich unten bei der Hütte zwischen einigen Garben Getreide ein warmes Nachtlager zu suchen. Wir machten uns unterhalb des Adlerhorstes einen Lagerplatz zurecht, bauten uns ein weiches Unterbett aus Rosmarinzweigen, breiteten darüber die dicke Wollendecke, legten uns hin und wickelten uns in die Doppelshawls. Es war eine herrliche Nacht. Eine Zeitlang hörten wir noch dem melancholischen Ruf der Eulen zu, dann versanken wir in festen Schlummer, aus dem wir erst bei

anbrechender Morgendämmerung erwachten. Wir standen auf, stiegen noch ein Stück bis dicht an den Fuß der Felsenwand, an der sich, etwa 45 Fuß über uns, der Horst des Adlers befand, und wählten unsere Lauerplätze. Mein Vetter kroch unter zwei gegeneinander gelehnte Felsblöcke, ich legte mich auf den Rücken unter dichtes Gestrüpp, welches sich vollständig über mir zusammenschloß. Wir hatten nicht lange gewartet als ein Adler in majestätischem Flug heranschwebte. Der Raubvogel näherte sich unserm Versteck bis auf etwa dreihundert Schritt; da schien seinem Adlerauge doch nicht alles in Ordnung zu seyn, er umkreiste den Platz ohne näher zu kommen, und entfernte sich wieder. Dennoch waren wir so gut verborgen daß ein Mensch auf zwei Schritt Entfernnng uns nicht entdeckt haben würde, es gehörte die ganze beispiellose Schärfe des Adlerauges dazu, um zu sehen daß dort unten unter Felsen und dichtem Gestrüpp vier todbringende Feuerrohre lauerten. Später erschienen beide Adler zugleich, und umkreisten uns mehrmals in größerer Nähe, hielten sich dabei aber immer vorsichtig außer Schußweite. Sie kehrten noch öfter wieder ohne uns zum Schuß kommen zu lassen. Wir hatten bereits vier Stunden auf der Lauer gelegen, mein Vetter wurde des Wartens müde und gieng, ich blieb noch eine Stunde lang liegen; die Raubvögel erneuerten ihren Versuch zum Horste zu gelangen, wagten sich aber nicht in den Bereich meines Gewehrs. Da riß auch mir die Geduld, ich stieg mit meinem Vetter herunter nach der „Sennhütte," wir erquickten uns an einigen Tassen Kaffee, und jagten dann mit Camillo nach Rebhühnern (Perdix rubra), von denen wir vier Stück erlegten. Gegen Mittag kehrten wir zurück, präparirten unsere Jagdbeute, und nahmen dann unser frugales, aber gut zubereitetes Mittagsbrod, Huhn in Reis gekocht, zu uns. Hierauf packten wir unsere Sachen und traten Nachmittags gegen 5 Uhr den Heimweg an.

Wir hatten die ganze Nacht hindurch zu marschiren, nur wo der Weg besser war, saßen wir abwechselnd auf dem Maulthier. Gegen 10 Uhr langten wir bei der Hacienda an, in welcher wir schon auf dem Hinweg so gute Bewirthung gefunden hatten. Wir erhielten wieder ein treffliches Abendessen, aus tortilla (Eierkuchen), Honig und Brod bestehend, und hatten beim Abschied für alles den Spottpreis von 1 Pezeta (etwa 9 Sgr.) zu bezahlen, dann wanderten wir weiter durch die Wälder und Haiden der Sierra. Wir waren nun seit vier Tagen fortwährend im Gebirge herumgeklettert, und hatten in dieser Zeit kaum ein paar Stunden lang der Ruhe genossen, kein Wunder also daß uns jetzt große Müdigkeit überfiel. Auf dem Maulthier schlief ich mehrmals ein, wurde aber durch Stöße oder plötzliches Anhalten des Thieres, wenn es eine kritische Stelle zu passiren hatte, meist schleunig geweckt. Durst quälte uns sehr, aber stundenlang giengen wir ohne eine Quelle zu finden. Einmal verschwand Camillo auf eine Viertelstunde; als er wieder erschien, hatte er einige Feigen für uns in der Hand; diese Feigen und das ekelhafte schlammige Wasser eines Pfuhls, den wir auf dem Rücken der Sierra fanden, linderten unsern brennenden Durst wenigstens etwas. Unweit von dem erwähnten Pfuhl begegnete uns ein Mann, den unsere Erscheinung in nicht geringe Angst versetzte. Die einsame Gegend, die Tageszeit (es mochte 2 Uhr Morgens seyn), unsere Sprache, kurz unser ganzer Aufzug schien ihm sehr bedenklich vorzukommen, denn als wir an ihm vorbeizogen, blieb er stehen, bekreuzigte sich eiligst auf Stirn und Brust, und sprach mit ängstlich zitternder Stimme seinen Gruß. Gegen 2 Uhr Morgens langten wir endlich in Enguera an, nahmen Abschied von unserem treuen Jagdgefährten, und fuhren zwei Stunden später in einer zweirädrigen Tartane nach Jativa zurück.

Erinnerungen aus Niederländisch-Indien.

8. Früchte und Bäume.

Der Reichthum Java's an Südfrüchten ist in der That gränzenlos; wie in Europa gibt es dort süße und saure und wohlriechende Früchte, nur die übelriechenden sind, so viel ich weiß, das ausschließliche Eigenthum der Tropenländer. Da jeder seinen eigenen Geschmack hat, so konnte der in Indien sich ewig erneuernde Streit über die Vorzüglichkeit der europäischen über die tropischen Früchte oder umgekehrt, noch nie entschieden werden, und die dortigen Europäer bleiben in dieser Hinsicht in zwei unversöhnliche Lager getheilt. Ich meinerseits habe auf Java immer die tropischen, und hier zu Lande die europäischen Früchte vorgezogen, und es für einen müßigen Streit gehalten entscheiden zu wollen ob eine Mangustan oder ein Pfirsisch, eine Ananas oder eine Traube besser schmecken. Obwohl die ganze Insel unter derselben geographischen Breite liegt, so gedeihen doch selbst auf ähnlichem Boden nicht überall dieselben Früchte. Von Batavia wird die Tjerokbalima (Pampelmousse), diese herrlichste der Aurantien von der Größe eines Menschenkopfes, als werthes Geschenk nach Samarang und Surabaja geschickt, während die Surabajer die Batavier mit ihren vielen Sorten vortrefflicher Manga versehen; der kühlende saftige Belimbing findet sich nur zwischen Tjeribon und Rembang, den Kapulassap, eine ungewöhnlich süße Rambutansorte habe ich nur in Buitenzorg angetroffen, und der größte und beste Duku ist auf dem westlichen Theil der Insel zu Hause, wächst aber noch vollkommener bei Palembang an der Ostküste Sumatra's.

Der Djambu-ajer-mawar (Rosenwasserdjambu) hat, wie sein Name andeutet, einen köstlichen Rosenarom; die Sirie-kaja enthält eine feine Creme mit dem Duft der Orangenblüthe, und die Kerne des kopfgroßen Durian sind mit einer ähnlichen feinen Crême umgeben, mit dem Unterschied aber daß er eher nach altem Appenzellerkäse oder Fußschweiß, als nach Orangenblüthe riecht. Warum gerade die inländischen Damen in diese heillose Frucht so vernarrt sind, weiß ich nicht, aber sicher ist daß alle Verbote des Hausherrn nur dazu dienen, daß sie nicht im, sondern gewöhnlich auf einigem Abstand hinter dem Hause von ihnen verzehrt wird. Dem Malajer geht sie über alles, aber auch die kürbißgroße Nangka und die Mangga-kwini, die nach Terpentin schmecken, zieht er andern Früchten vor, und viele Mühe kostet es Europäerinnen oft, ihre weib-

lichen Bedienten von dem Essen einer Bohne, Katjang-petej genannt, abzuhalten, die einen höchst widerlichen Geruch verbreitet.

Der Pisang (Banane), die Mangga und der Dambu zeichnen sich durch ihre Mannichfaltigkeit aus, wie bei uns die Aepfel und Birnen; es gibt von jeder dieser Früchte wohl 20 bis 30 und mehr verschiedene Sorten, die alle ihre eigenen Namen haben.

Eine wegen ihrer Allgemeinheit wenig geachtete Frucht, so daß sie nur selten auf Tafeln erscheint, ist die Papaja; ihr oranienfarbiges Fleisch hat einen der Aprikose ähnlichen Geschmack, und die ungemein zahlreichen schwarzen Kerne, die sich in der großen Höhlung der Mitte vorfinden, gleichen vollkommen denen der Brunnenkresse; der Baum wächst so schnell, daß ein Steckreis in sechs Monaten oft die Höhe von 20 Fuß und der Stamm einen Durchmesser von 6 bis 7 Zoll erreicht; überhaupt muß man die Ueppigkeit des Pflanzenwachsthums in feuchten Tropenlanden gesehen haben, um sich einen Begriff davon machen zu können. Bei der ersten Expedition gegen Balie wurde der an der Nordküste gelegene Kampong Badjanan in Brand geschossen; nur die von sehr losem Backstein und getrocknetem Lehm aufgeführten Mauern blieben stehen, und die Einwohner wagten es nicht ihn wieder zu beziehen und aufzubauen; drei Jahre später kam ich auf den Platz zurück, und es war auch keine Spur zu finden daß da jemals ein Dorf gestanden hätte; die Tropenregen hatten die Mauern weggespült, und der ganze Raum war nicht nur mit undurchdringlichem Gesträuch, sondern theilweise auch mit ziemlich hohen Bäumen bewachsen.

Beinahe alle Europäer kommen mit dem Vorurtheil ausgestattet in Indien an, daß der Genuß der Früchte schädlich sey; mäßig genossen sind sie im Gegentheil sehr gesund, und zweckmäßiger wäre die Warnung sich durch ihre angenehme Frische und den köstlichen Geschmack nicht zu übermäßigem Gebrauch hinreißen zu lassen, wozu freilich die halb eingesalzenen Schiffspassagiere und die Equipage nur allzusehr geneigt sind.

Mit dem Erziehen oder der Veredlung der Früchte geben weder der Inländer noch der Europäer sich viele Mühe; in der Nähe seiner Wohnung pflanzt der Javane einen jungen Baum, von dem er weiter gar keine Notiz nimmt bis er Früchte trägt: von einem regelmäßigen Beschneiden der Zweige ist gar keine Rede, ebensowenig als von Pfropfen oder Inoculiren. Was das letztere angeht, hat mich übrigens ein Pflanzer versichert, daß er in Europa diese Operation mit Hunderten von Bäumen mit dem besten Erfolg vorgenommen, während auf Java auch kein einziger seiner Versuche ein günstiges Resultat geliefert habe. Da er ein gebildeter, intelligenter Mann war, muß ich annehmen daß er mit Urtheil zu Werke gegangen ist, und nicht Unkenntniß das Mißlingen verschuldete; ein Argument, das einem in Europa gewöhnlich vor die Füße geworfen wird, wenn die Leute sich die Sache nicht erklären können. So ist es mir z. B. vorgekommen, daß als ich eines Tages erzählte wie die javanische Kuh nur Milch gibt so lange man ihr das Kalb läßt, ja daß man selbst das Kalb anfangen lassen muß um nur etwas wenig Milch zu bekommen, mir der Einwurf gemacht wurde, daß die Leute wahrscheinlich nicht zu melken verstehen; unglücklicherweise gibt es aber auf Java nicht nur holländische Bauernjungen, die es vergebens probirt haben, sondern auch holländische Kühe, und diesen weiß der Javane die Milch eben so gut abzuzapfen als der beste Cap'sche Boer oder Schweizer Senne.

Es ist übrigens nicht nöthig nach Java zu gehen um sich von der Möglichkeit der Sache zu überzeugen, auch die Büffelkuh der Campagna von Rom gibt keinen Tropfen Milch, wenn sie nicht erst vom Kalbe angesogen ist.

Ein großer Liebhaber von schönen reifen Früchten ist zu nicht geringem Verdruß des Javanen der Kalong oder fliegende Fuchs, der sich je nach der Jahreszeit seine Bäume aussucht, an deren Zweige er sich mit den Haken oder Krallen seiner Hinterfüße, den Kopf nach unten, hängt; den wenigsten Schaden richtet er an wenn die rothe Beere, oder besser, kleine Feige des Waringibaums reif ist, die er dann allen andern Früchten vorzuziehen scheint; den Tag über hängt er an einsamen Orten in der Sonne zu braten; vorzüglich an den blätterlosen Aesten des hohen Randualas (Salmalia malabarica) sieht man ihn oft zu Hunderten hängen, wo er sich in der Ferne, wenn man ihn nicht kennt, wie eine große vertrocknete Frucht ausnimmt. Bei Tuban, im östlichen Theil der Insel, sah ich einen solchen Baum, dessen schnurgerader Stamm bis zum Punkte, wo die riesigen Aeste sich ausbreiteten, wenigstens 80 Fuß hoch war, so daß die umstehenden Kokospalmen kaum bis zu den Aesten reichten; am Fuße hatte der Stamm mit seinen eigenthümlichen Seitenstreben einen Umfang von 40 Schritten. Der König der Bäume dieser gesegneten Insel ist aber der Rasamala, den man nur im südwestlichen Theil der Preanger Regentschaften auf den Bergen zwischen 2 und 4000 Fuß über der Meeresfläche findet, wo sein gerader Stamm 80 bis 120 Fuß im Urwalde aufsteigt, und dann erst über den Kronen der ihn umgebenden Bäume seine eigene noch bis 80 Fuß hohe Krone mit dichtem dunkelgrünen Laube und prächtig rother Blüthe ausbreitet.

Um den berüchtigten Pohon-upas [1], oder Giftbaum zu sehen, brauchen wir nur in den einen oder andern Garten in Batavia zu gehen; es ist nicht nöthig deßwegen das bekannte Todtenthal auf dem Gunong Dieng zu besuchen, von dem so viel schreckliches gefaselt worden ist, wo Menschen und Thiere im Schatten zahlreicher Upasbäume von betäubendem Schlaf überfallen und von den giftigen Emanationen des Baumes getödtet werden sollen. Wahr ist daß der Javane aus dem Safte dieses Baumes ein starkes Gift zu bereiten versteht, seine Ausdünstungen dagegen sind eben so unschuldig als die jedes andern Baumes.

Zahlreich sind in den Kampongs der Javanen die Blumenbäume, der Kamuning, der Kananga, der Tjampaka u. m. a vertreten, die oft auf großen Abstand die Luft mit herrlichem Dufte erfüllen; dagegen kann man aber auch die Hombang-bangkej, Aasblume antreffen, die ihrem Namen auf hundert Schritte in die Runde Ehre macht, von dem Pohon-tahie (Dreckbaum) gar nicht zu sprechen. Der Altgast erlaubt sich zuweilen den Spaß ein Stückchen dieses Holzes reisenden Baren in den Wagen zu legen, die, nachdem sie sich überzeugt daß keiner von ihnen in etwas getreten ist, gewöhnlich damit enden sich gegenseitig in recht unanständigem Verdacht zu halten.

[1] upas ist der malayische Name für alle vegetabilischen Gifte, die mineralischen heißen ratjun und die animalischen bissa.

Die Pflanzen der gemäßigten Zone, die man auf Java eingeführt hat, haben nur ein bezügliches Gedeihen; der Kaffeebaum trägt nicht wie in Arabien Früchte so lange er lebt, sein Ertrag beschränkt sich hier auf das Alter von vier bis acht Jahren, und später erzeugt er nur Laub mit so wenigen vereinzelten Früchten, daß es gar nicht der Mühe werth ist sie zu sammeln; auch die Blätter des Theestrauchs taugen nur so lange er ganz jung ist, und Aepfel, Pfirsich- und Birnbäume, die man in Tsipanas und Selo 3 und 5000 Fuß über dem Meere gepflanzt hat, haben ein elendes und verkrüppeltes Aussehen, und liefern mit wenigen Ausnahmen nur geschmacklose oder herbe Früchte. Alle diese Bäume können den ewigen Sommer, der sie zu beständigem Wachsthum zwingt, nicht ertragen; sie bedürfen einer periodischen Ruhe, eines Winterschlafs, den die Natur ihnen hier verweigert, und sie dadurch zu frühzeitigem Tode oder zu schneller Entartung verdammt.

Die Verträge mit China.

Hochmuth und Eitelkeit sind die Grundlagen worauf die Chinesen ihre Länder- und Völkerkunde, sowie ihr Staats- und Völkerrecht auferbaut haben. Rings um die Blume der Mitte, so lehren ihre Weisen, hausen wilde Ungethüme, welche in Wahrheit Thiere sind, obgleich sie in Form und Gestalt dem Menschengeschlechte angehören. Nach ihrem thierischen Wesen wurden und werden sie mit allerlei Schimpfnamen belegt; man nennt sie Hunde und Schweine, Wilde und Dämonen, und unterscheidet sie, gemäß den vier Himmelsrichtungen, in östliche und westliche, in nördliche und südliche Unholde. Nach dem Haarwuchs werden sie wohl auch in rothborstige und krausborstige Barbaren abgetheilt. Alle diese verkümmerten Geschöpfe können aber nur durch die Cultur des Mittelreichs erneuert und mittelst chinesischer Lehrmeister zu Menschen herangebildet werden. Wer den heiligen Lehren des Yao und Schun, wer den Vorschriften des Kongtse und Laotse zuwiderhandelt, der soll überdieß als Empörer gegen die himmlische Ordnung, gegen den einzigen Himmelssohn welchem von Gott und Rechtswegen die Herrschaft über die ganze Erde gebührt, angesehen und bestraft werden. Demgemäß heißt das Reich des Kaisers von China Tienhia, Erdenrund. Man sieht leicht ein daß Verträge mit solchen Wahnwitzigen einer ausschließlichen göttlichen Herrschermacht beschriebenes Papier sind, sie werden niemals als rechtliche Verpflichtungen betrachtet, ohne äußerlichen Zwang werden sie niemals ihrem Inhalte und Geiste nach ausgeführt. Diese Erfahrung haben alle Völker gemacht welche während der frühern Jahrhunderte China in eine vertragsmäßige Stellung gedrängt haben, gleichwie die Engländer, die Nordamerikaner und Franzosen zu unsern Tagen.

Hätten die europäischen Nationen, hätten die Vereinigten Staaten und Rußland dieses von uns wiederholt dargestellte Staats- und Völkerrecht der Ostasiaten beachtet und hienach gehandelt, sie würden nicht mit freundlichen Bittgesuchen, sondern alsbald mit nachhaltiger Gewalt erschienen seyn und die genaueste Einhaltung aller Vertragsbestimmungen verlangt haben. Auf das Begehr des nordamerikanischen Abgeordneten Caleb Cushing (1844), China möge einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit den Vereinigten Staaten eingehen und einen Gesandten am Hofe zu Peking empfangen, antwortete die Mandschu Regierung: „diese Forderungen sind gegen die herkömmliche Weise des Mittelreiches. Der Himmelssohn wird niemals einen Gesandten mit ebenbürtiger Stellung in seiner Residenz dulden; im Mittelreich kenne man bloß tributbringende Boten der fremden Nationen. Vertragsbestimmungen mit Nordamerika festzusetzen, wäre überdieß ganz überflüssig; die Amerikaner hätten sich ruhig und gehorsam zu verhalten; der Handelsverkehr gienge, wie bekannt, fort und fort in friedlicher Weise. Mit dem chinesisch-englischen Vertrage zu Nanking habe es eine ganz andere Bewandtniß; England ist feindselig gegen das Mittelreich aufgetreten, ein Vertrag wäre nothwendig gewesen um den Frieden wieder herzustellen." „Könne ein Vertrag nur nach einem Kriege eingegangen werden," erwiederte der barsche Republikaner, „so werde es auch seinem Staate hierauf nicht ankommen. Schiffe genug sind bereits in den östlichen Gewässern vorhanden und Landungstruppen möchten in der nächsten Zeit eintreffen." Der erhabene Herrscher der zehntausend Jahre — dieß ist einer der vielen Titel des chinesischen Kaisers — ließ sich das keine zweimal sagen. Der Vertrag mit Nordamerika wurde alsbald abgeschlossen, Cushing erhielt überdieß im Tractat von Wanghia mehr gewährt als die englischen Unterhändler am Jangtse Kiang. In solcher Weise muß mit China, muß durchgängig mit den hohlen und eiteln morgenländischen Despotien verfahren werden. Wer dieß tadelt und wie der Senator Benton ein moralisches Vergehen darin findet, [1] der kennt Asien nicht und die Bedürfnisse der europäisch civilisirten Völker. Zufällige Umstände hinderten den Amerikaner auch die Zulassung eines Gesandten in Peking zu erzwingen. Das Geschwader des stillen Oceans und noch andere Schiffe welche Cushing erwartete, sind nicht zur rechten Zeit eingetroffen; die Dampffregatte Missouri verbrannte zu Gibraltar, und ein anderer Dampfer, um sie zu ersetzen, konnte nicht in der Schnelle beordert werden. „So mußte ich," dieß schreibt der Gesandte, „Peking aufgeben, doch habe ich für eine mittelbare Verbindung mit dem Hofe durch die Oberstatthalter, welche unsere Depeschen an die Kaiser einsenden sollen, Sorge getragen. Dann ward bedungen daß sobald der französische oder ein anderer Botschafter zu Peking empfangen wird, alsbald auch unsere Regierung ohne weitere Vertragsbestimmungen eine Gesandtschaft am Hofe einrichten könne."

Die römisch-katholischen Sendboten Huc und Gabet fanden (1844) den Mandschu Kischen, welcher im Beginne der englisch-chinesischen Wirrnisse eine so große Rolle spielte, als Statthalter zu Lhassa. Kischen fragte die Herren um Neuigkeiten von Palmerston, ob er noch immer das Ministerium des Auswärtigen führe.

---

[1] Thirty Years View, From 1820 to 1850. New-York 1856. II. 522.

„Und wißt ihr was mit Elliot geschehen?" „Er ist zurückgerufen worden, dein Fall hat auch den seinigen nach sich gezogen." „Schade, Elliot hatte ein vortreffliches Herz, aber er wußte keinen Entschluß zu fassen." [1] Und so ist es auch in der That gewesen. Elliot wußte keinen rechten Entschluß zu fassen. Hätte der brittische Geschäftsträger sich nicht mit einem Lösegeld von sechs Millionen Dollars (27 Mai 1841) abfinden lassen, hätte er, was leicht möglich gewesen, Canton in Besitz genommen, der moralische Eindruck dieses Ereignisses zu Hofe und bei der ganzen Bevölkerung des Reiches, namentlich aber in Canton selbst, wäre unberechenbar gewesen. Man hätte den Hochmuth der Cantonesen gebrochen und die eroberte Stellung für alle Zeiten behaupten können. Daß dieß nicht geschehen, daß man sich überdieß mit solch einer geringen Sühne abfinden ließ, dieß hat die Einwohner Cantons in der Meinung von ihrer Unüberwindbarkeit, von der Scheu und Furcht der Barbaren vor der volkreichen und mächtigen Stadt bestärkt. „Hätten die habsüchtigen Barbaren Macht genug besessen," so erklärten sie in einem Erlasse, „unsere reiche und herrliche Stadt mit ihren Hunderten von Millionen zu plündern, diese gefräßigen Geier würden sich nicht mit solch einem winzigen Lösegeld begnügt haben. Könnten sie die Eröffnung der innern Festung erzwingen, sie würden wohl nicht in den Factoreien außerhalb der Wälle unter dem niedrigsten Pöbel unseres Landes wohnen bleiben." Später sind noch andere Gründe hinzugekommen welche die Mandschuregierung und die chinesische Nation im herkömmlichen Hochmuth, in der Meinung ihrer Machtfülle und Unüberwindbarkeit bestärkt haben. Mehrere der gegen Vertragsmächte übernommenen Verpflichtungen sind niemals erfüllt worden, und die Mächte hatten sich dieß gefallen lassen. Man unterhandelte und unterhandelte wieder, was in Ostasien zu keinem Ziele führt. Nach den Verträgen mit Großbritannien sollte auch Canton, sowohl um dort zu wohnen als Handel zu betreiben, geöffnet seyn; die höheren Beamten Englands müßten, sobald sie es wünschen, von den Mandarinen zu allen Zeiten empfangen und in jeder Beziehung als ebenbürtige Vertreter eines unabhängigen Staates behandelt werden. Beides ist nicht geschehen. Gemäß der Uebereinkunft mit Nordamerika hätte die chinesische Regierung ohne Beirath und Zustimmung der Vereinigten Staaten die Zölle weder erhöhen noch sonst abändern können; dann mußten, wie gesagt, die Beschwerdeschriften und andere Eingaben der Regierung zu Washington von den obersten Kreisbehörden angenommen und zur Erledigung nach Peking gesandt werden. Beides ist nicht geschehen. Frankreich wurde außer den England und der Union gewährten Freiheiten noch zugestanden daß die Eingebornen des Mittelreiches in Ausübung des römischen Katholicismus kein Hinderniß erfahren sollten. „Würden Franzosen gegen das bestehende Verbot nach dem Innern des Reiches gelangen, so können sie die chinesischen Behörden gefangen nehmen und in das nächste Consulat bringen. Niemals dürfe aber der gefangene Franzose geschlagen, verwundet oder in irgend einer Weise mißhandelt werden. Geschähe dieß, so wäre Gefahr vorhanden daß das gute Einverständniß, welches immer erhalten werden solle, zwischen beiden Reichen getrübt werden könnte." Auch diese beiden Verpflichtungen hat die chinesische Regierung in gröblicher Weise und wiederholt gebrochen.

Die Engländer haben wiederholt auf Einhaltung ihres Vertrages gedrungen. Die kaiserlichen Behörden zeigten sich scheinbar geneigt, erklärten jedoch immer, sie seyen nicht im Stande den widerspenstigen Sinn der Einwohner Cantons zu ändern; ihn gewaltsam zu brechen, wäre gefährlich. An Ermahnungen zur Nachgiebigkeit ließen es die Mandarinen in der That nicht fehlen. „Ihr ehrbaren Grundholden und Volk," so sprach der kaiserliche Bevollmächtigte Kijing, „bedenkt doch daß jetzt Friede herrscht zwischen unserem Reiche und den Fremden. Gleichwie Schanghai, Ningpo, Futschen und Amoy, soll und muß auch Canton ihnen geöffnet werden. Ihr seyd gezwungen die Barrieren niederzubrechen und diesen Fremden Eintritt zu gestatten."

Diese Anrede veranlaßte eine gefährliche, aufrührerische Bewegung. Scharfe Proclamationen und Maueranschläge „gegen die schamlosen und beutesüchtigen Beamten, gegen die schmutzigen und bettelhaften Magisterlinge anderer Provinzen welche sich erdreisteten hier in unserem Kuangtong solche schandbare Sprache zu führen," sind in Masse erlassen worden. „Canton, das ist unsere Heimath, hier leben unsere Familien, hier sind die Gräber unserer Vorfahren. Betreten die rebellischen Barbaren unsere Stadt, so erkennen wir keine kaiserlichen Beamten mehr, wir werden uns wie ein Mann erheben, die Barbaren ergreifen und ihnen die Köpfe abschlagen. Wir kennen diese englischen Unholde recht gut, wir wissen daß sie Tag für Tag auf Lug und Trug sinnen. Unbezähmbar sind sie gleichwie wilde Pferde, gefräßig wie die Geier und Seidenraupen, — Subjecte, deren Verbrechen noch weniger gezählt werden können wie die Haare auf dem Kopfe. Natürlich! Sind sie denn nicht außerhalb und weit entfernt — je entfernter vom Mittelreich desto größer die Barbarei — von den Gauen der Civilisation geboren in einem verruchten giftigen Lande. Man merkt's gleich an ihrer Wolfsnatur, an ihren viehischen Angesichtern. Kommen sie einstens in unsere Stadt, so werden sie alles auskundschaften, bald werden sie unsere Herren seyn."

Bei dieser gehässigen Volksstimmung und der erklärten Machtlosigkeit der kaiserlichen Behörden hielt es die englische Regierung für geeignet, vom augenblicklichen Vollzug des Vertrages abzustehen. Der Regierung zu Peking wurde noch ein Aufschub von zwei Jahren zugestanden; dann sollte Canton geöffnet und den Engländern erlaubt seyn sich hier, gleichwie in jenen andern im Vertrage namentlich aufgeführten Städten niederzulassen. Und als auch diese Frist verflossen, gewährte man eine neue. Mandarine und Volk haben die Nachsicht derart ausgebeutet, als wenn die Engländer gänzlich Verzicht geleistet und versprochen hätten niemals auf Canton zurückzukommen. Dieß ist jedoch, wie man aus einem über die Eröffnung Cantons dem Parlament vorgelegten Briefwechsel ersieht, keineswegs der Fall. Die englischen Behörden hatten nur die Ueberzeugung gewonnen, ein fernerer Depeschenwechsel mit den Kreisbehörden führe zu keinem Ziele. Man sandte (1850) einen Dampfer nach Tientsin am Peho, um dem Hof eine Vorstellung zu übergeben, worin der Eintritt zu Canton als vertragsmäßiges Recht in Anspruch genommen wurde. Der Kaiser hat das Gesuch unbedingt und für alle Zeiten zurückgewiesen. Bowring, Bonhams Nachfolger auf Hong-kong, hat, gleich im Beginn seiner Regierung

[1] Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thubet et la Chine. Par M. Huc (Paris 1850) II, 63.

(1854), wiederholt dieselbe Forderung gestellt. Sie ist wiederholt zurückgewiesen worden. „Daß uns deßhalb die Zulassung nicht gestattet würde," sagt Bowring unter anderm, „weil dieß der Volksstimmung in Canton widerstrebe — solch eine Einrede kann ich nimmermehr gestatten. Was müßte aus der Ordnung der Welt werden, wenn der meuterische Geist der Massen feierlich abgeschlossene Verträge vernichten könnte!" Hierauf ertheilte die Kreisregierung dem Statthalter von Hongkong einigen Unterricht in der Staatsweisheit und der Staatsverwaltung, wie sie seyn sollten unter civilisirten Völkern. „Der Endzweck befestigter Städte, dieß sind die Worte Eines Allerhöchsten Erlasses Unsers Kaisers, ist, um dem Volke Schutz zu gewähren. In der Beschützung des Volkes liegt die Sicherheit des Staates. Da nun die Bevölkerung von Kuangtong Fremden den Zutritt in die Stadt nicht gewähren will, wie könnten wir sie durch ein kaiserliches Gebot beschweren, und ihnen gebieten das zu thun was sie nun einmal nicht thun wollen? Die chinesische Regierung ist keineswegs geneigt den Volkswünschen entgegenzutreten, um Ausländern zu gefallen. Im Gegentheil, den Fremden geziemt es nach den Neigungen unserer Völker zu forschen, ihnen gemäß zu handeln, und sey es auch nur damit ihr Eigenthum und ihre Personen keinerlei Gefahr ausgesetzt würden." „In unserm Reiche," fügt Oberstatthalter Jeh hinzu, gilt das Volk als Grundlage aller Regierungshandlungen. Liebt der Regent seine Unterthanen, so werden sie ihm gehorchen. So lautet unsere allgemeine Norm; es ist bei Uns immer so gewesen. Gegen die Gefühle der Menschen anzustreben, das heißt gegen die Natur, gegen den Himmel sich versündigen. Das ist die Staatsweisheit Unsres erhabenen Mittelreiches. Und ich glaube daß die Regierung Eurer Excellenz es nicht weniger für ihre oberste Pflicht hält nur das zu thun was mit dem himmlischen Rechte übereinstimmt, was übereinstimmt mit den Pflichten gegen die Menschheit."

Dieser in zwei blauen Büchern dem Parlament (1857) vorgelegte Briefwechsel [1] zeigt den innern unausgleichbaren Gegensatz zwischen China und den Fremden in seiner vollen Wucht — ein Gegensatz, welcher durch keine Schönrednerei ausgeglichen, nur mit dem Schwert zerhauen werden kann. Die äußerliche zufällige Veranlassung des Kriegslärms ist von geringem Gewicht. Krieg hätte früher oder später doch entstehen müssen; Großbritannien hätte dieß erkennen und umfassende Vorbereitungen hiezu treffen sollen. Dieß ist nicht geschehen. Die Behörden auf Hongkong haben Krieg begonnen, ohne die Mittel zu besitzen alsbald einen großen Schlag zu schlagen. Hätten sie gleich im Anfang der Wirrnisse (Oct. 1856) Furcht und Entsetzen im feindlichen Lager verbreitet, verbreiten können — ihre Forderungen würden gewährt und das Ansehen der englischen Nation nicht zu Schaden gekommen seyn. Bowring und Genossen sind von der Ansicht ausgegangen, Oberstatthalter Jeh würde, gleich wie (1847) sein Vorfahr im Amte, Kijing, nach Empfang einiger Drohschriften, oder wenigstens nach Zerstörung der Burgen, innerhalb des Perlenflusses und bei Canton, in Demuth erscheinen und sich jedem Begehr der Fremden unterwerfen. Die Herren hatten vergessen daß mit der Thronbesteigung des Hienfong ein neues, das alte System wieder auf den Drachensitz gelangte. Der Sohn und Nachfolger des Taokuang will die Würde und Macht des Mittelreiches, bloßgestellt und arg beschädigt während des anglochinesischen Krieges, in ihrem ehemaligen Glanze erneuen, wozu vorzüglich gehört jede fernere Anmaßung der immer „Böses sinnenden englischen Barbaren" in schroffer Form zurückzuweisen, und wenn nothwendig, gewaltsam niederzuschlagen. Kijing so wie die andern einsichtsvollen und nachgiebigen Räthe des Vaters sind aus der Nähe des jungen Fürsten entfernt und zum Theil hart bestraft worden. Hochmüthige und unwissende, die Fremden und alles Ausländische verachtende Altchinesen, Mandschu und Mongolen, welche dem europäischen Feinde niemals gegenüberstanden, welche von den außerhalb der Blume der Mitte lebenden Völkern, von ihrer Machtstellung und den Bedürfnissen der Neuzeit keine Ahnung haben, solche Leute wurden ins kaiserliche Cabinet und zu andern wichtigen Stellen berufen. Sie regieren jetzt das chinesische Reich. Einer von ihnen war Jeh Mingschin, Oberstatthalter der beiden Provinzen Kuangtong und Kuangsi, ein tüchtiger Mann nach seiner Art. Jeh ließ sich nicht einschüchtern, die zahlreichen wilden Thaten des Feindes konnten den festen Sinn des Patrioten nicht brechen. Bei der Plünderung seines Palastes in Canton durch die Barbaren — als solche haben sich die zwiefach getheilten Angelsachsen, Engländer und Amerikaner, in der That benommen — bei der Einäscherung der Kreishauptstadt, mitten unter den Leichenhaufen seiner Freunde und Landsleute, ist Jeh derselbe unbeugsame Staatsmann geblieben. Wir finden ihn umsichtig und rastlos thätig nach den verschiedensten Seiten; er zeigt sich unter höchst schwierigen Umständen den mannichfachsten Geschäften gewachsen. „Das treulose Barbarengezücht soll ausgerottet, muß von der Erde vertilgt werden." Selbst die freundlich kriechenden Gefälligkeiten und andere Lockungen der englischen Behörden konnten den Oberstatthalter nicht zu mildern Maßnahmen bewegen. „Zuvor sollen sich die Barbaren unterwerfen und für den unermeßlichen Schaden Ersatz leisten; dann, dann erst würden die kaiserlichen Behörden reiflich berathen, ob und unter welchen Bedingungen die muthwilligen Rebellen nochmals in Gnaden aufgenommen würden." Die jahrelangen Wirrnisse waren endlich bei ihrem unvermeidlichen Ende angekommen; ohne es zu wollen, und wie es schien selbst ohne es zu ahnen, hatte man bereits den zweiten englisch-chinesischen Krieg begonnen. Auch Versuche der Russen und Franzosen, für ihre Wünsche und Klagen einen friedlichen Austrag zu erzielen, scheinen mißlungen zu seyn. Eine gleiche Erfahrung werden ohne Zweifel die Vereinigten Staaten von Nordamerika machen. Was die Fremden wollen, das müßten sie immer mit dem Schwert erkämpfen, und nach dem Kampfe mit Gewalt behaupten, in den Zeiten der Vergangenheit wie zu unsern Tagen.

[1] Correspondence relating to the Entrance into Canton 1850 bis 1855. Dann im Anhange zu den Papers relating to the Proceedings of Her Majesty's naval forces at Canton. 1857.

Die Thugs oder die Mörderorden in Indien.

(Schluß.)

Die ursprünglichen Gesetze der Thugs verbieten ihnen Frauen zu tödten; auch Kinder, Krüppel, Fakirs, Musikanten, Tänzer, Schornsteinfeger, Oelhändler, Schmiede und Wasserträger sollen verschont werden; letztere wenigstens, wenn sie von dem heiligen Wasser des Ganges tragen — aber diese Gesetze besitzen nur noch in den südlichen Theilen des Landes volle Kraft. Bei vielen Stämmen werden sie nicht mehr streng beobachtet; die Thugs im nördlichen Indien tödten auch Frauen, und die Ausgeartetsten mißachten die Auguren, morden ohne Unterschied des Standes und Geschlechts jeden Reisenden welcher Gold oder Goldeswerth bei sich trägt, und verschonen nur die Armen, deren Tod ihnen keinen Vortheil verspricht.

In dem flußreichen Bengalen üben die Thugs ihr Mordhandwerk besonders auf Schiffen, deren Besitzer, sowie sämmtliche Mannschaft, zu ihnen gehören. Die listigsten Lockvögel der Brüderschaft durchstreifen, nur in Begleitung eines Dieners welcher das Gepäck trägt, einzeln das Land. Begegnet nun einer oder der andere von ihnen einem Reisenden, so gibt er sich das Ansehen als kenne er das Land nicht, fragt nach dem Wege und folgt dann der Straße die der Reisende einschlägt. Wenn dieser etwa nicht die Absicht hat ein Schiff zu benützen, so sucht ihn der Thug dazu zu bestimmen, sobald sich ein Fahrzeug zeigt und gewinnt sein Vertrauen vollends, indem er dem Schiffer, seinem Spießgesellen, einen beträchtlichen Theil des geforderten Preises abhandelt. Schifft sich dann der Unvorsichtige mit seinem Reisegefährten ein, so wird er, sobald man sich in einiger Entfernung vom Ufer befindet, erdrosselt und ins Wasser geworfen. Vorher zerbricht man ihm indessen die Wirbelsäule, um seines Todes völlig sicher zu seyn. Ein Tropfen Blut wird bei allen diesen Morden niemals vergossen.

Kein bis jetzt bekanntes System des Mordes hat je eine solche Ausdehnung erreicht und ist so vollkommen organisirt gewesen als das der Thugs, und keins ist mit so viel Beharrlichkeit und Erfolg ausgeübt worden wie dieses. Die Männer, die sich im 13ten Jahrhundert unter dem Namen der Assassinen bekannt gemacht hatten und unter dem Befehl des „Alten vom Berge" standen, waren den Thugs gegenüber nur erbärmliche Wichte, und die englischen Burkers, die in den zwanziger Jahren in London und Edinburg Nachts einzelne Menschen anfielen und sie mit Hülfe einer Pechmaske erstickten, um die Körper an die anatomischen Anstalten zu verkaufen, können mit den indischen Mördern, die zuweilen 60 Menschen auf einmal erwürgten, gar nicht verglichen werden. Außerdem haben sowohl die Assassinen vom Libanon wie die Burkers nur vorübergehend eine Rolle gespielt, während der Ursprung des Thuggée ins graue Alterthum zurückgeht und von Generation zu Generation bis in die neueste Zeit bestanden hat, in unsern Tagen allerdings nur noch in vereinzelten Spuren. Es ist interessant zu untersuchen was dieser entsetzlichen Verbrüderung so lange Zeit so große Erfolge gesichert hat, und besonders welches der Grund der Hingebung der Liebe und der Gewissensruhe ist, mit welcher die Thugs ihr entsetzliches Handwerk treiben.

Das leitende Princip der Assassinen war die Religion, das der Burkers der Gewinn, bei den Thugs vereinigen sich beide Beweggründe. Einer der englischen Officiere welche bei der Untersuchung gegen die Thugs betheiligt waren, schreibt:

„Wir haben Thugs aus allen Theilen Indiens, von Lodheeana bis Carnatic, vom Indus bis zum Ganges gesehen. Eine große Anzahl von ihnen steht zu den Europäern in freundlichen, ja vertraulichen Verhältnissen. Viele selbst der gefährlichsten sind sonst völlig unbescholtene Leute mit sanftem wohlwollenden Gesicht und feinen, liebenswürdigen Manieren; vortreffliche Gatten, Väter und Söhne, die sich selbst die Achtung der englischen Officiere, welche sie verhafteten, zu gewinnen wußten, und mit ihren Nachbarn im besten Einvernehmen lebten, obwohl diesen ihr Handwerk bekannt war. Wir können nicht einen einzigen nennen der nicht von dem göttlichen Ursprunge seines Berufes überzeugt wäre, nicht einen einzigen der nicht glaubte daß er eine der Göttin Davey wohlgefällige Handlung vollbringt, wenn er einen Mord nach dem vorgeschriebenen Ritus begeht; keinen einzigen welcher eine Spur von Reue über die verübten Gräuelthaten zeigte. Sie unterscheiden einen gewöhnlichen Mord streng von einem solchen der im Dienste ihrer Gottheit verübt wurde, und betrachten erstern wie ein todeswürdiges Verbrechen, letzteren hingegen als eine That welche Belohnung verdient, schon darum weil sie das Opfer auf die kürzeste und sicherste Weise in den Himmel befördert. Der Mensch ist den Dienern der Göttin Kalee Davey, was den Priestern der Juden das Opferthier war welches sie Jehova schlachteten, nichts weiter. Der Thug überlegt und vollbringt seine That ruhig, ohne Gewissensbisse, ohne Mitleid, und spricht von den Ermordeten wie ein Jäger von Hasen und Fasanen spricht, die er erlegt hat. Er liebt es, sich an die Orte zu erinnern wo seine gräßlichen Anschläge zur Ausführung kamen, gerade wie ein Jäger sich mit Vergnügen der Plätze erinnert wo er Wild im Ueberfluß gefunden hat, er beschreibt sie kaltblütig und mit Vergnügen."

„Aber wenn auch falsche religiöse Begriffe die Stimme des Gewissens vernichten können, so bleibt doch die menschliche Natur im Grunde dieselbe, und die Thugs können ihre Kinder nur nach und nach an ihr Handwerk gewöhnen."

„Wenn sie uns zum erstenmale begleiten," so erzählte einer von ihnen, „sehen sie nichts was auf unsere Beschäftigung hindeutet. Sie erhalten einige Geschenke, die sie erfreuen, reiten auf kleinen Pferden und finden nach und nach Geschmack an dem herumziehenden Leben. Gegen das Ende dieser ersten Reise fangen sie an zu bemerken daß wir rauben, auf der zweiten argwöhnen sie daß wir Menschen tödten, und auf der dritten erfahren sie alles. Trotz dieser Vorsicht kommt es dennoch zuweilen vor daß das Kind den Anblick des Todes nicht zu ertragen vermag. Ein vierzehnjähriger Knabe starb in einem Anfall von Wahnsinn, nachdem er der ersten Mordscene beigewohnt hatte."

Hat der Thug indessen die erste Probe bestanden, so ist er gewöhnlich seinem Gewerbe bis zum Tode mit Vorliebe zugethan. Diejenigen welche die englische Regierung freiließ, nachdem man sie für den Fall daß sie rückfällig würden, mit schrecklichen Strafen bedroht hatte, konnten dennoch selten der Versuchung widerstehen, und Greise und Kranke welche ihren Brüderschaften nicht mehr auf andere Weise zu dienen vermögen, machen sich ihnen noch als Spione, Schildwachen und Köche nützlich. Freilich ist diese Anhäng-

lichkeit wohl ebenso sehr auf Rechnung der Reize zu bringen die das umherschweifende, zugleich müßige und an Abenteuern reiche Leben bietet, als auf die Rechnung des religiösen Fanatismus.

Die ungeheure Ausbreitung des Thuggée wurde und wird durch die Verhältnisse des Landes begünstigt.

Die Gewohnheit der Indier sich zum Transport von Geld und Edelsteinen verkleideter Männer zu bedienen, die zu Fuß und ohne Bedeckung reisen; das unaufhörliche Gehen und Kommen der indischen Soldaten, die alljährlich die Erlaubniß bekommen ihre Heimath zu besuchen; der allgemeine Gebrauch zu Fuß oder auf kleinen Pferden zu reisen und die Lagerplätze in einiger Entfernung von menschlichen Wohnungen aufzuschlagen; die Beschaffenheit des Landes welches von Gebüsch und Jungles bedeckt ist und dem Mörder tausend Verstecke bietet; die Leichtigkeit mit welcher Reisende von derselben Kaste sich einander anschließen und sich gegenseitig Mittheilungen über ihre Verhältnisse machen; das Gesetz nach welchem der Reisende an jeder Gränze die Natur und den Werth der Gegenstände, die er bei sich führt, angeben muß; die geringe Gefahr einer Ueberraschung und Entdeckung, die der Mörder zu fürchten hat — dieß alles sind Ursachen, die, vereinigt mit einer Menge anderer, aus den moralischen und physischen Zuständen der Bevölkerung hervorgehenden, das Umsichgreifen des Thuggée über ganz Indien begünstigt haben.

Endlich leistet noch der Mangel an Gemeinsamkeit und Sympathie zwischen den verschiedenen Kasten und Kantons den Thugs und ihrem Treiben Vorschub. Wenn die Mörder ihre Thaten nicht in zu großer Nähe ihres Wohnsitzes verüben, und solange sie mit ihren einheimischen Behörden und ihren Nachbarn auf gutem Fuße stehen, haben sie nichts zu fürchten. Der Cultus der Göttin Kalee, welchem sich die Thugs weihen, ist in ganz Indien anerkannt und geachtet; und da die Göttin zu ihren Anhängern durch Zeichen spricht, so muß man ihr gehorchen, und niemand hat das Recht diese Sectirer zu belästigen, es wäre denn um Nothwehr zu üben. Die inländischen Regierungen sehen, wie schon erwähnt, in der Verbindung der Thugs eine Corporation wie viele andere, lassen sich von ihr Tribut zahlen und setzen sogar, weit entfernt etwas zur Ausrottung der Secte zu thun, den Maßregeln der englischen Regierung offenen Widerstand entgegen, indem sie den flüchtigen Mördern Schutz gewähren und zu Gunsten derselben ihr Asylrecht geltend machen.

Die Unterdrückung eines so tief gewurzelten Uebels konnte natürlich nicht ohne energische Mittel bewerkstelligt werden. Hunderte der Mörder wurden hingerichtet, andere Hunderte zur Deportation oder lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurtheilt. Die nachhaltigsten Erfolge aber hat das englische Gouvernement jedenfalls durch mildere Mittel erreicht, und zwar zunächst durch die Errichtung von Schulen und Erziehungsanstalten, in welchen die indische Jugend Gelegenheit findet sich eine europäische Bildung anzueignen.

Ein in diesen Anstalten unterrichteter und erzogener Hindu wird ebenso wenig an die schreckliche Göttin Kalee glauben als der Europäer, und so ist wohl anzunehmen daß man die letzten Spuren der Mördersecte mit der erlöschenden Generation begraben wird.

Nena Sahib.

(Aus Chambers's Journal.)

Nena Sahib, Radscha von Bithur, oder vielmehr Sri Mant Dhundu Pant, wie er eigentlich heißt, ist, durch Adoption, der älteste Sohn des verstorbenen Badschi Rao, Ex-Peschwa der Mahratten. Viele Jahre vor seinem Tode war Badschi Rao entthront worden, und hatte von der Ostindischen Compagnie einen Jahresgehalt bezogen. So lange er noch in der Fülle seiner Macht stand, hatte er, als eingeborner Fürst, die Ostindische Compagnie in ihrem Kriege gegen Tippu Sahib, den Tiger von Seringapatnam, unterstützt. Als Belohnung für diese seine Dienste beschloß die Ostindische Compagnie, nach jahrelangen Streitigkeiten mit ihm, nach Unterhandlungen und Erpressungen, nach Abschließung von Verträgen und Verletzung dieser Verträge ihrerseits, sich im Jahr 1817 seiner Besitzungen zu bemächtigen. Nach vielen und erbitterten Kämpfen rüstete sich Badschi Rao, an der Spitze von 8000 Mann und in vortheilhafter Stellung, zu einer Entscheidungsschlacht um die Souveränetät des Deccan; Brigadegeneral Sir John Malcolm, welcher das brittische Heer befehligte, schickte ihm nun aber eine Waffenstillstandsflagge zu mit Vorschlägen bezüglich seiner Unterwerfung. Die Vorschläge Sir John Malcolms giengen dahin: Badschi Rao, der Peschwa der Mahratten, solle gänzlich auf seine Souveränetät verzichten, binnen vierundzwanzig Stunden mit seiner Familie und einer beschränkten Anzahl seiner Anhänger und Diener in das brittische Lager kommen, wo er einen ehren- und achtungsvollen Empfang finden werde; man werde ihm seinen Wohnsitz in der heiligen Stadt Benares oder an irgend einem andern geheiligten Orte Hindustans anweisen; die Ostindische Compagnie verpflichte sich ihm und seiner Familie einen reichlichen Jahresgehalt zu gewähren, und für seine alten und treuen Anhänger zu sorgen; der für ihn und seine Familie festzusetzende Jahresgehalt solle nicht weniger als acht Lakhs Rupien, d. h. 80,000 Pfd. St. betragen. Nach langer und gründlicher Berathung mit seinem ersten Minister und andern hohen Staatswürdenträgern trat der Peschwa diesen Vorschlägen bei, begab sich mit seiner Familie und seinen Anhängern ins brittische Lager, und man wies ihm später Bithur als Wohnsitz an. Die Ostindische Compagnie, die auch hier ihre gewöhnliche Habgier nicht verläugnete, äußerte ihr Mißfallen über die Gewährung dieser Bedingungen seitens Sir John Malcolms. Allein da weder sie noch der Generalstatthalter Lord Hardinge sich denselben entziehen konnten, so beschränkte man die festgestellte Geldbewilligung wenigstens auf die im Vertrag erwähnte geringste Summe — nämlich auf 8 Lakhs Rupien oder 80,000 Pf. St. jährlich.

Wir haben oben bemerkt, der Jahresgehalt sey für Badschi Rao und seine Familie festgesetzt worden. Ehe wir nun in unserer Erzählung weiter fortfahren, müssen wir bemerken daß die Schastras, oder heiligen Schriften der Hindus, ein fürchterliches Verdammungsurtheil aussprechen gegen diejenigen welche kinderlos sterben. Diesem Verdammungsurtheil zufolge kommen solche Unglückliche nach ihrem Tode „an einen Ort dem man den Namen Put beilegt — einen Schreckensort, an welchem, wie man glaubt, die Manen der Kinderlosen, in Ermangelung jener Speis- und Trankopfer, welche

ein lebender Sohn zu gewissen vorgeschriebenen Zeiten unumgänglich darbringen muß, von beständigem Hunger und Durst gepeinigt werden." Dieß sind die Grundsätze der Hindu-Religion Männern gegenüber denen es an einer natürlichen männlichen Nachkommenschaft fehlt. Dieselben Grundsätze gestatten nun aber, als Heilmittel für dieses Uebel, die Adoption, da wo die natürliche Nachkommenschaft mangelt. Demgemäß erklärte Badschi Rao, als er schon betagt war und noch immer keine männliche Nachkommenschaft besaß, es sey sein Wille Nena Sahib solle sein ältester Sohn, sein Erbe und Vertreter seyn.

Badschi Rao war zu seiner Zeit, als Oberhaupt der mächtigen Mahratten-Nation, ein großer Monarch gewesen. Er überlebte, indem er in Bithur in beschränktem Maßstab die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit ausübte, seinen Sturz um 35 Jahre. Am 28 Januar 1851 starb er.

Kaum war sein Tod amtlich bekannt geworden, so befahl Lord Dalhousie, nach kurzer Berathung mit der obersten Regierungsbehörde in Calcutta, daß die Pension, welche dem Badschi Rao und seiner Familie ausdrücklich gewährleistet worden, an letztere nicht mehr ausbezahlt werden solle. Nena Sahib, Badschi Rao's Wittwen und die übrigen Mitglieder seiner Familie wurden dadurch natürlich schwer und schmerzlich betroffen. Sie sahen sich in Armuth versetzt, denn sie besaßen keine andern Geldquellen als die kärgliche Summe welche Badschi Rao ihnen hinterlassen hatte.

Am 24 Junius 1851 überreichte Nena Sahib dem Generalstatthalter der nordwestlichen Provinzen Indiens eine Denkschrift über diesen Gegenstand. Die darauf ertheilte Antwort lautete: die Pension könne nicht fortdauern, allein man werde ihm auf Lebenszeit einen gewissen Landstrich anweisen. Der Commissär von Bithur, ein Staatsbeamter von hohem Rang und Stand, welcher die Umstände und Ansprüche der Familie des Ex-Peschwa genau kannte, sprach aufs dringendste zu seinen Gunsten, wurde aber in einem Schreiben des Secretärs des Generalstatthalters streng dafür getadelt. Seine Empfehlung ward als eine „unberufene und unverantwortliche" gebrandmarkt. Nach einigen weiteren Bemühungen in Indien wandte sich Nena Sahib an den Directorenhof, in Leadenhall Street, in England. Seine Appellation an denselben trug das Datum vom 29 Dec. 1852.

In den Augen der Ostindischen Compagnie scheinen die Appellationen einheimischer indischer Fürsten keine besonders erheblichen Dinge zu seyn. Die Compagnie hat, scheint es, geglaubt es erhöhe ihre Würde wenn die Fürsprecher solcher Fürsten in ihren Vorzimmern warteten. Im December 1853 sandte die Compagnie Nena Sahibs Denkschrift an die Regierung in Indien zurück, und das Resultat war — daß nichts geschah.

Wie es scheint, besitzt Nena Sahib, neben feinen und gentlemanlichen Manieren, auch höhere Geistesgaben, und verbindet damit Leidenschaften der stärksten und rachsüchtigsten Art. Er ist hochmüthig und äußerst heftigen Charakters. Dieß zeigte sich besonders beim Ausbruch der Meuterei, wo er von einer wahren Monomanie wegen der, wie er sagte, ihm widerfahrenen Unbilden besessen war.

In vorstehender Skizze, die natürlicherweise mancher Ergänzung bedarf, haben wir uns bemüht die Thatsachen anzuführen, nicht in der Absicht den Vertheidiger irgend einer Sache zu machen, sondern einfach um unsern Lesern Kunde zu geben über die vielfachen Ursachen der fürchterlichen Ereignisse die wir kürzlich in Indien erlebten. Wie wir hören, ist ein Orientale Namens Asimullah im Jahr 1855 in London gewesen, um einen letzten Versuch zu Gunsten Nena Sahibs zu machen. Er wohnte in einem achtungswerthen Privathôtel in George-Street, Hanover Square, wo einer unserer Freunde, der in demselben Hause lebte, dessen Bekanntschaft machte, von ihm auf gentlemanliche Art bewirthet wurde, und in ihm einen wohlerzogenen, angenehmen und in englischen Angelegenheiten gut unterrichteten Mann kennen lernte. Als unser Freund jenes Haus kürzlich wieder besuchte, erfuhr er von dessen Besitzer daß der feingebildete Asimullah vor seiner Abreise aus England Symptome von Verdrießlichkeit und Bitterkeit zeigte, und mehrmals zu verstehen gab England werde die Art und Weise wie man seinen Herrn behandle noch empfindlich zu bereuen haben. Dieser selbe Asimullah nun hat bei der Niedermetzelung der Khanpurer Besatzung eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

Ueber die älteste Geschichte Mexico's und der Culturvölker Central-Amerika's.

1. Yucatan.

Die Halbinsel Yucatan, welche durch ihr Hervortreten aus dem Festlande den mexicanischen vom caraibischen Golf trennt und sich Cuba höchst beträchtlich nähert, wurde und wird noch heutigen Tages von Völkerstämmen bewohnt, welche die Mayasprache reden. Diese Sprache hat so wenig Verwandtschaft mit dem Nahuatl oder der Sprache der mexicanischen Culturvölker, wie das Deutsche mit dem Baskischen. Daß sich die Culturvölker Mexico's und Yucatans kannten, daß sie wohl auch friedlichen Verkehr unterhielten, ihre Producte austauschten, ja daß sogar beiden Culturkreisen gewisse Gottheiten und gottesdienstliche Formen sowie gewisse octroyirte Institutionen, z. B. der Kalender, gemeinsam waren, läßt sich historisch nachweisen, und ist auch so allbekannt daß es keiner nähern Ausführung bedarf. Allein niemals stand die Halbinsel Yucatan in einer dauernden politischen Verbindung mit den Culturstaaten des mexicanischen Tafellandes, nie mischten Kriege oder Eroberungszüge die verschiedenen Volkselemente inniger zusammen, so daß wenn auch ein Austausch materieller und geistiger Besitzthümer zwischen beiden Culturkreisen stattfand, jeder doch wieder eine originelle Entwicklung genoß. Wir haben schon früher erwähnt daß die Yucateken einen halbgöttlichen Culturstifter Zamna verehren, und daß an der Landenge von Tehuantepec auch des Erscheinens eines Quetzalcohuatl gedacht wird. Allein diese Momente gehörten der mythischen Geschichte an, während die chronologische erst mit dem Jahre 174 und 258 n. Chr. beginnt, wo die alten Chro-

niken den Einfall der Tutul-Xius erwähnen. Diese Tutul-Xius, welche Brasseur für nahuatlakische Auswanderer hält, ohne jedoch darüber ein Bescheinigung darzubieten, kamen von Westen aus dem räthselhaften Tulapan, und gründeten sich eine Herrschaft auf der Halbinsel. Welcher Zeitraum seit Zamna bis auf den Einfall dieser neuen Elemente verstrichen sey, wissen wir nicht, doch gibt es Namen für eine von Zamna abstammende Reihe von Königen, die nach dem Instinct der amerikanischen Völker zu Gottheiten erhoben wurden. Einer von ihnen, Kinieh-Kakmo, wird gewöhnlich dargestellt wie er ein Opfer verrichtet, indem er mit aufgehobenem Finger einen Strahl der Sonne ablenkt, um damit den Opferscheiterhaufen zu entzünden. Die Priester dieser Gottheit sollen auch wirklich, wie uns Lizana versichert, mit Hülfe eines Brennspiegels (!) das heilige Feuer auf die Opfer herabgelenkt haben — eine Anekdote, die allzu artig ist um nicht kritische Zweifel herauszufordern. Die Tutul-Xius eroberten nach ihrem Einfall das alte Chichen-Itza, und vertrieben aus dieser Stadt ihre Bewohner, welche sich in Potonchan (Champoton) ansiedelten. Doch waren die Eroberer bald genöthigt jene eben erwähnten Nachkommen Zamna's auf dem Thron von Mayapan als Lehnsherrn anzuerkennen. Allein nach einem Zeitraum von ungewisser Dauer änderte sich die Lage der Dinge. Die Tutul-Xius eroberten Potonchan, während die Chicheniten wieder nach ihrer Heimath Chichen zurückkehrten. In dieser Stadt erschienen bald drei Brüder Namens Itza (Plural Itzaob), heilige Männer, die Brasseur für Missionäre aus Anahuac hält, und welche in Chichen, oder wie es nach ihnen hieß, Chichen-Itza, ein theokratisches Regiment errichteten. Diese Herrschaft gieng aber rasch, nach dem Verschwinden des einen Bruders, durch eine von den Häuptlingen, oder, wenn man so sagen darf, vom Adel erregte Revolution zu Grunde. Auch für diese Vergänge fehlt es an einer Zeitrechnung. Dagegen wird das Erscheinen eines neuen Propheten gegen das Ende des neunten christlichen Jahrhunderts erwähnt. Torquemada versichert auf das entschiedenste daß dieser Prophet, den die Chroniken Cukulcan nennen, identisch sey mit dem historischen Quetzalcohuatl der Tolteken, dem Stifter Cholulas, allein der Abbé Brasseur vermuthet weit besonnener daß es nur ein Jünger des toltekischen Religionsstifters gewesen seyn möge. Gewiß ist jedoch daß die Zeit des Auftretens in Yucatan kurz nach der Auswanderung des Propheten aus Cholula fällt. Cukulcan durchzog im Triumph die Mayahalbinsel, und wurde in Chichen-Itza als eine Art von Fürst-Bischof empfangen. Er pflegte dort in dem natürlichen Brunnen, welcher der Stadt den Namen gegeben hat, seine Abwaschungen zu verrichten, und seitdem wurde Chichen-Itza und seine heiligen Wasser einer der großen Pilgerplätze frommer Yucateken. Chichen bedeutet nämlich Brunnenrand (Chi, Pforte, Oeffnung, Rand; chen, Brunnen, Quelle), und auch das Wort Itza läßt sich als süßes Wasser übersetzen.[1] Selbst Mayapan unterwarf sich dem Propheten, dessen geistlicher Macht es gelang ganz nach dem Geschmack der Centralamerikaner einen Staatenbund dreier Kronen zu stiften, welcher von den Fürsten von Chichen-Itza, von den Ahtepalob oder Kaisern von Mayapan, und von der Dynastie der Tutul-Xius, die ihren Sitz in Uxmal aufgeschlagen hatten, gebildet wurde. Als ächter Doppelgänger Quetzalcohuatls entsagte hierauf Cukulcan aller irdischen Herrschaft, begab sich an die Küste bei Potonchan, schiffte sich dort ein „und ward nicht mehr gesehen." Auf den Thron von Mayapan folgte ihm das Geschlecht der Cocomes, während die hohe Priesterwürde in der Familie der Cheles erblich wurde. Jenen neuen Ahtepals von Mayapan gebührte die Hegemonie in Yucatan, der nächste Rang aber den Tutul Xius welche Uxmal erbaut, oder vielmehr, da sich in Uxmal neuere Ruinen auf sehr alten Substructionen finden, dorthin ihren Sitz seit Ahcuitoc (Anno XI Ahau-Katun, 870) verlegt hatten. Jetzt begann eine Art goldenes Zeitalter unter der neuen Conföderation. Ihre Eroberungen erstreckten sich nach Osten über das Meer bis zur Insel Cozumel (richtiger Acusamil), wo das Grabmal des Eroberers Ah-Hulneb bald ein Gegenstand der Verehrung und der Pilgerfahrten werden sollte, während sein Nachfolger und vielleicht sein Sohn Teel-Cuzam oder der Fürst mit den Schwalbenfüßen, der Insel ihren Namen[1] hinterließ. Aus jener Zeit stammen die prächtigen Pilgerstraßen welche die Halbinsel von Izamal über Chichen-Itza nach Cozumel durchschnitten und von den ersten Spaniern mit den vollkommensten Bauten ihrer Heimath verglichen werden. Damals schon bestanden Courierposten, wie in Mexico und Peru, und längst ehe man in Europa an ein solches Instrument des Verkehrs dachte. Endlich wurde die Halbinsel mit einer Menge sogenannter Zonotes bereichert. Es sind dieß geräumige künstliche Cisternen, deren Boden sorgfältig ausgemauert ist und die rings beschattet werden von tropischem Baumwuchs. Yucatan, welches sehr wenige und unbedeutende Wasserläufe besitzt, war nothwendig während des tropischen Sommers einer fortwährenden Dürre ausgesetzt. Es gab wohl eine Menge natürlicher Grotten wie bei Chichen-Itza, wo sich beträchtliche Quantitäten von Wasser ansammelten. Allein diese reichten nicht mehr für die dichte Bevölkerung aus und fanden sich nur an wenigen begünstigten Orten. Deßhalb sorgte die Kunst, wo die Hülfe der Natur nicht mehr ausreichte. Solche Zonotes finden sich verschüttet in staunenswerther Anzahl auf der Halbinsel, und erst in neuester Zeit hat man wieder begonnen sie zu reinigen und von ihnen unschätzbaren Gewinn zu ziehen.

Eine Lücke von zwei Jahrhunderten tritt in den Annalen ein, weßhalb Abbé Brasseur vermuthet, es habe in dieser Zeit goldener Frieden geherrscht. Gewiß ist indessen nur daß nach Ablauf jener Periode noch die alte Conföderation aufrecht stand. Am Beginn des 12ten Jahrhunderts, also zu einer Zeit wo in der alten Welt bereits das fränkische Königreich Jerusalem entstanden war, reifte jedoch eine Katastrophe: Ahtubtun, aus dem Hause der Cocomes, dem der Kaisertitel, die Hegemonie über die Mayavölker und die Herrschaft von Mayapan gehörte, begann seine Unterthanen zur Befriedigung eines luxuriösen Hofes hart zu besteuern. Er bändigte jedoch den Geist der Empörung, den seine Nebenbuhler, die Tutul-Xius von Uxmal, in Gluth zu erhalten suchten. Noch weiter gieng nach ihm sein Sohn Aban, der sich den Titel Augustus (Kinehahau) beilegte, ein Prädicat welches bisher nur einem Halbgotte wie Zamna zugebilligt worden war. Da er sich einer drohenden Empörung gegenüber nicht sicher fühlte, ließ er in Kin-

[1] Nach Ordoñez ist itza entstanden aus itz, süß, und ha, Wasser. Indessen darf auch das Wort Itza auf die Itzaob oder die Brüder Itza bezogen werden.

[1] Acusamil, die Schwalbeninsel.

lanco und Terpantlan, also westlich vom Uzumacinta, dem Gränzflusse zwischen Maya- und Nahuatlstämmen Söldner anwerben. Er soll angeblich etliche Brigaden (Xiquipiles à 8000 Mann) solcher Truppen ins Land gezogen haben, mit denen es ihm leicht wurde jede Empörung zu zertreten, aber freilich wurde auch das Haus der Cocomes völlig antinational, während die politischen Flüchtlinge Mayapans an den Höfen der Könige von Chichen und Uxmal sichere Asyle und Sympathien fanden. Das Unrecht sollte erst am Enkel gerächt werden. Hunac-Eel setzte nach dem Tode seines Vorgängers in dessen Geiste die Herrschaft fort und miethete neue Kriegsbanden unter den Nahuatlaken. So stark fühlte er sich den Feinden gegenüber daß er einen Reichstag nach Mayapan berief, zu dem auch der König von Uxmal zu erscheinen gezwungen, Chac-Xib-Chac, der damalige König von Chichen, aber seines Reiches verlustig erklärt, und die sieben höchsten Würdenträger mit dem Vollzug des Urtels beauftragt wurden. Der Verurtheilte verschwindet seitdem aus den Annalen, denn statt seiner bestieg ein anderer Fürst aus dem nämlichen Hause, Namens Ulmil, den Thron von Chichen (1120 n. Chr.). Auch dieser neue Fürst erfuhr bald Schlimmes von dem Kaiser von Mayapan, der sich in seine Privatfehden mischte und ihn durch eine blutige Niederlage züchtigte. Verbunden mit Ulmil, versuchte jetzt Kak-Upacat, ein Tutul-Xiu von Uxmal, die Gewaltherrschaft in Mayapan zu stürzen. Eine stille Verabredung fand statt mit allen unzufriedenen Magnaten des Nachbarstaates, und die Verschwornen erklärten heimlich Hunac-Eel als abgesetzt. Die Empörung brach an dem Tage aus wo der König von Uxmal vor Mayapan erschien. Die Stadt wurde in Blut getaucht, doch bedurfte es der höchsten Anstrengung, ehe man die nahuatlakischen Xicalancas, die den kaiserlichen Palast vertheidigten, überwältigen konnte. Die Sieger erwürgten dann die königliche Familie und zündeten das alte Mayapan an, welches seitdem in Ruinen sank. Es verstand sich von selbst daß den Königen von Uxmal der Kaisertitel zufiel, aber gewöhnt an eine Conföderation dreier Kronen, wurde die priesterliche Familie der Cheles, welche die Stadt Izamal als Lehen besaßen, zur Königswürde erhoben und die Lücke im Staatenbund wieder ausgefüllt. Die nahuatlakischen Söldner, die nicht im Kampfe gefallen waren, mußten sich im Süden der Manigebirge ansiedeln, wo sie die Städte Pokboc, Calkalche und Labna gründeten, die man auf Stephens' Karte von Yucatan finden wird (1154 n. Chr.). Auch war noch ein letzter Sprößling der Cocomes übrig, der in Xicalanco Truppen warb, als die Empörung ausbrach. Er baute die Stadt Tibulon und befehdete die Tutul-Xius bis zum Ende seines Lebens.

Die ältere Religion der Mayavölker soll ein monotheistischer Sonnencultus gewesen seyn, an den sich dann ein Dienst großer historischer Personen, wie des Zamna anreihte. Menschenopfer kamen erst in einer Zeit nach dem Erscheinen Cukulcans in Gebrauch. Wenn Las Casas versichert ein yucatekischer bejahrter Greis habe den Spaniern verkündigt, sie verehrten *Izona den Vater*, der die Menschen erschaffen, *Bacab den Sohn*, den die Jungfrau Chiribias geboren, und *Echel den Geist*: wenn sie ferner hinzusetzten, Bacab sey mit Ruthen geschlagen, mit Dornen gekrönt und mit ausgestreckten Armen an einem Baume getödtet worden, so hat man sich wohl zu hüten an eine allzufrühe Verbreitung des Christenthums zu glauben, wenn auch gesagt wird jene Religion sey zu der Zeit offenbart worden, wo Cukulcan die Ohrenbeichte einführte. Ehe eine spanische Flotte in Yucatan landete, war ein Missionär Aguilar, berühmt als Begleiter des Cortes, an die Küste verschlagen worden und hatte dort viele Jahre lang unter den Mayas gelebt, und von ihm konnten solche Lehren den Yucateken offenbart worden seyn. Außerdem aber ist zu vermuthen daß die Yucateken begierig nach Analogien in ihrer Mythologie suchten, um die christlichen Lehren zu verstehen. Nach Cukulcans Zeit begann man sich an Menschenopfer zu gewöhnen. Dazu wählte man zarte Jungfrauen, die in den Schlund des natürlichen Brunnens von Chichen-Itza auf Felsentreppen hinabgeführt und unter großem Pomp in das Wasser geworfen, ertränkt herausgezogen und dann beerdigt wurden. Während dieser Schreckensscene lag das Volk betend am Rande des Brunnens, und die Priester beauftragten die Opfer, was sie den Gottheiten in dem Schlunde als Bitten und Gebete der Völker vortragen sollten. Man begnügte sich anfangs nur mit einem Opfer, aber die Zahl steigerte sich beträchtlich mit der Zeit. Auf der Insel Cozumel dagegen gab es ein viel befragtes Orakel des Gottes Ahhulneb, dessen thönerne kolossale Statue mit dem Rücken an die Tempelwand lehnte und durch deren geheime Oeffnung ein Priester bis zum Munde des hohlen Götzenbildes schlüpfen konnte. Die dritte heilige Stadt war Izamal, wo besonders Zamna der Erbauer und Civilisationsstifter verehrt wurde. Wenn die Yucateken wirklich vom Monotheismus ausgiengen, so müssen sie durch nahuatlakische Elemente den toltekischen Geschmack für Vergötterung einzelner Naturkräfte, für Bevölkerung von Flur und Hain mit Quellen- und Waldgenien bekommen haben. Dazu gesellten sich dann die Schutzpatrone für jede einzelne Zunft sowie unzählige Gestalten von Nachtgespenstern. Magische Beschwörungen, Schlangenzauber, Augurenwesen wurden mit Kunst und Gesetz betrieben. Daß die Beschneidung im allgemeinen Gebrauch war, haben wir schon früher erwähnt. Es gab auch eine Art sacramentale Taufe, wozu erwachsene Kinder im Tempel versammelt wurden. Sie brachten Mais und Weihrauch, die sie in die Altarpfannen warfen, worauf der Priester seine Teufelsaustreibungen begann. Dann wurden die Täuflinge zur Beichte ermahnt, und, nachdem diese abgelegt, aus einem Zweig, der als Wedel diente, vom Oberpriester mit Weihwasser besprengt. Jedes Kind legte hierauf eine heilige Binde auf den Kopf, ließ sich vom Priester salben und empfieng dann den Namen des Vaters oder Großvaters. Mit dem zwanzigsten Jahre trat die Reife zur Ehe ein, bei der alle incestuosen Grade verpönt waren, weßhalb man eifrig für Genealogien sorgte, die völlig nach europäischer Art durch Bäume mit Zweigen dargestellt waren, um die Nähe der Verwandtschaft zu berechnen. Vielweiberei war verstattet und die Ehescheidung sehr erleichtert, der Ehebruch dagegen wurde hart bestraft, und ein König von Mayapan ließ sogar seinen Bruder hinrichten, weil er Gewalt gegen ein Mädchen gebraucht. Mißheirathen Adeliger hatten zur Folge daß der Gatte herabsank zu der Kaste seiner Frau. Uebrigens scheint es nur Eine legitime Gattin gegeben zu haben, deren Kinder allein Erbrechte mit Ausschluß der Halbgeschwister genossen. Die Gewalt der Monarchen war zwar unbeschränkt, scheint aber nie die Gränzen des Rechtes und des Herkommens überschritten zu haben. Neben dem Monarchen gab es einen hohen Adel, der von Geblüt seyn, also den Häusern der Cocomes, Cheles, Tutul-Xius angehören mußte,

Den zweiten Rang führten die Batab, ein Lehensadel, welcher vom Monarchen die Investitur empfieng und die Herrschaft über Städte und Ortschaften vererbte. Der Adel war von allen Abgaben befreit, mußte aber dafür unentgeltlich öffentliche Aemter, namentlich Gerichtsfunctionen übernehmen. Das eigentliche Volk bestand aus Macehuales, wie man in Mexico gesagt haben würde, d. h. es war verpflichtet auf einem Theil der Aecker des Magnaten die Feldarbeiten zu verrichten, und außerdem sein Haus mit Holz und Wasser zu versorgen. Der Adel schlichtete dafür die Rechtsstreitigkeiten, nur daß in gewissen Fällen eine Art von Schwurgerichtsbank aus Ortsangehörigen des Beklagten gebildet wurde. Es gab wenige Verbrechen, aber sehr harte Strafen für jedes, und keine Begnadigung nach einem Erkenntniß. Die Strafe wurde unmittelbar nach dem Rechtsspruch vollstreckt, Geständnisse leider aber mit Foltermitteln befördert. Zu den todeswürdigen Verbrechen gehörte Hochverrath, Mord, Ehebruch, Nothzucht, Diebstahl beim dritten Rückfall, und seltsamerweise Fälschung der einheimischen Annalen von Seiten der Historiker. Das Schulwesen, welches sich auf Unterricht in den religiösen Gebräuchen beschränkte, war in den Händen der Priester, doch wurde auch Geschichte und Chronologie aus den Büchern Analté (anal, Buch, te, Holz, weil nämlich das Papier aus Rinde verfertigt wurde) vorgetragen. An eine Unsterblichkeit der Seele, an Paradies und Hölle nach dem Tode wurde geglaubt, Trauer um nahe Verstorbene getragen, und die Leiche in einem Sarge beigesetzt, dessen äußere Form die Züge des Verschiedenen nachahmen sollte. Zu den öffentlichen Schauspielen zählten die historischen Ballets, die beim Klang der großen Trommel des Tunkul, oder Teponaztli, wie es bei den Mexicanern hieß, aufgeführt wurden. Solche Tänze sind noch heutigen Tages im Gebrauch, und dazu costümiren sich die Yucateken nach der Tracht ihrer Vorfahren. Auch blieb der Chorführer, oder Theaterdirector (holpop) würden wir sagen, selbst in der christlichen Zeit eine Person, der man nie den Respect entzog. Bei solchen Schauspielen, die Balsam (wörtlich: Vorstellung) hießen, versahen Männer die Rollen der übrigens selten auftretenden Frauen. Die alten Trachten gleichen zufällig so vollständig den altägyptischen, daß Brasseur gesteht, nach Jahren noch immer und immer wieder von der Aehnlichkeit überrascht worden zu seyn. Die Frauen der Yucateken sind im allgemeinen schön, schöner sogar als die Spanierinnen, versichern die Geschichtschreiber der Conquista. Sie waren aber nicht allein schön, sondern sogar sehr reinlich — eine seltene Eigenschaft in der neuen Welt. Sie badeten fleißig, salbten sich mit Wohlgerüchen und suchten die Frische ihrer Haut zu erhalten, während in Bezug auf Haarschmuck die größte Reinlichkeit herrschte. Kleine Glöckchen, Muscheln, Cacaobohnen und, besonders im Ausfuhrhandel nach Mexico, Edelsteine vertraten die Functionen des Geldes.

Die Zeiträume, welche von der Erhebung der Tutul-Xius bis zur Ankunft der Spanier sich erstrecken, sind beinahe völlig leer an Begebenheiten, oder es fehlt vielmehr an annalistischem Stoff. Dafür lebt im Munde des Volkes noch manche historische Legende. Eine davon, welche sich an die unter dem Namen „der Palast des Zauberers“ bekannte Ruine von Uxmal knüpft, wollen wir hier erwähnen, um zugleich eine Probe von dem poetischen Geschmack der Mayas zu geben.

In den letzten günstigen Zeiten der Tutul-Xius herrschte König Noh-Pat über Uxmal. Die Priester aber hatten ihm mit einer großen Revolution gedroht, die nach Ablauf einer gewissen Anzahl Katuns oder Königszeiten das Reich erschüttern würde. Solche priesterliche Prophezeiungen traten in der Regel ein „wie wohlberechnete Sonnenfinsternisse,“ aus dem einfachen Grund, weil die Propheten auch die Urheber der Empörungen waren und ihre Prophezeiungen als Signal zum Aufstand dienten. Dießmal hatten sie verkündigt, Reich und Fürst werde stürzen wenn man den Schall einer silbernen Zoot (Posaune) und einer silbernen Tunkul (Trommel) vernehmen werde. Dieselbe Person aber die solche Instrumente erklingen lasse, werde zur Krone des Reiches gelangen. Die Zeit der „wohlberechneten Sonnenfinsterniß“ nahte sich immer mehr, und in gleichem Schritte wuchs die Unbehaglichkeit Noh-Pats, der seinen Fürstensitz nach Kabah verlegt hatte. In dieser Stadt lebte ein altes Weib, dem von einer ausgestorbenen Nachkommenschaft nur ein Enkel übrig geblieben war, der seinen Namen Ahcunal oder der Zauberer dem Unterrichte verdankte, den seine in schwarzen Künsten bewanderte Großmutter ihm ertheilt hatte. Ihr bestes Geheimniß hatte sie aber noch immer vor dem unreifen Burschen gehütet, wie der neugierige Ahcunal wohl merkte. Die Alte pflegte den ganzen Tag über hinter dem Herd des Hauses zu hocken und sich ungern und nur auf sehr kurze Zeit von diesem Platze zu entfernen. Der lauernde Bursche wollte auch eines Tages wahrgenommen haben daß die Alte, in aufregende Träume versunken, mit starrem Blick an einem Steine des Herdes hieng. Dort suchte Ahcunal den Sitz des Geheimnisses und beschloß ihm nachzuspüren, wenn die Alte zum Zonote (Brunnen) gienge, um Wasser zu schöpfen. Damit sie aber ihn nicht durch vorzeitige Rückkehr überrasche, bohrte der schlaue Bursche ein kleines Loch in den Krug, wodurch das Wasser herauslaufen und die Alte zur abermaligen Umkehr nöthigen sollte. Die List gelang und Ahcunal gewann Zeit den Stein vom Herde zu heben. Er fand unter ihm in einer Höhlung zu seinem großen Erstaunen eine Tunkul und eine Zoot aus Silber welche dort schon seit Jahrhunderten verborgen gelegen haben mochten. Er kannte die Prophezeiung nicht die sich auf diese geheimnißvollen Gegenstände bezog, denn die Alte hatte ihm ihren Schatz verheimlicht, wahrscheinlich um den Enkel erst reifer werden zu lassen. Ahcunal aber ergriff beherzt beide Instrumente, rührte die Trommel und stieß in die Posaune. Der Ton war so süß und mächtig, daß er in allen Nachbarstädten, ja bis zu den Gipfeln der Berge von Uxmal hinauf zitterte, daß er auch in den Hof des Königs drang und Noh-Pat vor Schrecken in Ohnmacht fiel. Die Alte errieth jetzt den Vorgang und eilte nach Hause, wo sie jedoch am Herde alles in Ordnung fand. Auf ihr Schelten behauptete Ahcunal, den seltsamen Schall habe ein Truthahn erregt,[1] der sein Gefieder auf eine außerordentliche Art geschüttelt habe. Die Alte warf ihm diese Lüge vor, und drohte ihm mit den Folgen seiner unverständigen Neugier. Der König ruhte auch nicht dem Posaunenbläser nachzuspüren, und Ahcunal wurde vor den Monarchen geführt, dem gegenüber er aber mit kühler Dreistigkeit behauptete, der Klang sey von den Truthühnern des Palastes hervorgebracht

[1] Brasseur übersetzt paon, den Pfau ist aber mit den Europäern erst in die neue Welt gekommen.

worden. Noh-Pat berief seine priesterlichen Wahrsager, und ließ sich vor Ahcunal noch einmal die Prophezeiung wiederholen. Die Priester, welche dem König abhold waren, erzählten mit boshafter Umständlichkeit, und riethen in diesem Falle eine Wette oder eine Art Gottesgericht entscheiden zu lassen. „So sey's denn!" rief der König. „Wir wollen uns hintereinander vier Körbe voll Cocoyoles [1] auf dem Kopf zerschlagen lassen." Alle erstaunten daß der König die Wette bot, allein er selbst glaubte den gefährlichen Ahcunal auf diese Art zu beseitigen, und die drohende Prophezeiung loszuwerden. Dieser nahm die Ausforderung unter der Bedingung an daß zuvor der König eine schnurgerade Straße von Kabah bis nach Uxmal ziehen, und am Eingang zur Hauptstadt eine Säule zu seinem Andenken errichten lasse, worauf genau der ganze Hergang in Bilderschrift verewigt bleiben solle. Nach Vollendung dieser Bedingungen werde er sich zu dem seltsamen Duell einfinden. Noh-Pat bot ungeduldig seine Unterthanen auf, so daß schon nach dem dritten Tag die Straße gezogen und die Schaugerüste für das Gottesgericht erbaut waren. Ahcunal hatte sich auf die Künste seiner Großmutter verlassen, und auch nicht verrechnet, denn die Alte rieb ihm einen Puder aus Obsidianstaub in die Haare, welcher die heftigsten Schläge wirkungslos machen konnte. Das Volk betrachtete den kecken Jüngling schon als künftigen Souverän, und der Ausgang des Gottesgerichtes mußte über den Thron unwiderruflich entscheiden. Ahcunal sollte zuerst sich der Probe unterziehen. Er setzte sich den Korb auf den Kopf, und ein athletischer Krieger ergriff eine Keule, um die Nüsse zu zerschmettern. So überstand der „Zauberer" den ersten, zweiten, dritten und vierten Versuch. Es kam die Reihe jetzt an den König, der nicht zurückweichen konnte. Er stellte sich, die Keule fiel, und Noh-Pat lag mit geborstenem Schädel am Boden. Ahcunal baute sich jetzt in Uxmal einen Palast, dessen elegante Linien noch heutigen Tages für den Geschmack und Kunstsinn des Monarchen zeugen. Der Palast stößt unmittelbar an das Kloster der Vestalinnen oder Priesterinnen des ewigen Feuers. Auch berichtet die Legende weiter daß König Ahcunal die Keuschheit dieser Jungfrauen brach und sich scandalösen Orgien hingab. In Folge dessen entfremdete er sich den Klerus, und eines Tages wurde dem Volk verkündigt, die Götter hätten Uxmal verlassen. Um für diesen Verlust einen Ersatz zu gewähren, ließ Ahcunal ein thönernes Götzenbild verfertigen, dem er mit Hülfe seiner schlechten Künste Leben einhauchte, allein die Bewohner von Uxmal zogen sich dadurch den Spitznamen Kuul-Katob, Topfanbeter (Kuul anbeten, Katob Plur. von Kat, Thongeschirr) zu. Endlich aber empörten sich die Völker, der Bedrückung müde, und Ahcunal fiel bei der Vertheidigung seiner Hauptstadt. Noch heutigen Tages wollen die abergläubischen Indianer das Gespenst Ahcunal's in weißem blutbesudelten Gewand zwischen den Ruinen umherschleichen oder auf der Schwelle seines Palastes sitzen sehen, oder sie bilden sich wohl ein er schlüge auf die silberne Tunkul oder Zaubertrommel. Am Eingang zu der Höhle von Mani, die bis Merida führen soll, kauert aber die Alte, seine Großmutter, mit einer Schlange zu ihren Füßen neben einer Quelle, deren Wasser sie den Schöpfenden verkauft, aber sie wehrt jedes Geld ab und wartet bis ihr jemand ein Kind aus dem Geschlechte der Tutul Xius bringen wird, um es von der Schlange verschlingen zu lassen und dadurch von ihrem gespensterhaften Wandeln erlöst zu werden.

[1] Früchte einer amerikanischen Palmenart, die traubenartig wachsen, von der Größe einer Nuß sind, eine harte Schale und süße weiße Kerne besitzen.

Solche Märchen besitzen wir statt der Geschichte. Die Mayachronik bei Stephens kennt Ahcunal nicht, wohl aber erwähnt sie eines Einfalls von Hochländern Ah-Witzil, die Brasseur für Quichestämme hält, und die Ichpaa oder das Schloß welches aus den Ruinen von Mayapan erbaut worden war, wieder zerstörten. Mayapan stieg indessen noch einmal aus seiner Asche und scheint an die Stelle von Uxmal wieder längere Zeit die Hegemonie über die Mayavölker besessen zu haben. Allein einem der Regenten Mochan Xiu wurde von den Priestern der baldige Untergang des Reiches angeblich durch Ankunft bärtiger Fremdlinge verkündigt. Das schlimme Ereigniß trat etwas früher unter seinem Nachfolger Ah-Xiu ein. Der Adel empörte sich, Mayapan wurde noch einmal — zum letztenmale — 1464 den Flammen übergeben. Seitdem hörte jede Reichseinheit auf und die Magnaten theilten sich in die einzelnen Städte und Cantone, den Nachkommen der Tutul-Xius z. B. fiel die Landschaft Mani zu, die sie noch lange nach der spanischen Eroberung besaßen. In einem dicht bevölkerten auf künstlichen Ackerbau angewiesenen Land muß nothwendig Anarchie und Bürgerkrieg zur Hungersnoth, und die Hungersnoth zur Pest führen. Diese drei Würgengel verheerten auch die Halbinsel am Ende des 15ten Jahrhunderts, so daß, als die Spanier erschienen, sie zwar noch prächtige Städte, das Land aber im Vergleich zur Vergangenheit entvölkert, und die Mayanationen ohne politische Einheit antrafen.

Griechische Colonien in Unteritalien.

Es ist bekannt daß im Jahr 1673 mehrere griechische Familien aus der Landschaft Maina im Peloponnes auswanderten, die sich anfangs nach Toscana wandten, später aber, im Jahr 1676, in Corsica sich niederließen. Unter diesen griechischen Auswanderern soll auch eine Familie Namens Καλόμερος (die Bonaparte) gewesen seyn, und eben so befand sich unter ihnen ein Konstantin Komnenos, ein Abkömmling des alten Kaisergeschlechts von Byzanz. Letzteres erzählte die Herzogin von Abrantes im ersten Theile ihrer Memoiren, die 1831 in Paris erschienen, und sie selbst war aus jenem Geschlecht der Komnenen. Bekanntlich hat man mit dem weitern, ebenfalls von der Herzogin von Abrantes mitgetheilten Umstand, daß ein Sohn des genannten Konstantin Komnenos den Namen Kalomeros geführt habe, so wie mit dem was sie sonst noch über diesen Kalomeros Komnenos und dessen Nachkommen und über deren Schicksal berichtet, die Vermuthung in Zusammen-

hang gebracht, daß Napoleon Bonaparte griechischer Abkunft gewesen sey. Indeß kann man dieß hier ganz auf sich beruhen lassen. Spuren jener griechischen Einwanderungen nach Corsica haben sich daselbst erhalten, und irren wir nicht, so erwähnt ihrer auch Ferd. Gregorovius in seinem Buche über Corsica. Allein jene Auswanderungen aus Griechenland sind nicht die einzigen die in der angegebenen Beziehung nach Westen hin, und zwar nach Italien stattgefunden haben; auch in andern Theilen Italiens, nämlich im Königreich Neapel und auf einzelnen Inseln, z. B. Capri und Procida, namentlich auf Sicilien, gibt es Ueberlieferungen von dergleichen griechischen Colonien. Aber es fehlen hierbei geschichtliche Thatsachen fast gänzlich, und in der Regel enthalten die dießfallsigen Ueberlieferungen am wenigsten über die Zeit der Einwanderung eine bestimmte Auskunft. Nicht selten auch steht die Sache geradezu so, daß man in Versuchung kommt dergleichen Ueberlieferungen in das Gebiet ganz unbeglaubigter Sagen zu verweisen. Oft ist nur die griechische Sprache, die an jenem Orte Italiens mitten unter italienisch redenden Bewohnern des Landes, natürlich in einem verderbten Zustande sich erhalten hat, das einzig entscheidende Moment für die vor längerer oder kürzerer Zeit stattgefundene Einwanderung. Von dieser Seite, nämlich von Seiten der Linguistik und in Folge der linguistischen Studien, die unserer Zeit und deren Zwecken zur Erforschung der Ethnographie eigenthümlich und entsprechend sind, wird jetzt auch dieser Gegenstand mehr als früher ins Auge gefaßt, und es ist sicher daß dadurch für das Sprachstudium selbst ein reeller Gewinn nicht ausbleiben kann. So enthielt vor kurzem die in Göttingen unter dem Titel: „Philologus“ erscheinende Zeitschrift für das classische Alterthum, im zweiten Hefte des eilften Jahrgangs einen Aufsatz des Prof. Pott in Halle: „Altgriechisch im heutigen Calabrien?“ in welchem die in jenem Theile Unteritaliens noch jetzt vorhandenen Spuren der griechischen Sprache einer näheren Betrachtung und Erörterung unterzogen wurden. Eben so hat dieser Gegenstand auch die Aufmerksamkeit gelehrter Griechen auf sich gelenkt, und auch in Griechenland selbst faßt man ihn mit einem besonderen Interesse ins Auge. Das ergibt sich z. B. aus einem, vielfach anziehenden Artikel der in Athen erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift: *Νέα Πανδώρα*, 1857, im 173sten Hefte (vom ersten Junius). Aus diesem Artikel ist zu ersehen daß es in Apulien eine Anzahl Dörfer gibt, in denen Griechisch gesprochen wird, und es findet sich dort sogar ein kleines Wörterbuch aus dem griechischen Sprachschatze der Bewohner jener Dörfer, der freilich neben ächt altgriechischen Wörtern ein, zum Theil bis zur Unkenntlichkeit verderbtes namentlich mit italienischen Elementen zersetztes Griechisch in jener Sprache erkennen läßt. Es ist eigenthümlich daß eines der von Griechen bewohnten Dörfer Apuliens ebenfalls den Namen: *Καλημέρα* führt. Ueber die Zeit der Einwanderung jener griechischen Colonisten und überhaupt über das Geschichtliche hierbei erfahren wir dort weiter nichts. Vielleicht läßt sich diese Lücke, dieser Mangel auf irgend eine Weise von anderer Seite her ergänzen. Wir haben gerade ein auf guten Studien beruhendes, neugriechisch geschriebenes Werk über Epirus: *Χρονογραφία τῆς Ἠπείρου* zwei Bände (Athen 1856 und 1857) vor uns liegen, das im allgemeinen unserer Kenntniß über Epirus, jene wichtige und in vielen Beziehungen interessante Provinz des alten Griechenlands, in Ansehung ihrer Geschichte seit Chr. Geb. vermehrt, erweitert und berichtigt. In diesem Werke finden wir (I. 180) die Notiz, daß in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, von der Zeit an wo nach dem Tod des Georg Kastriota (Skanderbeg) im Jahr 1466 ganz Illyrien und Epirus in die Gewalt der Türken fielen, bis zum Jahr 1532 fortwährende Auswanderungen der christlichen Bewohner Illyriens und Albaniens nach der gegenüberliegenden Küste von Unteritalien, namentlich nach Apulien stattgefunden hätten. Anfänglich seyen diese Einwanderer wie Nomaden in dem neuen Land umhergezogen, und hätten wegen der Mittel zu ihrem Lebensunterhalt bald an die neapolitanische Regierung, bald an die Landeigenthümer sich gewendet. Allein mit der Zeit wären ganze Dörfer mit diesen Einwanderern aus Albanien bevölkert worden, und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hätte es in Apulien sechzig solcher Dörfer mit ungefähr 60,000 Einwohnern gegeben, welche die albanesische Sprache redeten, und daher sey es denn auch gekommen, daß seit jener Zeit albanesische Christen, vornehmlich von Chimara, in der neapolitanischen Armee Kriegsdienste genommen und in den Kriegen Neapels mitgefochten, auch manche es bis zu hohen Kriegswürden gebracht hätten. Es kann aber, da es in Apulien thatsächlich Dörfer gibt in denen Griechisch die Volkssprache ist, wohl angenommen werden, daß jene Einwanderungen aus Albanien sich nicht bloß auf albanesisch redende Bewohner Albaniens beschränkt, sondern auch auf griechisch redende Christen dieses Landes sich erstreckt haben, und mindestens kann, bis nicht etwa bestimmte dießfallsige historische Momente beigebracht werden, die über die Ansiedelung griechischer Colonisten in Apulien Gewißheit geben, aus der Sprache jener albanesisch redenden Einwanderer aus Albanien ein entscheidendes Moment gegen obige Annahme darum nicht entnommen werden, weil überhaupt in der Nationalität der Albanesen und in ihrer Stammentwicklung griechische Bestandtheile unläugbar vorhanden sind, auch schon früher die Albanesen das Griechische ebenfalls gesprochen und wie ihre Muttersprache betrachtet haben.

Ueber die Secten in der russischen Kirche.

„Im Jahr 1482 suchte Genadius Erzbischof von Nowgorod die Häretiker in Groß-Nowgorod auf, überführte sie der Ketzerei, und auf Befehl des Großfürsten aller Reußen Iwan Wasilewitsch und unter Beistimmung des hochwürdigen Metropoliten Zosimos, ließ der Wladyka Genadius einige Ketzer auf dem Duchower Felde verbrennen, andere öffentlich züchtigen, andere steckte er ins Gefängniß, andere flohen nach Litthauen oder zu den Deutschen (Kreuzrittern). So erzählt der Verfasser der zweiten Nowgoroder Chronik, die abgedruckt ist im dritten Theile der in St. Petersburg erschienenen „Vollständigen Sammlung russischer Chroniken,[1] S. 184.

Es waren dieß die sogenannten Strigolniken, eine Secte die von einem moskauer Diakon Karp in Groß-Nowgorod und Pskow gestiftet ward. Diese Sectirer beschuldigten die russischen Bischöfe der Simonie und kündigten ihnen den Gehorsam auf. Sie behaupteten, es sey eine geringere Sünde der Erde zu beichten als einem verdorbenen Popen. Der Patriarch von Konstantinopel, Anton, hielt es für unumgänglich nothwendig seinerseits gegen dieses Treiben einzuschreiten. In seinem Schreiben an die Nowgoroder, worin er sich scharf gegen diese Häresie aussprach, erklärte er, man könne nehmen wenn man von jemanden etwas bekäme, die Häretiker dürften sich ebensowenig ein Urtheil über ihre Geistlichen anmaßen, wie es den Schafen gebühre ihren Hirten leiten zu wollen. Der Metropolit von Kiew, Photius, ließ ebenfalls ein scharfes Schreiben an die Nowgoroder ergehen. Doch alle Bemühungen waren fruchtlos. Die Secte breitete sich immer mehr aus, und dieß veranlaßte die russischen Erzbischöfe im Jahr 1503 die Geldreichung aufzuheben, welche ihnen jeder Geistliche der seine Weihe von ihnen empfieng, entrichten mußte.

Die Hauptveranlassung zu allen diesen Sectirereien gab die Revision und Verbesserung der heiligen Kirchenbücher, die im Jahr 1518 begann und bis 1652 dauerte; in diesem Jahr ward Nikon zum Patriarchen erwählt. Der Czar Alexius Michajilowitsch wollte das von seinem Vorfahren begonnene Werk zum Abschluß bringen, und berief einige Kirchenversammlungen um die Verbesserung der Kirchenbücher durchzuführen. Im Jahr 1667 unterzogen sich die Patriarchen von Antiochien und Alexandrien in Gemeinschaft mit den russischen Bischöfen dieser Arbeit. Doch die Ketzer wollten sich nur der alten, unverbesserten Kirchenbücher bedienen, sie wollten die alten Bilder, nach alter Sitte lehrende und fungirende Popen, sie wollten die Sacramente nach alter Weise administrirt haben. Den Anhängern der Neuerungen legten sie den Namen „Nikonianer" bei. Sie enthielten sich jedes Umgangs mit denselben, und erklärten, es sey erlaubt diese Nikonianer ebenso zu betrügen wie alle Deutschen.

Was nun die Glaubensartikel dieser Sectirer betrifft, die sich im Laufe der Zeit in viele Untersecten zersplitterten, so glauben sie zuvörderst nicht an die ungetheilte heilige Dreieinigkeit; denn sie zertheilen dieselbe und weisen jedem Theil seine besondere Stellung an. Die auf dem Markt gekauften Lebensmittel unterwerfen sie dadurch der Reinigung daß sie sich vor denselben bekreuzigen. Auch ist ihnen der Besuch der öffentlichen Bäder nicht gestattet. Wer zu ihnen sich bekehrt, muß sich noch einmal taufen lassen, darauf 40 Tage fasten, tausendmal sich verbeugen, und zwar siebenhundertmal sich auf die Erde werfen und dreihundertmal sich bis zur Hälfte verneigen. Sodann muß er alles was er bisher getragen, ablegen, muß mit eigenen Händen das Kreuz abnehmen, welches jeder Russe auf der Brust trägt. Dadurch erklären sie öffentlich daß sie sich aus freiem Willen von ihrem bisherigen Glauben lossagen. Der Neophyt wird in ein großes Bett-Tuch eingewickelt und dreimal ins Wasser untergetaucht. Diese Ceremonie findet am häufigsten im Winter statt; daher wird mancher vom Schlage gerührt todt aus dem Bett-Tuch hervorgezogen, nachdem er bei einer fürchterlichen Kälte in eine Eiswanne dreimal gesenkt worden; doch wird ein solcher Tod für etwas gottseliges angesehen, und der auf diese Weise Verstorbene kommt nach ihrer Ansicht geradeswegs ins Paradies. Die Popen welche zu den Sectirern übertraten, mußten sich ebenfalls den oben beschriebenen Anforderungen unterwerfen, nur mit dem Unterschied daß man auf ihren geistlichen Stand Rücksicht nahm, sie nicht entkleidet, sondern in ihrem priesterlichen Ornat zur Wiedertaufe untertauchte. Manchmal nahm man von der Flußtaufe Abstand und verrichtete diese Ceremonie auf die herkömmliche Weise. Der Taufpathe schlang das Bett-Tuch, worin der Täufling eingewickelt wurde, um seinen Hals und führte ihn um die mit Weihwasser gefüllten Gefäße; dann wurde der neue Adept mit Myrrhe gesalbt. Dem Popen, der in die Secte aufgenommen ward, wurde der Ornat hoch aufgehoben; auf diese Weise empfieng er seine neue Priesterweihe. Diese Ceremonie wurde namentlich im Kloster Wietka vollzogen.

Viele von diesen Wiedertäufern sprangen selbst in den Fluß, wenn bei der Taufhandlung kein Priester zugegen war. Ein Fanatiker behauptet sogar das irdische Wasser sey unrein, da es Eigenthum des Antichrist sey, man müsse sich daher in himmlischem Wasser taufen lassen. Er begab sich deßhalb in den Wald, sammelte Regenwasser in ein Faß, das er selbst aus Aesten zusammengeflochten, um sich seine Taufhandlung in dem Faß vollziehen zu lassen. Mit diesem Tollhäusler stellte man eine sonderbare Probe an. Man erklärte ihm, wenn sein Glaube der wahre sey, so würde ihn kein Wein berauschen. Er setzte dem Wein wacker zu; doch da er an Weingenuß nicht gewöhnt war, berauschte er sich bald — und sein Glaube ward verdammt.

Solange es noch Popen gab die nach alter Sitte ausgeweiht wurden, gieng es noch so ziemlich ordentlich her. Man kaufte alte Bilder zu hohen Preisen oder stahl sie, und suchte sich um jeden Preis alte Hostien und alte Myrrhe zu verschaffen; doch endlich waren die alten Popen ausgestorben. Die Raskolniken schieden sich nun in zwei Secten: die einen, die sogenannten Bezpopen, d. h. Ohnepopen, entschlugen sich der Geistlichen, und alte Leute, Bauern, die nicht lesen konnten, verrichteten die geistlichen Amtshandlungen. Die andere Secte, Popowzer genannt, hatten zu Geistlichen Popen, die von der orthodoxen Kirche abgefallen waren. Um geweihte Hostien und heiliges Oel (Myrrhe) zu erlangen, nahm man zu den sonderbarsten Betrügereien seine Zuflucht. Man untermengte einige Bissen alten Brodes mit frischem Brode; alte Weiber oder alte Gauner besorgten dieses Geschäft. Jeder bewahrte diese Brocken sorgfältig. Einige Löffel alter Myrrhe vermischte man ohne weiters mit frischem Oel. Nur in Moskau wagte man ganz neues Oel zu fabriciren; dieß versetzte jedoch alle Secten in große Aufregung, denn merkwürdigerweise wagten die Sectirer, obwohl sie von der orthodoxen Kirche abgefallen waren, doch nie

[1] Polnoje Sobranije ljetopisey ruskich. Bis jetzt sind sechs Bände erschienen.

geistliche Weihen zu vollziehen oder selbst die Sacramente zu administriren. Da sie allgemein verkündeten die Herrschaft des Antichrist stehe nahe bevor, so mußten sie nothwendigerweise den Tag des jüngsten Gerichtes bestimmen. Die sogenannten Pomorianer, d. i. die Bewohner der Küsten des nördlichen Eismeers, voll des Glaubens, der Antichrist komme, legen sich, eingehüllt in das Leichtentuch, in den Sarg, und erwarten ihr Todesstündlein. Stürzt nun aber die Welt doch nicht in Trümmern, dann erstehen sie wohlgemuth aus dem Sarg, und kehren wieder zu ihren früheren Beschäftigungen zurück. Ein solcher Sectirer aus Tschernopol verfiel auf einen höchst lucrativen Gedanken: er überredete die Einwohner Moskau's, sie sollten ihre Habe von sich werfen und sich in Särge legen. Befolgte man seinen Rath, so löschte er die Lichter aus, und suchte mit den Kleidern und dem Geld der Leichtgläubigen das Weite.

Die Raskolniken beharren an vielen Orten in offenem Aufruhr gegen die Regierung. Die Pomorianer wollten den Czaren nicht den Titel „Imperator" zugestehen, indem sie behaupteten, es sey das nicht russisch; auch wollten sie nicht für die Gesundheit des Kaisers beten. Die Kaiserin Anna befahl einer Commission, an deren Spitze Samarin stand, deßhalb im Wygoreckischen Kloster eine Untersuchung anzustellen. Die Sectirer unterwarfen sich und gaben eine schriftliche Erklärung ab, des Inhalts daß sie die kaiserliche Familie, jedoch mit Weglassung des kaiserlichen Titels, in ihre Gebete aufnehmen würden. Die Filiponen trennten sich unbedeutender Ursachen halber von den Pomorianen, und wollten sich lieber verbrennen lassen als sich dem kaiserlichen Befehl unterwerfen. Die Theodosianer, die ebenfalls früher zu den Pomorianen gehörten, verachteten ihre früheren Glaubensgenossen, und nannten sie „Samarianer."

Der Glaubensselbstmord steht bei den Sectirern des Nordens in hohem Ansehen; er wird dem Märtyrertode gleichgeachtet. Die Filiponen sind besonders große Verehrer des freiwilligen Todes. Aus freier Willenskraft stürzen sie sich in die Flammen, ins Wasser oder weihen sich dem Hungertod. Finden sie einen solchen Glaubenshelden, der den Wunsch ausspricht den Hungertod erleiden zu wollen, so wird er zu 40tägigen Fasten verurtheilt. Man zieht ihn nackt aus und sperrt ihn sodann in eine leere Hütte, wo er nichts vorfindet womit er auf eine andere Weise seinem Leben ein Ende machen könnte. Das unglückliche Opfer des Fanatismus muß nun die furchtbarsten Qualen erdulden. Kein Rufen und Bitten um Speise, um Befreiung, hilft ihm. Vergeblich ist sein Geschrei: er verzichte auf sein Seelenheil. Gewöhnlich verzehren sie, von rasendem Hunger gequält, Stücke ihres eigenen Leibes und sterben unter fürchterlichen Martern. Wenn sie in ihrer Wuth aus ihrem Gefängniß entfliehen wollen, so steht es den Wächtern frei sie todtzuschlagen.

Unter den Pomorianen ist die Secte der Adamanten, gestiftet von einem Viehhirten Adamant, die einzige welche den Selbstmord verdammt. Dafür zeichnen sich diese Adamanten durch ihren trotzigen Widerstand den Civilbehörden gegenüber aus. Nicht allein wollen sie nichts von Pässen wissen, sondern sie weigern sich auch zu schwören, indem sie behaupten, Christus habe erklärt: man solle nur sagen „ja" oder „nein." Auch nehmen sie kein Geldstück mit dem kaiserlichen Wappen an, weil nach ihrer Meinung der Drache, den der heilige Georg ersticht, das Symbol des Antichrist sey. Auch meiden sie jede Kunststraße, weil diese ja von Feinden Christi erbaut sey. Die Tschernobyier verweigern auch die Stellung von Recruten.

Alle diese Secten unterscheiden sich nur in geringfügigen Dingen von einander. Stifter der Pomorianen war Simeon Wikulin, der ein Kloster an der Wyga, 40 Werst vom Onegasee erbaute. Er wird von den Pomorianen wie ein Heiliger verehrt. Ein Kirchendiener, Theodosius Wasiliew, wurde 20 Jahre nach der Stiftung der Pomorianen, Begründer einer neuen Secte, der nach ihm benannten Theodosianer. Er sammelte nämlich um sich die Anhänger der Kreuzesaufschrift J. N. R. J., welche die Pomorianen verwarfen. Auch führte er die Reinigung der von Häretikern gekauften Lebensmittel ein.

Ein Bauer, Philipp, wurde Mönch, und wollte sich durchaus zum Archimandriten des Wygoreckischen Klosters emporschwingen. Da er jedoch diese Stellung nicht erreichen konnte, überredete er einige Duzend Sectirer, sich vom Wygoreckischen Kloster zu trennen und ein neues Kloster zu stiften. Diese neuen Klosterbrüder fanden ihren Tod in den Flammen als Samarin sie zur Unterwerfung zwingen wollte; sie verbrannten sich nämlich in ihrem eigenen Kloster. Doch gieng diese Adamantensecte nicht unter; sie verbreitete sich vielmehr in ganz Rußland, besonders in Sibirien.

Die Secte „des Erlösers" erhielt davon ihren Namen daß sie, da sie keine Popen hat, alle Sacramente verwirft, und nur auf den Erlöser ihr Seelenheil baut. Deßhalb verwirft sie auch die Wiedertaufe.

Die Nowoschener (Neuvermählten) gehen in eine häretische oder nikonische Kirche, um sich trauen zu lassen. Dann bitten sie ihre Glaubensgenossen um Verzeihung daß sie sich von Ketzern haben trauen lassen. Sie sind von den übrigen Secten sehr verachtet.

Im Jahr 1771, während der Pest in Moskau, verschafften sich die Theodosianer die Erlaubniß im Dorf Preobraschensk ein Spital zu errichten. Der Metropolit von Moskau, Ambrosius, der sich diesem Vorhaben widersetzte, ward vergiftet. Der Andrang von Kranken in dieses Spital war groß; doch die Theodosianer, unbekümmert um die aus Gesundheitsrücksichten gegebenen polizeilichen Vorschriften, waren nur darauf bedacht, neue Anhänger ihrer Secte zuzuführen. Sie tauften daher ihre Kranken in kaltem Wasser, wodurch natürlich die Sterblichkeit nur überhandnahm. Nachdem die Pest aufgehört hatte, wurde dieses Spital in ein Mönch- und Nonnenkloster verwandelt. Die Kirche wurde mit alten Bildern geschmückt, die von einem Moskauer Pfarrgeistlichen gekauft wurden, den man dafür seines Amtes entsetzte.

Aus Moskau kamen Theodosianer nach St. Petersburg, wo lange Zeit hindurch ein Bauer, der nicht lesen konnte, als Pope fungirte. Diese Sectirer tragen während der Messe nur ihre gewöhnlichen Kaftane, da es ihnen nicht gestattet ist einen Gürtel um den Leib zu schlingen. Alle tragen Skapuliere, breiten vor sich auf der Erde ein Stück Wojlok, d. i. grobes Filztuch aus, und stützen darauf ihre Hände, wenn sie ihre Verbeugungen machen. Den Nikonianern gestatten sie nicht, ihre Bilder zu küssen. Sie tragen lange Bärte, und haben Abscheu vor denen, die ihr Barthaar scheeren.

Sie trinken keinen Wein, rauchen und schnupfen nicht; diese Freuden überlassen sie den Heiden. Doch herrscht andrerseits unter ihnen große Ausschweifung und Immoralität. Viele leben in Weibergemeinschaft; die Kinder wissen gewöhnlich nicht, wer eigentlich ihr Vater ist; auch kümmert man sich nicht um die Erziehung der Kinder; erst in späteren Jahren lassen sie sich taufen. Im Norden gibt es Secten, wo die Männer mit ihren Frauen nur so lange leben als sie ihnen nur Töchter gebären; denn sie wollen keine Söhne haben, um sie nicht als Recruten zum Heer abgeben zu dürfen.

In der Geschichte der Popowzer spielt Wietka eine wichtige Rolle. Zwei Popen, Kosmas und Stephan, gründeten diese klösterliche Congregation auf den Besitzungen des polnischen Gutsbesitzers Chaletki an den Ufern der Wietka. Theodosius, einer ihrer Nachfolger, ein Mönch aus Rilsk, führte zuerst die Sitte ein, Popen, die nach den neuen Kirchenvorschriften die Weihe empfangen, in die Gemeinschaft aufzunehmen. Im Jahr 1695 weihte er dort eine Kirche. Wietka bevölkerte sich mit Flüchtlingen aus Rußland, und zählte gegen 40,000 Einwohner.

Die Wietkowzer wollten sich von der orthodoxen Kirche losreißen, und dachten an die Ernennung eines eigenen Bischofs, der ihren Priestern die Weihen ertheilen könnte. Im Verein mit andern Sectirern suchten sie den Metropoliten von Jassy dazu zu bewegen, ihnen einen Bischof zu weihen. Doch da ihnen das nicht glückte, so reiste ein alter Mönch aus Kiew, der sein Kloster bestohlen hatte, mit einem falschen Passe nach Jassy und zeigte dem Metropoliten ein ebenfalls gefälschtes Schreiben des Kiewer Erzbischofs vor, worin derselbe sich dahin aussprach, der Jassyer Metropolit möge doch dem Ueberbringer die bischöfliche Weihe ertheilen. Nachdem er dieselbe empfangen, kehrte er in die Ukraine zurück, und ertheilte daselbst vielen Mönchen und Popen die kirchlichen Weihen. Die Regierung ließ ihn verhaften, und schickte ihn ins Solowetzkische Kloster. Von da entfloh er. In Kiew erkannt und festgenommen, wurde er auf Zeitlebens zu schweren Arbeiten verurtheilt. Doch auf dem Weg nach Sibirien ward er von seinen Anhängern befreit und nach Wietka geführt. Dort wurde er zum drittenmal festgenommen, und starb im Gefängniß in Kiew im Jahr 1735.

Die Bewohner von Wietka wurden aufgefordert, in ihre Geburtsorte zurückzukehren. Doch da sie den Aufforderungen keine Folge leisteten, so befahl die Kaiserin Anna dem Obersten Sytyn mit Gewalt die Widerspenstigen zu veranlassen den Befehlen der Kaiserin zu gehorsamen. Sytyn trieb sie aus einander, steckte viele unter's Militär, und verbrannte das Kloster.

Nach fünf Jahren war Wietka wiederum bevölkert, das Kloster wieder neu aufgebaut, und die Mönche zeichneten sich durch ihren liederlichen Lebenswandel aus. Die Umgegend wurde sogar durch öftere Raubanfälle sehr unsicher gemacht. Die Kaiserin beschloß dieses Unwesen mit der Wurzel auszurotten. Der Oberst Maslow wurde mit einer Truppenabtheilung nach Wietka beordert. Er trieb die 20,000 Einwohner nach Sibirien, und verlegte die Kirche nach dem 80 Werst von Wietka entfernten Starodub, wo ebenfalls eine Secte ihren Sitz hatte. Diese wohnten während der Regierung der Kaiser Iwan und Peter Alexewitsch an der Gränze des Kiewer Gouvernements. Es war dieß ein Zusammenfluß von allerlei Gesindel; durch fortwährenden Zulauf von allen Seiten erreichte die Zahl dieser Starodubier eine solche Höhe daß sie bald sich im Besitz von 20 Kirchen befanden. Der Glaube hatte bei ihnen gar keinen Werth, die Ehe war ihnen nicht heilig. Die Kaiserin Katharina ließ sie zum großen Theil mit Gewalt bekehren.

Als die Kaiserin Katharina II den Thron bestieg, bildete sich die abscheuliche Secte der Skoppen oder Kastraten, die besonders zahlreich in Moskau vertreten ist. Sie mischen Politik mit Mysticismus, und stellen Peter III mit Christo auf gleiche Stufe. Sämmtliche Moskauer Geldwechsler mit ihrer kreischenden Stimme und dünnem Barthaare gehören dieser Secte an. Da sie sich selbst nicht vermehren können, so kaufen sie aus fernen Gegenden für Tausende von Silberrubeln Kinder um dadurch ihrer Secte neue Adepten, die sofort entmannt werden, zu verschaffen. Auch suchen sie arme Leute zum Uebertritt zu ihrer Congregation dadurch zu vermögen daß sie ihnen eine bedeutende Leibrente auf Lebenszeit aussetzen. Es gelang der Regierung bis jetzt nicht dieser Secte ein Ende zu machen. Vor mehreren Jahren ereignete sich in Moskau folgender Vorfall. Der Generalgouverneur befahl einem jungen Beamten sich in die Versammlung der Skoppen zu begeben und ihm genauen Bericht abzustatten über das was dort vorgienge. Die Skoppen, die sich nicht in die Karten sehen lassen, nahmen den Beamten, der erklärte er wolle sich bloß mit ihren religiösen Gebräuchen näher bekannt machen, sehr freundlich auf. Natürlich kam dabei nichts auffallendes vor. Doch der Beamte erhielt Befehl die Versammlungen fortwährend zu besuchen. Als er zum zweitenmal erschien und gefragt wurde was er denn eigentlich wünsche, erklärte er unvorsichtigerweise daß er zu ihnen übertreten wolle, doch wünsche er sich zuvörderst mit ihren Lehren genauer bekannt zu machen. Er hoffte auf diese Weise den verschmitzten Sectirern etwas von ihren Geheimnissen zu entlocken. Als er das drittemal in der Versammlung erschien, erhob sich der Aelteste, ersuchte ihn in die Mitte des Saales vorzutreten, und als er die an ihn gerichtete Frage „ob er wirklich die Absicht habe Mitglied ihrer Secte zu werden," mit einem lauten „Ja" beantwortete, versank er durch eine Fallthür bis zur Hälfte, und wurde trotz allem Widerstreben entmannt. Dieser Vorfall machte in Moskau ungemeines Aufsehen. Der Bericht, den der arme Beamte abstattete, entsprach freilich nicht den Erwartungen die der Generalgouverneur sich versprochen.

Die Sectirer sind nicht allein von Haß gegen die Nikonianer erfüllt, sondern sie hassen sich auch gegenseitig. Ein Theodosianer wird um keinen Preis aus einem Gefäß trinken, aus dem ein Pomorianer einen Schluck gethan. Die welche die Ehe anerkennen, sind von denjenigen nicht gelitten, welche von Ehen nichts wissen wollen. Einige Sectirer erklärten der Regierung, sie hielten sich zu einer bestimmten Secte, und bezahlen dafür doppelt so viele Abgaben. Doch da sie gewöhnlich weder Geistliche noch Taufzeugnisse haben, so werden sie weder von den Steuern noch von der Recrutirung stark mitgenommen. Je strengere Maßregel man gegen sie ergriff, desto größer wurde ihre Anzahl. Die verfolgten Philiponen tragen ein Messer im Gürtel, um sich sofort selbst entleiben zu können, wenn sie etwa durch die Behörde zu etwas gezwungen werden sollten wozu sie sich freiwillig nicht verstehen würden.

Die Duchoborzen verdienen gar nicht einmal den Namen Christen, da ihr Glaube in keinem Theil der heiligen Schrift einen Stützpunkt findet. Sie verehren nur den heiligen Geist; ihre Kirchen enthalten kein Bild. Diese Secte ist in Rußland ungemein verbreitet, und zählt besonders in Südrußland viele Anhänger.

Die Regierung suchte bisher der Verbreitung dieser Secte durch Strenge und Milde entgegenzuarbeiten. Unter der Regierung des verstorbenen Kaisers suchte der Minister des Innern Perowski diesem Sectenwesen so viel als möglich zu steuern. Trotz der strengsten Befehle des energischen Kaisers Nikolai war es nicht möglich die geheime Druckerei in Moskau zu entdecken wo die Roskolniken ihre Bücher druckten. Diese Sectirer besitzen große Reichthümer, zeichnen sich durch Fleiß und Nüchternheit aus. Durch reichliche Bestechungen wußten sie alle gegen sie gerichteten Maßregeln unwirksam zu machen.

Es soll gegen 60 verschiedene Secten geben, die sich von der orthodoxen Kirche losgesagt haben.

Vielleicht werden Aufklärung und Bildung, welche der humane, für das Wohl seines Volkes begeisterte Kaiser Alexander II in

seinem Reich zu verbreiten bemüht ist, auch wohlthätig auf das Sectenwesen einwirken, und die Zahl der Anhänger dieser Congregationen von Jahr zu Jahr vermindern, so daß diese Sonderlinge und Tollhäusler mit der Zeit völlig verschwinden.

Die Farbigen und Weißen auf Trinidad.

(Von Dr. Karl Rehrbach.)

Zweiter Abschnitt.

Es möchte vielen meiner Leser eine schwere, vielleicht unmöglich zu lösende Aufgabe seyn, sich auf mehr als acht Tage behaglich zu fühlen in solcher Zurückgezogenheit, wie die der eben erwähnten Familie war. Fern von den Menschen, mitten in der Wildniß, ohne häusliche Bequemlichkeit, ohne jeden Genuß (das Wort in dem gewöhnlichen Sinne genommen) hatten sie doch alles was ihr Herz begehrte; der Himmel lag offen über, die Erde offen unter ihnen. welcher Bewohner einer großen Stadt kann das von sich rühmen? Er sieht den Himmel aus seinen Fenstern, so weit es des Nachbars Dach erlaubt, aber weiter nicht. Und die Erde — sieht er nicht eher, bis er vor das Thor geht, denn von seiner Wohnung aus sieht er das graue unfruchtbare Straßenpflaster, aber nicht die grüne nährende Erde. Wie anders dort! — Das Auge schweift frei durch alle Räume und findet überall Leben, Leben ohne Kunstgriffe der Menschen. Der Garten um die Hütte gibt was sie an Nahrung brauchen. Ein kleiner Fleck Landes mit Bananen bepflanzt, liefert die Hauptspeise; es sind etwa 30 Stämmchen die 5—6 Monate nach der Einpflanzung schon Früchte geben; 10—12 Cocospalmen sorgen für mancherlei: die Frucht gibt Milch oder den süßen Kern, ihre Schale dient als Hausgeräth und Geschirr; die faserige Hülle wird zu Decken unter die Füße verwoben. Das Blatt gibt Stäbe zu allerlei Schnitz- und Flechtwerk, wird zur Dachdeckung und als Streu für das Lager, selbst im äußersten Falle, sowie der Stamm als Brennmaterial benutzt. Ein kleines Feld mit Bataten (süßen Kartoffeln) liefert schon zwei Monate nach der Bepflanzung die reifen Knollen; die Bestellung dauert eine kurze Stunde, indem mit einem spitzen Stock ein Loch in die Erde gestoßen, in dasselbe ein Blatt oder ein Zweig halb eingesenkt und mit dem Fuß die Erde daneben wieder fest getreten wird. Das ist die Arbeit einer Morgenstunde vor Sonnenaufgang, und sie liefert für 2—3 Monate Nahrung. Die Bananen werden ebenso gepflanzt. Ein andres Fleckchen Erde ist mit Yam (Dioscorea) besetzt, von dem es verschiedene Arten gibt, die sich durch Größe und Zartheit der Knollen unterscheiden; diese werden in heißer Asche geröstet und schmecken ähnlich einer mehligen Kartoffel. Um den Garten her (wenn man das Feld neben dem Haus so nennen will) zieht sich eine wilde Hecke aus der rothen und weißlichblühenden Passionsblume (Passiflora laurifolia und quadrangularis), deren Früchte, von der Größe und Form eines Hühnereies und orangegelb, ein süßes kühlendes Muß enthalten, das nach der Mahlzeit als Leckerbissen genossen wird. Einige Papayabäume (Carica Papaya) wachsen dazwischen schlank hinauf, und auch ihre Früchte laben die heiße Zunge. Außerdem sind sie noch bei der Kochkunst wichtig, indem ein Stückchen von der sonst unbenutzten grünen Schale dieser äußerlich einer Melone oder einem grünen Kürbiß ähnlichen Feige, zu dem härtesten Fleisch in den Topf oder in die Pfanne gethan, dieses binnen kurzem weich und milde macht, und sey es auch von dem ältesten Büffel. Daß dieser Zusatz der Gesundheit völlig unschädlich ist, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Außerdem stehen in den Ecken des Gartens einige Brodbäume, welche im Verein mit einem Streifchen Landes, das die Cassave (Iatropha Manihot) erzeugt, für Brod sorgen. In den Wegen finden sich Obstbäume verschiedener Gattungen, die ich so rasch kaum übersehen kann; ich kenne schon die meisten, und werde an einer andern Stelle sie genauer berühren. Unsre europäischen sind es freilich nicht; der einzige der an Europa, d. h. an Italien und Spanien erinnert, ist der Apfelsinenbaum. Will die Hausfrau einige Mühe nicht scheuen die Ihrigen zu ergötzen, so kann sie ohne jede Zuthat das köstlichste Gelée einkochen aus den Früchten der Guava (Psidium Cattleianum), welche mit ihren myrtenähnlichen Blüthen so üppig zwischen den Passionsblumen wuchert daß die Hecke selbst für einen Colibri fast undurchdringlich wird.

So findet sich das Süße dem Nützlichen gesellt und man braucht nicht weit zu gehen. Die Ananas wächst wild an den Wegen; die Agave findet der Mann, falls er des berauschenden Weines bedarf, auch nicht weit, und sie gibt zugleich in ihren Blättern den zähesten Faden für Seil und Zwirn her. Für Fleisch sorgt der Wald rundum und für Milch einige Schafe oder Ziegen, die ihr Futter überall finden und unter der Obhut der Kinder bald hier, bald dort umherstreifen.

Wilde Thiere drohen keine Gefahr, weil sie gar nicht vorhanden sind, und Schlangen sind allenfalls das einzige was man zu fürchten hat; doch liegen auch diese nicht duzendweise am Wege, wie sich die Phantasie der Europäer das so gern ausmalt. Man muß nach ihnen suchen, und selten nur wagen sie sich in die Nähe menschlicher Wohnungen. Ebenso ist es mit den Panthern und ihren Verwandten. Auf den Inseln West-Indiens existiren, wie gesagt, gar keine. Aber auch in den Wäldern Süd-Amerika's darf man nicht hoffen oder fürchten daß einem auf jedem Schritt ein solcher buntgefleckter Wegelagerer vorkomme. Man kann lange umherstreifen ehe man einem begegnet. Der Himmel mag wissen wie diese falschen Begriffe in die Köpfe der Europäer gekommen sind, daß sie meinen ein tropischer Wald wimmle von Katzen und Reptilien. Ja! eine Gattung der letztern gibt's, die einem, besonders in der Nähe der Menschenwohnungen, auf Tritt und Schritt aufstößt, die nirgends fehlt, die auf jedem Busch und Baum, auf jedem Felsblock sich findet: Lacerta, die Eidechse, und zwar in allen Größen und Farben. Aber das ist das unschädlichste Thier von der Welt oder besser: ein höchst nützliches Thier, da es den Moskitos einen ewigen Krieg erklärt hat; diese aber gehen ihrer Nahrung, also dem Menschen nach, und die Eidechse der Mücke, also! — Man wird keine Cocospalme finden, auf deren Blättern nicht einige, oft aber über ein Duzend Eidechsen sitzen, und mit ausgespanntem Kehlbeutel (durch einen in demselben befindlichen Knorpelbogen, der oben am Kopf angeheftet und unten frei ist), und mit klugen Aeuglein auf die vorbeisummende Mücke lauern.

Aber Schlangen sind selten und suchen das Dunkel des Waldes, und die Eingebornen haben allerlei Mittel gegen den Biß derselben.

So lebt die Familie da oben ganz glücklich, und mit 2—3 Stunden Arbeit in der ganzen Woche ernähren sich fünf Menschen und würden noch mehrere sich ernähren können. Und ernähren sich

besser als unsre Bauern daheim. Was mangelt ihnen? Nahrung haben sie vollauf; Kleidung bedürfen sie wenig; Wohnung ist ihren Bedürfnissen gemäß eingerichtet. Bildung brauchen sie nicht, weil sie keine Noth haben. Sie wissen alles was ihnen nützt und ihnen das Leben erleichtern kann.

Wir sehen plötzlich durch die Zweige den blauen Himmel tiefer hinab sich senken gegen den Horizont: noch 10 Schritte und wir treten aus dem Wald in eine Lichtung, die immer mehr sich ausdehnt, je weiter wir vordringen. Ein wundervoll welliges Grasland breitet sich vor uns aus: die Thiere gehen bis an den Leib im hohen Grase, und rupfen bald hier bald da einen besonders wohlriechenden Imbiß ab. Es steigt in der Ferne links Rauch auf, ein leises blaues Wölkchen und verschwebt im Aether. Very good! ruft mein Gefährte, das zeigt uns den Weg, denn wer möchte ihn sonst in dieser üppigen Prairie finden? Wir reiten hügelauf, hügelab; hier sinken die Pferde in Sumpf ein bis an den Sattel, dort wieder klettern sie zwischen hohem Schilf hindurch auf eine neue Höhe; eine Gruppe niederer Häuser wird sichtbar: Savana Grande. Also endlich! sag' ich, und treibe das Thier an und nun geht's im Flug über das wellige wogende Grasmeer dahin, bis wir an der ersten Hütte anlangen und abspringen. Da sind wir.

Unter dem vorspringenden von zwei starken Pfosten getragenen Dach, das mit Palmblättern gedeckt war, saß ein Mann von etwa 36—40 Jahren auf einer Matte, aus demselben Material geflochten das die Dachdeckung bildete. Er sah uns groß an, ohne eine Miene zu verziehen, und blieb sitzen. Wären seine schwarzen, sonderbar glänzenden Augen nicht offen gewesen, so hätte ich ihn für schlafend gehalten, so bewegungslos saß er da. Auch als wir auf ihn zutraten, stand er nicht auf, sondern ließ uns ruhig herankommen. Das war mir sehr auffallend im Vergleich zu den Negern, deren Neugierde, sobald man als Fremder in eins ihrer Dörfer eintritt, sie schnell um den Ankömmling versammelt. Doch hatte ich so bessere Gelegenheit ihn zu betrachten.

Ueber seine Größe gewann ich erst die rechte Vorstellung als er hernach aufstand, und fand daß er kleiner war als man ihn im Sitzen vermuthen konnte. Er mochte 5 Fuß (rheinl.) oder höchstens 1 Zoll darüber seyn. Die Beine waren ein wenig zu kurz, und schien sich dieß besonders auf die Oberschenkel zu beschränken. Ich sah hernach noch mehrere andere Männer des Dorfes, aber keiner war bedeutend größer als dieser; der höchste vielleicht 5 Fuß 3 Zoll. Der Kopf war starkknochig, mit langem, schwarzem, glattem Haar bedeckt, das, wie ich bei den Kindern fand, sich hart, gleich Pferdehaar, anfühlte. Es glänzte sehr durch das in Fülle hineingegossene Cocosöl. Aus den Augen strahlte ein heftiges Feuer, so daß man die Pupille von der schwarzen Iris kaum unterscheiden konnte, und doch waren sie nicht sprechend, sondern hatten etwas starres, glasiges im Ausdruck. Die Cornea war außerordentlich stark gewölbt, wodurch das ganze Auge aus dem Kopf hervorzustreben schien. Der Schnitt der Lider war von der Nase aus ein wenig abwärts nach außen geführt, was aber bei den Frauen kaum oder gar nicht zu bemerken war. Die Nase war mittelmäßig lang und gerade, mit sehr starken Nasenflügeln, welche weit abstanden, so daß sie durch die großen Nasenlöcher die Nase fast als aufgestutzt erscheinen ließen, obgleich sie es nicht war. Der Raum zwischen Nase und Mund war auffallend groß, wodurch das Gesicht etwas unbestimmt und dumm erschien; der Mund bei ihm, wie bei den meisten, von feinem Schnitt und mit wohlaussehenden Lippen, zeigte beim Oeffnen schöne weiße Zähne von auffallender Regelmäßigkeit und Schärfe. Manche der Frauen aber hatten sie, den Kulis und Negern nachahmend, roth gefärbt — die Cultur schien also schon bis Savana Grande sich ausdehnen zu wollen. Einen Bart sah ich nirgends; höchstens standen hie und da auf der Oberlippe und am Kinn einige spärliche Härchen. Der Hals war mehr kurz als lang: die Schultern von mächtiger Breite, die Brust hoch und stark, so daß fast keiner unter den Männern war, der nicht mit diesem Körpertheil das Modell für einen Bildhauer hätte abgeben können. Dagegen stachen die Extremitäten sehr sonderbar ab. Die Arme waren stark, aber nach der Hand hin wurden sie auffallend zart und schmal, und diese selbst war feingeformt und klein, wie bei uns eine schöne Frauenhand. Ebenso gieng es mit den Füßen, die umsomehr in die Augen fallen mußten als man unter den Negern und Mulatten selten einen wohlgebildeten, ja nur einen vollständigen Fuß sieht. Da fehlt meistens eine oder mehrere Zehen, welche bei der Arbeit auf dem Felde und in der Mühle, oder im Streite ꝛc. verloren gegangen sind. Diese Indianer aber hatten sämmtlich schöne Füße, die bei den Frauen sich so sehr auszeichneten daß manche Bewohnerin der großen europäischen Residenzen nicht wagen dürfte einen Vergleich mit ihnen einzugehen, besonders was die vollkommene Entwicklung der Zehen betrifft.

Die Nägel an Händen und Füßen waren schön gewölbt, und wie aus Perlmutter gearbeitet, aber schon bei den achtjährigen Kindern roth oder vielmehr safrangelb gefärbt mit der Wurzel der Curcuma. Wo sie nicht gefärbt waren, erschienen sie schön rosaroth, obgleich die Haut dieser Leute braun war. Sie waren heller als die Indianer in Guiana; es war als läge unter einer braunen durchsichtigen Oberhaut ein gelbes Pigment, das etwas heller durchschimmere.

Die Brust der Frauen war schön geformt, und unterschied sich sehr zum Vortheil von der der Negerweiber. Denn während bei diesen das Auge widerwärtig berührt wird von den manchmal bis zum Gürtel herabhängenden Brüsten, die nur bei jungen Mädchen von 13—17 Jahren noch hemisphärisch erscheinen, so ist der Busen der Indianerinnen nie hängend, sondern auffallend hoch und voll. Die Brüste stehen sehr nach vorn nah an einander und die Radien von der Warze nach innen laufen beide unter einander parallel, und zwar horizontal, d. h. die Warze sitzt gerade in der Mitte der Brust, und nicht nach unten hin, wie sonst. Dieselbe Eigenthümlichkeit habe ich später im Bau der indianischen Frauen in Guiana, und bei einem Stamm in Mexico wieder gefunden. Die Brust erhält dadurch ein eigenes strotzendes Ansehen, das sich weder bei den Schwarzen, noch bei den Weißen wieder findet.

Alle diese Beobachtungen konnte ich natürlich nicht gleich auf der Stelle machen, sondern erst nach und nach, wie sich die Gelegenheit ergab. Während wir uns dem sitzenden Indianer näherten, begleiteten seine Augen allein, ohne daß der Kopf sich rührte, unsre Bewegungen. Das glänzende Haar fiel zum Theil über die Stirn und gab ihm ein düsteres mürrisches Aussehen. Auch verdeckte es meinem Blick vorläufig die Schläfe, doch nicht die etwas starken Jochbeine. Die Stirn zeigte sich später höher als sie schien. Denn als wir dicht vor ihm standen und bereits unter dem Vordach seiner Hütte, und er noch immer nicht aufstand, wurde mir die Sache seltsam. Wir baten um einen Trunk Wasser und banden dabei unsre Pferde an den Pfosten an. Statt aber sich zu erheben, wie ich nun sicher erwartete, wandte er den Kopf ein klein wenig links und rief mit tiefer, etwas rauher gurgelnder Stimme: Lily! Ein leises Geräusch in der Hütte und eine zwischen den Bambusgittern sich erhebende Gestalt wurde wahrnehmbar, und im Augenblick erschien in dem niedern Eingang, welcher Thür und Fenster

zugleich vertrat, ein Mädchen von 12—13 Jahren, völlig ausgewachsen, mit schweren Goldringen in den zierlichen Ohren. Die Linke strich das Haar aus der Stirn auf die Schulter zurück und die Rechte hielt das weiße Kattunhemd über der Brust zusammen; die Bewegung war hastig und erschrocken, denn die beiden Fremdlinge kamen ihr unerwartet, aber dennoch war große Grazie in der Haltung ihrer Arme. Agua! sagte der Mann in demselben Tone, und der Kopf nahm seine alte Stellung wieder ein, indessen die schwarzen brennenden Augen auf uns haften blieben. Das Mädchen verschwand und erschien sogleich wieder, in der Linken einen ungehenkelten Krug, während die Rechte noch immer auf der Brust lag. Der Vater, denn das schien er mir zu seyn, deutete stumm und kurz auf uns, und sie trat nun auf uns zu, mir den Krug reichend.

Da der Hals desselben sehr kurz war, so mußte ich, um ihn zu fassen, ihre Hand berühren, und bemerkte dabei daß die Haut sich weich und sanft anfühle, nicht trocken, wie die der Negerhände. Zugleich konnte ich ihr näher in das Gesicht sehen, und fand daß sie schön zu nennen war; die leuchtenden Augen waren nicht ohne Ausdruck, wenigstens in diesem Augenblick, und als sie die Lider senkte, sah ich, welche langen dunkeln Wimpern sie umsäumten. Sie trug um den Hals eine Schnur Glasperlen, an den Händen einige Ringe von Gold und Silber, auch einen einfachen Ring aus Gold an dem linken Arm.

Ihre Bekleidung bestand aus einem weißen baumwollenen Hemd mit sehr kurzen Aermeln, und einem kattunenen Rock von den Hüften bis kaum an die Knöchel, in dem roth und orangegelb mit einander abwechselten; das war ihre ganze Hülle. Die Crinoline — man denke sich! — fehlte. Das Haar war mit einer rothen Schnur nach Art eines Stirnbandes durchflochten, die es vom Gesicht zurückhalten sollte; jetzt aber hatte diese sich aufgelöst bei der Arbeit oder im Schlummer, welches der beiden Dinge sie nun bei unsrer Ankunft gerade beschäftigt hatte, und hieng locker an der Seite herab. Es war so lang daß es ihr bis an die Hüften reichte und von außerordentlicher Fülle.

Kaum hatte ich den Krug erfaßt, so war sie auch schon wieder in der Hütte verschwunden. Ich füllte meinen Lederbecher, goß ein wenig Cognac aus der Feldflasche hinzu, den ich für solche Fälle immer bei mir führte, und reichte ihn meinem Gefährten. Denn der Genuß des reinen Wassers ist in den Tropen dem Magen höchst schädlich, und, ist dasselbe nicht recht kalt, was auch oft der Fall ist, zugleich widerlich. Der Zusatz von Cognac hebt beide Uebelstände zugleich; ich trank dann selbst auch, und wollte eben an die Thür der Hütte treten, als ich durch die Gitterwände bemerkte daß das junge Mädchen drin beschäftigt war ihr Haar zu ordnen. Die liebe Eitelkeit findet also auch in Savana Grande ihre Verehrer, dacht' ich, und es muß wohl dem Weibe eingeboren seyn daß sie gefallen will. Und es ist gut so — weil es natürlich ist; findet sich doch ähnliches sogar bei den Thieren. Ich wollte erst das Ende der Toilettenstunde abwarten, ehe ich das Innere der Hütte betrachtete, und benutzte daher die Zwischenzeit, mit dem noch immer starr dasitzenden Manne mich zu beschäftigen. Wollt Ihr? frug ich, indem ich ihm den Becher ebenso füllte wie uns. Er bejahte, und da ich, etwa anderthalb Schritte entfernt, den Becher zwar hinreichte aber nicht näher trat, so erreichte ich wirklich meinen Zweck — er stand auf. Wäre ich ein klein wenig näher gewesen, so wäre er sicher sitzen geblieben, aber ich wollte probiren ob denn der Rothe am Boden festgewachsen sey. Mochte nun Höflichkeit oder das Verlangen nach dem Cognac ihn treiben, genug, er erhob sich, dankte und nahm den Becher und trank ihn mit einem Zuge leer; dann reichte er ihn, abermals dankend, zurück, nachdem er eine kurze Secunde ihn aufmerksam betrachtet und sich an dem klugen Machwerk erfreut hatte. Dieß geschah jedoch nur durch einen kurzen Blick der Augen und ein leises Aufblasen der großen Naslöcher. Dann hatte das Gesicht wieder den vorigen Ausdruck. (Meine Leser kennen alle die gewöhnlichen ledernen Reisebecher in Form eines kleinen Bootes, die man seitlich zusammendrücken kann; ein solcher war es.)

Nun bemerkte ich daß seine Beine etwas kürzer waren als sie hätten seyn dürfen, und ähnlich fand ich es bei allen rothen Bewohnern von Savana Grande. Liegt dieß von Anfang an in ihrem Knochenbau, oder ist es eine mangelhafte Entwicklung der untern Extremitäten, hervorgerufen durch ihr stetes Sitzen und Nichtsthun? In Guiana und Mexico habe ich diesen Mangel bei den Indianern nicht gefunden; dort liegen sie behaglich in ihren Hängematten, hier aber saßen die Männer alle unter dem Vordach ihrer Hütte, indessen die Frauen sich innen aufhielten, oder im Garten bei der Arbeit waren. Ueberhaupt schien alle Thätigkeit in und außer dem Hause hier den Frauen aufgebürdet zu seyn, denn ich fand sie mehr oder weniger alle beschäftigt, indessen keiner der Männer auch nur die Hand rührte. Das einzige, dessen sie sich würdig halten, ist die Jagd, und als Geschosse dienen einigen die Feuerwaffen, den meisten jedoch Bogen und Pfeil, die sie äußerst geschickt zu handhaben wissen. Da sie aber selten das Bedürfniß nach Fleisch haben, so mögen wohl Wochen und Monden vergehen, ohne daß der Hausvater auf die Jagd zieht.

(Fortsetzung folgt.)

Zweite Belagerung von Missolonghi.

(Aus der Geschichte des griechischen Aufstandes nach Spiridion Trikupis.)

(Schluß.)

Die großen Verluste der Türken an jenem Tag wurden als die Vernichtung des Zweckes des ganzen Feldzugs betrachtet; deßhalb hörte das gewöhnliche Kriegsgeschrei der Feinde auf, nahm die Desertion und die Muthlosigkeit des Heeres in großem Maß überhand; die meisten von denjenigen welche die Umgegend von Anatoliko und die Ufer des Achelous bewachten, und einige von den außerhalb Missolonghi's Befindlichen hatten ihre Lagerhütten verbrannt und waren zurückgekehrt, die Uebriggebliebenen aber bekümmerten sich weder um die Herstellung von Schanzen, noch um die Errichtung von Batterien; während sie Bewegungen jeder Art gegen die Mauer vermieden, hatten sie auf einmal ihre Arbeiten zum Schaden derselben eingestellt, und sich nur auf ihre eigene Vertheidigung beschränkt. Zu diesem Zweck hatten sie die Batterie des heiligen Athanasios in eine kleine Festung umgestaltet. Es giengen auch ihre Nahrungsmittel und ihre Munition zu Ende; Patras und Naupaktos, woher sie sonst versorgt wurden, litten Mangel daran wegen der zur See bestehenden Sperre; die Zugänge auf dem festen Lande, durch welche sie ihnen aus Prevesa und anderswoher gesandt wurden, waren gleichfalls unsicher; die Belagerer stützten zwar alle ihre Hoffnungen auf das Eintreffen

der Flotte, allein die Flotte erschien nicht, und die Muthlosigkeit des Heeres welche aus den erlittenen Unfällen und der geringen und schlechten Nahrung entsprang, wurde noch mehr durch die vorhandene Krankheit und harte Arbeit vermehrt.

Während die Verhältnisse der Türken in solcher Art gestaltet waren, befand sich die hellenische Besatzung in heiterer Lage. Am 7 August kamen aus Kryonerion über das Meer in die belagerte Stadt Kitsos Tsabelas, Georgakis Baltinos und Kostas Photomaras mit ihren Gefährten zur Verstärkung der Besatzung; es erschienen am 13 September auch die Gefährten der Obersten Sadimas, Wassilis Batsis, Christodulos Ch. Petros und Giannakis Stratos, so daß alle Verluste in Folge der Gefechte, der Krankheiten, der Anstrengungen und natürlicher Todesfälle wieder ersetzt wurden. Das geöffnete Meer versah die Besatzung mit allem Nöthigen. Am 21 August gelangte in den Hafen von Missolonghi das Fahrzeug des Bruskos, am 25 September das des Lalechos, und nach wenigen Tagen das des Messigiannis, welche gleichfalls alle drei Lebensmittel und Munition zum Unterhalt der Besatzung brachten, und die Flucht welche die osmanischen Schiffe beim Erscheinen der hellenischen ergriffen, ließ sie hoffen daß wenn auch zum zweitenmal die feindliche Flotte erschien, sie auch zum zweitenmal unverrichteter Dinge abziehen müßte.

Allein so schlimm auch die Lage des türkischen Heeres war, sein Anführer bemühte sich auf alle mögliche Weise die Auflösung desselben zu verhindern, und da er die weitere Behauptung seiner Stellungen bei der Mauer nicht nur als unnütz, sondern auch als gefährlich betrachtete, so gedachte er sein Lager längs der Mauer an die Bergabhänge zu versetzen, und die zum Schaden der Besatzung unternommenen Kämpfe nach dem Erscheinen der Flotte wieder aufzunehmen. Die Hellenen erfuhren was der Feind im Sinn hatte, und am 19ten kamen die innerhalb der Stadt befindlichen Civil- und Militärbeamten in der Kirche des heiligen Panteleimon zur Berathung darüber zusammen, was zu geschehen habe wenn Kiut-Aga auch während des Winters die Belagerung fortsetzen würde, und alle beschlossen einstimmig bis zu dem Ende zu verharren. Die Sachlage ergab daß sie nichts zu fürchten hatten als den Hunger; allein dieser furchtbare Feind bedrohte zu jener Zeit mehr ihre Feinde als sie selbst.

An dem 21sten wurde von außen ein Brief in das Zangenwerk geworfen, nach welchem die Türken um eine Unterredung nachsuchten. Dieser Brief wurde in die feindlichen Schanzgräben zurückgeworfen, und zur Erwiederung gesagt daß „die Griechen keine andere Unterhandlung mit den Türken haben werden, außer die durch die Waffen." Am dritten Tage nach dieser Erwiederung zündeten die Griechen eine Mine an, die an dem Durchbruch der Bastion Bozzaris begann, und sich bis zu den feindlichen Schanzen erstreckte, und die Panagiotis Sotiropulos vorher gebaut hatte; es vernichtete diese Mine die Schanzen sammt ihrer Besatzung, und es wurden nicht wenige von denen welche innerhalb der um die Mine gelegenen feindlichen Schanzgräben sich befanden, nach dem Ausbruch derselben durch geschossene Steine, Eisen u. dgl., sowie durch Flintenkugeln getödtet. Die Türken, welche das bei der frühern Schlacht angewendete schlaue Benehmen der Hellenen vor Augen hatten, und fürchteten sie möchten erleiden, was sie damals erlitten, eilten rückwärts, nachdem sie zwei Hellenen getödtet und drei verwundet hatten.

Die Thaten der Besatzung von Missolonghi regten die Ehrliebe auf, so daß sie zum Theil auch das neugebildete Lagerheer von Akarnanien, welches sich von Tag zu Tag vermehrte, nachahmte. Außer einigen andern kleinen glücklichen Angriffen fielen die welche es bildeten am 28sten plötzlich auf die in Karbasara gelagerten Türken, und nach ihrem Brief an die Besatzung von Missolonghi wurden 300 Feinde getödtet und die andern in das Meer gedrängt, wo etliche ertranken. Bei jenem feindlichen Lagerheere befanden sich 200 Kamele, befrachtet mit Nahrungsmitteln aus Prevesa und Arta; von ihnen wurden 70 erschlagen, die übrigen und 80 beladene Maulesel und Pferde, sowie 30 Renner fielen in die Hände der Sieger.

Die unermüdete Besatzung hatte eine andere Mine unter den übergebliebenen Theil der berühmt gewordenen „Höhe der Vereinigung," unter der technischen Anleitung des bekannten Minengräbers Kostas geführt, der vor einigen Tagen in die Stadt gekommen war. Am 1 October, zu der Stunde als es dämmerte, eröffnete die Besatzung ein Gewehr- und Kanonenfeuer auf dem ganzen rechten Flügel der Bastion, damit die Feinde ihre Linien füllen sollten. Nach kurzer Zeit wurde das Schießen eingestellt und beim Sonnenaufgang die Mine angezündet. Ihr Ausbruch verursachte nur einen geringen Knall wegen der großen Stärke der über ihr liegenden Schanzen, allein sie richtete beträchtlichen Schaden an, weil sie von länglicher Gestalt war, und bis zu einer türkischen Kaffeeschenke sich erstreckte. Die halbe Seite vom linken Theile der türkischen Gegenbastion, welche noch erhalten war, wurde emporgehoben, die auf ihr Befindlichen verstümmelt, und viele unter der in die Höhe gehobenen und niedergefallenen Erdwolke verschüttet. Nach dem Ausbruch eröffneten die Griechen aus Kanonen, Mörsern und Gewehren ein kräftiges Feuer; als sie aber sahen daß die Türken ihre Schanzgräben verließen und nach den Höhen flüchteten, sprangen sie über die Mauern heraus, verfolgten sie bis auf 300 Klafter und kamen mit Köpfen, Waffen, Anzügen und Feldzeichen zurück.

Drei Hellenen wurden getödtet und 16 verwundet; getödtet wurden auch vier Weiber in der Stadt von einer 60pfündigen niederfallenden Kugel. In der Nacht vom 5ten auf den 6 October, in welcher starker Regen fiel und tiefes Schweigen in dem ganzen feindlichen Lager herrschte, wurden von innen auf die feindlichen Schanzen Granaten geworfen, und nach dem Zerspringen der ersten wurde das Aufschreien der Feinde vernommen, allein nach dem Zerspringen der zweiten und der dritten nichts mehr. Da die Griechen sich das ungewöhnliche Schweigen nicht erklären konnten, so sprangen sie heraus, fanden die feindlichen Schanzgräben wider alle Erwartung leer, verbrannten die Brustwehren, vernichteten die Schanzen und brachten das vorgefundene Holz in die Stadt.

Es scheint daß in Folge der Vorfälle am 1 October die Feinde in Hoffnungslosigkeit gerathen waren, deßhalb verließen sie in jener Nacht ihre Linien, ihre Schanzgräben und die zwei Batterien, die gegenüber den zwei Spitzen der Bastion lagen, und versetzten ihr Lager an die Bergabhänge. Wenige, welche die Avantgarde des Lagerheeres bildeten, blieben als Besatzung der 3—400 Klafter von der Ringmauer entfernten Batterie zurück. Auf solche Weise wurde die enge, sechsmonatliche Belagerung aufgehoben, und die Hellenen, die sich von nun an frei außerhalb der Mauer umherbewegten, weideten ihr Vieh unter den Augen des prahlerischen Kiut-Aga, machten seine Werke dem Boden gleich, gruben ihren Graben wieder auf und stellten die Mauer wieder her. Kläglich genug war der Zustand der letzteren bei der langen Dauer der feindlichen Belagerung geworden. In der noch übrigen Ringmauer des Bozzaris hatte der Feind eine gangbare Bresche geschossen. In gleichem Zustand, laut einem Bericht des Festungsingenieurs Kokkinis, befanden sich auch die um dieselbe gelegenen Batterien Korais, Ignatios,

Koffinis und Makris; die zwischen den Batterien gelegene Courtine hatte gleichfalls hohen Schaden gelitten, woraus deutlich hervorleuchtet daß die Fronte der Stadtmauer am meisten beschädigt worden war. In gleicher Weise hatte auch von der östlichen Seite der Zugang zur Descente durch die Auffüllung der Gräben vor den Batterien Makris, Rigas und Montalembert gelitten. So beschaffen war der Zustand der Schanzwerke der Belagerten am Schlusse des ersten Zeitraumes der Belagerung. [1]

[1] Den endlichen Fall Missolonghi's schildert Trikupis in einem zweiten Capitel, welches wir leider mitzutheilen nicht den Raum haben, da es vollständig den Umfang des vorhergehenden einnimmt.

Miscellen.

Ladislaus Magyar, seine beabsichtigte Rückkehr nach Europa und sein dreibändiges Reisewerk. Es macht uns große Freude ganz neue Nachrichten von Ladislaus Magyar mittheilen zu können, die wir der Güte unseres geehrten Correspondenten in Ofen, Hrn. Johann Hunfalvy, verdanken. Derselbe schreibt: „Wahrscheinlich haben Sie es schon aus den österreichischen Zeitungen erfahren, daß unser Landsmann Ladislaus Magyar den ersten Band seiner Reisen in Afrika in ungarischer Sprache auf dem Wege der portugiesischen Regierung nach Ungarn geschickt, und daß die ungarische Akademie den Beschluß gefaßt das Werk auf ihre Kosten drucken zu lassen, und mich mit der Correctur des Manuscriptes und der Besorgung des Druckes betraut hat. In einem Jahr gedenkt er selbst nach Hause zu kommen, und wird die folgenden zwei Bände mit sich bringen. Das ist der Inhalt der Briefe, die vom 1 März 1858 datirt sind. Den Briefen und der Vorrede zufolge soll das ganze Werk folgende drei Theile enthalten. Im ersten Band werden die Kimbunda-Länder zwischen dem 8. und 15° südl. Br., und 11. und 19° östl. Länge in physischer, politischer, ethnographischer und statistischer Beziehung geschildert; im zweiten Bande die Munganguella-Länder zwischen dem 3. und 11° südl. Br., und 19. und 27° östl. L. (v. Gr.); im dritten Bande endlich die verschiedenen Mombuella-Länder zwischen den erwähnten Längegraden bis zum 20° südl. Br. Im vorliegenden ersten Bande werden in den folgenden Abschnitten geschildert: 1) Benguela und Umgebung, die Mundombe u. s. w.; 2) die Reise nach Bihe, die in vier Abschnitten die verschiedenen dazwischen liegenden Länder schildert; 3) seine Niederlassung in Bihe und Beschreibung des Landes; 4) allgemeine Schilderung des Kimbunda-Volkes und seiner Gebräuche (sehr detaillirt); 5) specielle geographische Beschreibung der Kimbunda-Länder; 6) einige Bemerkungen über die Sprache der Kimbunda-Völker. Das Ganze ist in 10 Abschnitte eingetheilt, und wird gegen 20 Druckbogen ausmachen. Außer einigen ethnographischen Zeichnungen ist eine sehr detaillirte Karte beigelegt welche die Küstenländer zwischen dem 9. und $14\frac{1}{2}$° südl. Br. und zwischen dem $12\frac{1}{2}$ und 19° östl. Länge darstellt, welche Länder der Fluß Koanza in einem Halbkreis im Osten und Norden begränzt." (Petermanns geogr. Mittheilungen.)

Liquidation eines niederländischen Scharfrichters. Folgende Notiz über die Handhabung der Gerechtigkeit in einem benachbarten Lande, im Jahr 1712, dürfte nicht ohne einiges historische Interesse seyn, und ist gewiß geeignet uns mehr als irgendetwas andres mit dem Zustande Europa's im Jahr 1858 zufrieden zu stellen. Im Jahr 1712 herrschte in Amsterdam die Gewohnheit von den Diensten eines Scharfrichters aus der benachbarten Stadt Haarlem Gebrauch zu machen. Um die Kosten wiederholter Reisen zu vermeiden, verfielen die würdigen Magistrate auf den Gedanken die verschiedenen Todesurtheile so viel als möglich an einem und demselben Tage ausführen zu lassen. Folgendes ist die kleine Rechnung des Haarlemer Calcraft für die Arbeit eines einzigen Tags.

Amsterdam, 17 Dec. 1712. Rechnung für geleistetes Geschäft:

Für einen Enthaupteten	6 fl.
Item für den Gebrauch des Schwerts der Gerechtigkeit	3 „
Item für das Tuch	3 „
Item für den Sarg	3 „
Für einen Erdrosselten	6 „
Herabgenommen und in den Sarg gelegt	3 „
Für einen zu Räderuden, mit 9 Streichen, zu drei Gulden der Streich	27 „
Für das Erdrosseln	6 „
Herabgenommen und aus der Stadt gebracht	9 „
Für zwei mit einem Schwert über den Köpfen Gehängte	18 „
Herabgenommen und aus der Stadt gebracht	9 „
Einen herabgenommen	3 „
Für vier an die Galgen Gehängte, zu 6 fl. das Stück	24 „
Einer mit dem Schwert über dem Kopf	3 „
Zwei mit Buchstaben auf der Brust	12 „
Für 24 Gepeitschte, à 3 fl. das Stück	72 „
Drei mit einem Schwert über ihren Köpfen	9 „
Einer gefesselt und an den Pranger gestellt	6 „
Einer auf dem Rücken gebrandmarkt	6 „
Item Löhne	12 „
Item Straßengeld	12 „
Item für den Gebrauch des Stricks	12 „
Item für den Gehülfen	12 „
Zusammen	276 fl.

All dieß, wir wiederholen es, war die Arbeit eines einzigen Tages, und geschah auf einem öffentlichen Platze — vor dem Stadthause zu Amsterdam. Die Rechnung scheint der Amsterdamer Bürgerschaft der damaligen Zeit bloß aus dem Grunde vorgelegt worden zu seyn, um zu beweisen daß das Geschäft eines Scharfrichters sehr lucrativ sey (dat zulk eene executie eene goede neering zy). Für uns in unserer Zeit und unserer Generation ist es eine interessante Urkunde, als ein Bruchstück, und zwar ein ächtes, aus der Geschichte jener Tage welche die Leute in Holland und Deutschland, so wie auch noch in andern Theilen der Welt, „die guten alten Zeiten" zu nennen pflegen. (Chambers' Journal.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 24. 11 Junius 1858.

Eine Gefangenschaft in den Urwäldern von Yucatan.[1]

Es war im Jahre 1744 (schreibt oder dictirt vielmehr ein alter brittischer Soldat Gill Davis seiner Gönnerin Lady Carton, Gemahlin des Admirals Sir George Carton), als ich mich in den Gewässern des Golfes von Honduras an Bord der Kriegsschaluppe Christoph Columbus befand. Wir, das heißt ich und mein Camerad Harry Charker, waren auf Jamaica gestanden und nach der brittischen Colonie Belize in Yucatan commandirt worden. Die mittelamerikanischen Gewässer schwärmten damals noch von Piraten welche den Metallsendungen der neuen in die alte Welt auflauerten, und waren namentlich häufig an den westlichen Gestaden des caribischen Golfes anzutreffen, wo die unzähligen Creeks, das Meeresnetzwerk an der Küste, Inseln und Golfe ihnen ein bequemes Versteck boten, denn die Räuber konnten sich leicht vor jedem Verfolger in diese, ihnen allein bekannten Gewässer retten. Wegen der Gefahr vor diesen Raubvögeln besorgte auch die Verbindung zwischen Jamaica, Belize und den andern brittischen Ansiedlungspunkten ein bewaffnetes Schiff. Ein solches war der Christoph Columbus, der bereits Belize berührt hatte und auf dem Rückwege noch bei einer Insel im Honduras Golfe anlegen sollte, die den Namen Silberspeicher führte. Es gab nämlich damals eine englische Gesellschaft die auf dem hondurensischen Gebiete reiche Silbergruben bebaute, und die Insel sich auserwählt hatte um dorthin ihre Ausbeute abzuführen, von wo das Silber jährlich einmal durch die Kriegsschaluppe nach Jamaica abgeholt wurde. Dießmal befanden sich auf der Schaluppe 24 Marinesoldaten unter Lieutenant Linderwood, die sich auf der Silberinsel an eine kleine zur Ueberwachung der Küste dort aufgestellte bewaffnete Macht anschließen sollten, denn die Insel war sehr glücklich an einer Passage gelegen durch welche alle Küstenfahrer hindurch mußten. Die Insel war bald in Sicht und Flaggen begrüßten unsere Ankunft, denn der jedesmalige Besuch der Schaluppe wurde zum Fest für die kleine Niederlassung. Ein Lootse ließ nicht lange auf sich warten. Dieser Mensch, ein Sambo, also ein Mischling von Neger und Indianer, führte wie zum Spott den Namen Christian King George, vielleicht weil er weder ein Christ, noch ein König noch ein Georg war. Uns wurde er durch die zudringliche Vertraulichkeit mit den „Sodschirs“ (soldiers) und Matrosen widerwärtig, obgleich nach Kräften diese Cameradschaft abgelehnt wurde. Desto besser gefiel uns die kleine Ortschaft, die halb englisch halb amerikanisch uns vorkam wie ein losgerissener Brocken Vaterland, den die Strömung in eine fremde Welt geführt und der sich unterwegs der Veränderung möglichst anbequemt hat. Etwa dreißig Engländer bewohnten die Insel von denen dreizehn verheirathet und zum Theil mit Kindern gesegnet waren, dazu kam noch das zufällig anwesende Militär, die Matrosen und etliche Sambos. Unter den unverheiratheten Damen aber muß ich vor allen Miß Marion Maryon erwähnen, die Schwester unseres Capitäns, der wie Lieutenant Linderwood nicht unbeträchtlich erkrankt ans Land geschafft werden mußte. Schon am folgenden Tage mußten wir wieder an Bord, denn der Christoph Columbus signalisirte einen Leck. Alle Hände hatten zu thun, da man fürchtete das Wasser möchte die Vorräthe beschädigen welche die Schaluppe für den „Silberspeicher“ mitgebracht hatte. Es ergab sich schließlich daß das Fahrzeug am Strande umgelegt werden müsse, da der Schaden zu beträchtlich war um dem Schiff die Fortsetzung der Fahrt zu erlauben. Unsere Officiere geriethen dabei in Händel mit dem Commissioner Pordage, dem „Statthalter“ vom Silberspeicher. Dieser Mann besaß nämlich in einer schwarz und rothen Lederkapsel einen Wisch Papier, will sagen einen Staatsvertrag, den er einst mit einem besoffenen Sambohäuptling oder irgend einem farbigen Souverän abgeschlossen und von ihm mit etwas Tinte anstatt der Unterschrift hatte bespritzen lassen. Auf diese Art war Großbritannien im Wege Rechtens in Besitz der Insel, Hr. Portage aber zum Titel Commissioner und außerdem eines „Consuls“ gekommen. Am liebsten aber sprach er von sich als von der „Regierung.“ Die „Regierung“ vom Silberspeicher verlangte also öffentliche Anzeige über das Mißgeschick des Christoph Columbus, und da die Officiere die Actenschmiererei verweigerten, so kam es zu mißlichen Scenen, da die „Regierung“ mit einer Beschwerde höheren Ortes drohte und die Officiere über ein solches Ungewitter lachten. Dieser Streit feindlicher Parteien verhinderte

[1] Das ziemlich umfangreiche Original dieser Erzählung, dessen novellistische Hülle wir abgestreift haben, füllt unter dem Titel The Perils of Certain English Prisoners die sogenannte Weihnachtsnummer von Charles Dickens' Household Words für 1857 und ist auch in einem besonderen Abdruck erschienen.

jedoch nicht daß ein Ball veranstaltet wurde, auf welchem die kleine Welt gerade so wie in der Heimath ihre Pfauenräder schlug.

Am andern Tag aber kam Leben in die Ansiedlung, denn der Pilot Christian George King verkündigte unter den Zelten daß Piraten in Sicht seyen. In aller Stille, damit die Leute auf der Insel nichts erführen, wurden wir nach einer abgelegenen Uferstelle beordert. Dort fanden wir Capitän Carton, den commandirenden Officier der Piratenexpedition, so wie Capitän Maryon vom „Columbus," und Lieutenant Linderwood, die ihr Fieber abgeschüttelt hatten, so wie sich Aussicht auf eine militärische Unternehmung zeigte. Carton musterte mit einem Fernglas die Küste des Festlandes, wo ein Spionierboot lag, welches die Feinde signalisiren sollte. Wir, das heißt die Mannschaft, sahen nichts, wußten auch nicht worin das Signal bestehen sollte. Endlich trat aber Capitän Carton heran und sprach zu uns leise: „Ich habe das Vergnügen euch mitzutheilen: erstens daß zehn stark bewaffnete Seeräuberboote dort in jenem Creek an der Küste im Schatten der überhängenden Bäume verborgen liegen; zweitens daß sie wahrscheinlich diese Nacht bei Mondaufgang zu einer Mord- und Plünderungsfahrt auszulaufen gedenken; drittens — aber ich verbitte mir jeden Hurrahruf — daß wir Jagd auf sie machen und so Gott will sie vertilgen werden." Capitän Maryon trat nun vor und bat mit seiner Bootsmannschaft als Freiwillige Antheil nehmen zu dürfen, was herzlich angenommen wurde. Hierauf hieß es daß nicht Raum genug in den Booten für die vollzählige Mannschaft, und daß es auch klüger sey etliche Leute auf der Insel zu lassen, und zwar acht Marinesoldaten, vier Matrosen und die beiden Schiffsjungen der Schaluppe. Natürlich mußten die beiden Unterofficiere Droocer und Charker zurückbleiben, da die Officiere sich das Vergnügen der Jagd nicht entgehen lassen wollten. Die Soldaten und Matrosen loosten, und ich zu meinem tiefen Verdruß zog ein Billet mit dem Worte „Insel," ich gehörte also zu den Zurückbleibenden. Hierauf ergiengen mündliche Befehle. Erst nach Sonnenuntergang sollte sich die Expedition wieder am Musterungsplatze verstohlen und einzeln einfinden, niemand ein Wort von dem Anschlag verlauten lassen, und sich ganz so betragen als ob kein Pirat in der Welt sey, damit nicht etwa die Frauen oder Sambos etwas erführen und die Colonie in Aufregung geriethe, denn außer den Betheiligten wußte niemand etwas um den Streich, mit Ausnahme des Piloten Christian George King, auf dessen Verschlagenheit man sicher zählte. Nur vier Matrosen blieben am Tage beschäftigt die Fahrzeuge in aller Stille segelfertig zu machen, und um 10 Uhr Nachts gieng ein Boot nach dem andern lautlos vom Ufer ohne daß jemand noch etwas erfahren hätte außer der „Regierung," die mit bureaukratischem Geruchsinn zum Momente der Einschiffung kam, und die Gelegenheit nicht versäumte den Officieren einzuschärfen, „das Gouvernement erwarte von ihnen daß sie unnöthiges Blutvergießen zu vermeiden trachten würden." Endlich erfuhr das militärische Geheimniß aber spät am Abend auch Miß Maryon, gegen die ich das Herz nicht hatte die Sache zu verschweigen, als sie mich fragte wohin ihr Bruder gegangen sey.

Von 10 bis 12 Uhr hatte ich die Wache, dann wurde ich abgelöst und warf mich in meiner Hütte in die Hängematte. Da träumte mir ich höre flüstern: „das ist ein entschlossener Kerl." Ich fahre auf halb schlaftrunken, ergreife mein Gewehr und trete heraus. Alles ist still, und nur die großen Leuchtkäfer treiben ihr Spiel. Aufgeregt schleiche ich nach dem Wachtposten. „Wer da?" ruft Charker. Gut Freund — antworte ich. Er erkennt mich und fragte was ich wolle. Ich erzähle ihm meine Unruhe. Plötzlich drehe ich mich um, landeinwärts. „Charker, sage ich, halte still, bewege kein Glied! Sag mir, bist du auf der Insel schon einen Malteser ansichtig geworden?" — „Nein." — „Oder einen Engländer mit Einem Auge oder mit einem Pflaster über der Nase?" Charker wurde ungeduldig. Ich erzählte ihm aber daß ich eben einen solchen Kerl in Begleitung des Sambo-Lootsen hinter eine Cocospalme huschen, daß ich den Mond auf ihren Säbelklingen sich habe spiegeln gesehen, und daß mir der Gedanke durch den Kopf fahre, Christian George King könne ein Verräther seyn, der die Expedition hinweggelockt habe, um die Insel wehrlos einer schwarzen Zunft zu überliefern. Charker deckte sich sogleich in der Richtung gegen die Cocospalme, während ich nach Droocers Hütte schlich und mit den Worten: „Piraten auf der Insel" ihn aus dem Schlafe weckte. Corporal Droocer war nicht sehr bei uns beliebt, weil er sich allzusehr dem Genuß eines strengen Dienstcommando's überließ, allein in Augenblicken wo es galt Entschlossenheit zu zeigen war Droocer ein auserlesenes Exemplar. Ohne ein Wort der Ueberraschung befahl er mir die Wachmannschaft zu allarmiren und sie nach dem „Fort" zu bringen, während der Corporal selbst die andere Abtheilung auf dem Signalberge hereinholen wollte. „Werden wir abgeschnitten, so müßt ihr uns durch einen Ausfall vom Fort aus Luft machen." Mit diesen Befehlen eilte ich nach dem Fort, wo der Ruf „Verrath! Seeräuber!" rasch alles ins Freie brachte. Unter den Ansiedlern befanden sich etliche Bergleute aus den hondurensischen Silbergruben. Diese gewährten einen stärkenden Anblick, denn es waren kräftige Gestalten, an Gefahren gewöhnt und vorbereitet auf Gefahren. Die Hauptperson Hr. Macey stellte sich mir zur Verfügung und bat um Befehle. Das was man übertrieben das „Fort" nannte, war nichts als ein ummauertes Viereck mit Häusern, die nach einem gemeinsamen Hofraum sich öffneten, in dessen Mitte die Keller zur Aufbewahrung des Silbers lagen. Ein einziges Thor führte in dieses Fort, war aber nur sehr schwach mit Riegeln verwahrt und konnte nicht lange widerstehen. Deßhalb befahl ich in aller Eile hinter dem Thorweg eine Barricade oder eine Brustwehr aus allen verfügbaren Möbeln zu errichten. Sämmtliche Hände regten sich, und die Barricade stand bereits, als Droocer die Leute von dem Signalberge hereinbrachte. Ein Vorrath von Säbeln und Jagdmessern so wie ein paar Dutzend Reserveflinten wurden vertheilt, während sich die Frauen erboten die Gewehre zu laden. Unter diesen bewährten sich Miß Maryon „als Soldatenkind," und zu meiner größten Betroffenheit auch eine zart und zimpferlich aussehende Mrs. Fisher sehr herzhaft. Plötzlich rief Hr. Macey: „Das Signal ist vergessen worden!" Wir Soldaten wußten nichts von einem solchen Ding, und der Corporal erkundigte sich zuvor was mit dem Signal gemeint sey. Macey erklärte ihm, daß sich auf dem Signalberge ein Holzstoß fände mit der Bestimmung, im Fall eines Unglücks zu einem Feuerzeichen benutzt zu werden, woher sich auch der Name des Berges schreibe. Der Unterofficier Charker erbot sich mit zwei Mann den Holzstoß zu entzünden, obgleich Droocer die Nachricht heimgebracht hatte daß er einen entfernteren Theil des Signal-

berges bereits von einem starken Piratenhaufen, vielleicht hundert Mann, besetzt gesehen habe, der offenbar auf die Ankunft von weiterer Mannschaft zu warten schien. Die Gebäude des Forts anzuzünden, daran dachte niemand, oder wollte niemand denken. Plötzlich hieß es von neuem „Verrath!" Es ergab sich nämlich daß alle Pulvervorräthe des kleinen Magazins mit Seewasser eingeweicht und verdorben worden waren, ein Streich den nur wieder der Sambolootse Christian George King ausgeführt haben konnte. „Auch recht, bemerkte der unerschütterliche Drooce, es kommt dann um so rascher zum Handgemenge." Nach einer halben Stunde hörten wir daß Charker mit seinen Cameraden, verfolgt von einem Dutzend Piraten, nach dem Fort flüchtete. Der Unterofficier erreichte es nicht mehr, denn er sank in Stücken gehauen zusammen, seine Begleiter aber erzählten daß sie gar nicht zu dem Holzstoß gelangt seyen, weil der Signalberg am frühesten und von der zuerst gelandeten Piratenabtheilung besetzt gewesen seyn müsse. Während sich unsere Feinde jetzt vor dem Thore schaaren, versammelten wir die Frauen und Kinder im Hofraum, damit sie nicht etwa Schaden litten, wenn die Räuber, wie sie dieß mit Meisterschaft und Liebhaberei zu thun pflegten, Feuer auf die Häuser werfen sollten. Aus einer Schießlucke konnte ich die Gegner mustern. Es war ein buntes Gesindel von Malayen, Holländern, Maltesern, Griechen, Sambos, Negern, deportirten Engländern von den westindischen Inseln, wenigen Spaniern und etlichen Portugiesen, zu denen auch der Anführer zählte. Die Bande war mit Piken, Säbeln, Degen, Aexten und Pistolen bewaffnet, nirgends aber Feuergewehre zu sehen, da der Capitän absichtlich diese Waffen zurückgelassen hatte um nicht, wie wir später erfuhren, durch den Knall die Expedition herbeizuziehen. Aus dem nämlichen Grunde zündeten die Piraten dießmal auch nicht unsere Dächer an, obgleich die Brandstiftung sonst eines ihrer beliebten Kriegsmittel war. Da eine Aufforderung, uns zu ergeben, unbeantwortet blieb, stürmten sie gegen unser Thor heran, welches bald in Splittern fiel. Wir zogen uns nun hinter die Barricade zurück, und in dem engen Raume entspann sich bald ein blutiger Kampf mit blanken Waffen Mann gegen Mann, ohne daß die Feinde vorrücken konnten. Aber die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. In der Nähe von mir vernahm ich einen Fall von der Mauer herab als ob Steine herabstürzten, und gleich darauf fühlte ich mich auch schon von hinten umklammert. Es war eine Schaar von Sambos welche das Fort an einer andern Stelle überklettert hatten. Wie mir, ergieng es auch den andern. Wir wurden entwaffnet, gebunden, und in wenig Minuten war alles vorbei. Unter den Angreifern zeigte sich auch der Sambolootse, der die gefangenen „Sodschirs" höhnisch angrinste. Ich blutete aus einer Armwunde, und sank entkräftet in einen kurzen Schlummer. Als ich erwachte, war die Sonne aufgegangen. Der Raum im Fort lag bedeckt mit Erschlagenen, während die Piraten eifrig beschäftigt waren ihre Todten zu verscharren und ihre Verwundeten auf Sänften nach dem Ufer schafften. Dorthin wurde auch ich mit etlichen Gefangenen geschleppt und auf ein Boot gewiesen, welches mit den Frauen und Kindern des Forts gefüllt war und unter dem Befehl des portugiesischen Capitäns stand. Wir zählten zusammen noch 14 Männer, 15 Frauen und 7 Kinder. Aller Blicke hiengen jetzt an dem Oberhaupt der Bande, in dessen Hand unser Schicksal lag. Es war ein schwächlicher, kleiner Mann mit dünner Stimme und einem Affengesicht. Er ließ sich von den Seinigen Dom oder Baron nennen, trug die feinsten Stoffe und die hellsten Farben, mächtige Ringe an den Fingern, ein Diamantkreuz an goldener Kette um den Hals und spielte den geziertesten Stutzer. Damals noch war mir es unbegreiflich, wie ein solcher Wicht zum Oberbefehl einer so verwegenen Bande gelangen konnte, aber wir merkten nur zu bald daß er mehr zu fürchten war als seine übrige Brüderschaft. Er ließ sich Papier, Federn und ein Horn mit Tinte reichen, und befahl einem Sambo niederzuknien, damit sein breiter Nacken als Schreibtisch dienen möge. Allein angewidert von dem Hautgeruch des Farbigen, zog der „Dom" ein stark parfümirtes feines Sacktuch aus der Tasche und breitete es sorgfältig über die Haut des Sambo. Er wendete sich dann an die Damen, und begehrte zu wissen ob eine davon dem Commandirenden der Expedition angehöre. Lautlose Stille. Der „Dom" fuhr in demselben Tone fort, indem er seine Uhr aus der Tasche zog und dem nächsten männlichen Gefangenen sein Pistol an die Stirn setzte. „Wenn ich in fünf Minuten keine Antwort habe, schieße ich diesem Burschen eine Kugel durch den Kopf. Wenn ich in zehn Minuten keine Antwort habe, folgt der nächste." Das war auf die Nerven der Frauen berechnet, und Miß Marion Maryon gab sich als Schwester des befehligenden Officiers zu erkennen. Der „Dom" ließ ihr darauf das Papier lesen, welches eine Art Proclamation mit der Unterschrift „Pedro Mendez, Commandant unter der schwarzen Flagge" und den Schlußworten: „Unterzeichnet im Namen der gefangenen Frauen und Kinder der Silberinsel," sonst aber die Drohung enthielt, daß wenn die brittische Expedition den Piratenbooten irgend ein Leids zufüge oder ihnen ihre Beute wieder abjage, die Häupter der Gefangenen dafür büßen würden. Miß Maryon verstand vollständig den Sinn des Documentes, daß die Expedition aus Besorgniß um die Gefangenen den Piraten nicht nachsetzen sollte. Miß Maryon fragte ob sie unterzeichnen müsse. „In fünf Minuten, erwiederte Dom Mendez, indem er seine Uhr wieder herauszog, oder dieser Mann da erhält eine Kugel durch den Kopf." Dießmal war ich der Auserwählte. Obgleich Miß Maryon dringend ermahnt wurde sich nicht um das ohnehin verlorne Leben der männlichen Gefangenen zu kümmern, unterzeichnete sie doch, worauf der Portugiese die Proclamation im Fort an einer Stelle anzunageln befahl, wo sie dem rückkehrenden Geschwader zunächst in die Augen fallen mußte.

Wir wurden jetzt eingeschifft und nach dem Festlande hinüber gebracht. Unsere Lage erschwerten noch mannichfache Umstände. Wir hatten Frauen und Kinder bei uns, die, wenn sich Gelegenheit zur Flucht geboten hätte, jedenfalls unsere Rettung erschweren mußten, denn verlassen durften und hätten wir sie ja nicht. Aber auch unter den Männern zählten wir solche Hindernisse, wie Mr. Pordage, die „Regierung" nebst Gemahlin und Corporal Droocer, der eine Wunde in den Schädel erhalten und in Folge von hinzugetretenem Sonnenbrand den Verstand verloren hatte. Dafür zählte der Bergmann Macey zu uns und fünf von den Matrosen der Schaluppe, die mit glücklichem Humor vollständig ihre Lage überwunden hatten. „Nehmts leicht, Soldaten, trösteten sie uns, und wenn ihr's nicht über euch bringt, nehmts so leicht, als ihr könnt." Am Festland wurde Halt gemacht, und nach etlicher Zeit erschienen

ein paar Maulthiere mit Kesseln voll dampfenden Fleisches. Der portugiesische Capitän von der schwarzen Flagge rieth uns dringend tüchtig zuzugreifen, besonders da das Fleisch zur Beute von der Insel, also zu unserm Eigenthume gehöre, übrigens aber ein harter Weg vor uns läge und wir sobald nicht etwas besseres bekommen würden. Das Mahl war tadellos, aber mit Ausnahme der Matrosen der Appetit bei uns nicht sehr groß. Der Capitän hatte unsere Knebel lösen lassen und duldete auch nicht daß sie wieder angelegt würden. „Wenn ihr, warnte er uns, toll genug seyd entwischen zu wollen, so schicken wir euch eine Kugel nach, und wenn sie fehlen sollte, so erwartet auch den Flüchtigen sicher der Hungertod in dem endlosen und pfadlosen Urwald." Hierauf ertheilte er seine Marschbefehle. Die Maulthiere und Sambos sollten den Zug eröffnen, und dann die Gefangenen, von sieben Piraten in der Front, sieben in jeder Flanke und neun als Nachhut eingeschlossen folgen. Zuletzt befahl er auch noch daß ein Indianer mitgehen solle, um seine Guitarre zu tragen, denn das Ungeheuer war musikalisch. Wir stiegen aufwärts und hatten in einer halben Stunde eine Bodenfalte im Rücken, die uns die Aussicht auf den Ocean und die Silberinsel wehrte. Allen sank das Herz, als ob die Riegel vor einer Kerkerthür geschlossen würden. Die Piraten gaben uns zu verstehen daß sie rasch marschiren müßten und keinen Aufenthalt dulden könnten, weßwegen sie auch jeden Säumigen sogleich mit der Degenspitze bedrohten. Es war schon eine harte Aufgabe für uns Männer in der heißen Luft Schritt zu halten, um wie viel mehr für die Frauen, aber am frühesten ermüdeten die Kinder. Mr. Macey nahm daher seinen ältesten Buben auf den Rücken, das zweite Kind, ein Mädchen, bestieg die Schultern eines Matrosen. Die Scene ist mir noch deutlich, als ob sie gestern sich zugetragen hätte. Dem wackern Seemann brach bei jedem Schritte der Schweiß aus den Poren und badete seinen Bart. Er zog sein Taschentuch heraus und machte mit Matrosenfertigkeit eine Schlinge, die er sich am Leib befestigte, damit das neunjährige Mädchen bequemer säße. „Ich erwarte aber, setzte er schelmisch hinzu, daß du, mein Goldpüppchen, wenn du groß geworden bist, mich heirathest." Die Kleine schlang ihre Arme um seinen Kopf, legte ihr müdes Köpfchen darauf und versicherte mit kindlicher Treuherzigkeit daß sie gewiß das thun werde. Mir fiel das dritte Kind, ein Knabe zu, und die zärtliche Mutter suchte mich zu trösten daß „der Bube gar nicht so schwer für sein Alter sey." Am ersten Tag legten wir drei Wegstunden zurück, eine kurze Strecke wenn man nur die Entfernung berücksichtigt, aber entsetzlich lang wenn man an die Hitze denkt. Abends wurden wir mit geschmorten schwarzen Bohnen und Tortillas, das heißt flachen Kuchen, die im Tiegel aus geriebenem Maismehl gebacken werden, gefüttert, und dieß sollte fortan unser tägliches Brod werden. Auf dem Marsch hatte ich bemerkt daß eines der Maulthiere mit einem Bündel neuer Aexte beladen war, welche die Seeräuber aus der Insel mitgeschleppt hatten. Wozu man sich mit dieser Last beschwerte, blieb mir ein Räthsel, doch sagten wir uns, man werde damit wohl an schwierigen Stellen einen Weg durchs Dickicht sich bahnen. Am dritten Abende lagerten wir am Saume des Urwaldes, denn bisher war der Marsch noch immer durch offene Gegenden gegangen. Zum Schutz vor wilden Thieren wurde ein Lagerfeuer unterhalten, die Kinder schwebten in großer Unruhe, und um den musikalischen Stimmen des Urwaldes keine Concurrenz zu machen, unterließ dießmal sogar Dom Pedro Mendez seine nächtlichen Gesänge mit Guitarrenbegleitung.

Am andern Tage erwartete ich mit Sicherheit daß die Aexte vertheilt werden würden, um durch das Dickicht in den Wald einzudringen, allein die Indianer und Sambos giengen voraus und hieben mit ihren Macheten oder Buschmessern durch Zweige und Schmarotzerreben einen schmalen Pfad, daß einer hinter dem andern hindurchschreiten konnte. Bald nachher sahen wir uns im tropischen Hochwald, oder Urwald, wie man sich angewöhnt hat ihn zu nennen. Riesenhafte Stämme ragten domartig empor und sperrten den Weg mit ihrem gigantischen Wurzelgeflechte. Kein Sonnenstrahl fiel durch das dichte Laubdach auf die beinahe vegetationslose Erde. Wir wußten nicht mehr nach welcher Himmelsrichtung wir uns bewegten, da alle Aussicht nach den Gestirnen des Tages oder der Nacht verschlossen war und wir in einem Krankenzimmerdunkel uns vorwärts bewegten. Auch sahen wir daß der Piratencapitän fleißig seinen Compaß studierte, um sich über die Richtung des Weges Rechenschaft zu geben. Uebrigens schienen die Indianer einen Pfad durch den Wald genau zu kennen, denn unsere Märsche wurden immer so eingetheilt daß sie in fünf Tagen doch wenigstens dreimal bei einer Oase in dem Walde endeten, an einer halb geöffneten Stelle mit Quellen, die sonst überall fehlten, wo der Anblick des Himmels uns wieder ergötzte, die Zweige sich mit Papageien und bisweilen mit Affenschaaren bevölkerten, denn im Urwalde selbst waren alle Laute erstarrt. Der Eindruck der Reise auf meine Gefährten wurde täglich nachtheiliger. Jeder Schritt weiter machte eine Befreiung hoffnungsloser. Den Pfad welchen die Indianer mit ihren Messern gehauen, hatte die tropische Pflanzenüppigkeit längst ausgefüllt, und so wenig Spuren waren davon übrig geblieben als von einem Streiche durchs Wasser. Der Capitän hatte Recht, wenn er uns vor der Flucht warnte, da nothwendig der Hunger jeden Versuch bestraft hätte. Und vollends mit Frauen und Kindern! Eine bleierne Resignation hatte sich der Männer bemächtigt. Sie marschirten, aßen und schliefen völlig mechanisch, Corporal Droocer war fromm und still geworden wie ein Kind, und Mr. Pordage selbst schien zu vergessen daß er aufgehört habe Regierung zu seyn.

Endlich am sechsten Tage begrüßte uns das himmlische Licht wieder. Wir erreichten eine seichte Stelle im Urwald, in deren sonnigen Räumen ein Indianerstamm seine Blätterhütten aufgeschlagen hatte. Die jämmerlichen Wilden wurden anfangs in großen Schrecken gesetzt, der sich erst legte als sie unserer Führer ansichtig wurden. Die Piraten knallten ihre Gewehre los und luden sie wieder frisch, um sich zu überzeugen daß ihr Pulver auf dem Marsch nicht feucht geworden sey. Noch konnten wir unser Ziel nicht erreicht haben, denn die Aexte des Maulthieres wurden nicht abgeladen, und in der That kam auch nach einer halben Stunde von neuem wieder der trostlose Befehl: vorwärts! Wir tauchten abermals in den Hochwald, begleitet von einem Dutzend Indianer, welche Neugierde an uns zu fesseln schien, die sich aber nützlich machten, indem sie den Weg durch das Schlingkraut klären halfen. Wir hatten eine gute Strecke zurückgelegt, als die Kinder unruhig zu werden begannen, denn wir kamen dicht bei einem plumpen Götzenbild vorüber, dessen fratzenhafte Züge und hieroglyphen-

bedeckten Glieder die Kinder außer Fassung setzten. Das Idol war übrigens im Umsinken begriffen, und hätte längst wohl den Boden bedeckt, wenn nicht mächtige Baumstämme daneben aufgewachsen und ihre Wurzeln ellenbogenartig mit Zärtlichkeit um den Stein geschlungen hätten. Einige von den Piraten, die trotz ihres Handwerks noch „christlichen“ Abscheu vor heidnischem Bilderdienst fühlten oder zeigen wollten, schossen im Vorbeigehen zu eigener moralischer Erbauung ihre Pistolen nach dem Götzen ab. Nicht lange darnach verbreitete sich jubelnd der Ruf: El Palacio (der Palast). Es war dieß eine jener vom Wald schon halb überflutheter Ruinen, an denen Yucatan so reich ist, und so mußte auch unser Weg nach dem „Schloß“ erst durch das Buschwerk gehauen werden, welches aus jeder Ritze des Bauwerkes hervorkroch. Wir gelangten an der Front eines Hügels oder einer Felsenplatte zu einer breiten Steintreppe, die nach der Ruine hinaufführte, welche die jäh abfallende Höhe krönte. Oben angelangt, genossen wir einen kurzen Blick über die regungslosen Wipfel des nur vom Horizont begränzten Hochwaldes. Ein schmales, halb eingesunkenes Thor, das einzige des Gebäudes, führte uns in das Innere der Ruine, die aus einem quadratischen Säulengang bestand, von dessen rechter und linker Flanke aus Thore in große Säle führten. Die auf der linken Flanke wurden uns Gefangenen, die auf der rechten Flanke, deren Bedachung sich noch am besten erhalten hatte, den Piraten angewiesen. Zwischen ihnen und uns, in der Nähe des Hauptthorweges ließ Dom Pedro Mendez sein Zelt aufschlagen, um immer ein Auge auf uns werfen zu können. Er ertheilte hierauf seine Befehle für diesen und alle folgenden Abende. Die Indianer und Sambos, die sich fürchteten des Nachts in den Ruinen zu bleiben, verließen uns regelmäßig am Nachmittag um in ihrem Dorf zu schlafen. Von den 30 Piraten waren 2 verwundet und dienstunfähig. Die übrigen 28 wurden in 4 Abtheilungen getheilt, die von 6 zu 6 Stunden die Wache übernahmen. Nachts aber wurden noch zwei andere Cameraden durch die Würfel bestimmt, welche die Wache verstärken sollten. Es standen dann neun Posten in und um das Haus vertheilt, zwei in der Säulenhalle, einer auf der Höhe der Treppe, zwei am Fuße derselben, und je zwei am Fuße der vierseitigen Abhänge des Palastes. Unser Dom wußte nämlich daß Matrosen unter uns waren, und fürchtete daß diese irgend ein Surrogat für Strickleitern verfertigen und sich an den Abhängen herunterlassen möchten, weßhalb er unten in der Ebene an jeder Seite zwei Mann auf- und abschreiten ließ. Aber wir dachten nicht an solche Wagstücke mit Frauen und Kindern, einem tobsüchtigen Corporal und so unbehülflichen Personen, wie Hr. Pordage, weiland Statthalter und Consul auf der Silber-Insel. Wir bemühten uns vielmehr den „Saal,“ durch dessen eingesunkenen Giebel der Himmel hereinlachte, und aus dessen Schutt colossale Bäume aufgestiegen waren, so gut es gieng für die Frauen und Kinder wohnlich herzurichten. Dort brachten wir die erste Nacht zu, besucht von Leuchtwürmern, die durch die offenen Fenster hin- und herflogen, um sich hie und da an die Wand zu setzen und auf eine Elle im Umkreis deutlich die fratzenhaften Sculpturen an den Saalwänden zu erhellen.

Am andern Morgen musterte der Dom seine Gefangenen, von denen er drei Matrosen, zwei meiner Cameraden und mich heraustreten ließ. Zugleich erschien auch das räthselhafte Bündel mit Aexten, welche meine Neugierde so oft beschäftigt hatten und die in der That für uns bestimmt waren und jetzt ausgetheilt wurden. Der Capitän warnte uns dabei mit der Waffe keine thörichten Versuche zu wagen, indem er auf die Wachen zeigte, die mit geladenem Gewehr uns nicht aus dem Auge ließen. Wir wurden dann in eine Reihe aufgestellt und zum Aufbruch commandirt. Der Zug bewegte sich die große Treppe abwärts durch den Wald auf einem breiten Pfad. Nach kurzer Zeit erreichten wir eine hellere Stelle wieder, und fanden uns auf einem Platz, wo ein Orkan in den Urwald vor etlicher Zeit eine Lücke gerissen haben mochte. Aus dem Pflanzenschutt war seitdem junger Baumwuchs aufgeschossen, doch erreichten die glatten kerzengeraden Stämme bisweilen schon die Dicke eines Schenkels. Hier machte Dom Pedro Mendez Halt, und erklärte uns in gebrochenem Englisch daß wir einen Theil dieser Stämme zu fällen und Planken daraus zu schneiden hätten, damit er dem „Palast“ wieder ein Dach für die Regenzeit geben und einige Werke zur Befestigung des Schlupfwinkels ausführen könnte. Wir wußten jetzt auf welche Art man unsere Gefangenschaft ausbeuten wollte. Im Grunde ließ sich über die Arbeit manches vergessen, und da wir an das schwüle Dunkel des Urwaldes gewöhnt waren, erquickte uns die lichte Waldstelle, besonders da sie sich nach einem kleinen Fluß hin öffnete. Noch ehe die Aexte klangen, war mir einer der Leidensgefährten, der Matrose Short, aufgefallen, dessen Gesicht durch innere Befriedigung wie verklärt erschien. Ich fragte ihn was ihn denn in Laune versetze, und er erwiederte: „der Anblick des Flusses hat mir einen Gedanken erweckt — aber gehe an deine Arbeit, man könnte uns sonst belauschen.“ Ich wartete mit meinen weitern Erkundigungen bis auf eine günstige Gelegenheit, wo Short mir rasch zuflüsterte: „du weißt so gut wie ich wohin der Fluß führt, nämlich in die See. So denke ich, das sey der Pfad der uns einst aus dem Walde führen möchte. Was glaubst du was wir da zimmern?“ — „Dachstühle, Schanzpfähle.“ — „Oder ein paar Flöße für uns selber,“ erwiederte Short, der emsig an seiner Arbeit fortfuhr. Der Einfall machte auch mich jetzt glücklich, obgleich ich das Wann und das Wie noch nicht zusammenreimen konnte. Auch wäre ich und meine Cameraden von der Armee schwerlich auf den Gedanken gefallen, aber ein Matrose freilich sah Rettung in dem Momente wo er wieder Wasser vor sich erblickte. Am Abend wurden wir wieder in den „Palast“ eingetrieben, und ich fand Gelegenheit unser kostbares Geheimniß Hrn. Macey und Miß Maryon mitzutheilen. Beide waren wie vom Donner gerührt, obgleich keines von beiden sich zu sagen wußte auf welche Art der Fluß uns nützlich werden möchte. War er doch wenigstens ein sicherer Führer durch den Urwald, und konnte er nicht umgekehrt auch unsere Freunde zur Rettung heranziehen? Da das heimliche Reden Verdacht erregen konnte, denn wir wurden beständig bewacht, verständigten wir uns, erst dann wieder mit einander zu verkehren, wenn irgend ein Anschlag reiflich ausgedacht worden sey. Miß Maryon verlangte daher, ich sollte beobachten ob sie, wenn wir Abends von der Arbeit zurückkehrten, die Augen schließen würde oder nicht, indem sie durch das erstere uns andeuten wollte daß sie noch keine Rettung ausgesonnen habe. Nur wenn sie mit offenem, sprechendem Blick uns empfangen würde, dann möchten wir sicher seyn daß irgend etwas im Anschlag sey. Short hatte erklärt daß man mindestens zehn Tage Arbeit brauche,

damit so viel Baumstämme gefällt und geschnitten wären um zwei bequeme Flöße daraus zu bauen. Allein zum Zusammenbinden der Stämme müsse man ungestört mindestens 3 bis 4 Stunden Zeit besitzen. Man kann sich denken wie begierig ich auf den nächsten Abend wartete, aber das Rettungssignal blieb aus, ja eine volle Woche verstrich, und unser Orakel schloß noch immer die Augen. Kleinmüthig gab ich schon alle Rettung auf und theilte meine Besorgniß dem Matrosen Short mit; dieser aber erwiederte mit Seemannszuversicht: „der Fluß trocknet sobald nicht aus — geh fort, damit man uns nicht beargwöhnt.“ Es verstrichen noch andere Tage; und bereits lag Holz genug für zwei Flöße, aber mir, Short und Hrn. Macey war nichts eingefallen, und Miß Maryon empfieng uns noch immer wie eine Bildsäule. Endlich am zehnten oder eilften Abend begrüßte mich Miß Maryon mit leuchtenden Augen. Sobald sich eine Gelegenheit bot, suchte ich mich ihr zu nähern und sie theilte mir hastig die Hauptsache des Rettungsplanes mit. An jenem Nachmittag hatte sich nämlich folgendes zugetragen. Unter den Gefangenen befand sich ein Arzt Hr. Kitter, der sich besonders um die Kinder verdient machte, denen er durch allerlei Beschäftigungen die Zeit kürzte. Unter anderm gab es viel zu erklären und zu belehren über die Blumen, die allenthalben aus dem Schutt der Ruinen aufwuchsen. Eines der Mädchen war herbeigesprungen gekommen mit einer Handvoll Ruthen, an denen Beeren saßen, und verlangte zu wissen wie sie schmeckten. Hr. Kitter hatte das Kind heftig gescholten und ihm dringend verboten den Strauch wieder zu berühren. Das Mädchen wollte natürlich die Ursache wissen. Weil, erklärte ihm der Arzt, wenn du viel davon issest, es sicherlich dein Tod seyn wird. Wenn ich aber, hatte das Kind gefragt, nur ein ganz klein wenig davon esse? „So wirst du in einen so bleiernen Schlaf fallen daß du nicht zur Frühstückszeit aufwachst, und daß deine Mutter dich für todt halten könnte.“ Wie es dem Matrosen Short beim Anblick des Flusses gegangen war, so widerfuhr es Miß Maryon bei dieser Rede. Sie erkundigte sich bei Hrn. Kitter näher über die wunderthätigen Beeren, ließ sich zeigen wie man den Saft sich verschaffen könne, und sich über die Quantitäten unterrichten die zu einem beabsichtigten Effect nöthig wären. Die kluge Dame hatte nämlich den Haushalt der Piraten vollständig ausgekundschaftet. Es wurden täglich zweimal von den Indianern Maiskuchen gebacken. Die eine größere Portion wurde unter die Gefangenen und diejenigen Piraten vertheilt welche keinen Nachtdienst zu thun hatten. Die andere Portion war für die Leute vom Nachtdienst und für ihre Ablösung bestimmt. Um neun Uhr Abends bezogen neun Mann ihre Posten und sieben andere kehrten zurück. Bei diesem Wechsel war der Capitän beständig zugegen, und nach Empfang der Brodkuchen hielt ein jeder der Piraten sein Mahl, gewöhnlich nahm auch der Dom ein Stück oder mehr. Gelang es nun in diese Kuchen das Gift einzuschwärzen, so konnte man 16 oder 17 der Peiniger auf geraume Zeit unschädlich machen. Die Gefangenen im Palast wurden während des Tages minder streng bewacht, da die stärksten sechs unter Aufsicht arbeiteten und ein einzelner durch Entlaufen nichts erreicht hätte. Die Indianer buken die Brodkuchen in der Halle und es war oft geschehen daß sie wie Kinder von der Arbeit ab und zuliefen, besonders wenn irgend etwas ihre Neugierde anzog. Nun hatte Miß Maryon mit Hrn. Macey bereits verabredet, daß wenn er den Augenblick für günstig halte, er einen Stein aus der Mauer des Palastes heftig herausreißen sollte. Die Indianer würden dann wahrscheinlich fragen, was es gebe, und Macey ihnen sagen, es sey eine Schlange durch die Mauer geschlüpft, worauf sich erwarten ließ daß die Indianer, wie sie dieß schon mehrmals gethan, dem Thiere nachsetzen würden, da das Schlangenfleisch als Leckerbissen bei den tropischen Indianerstämmen gilt. Während dieser köstlichen Augenblicke sollte Miß Maryon das Gift in den Teig werfen. Dieß war der Plan, der schon am andern Tage ausgeführt werden sollte. Mit klopfendem Herzen kehrten wir um sieben Uhr nach unserm Gefängniß heim, die Brodkuchen für die Nachtwache standen aufgebaut in einem besondern Haufen, allein Miß Maryon gab mir ein Zeichen daß die Gelegenheit nicht günstig gewesen sey. Ich tröstete mich damit „daß der Fluß nicht sobald austrocknen werde,“ obgleich allzulange der Versuch nicht mehr verschoben werden konnte, weil wir bald darauf unser Zimmerholz nach dem Palast schaffen sollten. Als wir am zweiten Abend zurückkehrten, erwartete uns Miß Maryon bedeutungsvoll. „Ist es gelungen?“ fragte ich im Vorbeigehen. Gelungen! war die Antwort. Man kann sich denken, in welcher Aufregung wir die zwei vor uns liegenden Stunden von sieben bis neun Uhr zubrachten. Unsere Gefährten wurden vorbereitet, damit sie wach bleiben möchten, am meisten Sorge aber erregten uns die Kinder, da jedenfalls die Flucht in aller Stille ausgeführt werden mußte. Hier half uns der Schiffsjunge Robert, der mit den Kleinen immer auf vertrautem Fuße gestanden war und sie beständig zu unterhalten wußte. Er sollte ihnen einreden alles was vorgehe geschehe nur zum Spaß, es sey ein lustiges Spiel, wobei es aber ganz stumm hergehen müsse. Um neun Uhr entstand Lärm, die Posten kehrten heim, die andern giengen ab. Jeder von ihnen empfieng seine Tortillas-Ration, von denen alle stehenden Fußes etwas verzehrten. Ich lag auf der Lauer um zu sehen was in der Halle vorgieng, und bemerkte ziemliche Unruhe unter den Piraten. Sie umringten den Capitän und schienen sich bei ihm über die Qualität des Brodes zu beschweren. Der Dom brach einen Kuchen, steckte ein Stück in den Mund und spie es geekelt und mit einem Fluche über die indianischen Bäcker wieder aus. Die Wachen zogen darauf ab, und es wurde still in dem Innern des Palastes. Unser Streich war halb mißlungen, denn den Piratencapitän fürchteten wir längst mehr als seine Leute, und er hatte die Kuchen nicht weiter angerührt. Vielmehr zündete er sich eine Cigarre an und streckte sich, wie er oft that, vor der Palastpforte aus. Ueber ihn hinweg also konnte allein der Weg führen. Indessen beobachteten wir bald daß die Züge an der Cigarre matter wurden, der Arm herabsank, die Cigarre endlich erlosch und ihm aus dem Munde fiel. Doch flüsterte Hr. Kitter mir zu, dieß sey ein natürlicher Schlummer und nicht die Wirkung des Giftes. Der schwierigste Theil unserer Aufgabe, von dem alles Gelingen abhieng, nämlich der Transport des tobsüchtigen Corporals Droocer, sollte zuerst begonnen werden. Ihn übernahm Hr. Macey. Bei Droocer hatte sich die fixe Idee gebildet, er sey eingesperrt und Tom Paker, einer meiner Cameraden, sein Kerkermeister. Macey hatte daher dem Corporal eingeredet er wolle ihn befreien, wenn er leise auftrete, alles nachahme und kein Wort spreche. Auf den Socken schlichen die beiden durch die Halle über den Dom hinweg zur Pforte hinaus. Droocer

benahm sich mit der Schlauheit eines Verrückten. Alles blieb still, sie wenigstens waren im Freien! Jetzt begann meine Rolle, als sich plötzlich einer der Knaben, und zwar ein Taubstummer an mich festklammerte. Das Kind hatte mich ungewöhnlich lieb gewonnen, und ließ sich ohne Lärm nicht wieder entfernen. Es blieb mir daher nichts übrig als es geduldig auf den Rücken zu nehmen und dort, da ich meine Arme bald brauchen sollte, festbinden zu lassen. Mit dieser Last stahl ich mich in die Halle und in das Zelt des Capitäns, wo ich die nächste Waffe, ein scharfes Messer ergriff und mich hinter den schlafenden Piratenhäuptling schlich. Das Messer faßte ich zwischen die Zähne, in der Hand aber hielt ich eine Matrosenjacke, die mir als Knebel dienen sollte, sobald sich der Dom regte. Jetzt setzte sich die Karawane in Bewegung. Die Frauen, die Männer mit den Kindern, welche schelmisch die Finger auf ihre Lippen legten, stiegen über den Seeräuber hinweg, aber Angst überlief mich, als zuletzt Hr. Pordage, unsere „Regierung," herannahte. Glücklicherweise hatte ihn sein ehemaliger Schreiber fest unter den Arm genommen, und er gelangte zum Thor hinaus. Aber irgend ein Geräusch welches er verursacht hatte, weckte den Capitän. Ich war mit meinem Auge nur dem unglückseligen Statthalter gefolgt, und hatte den Moment versäumt wo ich mit meiner Jacke den Mund des Piraten verstopfen sollte. Hätte dieser einen Blick durch die Pforte geworfen, er hätte sicher das letzte entweichende Paar noch erblickt, so aber drehte er sich instinctartig nach der Seite des Gefangensaales, legte sich schlaftrunken wieder nieder, spie aus, hob sich noch einmal und stand dann auf. Ich hatte mich in den Schatten eines Pfeilers gedrückt, und überdieß brannte die Fackel in der Halle düster, dennoch war der Capitän nur auf Armslänge vor mir. Ich vergaß in diesem Augenblick völlig das Messer, und ballte bloß die Faust zum Schlage. Aber schläfrig wie mein Gegner war, schlich er nach dem Zelte, und ich hörte wie er sich in die Hängematte warf. Noch wartete ich, bis ich deutlich sein Schnarchen vernahm, dann schlüpfte auch ich zum Palast hinaus und an den Wachtposten vorüber, die in Todtenruhe lagen und ihrer Waffen so wie ihrer Munition von den Abziehenden beraubt worden waren, denn wir bedurften nothwendig etlicher Feuergewehre, schon um uns mit Wild auf der Fahrt zu versorgen, welches uns im Hochwald wohl, nicht aber an den belebten Rändern eines Stromes mangeln konnte. Dort gieng es bereits geschäftig her. Die Männer rollten die Stämme abwärts, die Frauen suchten Schlinggewächse um die Flöße zusammenzubinden. Endlich nach vier Stunden war alles so weit fertig daß die Fahrzeuge bestiegen werden konnten, indem wir uns vorbehielten was noch locker war während der Fahrt zu befestigen. Jedenfalls hatten wir noch eine halbe Stunde Zeit ehe im Palast die Ablösung sich rührte, und mehr als eine weitere halbe Stunde ehe die Piraten nur unsern Plan errathen und an ein Nachsetzen denken konnten.

Aber die Nacht und der folgende Tag verstrichen, ohne daß unsere Feinde sich zeigten. Wir geriethen oft auf seichte Stellen, brachten aber immer unsere Flöße wieder los, und übernachteten jedesmal an dem Ufer gegenüber dem Palast. Noch war unsere Rettung nicht besiegelt, denn es gab vielleicht einen kurzen Weg durch den Wald nach der Mündung des Flusses, oder die Piraten hatten durch Eilboten ihre Cameraden an der Küste benachrichtigt uns die Mündung zu sperren. Diese Besorgnisse beschwichtigte es wenig daß andere meinten die Piraten würden jetzt, wo sie ihre Beute von der Silberinsel längst in Sicherheit gebracht hätten, es nicht der Mühe werth halten uns nachzusetzen. Miß Maryon führte das Logbuch, das heißt sie trug in ihre Brieftasche genau die Entfernungen und die Himmelsrichtung ein welche wir zurückgelegt, und welche der Fluß eingeschlagen zu haben schien. So vergiengen sieben Tage auf dem Wasser zwischen dicht bewachsenen Ufern. Am achten Morgens rief Short: „Ich höre Stimmen stromabwärts." Wir brachten sogleich die Flöße an das Ufer, und da an jener Stelle der Strom einen Ellenbogen bildete, so wurde ich beauftragt quer überland nach den Herannahenden auszuspähen. Ich hörte deutlich einen Chor zum Ruderschlag, der dieselben Worte beständig wiederholte, allein ich hatte kein Matrosengehör um sie richtig zu verstehen, und daher schien es mir als hörte ich beständig „Christian George King, Christian George King" — so wenig wollte mir der verwünschte Sambo aus dem Gedächtniß. Es waren drei stark bemannte Boote die aufwärts ruderten, aber erst als sie näher kamen, erkannte ich Freunde, und zwar Capitän Carton mit seinen Leuten. Die Freude des Wiedersehens zu beschreiben, wäre eine so schwierige Aufgabe daß ich gern darauf verzichte. Die Jagdexpedition vor vier Wochen war glücklich und vollständig in die Falle gegangen welche ihr die Piraten gelegt hatten. Sie hatte drei Boote verfolgt, die als Lockmittel sie nach der südlichen Küste abgezogen und schließlich auf Untiefen getrieben hatten. Nur zwei dieser Fahrzeuge waren ihnen endlich zur Genugthuung in die Hände gefallen. Als sie dann am dritten Abend zurückkehrten, fanden sie auf der Insel die Verwüstung der Piraten und keine Seele, außer einem Kinde der Mrs. Fisher, welches sich in das Bett der Großmutter verkrochen hatte und dort unbemerkt geblieben war. Die nächsten Tage verstrichen damit daß man alle Inseln und alle erreichbaren Gestadepunkte in der Nähe des Unfalls untersuchte, um auf die Spuren der Entführten zu stoßen. Da man nirgends solche fand, so machte man sich an die Durchsuchung der Flüsse, und zuletzt kam die Reihe auch an den richtigen.

Die See war nicht mehr fern und wurde schon am andern Tag erreicht. Am Mittag hielt man Ruhe auf einer einsam gelegenen Insel, wo man eine doppelte Uferstrecke des Festlandes überschauen konnte, welches sich gegenüber zu einer Zunge spitzte. Die Fahrzeuge lagen gut versteckt, und die meisten unserer Leute waren zur Ruhe gegangen. Nur Capitän Carton unterhielt sich mit den Damen über die Piraten. Plötzlich legte er ein Kind, welches auf seinem Schooße eingeschlafen war, in die Arme von Miß Maryon, gab mir aber, der ich in der Nähe war, durch einen Blick zu verstehen daß ich mich nicht rühren sollte. Der Capitän war ein berühmter Jäger und Schütze, und hielt sein Lieblingsgewehr, ein erprobtes spanisches Fabricat, zwischen den Knieen. Mit diesen fieng er an zu spielen, während er den Discurs gegen die Damen immer lebhafter fortsetzte. Mir entgieng jedoch nicht daß er durch eine Handbewegung geschickt spannte. Gleichwohl wurde er immer beredsamer, es gelang ihm sogar ein Scherz, welcher die Damen in Heiterkeit versetzte. Aber in dem nämlichen Augenblick war die spanische Flinte an seinem Backen und der Schuß knallte. Wir sahen einige Blätter fallen und hörten etwas stürzen. Als sich erschreckt alles versammelte und den Capitän fragte was es gegeben habe, erwiederte er kaltblütig: „Es war nur ein

Spion.“ Und er hatte Recht, denn seine Kugel hatte zwischen den Zweigen eine auf der Insel postirte Piratenschildwache erreicht, und als wir den todten Mann aus dem Laubwerk zogen, erkannten wir Christian George King.

Ich selbst der dieses erzähle, bin des Schreibens nicht kundig, sondern lasse alles niederschreiben durch meine Gönnerin Lady Carton, die eben so viel um diese Abenteuer weiß als ich armer Soldat von der königlichen Armee, den sie im Spital besucht und schließlich mit einem Jahresgeld bedacht hat, denn Lady Carton war unsere Miß Maryon, welche nach ihrer Befreiung den Contreadmiral Sir George Carton heirathete, als er noch Capitän und noch nicht Baronet war.

Erinnerungen aus Niederländisch-Indien.

1. Landesplagen.

Wenn ein junger Holländer nach den ostindischen Besitzungen geht um dort als Beamteter oder als Kaufmann sein Glück zu machen, wie man das nennt, so wird er von den lieben Verwandten neben andern guten Dingen auch mit einem erkledlichen Vorrath guten Rathes versehen, der natürlich den Ausländern, die denselben Weg verfolgen, nicht zu Theil wird, weil sie meistens von Hause weggelaufen sind ohne Abschied zu nehmen. Dieser gute Rath faßt in sich das Verbot, Früchte zu essen und sich zu hüten vor Tigern, Rhinocerossen, Kaimanen und Schlangen. Nun kehren aber die meisten dieser hoffnungsvollen Jünglinge nach zehn oder zwanzig Jahren zurück, wenn sie nämlich noch am Leben sind, ohne je einem dieser gefürchteten Thiere im Freien begegnet zu haben; und in der That, wenn man sie nicht aufsucht, ist es nicht wahrscheinlich daß eines der drei erstern einem gefährlich werden könnte, und giftige Schlangen zeigen sich auch nicht so tagtäglich, daß man ihretwegen in beständiger Angst zu seyn brauchte. Mir sind in fünfzehn Jahren Zeit nur zwei Exemplare vorgekommen, die bei hohem Wasserstande im Hause eine Zuflucht suchten, und von den Bedienten getödtet wurden. Es gibt aber andere Landesplagen, von denen man mehr zu leiden hat, und unter diesen gebührt der erste Rang den Muskiten.

Es gibt zwar Europäer deren Haut so von der Sonne ausgetrocknet und gegerbt ist, daß sie den peinlich brennenden Stich dieses Insects gar nicht mehr fühlen; die meisten bringen es aber nie so weit in der Acclimatisation, und selbst der Javane liegt lieber in seinen Sarong gewickelt die halbe Nacht in erstickendem Rauche, als daß er nicht durch dieses Mittel die ungebetenen Gäste zu vertreiben suchte. Einmal eingeschlummert, weckt ihn nicht leicht etwas aus seinem eisernen Schlafe, den er dafür auch bei andern außerordentlich respectirt; nie wird er seinen Herrn durch Klopfen oder lauten Ruf, wodurch er aus dem Schlafe geschreckt werden könnte, wecken; dem Bette gegenüber hockt er nieder, sagt ganz leise „Tuwan-Tuwan“ und wiederholt das Wort so lange hintereinander, bis auch dieses schwache eintönige Geräusch den Schlaf langsam verscheucht. Wenn ein Fremder den Hausherrn etwa während der Siesta zu sprechen wünscht, so wird jeder Bediente ihn ganz sicher mit den nach seinen Begriffen alles abthuenden Worten abweisen: „Tuwan tidor,“ der Herr schläft, und wenn dann der mit der Landessitte Unbekannte erwiedert, so wecke ihn! antwortet er verwundert: tra branie, ich darf nicht, und zwar sagt er dieß nicht weil der Herr es ihm verboten hat, sondern weil es mit seinen eigenen Ideen von Schicklichkeit im Streite ist.

In den höher gelegenen Gegenden sind die Muskiten so zahlreich nicht, ja während der trocknen Jahreszeit braucht man dort nicht einmal die Bettgardinen zu schließen, die in der Ebene, um das Eindringen der Mücken zu verhindern, sogar mit dem untern Rande unter die Matraze gesteckt werden müssen, nachdem erst der Leibjunge das Bett mit einer Serviette oder mit einem Pfauenschweife ausgekipast (ausgefächert) hat. Auf einer Zuckerplantage, ungefähr 25 Pfähle östlich von Batavia, waren sie so groß und in solcher Menge daß wir während des Essens (um 7 Uhr Abends) beständig auf unsere Hände schlagen mußten um sie zu verscheuchen, und keinen Augenblick ruhig auf unsern Stühlen von geflochtenem Rottan sitzen bleiben konnten, weil sie sich einen Weg durch die Oeffnungen bahnten und unsere dünnen Pantalons gar keinen Schutz gegen die tief eindringende Angel verliehen. Noch ärger aber ist der Stich von mikroskopisch kleinen Fliegen agas-agas, den man unmittelbar gar nicht fühlt, der aber eine brennende Schwellung des gestochenen Theiles verursacht, die zuweilen zwei bis drei Tage anhält. Es scheint aber auch daß dort die Haut viel empfindlicher für alle Arten von Insectenstichen ist, denn als ich eines Tages über den Megamendong fuhr, und aus dem Wagen gestiegen war, in dem mein Begleiter sitzen blieb, wurden dieser und der Kutscher von einigen wilden Bienen gestochen: der eine bekam nur zwei, der andere drei Stiche, aber beide hatten ehe wir noch Tjipanas erreichten, heftiges Wundfieber.

Von den Muskiten hat niemand so viel zu leiden als der aus Europa ankommende Soldat. Bei dem Neuling scheint der Andrang des Blutes gegen die Oberfläche des Körpers viel größer zu seyn als bei dem Altgast oder Creolen, wie das schon aus dem allmählichen Verschwinden der Röthe der Wangen und des röthlichen Teints der Haut im allgemeinen ersichtlich ist, die Muskiten aber wittern das Blut an der Oberfläche und werfen sich vorzugsweise auf den Baren, wenn die Kalambu (Bettgardinen) sie nicht davon abhalten. Nun wird aber aus schlecht verstandener Oekonomie der Soldat mit diesem in Indien unmißbaren Möbel nicht versehen, ja, wenn er es sich aus eigenen Mitteln anschaffen wollte, so würde das um der lieben Uniformität in der Kaserne willen nicht geduldet werden. Die Wärme verhindert ihn unter die Decke zu kriechen und so verbringt er die ganze Nacht im Kampfe mit diesen Plagegeistern; der Mangel an der in Tropenländern so nöthigen Ruhe macht daß er sich in einem beständig irritirten Zustande befindet, und es bleibt ihm beinahe nichts übrig, als zu dem Muskitennetzchen, das ihm von seinen ältern Cameraden angerathen wird, seine

Zuflucht zu nehmen. Dieses besteht erst in einem, dann langsamerhand leider in mehr Gläsern Genever oder Branntwein, wodurch er sich betäubt, und mancher brave Bursche ist auf diese Weise durch die Muskiten zum Säufer geworden.

Ein anderes lästiges Insect, das aber weder sticht noch beißt, ist der Walangsangie, ein kleiner rostbrauner Netzflügler, der sich gewöhnlich aufs Haar niederläßt, und wenn man das Unglück hat nach ihm zu schlagen oder ihn gar zu tödten, einen unausstehlichen Wanzengestank in erhöhter Potenz um sich verbreitet, den man oft eine Viertelstunde und mehr mit sich herumträgt. Sie erscheinen zuweilen in ganzen Schaaren wie Heuschrecken, und wehe dem Reisfelde, auf das sie sich werfen; die stinkende Feuchtigkeit die sie abscheiden, wirkt wie Gift auf die Aehren, und die Ernte ist unwiederbringlich verloren. Wenn ein Schwarm in der Nähe ist, sieht man des Nachts die Javanen lärmend und Fackeln schwenkend durch die Sawas ziehen um sie zu verscheuchen, was aber, wenn nicht Wald oder Wildniß in der Nähe ist, meistens nicht verhindern kann daß sie sich am Ende doch auf dem einen oder andern Felde niederlassen.

Weniger am Lande als auf den Schiffen sind auch die Kakerlaken eine Plage; des Abends kommen sie an Bord oft aus allen Ecken in ganzen Schwärmen zum Vorschein, umflattern die angezündeten Lampen, fahren einem ins Gesicht und lassen einen widerlichen Geruch nach, der auch an allem kleben bleibt was sie benagt haben, was mit den Victualien oft der Fall ist; man kann sich aber helfen, indem man die benagten Theile abschneidet; eine Operation die zu nichts dient, wenn eine Muskusmaus über die Eßwaaren gelaufen ist, weil der Gestank an dem ganzen Gegenstande haftet und sich selbst dem Wein in den Flaschen mittheilt. Meine Hunde waren entschiedene Feinde dieser Thierchen und bissen sie todt, wo sie ihrer habhaft werden konnten, machten aber immer nach der Execution wunderliche Grimassen, fletschten die Zähne, rieben sich die Schnauze im Grase ab, oder steckten sie auch wohl ins Wasser, um den Kopf schüttelnd des widerlichen Geruches los zu werden.

Die weiße Ameise (mal. rajap) ist der gefährlichste Feind der Möbeln, und auch wohl der Häuser selbst, wenn das Gebälke nicht aus Tjati oder einer andern sehr harten Holzsorte gezimmert ist; sie bahnen sich in unglaublich kurzer Zeit Wege durch die Balken, und gelangen so ungesehen bis unter das Dach, oder sie bauen, wenn das Holz zu ihren Minengängen sich nicht eignet, an den Wänden hinauf in einer Nacht einen Gang von Erde, der aber ihre Gegenwart verräth und zu ihrer Zerstörung führt. Oft findet man des Morgens in einer Ecke des Zimmers einen harten Erdbau von ein bis zwei Fuß Höhe, und all dieses Baumaterial haben die fleißigen Arbeiter durch eine kleine Oeffnung im Boden in wenigen Stunden herbeigeschafft. In den meisten Häusern müssen allabendlich die Rottanmatten, die den steinernen Fußboden bedecken, aufgerollt werden, wenn man sie nicht des Morgens zernagt wiederfinden will. In Tjandjor befand ich mich eines Tages in nicht geringer Verlegenheit; die Termiten waren in ein kleines Cabinet gedrungen, in dem mein Vorrath an Schuhen und Stiefeln sich befand; alle waren mit Erde gefüllt, und das Leder von innen bis auf ein dünnes Vließ verzehrt. Es kömmt aber auch vor daß ihnen Zerstörungen zur Last gelegt werden, die einen starken Glauben erheischen; so soll einst ein Beamter sie beschuldigt haben daß ihm eine Kiste mit spanischen Dollars von ihnen aufgefressen worden sey.

Zu bestimmten Zeiten kommen die Termiten in ganzen Schwärmen geflügelt (der Malaye nennt sie dann larang oder lalatu) aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorschein, umflattern die Lampen und werden eifrig von den Inländern gefangen, die sie rösten und als (Sambal) Zuspeise zum Reis gebrauchen; sie haben einen säuerlich fetten Geschmack. Der geflügelte Zustand dauert nur eine oder zwei Stunden, dann fallen ihnen die Flügel aus, und wenn ich nicht irre, sterben sie kurz nachher.

Um nicht allein von widerlichen oder schädlichen Thieren zu sprechen, erwähne ich noch eines merkwürdigen Insects, von dem ich nur erklären will, wie es zu seinem Namen, „das wandelnde Blatt" kömmt. Es hält sich meistens auf Rambutan-Bäumen auf, und legt sein Ei zwischen die Zellen eines Blattes, wo es sich entwickelt, so daß man seine wachsenden Umrisse ganz genau wahrnehmen kann; allmählich lösen sich die starken kurzen Füße und später die Deckflügel vom Blatte, während der Körper noch mit ihm verwachsen ist; nun stirbt der Stiel, und das Blatt fällt vom Baume, ist aber noch grün wie das Insect selbst, und gewährt so lange den sonderbaren Anblick eines herumlaufenden Blattes bis die Blatttheile sich rundum abgelöst haben, und das Thierchen endlich in seiner eigenen Gestalt frei dasteht.

Der letzte Feldzug am La-Plata, mit Berücksichtigung der Verhältnisse Brasiliens und der La-Platastaaten.

Brasilien, von dem man voraussetzen sollte daß es bei seiner Concentrirung der Gewalt, seiner europäischen Organisation im Innern, seinem ziemlichen Credit bei den europäischen Staaten, eine bedeutende Rolle — der etwa des Protectors — den übrigen Staaten Südamerika's gegenüber spielen müßte, übt dennoch nicht den durch die Natur der Dinge vorgezeichneten Einfluß aus. Obgleich an allen Gränzen fast unangreifbar, gegen das Meer durch seine maritime Superiorität im Vergleich zu den übrigen südamerikanischen Staaten gesichert, durch die europäische auf die Fortschritte der Yankees eifersüchtige Politik dem präponderirenden Einflusse der letztern entzogen, hatte es doch an der im Vergleich zum übrigen Umfang geringen Gränze gegen die ehemalige argentinische Conföderation eine stets offene Wunde. Während es seinen Rücken an Wildnisse lehnt die jeden Angriff unmöglich machen, sein Haupt ruhig im Schooße des europäischen Mächten angehörigen Guyana ruhen lassen kann, während seine Brust sich im Ocean badet, der, statt eine schwache Seite zu bieten, nur ein Mittel zur Entwickelung seiner vollen Kraft seyn sollte, so ruhen seine Füße in einem

Wespennester, das dermaleinst zu seinem Untergange beitragen kann. Und hier ist seine schwache Seite sowohl im passiven wie activen Vorgehen.

Schon hat die Theorie eines Staates des La-Plata oder Uruguay-Flußgebietes angefangen, in der Provinz Rio Grande do Sul Bekenner zu erwerben. Die Tausende von kriegslustigen abgehärteten und unruhigen Gauchos, denen Brasilien bei der höchsten Anstrengung im Jahr 1851 eine Armee von kaum 13,000 Mann entgegenzusetzen vermochte, darunter eine Infanterie größtentheils in den entferntesten Provinzen des Reiches gepreßt, welche die Strapazen des Südens nur mit entsetzlichen Verlusten erträgt, haben des Kolosses innere sowie äußere Schwäche bewiesen.

Freilich hatte man die Schlacht von Monte Caceres gewonnen, freilich die Oberhand in Montevideo behalten und so das Prestige gerettet, allein die Rettung geschah unter so eigenthümlichen Verhältnissen daß eine ehrenvolle Niederlage, bei welcher der Gegner empfinden mußte wie gewaltig sein Feind gewesen, vielleicht vorzuziehen wäre. Solange die „Confederacion Argentina" unter Rosas bestand, wagte man nichts. Erst als es der Diplomatie gelungen war diese nicht allein zu sprengen, sondern selbst sich der Mitwirkung des größern Theils derselben zu versichern, und Verrath und Geld das ihrige gethan hatten, unternahm man es den Rest anzugreifen.

Man hat allerdings jetzt gesiegt, das Wie ist gleichgültig, man hat die gefährliche Confederation vernichtet und fährt fort durch Intriguen und Interventionen den Einfluß zu erhalten, allein jetzt kommt eine andere Frage: was ist Brasiliens Zukunft? und welches wird dann die Rolle seyn welche die ungezähmten Horden Gauchos dem Reiche gegenüber spielen werden? Wer allerdings das Land nur von Rio de Janeiro aus kennt, wo die ewige Reibung mit europäischen Elementen ein gewisses Phosphoresciren hervorbringt, das manche für Glanz hielten und dafür ausgaben, wird uns der Schwarzseherei beschuldigen; jedoch wer das immense Reich in seinem Innern näher kennt, wird uns beipflichten. Der Krieg gegen Rosas wird in dieser Beziehung lehrreich. Es war ein Nationalkrieg, denn es galt die Ehre und Wohlfahrt des langgekränkten und empfindlichst verletzten Vaterlandes, und dennoch war die Nation mit ihren Individualinteressen ihm fremd. Alle, denen es möglich war, benutzten ihn zur Verfolgung ihrer persönlichen Interessen vom ersten General (Conde de Caxias) bis zum letzten „Emprazado" oder „Alferes" (Beamten und Fähnrich), betrachteten denselben als ein Geschäft welches so und so viel Interessen abwerfen müsse. Trotz aller phrasenhaften Proclamationen ist kein Fall eines bemerkenswerthen Patriotismus vorgekommen. Die Nationalgarde der Provinz Rio Grande do Sul, ohne welche der Krieg nicht möglich war, mußte mit aller Gewalt gezwungen werden zur Vertheidigung der heiligsten Interessen des Vaterlandes. Rechnet man zu dieser Erscheinung die geringe Achtung vor dem Gesetze, die mehr oder minder allen romanischen Völkern inne wohnt, den Mangel des Bodens einer historischen Erinnerung — denn die Geschichte der Vorzeit gehört dem erbittertsten Feinde, den Portugiesen — das Streben der einzelnen großen und mächtigen Familien des Landes, ihre bisher de facto ausgeübte Feudalherrschaft auch bis auf den äußern Schein auszudehnen, so wird man leicht begreifen wie die bisherige Centralisation der Gewalt keine tiefen Wurzeln hat. Und mit Aufhören dieser Centralisation ist das Signal zum Aufhören Brasiliens gegeben. Es war dieß das Schicksal aller in Amerika von den Romanen gegründeten Staaten, und Brasilien ist bisher nur durch den in Europa durch das monarchische Princip erworbenen Credit davor gerettet. Aber das auf Kosten der kaiserlichen Staatsgewalt unaufhaltsam fortschreitende Streben der großen Familien, der unversöhnliche Haß der politischen Parteien, den keine Gefahr des gemeinsamen Vaterlandes zum Schweigen zu bringen im Stande ist, werden das Zersetzungswerk vollenden.

Und wenn dieses, was leicht möglich ist, zur Zeit einer europäischen ernstlichen Verwicklung fällt, so wird das Reich nichts mehr retten vor der in Fleisch und Blut übergehenden Theorie der Nordamerikaner, daß der Amazonenstrom ein Binnenmeer sey, das seinen Ausfluß durch den Golfstrom, den er veranlaßt, an der nordamerikanischen Küste habe, mithin zu Nordamerika gehöre. Schon 1853 hatte man in Brasilien die Bedeutung dieser Theorie begriffen, und vorgeschlagen durch Colonisation aus dem eigenen Lande die Gegenden des Amazonenstromes stark zu bevölkern, um dieser Gefahr gewaffnet zu begegnen. Wenn dann zu gleicher Zeit die Horden der Paraguayaner, die jetzt anfangen eine bedeutende Rolle zu spielen, der Entrerioner und Corientiner, durch das gemeinsame Interesse der organisirten Route vereint, im Süden hereinbrechen, dann dürfte der kümmerlich und mühsam groß gezogenen Pflanze der Civilisation mehr als Gefahr drohen.

Es würde jetzt dem großen Reiche ein leichtes seyn, durch liberale Colonisations-Gesetze, durch rechtliche Haltung der Verträge u. s. w. den Strom der Colonisation, wenn auch mit einiger Mühe, doch mit der Zeit an die bedrohten Punkte zu leiten. Allein im Bewußtseyn der eigenen Schwäche, im hochmüthigen Dünkel auf die eigene Race, die bereits durch die Vermischung mit dem Blute zweier wilder Racen eben nicht veredelt ist, wollen die Brasilianer in dem Einwanderer keinen gleichgestellten Staatsbürger sehen, sondern nur einen an Stelle der schwarzen Sklaven getretenen weißen Leibeigenen, der etwa zur Vollendung des Bildes der Feudalherrschaft dienen soll.

Dennoch fürchtet man das moralische Uebergewicht der germanischen Race, man arbeitet jeder größern Vereinigung derselben in Colonien entgegen, wenngleich wieder der Mangel an Kraft keine energische Maßregeln zuläßt. Um der von dieser Seite befürchteten Gefahr zu begegnen, sucht man die größern Colonievereinigungen entweder durch Einstellung der weitern Vergebung von Ländereien zu hemmen, oder indem man bei Entstehung der Colonien das umliegende Terrain an anheimische Speculanten vergibt, welche durch ihre Gewinnsucht gleich einer Zwangsjacke auf die freie Entwicklung einwirken. Daß dieses Princip der Zersplitterung der Colonisation verderblich der Entwicklung ist, wird niemand läugnen welcher den blühenden Zustand der Colonien Petropolis und Sao Leopoldo kennt, die durch die größere Vereinigung dem neuen Ankömmling die tausend Hülfsmittel der gesammten Erfahrung, der leichter zu erwerbenden Unterstützung bieten, während alle kleinern Vereinigungen nur kümmerlich sich Bahn brechen im Kampfe mit der Fremdheit der Verhältnisse, Unkenntniß der Sprache u. s. w., wie überhaupt ja heutzutage die Vereinigung das Feldgeschrei aller Unternehmungen ist. Brasilien aber zieht ein verkümmertes System, das ihm keine Furcht einjagt, dem blühenden Zustande seiner Colo-

nien vor, die, wenn man sie von vornhinein als gleichberechtigt auch in der Praxis anerkennen wollte, dem Lande von unermeßlichem Nutzen seyn müßten. Und sicherlich ist der Deutsche nicht derjenige welcher, wenn man sein Rechtsgefühl nicht verletzt, ihm das Versprochene hält, der Verfassung eines Staates Gefahr bereitet.

In der Provinz Rio Grande do Sul erregte die etwa 20,000 Köpfe starke deutsche Bevölkerung einer neunfachen Anzahl Brasilianer gegenüber schon nicht geringe Besorgnisse bei den Patrioten. Man fürchtet sie, und dennoch wagt man ihrer Ausbreitung nur im Dunkeln entgegenzuarbeiten. Hieher sollte sich der Strom derer lenken welche mit Mitteln des Vermögens und der Intelligenz ausgerüstet ihr Vaterland verlassen, um in Südamerika ihr Heil zu suchen. Hier bleibt ihnen eine Wirksamkeit und selbst politische Bedeutung vorbehalten, während sie überall der Uebermacht und dem Eigendünkel der Brasilianer erliegen werden, wenn sie nicht durch kaufmännische Operationen sich in den Städten eine Stellung erringen.

Möglicherweise kann der schönen Provinz Rio Grande do Sul, bei gehöriger Verstärkung des deutschen Elements und vernünftiger Verwendung der Kräfte trotz der angedeuteten äußerlichen Gefahr, es vorbehalten seyn, das Schauspiel zu erleben daß eine deutsche Bevölkerung jenseits des Oceans eine selbständige politische Rolle spielt, und nicht, wie es gewöhnlich der Fall gewesen, als die Piloten dient, auf welchen andere das Gebäude ihrer Macht aufführen.

*

Brasilien hatte durch die Mutter Dom Pedro's, einer spanischen Prinzessin von Geburt, die verderbliche Erbschaft der Provinz Uruguay übernommen. Nachdem man in den Jahren 1827 und 1828 unglücklich gekämpft um sich in den Besitz des Landes zu setzen, und die Schlacht von Serro largo (Villa Mello) den Verlust desselben entschieden hatte, mußte man die Unabhängigkeit des Landes anerkennen. Um jedoch seinen Einfluß aufrecht zu erhalten, hatte man die Partei der Colorados (Farbigen) gegen die Blanquitos (Weißen) unterstützt, und die Wahl des Präsidenten Fructuoso Rivera aus der Partei der erstern bewirkt, während Rosas mit der ganzen Macht der argentinischen Conföderation den Gegenpräsidenten Manoel Oribe der Partei der Blanquitos aufrecht hielt. Bald war Ribera nur auf die Stadt Montevideo beschränkt, und Oribe, der das ganze Land theils für sich hatte, theils terrorisirte, begann die denkwürdige Belagerung, besser eigentlich Blokade der nur durch eine einfache Ziegelmauer mit Banketts vertheidigten Stadt Montevideo durch neun Jahre lang, obgleich man, vielleicht nicht mit Unrecht, behauptet daß es ihm möglich gewesen wäre, dieselbe zu verschiedenenmalen zu nehmen. Es ist dieß allerdings mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, und zwar, weil er einestheils sich vielleicht nicht getraute Herr seiner Horden in der Stadt zu bleiben, anderntheils aber auch wußte daß mit der Einnahme Montevideo's der Krieg aufhörte, und mit ihm sein Plünderungssystem, welches er unter dem Vorwand desselben ausübte, und das ihm die Mittel gab seine Partei zu fesseln. Brasilien, in dieser Zeit selbst durch innere Kriege, die Revolutionen von Pernambuco und Rio Grande do Sul beschäftigt, ließ im Augenblick die Sachen am La-Plata gehen wie sie wollten. Nachdem die letzte Revolution von Rio Grande, welche ebenfalls zehn Jahre gedauert hatte, beendet war, richtete man sein Augenmerk wieder auf die Angelegenheiten der La-Platastaaten, und unterstützte die Partei der Colorados nach besten Kräften, wenngleich insgeheim. Oribe begann indessen, nachdem er die ganze Provinz fast ausgeplündert hatte — das Vieh, den eigentlichen Reichthum des Landes, ließ er zu Tausenden schlachten und verwerthen, um seine Truppen zu zahlen, wogegen den Besitzern Bons ausgetheilt wurden — die im Estado Oriental gelegenen Besitzungen brasilianischer Unterthanen anzugreifen und auf gleiche Weise auszurauben. Da die Regierung, aus Furcht durch eine Kriegserklärung die ganze Conföderation gegen sich heraufzubeschwören, nichts that um die Rechte der Unterthanen zu schützen, so bewaffneten sich die beraubten Besitzer, und fiengen an unter Commando des Chico Pedro, Baron von Jacuhy, sich selbst Recht zu verschaffen. Obgleich man dieses nicht ungern sah, so mußte man doch aus Furcht vor den Folgen, dieses Vergehen für eine Empörung gegen die Staatsordnung erklären und schickte Truppen gegen Chico Pedro, welche jedoch wenig thaten um diesen zu hindern. Daß auf die Dauer dieser Zustand nicht haltbar sey, sah man bald ein. Der Diplomatie war es vorbehalten den ersten Schritt zu thun.

Im Anfang 1851 gelang es Paraguay aus der Conföderation, der es aber nie recht ernstlich angehört hatte, herauszuziehen und selbst zu einem Bündnisse mit Brasilien zu vermögen, wobei ersteres sich verpflichtete 40,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, welche jedoch nicht im Felde erschienen.

Jetzt geschah auch der zweite Schritt. Man köderte Urquiza, den Präsidenten von Entre Rios und Corrientes, bisher unter der Hegemonie von Buenos-Ayres, mit der Aussicht auf die Dictatur der ganzen Conföderation.

Urquiza fiel ab von Rosas in der Conföderation, und setzte im August 1851 über den Uruguay bei Paisandú, und betrat somit als Feind von Rosas das von Oribe occupirte Land mit einer Armee von etwa 30,000 Mann.

Nun war auch Brasiliens Stunde zum Kriege gekommen, den man schon lange vorbereitet hatte. Schon seit Anfang 1851 hatte man in Hamburg von den Resten der damals aufgelösten schleswig-holsteinischen Armee ein Infanterie-Bataillon von 1000 Mann, später ein Artillerie-Regiment von 600 Mann, und endlich eine Pionnier-Compagnie von ungefähr 200 Mann angeworben. Was die Geschichte dieser Truppe speciell betrifft, so übergehen wir dieselbe als nicht hieher gehörig, und berühren sie nur so weit als es nöthig seyn wird um das Ganze zu beleuchten. Es ist viel hierüber geschrieben worden. Mancher feile Scribent hat nicht verfehlt, aus Servilität gegen irgend einen brasilianischen Gönner, seine Landsleute mit Koth zu bewerfen, um den Brasilianern den Beweis zu erleichtern daß sie selbst die ersten Soldaten der Welt sind, wofür sie sich bescheidenerweise halten. Nur so viel sey hier noch gesagt: wenn diese deutsche Truppe später nicht die Rolle spielte die man von ihr erwartet hatte, wenn gleich ihr Benehmen im eigentlichen Kriege vollkommen über allem Tadel steht, so lag die Schuld an der fehlerhaften Organisation, die von Brasilien ausgegangen war, und in der Selbstsucht einiger wenigen.

Da wir uns nun bei dieser Truppe befanden, so wird unsere Darstellung dieselbe von dem Augenblick an, wo sie die Gränze überschritt, begleiten.

Brasilien hatte alle Kräfte aufgeboten, um eine des Reiches würdige Armee ins Feld zu stellen. Alle verfügbare Nationalgarde der Provinz Rio Grande do Sul war in die Waffen gerufen und bildete den größten Theil der Cavallerie, während die gesammte Infanterie der Armee mit Ausnahme von 2 Bataillonen ebenfalls am Feldzug theilnahm. Dazu kamen 3 Liniencavallerie-Regimenter, ein reitendes Artillerie-Regiment und 2 Artillerie-Bataillone zu Fuß, zusammen an Linientruppen 13 Infanterie-Bataillons mit dem 15ten Bataillon deutscher Truppen, nachdem man das frühere 15te Bataillon einheimischer Infanterie wegen Mangel an Mannschaft aufgelöst hatte, etwa . . 5000 Mann,

3 Liniencavallerie-Regimenter	1200	—
1 reitendes Artillerie-Regiment (brasilianisches) .	400	—
2 Artillerie-Bataillone	800	—
Dazu Nationalgarde (Reiterei) etwa	5600	—
	13,000 Mann.	

Rechnet man nun dagegen daß Paraguay allein 40,000 Mann zu stellen sich erboten hatte, daß Urquiza mit 30,000 Mann ins Feld rückte, und die 9000 Mann starke Armee, mit welcher Oribe vor Montevideo stand, und daß Rosas, bevor das ganze platte Land von ihm abfiel, dennoch den vereinigten Kräften Brasiliens und Urquiza's die Spitze zu bieten vermochte, so wird man einsehen wie sehr Brasilien Ursache hat die Vereinigung aller dieser Streitkräfte zu fürchten.

Dom Pedro I hatte seiner Zeit über eine Armee von 27 Bataillonen Infanterie nebst dahin gehörigen Waffen in der Gesammtstärke von 30,000 Mann zu verfügen. Daß also die militärischen Verhältnisse des Reiches sich seit jener Zeit nicht gehoben haben, trotz der Dringlichkeit der Umstände, dürfte keines weitern Beweises bedürfen.

Anfangs September 1851 war die ganze Armee längs der Gränze Uruguay's vertheilt, der rechte Flügel stand bei Baye, am äußersten linken Flügel in Jaguarão, der uruguayanischen Stadt Arredanda gegenüber, lag das deutsche Bataillon (die übrigen deutschen Truppen befanden sich noch theilweise auf der See oder in Rio de Janeiro) noch mit Anfertigung seiner Zelte und der nöthigen Munition beschäftigt, welche man bisher total vergessen hatte. Um hier gleich ein Bild der administrativen Verhältnisse zu entwerfen, wollen wir nur erwähnen daß man in Jaguarão Pulver und Blei für diese Munition zu immensen Preisen von den Krämern pfundweise kaufen mußte, während im Arsenal zu Porto Alegre diese Materialien aufgehäuft waren, und binnen 50 Stunden mittelst Dampfboot von dort hergeschafft seyn konnten.

Während also dieses Bataillon mit Mühe und Noth die Munition beschaffte um dieselbe einigermaßen zu completiren, d. h. 60 Patronen per Kopf und die gehörige Reservemunition zu bekommen, liefen fortwährend dringende Mahnungen vom Commandanten der 3ten Division (linker Flügel) Brigadier João Fernandes ein, sich mit möglichster Schnelligkeit fürs Feld fertig zu machen. Auf die Vorstellungen von den Schwierigkeiten mit denen die Anfertigung der Munition zu kämpfen hätte, und dem Umstand daß wegen Mangel derselben das Bataillon nicht marschiren könne, erfolgte eines schönen Tages von Seite des Brigadiers eine Antwort, die einen altclassischen Heroismus athmete, und vielleicht unter entsprechenden Verhältnissen dafür hätte gehalten werden können, jetzt und hier aber zur lächerlichen Rodomontade wurde. Als nämlich nach einer dringenden Ordre man ihm erwiedern mußte daß bis jetzt erst 25 Stück Patronen per Kopf fertig seyen und wegen des ewig mangelnden Pulvers und Bleies man nicht mit der gehörigen Schnelligkeit arbeiten könne, erwiederte er: „Wozu hat denn die Truppe die Bajonnette!" Sollte dieser gute Mann jemals einen Biographen finden dem daran gelegen ist ihm eine Lobrede zu halten, so möge er diese heroische Antwort benützen, nur aber an einer andern Stelle einschieben. Er hatte übrigens im Grunde nicht Unrecht gehabt, nur daß die Bajonnette eben so wenig zum Handeln kamen wie die meisten Kugeln.

Am 4 Sept. 1851 hatte der größte Theil der Armee die uruguayanische Gränze überschritten. Ein Manifest in dem gewöhnlichen Styl bezeichnete diesen Schritt.

Das 15te deutsche Bataillon lag indessen in Jaguarão fest, mit seiner Ausrüstung noch fortwährend beschäftigt. Am 8 Sept. traf bedingter Marschbefehl ein, in Folge dessen sofort in den nächsten zwei Tagen die Hälfte über den Jaguarão setzte und hier ein Lager bezog.

Am 12ten wurde das Lager durch eine Nachricht allarmirt, daß Dionysio Coronel, der in Cerro Largo commandirte, eine vorgeschobene brasilianische Truppe überfallen und zersprengt habe, was das gewöhnliche Resultat eines jeden Ueberfalls oder Angriffs ist. Der Angreifer stürmt mit fürchterlichem Geschrei und Geheul hervor, und der Angegriffene reißt aus, so ist der Verlauf der meisten Gefechte. Unerklärlich bleibt es nur wie diese Racen, seitdem sie sich dem Einfluß des beherrschenden Mutterlandes entzogen, entartet sind, sobald sie sich selbst überlassen waren. Denn daß die frühern Freiheitskämpfe zwischen den Spaniern und Portugiesen in ihren Colonien Beispiele von Heldenmuth aufzuweisen haben, wird niemand läugnen können. Heutzutage jedoch ist dergleichen nicht mehr denkbar. So haben es Mexico, so Brasilien, die La-Platastaaten und fast alle übrigen südamerikanischen Staaten mehr oder minder bewiesen. Kaum noch daß überhaupt je ein regelmäßiges Gefecht zu Stande kommt, denn selbst die Kunst die Truppen in taktischer Ordnung zu gebrauchen, scheint sich zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Vesuvspartie am 15 September 1857.

Die deutschen Schweizerofficiere in Neapel nehmen sich der deutschen Fremden als halber Landsleute mit Zuvorkommenheit und anerkennenswerther Freundlichkeit an. Eine Empfehlung an einen von ihnen verschaffte mir einen angenehmen Abend in ihrem Militärcasino, wo die Regimentsmusik zu unserer Unterhaltung deutsche

Lieder aufspielen mußte. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Ausflüge besprochen, welche der Fremde regelmäßig in die Umgegend Neapels unternimmt, und man rieth mir, als auf den Besuv die Rede kam, wenn ich noch Gefährten zu dessen Besteigung finden könne, von Neapel aus hin und zurück bis zum Eremiten (also ungefähr bis zur Mitte der Berghöhe) mich eines Wagens zu bedienen, es wäre das die bequemste und dabei auch billigste Reisemanier. Trotz des Ausspruchs eines hochgeschätzten Freundes: wer nicht von unten bis zum Gipfel des Besuvs zu Fuß wandle, sey unwürdig den Berg zu besteigen, war es mir sehr lieb an einem jugendlichen Schweizer Ehepaar, das ich kurz zuvor im Eisenbahnwaggon zwischen Neapel und Caserta kennen gelernt hatte, so wie an einem Landsmann aus Breslau eine Reisegesellschaft zur Completirung des Wagens zu finden. Meine anfängliche Absicht, zu Fuß zu gehen, war wankend geworden, sobald ich an die kleinen Fußtouren zurückdachte, welche ich in letzter Zeit unter der Gluth der Sonne Neapels gemacht hatte, und selbst ein Russe mit fester Eisennatur, der einige Tage vorher allein zu Fuß zum Krater hinangestiegen war, erklärte es für zu große Anstrengung, und mahnte von der Nachahmung ab; er hatte, nebenbeigesagt, für Führer, Fackel, Nachtlager in Portici ein Erkleckliches mehr zahlen müssen, als auf jeden von uns vieren kommen konnte, wenn wir gemeinsam einen Wagen nahmen. Der Schweizer, ein Doctor der Chemie, freute sich an mir jemanden gefunden zu haben der sich nicht fürchtete, wie er, mit dem „Gesindel" zu unterhandeln, und so giengen wir mit einander auf den Largo del Palazzo, den Halteplatz der Vetturini; nach fast einstündigem Hin- und Herfeilschen war ein Kutscher für $3\frac{1}{2}$ Piaster (etwas über 5 Rthl.) gedungen. Wenn mir meine Reisevorbereitungen zu Haus fast nichts genützt hätten, so lernte ich doch wenigstens den italienischen Charakter verstehen, den wohl niemand besser uns erklärt hat als Macaulay in seiner Biographie Machiavell's; ich lernte die Leute zu nehmen wie sie sind. Ein freundliches Wort, ein Scherz zum Beweis daß man kein Tölpel sey, und der Preise nicht unkundig, bringen hundertmal weiter als barsches Anfahren. Als ich den Vetturin, mit dem wir handelten, auf die Schulter klopfte und ihm mit lachender Miene begreiflich machte daß wir keine Inglesi seyen, die nichts lieber hätten als viel zu bezahlen und betrogen zu werden, erkannte er an daß ich ein „buon signore" sey, mit dem sich sprechen lasse, und gieng schließlich mit seiner anfänglichen Forderung auf gerade die Hälfte herab. Zur bestimmten Stunde, Mittags 1 Uhr, war er im Toledo vor der jüngst erstandenen Schweizer Tratterie (welche ich bei dieser Gelegenheit nicht versäumen möchte allen Landsleuten auf das angelegentlichste zu empfehlen); die drei Rosse nickten eifrigst mit den buntbebänderten Hahnenfederbüschen auf dem Kopfe, und schüttelten ihre zahlreichen Halsschellen; ein Lob des Kutschers wegen seiner Promptheit veranlaßte ihn sich schon jetzt eine „bottiglia" zu erbetteln.

Halbkreisförmig schließen sich längs des Meeresstrandes Neapel, Portici und Resina, ohne durch Thore getrennt zu seyn, so unmittelbar an einander, daß man nicht wahrnimmt wo das eine aufhört, das andere anfängt. In Resina wurde Halt gemacht, um wegen einer Fackel und wegen eines Führers zu unterhandeln. Förster empfiehlt in seinem Reisebuche einen Vincenzo Cozzolino. Mag dieß nun im Orte bekannt seyn, oder mochten die unsern Wagen Umstehenden jenen Namen gehört haben als ich die einschlagende Stelle aus dem Guide den Wageninsassen vorlas — genug, ein großer Mann in den Sechzigen mit verwittertem, durchfurchtem Gesicht, aber einnehmendem Wesen drängte sich hervor, und erklärte er sey Vincenzo. Ich verlangte seine Legitimation — er zog die allgemeine polizeiliche Führerinstruction aus der Tasche und hielt sie uns hin; damit nicht zufrieden, begehrte ich Nachweis über seinen Namen, er meinte aber um diesen zu liefern müsse er nach Hause gehen, und das sey weit; da die Leute um den Wagen bestätigten, wir hätten den hochberühmten Führer vor uns so gaben wir uns zufrieden und nahmen den vermeintlichen Vincenzo auf den Bock.

Bis zum Eremiten fährt man von Resina zwei gute Stunden; der Weg führt zwischen niedrigen Mauern her und ist für Pferde ziemlich beschwerlich, nicht wegen seiner Steilheit, wohl aber wegen der tiefen kleinzerbröckelten grauen Lava, in welcher er angelegt ist; rechts und links von dieser Straße ist der Berg eben so angebaut wie die Ebene, mit Villen, mit kleinen Landhäusern, mit Wein und mit Kastanien. Das Haus des Eremiten, in dessen Nähe die lacrimae Christi wachsen, ist ein ganz ansehnliches Steingebäude mit Stallung; die Wirthschaft darin vermeiden jetzt gewöhnlich die Fremden so viel als möglich aus Furcht vor Prellerei; auch wir hatten uns schon in Neapel mit Proviant versehen. Dicht bei der Eremitage, nur etwas höher am Berge, liegt das königliche Observatorium, ein kleiner massiver Palast mit starkem, vierseitigem Thurm. Von da an führt der Weg in immer noch unbedeutender Steigung zum Fuß des Aschenkegels; man braucht bis dahin etwa drei Viertelstunden, und dann ungefähr noch eine weitere Stunde bis zum Kraterrand. Von diesem sind große, braune, gespenstische Lavastücke herabgerollt, deren Region schon bald hinter der Eremitage beginnt. Anfänglich stehen zwischen ihnen noch Farrenkräuter und Gräser, auch kurzes Gestrüpp, aber bald liegen sie so dicht daß sie für Pflanzen keinen Raum mehr lassen. Immer finsterer wird der Eindruck des Meeres, von dunkeln, zackigen Massen, die man vor sich, hinter sich und um sich erblickt. Die letzte Stunde hat man fast senkrecht auf ihnen in die Höhe zu steigen. Der Weg den wir geführt wurden, war erst vor vierzehn Tagen nach dem jüngsten Ausbruch angelegt, d. h. es war von den Führern auf den Lavastücken eine Richtung mit Kalkspritzen bezeichnet. Früher stieg man links von dieser Stelle da, wo Lavaasche statt Lavastücken den Kegelmantel bildeten, aber mit bedeutend größerer Anstrengung herauf, weil man keinen festen Fuß fassen konnte und mehr rückwärts glitt als man vorwärts kam. Jetzt hieß es nur aufmerksam seyn um nicht fehlzutreten; am besten war es die größten Lavastücke auszusuchen, sie gaben fast immer sichern Halt und rutschten wenig. Unsere Dame bewies daß sie aus den Schweizer-Bergen stammte. Sie hatte sich einen der Alpstöcke erstanden, welche uns Knaben in Resina zum Kauf anboten; schlauer Weise waren dieselben an ihrem untern Theil angebrannt, als sey man genöthigt über Stellen zu gehen welche den eigenen Stock verdürben. Ich weihte den meinigen dem Untergang, und er hat ihn redlich gefunden, weniger durch die Lavagluth, als dadurch daß er mir beim Einsteigen in den Wagen unbegreiflicherweise in der Dunkelheit auf dem Rückweg abhanden kam. Die Schweizerin wurde trotz ihrer Stütze doch allmählich matt; wir andern konnten

nur geringe Hülfe leisten, weil wir mit uns selbst genug zu schaffen hatten — da band unser Vincenzo stillschweigend sein Taschentuch an den Riemen des Ranzens, worin er unsere Lebensmittel trug, reichte den Zipfel hin und zog daran die Dame bis zur Höhe, bat aber wir möchten es niemanden merken lassen daß er den Sesselträgern und ihren Collegen ins Handwerk gepfuscht habe.

Noch nie habe ich eine Anstrengung schöner belohnt gefunden als die Ersteigung des Vesuvs. Die Sonne neigte sich schon dem Untergang zu, und die Aussicht nach Neapel und dem Meer war theilweis durch auftauchende Abendnebel verdeckt, selbst die Trümmerwelt Pompeji's am Fuße des Berges war kaum als hellgrau scheinende Masse zu erkennen. Wenn ich aber aufrichtig seyn soll, so lag mir daran wenig; im Rücken hatte ich ein Naturschauspiel, so großartig und herrlich als ich es je gesehen habe und je sehen werde, ein Schauspiel das alle meine Sinnen in Anspruch nahm.

Die Höhe des Berges hat man erreicht wenn man auf dem äußern Kraterrande steht, der etwa 20 Minuten im Umkreis zählt. Er bildet an seinem obern Theil meist eine ziemlich scharfe Kante, und fällt nach innen in steiler Schrägung bis zu einer Tiefe von 100 Fuß ungefähr ab; nur an der Stelle wo wir herauf kamen, dehnte sich der Rand plateauartig und breit aus. Im Innern ist eine horizontale Fläche, die (in ihrer Mitte ungefähr) die jetzigen beiden eigentlichen Krater trägt und ringsum dieselben von erstarrten braunen Lavawellen gebildet wird. Jener weite Kraterrand ist außen graue feste Lava-Asche, auf dem Kamm und nach innen zu Schwefel in reinster gelber Färbung, nur hie und da von braunrothen Adern durchzogen. Ueberall aus diesem Kamm steigen dünne, schwefelige Dämpfe aus der Erde, die zwar das Athmen nicht beeinträchtigten, aber mir das Brillengestell alsbald oxydiren machten; der Boden ist, namentlich wo er raucht, durch die Schuhe hindurch warm anzufühlen. Nicht an allen Seiten ist die Entfernung der Kammhöhe von der innern Lavafläche dieselbe; in der Richtung, nach welcher sich die letzten Eruptionen ergossen haben, fehlt sogar der Rand gänzlich; der Lavastrom mag ihn mit fortgerissen haben, der aus dem mittlern Krater kam. Dieser, der größere von den beiden, ist kegelförmig aufgethürmt, ein klein wenig abgestumpft, schwarz wie aus Kohlenstaub und etwa auch 100 Fuß hoch. Aus der abgestumpften Spitze steigt beständig hellgrauer Rauch langsam empor; alle paar Minuten schlug auch eine hohe helle Flamme auf, die nach innen mit hohlem Klang jedesmal wieder zusammenfiel; es war als fehle plötzlich im Kegel die Kraft, welche Feuer und Rauch heraustrieb, so daß im Ausströmen beider stets eine kleine Pause entstand oder, besser gesagt, dem Kegel gieng der Athem aus, er mußte Luft einziehen wie ein Mensch, der seinen Hauch in die Kälte ausstößt. Von 10 zu 10 Minuten begann ein Tosen wie in einer gewaltigen Feueresse, und dann folgte ein Auswurf von zwei Faust großen Steinen, wohl 80 Fuß hoch, an Zahl gewiß jedesmal über hundert, die im Bogen noch glühend auf den schwarzen Kegelmantel niederschlugen. Ehe wir die erste solche Eruption sahen, fragte der Schweizer ob man den Krater nicht besteigen könne; der Führer schüttelte den Kopf, und meinte hernach ironisch als die Steine aufflogen: Salite se vi piace! (Steigen Sie hinauf wenn's gefällig ist). Zehntausendmal wollte Vincenzo in den 42 Jahren, die er Führer war, den Berg erstiegen haben, und doch zeigte er bei jedem Feuerregen — der freilich nichts gerade alltägliches genannt werden kann — gleiches Entzücken wie wir, rief ein über das anderemal: „ah quanto fuoco! quanto bello!" und war stolz auf seinen Vesuv, den er halb als sein Eigenthum betrachtete. Wenige Schritte von dem eben beschriebenen Krater, welcher nach des Führers Angabe in den zwanziger Jahren entstand, befindet sich der um ein Drittel kleinere zweite Krater; er ist von gelber Farbe und röthlich geädert, seine Spitze — wenn ich den Vergleich brauchen darf — glüht beständig wie eine angezündete Rauchkerze; der Dampf ist sehr gering, und wir nahmen keinerlei Eruption wahr. In diesem Krater erstickte vor einigen Jahren Dr. Delius, der die Kühnheit hatte in den damals vor kurzem — es war 1852 — gebildeten Kegel hineinzusteigen.

Nachdem wir auf der Höhe des äußern Kraterkammes, welcher etwa zwei Drittel eines Kreises umfaßt, hergegangen waren, kletterten wir nach innen herab zu der Stelle, wo der jüngste und vorjüngste Lavastrom abgeflossen war. Ein Theil dieser Lava war bereits vollständig erstarrt; selbst wenn die dünne, meist blasige Oberdecke beim Auftreten ein wenig brach, nahm man im Innern keine Gluth wahr, doch fühlte man eine gewisse Wärme durch die Sohlen; ein anderer Theil dagegen zeigte bei der mittlerweile eingetretenen Dunkelheit feurige Risse zwischen der obern Decke, an einer Stelle sogar, und zwar an der Seite des Stroms, befand sich die Lava noch in langsamem, langsamem Flusse; die Bewegung und das Fortschreiten der schweren Masse war kaum bemerkbar; die zum Theil schon erkaltete und dadurch festgewordene Kruste hemmte das Fließen, doch von Zeit zu Zeit löste sich ein Stück Decke wie ein Eisenpanzer, knatternd ab von der flüssigen, glühenden Masse darunter, und diese bekam dadurch ihre Freiheit. Mit seinem langen Stocke holte der Führer einen Klumpen für jeden von uns aus dem Metallstrome und drückte ein Fünfgranstück hinein; ich habe dieß Andenken an Vater Vesuv glücklich mit heimgebracht. Auch wir traten in die Gluth heran und stachen in die Masse; die Hitze war so arg daß wir nur mit dem längern Alpstock der Schweizerin uns nahen konnten und nur sprungsweis, jedesmal auf einen Augenblick; der eingetauchte Stock fieng im Nu lichterloh zu brennen an wie ein Schwefelholz. Hätte er nur die gewöhnliche Länge gehabt, so möchte man sich wohl, ohne zu versengen, dem Feuer nicht haben aussetzen können. Die Fackel wurde auch daran angezündet, ebenso des Führers Pfeife. An einer entferntern Stelle, wo die Luft nur noch ein wenig durchwärmt war, nahmen wir eine halbe Stunde Platz und ließen uns Wein, Brod, Zunge und Apfelsinen vortrefflich munden. Der Rückweg führte zunächst etwa 30 Schritte weit, unfern von der noch flüssigen Lava über den andern, oben schon festen Theil des „Stromes von 40 Tagen," wie der Führer sich ausdrückte. Bei diesem Uebergang wurde uns allen doch ein wenig unbehaglich zu Muthe, denn der Boden war nicht nur unter unsern Füßen sehr heiß, sondern er hatte alle zwei oder drei Schritt schmale Spalten, durch die man, wie in einen Feuerschlund, in die rothe, sich noch bewegende Masse hinabsah. Auch der Führer schien froh zu seyn als wir hinüber waren, er hatte ermahnt rasch und leicht aufzutreten. Nun folgte ein Stück Wegs zwischen Lavablöcken und über solche, ähnlich wie beim Heraufsteigen, hier hieß es noch behutsamer als früher die Füße setzen, weil Fehltritte in der Nacht nur zu leicht möglich waren. Dann kam die steile Partie den Aschenkegel hinab, ein

Weg der ehedem auch zum Aufsteigen benutzt wurde, und hierfür gewiß eine Danaidenarbeit erfordert. Denn so angenehm und fördernd das Rutschen in der feinen Asche beim Heruntersteigen ist, so lästig und hemmend muß es beim Heraufsteigen seyn. Immer mit den Fersen zuerst einhackend sprangen wir wie mit Siebenmeilenstiefeln herunter; fiel einmal jemand, so hatte er an der steilen Aschenwand hinter sich ein weiches Lager. Die Asche war so tief daß sie mir über die Gamaschen von hinten in Strümpfe und Schuhe hereinstieg. Diese Tour mochte eine gute halbe Stunde gedauert haben, sie endete am sogenannten atrio dei cavalli, einem, soweit wir in der Dunkelheit sehen konnten, geräumigen freien Platze, bis zu welchem, ihrem höchsten Punkte die Pferde und Lastthiere kommen können. Viele Reisende reiten bis hierher und haben dann nur noch den Kegel zu erklimmen. Wir brachten unser Schuhwerk ein wenig in Ordnung, und dann ging's weiter. Die Sterne und unsere Fackel leuchteten zwar hell, doch rief uns der Führer dichter zu sich heran, weil der Weg schlechter werde; es kam wieder die Region der Lavastücke, wie wir sie beim Heraufsteigen kennen lernten; mit lobenswerther Vorsicht strich der Führer an den bedenklichern Stellen ein Stück brennendes Pech an die Steine, das für die letzten seines Gefolges noch leuchtete, wenn auch die Fackel schon voraus war. In einer kleinen Stunde hatten wir den Eremiten wieder erreicht; die letzte Strecke war ein königlicher Gendarm unser stummer Begleiter gewesen, der zum Schutz der Fremden hierher commandirt ist. Unser Vincenzo wollte uns noch zum Besten des Eremiten eine von dessen Fackeln aufschwatzen mit dem Vorgeben, es sey klar daß die unsrige bis Resina nicht ausreiche, wir dankten, da wir annahmen, im schlimmsten Falle würden unsere Pferde den breiten Weg auch ohne Beleuchtung finden; dieser schlimmste Fall trat jedoch nicht ein, denn als der Führer abstieg um sich in sein Quartier zu begeben, nahm er noch einen ansehnlichen Rest der Fackel mit sich. Beim Abschied erklärten wir ihm unsere Zufriedenheit, er hatte uns wirklich meisterhaft geführt. Er bat wir möchten ihn unseren Freunden empfehlen, indem er mit Lächeln zufügte, er sey nicht Vincenzo Cozzolino — dieser habe wegen vorgerückten Alters schon vor Jahren sein Führergeschäft niedergelegt — sein Name sey vielmehr Genaro Raio. Die Pferde flogen nach Neapel, das schon beim Herabsteigen vom Berge uns wie ein halbkreisförmiger Lichtstreif entgegengeschimmert hatte. Die Fahrt in der erquickenden Nachtluft that nach der ermüdenden Fußpartie äußerst wohl. Im Café d'Europe am Eingang des Toledo machten wir uns noch den Genuß eines trefflichen Pfirsicheises, unbekümmert um das komische Erstaunen, das wir vier Forestiari mit unsern von Fackelrauch stark geschwärzten, im Gaslicht hell hervortretenden Gesichtern bei den neapolitanischen Elegants erregten welche im Café versammelt waren. Um 12 Uhr waren wir zu Haus. Zwischen meinen Bettvorhängen hindurch sah ich die Flammenkerze des Vesuv auflodern, bis ich einschlief.

Die Insel Perim und der Suezcanal.

Wer hätte der Insel Perim oder Beim es angesehen daß sie zum Schaukelpferd der europäischen Journalistik während eines ganzen kühlen Frühjahrs dienen könnte? So lesen wir in einer sogenannten fachwissenschaftlichen Zeitschrift [1] folgendes Muster einer declamatorischen Uebung: „Am Eingang der Meerenge Bab el Mandeb, gegenüber dem Felsen auf welchem wie ein Adlernest die Festung Aden schwebt, erhebt sich, umspült von den Fluthen, eine kahle Insel, in deren Besitz die Türkei seit einer sehr entfernten Zeit ist. Bisher vergessen, ist diese Insel zu einer Berühmtheit in den Annalen europäischer Politik gelangt; und zum gordischen Knoten geworden, dessen Lösung die Geschicke der Welt vielleicht entscheiden wird. Ob Perim dem Sultan zurückgegeben oder von den neuen Besitzergreifern festgehalten werden soll, ist eine Frage die heute oder morgen den Frieden Europa's aufrecht erhalten oder umstürzen kann." Der Mann der diese großen Worte so gelassen ausspricht, unterzeichnet sich als Dr. Le Gros de la Croix. Nun wird aber die Halbinsel Aden bekanntlich von einem erstorbenen vulcanischen Krater gebildet, und da wo die Wände des Feuerbergs eingestürzt sind und eine tiefe Bresche hinterlassen haben, liegt die Festung. So muß man den Dr. Le Gros de la Croix verstehen wenn er sie als Adlernest auf den Felsen schweben läßt. Zweitens verlangt der tief Erregte daß Perim dem Sultan „zurückerstattet" werde, da diese Insel seit „sehr langer Zeit" (un temps fort reculé) der Türkei gehört habe. Es ist allerdings ziemlich lange her daß die Insel der Türkei gehört hat, nämlich vor zwei Jahrhunderten, zu einer Zeit wo der Türkei noch viel andere gute Sachen gehörten, z. B. Ungarn. Im Jahre 1570 gelang es der Pforte vollständig sich des arabischen Jemen zu bemeistern. Allein in den zwanziger Jahren des 17ten Jahrhunderts waren die arabischen Häuptlinge schon wieder frei. Daß die Pforte jetzt nichts mehr in Jemen zu suchen und zu befehlen hat, weiß jedermann, auch lassen gute moderne Karten die politischen Gränzen der Pforte in Arabien nicht über das Hedschas hinausreichen. Aber auch im Hedschas, welches zur ägyptischen Statthalterschaft gehört, ist die Hoheit des Sultans nur eine schattenhafte und conventionelle, wie wir aus Burtons Schilderungen wissen, ja der Scheriff von Mekka z. B. erscheint beinahe wie ein unabhängiger Souverän. Dem sey wie ihm wolle, in keiner Stadt Jemens werden türkische Münzen geprägt, und im Kirchengebet der Name Abdul Medschids genannt. Dieß aber sind nach morgenländischem Staatsrecht die Kennzeichen der Souveränität. Die politischen Gränzen der Pforte lassen sich in Asien und in Afrika so wenig ziehen daß auf den Wiener Conferenzen ein russischer Bevollmächtigter die schlagenden Worte sprach: „Wie kann mein Hof die Integrität eines Reiches verbürgen, dessen Ausdehnung nach Süden und nach Westen man gar nicht auszusprechen vermag?" Gesetzt aber die Pforte herrsche gegenwärtig in Jemen so gut oder wenn man will, so schlecht wie in Syrien, so fragt sich's doch wieder, ob eine Insel, auf welcher bisher nur Vögel nisteten und Guano deponirten, die nie bewohnt gewesen ist, politisch zu dem angränzenden Festlande gehört, auch wenn sie geographisch ihm unbedingt zugerechnet werden muß. Darüber stritt man

[1] Revue de l'Orient 1858. Mai.

bekanntlich auch wegen der Hondurasbay-Inseln, und der Casus ist noch heutigen Tages nicht entschieden. Wenn die Britten die Vögel von der Insel Perim also auftrieben, begehen sie gewiß gegen keinen Staat und keine Nation ein Unrecht. Will man dergleichen Verstöße rügen, warum verliert man kein Wort über die gleichzeitige Besitzergreifung der Kokos-Eilande, die offenbar der niederländischen Krone gehörten und worüber die holländische Presse mit Fug und Recht in ein Zeter ausgebrochen ist? Freilich! die Kokos-Eilande lassen sich nicht als ein gordischer Knoten begrüßen, bei dessen Lösung die Fugen des europäischen Staatenbaues erkrachen müssen.

Perim, sagt man, ist der Riegel der Thränenpforte (Bab el Mandeb) wie die Araber die Einfahrt in das schreckliche rothe Meer nennen, dessen Hochofentemperatur sie fürchten, und das selbst von indischen Matrosen gern gemieden wird, weil selbst eine Dampfschifffahrt nicht abläuft, ohne daß an Bord zwei oder drei Leichen auf das Brett geschnallt werden müssen. Perim theilt die Bab el Mandeb in zwei sehr ungleiche Hälften, in die kleine und die große Durchfahrt. Die letztere zwischen Afrika und Perim ist 7 bis 8 deutsche Meilen breit, und wird dann eingeschlagen wenn die Brise gut ist. Zur Nachtzeit gewährt sie sogar größere Sicherheit. Die kleine Durchfahrt liegt zwischen der Insel Perim und dem arabischen Ufer. Sie ist die gewöhnliche Straße für die gegenwärtigen Seefahrer des rothen Meeres, also für die Asiaten, und da ihre Breite wenig über eine deutsche Meile beträgt, so würde die Durchfahrt allerdings völlig durch Festungswerke auf Perim gesperrt werden können. Die Insel hat aber noch eine andere Eigenschaft, sie besitzt nämlich nach der großen Durchfahrt zu einen vortrefflichen Hafen,[1] der vor allen Winden geschützt ist und Raum für 40 Kriegsschiffe bietet. Die Engländer werden übrigens ihre Festungsbauten theuer genug bezahlen müssen. Das Klima hat dort nie den Menschen geduldet, und eben so wie sie genöthigt waren, wie vor ihnen die Portugiesen genöthigt wurden, ihre Niederlassung auf der nahen Insel Socotoro aufzugeben, so dürfte auch Perim mehr Menschen kosten als es werth wäre. Doch ist das die Sache der Britten, denn wir sitzen ja im Kühlen und am frischen Brunnenwasser, welches auf Perim nie vorhanden war. Nun weiß man daß die Engländer Perim bereits von 1799 bis 1801 besetzt hielten, auch dort einige Cisternen anlegten, was beiläufig bemerkt ein großer Luxus war, weil es in jenem Theile des rothen Meeres Jahre gibt wo es gar nicht regnet. In jener Zeit standen die Franzosen in Aegypten und war Indien bedroht. Wenn also die Engländer jetzt wieder auf Perim Cisternen bauen, so muß Indien abermals bedroht seyn, und dieß führt nothwendig auf den Suez-Canal.

[1] S. das Croquis der Insel in Petermanns geogr. Mitth. 1858 Nr. IV, oder die größere Karte in den Nouv. Ann. des Voy. Mai 1858, beide nach Moresby's Karte des rothen Meeres gearbeitet.

Wir gestehen in der That nicht mehr die Politik der englischen Staatsmänner, die in einem Athem uns versichern, der Canal sey eine „Seifenblase," und gleichwohl heimlich die Riegel an der Thränenpforte wieder in Gang zu setzen suchen. Wir unsrerseits haben die von Lessep'sche Unternehmung stets als Seifenblase betrachtet — vom finanziellen Standpunkt aus. Wenn sich alle Mittelmeerstaaten verbänden und sprächen, wir wollen 300 Mill. Francs zusammenschießen und wegwerfen an dieses Unternehmen, wir fordern keinen Sou Zinsen, wir wollen nur daß der Canal sich auf eigene Kosten reinigt und ausbessert, denn wir haben nur den mercantilen Aufschwung der Mittelmeerplätze im Auge, der mehr werth ist als die Zinsen von 300 Millionen Francs, so läßt sich gegen eine solche Millionensprache nicht das mindeste erwidern. Wollen also die Mittelmeerstaaten 300 Mill. Francs in den Sand von Pelumsium schütten, warum geben ihnen die Engländer nicht fair play? Wenn die ganze Sache, die zu einem Postulat des Occidents erhoben wird, nur ein Humbug ist, so lasse man nur ganz ruhig die Actionäre wirthschaften. Man warne die Klugen, und lasse die Einfältigen durch die Natur der Dinge gestraft werden. Hätten aber brittische Diplomaten ruhig zugeschaut, hätten sie Vertrauen gehabt auf das Gutachten Stephensons, des ersten praktischen Ingenieurs der Welt, hätten nur die ersten Spatenstiche zur Ausführung des „leider unsterblichen" Suez-Canals begonnen, die Börse wäre dann einfach der Richter über die Thorheit der Menschen geworden. Jedenfalls ist das Experiment werth daß es versucht werde. Und es kann gelingen, es kann wirklich dem Handel nützen, namentlich dem Handel der sich der Dampfschifffahrt bedient, jedenfalls auch der mediterraneischen Segelschifffahrt. Daß der Welthandel in andere Bahnen gelenkt, daß er aus einem oceanischen wieder ein thalassischer, daß Italien und süddeutsche Städte wieder der fetten Jahre des Mittelalters genießen, daß Indien jemals wieder, wie damals, das Alpha und Omega des überseeischen Handels werden, ja daß der Export aus asiatischen Stapelplätzen einen außergewöhnlichen Aufschwung in Folge verminderter (?) Frachtlöhne nehmen könnte, — das sind eben nur Laienfaseleien, die man einmal widerlegen, aber dann nicht mehr beachten soll. Durch Englands Benehmen aber bekommt die Sache mehr und mehr einen militärischen Geschmack, und aus einer Börsenphantasie wird in der Sprache des Dr. Le Gros de la Croix ein gordischer Knoten. Wir glaubten früher bewiesen zu haben daß ein Canal durch die Landenge der brittischen Herrschaft nie eine unruhige Stunde verursachen könnte, weil, so lange sie Meister zur See ist, sie den Canal beherrschen würde, und sobald sie es nicht mehr wäre, Indien schon bedroht sey, und wenn in die Bitterseen auch kein Tropfen indisches Wasser liefe, allein aus ihrem neuesten Betragen geht klar hervor daß die Engländer doch nicht recht trauen, und daß ihnen die „Seifenblase" Schrecken macht. Ist es den andern zu verdenken wenn sie erst recht canalisirungswüthig werden?

Auszug aus einem Privatbrief Sir Robert H. Schomburgk's über seinen Empfang in Bangkok.

Am 30 November fuhren wir von Singapur ab, und eine Reise von sechs Tagen brachte mich nach der Mündung des Flusses Menan, an welchem 35 engl. Meilen höher hinauf Bangkok liegt. Der König sandte seine kleine Dampfyacht, um mich vom Bord des Kriegsdampfers Fury, welcher, da das Schiff zu tief geht um über die Barre zu kommen, an der Mündung liegen bleiben mußte, nach der Hauptstadt zu bringen.

Es ist beinahe unmöglich sich eine Vorstellung von Bangkok zu machen, ohne es gesehen zu haben. Die Stadt an beiden Seiten des Flusses erstreckt sich ungefähr 3—4 engl. Meilen. Dem Ufer entlang sind schwimmende Häuser, d. h. eine beinahe ununterbrochene Linie, manchmal doppelt und dreifach. Diese Häuser sind auf Rafts oder Flößen gebaut, und würden von der Strömung fortgeführt werden, wie es dennoch manchmal geschieht, wenn sie nicht durch Anker oder sonst befestigt wären. Auf Terra-Firma befinden sich die Häuser einer mehr ausgezeichneten Bau-Art. Hier wohnen die hohen Familien, die Edelleute und Prinzen. Die eigentliche Stadt liegt am linken Ufer des Flusses, enthält die Paläste beider Könige, und einige schöne Tempel oder Wats; einer dieser Tempel Pororanivet ist von sehr großem Umfang und enthält etwa 4—500 Priester oder Talapoins, und vielleicht ein tausend Knaben, um diesen Faullenzern aufzuwarten. Diese Tempel bestehen aus großen Gärten, mit schönern Gebäuden, Belvederen, nach chinesischer Art gebaut, Pyramiden, reich vergoldet und mit Porcellan verziert, Statuen von menschlichen Figuren, Löwen, Drachen 2c., und vielleicht 2—300 kleinen niedlichen Häusern für die Priester. Einer dieser Tempel auf der rechten Seite des Flusses endigt sich in einen pyramidenartigen Thurm, vielleicht 300 Fuß hoch und ganz schachbrettartig von verschiedenen farbigen Stückchen Porcellan, Glas, Gold und Elfenbein ausgelegt. Es ist ein staunenerregendes Bauwerk, und wenn die Sonne ihre Strahlen darauf wirft, und man die Pyramide in einiger Entfernung sieht, wird das Auge geblendet vom Glanz.

Der königliche Palast enthält keine außerordentlichen Gebäude, außer das worin der König hohe Gesandte empfängt, Mahaprasat genannt, aus vier über einander sich erhebenden Dächern bestehend und in einer goldenen Thurmspitze sich endend. Hier wurde denn auch mir die Ehre des Empfangs. Am bestimmten Tage kamen 50 Barken und Gondeln vorm Consulat an, darunter die Staatsgondel des Königs, nicht um mich und Suite zu führen, sondern den Brief der Königin, welcher in einer goldenen Vase auf den Thron gestellt wurde. Meine Gondel, äußerst prachtvoll und mit reich gestickten Vorhängen versehen, der Boden mit reichen türkischen Teppichen, folgte zunächst. Ich bestieg sie mit Hrn. Gingell, dem fungirenden Consul, und weil wir keine Stühle vorfanden, da man hier à la turque sitzt, sandten wir ins Consulat nach diesem Desideratum. In der nächsten Gondel folgte meine Suite, aus dem Dolmetscher, drei Secretären, und dem Arzt bestehend. Dann drei zu drei die Barken, einige voller Soldaten, andere Musikanten enthaltend, welche einen höllischen Lärm machten. Wir hatten ungefähr $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen den Fluß hinaufzusteigen. Ueberall wo nur Platz sich fand, war das Ufer mit Menschen besetzt. Eine andere Escadre von bewaffneten Booten erwartete uns auf halbem Wege und gieng uns voran bis sie zum Landungsplatz kamen, wo sie ein sehr hübsches Manöver ausführten und eine Art Gasse bildeten, durch welche wir zum Landungsplatz fuhren; jede Barke welche Musikanten an Bord hatte, gab uns einen Tusch von allen möglichen heidnischen Instrumenten. Ausgestiegen, wurde der königliche Thronsessel beschwert mit der Vase welche den Brief der Königin enthielt, ich folgte auf einem zweiten sehr eleganten Tragsessel, und die Suite erhielt niedliche Ponies, ganz pittoresk aufgeputzt. Eine Anzahl Hofleute, Generale umgaben uns, große Staatsschirme mit sieben Dächern, nur dem König gegönnt, wurden von Trägern über die Vase gehalten, welche den Brief enthielt. Sowie das Cortege durchs erste Thor trat, erschallte eine Salve von 21 Kanonen. Vom Thor bis zum Wartsaal erstreckten sich auf beiden Seiten Truppen, in den Costümen ihrer Provinzen gekleidet, mit Speeren, Spießen, Javelinen, Armbrusten, Keulen, selbst einige mit Neptuns Dreizack bewaffnet. Andere hatten Schilder und kurze Degen. Die verschiedenen Kopfbedeckungen erstreckten sich vom Tschako und Helm bis zur Frauenkappe. Hinter den Reihen der Soldaten standen reich ausstaffirte Pferdchen, von Stallknechten gehalten, dann kam ein Elephant mit seinem Führer auf dem Rücken, das Thier mehr einer Statue ähnlich, denn es bewegte sich nicht. So hatten wir vielleicht einige tausend Mann Truppen und 50—60 Elephanten passirt, als wir am Wartsaal ankamen. Hier auf einem großen Platze waren die Kriegselephanten, schöne Thiere, jedes eine Kanone oder Drehbasse auf dem Rücken, und fünf oder sechs Soldaten bereits dem Führer. Großen Herren gemäß ließ uns der König etwas warten. An einem zweiten Thor angekommen, stiegen wir von unsern Sesseln und giengen zu Fuß. Im Hof welchen wir betraten, waren zwei Regimenter europäisch uniformirte Soldaten aufgestellt. Sie präsentirten und das Musikcorps versuchte „God save the Queen“ zu imitiren. Unter einem Baldachin standen die drei vorzüglichsten der Pferde des Königs, welche den Rang der Edelleute besitzen. Sie erhalten ihr Wasser aus goldenen und silbernen Gefäßen, und haben einen eindächigen Sonnenschirm vor sich stehen, um ihren Rang anzuzeigen. Es waren keine ausgezeichneten Thiere, von viel größerem Interesse waren die Staatselephanten, die königlichen Sessel tragend, mit Bedienten, und Führen, uniformirt, als wollte Se. Maj. eine Promenade unternehmen; dieß waren wirkliche Riesen ihrer Art. Wir traten nun in den dritten Hof, welcher den Empfangsaal oder Mahaprasat enthält. Der Hof war mit roth gekleideten Musikanten und Hofdienern gefüllt. Ich nahm hier die Vase vom königlichen Sessel und stieg die Treppen des Saales hinauf. Welcher Anblick als ich eintrat in den reich geschmückten Saal, Hunderte der Prinzen und Edelleute, alle in gestickten seidenen Kleidern, lagen auf ihrem Bauch, die Hände in anbetender Form und das Gesicht nach dem König gerichtet, welcher am Ende des Saales, auf seinem Thron sitzend, mehr einer Figur aus Wachs glich als einer lebenden Person. Der Thron, mit Gold und Edelsteinen verziert, erhebt sich etwa $5\frac{1}{2}$ Fuß über den Boden, ein schwerer seidener Vorhang, mit Gold gestickt, erstreckt sich, in der Mitte gespalten, quer durch den Saal. Die Kleidung des Königs war ein seinem Körper eng anliegender Staatsrock, alles mit Gold gestickt; sein Gürtel, welcher das Schwert trug, mit Edelsteinen übersäet. Seine Kopfbedeckung war eine Mütze von schwarzem Sammet, ganz in der Form der preußischen Helme, ohne den Schirm. Der Mützenknopf war ein schöner Diamant und ein noch mehr ausgezeichneter machte die Spitze der Mütze aus. Auf einem kleinen Tische zu seiner Rechten war die Krone;

man hatte für uns zwischen den ausgestreuten Edelleuten eine kleine Gasse gelassen, um in die Nähe des Thrones zu kommen. Am Fuße desselben lagen in einer äußerst malerischen Gruppe die Leibwache des Königs, einige mit Revolverbüchsen, andere mit Pistolen, Schwertern und Spießen bewaffnet. Zur Rechten des Thrones auf seinem Angesicht lag der ältere Halbbruder des Königs (nicht sein Bruder, der zweite König, welcher gar nicht gegenwärtig war), auf der Linken sein jüngerer Halbbruder, der Prinz Krom Hluang Wangsa, eine wahre Masse von Fett; denke dir, welche peinliche Lage für ihn, und in derselben hatte er 1¼ Stunde zu bleiben, solange dauerte die Audienz. Man nennt ihn hier den fetten Prinzen. Wie ich ihn dort so liegen sah, konnte ich ihn nur mit der Gestalt eines riesenhaften Frosches vergleichen. Es ist wahr, alle diese hohen Herren lagen auf gestickten sammetnen Kissen, haben vor sich goldene und mit Edelsteinen geschmückte Vasen, welche Betelnuß enthalten, auch haben sie niedliche Theeservice, aus denen sie sich von Zeit zu Zeit mit einem Täßchen helfen. Wasser ist auch da in goldenen Schalen, so daß die Ausstaffirung jedes der Prinzen und höheren Edelleute sich auf sehr bedeutende Summen belaufen mag, und diese große Anzahl der Gefäße und Verzierungen sehr zum malerischen Anblick beiträgt, allein das Incommodirende der Dalinstreckung muß sehr alle andern Bequemlichkeiten beeinträchtigen. Ein Zoll dem Throne näher oder ferner, ist von der größten Wichtigkeit. Der ältere Halbbruder des Königs liegt dem Thron wenigstens sechs Zoll näher als der jüngere; für mich und Hrn. Gingell waren Kissen in der Mitte des Saales, und in derselben Linie mit dem Premierminister und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten gelegt. Die Suite hatte Kissen hinter uns; hier hatten wir uns à la turque niederzusetzen, Vasen mit Wasser, Cigarren und brennende Lichter standen uns zur Seite, jedoch weder ich noch Hr. Gingell raucht, und unsere Suite folgt unserem Beispiel. Das Lesen der Reden des Briefes der Königin, Fragen ꝛc. folgten, genug, wir waren alle froh als sich der König erhob, und der Vorhang vorgezogen wurde. Ich bemerkte dann daß der König eine Drehpistole von der Tafel nahm, wo zu gleicher Zeit seine Krone stand, ein Beweis daß er sich nicht sehr sicher glaubt.

Seine königl. Hoheit der fette Prinz kam dann vorwärts und benachrichtigte uns daß er Befehl erhalten habe uns alle Merkwürdigkeiten des Palastes zu zeigen, unter andern den castanienbraunen Elephanten (der weiße ist des Todes verblichen), welcher einen Prinzen als ersten Aufwärter hat. Die merkwürdige Farbe, die herrlichen Schabracken, goldene mit Namen verzierte Bänder, welche seinen Rüssel und seine monströsen Beine schmückten, zeichnen ihn am meisten aus. Wir begaben uns dann in einen Salon, wo ein déjeûner dinatoire uns erwartete. Hier erschien der König in leichten Kleidern, aber mit Edelsteinen übersäet, mit vier seiner lieblichen Kinder (alle von verschiedenen Müttern) und trank ein Glas Wein zur Gesundheit der Königin. Ich erwiederte das Compliment auf gleiche Art, und endlich halb 6 Uhr des Abends konnten wir nach dem Consulat zurückkehren.

Der Empfang beim zweiten König war auf gleiche Weise, nur nicht so splendid. Meinen Empfang bei der Königin werde ich in meinem nächsten Brief berichten, auch eine Beschreibung des Amazonencorps beifügen.

Die Reisen des Chinesen Hiuen-thsang in die Westgegenden, namentlich nach Indien im 7ten Jahrhundert n. Chr. [1]

Man kennt schon aus Abel Remusats und Klaproths französischer Uebersetzung die Denkwürdigkeiten buddhistischer Reiche von Fa-hian. [2] Viel umfangreicher ist das Werk von Hiuen-thsang, der 17 Jahre auf dieser gefahrvollen Pilgerfahrt zubrachte. Bei dem bekannten Mangel fast aller historischen Werke bei den Indern, die, beständig ihren Sinn auf das Jenseits gerichtet, die Vorkommnisse dieser Welt aufzuzeichnen und zu überliefern wenig Sinn zeigten, und bei dem historischen Sinne der Chinesen, die, eines eigentlich historischen Volkes, das um das Jenseitige wenig bekümmert, die Weltbegebenheiten dagegen sorgfältig verzeichnet hat, mußten diese Berichte umsomehr die Erwartung erregen, als gerade diese Periode der indischen Geschichte fast eine tabula rasa zeigte. Hr. Prof. Julien hatte bereits Alex. v. Humboldt für dessen Asie Centrale nicht unwichtige Auszüge aus diesem Werk mitgetheilt, und dann später, statt eine Uebersetzung des ganzen selber zu liefern, erst eine Geschichte des Lebens von Hiuen-thsang [3] und seiner Reisen in Indien 629—645 herausgegeben. Es ist dieses Werk nicht von ihm, sondern von zweien seiner Schüler: Hoei-li und Tsong-yun, nur ein Auszug, aber belebter und unterhaltender. Um denen die mit den Schwierigkeiten einer solchen Edition nicht bekannt sind, nur einen kleinen Begriff zu geben, bringen wir ein paar Beispiele von Eigennamen. Wer wird in den chinesischen Tönen Than-mu-te z. B. das Sanskrit-Wort Dharmaguptas oder in Kia-ye-i den Namen Kasyapyas erkennen? Oder gar die chinesischen Uebersetzungen von Namen gleich verstehen, und z. B. in Hoei-ing (dunkler Schatten) das indische Nirvâna errathen, oder in Schi-thsin: der Vater der Generation, das Sanskrit Vasubandhu? Julien mußte erst Sanskrit lernen, um mittelst dessen solche chinesische Ausdrücke deuten zu können — ein Chinese aus Confucius' Schule wiederum verstand ein solches Buch nicht einmal — und dann sich an 1200 phonetische chinesische Bezeichnungen für indische Namen und Ausdrücke sammeln. Einige Polyglotten, namentlich der Mahavyutpatti, eine Sammlung buddhistischer Ausdrücke und Phrasen in der Sanskrit-, tübetanischen, mongolischen und chinesischen Sprache, die der russische Minister des öffentlichen Unterrichts, Hr. v. Norow, ihm sehr liberal mittheilte, waren dabei begreiflich von großem Nutzen. Dieser Theil enthält die ersten acht Bücher des Werks, der zweite wird die vier letzten enthalten, und es sollen dann die andern ähnlichen Reisebeschreibungen und Reisen in einem dritten Bande noch nachfolgen.

Das erste Buch gibt meist nur kurze Notizen über 34 mehr oder minder kleine Herrschaften noch außer Indien und nördlich davon. Der Vorredner sagt: „nachdem Hiuen-thsang, Kao-tschang (das Reich der Uiguren oder Osttürken) verlassen, beginnt er seine Reise mit dem nächsten Lande Yen-ki (Kharaschar).“ Das Werk selbst beginnt mit dem Reich Okini (Agni), das 600 L. von O. nach W., 400 von S. nach N. maß, ringsum von Bergen

---

[1] Mémoires sur les contrées occidentales, traduits du Sanscrit en Chinois, en l'an 648, par *Hiouen-thsang* et du Chinois en Français par M. St. *Julien*. T. 1. Paris 1857. 8°.

[2] *Foe koue ki* ou relation des royaumes Bouddhiques: voyage exécuté, à la fin du IV siècle par *Chy fa hian*, traduit du Chinois et commenté par M. A. *Rémusat* revu etc. par MM. *Klaproth* et *Landresse*. Paris 1836. 4°.

[3] Histoire de la vie de Hiouen thsang et de ses voyages dans l'Inde, entre les années 629 et 645. Paris 1853. 8°.

mit schwerzugänglichen Pässen umgeben war, von welchen viele Ströme zur Bewässerung der Felder mit Weizen, rother Hirse, Birnen, Pflaumen, Trauben sich herab ergossen. Die Lage ergibt das folgende Reich Kiu-tschi, das jetzige Kutsche, zu dem er, nachdem er 200 Li nach SW. über einen kleinen Berg und zwei große Flüsse, und dann noch 700 Li durch ein Thal gereist war, gelangte. Er rechnet es 1000 Li von O. nach W., 600 von S. nach N. Außer den erwähnten Kornarten erzielte man auch Reis, dann Pfirsiche und Mandeln; es hatte Gold-, Kupfer-, Blei-, Eisen- und Zinnminen, und stand unter einem eigenen Könige. Die Hauptstadt war aber verlassen. Der König hatte die Türken (Tu-kiu) herbeigerufen. Nach 600 Li von W. durch eine sandige Wüste gelangt er nach Baiuka, das 600 Li von O. nach W. und 300 von S. nach N. maß, und dann nach 300 Li nordwestlich über einen Eisberg (Ling-schan, den jetzigen Muser Dabaghan, auf sehr gefährlichen Wegen wegen der Sandwirbel zum großen See Thsing-tschi, dem jetzigen Issikul, von 1000 Li Umfang, mitten zwischen Bergen und nach weiteren 500 Li nordwestlich zu einer Stadt am Fluß Su-ye. Die kleinen von einander unabhängigen Häuptlinge waren alle den Türken unterworfen; dann nach 400 Li westlich zu den 1000 Quellen, jetzt Ming-bulak, wo der Türken-Chan im Sommer campirte, und nach 150 Li zur Stadt Taras (Ta-losse) von 9 Li im Umfang, wo Kaufleute aus verschiedenen Ländern untermischt wohnten, 10 Li südlich davon war eine chinesische Stadt mit 300 chinesischen Familien, die das Costüm der Türken angenommen, aber chinesische Sprache und Gebräuche bewahrt hatten. Es waren eigentlich von den Türken geraubte Chinesen, zu denen sich später andere geschlagen hatten.

Von Taras geht die Reise über Samarkand, Balch bis Bamyan, wo er die Gränze Indiens erreicht. Das zweite Buch gibt daher erst eine allgemeine Notiz über Indien und die Sitten der Inder, und dann noch einige kurze Notizen über drei Herrschaften an der Gränze Lanpo oder Lamghan, 600 Li östlich vom vorigen, jenseits der schwarzen Berge — nach ihm innerhalb der Nordgränze Indiens oder vielmehr in Nord-Afghanistan — damals abhängig von Kapisa, wie auch das folgende Reich Nagarahara (Na-kie-io-ho), 100 Li südöstlich davon und dann Gandhara (Kien-to-lo), 500 Li südöstlich. In allen drei Reichen herrschte damals ebenfalls noch der Buddhaismus. Das erste hatte ein Dutzend Klöster, das zweite auch eine Menge, aber beide nur wenige Mönche. Die Stupas hier lagen in Ruinen, sowie auch die Gandharas mit seinen 1000 Klöstern. Dieses hatte einst eine große Anzahl indischer Lehrer erzeugt, die Schastras verfaßt hatten. Der Verfasser gibt von den Stupas und einigen Bildsäulen Buddha's hier nähere Nachricht.

Ueber die Gebirge kommt er nach 600 Li Weges nach Udyana, und von da über Bolor, Takschasila, Singhapura, Urasi, nach Kaschmir und von da dann nach Punatscha und Radjapura, über welche acht Reiche das dritte Buch Nachrichten gibt. Die über das erste Reich und die über Kaschmir sind am ausführlichsten, die über die andern nur kurz; das 3te, 4te, 5te, 7te und 8te waren damals von Kaschmir abhängig. Die Einwohner aller dieser Länder von Lamghan an, bemerkt er (S. 188), seyen von gemeinem, unedlem Ansehen, ihr Naturell gewaltthätig und wild, ihre Sprache gemein und grob; sie beobachteten weder Recht noch Sitte, das Land gehöre noch nicht zum eigentlichen Indien; sie hätten noch die schlechten Sitten der Gränznachbarn (Mletchas). Doch waren diese Reiche noch voll Denkmäler des Buddhaismus. In Udyana (U-tschang-na), wo Sprache und Schrift der indischen glichen, glaubte man an Buddha's Gesetz und folgte dem großen Vehikel. An beiden Ufern des Subhavastu gab es einst an 1400 Sangharamas (Kia-lan), die aber damals meist in Ruinen waren, und die Zahl der Mönche, früher 18,000, hatte sich sehr vermindert. Sie lagen der Meditation ob, studierten die darauf bezüglichen Texte, waren aber unfähig den Sinn zu ergründen; sie hielten sich meist an magische Formeln und zerfielen in fünf Schulen, die er nennt. Daneben gab es aber ein Dutzend Göttertempel (Devalayas) und die Häretiker verschiedener Secten wohnten unter einander gemischt. Dann zog er östlich über Gebirge den Indus (Sin-tu) hinauf und erreichte nach 500 Li Bolor (Po-lu-lo). Das Klima ist hier schon eisig, die Männer sind wild; statt baumwollener Kleider trug man grobe Wollzeuge; ihre Schrift glich der indischen, ihre Sprache war aber verschieden. In mehreren 100 Klöstern zählte man einige Tausend Mönche. In Takschasila, jenseits des Indus, wo das Klima milder, sah er noch viele Klöster, aber meist verlassen, mit wenigen Mönchen; in Urasi eins mit nur wenigen Mönchen. In Singhapura wird eine häretische Secte erwähnt, die nackt gieng oder weiße Kleider statt der gelbbraunen buddhistischen trug, aber sonst meist der buddhistischen Lehre folgte. In Kaschmir (Kia-schi-mi-lo), dessen Einwohner er schön aber verschlagen, doch wohl unterrichtet fand, gab es neben den Ketzern noch ein hundert Klöster mit 5000 Mönchen, 4 Stupas, angeblich von Asoka erbaut u. s. w. Er erzählt daß Kanischka, König von Gandhara, der 400 Jahre nach Buddha's Eingang in das Nirvana den Thron bestieg, einst eifrig die Bücher Buddha's studierte, eine große Versammlung berief, die Texte der Schastras auf Kupferplatten eingraben, diese in eine Steinkiste hineinthun und in einem Stupa deponiren ließ. Nach seinem Tod bemächtigte die Race der Kritiyas (Ki-li-to) sich der Herrschaft, vertrieb die Mönche und schaffte den Buddhaismus ab, bis der König von Himatalo in Tokharistan, ein eifriger Buddhist, mit 3000 Mann, als Kaufleute verkleidet, zu ihm eindrang und ihn umbrachte, die Mönche zurückrief und ihnen ein Kloster baute. Punatscha, wo es schon heiß ist, man sich in Baumwolle kleidet, Zucker, Bananen u. a. Südfrüchte wachsen, hatte nur 500 Klöster, alle in Ruinen, wie auch Radjapura 400 Li südöstlich davon, nur wenige Mönche in 12 Klöstern, aber eine unzählige Menge Ketzer hatte.

Das 4te Buch gibt Nachricht von 15 Reichen. Die Einwohner Tse-kias, wo es sehr heiß ist, 700 Li südöstlich von letzterem, einen Berg abwärts, kleideten sich in Seide; es gab aber nur wenig Buddhisten da. Mehrere 100 Jahre vorher hatte ein König der fünf Indien, Mahirakula, den Buddhismus ganz auszurotten und die Mönche zu vertreiben befohlen. Der König von Magadha Baladitya, ein eifriger Buddhist, hatte ihm deßhalb den Tribut verweigert, und als er gegen ihn zog, ihn gefangen genommen, auf Bitten seiner Mutter ihm aber das Leben geschenkt, worauf er nach Kaschmir floh, dort gut aufgenommen, den König durch List tödtete, sich auf den Thron setzte, auch den König von Gandhara in einen Hinterhalt lockte, tödtete, und dann alle Stupas und an 1600 Kia-lan (Klöster) zerstörte, und an 900,000 Menschen bis auf 300,000, die er unter seine Soldaten vertheilte, umbrachte, wofür er in die Hölle kam.

Das 5te, 6te und 7te Buch gibt noch Nachrichten über sechs, vier und fünf indische Reiche. Am ausführlichsten ist die erste über das berühmte Kanyakubdja (Kie-jo-kio-sche). Die Städte waren durch feste Mauern und tiefe Gräben geschützt, mit einer Menge Thürmen und Pavillons, hatten Blumenboskets und Weiher; die Einwohner waren reich, besaßen alles im Ueberfluß, das Klima war gemäßigt, die Sitten rein, die Einwohner kleideten sich in glänzende Seidenstoffe und betrieben eifrig die Wissenschaf-

ten; die Hälfte folgte der wahren Lehre und in 100 Klöstern studierten an 10,000 Mönche, gleichzeitig den großen und kleinen Vehikel. Die zahlreichen Ketzer hatten an 200 Göttertempel. Das folgende sind wieder Legenden zum Theil aus der Zeit, wo die Menschen noch übermäßig lang lebten. Der damalige König war ein Vaisya mit dem Beinamen „die Vermehrung der Freude" (Harichavaddhana). Seinen älteren Bruder hatte der König von Karnasuvarna im östlichen Indien hinterlistig umgebracht. Er ließ sich erbitten den Thron zu besteigen, zog mit 5000 Elephanten, 50,000 Mann Infanterie und 20,000 Mann Cavallerie nach Osten, und im 6ten Jahre hatte er die fünf Indien unterworfen. Er brachte seine Armee auf 60,000 Elephanten und 100,000 Mann Cavallerie, und nach 30jährigem Kampf regierte er in Frieden. Er verbot in ganz Indien den Fleischgenuß, wer ein lebendes Wesen tödte, solle unerbittlich sterben. Er ließ mehrere Tausend Stupas von 100′ Höhe an den Ufern des Ganges errichten, legte in allen Städten und Dörfern Häuser an, wo Reisende, Arme und Bedürftige, Speise, Trank und Arzneien fanden, baute Klöster, vereinigte jährlich die Bonzen und berief alle fünf Jahre eine große Versammlung derselben. Mit Ausnahme der drei Regenmonate hatte er nie eine feste Wohnung, sondern zog immer umher, den Zustand des Landes zu untersuchen, baute sich zu dem Ende eine Hütte, speiste täglich 1000 Bonzen und 500 Brahminen. Als Hiuen-thsang den König von Kumara auf dessen Einladung besuchte, wurde er mit diesem zu dem König Siladitya (Klai-schi) — dieß wird sein eigentlicher Name gewesen seyn — entboten, der sich nach seinem Vaterland erkundigte. Er sagte (p. 255), er sey aus dem Reich der großen Thang, das die Inder Mahatschina nannten. Der König hatte von dem König der Thsin gehört, der China den Namen gegeben hatte. Der König wollte dann nach Kanyakubdja zurückkehren, hatte ein prächtiges Kloster mit reich verziertem Thurm 100′ hoch bauen lassen; dieser gerieth aber in Brand und der König selber war nahe daran erdolcht zu werden. Es waren die Brahmanen, die, eifersüchtig auf die bevorzugten Buddhisten, durch einen „Feuerpfeil" (S. 262) den kostbaren Thurm in Brand gesteckt hatten und den König umbringen wollten. Dieser bestrafte die Urheber des Complottes und ließ die 500 Brahmanen deportiren. Die Nachrichten über die folgenden Reiche sind kürzer. 600 Li südöstlich davon kam er nach dem jetzigen Oude, Ayodhya (O-yu-to), und fand da 3000 Mönche in 100 Klöstern und wenige Ketzer mit 10 Tempeln.

In Sravasti (Sche-lo-fa-si-ti), womit Buch sechs beginnt, fand er die Hauptstadt in Ruinen, so auch 100 Klöster, die nur wenige Mönche noch hatten, während die Zahl der Ketzer enorm war, indem sie an 100 Tempel der Götter besaßen. Buddhistische Legenden weiß er indessen auch hier zu sammeln. 500 Li südöstlich im Kapilavastu (Kie-pi-lo-fa-su-tu) lag auch die Hauptstadt mit 10 Städten seit Jahrhunderten in Ruinen. Der Palast aus Backsteinen hatte 14 Li im Umfang; auch die Dörfer waren nur mäßig bevölkert. Das Land hatte keinen König, jede Stadt ihren eigenen Häuptling. Die Stupas und andere Ueberreste, an welche Legenden sich knüpfen, werden auch hier erwähnt. 200 Li östlich durch verlassene Ebenen und Wälder gelangt er nach Ramâgramâ (Lan-mo), dessen Städte er ebenfalls entvölkert findet. Den Umfang des ehemaligen Reiches erwähne die Geschichte nicht. Durch dichten Wald auf holprigen gefahrvollen Wegen von Bergochsen, wilden Elephanten und Räuberbanden gefährdet, gelangt er dann nordöstlich nach Kusinagara (Keu-schi-na-kie-lo), dessen Hauptstadt in Ruinen lag und dessen Dörfer eine traurige Oede zeigten. Bei Gelegenheit einer Steinsäule zum Andenken an den Eingang Ju-lais (Tathagatas) ins Nirvana erwähnt Hiuen-thsang (S. 335) die verschiedenen Angaben der Schulen über die Zeit, wann Buddha in das Nirvana eingieng. Nach einigen waren seitdem 1200, nach andern 1300, nach andern 1500 und wieder nach andern über 900 Jahre, aber keine 1000 verflossen. Da Hiuen-thsang 648 n. Chr. schrieb, war dieß 532 oder 652, oder 852 oder 252—352 v. Chr.; die erste Zahl nähert sich am meisten der der Singalesen, die 543 v. Chr. angeben.

Das 7te Buch führt uns nach Benares oder Vârânâsî (Po-lo-nisse), das dicht bevölkert war, die Familien enorm reich, die Häuser voll Kostbarkeiten, die Einwohner sanft und gebildet, den Studien eifrig ergeben. Es gab aber nur drei buddhistische Klöster mit 3000 Mönchen daselbst, die meisten Einwohner waren Ketzer, die an 100 Göttertempel hatten, an 10,000 verehrten den Mahesvara, einige giengen nackt (die Nirgranthas), andere rieben sich den Körper mit Asche ein (die Pasupatas) und kasteiten sich, um der Seelenwanderung zu entgehen. In der Hauptstadt waren an 20 Tempel der Götter, Thürme von mehreren Etagen und prächtige Capellen mit kunstvollen Steinsculpturen und reich bemaltem Holzwerk, und schattige Alleen mit fließendem Wasser ringsum. Die Statue des Gottes Mahesvara aus Messing war an 100′ hoch. Auch in diesem Reich beschreibt er indeß mehrere Klöster und Stupas, die zum Andenken an einzelne Begebenheiten aus Buddha's Leben errichtet waren, wobei es wieder an Legenden nicht fehlt. Der indische Name des folgenden Reiches ist unsicher. Es ist das einzige, wovon wir nur den chinesischen Namen (Tschen-tschu) lesen, d. i. das Reich des Herrn der Kämpfe, 300 Li östlich vom vorigen. Er fand dort ein Dutzend Klöster mit 1000 Mönchen, aber 20 Tempel der Götter. Das ganze 8te Buch und auch das folgende noch handeln vom Reich Magadha (Mo-kie-to). Der Städte waren wenig, die Dörfer stark bevölkert und lagen auf Anhöhen, da die Felder im Sommer und Herbst überschwemmt wurden. Es gab hier an 50 Klöster mit 10,000 Mönchen, welche den großen Vehikel studierten, aber auch viele Ketzer mit mehreren Dutzend Göttertempeln. Das ganze Buch enthält nur Legenden, namentlich von Asoka, der angeblich 84,000 Stupas erbauen ließ.

W. P. Blake über den Chalchihuitl [1] der alten Mexicaner.

(Aus dem American Journal for Science.)

Die Navajo-Indianer in dem nördlichen und dem westlichen Theile Neu-Mexico's tragen kleine Zierathen und Flitter, die aus einem harten grünen Stein, welchem sie den Namen Chalchihuitl geben, gebildet sind. Er wird unter ihnen als ein Edelstein von sehr hohem Werth betrachtet, und nimmt einen Rang ein wie bei uns der Diamant. Er steht in einem höheren Preis als das Gold, und wird oft beim Handel unter den Indianern ....

[1] Dieser Name wird von den Indianern Tschaltschiwiti, von einigen der Neu-Mexicaner Tschartschiwiti ausgesprochen.

gebraucht; eine Schnur von Stücken, die groß genug ist zu einem Ohrring, hat den Werth eines Maulthiers. Die Schilderungen dieses Steins veranlaßten mich ihn als Türkisen zu betrachten, und da ich erfuhr daß man ihn noch jetzt in kleiner Quantität von den Indianern eines nicht über zwanzig Meilen von Santa Fé entlegenen Gebirgsstrichs bekommen könne, so besuchte ich die Oertlichkeit, und brachte mehrere Proben davon zusammen. Die Berge bilden eine Gruppe conischer Spitzen, und sind unter dem Namen Los Cerrillos bekannt. Sie liegen südöstlich von Santa Fé, und nördlich vom Placer- oder den Goldbergen, von denen sie durch das Thal des Galisteo-Flusses getrennt sind.

Als ich die Oertlichkeit erreichte, setzte mich der Umfang der Aushöhlung derselben in hohes Erstaunen. Sie ist eine unermeßliche Grube mit steilen Seiten eines winkeligen Gesteins, das klippenartig hervorragt, und auf welchem in den Spalten Tannen und Strauchwerk wachsen. Auf der einen Seite thürmen sich die Felsen als eine jähe Höhe empor, und hängen so sehr über daß sie eine Höhle bilden; an einer andern Stelle ist die Seite niedrig und aus Felsstücken gebildet welche man weggebracht hatte. Vom Gipfel der Klippe aus scheint die Aushöhlung 200 Fuß tief und 300 Fuß, oder mehr, breit zu seyn. Der Grund ist trichterförmig und durch die abhängenden Bänke der Trümmer oder Bruchstücke der Seiten gebildet. Auf diesen Trümmern, auf dem Boden der Grube, sind Tannenbäume emporgewachsen, die bereits mehr als hundert Jahre alt sind, und auch ein anderer Theil der Felsmasse ist auf ähnliche Weise mit Bäumen bedeckt. Diese große Höhle ist in festes Gestein hineingeschlossen und viele Tausend Tonnen davon sind herausgebrochen worden. Dieß ist nicht die einzige Oeffnung; es gibt mehrere Gruben in der Nachbarschaft, von welchen die einen in ihrem Umfang beschränkt, die andern anscheinend weit neueren Datums sind.

Spuren des Chalchihuitl fand man unter den gebrochenen Steinen, allein fast jedes große und gut gefärbte Stück war sorgfältig gesammelt worden. Ein neuerer heftiger Regen hatte indeß viele kleine Stücke des Minerals auf die Oberfläche herausgespült, und andere Muster bekam man durch Aufbrechung des Gesteins. Die Musterstücke zeigen in ihrer Färbung verschiedene Schattirungen vom Apfel- und Erbsengrün bis ins Bläulichgrüne. Auch einige blaufarbige Stücke fanden sich, allein diese sind nicht so dicht und hart wie die grünen. Einige derselben gleichen aufs genaueste Crusten oder Ueberzügen von Chrysocolla, sowohl an Bruch wie an Farbe; an Härte weichen sie jedoch wesentlich von denselben ab. Einige der bläulichen Muster sind sehr weich und erdig, und scheinen das Resultat einer theilweisen Zersetzung der grünen Bestandtheile zu seyn. Eines der compacten grünen Stücke ist von einem Steinschneider erfolgreich geschnitten worden; es nimmt einen feinen Schliff an, und hat eine gefällige Farbe und einen für den Juwelenhandel passenden Glanz. Die Härte ist ein wenig geringer als die des Feldspats, und die specifische Schwere schwankt von 2·426 bis 2·651; die compacten grünen Stücke geben die höchsten Zahlen.

Die Farbigen und Weißen auf Trinidad.

(Von Dr. Karl Rohrbach.)

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Wie geht es Euch? frug mein Gefährte unsern Wirth, und dieser, ihn mit einem sonderbar fremden Blick ansehend, antwortete langsam: Gut! — Wart Ihr lange nicht in Naparima? — Vor einem halben Jahre zuletzt, war die Antwort. Ich konnte sie aber kaum verstehen, da die Aussprache des Englischen so mangelhaft und die Wortstellung trotz der kurzen abgerissenen Antwort so verwirrt war, daß ich meinen Freund fragen mußte was der Mann gesagt habe. Dazu kam daß er spanische und englische Wörter durcheinander warf und jene besser zu verstehen schien als diese. Als ich dieß erkannte, nahm ich mein ganzes Spanisch, so viel ich mir bis dahin angeeignet hatte, zusammen und frug ihn weiter: Habt Ihr mehrere Kinder? Er stutzte über die neuen Klänge, denn seine Augenbrauen zuckten und die Nasenflügel dehnten sich etwas aus als wollten sie das Ohr unterstützen; er sah mich erst schweigend an, doch war es mir unmöglich zu erforschen ob Mißtrauen oder Verwunderung, oder irgendein anderes Gefühl ihn schweigen ließ. Dann sagte er sehr deutlich: cuatro. Ist diese eure Tochter? dabei deutete ich in die Hütte. Si, Señor! — Wo sind die andern? Fort, sagte er kurz, und wie es schien, unwillig über das, nach seinen Begriffen, wahrscheinlich sehr lange und unnütze Gespräch. Ich ließ es also fallen und goß indessen einen neuen Trunk in den Becher. Mein Gefährte mochte nicht mehr trinken, ich reichte ihn also dem Indianer, aber es schien als sey er über meines Freundes Ausschlagen des Bechers mißtrauisch gegen seinen Inhalt, denn er wies ihn auch ab. Ich trank also selbst und gab ihm dann den Krug zurück. Er regte aber keine Hand, sondern rief wie zuvor: Lily! Als ich diese sich bewegen sah in dem Bambuskäfig, denn als solcher erschien die Hütte, wie alle übrigen, gieng ich rasch auf den Eingang zu um einen Blick in das Innere zu thun, und begegnete ihr unter der Thür. Sie schien verlegen zu seyn daß ich ihr entgegenkam als hätte sie eine Pflicht versäumt, und das Blut flog leicht unter der dunkeln Haut in den Wangen hinauf bis an die Schläfe. Sie sah mir groß und verwundert ins Gesicht und nahm mir den dargereichten Krug mit einem Anflug von dankendem Lächeln aus der Hand. Ihr Haar war jetzt wieder geordnet und von dem rothen Bande nach dem Nacken hin zurückgehalten. Dort hatte sie es höchst zierlich in zwei großen Schleifen oder Knoten aufgeschürzt, doch vermochte ich nicht so schnell herauszufinden in welcher Weise. Immer aber mußt' ich die Schnelligkeit bewundern mit der dieß geschehen war. Unsre kunstgeübten Europäerinnen wenigstens hätten die zehnfache Zeit und verschiedene fremde Hände nöthig gehabt.

Ich hatte von der Thür aus eine Uebersicht über das ganze Innere der Hütte. In der Mitte derselben war querdurch eine halbe Wand, d. h. der Raum für das fehlende Stück derselben vermittelte die Verbindung zwischen den beiden Abtheilungen der Hütte. Diese Wand war aber undurchsichtig, indem die Spalten zwischen je zwei Röhren ausgefüllt waren mit Moos und Flechten, hin und wieder auch mit Palmblättern. Zu beiden Seiten dieser Wand lagen Matten am Boden, wahrscheinlich die Lager der Bewohner. Neben der Thür stand links ein Korb aus Palmblättern, wie sie in den Tropen gebräuchlich sind, und ein großer

irdener Topf. Der Thür gerade gegenüber an der Hinterwand war ein Feuerherd, der aber jetzt nicht benutzt zu werden schien, da die Regenzeit vorbei war, denn ich hatte draußen vor dem Eingang Spuren eines Feuers am Boden bemerkt. An einem langen Bambusrohr, das quer durchgieng, etwa 6′ über dem Boden, hiengen drei Fruchtäste von Bananen. Auf dem Herde rechts standen zwei kleine Blechkasserolen mit Holzstielen, das ganze Küchengeräth, wie es schien. Ein flacher Blechtopf wurde erst später sichtbar an der andern Seite des Herdes, daneben eine flache Blechscheibe mit zwei Füßen; sie hatte im Laufe der Zeit den dritten eingebüßt. Zwei große Holztröge, die Deckblätter von der Blüthenknospe der Oel- oder der Kohlpalme, etwa 2′ lang und $1\frac{1}{2}$′ breit, aus einer Holzmasse von 2—$2\frac{1}{2}$ Zoll Dicke, lehnten an der Seitenwand des Nebengemachs.

Eine kleine Holzbank oder ein länglicher Schemel fand sich ebenda, bedeckt mit einer sehr abgenutzten Wolldecke, und am äußersten Ende der Hütte hiengen an einem der abgeschnittenen Zweige des Bambus, welcher die Wand bildete, einige Gewänder aus weißem und buntem Baumwollenzeug, Hemden, Kleider, Shawls oder was es seyn mochten, vielleicht auch zu verschiedenen Zeiten je nach Bedürfniß eines oder das andere. Das war also der Kleiderschrank oder die Garderobe. Sonst konnte ich nichts weiter finden, und lange aufhalten durft' ich mich nicht, weil ich fürchtete den Argwohn unseres Wirthes zu erregen.

Die Tochter setzte den Krug auf ein kleines Holzbrett, das wie ein Sims neben dem Herd möglichst hoch angebracht war und auf zwei Stäben ruhte, die einerseits in der Wand, andrerseits auf dem großen Bambusrohr, das die Bananen trug, ihre Stütze fanden. Es stand noch ein andrer Krug ebenda, und die Nässe außen zeigte daß er gefüllt seyn mußte. Diese Krüge, überall in West-Indien im Gebrauch, sind aus porösem Thon, und indem das Wasser theilweise hindurchdringt und an der Außenfläche verdampft, entzieht es bei diesem Proceß dem im Krug befindlichen die Wärme und kühlt es auf solche Weise beträchtlich ab. Die Form ist dieselbe, wie ich sie später in Aegypten fand: ein einfaches Sphäroid mit aufgesetztem Hals, der in West-Indien nur viel kürzer ist als in Afrika. Man stellt sie in den Luftzug und die Pflanzer in den Tropen Amerika's haben zu diesem Zweck einen eigenen durch Gitter verschlossenen Vorbau an dem einen Fenster, worin oft ein Dutzend solcher Krüge mit den oben erweiterten Hälsen in ausgeschnittenen Brettern hängen. Der Gitterverschluß ist zur Sicherheit gegen die schwarzen Diener, damit diese das Wasser nicht vergeuden oder verderben, und der hohe Standpunkt und das Schweben der Krüge ist Maßregel gegen die Ameisen, welche jedoch fast immer einen Zugang finden. Auch dießmal bei dem Indianer mußte ich erst einige Tropfen fortschleudern, um die 20—25 Ameisen, welche auf dem Wasserspiegel schwammen, davon zu entfernen.

Als ich noch zwei Secunden in der Thür stand, nachdem schon der Krug wieder an seinem Platz angelangt war, sah die Indianerin sich in der Hütte um, was es wohl seyn möchte das meine Neugier reizte, und das gewöhnlichste Bedürfniß zuerst bedenkend, langte sie eben nach den Bananen in die Höhe, als ich ihren fragenden Blick mit kurzem: Laß nur, Niñita! beantwortete. Sie sank zurück auf die Fersen, und wollte eben aufs neue sich besinnen als ich ihrer Verlegenheit ein Ende machte und rückwärts hinaustrat. Sie schien es ungern zu sehen, und sich über die eigene Ungeschicklichkeit Vorwürfe zu machen daß sie mich nicht verstanden oder geziemend bedient hatte, denn sie that einen Schritt vorwärts mir nach, und sah mich wieder groß und fragend an, indem sie leise und schüchtern frug: Was will mein Herr? — Ich war aber schon draußen und rief ihr lächelnd zu: Nichts, denn wir wollen gehen, sagte ich dann gegen den Indianer gewendet, der schweigend dem Auge meines Freundes folgte, das in der langen Doppelreihe der Hütten hinablief. Beide sahen mich an — ich war kaum 8—10 Secunden von ihnen getrennt gewesen, und der Indianer nickte leise mit dem Kopf als sey er es sehr zufrieden. Können die Pferde hier bleiben? sagte ich, indem er sich schon wieder auf seinen alten Platz setzte, und das Gesicht sein starres, todtes Aussehen wieder annahm. Si, Señor! gurgelte sich leise aus den Lippen hervor und seine Augen sahen bereits an uns vorüber in das Weite. Die Tochter erschien in der Thür und sah uns nach; sie hatte auch genickt zu meiner letzten Frage, und ich war dadurch mehr als durch des Vaters Antwort beruhigt worden.

Wir wandelten langsam im Dorf hinab Es bestand aus zwei Reihen Häusern oder Hütten, die in größern oder kleinern Abständen von einander gebaut waren. Doch bildeten ihre Fronten nicht etwa eine gerade Linie, eine Rue Rivoli oder dgl., sondern jeder hatte gebaut, wie es ihm beliebte, zwar neben dem Nachbar, doch ohne Rücksicht auf dessen Bau. So standen denn auch viele Hütten ganz abseits und manche hinter den andern, aber der Haupteindruck des Ortes war doch der, wie ich oben sagte: es erschienen zwei lange Reihen Hütten, mit den Eingängen und Vordächern gegen einander gekehrt, zwischen welchen ein Raum von durchschnittlich 60′ lag. Dieser, die Straße also, war aber weder mit Granit noch Asphalt gepflastert, sondern mit dem schönsten Grasteppich überdeckt, damit die nackten Füße nicht unsanft auftraten. Die Erde macht ihren Kindern den Weg sanft und weich. Aber die vielfach verschlungenen Bedürfnisse des Menschen drängen diesen in das umgekehrte Verhältniß: er fordert harte Wege.

In Savana Grande stand das Gras über einen Fuß hoch, und in der That einen weichern Fußboden hat kein Diplomat in seinem Salon unter den Füßen als die rothen Bewohner dieses Dörfchens unter freiem Himmel. Indem wir so dahinschritten, giengen mit allerlei Gedanken durch den Kopf. Das war also der letzte Ueberrest der einstigen Besitzer dieses und der benachbarten Eilande. Bis auf dieses kleine Häuflein und das in Arima hatten die gebildeten Europäer diese Bevölkerung reducirt! Und aus welchem Antrieb? Dabei rühmen sie sich noch die Cultur in Amerika eingeführt zu haben, statt daß sie sagen sollten sie hätten sich selbst eingeführt. Denn einen Volksstamm ausrotten und sein Land in Besitz nehmen, ist doch ein anderes als den Volksstamm in seinen Rechten unangetastet lassen und für die Gesittung zu gewinnen.

Wenn hier die gelehrten Herren, die nie über die buntfarbigen Gränzpfähle ihres Vaterländchens, oder gar nie über die Schwelle ihrer staubigen Studierstube hinausgekommen sind, vornehm lächeln und es viel besser wissen daß es nicht anders seyn konnte, und daß an jenen Völkern auch „wenig verloren sey," so setze ich denen zur gefälligen Erläuterung nur dieses Factum her: Warum lernen die Negerkinder in den Schulen von New-Jersey (Vereinigte Staaten) so gut als die Weißen, bis auf den Unterricht in der Mathematik? Warum übertreffen die Kinder der Indianer in Arima und Savana Grande in der Handschrift durch Sauberkeit und Zierlichkeit sowohl die schwarzen als weißen Schüler gleichen Alters? Warum sind die Rothen überhaupt in allem was durch Handarbeit vollführt wird, geschickter als ihre Nachbarn? Dieß ist durch eine lange Reihe von Jahren stets aufs neue bestätigt worden, seitdem die Kinder der Indianer die Schule besuchen, was mindestens seit 30 Jahren der Fall ist.

Man beseitige nur erst das Mißtrauen und den Widerwillen, der durch mehr als 300jährigen Druck auf die farbigen Stämme diesen gegen die meisten Unterjocher eingeimpft ist, durch eine fortgesetzte liebevolle Behandlung derselben, und man lasse sie nach allen Seiten ihre Kräfte frei entfalten. Das Resultat wird lehren daß wenn sie auch nicht in allen Rücksichten den Weißen gleichbegabt sind, sie dafür in einigen größere Anlagen besitzen als diese. Die Erde hat ihren Menschenstämmen verschiedene geistige wie körperliche Eigenthümlichkeiten verliehen. Sollen nicht alle sich entfalten, damit das Concert vollstimmig und herrlich werde zur Ehre des Wesens das sie erschuf?

Freilich, hat man einen Stamm Jahrhunderte lang unterdrückt, so gewähre man ihm auch, ehe man rechte Resultate erwartet, wenigstens einige Jahrzehnte, und wolle nicht daß schon morgen die Früchte reif sehen wenn man heute gesäet hat.

Jenen gelehrten Herren würde es übrigens noch besser und am besten seyn wenn sie ein einziges Jahr unter den von ihnen so verachteten farbigen Stämmen zubringen wollten. Wenn sie nicht in jeder Stunde des Tags einmal sich einer Unwissenheit oder Albernheit zu schämen haben würden, so müßte es nicht mit rechten Dingen zugehen.

Indessen hatten wir die Häuserreihe durchschritten, und waren fast bis an das Ende des Dorfes gelangt. Es war bis dahin sehr still gewesen. Nirgends bewegte sich jemand in der Straße. Unter vielen Vordächern saßen Einzelne oder kleine Gruppen zu drei oder vier Indianern; selten waren Frauen darunter. Dann und wann spielten Kinder im Grase, aber ohne Geschrei. Nur einzelne kurze Worte hörte man sie ausstoßen; meistens war es spanisch.

In den Hütten sah man hin und wieder Gestalten sich bewegen, aber selten trat eine auf die Schwelle heraus die Vorübergehenden zu sehen. Es fiel mir auf daß die Männer nicht rauchten, sondern alle ebenso regungslos saßen wie der erste, den wir gesehen. Diese Stille hatte etwas beängstigendes, da man sonst, wenn man ein Negerdorf betritt, viel Lärm und Bewegung wahrnimmt. In den Gärten arbeitete hin und wieder ein Weib, nie ein Mann. Ich trat an eine der kleinen Umzäunungen heran und fand daß das Gärtchen recht gut aussah — natürlich nicht nach europäischen Begriffen. Es enthielt zwei sich kreuzende Gänge, die das Ganze in Viertel theilten. Deren trug eines Yam, das andre Bananen und Maniok, das dritte die Maranta arundinacea, und auf dem vierten waren eben Bataten und die Collocasia gepflanzt. Einige Reihen Erbsen liefen an dem letzten entlang und versprachen bereits reiche Ernte, die Pflanzen (wahrscheinlich ein Lathyrus) waren 10—12' hoch, und bildeten zierliche Alleen kleiner Stämme. Hinter der Hütte und über dem Dach derselben, das mit den Blättern der Heliconia gedeckt war, schaukelten sich einige Cocospalmen, und am hintern Rande der Umzäunung, die auch aus Erbsenpflanzungen bestand, prangten einige weitverzweigte Cacaobäume, ein Calabassenbaum und mehrere Brodbäume; in dem Batatenfeld stand eine Anona, deren Früchte sehr beliebt sind, und zwischen ihr und dem Hause zwei junge Birnbäume; so heißt hier die zum Lorbeergeschlecht gehörige Persea gratissima. Die violette oder bräunliche, etwa 3 Zoll lange ovale Frucht hat um einen weichen Kern, der wie eine Wallnuß groß ist, ein grünliches äußerst zartes Fleisch, das wie Butter auf der Zunge zergeht.

Natürlich fehlte auch der Papayabaum nicht, und ebenso bemerkte ich in einer Ecke des Gartens ein kleines Fleckchen, wild bewachsen mit Solanum insanum, hier Eierpflanze genannt, dessen Früchte, so groß wie ein Gänse-Ei, zu Gemüse eingekocht werden, sowie sie sind, also Fleisch und Samenkörner durcheinander. Ich habe es versucht, ihm aber keinen Geschmack abgewinnen können; es ist noch weichlicher als Spinat und sieht ganz hellgrün aus, wird aber von den Farbigen sehr geliebt. An der Umzäunung entlang wucherte Solanum lycopersicum, der Liebesapfel, das beliebteste säuerliche Gewürz in Suppen, Braten ꝛc., auch bei den Europäern geschätzt. Man gewöhnt sich bald so sehr daran daß man es gar nicht entbehren mag. Man ißt die Frucht auch gesotten, ja sogar roh, ohne irgendeine Zuthat. Dagegen habe ich dem spanischen Pfeffer nie hold werden können. Ich sah ihn auch hier in Savana Grande an vielen Orten seine hochrothen Beutelfrüchte entwickeln. Er ist das allgemeine Verderben der Europäer, und ich bekam glücklicherweise gleich am ersten Tag meines Aufenthalts in dem West-Indien eine so derbe Lehre daß ich hernach ihn selten wieder berührte. Ich hatte nämlich beim ersten Mittagsmahl auf meiner Tafel auch den unvermeidlichen „Pepper," und um dieß Gewürz kennen zu lernen, schnitt ich von der rohen Frucht, denn so wird sie stets aufgetragen neben dem Salz und Pfeffer, ein schmales Querstreifchen ab. Aber wie wurde mir als ich nun durch Schaden klug wurde. Die Schale schmeckte zwar beißend scharf, aber das mochte gehen. Als jedoch zwei oder drei der kleinen gelben platten Samen meine Lippen berührten, meinte ich es lägen glühende Kohlen darauf und brennten sich immer tiefer ein. Ich entfernte sie eiligst, aber das half nichts. Die Gluth fraß sich immer weiter, mir war als lägen die Lippen zwischen glühenden Zangen und schwöllen hoch auf. Wasser, Oel — alles war umsonst! Ich nahm einen Spiegel, aber es zeigte sich eine höchst geringe Geschwulst bei heftiger Röthe. Auf der Zunge war die Wirkung weit geringer; essen konnte ich nicht weiter. Erst nach einer halben Stunde ließ der entsetzliche Schmerz nach, aber noch spät am Abend wagte ich die Lippen nicht mehr zu berühren. Seitdem ließ ich den spanischen Pfeffer in Ruhe, denn ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Nur selten nahm ich einmal bei Tische ein Stückchen der Schale und legte es dann vorsichtigerweise gleich auf die Zunge. Die Europäer verderben sich durch den Gebrauch dieses Gewürzes nach und nach die Gesundheit. Da man beim Eintritt in die Tropen gewöhnlich den Appetit verliert, und doch vernünftigerweise nicht ohne Nahrung bleiben will, so nimmt man seine Zuflucht zu Reizmitteln, und zwar gewöhnlich zum spanischen Pfeffer. Der wirkt auch, muß aber später in immer größeren Portionen genommen werden, weil sich der Magen an ihn gewöhnt, und dadurch die Organe der Verdauung so sehr schwächt daß die Gesichtsfarbe immer bleicher wird, weil die Ernährung höchst mangelhaft ist. Nicht selten macht der Tod bald ein Ende diesem verzweifelten Verfahren.

Ganz ähnlich geht es mit dem Cognac, der zum Wasser zugesetzt wird. Besonders Irländer und Deutsche finden daran bald ihr Ziel. Aus dem anfangs fingerbreiten Zusatz in einem gewöhnlichen Glase wird bald das Doppelte; dann wird Wasser und Cognac zu gleichen Theilen gemischt, und da auch das bald nicht mehr behagt, so muß das Wasser weichen, und der gebrannte Theilnehmer an der Mischung zunehmen, bis wohl endlich er allein die Stelle behauptet und dann gewöhnlich so, daß der Einnehmer dieser Erfrischung bald keinen Durst mehr empfindet, und aller Erdensorgen noch vor der nächsten Regenzeit enthoben ist. Denn der Genuß des reinen Cognac überwältigt auch den stärksten Organismus binnen einem Jahr. Die tropische Sonne kocht und brennt in dem Blute mit unbeschreiblicher Kraft, und Krankheiten kann hier niemand monatelang mit sich herumtragen. Was im Körper steckt, das bringt die fruchtbare Wärme schnell zum

Vorschein. Darum werden ansteckende Krankheiten hier so furchtbar, aber darum heilen auch Wunden an einem gesunden Körper mit wunderbarer Schnelligkeit, wovon ich später einmal Beispiele anführen will. An mir selbst habe ich das mit Erstaunen zuerst bemerkt. Tiefe Schnittwunden, die mir in Deutschland wohl in 14 Tagen völlig geheilt wären, waren dort nach Ablauf des sechsten Tages nur noch an einer Narbe aufzufinden. Doch zurück zu unserm Dorf! So finde ich auch hier alle Bedürfnisse der Nahrung in reichem Maß befriedigt, aber wo bleibt die Kleidung? Auch dafür ist gesorgt.

Vor der nächsten Hütte wird mir die Antwort darauf. Denn hier sitzt eine Gruppe von Frauen und Mädchen auf dem Boden um eine Matte, welche ganz mit den Früchten der Baumwollenpflanze bedeckt ist. Diese wird in West-Indien ein kleiner Baum von 12—16′ Höhe (ich selbst habe nie größere gesehen), und wächst überall, ohne besondere Pflege.

Die Früchte, nach drei Seiten aufspringend, sehen höchst zierlich aus, indem sich die weiße Wolle üppig zwischen den drei harten Klappen hervordrängt. Die Weiber sind eben beschäftigt mit den Händen die Baumwolle hervorzurupfen, indessen eine andere jüngere Gesellschaft, darunter auch einige Negerknaben, wie mir scheint, mit kleinen spitzen Fingern die Samenkörner hervorsucht aus dem dichtverschlungenen Gewebe der Fäden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Burton's Expedition in Ostafrika. Nach den neuesten Nachrichten ist Capitän Burton sehr fieberkrank gewesen, befand sich jedoch wieder auf dem Weg der Besserung. Der fernste Punkt welche die Expedition in ihrer Richtung nach dem großen innerafrikanischen See bis zum 6 Sept. 1857 erreicht hatte, war zehn Tagemärsche von Ugógo und etwa in 6° 30′ südl. Breite, 36° 30′ östl. Länge von Greenwich. Dieß ist zwar noch nicht der dritte Theil des Weges von Bagamoyo nach dem See, und nur etwa 35 deutsche Meilen von der Küste entfernt, aber immerhin ein guter und interessanter Anfang. (Peterm. geogr. Mitth.)

Mariette's neueste Ausgrabungen zu Sais in Ober-Aegypten. Die gegenwärtig unter der Oberaufsicht Hrn. Mariette's in der Nähe von Sais, in Ober-Aegypten stattfindenden Ausgrabungen haben bereits zu einigen Resultaten geführt. Dreißig für die Pariser Sammlungen bestimmte Kisten sind in Alexandria zur Einschiffung bereit. Unter den gefundenen Gegenständen soll ein Sarkophag von blaßrothem Granit, angeblich aus den Zeiten des Cheops herrührend, sehr merkwürdig seyn; er ist 8½ Fuß lang und mit vollkommen guterhaltenen Reliefs bedeckt. Außer diesem sollen ein Dolch mit goldenem Griff, eine goldene Kiste mit Hieroglyphen, zwei goldene Löwen in liegender Stellung und mehrere eherne Standbilder und Reliefs der ältesten Dynastien großes Interesse bieten. Die ganze Sammlung umfaßt 1500 verschiedene Artikel, deren Werth auf ungefähr 200,000 Fr. geschätzt wird. Auf Befehl des Vicekönigs soll in Alexandria ein Museum erbaut werden, zu dessen Director Hr. Mariette bestimmt ist. (Athenäum.)

Die frühere Verbindung Australiens, Neu-Guinea's und der Aru-Inseln. Hr. A. R. Wallace zeigt in einer Abhandlung über die Aru-Eilande, eine Inselgruppe südlich von West-Neu-Guinea (Ann. and Mag. Nat. Hist. XX, Jan. 1858), daß die Zoologie der Eilande eng verwandt ist mit der von Neu-Guinea und Australien, und daß nicht (wie bereits bekannt) nur seichte Meere die beiden letztern verbinden, sondern daß sie sich bis an die Aru-Gruppe erstrecken und diese in sich schließen. Die Tiefe des Wassers in der ganzen Meeresfläche bis nach Australien ist beinahe eine und dieselbe, ungefähr dreißig bis vierzig Faden. Hr. Wallace sagt: „Es gibt noch einen andern Umstand, der einen stärkeren Beweis für diese Verbindung liefert: die große Insel Aru, 80 Meilen lang von Norden nach Süden, wird von drei mäandrischen Canälen durchschnitten, welche, obgleich sie ein unregelmäßiges, wellenförmiges, steiniges Land durchziehen, doch eine so gleichförmige Breite und Tiefe haben, daß sie, wenn schon sie jetzt Salzwasser enthalten, und an beiden Enden der Fluth ausgesetzt sind, Theile wahrer Flüsse zu seyn scheinen. Dieses Phänomen ist einzig in seiner Art, und wir können uns ihre Bildung auf keine andere Weise erklären als dadurch daß wir annehmen sie seyen dereinst wirkliche Flüsse gewesen, haben ihre Quelle in den Gebirgen Neu-Guinea's, und seyen durch das Verschwinden des zwischenliegenden Landes in ihre jetzige Lage gebracht worden." Beinahe die Hälfte der bis jetzt beschriebenen sperlingartigen Vögel Neu-Guinea's ist in den auf Aru veranstalteten Sammlungen des Verfassers enthalten; auch befinden sich viele Arten dabei die er bei andern Stämmen zusammengebracht hat. Der Verfasser spricht ferner über den Mangel an den eigenthümlichen ostindischen Typen: „Auf der Halbinsel Malaca, auf Sumatra, Java, Borneo und den Philippinen, sagt er, sind folgende Familien in Species und Individuen reichlich vorhanden, und überall gemeine Vögel: Bucceridæ, Picidæ, Bucconidæ, Trogonidæ, Meropidæ und Curilaimidæ; allein nicht Eine Sippe aller dieser Familien wird weder auf Aru, noch, mit zwei zweifelhaften Ausnahmen, auf Neu-Guinea gefunden; auch fehlen sie insgesammt in Australien. Zur Ergänzung unserer Ansicht hierüber müssen wir nothwendig auch die Säugethiere ins Auge fassen, welche sogar noch auffallendere Eigenthümlichkeiten und Mängel bieten. Nicht Eine der auf den großen Inseln westwärts gefundenen Sippen ist auf Aru oder Neu-Guinea einheimisch. Mit einziger Ausnahme von Schweinen und Fledermäusen wird keine Gattung, keine Familie, ja nicht einmal eine Ordnung von Säugethieren gemeinschaftlich gefunden. Weder Quadrumena, noch Sciuridæ, noch Carnivora, Rodentia oder Ungulata hausen in diesen entvölkerten Wäldern. Mit den beiden obenerwähnten Ausnahmen sind sämmtliche Säugethiere Marsupialia, d. h. Beutelthiere; auf den großen westlichen Eilanden dagegen gibt es nicht einen einzigen Marsupial! Ein Känguru wohnt auf Aru (und mehrere in Neu-Guinea) und dieses, so wie drei oder vier Cuscus-Sippen, zwei oder drei kleine rattenähnliche Marsupialia, ein wildes Schwein und mehrere Fledermäuse, sind alle die Säugethiere welche ich zu bekommen im Stande gewesen, oder von denen ich überhaupt gehört habe."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 25. 18 Junius 1858.

Eine Nacht in einem Londoner Spielhause.

(Aus den Erinnerungen eines geheimen englischen Polizeibeamten.)

Vermögensverluste, welche ich zu meinem Leidwesen nur meinen eigenen Thorheiten zuschreiben kann, hatten mich genöthigt eine Anstellung bei der Londoner Polizeiverwaltung, und zwar bei der thätigen Legion zu suchen, die insbesondere mit der Verfolgung der schwersten Verbrechen betraut ist, und oft sehr schwierige Aufträge zu erfüllen hat. Ich war seit ungefähr einem Jahr in diese Cohorte eingereiht, und hatte eben, nicht ohne Mühe und einige Gefahr, die Urheber eines sehr geschickt ersonnenen Complotts gegen einen reichen Kaufmann entdeckt, als mich mein Chef rufen ließ. Nach einer langen Unterhaltung, in welcher er die Güte hatte meiner Geschicklichkeit und Thatkraft rühmende Erwähnung zu thun, kündigte er mir an, er bedürfe meiner in einer andern Angelegenheit, und sagte dann, in dem Augenblick in welchem ich mich erhob um Abschied von ihm zu nehmen: „Es scheint mir daß ich Sie schon anderwärts, in einer ganz andern Lage als derjenigen in welcher Sie heute vor mir erscheinen, gesehen habe. Beunruhigen Sie sich nicht über diese Reminiscenz. Ich will, wenn die Nothwendigkeit mich nicht dazu zwingt, mit den Angelegenheiten Dritter nichts zu thun haben. Die Empfehlung desjenigen der Ihnen den Eintritt in unsere Verwaltung verschafft hat war allmächtig. Sie ist durch die Einsicht und Geschicklichkeit gerechtfertigt worden welche Sie bei der Ihnen zuletzt anvertrauten Mission an den Tag gelegt haben. Ich hege die feste Ueberzeugung daß sich in Ihrer Vergangenheit nur Fehler der Unklugheit finden lassen. Ich will dieselben nicht näher kennen lernen. Morgen werde ich Sie wahrscheinlich wieder vorrufen lassen."

Bei meiner Rückkehr nach Hause sagte ich mir, sein Gedächtniß müsse ihn ohne Zweifel getäuscht haben; denn in den Tagen meines Glücks war ich nur selten in London gewesen, und ich konnte mich nicht erinnern diesen Beamten, von dem ich nun Befehle erhalten sollte, je gesehen zu haben. Indessen machte ich meine Frau mit dieser Unterhaltung bekannt. Sie bemerkte mir, ich sey bei den Doncasterer Wettrennen gewesen, und möglicherweise habe ich dort die Aufmerksamkeit meines gegenwärtigen Chefs auf mich gezogen. Allein er berührte diese Frage nicht mehr, und ich meinerseits hatte keine Lust ihn darauf zurückzubringen.

Nach drei Tagen ließ er mich wieder zu sich rufen, und ich erfuhr daß er vor allen mich für eine heikle Angelegenheit ausersehen — eine Angelegenheit welche des Ehrgeizes der schlauesten und erfahrensten Männer unserer Legion gespottet habe. „Hören Sie einmal," begann er seine Anrede, „die Skizze einer Gesellschaft von Schurken, Spitzbuben und Fälschern. Sie müssen ihre Schlupfwinkel und den gesetzlichen Beweis ihrer Verbrechen entdecken. Bis jetzt sind wir in unsern Nachforschungen gescheitert, wahrscheinlich in Folge eines übertriebenen Eifers unserer Beamten. Seyen Sie umsichtiger. Sie werden mit einer Versammlung der abgefeimtesten Bösewichter zu thun haben, und Geduld brauchen um dieselben den Händen der Gerechtigkeit überliefern zu können. Eines ihrer letzten Opfer ist der junge Morton, ein Sohn aus der zweiten Ehe der Lady Everton. Diese ausgezeichnete Frau fordert unsern Beistand um diesen unglücklichen jungen Mann aus den Fallstricken zu retten in welchen er gefangen ist. Sie werden sich morgen um 5 Uhr in bürgerlicher Kleidung zu ihr begeben und von ihr die nöthigen Nachweisungen erhalten. Vergessen Sie dabei nicht daß Sie *unmittelbar* mir Rechenschaft von Ihren Schritten geben müssen, und daß alle Unterstützung, deren Sie bedürfen, Ihnen sofort gegeben werden soll."

Ich verließ ihn nach diesen letzten Empfehlungen, sehr zufrieden mit der Zutheilung einer schwierigen, vielleicht gefährlichen Aufgabe — einer Aufgabe die mir eben darum gefiel weil sie mich aus der Einförmigkeit meiner täglichen Pflichten herausriß. Ich kehrte in meine Wohnung zurück, und nachdem ich mich in die von meiner theuren Emilie aus dem Schiffbruch unsers Glücks geretteten Kleider geworfen, begab ich mich zu Lady Everton. Ich fand sie in ihrem Salon mit ihrer Tochter, einer schönen und reizenden jungen Dame. Sie schien höchst erstaunt über mein äußeres Ansehen, das sie sich bei einem Polizeiagenten ohne Zweifel ganz anders gedacht hatte. Erst nach Lesung der Note welche ich ihr vorzulegen den Auftrag hatte, unterdrückte sie ihre Zweifel und zeigte mir Wohlwollen. „Setzen Sie sich, Hr. Waters, sagte sie zu mir, auf einen Stuhl deutend. Diese Note thut mir kund daß insbesondere Sie ausersehen worden sind um meinen Sohn dem verderblichen Netz zu entreißen in welches er sich selbst verflochten

hat ....“ Ich wollte antworten und ihr die Beschaffenheit meines Auftrags erklären; allein überwältigt von der stolzen Haltung der edlen Wittwe und dem Gefühl meiner eigenen Lage, verharrte ich in Stillschweigen, und verbeugte mich achtungsvoll vor ihr. Sie ergriff sodann wieder das Wort, und gab mir folgende Nachweisungen. Seit einigen Monaten hatte Hr. Charles Morton seine Großjährigkeit erreicht, und war seit dieser Zeit in eine Gesellschaft von Gaunern gerathen. Von der Leidenschaft des Spiels hingerissen, brachte er Tage und Nächte in fieberhaften Convulsionen zu. Er hielt sich für ein Opfer der augenblicklichen Ungunst des Schicksals; er hatte, wie er sagte, „eine Unglücksperiode,“ war aber in Wirklichkeit der Dupe einer scheußlichen Spitzbüberei. Er hatte nicht nur sein Erbtheil, so wie alles Geld welches er von der unbesonnenen Schwäche seiner Mutter zu erlangen wußte, bereits verschwendet, sondern auch Schulden gemacht und Wechsel für eine enorme Summe ausgestellt. Die Haupttriebfeder dieses teuflischen Werks war ein gewisser Sandford, ein Mann von guten Manieren und einem ausgezeichneten Aeußern, der wahre Chef dieser Gaunerbande, mit deren Entdeckung man mich beauftragt hatte. Sonderbar! Hr. Morton hatte einen unerschütterlichen Glauben an die Ehrenhaftigkeit dieses Mannes. Betrogen, beraubt, geplündert, suchte er nur die Rathschläge Sandfords, und verließ sich nur auf ihn um sich aus seiner traurigen Lage herauszuziehen. Nach diesen Erklärungen fügte Lady Everton bei, ihr Vermögen sey nicht sehr beträchtlich, und ihre Nachsicht gegen ihren Sohn, so wie die Verbindlichkeiten die sie zu erfüllen habe, versetzten sie in eine der beunruhigendsten Lagen.

Ich hörte ihr mit dem gespanntesten Interesse zu, und mehr als einmal kam mir, während sie einige besondere Züge Sandfords schilderte, der Gedanke, es sey dieß derselbe Schurke den ich unglücklicherweise schon seit langem kannte, und der mir noch schöne Genugthuung schulde — ein Gedanke der meinen Eifer nicht wenig stachelte. Ich schwieg indeß über den Verdacht welchen ich hegte, bat Lady Everton aufs inständigste ihrem Sohn mit keinem Wort unser Unternehmen anzudeuten, und verließ sie um den von mir rasch gefaßten Plan in Ausführung zu bringen. Um Lady Everton in ihrer Wohnung nicht wieder besuchen zu müssen — was leicht Verdacht hätte erregen können — traf ich mit ihr das Uebereinkommen sie von dem Erfolg meiner Bemühungen durch die Post in Kenntniß zu setzen.

„Wenn er es wäre!“ sprach ich zu mir selbst als ich auf der Straße hin- und hergieng, und dieser Gedanke allein schon brachte mein Blut in Wallung. „Wenn dieser vorgebliche Sandford, wie ich mir einbilde, der verhaßte Cardon wäre, welch ein Sieg, welch ein Triumph!“

Man hatte mir gesagt, Sandford besuche gewöhnlich das italienische Theater, und hatte mir seine Loge gezeigt. An demselben Abend wurde ein Stück aufgeführt dessen Erfolg ihn locken mußte. Ich nahm ein Billet, und trat in dem Augenblick ins Theater wo das Ballet begann. Meine Blicke richteten sich unwillkürlich nach den Logen zu beiden Seiten des offenen Raumes, allein die mir bezeichnete war zu meinem Verdruß noch leer. Bald indeß sah ich Cardon, meinen wahren Cardon, eintreten. Sein Gesichtsausdruck war insolenter als je. Er gab einem jungen Manne von ausgezeichneten Körperformen und blassem Gesicht den Arm; nach der Schilderung der Lady Everton von ihrem Sohne konnte es kein anderer seyn als Hr. Morton. Augenblicklich war mein Entschluß gefaßt. Ich sammelte mich einige Minuten, um die Aufregung zu unterdrücken welche ich beim Anblick dessen empfand der mir so viel böses gethan, und ließ mir dann die Thüre seiner Loge öffnen.

Cardon kehrte mir den Rücken. Ich gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter; er drehte sich lebhaft nach mir herum, und schien bei meinem Anblick so erstaunt, so erschrocken, als hätte er plötzlich irgend ein fabelhaftes Ungethüm, einen Basilisken z. B., vor sich gesehen. Ich hatte eine freundschaftliche Miene angenommen, und reichte ihm die Hand, gleichsam als wollte ich unsere alten Verbindungen wieder anknüpfen.

„Waters!“ stammelte er, indem er ebenfalls, aber mechanisch, die Hand mir entgegenstreckte; „wer hätte erwarten sollen Sie hier zu sehen!“ — „Sie gewiß nicht,“ antwortete ich, „da Sie so erschreckt scheinen einen alten Freund zu treffen, als hätten Sie einen Drachen vor sich der bereit wäre Sie zu verschlingen.“ — „Still! kommen Sie mit mir in den Gang .... Einer meiner alten Freunde! sagte er zu Morton. Ich komme im Augenblick wieder zurück .... Wie? sind Sie es? (sagte er zu mir, indem er, sobald wir allein waren, seine gewöhnliche Kaltblütigkeit wieder annahm). Man hatte mir erzählt, Sie hätten sich aus der Welt zurückgezogen ...., ich weiß nicht wohin!“ — „Ja, ich war ruinirt, ohne Hülfsquellen .... Sie wissen etwas davon.“ — „Mein braver Waters, Sie können denken ....“ „Ich denke nichts, mein lieber Cardon, ich war im Abgrund, das ist Thatsache .... Zum Glück ist mein alter Ohm! ....“ „Ah! Paßgrave ist todt,“ rief Cardon mit einem Ausdruck der Freude, „und Sie sind sein Erbe? Ich wünsche Ihnen Glück dazu, mein guter Freund. Das ist herrlich, herrlich!“ — „Ja! ... Allein erinnern Sie sich daß ich auf das Spiel verzichtet habe. Keine Thorheit mehr! Ich habe Emilien geschworen keine Karte mehr anzurühren.“ — Cardon betrachtete mich mit ironischer Miene, wie ein Mensch der weiß was diese Spielerschwüre werth sind, und antwortete mir sogleich: „Sehr gut, mein Freund, sehr gut; Sie haben vollkommen Recht. Allein kommen Sie daß ich Sie Hrn. Morton vorstelle, einem jungen Mann aus vornehmer Familie. Apropos, Waters, fügte er in vertraulichem Ton hinzu, ich habe gegenwärtig, aus Familien- und andern Rücksichten, die ich Ihnen später auseinandersetzen werde, den Namen Sandford angenommen.“ — „Sandford!“ — „Ja. Vergessen Sie ihn nicht, und kehren wir zurück ehe das Ballet geendigt ist.“

Er stellte mir Hrn. Morton als einen seiner besten Freunde vor, den er seit mehrern Monaten gehabt habe; dann machte er uns den Vorschlag einige Augenblicke in ein naheliegendes Kaffeehaus zu gehen, was wir annahmen. Beim Heraustreten begegneten wir meinem Chef oben auf der Treppe. Er warf einen flüchtigen Blick auf uns, ohne sich das Ansehen zu geben als kenne er mich. Ich glaubte wirklich, er werde mich vielleicht unter meiner neuen Kleidung nicht erkannt haben; allein als ich mich einige Schritte weit von ihm umdrehte, traf ich von neuem seinen Blick, der mir dießmal gleichzeitig sein Erstaunen und seine Ermunterung ausdrückte. Dann verschwand er.

Im Kaffeehaus tranken wir aufs aufgeräumteste und herrlichste einige Flaschen Wein. Sandford besonders war in der heitersten Laune, voll Feuer und Geist, und erzählte eine Menge belustigender Anekdoten. Er sah in mir eine neue Beute, und schon freute er sich über den Sieg den er über meine guten Absichten und die meiner Frau gegebenen Versprechungen davonzutragen hoffte. Um halb 1 Uhr Nachts fragte er uns ob wir uns mit ihm nicht in ein anderes Etablissement begeben möchten. Morton, der seit einigen Augenblicken unruhig und ungeduldig schien, nahm diesen Vorschlag mit Begierde an. „Sie werden mit uns kommen, Waters, sagte Hr. Sandford zu mir; ich glaube nicht daß es in den ehelichen Archiven eine Urkunde gibt durch welche ein treuer Gatte sich verpflichtet auch nicht einmal als Zuschauer einer Spielpartie beizuwohnen." — „Ich glaube es eben so wenig. Allein machen Sie mich nicht verbindlich zu spielen." — „Gewiß nicht, erwiederte er mit teuflischem Lächeln. Ihre Tugend wird keiner Prüfung ausgesetzt werden, ich stehe Ihnen dafür."

Wir gelangten bald in einer der am Strand[1] liegenden Straßen an die Thür eines dem Anschein nach sehr achtbaren Hauses. Man antwortete augenblicklich auf einen eigenthümlich geführten Hammerschlag Sandfords. Er murmelte durch das Schlüsselloch ein Losungswort, das ich nicht verstehen konnte, und die Thüre öffnete sich. Wir stiegen in das erste Stockwerk hinauf, dessen Läden so sorgfältig geschlossen waren, daß von den Vorgängen im Innern nichts auf der Straße verlauten konnte. Eine glänzende Beleuchtung, eine Roulette, Kartenspiele und Würfel, so wie reichlich aufgetragene Erfrischungen sagten uns wo wir waren. Ein halb Dutzend unschuldiger Spieler, ein Dutzend Schurken, deren widrige Physiognomie mich beunruhigte, waren früher gekommen als wir. Ich fürchtete einer von ihnen möchte mein wahres Amt erkennen. Allein bald überlegte ich daß dieß nicht wohl möglich sey. Es war noch nicht lange seit ich der Polizei einverleibt war, und bis jetzt hatte ich in den Schlupfwinkeln derartiger Gauner noch keine Nachforschungen anzustellen gehabt. Indessen betrachteten sie mich mit forschender Miene. Der eine von ihnen, ein Fremder, näherte sich dem Sandford sogar, und richtete einige Fragen an ihn, welche augenscheinlich mich betrafen. Ich hörte daß Sandford zu ihm sagte: „Ich stehe dafür;" dann murmelte er ihm einige Worte ins Ohr, worüber jener lächelte, und die seine Stimmung gegen mich vollständig änderten. Dieß beruhigte mich, denn obwohl ich mit Pistolen versehen war, so würde ich doch wenig Aussicht auf Rettung gehabt haben, wenn ich das Mißtrauen dieses Haufens von Bösewichtern rege gemacht hätte. Man forderte mich zum Spiel auf. Ich schlug es anfangs ab, gab aber endlich nach, als könne ich der Versuchung nicht widerstehen; allein ich wollte nur eine kleine Summe wagen, und man erwies mir die Gunst mich ungefähr 200 Fr. gewinnen zu lassen. Hr. Morton war in eine Würfelpartie vertieft. Er verlor viel, und als alles Geld das er bei sich getragen verloren war, stellte er Wechsel aus. Die Keckheit womit man ihn hintergieng, gränzte ans Unglaubliche. Man mußte blind seyn um es nicht zu bemerken. Er mißtraute indeß nicht im geringsten dem Zartgefühl seiner Gegner, und ließ sich ganz von seinem Freunde Sandford leiten, der, um ihm besser zu rathen, sich selbst des Spiels enthielt. Um 6 Uhr Morgens zerstreute sich diese liebenswürdige Gesellschaft. Jeder der einzelnen Theilnehmer zog sich durch eine Hinterthüre zurück, und erhielt beim Hinausgehen ein anderes Losungswort für den Abend.

[1] Der Strand ist bekanntlich die Hauptstraße der Londoner Altstadt.

Ich legte meinem Commissär Rechenschaft ab über das was ich gethan. Er schien über mein erstes Auftreten bezaubert, forderte mich aber dringend zur größten Geduld und Umsicht auf. Da ich das Losungswort kannte, so wäre es ein leichtes gewesen in der Nacht selbst in dieses Spielhaus einzufallen, allein wir hätten dann unsern Zweck nicht vollständig erreicht. Ein Theil der Mitglieder dieser Clique, unter andern Sandford, stand im Verdacht der Anfertigung falscher Banknoten. Man mußte sie daher, um dieses Verbrechen beweisen zu können in der Nähe überwachen, und sich auch bemühen die dem Hrn. Morton entrissenen Werthschaften wieder zu bekommen.

Ungefähr acht Tage verflossen ohne allen wichtigen Zwischenfall. Das Spiel begann jeden Abend wie gewöhnlich. Der unbesonnene Morton ließ sich immer mehr hinreißen. Er war durch diese fürchterliche Spielwuth sogar schon so weit gekommen seiner Schwester die Juwelen zu entwenden und sie zu verlieren. Nach den Rathschlägen Sandfords bereitete er sich vor seine Güter zur Bezahlung seiner ungeheuren Schulden — seiner Ehrenschulden — zu verpfänden, und „die Glücksperiode," diese Fata morgana aller Spieler, wieder zu finden.

Ehe man ihn jedoch zu diesem letzten Aeußersten trieb, beschloß man noch einen neuen Kunstgriff bei ihm in Anwendung zu bringen. Hr. Morton hielt sich im Ecarté für sehr stark: man forderte ihn auf diese Partie zu spielen, und ließ ihn Schlag auf Schlag gewinnen, während seine Gegner sich wie Verzweifelte geberdeten. Dieß aber war gerade die Falle in der auch ich mich hatte fangen lassen; ich erkannte daher daß man etwas bedeutendes vorhabe, und verlor keine Zeit. Ich ließ durch einen meiner Vertrauten dem Sandford confidentiell die Nachricht mittheilen: daß ich nur so lange in London bleiben werde bis ich ein paarmal hunderttausend Francs eincassirt habe welche mir mein Ohm Paßgrave hinterlassen; ich werde dann sogleich nach Yorkshire zurückkehren. Welch höllischen Blick warf mir der Schurke zu, als er diese Kunde erhielt!

Die Stunde der Krisis nahte. Hr. Morton stand im Begriff das Geld in Empfang zu nehmen das er auf seine Güter entlehnt hatte, und ich äußerte daß ich an demselben Tag ebenfalls in den Besitz des fabelhaften Vermächtnisses meines Ohms gelangen werde.

Durch seine Erfolge im Ecarté erhitzt, und von seinem Freunde Sandford dazu aufgemuntert, gab der unglückliche Morton, statt die eingenommenen Summen zur Bezahlung seiner Wechsel zu verwenden, den Wunsch zu erkennen all dieses Geld gegen die verschiedenen Werthpapiere einzusetzen welche er seit mehreren Monaten verloren hatte. Die schlauen Gauner, welche seine Schuldscheine in den Händen hatten, stellten sich anfangs sehr unzufrieden über diesen Vorschlag, und erklärten daß sie vor allem bezahlt seyn wollten; dann aber gaben sie, wie dieß ausgemacht war, den Bitten Sandfords nach, und es wurde beschlossen Morton solle fortfahren Ecarté zu spielen. Er zweifelte nicht an seiner Ueberlegenheit, und erklärte voller Freude seinem treulosen Rathgeber daß, sobald er

das Verlorene wieder gewonnen, er weder Würfel noch Karte mehr anrühren werde. Er verstand das sardonische, das grausame Lachen der Bösewichter nicht, als Sandford ihnen diesen schönen Entschluß mittheilte.

Die von Morton und den Mitschuldigen, von dem blinden Opfer und den Plünderern mit so großer Ungeduld erwartete Zusammenkunft sollte Tags darauf stattfinden, wenn die Wucherer sein Portefeuille mit Banknoten gefüllt hätten. Ich empfand bei der Herannäherung dieses Ereignisses eine fieberhafte Aengstlichkeit. An diesem denkwürdigen Abend sollten nur die Chefs der Verschwörung, acht im ganzen, und kein Fremder zugegen seyn, mit Ausnahme eines einzigen, wegen des angeblichen Vermächtnisses das mir so eben übergeben worden war.

Ich hatte es gewagt Hrn. Morton eine Empfehlung zukommen zu lassen, indem ich ihn auf seine Ehre als Edelmann schwören ließ ein unverletzliches Geheimniß darüber zu beobachten. „Ehe Sie sich morgen Abend, rieth ich ihm, zum Spiel niedersetzen, lassen Sie sich Ihre Wechselbriefe, Ihre Juwelen vorlegen, und überzeugen Sie sich daß Ihre Gegner wirklich das Aequivalent der neuen Werthschaften, die Sie neben sich haben werden, auf den Tisch niederlegen." Er gab mir das förmliche Versprechen diese Vorsichtsmaßregel zu nehmen, ohne daß er jedoch die Bedeutung derselben errieth. Alle meine Verfügungen waren getroffen, ich kam um Mitternacht an der geheimnißvollen Thür an. Bei dem Losungswort das ich aussprach, wurde sie mir geöffnet. In diesem Augenblick erhob sich ein ziemlich lebhafter Streit unter den Spielern. Nach dem Rath welchen ich ihm gegeben, bestand Hr. Morton darauf daß man einen dem seinigen gleichen Einsatz mache; denn er zweifelte nicht an seinem Erfolg und wollte alles Verlorene bis auf den letzten Heller wieder gewinnen. Als man seine Wechsel, seine Juwelen und mehrere Rollen Guineen herbeigeholt, fehlte noch eine ziemlich beträchtliche Summe zur Ausgleichung derjenigen welche er mitgebracht hatte. „Ah," rief Sandford als er mich eintreten sah, „Sie kommen eben recht: Waters wird uns auf eine Stunde oder zwei das leihen was uns noch fehlt. Sie sollen bald zurückbezahlt seyn, murmelte er mir ins Ohr, und mit Gewinn." — „Schön Dank! antwortete ich kalt, ich trenne mich von meinem Gelde nur wenn ich es verloren habe."

Ein bösartiges Lächeln umspielte seine Lippen, allein er sagte kein Wort mehr. Kurz, es wurde beschlossen daß einer der Spieler die zu der von Morton geforderten Ausgleichung noch erforderliche Summe holen solle. Nach einer halben Stunde kam er mit einem Pack Banknoten zurück. Ich zweifelte nicht daß es falsche seyen; allein das eben wünschte ich. Hr. Morton betrachtete sie, zählte sie, und das Spiel begann.

Ich erinnere mich dessen was ich empfunden als ich dieser Scene beiwohnte, noch gerade so lebhaft als wenn sie sich eben erst zugetragen hätte. Ich befand mich in einem solchen Zustand innerer Aufregung daß ich, um die fieberhafte Hitze meines Bluts zu stillen, rasch nacheinander mehrere Gläser Wasser trank. Zum Glück waren die Spieler zu sehr beschäftigt um meine Aufregung zu bemerken. Morton verlor beständig; seine Einsätze wurden verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht. Sein Kopf brannte; er spielte und verlor wie ein Mensch der keinen Schein von Vernunft mehr hat. „Bst! was hab' ich gehört?" rief plötzlich Sandford, der allmählich die Heuchlermaske, welche er Morton gegenüber so lange getragen, ablegte; „es scheint mir als habe sich unten eine Bewegung gezeigt." Diese Bewegung war auch an mein Ohr gedrungen; allein ich wußte was sie bedeutete. „Adolph," rief Sandford wieder, zieh die Appellglocke." Das Spiel wurde eingestellt, und sämmtliche Gauner verhielten sich still, unbeweglich und wie an den Boden geheftet. Auf die Appellglocke antwortete eine andere eine . . ., zwei . . ., drei. „Sehr gut," rief Sandford, fahren wir fort, das Possenspiel naht seinem Ende."

Meinen Weisungen gemäß mußten sich zwei unserer Beamten, bürgerlich gekleidet, an der Thüre des Spielhauses zeigen, mittelst des Losungsworts, das ich ihnen mitgetheilt hatte, eintreten und den Hausverwalter packen und knebeln. Ich hatte ihnen auch gesagt wie sie auf das Signal, das ihnen etwa mittelst der Glocke des ersten Stockwerks gemacht werde, antworten sollten. Sie mußten hierauf ihre Cameraden ins Haus hineinführen, stille die Stiege hinansteigen, im Gang bleiben, bis ich sie rufen würde, und dann über die Spieler herfallen.

Nachdem alle diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, blieb mir nur Eine Furcht, die nämlich die Spitzbuben möchten im entscheidenden Augenblick Zeit haben die Kerzen auszulöschen, die falschen Banknoten zu vernichten und sich durch irgendeinen verborgenen Ausgang, den ich vielleicht nicht kenne, zu flüchten. Sobald daher das Spiel wieder begonnen hatte, erhob ich mich, und verschaffte mir Gewißheit daß meine Pistolen in Ordnung seyen, denn ich wußte daß mir ein unversöhnlicher Kampf mit Verzweifelten bevorstand. Dann näherte ich mich der Thüre und öffnete sie leicht, als ob ich auszukundschaften suchte woher das Geräusch rühre das uns in Schrecken gesetzt hatte. Zu meiner großen Befriedigung sah ich daß der Corridor und die Treppen von einer Cohorte Agenten besetzt waren, die in tiefstem Schweigen der Dinge harrten die da kommen sollten. Ich kehrte an den Tisch zurück an welchem Hr. Morton saß. Er spielte seinen letzten Coup, und verlor ihn. Er stand auf, mit wirrem Blick, todtenbleich, und seinen geschlossenen Zähnen entschlüpfte ein Schrei der Verwünschung. Sandford und seine Gesellen legten in höchstem Entzücken die Hand auf ihren Schatz. „Elender! Niederträchtiger! schrie Morton, indem er ihn an der Kehle packte, du hast mich ins Verderben gestürzt, du hast mich zu Grunde gerichtet." „Ohne Zweifel," erwiederte Sandford ruhig, indem er sich von seinem Drucke loszumachen suchte, „und wie mir dünkt, ist die Sache geschickt geleitet worden. Jetzt, mein theurer Herr, sind alle Ihre Klagen vollkommen unnütz." Morton betrachtete ihn schweigend mit einem Ausdruck der Verzweiflung. „Einen Augenblick, Cardon," rief ich, hastig einen Pack nachgemachter Banknoten ergreifend. „Es scheint mir daß man nicht den von Morton geforderten Einsatz auf den Tisch gelegt hat, denn diese Papiere sind falsch." — „Hund, der Du bist! was geht das Dich an?" entgegnete Sandford auf mich losstürzend, um mir die Banknoten zu entreißen. Allein ich war eben so flink wie er, und setzte ihm meine Pistole auf die Brust. Die ganze Gaunerbande sammelte sich ungestüm um uns. Morton betrachtete diese Scene mit stierem Blick, nicht wissend was er denken sollte. „Entreißt ihm diese Papiere," sagte Sandford, „ergreift ihn, erwürgt ihn!" — „Hütet euch, Elende, schrie ich, eure Stunde hat geschlagen. Cameraden, tretet ein und thut eure Pflicht."

In demselben Augenblick drangen die im Corridor aufgestellten Agenten in den Saal. Betäubt und gelähmt durch diese plötzliche Erscheinung, versuchten die Bösewichter, obgleich mehrere unter ihnen bewaffnet waren, keinen Widerstand zu leisten, und ließen sich in das Gefängniß abführen. Drei von ihnen, namentlich Sandford, wurden zu lebenslänglicher Deportation, die übrigen zu mehrjähriger Haft verurtheilt.

Meine Aufgabe war vollendet. Meine Chefs bezeugten mir ihre Zufriedenheit, und erhoben mich bald zu einer höhern Stelle. Hr. Morton bekam seine Wechselbriefe und sein Geld wieder. Die Leiden die er erduldet machten ihm auf immer die Spielhäuser verhaßt, und er und seine Mutter zeigten sich stets höchst dankbar für den Dienst welchen ich ihnen geleistet hatte.

Erinnerungen aus Niederländisch-Indien.

5. Ein Ausflug nach Balie.

Im Jahre 1846 wurde die erste Expedition gegen die Radjas von Beleling und Karangassam auf der Insel Balie ausgerüstet und ich beim Stabe derselben eingetheilt. Meine Vorbereitungen waren schnell getroffen; als ich aber meinem Leibjungen befahl das Gepäck an Bord des Kriegsdampfers Merapie zu bringen, erwiederte er: „Ja Herr, das will ich wohl thun, in den Krieg aber werde ich dir nicht folgen und wünsche darum aus deinem Dienste entlassen zu werden." Diese unerwartete Treulosigkeit — der Bursche hatte ansehnliche Vorschüsse auf seine Löhnung erhoben, auch, wie er vorgab, um sich für die Campagne zu equipiren — erbitterte mich so daß ich ihn anfuhr: Wie darfst du dich unterstehen, Dummkopf... „Djangan marah, tuwan, tra patut, lagi saja bingong sadja." Werde nicht zornig, Herr, es schickt sich nicht und macht mich nur confus, unterbrach er mich mit derselben salbungsvollen Gelassenheit, die der Javane nie aus den Augen läßt, da sich ereifern bei ihm der unumstößlichste Beweis von Mangel an Erziehung ist. „Djangan marah tuwan, ich habe mir die Sache reiflich überlegt und gefunden daß der Krieg für mich nicht taugt; ich habe lange gestritten, kann mich aber nicht entschließen meine Frau und Kinder allein zu lassen und das vorgeschossene Geld bleibe ich dir ja schuldig." Ein schöner Trost, rief ich, aber wie ist es nur möglich Sidin, daß du mich nun verlassen willst, habe ich dich nicht immer gut behandelt? „Der Herr ist immer gut gegen mich gewesen, er muß aber nichts von mir fordern, wozu ich den Muth nicht besitze und saja takot, ich fürchte mich vor der langen Abwesenheit von Hause." Und schämst du dich nicht mir zu sagen daß du dich fürchtest? „Warum sollte ich mich denn schämen, das zu sagen? sieh Herr, es gibt zwei Sorten von Menschen, orang jang branie, dan orang jang tioda branie, unerschrockene Menschen und solche die sich fürchten, ich aber gehöre zu den letztern, und es wäre eine Thorheit von mir, wenn ich etwas unternähme, wozu der tuwan Allah (Gott) mich nicht mit den nöthigen Eigenschaften ausgerüstet hat. Ich habe aber einen Sudara, [1] der Branie ist und dir folgen will." Nun, sagte ich, so bring denn in tuwan Allahs Namen deinen Sudara mit dem Gepäcke an Bord und laufe übrigens meinetwegen ka-sjeithan. Eine Adresse, die auch der des Malaiischen Unkundige aus ihrer Aehnlichkeit mit dem deutschen „Satan" wohl verstehen wird.

Die Reise nach Surabaja machte ich im Gefolge des commandirenden Generals der Armee, sie lieferte nichts besonderes längs der Nordküste Java's und Madura's; dieses letztere mußten wir umschiffen, weil das Fahrwasser in der Straße von Madura für den Merapie zu seicht war, ein Transportschiff mit Artilleriepferden, das wir im Schlepptau hatten, wurde auf der Rhede von Besukie losgelassen. Am Eingang der Straße, in die wir nun von Süden her durch den sogenannten Trichter einfuhren, befanden wir uns eines Mittags zwischen vier Tromben, deren eine quer über das Schiff hinzog, einige lose Gegenstände mitnahm und alles was auf dem Verdeck war, weidlich durchnäßte; es ist recht interessant, der Bildung dieser meteorologischen Erscheinung zuzusehen, erst senkt sich eine dunkle Wolke trichterförmig herab, ohne jedoch die Oberfläche des Wassers zu erreichen, das unter ihrer Spitze plötzlich anfängt große Schaumwellen zu schlagen, die in einem Kreise herumgejagt sich zu verfolgen scheinen; dieser kreischende Gischt wird oft zu einer bedeutenden Höhe emporgetrieben, nie aber habe ich gesehen daß eine compacte Wasserschraube über die Oberfläche der See sich erhoben hätte.

In Surabaja, wo es für den General viel zu thun gab, hielten wir uns einige Tage auf, dann reiste ich mit ihm über Land nach Besuki, wo die Flottille und die Truppen der Expedition sich versammeln sollten.

Der meistens von Tamarindenbäumen beschattete Weg ist einer der schönsten die ich auf Java kenne, bis zum südlichen Hauptarme des Kedirie-Flusses, etwa 25 Pfähle weit, läuft er beständig dem Gebirge zu, und dreht dann östlich nach dem hübschen Hauptorte der Residenz Passaruang. Diese ist, was den nördlichen Theil betrifft, eine der reichsten und bevölkertsten Java's, sie hat in ihrer Mitte das reizende Thal von Malang mit seinen zahlreichen buddhistischen Tempelruinen, ist aber im gebirgigen Süden beinahe gänzliche Wildniß und unbewohnt.

Im Kreise der liebenswürdigen Familie des Residenten brachten wir einen recht angenehmen Abend zu, und setzten den folgenden Morgen die Reise nach dem nur 24 Pfähle entfernten Probolingo fort, wo in der prächtigen Wohnung des Assistent-Residenten, die er sich selbst gebaut hat, ein vortreffliches Frühstück unser wartete. Aus der Hintergallerie des Hauses genießt man, und zwar oft auch des Nachts einer herrlichen Aussicht, wenn nämlich der beständig arbeitende Lamongan seine Feuergarben gen Himmel

---

[1] Bruder, der Malaye gebraucht diesen Namen aber oft für alle seine Kampongsgefährten, für seine wirklichen Brüder hat er, je nachdem sie älter oder jünger sind, besondere Namen. Der älteste Bruder heißt Abang, der ältere Kakakh, der jüngere Adej und der jüngste Bongsu.

fendet, aber auch diesen Morgen wurde der Anblick auf das Bergpanorama gehoben durch die tausende Fuß hohe Dampfsäule, die in Zwischenräumen von zehn bis zwanzig Minuten mit ungeheurer Gewalt aus dem Krater des Semiru emporgeschleudert wurde, dessen 11,800 Fuß hohe Spitze sich vollkommen kegelförmig weit über das seinen Fuß verbergende Tenger-Gebirge erhebt.

Dieser Gunong Semiru, dem andere Messungen über zwölftausend Fuß geben, ist in jedem Falle der höchste Berg Java's, wenn nicht des ganzen Sunda-Archipels, denn die übertriebenen Höhen welche nach Schätzungen dem Ophir, dem Merapi und dem Singalang auf Sumatra zugeschrieben wurden, haben sich durch Messungen auf 9330, 9310 und 9350 Fuß reducirt, und nur der Gunong Melintang oder Pic von Indrapura wird noch, nach zweifelhaften Messungen vom Meere aus zu 11,500 Fuß angegeben.

Die vierzig Pfähle von Probolingo bis Besuki legten wir in fünf Stunden zurück; das Yang-Gebirge tritt an vielen Stellen steil an die Küste, so daß die Straße dieser beinahe beständig folgt, bis sie endlich einen kleinen Berg überschreitet, von dem sie sich ganz in der Nähe des Ortes in die Ebene von Besuki senkt, die im Hintergrunde durch die mauerähnlichen Felswände des zertrümmerten Vulcans Ringit geschlossen wird.

Aufs freundlichste von dem alten Freunde des Generals, dem Residenten M. empfangen, stiegen wir in seiner Wohnung ab, erfrischten uns schnell durch ein Bad, und erschienen dann wieder an der gastfreien Tafel, an der auch der Commandant und die Stabsofficiere der Expedition theilnahmen, und wo eine in Indien seltene Thätigkeit und Fröhlichkeit herrschte, die der joviale Resident bis spät in die Nacht zu verlängern wußte.

Die nächstfolgenden Tage wurden mit Schreibereien und Inspectionen zu Land und auf den Schiffen, sonst aber auf dieselbe fröhliche Weise durchgebracht; auch die Truppen, die jeden Tag ans Land kamen, waren von einem vortrefflichen, aufgeräumten Geiste beseelt. Eines Abends als ich mit andern Officieren vor dem Hause des Residenten auf- und abspazierte, sahen wir ein Dutzend Matrosen auf gemietheten Pferden und wie gewöhnlich im vollsten Galopp über die nahe liegende Brücke sprengen. Es ist immer ein komischer Anblick Jan Maat [1] zu Pferde zu sehen; was wir uns aber nicht erklären konnten, war ein großer Stein, den jeder vor sich auf dem Sattelknopfe festhielt. Sie jagten an uns vorbei über den Halun-halun (so heißt auch der offene Platz vor der Wohnung jedes Regenten) einer Schenke zu, und warfen plötzlich auf das Commando ihres Anführers: „laat fallen je anker!“ die Steine zu Boden, sprangen oder fielen von den Pferden und stoben zur Thüre hinein. Nun erst sahen wir daß diese Steine mit lyntjes (Stricken) an die Kandaren festgebunden waren, und die armen Thiere auf diese Weise wirklich vor dem Hause vor Anker lagen, bis es den Reitern gefiel sie wieder zu besteigen und ihr Kunststückchen vor einer andern Kneipe zu wiederholen.

Es ist meine Absicht nicht hier eine Beschreibung dieser Expedition, oder wohl gar der drei Expeditionen, in die der Krieg mit Balie zerfällt, einzuschalten; nur so viel sey gesagt daß die Truppen in der Nähe des stark verschanzten Kampong Radjanan, den die Seeleute Beleling nennen, gelandet, sich in wenigen Stunden desselben ungeachtet der hartnäckigsten Vertheidigung bemächtigten, und den folgenden Tag auch Singaradja, die Residenz des Radja von Beleling und seinen Kraton [1] einnahmen; dieser Fürst sowohl als der Radja von Karangassam traten darauf in Unterhandlung und unterzeichneten die vorgeschriebenen Friedensbedingungen; daß sie diese nicht erfüllten, gab Anleitung zu der verunglückten zweiten und siegreichen dritten Expedition, in welch letzterer beide diese Radjas ihren Wortbruch mit dem Leben bezahlten, indem sie nach balinesischer Art in einem Pupotan, einem hoffnungslosen verzweifelten Kampfe, in dem man nur sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen sucht, fielen.

Darauf wurde Karangassam dem Radja von Lombok, und Beleling dem von Bangli von der niederländischen Regierung als Lehen zugetheilt.

Diese Insel Bali ist übrigens eine ganz eigenthümliche Erscheinung; kaum hundert Quadratmeilen groß, hat sie eine Bevölkerung von einer Million Seelen, die, auf diesen engen, vom Meer umgebenen Raum zusammengedrängt, durchaus keine Schifffahrt, nicht einmal Fischfang treibt, ja die eine kindische Furcht vor dem Meere hat, sich daher ausschließlich dem Ackerbau widmet und allein noch im ganzen Archipel einem freilich sehr verbesserten Brahmanenthum zugethan ist. Die ganze Insel hat keine einzige für beide Mussons brauchbare Rhede, und die reißenden Strömungen, die durch die Straßen Bali und Lombok gehen, machen die Schifffahrt in ihrer Nähe sehr gefährlich.

Mit dem Dampfschiff Bromo, das gewöhnlich acht Meilen Fahrt hatte, kamen wir, etwas nördlich von Banjuwangie gegen den Strom dampfend, während einer Viertelstunde, daß er am heftigsten war, beinahe keinen Schritt vorwärts, und der Aetna, auch ein Kriegsdampfer, mit dem ich bei einer andern Gelegenheit um die Südspitze der Insel fuhr, blieb in dem Maalstrom, den die hier sich begegnenden Strömungen aus beiden Seestraßen erzeugen, beinahe zwei Stunden auf derselben Stelle, während ein höchst unregelmäßiger hoher Wellenschlag das Schiff in eine gefährlich schaukelnde Bewegung versetzte. Handel und Seefahrt und Fischerei werden an den verschiedenen Ankerplätzen durch einige Chinesen und Buginesen getrieben, die sich in ihrer Nähe angesiedelt haben; die einzigen Europäer die auf der Insel wohnen, sind ein Däne, Namens Lange, mit seinem Secretär oder Gehülfen; Lange ist Bandar (Pächter des Handels) von Balie-Badong, und macht bedeutende und sehr einträgliche Geschäfte. In früherer Zeit hatte er sich auf der Insel Lombok niedergelassen, wo er aber an Hrn. King, einem Engländer, einen lästigen Concurrenten fand. Die beiden Herren stellten sich an die Spitze zweier politischen Parteien, führten als Feldherren Krieg mit einander und lieferten sich regelmäßige Schlachten. Lange mußte endlich aufs Haupt geschlagen nach Balie flüchten, und seine ganze Habe wurde confiscirt; doch „es war ihm zum Heil, es riß ihn nach oben,“ er machte nämlich auf Bali viel bessere Geschäfte als sein Ueberwinder King auf Lombok.

[1] Personification des niederländischen Matrosen, wie Jack Tar die des englischen ist.

[1] Palast.

Bali hat einen großen Viehstapel; für ein bis zwei Dollars konnte man den schönsten Ochsen kaufen; es kam daher vielen sonderbar vor daß die Besatzung des Forts Belfing, das nach der ersten Expedition erbaut worden war, mit madureſiſchem Vieh versehen wurde; das Fleisch der balinesischen Ochsen hat aber einen Muskusgeschmack, der im Anfang zwar wenig hinderlich, bei längerem Genuß jedoch bis zum Erbrechen ekelerregend ist.

Die Dörfer der Balinesen haben in ihrer Bauart auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den javanischen. Der freundlich im Schatten hoher Bäume liegende Kampong des Javanen, mit seiner grünen Einfassung von Dornenbambus oder verschlungenen Kaffeesträuchen (pagar koppi), ist auf Bali in abgesonderte größere und kleinere Quadrate eingetheilt, die mit acht bis zehn Fuß hohen Mauern von getrocknetem Lehm umringt sind. Innerhalb dieser findet man mehrere mit Riet oder Palmblättern gedeckte kleine Pandoppos, deren Flur aus aufgemauerten Backsteinen sich 2 bis 3 Fuß über den Boden erhebt. Dieß ist die eigentliche Wohnung des Balinesen; den übrigen Raum theilt er mit seinen Hunden, seinen Schweinen und anderem Vieh, und das Ganze hat ein so nacktes, dürres und comfortloses Aussehen, daß wir uns nicht länger hier aufhalten, sondern lieber nach Java zurückkehren wollen.

Der letzte Feldzug am La-Plata, mit Berücksichtigung der Verhältnisse Brasiliens und der La-Platastaaten.

(Fortsetzung.)

Am 16 September endlich war alles so weit in Ordnung daß der Rest des deutschen Bataillons den Fluß überschreiten und sich in Marsch setzen konnte. Da die Versicherung des die Colonne begleitenden Kriegscommissärs (Deputado do commissario geral) dahin lautete daß der erste Marsch kaum eine kleine portugiesische Legua, also etwa eine gute Stunde — sey, so wurde beschlossen erst Nachmittags um 5 Uhr abzurücken um den Truppen Zeit zu lassen zu essen und alles in Ordnung zu setzen. Die ganze Marschcolonne bestand aus dem 15. Bataillon, einer halben brasilianischen Batterie von vier Geschützen, einer Abtheilung von Nationalgarde, welche eigens zum Sicherheitsdienste, namentlich aber zum Schlachten des Viehes mitgegeben war, und einer Anzahl Munitions- und Proviantkarren, großen schwerfälligen Karren (Carreten) mit je zwei Blockrädern, die von 6—8, auch 10 Ochsen gezogen wurden.

Die Colonne war so bereits einige Zeit fortmarschirt ohne das Ziel des Marsches erblickt zu haben, und schon begann die Dunkelheit hereinzubrechen, ohne daß die versprochene Legua ein Ende nehmen wollte. Endlich war es vollkommen finster, weder die begleitende Nationalgarde noch die Bagage war mehr zu sehen, im Grunde eigentlich nichts als der von einigen Sternen, die mühsam mit dunklem Gewölk kämpften, erleuchtete Himmel. Der Führer der Colonne, besagter Kriegscommissär, war verschwunden. Der Commandant ließ das Bataillon halten und rief und schickte eine Zeitlang vergeblich nach dem Commissär. Endlich erschien dieser und führte die Truppen weiter, welche dann nun gegen Abend acht Uhr auf der Lagerstelle einrückten, mithin zu dieser brasilianischen Stunde bei tüchtigem Marschiren drei gebraucht hatten.

Der Haltpunkt waren die Gebäude einer Estancia, für die Länderverhältnisse sehr hübsch eingerichtet. Ein Garten mit hohem Zaun umschloß einige ganz ansehnliche Wohnhäuser, welche jedoch gänzlich verlassen und alles Mobiliars beraubt waren. Nur ein Damensattel fand sich in einem Zimmer vor. Die Truppen richteten sich, so gut es die Dunkelheit erlaubte, in der Umgegend ein und bald loderten die Wachfeuer, welche mit der Umzäunung unterhalten wurden, empor. Die gehörigen Sicherheitsmaßregeln wurden gleichfalls getroffen.

Von der sämmtlichen Bagage, den Karren und den vier Geschützen indessen war nicht die Spur zu erblicken, sie hatten sich entweder in der Dunkelheit verirrt oder waren in den morastigen Wegen stecken geblieben, oder aber hatte man die halbwilden Maulthiere welche die Geschütze zogen und die Bagage trugen, nicht mehr vom Fleck bringen können.

Obgleich der Tag ziemlich warm gewesen, so war die Nacht doch empfindlich kalt. Es war noch eigentlich Winter und ein starker Reif hatte das Feld überzogen, so zwar daß selbst die kleinern Pfützen sich mit einer Eisdecke bedeckt hatten. Die ersten Strahlen der Sonne jedoch hatten alles verschwinden gemacht.

Der Mangel des Gepäcks und der Artillerie zwang die Truppen am folgenden Tage zu rasten, und jetzt erst ergab sich daß auch das Schlachtvieh, welches stets mitgetrieben wird, zurückgeblieben war.

Das Lager wurde jetzt in Ordnung gebracht und allmählich fand sich die Bagage ein. Gegen 8 Uhr Morgens kam das erste Geschütz an, gegen Mittag das zweite und so fand sich bis 4 Uhr Nachmittags die halbe Batterie wieder zusammen. Das Schlachtvieh traf ebenfalls Nachmittags ein, und konnten die hungrigen Truppen dann endlich zu essen bekommen.

Dieser erste Lagerplatz und die Motive seiner Wahl trugen den Charakter Brasiliens, man zog noch längs des Jaguarão's aufwärts, dessen Ufer hier mit starkem Gehölz bewachsen sind, und sicher eine der wichtigsten Bedingungen für die Lagerplätze erfüllen. Dann verließ die Colonne aber den Fluß und wandte sich links (südlich) in die Cachilla Grande, einen Höhenzug von durchschnittlich 600 Fuß über der Meeresfläche, welcher von der brasilianischen Gränze abwärts in südlicher Richtung mit der Meeresküste fast parallel laufend die Banda Oriental durchschneidet, und so das Flußgebiet des Rio Negro, der in den Uruguay mündet, von jenem der kleinern Küstenflüsse als Taquari u. s. w., welche sich östlich ins Meer ergießen, trennt.

Die erste und zweite Division der Armee hatte bei Bagó die Gränze überschritten, den Rio Negro passirt und war an der östlichen Seite der Cachilla Grande marschirt; die dritte Division, zu welcher das 15te Bataillon gehörte, hatte einige Meilen oberhalb der Stadt Jaguarão diesen Fluß passirt und war in südlicher Richtung gerade fortgezogen. Es war dieses nothwendig das Gebirge

zur Straße zu nehmen, da keinerlei strategische Rücksichten es anders geboten, denn man mußte bei dem fast gänzlichen Mangel an Pontons und Brückengeräthschaften alle Flüsse bei ihren Quellen zu passiren suchen, da der geringste Regen hier aus jedem kleinen Bache einen tiefen Strom macht.

Uebrigens zog die Armee à corps perdu ins Land hinein, sey es daß man auf keinen großen Widerstand seitens der Orientalen rechnete, oder daß man an eine Operationsbasis, welche für die Armee, die größtentheils aus Cavallerie bestand, nur die brasilianische Gränze mit dem Nachschube von Pferden und nöthigenfalls Lebensmitteln seyn konnte, nicht dachte, daher weder Besatzungen in den eingenommenen Städten und Ortschaften zurückließ, noch sich irgendwie einer Rückzugslinie versicherte.

In der Cachilla Grande zeigte sich zum erstenmale deutlich die unendliche Einöde des Landes, kein Haus, kein Baum, kein Strauch unterbrach oft meilenweit den nur durch die Wellenlinien der Berge begränzten Horizont. Das Vieh, welches einst den Reichthum des Landes ausmachte, war verschwunden bis auf wenige Thiere, die sich jetzt hin und wieder dem Auge vereinzelt darboten, da wo sonst Tausende weideten.

Einige Zeit noch fand sich Holz und Wasser in Ueberfluß an den Lagerplätzen — man wählte nämlich nur solche Orte wo sich dieses vorfand — jedoch der weitere Verlauf der Cachilla Grande nahm einen andern Charakter an, dessen wir seiner Zeit Erwähnung thun werden.

Die Flüsse und Bäche welche den Weg kreuzten, mußten durchwatet werden, Brücken oder dergleichen Vorkehrungen bei den Truppen sind, wie schon bemerkt, hier nicht zu finden. Hin und wieder dreht sich ein Pulverkarren beim Durchwaten im Wasser einigemale um, was jedoch die Führer wenig genirte, oder sonst dergleichen kleine Zufälle mehr.

Am sechsten Tage nach dem Abmarsche von Jaguarão traf die Colonne im Lager der 3ten Division bei Arroio malo ein, einem romantisch gelegenen, von ziemlich hohen Bergen eingeschlossenen Thale. Bei dieser Gelegenheit, wo die Truppe unter Commando des Brigadiers João Fernandes da Silva kam, sey es vergönnt eine kurze Charakteristik dieses Mannes zu entwerfen, welche zugleich als Belehrung dienen kann über die Persönlichkeiten, in deren Händen sich die höhere und höchste Militärautorität befindet.

João Fernandes, unter diesem Namen war er allgemein bekannt, kam kurz nach der Revolution welche Brasilien vom Mutterlande frei machte aus Portugal, wo er als Feldwebel irgendwo gedient hatte, hieher. Durch eine glückliche Verfälschung des Namens seiner Charge — Feldwebel heißt nämlich im Portugiesischen sargento major — sargento mór aber Oberstwachtmeister — und er hatte sich letzteres beigelegt — wurde er als Major sofort in Dienst des Kaiserreichs genommen, ohne aber später besonders zu avanciren, da die brasilianische Eifersucht so leicht keinen Fremden aufkommen läßt. Er war daher jetzt nach etwa 25 Jahren Dienstzeit erst vom Major bis zum Brigadier vorgerückt, trotz der vielen Kriege welche Brasilien sowohl im Innern als auch im Aeußern geführt hatte. Diesen Ausfall in seinem Avancement hatte er jedoch durch weises und sparsames Umgehen mit seinen Revenüen zu ersetzen gewußt und sich in den 25 Jahren seiner Dienstzeit von der für die Verhältnisse eben nicht reichlichen Gage 300 Contos de reis (circa 400,000 fl.), nach einer andern Lesart sogar das Doppelte erspart, obgleich seine Feinde behaupteten daß wenn er seit dem ersten Tage seiner Dienstzeit keinen Real ausgegeben hätte, dennoch seine sämmtlichen Einkünfte nicht hinreichten um nur die Hälfte der geringern Annahme aufzubringen. Von seinem Ersparungssystem war jetzt auch der Truppe eine kleine Probe vorbehalten, auf die wir später zurückkommen werden.

Am zweiten Tage nach Vereinigung der ganzen Division setzte sich diese in Marsch, nachdem es strengstens verboten war in der Nähe des Lagers einen Schuß abzufeuern, indem dieses das Signal zu einer sofortigen Allarmirung am Tage wie bei Nacht wäre, da man in der Nähe des Feindes marschire. Schon in der nächsten Nacht geschah eine solche Allarmirung, indem die Wache bei den Pferden auf einige feindliche Soldaten feuerte, welche im Begriff waren eine wilde Stute in die Heerden zu bringen, um so dieselben wild zu machen und Verwirrung unter die Truppen zu bringen.

Jetzt hatte man noch zwei Tagemärsche bis Serro Largo, einer der bedeutendsten Städte im Innern des Landes, demselben Platze wo einst die brasilianische Armee eine furchtbare Niederlage gegen die Orientalen erlitt.

Bis einen Marsch von dieser Stadt hatte man dem deutschen Bataillon eine Carette zur Fortschaffung der Zelte und eine andere für die Reserve-Munition sowie Montursstücke und Waffen gelassen. Hier jedoch befahl der Brigadier diese zweite Carette abzuliefern und das sämmtliche so kostbare Material wegzuwerfen, während sich bereits leere Karren bei der Division befanden, die früher Proviant getragen hatten und von Serro Largo zurückgeschickt wurden. Es geschah, und der die Truppen auf allen Seiten in Entfernung umschwärmende Feind fand Munition, Gewehre und Montursstücke in ziemlicher Anzahl auf dem Felde, ohne daß ihre Eroberung die geringste Mühe gekostet hätte.

Man langte bei Serro Largo an, welches bereits von Dionysio Coronel verlassen war, und lagerte hier sechs Tage lang in Erwartung des Zahlmeisters mit der Casse, welchen anfangs das deutsche Bataillon von Jaguarão mit escortiren sollte; weil jedoch dem Hrn. Brigadier die Zeit zu lang dauerte, schickte er von Arroio Malo ein halbes brasilianisches Bataillon zurück nach Jaguarão, und wartete jetzt wiederum sechs Tage bei Serro Largo auf dessen Rückkunft. Derartige Maßregeln haben mit den Fügungen der Vorsehung etwas gemein, das nämlich daß der Sterbliche sie selten begreift.

Serra Largo ist ein am Ufer des Taquari gelegenes freundliches Städtchen, und was ein in Brasilien ganz unerhörter Umstand ist, von Kornfeldern umgeben, wenngleich nicht in dem Maße, wie man es in Europa bei solchen Orten gewohnt ist.

Schon am Tage zuvor hatte die Truppe nur halbe Rationen an Maniokmehl, welches die Hauptnahrung an Vegetabilien bildet, erhalten, obgleich die Quittungen über die ganze Portion stets richtig eingeliefert werden mußten. Bei der Stadt Serro Largo, welche Brod und Mehlvorräthe im Ueberfluß hatte, bekamen die Leute statt der ihnen durch Armeebefehl zugesicherten Portion von 1¼ Pfund Maniokmehl oder 1 Pfund Brod und Schiffszwieback nur je vier Mann ein etwa halbpfündiges Brod per Tag, während das Fleisch jedoch reichlich wie früher war. Es war dieß der Anfang von des Brigadiers Ersparungsmaßregeln, welche er im Ver-

ein mit dem mit der Verpflegung betrauten Kriegscommissär machte, und die bald noch einen bedeutendern Umfang annehmen sollten.

Löhnung hatte man schon geraume Zeit, der deutschen Truppe seit erstem September nicht mehr gezahlt, den Eingebornen schuldete man sie schon seit 6 bis 8 Wochen, selbst 3 Monaten. Es ist dieß überhaupt einer der bemerkenswerthesten Punkte in der Chronique scandaleuse der brasilianischen Militärverwaltung. Es ist bereits vorgekommen daß Truppen ein ganzes Jahr lang ohne irgend eine Zahlung blieben; man schob die Schuld auf die Verhältnisse, die eine Regelmäßigkeit hier nicht erlaubten, derweil sich das Geld schon seit geraumer Zeit in den Händen der Abtheilungs-Commandanten befand, welche es selbst auf Zinsen ausliehen, was bei dem hier herrschenden ziemlich hohen Zinsfuß von 1½ bis 2 Procent monatlich ein ziemlich lucratives Geschäft wurde. Wenn dann endlich die Auszahlung herankommt, ist ein großer Theil der Mannschaft desertirt oder gestorben, und den Empfängern werden eine Masse Abzüge für verlorene oder abgetragene Montur gemacht, so zwar daß das welches sie noch bekommen, nur ein Schatten von der ursprünglichen Gebühr ist.

Außerdem führt ein jeder Bataillons- oder Regiments-Commandant eine Anzahl Leute im Stand, die nie existirten. Um dergleichen Betrügereien zu controliren, schickt die Verwaltung der Casse (Pagadoria) Beamte niedern Grades (Contadores) von Zeit zu Zeit zu den Abtheilungen, um sich zu überzeugen daß die im Stand geführte Mannschaft wirklich in dieser Stärke vorhanden sey. Von den vielen Arten diese Leute hinters Licht zu führen, sey es uns nur vergönnt hier eine recht gelungene anzuführen, welche zwei Bataillons-Commandanten einst in Jaguarão ausübten. Beide Herren hatten ihre Corps mit einer Stärke von mehr als 700 Mann in den Rapporten aufgeführt, obgleich in der That weder das eine, das Artillerie-, noch das andere, ein Infanterie-Bataillon, kaum 400 Mann stark waren. Der Contador, welcher den Rang eines Unterlieutenants hat, kommt an; das Officiercorps beider Bataillone empfängt ihn, unter dem Schalle der Musikbande am Ufer, wo das Dampfschiff landet. Man überhäuft ihn mit Ehrenbezeugungen und führt ihn zu einer solennen Tafel. Am andern Tag präsentirt sich das Infanterie-Bataillon vollzählig, wie es auf den Rapporten aufgeführt ist, den Augen des Contadors, den man, nachdem er sich von der Richtigkeit des Standes überzeugt hat, wieder zur Tafel einladet und in ihn dringt die beschwerliche Arbeit, das Artillerie-Bataillon zu zählen, bis morgen aufzuschieben. So viel Liebenswürdigkeit zu widerstehen, ist niemanden so leicht gegeben, am allerwenigsten aber einem armen Contador, der bei seiner kärglichen Besoldung ein paar gute Mahlzeiten schon gern mitnimmt. Er verlängert seinen Aufenthalt um einen Tag und zählt am andern Morgen das Artillerie-Bataillon, welches er ebenfalls vollzählig fand, hocherfreut seine liebenswürdigen Wirthe nicht durch eine unliebsame Anklage betrüben zu müssen. Daß aber die beiden Bataillons-Commandanten sich gegenseitig mit einigen hundert Mann ausgeholfen hatten, erfuhr er erst später durch die allgemeine Stimme des Publicums.

Dergleichen Geschichten sind in dem Munde eines jeden. Man erzählt sie sich allgemein, und dennoch gibt es keinen rechtschaffenen Mann, der, wenn er selbst den Willen und die Macht besäße, hier durchdringen könnte.

In den Jahren 1852 bis 1853 hatten sich bei dem von dem Major João Luiz d'Abreu e Silva in Porto Alegre commandirten Polizeicorps (Gendarmerie) bedeutende Unterschleife bemerkbar gemacht. Die Regierung zahlte nämlich für jedes Pferd, welches dieses Corps systemgemäß in seinem Stande führte, 14 Milreis monatlich an Fouragegeld, um eben diese Pferde stets in gutem Zustande und disponibel zu haben. Der Major d'Abreu jedoch schickte die sämmtlichen 70 Pferde, statt sie im Stalle gehörig zu füttern, bei einem Padrinho (Gevatter) auf die Weide, dem er jetzt für allesammt 14 Milreis monatlich zahlte.

Die Thiere, welche fast täglich in Anspruch genommen wurden, magerten bei der geringen Nahrung die ihnen eine armselige Weide bot, sichtlich ab, und befanden sich zuletzt in einem so kläglichen Zustande daß es allgemeines Aufsehen erregte und die Journale anfiengen die Sache zu behandeln. Denn an ein Einholen flüchtiger Uebelthäter war in einem Lande, wo alles beritten ist, mit solchen Pferden nicht zu denken.

Der Präsident João Luis Vieira de Cansanção Sinimbu, welcher in dieser Zeit an der Spitze der Provincial-Regierung stand, und zufällig kein Gevatter von dem Major, sonst auch intelligent und von bestem Willen beseelt war, übertrug einer Commission, bestehend aus einem Beamten der Pagadoria und einem Oberstlieutenant, die Untersuchung der Sache.

Die großartigsten Betrügereien kamen ans Licht. Der ebenfalls redliche Beamte, so selten in seiner Art wie der Präsident, stellten den richtigen Thatbefund zusammen. Der Oberstlieutenant hingegen erklärte rund heraus: Ich unterschreibe nur ein Protokoll, welches die vollkommene Schuldlosigkeit des Majors darlegt. Einmal ist die Geschichte geschehen, und wozu ihn und seine Familie ins Unglück stürzen? und dann will ich jetzt nach Rio de Janeiro gehen, um das Commando des 1sten Cavallerie-Regiments zu bekommen, und mag mich deßhalb mit seiner dort mächtigen Familie nicht entzweien. So geschah es. Die vollkommene Unschuld des Commandanten des Polizeicorps war dadurch erwiesen, und der Präsident der Provinz, welcher den Zusammenhang erfuhr, konnte nichts weiter ausrichten, um der Gerechtigkeit Genugthuung zu verschaffen.

Kehren wir indessen zu unserer Truppe zurück, welche wir im Lager bei Serro Largo unter den Einflüssen der Fernandes'schen Ersparungs-, und des landesüblichen Löhnungssystems ließen.

Man erwartete immer noch sehnlichst das lang gehoffte Geld, und begnügte sich, wenn gleich nicht ohne einiges Murren, mit den durch die Oekonomie für den eigenen Säckel geschmälerten Rationen.

Hier gieng auch ein feindlicher Stabsofficier-Oberstlieutenant mit 10 Mann zu der Division über.

Am 29 Sept. traf endlich der ersehnte Zahlmeister mit dem Gelde ein, und zugleich mit ihm zwei Raketengeschütze, welche direct von Rio de Janeiro in Jaguarão angekommen waren, und man setzte sich von neuem in Marsch.

Die Verpflegung nahm fast wieder ihren ordentlichen Gang, obgleich die Rationen immer noch klein waren.

In der Nacht vom 30 September auf den ersten October wurde das Lager allarmirt. Dießmal war irgend einer feindlichen Hand gelungen eine wilde Stute in die Heerden der Pferde zu

jagen. Gleich einem Unwetter rasten diese Thiere daher, deren eine nicht geringe Anzahl, indem man für jeden Cavalleristen zehn Stück für den Feldzug rechnet, mitgeführt wurden, und mit ihnen alle Ochsen, welche zum Schlachtbedarf mitgeführt waren. Die Erde erbebte unter ihren Hufen, und den auf dem platten Boden schlafenden Soldaten erschien das Geräusch wie der Donner eines Erdbebens. Im Nu war alles auf den Beinen, ergriff die Waffen und suchte zunächst die eigenen Zelte durch Feueranzünden und Schreien vor dem Strome der wildgewordenen Thiere zu schützen. Alles was an Pferden oder Maulthieren, sey es noch so fest angebunden, von diesem Strome berührt ward, wurde mit fortgerissen.

Zum Glück erfolgte weiter kein Angriff von feindlicher Seite. Die Hüter jagten dem Schwarm nach, und erst gegen Morgen gelang es ihnen die Heerden wieder zum Stehen zu bringen.

Am andern Tag konnte nicht marschirt werden, da alle Bespannungs- und Lastthiere fehlten und erst nach mehreren Stunden wieder ins Lager gebracht wurden.

Die Märsche waren so ziemlich eintönig, fast alle Tage dieselben Erscheinungen. Man brach früh auf, marschirte durch die öde Gegend, welche nur von wenigen Rindern oder Pferden und Kibitzen, die sich bei Annäherung der Menschen mit Schreien in die Lüfte erhoben, oder hin und wieder mit Rehen, Straußen und Rebhühnern bevölkert waren, so lange bis ein dunkelgrüner Streif am Horizont Wasser und Holz verrieth. Hier gab es nun vorerst einen großen Bach oder kleinen Fluß zu durchwaten, und dann lagerte man.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Forschungsreise in das Innere von Witi Lewu (Fidschi-Inseln.)

Am 15 August 1856 brach eine kleine Expedition, die zum brittischen Schiffe Herald gehörte, von dem Ankerplatz Lewuka (Owolau [1]) in einem Boote nach Witi Lewu oder der großen Witi-Insel auf. Sie bestand aus vier Köpfen, von welchen die Hauptpersonen Hr. S. Waterhouse, ein wesleyanischer Missionär, und der Wundarzt J. D. Macdonald waren. Das Tagebuch des letztern ist es, welches die Londoner geogr. Gesellschaft in ihrem dießjährigen Bande veröffentlicht. Auf der Fahrt kam man an einem merkwürdig gestalteten Korallenriff vorüber, mit Namen Waka Tangka ni Sai-sai, oder wörtlich: der Ort, wo der Fischspeer abgelegt wird. Nach dem Glauben der Fidschis soll nämlich ihr Gott Rambenli, wenn er von dem Fischfang heimkehrt, dort seinen Speer niederzulegen gewöhnt seyn. Den Namen Rambeuli oder Brecher des Steuerruders führt diese Ortsgottheit, weil ihr die Seefahrer alles Unglück zuschreiben welches ihnen an jener Stelle widerfährt. Der Felsen selbst stellt nach der Mythologie der Eingebornen ein Ehepaar Untergötter vor, welche die höchste Fidschi-Gottheit Ndengei an die Ndaweta lewu oder die große Durchfahrt gesendet hatte um diese zu verstopfen, die aber bei ihrer Arbeit von der aufgehenden Sonne ertappt und versteinert wurden. Die große Durchfahrt ist die einzige Lücke in dem Korallendamm, welcher die Inseln im Westen der großen Witi-Insel verbindet und dadurch eine geräumige Bay bildet. Wenn die Boote an diesem Orte vorbeifahren, fordert der religiöse Anstand daß sie den Seru oder Kamm vom Haupt nehmen, wie sie ihre Gebete auch in der Regel mit aufgelöstem Haarputz verrichten. Innerhalb der Bay errichte man die kleine Insel Mbau (auch Ambau geschrieben), auf welcher die Hauptstadt der Fidschi liegt. Am andern Morgen lief das Boot in den Rewa-Fluß, auch Wai lewu, das große Wasser, genannt, hinein. Am linken Ufer stieß man bald auf einen kleinen Canal oder Seitenarm, der so heilig gehalten wird daß ihn jedermann in großer Stille passiren muß. Die überhängenden Mangelbüsche gelten als tabu oder tambu nach dem Fidschidialekt, so daß sie also niemand berühren darf. Dort residirt die Gottheit Mburerua, von der man erzählt sie besitze eine Lali (Trommel), die nur von acht Personen gerührt werden könne, und deren Schall eine Warnung sey, daß alle benachbarten Stämme in Fehde gerathen werden. Weiter aufwärts besuchte man ein Mbure oder einen Tempel von 45 Fuß Höhe, 30 Fuß Länge und 20 Fuß Breite. Die Wände bestehen aus Rohren welche sehr zierlich mit feinem Sinnet (Schnüren aus Cocosnußfasern) zusammengenäht und mit einem dergleichen Gewebe schwarz und weiß mit anmuthigen und mannichfaltigen Mustern bekleidet sind. Wenn man sich dergleichen Industrie nicht bei den nackten, menschenfresserischen Fidschis erwarten sollte, so werden unsere Begriffe von diesen Stämmen noch mehr geläutert, wenn wir erfahren daß sie weiter oberhalb eine Landenge durchstochen und einen Canal aus dem Rewa-Fluß nach einem Golfe geführt haben, der sie unmittelbar an die Südküste bringt und ihnen einen großen Umweg erspart. Die Eingebornen versicherten wiederholt daß es im Rewa eine Art Süßwasserhaifische gebe, und erzählten auch daß diese Thiere schon öfters Menschen angegriffen und ihnen Glieder abgebissen hätten. Man zeigte der Expedition einige Köpfe solcher Fische, die recht geschickt ausgestopft worden waren, und nach denen zu schließen diese sogenannten Haifische entweder zu den Meerengeln (squatina) oder zu den Rochen gehören. Eine andere schön bewaldete Uferstrecke führt den Namen Wai ni Kumi, Bartwasser, weil der Aberglauben herrscht daß reisende Jünglinge den Bartwuchs beschleunigen können, wenn sie sich mit dem Wasser waschen welches dort von den Felsen tröpfelt. In größerer oder geringerer Entfernung vom Fluß gränzen die Ortschaften ziemlich dicht an einander, so daß das Thal als gut bevölkert gelten kann. Auffallend aber war die Armuth an Kokospalmen, sie ist jedoch nur durch frühere heiße Fehden verschuldet, denn während der Belagerung einer feindlichen Stadt übte man den grausamen Gebrauch alle

[1] Die beste Karte zum Verständniß des folgenden ist die im 3ten Bande der Un. States Explor. Exp. p. 73. doch kann man sich recht gut auch mit Bl. 51 des Stieler'schen Atlas helfen.

Kokospalmen und Brodfruchtbäume der Gegner niederzuhauen. Der Rand des Flusses und jeder lichte Raum war mit hohem Gras und Kräutern bewachsen, dahinter aber erhob sich reiches Laubwerk geziert mit Schlingkraut, mit herrlichen Baumfarn und Nin Sawas. Am 17ten erreichte man die Stadt Naitasiri, wo das Boot von Josias, einem zum Missionär erzogenen Tonga-Insulaner, und von dem Häuptling empfangen wurde, der wegen seiner Wohlbeleibtheit Na Nggari kan, der Dicke, oder Na ka lewu, das größte Ding, geheißen wurde. Dort hat das Christenthum den alten Olymp in Trümmer geschlagen. Das ehemalige Mbure (Tempel) war ein Pflanzenhügel geworden, und in den umherstehenden Bäumen bedeckten sich schon mit Moos die Rindeneinschnitte, welche als Register für jeden dargebrachten Mbokolo (Leichnam) galten, da man das Menschenfleisch, ehe es gebraten und verzehrt wurde, zuvor im Mbure weihen und zum Gedächtniß an die Opfer die Bäume umher einkerben ließ. In der Nähe einer Ortschaft Witi begegnete man einer Frau mit einer Last Brennholz auf dem Rücken. Der Häuptling von Naitasiri, welcher die Expedition begleitete, hieß sie herantreten, und man überzeugte sich daß das Gewicht welches sie schleppte nicht weniger als 80 Pfund betrug. Weiter oberhalb traf man am Ufer eine große Bevölkerung. Die Männer waren sämmtlich mit Keulen und Speeren bewaffnet, lärmten aus Kräften und in so wilder Art, daß jedermann auf das Schlimmste sich gefaßt gemacht hätte, wenn man nicht, mit den Bräuchen der Fidschi vertraut, aus der Gegenwart von Frauen und Kindern auf harmlose Absichten mit Sicherheit hätte schließen dürfen. Neugierde um die Papalangis oder Fremden zu sehen führte die Eingebornen in die Nähe. Man hatte jetzt die Stelle erreicht, wo das Wai lewu oder der Rewafluß den Muna ndonu aufnimmt. Dort war er für das Boot nicht mehr schiffbar, auch erreichte man die Stelle wo die letzten Wirkungen von Ebbe und Fluth aufhören, etwa 10 bis 12 deutsche Meilen im Innern der Insel. Man stieg im Thale des Seitengewässers zuerst hinauf, und blieb am 20sten in der Stadt Tausa im Mbure für die Fremden. Der Häuptling von Wiria, welcher dort gebietet, stellte sich bald ein. Es war ein stark gewachsener Mann, der nach Landessitte nichts am Leib trug als einen Strick in der Form eines T von der Front gesehen. Mit Tabak und Pfeifen machte man sich willkommen, am Abend aber führte einer der Herren nach dem Klang einer eilig verfertigten Bambusflöte den Schwerttanz der schottischen Hochländer bei 86° F. (24 R.) auf. Dann begab man sich im Mbure zur Ruhe auf weich mit Matten belegten Schlafstellen, an deren beiden Seiten zur Erwärmung Feuer brannten. Aus Geselligkeit legten sich die Eingebornen daneben, so daß im Ganzen über 50 Personen in demselben Raum schliefen. Am 21sten setzte man die Reise in einem Canoe auf dem Hauptarm des Rewa fort, der aber nicht mehr Wai lewu, das große Wasser, sondern nur Wai ndina, der Blutstrom, und nicht mit Unrecht heißt, weil dort lange Zeit Fehden gewüthet haben, und an jede Ortschaft fast sich eine Schauderchronik knüpft. Im Laufe des Tages hatte man Gelegenheit eine Farbenfabrik aus Gelbwurz zu besichtigen, welches Geschäft nur die Frauen betreiben. Die Wurzel wird in Gruben geworfen, die mit Gras und Bananenblättern sorgfältig ausgekleidet sind, damit nichts vom Safte verloren geht. Wenn die Wurzel zerrieben ist, bringt man sie in ein canoeartiges Gefäß und filtrirt sie durch einen Korb. Der Saft wird dann in Bambusrohre gefüllt und einige Tage der Luft ausgesetzt. Es gehen dann die dickeren Theile nach unten, während das Bessere oben aufschwimmt und abgeschöpft wird. Die Rückstände werden als Nahrung benutzt, noch häufiger bestreicht man damit den Körper der Frauen nach ihrer Niederkunft, oder die Leichname todter Freunde, oder die Leiber der Wittwen, bevor sie erdrosselt werden. Je weiter man den Fluß hinaufkam, desto schwieriger ward es für das Canoe hinreichend Wasser zu finden, ein kleineres Fahrzeug wurde dagegen geschickt von den Eingebornen an einem Tau aufwärts gezogen. Wo das Ufer sich nicht zum Marsch mit der Leine eignete, schwammen die Leute durch den Strom nach der nächsten bessern Stelle.

Endlich erreichte man die Landschaft Soloira, wo die Herrschaft eines neuen Häuptlings begann. Seinem Bruder waren die Reisenden bereits als Mbete ni lotu (christlicher Missionär) und Turanga ni Manawa (ein Herr vom Kriegsschiffe; Manawa ist natürlich eine Corruption von Man of war) vorgestellt worden. Den Eingebornen machte man sich durch Aufführung des Schwerttanzes beliebt, und außerdem erhielt man die Reisebedürfnisse leicht im Tausche gegen Fleischermesser, die hoch geschätzt wurden. Bei dem Häuptling, den man in seiner Hauptstadt Wuni Mbua begrüßte, fand man wie bisher überall Wohlwollen gegen die Papalangis, so daß sich der Fortsetzung der Reise nur die einzige Schwierigkeit bot daß man, weil das Wasser zu seicht wurde, selbst das kleine Boot zurücklassen mußte. Der Häuptling nahm die Ermahnungen des Hrn. Waterhouse, auf seinem Gebiete den Gebrauch der Wittwenerdrosselung nach dem Tode des Mannes abzustellen, sehr günstig auf. Sonst stieß man auf ein tief eingewurzeltes Zauberwesen, welches auf der Insel Waka Ndrau ni kau taka, wörtlich das Vollbringen mit Blättern genannt wird. Der Zauber ist nämlich immer auf Vernichtung eines Feindes gerichtet. Fühlt nun jemand ein solches Bedürfniß, so muß er sich irgend ein Stück von den Kleidern oder den Geräthen des Gegners zu verschaffen suchen. Damit begibt er sich dann zu einem Hexenmeister, welcher das Object mit gewissen Blättern lege artis in Berührung setzt, worauf der Tod des Verzauberten in Kürze erfolgt. Bestiehlt jemand eine Pflanzung, läßt aber etwas von den Früchten noch übrig, so wird dieses dem Zauberer gebracht und nach Vorschrift verfahren. Der Aberglauben hält sich auch auf Witi mit starken Wurzeln. Neunundneunzig mißrathene Fälle werden vergessen, besonders wenn der Zauberer das Mißlingen geschickt motivirt, oder sie erschüttern nur das Zutrauen zu dem Zauberer und nicht zur Kunst. Will aber der Zufall daß im hundertsten Fall der Schnickschnack gelingt, so bleibt der einzelne Vorgang in der Menschen Gedanken wie in Bronze befestigt. Man erzählte auch den Reisenden von einem Plantagendiebstahl, auf welchen Wakadraunikautaka angewendet wurde. Zwei Männer erkrankten darauf heftig, und gestanden in ihrer Sterbestunde daß sie den Raub begangen hatten. Natürlich war bei ihnen nervöse Aufregung und abergläubische Furcht die Todesursache, während die orthodoxen Fidschis in dem Falle nur die sichtbare Wirkung des Zaubermittels wahrzunehmen vermochten. Als man am 28sten in Begleitung des Häuptlings in einem Mbure weiter oberhalb übernachtete, wurde man aufmerksam daß ringsherum kleine runde, mit

Gelbwurz gefärbte Steine auf den Stümpfen von Farnbäumen lagen. Anfangs hielt man dieß für einen Fetisch, allein der Häuptling setzte arglos seinen Fuß auf solche Steine, und bei näherer Erkundigung ergab sich daß diese Steine eine Art von Warnung für unwissende Fremdlinge enthielten, daß die Schweine in dieser Gegend bis auf weiteres als tambu (tabu, unberührbar) erklärt seyen. Aus Hrn. Waterhouse's genauen Erkundigungen ergab sich daß die Fidschi im Innern der Insel keiner Gottheit einen Cultus erweisen, außer den Geistern ihrer Vorfahren. Anerkannt, aber durch keinen Dienst geehrt wird Ndengei, von dessen Daseyn man eine Kunde aus Na oder Naggi-raggi mitgebracht haben will, welches im Westen liegen soll und vielleicht die Urheimath der Fidschi-Stämme vor ihrer Wanderung war. Dort schon wurde man mit dem Gebrauche des Feuers bekannt, welches Söhne der Ndengei durch Reiben zweier Stäbe hervorzubringen lehrten, worauf erst die Menschen ungenießbare Nahrungsmittel gar zu machen begannen. Die Tonga-Insulaner besitzen ähnliche Sagen.

Am 29. erreichte man die Ortschaft Na Seivau, berühmt durch zwei heiße Quellen von 106° und 140° F. Temperatur, die bisweilen einen üblen Geruch nach den Aussagen der Eingebornen von sich geben, also Schwefel enthalten würden, unsere Reisenden aber fanden das Wasser völlig geruchlos. Diese Gegend war erst kürzlich durch Krieg heimgesucht worden. Zwei Monate früher hatte ein Häuptling der Namosi bei den Soloiras um Hülfe gegen eine rebellische Stadt nachgesucht. Beim Angriff auf diese wagte sich niemand in den Bereich des Musketenfeuers, mit Ausnahme der „Unverwundbaren" unter den Soloiras. Diese griffen herzhaft an, bis einer der Ihrigen durch den Kopf geschossen wurde, worauf sie und ihre Alliirten, etliche Tausende, schimpflich die Flucht ergriffen. Die Unverwundbaren oder Waka thuru Kalou Watu sind gewisse Personen, die in dem Geruch stehen übernatürlichen Verkehr zu pflegen und von den Geistern stich- und schußfest gemacht worden zu seyn. Ehemals gab diese Truppe bei Kämpfen den Ausschlag, da sie tollkühn zu avanciren pflegte, aber seit der Einführung der Feuerwaffen ist der Glaube an die Unverwundbarkeit sehr mürbe geworden. Bei der Belagerung der Ortschaft Kasawu geschah es daß die Unverwundbaren wacker den Sturm eröffneten. Dem vordersten fuhr eine Kugel durch den bei solchen Gelegenheiten nie fehlenden Fächer in den Schädel. Dennoch rückten die übrigen nach, bis endlich sieben von ihnen niedergestreckt worden waren. Die Häuptlinge schäumten vor Wuth und wollten den Priester, welcher die Volkseinfalt so arg mißbraucht hatte, mit Keulen niederschlagen lassen, als sich ergab daß der vorsichtige Mann bereits das Weite gesucht hatte.

Tiefer im Thal stieß man auf einen modernen Robinson, Namens Harry, der von Melbourne aus Handel mit den Südsee-insulanern getrieben und sich endlich auf den Bergen von Witi unter einen cannibalischen Stamm zurückgezogen hatte, auch sonst in keinem guten Ruf stand. Er war nicht auf ein abermaliges Begegnen mit Europäern gefaßt, trug den Fidschi Haarputz und etliche Kleidungsstücke, deren er erst kürzlich habhaft geworden war, während er vorher mit dem Nationalcostüm des Landes in aller paradiesischen Einfachheit sich begnügt hatte. Dieses Begegnen geschah nicht weit von der Ortschaft Namasi tief im Thal und in der Nähe der Quellen des Rewaflusses. Man stieß dort auf Spuren frisch verübter Menschenfresserei, man sah noch Stücke Menschenfleisch sorgfältig in Bananablätter eingewickelt, die täglich wieder frisch aufgewärmt wurden, um die Leckerbissen rathsam zu verzehren und vor Fäulniß zu bewahren. Uebrigens haben die Häuptlinge diese Delicatesse ihren Tafeln ausschließlich vorbehalten. Jene aufgewärmten Portionen wurden einem Häuptling an der Küste verdankt, der kürzlich einen Kriegsgefangenen gemacht und etliche Stücke des Bratens an die befreundeten Höfe im Gebirge versendet hatte. Ein anderes Abenteuer erotischer Natur, welches an dem nämlichen Tage seinen Ausgang fand, illustrirt noch weiter die Landessitten. Ein junger bartloser Bursche hatte seine Tante, die Frau eines Häuptlings, entführt, mit ihr ein paar Tage im Busche gelebt und dann in einer Nachbarstadt ein Unterkommen gesucht. Unglücklicherweise begegnete dort das sträfliche Liebespaar dem Bruder der Frau, der zornig über die scandalöse Aufführung seine Schwester mit der Keule erschlagen wollte, durch Bitten sich aber erweichen ließ, sie nur und in ihrer Gesellschaft auch den Ehebrecher zu erdrosseln. Am Abend gab einer der Eingebornen eine sehr lächerliche Vorstellung zum Besten. Er hatte eine Maske aus Baumrinde vor dem Gesicht, war in Bananenblätter gekleidet, mit einem ungeheuren Zopf auf dem Scheitel ausgestattet und bemühte sich durch diese redlichen Mittel und theatralischen Sprünge ein Gespenst vorzustellen.

Am 2 September erreichte man den äußersten Punkt im Thale, die Quelle des Rewa-Stromes. Dieser Fluß bietet das so seltene Phänomen einer Bifurcation in seinem obern Lauf. Er trennt sich in zwei Arme, wovon der eine nach kurzem Laufe die Südküste erreicht, während der andere, durch Seitengewässer vergrößert, die entferntere Ostküste aufsucht. An der Stelle der Gabelung stand ehemals ein Molibaum (Pompelmuse), von dem die Eingebornen erzählten daß, wenn eine seiner Früchte in den rechten Flußarm fiele, sie frisch bis in die See schwimmen könnte, während, wenn sie in den linken Zweig fiele, sie völlig verfault an der Mündung ankäme. Auf diese Art machen sie sich die Länge beider Flüsse deutlich, und in der That erreicht der südliche Arm das Meer schon nach 20 (engl.) Meilen, während der Rewa erst in einer Entfernung von 91 (engl.) Meilen mündet. Einer der Fidschi Begleiter unserer Reisenden hatte aus Liebe zu dieser Tradition eine junge Molipflanze mitgenommen, die er an die Stelle der vertilgten Pompelmuse pflanzte, damit die Natur das alte Herkommen wieder beobachten möchte.

Opiumcultur und Opiumhandel in Indien und China.

(Aus Dickens' Householdwords.)

Das Opium ist eine bräunliche Substanz, die auf ziemlich gleiche Weise geraucht und gekaut wird wie der Tabak, und die den Zweck hat ein ähnliches Bedürfniß zu befriedigen wie dieses beliebte Kraut. Es ist der Saft des weißen Mohns, der verdichtet und auf besondere Weise zubereitet wird. Die Pflanze wird in Asien und in Europa in sehr ausgedehntem Maßstab angebaut, bald um des in dem Samen enthaltenen Oels, bald um der medicinischen Eigenschaften der Capseln, zumeist aber um der einschläfernden Kräfte des Saftes willen. Obgleich die Türken, Syrer, Aegyptier und Perser den Mohn des Opiums wegen anbauen, so erhält dieser Zweig der Landwirthschaft doch eine noch höhere Pflege in Indien, nicht weil Boden und Klima dort besser sind, sondern aus einem andern, weit mächtigern und lockendern Grunde — aus Gewinnsucht. Die Zubereitung d:s Bodens und die Wartung der jungen Pflanzen erheischt viel Sorge und Arbeit, und Wind, Regen und Thau üben oft einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Pflänzchen aus, daher das Gedeihen des Mohns zum Zweck der Opiumbereitung ein ziemlich prekäres ist. In Indien findet der Anbau in der kalten Jahreszeit statt, und der Düngung und Wässerung wird große Sorgfalt geschenkt. Bald nach dem Abfallen der Blumen ist die Pflanze für die Opiumernte reif. Die Leute strömen dann Abends haufenweise in die Felder, mit krummklingigen Messern ausgestattet, mittelst deren sie nach verschiedenen Richtungen hin Einschnitte in die Capseln oder Mohnköpfe machen. Für die Nacht kehren sie nach Hause zurück, und bei der Wiederaufnahme der Feldarbeit früh am nächsten Morgen finden sie daß durch die Einschnitte Saft ausgeschwitzt ist, und sich an der Oberfläche gesammelt hat. Anfangs ist er weiß und milchig, allein die Sonnenhitze verwandelt ihn bald in eine braune gummiartige Masse, in welchem Zustand er dann abgeschabt wird. Den verdickten Saft, das rohe Opium, sammelt man, so wie es ausgeschwitzt, Tag für Tag, bis es erschöpft ist, und auf diese Gesammtmasse hat nicht nur das ganze Verfahren bei der Cultur, sondern auch der Zustand des Wetters während der Anpflanzung und Einsammlung Einfluß. Das Product wird entweder einfach getrocknet, oder, um die Qualität gleichartig zu machen, die Ausbeute eines Tages in einem Mörser oder ähnlichen Gefäß untereinander gerieben, und in eine homogene halbflüssige Masse verwandelt, welche im Schatten schnell eintrocknet.

Brauchte man das Opium bloß zu medicinischen Zwecken, so würden wir nie von Opiumkriegen im himmlischen Reiche gehört haben; denn bei der Stärke dieses Arzneimittels würde eine geringe Menge in den Händen eines ärztlichen Praktikers zu vielem ausreichen. Der Mohn liefert Morphia, Narkotin, Codeia, Mekonin und andere in der Heilkunst werthvolle Substanzen; auch ist er die Quelle welcher das Laudanum, der Mohngeist, und ein Heer von Geheimmitteln, die unter den verschiedensten Namen, als Elixire, Tropfen, Liqueure ꝛc. bekannt sind, ihre Haupteigenschaften verdanken. Allein die Kranken verbrauchen nur sehr wenig von dieser Substanz; andere Menschen, Menschen die so gesund sind daß sie den Gebrauch des Opiums wohl entbehren können, wenn sie nur wollen, sind die Hauptkäufer auf den Opiummärkten. Wer das Opium nicht als Befriedigungsmittel seiner Sinnenreize nimmt, kann sich keinen gehörigen Begriff von der Wirkung machen die es hervorbringt, und muß sich daher, wenn er sich Kenntniß hierüber verschaffen will, auf die Angaben der Opiumesser und Opiumraucher, oder auf medicinische Schriftsteller, verlassen. Die Opiumsammler sind gewöhnlich blaß und mit Zittern behaftet, und wenn das Opium erwärmt wird, so bringen die mit der Zimmerluft sich mischenden Dünste beim Menschen und bei den niederen Thieren leicht Unempfindlichkeit hervor. Es wirkt entweder aufreizend oder besänftigend, je nach der Menge die man nimmt, der Häufigkeit der Wiederholung, und dem Zustand des Nervensystems in welchem man es anwendet. Hr. Pereira behauptet daß das Essen von weniger als einem Gran Opium, bei Personen die an dessen Gebrauch nicht gewöhnt sind, gemeiniglich eine aufreizende Wirkung hervorbringe; das Gemüth wird heiter, der Ideengang ist ein rascherer, man bekommt durch das ganze Nervensystem hindurch eine schwer zu beschreibende angenehme Empfindung, und ist zu größerer Anstrengung fähig als gewöhnlich. Dieser Aufreizung aber folgt eine Verminderung der Muskelkraft und der Empfänglichkeit für den Eindruck äußerer Gegenstände; man sehnt sich nach Ruhe, fühlt keinen Hunger, aber vermehrten Durst. Sehr bald indeß wächst die Begierde durch das wovon sie sich nährt; der angenehme Reiz ist nur erneuerbar durch die Vermehrung der Dosis, so zwar daß ein Grantheil das ersehnte Resultat nicht mehr hervorbringt. Wenn die Quantität zwei oder drei Gran erreicht, so folgt der Stufe der Aufregung bald die der Niedergeschlagenheit; der Puls ist voll und schnell, dann schwach und langsam; die Haut wird heiß, der Mund und die Kehle trocken, die Eßlust nimmt ab, der Durst wächst, der Geschmack an den Speisen wird durch Brechreiz verdorben, die Muskeln werden geschwächt, die Gefühlsorgane matt, die Gedanken verwirrt und die Neigungen betäubt: mit Einem Wort, die Freude ist kurz im Vergleich mit den darauffolgenden Leiden. Vier Gran dürften einem an den Gebrauch des Opiums nicht gewöhnten Menschen wahrscheinlich verderblich seyn, für einen Opiumesser oder Opiumraucher aber ist dieß nur eine sehr mäßige Dosis. Die Türken, welche in vielen Fällen Opium als ein Reizmittel nehmen, weil ihnen ihre Religion den Gebrauch des Weins verbietet, beginnen mit vielleicht einem halben Gran; allein die Manie führt sie so weit, daß sie, wenn sich die Gewohnheit einmal festgesetzt hat, täglich zwei Drachmen oder mehr verlangen. Dr. Oppenheim sagt bezüglich der türkischen Opiumesser (welche das Gift in Pillenform nehmen): „Die Wirkung des Opiums thut sich eine oder zwei Stunden nach dem Genuß desselben kund, und dauert vier oder sechs Stunden, je nach der verschluckten Dosis und der Idiosynkrasie der Menschen. Bei Personen welche an den Genuß desselben gewöhnt sind, erzeugt es einen hohen Grad von Lebhaftigkeit, welchen die Theriaki (Opiumesser) als den Gipfel des Glücks darstellen. Der gewohnheitsmäßige Opiumesser wird augenblicklich schon an seinem Aussehen erkannt. Eine völlige Abmagerung des Leibes, eine verwelkte gelbe Gesichtsfarbe, ein lahmer Gang, ein gekrümmter Rückgrat, häufig in solcher Art daß er fast eine kreisförmige Gestalt annimmt, und glasige tiefeingesunkene Augen verrathen ihn auf den ersten Blick. Die Verdauungsorgane sind im höchsten Grade gestört: der Kranke

ißt kaum etwas; seine Leibes- und Geisteskräfte sind vernichtet — er ist impotent."

Dieser morgenländische Hang zum Opiumessen und Opiumrauchen wird nun wohl einen Schlüssel zu den früheren und den jetzigen Schritten der ostindischen Compagnie hinsichtlich der Cultur des Mohns liefern. Gerade vor neunzig Jahren theilten die HH. Watson und Wheeler, zwei bürgerliche Bedienstete der Compagnie in Calcutta, dem Rathe daselbst mit, daß, da Indien Opium erzeuge, dieses möglicherweise eine Einnahmsquelle werden könne. Bis dahin hatte China kein fremdes Opium gekauft, mit Ausnahme einer geringen Quantität aus Indien und einer von portugiesischen Schiffen gebrachten unbedeutenden Menge aus der Türkei; jetzt aber kam man auf den Gedanken, Indien könne sich bei diesem Handel n größerm Maßstab betheiligen, und nahm den Vorschlag insoweit an, als er mehreren unter der Regierung stehenden Beamten Nutznießungen sicherte; allein nach wenigen Jahren schon wurde das Monopol den Händen jener Beamten entzogen, und der Gewinn welchen dieser, nun durch Mittelsmänner und Speculanten geführte Handel abwarf, der Compagnie zugewendet. Dieses System dauerte unter der Leitung des „Einkommenbureau's" fort, wurde jedoch gegen den Schluß des Jahrhunderts dem „Handelsbureau" übertragen.

Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ward der Mittelsmann, oder das Contractor-System, abgeschafft. Compagnie-Agenten wurden direct angestellt, und die Cultur des Mohns ward streng auf gewisse bestimmte Bezirke in der Präsidentschaft Bengalen beschränkt. Diese Einrichtung dauerte, mit Modificationen im einzelnen, nicht aber im Princip, bis auf die gegenwärtige Zeit. Benares, Patna und Malwa sind die Hauptprovinzen in welchen die Pflanze gebaut wird. Der Anbau des Mohns ist verboten, ausgenommen zum Zweck des Verkaufs des Saftes an die Compagnie zu einem festgesetzten Preis, um welchen er angenommen wird. Ein Landmann der sich mit diesem Zweig des Ackerbaues beschäftigen will, darf dieß unter Einhaltung der angeführten Bedingung thun, niemand aber ist, wenn er es seinem Interesse zuwider hält, dazu gezwungen. Der Preis für den Saft — nach einem mehrjährigen Durchschnitt etwa 9 Pence für das Pfund — wird für genügend erachtet um zum Anbau zu reizen. Die Compagnie wird jede Quantität annehmen, sey das Product über oder unter dem mittlern Durchschnitt. Die Mohnfelder werden alljährlich gemessen und ihre Gränzen festgestellt, um Streitigkeiten zwischen denen welchen sie zugewiesen sind zu verhüten. Der eingegangenen Verpflichtung gemäß machen der Gomastak und seine Gehülfen, wenn der Mohn reif ist, unmittelbar vor der Herausziehung des Saftes, eine Rundreise im Land oder im District, und nehmen eine muthmaßliche Schätzung des Ertrags eines jeden Feldes vor. Der Gomastak schließt dann mit dem Reyot ein Uebereinkommen ab, wonach dieser sich verpflichtet die solchergestalt abgeschätzte Quantität — und den etwaigen weitern Ertrag des Feldes — um den zum voraus festgesetzten Preis abzuliefern. Ist die abgelieferte Quantität kleiner als die Schätzung, und hat der Einsammler Grund zu der Vermuthung daß der Reyot einiges von dem Ertrag zurückbehalten habe, so ist der erstere gesetzlich ermächtigt den Reyot vor den bürgerlichen Gerichtshöfen wegen Schadloshaltung zu belangen.

Wir haben oben gesagt, der dem Reyot für den Saft bezahlte Preis betrage ungefähr 9 Pence per Pfund; allein das Product kostet der Compagnie, ehe es schließlich in ihre Hände übergeht, vier oder fünfmal so viel. Der Saft muß mehrfachen Verfahrungsarten unterzogen werden bevor er für den Markt geeignet ist; diese Verfahrungsarten weichen aber in den verschiedenen Gegenden sehr von einander ab. Da der Procentsatz der im Mohnsaft enthaltenen Morphia die Hauptsache ist, welche dessen Werth bestimmt, so wird das zu Markt gebrachte Opium sorgfältig classificirt, damit Kleinhändler vor allen Dingen die von dem Land oder dem District gelieferte Qualität erkennen, und sie dann umständlicher analysiren. Das indische Opium, welches in vielen Beziehungen das wichtigste ist, wird folgendermaßen behandelt. Nachdem man den Saft eingesammelt, läßt man ihn im kühlen Schatten allmählich dicht werden, sorgt jedoch dafür daß er eine gehörige brühartige Consistenz gewinnt, ohne Gries oder Säure. Ist er für den Markt bereit, so besitzt er eine solche Zähigkeit, daß er, selbst wenn man die Hand umdreht, von der Hand nicht abtropft. In den Patna- und Benares-Bezirken wird das Opium zu Kugeln geformt von etwa der Größe einer doppelten Faust, und dann mit einer aus den Mohnblättern verfertigten Decke bedeckt. Die Kisten in welchen das Opium für den Markt verpackt wird, sind aus Mangoholz gemacht; eine jede besteht aus zwei Abtheilungen, und jede Abtheilung hat zwanzig Fächer zur Aufnahme von zwanzig Kugeln, so daß die Opiumkugeln alle abgesondert von einander gehalten werden. Die Kugeln wiegen etwa vierthalb Pfund ein jede, und das durchschnittliche Gewicht einer Kiste weicht nicht viel von hundert und vierzig Pfund ab.

Wir haben, aus einem Grund der nun klar werden wird, das Malwa-Opium für einen eigenen Abschnitt unserer Abhandlung aufgespart. Malwa ist keine brittische Besitzung. Es gehört zu der geringen und mit jeder Generation immer geringer werdenden Anzahl hindustanischer Staaten welche bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu bewahren gewußt haben. Die Ostindische Compagnie kann daher keinen Steuereinnehmer in diese Provinz senden, nichtsdestoweniger aber weiß sie auf anderm Weg ein großes Einkommen aus derselben zu ziehen. Die Malwa-Bauern, ganz unabhängig von der Compagnie, bauen Mohn und bereiten Opium, wann und wo sie es am angemessensten finden. Sie bilden aus dem Opium Kuchen in der Größe etwa von einer einzelnen Faust, und verpacken es in getrockneten Mohnblättern; die Kisten, in welche man die Kuchen bringt, werden ihrer Erhaltung wegen mit Häuten oder grobem Tuch bedeckt. Malwa, zwischen Bombay und Delhi gelegen, reicht nicht bis zur Küste herab, kann auch mit keiner Küste eine Verbindung erlangen außer mittelst des Transits durch irgend eine andere Provinz. Solange Sindh unabhängig war, fand das Opium von Malwa seinen Weg an den Hafen Kurratschi in dieser Provinz, ohne daß es mit brittischen Behörden in Berührung kam; nach der Eroberung Sindhs aber durch weiland Sir Charles James Napier gerieth dieser Opiumhandel plötzlich ins Stocken. Die Compagnie erlangte eine solche Herrschaft über die westlichen Küsten, daß das Malwa-Opium in keinen andern Hafen mehr gelangen konnte als in den von Bombay, und auch dahin nur über brittisches Gebiet. Bei diesem Stand der Dinge wurde ein Gränzzoll eingeführt, und zwar in sehr hohem Betrag, ähnlich den Mauthgebühren auf dem europäischen Festland. Das Opium wird von den Bauern

an die Handelsleute in Malwa verkauft, und ungefähr tausend Kisten werden alljährlich in dieser Provinz verbraucht; eine viel größere Masse aber geht jetzt zu Lande nach Bombay — eine Entfernung von nahezu fünfhundert (engl.) Meilen. Der brittische Resident in Indor, eine Art Gesandter im Malwa-Staat, stellt den Kaufleuten „Pässe" aus um das Opium von dort nach Bombay führen zu können, und für diese Pässe oder Erlaubnißscheine wird eine Summe bezahlt, welche binnen fünfzehn Jahren verdreifacht worden ist — sie ist nämlich von etwa hundertunddreißig auf vierhundert Rupien per Kiste erhöht worden, so daß, bei einer Kiste von ungefähr 140 Pfund, nahezu 6 Shilling auf das Pfund fallen, das heißt achtmal so viel als der Reyot für den Saft erhält. Alles Opium das sich innerhalb der Präsidentschaft Bombay vorfindet, von welchem die Durchgangsgebühr nicht bezahlt worden, ist nicht nur verwirkt, sondern zieht dem Eigenthümer überdieß noch eine Geldbuße zu.

Werfen wir einen Blick auf den Gesammthandelsverkehr in indischem Opium. Bis zu der im J. 1834 im Freibrief der Compagnie vorgenommenen großen Veränderung hatte sie den Handel mit dieser Waare in fremden Ländern ausschließlich in eigener Hand. Jetzt ist der äußere Handel frei, und wird von Kaufleuten aller Länder geführt. In der Präsidentschaft Madras wird kein Opium gepflanzt, und keines ausgeführt. In der Präsidentschaft Bombay wird kein Opium gebaut, aber das Malwa-Opium zahlt beim Durchgang durch das brittische Gebiet nach diesem Hafen eine Zollgebühr. In der Präsidentschaft Bengalen hat man sich für ein Versteigerungssystem entschieden. Wenn das bengalische Opium eingesammelt und in die Compagnie-Niederlagen in den Städten Benares und Patna gebracht, gereinigt und in Kisten verpackt ist, sendet man es nach Calcutta, wo im Dienste der Compagnie stehende Mäkler es in öffentlicher Auction an die Meistbietenden verkaufen. Die Käufer sind Engländer, Amerikaner und Handelsleute anderer Nationen, welche kaufen um dann in andern ihnen beliebigen Häfen wieder zu verkaufen. Es versteht sich indeß von selbst daß ihr Hauptaugenmerk auf den chinesischen Markt gerichtet ist.

Die Handelsgeschichte eines Pfunds indischen Opiums ist folgende: die Compagnie bezahlt ungefähr neun Pence an den Reyot; sie hat eine fernere Ausgabe von etwa drei Shilling während der Zeit daß das Opium sich in ihren Händen befindet. Sie empfängt durchschnittlich 12 Shilling — sage zwölf Shilling (7 fl. 12 kr.) — von dem Handelsmann welcher bei der Versteigerung in Calcutta kauft, und steckt die Differenz zwischen vier und zwölf Shilling (also acht Shilling oder 4 fl. 48 kr.) per Pfund in die Tasche. Diese Summen müssen einfach als ein Mittel betrachtet werden zu zeigen wie der Preis steigt, und nicht als die wirklichen Preise für irgendein einzelnes Jahr. Die Compagnie hat zu sieben Shilling, ja zu einer Guinee per Pfund verkauft, je nach dem allgemeinen Stande der Dinge in Indien oder China, und ihr Gewinn ward davon verhältnißmäßig mehr oder weniger berührt.

In Bombay sind die Opiumausfuhren nach China größer als sämmtliche Ausfuhren nach allen übrigen Ländern; in Calcutta dagegen, wo der allgemeine Handel den der Präsidentschaft Bombay weit übertrifft, scheinen die Opiumausfuhren relativ nicht so groß zu seyn, obgleich die Quantität des in Calcutta verkauften Benares- und Patna-Opiums zweimal so groß ist als die des in Bombay zum Verkauf gelangenden Malwa-Opiums. Die Versteigerungen in Calcutta haben sich von zwei auf zwölf im Jahr vermehrt, und werden von den im Dienste der Compagnie stehenden Mäklern geleitet. Die Compagnie hat nach diesen Versteigerungen mit der Sache nichts weiter zu thun; die Handelsleute und Käufer nehmen die Waare wohin sie wollen — meist nach China, in flachen schnellsegelnden Schiffen. Vor neunzig Jahren sandte Indien 200 Opium-Kisten jährlich nach China, jetzt schickt es 50 bis 60,000 dahin; damals warf das Opium bloß dem Bauer und dem Handelsmann Gewinn ab, jetzt liefert es der Ostindischen Compagnie überdieß noch ein Einkommen von nicht weniger als fünf Millionen Pfund Sterling. Und doch hat man berechnet daß sämmtliche Opiumfelder Indiens zusammengenommen einen Flächenraum von hunderttausend Acres, oder ein Landquadrat, das zwölf oder dreizehn englische ($2\frac{1}{2}$ geogr.) Meilen auf jeder Seite mißt, nicht überschreitet.

Unter verschiedenen Stämmen und Nationen auf dem östlichen Rande Asiens ist das Opium leicht verkäuflich, ohne alle Schranke oder Hinderniß von Seiten der Regierungsbehörden. So finden die aus Indien ausgeführten Kisten ihren Weg nach der malayischen Halbinsel, nach Sumatra, Borneo, Celebes und andern Eilanden des östlichen Archipelagus; die Preissteigerung ist ungeheuer, denn entweder bezahlt der Artikel eine schwere Abgabe, oder die einheimischen Fürsten monopolisiren, wie in Java, den Verkauf, und verpachten ihn an die Holländer um eine Jahresrente. In China indeß verbietet die Regierung in förmlicher Weise den Handel und den Genuß des Opiums; wir sagen in förmlicher Weise, denn es herrscht große Meinungsverschiedenheit über die Aufrichtigkeit dieses politischen Schritts. Gewiß ist daß Verbotsverordnungen schon seit sechzig Jahren bestanden, und daß der Opiumhandel an der chinesischen Küste während dieses Zeitlaufs nichts andres als Contrebande gewesen ist — eine Verletzung der ausdrücklichen Gesetze des Reichs.

Die englischen Kaufleute, und in geringerm Umfang die amerikanischen, in deren Händen sich der Handel hauptsächlich befindet, halten eine Flotte von Opiumklippern, oder Schnellseglern, die sich durch ihre vollständigen Einrichtungen und ihre große Geschwindigkeit auszeichnen, und denen es andere Segelschiffe, ausgenommen etwa diejenigen welche die Linie zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten befahren, kaum gleichthun dürften. Diese Klipper führen die Opiumkisten von Bombay oder Calcutta an die chinesische Küste, und da sie sich in einer Atmosphäre der Ungesetzlichkeit bewegen, so sind sie, wie die Schmuggler- und Seeräuberschiffe, der Selbstvertheidigung wegen bewaffnet. Schon in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts fuhren die Opium-Klipper gewöhnlich bis nach Whampoa, und warfen daselbst Anker, fünfzehn (engl.) Meilen unterhalb der Stadt Canton, aber weit oben im Cantonfluß. Der Widerstand welchen die chinesischen Behörden leisteten, war indeß der Art daß die Handelsleute Whampoa verließen, und sich in Macao, einige Meilen weiter abwärts, versammelten; hier stießen sie auf die Eifersucht der Portugiesen, die so stark war daß sie sich in die Lintin-Bucht, an der Flußmündung, flüchteten. In dieser Bucht wurde das Opium auf zehn oder zwölf Stationsschiffe, aufnehmende Fahrzeuge genannt, übergeladen, und die Klipper kehrten, vielleicht mit Seiden- oder Theeladung,

nach Indien zurück. Dieses System dauerte bis zur Veränderung des Freibriefs der ostindischen Compagnie im Jahr 1834; die Compagniediener zogen sich dann von dem Handel zurück, der von nun an durch unabhängige englische, amerikanische und andere Kaufleute geführt wurde. Noch eine andere Veränderung ward zu derselben Zeit vorgenommen; anstatt nur bis an die Mündung des Canton-Flusses zu gehen, wurden die Opium-Klipper — starke, schnelle, gutbefehligte und gutbewaffnete Fahrzeuge — nach verschiedenen Punkten an der Südostküste China's entsendet, wo Aufnahmsschiffe vor Anker lagen, bereit das Opium in Empfang zu nehmen, und als Markt-Depots für die schmuggelnden Käufer zu dienen.

In Canton, dem Hauptquartier des auswärtigen Handels mit den Chinesen, haben verschiedene europäische und amerikanische Nationen Handelsposten, oder Factoreien, in einem besondern Theil der Vorstädte, welche ihnen von den Behörden eigens hiezu angewiesen worden sind. Einer auserlesenen Anzahl von Kleinhändlern oder Mäklern, Hongkaufleute genannt, allein ist es gestattet die Geschäftsverhandlungen zwischen den Eingebornen und den „Barbaren" zu führen. Diese Verhandlungen beziehen sich, ehrlich und offen, einerseits auf Thee und sonstige chinesische Producte, andrerseits auf europäische und amerikanische Waaren und Manufacturen; allein sie schließen auch, ungesetzlich, wo nicht geheim, Geschäfte in dem verbotenen Opium in sich. Wagen nun auch die Hongkaufleute letzteres nicht zu thun, so gibt es doch andere chinesische Händler genug die sich der Sache unterziehen, und mit denen die englischen und amerikanischen Agenten ihre Handelsgeschäfte abmachen. Ist auf solche Weise in Canton ein Kauf abgeschlossen, so wird einem chinesischen Schmuggler, dem Capitän einer schnellrudrigen und stark bewaffneten Dschunke, eine Anweisung übergeben; er segelt den Fluß hinab nach dem Depot, gibt die Anweisung ab, nimmt das Opium in Empfang, und fährt damit wieder flußaufwärts nach Canton. Jeder Schritt seines Verfahrens ist ungesetzlich; allein es gibt sicher zwei Gründe warum die kaiserlichen Kriegsdschunken ihn selten angreifen: einmal weil seine Mannschaft aus entschlossenen, gut bezahlten und gut bewaffneten Burschen besteht, und dann weil die Officiere bestochen worden sind um sich ruhig zu verhalten. Auch mögen, bei einer Regierung die so voller Chicanen und Ausflüchte ist wie die chinesische, noch andere Gründe obwalten. Die Mandarinen und die Schmuggler karten zuweilen ein Scheingefecht mit einander ab, um den erstern das Ansehen zu geben als gehorchten sie den kaiserlichen Mandaten. Hin und wieder macht der Schmuggler ein kleines Geschäft auf eigene Rechnung. Er kauft Opium an der Schiffsseite, und zahlt dafür baar Geld. Dieses Baargeldsystem ist charakteristisch für den ganzen Handel; das Opium wird bezahlt vor der Ablieferung, und die Bezahlung besteht in nichts geringerem als in Sycee-Silber, Klumpen reinsten Silbers, die nach dem Gewicht zu so viel und so viel per Unze geschätzt werden: keine Wechsel, keine Bonds, kein Tauschhandel — Sycee (spr. Seisi) und nichts als Sycee, im Tausch gegen Opium, kurz die ganze Handelsgeschichte bietet keinen solideren und directeren Verkehr als den mit Opium. An andern Plätzen längs der Küste befinden sich Depotschiffe, welche von den Klippern reichlich mit Opium versehen werden; an diese Depotschiffe kommen Mäkler von einheimischen Kaufleuten, oder gehen auch kleinere Fahrzeuge so nahe an die Posten als die Klugheit es gestattet, wo dann das Opium über die Schiffsseite hinüber an die Händler verkauft und Silber dagegen in Empfang genommen wird; das Silber wird von denselben Dschunken gebracht welche das Opium mitnehmen. Die englischen Kaufleute und ihre Agenten gehen in Opiumangelegenheiten nicht an die Küste; es ist ihnen untersagt, wie es auch den chinesischen Dschunken, welche den Verkehr zwischen den Schiffen und der Küste unterhalten, gesetzlich verboten ist; die Dschunkmannschaft weiß daß sie vom ersten bis zum letzten ihrer Leute den kaiserlichen Mandaten ungehorsam ist, und die englischen Kaufleute wissen dieß ebenfalls. Die Dschunken führen das Opium von den Schiffen nicht nur an die Posten, sondern befördern es auch die großen Flüsse hinauf zum heimlichen Verkauf in verschiedenen Binnenstädten. Der Preis welchen die englischen Kaufleute erhalten, dürfte zwischen hundertundzwanzig und zweihundert Pfund Sterling für die Kiste schwanken, je nach den mehr oder minder günstigen Umständen von Zeit und Ort; um wie viel aber dieser Preis noch steigt bis die Waare endlich in die Hände der Consumenten gelangt, das vermögen nur die Chinesen zu sagen.

Die Chinesen essen selten Opium; sie rauchen es gewöhnlich, sind aber in Betreff der Qualität sehr heikel. Wenn Opium an den Depotschiffen gekauft wird, so proben die chinesischen Agenten und Mäkler es dadurch daß sie aus drei Kugeln Muster nehmen, diese mit Wasser vermischen, gelind kochen und die Flüssigkeit ausdrücken, sie durch Wärme bis zur Consistenz von Theriak verdunsten, und dann alle drei Muster abgesondert oder zusammen rauchen, um die wahrscheinliche Durchschnittsqualität der ganzen Kiste zu bestimmen. In frühern Jahren pflegten die Ryots in Indien das Gewicht der Opiumklumpen durch Beimischung von Zucker, Molassen, Katechu (japanischer Erde), Kuhdünger, weichem Thon oder zerstoßenen Mohnkörnern zu vermehren; allein die Wachsamkeit der Compagnie-Diener einerseits und der chinesischen Käufer andrerseits hat dieser Praxis großentheils Einhalt gethan. Wenn das Opium für die Raucher zugerichtet werden soll, schneidet man die Kugeln auseinander, erweicht und kocht sie, drückt sie aus und siebet sie, bis sie den Zustand einer teigigen Masse erlangt haben. Dieser Teig wird dann mit einem Schäufelchen in Pfannen ausgebreitet, und über einem Feuer getrocknet. Noch einmal wird hierauf die Waare erweicht, gelinde gekocht, ausgedrückt, gesotten, verdunstet und getrocknet, und dadurch von vielen Unreinigkeiten befreit. Endlich bringt man sie in Büffelhorndosen, die chinesischen Repräsentanten der Rauch- oder Schnupftabaksdosen, und setzt sie dem Verkauf aus.

Das zubereitete Opium wird in Pfeifen geraucht, wie wir den Tabak rauchen. Die Chinesen glauben daß die Wirkungen des Opiums — die erheiternden Wirkungen jedenfalls — augenfälliger seyen wenn man den Rauch einathme, als wenn man die feste Masse selbst kaue, und sie ergeben sich diesem Genuß in folgender Weise. Die zu diesem Zweck gebrauchte Pfeife ist aus schwerem Holz verfertigt, sie hat am einen Ende eine irdene Schale, so wie einen Becher, der dazu dient den Niederschlag oder die Asche nach der Verbrennung des Opiums zu sammeln. Der Raucher liegt auf einem Bett oder einer Bank, und hält die Pfeife, oder das Rauchpistol, mit der Schale nahe an eine Lampe, wobei Lampe und Bett so gestellt sind daß das Opium angezündet werden kann, ohne daß der müßige Raucher in seiner Stellung eine Störung

erleidet. Er nimmt ein Stück Opium von ungefähr der Größe einer Erbse oder einer Pille mittelst einer Art löffelköpfiger Nadel, legt es in die Schale und zündet es an der Lampe an; einer oder zwei Züge genügen um allen Rauch einzufangen den das brennende Opium von sich gibt. Alte Raucher halten den Athem lange zurück, füllen die Lungen, und athmen den Rauch allmählich durch die Nasenöffnungen wieder aus. Wenn die Pfeife ausgebrannt ist, liegt der Raucher einen Augenblick da, und überläßt sich den Gedanken an seine Traumesfreuden; unterdessen verschwindet der Rauch, er füllt die Pfeife von neuem bis die vorgeschriebene Dosis erschöpft ist, oder bis ihm die Mittel zum Ankauf neuen Opiums ausgegangen sind. Es gibt in den nicht gar weit von der Küste entlegenen Städten Rauchläden zu Hunderten, und diese Läden sind, wie man sagt, Tag und Nacht geöffnet, und mit einer Anzahl aus Bambusrohr gebildeter und mit Matten bedeckter Liegerstätten versehen. Eine Art hölzerner Stuhl dient als Polster oder Kissen, und in der Mitte des Ladens befindet sich eine Lampe zum gleichzeitigen Gebrauch vieler Raucher, deren jeder im Stande ist die Schale seiner Pfeife ihr zuzukehren. Hr. Pohlman, ein in Amoy wohnender Amerikaner, behauptet, es gebe allein in dieser Stadt tausend solcher Opium-Rauchläden.

Die südlichen Inselgruppen des chinesischen Reiches.

Die zahlreichen Inseln, Felsen und Klippen östlich und südöstlich der chinesischen Küsten bis gen Japan, und dieß Inselreich mit eingeschlossen, hiengen wohl ursprünglich, wie die Richtung und die Natur der Gebirge anzudeuten scheint, mit der Halbinsel Kamtschatka zusammen. Sie zerfallen in eine Anzahl von Gruppen, wovon folgende die wichtigsten: Pong-hu oder Pescadores, Taiwan oder Formosa, Lieu-kieu, bei den Engländern Lu-tschu, Tschusan, und die von den Japanern sogenannten Bo- oder Mo-ninsima; Unbewohnte Inseln. Lange bevor Europäer in diesen Gegenden sich niederließen, war mittelst der Araber [1] nach dem Westen der Erde eine dunkle Kunde gedrungen von der großen Menge der Inseln und Klippen, welche zerstreut lägen in den Meeren zwischen Indien, China und Japan, welche man jetzt zum großen Theil unter der Benennung östlicher Archipelagus zusammengefaßt. Abulfeda berichtet, es seyen die unbewohnten Inseln dieser Gegenden unzählbar; die bewohnten beliefen sich auf 1700. Marco Polo theilt uns eine Fischersage mit, nach welcher ihre Anzahl bis auf 7440 steigen sollte, [2] welche größtentheils bewohnt wären. Man finde hier, wird hinzugefügt, viele herrliche Spezereien, und jeder Baum verbreite einen lieblichen Duft.

Dieser überschwänglichen Fruchtbarkeit und ihres entzückenden Klima's wegen hatten auch die verschiedenen seefahrenden Nationen, Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer, seit der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ihr Augenmerk nicht minder auf jene Inselgruppen gerichtet, wie auf das benachbarte Uferland des Mittelreichs; sie haben hier bald Factoreien, bald Forts angelegt, welche als Stationen dienten für den gleich anfangs so wichtigen und ausgedehnten Handel mit dem östlichen Asien. Die europäischen Kaufherren mußten aber, von den Chinesen dazu gezwungen, im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte alle diese Niederlassungen aufgeben, und es ward ihnen bloß in der südwestlichsten Kreishauptstadt Kuangtong unter sehr beschränkenden Bedingungen ein freier Zutritt gestattet. Nun hat Europa in den letzten Jahrzehnten nach allen Beziehungen und Richtungen unermeßliche Fortschritte gemacht, wodurch die ganze Weltstellung vielfach verändert wurde. Die Länder und zahlreichen Inseln Australiens wie der Südsee wurden und werden von europäisch civilisirten Völkern in Besitz genommen und angebaut; es bildet sich hier ein neues, zahlreiches, intelligentes Geschlecht, welches dazu bestimmt scheint, einst dieselbe Rolle in Asien zu spielen welche den Nordamerikanern in der neuen Welt zugetheilt ward. Die an edlen Metallen und Früchten aller Art so reichen Inseln des östlichen Archipelagus sind theilweise, wie Java, Bali und die Molukken, schon ganz unter der Botmäßigkeit der Europäer, und auch die andern welche zum Theil ihre Freiheit erretteten, werden in der nächsten Zukunft der Herrschaft der Holländer oder Engländer, der zwei rivalisirenden, mit dem bittersten Hasse gegenseitig sich verfolgenden Mächte, in diesen Meeren sich fügen müssen.

Das Reich Japan besteht, wie man weiß, aus drei großen Inseln Nipon, Kiu-siu und Sikokf, zu deutsch Sonnenaufgang, Neun Provinzen und Vier Reiche genannt, überdieß aus einer Menge kleiner Eilande und Felsen, deren Anzahl nach japanischen Angaben 3850 beträgt. Von diesen werden gewöhnlich aber nur 12 ihrer Wichtigkeit wegen namentlich aufgeführt. Es gehören überdieß zum Reich noch mehrere auswärtige Besitzungen, welche theils wirklich den Japanen unterworfen sind, wie der südlichste Theil von Jeso, die südlichen Kurilen, Kunasire (Kunaschir), Tschikotan, Jetorop und Urup, theils auch bloß von dem japanischen Stolze zu der Herrschaft der Dairi gerechnet werden. Es sind dieß die östlich von Nipon gelegenen Mo-nin-Inseln, der südliche Theil der Insel Tarakai oder Krafto, von den Japanen auch Kita, oder das nördliche Jeso genannt, dann Tai-wan und die Lieu-kieu. Letztere Inseln sind seit dem Jahr 1637, wo allen Fremden, Holländer und Chinesen allein ausgenommen, der Zutritt in Japan untersagt wurde, freiwillig aufgegeben worden. Die ganze Insel-

[1] Edrisi I. 87. Jaubert.

[2] Il Milione II. 870, ed. Baldelli.

gruppe der Lieu-kieu und der größere Theil von Tai-wan erkennt jetzt die Oberherrlichkeit der Chinesen. Die Mo-nin sind bereits im Jahr 1828 von Engländern, welche von den Sandwichsinseln dahin kamen, in Besitz genommen worden.

Die wehrlosen Bewohner der Lieu-kieu, glaubend die Fremden wollten sich im Lande festsetzen, wurden, als Commodore Perry auf seiner Japanfahrt (1853) hier landete, von großer Furcht überfallen. Sie zeigten sich in hohem Grad freundlich und unterwürfig. Der Regent, ein ehrwürdig aussehender Greis mit langem weißen Barte, kam mit zahlreichem Gefolg an Bord der Susquehanna und versprach den Amerikanern in aller Weise gefällig zu seyn. Der Commodore ward bei einem Gegenbesuch wie ein König empfangen und in festlichster Weise bewirthet. Während des Mahles erklangen die Nationalweisen „Heil Columbia" und „das Sternenbanner" unter rauschendem Getöse. Den Ausflügen ins Innere des Landes wurde nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt. Wir besitzen über diese und andere Ereignisse der Expedition vom Commodore selbst in seiner amtlichen Darstellung von dem bekannten Reisenden Bayard Taylor, dann von unsrem deutschen Landsmanne Wilhelm Heine, welcher die Japanfahrt mitmachte, und von einem gelehrten Chinesen ausführliche Mittheilungen. „Zu Napa auf Lieu-kieu landeten wir," schreibt der Deutsche, „eine Stadt von etwa 20,000 Einwohnern, nahe der südöstlichen Spitze der Insel, in deren Hafen wir ankerten. Seit sieben Jahren wohnt hier ein englischer Missionär, Dr. Bettelheim, aus Pesth gebürtig; doch ist es ihm noch nicht gelungen Proselyten zu machen. Die Eingebornen gehen davon, sobald er anfängt zu predigen."

Die Eroberung Formosa's, wo Holländer und Engländer im 17ten Jahrhundert mehrere Factoreien und Castelle errichtet hatten, kam zur Zeit als Java unter der Herrschaft Großbritanniens stand, [1] ernstlich zur Sprache. „Der Besitz Formosa's und der Pescadoren oder Fischerinseln, hieß es in der Eingabe an die ostindische Compagnie, von einem ihrer Beamten auf Java, würde den ganzen Handel mit China in unsre Hände bringen. Haben wir uns einmal hier festgesetzt, so würden wir trotz aller Anstrengungen China's uns behaupten können, da Formosa als Insel vor allen feindlichen Versuchen leicht gesichert werden kann. Der Besitz dieser Insel ist um so wünschenswerther und wichtiger als für China der Handel und Verkehr mit ihr unumgänglich nothwendig ist; denn zweien Provinzen dieses Reiches liefert sie den größten Theil ihrer Lebensmittel. Sie liegt nur 30 Meilen von der Küste des Kreises Fokien entfernt, von wo aus der ganze Handel China's mit den fremden Völkern, der mit den Europäern allein ausgenommen, sowie der größte Theil der Küstenschifffahrt dieses Reiches betrieben wird. Als Herren von Formosa würden wir daher, entweder unmittelbar oder mittelbar, auch einen großen Theil des Handels mit Japan, Korea, Tongking, Cochinchina, Siam und den Inseln des indischen Archipels in unsre Hände bekommen. Und da die entschieden günstige Lage der Insel für den Handel mit China uns in den Stand setzen würde unsere Waaren verkaufen zu können, so würden wir folglich für dieselben einen größeren Absatz uns eröffnen, und auf gleiche Weise um niedrigeren Preis den Thee und alle anderen, aus China bezogenen Waaren ankaufen können. Daß es keineswegs übertrieben sey solche Hoffnungen für die Zukunft zu hegen, dieß zeigt schon das glückliche Resultat, welches der Handel der Holländer auf dieser Insel lieferte, wiewohl er durch ein strenges Monopol gelähmt war, und im ganzen nur eine Dauer von 30 Jahren hatte. Denn gewiß gibt es auf der ganzen Welt keinen Ort, der denen welche ihn besitzen ein so weites, so wichtiges Feld für Handelsunternehmungen eröffnete. Außerdem hat Formosa noch so viele andere Vorzüge, daß es kaum begreiflich ist, wie es kommen konnte daß wir bis jetzt noch nicht unser Augenmerk hieher gerichtet haben. Als Insel ist es, solange wir uns in der Herrschaft des Meeres behaupten, gegen alle Angriffe von außen geschützt. Ferner ist hier der Boden sehr fruchtbar und ergiebig, aber noch nicht gehörig cultivirt; die Bevölkerung, weit entfernt daß sie so übermäßig sey wie in China, ist nicht einmal hinreichend zum Anbau des Bodens. Formosa wäre daher der schicklichste Ort für die Gründung einer englischen Colonie, welche bei solchen günstigen Umständen ohne Zweifel bald blühend werden, und den Besitz der Insel auf ewige Zeiten uns sichern würde. Die Chinesen welche in Batavia wohnen, versichern mich daß eine geringe Anzahl europäischer Truppen mit leichter Mühe Formosa's sich bemächtigen könnte, und einer meinte sogar, 3000 Mann seyen hinreichend. Sicherlich aber wären nicht mehr als 5000 nöthig, um diese Eroberung zu bewerkstelligen und sie selbst in den schwierigsten Zeiten gegen alle Angriffe von außen zu behaupten. Die Holländer unterhielten hier in Friedenszeiten nur einige 100 Soldaten; als sie später den Versuch machten die Insel wiederum zu erobern, hatten sie deren nicht mehr als 1200. Ein so geringes Corps ward also damals für hinlänglich erachtet! Seit dieser Zeit hat zwar der Reichthum und die Bevölkerung Formosa's bedeutend zugenommen, in Betreff der intensiven Stärke derselben ist dieß aber sicherlich nicht der Fall."

Die Pescadores und Formosa bilden eine einzige Gruppe, welche in administrativer Beziehung vom Kreise Fokien abhängt. Aus Pong-hu, der größten Insel der Pescadores, welche dem ganzen, aus 36 unfruchtbaren, sandigen Eilanden bestehenden Archipel den Namen gibt, sieht man ferne am Horizont Formosa liegen; ja es wird berichtet daß man hier es selbst unterscheiden könne, wenn zu Tschu-lo-hien auf Formosa der Rauch aufsteigt. Die Herren Formosa's werden deßhalb immer, wie ehemals die Holländer gethan, sich bestreben auch der Pong-hu Meister zu werden. Die Holländer erbauten auf diesen Fischerinseln eine Festung, welche nach dem Verlust Formosa's freiwillig aufgegeben wurde. Der Ort ist heutigen Tages noch vorhanden, und heißt auf den chinesischen Karten Hong-mao-kieu-tsching, d. h. die alte Stadt der Roth- oder Blondhaarigen, eine bekannte schimpfliche Benennung der Holländer, der Deutschen und Engländer im Reich der Mitte. Die Fischerinseln bilden einen Regierungsbezirk dritten Ranges; auf der größten derselben befindet sich ein Fort mit starker Besatzung.

Tai-wan war den Chinesen seit den frühesten Zeiten ihrer Geschichte unter mancherlei Namen bekannt; erst im 15ten Jahrhundert erhielt die Insel ihren jetzigen Namen, welcher eine von Hügeln umgebene Bucht bezeichnet. Die ursprünglichen Einwohner der Insel gehören zur malayischen Race; ihre Sprache ist dem Tagala der benachbarten Philippinen innig verwandt. Das männliche Geschlecht ist von ungewöhnlicher Größe, stark von Leib und Gliedmaßen und schwarzbrauner Farbe. Die Frauen hingegen sind kleiner Gestalt, stark, fett und von braungelbem Teint. Es ist dieß ein gar treu- und gutherzig Volk, sagen unsre holländischen Berichterstatter, nicht geneigt zum Rauben und Stehlen, aber unversöhnlichen Sinnes, wenn eine Fehde ausgebrochen. Die Köpfe, Arme und Beine der erschlagenen Feinde werden wie Kostbarkeiten aufbewahrt und zum Ruhm der Ahnen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Man findet unter diesen Autochthonen eine Art Gottesverehrung und eine Menge religiöser Ceremonien, ähnlich denen

[1] Neumann, Geschichte des englischen Reiches in Asien. II. 86.

auf den Inseln der Südsee und der Tongagruppe. Sie nennen ihr Land Pakkang oder Pakkande — ein Wort von ungewisser Bedeutung. Der Name Formosa, unter welchem seit dem 16ten Jahrhundert die ganze Gruppe in Europa bekannt ist, rührt von den Spaniern her. Als diese nämlich auf dem äußersten nördlichen Vorgebirge der Insel das Castell Kilong (25° 16′ 48′ nördl. Br. 5° 9′ 30″ östl. L. von Peking) erbauten, gaben sie der ganzen Gruppe, wegen der Fruchtbarkeit ihrer Auen und der Anmuth des Landes, den Namen Hermosa. Es erstreckt sich diese Insel vom 25° 16′ bis zum 21° 53′ nördl. Br. und vom 120° 25′ bis wahrscheinlich zum 122° 40′ östl. L. v. Greenwich. Wir sagen wahrscheinlich, denn ihr östliches Ende ist niemals von europäischen Seefahrern untersucht und aufgenommen worden, weßhalb diese Gränze noch unsicher und nur nach alten Karten aus den Zeiten der Herrschaft der Holländer angegeben werden kann.

Die Insel wird mittelst einer Gebirgskette, die sich in gerader Richtung von Norden nach Süden mitten durch das Land zieht, beinahe in zwei gleiche Theile getheilt, welche von den Chinesen das Land vor und hinter dem Gebirg, oder das östliche und westliche genannt werden. Obgleich die Chinesen sich schon seit dem Jahr 1683 hier festgesetzt haben, so konnten sie bis jetzt doch nicht des östlichen Theiles Meister werden. Innerhalb der Gebirge gen Osten, sagt der Schotte David Wright, welcher mehrere Jahre auf Formosa lebte, sind einige tausend selbständige Herrschaften, die sich gegenseitig unaufhörlich bekriegen. Es ist dieß eine Folge der unglückseligen Klansregierung, welche allenthalben, wo sie stattfand und stattfindet auf Erden, endlose Fehden und Zerrüttungen zur Folge hatte. Hier in den Gebirgen und jenseits in der östlichen Ebene wohnen noch die Eingebornen in selbständiger Weise unter mehreren angestammten oder durch Wahl bestimmten Fürsten, welche gegen die fremden Eindringlinge, die Chinesen, den bittersten Haß hegen. Obgleich sie nun unter sich in unaufhörlichen Fehden leben, so würden sich diese Fürsten doch sicherlich gerne mit jeder auswärtigen Macht verbinden.

Die Chinesen theilen ihre Besitzungen auf Tai-wan in fünf Hien oder Regierungsbezirke dritten Ranges, welche sämmtlich von Tai-wan-fu, der Hauptstadt der Insel, abhängen. Diese ist, wie von einem neueren Reisenden berichtet wird, in der regelmäßigen Weise chinesischer Städte auf dem Festlande erbaut, sehr volkreich, und betreibt einen bedeutenden Handel mit den südöstlichen Kreisen des chinesischen Reiches. Die fünf Bezirke sind Tschu-lo, aus einer Stadt, aus fünf chinesischen und 33 Dörfern der Eingebornen bestehend; Tan-tschuy, mit einer Stadt, 72 Dörfern und 132 Maierhöfen; dann Ki-long-tschai im nördlichen Theile; Tschang-hoa im Mittelpunkte, und Tong-schan auf der Südspitze der Insel. Es befanden sich während des 17ten Jahrhunderts auf den verschiedenen Seiten der Insel mehrere vortreffliche Häfen, welche aber nach den neuesten Nachrichten versandet und nur für kleinere Schiffe zugänglich sind. Diesem Uebelstand würde, wenn Formosa unter fremde Herrschaft käme, alsbald abgeholfen werden können.

Diesseits und jenseits des an Gold und Silber reichen Gebirges, das zu diesem Endzweck niemals bearbeitet wurde, erstrecken sich blühende Thäler und fette fruchtbare Ebenen, wo alle Südfrüchte in üppiger Fülle glänzen: Orangen, Bananen, Melonen und Cocosnüsse. Man findet daselbst überdieß Pfirsiche, Aprikosen, Weintrauben, Feigen, Castanien und Granaten. Hier wird Tabak, Ingwer, Zucker, Weizen, Gerste und Reis in Masse gewonnen, und davon jährlich viele Schiffsladungen nach dem benachbarten, wenig fruchtbaren Kreis Fokien verführt. Wie ehemals Sicilien die Kornkammer war für Rom, so ist es jetzt Tai-wan für mehrere südliche Gegenden des chinesischen Reiches. Es würde hier bald, wenn die Fruchtschiffe Formosa's ausblieben, der größte Mangel eintreten. Man findet auf Formosa im Ueberfluß Hühner, Enten, Gänse, Hirsche, wilde Schweine, Rehe, Hasen und eine besonders starke Gattung Buffalos, welche sehr schnell rennen und hiesigen Landes die Stelle der Pferde, die bloß in den Gebirgen gefunden werden, vertreten. Seltener sind Tiger und Leoparden, dann ein anderes, einem Bären ähnliches Thier, Timey von den Eingebornen genannt, dessen Fell sehr theuer verkauft wird. Am wichtigsten ist jedoch für die in der Nähe Formosa's sich kreuzenden zahlreichen Dampfer die Steinkohle, welche daselbst in großer Anzahl gefunden wird. Die chinesische Regierung weiß diese Besitzung in ihrem vollen Umfange zu würdigen; sie hat, um die Insel vor jedem fremden Ueberfall zu schützen, mehrere Festungen hier erbaut, von welchen Ngan-ping-tsching die vorzüglichste. In diesen Festungen liegen Garnisonen von 10—12,000 Mann, welche, aus Furcht es könnte mit der Zeit eine Meuterei unter ihnen entstehen, alle drei Jahre gewechselt werden.

Die Farbigen und Weißen auf Trinidad.

(Von Dr. Karl Rohrbach.)

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Das hab' ich nun später in den Vereinigten Staaten auch vollziehen sehen, aber nicht durch Menschenhände, sondern durch ungeheure Maschinen, die in einem Tage so und so viele Ballen Baumwolle von den Samen reinigten. Hier aber geschah das in seiner ursprünglichsten Form durch die älteste Maschine der Erde, welche zugleich Säe-, Dresch-, Spinn-, Wäsch-, Nähe-, Walz-, Copiermaschine und alles in allem ist, welche sogar die Maschinen fabricirt: die Menschenhand! Jedenfalls ist und bleibt es doch aller Maschinen köstlichste, künstlichste, einfachste und zugleich vielseitigste. So diente sie den Indianern als Kratz- oder Kämm-Maschine um die Baumwolle zu reinigen, und freilich gieng das langsam. Aber die Leute hatten nichts zu versäumen. Wurden sie heute nicht fertig, denn die Sonne neigte sich schon ihrem Untergang zu, so ist wohl morgen wieder ein Tag, und da sie nichts besonderes zu thun haben, so setzen sie morgen in den kühlen Stunden das begonnene Werk gemächlich fort. Das sind wenigstens nach einer Seite hin die ächten Bewohner der Tropen! Mit diesem Gedanken sah ich ihnen eine Weile zu, und hatte meine Freude an der sorgsamen und zugleich behaglichen Art, mit welcher sie arbeiteten. Man sah, es machte ihnen Vergnügen; sie schienen sich dabei vom Nichtsthun zu erholen. Keine Peitsche drohte, wenn etwa das Werk am Abend nicht fertig war. Keine Sorge plagte sie und stachelte sie zur Eile. Dabei waren sie keineswegs lässig. Die Kinder plauderten unter einander von allerlei Thorheiten; es waren

Knaben und Mädchen zwischen sieben und 10 oder 11 Jahren; die Knaben alle nackt, die Mädchen, wenigstens die größeren darunter, mit einem blauen oder weißen Baumwollenhemd bekleidet. Wären mir einige nicht wegen ihrer dunkleren Farbe durch das Auge aufgefallen, so hätte mein Ohr mich auf sie aufmerksam gemacht wegen ihrer Redseligkeit. Worüber sich das Gespräch verbreitete, das in englischen, spanischen, sogar einigen französischen Wörtern sich bewegte, und dann und wann mit ganz fremd klingenden, vielleicht caribischen oder Negerausdrücken gemischt war, konnte ich nicht völlig ergründen, nur kam öfters das Wort Melone vor und wahrscheinlich war also diese Speise der wichtige Gegenstand ihrer Unterhaltung; die rothen Glieder der Truppe waren sehr wortkarg, die kleineren sogar mausestill. Wortführer waren die Dunkelfarbigen, obwohl deren keiner über sechs Jahr alt war. Am thätigsten waren die Mädchen an der Arbeit, indessen die Knaben oft minutenlang nur lachten und kein Ende finden konnten ihres eignen Wohlgefallens. Uebrigens gieng es sehr friedlich zu und Meinungsverschiedenheiten störten die Heiterkeit nicht.

Gibt es denn hier auch Neger? frug ich meinen Freund, indem ich mich von der Gruppe der Kinder zu diesem zurückwandte, und weiter gieng. Ja wohl, sagte er; schon seit etwa acht Jahren haben sich nicht nur Neger hier niedergelassen, sondern die Indianer haben sogar Heirathen mit ihnen geschlossen, d. h. vorzugsweise haben indianische Männer Negerinnen gefreit. Und wie kommt's daß sie ihren Widerwillen gegenseitig abgelegt haben? forschte ich weiter. Noth bricht Eisen! lachte mein Gefährte. Es hieß entweder — oder! da die indianischen Mädchen hier selten alt werden, weil sie wegen ihrer geringen Zahl schon sehr frühe heirathen, so ist nach und nach ein Mangel an Frauen eingetreten, dem die Männer anfangs dadurch abzuhelfen gedachten daß mehrere eine Frau gemeinschaftlich hatten. Dadurch wurde aber das Uebel nur ärger, und die Sterblichkeit nahm unter dem schönen Geschlecht so zu daß die Geistlichkeit sich ins Mittel legte, und da, wie vorauszusehen war, Ermahnungen und vernünftige Rathschläge den Mangel an Frauen nicht ersetzen und das natürliche Bedürfniß der Menschen nicht befriedigen konnten, so wurden unter der Hand mehr und mehr Neger herangezogen, und die rothen heirathslustigen Männer drückten ein Auge zu und dachten: besser eine schwarze Frau als gar keine! und war sie ihnen, aus einem Auge besehen, noch immer zu dunkel, so drückten sie beide zu und nahmen sie eben wie sie war.

Und was sagen die Negerjünglinge zu diesen Rivalen? Ei nun! sie lassen's eben geschehen. Die väterliche Gewalt ist hier nicht allzu groß, und viele Umstände werden nicht gemacht. Auch sind die Indianer gute Nachbarn, und da die Schwarzen Töchter genug haben, so überwinden sie ihre Verachtung gegen die Indianer und nehmen sie zu Schwiegersöhnen an.

Wie? rief ich, die Schwarzen verachten die Rothen? Ich fand es in St. Vincent umgekehrt.

Das können Sie hier auch finden, und daneben besteht doch meine Aussage als wahr. Die Sache ist folgende: der Neger mißachtet den Indianer wegen seiner theilnahmlosen Ruhe. Er schwärmt zwar auch nicht etwa für Arbeit, aber doch für Unterhaltung, sie sey nun Tanz, Gesang oder wie sie meistens ist, Geschwätz. Dazu bringt er aber den Rothen nie, und also ist ihm derselbe ein Wesen niedriger Art, das zu nichts taugt, das keine Bildung hat — ich mußte lachen über diese Bemerkung — ja! freilich keine Bildung, weil er nicht mitschwatzen will!

Ei, das begreife ich ganz gut, warf ich meinem Gefährten ein; ist mir's doch als hätte ich drüben über dem Ocean recht viele Sinnesverwandte dieser Neger getroffen. Glauben Sie mir, es gibt mehrere Länder auf der Erde — ich entsinne mich jetzt ganz genau — wo weiße Neger wohnen, die auch den gebildet nennen, der tüchtig mitschwatzt, und wenn nicht, nicht.

Sollten wohl? fragte mein Begleiter — und ich nickte eben lächelnd Antwort, als er auf ein Haus zutrat und dem dort sitzenden Indianer „guten Abend John," zurief. Der Angeredete, schon grau von Haar, stand auf und trat unter den Rand seines Vordachs, indem er die Hand auf die Brust legte und den Gruß in englischer Sprache erwiederte. Wie geht's? Was macht der Junge? Wann kommt Ihr nach San Fernando? Das hatte mein Freund rasch hintereinander gefragt, indessen der Rothe noch nicht die erste Frage beantwortet hatte. Er hielt sich also an die letzte und sagte: in drei Wochen. Werdet Ihr nicht über San Margarita zurückkehren? Nein! war die lakonische Antwort. Wie denn? Ueber Fairfield! Dabei trat er zurück und lud uns dadurch, indem er beide Arme senkte und die innere Handfläche nach vorn wandte, unter sein Dach. Wir folgten dieser stummen Einladung und traten näher. Er holte aus dem Innern der Hütte einen hohlen Baumstamm von der Kohlpalme (Euterpe oleracea), der auf zwei gegenüber liegenden Seiten behauen war und so einen niedern Schemel bildete. Wir hatten zwar beide kaum Platz darauf, aber es war doch eine Erquickung, nach dem langen Ritte ein wenig, wenn auch schlecht, zu sitzen. Er selbst wollte eben Platz nehmen auf seiner Matte, als er zuvor frug ob wir irgendeine Erfrischung nehmen wollten. Wir lehnten beide ab, und nun setzte er sich.

Wie viele Eures Stammes gibt es, frug ich, nachdem mein Freund einige Fragen gethan und eben wieder Schweigen eintrat. Der Alte konnte nicht gleich den Ideensprung mitmachen, aber ich ließ ihm Zeit und wiederholte dann meine Frage: Hier und in Arima zusammen 700, sagte er; ohne die Mischlinge. Und mit denen? frug ich weiter.

Etwas über 800.

Ich war erstaunt daß es doch noch eine so große Zahl war, denn ich hatte kaum die Hälfte erwartet. Da der Alte weit zugänglicher war als unser erster Wirth, so erkundigte ich mich noch nach manchem andern bei ihm, und waren auch seine Antworten dürftig, so erfuhr ich doch was ich zu wissen wünschte. Daraus gieng denn hervor daß die Indianer sehr zurückgezogen lebten, nie auf den Gütern der Weißen arbeiteten, sondern bloß ihre eigenen Gärten oder Felder bestellten, und dann und wann den Ueberschuß ihrer Bedürfnisse verkauften, um für das gelöste Geld sich Wolldecken, Pulver, eiserne Geräthe und Baumwollenzeuge zu erhandeln. Der Cognac war bei ihnen nicht sehr beliebt, und sie scheuten deßhalb die Schwarzen, weil diese ihn nicht entbehren möchten.

Ihre Nahrung bestand vorzugsweise in Früchten, etwas Gemüse, Cassave und den vorhin genannten Knollen. Die Kinder mußten die seit längerer Zeit eingerichteten Schulen besuchen, wo sie mit denen der Neger auf den nächsten Pflanzungen zusammen unterrichtet wurden. Der Lehrer — es war nur einer vorhanden und die Schule hatte auch nur eine Classe; ich besuchte später eine solche Negerschule und war über viele Eigenthümlichkeiten sehr erstaunt — war ein Mulatte und das schien den Alten etwas zu ärgern. Um doch ein Urtheil über die Leistungen zu haben, bat ich ihn, mir Bücher oder Hefte seines Sohnes, den er mehrmals

erwähnt hatte, zu zeigen. Er nickte bejahend; statt aber sich zu erheben und dieselben zu holen, rief er mit lauter Stimme: Enry! (das sollte entweder Enrico oder Henry heißen, wahrscheinlich das letztere). Sofort erhob sich aus dem Kreise einiger Knaben, die weiter hinab im Dorf unter einem großen Samanbaume (Inga Saman oder Pithecollobium Saman) saßen, ein Bursche von etwa 10 Jahren, und kam direct, doch mäßigen Schrittes, auf die Hütte zu, stellte sich, ohne eine Wort zu sagen, vor den Vater, und sah ihn ruhig und ohne Erwartung an. Ich muß gestehen daß mir der augenblickliche stumme Gehorsam wohlgefiel. „Der Herr da will dein Heft sehen," sagte der Indianer, indem er nur einen kurzen Blick beim letzten Wort auf den Knaben warf. Stumm gieng dieser in die Hütte, kam wieder heraus und gab dem Vater stumm ein kleines Octavheft; dieser überreichte es mir. Ich schlug es auf; es waren aber meist Ziffern darin, also ein Rechnenbuch. Ich meinte das Schreibheft, sagte ich, und der Vater warf abermals nur dem Knaben einen Blick zu, der diesen zum zweitenmal in die Hütte führte und mit einem Quartheft zurückkehren ließ. Es waren Schreibübungen in englischer Sprache; die Züge waren höchst deutlich und sauber. Man mußte seine Freude daran haben.

Kannst du es auch lesen? frug ich nun den Knaben selbst. Er sah erst den Alten an als ob er Erlaubniß zu sprechen nachsuche, und antwortete dann als habe er sie erlangt: Ja, Herr! — Gut! lies einmal! Das schien dem Jungen komisch vorzukommen oder zu weit zu gehen, denn er blieb stumm und starr stehen und sah mich groß an. Ob er nun glaubte ich könne überhaupt nicht lesen, oder seine Schrift sey mir zu schlecht, oder ich sey kurzsichtig — genug, es senkten sich mit der Oberlippe zugleich die Augenlider ein wenig, als bedaure er mich. Ich nahm aber die Weise an, die er gewohnt war, legte den einen Zeigefinger an eine bestimmte Reihe und hielt ihm stumm das Buch vor das Gesicht, indem ich meine Augen fest und entschieden als erwarte ich Gehorsam, auf ihn richtete. Und er las mit klarer etwas fremder Aussprache das Geschriebene, und selbst das für den Neger unmögliche th klang gut und deutlich. Ich zog bei der zweiten Reihe mein Handbuch aus der Tasche und ohne irgendein Wort zu sagen, setzte ich das an die Stelle des Heftes, und der Knabe las, ohne eine Miene zu verziehen, weiter in demselben als sey nichts vorgegangen. Ich war schon nach abermals drei Reihen zufrieden und gab ihm dankend sein Heft zurück. Der Dank schien ihn sichtlich als etwas ungewöhnliches zu erfreuen, oder war es, weil er merkte daß ich mit ihm zufrieden war? Er gieng auffallend schneller in die Hütte hinein, kam wieder und stellte sich auf den alten Platz als erwarte er weitere Befehle. Der Alte hob eben den rechten Arm ein wenig, um ihn fortgehen zu heißen, als ich den Knaben noch ein wenig auszufragen beschloß.

„Was lernt ihr denn noch außer Rechnen, Schreiben und Lesen?" — Er schwieg und verwunderte sich, denn seine Nasenlöcher wurden weit. „Nun?" Er schüttelte mit dem Kopf ein wenig als verstehe er die Frage nicht. „Lernt ihr nur diese drei Gegenstände?" „„Ja, Herr,"" erwiederte er jetzt. Sonst nichts? „Nein." Lernt ihr nicht Pflanzen kennen? Er lachte: „die kennen wir." Ich erinnerte mich noch zur rechten Zeit daß ich nicht in Europa, sondern in West-Indien war, wo die Jugend eher Naturgeschichte als die drei Elementarkünste der Schule lernt. So? die kennt ihr? Rasch frug ich ihn nach den rundum stehenden Bäumen und Sträuchern ꝛc., und er nannte mir den gebräuchlichen Namen dafür, ohne sich einmal zu besinnen.

Schreiben alle Kinder in der Schule so wie du? „Ja wohl, sagte er, nur die schwarzen können's nicht lernen." Warum denn nicht? „Ihre Finger können nicht." Aber Euer Lehrer ist doch ein Schwarzer und kann schön schreiben. „Nein, Herr, der ist ein Mulattensohn und darum kann er's." Aber warum können denn die schwarzen Kinder nicht schreiben? Ach! sie können's wohl, aber es geht nicht, sie lernen's nicht wegen ihrer Finger." Ich sah wohl daß ich hier keine Auskunft finden konnte, ließ ihn zu seinen Gefährten zurückgehen, und frug den Vater ob er davon wisse. Ei, sagte er, das ist ja bekannt, ein Neger hat ungeschickte Hände, einen starken Rücken und ein offenes Maul. Der Alte schien mir nicht gut auf die Neger zu sprechen, aber da man gerade bei solcher Gelegenheit oft neue Anschauungen gewinnt — wenigstens jedenfalls die aus den Augen des andern — so faßte ich sein letztes Wort auf und erkundigte mich was er damit meine.

Nun, erwiederte er, ein Neger muß immer die Zunge in Bewegung halten, sonst lebt er nicht. Wenn ich einen finde der schweigt, so ist er gewiß todt. Ist das nicht albern und unwürdig, immer zu schwatzen?

Das alte Lied! dacht' ich: der eine hält nur den für gebildet der viel Worte macht, und der andre sucht die Würde durch Schweigen zu zeigen. Die Menschen sind doch überall ein sonderbares Völkchen! Haben überall ihre Schnurren! Laut aber sagte ich zu dem Indianer: Laßt sie doch, wenn's ihnen Vergnügen macht. Sprechen sie zu viel, so könnt ihr desto mehr schweigen. Wenn sie euch sonst nichts zu Leide thun?

Freilich, sagte der Alte, ihr Tanzen ist uns auch zuwider. Das konnt' ich aus zwei Gründen begreifen, die ich gleich nennen will, zuvor aber antworte ich meinem Wirthe: Sonst aber sind sie doch gute Nachbarn? „Ja," erwiederte er mit dem Ton des Abschlusses, denn er war ein Indianer — und also ein Feind von Worten — das hatte ich schon vorher in seinem Benehmen gegen den Sohn bemerkt — „wenn sie uns nur in Ruhe ließen!" — Dabei zog er seinen ganzen Körper in eine noch behaglichere Stellung auf der Matte zusammen, und ich sah wohl daß er trotz des öfteren Umgangs mit den Weißen, den er zuweilen für das ganze Dorf als Botschafter übernehmen mußte, doch in seiner indianischen Natur wenig verändert war. Nur die Höflichkeit hatte ihn bis zu diesem Aeußersten gebracht, sich in ein so langes Gespräch einzulassen; jetzt aber, das sah ich wohl ein, war sein Vorrath an Worten und Geduld erschöpft. Denn seine letzte Zeile schien halb und halb auch auf uns gemünzt zu seyn: „Wenn sie uns nur in Ruhe ließen!"

Ich bedeutete also meinen Freund, indem ich auf die Sonne wies, die nur noch eine kurze Stunde über dem Horizont weilen konnte, daß wir an die Rückkehr denken müßten, und er war es gern zufrieden. Zwar hatte er die ganze Zeit geschwiegen, sagte mir aber, nachdem wir Abschied von dem Alten genommen, der nur einen Augenblick sich erhob und dann wieder hinsetzte, daß er sich gewundert und dafür interessirt habe, wie ich Sohn und Vater zu so vielen Worten hätte veranlassen können. Das würde sonst, fügte er hinzu, auf eine ganze Woche ausgereicht haben was er eben in 10 Minuten hat sagen müssen. Ich stehe nicht dafür daß er sich jetzt vor sich selbst schämt, und aus Reue und Buße in acht Tagen den Mund nicht mehr aufthut.

Meinetwegen! lachte ich, so braucht er ihn auch nicht wieder zuzumachen. Wenn ich nur begreifen könnte was in solchem Gehirn in der langen Tageszeit vorgeht! Sitzen diese Herren der Schöpfung nicht da als hätten sie dieselbe eben nach sechs Tagen vollendet und feierten den siebenten? Es scheint, die haben lauter Sonntage

in ihrem Kalender! Was denkt nun so eine Rothhaut, indessen sie ins Blaue sieht?

Gar nichts, erwiederte mein Freund. So sagten sie vor zehn Jahren auch als ich zuerst hier war, und so oft ich seitdem auch wieder hier vorbelkam, es war gerade so geblieben, ja es schien als wären es dieselben Menschen noch, und als sey statt eines Jahrs nur eine Stunde seitdem vergangen. Wären nicht auch Neger hier angesiedelt, so wäre es noch stiller. Dann könntet Ihr jedes Blatt fallen, jeden Moskito singen hören durch das ganze Dorf.

Indessen waren wir auf einem kleinen Umweg von der Straße abgekommen, um einige einzeln stehende Hütten zu besehen. Hier wohnten Leute, die wegen ihrer Sprech- und Tanzlust dem Alten so zuwider waren, nämlich Neger- und Mischfamilien aus ihnen und den Rothen. Eine Negerin kniete eben am Boden und band mit einem starken Faden ein Stück Schaffell über einen alten Topf aus gebranntem Thon.

Aha! da wird schon das Orchester zurechtgemacht, wenigstens die Pauken, sagt ich, und mein Freund verbesserte: Nein! das Orchester! denn weiter gibt's nichts; die übrigen Instrumente werden durch einige Kehlen vertreten.

Der Faden riß und das Fell gab nach. Keifend schrie das Mädchen oder Weib was sie nun seyn mochte — sie war etwa 20 Jahre alt, also gewiß schon lange vermählt — hinter sich: „Hast keinen bessern Faden? Nichtsnutz! Mach und eil dich!“ Ohne zu erwarten ob der Gerufene komme, bellte sie immer heftiger, hielt aber das Fell über dem Topf fest: „Nun? wird's bald? Soll ich dir Beine machen?“ Und in dieser und noch schlimmerer Tonart sang sie ihre liebliche Arie weiter, und gerieth zuletzt, als ein kleiner Bengel von fünf Jahren langsam und nachlässig schlendernd herbeikam, ins äußerste Fortissimo; der schien aber mit gutem Trommelfell gesegnet zu seyn, wenn er nicht stocktaub war. Denn auch nicht das leiseste Anzeichen seines schwarzen Gesichts zeigte daß er die Scheltreden gehört habe. Oder er hielt alles für pure Zärtlichkeit. Er reichte höchst nachlässig mit der linken Hand der Mutter einen doppelten Faden, indessen er die Rechte zum Munde hob und ein Stück aus einer Banane herausbiß. Immer weiter eifernd, band nun die Schwarze das Fell fest, und als der Knoten geschlungen war und es gut schien, sprang sie mit lautem Lachen plötzlich auf — mir schien's, sie sey verrückt geworden — und nahm den Topf in den linken Arm, schlug mit der Rechten auf die neugeschaffene Pauke, und als der dumpfe Ton ihr Wohlgefallen im höchsten Grade erregte, hob sie die Füße zum Tanz. Vergessen war das Seil und der Aerger, und der Knabe und die ganze Welt: die Pauke klang; ein seliges Entzücken flog ihr durch alle Glieder — und ich machte daß ich fortkam, weil ich nicht gern Zuschauer abgeben wollte bei dem improvisirten Ballet, welches die Negerin uns vorzutanzen im Begriff stand. Ich hatte das zur Genüge kennen gelernt, sowohl den Pas seul als Pas de deux oder Pas de trois. Die laufen, ähnlich den Balletten in den europäischen Residenzen, alle auf eins hinaus, nur daß die Negergesten und Anzüge sehr einfach und verständlich sind. Wenn zwei oder mehrere Tänzerinnen agiren, so spielt eine stets den Mann. Denn selten werden Tänzer zugelassen, es müßte denn das Vergnügen schon eine Weile gedauert haben und stärkere Reizmittel nöthig werden, weil bereits die Sinne in einem Taumel befangen sind. Nehmen sie dabei einen langen Shwal zu Hülfe, an dessen Enden jede der beiden Mädchen anfaßt, so bilden sie wirklich oft höchst malerische Gruppen, wobei der bunte Shwal, die glänzenden Kopftücher, das Weiß, Roth und Gelb der Kleidung einen großen Eindruck machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mineral- besonders Metallproduction Japans.

Von Mineralien verdient die Gewinnung des Salzes zunächst Erwähnung, dessen Verbrauch in Japan verhältnißmäßig größer als in Europa ist; die tägliche einfache Reis- und Fischkost bedarf einer salzigen pikanten Zuspeise, wenn man ihrer nicht überdrüßig werden soll, daher stark gesalzene Gemüse und Früchte, und die bekannte Soja-Sauce beim Essen unentbehrlich sind. Wenn jede Person jährlich nur 1 Kin (6 Hectogramm) Salz genießt, macht das im Jahr schon 250,000 Picul (15 Mill. Kilos) zum niedrigsten Preise 750,000 fl. Die Salzconsumtion ist aber nach Siebold wohl 2—3mal so hoch. Man gewinnt das Salz mittelst Veredlung der Seewassersohle durch Sonnengradirung. Auf der Süd- und Ostküste beschäftigen sich ganze Dörfer damit. Siebold beschreibt die Salinen zu Fjmi; das Salz ist steinhart und trocken, und sehr geeignet für tropische Klimate.

Ueber die Metallschätze Japans entnehmen wir einer Abhandlung über den Ursprung der Reichthümer Japans (Fockua Siriak) vom Jahr 1708, die von Klaproth aus dem Japanischen übersetzt ist, folgendes: Silberminen wurden zuerst 674 v. Chr. in Japan ausgebeutet; 89 Rioo (Unzen) erhielt indeß der Kaiser jährlich auch später noch aus der Insel Tsusima. Kupfer soll zuerst in Japan 708 n. Chr. in der Provinz Mutsatzi entdeckt seyn, daher noch der Jahresname (Nengo) der Zeit Wa-do, d. i. chines. Ho-thung,[1] d. h. japanisches Kupfer. Früher bezog man es aus der Fremde; ebenso das Gold, bis man es 749 in Muts fand. Aus Freude darüber veränderte der Dairi den Jahresnamen seiner Regierung in Sjo-foo-chin-phing-pao, d. i. gewonnene Schätze. Man brachte dem Dairi jährlich aus dieser Provinz Gold dar. Vor 360 Jahren begann man die Ausbeutung der Goldminen der Insel Sado. Taiko († 1598), ließ die Minen für seine Rechnung bearbeiten, aber ohne besondern Gewinn; ein Bürgerkrieg unterbrach die Bearbeitung im Jahr 1600; seit 1608 nahm der Ertrag ab; der des Silbers war nicht viel stärker. Auch in Jrami gewann man 1601 und 1602 Gold, verbot aber später die Bearbeitung; ebenso wurde 1606 in Jdzu viel Gold gewonnen, aber nicht lange. Auch die Minen zu Nambu in Muts, die 1608 entdeckt wurden und viel Gold lieferten, erschöpften sich bald; im Ganzen bearbeitete man diese Minen an 100 Jahre; später fand man noch einige, wenig reiche, mit Ausnahme der von Sado und Satsuma.

Vor 674 hatte man in Japan nur Tauschhandel, da wurden die ersten Silbermünzen ausgegeben; 683 ersetzten sie Kupfermünzen, das Kupfer kam aber noch aus der Fremde. Die ersten Silber- und Kupfermünzen aus japanischem Metall datiren vom Jahr 708. Der Verfasser führt die spätern Münzen mit ihren

[1] Wo-chin-ho, ist der alte Name für Japan.

Inschriften auf, im Jahr 959 hörte man auf sie zu gießen, und führte die chinesischen Münzen ein. 1483 noch bat der Sjogun den Kaiser von China, ihm 100,000 Schnüre zu schicken. 1588 verfertigte man die ersten großen japanischen Goldmünzen (Obang und Kobang); der Kaiser war sehr reich, und drei Jahre zuvor erhielt jeder Fürst 5000 Mas (à $1/_{10}$ chines. Unze) Gold und 30,000 Silber. 1599 fabricirte man die Goldmünzen Itsibu-ban. Die Fabrication der Gold- und Silbermünzen nahm dann immer zu; bis zum Jahr 1695 schlug man oft für 7,000,000 Unzen Gold-Kobang und für 80,000,000 Unzen Silberstücke. Einige chinesische Kupfermünzen waren schon 1608 außer Curs gesetzt; man goß 1636 und noch später selbst welche in Jedo und zu Saka-motto in Omi 1688 bis 1703 neue Gold- und Silbermünzen; letztere waren stark mit Kupfer versetzt.

Man weiß nicht ob vor 1600 Gold und Silber aus Japan ausgeführt ist, viel wurde aber unter den Sjogunen Muromatsidono, Nobunaga und Taiko aus den West- und Mittelprovinzen von Simonoseki bis Figo ausgeführt; es war dieses nämlich die Zeit, wo Japan dem fremden Handel geöffnet war. Aus Cambodja kam 1601 zuerst ein Schiff mit 1200 schwarzen Sklaven, und seitdem bis 1627 alle Jahre welche; seine Gesandten giengen mit Geschenken für den Sjogun nach Jedo. Aus Annam kamen 1600—1632 ebenfalls Handelsleute, denen Pässe ertheilt waren; aus Siam, wohin der Kaiser 1606 einen Brief mit Geschenken schickte, seitdem bis 1629, später nur einzelne; der Brief den der Kaiser nach Tsiam-pa (Tschen-tschhing) sandte, blieb ohne Antwort; aus China kamen Handels-Dschunken 1609; aus Korea 1607 Gesandte — natürlich auch schon früher — aus den Lieu-kieu-Inseln Geschenke zuerst 1610; mit Luçon auf Manilla dauerte der Handelsverkehr von 1601—1641, wo man inne wurde daß der vermeinte König von Luçon nur ein Gouverneur des Königs von Spanien sey; aus Macao und Goa Handelsschiffe 1606 bis 1621; Holländer (Ho-lan) seit 1609, Engländer (Kag-her-iya) 1613 (?), Dänen (Ta-ni) 1602—1606, auch Schiffe aus Neuspanien (Sin-Tsi-pa-ni-ya); ein Scharlachfabrikant zu Sakkai bei Ohosaka machte dahin auch eine Reise. Diese Fremden nun, sagt der Japaner, führten eine Unmasse Gold und Silber aus; 24 Jahre über von 1601—1624 war der freie Handel den Fremden gestattet, sie landeten in Sikokf, Jedo, Muts, Suruga, Sagami, und östlich von Miako in Kaffa, bis 1825 der Handel mit den Fremden, mit Ausnahme des Hafens von Nagasaki, verboten wurde. Von 1601—1634 giengen auch Japaner mit kaiserlichen Pässen nach Macao, Annam, Siam, Luçon bis Neuspanien, trieben einen bedeutenden Handel und führten viel Gold und Silber aus. Viele Fremde aus den genannten Ländern, auch aus England, Italien und Tschiam-pa hatten sich 1624 in Japan niedergelassen, bis man sich genöthigt fand, das Christenthum, das sie einführten, zu verbieten und den fremden Handel gänzlich zu unterdrücken. Von 1596—1708 gieng auch viel Gold und Silber nach der Insel Tsusima und Korea, wie von Satsuma nach den Lieu-kieu-Inseln. Aus Nagasaki wurden nach dem Japaner 1646—1708, also in 61 Jahren, in die Fremde 2,397,600 Kobang Gold und 37,420,900 Thaler in Silber, und von 1663—1708, also in 36 Jahren 1,114,498,700 Pfd. Kupfer in Barren ausgeführt, vieles auch schon 1601—1662 — man weiß aber die Menge nicht, auch nicht wie viel aus andern Häfen; von 1611—1706 aus Nagasaki Gold 6,192,800 Kobang; Silber 112,268,700 Thlr., Kupfer in Barren 2,228,997,500 Pfd. Seitdem sey von 2,000,000 neuen Kobang, die man aus den alten goß, ein Drittel in die Fremde gegangen und von 1,200,000 Thlrn. Silber, die man fabricirte, nur $1/_3$ im Lande geblieben; jährlich giengen 150,000 Kobang aus dem Lande; wenn das 100 Jahre so fort gehe, meint der Japaner, müsse Japan verarmen. Nach Thunberg führten die Portugiesen erst jährlich 500 Tonnen Gold aus, 1636 nur 2350 Kisten Silber = 2,350,000 Taels; 1637 für 2,142,365 Taels, 1638 für 1,259,023 Taels, da wurden sie vertrieben. Der Bergbau muß bei der Abgeschlossenheit Japans von größerer Bedeutung seyn als in irgendeinem Lande; obwohl der Mangel an mechanischen und technischen Kenntnissen ihn ungemein erschwert, zumal das Vorkommen von Tagerzen immer seltener und es immer mühsamer wird, durch den einfachen Stollenbau auch die Tiefe aufzuschließen. Auch heutigen Tags noch lassen die verhältnißmäßig hohen Preise der Landesproducte und von Gegenständen der Pracht und des Wohllebens, sowie der große Aufwand, den Vornehme und Reiche machen, auf mächtige Hülfsmittel schließen welche die Gold- und Silberminen liefern, was auch die große Menge gemünzten Goldes zeigt, die Siebold in Jedo und Ohosaka im Umlauf fand. Zuverlässige Angaben über den jährlichen Ertrag der Gold- und Silberminen konnte er sich aber nicht verschaffen. Einige Kupfererze der Minen auf der Insel Sado, in Dewa und Tasima, hörte er, seyen zugleich gold- und silberhaltig; einige Flüsse, wie der Tenriu und Tokotomi lieferten Goldsand, und auch in Satsuma werde viel Gold gewonnen, da dessen Fürst jährlich allein 125 Kin (75 Kilogramm) dem Sjogun als Geschenk oder Tribut gebe. Wenn früher in Sado 1 Katti Erz 1—2 Tael Gold lieferte, hatte dieß aber nach Kämpfer sehr abgenommen. In Satsuma lieferte nach ihm 1 Katti Erz sogar 4—6 Tael Gold, der Kaiser verbot aber die Bearbeitung. Er rühmt auch die reichen Minen von Surunga in Tsikungo, und auf der Insel Amakusa, die Minen wurden aber vom Wasser ersäuft. Die Goldminen sind nach Kämpfer Regal des Kaisers, der $2/_3$ des Productes sich vorbehalte, $1/_3$ den Fürsten des Landes lasse, die aber manches unterschlügen. Silber wird auch nach Siebold verhältnißmäßig weniger gewonnen, daher auch sein höherer Werth im Lande — wie 1 : 12 statt 1 : 16; Kämpfer erwähnt einiger Minen in Bingo und sonst; es beruht aber nur auf Hörensagen.

Der Ertrag der Kupferminen läßt sich dagegen nach Siebold (?) aus der jährlichen Ausfuhr der Chinesen und Niederländer ermitteln. Es liefern dazu nach dem Aufseher der Kupferschmelze zu Ohosaka die Minen im Bezisangebirge in Ijo auf Sikokf 7200—8000, die zu Nambu, in Mutsu 4000—5300, die zu Akita in Dewa 6000, die vom Kanegebirge, auf der Insel Sado 2000—2500, also zusammen etwa 20,500 Picul Kupfer. Fischer rechnet die Ausfuhr 18—24,000 Picul (2—3 Mill. Pfd.) Noch sind zahlreiche Minen auf Nippon in Bingo, Kii, Tetsizen und Set-tsu, deren Ertrag auf jährlich 20,000 Picul, wohl noch zu geringe, angegeben wird. Der starke Gebrauch von Kupfergeschirren, von Kupferblech zum Beschlagen von Thüren und Fensterladen der sogenannten feuerfesten Magazine, die ehernen und messingenen Verzierungen der Tempelgalerien und Balkone, der Brücken und andern Prachtgebäude, die vielen Kirchengeräthe und Idole von Messing und Bronze, die ungeheure Menge von Kupfermünzen, die im Umlauf ist, läßt Siebold auf eine große Consumtion dieses Metalles im Lande schließen, und ihn annehmen daß in sämmtlichen Bergwerken jährlich an 50—60,000 Picul Kupfer gewonnen werden. Da beim Fördern und Aufbereiten der Erze, bei der Unvollkommenheit der Bergwissenschaften, viel zu viel Hände beschäftigt sind und durch die Vorarbeit, sowie beim Schmelzen, so viel verloren geht, daß man durchschnittlich nicht mehr als vier, höchstens fünf Procent reines Stabkupfer gewinnt, so ist der Gewinn des Staates aus den Kupferbergwerken sehr gering, nur

daß eine Menge Menschen, namentlich Staatsverbrecher beschäftigt und der Außenhandel damit genährt wird. Kämpfer erwähnt das Kupfer der Minen von Kijnokuni als des feinsten und hämmerbarsten; das von Atsingo sey grob und es müßten auf 70 Katti 30 von jenem zugesetzt werden, um es hämmerbar zu machen; das von Surugu sey fein und goldhaltig; auch in Satsuma würden Minen bearbeitet; alles Kupfer werde nach Sakai gebracht und da raffinirt.

Wichtiger in dem dicht bevölkerten Lande ist die Eisenproduction, und die Consumtion sehr bedeutend, wenn auch geringer als in Europa; allgemein braucht man gegossene Kochgeschirre aus Eisen, Waffen und Geräthe zum Landbau und Häuserbau, zu den Handwerkszeugen der Zimmerleute und Tischler. Siebold meint eine jährliche Ausbeute von einigen 100,000 Picul Roheisen werde zu dem ansehnlichen Vorrathe von Eisen, den alles dieß erfordert, kaum ausreichen. Der hohe Preis des Stabeisens lasse übrigens auf eine sehr kostbare Bereitung desselben (das sogenannte Frischen) schließen. Wenn das Gußeisen 6—8, koste das Stabeisen 20, Stahl 30—35 fl. holländisch per Picul. Nach Kämpfer findet man es nur an den Gränzen von Mimasaka, Bitsju und Bizen, aber in großer Menge; Eisengeräth sey oft theurer als kupfernes oder ehrnes, die eisernen Fleischtöpfe sehr dünne, und viele Geräthe: Hacken, Krampen auf Häusern und Schiffen und alle andere Instrumente, die anderswo aus Eisen, seyen in Japan aus Kupfer oder Erz. Zinn gewinnt man nach Kämpfer etwas in Bungo; fein und fast im Preise von Silber werde es aber wenig angewandt — Steinkohlen in Tsikuzen und im Norden; Blei wenig, Schwefel-Zinnober wird nach Kämpfer aus China eingeführt, wie auch Quecksilber. Arsenik, Alaun, Salpeter, Thon, Granit, Basalt und Feldsteine, beide letztere zu cyclopischen Mauern und Sockeln der Gebäude, zu Götzenbildern, Grab- und Denkmälern benutzt, verdienen noch angeführt zu werden; vor allem aber die Porcellan- und Töpfererde, deren Verarbeitung Tausenden von Menschen Beschäftigung und Nahrung gibt, da der ärmste Japaner sich porcellanener Geschirre bedient, und daraus auch Dachziegel bei Bauten, namentlich den vielen großen Buddhatempeln angewendet, und weit besser und schöner als in Europa verfertigt werden. Aus dieser Darstellung der Urproduction Japans, womit sich $^2/_3$ der Bevölkerung beschäftigen, geht hervor daß das Land die zum Lebensunterhalt nöthigsten Erzeugnisse und viele andere Grundstoffe liefert.

Dr. Edw. Smith über den menschlichen Athmungsproceß. Dr. Edw. Smith (Proctor der Royal Society) hat eine umfangreiche Schrift herausgegeben über seine „Forschungen hinsichtlich der Luftmenge welche während des Tags und der Nacht, so wie unter dem Einflusse der Leibesübungen, der Medicin, Temperatur ꝛc. eingeathmet wird." Dieses Werk besteht aus drei Theilen, und enthält die Ergebnisse von 1200 Reihen Beobachtungen. Der Verfasser hat diese Forschungen alle an sich selbst vorgenommen. Er ist achtunddreißig Jahre alt, sechs Fuß hoch, gesund und stark, und seine Lungen fassen 280 Kubikzoll Luft. Die Schrift schließt mit einem Summarium der erzielten Hauptresultate und einer Reihe von Deductionen, besonders anwendbar auf die Lösung oder Erläuterung hygienischer Fragen. Den ersteren entnehmen wir folgende Thatsachen: Die Gesammtmenge der in 24 Stunden (abgerechnet die Intervalle von zusammen 40 Minuten, während deren sie nicht angegeben wurde) eingeathmeten Luft belief sich auf 711,060 Kubikzoll, oder durchschnittlich 29,627 Kubikzoll in der Stunde, und 493.6 in der Minute. Die Menge war während der Nacht weit geringer als im Verlaufe des Tags. Wie der Morgen vorrückte, fand eine Zunahme, und etwa um 8^h 30^m Abends eine Abnahme statt, meist aber plötzlich um 11 Uhr Nachts. Während des Tags nahm die Menge unmittelbar nach einer Mahlzeit zu, und fiel dann vor der nächsten Mahlzeit; jedesmal aber stieg sie wieder unmittelbar vor einer Mahlzeit. Das Verhältniß der Häufigkeit der Athmung entsprach im allgemeinen der Menge derselben, allein die Extreme der Tag- und Nachtverhältnisse waren größer. Die Periode des größten Parallelismus war zwischen Thee und Souper. Eine Zunahme wurde nur durch eine Mahlzeit, nämlich das Frühstück, veranlaßt. Die durchschnittliche Tiefe der Athmung betrug 26·5 Kubikzoll, bei einem Minimum von 18·1 Kubikzoll in der Nacht, und einem Maximum von 32·2 Kubikzoll um 1^h 30^m Nachmittag. Das mittlere Verhältniß des Pulses war 76 in der Minute, das Minimum um 3^h 30^m Morgens, das Maximum um 8^h 45^m Morgens; die Differenz betrug mehr als ein Drittheil des Minimum-Durchschnitts. Schlaf trat ein in zweien der Reihen ununterbrochener Beobachtungen, und die Zeit seines Eintritts war auch die der niedrigsten Mengen eingeathmeter Luft. — Der Betrag des Athmens war in stehender Stellung größer als in sitzender, in sitzender größer als in liegender. Es wurde, je nach dem Schritt, vermehrt durch Reiten, also auch durch Fahren in oder auf einem Omnibus. Bei Eisenbahnreisen war die Vermehrung in einem Wagen zweiter Classe größer als in einem Wagen erster Classe, und am größten in der dritten Wagenclasse und an der Maschine. Auch ward eine Vermehrung hervorgebracht durch Rudern, Schwimmen, Gehen, Laufen, Lasttragen, durch Auf- und Absteigen von Treppen und durch die Anstrengung des Tretrades. In mehreren dieser Fälle wurde das Verhältniß der Vermehrung für verschiedene angewendete Anstrengungsgrade bestimmt. Lautes Lesen und Singen, so wie die von Dr. Hall zur Wiederherstellung suspendirter Respiration empfohlene Bewegung vermehrte die Quantität. Vorwärtsbeugen beim Sitzen verminderte sie. Die Menge der eingeathmeten Luft wurde vermehrt wenn man sich der Wärme und dem Sonnenlicht aussetzte, und verminderte sich in der Dunkelheit. Zunahme und Abnahme künstlicher Wärme brachte entsprechende Wirkungen hervor, und die Tiefe der Athmung wurde höchlich vermehrt durch große Hitze. Eine Vermehrung der Menge nach ward auch veranlaßt durch kaltes Baden, durch Waschen mit einem Schwamm und durch das kalte Douchebad; durch Frühstück, Mittagmahl und Thee — wenn wirklich Thee getrunken wird; wird er durch Kaffee ersetzt, so findet eine Abnahme statt. Eine Abendmahlzeit aus Brod und Milch veranlaßte ebenfalls eine Abnahme. Milch allein oder mit Rahm verursachte eine Vermehrung. Auch folgende Nahrungsmittel ergaben eine Vermehrung. Eier, Beefsteak, Kraftbrühe, weißes Brod, Habermehl, Kartoffeln, Zucker, Thee, Rum (1 Unze); die folgenden dagegen veranlaßten eine Verminderung: Butter, Ochsenfett, Olivenöl, Stockfischleberöl, Pfeilwurz, Branntwein (1 Unze bis $1^3/_4$ Unze) und Kirschenwasser. (Aus dem American Journal.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 26.

25 Junius 1858.

Die vier Pelzjäger an den Antony-Fällen.

(Aus B. Möllhausens Reise vom Mississippi nach der Südsee.)

„Die Civilisation schreitet mit Riesenschritten westwärts," so hob einer aus unserer kleinen Gesellschaft an, der durch seinen Accent seine deutsche Abkunft verrieth, denn da wo vor dreißig Jahren noch der schwarze Bär und der Biber gejagt wurden, stehen heute Städte, und zwar zum größten Leidwesen der Trapper, deren Reviere zugleich mit denen der Indianer beschränkt werden. Vor zwei Jahren traf ich oben am Missouri nahe den Council Bluffs mit einem solchen verindianerten Trapper zusammen; seine Haare waren ihm unter Entbehrungen und Gefahren ergraut, aber Gewohnheit war ihm zur andern Natur geworden. Der Schlag der Art im Urwalde war ihm ein Gräuel, und das Herz blutete ihm wenn er die Abnahme der Büffel in den grasigen Prairien und die Entvölkerung der Biberdörfer vor der andringenden Civilisation wahrnahm. Mit einem Gemisch von Wollust und wehmüthiger Rührung gedachte er der Zeiten wo St. Louis nur erst eine kleine Ansiedelung war, noch keine Dampfboote sich zwischen den gefährlichen Holzklippen aufgehäufter schwimmender Baumstämme des Mississippi und Missouri hindurchwanden, und mit dem leichten Canoe monatelang auf Strecken gereist werden mußte die man jetzt in wenigen Tagen zurücklegt. Zu dieser Zeit also war es in den ersten Tagen des Junius, als der alte Pierre sich mit drei Cameraden in der Ansiedelung St. Louis reisefertig machte. Sie waren alle vier Freitrapper, d. h. Trapper die nicht von den großen Pelzhandlungen engagirt sind, sondern unabhängig in den Wildnissen umherstreifen, Biber fangen, Bären schießen und alljährlich einmal in einem Boote, welches aus zwei an einander gebundenen, ausgehöhlten Baumstämmen besteht, ihre Beute den Mississippi oder Missouri hinunterflößen, ihre Waaren selbst nach den nächsten Posten der Handlungshäuser bringen, und einen höhern Preis erlangen, je nachdem sie nun gute Jäger sind und das Glück ihnen günstig war. Solche Freitrapper brauchen nur wenig Mittel und wenig Zeit um sich zu einer Jagdexpedition vorzubereiten. Ein Reitpferd für jeden, zwei Packpferde zum Transport von Munition, Biberfallen, ein Fäßchen Branntwein und ein guter Vorrath von Tabak war die ganze Ausrüstung der vier Abenteurer. Das Bett in Gestalt einer wollenen Decke packte jeder unter seinen Sattel, und leichten Herzens wanderte die Gesellschaft am Mississippi hinauf, um zum Herbst in der Nähe der Fälle des St. Antony in den kleinern Gewässern dem Biber und der Otter nachzustellen. Damals gab es noch keine Fährboote, viel weniger noch Fährleute auf der von ihnen eingeschlagenen Route, und oftmals mußte ein breiter Strom mit Hülfe einiger trockenen Baumstämme durchschwommen werden; doch näherten sie sich rasch dem obern Mississippi. Rock Island wurde passirt, Prairie du Chien blieb hinter ihnen zurück, und der Pepin-See war erreicht ehe der Sommer zu Ende gieng. Von da ab mußte indessen eine andere Art zu reisen gewählt werden, denn die dort beginnenden hohen felsigen Ufer machten das Reisen mit Pferden fast unmöglich, und dann mußte das Terrain auch untersucht werden, um eine Stelle ausfindig zu machen, wo bei der Rückkehr im Spätherbste noch mit Erfolg Fallen aufgestellt werden konnten. In dem nächsten Dorfe der Chippeway-Indianer gaben sie ihre Pferde auf, und tauschten dafür ein leichtes Canoe und Pelzwerk ein. Das letztere, bestehend aus kostbaren Otter- und Biberfellen, nahm nur wenig Raum in dem von Birkenrinde gebauten Boote ein; das versteckt gehaltene Fäßchen Branntwein wurde unter den Fellen verpackt, und als die vier Trapper ihr Boot bestiegen, schien dasselbe noch gar nichts von seiner Leichtigkeit verloren zu haben, und gab willig jedem Ruderschlage nach. Viel bessere Ruderer mag der Mississippi noch nicht gesehen, und kräftigere Arme mögen das Ruder noch nicht in die Fluthen getaucht haben, als da die Vier stromaufwärts zogen. Die Strömungen vermeidend suchten sie die stillen Wasser am Ufer, und leicht flog ihr Canoe vor ihren vereinten Ruderschlägen dahin, immer den Fällen des St. Antony entgegen. Die Mündungen kleiner Flüsse wurden untersucht, doch noch ohne Erfolg, bis oberhalb des Einflusses des St. Peter in den Mississippi, da wo das Getöse der großen Fälle ihr Ohr erreichte. Dort bemerkten sie daß der Lauf eines aus dem Westen kommenden Flüßchens gestaut war; sie folgten dem seichten Bett eine kurze Strecke lang, und entdeckten bald Biberdämme, wodurch ein kleines Thal ganz unter Wasser gesetzt war; frisch abgenagte Bäume, mehr aber noch die aus dem Wasser ragenden Biberwohnungen sagten ihnen daß sie nun das Revier zu ihrer Herbstjagd gefunden hatten. Das ganze umliegende Terrain wurde mit größter Vorsicht abgesucht, und zu ihrer Beruhigung und Freude fand sich nicht die geringste Spur einer Rothhaut.

Um den Bälgen der Biber noch einen Monat Wachsthum zu gönnen, wurde beschlossen so lange oberhalb der Fälle zu jagen, und auf der Rückreise dann die Biberrepublik auszubeuten. An einer trocken gelegenen Stelle wurde ein rundes Loch gegraben, und dahinein wanderten die erbeuteten so wie die von den Chippeways erstandenen Felle und Bälge, eben so das Fäßchen Branntwein, welches für die kalten Herbstnächte bestimmt war. Die überflüssige Erde wurde sorgfältig ans Ufer getragen und ins Wasser geworfen, und die kleine Vorrathskammer so genau und vorsichtig mit Rasen und Steinen überdeckt, daß selbst die feine Nase eines Indianers von dem Versuche hätte abstehen müssen diese Schätze aufzuspüren und auszugraben. [1]

Da die ganze Ladung zurückgeblieben war, und die vier Trapper nur das Allernothwendigste mitgenommen hatten, so war das Canoe auch viel leichter zu handhaben, und es gelang ihnen bis dicht an die Fälle vorzudringen. Die Fälle selbst wurden umgangen, d. h. das Canoe wurde aufs Land gezogen, umgekehrt auf die Schultern genommen, an den Fällen vorbeigetragen, und da wo das Wasser ruhiger floß, wieder hineingeschoben. Bei einem Fahrzeuge, welches aus Birkenrinde verfertigt ist, haben dergleichen Umgehungen nur wenig Schwierigkeiten, und bald ruderten sich die Abenteurer oberhalb der Fälle weiter. Sie hielten sich dicht am westlichen Ufer, und vermieden auf diese Weise die starken Strömungen der den Felsen zueilenden Wasser. Das schöne Biberdorf im Rücken wissend, schienen sie nicht mehr so große Eile zu haben vorwärts zu kommen, und die Jagd im Walde war jetzt mehr ein Zeitvertreib als vortheilbringend, obschon eine Hirschhaut damals so gut wie baares Geld war. Nach einigen Tagereisen, wiewohl nur wenig Meilen oberhalb der Fälle, wurden sie vom Appetit getrieben, und von Bequemlichkeit dazu aufgefordert früher als sonst ans Ufer zu gehen, um dem Hunger durch ein geröstetes Stück Hirschfleisch und der Bequemlichkeit durch gemüthliches Hinstrecken ins Gras zu fröhnen. Der alte Pierre und einer seiner Gefährten übernahmen für die Küche die Sorge, während die andern beiden mit ihren Büchsen ausgiengen, um sich von der Sicherheit der nächsten Umgebung zu überzeugen. Ein kleines Feuer von trockenem Holze brannte bald, ohne den geringsten Rauch in die Höhe zu schicken, der ihre Anwesenheit hätte verrathen können; der alte Pierre beobachtete aufmerksam die bratenden Leckerbissen, die, auf kleine Stäbchen gespießt, im Kreise um das Feuer standen, einen nach dem andern umwendend, während sein Gefährte mit geübter Hand die Federn einem fetten Truthahn ausrupfte.

Plötzlich fiel ein Schuß in der Ferne, ein zweiter folgte bald darauf. Der alte Pierre und sein Camerad spitzten die Ohren. Pierre, mit seiner Küche beschäftigt, rieth seinem Gefährten einen Baum zu ersteigen, um einen Blick in die Ferne zu werfen; dieser leistete auch Folge, doch nicht ohne seine Büchse mitzunehmen, und bald verbargen ihn die Blätter eines dicht belaubten Zuckerahorns. Nur kurze Zeit hatte er sich dort oben umgesehen, als die mit Angst ausgesprochenen Worte: „rette dich!“ von oben herab die Ohren Pierre's berührten. Büchse, Horn und Kugeltasche ergreifen und ins Canoe werfen war das Werk eines Augenblickes, als bereits ein Rudel Indianer durch das Dickicht brach und mit geschwungenem Tomahawk auf Pierre losstürzte. Dem Canoe einen mächtigen Stoß gebend, sich selbst zu gleicher Zeit hineinschwingend, erreichte dieser die Strömung, doch mit Zurücklassung aller Ruder. Dieser Umstand war den Indianern nicht unbemerkt geblieben, und vier der vordersten stürzen sich mit wüthendem Geheul in den Fluß. Schnell hatte die Strömung das leichte Boot fortgerissen, doch schneller noch folgten die Rothhäute nach; jeder Stoß brachte sie dem ruderlosen Fahrzeuge näher, und die am Ufer weit zurückbleibende Rotte stieß ein triumphirendes Geheul aus. Jetzt hob Pierre seine lange Büchse, es galt dem nächsten, der durch Untertauchen der Kugel zu entgehen versuchte; doch vergebens, sie zerschmetterte ihm den Schädel; noch einmal hob sich der Wilde hoch im Wasser und sank dann unter, nur einen blutigen Streifen auf der Oberfläche zurücklassend. Wüthendes Geheul tönte vom fernen Ufer herüber, mit wüthendem Geheul antworteten die drei noch übrigen Verfolger; zwei derselben waren nahe dem Boot, und in demselben Augenblick als Pierre eine neue Kugel in den Lauf stoßen wollte, legten beide die Hand ans Boot. Zeit war nicht mehr zu verlieren, der Jäger ließ die Büchse fallen, griff nach dem Messer und stieß es rasch dem nächsten seiner Feinde unterhalb des Halses in die Brust; der langgedehnte Todesschrei des Wilden erstarb in den über ihn zusammenschlagenden Wellen. Der Moment jedoch, in welchem Pierre sich von dem einen Feinde befreite, war von dem andern benutzt worden, um sich mit starkem Griff an dem Halse des Trappers festzuklammern, und sich so mit der ganzen Schwere seines Körpers anzuhängen. Pierre, dessen Luftröhre durch die Gewalt des Druckes zusammengepreßt wurde, fieng an die Besinnung zu verlieren; seine Arme, auf die er sich stützte um das Umschlagen des Bootes zu verhindern, erschlafften; die geschlossene Faust öffnete sich, das Messer lag frei da. Das Canoe neigte sich auf die Seite; dem Umstürzen vorzubeugen, versuchte der sein Opfer festhaltende Wilde das Boot zu ersteigen, sein nacktes Knie legte sich auf den Rand, jetzt ruhte der Körper schon ganz auf demselben: doch schlüpfrig geworden durch das Wasser, verlor das Knie im entscheidenden Augenblicke seinen Haltpunkt, der Körper fiel zurück ins Wasser, die eine Hand ließ in ihrem tödtlichen Griffe nach, und ehe der Wilde von neuem fassen konnte, hatte Pierre sich mit der äußersten Anstrengung seiner schwindenden Kräfte aufgerichtet, und als der letzte seiner Feinde die Hand nach dem Boot ausstreckte, stieß er rasch dem ersten das Messer in die Brust, und stellte sich dann dem andern gegenüber. Dieser nun, um den jetzt ungleichen Kampf zu vermeiden, änderte rasch seine Absicht und schwamm dem Ufer zu, um den Seinigen das Loos seiner eigenen Gefährten zu verkünden, und durch die schmerzhaftesten Martern sich an den Cameraden Pierre's, welche sie in ihre Gewalt bekommen hatten, zu rächen; denn der jetzt Entkommene war ohne Ruder und trieb mit seinem Canoe rasch den Fällen und also seinem gewissen Untergang entgegen. Pierre's Aufmerksamkeit wendete sich nunmehr auf das pfeilschnell dahin fliegende Fahrzeug; das erste was er bemerkte, war das schrecklich verzerrte Gesicht des Indianers, welches ihn mit stieren Augen anglotzte; derselbe hatte sich im letzten Todeskampfe mit krankhaftem Griff ans Boot angeklammert; er war todt, aber seine starre Faust konnte nur mit dem Messer gelöst werden, worauf die Wellen über ihm zusammenschlugen. Den Indianern vorläufig entgangen, zeigte sich dem

[1] Eine solche Grube wird von den Pelzjägern „Cache“ genannt.

alten Pierre die Gefahr von einer andern Seite. Die Fälle waren nicht mehr weit entfernt, und das leichte Canoe trieb mit rasender Schnelligkeit seinem Verderben entgegen; er mußte das Boot verlassen oder mit hinunterstürzen, denn an Schwimmen in dem Strudel war nicht mehr zu denken. Das Boot war der Strömung nach der andern Seite hin gefolgt, und flog dicht an den hervorstehenden Felsen des Ufers vorbei, doch ohne dieselben zu berühren. Eine einzige Rettung war nur möglich, der Versuch wurde mit Pulverhorn und Kugeltasche gemacht; abermals an einem Felsen vorbeifliegend, brachte ein rascher sicherer Wurf beides aufs Trockene; der nächste Felsen nahm die Büchse auf, und es blieb ihm noch die schwierigste Aufgabe, selbst das Ufer zu erreichen. Felsen folgte auf Felsen, doch keiner bot den Füßen einen Haltpunkt oder den Händen einen rettenden Strauch. Das Donnern des Wasserfalles konnte er schon deutlich vernehmen, der Sprung mußte gewagt werden; als das Canoe nun einen weiter vorstehenden, aber schroffen Felsen fast streifte, setzte er einen Fuß auf den schmalen Rand des Fahrzeugs, und seine ganze Kraft aufbietend sprang er hinter dem Felsen ins Wasser. Der Stoß hatte das Canoe umgeworfen, aber Pierre war gerettet. Er stand bis an die Hüften im ruhigen Wasser, und mit geringer Mühe erkletterte er das Ufer. Er war gerettet, doch wo waren seine Freunde? Waren alle in die Hände der Indianer gefallen? Konnte nicht einer derselben sich so gut wie er selbst gerettet haben? Der Fluß trennte ihn von seinen Freunden so wie von seinen Feinden, er konnte also ohne Gefahr bis dahin zurückwandern, wo ihm der hohe Zuckerahorn auf dem jenseitigen Ufer die unglückliche Lagerstelle bezeichnete, und diesen ersten Plan führte er aus. Er war bald wieder im Besitz seiner Büchse so wie der Munition, und vorsichtig wanderte er stromaufwärts. Er gieng die Nacht hindurch, und als der Tag graute, konnte er den hohen Zuckerahorn erkennen. Es war die Lagerstelle; die Kohlen des verlöschenden Feuers hatten das Gras angezündet, welches am Ufer langsam weiter glimmte, und in den trockenen Treibreisern hinlänglich Nahrung fand. Vorsichtiger noch schlich er weiter, bis er sich der Unglücksstelle gegenüber befand; lange lag er da und lauschte; alles war todt und stille. Jetzt schickte er den bekannten Signalpfiff über den Fluß, und gleich wurde er beantwortet, doch nichts zeigte sich. Nun stellte er sich aufrecht ins Wasser, so daß er vom jenseitigen Ufer gesehen werden konnte, und zu seinem nicht geringen Erstaunen entdeckte er seinen Gefährten, der mit der Büchse auf dem Rücken eilig von dem Ahornbaume stieg. Es war gut daß der gerettete Freund seine Waffe mit auf den Baum genommen, denn sonst würde er den Spürnasen der Indianer nicht entgangen seyn. Die Nacht in den Zweigen mag nicht die angenehmste gewesen seyn.

Pierre erkannte also seinen Gefährten, der wohlbehalten am jenseitigen Ufer stand und ihm die unzweideutigsten Zeichen machte, ohne Verzug zu ihm herüber zu kommen. Als Mittel gegen den quälenden Hunger schob Pierre ein Stückchen schwarzen Tabak zwischen die Zähne, gieng einige hundert Schritte stromaufwärts, packte brummend und auch wohl fluchend seine Kleidung nebst Pulverhorn in ein Bündel, befestigte dieses nebst der Büchse auf einigen mittelst zäher Weiden zusammengebundenen Stücken Treibholzes, und das kleine Floß vor sich herschiebend, schwamm er dem andern Ufer zu, wo ihn sein Freund mit der größten Ungeduld erwartete. Wieder vereinigt, wechselten sie nur wenige Worte über die verflossene Nacht, das Schicksal ihrer beiden unglücklichen Gefährten beschäftigte sie zu sehr. Waren diese noch am Leben, so mußte der Versuch gewagt werden sie den Händen ihrer unbarmherzigen Feinde und einem gewissen Martertode zu entreißen. Dadurch daß der Trapper seine Büchse mit auf den Baum genommen hatte, war er wirklich von den Indianern nicht bemerkt worden; das dichte Laub des Ahorns hatte ihn den scharfen Augen entzogen, und nur mit Mühe konnte er selbst einen Blick auf die wilde Scene unter sich werfen. Als das Canoe nebst den Verfolgern von der Strömung um die nächste Biegung geführt wurde, schlenderte die ganze Bande langsam am Ufer nach; das weithin gellende Wuth- und Klagegeheul, welches sie ausstieß, als sie mit dem einzigen Entkommenen zusammentraf, ließ den auf dem Baume lauernden Jäger errathen daß Pierre sich gerettet haben müsse. Die Indianer kehrten zurück, und ließen ihre Rache an den Rudern und andern umherliegenden Gegenständen aus, indem jeder einzelne die Spitze seines Tomahawk in das ihm zunächst liegende Eigenthum der Trapper trieb. Das Feuer wurde mit den Füßen auseinander gerissen, und heulend zog die Rotte an dem Baume vorbei ihrem Lager zu, dessen Rauch der Jäger von seinem luftigen Sitz in nicht allzu großer Entfernung wahrnehmen konnte. Die ganze Nacht brachte er dort oben zu, und kurz vor dem Signalpfiff Pierre's hatte er bemerkt daß die wilde Rotte aufgebrochen war und sich entfernt hatte. Das Signal beantwortete er gleich, doch vorsichtig stieg er nicht eher von seinem belaubten Versteck, als bis er Pierre am Ufer erkannt hatte. Behutsam schlichen nun beide nach dem verlassenen Lager der Wilden; lange forschten sie umher, jeder Baum, jeder Strauch wurde untersucht, in jeder Fußspur wurde gelesen. Ihre Feinde waren ein Trupp der Sioux, 12 bis 14 Mann stark, der sich auf einem Jagdzug befand, Weiber, Kinder und Zelte führten sie nicht mit, woraus die beiden Jäger schlossen, daß das wirkliche Lager der Indianer in nicht großer Entfernung, vielleicht ein oder zwei Tagereisen weit, stehen müsse. Ihre Gefährten lebten noch, der eine war am rechten Arm verwundet, doch nur leicht, denn trotz des Blutverlustes hatte er gehen können, der andere war unverletzt, hatte aber die ganze Nacht mit Händen und Füßen zusammengeknebelt gelegen, während der erstere die Zeit über mit der linken Hand an einen Baumast geschnürt war, so daß er herabhängend mit den Füßen den Boden berührte. Sie hatten beide noch vier Tage zu leben, denn vier Tage waren es noch bis zum Vollmonde. Der geheimnißvolle Wechsel des Mondes verräth nämlich die Nähe des indianischen Manitu, und Manitu muß Zeuge der indianischen Rache seyn. Die Wilden konnten erst wenige Meilen Vorsprung haben. Nachdem nun die beiden Jäger sich überzeugt daß alle zugleich das Lager verlassen und alle Spuren nach einer Richtung führten, nahmen sie die Fährte auf, und vorsichtig vermeidend ihre Fußstapfen auf dem frischgebrochenen Pfade zurückzulassen, näherten sie sich demselben nur zeitweise, um die Richtung nicht zu verlieren. Eine Meile nach der andern arbeiteten sie sich mühsam weiter. Die Sonne neigte sich bereits ihrem Untergange zu, als sie an dem aufwirbelndem Rauche vor sich die Nähe der Wilden erkannten, und sie daher ihre Behutsamkeit verdoppeln mußten. Ruhig warteten sie bis die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, dann einen weiten Bogen um das feind-

liche Lager beschreibend, erreichten sie eine felsige Hügelkette, welche das schmale Thal eines kleinen fließenden Wassers einfaßte. Auf dem felsigen Bergrücken konnten sie fortschreiten, ohne die geringsten Spuren zurückzulassen. Sie gelangten bald an eine Stelle von wo aus sie das Lager ihrer Feinde in einer kleinen Prairie übersehen konnten. Die Zelte erhoben sich nahe dem Ufer des kleinen Flusses, der sich durch eine Lichtung schlängelte, der Mond und die vor den Zelten lodernden Feuer beleuchteten eine wilde grausige Scene. Die beiden Trapper vermochten ihre gefesselten Freunde zu erkennen; sie waren mit dem Rücken an einen Baum gebunden, bisweilen stürzte ein wüthendes Weib auf sie zu, um sie heulend mit Verwünschungen zu überschütten und in drohender Weise mit dem Messer vor ihrem Gesicht zu spielen; andere saßen in ihre Decken verhüllt am Wasser und ließen den langgedehnten Klageruf erschallen. Die Krieger ruhten im Kreise um ein flackerndes Feuer, die Pfeife kreiste schnell, und wenn sich einer erhob um zu sprechen, so geschah es nur um die Wuth seiner Genossen noch mehr anzufachen. Die Unmöglichkeit auf gewaltsame Weise oder durch List ihre unglücklichen Cameraden in derselben Nacht noch zu befreien, sahen die beiden Lauschenden auf den ersten Blick ein. Es waren zwölf Zelte, und an zwanzig Krieger mit Weibern und Kindern hielten scharf Wache bei ihren Opfern; gelang es selbst, die Bande der Gefesselten zu lösen und zu entkommen, so weideten Pferde genug auf der Lichtung, um ihre Verfolger beritten zu machen, und ein gewisses Ende stand allen bevor, wenn auch erst nach hartem Kampfe. War das Wasser vor ihnen derselbe Fluß, an dessen Mündung sie das Biberdorf entdeckt und ihre Schätze vergraben hatten, so konnte es nicht weiter als 7 oder 8 Meilen bis dahin seyn, und ein einziges Mittel zur Rettung war dann noch denkbar: es war das Fäßchen Branntwein; es mußte zur Stelle und in die Hände der Rothhäute geschafft werden.

Entschlossen giengen Pierre und sein Gefährte weiter zurück; an einer passenden Stelle stiegen sie hinab in den seichten Fluß; das, wenn auch sparsam rieselnde, Wasser verwischte augenblicklich ihre Spuren und war zu gleicher Zeit ihr Wegweiser, und ehe noch der Morgen graute, hatten sie zu ihrer unaussprechlichen Freude die Biberdämme erreicht, und stärkten sich bald durch einen tüchtigen Zug aus dem ausgescharrten Fäßchen. Nach kurzer Rast traten sie den beschwerlichen Rückweg an. Abwechselnd trugen sie die Waffen oder das Feuerwasser, und kurz vor Abend verließen sie den Fluß an derselben Stelle, wo sie am Abend vorher hinabgestiegen waren. Da Pierre von den Wilden wieder erkannt worden wäre, was seinen augenblicklichen Tod zur Folge gehabt hätte, so überließ er es seinem Cameraden mit dem Branntwein ins Lager zu gehen. Er selbst schlich dem Lager näher, mit aller ihm zu Gebot stehenden Vorsicht jeden umgestoßenen Stein hinter sich an die alte Stelle legend, jeden geknickten Grashalm aufrichtend. Erwartungsvoll lag er endlich zwischen Felsen und Gestrüpp in einem sicheren Versteck.

Sein Gefährte war unterdessen auf einem großen Umwege dem alten Pfade zugeeilt, in denselben eingebogen und dann sichern Schrittes dem Lager zugegangen. Es fieng an zu dämmern, als sein Erscheinen im Lager eine plötzliche Bewegung hervorrief und er augenblicklich umringt war. Durch Zeichen bot er den schlauen Wilden Feuerwasser zum Tausch für Pelzwerk an, was eine kurze Berathung unter denselben veranlaßte. Anstatt auf Tauschhandel mit ihm einzugehen, wurde ihm das Fäßchen abgenommen, er selbst aber entwaffnet und vor seine gefangenen Cameraden geführt. Doch die Jäger waren auf ihrer Hut, und nicht das leiseste Zucken der Augen verrieth ein Erkennen. Um sich aber dem Genusse des ersehnten Feuerwassers ungestört hingeben zu können, fesselten die argwöhnischen Indianer den angeblichen Pelztauscher an denselben Baum zu seinen leidenden Cameraden, worauf die Hälfte der Krieger das Lager verließ, um die nächste Umgebung zu durchsuchen. Einige beschrieben Kreise um das Lager, wobei die Dunkelheit allein den harrenden Pierre vor den Augen der nach Feuerwasser lechzenden Wilden, als sie dicht an ihm vorbeikletterten, verbarg. Andere hatten die Spur im Pfade untersucht, und ihre an Wahnsinn gränzende Gier nach dem giftigen Trank hatte sie zurückgeführt, ohne daß sie die Stelle in Augenschein genommen hatten, wo der angebliche Pelzhändler in den Pfad eingebogen war.

Alle Krieger waren jetzt wieder ums Feuer versammelt, und das Fäßchen wurde geöffnet. In langen Zügen schlürfte der erste, während die lüsternen Augen der übrigen an seinem Munde hiengen; diese Geduldprobe war indessen zu peinigend. Das Fäßchen wurde in einen Wasserbehälter ausgeleert, und nun konnten alle zugleich ihr Verderben aus demselben schöpfen. Die Weiber und Kinder, die im Anfang nur aus der Ferne zusahen, rückten immer näher und kauerten bald dicht hinter den unersättlichen Trinkern. Furchtbar entstellte die Gier ihre Züge, und ungeduldig harrten sie des Augenblickes, in welchem der letzte besinnungslos hinstürzen würde, um dann selbst über den Rest des Branntweins herfallen zu können.

Die Wirkung des Spiritus ist bei der indianischen Race fast augenblicklich; ein gräßlicher Anblick bot sich deßhalb dem immer näher schleichenden Pierre dar. Dumpfes Geheul, wahnsinniges Lachen und wüthendes Jammern zitterte durch die stille Abendluft, heimlich unterdrückte Feindschaft oder Eifersucht brach sich Bahn bei dem sonst verschlossenen Indianer, Messer zückten sie auf einander, und das Kriegsbeil ward geschleudert, doch der Arm war erschlafft, das Auge geblendet und die ohnmächtigen Waffen erreichten ihr Ziel gar nicht oder doch ohne Erfolg. Jetzt erhob sich einer, um nach den Gefangenen hinzustürzen, er taumelte, fiel, noch ein Versuch sich aufzurichten, und betäubt stürzte er zusammen, durch keine Bewegung mehr Leben verrathend. Einer folgte dem andern; wer zusammenbrach, blieb mit krampfhaft verzerrtem Gesicht und Gliedern in derselben Stellung liegen. Kaum war der letzte dieser todähnlichen Betäubung erlegen, als Weiber und Kinder über die Reste herfielen; jedes fand noch genug um sich dem verderblichen Genuß des Getränkes ganz hingeben zu können; sogar dem Säugling wurde von dem Feuerwasser in den geöffneten Mund gegossen. Als die wuthähnliche Trunkenheit sich aller bemächtigt hatte, da begann ein furchtbarer Kampf um die letzten Tropfen über den Leibern der besinnungslosen Krieger. Es war ein scheußliches Gewühl menschlicher Glieder, die in abschreckender Weise sich durcheinander wanden.

Das Kreischen und Heulen wurde bald schwächer, die mit Blut unterlaufenen Augen starrten ausdruckslos umher, den Kämpfenden mangelte die Kraft sich aus dem Gewühl zu entfernen, und ein grausenerregendes Bild lag der Haufen lebendiger Leichen da:

die Mutter auf ihrem Kinde, dasselbe erdrückend, der Vater mit dem Messer in der krampfhaft geschlossenen Faust, an welchem das Blut seines Sohnes oder Bruders klebte. Noch war der Lärm nicht ganz verstummt, als Pierre mit raschen Schnitten die Fesseln seiner Gefährten trennte und diese aufsprangen, um durch freie Bewegungen den gehemmten Kreislauf des Blutes in den von Krämpfen steif gewordenen Gliedern wieder herzustellen. Der eine der Trapper war, wie Pierre und sein Gefährte geschlossen hatten, wirklich am Arme leicht verwundet worden, als sie von hinten heimtückischer Weise überfallen und gefangen wurden. Kaum wieder im Besitz seiner Waffe, beseelte ihn der einzige Gedanke nach Rache, und nur mit Mühe konnte er von den andern zurückgehalten werden auf die übereinanderliegenden, besinnungslosen Wilden zu stürzen und mit dem Messer mordend unter denselben zu wühlen. Ein eben so sicheres und mehr menschliches Verfahren wurde indessen eingeschlagen ihre Feinde beim Erwachen unschädlich und unfähig zur Verfolgung zu machen. Sechs Stunden Zeit hatten die Trapper wenigstens um Vorsprung zu gewinnen, doch mußten ihre Vorbereitungen schnell und mit Ueberlegung getroffen werden.

Acht Pferde standen alsbald gesattelt, vier mit indianischen Reitsätteln, die andern mit Packböcken. Eilig wurden die Zelte durchsucht, alles werthvolle Pelzwerk wurde auf zwei der Lastthiere befestigt und die übrigen beiden dazu bestimmt die an der Mündung des Flusses aufbewahrten Schätze aufzunehmen.

In kurzer Zeit waren sie zur Flucht bereit, es mußte nur noch die Möglichkeit einer Verfolgung abgeschnitten werden. Das verlöschende Feuer wurde geschürt, daß es hell aufloderte, und da hinein wanderten die Sättel, Riemenzeug und Fangleinen, dann alle Waffen die nur zu finden waren, sogar die Messer und Beile wurden unter den willenlosen menschlichen Leibern hervorgezogen und den Flammen übergeben; den einzelnen Büchsen, die geladen waren, wurden die Schäfte und Hähne abgebrochen, das Pulver, welches sie selbst nicht mehr mitnehmen konnten, wurde auf die Erde gestreut, die Küchengeräthschaften mußten das Feuer nähren helfen, und scheidend warfen die unbarmherzigen Trapper Brände in die leeren Zelte. Wohlgemuth ritten sie dem bekannten Biberdorf zu, packten ihren verborgenen Vorrath auf die beiden unbeladenen Pferde, und zogen ungestört am Mississippi hinunter bis zum Dorfe der Chippeways, wo sich wieder Gelegenheit bot die geraubten Pferde vortheilhaft zu vertauschen.

Die Chippeways, diese geschworenen Feinde der Sioux, entzückt über das Abenteuer der Trapper, leisteten denselben bei ihrem Aufbruch in Canoes, wo sie nur konnten, hülfreiche Hand, immer dabei bedauernd daß die Gelegenheit eine so reiche Skalp-Ernte zu halten unbenutzt vorübergegangen sey.

Unter wilden Glückwünschen schifften sich die vier Pelzjäger in ihren gebrechlichen Fahrzeugen ein, und erreichten St. Louis früher als sie geglaubt und mit einem reicheren Gewinn als jemals.

Der alte Pierre, dessen lange Erzählung ich nach treuer Erinnerung seines Vortrages hier wiedergegeben, ist für seine Person nie wieder an die Fälle des St. Antony zurückgekehrt; er hatte eine geheime Scheu vor der Stelle wo das Skalpirmesser seinem Schädel so nahe gewesen war.

Besuch in einer Negerkirche in St. Louis im März 1858.

Haben Sie je eine Negerkirche besucht? In diesem Fall mag es Sie interessiren Ihre Eindrücke davon mit den meinigen zu vergleichen. Haben Sie nie einer religiösen Ceremonie der afrikanischen Race beigewohnt? kennen Sie die Gewohnheiten dieser unglücklichen Menschenspecies nur etwa aus den schönen, aber verschönernden, mitunter beschönigenden Schriften der guten Frau Beecher-Stowe — nun dann will ich Ihnen nicht zumuthen, meine Betrachtungen für maßgebend zu nehmen.

Schon zehn Jahre lebe ich in einem Sklavenstaat, und noch führte mich mein Weg nicht an die beiden einzigen Plätze, wo es der afrikanischen Bevölkerung allein möglich ist sich zu versammeln, und einem Weißen sie als Masse, als Volk beisammen zu sehen. Ich mußte das endlich einmal sehen, beides. Ich gieng zuerst in ihre Kirche. Ich setzte mich bescheiden in einen Winkel hinter den Altar, von wo aus ich alles genau beobachten konnte, ohne die Blicke der neugierigen, unruhigen Schwarzen auf mich zu ziehen. Ich sah ein wunderbares Schauspiel. Mehr als 600 Neger von allen Schattirungen, vom dunkelsten, glänzendsten Ebenholzschwarz bis zu einem matten, fahlen Gelb, alle anständig, solid gekleidet, viele in reichem, manche in luxuriösem Anzug, eine Abwechslung der Physiognomien von den reinsten Affengesichtern bis zu den nobelsten kaukasischen Formen, Mädchen und Frauen vom rein äthiopischen Typus bis zu den elegantesten kreolischen Formen, von dem wackelnden, watschelnden Gang der Enten bis zur graziösen Bewegung und Haltung — alle versammelt um einen Gott anzubeten in dessen Namen sie getauft — in dessen Namen sie aber auch gekauft und verkauft worden waren, und werden — verschachert wie das liebe Vieh, in dessen Namen ihre Eltern von dem Boden weggeraubt worden waren, der ihre natürliche Heimath war, und wohin sie so gut paßten wie wir in die gemäßigten Zonen unsers Planeten.

Wie verschieden ist der Neger, der einzelne Neger auf der Straße, auf seinem Karren, auf dem Kutschbock, von dem Neger in der Kirche, inmitten seines Gleichen, inmitten einer Menge wo keiner ihn geringer schätzt, keiner ihn verachtet, keiner ihn als sein Eigenthum, sein Möbel, seine Maschine, sein Stück Vieh ansieht, in der Kirche, wo er wenigstens für Augenblicke keinen Höhern über sich erkennt als den Gott, den die Christen, die Weißen, ihn gelehrt haben anzubeten, zu fürchten und zu lieben, auf dessen Allmacht und Gerechtigkeit er zählt, wenn er einst zugleich mit seinem irdischen Herrn vor seinem Thron erscheinen und sprechen wird: „Herr, richte zwischen mir und diesem, wer von uns beiden seines Ebenbildes würdiger war, der Herr oder der Sklave!"

Doch — ich erinnere mich daß ich keine Predigt zu halten habe. Mir fällt es nur so gar schwer zu begreifen, wie der Gott der Schwarzen auch der Gott der Weißen seyn kann, wie die Sklavenhalter dem Sklaven das hohe Gut des Christenthums anvertrauen mögen, wie sie von einer untergeordneten, halbthierischen Race reden können, während sie doch die höchsten Ideen, die tiefsinnigen, heiligen Mysterien des Glaubens mit ihnen theilen, also vorauszusetzen scheinen daß der Afrikaner die Gottesidee der Weißen so gut begreife und fühle wie sie selber!

Wir sind in einer Baptisten-Negerkirche! Ein riesiger rabenschwarzer Wollkopf mit einem langen, schwarzen Talar, weißem Kragen und schwarzseidenen Handschuhen steht an der Seite eines großen halbgefüllten — — ich kann's nicht anders nennen, es ist ein simpler Wassertrog. Unter Grunzen und Stöhnen — ganz ähnliche Töne hatte ich auch schon in einer weißen Methodistenkirche gehört — tritt ein achtzehnjähriges Mulattenmädchen vor den schwarzen Riesen hin und erzählt ihm, wie sie nach St. Louis aus dem Süden verkauft worden sey, wie sie keinen Freund, keinen Bruder, keinen Verwandten auf weiter Gottes Erde habe, und wie sie auf dem Krankenbette, dem Tode nahe, das Gelübde gethan, im Fall sie wieder genese, sich in die Brudergemeinde aufnehmen zu lassen. Sie erzählte ihre Geschichte im reinsten Englisch, und mit der reizendsten, naivsten — Coketterie. Sie habe geträumt, während sie krank gelegen, sie befinde sich in der tiefsten Dunkelheit, aber vor ihr habe die Hölle gegähnt, und feurige Teufel seyen vor ihr herumgetanzt. Da sey sie aus dem Bett gesprungen, habe ein wenig Asche aus dem Kamin geholt, habe darauf kniend gebetet — auf einmal habe sich die Decke über ihr geöffnet, und himmlischer Lichtschein habe sie umflossen, und eine Stimme ihr zugerufen: „Laß dich taufen! taufen! taufen!"

„Und da bin ich nun" — fügte sie, in die Hände klatschend hinzu — „tauft mich, und laßt mich Eure Schwester seyn!"

Von der rechten Seite her kamen dann vier Negermädchen mit weißen Häubchen auf dem Kopfe, in langen, schwarzen Gewändern, und drei Knaben, in ähnlichen Talaren, und traten auf den großen Zuber zu. Der Riesen-Neger stieg zuerst hinein, dann rief er das erste Mädchen, eine Dirne von 26 Jahren, faßte sie mit der linken Hand an der Schulter, mit der rechten um die Taille, und tauchte sie rücklings ins Wasser, und so mit Riesenstärke eine um die andere, und dann eben so die Negerknaben. Die armen Mädchen schauerten vor Kälte, bis die ganze Handlung vorüber war — der Riese hatte Gummistiefeln an, die ihm weit über die Kniee hinauf giengen.

Die schwarze Taufe war vorüber, die schwarze Predigt begann. Der Gewaltige predigte über die Wiedergeburt. Mit einer Beweglichkeit der Zunge, mit Gesticulationen die theils den weißen Predigern, theils den Stumprednern — amerikanische Volksredner — die oft alte „Stumpen," die Reste umgehauener Bäume, die oft noch mitten in Städten sich finden, als Rednerbühne benutzen — und Advocaten abgeguckt waren, führte er sein Thema nicht viel schlechter als mancher weiße Redner in Amerika durch, nur viel gereizter, lebhafter, emphatischer in seiner ganzen Ausdrucksweise. Das schwarze Publicum schien mir dagegen nach der aufregenden Taufscene sehr kühl und gleichgültig zu seyn. Die Mädchen und Frauen zischelten und lächelten, gackelten und wackelten hin und her. — Die schwarzen Gentlemen gähnten und streckten sich auf ihren Sitzen.

Das Christenthum ist dem Neger so zu sagen nur angeklebt, es reicht bis an die Ceremonien, bis an die Aeußerlichkeiten der Gewohnheiten die in die Sinne fallen, aber es reicht nicht bis an den innern Menschen. Die Religion der Freiheit, die Lehre vom Ebenbild Gottes, kann ihn nicht durchdringen, denn die Freiheit, die Menschenwürde ist ihm versagt. Als Religion der Demuth — könnte sie ihn trösten, wenn sein Geist damit getränkt, sein Herz damit erfüllt wäre. Aber es ist ja bekannt daß die alten afrikanischen Zaubersprüche, der roheste Fetischismus auch nach der Taufe und Wiedertaufe ihre Gewalt über den Neger ausüben, nur freilich nicht im christlichen Gotteshause.

Der letzte Feldzug am La-Plata, mit Berücksichtigung der Verhältnisse Brasiliens und der La-Plataſtaaten.

(Fortsetzung.)

Am sechsten Tage nach dem Abmarsch von Serro Largo begann gegen Mittag ein Gewitter, wie es eben nur Südamerika bietet. Kaum hatte man noch den Fluß, auf dessen rechtem Ufer gelagert werden sollte, durchschritten, als sich derselbe in einigen Stunden in einen reißenden Strom in mehr als dreifacher früherer Breite verwandelt hatte. Die Truppe lagerte auf dem vom Regen überströmten Boden, das Gehölz am Ufer des Flusses war unter Wasser gesetzt und fast kein Brennholz zu haben, nur einigen Leuten zu Pferde gelang es solches in kleinen Massen hervorzuholen. Die deutschen Soldaten fiengen jetzt an laut nach ihrer Löhnung zu verlangen, um sich wenigstens etwas Branntwein von den der Division folgenden Handelsleuten zu kaufen; allein noch waren nicht alle Förmlichkeiten vollzogen, und die Truppe mußte sich mit den schon immer kleiner werdenden Rationen begnügen. Da der Regen am folgenden Tage fortdauerte, so mußte noch gerastet werden, indem die Wege jetzt grundlos waren und kein Fortkommen erlaubten. Ein trockener Wind und das Aufhören des Regens gestatteten endlich am nächsten Tage den Weitermarsch. Man gelangte an den Serrandin, der indessen vom Regen ebenfalls so angeschwollen war daß kein Pferd den Grund erfassen konnte, und hier mußte abermals einen Tag Halt gemacht werden. Hier geschah denn endlich die Auszahlung des jetzt sechswöchentlichen Löhnungsrückstandes, und zu gleicher Zeit hörte die Lieferung des Salzes auf.

Die Truppe wurde wiederum allarmirt, und ein neuer Versuch die Pferde und Ochsen scheu zu machen vereitelt. Als am dritten Tage das Wasser im Flusse hinreichend gefallen war, wurde weiter marschirt.

Jetzt begann ein eilftägiger ununterbrochener Marsch ohne Rasttag, und schon am zweiten Tag hörte alle Verpflegung der Truppe, mit Ausnahme des Fleisches, gänzlich auf; erst am Ende des Marsches, als sich die Division mit der Armee vereinigte, wurde wieder alle Gebühr der Mannschaft verabfolgt. Indessen mußten täglich die Quittungen über die ganze Verpflegung abgeliefert werden. Dieses kleine, etwa zehntägige Finanzmanöver trug dem Herrn Brigadier auf seinen Antheil — nachdem er mit dem würdigen

Deputado do Comissario Geral getheilt hatte — nach genauer Berechnung, welche einer seiner Privatgegner angestellt hatte, ungefähr 47 Conto de Reis — circa 159,000 Gulden — ein. Es war dieß eine harte Prüfungszeit für die Soldaten, um so mehr da man sich allgemein der Schurkerei des Generals bewußt war, denn das bloße Fleisch ohne Salz und jede vegetabilische Zuspeise durch zehn Tage zu genießen, ist jedenfalls keine Kleinigkeit. Dazu gesellte sich noch ein fühlbarer Mangel an Wasser und Holz während dieser Zeit, häufig war eine Pfütze mit schlammiger, trüber Flüssigkeit der einzige Ort woher man das zum Trinken nöthige Wasser nehmen konnte, und Rinder- oder Pferdemist das alleinige Brennmaterial. Die Einwohner der hin und wieder am Weg sich vorfindenden Hütten verkauften bisweilen Brod zu enormen Preisen, welches sie in einem mit den Gerippen gefallener Pferde oder Rinder geheizten Ofen backen, und glücklich derjenige welcher sich diesen Genuß verschaffen konnte. Mit seltenem Stoicismus ertrugen die Deutschen diese Entbehrungen, obgleich man sie auch, weil man sie fürchtete, noch einen Tag länger mit Maniokmehl und Salz versah als die Brasilianer. Die armen Teufel, die im Norden des Reiches geworbene Infanterie, welche fast ausschließlich von vegetabilischer Nahrung leben, bettelten bei den „Alemaes" (Deutschen) dann um eine Handvoll Mehl, so lange diese noch davon hatten, denn Geld, um sich vielleicht mit so etwas zu versehen, hatten sie schon seit langer Zeit nicht bekommen, und außerdem hatten bald die Handelskarren keine Vorräthe mehr.

In diese Zeit der Entbehrungen fällt auch wiederum einer der Züge von jener Art brutaler Prahlerei, welche den Divisions-Commandanten Fernandes so charakterisirten und die unter Umständen vielleicht von Liebhabern Heroismus genannt werden, obgleich der Heroismus mehr auf Seiten der Duldenden denn der Handelnden liegt. Diese unausgesetzten Märsche, der Mangel an Wasser und das ohne Salz fortwährend genossene Fleisch hatten eine Masse von Kranken zur Folge gehabt. Man hatte ihnen einen Karren eingeräumt um sie darauf fortzuschaffen. Als jedoch der würdige Kumpan des Generals, der Kriegscommissär, welcher seine Ochsen schonen wollte, den General von der Nothwendigkeit überzeugte daß dieser Karren leer fahren müßte, so jagte derselbe höchsteigenhändig die marschunfähig gewordenen Soldaten von dem Fuhrwerke, und erwiederte auf die Vorstellung daß dieses kranke Soldaten seyen: „es gibt keine kranke Soldaten!" Die Unglücklichen blieben auf dem Felde liegen, bis sie entweder von den Handelscarreten aufgeladen oder von der Nachhut, wenn sie es vertragen konnten, auf die Pferde genommen wurden.

Indessen am folgenden Tage, als der Commandant der deutschen Truppe, von welcher sich auch einige Kranke mit dabei befunden hatten, dem löwenmüthigen Brigadier drohte, falls diese Behandlung nicht eingestellt würde, er mit seinem Corps, welches überdieß schon durch die offenbare Betrügerei in Bezug der Verpflegung gereizt sey, abmarschiren würde, ohne sich weiter unter die Befehle des Brigadiers zu stellen, um auf eigene Faust zur Armee einzurücken, wurde dieser lammesfromm. Jetzt wurden die gehörige Anzahl Karren für die Kranken beigestellt, und an dem Tage vor dem Eintreffen bei der Armee machte sich der General so liebenswürdig, den Kranken der deutschen Truppe sogar Brod zu kaufen und selbst zu vertheilen.

Es bleibt überhaupt bemerkenswerth daß nichts dem Brasilianer so imponirt wie eine energische rücksichtslose Sprache oder Handlungsweise; ein heftiges Auftreten allein genügt häufig das im Augenblick zu erlangen, was schon lange durch alle möglichen Beweise des Rechts und alle gegründeten Vorstellungen vergeblich erstrebt wurde.

Das Wetter war in dieser Zeit noch ganz winterlich, die Nächte waren empfindlich kalt, und erst gegen Mittag wurde es ziemlich heiß. In den gebirgigen Gegenden, wo die Truppe marschirte, fiel meistens starker Reif bei Nacht. Da die Straße immer dem Gepäck und den Geschützen überlassen blieb, so marschirte die Infanterie meistens in dem bis an den Gürtel reichenden Grase, welches die Märsche unendlich mühselig machte, umsomehr da dasselbe des Morgens stets vom Thau wie gebadet war, und erst gegen Ende des Marsches trocknete. Außerdem war die nackte Erde gewöhnlich das einzige Lager der Soldaten, der Mantel die einzige Decke. Denn die Infanterie wurde meistens an die Stellen verlegt wo das hohe Gras, welches allenfalls zum Lager sich hätte eignen können, nicht wuchs, sondern diese Plätze der Cavallerie überlassen.

Hin- und wieder wurden Heerden wilder Pferde, welche bei der Verwüstung des Landes der Obhut der Eigenthümer entkommen waren, von der sie eifrig verfolgenden Cavallerie aufgetrieben, und kreuzten die Marschlinie der Truppe. Es waren schöne kräftige Thiere, meistens dunkelbraun und glatt wie Aale und von unglaublicher Schnelligkeit und Kraft. Eins derselben, dem die Hinterfüße bereits mit den Bolos gefesselt waren, setzte dessenungeachtet noch über die Ochsenbespannung einer Carrete, welche ihm den Weg verlegte, hinüber, und schleuderte sodann die Bolos von sich. Auch Rehe fiengen die Berittenen nicht selten mit dem Lasso ein, da diesen sonst flüchtigen Thieren durch die sie von allen Seiten umgebenden Marschcolonnen oder Heerden das Entkommen erschwert wurde. Rebhühner, von denen es hier zwei Gattungen, eine größere und eine kleinere gab, wurden gleichfalls häufig erlegt, selbst die Hunde fingen die größere Gattung, welche meist so fett war daß sie kaum auffliegen konnten, nicht selten in schnellem Lauf auf der Erde. Ein besonderes Glück aber war es ein Straußennest auf der Erde zu finden, denn die 20 bis 25 riesigen Eier repräsentirten ein bedeutendes Capital bei den obwaltenden Verhältnissen. Noch eines Thiers sey hier Erwähnung geschehen, das eben nicht zu den angenehmen Erscheinungen gehört.

Es ist das Stinkthier, welches jedem der die Ehre hatte in nähere Berührung mit ihm zu kommen, unvergeßlich bleiben wird. Hatte so eine Bestie irgendwo ihren infernalischen Saft von sich gegeben, so berührte oft schon auf eine Viertelstunde weit ein penetranter Geruch die Nase, welcher anfangs dem gebrannten Kaffee ähnelte, jedoch mit einer Beimischung von ätzendem Knoblauchgestank, der zuletzt überhandnahm und sich bis zur Unerträglichkeit steigerte. Der Unglückliche, welcher sich durch die harmlose Miene des Thiers bewegen ließ dasselbe anzugreifen, was es auch im Bewußtseyn seiner entsetzlichen Waffe ruhig geschehen ließ, wurde im nächsten Augenblick mit dem höllischen Saft getränkt, und mußte mehrere Tage lang die Gesellschaft seiner Mitmenschen meiden, bis sich der scheußliche Gestank allmählich wieder verloren hatte. Soldaten, denen so etwas widerfuhr, durften drei bis vier

Tage nicht im Gliede, sondern mußten allein für sich marschiren. Selbst die Hunde, die diese unangenehme Erfahrung gemacht hatten, wurden durch längere Zeit von ihren Gefährten gemieden.

Am 22 October traf die Division im Lager von Santa Luzia bei der Armee ein. Dieses Lager war jetzt etwa noch 7 bis 8 Meilen von Montevideo entfernt. Die Brasilianer waren mit möglichster Schnelligkeit marschirt, um die Ehre zu haben daß sich Oribe ihnen ergäbe, aber zu spät angekommen. Urquiza, der schon im August den Uruguay überschritten hatte, war schnell vorwärts gegangen, hatte den Rio Negro unfern der Mündung passirt, und war den Brasilianern um einige Tage zuvorgekommen. Oribe, welcher nur auf die Gelegenheit wartete sich zu ergeben, da er bald einsah daß seine Herrschaft zu Ende sey und er keine Hülfe von Rosas erwarten konnte, löste seine Armee auf und zog sich ruhig nach Flores unweit Montevideo zurück. Die neunjährige Belagerung der Hauptstadt hatte hiemit ein Ende.

Ehe wir zur weitern Verfolgung der Ereignisse übergehen, sey es uns vergönnt hier eine kurze Charakteristik der Armee und ihrer ersten Chefs, womit wir bei Fernandes begonnen haben, einzuschalten, umsomehr da dieses zum Verständniß mancher Thatsachen der Geschichte des Reiches dienen kann.

Die Linientruppen ergänzen sich größtentheils durch Pressung, indem das Gesetz den Districtsrichtern vorschreibt, alle unbeschäftigten und vagabundirenden Leute in dem Alter von 16 bis 30 Jahren bei körperlicher Tüchtigkeit an die Armee abzuliefern, falls sie nicht bereits in der Nationalgarde dienen.

Daß hiebei der Privatrache und der Willkür bedeutendes Spiel gelassen ist, versteht sich von selbst. Sobald also die Zeit der Pressung herannaht, beginnt eine Art Jagd auf all dergleichen Individuen, die sich auf jede Weise vor dem schrecklichen Loose, welches ihrer als Soldat wartet, zu retten suchen; denn obgleich das Gesetz eine achtjährige Dienstzeit vorschreibt, so ist doch fast kein Fall bekannt daß jemand vor der gänzlichen Invalidität seinen Abschied erlangt habe, weil es fortwährend an Leuten mangelt und die Armee sich jedes Jahr verringert, aus welchem Grunde man im Jahre 1851 ein Bataillon, und im Jahr 1853 ein zweites wegen gänzlichen Mangels an Mannschaft eingehen ließ und den Cadre vertheilte. Die Hauptbestandtheile der Mannschaft sind Farbige, nur das erste Cavallerie-Regiment und erste Infanterie-Bataillon, welche in Rio de Janeiro gewissermaßen die Garde bilden, haben größtentheils weiße Mannschaft. Der Neger, von lymphatischer weichlicher Complexion, ist in den nördlichen Provinzen, wo er meistens recrutirt wird, bei dem heißen Klima ein ganz leidlicher Soldat, eben so der Mulatte. Diese beiden bilden die Hauptbestandtheile der Infanterie, welche sich hier im Süden ganz außer ihrer Sphäre befindet, und daher furchtbare Verluste durch Krankheiten erleidet.

Der Indianer hingegen, welcher das Klima des Südens eben so wie die fast immer gleiche Hitze des Nordens gleich gut erträgt, bildet den Hauptbestandtheil der Cavallerie. Diese Truppen haben einige Elemente guter Soldaten in sich, die Infanterie marschirt z. B. recht gut, meistens barfuß und in einer Art trippelnden Marsches. Die Cavallerie ist an Strapazen gewöhnt, versteht zu reiten, ruinirt aber die Pferde auf die horribelste Weise, und ist nie zu einem Gefecht in geschlossener Ordnung zu gebrauchen. Die Pferde sind freilich von zäher Natur, und bei dem geringen Futter, welches ihnen das Feld häufig bietet, von bedeutender Ausdauer und ziemlich gelehrig; allein die wüste Behandlung richtet alles zu Grunde. Man muß für jeden Cavalleristen mindestens zehn Pferde mit ins Feld nehmen, um die Leute immer gut beritten zu erhalten, denn die meisten der Thiere sind binnen kurzem wegen aufgedrückter Rücken, aus welchen Verletzungen bei der Hitze, und da man die Thiere ohne alle Pflege läßt, sich bald bösartige und tödtliche Geschwüre bilden, gänzlich unbrauchbar. Zum Glück für die Regierung ist der Preis der Pferde nicht hoch, 6 bis 10 Milreis per Stück ist der gewöhnliche, während ein Schlachtochse in der letzten Zeit des Feldzuges bereits 14 Milreis kostete. Die Bewaffnung der Cavallerie ist Lanze, Säbel und Pistole. Ein Drittel oder Viertel trägt statt der Lanzen Carabiner, von denen man jedoch wenig Gebrauch zu machen versteht, wie überhaupt die Handhabung der Waffen noch sehr in der Kindheit ist. Die Infanterie ist mit alten englischen Steinschloßmusketen bewaffnet, die fortwährend glänzend polirt erhalten werden, zu welchem Zwecke man sie häufig mit feinem Flußsande abscheuert, so daß die Läufe mit der Zeit fast ganz zerrieben sind, noch ehe vielleicht je ein Schuß aus dem Gewehr geschah.

Die Uniformirung ist halb englisch, halb französisch, nur die Kopfbedeckung ist Original. Man denke sich ein fürchterliches Ungeheuer, das von der Seite viereckig und von vorn spitz aussieht — einige Aehnlichkeit mit der französischen Lagermütze verräth — dabei so wenig vor Sonnenbrand wie vor Regen oder Wind schützt, oder eine runde Mütze, welche dieselben Nachtheile hat, aber nicht ganz so schauderhaft anzuschauen ist. Der jetzige Marquez de Carias soll der Erfinder derselben seyn. Das Bekleidungsmaterial ist im allgemeinen unendlich schlecht, namentlich die Schuhe, bei denen es sich häufig ereignet daß die Sohle mit acht Stichen nur festgehalten ist. Zum Glück marschiren die Soldaten fast immer barfuß, und ziehen nur bei Paraden und im Dienst die Schuhe an.

Das Reglement ist größtentheils englisch, doch die eigentliche Grundlage rührt noch vom Grafen v. d. Lippe her, jenem berühmten Reformator der portugiesischen Armee. Die Strafen sind größtentheils barbarisch und streng, meistens Stockprügel auf den Rücken. Bis zu Tausenden ist das Maximum der Disciplinargewalt. Seltsam bleiben indeß die Begriffe von Militär- und Civilgerechtsamkeit, so wurde z. B. ein Soldat, welcher seinen Hauptmann ermordet hatte, der Civiljurisdiction unterzogen, weil das Verbrechen außer der Caserne und außer Dienst geschehen war!

Die Officiere nun besitzen nicht die geringsten Fähigkeiten ihre Truppe irgendwie zu führen, betrachten den Dienst als eine Anstellung mit so und so viel Gehalt und weiter nichts. Die Hauptleute sehen in ihren Compagnien nur eine Anzahl Menschen, die ihnen je größer sie ist, desto mehr einbringt.

Was ungefähr von den höhern Chefs zu erwarten steht, haben wir bereits bei General Fernandes gesehen. Wie weit und wie schamlos das System der Erpressung auf die geringen Einkünfte der Soldaten ausgedehnt wird, und wie es überhaupt die Abtheilungs-Commandanten anfangen sich ein Vermögen zu „ersparen," wolle man aus dem nachstehenden Beispiele — nicht etwa vereinzelt — ersehen.

Ein Bataillons-Commandant, der mit seinem Corps im Innern der Provinz Rio Grande do Sul stationirt war, beurlaubte das ganze Bataillon und steckte natürlich die Löhnung ein; zwang jedoch die Mannschaft für ihn zu arbeiten, wobei er ihnen einen erbärmlichen Lohn zahlte, der kaum genügte um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Er ließ Ziegel brennen auf Grund und Boden welcher der Regierung gehörte, und ebenfalls Holz dort schlagen und sich einige Häuser aufführen, welche er später sodann verkaufte. Zur Vollendung sagen wir jetzt noch einige Worte über den General en Chef und die Führer der übrigen beiden Divisionen.

Conde — nachheriger Marquez de Caxias — war einer der von der Vorsehung Bevorzugten, die mit Hülfe ihrer Gönner immer zur rechten Zeit an dem Ort erschienen, wo mit wenig Mühe viel Ruhm zu gewinnen war. Ein ziemlich mittelmäßiger Kopf, hatte man ihn hieher geschickt um zwei Revolutionen, die in der That schon aufgehört hatten, zu glorreichem Ende zu führen. Als Sohn eines der drei Regenten, welche zur Zeit der Minderjährigkeit des Dom Pedro II die Regierung führten, war es ein leichtes gewesen dahin zu gelangen. Er war nacheinander Baron und Graf dafür geworden. Jetzt war er wiederum auserseben an der Spitze der „glorreichen" brasilianischen Armee Zeuge zu seyn, wie Oribe sich seinem ehemaligen Collegen aus alter Anhänglichkeit ergab, um sich für dieses den Titel eines Marquez zu verdienen. Dann hatte er die vorhin besprochene Kopfbedeckung für die Infanterie erfunden, und nach Beendigung des Krieges verewigte er seinen Namen noch durch das famose „negocio das barracas." Er hatte nämlich mit einem Kaufmann in Porto Alegre — natürlich auf Theilung — ein Lieferungsgeschäft im Namen der Regierung abgeschlossen, wonach besagter Kaufmann 8000 Zelte liefern sollte, jedes für vier Mann, mithin für eine Armee von 32,000 Köpfen, die aber noch nie in Brasilien beisammen oder je im Feld gewesen war, um hiefür den Preis von 48 Milreis für das Stück zu empfangen. Alle Papiere waren, wie man sagt, in Ordnung und bestätigt, die Zelte sollten sich schon fertig im Arsenal befinden, und der Lieferant durfte nur noch die Kleinigkeit von 384,000 Milreis in Empfang nehmen. Allein hier lag eben der Haken, denn der oberste Zahlmeister, welcher Charge man instinctmäßig ziemlich viel Gewalt eingeräumt hatte, verweigerte die Bezahlung, sey es weil ihm die Sache doch etwas zu arg war, oder weil er vielleicht eine persönliche Feindschaft gegen den einen oder andern der beiden Unternehmer hegte. Die Sache erregte Aufsehen und gieng bis nach Rio de Janeiro, und hier setzte es denn endlich Caxias mit seinem Einflusse durch, daß der ehrliche Lieferant und er selbst als sein guter Freund und Associé zu ihrem sauer verdienten Geld kamen.

Der Commandeur der zweiten Division, der nachherige Barao de Porto Alegre war bis dahin ziemlich unbedeutend gewesen, man hatte nie etwas von ihm gehört; jetzt aber hatte er das Glück gehabt Zeuge zu seyn, wie Urquiza die schwachen Trümmer der Rosas'schen Armee bei Moron oder Montecaceros schlug, und war dafür zum Baron erhoben, fiel jedoch trotz seiner Verdienste ums Vaterland später seinen politischen Gegnern, welche ihn der Wahlumtriebe beschuldigten, zum Opfer, und wurde seines Postens kaum ein Jahr nach dem Krieg entsetzt.

Der berühmteste und berüchtigtste war jedoch Bento Manoel, der Führer der ersten Division.

Die erste Handlung von Bedeutung in seinem thatenreichen Leben war, daß er bei der Schlacht von Rosaria im Jahr 1828 mit einem 8000 Mann starken Corps Nationalgarde 2 Meilen vom Schlachtfeld entfernt stehen blieb, obgleich er wußte daß seine Anwesenheit zum Sieg nöthig sey, und sein Nichterscheinen die von der Infanterie bereits geschlagenen Uruguayaner von der gänzlichen Vernichtung rettete, für welche Gefälligkeit gegen letztere er bereits im vorhinein den klingenden Dank in der Tasche hatte.

Später als die Revolution in Rio Grande ausbrach, war er General das Armas, Höchstcommandirender, in der Provinz, und gieng wiederum sofort gegen gehörige Bezahlung zu den Aufständischen mit dem größten Theil der Truppen über. Dann, sey es daß ihn dieser Schritt reute, sey es daß er hoffte wiederum einmal seinen Dienst recht gut verwerthen zu können, gieng er zu den Kaiserlichen zurück. Man war leichtsinnig und gewissenlos genug ihm abermals ein Commando anzuvertrauen, doch bald mußte der Präsident der Provinz hören daß schon wieder Unterhandlungen zwischen ihm und den Rebellen angeknüpft seyen, und beschloß durch sein persönliches Erscheinen bei der Truppe den etwa zweifelhaften Geist derselben wieder ins rechte Geleise zu bringen. Doch Bento Manoel nahm ihn gefangen, und gieng mit Sack und Pack zu den Aufständischen zurück und verblieb bei ihnen, obgleich man ihn hier eines Tags wegen jener Ueberlauferei bis zum Tod schwer verwundete. Eine Partei seiner Untergebenen, die mehr gesunden Verstand und Staatsklugheit zeigten als die ganze Landesregierung, waren die Thäter.

Als jetzt sich abermals Gelegenheit zur Auszeichnung bot, wurde der „greise Held" zum Schutz der „unbefleckten Ehre" des Kaiserreichs gerufen und ihm das Commando der ersten Division anvertraut. Als man jedoch hier endlich in der Nähe von Montevideo angekommen, einen Zusammenstoß mit dem feindlichen Gold fürchten mußte, suchte man denn doch den „würdigen Veteranen" vom Heere zu entfernen.

Was von einer solchen Armee und solchen Führern zu erwarten stand, und was einem Land bevorsteht das derartige „Söhne" ins Feld zu stellen hat, dürfte keiner weitläufigen Erörterung mehr bedürfen.

Bei Santa Luzia wurde den Truppen einige Ruhe gegönnt, und auch die Verpflegung fieng wiederum an regelmäßig zu werden. Die Nähe des Städtchens, sowie die geringe Entfernung von Montevideo machten ihren Einfluß geltend. Die Gegend war schon bewohnter und freundlicher, auch befinden sich hier in der Umgegend noch zwei andere Oerter, Canelones und Florida. Man errichtete in den Städten Lazarethe, wohin alle bei den Truppen befindlichen Kranken abgeliefert wurden. Bis jetzt hatten die deutschen Truppen trotz der großen Strapazen und Entbehrungen noch keinen Mann durch Krankheit verloren, obgleich bei den Brasilianern die Dysenterie und Ruhr schon bedeutende Opfer gefordert hatten. An Krankheiten herrschten außer den erwähnten namentlich Entzündungen in den Händen und Füßen vor.

Von hier aus wurde nun auch die erste Division unter Commando des Baron v. Porto Alegre nach Montevidio geschickt, um dort mit den Entrerianern und Correntinern unter Urquiza einge-

schifft zu werden, und Rosas selbst anzugreifen, jedoch fieng man die Sache besser an als die Engländer und Franzosen seiner Zeit, welche die Stadt Buenos Ayres angriffen und hiedurch Rosas jedesmal Zeit ließen sich ins Innere zurückzuziehen. Denn da man auf Sympathien des Landes rechnen konnte, so wurden die Truppen den Parana hinaufgeschifft und bei Rosario ans Land gesetzt um von hier aus gegen Buenos Ayres vorzugehen.

Die Sache gieng trotz der Strandbatterien welche die Mündung des Parana vertheidigen sollten, aber schlecht bedient wurden, glücklich von statten. Der Rest der brasilianischen Armee nebst einigen Regimentern uruguayanischer Truppen blieb indessen bis zum 11 November in der Nähe von St. Luzia, wechselte aber öfters das Lager, um stets wieder Futter für die Pferde zu haben; sodann setzte man sich in Marsch längs des Ufers des la Plata auf einige Entfernung von demselben gegen Colonia do Sacramento zu, wobei man wiederum die Anhöhen aufsuchen mußte um Holz und Wasser zu finden.

Im Lager von Santa Luzia hatten bedeutende Desertionen bei den deutschen Truppen angefangen. Es gab Nächte wo 12 bis 20 Mann auf einmal ausgerissen waren. So wenig sich die Desertion vom militärischen Standpunkt aus je rechtfertigen läßt, so sehr erklärlich war sie aber hier unter den vorherrschenden Verhältnissen.

Die durch die Betrügerei des Divisionsgenerals herbeigeführten Entbehrungen hatten niederschlagend auf den Geist der Leute gewirkt. Man sah was bevorstand, im Fall gar erst kriegerische Ereignisse dergleichen Gaunerstreichen einen Vorwand verliehen, und hatte sich überzeugt wie wenig Leben und Wohlfahrt vor der Habsucht der höhern Vorgesetzten gesichert seyen. Dabei die Unregelmäßigkeit in der Auszahlung des Soldes und die Kargheit desselben gegenüber der Theuerung aller Bedürfnisse, und endlich der leichte und reichliche Erwerb welchen Montevideo den Handwerkern bot. Dieses alles waren bedeutende und gewichtige Ursachen für Leute welche nur Dienste genommen hatten, sey es aus Lust zu Abenteuern oder um ihre frühere Lage zu verbessern, und denen die Sache für welche sie kämpften, gänzlich fremd war. Wenn nun also bei einer Soldtruppe der Hauptnerv, nämlich das Geld fehlt, so ist es nicht zu verwundern daß dergleichen Ereignisse eintreten.

(Schluß folgt.)

Die neuesten Civilisationsversuche unter den Patagoniern.

(Aus Ch. Dickens Household Words.)

Vor siebenundzwanzig Jahren waren zwei brittische Schiffe, Adventure und Beagle, mit der kartographischen Aufnahme der wilden Küsten und der Sondirung der ungestümen Gewässer Patagoniens und Feuerlands beschäftigt. Die Führer der Expedition waren der verstorbene Admiral P. P. King und der gegenwärtige Rear-Admiral (damals Capitän) Fitzroy. Während sich der Capitän der Beagle auf den Eilanden der äußern Küsten Feuerlands zu thun machte, wurde er, am alten Maitag im Jahr 1830, von einigen Eingebornen in ihren Nachen besucht. Unter ihnen befand sich ein anscheinend fünfzehn Jahre alter Bursche, der sich, erhaltener Aufforderung gemäß, in Capt. Fitzroy's Boot begab, und nicht abgeneigt war die Fahrt nach England mitzumachen. Sein Vater ließ ihn gerne ziehen, und bekam für ihn einen Knopf (button). So gieng denn der junge Feuerländer, den man, nach dem Pfande welches man seinem Vater für ihn gegeben, Jemmy Button nannte, an Bord des Schiffs, wo sich noch drei andere Feuerländer, zwei Knaben und ein Mädchen, befanden, die an einem andern Ort aufgenommen worden waren. Der Capitän wollte diese jungen Leute in England erziehen lassen, und sie dann als Sauerteig für die Erziehung ihrer Landsleute wieder zurückbringen. Man ließ den Kindern große Sorgfalt angedeihen. Ein Knabe starb an den Blattern, Jemmy Button aber und ein anderer Knabe sowie ein Mädchen, mit Namen York Minster und Fuegia Basket, wurden in der Kinderschule zu Walthamstow erzogen, und überdieß auch dem König Wilhelm und der Königin Adelaide vorgestellt. Nach Verlauf von etwa drei Jahren erhielt Capitän Fitzroy Befehl seine Vermessungen in der stürmischen Region des Cap Horn fortzusetzen. Er nahm die drei Feuerländer mit sich, und wollte sie an ihren Heimathsorten abgesondert ans Land setzen. Umstände verhinderten dieß, und sie wurden auf ihr eigenes Begehren insgesammt in Woollya, einem lieblichen Orte, wo Jemmy Button seiner Angabe nach geboren war, an die Küste gebracht. Sie hatten die englische Sprache und verschiedene nützliche Künste gelernt, und waren nach englischer Weise gekleidet. Button war ein Dandy, und hatte ein gentlemännliches Aussehen. York hatte ein ziemlich rauhes Aeußere, obgleich es ihm an Lebhaftigkeit nicht mangelte; auch war er in die Fuegia, die jüngste und gewandteste der drei Feuerländer, verliebt, und heirathete sie, obschon sie damals erst zwölf oder dreizehn Jahre alt war. Die jungen Leute siedelten sich in Woollya, bei Jemmy Buttons Familie, an; diese bestand aus einer Mutter und drei Brüdern, mit den gewöhnlichen Begleitungen von Vettern. Man baute ihnen Häuser, legte Gärten an, und landete zu ihrem Gebrauch in Fülle alles was sie bedurften, selbst Toilette-Gegenstände und Glasscheiben. Sie hatten ihre Muttersprache fast ganz vergessen, wurden derselben aber bald wieder mächtig. Während eines dreimonatlichen Aufenthalts des Schiffs in Rio de Janeiro hatte Fuegia das Portugiesische erlernt, und in Montevideo vermehrte sie ihre mannichfaltigen Kenntnisse noch mit dem Spanischen. Ungeachtet sie ihre Muttersprache vergessen hatten, waren sie ihren Freunden und Verwandten doch sehr willkommen, und als Capitän Fitzroy Woollya im Jahr 1833 verließ, war diese Oertlichkeit — mit ihren Gärten, Häusern und Bequemlichkeiten aller Art — ein wahres kleines Paradies. Zwölf Monate später besuchte derselbe Officier die Niederlassung Woollya von neuem; er erzählt darüber: „Wir fanden daß die Wilden beinahe ganz in ihren ursprünglichen Zustand zurückversunken waren. Jemmy Button ruderte in seinem Nachen zu uns heran. Er war fast völlig nackt; sein Haar verflochten, und seine Augen durch Rauch geschwächt; die Wigwams

waren verlassen, und die Gärten zertreten. Er konnte immer noch englisch sprechen, und zum Erstaunen aller mischten auch seine Gefährten, sein Weib und seine Brüder viele englische Wörter in ihre Unterhaltung mit ihm. Er sagte, er befinde sich wohl, habe eine Menge Früchte, Vögel und „zehn Guanaco zur Schneezeit" (das Fell des Guanaco liefert eine Decke). Er besaß überdieß ein Weib welches entschieden die Schönste in der ganzen Gesellschaft war. Er hatte ein schönes Otterfell für Capitän Fitzroy und ein zweites für Bennett, seinen besondern Freund an Bord, hergerichtet. Sein Geschick war ein höchst unglückliches gewesen. Man hatte ihn zweimal beraubt. Dem York war es gelungen sein Eigenthum gegen die Raubgier der Eingebornen zu vertheidigen, indem er sich in drohender Stellung mit einem Spaten unter die Thür stellte. Er hatte sich lange mit der Erbauung eines Bretterboots beschäftigt, und in einer unglücklichen Stunde Jemmy all seiner Habseligkeiten beraubt, mit Ausnahme eines ungeheuren Vorschneidmessers, das er als Zierde um seinen Hals getragen hatte; nach dieser That entfernte sich York mit seinem Weib und seinem Raub, und begab sich in seine Heimath. Die gesammte Mannschaft an Bord war einstimmig der Ansicht, der schlaue Schurke habe den Plan zu dieser That schon lange zuvor gefaßt, und deßhalb den dringenden Wunsch geäußert lieber bei Button zu bleiben als in seine Heimath gebracht zu werden. Acht Jahre hernach legte ein englisches Schiff in den Magellan-Gewässern bei, und dort fand man ein Weib welches sagte: „Wie befinden? Ich bin in Plymouth und London gewesen." Auch im Jahr 1851 wurde sie von dem Statthalter einer chilenischen Niederlassung zweien Offiecieren gezeigt. Den York Minster sah man damals ebenfalls."

Im Herbst des Jahrs 1850 segelte eine Abtheilung von sieben Personen in einem Schiff, genannt die „Ocean Queen," befehligt von Capt. Cooper, aus Liverpool ab. Diese Abtheilung stand unter der Führung Capt. Allen Gardiner's, von der k. Marine, des Begründers der patagonischen Missionsgesellschaft. Die sechs andern Mitglieder derselben waren Hr. Williams, ein Chirurge, der eine gute Praxis aufgegeben hatte um sich als Katechist oder Lehrer zu den Patagoniern zu begeben; Hr. Maidment, ein andrer Katechist; Erwin, ein Zimmermann, der schon früher mit Capt. Gardiner an demselben Orte gewesen war; Badcock, Bryant und Pearce, Cornische Fischersleute. Picton Eiland im Feuerland, ein Ort nicht weit vom Cap Horn, war ihre Bestimmung. Sie kamen glücklich daselbst an, und landeten am 5 Dec.; ihre erste Sorge war einen Platz abzustecken, wo sie, sicher gegen Angriffe der Wilden, ihre Zelte aufstellen und ihre Lebensmittel unterbringen konnten. Sie hatten Vorräthe genug für den folgenden Winter mitgebracht und für eine spätere Zeit verließen sie sich auf die Ankunft eines Schiffs, das mit weiteren abgesendet werden sollte. Ein gut Theil ihrer Nahrungsmittel hofften sie sich auch durch die vielen Seevögel zu verschaffen die es an diesem Platze gibt. Sie hatten zwei große Caravellen — den Pioneer und den Speedwell — und zwei kleinere, acht Fuß lange Boote mitgebracht.

Am dritten Tage trat die Ocean Queen ihre Fahrt wieder an, gieng um Cap Horn und überließ die kleine Truppe der Aufgabe die sie sich gestellt. Sie hatte ihr Werk damit begonnen daß sie ihr Pulver an Bord des Schiffes ließ, obgleich die Missionäre insofern von dem wilden Geflügel abhängig waren, als sie nur einen kleinen Vorrath thierischer Nahrung mit sich genommen. Kaum waren die Zelte aufgeschlagen, so wurden die Eingebornen auch schon belästigend, und die Missionsabtheilung flüchtete sich in ihre Boote. Als der Speedwell mit einem Floß im Schlepptau vom Ufer stieß, ward er vier Stunden lang zwischen Felsen festgehalten, und die Mannschaft hatte von Kälte, Wind, Meer und Regen viel zu leiden; endlich kam das Fahrzeug glücklich wieder in die Bucht zurück, während der Pioneer, nach dem Verlust der zwei kleineren Boote welche er bei sich gehabt, nach anderthalb Tagen zurückkam, um den Speedwell zu suchen. Sie brachen zusammen am 18 März wieder nach dem von Capt. Allen gefundenen Hafen auf, und erreichten unter unerhörten Entbehrungen, Täuschungen und Krankheiten Banner Cove. Mit ihren Lebensmitteln zurückkehrend, schrieben sie ihren Verzweiflungsruf, überall wo das Auge eines vorüberkommenden Matrosen ihn noch wahrnehmen konnte, an die Felsen: „Eilet hinweg! Wir haben Krankheit an Bord! Unsere Vorräthe sind nahezu erschöpft, und wenn wir nicht baldige Erlösung finden, werden wir Hungers sterben! Gehet nach Spaniard's Harbour! Gehet nach Spaniard's Harbour! Eilet hinweg." Am 29 März landeten sie wieder in Spaniard's Harbour, und theilten sich von neuem in zwei Abtheilungen. Ungehörige Geschäftsführung in England verzögerte die Ankunft des Schiffs, das ihnen im Frühjahr frische Lebensmittel zuführen sollte. Sie fiengen einen Fuchs und salzten sein Fleisch ein; sie aßen Mäuse, verzehrten eine Fettgans und einen Hund, kurz alles was sie nur einigermaßen eßbares finden konnten, selbst todte Fische und Seegras. Einer der Cornischen Fischer starb vor Durst. Sie begruben ihn unter einem Baum, und trennten sich dann, um, so schwach sie waren, nach eßbaren Dingen zu suchen. Der nächste welcher starb war der Zimmermann, und noch ein anderer der Cornischen Leute. Hohe Fluthen überschwemmten die Höhle in welcher sie ihre wenigen Vorräthe geborgen hatten, und zerstreuten diese weit und breit. Um die Aufmerksamkeit auf ihren Aufenthaltsort zu lenken, zeichneten sie auf die Felsen eine große auf die Höhle deutende Hand, und schrieben darunter: „Meine Seele, harre du auf Gott. Vertraut auf ihn zu allen Zeiten, ihr Menschen!" Im August waren nur noch vier Mann am Leben, allein die Trennung in Parteien überlebte sie: zwei schmachteten und starben in Earnest Cove; zwei eine Meile entfernt in Cook's River. Capitän Gardiner, welcher den Plan zur Expedition gefaßt und sie geleitet hatte, starb zuletzt.

Zwei Monate zu spät, im October, kam ein Schooner, genannt John Davidson, der von Montevideo aus zu ihrer Rettung entsandt worden war, nach Spaniard's Harbour. Der Capitän fand daselbst die Ueberreste der Cook's River Abtheilung. Das Boot war am Strand, und ein Todter lag darin; ein anderer lag todt am Strande selbst, und war vollständig in Stücke zerwaschen; ein dritter war begraben. Bücher, Papiere, Arzenei, Kleidung und Werkzeuge lagen zerstreut umher. Trotz des Regens und Flugwassers und Windes an der stürmischsten Küste in der Welt, fand man alle Tagbücher, und alle waren lesbar. Hr. Williams sagte in seinem höchsten Elend: „er würde seine Lage für oder mit keinem Menschen im Leben vertauschen; er sey unbeschreiblich glücklich!" Um dieselbe Zeit etwa gieng der Capitän der Fregatte Dido, welcher von der Admiralität Befehl erhalten hatte Kunde über das Schicksal Capitän Gardiners und seiner Leute einzuziehen, mit Le-

bensmitteln nach Picton-Eiland ab, und wurde auf seiner Fahrt durch die Felsen-Inschriften geleitet, die augenscheinlich von Menschen geschrieben waren welche eine Aenderung ihrer Lage wünschten. „Geht nach Spaniard's Harbour." „Ihr werdet uns in Spaniard's Harbour finden." „Grabet unten!" „Eine Flasche unter diesem Pfahl!" Er entdeckte die Ueberreste der Abtheilung in Earnest Cove, mit Büchern und Papieren, und veranstaltete dem Capitän Allen Gardiner ein ehrenvolles Begräbniß.

Ermuthigt durch das wundervoll praktische Ergebniß dieses ersten Unternehmens, begann die Patagonische Missionsgesellschaft den Bau eines zum Dienst in den stürmischen Meeren tauglichen und für den Zweck einer zweiten Mission bei den Patagoniern und Feuerländern eingerichteten und bemannten kleinen Schiffes. Es war eine Yacht von achtundachtzig Tonnen Register, der Allen Gardiner. Sie sollte von Bristol absegeln, und war am 1 Aug. 1854 dienstbereit, allein es war schwer einen Capitän und Mannschaft zu finden.

Zufälligerweise las Capitän W. Parker Snow, ein dem Publicum durch seinen Reisebericht über die Spur Sir J. Franklins wohlbekannter Mann, ein Seemann welcher zu verschiedenen Malen beinahe alle Meeresbreiten durchschifft hatte, in einer Zeitung die Anzeige daß man für die Yacht der Patagonischen Missionsgesellschaft einen Capitän suche. Capitän Snow ist ein Seemann, der Seepredigten und Gebete für Seeleute geschrieben hat, und der so offen religiös ist als ein Mann seyn kann welcher weder die Huldigungen seiner Nachbarn noch ein kostbares Schiff sucht. Er „bedauerte daß ein Missionsschiff keinen Capitän habe," erbot sich zur unentgeltlichen Uebernahme des Dienstes, wurde angenommen, zugleich aber in Kenntniß gesetzt daß die Gesellschaft alle ihre Arbeitsmitglieder zu bezahlen wünsche, und erhielt demgemäß seinen Gehalt, der jedoch unbedeutend war. Er hatte sich ausbedungen daß seine Frau mit ihm gehen dürfe, und so gieng sie mit. Noch vor der Abfahrt aber bot er dreimal schriftlich die Niederlegung seiner Stelle an, weil er zu seinem Leidwesen sah wie unpraktisch alles geschah was auf diese Expedition Bezug hatte. Man hatte ihm die Weisung ertheilt niemanden anzustellen der nicht streng religiös und Mitglied der anglicanischen Kirche sey, und „endlich, sagt er, erhielt ich zwei fromme Officiere und die Zusage zweier Matrosen. Man zahlte ihnen die Reisekosten nach Bristol, gab ihnen hohe Löhnungen, und so schlossen sie sich dem Schiff an. Später verschaffte ich mir noch einen mittelmäßigen, theilweise blinden, Seemann; auch einen Burschen, einen Landarbeiter, und einen Hindukoch gewann ich. Diese bildeten meine ganze Mannschaft, mit Ausnahme eines Cajütenjungen. Letzterer zeigte sich indeß gänzlich unbrauchbar, und war so schlimm daß ich öfters strafend gegen ihn einschreiten mußte. Neben meiner kleinen, zu kleinen Mannschaft mußte ich für die Landabtheilung einen jungen Mann als Chirurgen, einen andern als Katechisten (d. h. eine Art Lehrer für die jungen Mitglieder der Mission und für die Eingebornen), einen Schreiner, als Hauszimmermann, und einen Maurer mitnehmen. Diese vier bildeten die Landabtheilung, und sollten an einem und demselben für eine Missionsstation und ein Depot auf den West-Falklandsinseln tauglichen Platz untergebracht werden."

Die Verhaltungsbefehle mit welchen der Capitän absegelte, lauteten dahin: er solle Autorität über das Schiff und dessen Mannschaft, so wie über die Landabtheilung haben, so lange letztere sich an Bord befinde; das Schiff solle nur zu Zwecken des Unterrichts und der Civilisation der Eingebornen Südamerika's verwendet werden. Er müsse stets bereit seyn die Missionäre nach Feuerland und Patagonien zu führen, ihren Verkehr mit den Eingebornen zu unterstützen, und nach der Falkland-Station alle die Leute zu bringen deren Begleitung die Missionäre wünschten. Sobald die Station einigermaßen geordnet sey, solle er sich nach Woollya begeben und nach Jemmy Button umschauen. Der Geistliche, welcher die Fahrt hätte mitmachen und „als dritter Mate an Bord" fungiren sollen, war nicht zu rechter Zeit reisefertig. Er sollte später durch irgend ein Schiff nachgesandt werden und sich seiner Abtheilung auf den Falklandsinseln anschließen. Mit Lebensmitteln auf zwölf Monate und einer auf achtzehn Monate (nach deren Verfluß die Leute kostenfreie Heimkehr verlangten) gedungenen Mannschaft verließ der Allen Gardiner in der letzten Woche Octobers 1854 den Hafen von Bristol.

Von der Fahrt aus schreibt der Capitän: „Mit Ausnahme eines oder zweier meiner Seeleute habe ich gefunden daß es besser gewesen wäre wenn ich Menschen aller Art, nur keine solchen gehabt hätte die man offen für vortreffliche erklärte — Menschen die mit dem Himmel auf ihren Lippen, nicht aber in ihrem Herzen daher kommen.... Wenn irgendetwas mir Ekel einflößen könnte gegen das wovor ich innerlich aufrichtige Achtung hege, so wäre es die erstaunliche Unverschämtheit gewesen mit der einige meiner Gefährten und ein Paar der Seeleute, sammt dem Schiffsjungen, mich dem Verderben verfallen erklärten, und sich an die Stelle eines geweihten Dieners Gottes stellten, so oft sie etwas thun sollten was sie ihren Ansichten nach nicht für Recht hielten."

Am Christtag fuhr die Missionsyacht in den Hafen von Rio de Janeiro ein, wo der Capitän und seine Frau allen „Händen," aus eigenem Beutel wie bei vielen andern Gelegenheiten, ein Christtagsmahl gaben. Am 28 Jan. erreichten sie Keppel-Eiland, eine kleine Insel unverwendeten Kronlands in der Falklandsgruppe, welche als der für den Sitz einer Mission passendste Ort zum Ankauf ausgewählt wurde.

Nachdem Capitän Snow die Landabtheilung auf Keppel-Eiland zurückgelassen, und seinen Mangel an „Glauben" dadurch an den Tag gelegt hatte, daß er Anordnungen traf um die Mission im Fall eines Unglücks vor der Gefahr der Hülfslosigkeit zu schützen, begab er sich nach Montevideo, und erwarb sich durch Beförderung der Posten einiges Geld, dessen das Schiff bedurfte. Hier wurden zwei Mates widerspänstig, weil, da kein Geistlicher an Bord war, der Capitän nur ein- statt zweimal des Tags die öffentlichen Gebete verrichten ließ. Beide Leute wurden entlassen, da sie den Wunsch hegten an die Küste zu gehen „um die unglücklichen Matrosen und bigotten Papisten zu bekehren."

Nach Stanley zurückgekehrt, hatte der kühne Capitän, welcher es über sich genommen einen Haufen Heiliger für eine Gesellschaft von Freunden der Patagonier zu befehligen, mit mancherlei Mühen zu kämpfen. Seine Verhaltungsbefehle aus England waren so zweideutig wie Delphische Orakel, und das Benehmen seiner Gefährten um so trotziger, je verschwenderisch wohlthätiger er sich gegen sie zeigte. Ein besonderer Dorn in der Seite des Capitäns war der Katechist, welcher während der Ueberfahrt sich in den Kopf

gesetzt und gelehrt hatte: „religiöse Pflichten machten einen Menschen unabhängig von aller weltlichen Autorität in einem Schiffe."

Da ich sah, sagt Capt. Snow, daß für jetzt kein weiterer Missionär ankomme, und daß bedeutende Summen unterzeichnet worden waren in der Hoffnung die Feuerländer würden besucht werden, so beschloß ich die Clausel in meinen Instructionen zu erfüllen, welche mir die Auffindung Jemmy Buttons vorschrieb. Die Briefe die ich von dem Secretär der Gesellschaft erhalten hatte, lauteten so widersprechend, daß ich nicht wußte wie ich handeln sollte. Man sagte mir warnend ich solle nicht gehen, und doch äußerte man: „die Gesellschaft befinde sich in so niedriger Ebbe, daß etwas gethan werden müsse; ein graphischer und gut geschriebener Bericht von mir über einen Besuch bei den Eingebornen würde, um der Gesellschaft wieder aufzuhelfen, mehr thun als irgend etwas andres."

So besuchte denn Capitän Snow in der Yacht Allen Gardiner Spaniard's Harbour, und nahm den Schauplatz von Cap. Gardiners unglücklichem Tod in Augenschein; er verkehrte an verschiedenen Punkten mit den Eingebornen, die ihn mit gellendem Geschrei empfiengen, aber ganz harmlos und freundlich waren. Eine Gruppe derselben, die einen höllischen Lärm machte, legte, als man mittelst eines Sprachrohrs ein Halloh! Halloh! ertönen ließ, eine solche Freude über die starke Schreikraft des weißen Mannes an den Tag, daß augenblicklich die freundlichsten Beziehungen zu denselben hergestellt waren. Statt vor ihnen zu fliehen, schritt Capitän Snow keck und allein unter die erste ihm begegnende Gruppe hinein; als sie ihn am Rücken packten, lachte er laut auf, und packte sie an dem ihrigen; auch nahm und herzte er ihre Kleinen, pfiff ihnen einige Weisen vor, tanzte wie ein wilder Mann, und ließ sich von einem derselben umarmen, obgleich sie alle einen abscheulichen Geruch an sich hatten und mit Ungeziefer überdeckt waren. Ueberdieß fand er Jemmy Button, der noch lebt, ein zweites Weib hat, noch englisch spricht, und eben so schmutzig ist wie seine Nachbarn. Er wird, trotz seiner englischen Erziehung, von ihnen nicht als Häuptling anerkannt, sondern im Gegentheil als untergeordnete Persönlichkeit betrachtet und auf alle Weise mißhandelt. Nichtsdestoweniger erklärte Jemmy daß, wie sehr er auch England liebe, seine Neigung zu Feuerland doch noch größer sey, er würde nicht mehr dahin gehen, und auch nicht zugeben daß eines seiner Kinder den heimischen Boden verlasse. Die gleiche Erklärung gaben die andern Wilden ab, und so mußte denn Capt. Snow den Lieblingsgedanken der Patagonischen Missionsgesellschaft, junge Feuerländer und Patagonier nach der Missionsstation auf den Falklands-Inseln zu bringen, unausgeführt lassen. Damit aber wurde eine der Hoffnungen der Gesellschaft: „die Patagonier würden dort (wie es in einer ihrer Missionsschriften heißt) in der Wartung unsers Viehs eine angemessene Beschäftigung finden, sich mit Fisch- und Vogelfang abgeben, Häuser bauen u. s. w., könnten wohl dahin gebracht werden, aber nicht weglaufen," zu Wasser. Capt. Snow meint, ein solcher Zustand wäre im Grunde nichts anderes gewesen als Sklaverei, und die schöne Schilderung welche der Secretär der Gesellschaft, bei einem Meeting zu Gunsten der Mission, von den Wilden im Natur- und im civilisirten Zustande gemacht, sey eitel Schönrednerei.

Die achtzehn Monate für welche sich die Mannschaft zum Dienst verpflichtet, waren dem Ablauf nahe, und sie verlangte nach Hause geführt zu werden. Man hatte kein Geld gesendet, und die Rückkehr des Schiffs war untersagt. „Das Schiff, sagt der Capitän, sollte, zu Zwecken die ich wohl verstehen kann, ausbleiben, koste es was es wolle, und gleichgültig welche Zeit und Unzukömmlichkeit dieß verursache."

Endlich kam ein Missionär mit einer Missionsabtheilung, 18 an der Zahl, nach Stanley. Er war in seinen Mittheilungen an den Capitän zurückhaltend, und es schien „daß eine traurige Spaltung und große Unannehmlichkeiten zwischen dem Missionär und seinen Reisegefährten herrschten." Der Missionär trat als der Oberaufseher des ganzen Unternehmens auf; dem Capitän Snow waren keine Instructionen zugesandt worden, er sah sich bald darauf von seinem Schiff vertrieben, und blieb mit seiner Frau auf den Falklands-Inseln. „Ich verlangte Geld, sagt er, um die Kosten meiner Rückkehr nach England und unsers Unterhalts an der Küste bis zu unserer Abfahrt bestreiten zu können. Alles und jedes aber ward mir verweigert." So wurde also, nach zweijährigem hartem und treuem Dienst, der Mann, welcher „die Gesellschaft in die günstige Lage versetzt hatte die sie nun einnimmt," und von welchem sie stets rühmend gesprochen, mit sammt seiner Frau, urplötzlich, dem Bettelstab nahe gebracht und achttausend Meilen von England seinem Schicksal überlassen! Der Capitän verkaufte seine Bücher und Instrumente, um sich das Geld zur Rückreise zu verschaffen. Wir haben die Hauptthatsachen der Geschichte des Capitäns erzählt, wie wir sie in seinem Buche verzeichnet finden, haben keine Commentare darüber gemacht, und werden uns auch aller Schlußfolgerungen enthalten.

Reise des Prinzen Adalbert von Preußen nach Brasilien.

Im Sommer 1842 schiffte sich Prinz Adalbert in Begleitung der Grafen Oriolla und Bismark am Bord einer sardinischen Fregatte in Genua ein, um den Lieblingsgedanken seiner Jugendzeit, nämlich eine Reise nach der Tropenwelt, zu erfüllen. Ein Auszug aus dem Tagebuche des Prinzen wurde 1847 in einer kleinen Anzahl von Exemplaren gedruckt und an Privatpersonen verschenkt. Erst im vorigen Jahre ist davon eine Ausgabe für den Buchhandel verstattet worden, [1] und man kann dem deutschen Publicum nur Glück wünschen daß es sich in den Besitz dieses genußreichen Buches zu setzen vermag. Wenn etwas in diesem Genusse stört, so ist es nur daß der Bearbeiter immer in dritter Person von dem Reisenden redet. Jedenfalls gehören die Stellen, wo wir den Ori-

[1] Reise Sr. k. Hoheit des Prinzen Adalbert von Preußen nach Brasilien. Berlin 1857.

ginaltext des Tagebuches vor uns haben, zu dem werthvollsten Inhalt, denn der Prinz ist ein leidenschaftlicher, ein unersättlicher Bewunderer der Natur, und er versteht es vollkommen auch uns an dem Rausch und Entzücken seiner erhabenen Freuden theilnehmen zu lassen. Hier ist zum Beispiel ein tropisches Vegetationsbild, wie es auf einem Ausflug von Rio Janeiro genossen wurde: „Es war bereits 4 Uhr, der Regen hatte nachgelassen, und die Sonne fieng schon an zu sinken, als man unter angenehmen Gesprächen in einen wahrhaften Zauberwald eintritt. Die Bäume mit den schönen Blumen, besonders diejenigen welche ihr reicher Blüthenschmuck lila zu färben schien, übten eine magische Anziehungskraft. Ein Gewirr von Schlingpflanzen hieng von ihnen herab. Hie und da verhüllten große, schildförmige (Pothos- oder Caladium-) Blätter, gleich einem glänzend grünen Schuppenharnisch, die schlanken Stämme. Wilde Bananen (Heliconien) entsproßten, nebst vielen andern dem Auge des Europäers neuen Pflanzen, dem sumpfigen Boden, und gaben diesem Gehölz einen eigenthümlichen Reiz. Da wo sich das Sumpfwasser zu kleinen Lachen zur Seite des Weges angesammelt, oder wo Quellen hervorsprudelten, hatten sich kleine Einbuchtungen, schattige Nischen in den Laubwänden des Waldes gebildet, in denen der kleine Wasserspiegel, den sie voll Grazie einfaßten, durch seine erfrischende Nähe die Vegetation zu einer Fülle und Kraft steigerte, die wahrhaft an das Unglaubliche gränzte."

Noch großartiger und ergreifender ist die Schilderung eines sogenannten Urwaldes, das heißt einer noch jungfräulichen, von der Cultur unberührten Vegetationsfläche. „Anfangs, bemerkt der Prinz, starrten wir hinein in jenes Labyrinth von hohen, schlanken Stämmen, die wie Riesen neben uns aufstiegen, und in das uns umgebende Gewirr von Schlingpflanzen; wir blickten hinauf zu jenem leichten Laubdach, das den Himmel über uns nur wie durch einen Flor erkennen ließ, ohne daß wir uns aber irgend Rechenschaft geben konnten von dem was wir sahen. Man male sich einen Urwald mit der glühendsten Phantasie zu Hause aus, — man wird dennoch seine kühnsten Erwartungen übertroffen finden, sobald man wirklich den Fuß in einen solchen Wald hineinsetzt. Alles ist hier kolossal, — alles scheint der Urwelt anzugehören; wir selbst, mit unsern Rossen und Thieren, kommen uns außer Proportion vor und fühlen daß wir einer ganz andern Zeit angehören. — Zuerst ist es der ungeheure Maßstab, der uns in Staunen versetzt; bald aber erregt die gänzliche Verschiedenheit der Pflanzenwelt dieser Wälder von der unseres Welttheils unsere Verwunderung in noch höherem Grade. — Wenn wir in der Heimath einen Strauch, oder hie und da einen Obstbaum in anmuthiger Farbenpracht blühen sehen, so finden wir hier Baum-Kolosse in Blüthe, deren Höhe die der unsern um das doppelte, dreifache übertrifft, während ihre Blüthen den größten Blumen unserer Gärten an die Seite gestellt werden können, und dazu in solcher Fülle hervorsprossen daß das ganze Laubdach des Baumes sich oft in ihre Farben zu kleiden scheint, wie wir es schon von den rothen Sapucajas angeführt haben, an denen in dieser Jahreszeit meist jede Spur von Grün verschwindet. Heute waren es vor allem jene Bäume mit prachtvollen, großen lila, und jene mit weißen Blüthen, die besonders viel zur Zierde der Wälder beitrugen, indem sie mit den so verschiedenen Nüancen des umgebenden Grüns auf das lebhafteste und anmuthigste contrastirten. Hatte sich der unstät umherschweifende Blick an all der Farbenpracht sattsam gelabt, so suchte er wieder die tiefen Schatten auf, die ernst und melancholisch sich uns zwischen den Riesenstämmen zur Seite des Weges erschlossen. Da leuchtet plötzlich mitten in dem dunkeln Laube die fußhohe, feuerfarbene Blüthe einer Tillandsie gleich einer Riesen-Ananas oder einer kolossalen Erdbeere auf. Dann ziehen uns wieder die reizendsten Orchideen ab, die theils an den kerzengerade aufgeschlossenen Stämmen hinanklettern, theils die Zweige wild und malerisch überwuchern, welche selten tiefer als 60 bis 80 Fuß von der Erde ihre Ausbreitung beginnen. Die große Fruchtbarkeit des Bodens, will es scheinen, läßt zu viel Bäume auf einmal neben einander aufschießen, so daß anfangs die Aeste keinen Raum finden sich auszubreiten, und daher ein Stamm den andern zu überragen strebt, um sich nach oben Luft zu machen. Da, wo kleinere Aeste sich von jenen größern abzweigen, oder da, wo letztere einen Auswuchs haben, pflegen die Tillandsien sich gern einzunisten, und oft kolossal, gleich einer mannshohen Aloe, schauen sie von dieser schwindelnden Höhe, sich voll Grazie niederbeugend, auf den Wanderer hinab." —

„Zwischen all diesen mannichfachen Pflanzen, die den Aesten zu entsprießen, oder sich auf denselben zu balanciren scheinen, erblicken wir jene Moose, die als Alongeperrücken oder Roßschweife an den Zweigen der kolossalen Orchideen- und Tillandsien-Träger herabhängen, oder in Gestalt von langhaarigen Bärten den Riesen der Urwälder das Ansehen ehrwürdiger Greise geben, welche die Last eines Jahrtausends nicht zu beugen vermochte."

Auf jenem Ausfluge begegnete man gar zahlreichen deutschen Landwirthen, deren Heimathsliebe den Prinzen tief rührte und die im allgemeinen das tropische Paradies gern wieder mit dem Vaterland vertauscht hätten. Auch auf Indianer — Puris und Coroados — stieß man, die zu den sogenannten zahmen (mansos) Indianern gehören, aber im Naturzustande noch ziemlich verharren, obwohl sie unter Aufsicht der Missionäre mancher heidnischen Freiheit sich entwöhnt haben. Hier ist ein solches Begegnen, wie es in dem Tagebuche geschildert wird: „Kolossale Stämme lagen wild auf der vom Urwalde eng eingeschlossenen Pflanzung umher, in deren Mitte sich eine Hütte erhob, die von dem Besitzer des Landes für die Indianer gebaut zu seyn schien, denn von außen hatte sie ein durchaus europäisches Ansehen, während sie inwendig ganz indianisch eingerichtet war. Zuerst kam den Reisenden eine völlig unbekleidete Frau zu Gesicht, die jedoch, sobald sie nur den Missionär von weitem witterte, schnell das Hemd anzog und wieder in die Hängematte schlüpfte. Nicht so der greise Methusalem, der älteste unter allen bekehrten Eingebornen der Gegend; dieser blieb ruhig im vollkommenen Stande der Unschuld in seiner Hängematte liegen, stierte die Nahenden theilnahmlos an, und zog ein Gesicht als sey er wo möglich noch weniger angenehm überrascht von dem Besuch als seine Gefährtin. Etliche dargereichte Kupfermünzen schienen gleichwohl einigen Eindruck auf ihn zu machen: er nahm sie in die Hand, drehte sich dann aber um und würdigte die Fremden fortan keines Blickes mehr. Nach und nach sammelten sich mehr Puris, von der Waldblöße herkommend, am Ausgange der Hütte, wo, nach den umhergestreuten rothen und blauen Federn zu schließen, eben ein bunter Arara (Ara) gepflückt worden seyn mußte. Die Farbe der Eingebornen ist ein dunkles Braun; ihre

Gesichter sind, ohne gerade häßlich auszusehen, etwas kalmückisch gebildet, mit hervorstehenden Backenknochen, und haben einen stupiden Ausdruck; das schwarze Haar — nur bei einigen Kindern spielte es etwas ins Blonde — hängt struppig auf den Nacken herab, und ist, wie bei den russischen Bauern, vorn und hinten gerade abgeschnitten. Die Puris und Coroados sind meist klein und nicht eben schlecht gebaut, wenn auch ihr Leib in der Regel etwas stark hervortritt."

Der Glanzpunkt des Buches ist aber jedenfalls eine Fahrt von Para den Amazonenstrom und den Xingu, ein rechtes Seitengewässer des Marañon von großer Mächtigkeit, aufwärts über mehrere Katarakten bis in das Gebiet völlig heidnischer und unabhängiger Indianerstämme. Der Prinz und seine anziehenden Begleiter schifften sich auf einigen indianischen Booten mit einer Anzahl Eingeborner, und von einem Missionär begleitet, ein. Die größte Munterkeit und Ungezwungenheit herrschte auf der ganzen Fahrt. Der Prinz wusch nicht nur eigenhändig seine Wäsche, sondern er zögerte auch nicht wenn die Reihe an ihn kam für die Reisegesellschaft zu kochen. Nie ermüdete er die Reize der Natur zu bewundern, die sich in lieblichen und erhabenen Bildern am Ufer der Insel Marejo im Amazonenstrom entfalteten. Hochstämmiger Urwald erhebt sich zu beiden Seiten des breiten Wasserspiegels, aufs anmuthigste unterbrochen von schlank geschäfteten Assais, die sich leicht und voll Grazie, gleich ätherischen Sylphiden, aus der kolossalen Waldmauer hervorbeugen, aus jenem Chaos von Schlingpflanzen, unter denen vor allem die purpurroth gefärbten vorherrschen, welche oft weit über 100 Fuß hohe Riesenbäume gänzlich wie mit dem herrlichsten Korallenschmuck vom Scheitel bis zur Sohle überziehen. „Nie werde ich," sagt Prinz Adalbert, „diese bezaubende Farbenpracht vergessen, an der wir uns gar nicht satt sehen konnten; eben so wenig das reizende Bild, das ein von Osten aus dem tiefsten Schatten dieses Zauberwaldes hervorkommender Ygarape uns an seiner Mündung gewährte, indem er uns einen Blick in das Innerste dieser Wunder der Schöpfung thun ließ."

Als man den Xingu eine ansehnliche Strecke hinauf gegangen war, hatten die Reisenden zum erstenmal Gelegenheit den Wald von Affen belebt zu sehen, denn diese Thiere waren ihnen seit ihrem dreimonatlichen Aufenthalt in Brasilien noch nicht zu Gesicht gekommen. Dort befanden sie sich auch unter den „Wilden." Die Eindrücke, welchen die Stämme am Xingu auf den Prinzen machten, sind höchst günstig. „In diese Wildnisse, bemerkt der hohe Verfasser an einer Stelle seines Tagebuches, sollte der bildende Künstler gehen! Bei dem Anblick dieser mannhaften braunen Gestalten wird er unwillkürlich erinnert werden an die Bildwerke des Alterthums, an die edlen Formen aus der Zeit der Griechen und Römer; denn auch bei diesen Völkern hier, wo weder Kleidung noch Verweichlichung die freie Entwickelung der Formen und Kräfte hemmt, und ein gesunder Sinn in einem gesunden Körper wohnt, ist alles Natur, und jede Gezwängtheit in Haltung und Bewegung den Leuten fremd."

Der Stamm mit dem man beständig in Berührung blieb, die Jurunas, sind von mittlerer Größe und, obschon ihre Beine im Verhältniß zum Oberkörper ein wenig kurz sind und bei den meisten der Leib etwas hervortritt, schön und kräftig gebaut, alle ihre Bewegungen und Stellungen edel und voll natürlicher Grazie; dabei leuchtet aus ihrem ganzen Wesen stets wahre Mannhaftigkeit hervor, auch sieht man ihrer kräftigen Gestalt an daß sie von keiner Verweichlichung irgend einer Art etwas wissen. Ihre Gesichtszüge, die sich schon durch die hübsch gebogene Nase vortheilhaft von denen der andern bekannt gewordenen Indianerstämme unterscheiden, sind meist angenehm und tragen das Gepräge der Offenheit und herzlichen Gutmüthigkeit, das sich auch in ihrem freundlichen Blicke spiegelt, der nicht die geringste Spur von Wildheit verräth. Das bis auf die Schultern herabwallende, glänzend schwarze Haar gibt ihnen etwas eigenthümliches, und sticht wohlgefällig gegen die sanfte, kastanienbraune, glänzende Haut ab. Wenn sie auch meist das Haar aufgelöst und glatt heruntergekämmt tragen, so binden sie es doch zuweilen, namentlich auf Reisen, auf, oder machen sich lange Zöpfe daraus. Die Männer sind fast alle bartlos, weil sie sich, mit Ausnahme der alten „Pagés" (Zauberer und Aerzte), die eine schwache Spur davon tragen, den Bart ausraufen, während die Frauen sogar so weit gehen sich die Augenbrauen und selbst die Augenwimpern auszureißen. Die Männer tragen wenigstens in Gegenwart der Missionäre eine Art von Badehose. Unter den Bewohnern von Tavaquara war nur ein einziger junger Juruna tättowirt, und zwar sah es aus als hätte er kurze durchbrochene Damenhandschuhe an, die bis auf die halben Finger reichten; dabei waren seine Beine bemalt als trüge er schwarze, durchbrochene Strümpfe oder Gamaschen bis unter das Knie. Die Frauen schlagen einen, den schottischen „Kilts" ähnlichen, grau und rothbraun carrirten Schurz („Tanga") um die Hüften, den sie festzumachen verstehen ohne ihn zu binden oder anzunadeln, und den sie selbst aus gefärbter Baumwolle auf einer Art von großem Stickrahmen weben, während die noch nicht mannbaren Mädchen ganz nackt einhergehen. Die Frauen werden uns weit hübscher geschildert als die der Coroados in der Nähe von Rio de Janeiro, doch hat es etwas abschreckendes, wenn uns berichtet wird daß sie für die jungen Hunde so große Zärtlichkeit fühlen um sie bisweilen an den Brüsten zu säugen. Die Monogamie ist die Regel, denn nur die Häuptlinge haben mehrere Frauen. Die eheliche Treue wird ziemlich rein bewahrt, doch werden Frauen oft gutwillig an einen Freund auf eine Zeitlang abgetreten. Der Stamm (etwa 2000 Köpfe) treibt etwas Ackerbau, pflanzt und verwebt Baumwolle und zieht Hausthiere, nämlich Hühner und Hunde, während er sich mit Eisenwaaren aus dem portugiesischen Ort Souzel am Xingu versieht. Die Jurunas verehren die Gestirne, namentlich den Mond, ihre Zauberer, Pagés (Piaches bei den Cariben) scheinen keine priesterlichen Functionen zu üben, sondern mehr durch Orakelsprüche und allerhand Hocuspocus bei der Heilung von Kranken sich Ansehen zu verschaffen.

In der Nähe der Fälle, dem Zielpunkte der Reise, nimmt der Xingu einen andern Charakter an. „Die Granitblöcke im Flusse werden mächtiger; die bisher kaum über den Wasserspiegel sich erhebenden, ja zum Theil überschwemmten Inseln steigen gleich unzähligen abgerundeten Hügeln aus dem Flusse empor, mit Buschwerk, Laubholz und schönen Palmen aufs üppigste überwachsen, während die häufig an ihrem Saum vorkommenden „Prayas" auf lockeren Boden schließen lassen. Eingeengt zwischen diesen hohen Inseln und den Hügeln welche an seine Ufer herantreten, strömt der mächtige Xingu dahin, sich in unzählige Arme, gleich ebenso

vielen reißenden Waldbächen, theilend, und sich tosend wie ein Bergwasser über Gerölle, Granitblöcke und Felsplatten fortwälzend."

Aber diese hohen Genüsse und erregenden Scenen mußten auch mit manchem Ungemach und vielen Beschwerden erkauft werden. Der bitterste Tropfen im Kelche war jedenfalls das Ungeziefer. Wir wollen daher mit der Schilderung einer Nacht der Qual unsere Auszüge aus dem Reisewerke beschließen: „Kaum war das Souper beendet, als sich die Mücken, und zwar eine sehr kleine Art derselben, die man Carapana nennt, dieselbe Gattung, die, wie der Consul erzählte, so häufig die herrlichen Partien der Tijuca heimsuchen soll, summend auf das Häuflein der Unglücklichen niederließen und dermaßen auf sie einstachen daß sie vor Jucken wie rasend umherliefen! Einige von der Gesellschaft stürzten sich aus Verzweiflung in den Xingu, in der Hoffnung, ihnen zu entgehen, während Prinz Adalbert über eine Kampfer-Flasche, die man als Gegenmittel wohlweislich mitgenommen hatte, herfiel, um sich mit dem Inhalte derselben einzureiben; beide Mittel halfen ein paar Minuten lang, dann gieng das Jucken aber noch toller an, als vorher! — Endlich jedoch, nach vielem Umhertrippeln, Springen und Laufen, siegte die Müdigkeit, und, eine brennende Holzklobe in der Hand, die man nach Indianerart beständig hin- und herschüttelte, schlug man den Weg ins nahe Dickicht ein, wo zwei verfallene Ranchos die Gesellschaft für diese Nacht aufnehmen sollten. Die Hangematten wurden geschlungen; man legte sich hinein und schloß die Augen — allein der Schlaf wollte nicht kommen. Statt dessen wälzten sich die Schlummerlosen herum, daß die Pfähle der Ranchos krachten und die Fußspitzen und Ellenbogen sich unwillkürlich Bahn brachen durch die engen Maschen der Bastmatten, fuhren oft, wie von der Tarantel gestochen, in die Höhe, und hatten dann, sich gegen das Herausfallen tapfer wehrend, alle Mühe, das verlorne Gleichgewicht in ihrem schwingenden Lager wiederherzustellen. Jetzt aber glaubten sie ein unfehlbares Mittel für die Sicherung ihrer Nachtruhe entdeckt zu haben: der Poncho mußte mehr um die Füße gewickelt werden, dann war dem lästigen Feinde alle Möglichkeit benommen wenigstens von dieser Seite anzugreifen. Man sprang daher eiligst aus den Hangematten, um sich auf die neue Manier wieder hineinzulegen. Doch — auch damit war nichts gebessert, denn nun schienen sich die lieben Thierchen ein Fest daraus machen zu wollen die Nacht auf den Gesichtern zu durchschwelgen! Zu dieser traurigen Ueberzeugung gesellte sich für den armen Consul noch eine andere, nicht minder niederschlagende Entdeckung, indem er jetzt erst in der rabenschwarzen Nacht gewahr wurde daß an dem Pfahl gerade über seinem Haupte ein Ameisennest hieng, dessen Bewohner ihm von Zeit zu Zeit auf die Nase fielen, was für ihn noch eine neue Zerstreuung herbeiführte, die ihn am Einschlafen hinderte. Aergerlich sprang er aus der Hangematte und eilte, um der unangenehmen Nachbarschaft zu entrinnen, am Feuer Schutz zu suchen. Der Prinz folgte seinem Beispiel, da die Mosquitos schon durch den Poncho hindurch bis auf die Haut stachen und, trotz aller angewandten Vorsichtsmaßregeln, dennoch ihren Weg in die Stiefel und Beinkleider hineingefunden hatten."

Aus Dr. Lamonts Reisebriefen über Spanien und Portugal.

Von Madrid nach Valencia.

Am 11 Juni verließ ich Madrid um mich auf der Eisenbahn nach Temblique zu begeben. Wiederholt betrachtete ich während der Fahrt die schneebedeckten Gipfel der nördlich gelegenen Sierra, wie sie immer undeutlicher wurden; ich sah sie zuletzt in Nebel verschwinden mit dem Gefühl, ich muß es gestehen, als wenn ich aus dem Bereich der Cultur mich entfernte und einer Wüste entgegenginge, denn ich hatte wenig empfehlendes, insbesondere von den Beherbergungsanstalten des Landstriches zwischen Madrid und Valencia gehört. Daß ich nicht ganz unrecht berichtet war, erkannte ich schon in Temblique. Nicht ohne große Beschwerde gelangte ich mittelst einer Tartana oder Carreta (eines zweirädrigen Karrens von einem Maulesel gezogen) von der Eisenbahn bis zu dem Städtchen selbst, und auch da angelangt, traf ich auf Schwierigkeiten insofern als der Kutscher überall mich hinzuführen bereit war, nur nicht in die Fonda de las Diligencias — das einzige eigentliche Gasthaus im Ort. Als ich endlich die Fonda erreichte, wurde mir ein düsteres Zimmer mit zwei Betten angewiesen. Auf dem einen Bette befanden sich schon die Effecten eines Reisenden, bestehend in einem länglichen Bündel, aus welchen oben und unten ein Stiefel hervorschaute, ganz so, wie die wandernden Schuhmachergesellen in Deutschland es haben. Ich bemerkte dem Wirth daß ich ein Zimmer für mich allein zu haben wünsche. Von einem solchen Begehren schien er eigentlich keinen rechten Begriff zu haben. Er entgegnete daß in allen Zimmern mehrere Caballeros Platz hätten; in diesem Zimmer befinde sich bereits ein Caballero, mit dem ich schlafen könne, so daß in den andern die noch etwa ankommenden Gäste Unterkunft fänden. Nach längerm Hin- und Herreden erlangte ich endlich daß mir ein anstoßendes Zimmer (es waren nur zwei Fremdenzimmer im ganzen Hause) eingeräumt wurde, immer mit dem Bemerken daß mehrere Gäste darin nöthigenfalls einquartiert werden müßten. Es kamen übrigens keine weitern Gäste an, und so blieb ich in meinem Zimmer unbelästigt. Das Essen bestand hauptsächlich aus Tauben und Schafscoteletten, und war weder reichlich noch gut. Jedesmal nahm sich jedoch die Wirthin die Mühe mir die Speisen aufzuzählen, die da seyn sollten, aber in Templique nicht zu haben seyen. Ich nahm hievon keine Notiz; am Ende hatte sich aber gezeigt daß sie die Erwähnung der Speisen ebenso betrachtete als wenn sie dieselben aufgetragen hätte, denn als ich nach einem Tag Aufenthalt um die Zeche mich erkundigte, erschien die Wirthin und sagte, ich hätte 40 Realen (nahe fünf Gulden) zu zahlen. Der Gast, dem der Pack mit den Stiefeln gehörte, war gerade im Speisezimmer anwesend als mir der Betrag der Zeche eröffnet wurde, und verzerrte in eigenthümlicher Weise das Gesicht. Er sagte mir später daß die gewöhnliche Zeche für einen Tag 12 Realen sey, aber „Franzosen, Engländer und solche Leute" hätten immer etwas mehr zu zahlen. Ich war sehr froh diesen Ort mit der Eisenbahn wieder verlassen zu können, weil ich sowohl bei dieser Zeche als auch bei den sonstigen Zahlungen die ich zu machen hatte, einen häßlichen Charakterzug erkannte, von dem ich in Spanien früher keine Spur bemerkt hatte, nämlich eine Gewinnsucht und Unverschämtheit in den Forderungen, wie sie sonst höchstens in Italien vorzukommen pflegt.

Bezüglich auf die Ausdrucksweise des Wirths, der von seinen Gästen überhaupt bloß als Caballeros redete, muß ich bemerken daß dabei nicht etwa eine Affectation zu Grunde lag; es ist spanischer Volksgebrauch, und ein Gebrauch der, wie ich glaube, in hohem Grad die Aufmerksamkeit derer welche irgend Einfluß auf die Entwicklung des Volkscharakters ausüben, verdient. Vom König Jakob II von Schottland erzählt man daß er einen Hofprediger hatte, der in jeder Predigt die Tugenden des Königs erwähnte, und wegen jeder einzelnen Tugend ihm die größten Lobsprüche ertheilte. Als der König den Prediger fragte, wie er ihm solche Lobsprüche ertheilen könne, da er wohl wisse, wie wenig sie begründet seyen, antwortete er: „Ich möchte Eure Majestät in Ihre Pflichten hineinloben." Der oben erwähnte spanische Gebrauch hat hiemit einige entfernte Analogie; er erinnert wenigstens jeden daß er ein Caballero seyn soll.

Man muß jedoch die spanische Höflichkeit nicht zu hoch anschlagen. Sie drückt streng genommen nur den Willen aus, sich als höflich zu zeigen, und die Unterschiede zwischen den Ständen treten hier im allgemeinen kaum minder grell als anderwärts hervor.

Mit der Eisenbahn gelangte ich nach Albacete. Man kann sagen daß von Madrid bis Albacete die Gegend durchgängig gleiches Aussehen darbietet; große Ebenen ohne tiefe Risse und ohne hervorstehende Felsen, theilweise am Horizont durch Berge von mäßiger Höhe begränzt. Der Culturzustand ist verschieden; der größte Theil ist mit Getreide angebaut. Wein kommt wenig vor. Bäume sind sehr selten, doch habe ich ein paar Strecken gesehen mit ziemlich dichter, wenngleich nicht hochstämmiger Waldung. Die öden Landstriche sind steinig und meistens mit kleinen Grasflecken oder mit verkümmertem Gesträuch überzogen. In den Niederungen bemerkt man nicht selten Sümpfe und stehende Gewässer, deren Umgebung bis auf beträchtliche Entfernung hinaus in hohem Grad salpeterhaltig ist; ganze Strecken vollkommen weiß vom hervortretenden Salpeter kommen links und rechts von der Eisenbahn vor. In Temblique und mehreren anderen Orten bildet die Salpeterbereitung einen einträglichen Industriezweig.

An der Eisenbahn stehen im ganzen nur wenige Ortschaften, vereinzelte Bauernhöfe und Häuser sind ebenfalls selten, und das Aussehen derselben gibt gerade keinen hohen Begriff von der Wohlhabenheit der Bewohner. Ruinoses Aussehen ist übrigens in hiesiger Gegend die Folge von der allgemein gebräuchlichen Bauart. Die Mauern bestehen durchgängig aus Lehm vermischt mit größeren und kleineren Steinen. Dieses Material stampfen die Maurer in nassem Zustand zwischen Brettern ein, die später entfernt werden. Bloß der Grund und die Thürpfosten sind gemauert. Die nothwendige Folge ist daß durch Verwitterung der Lehm theilweise sich ablöst und herabfällt. Je mehr ich mich Albacete näherte, desto ansehnlicher schienen mir die Ortschaften, wozu wohl einigermaßen die größeren Kirchen und Kirchthürme beitrugen. Albacete ist eine ziemlich bedeutende Stadt, bildet einen Mittelpunkt des Verkehrs und wird in wenigen Jahren ein sehr freundliches Aussehen erhalten, da viele Neubauten ausgeführt werden. Bereits stehen darin mehrere Fondas, die eine bequeme Beherbergung versprechen, und eine ziemliche Anzahl kleiner, aber eleganter Privathäuser; manche Privathäuser habe ich bemerkt die außen wenig versprechen, aber wenn man hineintritt, reinlich und gut erhalten scheinen.

Balcone nur ein paar Fuß über der Straße, ganz mit starken Eisengittern umgeben, habe ich hier zum erstenmal gesehen. Wenn die Bewohner Abends hinter diesen Gittern sitzen, so hat es das Ansehen als wenn sie in einem Kerker sich befänden.

Der letzte Tag meines Aufenthalts in Albacete war ein Sonntag. Die Kirchen fand ich ziemlich besucht von Individuen aus allen Ständen, deren Haltung durchgängig ernst und erbaulich war. Zugleich habe ich aber bemerkt daß viele Gewerbsleute, besonders die Tischler, ebenso in ihren Werkstätten gearbeitet haben wie an Wochentagen. Selbst an der Façade einer neugebauten Fonda habe ich Maurer und Anstreicher ein paar Stunden Morgens beschäftigt gesehen; an den sonstigen Neubauten waren die Arbeiten den ganzen Tag hindurch eingestellt. Nachmittags war eine öffentliche Procession, bei der ich wenig Andacht wahrnehmen konnte.

Handel und Verkehr scheinen auf der Linie von Madrid bis Albacete alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu absorbiren; Politik und was sonst damit zusammenhängt, tritt hier in den Hintergrund. Gleichwohl findet auch der Fremde Gelegenheit bald da bald dort Aeußerungen des krankhaften politischen Zustandes, in welchem das Land sich befindet, wahrzunehmen, ganz abgesehen von den mehr oder minder verdeckten Manifestationen der Tagespresse, deren entfernter Zusammenhang leicht verfolgt werden kann.

In Albacete setzte ich mich Abends in die Diligencia um nach Jativa (San Felipe de Xativa) zu gelangen. Die Nacht hindurch konnte ich nichts weiter bemerken als daß wir von Zeit zu Zeit bergabwärts fuhren. Als das Tageslicht erschien, zeigten sich anstatt der früheren Ebenen ringsum hervorstehende Felsen durch Wasser ausgespült und tiefe Einschnitte, die ebenfalls das Wasser verursacht haben mußte. Dieser Charakter trat immer deutlicher hervor, bis wir ungefähr um 7 Uhr Morgens in eine tiefe Bergschlucht hinabfuhren, und von hier an bis nach Jativa gieng es immer abwärts von einer Schlucht in die andere. Wenn von Albacete an bloß Getreidecultur vorkam, so erschien in der oben erwähnten Schlucht wieder die Weinrebe, und nach und nach, in dem Maß als wir weiter fuhren, kamen wir in eine tropische Region hinein. Es war ganz derselbe Typus wie von Barcelona nach Martorell oder Tarragona, nur mit dem Unterschied daß die Thäler hier meistens nicht so eng sind. Auf dem Weg bemerkte ich eine eigenthümliche Kleidung der Arbeiter, bestehend in einem Kittel und weißen sehr weiten Beinkleidern, welche nicht ganz bis zum Knie reichen, nicht unähnlich einem bergschottischen Kilt. Diese Kleidung sieht man auch in der Umgebung von Valencia. Nach einer Fahrt von ungefähr vier Stunden stets zwischen ziemlich hohen Bergen erreichten wir gegen Mittag Jativa. Hier beginnt eine breite Ebene, welche beiderseits von Bergen begränzt bis Valencia sich hinzieht, offenbar ein ehemaliger Meerbusen, aus welchem das Wasser im Verlauf der Zeit zurückgetreten ist. Die Formen der Berge und steilen Bergabhänge, die bei Jativa sich befinden, die phantastischen Felsenspitzen die hier hervortreten, gewähren einen höchst interessanten Anblick.

Von Jativa gelangt man in zwei Stunden mittelst der Eisenbahn nach Valencia durch die vorhin erwähnte Ebene — Huerta oder Garten genannt — die selbst in Spanien als ein wahres Paradies betrachtet wird. Die Bewässerung des Bodens, wovon die Fruchtbarkeit hauptsächlich abhängt, geschieht durch künstliche Einrichtungen, welche noch aus den Zeiten der Mauren herrühren. Es wird immer eine zweifache, bisweilen eine dreifache Ernte erzielt.

In Valencia traf ich Nachmittags ein. Wie alle Hauptpunkte an der Küste hat auch diese Stadt ein europäisches Aussehen, bewirkt durch zahlreiche Einwanderung, großen Fremdenverkehr und ausgebreiteten Handel. Ueberall bildet jedoch das spanische Element die Grundlage. Die Straßen sind meistens eng und ungerade, die Häuser haben in der Regel nur ein paar Stockwerke; wie in allen spanischen Städten hat jedes Zimmer gegen die Straße heraus seinen Balcon, größtentheils mit Blumen geziert, unter welchen die Bewohner die Abendluft zu genießen pflegen. Die öffentlichen Plätze, die Gartenanlagen, die prachtvolle Umgebung dieser Stadt sind sattsam aus Reisebeschreibungen bekannt. Nicht unbemerkt will ich lassen daß in Mellado den Valencianern eine vorzugsweise maurische Abstammung zugeschrieben, und diesem Ursprung das Phantastische und Ungewöhnliche in der Bauart, insbesondere aber die labyrinthischen Windungen der Straßen zur Schuld gelegt wird. Was letzteren Umstand betrifft, so muß ich gestehen daß nach mehrtägiger Wanderung in den Straßen ich es schlechterdings unmöglich fand zu einer Orientirung zu gelangen; alle Tage verirrte ich mich von neuem.

In Valencia traf ich während der Fronleichnamsoctave ein. In dieser Zeit hält jede Pfarrei ihre eigene Procession, und zwar Abends gegen 8 Uhr. Im ganzen haben die Processionen denselben Charakter und dieselben Einrichtungen wie in allen katholischen Ländern; eigenthümlich ist nur der mittelalterliche Gebrauch daß Charaktermasken theils in gewöhnlicher, theils in doppelter Mannesgröße den Zug eröffnen. Aehnliches soll auch in Barcelona vorkommen. Unter diesen Masken habe ich biblische Charaktere bemerkt; die meisten aber, insbesondere die riesenhaften Figuren welche den Anfang der Procession bildeten, waren mir ganz unverständlich. Auch der größte Theil der übrigen Zuschauer scheint die Tradition nicht gekannt zu haben. Dieß ist entschieden ein großer Uebelstand; entweder muß die Tradition lebendig erhalten oder die Repräsentation abgeschafft werden. Welche Rolle hat noch im vorigen Jahrhundert der Eulenspiegel bei öffentlichen Aufzügen in Deutschland gespielt, und wer würde heutzutage den Eulenspiegel mehr verstehen? Es ist zu wünschen daß auch die oben erwähnten Figuren (die bei uns höchstens an die Fastnachtmaskeraden erinnern würden), von einem so heiligen und ernsten Aufzuge entfernt werden. Ich bin übrigens sehr weit davon entfernt durch das Gesagte eine rücksichtslose Reformation volksthümlicher Gebräuche befürworten zu wollen; sie dienen als Träger für einen großen Theil des öffentlichen Lebens, ja sogar der tiefsten Interessen des Volkes, und sollten auf das schonendste behandelt werden, auch wo man sie nicht als rational anzuerkennen vermag. Nationalität ist überhaupt bei keinem Volk die Grundlage des öffentlichen Lebens.

In Valencia dienen die Tartanas, wovon ich schon bei Tembleque Erwähnung gemacht habe, jedoch sehr solid und elegant ausgeführt, als Stadtfuhrwerk wie anderwärts die Fiaker. Wie sich die eleganten Valencianer und die feinen Valencianerinnen an ein Fuhrwerk haben gewöhnen können, welches dem Fremden die Knochen erschüttert und das Sitzfleisch wund macht, ist mir völlig unbegreiflich, umsomehr als die Kosten einer hübschen Tartana nicht viel geringer seyn werden als die einer ordentlichen Droschke. Im Innern des Landes freilich hat es eine andere Bewandtniß damit, die Tartanas müssen da gebraucht werden, weil kein anderes Fuhrwerk die schlechten Vicinalstraßen aushalten würde. Ein ganz ähnliches Fuhrwerk wird — aus ähnlichem Grund — in Sibirien angewendet. Ich halte die Spanier für viel zu billig denkend als daß sie Anstoß nehmen sollten an der Ideenassociation, welche hier eine Erwähnung Sibiriens veranlaßt hat.

Während meiner Anwesenheit in Valencia verwendete ich einen Tag darauf nochmals Jativa zu besuchen, um die Umgebung näher zu betrachten. Ich stieg auf ein paar Anhöhen hinauf, wo der prachtvollste Anblick sich darbietet. In der Stadt selbst sind maurische Alterthümer und sonstige Merkwürdigkeiten zu sehen, die mich wenig interessirten. Am Thor nächst der Eisenbahn bewunderte ich die große Masse reinen Quellwassers, welches aus einem Berg durch viele Röhren in große Reservoirs von dichtbelaubten Bäumen beschattet herausfließt, ein Werk der maurischen Vorzeit. Reines Wasser fließen zu sehen ist in Spanien eine Seltenheit — ich erinnere mich nur zwei Bäche mit klarem Wasser bisher bemerkt zu haben, Flüsse nirgends — und Quellwasser ist eine noch größere Seltenheit. Wenn man in diesem heißen Lande gereist ist, lernt man erst die Kostbarkeit des frischen Wassers kennen, und begreift dann leicht wie in den maurischen Sagen neben Gold und Edelsteinen eine Quelle krystallreinen Wassers als ein wesentliches Element erscheint, um die herrlichsten Phantasiebilder auszuschmücken.

In Spanien hat nicht bloß das trinkbare, sondern auch das sonstige Wasser größeren Werth als anderwärts. Nur ganz wenige Pflanzen gedeihen mit der Feuchtigkeit die sie unmittelbar aus atmosphärischen Niederschlägen erhalten; jedes bessere Wachsthum muß durch Bewässerung zu Stande gebracht werden. Ein Grundstück welches bewässert werden kann, hat in hiesiger Gegend den zehnfachen Werth. Umsomehr habe ich mich darüber gewundert daß keine Versuche bisher gemacht worden sind mit artesischen Brunnen. Ich habe die Ueberzeugung daß in der Berggegend zwischen Almansa und Jativa Regenwasser, insbesondere zwischen dem Gestein in den Boden hineinsickert, und durch artesische Bohrung wieder zu Tage gefördert werden könnte. Ein Bewässerungsmittel dieser Art würde den Werth des Grundeigenthums in außerordentlichem Maße steigern. Hätte ich in diesem südlichen Theile von Spanien ein von der Hitze erschlafftes, träges Volk angetroffen, so würde ich mich wenig darüber gewundert haben. Aber auch hier gilt dasselbe was ich schon früher rücksichtlich der nördlicher gelegenen Landstriche gesagt habe. Die Leute sehen kräftig, muskulös und gelenkig aus. In der größten Hitze wird auf den Feldern, auf der Straße, in den Häusern von früh Morgens bis nach Sonnenuntergang gearbeitet; die meisten bürgerlichen Gewerbsleute setzen ihre Arbeiten sogar noch Abends bei Licht bis um 9 Uhr fort. Von Spaniern habe ich übrigens über die Trägheit und geringe Leistungsfähigkeit der Taglöhner klagen hören, ob mit Recht, vermag ich nicht zu entscheiden.

Auch hier bilden die bei einer frühern Gelegenheit schon angedeuteten Beschuldigungen gegen den Beamtenstand (empleados) bei Einheimischen und Fremden einen der gewöhnlichsten Gegenstände des Gesprächs. Feste Anstellungen sind in Spanien unbekannt; jeder kann augenblicklich entlassen werden. Jeder strebt nun möglichst vorwärts zu kommen, und das Mittel dazu besteht darin die Höherstehenden hinauszudrängen. Einem großen Theile der Beamten wäre eine Revolution sehr erwünscht, weil sie zur Verdrängung vieler Vormänner behülflich seyn würde; man behauptet sogar die letzte Revolution in Spanien sey einzig von den Beamten ausgegangen, und nach Vollendung derselben seyen in Madrid nicht weniger als 10,000 Beförderungsgesuche eingelaufen.

Die Vancouver-Insel.

Bis zum Jahr 1789 wußte man noch nicht daß es eine solche Insel am pacifischen Gestade des nordamerikanischen Festlands gebe, denn erst damals wurden die Sunde genauer untersucht, welche die Insel, die bisher für ein Stück des Festlandes gehalten worden war, von diesem trennen. In neuester Zeit, d. h. seit dem Aufblühen Californiens wurde die Insel schärfer ins Auge gefaßt, da Kohlenlager an der Küste entdeckt worden waren. Kohlenlager am Saum des stillen Meeres sind aber „seltene Vögel," und darum von höchster Entscheidung für die Dampfschifffahrt auf der Südsee. Im Jahr 1849 gewährte das brittische Parlament der Hudsonsbaygesellschaft die Insel als Domäne, mit der Aufgabe jedoch im Laufe von fünf Jahren befriedigende Ansiedlungen zu schaffen. In allerneuester Zeit hat die Insel noch ganz besondere Reize erhalten, seitdem in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft Gold an dem Fraserfluß des Festlandes entdeckt worden ist. Die Nachricht hat in San Francisco und in ganz Californien die größte Aufregung hervorgebracht, und wie wir aus dortigen Blättern ersehen, wird jedes Schiff welches aus dem Georgiagolf zurückkehrt mit derselben Spannung erwartet, als die Posten aus Californien zur Zeit des ersten Goldfiebers. Erhitzte Phantasien träumen sogar schon von Eisenbahnen, welche Canada mit dem neuen Dorado am stillen Meere verbinden werden. Es ist daher ein glücklicher Zufall daß gerade jetzt durch die Londoner geographische Gesellschaft Grant's Beschreibung der Vancouver-Insel veröffentlicht wird, die erste genauere Arbeit, die überhaupt über den Gegenstand geliefert worden ist.

Die Insel, welche nur durch eine schmale Schlucht, durch einen breiteren Golf und durch einen Archipel vom Festland getrennt wird, liegt zwischen 51° und 48° 20′ nördl. Br., also ungefähr in derselben mathematischen Lage wie die Südküste von Irland und das Departement Finistèrre der Bretagne. Sie liegt an der westlichen, also an der warmen Seite eines Festlandes, allein ihr Klima ist nicht verführerisch, denn das Jahr besteht aus acht Monaten Winter und vier Monaten Hölle. Aber nicht bloß heiß sind die Sommer, sondern zugleich so trocken daß die kleinen Wasserläufe der Insel rasch versiegen. Ebenso wenig einladend ist der Anblick der Insel von der See aus, da die Küsten steil und ungastlich in die See sich senken. Dafür gibt es ringsherum tief eingenagte Buchten ähnlich den schottischen Lochs oder den nordischen Fjorden, eine Küstengestaltung die sich auch auf dem gegenüberliegenden Festlande wiederholt. Das Innere der Insel wartet noch auf einen Entdecker, und nur so viel ist bis jetzt bekannt daß die Insel in ihrer großen, von Südost nach Nordwest gerichteten Achse von einem stattlichen Gebirge, wie von einer Wirbelsäule durchzogen wird. Die Hudsonsbaygesellschaft bot Ländereien zum Preis von 1 Pfd. St. für 20 Acres feil. Wollte jemand mehr kaufen, so mußte er sich verpflichten für je 20 Acres einen Ansiedler mitzubringen. Bis jetzt hatte ein einziger Unternehmer, unser Hr. Grant von diesem Angebot Gebrauch gemacht und mit acht Colonisten 1849 an der Südspitze einen Anbau begonnen, 1854 aber diese Ländereien wieder verkauft. Ende 1853 bestand die weiße Bevölkerung der Insel aus 450 Köpfen, wovon 300 in Victoria, dem Hauptplatz der Insel, 125 in Nanaimo bei den Kohlengruben und der Rest bei Fort Rupert im Norden an der Einfahrt von Königin Charlotte Sund sich aufhielten. Setzen wir hinzu daß von diesen Ansiedlern über 100 im Dienst der Hudsonsbay- und der Puget-Sundcompagnie stehen. Nur da wo die Schluchten am Ufer mit Geröll ausgefüllt sind, wird bis jetzt

der Ackerbau betrieben, und doch standen kaum 500 Acres Land 1853 unter Cultur. Als besonders günstiges Exempel wird angeführt daß ein Colonist 44 Bushel Weizen auf dem Acre geerntet hat. Bei Fort Rupert wurde auf Kohlen gebohrt und das Fossil an einzelnen Stellen gefunden. Da das Lager aber an der günstigsten Stelle nur 6 Zoll Mächtigkeit besaß, so haben gegenwärtig die Bergleute diesen Theil der Insel verlassen. Im Jahr 1850 wurden jedoch bei Nanaimo an der Ostküste 49° 15' nördl. Br. reichere Kohlenlager entdeckt, die sich bis zu der kleinen Insel Newcastle gegenüber erstrecken. An vier Punkten wird dieses Lager bearbeitet, welches durchschnittlich 6—7 Fuß Mächtigkeit bei 50 Fuß Tiefe besitzt, und nach der Meinung der Bergleute in einem Radius von 2 engl. Meilen rings um Nanaimo angetroffen werden kann. Von 10 geschulten Bergleuten werden je 120 Tonnen in der Woche (sechs Tage) gefördert, also je zwei Tonnen im Tag per Mann. Die Hudsonsbaycompagnie verkauft die Tonne mit 11 Dollars bis zum Bord des Schiffes, und die Kohlen wurden in San Francisco (1854) mit 28 Dollars bezahlt. Die Insel muß ehedem schon von Spaniern bewohnt gewesen seyn, denn bei Matchousin an der Südspitze finden sich die Trümmer eines verschanzten Lagers.

Mit eßbaren vegetabilischen Producten ist die Insel sehr sparsam ausgestattet. Die Indianer sammeln die Camassia esculenta, deren Wurzel von der Größe einer Zwiebel in Gruben für den Winter aufgestapelt wird, während ihnen die blauen süßen Beeren von der Größe einer Brombeere auf den niedrigen Sträuchern einer Gualtheria ein geschätztes Obst liefern, und die getrockneten Blätter von Arbutus uva ursis anstatt des Tabaks dienen und aus Pfeifen geraucht werden. Wenn wir dazu noch Himbeeren, Erdbeeren, Stachelbeeren, Holzäpfel, wilde Kirschen und Equisetum hyemale, welches beim Mangel von Gräsern gutes Viehfutter gewährt, hinzufügen, so ist das Register erschöpft. Zwei Arten Bären, drei Arten von Rothwild, schwarze und weiße Wölfe, eine kleine Art Panther, Eichhörnchen, Land- und See-Ottern und Biber, von denen man jedoch bis jetzt nur die Spuren angetroffen hat, vertreten die vierfüßige Bevölkerung. Die Insel ist jedenfalls nicht ergiebig für die Pelzjagd, denn die Ausfuhr von Pelzen erreicht im Werth kaum 40 Pfd. St. das Jahr. Häufig ist nur Wassergeflügel, welches die Buchten und kleinen Seen im Winter belebt, im Sommer aber davonzieht. Größeren Nutzen versprechen die reichen Waldungen der Insel. Zwei Arten von Eichen kommen vor, und unter den Föhren die Nobilis, welche bisweilen 250 Fuß Höhe mit 42 Fuß Umfang erreicht. Im allgemeinen ist aber das Holz weniger zu Masten, als zu Spieren oder zu Scheitern zu verwenden.

Die Insel wird von 26 Indianerstämmen bewohnt, die etwa 17,000 Köpfe zusammen zählen, wovon die eine Hälfte allein sich an der Westküste aufhält, und unter diesen der Stamm der Clayoquots (3000 Köpfe) der zahlreichste ist. Nur an der Nord- und Ostküste würde ein Boot mit einem halben Dutzend Europäern Gefahr laufen von den wilden Comux und Dukletahs angegriffen zu werden, unter die übrigen Stämme darf sich aber jeder einzelne wohlbewaffnete Mann unerschrocken begeben. Die Hudsonsbaycompagnie hat 200 (engl.) Quadratmeilen Landes von verschiedenen Stämmen für 950 Stück wollene Decken gekauft, die überhaupt seit längerer Zeit unter den Wilden als Geld cursiren. Vier verschiedene Sprachen herrschen auf der Insel, aber keine Verwandtschaft ist bisher mit andern Sprachen des Festlandes ermittelt worden. Sklaverei wird bei allen Stämmen angetroffen, da die Kriegsgefangenen entweder zu Knechten gemacht oder enthauptet werden welches letztere oft der Fall ist, insofern das Kopfabschlagen zu den Lieblingszerstreuungen der Eingebornen gehört. Sie glauben an Geister und Gespenster, sowie an die Beschwörungen ihrer Tomannoas oder Medicinmänner. Die westlichen Stämme sind hoch und gut gewachsen, ihr Haar ist grob, glatt, schwarz oder braun, und wird seinem Wuchs überlassen. Einige Indianer tragen einen pilzähnlichen Hut oder Kopfputz aus Cedernrinde. Die Schenkel und Beine sind mißgestaltet und mager, weil die Eingebornen gewöhnlich in ihren Kähnen zu kauern pflegen. Die Physiognomie trägt den Typus aller Rothhäute, lange Nase, vortretende Backenknochen, großen Mund, lange Augen. Die Stirn ist sehr niedrig und platt gedrückt, weil den Neugebornen ein Stück Baumrinde fest auf den Schädel geschnürt wird, um der noch weichen Hirnschale die landesübliche Façon zu geben, was natürlich auf die geistige Entwicklung nicht ohne Einfluß bleiben kann. Die Kleidung besteht entweder aus einem Bärenfell oder aus einem Hemd, welches die Frauen von den Haaren der weißen Hunde, die wie Lämmer geschoren werden, oder aus den Fasern der Cedernrinde verfertigen. Die Farbe der Haut ist rothbraun, und die Frauen, obwohl durchgängig mit Mopsnasen von der Natur bedacht, besitzen bisweilen einige Reize, jedenfalls aber mehr Fassungsgabe als die Männer. Sie werden, wenn sie reif geworden sind, verkauft, und es besitzen, da Polygamie in Praxis ist, reiche Häuptlinge bisweilen 8—10 Stück, aber der gemeine Mann erschwingt höchstens eine Frau, denn der Preis beträgt 10 wollene Decken oder ein Feuergewehr, und für Häuptlingstöchter wird noch Agio gezahlt. Uebrigens sind die Ehen nicht sehr gesegnet, denn eine Zahl von drei Kindern gehört schon zu den Seltenheiten. Dieß liegt nicht an der Frauennatur, da die halbblütigen Indianerinnen in der Regel sehr fruchtbar sind, sondern die Vermehrung wird künstlich durch Abortivmittel hintertrieben. Die nationale Waffe ist ein Bogen aus Eibenholz und Pfeile mit Spitzen aus Fischgräten. Beim Schuß liegt der Bogen horizontal. Uebrigens sind die Indianer schlechte Schützen und ersetzen in neuerer Zeit sehr vielfach ihre schlechte Waffe durch Gewehre aus den Hudsonsbayfactoreien. Die Jubelzeit im Jahr ist August und September, wo der Lachsfang beginnt. Dieser Fisch wird theils mit Netzen aus Hanfgarn, theils mit dem Speer, theils mit Schnur und Haken gefangen. Die Angelhaken verschaffen sich die Eingebornen aber nur durch den Handel mit Europäern. Sieben verschiedene Arten von Lachsen zeigen sich in den Gewässern, durchschnittlich von der Größe daß 30 auf das Barrel gehen, doch wiegen einzelne Exemplare bis zu 50 und 60 Pfund; auch gibt der Handel mit Lachs nach den Sandwich-Inseln und San Francisco nächst den Kohlen der Insel eine gewisse mercantile Bedeutung. Außerdem füllen sich die Sunde im October und November mit Häringszügen. Die Fische sind von derselben Güte wie an der schottischen Westküste, und erscheinen in solchen Schaaren daß die Eingebornen sie an Stangen mit krummen Nägeln wörtlich aus dem Wasser in die Kähne reißen. Wallfische verirren sich auch bisweilen, aber spärlich in die Sunde zwischen Insel und Festland, und werden von den Eingebornen erlegt. Die Dörfer und Hütten der Indianer, die beiläufig bemerkt nur Futterale für Gestank und Elend sind, liegen immer entweder an einem Fluß, oder hart an einem rückwärts gesicherten Punkt des See-Ufers und sind mit Pfahlwerk geschlossen, in welchem nur drei Fuß hohe Löcher zum Aus- und Einschlüpfen sich befinden. In der Nähe des Dorfes wird der Begräbnißplatz ausgewählt. Ihre Todten legen sie in kauernder Stellung in rohe Särge, die mit Steinen bedeckt werden und vor denen man zur Ernährung der unsterblichen Seele etliche Tage lang Wildpret oder Lachs verbrennt. Dieß ist die einzige Regung,

wodurch sie den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode verrathen. Auch nennen sie nie den Namen eines Verstorbenen, oder halten es für ein übles Wahrzeichen, wenn er ausgesprochen wird. Alte kränkliche Leute werden von ihren eigenen Kindern, jedoch erst nach Autorisation des Medicinmannes erdrosselt. Ihre Rechtsbegriffe gehen nicht weiter als daß Blut mit Blut, Auge mit Auge, und Zahn mit Zahn gesühnt werden müsse. Doch lassen sich die Verwandten eines Erschlagenen am liebsten mit einem Weergeld in wollenen Decken abfinden. Nasen- und Ohrenringe gehören zu den Zierathen, die beide Geschlechter schmücken, das Tätowiren aber monopolisiren die Frauen.

Man sieht aus dieser Darstellung daß die Vancouver-Insel ein sehr undankbares Feld für künftige Ansiedlungen seyn wird. Ihr mercantiler Glanzpunkt sind die Kohlenlager, nächst diesen aber der Fischreichthum der Gewässer, welcher hinreicht die 17,000 Indianer der Küste mit Nahrung zu versehen, und endlich das Holz in der Nähe der Hafenplätze, wo es sich gut verladen läßt. Triften und Weiden scheinen gänzlich zu mangeln, und der Ackerbau, auf ein winziges Terrain beschränkt, hat außer der Dürre im Sommer mit den Herbstnebeln zu kämpfen, welche jede Thaubildung zu verhindern pflegen.

Die Farbigen und Weißen auf Trinidad.

(Von Dr. Karl Rehtbach.)

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der Gegenstand ihrer Tänze ist immer ein und derselbe, die alte Triebfeder, die nie rostet und nie ihre Elasticität verliert, solange Menschen auf Erden leben: die Liebe. Nicht aber etwa der tiefe innere Zug der Seele, das geistige Moment derselben, sondern nur der äußere Trieb, die Begierde. Demgemäß sind denn ihre Bewegungen so handgreiflich daß ein europäisches Auge sich abwenden muß. Sind gar Tänzer dabei, so wird es abscheulich. Die Tänzerinnen haben — denn das Weib ist unter allen Zonen ein Weib, hält mehr auf Sitte als der Mann und artet nicht so leicht in Rohheit aus — immer noch ein Gefühl für Schicklichkeit, und die Darstellung ihrer Triebe hat einen etwas zarteren Anstrich, aber selbst bei ihnen ist es sehr schwer oder unmöglich Zuschauer zu seyn, weil nichts als das heißeste Verlangen aus allen Mienen und Körperbewegungen spricht. Wie weit sie darin gehen, bis zu welchen Mitteln die Mimik dabei greift, das erlassen mir meine Leser auseinanderzusetzen, weil dafür die Ausdrücke fehlen. Es genügt wohl, wenn ich sage daß sie nichts scheuen, selbst das Aeußerste nicht, und daß sie keinen Zuschauer im Unklaren lassen über den Gegenstand ihrer Darstellung. Von allegorischer Bedeutung und verblümter Sprache ist keine Ahnung darin.

Tanzen drei Personen zugleich, so spielt die eine einen Mann (oder ist einer) und die beiden andern sind Frauen, die um seine Liebe werben, bis er eine von ihnen auswählt und die andere verwirft. Niemals aber habe ich im Tanz zwei Männer um eine Frau werben gesehen; entweder können die Neger sich das nicht denken, weil das Weib bei ihnen nicht so viel gilt, also nie der Zankapfel werden kann, oder auch, sie können das nicht darstellen, weil es Schläge setzen müßte. Immer werben zwei Frauen um einen Mann. Da gilt es denn daß jede der beiden ihr möglichstes thut ihn an sich zu ziehen und zu gewinnen, und da dieß natürlicherweise nur durch äußere Mittel geschehen kann — denn von anderen haben diese Naturkinder keine Ahnung — so bietet also jede alles auf ihn anzulocken und die Nebenbuhlerin zu überbieten; die Phantasie meiner Leser mag sich ausmalen welche Bilder bei solchen Bestrebungen entstehen müssen. Da übrigens die Sache ihnen kein Spiel ist, sondern voller Ernst, so folgt daraus daß, wenn Grazie in ihren Stellungen herrscht, diese durch ihre Natürlichkeit wirklich bezaubernd wird, was besonders dann der Fall ist, wenn die Tänzerinnen keine Schwarzen, sondern Mulattinnen sind. Diese haben meist einen feineren Körperbau und sind in ihren Bewegungen zierlicher. Auch mäßigen sie die Deutlichkeit ihrer Darstellung ein wenig und geben dem Ganzen einen, wenn auch noch so geringen, geistigen Anstrich.

Wenn man die Tänze dieser letzteren, sie mögen nun einzeln, oder zu zweien und dreien stattfinden, gegen unsre Ballets in Europa hält, so erscheinen diese höchst kläglich und albern. Es ist nichts als eine übertriebene Beinkünstelei, die weder Sinn noch Verstand hat in dem was sie darstellt. Die großen mehractigen Ballets sind die Blüthe dieses Unsinns. Man denke sich dagegen in eine tropische Nacht unter freiem Himmel; ein Grasplatz oder ein hartgetretener Lehmboden, von Palmen, immerblühenden Sträuchern und Bäumen umgeben, ist der Tanzplatz. Am Firmament glänzen die Sterne in unbeschreiblicher Pracht; in der Luft schwirren Tausende von leuchtenden Insecten und verbreiten eine matte grünlich schimmernde Dämmerung. Die Brust athmet Blüthenduft und milde Kühle. Ein süßes Behagen durchdringt den ganzen Körper, scheint auf der Natur rund umher zu ruhen. Kaum regen sich die Blätter der Gebüsche welche den Platz einfassen. Auf der Seite brennt ein helllodernd̈es Feuer und wird lebhaft unterhalten. Es vertritt den Kronleuchter des Theaters vollkommen, ja, es hat den Vortheil daß auch neben den hellern Lichtern die tiefsten Schatten in den Gruppen sichtbar werden, wonach man auf der Bühne mit ihrer allseitigen Beleuchtung vergeblich sucht. Im Kreise umher hocken und stehen in allen nur möglichen Stellungen Alte und Junge, Männer und Weiber, und die weißen Anzüge und bunten Kopftücher stechen seltsam gegen die schwarze oder braune Hautfarbe ab. Einer schlägt die Pauke (nach obigem Muster angefertigt) oder ein Tamburin, die andern singen, unter einander sich ablösend, ein Lied, so gut sie können. In der Mitte des Kreises schweben und neigen sich zwei oder drei Mädchen und singen selbst in Rede und Antwort den Text zu ihrer Darstellung. Haben sie gar einen Shwal zu Hülfe genommen, so wissen sie diesen so künstlich zu halten, eine die andere darin zu verschlingen, diese sich zu befreien, daß man unmöglich anders sagen kann, als das hat alles Sinn und Verstand! Das paßt zusammen! Es ist was! — Personen und Umgebung und Darstellung sind harmonisch; sie sind mit einander auf einem Boden gewachsen; sie bedingen sich unter einander. Ist das auch bei unserm Ballet der Fall? — Ja, auch nur bei unsern Bällen?

Der Indianer ist zwar so gut ein Kind der heißen Zone wie der Neger, so gut ein Natursohn wie dieser, oder mehr noch, denn er hat weniger Umgang mit den Weißen; dennoch liebt er diese Tänze der Afrikaner nicht. Dieß hat einmal seinen Grund

darin daß er die Bewegung scheut, und die Ruhe, sowohl geistige als körperliche, liebt, und dann, weil er den Lärm nicht mag, der dabei stattfindet und die unschicklichen Gebärden der Tänzer verabscheut. Der Widerwille den er überhaupt gegen den Schwarzen hegt, führt sich auf die gründliche Verschiedenheit ihrer Naturen zurück: der Neger kann nichts auf dem Herzen behalten, und darum muß er immer schwatzen; darum scheut er sich nicht seine Neigungen und Triebe zur deutlichsten Anschauung zu bringen. Der Indianer dagegen ist zurückhaltend und verschlossen, deßhalb schweigt er, deßhalb bewegt er sich möglichst wenig, und verbirgt was überhaupt in ihm vorgeht. Zwar mag dieß wenig genug seyn, aber auch von diesem wenigen läßt er äußerlich nichts merken. Aus diesen Gründen konnte auch unser Wirth John die Tänze nicht leiden, und ich begriff seinen Widerwillen vollkommen; auch ihm war Lärm und Bewegung einerseits und die Unschicklichkeit der Darstellungen andrerseits zuwider; sie waren gegen seine indianischen Begriffe von Würde und Anstand, welche Ruhe und Zurückhaltung geboten.

Wir kamen in die breite Hauptstraße zurück, und in derselben hinabschreitend, hatte ich Muße genug einen Vergleich zwischen den beiden Völkern anzustellen. Am Morgen hatte ich bei den versunkenen Wagen ein so lebhaftes Bild des Negertreibens mitangesehen; hier stand ich vor einem sehr verschiedenen des Indianerlebens.

Am folgenden Abend hatte ich noch eine Anschauung mehr gewonnen und der Vergleich drängte sich von neuem in größerer Schärfe auf. Aber dieß Resultat gewann ich schon jetzt daß, wie derselbe Sonnenstrahl das süße Zuckerrohr und den tödtlichen Milchsaft der Cassave entwickle, das nützliche Schaf und den reißenden Jaguar wachsen mache, so auch derselbe Sonnenstrahl unter der schwarzen, rothen und weißen Haut verschiedene Individualitäten entfalte. Nur was ihnen allen etwa gemeinsam war, das mußte als der Grundton ihres Wesens aufgefaßt werden, und darüber giengen meine Gedanken hin und her. Indessen gelangten wir zu unserer ersten Station zurück und banden unsre Pferde los. Der Indianer saß noch ebenso wie vorher auf seiner Matte und sah, ohne sich zu regen, zu, wie wir anlangten und unsre Thiere bestiegen. Die Tochter dagegen hatte sich nützlich gemacht, und da sie die Herren nicht hatte speisen dürfen, wenigstens den Pferden ihre Sorgfalt zugewandt, indem sie ihnen einige Bündel Mais- und Zuckerrohrblätter gereicht hatte, die unsre Vierfüßler dankbar hinnahmen.

Sie stand unter dem Vordach, aber ohne sich zu rühren, folgte jedoch mit den Augen jeder kleinsten Bewegung. Ich dankte ihr freundlich, als ich bemerkte was sie indessen gethan, und sie war sichtbar erfreut darüber. Der Vater erwiederte, da wir wieder im Sattel saßen, unsern Abschiedsgruß mit bloßem Kopfnicken, die Tochter mit einer Verbeugung, indem sie zugleich zwei Schritte vortrat, so daß das Licht der Abendsonne ihre ganze zierliche Gestalt beleuchtete. Es lag der Ausdruck einer großen Sanftmuth und Zartheit darauf, der nur durch das Licht noch gehoben wurde.

Noch einmal grüßte ich, und ließ dann meinem Schimmel, der allerlei ungeduldige Sprünge machte, den Zügel, und fliegend trugen seine raschen Hufe mich über die Grasfläche dahin, der sinkenden Sonne nach, bis der Wald uns aufnahm in seine Schatten und die rasche Bewegung der Pferde durch seine fortwährenden Gefahren hemmte. Doch durften wir nicht zaudern, denn bei Nacht ist die Reise durch einen tropischen Wald eine Unmöglichkeit, und wenn wir noch ein Nachtlager haben wollten, so war dieß nur in einer guten Stunde zu erreichen. Dämmerung gibt es nicht, sondern mit Sonnenuntergang bricht auch gleich die Nacht herein. Unsre Thiere schienen das zu wissen, denn sie giengen mit solcher Anstrengung bergauf, bergab, und durch Dick und Dünn, daß wir mit untergehender Sonne auch die Dächer von San Margarita sahen, und 10 Minuten später in den Hof der weiten Pflanzung hineinsprengten.

Am nächsten Morgen machte ich noch vor dem Frühstück, indessen mein Gefährte mit dem Hausherrn die Zuckerfabrik besah, einen Gang durch die Hütten, welche das Herrnhaus umgaben. Hinter demselben lagen sie zerstreut hier und dort, jede von einem kleinen Gärtchen eingefaßt, worin das Geflügel, meist Perlhühner, pfeifend spazieren gieng. Alle diese wurden von Negern oder ihren hellern Nachkommen bewohnt. Auf der rechten Seite des Wohnhauses aber zog sich eine etwas krumme Linie von niedrigen Bretterhäusern hin, die alle nach einem Muster gebaut schienen und durch ihre regelmäßige Form, sowie durch die geordnete Lage von den übrigen seltsam abstachen. An ihnen vorbeischreitend, sah ich daß sie alle von Kulis aus Ostindien bewohnt waren. Hie und da kauerte ein Weib mit einigen Kleinen vor der Hütte oder innen dicht am Eingang derselben, und kochte in einem niederen Topfe das Frühstück für den zeitweiligen Herrn Gemahl. Da nämlich diese kleine Colonie nur sehr wenige Frauen zählt — es kommen drei bis vier Männer auf eine Frau, was übrigens noch ein sehr günstiges Verhältniß ist, denn auf den meisten andern Pflanzungen kommen 10—12 indische Männer auf ein Weib, daher ist San Margarita bekannt dafür daß hier die Inder Nachkommen haben, was sonst nicht der Fall ist — so gehen trotz der Einrede der englischen Oberherren die Frauen von Zeit zu Zeit aus einer Hand in die andere und wechseln mit der Hütte auch den Gatten. Eine Folge davon ist daß dieselben körperlich sehr bald erliegen und frühe sterben, und das Uebel wird mit den Jahren nur größer. Wäre nicht der ursprüngliche Widerwille der Inder gegen die Neger ein Hemmniß ihres Umgangs und jeder Verbindung unter ihnen, so würde es nie so arg werden. Aber die Verschiedenheit des Blutes und der Abstammung behauptet ihr Recht, und wird erst nach Jahren und durch mannichfache Schäden von der Noth überwunden.

Obwohl die Inder äußerlich zum Christenthum bekehrt sind, so haben sie doch ihre ursprünglichen Sitten und Gebräuche zum großen Theil beibehalten. Davon wurde ich ohne meinen Willen Zeuge. Indem ich nämlich an den Häusern entlang wanderte, kam von der andern Seite ein Haufen Männer und Knaben daher, in ihrer Mitte ein mit Federn und allerlei Zierath geschmückter Tänzer, dessen Haar bereits grau war. Singend oder vielmehr schreiend geleiteten sie ihn bis zum Eingang einer Hütte und bildeten dort, indem sie sich an den Boden kauerten, einen Kreis um ihn, ohne jedoch ihren Gesang zu unterbrechen. Ich trat näher und beobachtete ihr Thun. Der Tänzer hielt in der linken Hand ein kleines Gefäß, in das er aus der rechten von Zeit zu Zeit etwas hineinwarf. Als aus der Hütte ein Mann hervortrat, wandten sich aller Augen auf diesen, und der verstärkte und erhöhte Ton ihres Geschreies, das sich ziemlich eintönig innerhalb vier Stufen der Tonleiter bewegte, zeigte mir daß die ganze Ceremonie ihm gelte. Der Tänzer sprang im Kreise hin und her, hob bald die Arme hoch in die Luft, warf den Kopf wie in Verzückung hin und her, verdrehte die Augen nicht nur, sondern den ganzen Oberleib, bald wieder kauerte er nieder an die Erde, beschäftigte sich mit den Kräutern, die er in der Rechten hielt und tauchte oder preßte sie in das Gefäß hinein. Dann sprang er aufs neue auf die Füße, lallte allerlei Töne und Worte, die wie Beschwörun-

gen oder Gebete klangen, denn er sah zur Sonne, die eben aufgieng und zum Himmel hinauf, und erhob dann das Gefäß in derselben Richtung. So mochte der Lärm und das Springen des Zauberers, denn als solcher wurde er mir hernach genannt, wohl fünf Minuten gedauert haben, als derselbe, entweder aus Ermüdung, oder weil wirklich der Act vorüber war, länger sitzen blieb, und dann als der Gesang endete, mit feierlichen Schritten auf den Mann zugieng, dem die Hütte gehörte, diesen bei der Hand nahm und mit ihm im Eingang verschwand. Ich erfuhr nun daß des letzteren Weib todkrank sey, und daher der Zauberer ihr ein Heilmittel gebracht habe. Am Abend hörte ich daß der Erfolg günstig ausgefallen sey, Dank den Gebeten und Beschwörungen ihres Heilkünstlers! Dieß war der Inder Meinung, und sie lächelten vornehm über meine Zweifel, als ich erwiederte daß wohl das beste Theil des Erfolgs auf die Heilkräuter zu setzen sey, die der Zauberer der Kranken überreicht habe.

Trotz der Armuth dieser Arbeiter sieht man ihre Hände und Arme, Ohren und Nasen, und bei den Frauen selbst die Füße geschmückt mit goldenen und silbernen Ringen. Da sie an den letztern immer dicht über den Knöcheln sitzen, so müssen sie schon in früher Jugend angelegt worden seyn, weil sie ohne Schloß sind, und so eng anliegen daß sie nicht über die Knöchel herabgestreift werden können. Oft tragen die Frauen deren drei, vier oder noch mehr übereinander an demselben Fuß, gewöhnlich am rechten. Auch der Hals ist mit Geschmeide geziert; dergleichen ist Erbstück und geht von der Mutter auf die Tochter über. Bei den Männern sah ich nur Ringe in den Ohren und am Arm, selten an den Händen oder in den Nasenflügeln.

Während die Negerweiber auch in der Fabrik und auf dem Felde arbeiten, verlassen die indischen Frauen ihre Hütte niemals zu solchem Zweck. Mag dieß nun ihren Anschauungen zuwider seyn, oder hier dadurch unmöglich werden weil sie fortwährend Säuglinge zu versorgen haben: genug, ich fand sie niemals anderswo als in ihren Häusern, wo sie stets eifrig mit den dortigen Angelegenheiten beschäftigt waren.

Die Männer arbeiten höchst ungern in der Zuckerfabrik, weit lieber auf dem Felde. Am liebsten aber besorgen sie das Vieh, und der Besitzer von San Margarita schien diese Eigenthümlichkeit seiner Morgenländer wohl erkannt zu haben. Denn indem ich auf der Rückkehr aus der Indercolonie auf einem Umweg an den Ställen vorbeikam, sprengten mir auf wohlgehaltenen sehr schönen Pferden vier junge Athleten entgegen und jagten sausend an mir vorbei dem Bache zu, darin sie die Pferde schwemmen wollten. Reiter und Roß völlig nackt, das letztere hatte nur eine Halfter um das Maul. Es war ein malerischer Anblick. Ohne Sattel und Decke, ohne Bügel und Zügel vier der schönsten Gestalten, die ich je gesehen auf köstlichen Pferden dahingaloppirend, mit dem Wind in die Wette. Des Rosses Mähne und des Reiters rabenschwarzes langes Haar, das ihm fast bis an die Hüften reichte, flatterte hintennach; dabei das freie Spiel der Muskeln an dem jugendlich starken braunen Körper: nie werde ich das Bild vergessen! — Ich sah ihnen nach, solange ich konnte. Ein kleiner Hügel, hinter welchem das Wasser floß, zeigte sie mir noch einmal in voller Schönheit, wie sie auch ihn in vollem Lauf hinaufsprengten, und entzog sie dann meinen erfreuten Augen. Was wollte neben dieser Naturscene die künstlichste Reiterübung in einem Circus heißen!

Indem ich in die Stallungen eintrat, fand ich wohl ein Duzend Inder bei den Thieren beschäftigt. Mit ebenso viel Liebe wie Sorgfalt lagen sie ihrem Geschäft ob, und der Herr selbst hätte nicht pünktlicher seyn können als diese seine Untergebenen. Einer der jungen Männer zog mich durch seine auffallende Schönheit und einen besondern Ausdruck von Schwermuth an, der auf seinem bronzefarbenen Gesicht lag. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an, aber es gieng nur schwer vorwärts, weil er des Englischen nicht recht mächtig war. Als ich ihn frug, wie er heiße, richtete er sich ganz auf, warf den Kopf mit dem langen schwarzen Haar ein wenig hinten über, und indem er sich auf den Besen stützte, den er eben gehandhabt hatte, sagte er mit leuchtenden Augen, und indem hinter dem dunkeln Antlitz ein eigenthümlicher Glanz der frohen Erinnerung hervorbrach: jetzt William, aber daheim . . . . . .! (er nannte ein indisches Wort mit vielen Sylben). Was bedeutet das? frug ich mit Verwunderung über seine seltsame Freude. „Der Frauen Wonne," antwortete er halb verschämt daß er seinen Namen, auf den er so stolz war, in eine fremde Sprache übersetzen mußte. Drei seiner Gefährten, die in der Nähe waren, hatten bei dem indischen Worte neugierig die Ohren gespitzt und waren herzugetreten; ihre Mienen bestätigten die Wahrheit seiner Aussage. Das Gefühl seiner frühern Triumphe über die Herzen seiner Landsmänninnen gieng als ein schöner Traum über seine Seele hin, und ich hätte nicht den Muth gehabt ihn in diesen Erinnerungen zu stören, wäre dieß nicht dadurch geschehen daß zwei von den Gefährten vom Aufseher gerufen wurden. In diesem Augenblick griff seine rechte Hand den Stiel, den sie nur locker gefaßt hielt, wieder fester, seine Augen sanken zurück unter den Schatten der Stirn und der Glanz seines Gesichtes erlosch. „Und wie gefällt es dir hier?" redete ich ihn nun wieder an, als seine Blicke und Hände sich der Arbeit zuwandten. Er hatte den Nacken wieder gebeugt, hob ihn jetzt ein wenig zu mir hin, schüttelte ganz leise zweimal das Haupt, so daß man es kaum bemerkte, sagte aber kein Wort, sondern beschäftigte sich emsig mit Führung des Besens. Ich begriff wohl warum er schwieg, denn der Contrast zwischen dem Sonst, das eben bei seinem heimathlichen Namen wieder aufgetaucht war, und dem Jetzt, das ihn wirklich umgab, war zu grell. Der Frauen Wonne! Sein Frühling war vorbei, trotzdem daß er kaum 24 Jahre zählen mochte.

Ich gieng von den Stallungen in das Kochhaus (Zuckerfabrik) und machte hier die Bekanntschaft der Söhne des äußersten Ostens, jener Nachbarn der Inder, welche dem Reich der Mitte entstammt waren. Als ich nämlich an den sieben großen Zuckerpfannen vorbeigieng, sah ich in jeder derselben einen dunkelblauen Klumpen sich kaum merklich bewegen und ein höchst widerliches pfeifendes Geräusch hervorbringen. Ich trat näher, und jedes dieser großen kupfernen Halbeier trug als Küchlein einen citronenfarbigen Chinesen, welcher mit einer Austerschale beschäftigt war den Kessel, der ihn beherbergte, zu putzen. Das weite blaue Hemd und der grobe Strohhut, den ein jeder trotz des Schattens trug, welchen das Haus gewährte, bewegten sich dabei kaum; ja selbst die Arme lagen ziemlich ruhig, da sie ihre Thätigkeit von Punkt zu Punkt fortsetzten, und immer nur eine Fläche, wie ein Thaler groß, bearbeiteten. Dadurch gewährten die sieben Kupferpfannen mit ihren sieben dunkelblauen Insassen, deren Köpfe nicht über den Rand herausragten, einen komischen Anblick.

Als ich den einen anredete, bog sich der Strohhut in die Höhe und ich sah in ein feistes, glänzendes, ledergelbes Gesicht, dessen kleine Schweinsaugen höchst vergnüglich funkelten. Die wenigen Worte, die aus dem von grinsendem Lächeln bis an die großen Ohren sich verbreitenden Munde kamen, paßten vollkommen zu dem Gesicht; es war ein quäkender Kinderton, in dem sie vorgebracht wurden. Die Züge hatten etwas ungemein schlaues,

listiges, und die kleinen scharfen Augen blinzelten so beweglich hin und her als wollten sie sich alles zu nutze machen, was sie irgend erspähten. Das Haar hieng unter dem Hut als ein steifer Zopf hervor; die Hände waren dick, die Finger kurz und zugespitzt. Sie arbeiteten mit einer Emsigkeit und die Augen sahen so genau auf das Object ihrer Arbeit, daß ich überzeugt war, in dem Kessel hätte auch eine Ameise nichts süßes mehr, sondern überall nur das blanke Kupfer gefunden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Zur Armenstatistik von New-York. Nach dem Jahresbericht des Staatssecretärs genießen im Staat New-York 173,249 Personen öffentliche Unterstützungen (hiebei fehlen die Berichte von zwei Counties). Davon sind 75,400 in öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten untergebracht, der Rest gehört zu der Classe der Hausarmen. Im Jahr 1857 wurden für sämmtliche Arme 1,354,394 Dollars ausgegeben. Die verschiedenen Institute, mit welchen zugleich 7167 Ackerland verbunden sind, haben einen Werth von einer Million Dollars, die von den Bewohnern derselben jährlich gelieferte Arbeit wird auf 27,000 Dollars geschätzt; durchschnittlich kostet jeder Bewohner des Armenhauses die betreffende County wöchentlich 96¼ Cents. Es fanden sich in diesen Anstalten 1816 Irre, 433 Blödsinnige, 39 Taubstumme. Der Nationalität nach vertheilte sich die gesammte Zahl der Unterstützten folgendermaßen: 64,270 Amerikaner, 5000 Engländer, 75,474 Irländer, 1549 Schotten, 12,000 Deutsche, 843 Franzosen, 1783 Canadier und 3000 andere.

Medische Geschichte und Zeitrechnung. Hr. J. W. Bosanquet hielt in der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London am 5 Juni eine Vorlesung über medische Geschichte und Zeitrechnung von der Regierung des Dejoces bis auf Darius, den Sohn des Hystaspes, oder Darius den Meder. Er sagte, er wolle zeigen daß die Data, welche man gewöhnlich von den Epochen der Könige Mediens und sonach von vielen der Ereignisse erhalten habe die das alte Testament erzähle, und welche die Authenticität einiger der wichtigsten Theile der heiligen Schrift beträfen, ungenau bestimmt seyen, und weder mit den zuverlässigsten astronomischen Beobachtungen noch mit den aus alten Zeiten auf uns gekommenen verschiedenen Angaben übereinstimmten. Da indeß eine solche Beweisführung sehr umständlich ist, so müssen wir uns mit der Aufzählung einiger der Data und Ergebnisse begnügen zu denen Hr. Bosanquet gelangte. Die Hauptspringfeder der ganzen Beweisführung ist die Bestimmung der von dem Philosophen Thales vorausgesagten totalen Sonnenfinsterniß. Diese ereignete sich während einer Schlacht zwischen den Medern, unter Cyaxares, und den Lydiern, welche, dem Plinius zufolge, nahe am Schluß der 48sten Olympiade, oder um 585 vor Christus, stattfand. Die Ansicht der neuesten Chronologen gieng gewöhnlich dahin: diese Sonnenfinsterniß sey 18 oder 25 Jahre vor diesem Datum eingetreten. Allein fußend auf die bestimmte Angabe des Plinius, und auf die positive Behauptung Airy's daß die Sonnenfinsterniß von 585 die einzig mögliche sey, und gestützt auf die bestätigenden Beweisgründe welche die in der Anabasis des Xenophon erwähnte, in Larissa (Nimrud) eingetretene Sonnenfinsterniß, so wie die des Agathokles (von welcher große Diagramme gezeigt wurden) ihm an die Hand geben, nimmt Bosanquet dieses Datum an, und sucht zu zeigen daß es mit den geschichtlichen Ueberlieferungen zeitgenössischer Ereignisse und den in der Bibel enthaltenen Berichten übereinstimme. Den Fall Ninivehs, der einige Jahre nach der Sonnenfinsterniß stattfand, setzt Hr. Bosanquet in das Jahr 581, und den Tod des Cyaxares in das Jahr 573. Da die Länge der Regierung des Cyaxares bekannt ist, so würde der Tod seines Vaters Phraortes, der von einem babylonischen König getödtet wurde, ungefähr ins Jahr 613 fallen, und dieser König müßte Nabopolassar, der Vater Nebuchadnezars, seyn. In Uebereinstimmung mit diesen Voraussetzungen wird der Anfang des medischen Reichs, nach der bekannten Dauer der Regierungszeit der verschiedenen Könige, bis auf 688 hinaufgebracht, und wenn man die von Herodot als die Dauer dieses Reichs angegebenen 150 Jahre abzieht, so kommen wir auf das Datum 539 vor Christus, den Anfang der Regierung des Cyrus, herab. Die Regierung Nebuchadnezars würde dann zwischen die Jahre 580 und 537, d. h. etwa 24 Jahre später fallen als man nach der gewöhnlichen Berechnung annimmt. Die Einnahme Jerusalems, im neunzehnten Jahre seines Reichs, wird ins Jahr 560 v. Chr. kommen, und dieß steht in genauer Uebereinstimmung mit der unabhängigen Angabe des Juden Demetrius, welcher während der Regierung Ptolemäus Philopators schrieb. Herodot schließt das medische Reich ab mit dem Tode des Astyages; Xenophon dagegen gibt ihm einen Nachfolger Cyaxares II, der nach der Meinung Hrn. Bosanquets der Ahasverus des Buchs Esther ist, und dessen Reich von 538 bis 529 dauerte. Dieß steht abermals in Uebereinstimmung mit der biblischen Zeitrechnung, indem Mardochai, ein älterer Vetter der Esther, einer derjenigen war die mit Jeconiah, dem Könige von Juda, in die Gefangenschaft geführt wurden. Die Einnahme Babylons durch Cyrus erfolgte im neunten Jahre des Ahasverus, oder 530 v. Chr. Hr. Bosanquet führte mehrere Beweisgründe zur Unterstützung seiner Ansicht an, daß Darius der Meder wirklich der Sohn des Hystaspes, durch Adoption auch der Sohn des Cyaxares II war, und daher den Beinamen der Meder führte. Hierin liegt der Grund warum er von Daniel als der Sohn des Ahasverus bezeichnet wird. Der Schluß des siebenzigjährigen Elends nach dem im 9ten Capitel Daniels erwähnten Fall von Jerusalem würde, wenn man 70 von 561 abzieht, in das Jahr 491 vor Christus fallen, d. h. kurz vor das Ende der Regierung des Darius Hystaspes. Ktesias berichtet daß Darius in seinem 72sten Lebensjahr, im Jahr 485 v. Chr., mit Tod abgegangen sey. Nach Daniel, Cap. V. V. 31, eroberte er das Reich der Chaldäer, als er 62 Jahre alt war, also im Jahr 495 v. Chr., und in dieses Jahr fällt die berühmte Prophezeiung daß nach 70 Wochen von Jahren, oder 490 Jahren, der Messias erscheinen werde. Wir haben sonach das Jahr 5 v. Chr. für die Geburt Christi, ein conventionelles Datum, welches, wie den Chronologen wohl bekannt ist, in genauer Uebereinstimmung mit dem wirklichen Datum steht. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.